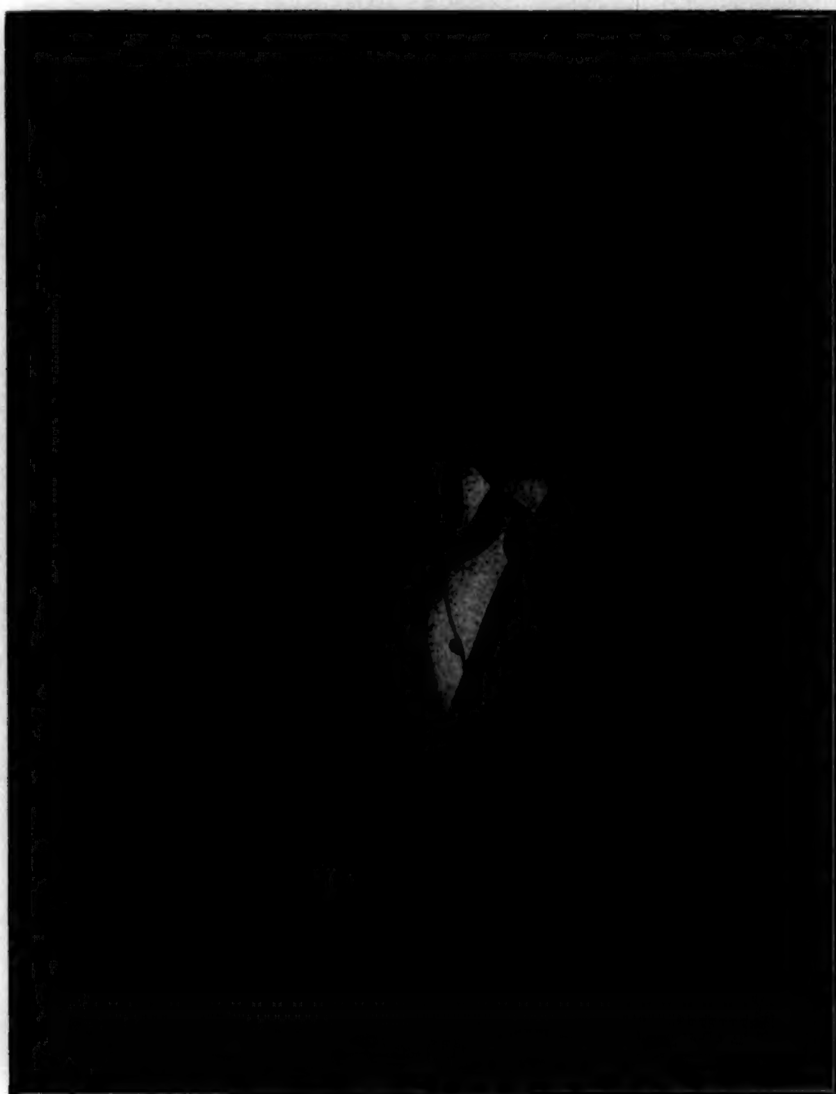
Adolf Stern

Ausgewählte Werke





Adolf Stern.

Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Mit einer Einführung

von

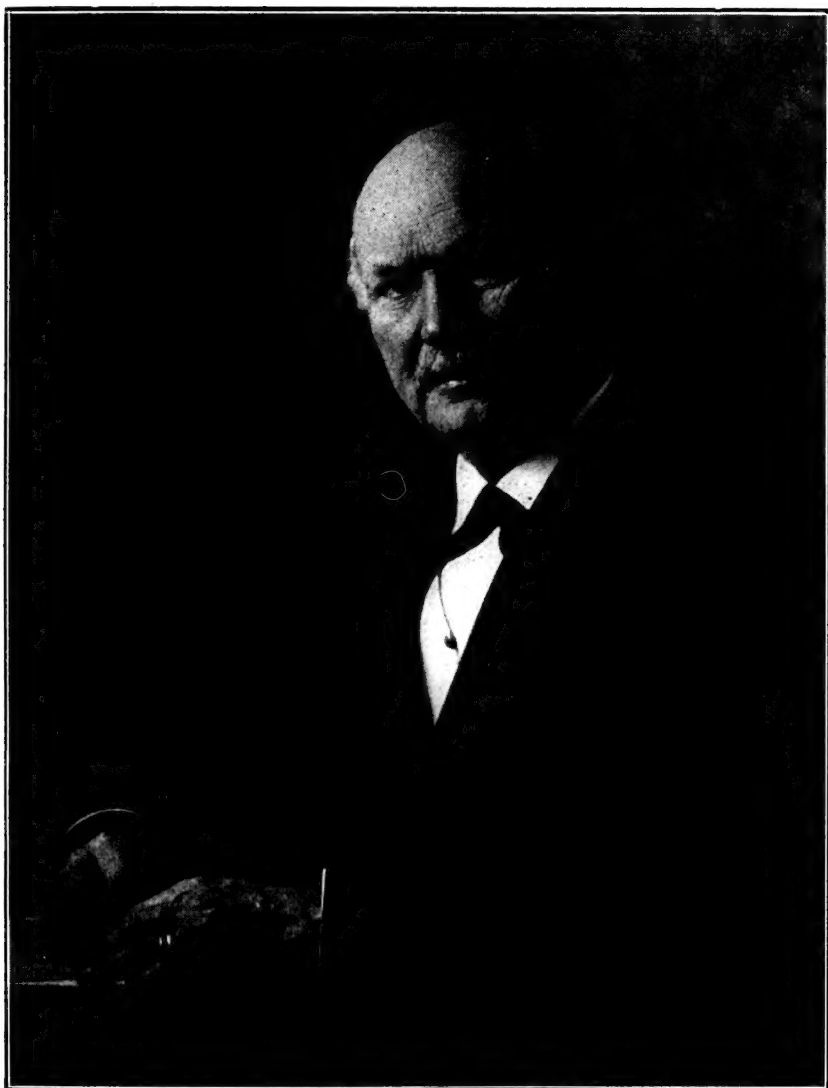
Gottbold Klee.

Erster Band

Gedichte.



Dresden und Leipzig
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).



Adolf Horn.

Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

[illegible]

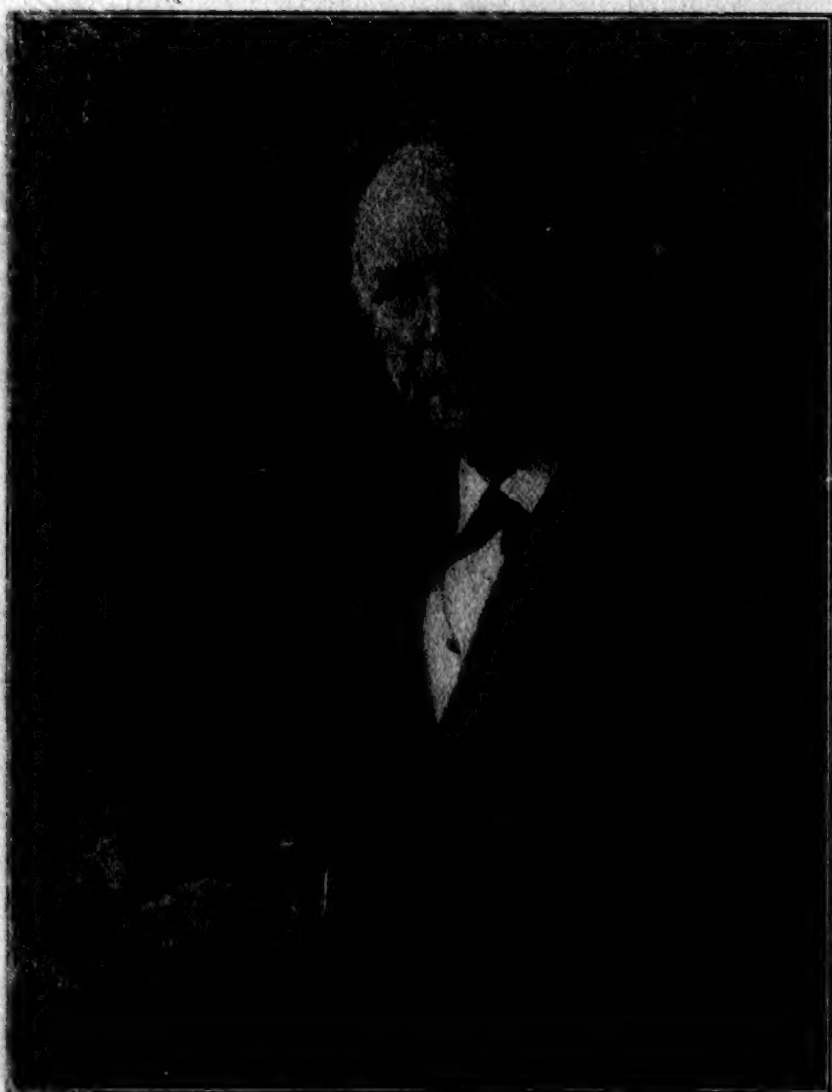
[illegible]

[illegible]

[illegible]



Dresden und Leipzig
C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung [illegible]
[illegible]



Adolf Horn.

Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Mit einer Einführung

von

Gottholb Klee.

Erster Band

Gedichte.



Dresden und **Leipzig**
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Zur Erinnerung an Adolf Stern.

Adolf Stern war am 14. Juni 1835 in Leipzig geboren. Noch ehe er das Jünglingsalter erreichte, gesellte sich ihm die Sorge als Begleiterin und zwang ihn, sich früh auf eigene Füße zu stellen. Das Ziel der höheren Schulbildung mußte er ohne regelmäßigen Unterricht zu erreichen suchen, und es gelang seinem kräftigen Willen und seiner ungewöhnlichen Begabung in so hohem Grade, daß der junge Autodidakt seit 1852 auf der Universität seiner Vaterstadt philosophische und geschichtliche Studien betreiben konnte. Später hat er sie in Jena eifrig fortgesetzt und sich so eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage zu seinem vielseitigen literarischen Schaffen erworben. Zugleich aber rang er mit allen Kräften einer rein und hoch strebenden Seele nach harmonischer Ausbildung seiner Persönlichkeit und nach Ausweitung seines geistigen Gesichtskreises, und es ward ihm schon früh das Glück zuteil, das ihm zeitlebens treugeblieben ist, ein Glück, das wie nichts anderes ein solches Streben fördert, in innige Berührung zu treten mit bedeutenden, hochgesinnten Männern, die seinen inneren Wert erkannten. Franz Liszt, der junge Peter Cornelius, Felix Dräseke, Friedrich Hebbel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Hermann Hettner — diese Namen, denen noch mancher hinzugefügt werden könnte, zeigen schon zur Genüge, wie mannigfaltig und stark die Anregungen waren, die ihn durchs Leben begleiteten.

Weimar, Chemnitz, Zittau, Jena, Schandau, seit 1865 das schon mehrmals auf längere Zeit besuchte Dresden waren die Orte, an denen Stern sich neben einem Platz in der Literatur auch eine bürgerlich sicher gegründete Existenz zu erwerben suchte. Obgleich ihm besonders Weimar eine Stätte des Trostes und Friedens geworden war, hielt ihn doch die sächsische Hauptstadt mit ihren künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten und ihrem vielgestaltigen geselligen und wissenschaftlichen Leben dauernd fest. Hier vermählte er sich 1863 zum ersten Male, und da der Tod den Bund trennte, schloß er noch spät (1881) eine zweite, nicht minder glückliche Ehe mit der vorzüglichen Klavierspielerin Margarete Herr, die ihm 1899 wieder entrissen wurde. Er war in Dresden eine Zeitlang als Lehrer tätig gewesen; 1868 hatte er an der Technischen Hochschule daselbst eine außerordentliche Professur für Literatur- und Kulturgeschichte angenommen; schon im nächsten Jahre war die Ernennung zum ordentlichen Professor erfolgt. Und diese Stellung hat er bis zu seinem Tode bekleidet.

Als Stern in der Nacht vom 14. zum 15. April 1907 ohne eine Vorahnung seines Endes entschlummerte, lag ein langes, reiches Leben hinter ihm, und doch kam auch seinen Freunden dieses Ende überraschend und noch zu früh. Daß der hochgewachsene, breitschulterige Mann mit dem rundlichen, farbenfrischen Antlitz, der ungebeugten Hauptes und hellen Geistes im Amt wie im geselligen Verkehre die Macht seiner Persönlichkeit noch täglich erprobte, der mit unverminderter Kraft und Lust eine reiche Gabe nach der anderen auf unsern Büchertisch legte, der seinen 70. Geburtstag im herzlichen Verein mit einer auserlesenen frohen Schar in jugendlicher Frische gefeiert hatte, daß dieser Mann nicht mehr unter den Lebenden

weile, erschien so seltsam. Freilich war der Entschlafene mit dem Gedanken an den Tod seit dem Abscheiden seiner geliebten „Margret“ längst freundlich vertraut; aber vielleicht hätte er doch gern noch eine Weile sein allmählich stiller und einsamer werdendes Dasein fortgeführt. Denn trotz aller Übung im Entsagen hoffte er doch im geheimen immer noch die Stunde zu erleben, in der ihn die Nation als Dichter grüßen würde.

Stern empfand wohl die tiefe Wahrheit in Tassos Wort: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“ Für seine Freunde dichtete er und freute sich herzlich über jedes Wort verständnisvollen Beifalls, das aus Freundesmunde kam. Aber die Teilnahmlosigkeit der großen Menge kränkte ihn doch, und manches wehmütig resignierte, wohl auch bittre Wort fiel im Lauf der Rede, wenn er auf seine Dichtungen zu sprechen kam, was er selten und im ganzen ungern tat.

Es ist wahr, er durfte am Ende seiner Tage zurückblicken auf ein Leben voll des reinsten menschlichen Willens, voll still begeisterter Arbeit, voll unerschütterten Glaubens an echte Kunst und Wissenschaft, voll redlichster Hingabe an die erwählten Ideale inmitten des Kampfes und Sturmes der Meinungen, auf ein Schaffen, das manche schöne Frucht im Reiche der Geister getragen hatte. Aber das Volk, dem dieses Leben geweiht gewesen, war ihm den vollen Dank dafür schuldig geblieben.

Sterns Ruf als der eines gediegenen und geistvollen Literaturforschers und -geschichtschreibers stand zwar schon lange fest. Aber es war der Lebensschmerz des bei aller Bescheidenheit doch seines Wertes sich voll bewußten Mannes, daß sein Volk ihm die liebende Anerkennung seiner Dichter-

schaft versagte. Und doch trug er kein unerhörtes oder unbegreifliches Los. Wie sollte in der Sündflut der Überproduktion gerade auf seinem eigensten Gebiete, dem der Prosaerzählung, die vornehme, oft etwas kühle Schönheit seiner Novellen und Romane mit der gepfefferten und gesüßten Modeware Schritt halten? Und man glaube doch nicht, daß die größten Erzähler das größte Publikum gehabt hätten! Goethes Wahlverwandtschaften blieben ein als langweilig und unsittlich gemiedenes Buch, während die Menge ihren Lafontaine verschlang. Keller und Raabe standen unbeachtet beiseite, während seichte Unterhaltungsschriftsteller Auflage über Auflage erlebten. Selbst Heyse, Meyer und Storm sind zur Zeit ihrer frischen Kraft keineswegs Mode gewesen, und es war ein seltener Ausnahmefall, wenn einem Tüchtigen wie Freytag einmal die Gunst der Besseren wie des großen Haufens lächelte. Und Stern war doch, wie er sehr wohl wußte, unleugbar eine schwächere Dichterindividualität als einer jener Großen. Aber daß ihn auch die Literaturgeschichte totschwieg, war allerdings kränkend und wäre es noch mehr gewesen, wenn es nicht andern, wie z. B. Raabe, ebenso ergangen wäre. Man schlage einmal die beliebtesten Literaturgeschichten, die etwa vor 1890 erschienen sind, auf und überzeuge sich, was sie über diesen wunderbaren Dichter sagen oder vielmehr nicht sagen. Dazu kam, daß Stern selber sich in seinen literargeschichtlichen Büchern niemals auch nur mit einem Wort erwähnte. Jede Aufforderung dazu wies er mit entschiedenem Nein zurück. Nun lag diesem Verfahren ganz gewiß eine sehr preisenswerte Eigenschaft Sterns, seine wahrhaft vornehme Natur, zugrunde. Da aber die meisten Literaturgeschichtsfabrikanten aus Sterns Darstellungen schöpften, so kannten sie den Dichter Stern so

schlecht, wie sie den Literarhistoriker gut kannten, und ließen jenen infolgedessen unerwähnt. Erst das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts schuf hier Wandel: Adolf Bartels ging mit gutem Beispiele voran, andere folgten; die Reklamschen und Hesseschen Volksausgaben brachten billige Einzeldrucke hervorragender Novellen; der treffliche Erich Liesegang nahm mehrere in seine Wiesbadener Volksbücher auf. So dämmerte der Tag der Ernte dem Dichter Stern gerade noch früh genug, daß ihm die niemals ganz aufgegebene Hoffnung, die Herzen der Guten seines Volkes zu gewinnen, sich erfüllen zu wollen schien. Da starb er.

Daß seine Erfolge als Dichter so spät kamen, hat natürlich auch Gründe, die in seinen Dichtungen liegen. Die Vornehmheit seiner Natur ist auch ein Merkmal seiner Poesie, nicht immer zu deren Vorteil. Er scheute sich vor dem kecken Hineinspringen in die Alltäglichkeit. Was man seit dem Anfang der neunziger Jahre realistische Wirklichkeitstreue nennt, findet man bei ihm nicht. Er bleibt seinen Gestalten gegenüber in einer gewissen Zurückhaltung; er tritt nicht unter sie, sondern läßt sie vor seinem sinnenden Blick vorüberziehen. Mag sein, daß er sie deshalb nicht immer in voller Rundung nachbilden konnte, sondern sie mehr wie die Figuren eines schönen Gemäldes, zwar in künstlerisch erwogener Perspektive, aber doch nur von einer Seite schauen ließ. Dazu kommt die ihm eigene Form. Er war ein Meister des mündlichen Ausdruckes. Die Rede floß ihm leicht und ebenmäßig von den Lippen, immer anregend, immer gesättigt von reicher Kenntnis, gelenkt von durchdringender Klarheit, voll Anschaulichkeit und Wärme. Als ich ihn das letzte Mal sah, war er voll Begeisterung über das neue Drama

eines jungen Freundes, und als ich mir nähere Auskunft über dieses erbat, erzählte er ohne alle Vorbereitung aus dem Stegreif die ganze ziemlich verwickelte Handlung Szene für Szene mit hinreißender Lebendigkeit und in stilistisch so fertiger Form, daß man, wenn es möglich gewesen wäre, alles Satz für Satz hätte drucken lassen können. Gewiß war er auch in seinen Schriften ein vorzüglicher Stilist, und aus seinen epischen Dichtungen spricht ein starkes Erzählertalent. Aber wenn ich nicht irre, war, was er sprach, noch besser, weil frischer, unmittelbarer, natürlicher, als was er schrieb. Er feilte zu viel, tilgte fast ängstlich kräftige Ausdrücke, dämpfte zu lange das Feuer des ersten Ergusses ab, spann zu oft aus knappen Sätzen lange Perioden zusammen, und so erhielt der Ausdruck zuweilen etwas Künstliches, und die Wirkung wurde matter. Es läßt sich nicht leugnen, der Zauber der vollen, unmittelbaren Ursprünglichkeit, der z. B. über den Kellerschen Dichtungen im höchsten Maße liegt, fehlt den Sternschen. Er ist ein Bildungsdichter, vornehm auch im Maßhalten. Die geniale, unwiderstehlich hinreißende, bezaubernde Eigenart ist nicht seine starke Seite. Man hört bisweilen unter dem schönen klangvollen Äußeren das fleißige Arbeiten des gewissenhaften Schriftstellers, und es fehlt manchmal an der letzten glücklichen Stunde, die solche Mühe unvernehmbar macht.

Sterns Lebensanschauung war im wesentlichen die unsrer größten Dichter und Denker, aus denen er sich selbst gebildet hatte. Der Poet war in ihm stärker als der Philosoph, auch wenn er Literarhistoriker war, meines Erachtens nicht zu seinem Nachteil. Die Antike hat wenig auf ihn eingewirkt; so recht mit der Seele hat er das Land der Griechen wohl nie gesucht. Bezeichnend

ist es, daß sein umfassendstes gelehrtes Werk mit der Renaissance beginnt. Vom Christentum nahm er das Ethische voll in sich auf. Sein Gesichtskreis reichte weit, aber er sah auch das Nahe. Die Vergangenheit hält ihn nicht einseitig gefangen — schon dadurch unterscheidet er sich von der sogenannten Professorendichtung; er wendet seinen Blick mit nicht geringerer Aufmerksamkeit der Gegenwart und den Problemen, die sie dem Dichter bietet, zu. So vorzüglich ihm das Hineinleben in die Geschichte gelingt, das zeitgenössische Leben erfüllt ihn nicht minder mit warmer Teilnahme.

Vom Gelehrten Stern hier nur ein kurzes Wort. Mit den Ausgaben der Werke Körners, Otto Ludwigs (gemeinsam mit Erich Schmidt) u. a., sowie einer stattlichen Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen (ich erinnere nur an die aufschlußreichen Arbeiten über den Dichter der Insel Felsenburg, über den Untergang des englischen Theaters, über Körners Vater, an seine zahlreichen Beiträge zur Goethephilologie usw.) hat er sich in der „Zunft" einen hochgeachteten Namen erworben. Auf breite Kreise aber erstreckt sich seine Wirksamkeit in seinen großangelegten, weitumfassenden Werken ‚Geschichte der neueren Literatur' und ‚Geschichte der Weltliteratur', neben denen der kleine treffliche ‚Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte' nicht zu vergessen ist. Allenthalben bewähren sich hier die Eigenschaften des echten Historikers: erstaunliches Wissen, sichere Methode, klares, unbeirrtes Urteil, hoher geschichtlicher Standpunkt, vornehme und anmutige Darstellung. In der Fortsetzung zu Vilmars altbekannter ‚Geschichte der deutschen Nationalliteratur' und den beiden gehaltvollen Bänden der ‚Studien zur Literatur der Gegenwart' hat er seine feinfühlige ästhetische Erkenntnis, seine

hohe Sachlichkeit und seine reiche Kunst der literarischen Bildnismalerei auf das glänzendste bewährt und dem weitumstrittenen Gebiete des zeitgenössischen Schrifttums zugute kommen lassen. Und wie er sich um die Anerkennung und das Verständnis Hebbels, Ludwigs und Kellers zu einer Zeit, da das Publikum verständnislos, die tonangebende Kritik oft sogar feindselig diesen Großen gegenüberstand, unvergängliche Verdienste erwarb, so gilt insbesondere seine Biographie Otto Ludwigs mit Recht für das Muster einer schlicht sachlichen und zugleich tiefeindringenden Beschreibung eines Dichterlebens.

Der Drang, dichterisch zu bilden, regte sich in Stern sehr früh; es dauerte nicht lange, bis er sich selber fand. Er begann mit lyrischen und epischen Versdichtungen. Die meisten dieser Jugendprodukte sind vergessen und vom Dichter selbst gering geachtet worden. Der Anordnung der vorliegenden Auswahl folgend müßte ich zuerst von den ‚Gedichten' sprechen; doch wäre dies nicht ohne tieferes Eingehen möglich, wozu hier nicht der Ort ist. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß das überwiegend epische Talent Sterns auch der Sammlung seiner Gedichte zum guten Teil ihr vorherrschendes Gepräge verleiht. Die halb epischen ‚Monologe' sind vor allem schöne Belege von künstlerischer Reife und seelischer Belebung. Indes beherrscht der Dichter auch die Form des eigentlichen Liedes vollkommen. Klänge, die aus eigenster Empfindung quellen, innerlichste Erlebnisse versteht er als Lyriker in voller Unmittelbarkeit auszutönen. Gerade die anspruchslosesten seiner Lieder greifen ans Herz. Wonne und Weh des Daseins ist unserem Dichter reichlich beschieden gewesen, und wenn das Weh vielleicht vorwog, so gab ihm doch Gott das tiefe Glück, zu sagen, wie er leide.

Gedichte wie ‚Denkst du der Mondnacht kühl und klar‘, ‚Einen Kranz aus schlichtem Reis‘, ‚Wie ist das Leben bitter arm‘, ‚Wie der Sturm schon herbstlich rauscht‘, ‚Ich sah im Sonnenglanze‘, ‚Aus dem Laub im Baum‘, ‚Mit den letzten Rosen‘ und ‚Nachklang‘ dürfen dem Zartesten, Melodischsten und Tiefsten, was die neuere deutsche Lyrik geschaffen hat, zugezählt werden. Die granitenen Verse ‚Venedig‘, die Stern mir gegenüber als sein bestes Gedicht bezeichnete, erheben sich zu wahrhaft monumentaler Größe. Die Meisterschaft der Form, die Vollgehaltigkeit des Gedankens und das tiefe historische Verständnis, das diese Verse auszeichnet, befähigte ihn auch, eines der schönsten Gedichte zum Gedächtnis Bismarcks zu schreiben.

Mit einem kleinen lyrischen Epos ‚Sangkönig Hiarne‘ trat Stern zum ersten Male als Poet hervor. Freilich stand es zu sehr unter dem Zeichen von Tegnérs Frithjofssage, um eine starke Hoffnung auf selbständige Entwicklung des Epikers Stern zu wecken. Aber schon sein zweiter Versuch auf diesem Gebiete, ‚Jerusalem‘, durfte sich des Beifalls Hebbels und Otto Ludwigs erfreuen, und zwanzig Jahre nach jenem bescheidenen Erstling erschien der vortreffliche ‚Gutenberg‘, der ganz am Ende von des Dichters Laufbahn in ‚Wolfgangs Römerfahrt‘ einen ebenbürtigen Nachfolger erhielt. Mag sich beim Lesen des ‚Gutenberg‘ immerhin der fast zu große Bilder- und Gestaltenreichtum etwas verwirrend geltend machen, so ist er doch wie jener Spätling eine gedankenreiche, formschöne Dichtung, die eine bedeutende, menschlich ergreifende Handlung von vollem typischem Gehalt erzählt.

Eine erhebende, reinigende Kraft, wie diesem Epos, wohnt auch Sterns besten Romanen inne. Eine größere Teilnahme hat leider nur ein einziger erregt, die schöne

historische Erzählung ‚Die letzten Humanisten‘. Worin das Werk sich von den sogenannten Professorenromanen unterscheidet, das ist der Umstand, daß nicht die Gelehrsamkeit, sondern Herz und Phantasie es geschaffen haben. Die Handlung dieses bedeutenden und durchweg fesselnden Buches spielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts am Strande von Rügen. Sie spiegelt den damals ganz Deutschland schädigenden Kampf der verknöcherten Orthodoxie gegen die freiere Weltanschauung des Humanismus wider und hält vom Anfang bis zum fast dramatisch packenden Ende den Leser in ununterbrochener Spannung. Die Charakteristik der Hauptpersonen, besonders des alten Magisters Theodosius Corvinus und des unglücklichen Pfarrers, in ihrer mannigfaltigen Abstufung ist mit großer Feinheit durchgeführt, und das kulturgeschichtliche Element tritt überall hinter dem poetisch menschlichen zurück. Nicht auf ganz gleiche Höhe vermag ich den zweiten historischen Roman unseres Dichters zu stellen, der den Schöpfer der ‚Lusiaden‘, den großen Portugiesen Camoens zum Helden hat. Niemand zwar, der diesen ‚Camoens‘ gelesen hat, wird in Abrede stellen, daß er ein tief empfundenes, an ergreifenden Einzelheiten und prachtvollen Schilderungen reiches Dichterwerk ist; doch dürfte vielleicht der menschliche Anteil an dem tragischen Geschick des unglücklichen Poeten bisweilen von dem bewundernden Erstaunen über die Kunst, mit der der Dichter uns fremdartige Zustände und Örtlichkeiten vorzaubert, überwogen werden.

Als die größte Leistung Sterns auf dem Gebiete des Romans erscheint mir der 1882 zuerst veröffentlichte zweibändige Zeitroman ‚Ohne Ideale‘. Es ist ein Zeitroman, der immer zeitgemäß bleiben muß. Denn was der Dichter in diesem tiefen Werke, das nur im ersten

Teile stellenweise etwas an zu großer Breite leidet, mittels einer Reihe buntfarbiger, reichbewegter Bilder in packender Lebenswahrheit uns vorführt, das ist, um mit einem einsichtigen Beurteiler zu reden, der Kampf zwischen einer Weltanschauung, die Leben und Streben noch höheren sittlichen Idealen unterordnet, und dem kaltsinnigen, rein egoistischen Materialismus, der alle jene ideellen Leitsterne für überlebt und lächerlich erklärt und sich nur vom eigenen Vorteil im Tun und Handeln leiten läßt. Ein Problem also wird hier aufgerollt, das, solange Menschen auf Erden leben, neu bleiben wird. Tut nun auch vielleicht der Verfasser zu viel in Hervorhebung der Gegensätze und erhält dadurch die Darstellung etwas Schematisches und Absichtliches, so entwickelt er doch unstreitig gerade in diesem Werke eine höchst achtungswerte psychologische Kunst, mit der die Charaktere, von dem edlen Baumeister Erich Franke und der lieblichen Felicitas von Herther bis herab zu dem eitlen Klaviervirtuosen Arsakoff und dem kalt berechnenden Doktor Lohmer, entwickelt werden. Die Anschaulichkeit der Schilderungen von der strahlenden Farbenpracht des Lago Maggiore bis zu der erschütternden Katastrophe des Grubenunglücks und der Reichtum an fesselnden Einzelzügen und reifen Gedanken erhöht den Reiz des Buches, über das Gottfried Keller ein lesenswertes Urteil fällte. „Die erste Lektüre des ‚Ohne Ideale'", schreibt er, „war mir ein ununterbrochener, seltsamer, aus stofflichem und formalem Interesse gemischter Genuß, der auf der durchsichtigen, glatten Flut der Erzählung schwebte. Die Kenntnis der Menschen und Dinge, die große Sächlichkeit auf allen Gebieten bei allen idealen Tendenzen einerseits, die treffliche Komposition anderseits haben mich wirklich in Atem gehalten. Die Komposition gipfelt aufs beste

in den symmetrischen Abirrungen der geprüften Liebesleute Felicitas und Erich vor ihrer endlichen Vereinigung, und diese Abirrungen sind höchst fein charakterisiert: während sich Felicitas in Ergebung in den väterlichen Willen und in Entsagung zu verlieren droht, besteht Erich ein verlockendes Abenteuer in freier Gesellschaft mit einer Kalypso von schönster Erfindung."

Zum Schlusse ist noch des Besten, was der Dichter Stern geleistet hat, zu gedenken, seiner Novellen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier die Vereinigung der Eigenschaften, die ihn zum wahren Poeten machen, am erfreulichsten zutage tritt. Mag man nach ihnen dem Dichter literargeschichtlich zwischen Heyse und Meyer oder zwischen letzterem und Riehl seinen Platz anweisen, gewiß ist, daß sie zu den lebensvollsten Gebilden gehören, die der poetische Realismus in Deutschland gezeitigt hat. Sie zeugen nicht nur von Sterns Formvollendung, Stimmungsreichtum, Gestaltungskraft und Darstellungskunst, sie ergreifen auch durch das warme Mitempfinden, das gesund und rein fühlende Herz, das ihnen das eigentliche Leben verleiht. Nicht alle stehen selbstverständlich auf gleicher Höhe. Die besten aber, von denen die vorliegende Ausgabe eine sorgfältig erwogene, nach der Entstehungszeit geordnete Auslese gibt, sind in ihrer Art kleine Meisterstücke. Erscheint die Handlung der ersten Erzählung ‚Vor Leyden' noch etwas romanhaft, der Konflikt noch nicht sehr tief erfaßt, so ist doch alles vortrefflich erzählt und die Szene des Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn zu sicherer Wirkung ausgearbeitet. Weit bedeutender sind ‚Die Wiedertäufer', deren Handlung nur ein Jahr nach der Geschichte ‚Vor Leyden' (1575) spielt. Die Landschaft, das Moorland der unteren Ems, ist aus-

gezeichnet geschildert, die Charaktere sind voll Lebenswahrheit, der Gang der Erzählung spannt langsam, aber unwiderstehlich. Die Perle unter den kürzeren Novellen mit geschichtlichem Hintergrund ist ohne Zweifel ‚Die Flut des Lebens'. Wie der junge Förster Erich Wallram in der stillen Waldeinsamkeit der nordöstlichen böhmischen Berge sich nach der Flut des bewegten Lebens sehnt und wie er unversehens in diese hineingerissen wird und sein eigenes Leben opfert, um das der Königin Elisabeth, der Gattin des „Winterkönigs" Friedrich von der Pfalz, zu retten, das hat der Dichter zu einem Kleinod der Erzählungskunst voll tragischen Ernstes und wundervoller Stimmung ausgestaltet. Sehr spannend und frisch erzählt ist ‚Violanda Robustella', alles Schildernde ist vorzüglich gelungen, wogegen die Charakteristik nicht auf gleicher Höhe steht; den bedeutenden Hintergrund bilden, ähnlich wie in Meyers später entstandenem ‚Jürg Jenatsch', die blutigen Kämpfe der Graubünder Glaubensparteien im 17. Jahrhundert. Ganz anderen Charakter trägt die zart elegische Erzählung ‚Der neue Merlin', an der besonders die Widerspiegelung der weltfernen, einsiedlerischen Einsamkeit des Helden in der ganzen Formgebung bewundernswert ist. Noch höher stehen die Novellen des zweiten Bandes und unter ihnen ragen wieder hervor ‚Der Pate des Todes', eine mit unvergleichlicher Zartheit ausgeführte Seelenschilderung, ‚Das Weihnachtsoratorium' mit seiner herrlichen Mischung erquickenden Humors und herzlichen Ernstes und die wunderbar ergreifende ‚Totenmaske', wohl das Tiefste und romantisch Reizvollste, was dem Dichter gelungen ist. Die klar umrissenen Menschengestalten, die Fülle leuchtender Farbenpracht und der rein menschliche Vollgehalt dieser Prosadichtungen berechtigt meines

Erachtens wohl, sie den großen Mustern der ganzen Gattung anzureihen. Möchte das deutsche Volk eine alte Dankesschuld gegen den geschiedenen Dichter damit bezahlen, daß es den Wert der Gaben, die ihm hier gereicht werden, erkennt und sie liebevoll aufnimmt.

Gotthold Klee.

Gedichte

von

Adolf Stern



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Dem Gedächtnis Margrets

gewidmet.

Träumt ich: des Grabes Friede,
Des Todes Schweigen schiede
Den Klang in meinem Liede
Nicht ganz von deinem Klang,
Wüßt' ich: ein Nachhall schwebte
Des Tons, der in dir lebte,
Auch noch um meinen Sang.

So hofft' ich das Gedenken
Der Welt auf dich zu lenken
Und ihr dein Bild zu schenken,
Voll Anmut, rein und schlicht,
So wähnt' ich zu behüten
Auch deiner Seele Blüten
In ewigem Gedicht.

Doch mahnend geht ein Schauer
Durch meiner Seele Trauer:
Nicht Licht noch Leid hat Dauer,
Wenn noch so treu gehegt,
Der Schimmer deiner Tage
Verblaßt, gleich meiner Klage,
So tief sie mich bewegt.

Wie, sonnenstrahlumzittert,
Auf Steinen, die zersplittert,
Auf Schriften, die verwittert,
Doch Rosen stehn in Glut,
Und Düfte, leis entsteigend
Der Blüte, mahnen schweigend:
Geliebt war, der hier ruht,

So mag mein Dichten gleichen
Den halberloschnen Zeichen
Auf Steinen, die verbleichen,
Mit Rosen überdeckt,
Wenn nur ein Hauch ihm bliebe,
Ein Hauch, der deiner Liebe
Gedächtnis wahrt und weckt!

Im Frühling 1900.

Inhalt.

Lyrische Dichtungen.



Lyrische Dichtungen.

Lieder und Träume.

Vorfrühling zwischen Bergen.

Unter mir die Waldung des Tals,
Vor mir die Gruppen der Tannen,
Die im Glanze des Sonnenstrahls
Moosige Felsen umspannen.

Über mir des Himmelsdachs
Blaue wölbige Runde,
Und von ferne das Rauschen des Bachs
Tief im felsigen Grunde!

Rings verschwindet das Wintereis,
Um mich fallen die Tropfen,
Ist mir doch, als hörte ich leis
Pulse der Erde klopfen!

Jedes Tropfens gelöster Kristall
Lockert die starre Rinde,
Und es kündet sein blitzender Fall
Nahende Frühlingswinde!

Hoch ob dem beschneiten Revier
Sonnt sich die zackige Fichte —
Tief im Herzen erstehen mir
Jubelnde Lenzgedichte!

Nimmer und nimmer vergeß ich den Tag.

Nimmer und nimmer vergeß ich den Tag,
So winterlich grau, so nebelumhüllt,
Wo ich einsam, krank und verlassen lag,
Die Seele von dunklen Träumen erfüllt.
Da bist du gekommen,
Leis und beklommen,
In hellen Gewanden, mit strahlenden Mienen,
Mir wie ein Engel des Lichtes erschienen.

Du tratest so lieblich vor mich hin,
Ich fuhr von den Kissen erstaunt empor,
Dein süßer Anblick berauschte den Sinn,
Dein leiser Gruß entzückte mein Ohr,
Bei jedem Worte
Sahst du zur Pforte:
Ob ich wohl ginge, ob ich wohl bliebe? —
So kämpftest du zwischen der Scheu und der Liebe.

Und wie ich die Hand zum Abschied bot,
Und streifte zitternd dein seiden Gewand,
Eine Blüte dunkel und purpurrot
Du ließest sie fallen in meine Hand,
Dein Haupt sank nieder,
Erhob sich wieder,
Ich fühlte den Kuß wie Heilung der Wunden,
Ich hielt die Blume — du warst verschwunden!

Die Abendglocken tönen am Rhein.

Die Abendglocken tönen am Rhein,
Der wonnige, sonnige, goldne Schein,
Der in den Wellen verschieden,
Ersteht im Herzen als Frieden!

Die Tale liegen duftig umblaut,
Was pochst du Herz so laut noch, so laut,
Als ob ein Sehnen dir bliebe —
Was wähnst du und träumst du von Liebe?

Ein heil'ger Becher ist dein Mund.

Ein heil'ger Becher ist dein Mund,
Dran zwei Rubinen strahlend winken,
Ich möcht' ihn leeren bis zum Grund,
Und Ruh und Frieden aus ihm trinken.

Wie Christi Tränen klar und rein
Aus des Vesuves Lava blühen,
So ist dein Wort ein Feuerwein,
Gereift an deines Herzens Glühen.

Ein Feuerwein voll milder Kraft,
Der Wahrheit Wort, das nie kann lügen,
O schenke mir den heil'gen Saft,
Laß trinken mich in vollen Zügen!

Es sank des Tages Schwüle.

Es sank des Tages Schwüle,
Im Dunkel strömt der Fluß,
Er sendet der Wellen Kühle
Auf feuchten Lüften als Gruß.

Die Fliederbäume wehen,
Sie streuen süßen Duft,
Der Mond will auferstehen
Aus blauer Wolkengruft!

Vorbei das Ringen und Tuen,
Gefangen liegt der Harm,
Und träumend darf ich ruhen
Der Nacht und dir im Arm.

Melusine.

Des Knaben Traum verläßt mich nicht,
Die Märe von der Melusine;
Mir ist, als wenn das Mondenlicht
Durch deine Fenster schimmernd schiene.

Ich schau hinein, violenfarb
Kost das Gewand um deine Glieder,
Die Lippen, drum ich flehend warb,
Ich seh sie dunkelblühend wieder.

Doch schwebt ein Lächeln drauf — bei Gott! —
Es liegt das Hassen und das Minnen,
Die Sehnsucht und der bittre Spott
In diesem einen Lächeln innen.

Und bangend frag' ich: Gilt mir das?
Dann muß ich dich auf immer meiden;
Gib ganze Liebe, ganzen Haß —
Doch nicht das Lächeln zwischen beiden!

Was stellst du mich auf Scheidewege?

Was stellst du mich auf Scheidewege
Und sprichst so hart von einst und jetzt?
Der echten Liebe, treu und rege,
Ward nie ein Markstein so gesetzt.

Ich hab' in mancher trüben Stunde
Den Tag der Trennung überdacht,
Doch ist in meines Herzens Grunde
Die Liebe immer neu erwacht.

Was könnt' ich tuen? — Wandern, streifen
Durch Weltgewühl und Menschenqual?
Nach bunten Schattenbildern greifen?
Mich bergen in ein dunkles Tal?

Am Ende käm' aus allem Streiten,
Von jeder Täuschung, jedem Glück,
Aus Weltgewühl und Einsamkeiten
Mein Sehnen doch zu dir zurück.

Und ob mich meine Füße trügen
Von Land zu Land, von Meer zu Meer,
Die Sehnsucht nach den teuern Zügen
Verließe doch mich nimmermehr.

Du magst im Augenblick, im bösen,
Mich von dir stoßen in die Welt,
Ich aber will das Band nicht lösen,
Das uns so fest umschlungen hält.

Du könntest mir vielleicht entsagen,
Ich aber ohne dich nicht sein,
Was du auch wähnst in dunkeln Tagen —
Ich war, ich bin und bleibe dein!

Wünsche nicht glücklich zu sein.

Wünsche nicht, glücklich zu sein,
Wünsche, du wärest stark —
Bete nicht um den Schein,
Bete um Kraft und Mark.

Schaue nicht träumend zurück,
Ringe und hoffe — ein Mann! —
Und du fesselst das Glück
Sicher in deinen Bann.

Daß bei der Schwäche es ruht,
Glaube den Toren nicht:
Nur aus der Sonne Glut
Strömt das unendliche Licht!

Dein Lieben wird mir zugewendet.

Dein Lieben wird mir zugewendet
Wie erster, holder Frührotstrahl,
Den niederwärts der Himmel sendet,
Und dem entgegenjauchzt das Tal.

Sei er ein Bote nun des Lichtes,
Das meines Lebens Zukunft füllt,
Hab ihn ein Nebelheer, ein dichtes,
Nach kurzen Stunden schon verhüllt,

So hat mir doch dein innig Neigen
Gescheucht der Klage trüben Laut,
Daß ewig mir die Nacht zu eigen,
Daß niemals ich den Tag geschaut.

Und möchten ferner mich umwinden
Die Gluten und das Licht zumal —
Nie werde ich sie so empfinden,
Wie jetzt den ersten Frührotstrahl!

Zum alten Hause.

Durch die Gassen bin ich geschlichen,
Wie das letzte Taglicht verblichen,
Zwischen der Nacht und dem Abendschein,
Mit der Erinnrung allein, allein.

Dachte, wie in Hoffnung und Bangen
Hundertmal den Pfad ich gegangen,
Bilder im Sinne, tief in der Brust
Erste Keime der Hoffnung, der Lust.

Ringsum grüßten in grauer Runde
Mich die Häuser zu nächtiger Stunde,
Mahnten an jene Tage mich,
Wo ich nicht vorüberschlich.

Wo ich im Sommersonnengefunkel,
Wie im Sturm und im nächtigen Dunkel,
Hastigen Schrittes den Weg geeilt
Und vor deinem Hause geweilt.

Siehe da stand ich! Die Schwellen und Stufen
Schienen mich lockend nach oben zu rufen,
Aber ich zögerte auf dem Stein
Mit der Erinnrung allein, allein.

Denn kein Ton deiner schmelzenden Lieder
Klang von droben mir heute hernieder,
Und im traulichen Zimmer das Licht
Strahlte durch dieses Dunkel nicht.

Lange, bange hab' ich gestanden,
Hob die Blicke, die unverwandten,
Zu den alten Fenstern empor,
Und die Tränen quollen hervor.

Heilige Tränenflut, löse und wasche
Aller der Irrung Staub und Asche
Von der Liebe, die hier erweckt,
Schirmend sonst mein Leben gedeckt.

Hätte ich jemals träumend vergessen
Dieser Liebe so unermessen,
Heute und hier, in der schweigenden Nacht,
Wär' sie auf dieser Schwelle erwacht!

Luisella.

1.

Denkst du der Mondnacht kühl und klar?
Im tiefsten Dunkel lag der Hag —
Doch in uns glüht es wunderbar,
Und mir im Herzen war es Tag!

Wir fuhren durch das nächt'ge Land
Und schienen auf der Welt allein,
Leis zitternd hielt ich deine Hand
Und scheute selbst des Mondes Schein.

Und ob du kalt nun auf mich siehst,
Ich sah dir doch ins Herz hinein;
Und ob du spröd und scheu mich fliehst —
In jener Mondnacht warst du mein!

2.

Wo ein schimmernder Falter fliegt
Denk' ich an jenen Grund,
Da ich dein Haupt im Arm gewiegt
Und dir küßte den Mund.

Wie ein gaukelnder Falter leicht
Flogst du im Sonnenstrahl,
Neckend, bis ich dich erreicht
Drunten im blühenden Tal.

Leuchtend golden war der Tag,
Hell und sonnig wie heut' —
Wieder hat ein schimmernder Hag
Blüten auf mich gestreut.

Um mich flattert im Blumenring
Blauer Falter ein Heer —
Nur den lieblichsten Schmetterling
Ihn erhasch' ich nicht mehr.

Wie aus dürstender Blüte dennoch dringt.

Wie aus dürstender Blüte dennoch dringt
Ein süßer erquickender Duft,
Aus verhallenden Saiten ein Ton sich schwingt
Und voll durchzittert die Luft,

So ringt sich aus Zweifeln, ernst und kühl,
Dir eigen geworden schon,
Das alte volle Liebesgefühl,
Der heilige Herzenston.

Doch sieh: der Duft verhaucht ins All,
Die Blüte stirbt in Glut,
Weit tragen die Winde den flüchtigen Schall,
Die Saite verstummt und ruht.

Doch Herzenstöne, heilig, geweiht,
Sie wecken die Sehnsucht, das Glück,
Sie rufen die alte selige Zeit
Der ersten Jugend zurück!

Und selige Gewißheit bricht
Durch aller Zweifel Not,
Und wieder Herz zum Herzen spricht:
Mein bist du über den Tod!

An Jone.

Gegrüßt, gegrüßt, ihr vollen Fluten.

Gegrüßt, gegrüßt, ihr vollen Fluten
Aus weitem, heil'gem Liebesmeer,
Gegrüßt, ihr Flammen und ihr Gluten,
Ich laß euch nimmer, nimmermehr;

Wer einmal von der Flut getrunken,
Wem von den Flammen nur ein Funken
Ins Herz gesunken, läßt euch nicht,
Strömt über, strahlt mit goldnem Licht!

Gegrüßt, o blaue Lenzeswonne,
O Sommerhimmel, goldig licht,
Gebt unsrer Liebe Duft und Sonne,
Laßt euer ewiges Gedicht
Ins hohe Lied der Gottheit rauschen,
Von Liebesgeben, Liebestauschen —
Die Welt, die Zeit, dahin, dahin —
Ein Sein, ein Herz, ein Kuß, ein Sinn!

Gegrüßt, o Herz, du heißes, wildes,
Zu dem das meine drängend spricht,
Wirf ab die Wucht des spröden Schildes,
Der vor der Liebe doch zerbricht,
Du kannst dich schützen nur im Geben,
Wir können nur im Sterben leben —
Mein Ich, dein Ich — dahin, dahin —
Ein Sein, ein Herz, ein Kuß, ein Sinn!

Hochflut.

Ich steh am Strom um Mitternacht,
Er drängt die Wogen, die vollen,
Durch steinerne Pfeiler mit Macht, mit Macht
Und wirft ans Ufer die Schollen.

Vom Bergland treibt die Hochflut her
Mit mächt'gem, wilden Rauschen,
Sie drängt hernieder, hinab zum Meer —
Ich muß dem Klange lauschen.

Im Herzen braust mir Hochflut auch,
Ich fühle die vollen Wellen,
Den mächtigen eiszersprengenden Hauch,
Das Drängen und Überschwellen.

Ich hab' dem vollen Klang gelauscht
Und frag' mich frohgemutet,
Woher der Liebesstrom gerauscht?
Wohin er treibt und flutet?

Er kommt, er kommt von dir daher,
Und will bei dir auch schließen —
O wunderbar, daß Quell und Meer
In eins zusammenfließen!

Vergessen.

Aus deinem Auge blitzend klar
Strahlt Licht so unermessen —
Ich hab' die Nacht, die draußen liegt,
Vergessen!

An deinem Busen ruh' ich süß,
Und Friede ist's indessen,
Ich hab' den Sturm, der draußen tobt,
Vergessen!

Aus deinem Munde hör' ich hold
Ein Wort, den Namen wessen?
Den meinen! — und ich hab' die Welt
Vergessen!

März.

Ich bin bei kühler Morgenluft
Am Strom hinabgegangen,
Noch liegt des Frühlings blauer Duft
Von Nebeln trüb umfangen.

Noch schmückt der März mit Reif die Flur,
Doch aller Zweige Beben,
Und fern im Ost ein Streif Azur
Verkünden neues Leben.

Ich schaute hin zum lichten Ost,
Um den die Nebel zogen,
Und mit dem Blick hat Mut und Trost
Die Seele eingesogen.

Ich dachte dein: denn drängen sich
Auch Nebel um mein Leben,
Ein Gruß von dir, ein Blick auf dich
Muß Licht und Klarheit geben.

Und wie im Ost der Azurblick
Dem Lenz gewiß verbündet,
So ist durch dich ein volles Glück,
Du Wonnige, verkündet!

Lenz.

Nun klingen durch die Wintergruft
Die Auferstehungsstimmen,
Und Sonnenglanz und Veilchenduft
Die blaue Luft durchschwimmen.

Nun lacht der Frühling siegesstolz
Mit goldnem, goldnem Strahle,
Die Knospe schmückt das dürre Holz,
Es schwillt das Grün der Tale!

Nun wird der trübe Sinn erhellt,
Die Schwermut, nachtumflossen,
Mir ist, als hielt die Blütenwelt
Durch dich mein Herz umschlossen.

So sicher sah ich nie im Grund
Am Hag die Knospen treiben:
Dich hält mein Arm, dich küßt mein Mund,
Und Frühling muß es bleiben.

Ich schau' in dein Auge voll Glanz und Glut.

Ich schau' in dein Auge voll Glanz und Glut,
Und wie ich hinunterseh',
Inmitten des heiligen Lichtes ruht
Ein altes finstres Weh.

Von Schmerzen ein versenkter Hort,
Viel Tränenperlen so schwer —
Kein Kuß und kein flüsterndes Liebeswort
Hebt sie zu Tage mehr.

So laß mein Lied ein Feuer sein,
Das dir im Herzen flammt,
Da schmelzen die Perlen von dunklem Schein,
Aus Tränen und Schmerzen entstammt.

Sie lösen sich, sie drängen empor,
Sie fließen glühend warm,
Die heilige Tränenflut quillt hervor,
Dich aber hält mein Arm.

Und jeden Tropfen, den du geweint,
Ihn küßt hinweg mein Mund,
Bis Licht und Klarheit dein Auge scheint
Zum tiefsten, tiefsten Grund!

Auf Erden wird kein Glück geboren.

Auf Erden wird kein Glück geboren,
Das gläubig nicht zuvor geahnt,
Doch ward auch keines je verloren
Im Sturme, plötzlich, ungemahnt.

So oft der Groll die Augen blendet,
So oft zwei Herzen er berückt,
Mahnt eine Stimme, gottgesendet:
Zerstöret nicht, was euch beglückt.

Den Klang der Liebe übertäuben,
Sobald ein Zweifel euch ersteht,
Es heißt den Diamant zerstäuben,
Nur weil ein Hauch ihn angeweht.

Zerschlagen hieße das, im Grimme
Die Perle, die ein Stäubchen deckt —
Und euch zu hindern wird die Stimme
In jeder Seele aufgeweckt.

Sie dringt hervor aus Herzenstiefen,
Sie mahnt an Tage goldig licht,
Sie spricht in Tönen, die da schliefen,
O Herz, verschließ das Ohr ihr nicht!

Über die lauschigen grünen Tale.

Über die lauschigen grünen Tale,
Über den rauschenden böhmischen Fluß
Send' ich tausend und tausendmale
Meiner Liebsten Gruß und Kuß!

Seh' ich schimmernd die Berge blauen,
Hell beglänzt vom sonnigen Licht,
Möcht' ich dennoch lieber schauen
Meiner Liebsten Angesicht!

Seh' die Fluren ich neu erwarmen
Und den Himmel so strahlend nun,
Liebste, möcht' ich in deinen Armen
Endlich, endlich wieder ruhn.

Geheimnisvoll in dunklen Stunden.

Geheimnisvoll in dunklen Stunden,
Erschließt, dem Herzen zum Gewinn,
Sich plötzlich längst verklungner Kunden
Und alter Mären tiefster Sinn.

Ich weiß zu deuten nun die Sage
Von einem Kleinod, dessen Glut,
Verdunkelnd selbst das Licht der Tage,
Im tiefsten Schacht verborgen ruht.

Und wem es schimmert, dessen Leben
Ist seinem Leuchten zugewandt,
Kann er's nicht frei zu Tage heben,
So bleibt zur Tiefe er gebannt.

Du hast das Kleinod! Seinem Strahle
Bin ich gebannt! So führe mich
Zu reicher Welt, zum stillsten Tale —
Doch nimmer, nimmer ohne dich!

Hell am Felsen die Quelle schäumt.

Hell am Felsen die Quelle schäumt,
Blitzend im Sonnenlicht,
Doch die Flut, die innen träumt,
Ahnst beim Quell du nicht.

Hell erglänzt das Gold im Schacht,
Funkelnd hier und dort,
Aber tiefer in Bergesnacht
Ruht ein ewiger Hort!

Hell, als ob der Lenz ihn rief,
Tönt ein Liebesgesang —
Doch wie meine Liebe so tief
Kündet nicht Lied, noch Klang!

Hat mich nächtig ein Traum nicht gewiegt?

Hat mich nächtig ein Traum nicht gewiegt,
Dem ich morgens glaube?
Endlich, endlich zur Heimat fliegt
Meine wilde Taube!

Flatterst du nicht mehr von Ast zu Ast?
Willst du endlich erwarmen?
Suchst du einmal Frieden und Rast
In des Liebsten Armen?

Ist vorüber die trübe Zeit,
Die dich mir genommen,
O so ruf' ich voll Seligkeit:
Sei willkommen, willkommen!

Nicht matter wird der Sonne Licht.

Nicht matter wird der Sonne Licht,
Weil Nacht die Erde hüllt,
Und schmettert auch die Lerche nicht,
Sie bleibt gesangerfüllt.

Verstummt einmal mein feiernd Lied
Und schweigt auf kurze Zeit:
Glaub nicht, daß auch die Liebe schied,
Die mich zum Sang geweiht.

Das Licht ersteht in Morgenglut,
Die Lerche jubelt neu —
Mein Lied, o Liebste, das geruht,
Du siehst, es blieb dir treu!

Mut, o Herz, verscheuche die Klage.

Mut, o Herz, verscheuche die Klage,
Nun uns schimmerndes Grün umlaubt,
Bringen werden die Sommertage,
Was die Stürme dem Lenz geraubt.

Müßten wir darum schon zagen und trauern,
Wenn die Veilchen im März nicht erstehn?
Wenn unter eisigen Regenschauern
Auch die Maientage vergehn?

Die Natur ist gerecht, und sie waltet,
Wie es Fluren und Herzen frommt,
Dreifach schimmernd und duftig entfaltet
Sich der Frühling, der spät erst kommt.

Aller Blüten würzige Hauche
Löst ein Lächeln des Sonnenscheins,
Veilchen am Boden, Rosen am Strauche,
Lenz und Sommer fallen in eins.

Und das Herz in lautem Entzücken,
Jubelt entgegen der wonnigen Zeit,
Wo uns die Blüten der Liebe schmücken,
Während die Frucht des Lebens gedeiht!

Du blickst mich an so klar und licht.

Du blickst mich an so klar und licht,
Mir aber ist zu Sinn:
Du bist es, und du bist es nicht,
Geliebte Zauberin.

Die Augen, die mein Herz berückt,
Ich kenn' sie gut genug,
Doch schau daneben, still beglückt,
Gar manchen fremden Zug.

So wie der Himmel hält zurück
Im Lenz die vollste Glut:
Gabst du nicht alles Liebesglück,
Das dir im Herzen ruht.

Ein Sehnen hat mich tief erfaßt:
Noch ist es nicht zu spät,
Gib, was du mir verborgen hast,
Und was dies Bild verrät!

Eine Rose glüht im Tal.

Eine Rose glüht im Tal,
Glüht in Märchenreichen,
Unter fremdem Sonnenstrahl,
Suchend ihresgleichen.

Während Schmelz und Blütenduft
Bei den Rosen allen
Frei verströmen in die Luft,
Wenn die Blätter fallen,

Schließt die eine, nimmer matt,
Ihres Duftes Wellen,
Ob auch sinke Blatt auf Blatt,
In geheimste Zellen.

Heilig in des Kelches Gral
Bleibt ihr Reiz behütet,
Wenn der Nordsturm durch das Tal,
In den Blättern wütet.

Niemand kennst du, dem in Ost
Solche Blume glühte?
Doch im eignen Leben sproßt
Uns die Wunderblüte!

Als blinkte ein Stern durch wolkige Nacht.

Als blinkte ein Stern durch wolkige Nacht,
Als schiene die Sonne im Ost,
Als wär' eine lockende Mailuft erwacht
In Winterschauern und Frost,

Als schimmerte wieder blau der Fluß,
Der trüb zu Füßen mir schleicht,
So wandelt mir die Welt dein Gruß,
Die Nacht und der Nebel entweicht!

Du kommst! Du kommst! und so frag' ich nicht,
Ob Winter-decke den Grund,
Verheißt dein Auge doch strahlendes Licht
Und frische Blüten dein Mund!

Es fällt der Schnee so schwer und dicht.

Es fällt der Schnee so schwer und dicht,
Es treibt der Strom das Eis —
Der Frühling, Liebste, zeigt sich nicht,
Solang' er fern dich weiß!

Kein frisches Grün den Strom umsäumt,
Kein Knospen schmückt das Tal,
Und bis du kommst, o Herz, verträumt
Die Zeit der Sonnenstrahl.

Die frühste Lerche hält sich still,
Bis dich entzückt ihr Gruß —
Die Blume schläft, die blühen will
Erst unter deinem Fuß.

Der Himmel wird nicht blau allhier,
Bis dir sein Blauen frommt:
Drum kehr, o Liebste, heim zu mir,
Daß auch der Frühling kommt!

Alp-Ota.

Wie strahlte der Himmel so blau und heiß
Hoch über dem Felsenland,
Wie blendend schimmerte das Eis
Der riesigen Gletscherwand.

Wir blickten von der Klippe schroff
Hinein in die Mittagspracht,
Stumm war's — das Harz der Arven troff,
Die Zweige regten sich sacht.

Und wie der Blick vom Strom im Tal,
Der sprühend in Tropfen zerstob,
Sich wieder und wieder zum Sonnenstrahl
Auf leuchtenden Bergen hob:

Da strömte ins Auge die Fülle von Licht,
Und Fülle von Glück in die Brust,
Wir blickten uns an, wir sprachen nicht,
Und schauerten still vor Lust.

Nun steht im Wachen wie im Traum
Die schimmernde Alp vor mir,
Und holdere Wünsche weiß ich mir kaum
Als: wieder dort mit dir!

Mein bester, bester Kamerad.

Stets steiler, schroffer wird der Pfad,
Den ich zu lichten Höhen schreite,
Doch bleibst du treulich mir zur Seite,
Mein bester, bester Kamerad!

Jäh schwingt sich um des Glückes Rad,
Doch soll es nie uns ganz entrollen,
Solang' du liebend stärkst mein Wollen,
Mein bester, bester Kamerad!

Wie dünkt mich nichtig, matt und fad
Ein preisend Wort von deiner Treue,
Nur eines klingt mir stets auf neue:
Mein bester, bester Kamerad!

Längst kam der Frühling, Rosenpracht erglühte.

Längst kam der Frühling, Rosenpracht erglühte,
Tau, Sonne, Lenzduft — fühl' ich alles nicht? —
Wohl heg' ich einen Wunsch nur im Gemüte:
Daß neu mich labe deiner Lippen Blüte,
Daß neu erglänze deiner Augen Licht.

Doch fühl' ich jeden warmen Lenzhauch wehen,
Ich schaue gläubig nach dem lichten Tau,
Zu jedem Sonnenstrahle möcht' ich flehen,
Vor jeder Rose bleib' ich hoffend stehen,
Für dich, o Herz, für dich, vielsüße Frau!

Kann nicht der Lenzhauch stärkend dich umweben?
Der Strahl und Tau dir Jugendkraft verleihn?
Der Duft der Rosen nicht zur Ferne schweben
Und neue Rosen deinen Wangen geben? —
Ich schau' den Lenz: doch denk' an dich allein!

Nach Jahren.

1.

Ein letzter Vers, mein Herz, mein Lieb,
Auf deinen unbekannten Pfaden,
Von ihm, der dir so viele schrieb,
Von deinem besten Kameraden!

Ruh still und tritt in meinen Traum
Nur licht wie in den besten Tagen —
Und licht in meiner Seele Raum
Laß mich dein liebes Bildnis tragen!

2.

Sie schütten Blumen über mich her —
Mir ist die lichteste Gabe,
Die duftigste Rose, doch nichts mehr
Als Schmuck auf deinem Grabe!

Auf jeden Wunsch verzichte ich,
Tief heg' ich nur noch den einen:
Bevor ich mich bette neben dich,
Mich satt um dich zu weinen!

3.

Ein Kranz aus schlichtem Reis,
Dein geliebtes Edelweiß,
Von den Bergen hoch herab
Trug ich auf dein stilles Grab.

Wieder, stummer Kamerad,
Zog ich Alpenpfad auf Pfad,
Wie mit dir so oft zuvor,
Talentlang und bergempor.

Aber was ich sah und sann
Auf den Wegen — es zerrann!
Blumen nur vom Gletscherrand
Hielt ich fest in meiner Hand.

Und so bring' ich, ohne Laut,
Hell von Tränen übertaut,
Da dein Fuß nun rasten muß,
Deiner Berge letzten Gruß!

4.

Du, die schläfst im stillen Raume,
Über den der Efeu webt,
Du, die nur in meinem Traume,
Nur in meinem Herzen lebt,

Sende einen Gruß voll Milde
Aus der grünumhegten Gruft,
Sprich zu mir mit deinem Bilde,
Sprich zu mir im Hauch der Luft.

Unvergeßne, Frühverklärte,
Nimm mein Sein in treue Hut,
Starke, Tapfre, Leidbewährte,
Hauch ins Herz mir deinen Mut!

Kühle lind aus deinem Frieden
Meine Stirn im heißen Streit,
Jeder Kranz, der mir beschieden,
Bleibt, wie einst, auch dir geweiht!

Meta.

Hüte, hüte dich, Rose.

Wie die Blüte, die rosig licht
Glänzt aus der Blätter Schoße,
Strahlt in Jugend dein süßes Gesicht:
Hüte, hüte dich, Rose.

In des Auges schimmerndem Strahl
Birgst du selige Lose,
Birgst du herzverzehrende Qual,
Hüte, hüte dich, Rose!

Vor dem Wurm, der Blüten zersticht
Unter leichtem Gekose,
Vor dem rings gepriesenen Wicht
Hüte, hüte dich, Rose!

Lieber magst du im Sturm verwehn
Als im sumpfigen Moose,
Wie die Welt dir wünscht, vergehn,
Hüte, hüte dich, Rose.

Nur Gebete sind mir erlaubt,
Innige, wünschelose —
Gottes Segen schirme dein Haupt,
Hüte, hüte dich, Rose!

Gehst du an goldnem Sommertage.

Gehst du an goldnem Sommertage
Durch Täler frisch und sonnenhell,
So klingt ein Rauschen aus dem Hage,
Ein Lied vom fernen Waldesquell.

Und welcher Traum dich auch umfliege
Auf solchem grünumhegten Gang,
Du würdest, wenn die Quelle schwiege,
Vermissen doch den fernen Klang.

So hab' ich dir ein Lied zu bringen,
Das ganz dem Sang des Quelles gleicht,
Der kaum vernommen wird im Klingen
Und nur vermißt wird, wenn er schweigt.

Auch sollst du seinem Sinn nicht lauschen
An deiner Jugend goldnem Tor,
Nimm heut' dies Lied wie Wellenrauschen,
Nur leis berührend Herz und Ohr.

Doch wie vom Waldgang heimgekommen
Dich eine Ahnung wohl bewegt,
Als hättest du am Quell vernommen
Den reinsten Ton, den er gehegt,

So rufe auch in fernen Tagen
Dies Blatt erinnernd dir zurück,
Wie heiße Wünsche ich getragen
Für dich, o Holde, und dein Glück!

Rätsel.

Dein Reiz, der tränend manchen Blick verhüllt,
Dein Reiz, der sehnend manches Herz erfüllt:

Der uns beglückt wie Licht, wie Blütenhauch,
Wie holder Klang, löst mir ein Rätsel auch:

Ich weiß, warum ich grüßen noch den Tag,
Warum ich ringen, dulden, leben mag.

Weiß ich doch nicht, ob durch der Welten Zahl
Ein Strahl erglänzt wie deines Auges Strahl.

Ein Ton erklingt wie deiner Seele Klang —
Und bin darum vor andern Welten bang!

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau.

Vor heißem Strahl aus wetterdunklem Blau
Birgt, in des jungen Rosenkelches Falten,
Am Sommertage sich der Tropfen Tau —
Und hilft der Blume süßen Reiz gestalten:

So möchte ich, was mir im Lied erblüht,
Vor allem Staub und Wirrsal dieser Erde
Hinüberretten in dein rein Gemüt,
Daß es durch dich zu holdem Leben werde!

Im Misoccotale.

Rebenumkränzt und rosenumhaucht,
In die Lüfte des Südens getaucht,
Fülle von Blüten, Fülle von Licht —
Aber glücklich die Seele nicht.

Silbern schimmert der Wasser Schaum,
Üppig wölbt der Kastanienbaum
Schattige Zweige über mich —
Aber ich sehe und träume nur dich!

Siehe, mir ist die herrliche Welt
Nur ein Frühling, von Keimen geschwellt —
Daß in Blüten stünde das Tal
Müßte mir glänzen dein Augenstrahl.

Alle der Zauber, berauschend hold,
Dünkt mich ein Becher von leuchtendem Gold —
Aber den Wein auf seinem Grund
Müßte mir spenden dein rosiger Mund!

Wohl hast du Seele mir und Sinne.

Wohl hast du Seele mir und Sinne
In lichterlohe Glut gesetzt,
Doch nie mit einem Trunk der Minne
Die heißen Lippen mir genetzt.

Du glichst dem Quell in dunkler Sage
Der, wie ihm dürstend naht ein Mund,
Den Strahl, den er gesandt zu Tage,
Im Nu verbirgt im tiefsten Grund.

Und tief im Grunde hört dann rauschen
Der Schmachtende die Fluten hell —
Und bis zum Tode muß er lauschen,
Ob nicht zu Tage springt der Quell!
So muß auch ich mit stummem Flehen
Und darbend, dürstend nach dem Licht,
In dein verschleiert Auge sehen,
Daraus kein Blitz der Liebe bricht!

Im frühen Dämmerlicht erwach ich trauernd.

Im frühen Dämmerlicht erwach ich trauernd,
Denn wieder stand vor mir dein holdes Bild,
In deine Augen blickt ich wonneschauernd,
In meine Arme preßte ich dich wild,
Du sahst mich an, nicht duldend, nicht bedauernd,
Nein glücklich, strahlend, süß und liebesmild,
Und sehnend ruf ich — nun der Morgen graute,
Mich neidisch weckend! — deines Namens Laute.

Und draußen löst aus dichter Nebel Hülle
Der Lenztag sich, und mir nur strahlt er nicht;
Der Äcker Bruch, der Felsen grau Gerülle
Erglänzen hell im roten Morgenlicht,
Den Hag umrauscht des neuen Laubes Fülle,
Das üppig sich um morsche Stämme flicht —
Es taucht die Welt tief in des Frühlings Wellen,
Die neu verjüngend, duftig, sie umschwellen.

Mir aber ist erwacht die holde Sage
Von neuem Leben, hoffend wallt mein Blut;
Im Duft und Äther dieser Frühlingstage,
Im Frühehauch, in Morgenwolkenglut
Möcht ich mich baden, möchte Leid und Klage,
All mein Erinnern in der heil'gen Flut
Wie eine spröde, schnöde Hülle lassen,
Um dich beglückt und hoffend zu umfassen!

Nun legt die scheidende Sommernacht.

Nun legt die scheidende Sommernacht
Tauperlen dir zu Füßen,
Mit tausend Rosenaugen erwacht
Der Tag, um dich zu grüßen.

Nun such ich ein Lied vom Lenz beschwingt,
O Holde, zu deinem Preise,
Doch siehe, durch all meine Seele klingt
Die alte, die ewige Weise:

Du wandelst im Grün, so segn' ich das Tal,
Das schimmernd dich umkränzet,
Du wandelst im Licht, so segn' ich den Strahl,
Der dir zu Häupten erglänzet.

Mein Lied hat einen Klang nur und Hauch,
Den einen: Der Himmel behüte
Den Tau des Morgens, die Rosen am Strauch
Und dich, du duftige Blüte!

Dürft ich in deinen Locken wühlen.

Dürft ich in deinen Locken wühlen,
Dürft ich in ihrer blonden Flut
Die tränenheißen Augen kühlen —
Ein Tropfen wär's für meine Glut:

Doch wer verschmachtend liegt am Wege,
Der späht nach einem Blatt zuletzt,
Das einen Tropfen Tau nur hege,
Der ihm die Lippe flüchtig netzt!

Du blickst mich an und mildes Licht.

Du blickst mich an, und mildes Licht
Strahlt mir aus deinen holden Zügen,
Doch Frieden, seliges Genügen
Erfüllet meine Seele nicht.

Ich schau ins Auge dir hinein,
Von Glück und Leid zugleich durchschauert,
So wie der Todgeweihte trauert
In seines letzten Frühlings Schein.

Nur Lenz und blühend Leben ist
Dein Blick, dein Ton — doch schwer beklommen
Fühl ich, wie bald die Tage kommen,
Da du — für mich — gestorben bist.

Der Stern der Liebe glänzt auch dir,
Bald wird ob deinem Haupt er leuchten,
Dein Auge wird sich bräutlich feuchten,
Und dunkle Nacht ist über mir.

Du bist beglückt, doch du entschwebst
Für Welt und Himmel mir auf immer —
Drum fallen Schatten in die Schimmer
Der Tage, da du mir noch lebst!

Seit ich dich liebe, ward das Leben leer.

Seit ich dich liebe, ward das Leben leer
Und starrt gleich einer Wüste um mich her.

Das Nachts den Schlaf mir scheucht, dein Angesicht,
Verhüllt mir Tages Gottes Sonnenlicht.

Am Brunnen sitz ich tiefer stummer Qual
Und trinke stündlich seinen bittern Strahl.

In einen Abgrund schaue ich hinein,
So hohl, so lichtlos: niemals wirst du mein!

Doch ob ich Raum und Zeit und Ziel verlor
Durch dich allein, ich seh zu dir empor.

So schaut der Pilger, der im Sand versinkt,
Zum letzten Stern, der ob der Wüste blinkt!

Ich las in trüben Tagen.

Ich las in trüben Tagen,
In Stunden ohne Ruh,
In deinem Blick ein Fragen:
Wie lange zögerst du?

Ich las ein traurig Mahnen
Zu enden diesen Streit,
Zu meiden deine Bahnen,
Zu scheiden, da es Zeit.

Es steht kein Herd auf Erden,
Der dein ist und auch mein,
Ich kann nicht glücklich werden,
Und du — willst glücklich sein!

Auch wär ich längst geschieden,
Wie mir dein Blick bestimmt,
Wüßt ich, dir brächte Frieden,
Was mir den Frieden nimmt!

Nimm hin der Blüten frischen Kranz.

Nimm hin der Blüten frischen Kranz,
Ich nahm, ich bot sie ohne Wahl,
Scheint mir doch deines Tages Glanz
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Die Rosen leuchten auch hinfort,
Und funkeln wird der Sonnenstrahl,
Ich aber höre nur das Wort:
Zum letztenmal, zum letztenmal.

Mein Mund verstummt und mein Gedicht,
So wie die Nacht sich senkt zu Tal,
Du aber wandle hoch im Licht
Viel tausendmal, viel tausendmal!

Wie ist das Leben bitter arm.

Wie ist das Leben bitter arm!
Für so viel Liebe, so viel Harm,
Für so viel Jahre, trüb verbracht,
Für so viel Nächte, schwer durchwacht:
Ein Gruß aus Tränen leis und matt,
Ein Druck der Hand, ein Rosenblatt!

Und doch — die Welle schwillt und treibt,
Wer ahnt, was kommt? wer weiß, was bleibt?
Ob mir nicht nah der Tag gerückt,
An welchem mich allein beglückt
Die welke Rose tief im Schrein
Und jener Tränen Widerschein!

Wie ein Mann an Stromeshelle.

Wie ein Mann an Stromeshelle
Trauernd steht und ungewiß,
Weil sein höchstes Gut die Welle
In die feuchte Tiefe riß.

Und er weiß: unwiederbringlich
Ist dahin, was drunten ruht,
Aber dennoch, unbezwinglich,
Bannt es ihn an jene Flut.

Also ich! In jener Stunde,
Die uns schied mit tiefem Weh,
Wußt ich in des Herzens Grunde,
Daß ich nie dich wiederseh.

Aber dennoch hält ein Wähnen
Mich im tiefgeheimen Bann,
Gleich als brächten heiße Tränen
Jemals wieder, was verrann.

Plötzlich, wie aus feuchtem Schimmer,
Strahlt dein lichtes Bild hervor,
Und die Seele glaubt es nimmer,
Daß ihr Kleinod sie verlor.

Zuletzt.

Der Sommer lacht vor meiner Schwelle,
Doch nicht in meiner Seele Raum.
Es hegt mein Herz, bei goldner Helle,
Vom Wiedersehn den Wintertraum.

Denn dich erblicken soll ich nimmer,
Und niemals fassen deine Hand,
Bis einst der letzte goldne Schimmer
Von deinen blonden Locken schwand.

Bis einst der holde Reiz zerstoben,
Der dir mein trotzig Herz gewann,
Bis alles, was der Lenz gewoben,
Der Herbst mit seinem Reif umspann. —

Und weil ich durch das Leben fahre
Im vollen Sonnenschein allein,
So träum ich über ferne Jahre
Mich in des Winters Glück hinein!

Nach Jahren.

Dein Auge hat mir nicht einmal getagt,
Da's tief um mich genachtet,
Du hast mir den Tropfen Wasser versagt,
Da ich am Wege verschmachtet.

Dem Himmel befehl ich dein Geschick,
Sei glücklich! — Ich aber bete,
Daß nicht vor meinen sterbenden Blick
Dein Bild, mich höhnend, trete.

Margret.

Lieder und Tagebuchblätter.

Wohl brach dein süßes Neigen.

Wohl brach dein süßes Neigen
Des Schmerzes dumpfen Bann,
Doch in mir ist ein Schweigen,
Das ich nicht deuten kann.

Ich weiß nicht, ist's Ermatten
Am wildverworrnen Lauf
Und geht, als Abendschatten,
Der großen Nacht vorauf?

Ich weiß nicht, ob es gleiche
Der Stille vor dem Tag —
Und ob es selig weiche
Bei Licht und Lerchenschlag?

Ich weiß nur, daß es milde
Die Zukunft mir verhüllt
Und doch mit deinem Bilde
Mein ganzes Herz erfüllt.

Du trittst so hold, mit leichten Schritten.

Du trittst so hold, mit leichten Schritten
In meines Lebens schwanken Kahn,
Dein süßes Lächeln scheint zu bitten:
Nun führe uns des Glückes Bahn.

Ich aber sehe wohl mit Stolze
Die Wimpel fliegen, doch mich preßt
Die Furcht: ist es nicht morsch im Holze,
Und ist mein Arm noch stark und fest?

Ich kann und darf nicht zögernd schwanken,
Wenn du mir lieb ins Auge schaust,
Ich muß aus tiefster Seele danken,
Daß du dich meinem Schutz vertraust.

Und doch — und doch — mir nagt im Marke
Ein schlimmes Wort, bei dem mir graut:
Ach hättest du die leichte Barke
Und ihren Herren nie geschaut!

Frühlingstrennung.

Und ob der Lenzhauch noch so lind,
Der mir die heiße Stirne rührt,
Ich weiß es doch, er wird zum Wind,
Der übers Meer dich mir entführt.

Und ob durch tausend Knospen quillt
Ein junges Leben, blütenvoll,
Ich weiß es doch: die Rose schwillt,
Die ich zum Abschied reichen soll.

Der Frühling ruft: Erwacht, erwacht!
Hinaus ins Leben drängt sein Wort —
Ich wollt', es bliebe Winternacht,
Und wir, o Liebste, träumten fort!

Nach London.

Erster Gruß ins ferne Land —
Sei er dir ein Gruß vom Glücke,
Und zur Heimat eine Brücke
Jeder Zug von meiner Hand!

Noch vom Hauch des Meeres matt,
Der in Wettern dich umflogen,
Siehst du brausen neue Wogen
Und das Meer der Riesenstadt.

Ob dein Auge mutig blickt
In ihr Rauschen, in ihr Grollen,
Aus der Meerflut, aus der vollen,
Schöpfst du nicht, was dich erquickt.

Einen Tropfen, rein und hell,
Send ich dieses Liedes Gabe,
Daß sich deine Seele labe
Aus der Liebe stillem Quell.

Wie der Sturm schon herbstlich rauscht.

Wie der Sturm schon herbstlich rauscht,
Blatt um Blatt die Farben tauscht,
Kürzer wird der Tage Lauf,
Keimen unsre Blüten auf.

Und sie glühen, duftgeschwellt,
Wenn das Laub, das rote, fällt,
Holder, leuchtender als je:
Rosen — Rosen tief im Schnee!

Nun schweigen alle Stimmen.

Nun schweigen alle Stimmen
Des Tages um mich her,
Goldwolken seh ich schwimmen —
Sie zogen übers Meer.

Daß still mein Herz sich füge
Der Ruhe ohne Laut,
Hab ich in deine Züge
Zur Gutenacht geschaut.

Dein Auge lacht mir heiter,
Ich segne treu sein Licht,
Und doch — mein Herz pocht weiter,
Mein Sehnen schlummert nicht.

Ich seh im Abendrote
Weit in die Welt hinaus —
Wann kommt ein Friedensbote,
Wann kommst du in mein Haus?

Nur einen Strahl.

Weil du Herz und Glück
Treu an mich gebunden,
Kehrt ein Wunsch zurück
Innig, tiefempfunden:

Mag des Himmels Wahl
Volles Licht dir spenden —
Mir nur einen Strahl
Deinetwillen senden!

Vor einem Bilde.

Ich saß für mich, mein Herz war schwer,
Es drang zu mir der Stimmen Schwirren,
Ein Keifen halb, und halb ein Girren,
Sie schwatzten eifrig, hohl und leer;
Die Lichter brannten immer trüber,
Mein Auge irrte durch den Raum
Nach kleinen Bildern wandhinüber
Und weilte dort im halben Traum.

Da sieh — mit einmal wacht ich auf
Und blickte fest auf eine Stelle:
Und Sonnenglanz und Morgenhelle
Und Wald und Berg und Stromeslauf,
Dein süß Gesicht, dein Lächeln milde,
Und deine Hand in meiner Hand —
Ach! alles strahlte aus dem Bilde,
Dem kleinen, an des Zimmers Wand.

Sie war's — gesegnet tausendmal! —
Die Stelle, wo vom Berg wir beiden,
Beglückt, nach langen Trennungsleiden,
Hinabgeblickt ins grüne Tal;
Mir zog durchs Herz ein Ahnen wonnig,
Der hohle Spuk ringsum verschwand —
Wann kommt ein zweiter Morgen, sonnig,
Wann stehn wir wieder Hand in Hand?

Friedensschluß.

Ach, ich kann den Streit nicht schlichten,
Der an meinem Herzen zehrt,
Ob mein Leben, ob mein Dichten
Deiner jungen Liebe wert.

Aber ehe sie verfließen
Goldne Tage, die du gibst,
Möcht ich vollen Frieden schließen
Auch mit mir, weil du mich liebst.

Ich hab dich nicht am Waldesquell.

Ich hab dich nicht am Waldesquell,
Im Hage grün und sonnenhell
Und nicht im Lenz gefunden —
Im Strom der Welt, im Irrlichtschein,
Sah ich dir tief ins Herz hinein,
Und ward dir treu verbunden.

Nun reiht sich traumhaft Tag zu Tag,
Und still um uns ergrünt der Hag
Und sproßt der Märchenzauber;
Es rauscht der Quell, die Sonne flirrt
Durchs Laub, und aus dem Laube girrt
Sein Lied der wilde Tauber!

Wir aber ruhn am grünen Ort
Und hüten fromm den goldnen Hort,
Den wir im Kampf gewonnen,
Der Strom braust fern, die Welt ist weit —
Gott schütz uns unsre Einsamkeit
Und unsern Zauberbronnen.

Mit Wilhelm Raabes „Wunnigel".

Und nun ich dieses Büchlein halte,
Wie selig überkommt es mich;
Es ist das Buch, das liebe, alte,
So zauberreich für mich und dich.
Es quillt hervor aus seinen Lettern
Erinnrungsglück, Erinnrungsweh —
Mit seinen Bergen, seinen Wettern,
Mit blauem Duft, mit Firnenschnee
Und mit des Weinlaubs roten Blättern
Bei Beaurivage der Genfersee.

Da steht vor uns, was unvergessen,
Neu lebt sie auf, die kleine Welt,
Das Licht, bei dem wir still gesessen,
Da unser Haus ein Wanderzelt.
Kein andrer kann es wissen, ahnen,
Was hell aus diesen Zeilen blickt,
Dich aber mag es treulich mahnen
An Tage, die uns Gott geschickt,
An junges Glück auf fernen Bahnen,
Das unsre Seelen voll erquickt.

Zum Geburtstag im Spätherbst.

Daß du in Nebeltagen,
Da rauher Herbst es war,
Dein Auge aufgeschlagen
So frühlingsklar —

Daß von des Herbstes Bilde
Nichts in das Herz dir kam,
Und du nur lenzesmilde,
Scheint wundersam.

Doch daß du, Liebste, handelst
Als wie vom Mai geweiht
Und mir zum Lenze wandelst
Spätsommerzeit —

Daß du vom goldnen Tranke
Der Hoffnung neu mir schenkst,
Mein Herz mit Liebesdanke
Zu deinem lenkst —

Das dünkt mich wunderbarer
Mit jedem neuen Jahr,
Als daß kein sonnenklarer
Tag dich gebar.

Ob ich je zum Lichte dringe.

Ob ich je zum Lichte dringe
Oder mit gelähmter Schwinge
Früh mich bette in der Erde,
Klanglos, und vergessen werde,

Dennoch will in hohen Weisen
Meines Lebens Tag ich preisen:
Schauen durft' ich helle Sonnen,
Schöpfen aus dem reinsten Bronnen.

Durfte fühlen, daß von Wunden
Echte Liebe läßt gesunden,
Daß sie schenkt aus tiefster Güte
Selbst der Jugend neue Blüte.

Läßt der Tag mich vieles missen,
Du, mein Lieb, mein Weib, sollst wissen:
Lohn des Lebens, Mut zum Leben
Ward mir reich in dir gegeben.

Zwei Blüten.

Ich sah im Sonnenglanze
Zwei Blüten, dicht geschmiegt,
Um die mit frischem Kranze
Das Laub, das dunkle, liegt.

Ich sah durchs Grün sie blinken,
Wie ist die Welt so groß!
Ich sah sie müde sinken,
Wie ist so weich das Moos.

Wär' uns dies Los zu eigen:
Ein Lebensstamm, ein Laub,
Ein Wiegen in den Zweigen
Und eine Rast im Staub.

Ich fahre hin in halber Nacht.

Ich fahre hin in halber Nacht,
Die Welt ist trüb, das Land ist grau,
Doch leuchtend, wo dein Auge lacht,
Dein Wort erklingt, o goldne Frau!

Du hast mir Trost und Glück
So überreich gegeben —
Nimm keinen Strahl und Hauch zurück,
Es geht um Heil und Leben.

In Morgenstille steht der Hag,
Um den der weiße Nebel braut,
Doch dein gedenkend wird es Tag,
Und Lerchenjubel schmettert laut;
O goldner Tagesschein,
O Lenz und Jugendschimmer,
Er kommt von dir, von dir allein —
O wahr' ihn mir für immer!

Wie sprühende Funken.

Wie sprühende Funken
Verstoben in Nacht,
Sind Sterne gesunken,
Die sonst mir gelacht.

Ihr Scheinen, ihr Prunken,
Ich misse es nicht,
Es hat sie getrunken
Ein einziges Licht.

Du weißt, wo es funkelt,
Du kennst seinen Quell,
Und bis es einst dunkelt,
Bewahr' es mir hell!

Ich sah im Schlummer Duft und Tau.

Ich sah im Schlummer Duft und Tau,
Ich schritt am Bache, lenzbeschäumt,
Erwachend schaut' ich Nebelgrau
Und Schnee, der frisch die Höhen säumt.
Der Tag ist trüb, die Luft ist rauh —
So hab' ich denn, geliebte Frau,
Von dir, von *meinem* Lenz geträumt!

Am Neujahrsmorgen 1888.

Eh noch die laute, wirr geschäft'ge Zeit
Gemüt und Feder, Liebste, mir entweiht,
Sei, wie ein Sternbild zwischen Tag und Nacht,
In reiner Stille dir mein Gruß gebracht.
Sind wir nur Kinder der Vergänglichkeit,
So sag ich treu: dich lieb' ich allezeit!
Doch sind wir mehr, so schließt dies Wort ja auch
Die Ewigkeit in seinen kurzen Hauch.

Du blickst von Felsenschroffen.

Du blickst von Felsenschroffen,
Bei wilder Wasser Strahl,
Hinab, und schimmernd offen
Liegt unter dir das Tal.

Du meinst den Hauch zu spüren
Der Blüten, dir vertraut,
Dich faßt mit frommem Rühren
Der alten Glocken Laut.

Du willst hinunterbringen
Auf Tönen und auf Duft,
Und schaffst im Traum dir Schwingen,
Besiegend jede Kluft.

Und wär's auch nur ein Wähnen,
Daß man zu Tal dich rief:
Du segnest unter Tränen,
Was dich beglückt so tief!

Ich fühl's an meines Herzens Pochen.

Ich fühl's an meines Herzens Pochen,
Und immer wieder faßt mich's bang,
Ein letztes Wort blieb ungesprochen
Schon jahrelang.

Ein Dankeswort — es will zutage,
Es ringt nach Lauten stark und mild,
Und sinkt zum Grund, in dem ich trage
Dein liebes Bild.

Es wird auf meinen Lippen liegen,
Wenn sich erfüllt mein letzt Geschick,
Bis dahin, Liebste, glänzt's verschwiegen
In meinem Blick!

Wohl führt mein Weg zu Tale.

Wohl führt mein Weg zu Tale,
Und Abend ward's im Land,
Doch bleibt mein Blick dem Strahle
Des Lichtes zugewandt.

Der Nachtwind regt sich leise,
Doch hört mein Ohr allein
Die tröstlich holde Weise:
Dein Herz, o Herz, ist mein.

Und ob es mählich dunkelt —
Mich dünkt die Nacht noch fern,
So lang dein Auge funkelt
Als hellster Abendstern.

Grenzen der Menschheit.

Sie träumen rings um uns von Lenzen,
Wie sie die Erde nie gekannt,
Und höhnen, daß in enge Grenzen
Wir noch gebannt.

Sie künden ein Geschlecht, das Äther
Und Wundertropfen nur sich schenkt,
An Brot und Traubensaft der Väter
Voll Abscheu denkt.

Sie hoffen eine Kraft, die Fernen
Wie Höhen spielend überschwebt,
Sie wähnen, daß zu andern Sternen
Ihr Flug sie hebt.

Sie schlagen unsre Götterbilder
In Trümmer, aber träumen frei
Von einer Zukunft, welche milder
Und reiner sei.

Sie fordern stündlich, daß der dumpfe
Leidvolle Schauer uns durchbebt,
Daß unsre Tage wir im Sumpfe
Noch hingelebt.

Und doch, o Liebste, schaut ihr Wähnen
Einst bettelstolz auf uns zurück,
So sei gewiß: auch dann gibt's Tränen
In Leid und Glück.

Auch dann nur heilt es Erdenwunden,
Daß voller Treue, voll Vertraun
Sich in das Herz zu guten Stunden
Vier Augen schaun.

Und ihren Göttern möge danken
Die Zukunft, wenn ihr nicht entrückt,
Was uns, in unsern engen Schranken,
So tief beglückt!

Am Abend.

Daß sich die Schatten länger streckten
Im Lebensweg, dich träf's nicht tief —
Wenn sie nicht auch den Schatten weckten,
Der in der eignen Seele schlief.

Du wähntest ihn im dunklen Grunde,
Drin alles Sein versinkt und schweigt,
Er aber lebt und wächst zur Stunde,
Da sich dein Tag zum Abend neigt.

Er droht den Rest von Licht zu saugen,
Der dich vom Morgen her durchschwellt,
Heil dir, wenn Licht geliebter Augen
Dein dunkelnd Herz dann neu erhellt!

Die Kraft, die selbst dem Sonnenschimmer
Zur Dämmerzeit nicht mehr gewährt,
Die Liebe hat sie ganz und immer:
Die Kraft, die Schatten dir verklärt!

Schwanenflug.

Wilhelmsthal, 5. September 1898.

Die Schwäne ziehen leise
— Ihr Fittich glänzt wie Schnee —
Die altgewohnten Kreise
Im traumhaft stillen See.

Mit einmal schlägt ein Klingen,
Ein Rauschen mir ans Ohr,
Auf leuchtend weißen Schwingen
Strebt dort ein Schwan empor.

Hoch in das Blau sich hebend,
Steigt er, ein lichter Aar,
Und, langsam niederschwebend,
Teilt er die Fluten klar.

Ich hab' ein Offenbaren
In diesem Bild gewahrt:
Von deiner wunderklaren
Lichtschönen Kunst und Art.

Sie hebt ihr hell Gefieder
Empor zu Glanz und Glut,
Und taucht die Seele wieder
In friedlich stille Flut.

Noch eben, Flügel breitend,
Rührt sie des Himmels Saum,
Durch leise Wellen gleitend
Wiegt sie das Herz im Traum.

Wie träumt' ich sonst, in sonnigen Tagen.

Wie träumt' ich sonst, in sonnigen Tagen,
Dich liebend immer höher zu tragen,
Du Krone, du Seele meines Gedichts,
Nun ward es Herbst und die Nebel jagen,
Und schwindelnd über die Wolken ragen
Die Höhen des Glücks, die Gipfel des Lichts.

Noch schreit' ich trotzig ihnen entgegen,
Doch fühl ich's leis im Herzen sich regen:
Die Ruhe am Wege sei wonniglich,
Und stärker faßt mich's, als müßte ich hüten
Den Quell im Grund und die Heideblüten,
Und Tage und Träume der Rast für dich.

Petersthal.

Ob ich's gelebt, ob ich's geträumt?
Ach, Herz, ich weiß es nicht —
Ich sehe Berge waldumsäumt,
Ich sehe goldnes Licht.

Ich fühle Morgenhauch im Tal,
Es blitzt im Tau der Hag,
Und hell, wie Tau und Sonnenstrahl,
Glänzt uns des Lebens Tag.

Mein Sinn ist froh, dein Blick ist klar,
Leis geht mit uns das Glück —
Und ob ich's träumte, ob es war,
Nie kehrt es mehr zurück!

Aus dem Laube im Baum.

Aus dem Laube im Baum
Nach der schimmernden Wolke,
Nach dem ziehenden Volke
Schaut der Vogel im Traum.

Golden leuchtet die Welt,
Über sich hört er sie klingen,
Doch er hebt nicht die Schwingen —
Ach er weiß, was ihn hält.

An sein Nestchen geschmiegt
Fühlt er sehnend die klare,
Wonnige Luft der Jahre,
Da auch er sich gewiegt.

Nun.

Ich habe dich über alles geliebt,
Du warst mein Wachen, mein Traum und mein Tun —
Und doch, wie arm ist, was Liebe gibt,
Ich weiß es nun!

Mit den letzten Rosen.

Die letzten Rosen in deine Hand
Leg' ich, in Tränen getaucht,
Weiß nicht, in welchem fernen Land
Ihr Duft dich nun umhaucht.

Weiß nur, daß meiner Tränen Tau
An jedem Blättchen hing,
Und daß ich gerne, o goldne Frau,
Statt ihrer mit dir ging!

Nachklang.

Du nahmst der Sonne hellen Schein
In deine Gruft, in deinen Schrein,
Die Ruh bei Nacht, die Lust am Tag,
Und meines Herzens vollen Schlag.

Oft träum' ich, daß du wiederkehrst
Und, was du nahmst, mir neu bescherst,
Du legst mit deiner kleinen Hand
Es still auf meines Lagers Rand.

Dann fahr' ich auf und rufe dich
Und weine nach dir bitterlich,
Und lausche zitternd, tief verstört,
Dem leichten Schritt, so oft gehört.

Ach er verhallt — wie ferne schon! —
Ich höre nichts als einen Ton —
Nur eine Weise, selig fromm,
Sie haucht mir leise: komm, o komm!

Traumlieder.

1.

Ein Winterhauch herab von der See,
Novembernebel, rieselnder Schnee,
Auf dunkelnden Wogen eisiger Schaum.
Ich seh es wallen und schweben im Traum,
Und doch — dazwischen lächelt der Tag
Und küßt die Rosen am sonnigen Hag.

Ein Klang schlägt an mein lechzendes Ohr,
Schwillt immer höher zum jubelnden Chor,
Der Klang, der meiner Seele frommt:
Die Liebste lebt, die Liebste sie kommt! —
Doch plötzlich wach ich, verhallt ist der Chor —
Nur heiße Tränen quellen hervor.

2.

Du Blitz am dunklen Himmelssaum
Was deutet mir dein Licht,
Was ist, das von ihr der Traum,
Mich süß durchschauernd, spricht?

Hat mir der Strahl die Gruft erhellt
Die mir zu Füßen starrt?
Und kam der Traum aus andrer Welt
Wo Sehnsucht meiner harrt?

Ein Ton.

Nun frag' ich schon seit Jahren
Den Himmel, Nacht für Nacht,
Auf welchem wunderklaren
Gestirn dein Auge wacht?

Die Rosen, die ich trage,
O Herz, zu deiner Gruft,
Sie schließen meine Frage
In ihren Schein und Duft.

Ich steh' am stummen Grabe,
Und lausche tief und viel,
Ob nicht ein Ton mich labe
Von deinem goldnen Spiel.

Ein Ton der Unvergeßnen,
Den hören wird mein Ohr,
Selbst aus dem unermeßnen
Gewalt'gen Weltenchor!

Ich träume, daß er klinge,
Wenn meine Stunde schlägt,
Und mich auf seiner Schwinge
Zu deiner Seele trägt!

Tagebuchblätter.

Schloß Baden.

Da liegt im Sonnenglanz dein Traum:
Die dunkeln Berge schwellen,
Fern blinken als ein goldner Saum
Des Rheines heil'ge Wellen.

So grün, so üppig liegt das Tal,
So duftig haucht's vom Walde,
So blendend gießt der Sonnenstrahl
Sein Licht auf Berg und Halde.

Strahlt nicht zu Häupten dir das Blau
In unermeßner Schöne?
Ruft nicht die erste Wonneschau
Ins Herz dir Jubeltöne?

Da liegt, was du ersehnt, geträumt:
Die dunkeln Tannen rauschen,
Des Rheines Flut ist lichtgesäumt,
Die fernen Berge lauschen.

Wo bleibt das Lied, das Hochgedicht,
Das du gelobt zu singen,
Nun Glanz und Frieden, Glut und Licht
In deine Seele dringen?

Still, Herz! Das Auge einer Braut
Sinkt stumm in Wonne nieder,
Der höchsten Freude ziemt kein Laut —
Auch wortlos gibt es Lieder.

Nur Mut, mein Herz.

Nur Mut, mein Herz! Ein Hochgefühl
Durchströme dich in dieser Zeit:
Du wirst nicht enden im Gewühl
Der gottverlornen Nichtigkeit.
O laß sie um den Schein sich plagen,
O laß sie treiben, laß sie jagen,
Bleib fest, mein Herz!

Du weißt nicht, ob ein Sonnentag
Dich aufwärts führt und himmelan,
Du weißt nicht, ob ein Wetterschlag
Dich niederwirft auf steiler Bahn;
Doch wag's um höchsten Preis zu werben,
Und nicht im Pfuhle wirst du sterben,
Bleib fest, mein Herz!

Ob dich des Glückes Schein umhüllt,
Ob Kampf um Kampf dein stetes Los,
Was liegt daran? nur gotterfüllt,
Nur öd' nicht, nicht begeistrungslos!
Such nur die echte Glut zu schüren,
Das andre mag der Himmel führen,
Bleib fest, mein Herz!

Robert Schumann.

1855.

Aus Tagen fern und altersgrau
Erschallt von einem Fels die Sage,
Der mitten aus der grünen Au
Zum Blau des Himmels düster rage,
Man flüstert, daß ein goldner Schein
Des Felsens dunkeln Grund verschöne,
Und zeitweis gäbe das Gestein,
Gleich Memnons Säule, süße Töne.

Die Sage zu Gehör mir kam,
So oft ich sonst im Freundeskreise
Von dir ein prüfend Wort vernahm:
Das sei, o Meister, deine Weise,
Du seist der Fels, so wie du bist,
Nur wenig Gold auf düstern Gründen —
Nie widersprach ich, aber wißt,
Ich will die Sage weiter künden:

Wer ahnungsvoll, dem Seltnen hold,
Den Schritt zum Felsen je gelenket,
Wer in das starrumfangne Gold
Den innern Blick mit Ernst versenket,
Dem schwindet bald das düstre Erz,
Er steht im Nu in lichten Gängen,
Es rauscht ihm hold durch Sinn und Herz
Ein Strom von wunderbaren Klängen!

Vor seinem Blick des Zaubers Reich,
Es liegt im Glanze ausgebreitet,
In tausend Farben, voll und weich,
Das Leben auf und nieder gleitet;

Hier Scherz und tolles Maskenspiel,
Dort Ringen aller starken Triebe,
Der Leidenschaften wirr Gewühl,
Hier süße, heilig stille Liebe!

Und über all der bunten Flut,
Die der Entzückte schaut und findet,
Die Schönheit auf dem Throne ruht,
Die solches Leben schafft und bindet;
Hier innen aller Glanz und Schmelz,
Und alle Klänge, alle Lieder — —
Nach außen grau und starr der Fels,
Er scheint und tönt nur hin und wieder.

So spricht die Sage! — Wenig nur
Erlauschten gläubig ihre Worte,
Und forschen nach des Goldes Spur,
Und schreiten, durch die Felsenpforte,
In deine Welt, o Meister, ein
In ihre lichtumflossnen Bahnen,
Die meisten scheuen Fels und Stein,
Trotz aller Zauber, die sie ahnen.

An Franz Liszt.

1857.

Von deinem Ungarlande,
Vom Heideplan, vom Ried
Am Theiß-, am Donaustrande
Erklingt ein altes Lied,
Als ob hervor es stiege
Aus dunkler Sage Born:
Das Lied vom Horn der Siege,
Von Lehels Wunderhorn.

Ein Zauber war ihm worden:
Schwoll hell sein Ton hervor,
Die wilden Reiterhorden
Sie fuhren jach empor,
Es klang ein Ruf von oben,
Bei dem das Volk erwacht,
Und überscholl das Toben
Der heißen Männerschlacht.

Da lag der Feind bezwungen,
Eh' noch geklirrt die Wehr,
Von seinem Ton durchdrungen
Erbebte manches Heer,
Er war es, der dem Zorne
Des Helden Sieg beschied;
Und erst mit Lehels Horne
Verklang das Siegeslied.

Der Sage muß ich denken
Im Herzen heut' am Tag —
Man tät' das Horn versenken
Wohl einst, wo Lehel lag,
Doch, die sie nicht begraben
Mit anderm Waffentand,
Des Hornes Wundergaben
Verblieben deinem Land!

Ein Ton, dem Horne eigen,
Ist oft und oft erwacht,
Wenn die Zigeuner geigen
In lauer Mondennacht,

Wenn der Rakoczy brausend
Auf brauner Heide klingt
Und tausend, aber tausend
Mit wildem Mut beschwingt.

Doch einst, am selben Tage,
Den heut' mein Lied begeht,
Die Wundermacht der Sage
Zum Leben voll ersteht,
Und einem holden Kinde
Bringt guter Geister Schar
Zum Wiegenangebinde
Des Hornes Zauber dar.

Die Zeit war anders worden,
Blieb auch der Zauber schon,
Nicht mehr zu Schlacht und Morden
Rief nun des Hornes Ton,
Nun klang es beßre Lieder
Durch alle Lande hin,
Scholl silbertönend wieder
Und weckte bessern Sinn.

Nun rief's zu süßer Liebe,
Zu hohem Flug und Schwung,
Zu edelm Schaffenstriebe,
Zur Gottbegeisterung;
Und daß ich's keinem hehle
Das Lehelshorn jetzt heißt:
Des großen Künstlers Seele,
Des hohen Mannes Geist!

Die Zauber, welche schliefen,
Berücken neu das Ohr,
Du rufst aus Herzenstiefen
Zum Leben sie empor,
Und deines Landes Sage,
Sie knüpft in Zukunft sich
Nicht mehr an ferne Tage,
O nein: an heut' — an dich!

An Friedrich Hebbel.

1863.

I.

Dich hat ein Gott in frühen Jugendtagen,
Wo andern nur die Frühlingslüfte blauen,
Bestimmt, aus tiefster Nacht, mit frommem Grauen
Manch Weltgeheimnis an das Licht zu tragen.

Dir ward, gleich deinem Meisterbild, dem Hagen,
Ein Elfenauge, keinem Schein zu trauen,
Klar in das Herz, das Innerste zu schauen,
Und tief zu blicken, selbst wo Berge ragen.

Von grellem Blitzschein und vom Nordlichtsprühen
War sonst dein Pfad erhellt — doch frohgemutet,
Im Herzen ahnend heil'ge Morgenfrühen,
Hast du gerungen und im Kampf geblutet,
Bis sich der Nordlichtschein zum Sonnenglühen
Gewandelt hat, das golden dich umflutet!

II.

Du sankst dahin im freudigsten Entfalten,
Erfüllt vom Rätselspiel der Weltgeschicke,
Umgeben noch im Todesaugenblicke
Von bleichen Schatten mächtiger Gestalten.

Sie schwirrten um dich, suchten dich zu halten,
Daß deine Glut mit Leben sie erquicke,
Sie drängten sich vor deine letzten Blicke,
Um nun mit dir zu schwinden, zu erkalten!

Die Götter zürnen! Keiner soll vergleichen
Sich heut' mit Meistern aus beglückten Tagen —
Du strebtest rastlos, mutig, ohne Weichen
Dem höchsten Ziele zu, mit stolzem Wagen,
Weil sie gewußt, du würdest es erreichen,
So liegst du nun vom Götterblitz erschlagen!

An Malwina.

(Mit der zweiten Auflage des Gedichtes „Jerusalem".)

1866.

Wie faßt mich heut' ein seltsam Zagen,
Wie liegen Scheu und Stolz im Streit,
Da ich dies Lied aus frühen Tagen,
Dies Traumbild aus verrauschter Zeit,
Zum andern Mal hinausgeleite,
In stiller Hoffnung, daß die Bahn
Aus engem Kreise in die Weite,
Sowie dereinst, ihm aufgetan.

Doch wenn mein Blick mit frohem Sinnen
Auf Bildern frischer Hoffnung ruht,
Ich sah die Jahre nicht verrinnen
Und träumte stumm an ihrer Flut:
Und ob, gleich wie auf Alpenwegen,
Das Ziel stets weiter mir entrückt,
Ich schritt ihm rastlos doch entgegen,
Seit mich der erste Blick entzückt.

Wer mag den vollen Tag verträumen,
Weil kühler war der Morgenhauch?
Wer will des steilen Weges säumen
Gebannt vom ersten Blütenstrauch?
Wer zagt, wenn ihm nach heißen Mühen
Noch immer nicht der Gipfel nah,
Den er im Morgenstrahle glühen
Und dicht vor Augen glänzen sah?

Nein — wie von blauen Bergeszügen
Gelockt auf steilen Pfad empor,
Dahinten lassend das Genügen
Am Scheine, der beglückt zuvor,
So liegt zu Füßen mir seit lange,
Was dieses Lied noch halb erfüllt:
Die Lust am Schall, am bloßen Klange,
Am Schimmer, der den Kern verhüllt.

Noch war es nur ein erst Entfalten
Des Ernstes, den die Dichtung will,
Ihn ganz zu schauen, zu gestalten
War meine Welt zu morgenstill;

Vollendung träumte ich vergebens
Doch geht durch dieses Lied ein Drang,
Der mit dem Geiste vollen Lebens
Wie Jakob mit Jehova rang.

Ein Drang, der früh vom bloßen Spiele
Mit Reimen meine Dichtung schied,
Ein Drang, auch heut' noch fern vom Ziele,
Regt sich zuerst in diesem Lied!
Und weil erwacht in seinen Zeilen
Das Sehnen, das mich mächtig treibt,
So darf dein Blick darauf verweilen,
Wie viel ihm auch zu fordern bleibt!

Und du, Geliebte, wirst nicht fragen,
Warum ich gebe eben dir
Das Traumbild aus verrauschten Tagen,
So fern, so fremd dem Heut' und Hier?
An allem, was ich sonst errungen,
Was ich erstrebe, uns zum Heil,
Was mich erfüllt, was ich gesungen
Seit jenen Tagen, hast du teil.

Hätt' ich ein Lied dir bieten wollen,
Was mir gelingt zu dieser Frist,
So gäb' ich, statt dir Dank zu zollen,
Nur, was von dir empfangen ist:
Dies eine, drin die Stimmen schweigen,
Von allem, was ich danke dir,
Dies eine ist mir frei zu eigen —
Und auch dies eine nimm von mir!

Am Meere.

I.

Da steh' ich am grünen Waldessaum,
Zu Häupten wiegt sich ein Blütenbaum,
Doch vor mir rauscht und grollt das Meer,
Sturmwolken und Wetter drüber her.

Damit mich selige Ruh' umfängt:
Ein Schritt in die Büsche, dichtgedrängt,
Damit mich fasse des Todes Graus:
Ein Schritt nach den zürnenden Wogen hinaus.

Ans eigne Leben gemahnt mich's fast —
Todbringender Sturz, friedselige Rast,
Sie liegen, wie hier, beisammen nun,
Und den Schritt nur muß ich im Dunkel tun!

II.

Wie das Meer, vom grünen Strande gesäumt,
In blauer schimmernder Weite träumt,
Wie der Himmel herabglänzt auf die Flut,
Als hätt' er nur Sonnenlicht und Glut —

So zieht in die Seele, sonst wild erregt,
Ein träumender Frieden, und leis bewegt
Der Hauch der Liebe das Herz allein,
Wie die Woge zittert im Sonnenschein.

Viel wilde Stürme drohen der See,
Dem Herzen Kämpfe, unendliches Weh,
Doch die Meerflut spiegelt Himmel und Hag,
Und das Herz träumt ewigen sonnigen Tag!

Mittag.

Noch welken im Sonnenfunkeln
Die schimmernden Blüten nicht,
Doch alle die Rosen dunkeln,
Die morgens licht.

Noch lockt mit Blüten das Leben,
Noch strömt uns würzig ihr Hauch
Doch fühl' ich mit leisem Beben,
Sie dunkeln auch!

Schloß Winklarn.

1869.

Als hätte keines Hügels Welle
Und keines Waldes grüne Nacht,
Bis ich betreten deine Schwelle,
Du gastlich Haus, mir je gelacht,
Als hätt' ich nie auf frischen Matten
Geruht, so sehnend denk' ich dein,
Mit deiner Buchengänge Schatten,
Mit deiner Weiher blauem Schein.

Des Glückes heitre Bilder fließen
Mit deinen Bildern mir in eins,
Und hoff' ich Tage zu genießen
Voll Frieden und voll Sonnenscheins,
Regt sich von goldner Sommerhelle,
Von frischer Waldluft neu der Traum,
So trägt er auch zu deiner Schwelle
Und führt zurück in deinen Raum!

Der Fall von Paris.

1871.

Ein letzter Blitz, ein letzter Schlag,
Ein letztes, dumpfes Rollen —
Und durch die Wolken bricht der Tag,
Im Sonnenglanz auf Tal und Hag
Erstirbt der Wetter Grollen —
So rollet über Land und Meer
Die letzte Siegestunde hehr,
Erträumt, erhofft, ersehnt, erfleht
In Zorn, in Tränen und Gebet:
Paris, Paris gefallen!
Wohl lauschen jubelnd Herz und Ohr,
Doch über jeden Siegeschor
Schwingt sich ein beßrer Klang empor:
Des Friedens Glocken schallen!

Hoch rauschen ob der Seinestadt
Des deutschen Aares Schwingen,
Zu Boden beugt sich, streitessatt,
Zum Tod getroffen, wund und matt,
Der Feind nach heißem Ringen.
Wohl braust die Kunde, donnergleich,
Durchs weite, neuerstandne Reich:
Der letzte Sieg, so schwer erkauft,
In Deutschlands bestem Blut getauft,
Er ist uns heut' gekommen —
Wohl flammt der Siegesfeuer Zahl
Von Berg zu Berg, von Tal zu Tal,
Doch höher, heller glänzt der Strahl
Des Friedens, der erglommen!

Vom Reich ins Heer, vom Heer ins Reich
Ein Grüßen heut', ein Klingen,
Ein Jubel, wortlos, überreich,
Ein Hoffen, hell und sonnengleich,
Will durch die Herzen dringen!
Bis in der letzten Hütte Raum,
Bis in der ärmsten Seele Traum,
Durch Deutschland hin, vom Fels zum Meer
Ein Dank, ein Jubel, hell und hehr,
Rauscht mächtig auf im Liede,
Und nach des Sieges Donnerklang
Erfülle sich der Herzen Drang,
Und mit des Segens Überschwang
Erwache, goldner Friede!

Dem Gedächtnis Kaiser Wilhelms I.

März 1888.

Wohl regt sich bei der Glocken dumpfem Klang,
Beim Schmerz des Volkes und im eignen Leiden
In mancher Brust heut' ein geheimer Drang,
Das kommende Jahrtausend zu beneiden,
Die ferne Zeit, in der das treuste Herz
In stolz Erinnern lösen darf die Klage,
Und wo des Kaisers Bild, in Stein und Erz,
Umwoben wird vom goldnen Licht der Sage.

Schon blitzt empor dies wundersame Licht,
Und angesichts noch unsrer warmen Zähren
Beginnt es leise Leben und Gesicht
Des kaum Geschiednen dichtend zu verklären;

Vor tausend Herrschern, die die Erde trug,
Vor tausend Helden, welche Sieg erstritten,
Ging durch des Kaisers Leben still ein Zug,
Dem Heldensage folgt mit lauten Schritten.

Einst wird sie klingen durch den Erdenkreis,
Und aller Sinnen werden nach ihr dürsten:
Die Wunderkunde von dem Jünglingsgreis,
Dem Schlachtensieger und dem Friedensfürsten,
In der verschmilzt zu einem Heldenbild
Der Knabe, der, ein Krieger, ritt im Toben
Der Barer Schlacht, der König, der den Schild,
Den leuchtenden, des neuen Reichs erhoben.

Und breiten wird sich um des Helden Streit,
Um seine Siege farbig-buntes Leben,
Der reine Traum von großer, goldner Zeit,
Die er der Welt und ihm die Welt gegeben,
Vergessen sein wird Mühsal, Last und Not,
Die redlich auch dies Heldensein getragen,
Von Glück und Glanz und Jugendglut umloht
Wird Kaiser Wilhelm durch die Zeiten ragen.

Und doch dies Einst, so strahlend, hell und hehr,
Dies Bild, das schimmern wird in tausend Jahren,
Was wär' es uns? Denn haben wir nicht mehr
In schlichter Wirklichkeit an ihm erfahren?
Quoll warmes Leben nicht aus jedem Tag,
Den wir geschaut, beglückt zu tausendmalen,
Und wären unsre Herzen heut' zu zag,
Mit tiefem Leid für hohes Glück zu zahlen?

Er weckte uns, die wir ihn selbst geschaut,
Der Heimat tiefsten Zauber im Gemüte:
Stark, männlich schlicht, im Lebenssturm ergraut,
Doch jugendfrisch, voll nie versiegter Güte,
Und ob er hoch und ehrfurchtheischend stand —
Die Herzen mußten ihm vertrauter schlagen,
Luisens Sohn, Karl Augusts Enkel band
Der Väter Tage mit den eignen Tagen.

Gewaltig sahn wir ihn, doch freudig mild,
Im höchsten Erdenglanze immer schlichter,
Wir wahrlich brauchen um des Kaisers Bild
Nicht erst der Heldensage Wunderlichter.
Uns ist dies Bild in jedem Zug geweiht,
Denn täglich ließ uns neu das Herz erwarmen
Der Siegesfürst, der fromm gescheut den Streit,
Der Herrscher, der ein Helfer war der Armen.

Und nun er schläft, so sei der Trauer Bann,
Der auf uns liegt, in einem nur gebrochen:
Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann,
Für ihn, den Kaiser, sei es nicht gesprochen;
Weit über diese Stunden, tränenweich,
Hoch über dieser Trauerfahnen Wallen,
Muß er noch wirken für sein Volk, sein Reich,
Und — geb' es Gott! — noch wirken in uns allen!

Dem Fürsten Bismarck beim Eintritt in den „Bären“ zu Jena.

1892.

Der Jubel, den ein dankbar Volk dir weiht,
Der Blick der Ehrfurcht, der dein treu Geleit,
Der Blumen Duft und des Willkommens Wort,
Die hier dich grüßen, wie von Ort zu Ort,
Sie sprechen nicht, was uns durchschüttert, aus —
Hier aber spricht die Schwelle, spricht das Haus.

Dreihundertsiebzig Jahre sind enteilt,
Seit Luther hier in Reitertracht geweilt,
Dreihundertsiebzig Jahr kam Gast auf Gast,
Kein gleich Gewalt'ger hielt im Bären Rast,
Kein zweiter, dessen so sein Volk sich freut,
Vom Luthertage — bis zum Tag von heut'.

Heut' aber rauscht dir jedes Ehrenblatt,
Entsproßt in dieser alten Musenstadt,
In Wissenschaft, in großer Dichter Traum;
Sie sind ja Blätter nur am deutschen Baum,
Zu dem der Keim gesenkt auf Luthers Ruf,
Dem Baum, dem deine Hand die Krone schuf!

Im Hochsommer.

Hochsommertag und Sonnenbrand:
Der Ernte harrt das weite Land,
Wie blaut der Himmel hell und hehr,
Wie ist mein Herz so dumpf, so schwer!

Weh jedem, der den Lenz verträumt,
Und der den Tag der Saat versäumt —

Doch dreimal wehe dem, der heiß
Sein Land bestellt in Müh' und Schweiß.

Der ohne Rasten früh und spät
Voll frommen Glaubens ausgesät,
Und dem sein Feld, gewartet treu,
Nur Unkraut trägt und wirre Spreu.

Er schaut die Ähren, hohl und taub,
Die Halme tiefgebeugt zum Staub —
Sie ernten Garben weit umher —
Sein Blick ist trüb, sein Herz ist schwer.

Leben.

Der bebend um ihr Ja sie frug,
Er war ein starker, stolzer Mann,
Der selig auf den Händen trug
Die Glückliche, die er gewann.

Er hält sie noch mit freiem Mut,
Er trägt sie liebend, treugesinnt,
Doch leise fühlt er wie das Blut
Herab an seinen Händen rinnt.

Sie fühlt es auch: der Pfad ist hart,
Der Tag war schwül, der nun verstreicht,
Sie schmiegt in seinen Arm sich zart
Und hofft dem Keuchenden sei leicht.

Sein Odem stockt, es wankt sein Knie,
Doch lacht er ihr, die ihn umfing,
Denn Trost ist nur, daß er um sie
Die gleichen Wege wieder ging.

Es klingt mir eine Weise.

Es klingt mir eine Weise,
So fremd und doch vertraut:
Der ist am Ziel der Reise,
Wer dieses Ziel erschaut.

Nun steigt in meinem Traume
Wie in der Tage Lauf,
Im schlicht umhegten Raume
Ein grüner Hügel auf.

Ob ich durch Länder fahre —
Ich raste endlich hier,
Mein letztes Ziel, das wahre,
Ist doch nur neben dir.

Und weil, nach allem Ringen,
Nur dieses Los mir fiel,
Hör' ich die Frage klingen:
Warum nicht bald am Ziel?

Ines de Castro.

(Berliner Kunstausstellung 1891.)

I.

Ein mächtig Bild, in fremder Farbenglut
Und weithin leuchtend mit dem bunten Glanze,
Durch die davor gestaute Menschenflut.

Was ist's? Was soll's? Mit einem gold'nen Kranze
Prangt hoch zu Thron verschleierte Gestalt,
Vor ihr in Demut tief gebeugt ein Schranze.

Und hinter ihm — gehorchend der Gewalt —
Ein Schwarm Genossen, die für ihn erröten,
In deren Zügen Furcht und Scham sich malt.

Zur Seite sitzt der auf den Thron Erhöhten
Ein König, finster-streng ist sein Gesicht,
Er blickt auf seine Edeln, wie auf Kröten.

Aus seinen Augen strahlt unheimlich Licht,
Und grausam, höhnisch zuckt der Mund, der bleiche,
Was er gebot — die Ritter weigerns nicht.

Sie huld'gen unterwürfig einer Leiche
Im Kronenschmucke, ein erstarrt Symbol,
Daß über Tod und Grab Vergeltung reiche.

Schau recht nur hin, und du besinnst dich wohl
Der halbverklung'nen Kunde, die der Schule
Entstammt, und die dir nichtig ward und hohl:

Ines de Castro, Pedros Weib — als Buhle
Geschmäht und blut'gem Tod durch Mord geweiht,
Damit sie niemals säß' im Fürstenstuhle.

Sie ward, als kam des Gatten Herrscherzeit,
Der Gruft entrissen und zum Thron erhoben,
Im Tod noch Königin, nach heißem Streit.

Und all die Gegner, die ihr Tod geschnoben
Und sie gelästert, mußten bebend zeugen
Vom Ruhm der Leiche auf dem Thronsitz droben

Und sich, getret'nen Nackens, vor ihr beugen.

II.

Ein trefflich Bild und doch was gilt es dir?
Was soll dir alte Schuld, verscholl'ne Sache?
Was ist dir Ines? Wende dich von ihr.

Du schreitest weiter, doch der Blick, der wache,
Versagt dir plötzlich — und im halben Traum
Steht dir vor Augen König Pedros Rache.

Es drängt dich rückwärts zum verlassnen Raum
Und fesselt dich an jenes Bilds Erscheinung,
Die du gesehen — doch verstanden kaum.

Verstehst du nun die Züge voll Versteinung
Gewalt'gen Schmerzes, voll Vergeltungswahn?
Bedeutet's dies? War so des Künstlers Meinung?

Gleichviel! Dies Bild geht dich und manchen an,
Es kündet mehr noch als verklungne Sagen,
Und ein Historienstück, längst abgetan.

Erlebt ward's gestern, heut', in allen Tagen,
Von jedem, der mit stumpfem Weltlauf ringt,
Dem sie die Jugend quälen und erschlagen.

Das Wehgefühl, das dieses Bild durchdringt,
Will mit geheimer Mahnung dich umweben,
Du fühlst erschüttert, wie sie wiederklingt.

Wer kämpfend, schaffend und mit reinem Streben
Sein Leben gibt — vielleicht im Abendhauch
Mag er den Blick zum Siegesstern erheben.

Und herb geworden, zwingt er dann wohl auch
Die Welt, der armen Jugend noch zu huld'gen,
Die sie geschmäht, gequält nach altem Brauch.

Dann nahen, in der Maske der Geduld'gen,
Die schnöden Quäler, preisend jene Schöne,
Er aber blickt verächtlich auf die Schuld'gen.

Und plötzlich ist es ihm, als hätte Töne
Der Bleiche auf dem Bild und spräche laut:
„Daß ich die Brut bezwang und grausam höhne —

Ist doch zuletzt ein Sieg, bei dem mir graut:
O hätt' ich sie, hätt' ich die Jugend wieder!" —
Dir aber, der das düst're Bild beschaut,

Dir rinnt ein leiser Schauer durch die Glieder!

Der Gräfin Ebba Snoilsky.

Mit den „Ausgewählten Gedichten des Grafen Carl Snoilsky".
Rigi, August 1891.

Hochsommertag, und über mir im Blauen
Der Tannen Wipfel und gezackt Gestein,
Jungfrau und Mönch und Finsterahorn schauen
Mit weißen Häuptern ins Gemach herein,
Tief in der Bucht des Sees die Nebel brauen;
Tief saugt die Brust den Hauch der Berge ein;
Tief weiß das Herz: das Glück ist keine Sage,
Doch kommt es selten nur, an gold'nem Tage.

Und wie ob Matten ich und Felsenriffen
Beseligt weile, faßt Erinnern mich,
Das Bild, das wundersam den Blick ergriffen,
Das Glückgefühl, das meinen Sinn beschlich,

Die hellen Wolken, die nach Norden schiffen,
Der reine Lufthauch — alles mahnt an dich!
Die lichte Stunde, die mich heute segnet,
Weist auf die licht're, da wir uns begegnet.

Schon Mittag war es, still verzichtend schritten
Wir durch des Weges Staub hinab zum Grund,
Wir hatten viel gestritten, viel gelitten,
Das Herz sprang nicht mehr leicht empor zum Mund
Wer sucht noch Freundschaft in des Tages Mitten?
Wer träumt in dunkler Zeit von lichtem Fund?
Und dennoch gab ein Gott, daß wir uns schauten,
Daß wir, die Schritte hemmend, uns vertrauten.

Und nun das Licht von deines Herdes Gluten,
Das mir im Blick lebt, gold'nen Widerscheins,
Und nun die Stunden all, die reichen, guten,
Da wir beisammen saßen, vier als eins,
Und nun der Hauch aus vollen Geistesfluten,
So köstlich, wie die Düfte edeln Weins,
Und nun Erkennen, Tauschen, rein Genießen,
Und deiner großen Seele voll Erschließen!

Das war kein Traum, der mit dem Tag entschwunden,
Kein Klang, der flüchtig in das Nichts verscholl,
Und als ein Zeugnis unvergess'ner Stunden,
Da uns der reinste Born des Lebens quoll,
Nimm diese Lieder, die ich nachempfunden,
Von deines Dichters edelm Geiste voll,
Im Doppelsinne, Freundin, dir gehörend,
Und gold'ne Zeiten uns heraufbeschwörend.

An Johannes Brahms.

(Beim Adagio des H-moll-Quintetts Op. 115.)
1893.

An einem Sonntag, da Gottes Zorn
Erlosch in seiner Gnade klarem Born:

Hub er empor, auf Schwingen golden rein,
Ein Paar von Seelen, zu des Himmels Schein.

Ob sie erlöst der höchsten Liebe Strahl
Aus Höllenabgrund oder Erdenqual —

Sie wußtens nicht und achtetens gering,
Da seliges Genügen sie umfing.

Ein leis Erinnern nur entschwund'ner Pein
Quoll in die Wonnen ihres Flugs hinein.

Sie schwebten aufwärts mit der Wolken Zug
Im Morgenhauche, der sie höher trug.

Sie fühlten innig still, daß sie befreit,
Sie schauten Licht und laut're Seligkeit.

Sie tranken aus dem Strom des ewg'en Taus,
Der welterfrischend fließt am Rand des Blaus,

Der nur in Tropfen fällt vom Himmelssaum
In eines Dichters, eines Künstlers Traum,

Von dem ein Tropfen auch dein Herz durchdrang
Und dir, o Meister, sich verklärt zum Klang!

Sonnenuntergang.

Wer zögernd an des Waldes Rand,
Auf den sich Nacht senkt, steht,
Indes im freien Hügelland
In Wolkenglanz und Purpurbrand
Die Sonne niedergeht:

Ihm rinnt ein wundersam Gefühl
Vom Scheitel bis zum Schuh —
Und war der Wandertag auch schwül,
Die Waldnacht dünkt ihm doch zu kühl,
Zu tief die Waldesruh.

Er starrt mit Tränen in die Pracht,
In der der Tag verloht,
Und wendet sich und schreitet sacht,
Taucht schweigend in die tiefe Nacht
Und hofft kein Morgenrot.

Venezia.

Sie saß am Meere, ein Jahrtausend lang,
Sie wuchs, sie träumte bei der Wogen Sang.

Geheime Schönheit, fernem Ost entschwebt,
Hielt sie mit wundersamem Reiz umwebt.

Doch auch des Meeres mitternächtig Graun
Lag, wie ein Duft der Flut, um ihre Brau'n.

In ihre Wiege legte eine Fee
Die Zaubergabe: daß sie schön im Weh.

Daß sie, die einst geglänzt im Krongeschmeid,
Bestrickend blieb auch noch im Bettlerkleid.

Daß jede Falte, die sie, gramversteint,
Im Antlitz trägt, noch wie ein Reiz erscheint. — —

So ruht auf ihr bis heut' der Duft, der Schein,
Doch traurig starrt sie in die Flut hinein.

Und lange prüft sie jeden Schmerzenszug,
Und bange fragt sie, ob noch Reiz genug?

Und dunkel träumt sie, daß ein Tag wohl kommt,
An dem die Zaubergabe nicht mehr frommt!

Zu Festen.

Die neuen Rolandsknappen.

Allegorisches Spiel beim Künstlerfeste zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld.

(Park zu Siebeneichen, 3. Juli 1862.)

Szene.

Rechts und links Wald. Im Hintergrund eine Burgmauer mit drei Toren. Das mittlere vergittert; hinter demselben die gefang'ne Kunst.

König Lenz

(mit Gefolge von Blumengeistern tritt auf).

Der Strom treibt lichte Wellen, die Berge steh'n in Blau,
Auf junger Blätterfülle glänzt Sonnenschein und Tau —
So weit im Lande waltet mein Szepter, der Blütenzweig,
Will ich nun Umzug halten durch meiner Fluren Reich.

Durch weiche sonnige Lüfte kam ich mit meiner Schar,
Es brachte Blüten und Düfte die Flur als Opfer dar,
Und eh' ich weiter schreite, im Waldgrün licht und neu,
Begrüß' ich die Vasallen, die ewig mir getreu!

Wohl jubeln rings die Toren: Der Lenz verliert den Thron,
Er herrscht nur kurze Wochen — sie wähnen mich entfloh'n,
Sobald die Blüten welken: doch ihr, Getreue, wißt,
Daß keins von allen Reichen so ewig als meines ist!

Ich walte licht und sonnig, wo Freude grünt und blüht,
In jedem Menschenherzen, das hold in Liebe glüht,

Ich walte in jeder Seele, die frei zum Lichte strebt,
Ich herrsche, wo echte Jugend in Kraft und Frische lebt.

Hab ich ins Herz geschlossen, was mir getreu verblieb,
Die Kunst und ihre Genossen sind mir vor andern lieb,
So grüß' ich jubelnd alle, die heute hier vereint,
Und denen meine Sonne der ewigen Jugend scheint.

Sie schimmert dauernd prächtig, es strahlt ihr gold'ner Schein
Erquickend und erwärmend durch alles Menschensein,
Sie weckt den Mut des Lebens, befreiend Herz und Brust,
Sie glänzt den selt'nen Tagen voll harmlos frischer Lust!

Heut' soll sie uns bescheren der Freuden doppelt viel,
Es gilt der Kunst zu Ehren ein lustig-erinstes Spiel.
Noch schleichen mir im Rücken Gestalten, halbverhüllt,
Die gegen Lenz und Jugend mit Groll und Haß erfüllt.

Sie schleichen dort im Hage! Wohl hab' ich sie erkannt,
Gespenster am Frühlingstage: ich weiß, wie man euch bannt!
Schon nahen sich im Grunde der besten Knappen drei
Mit jugendlichen Schritten; sie schauen keck und frei!

Drei Junker von gutem Wappen: Tat, Wahrheit, Phantasie;
Es rühmte sich bess'rer Knappen ein wackrer Streiter nie;
Was sie beginnen wollen, was sie vollbringen trau'n,
Und wem sie endlich dienen, sollt ihr mit Augen schau'n!

(König Lenz zieht mit seinem Gefolge nach rechts ab.)
Hinter der Burgmauer tauchen Zopfgestalten auf, sehen mit allen Gebärden des Schreckens dem Frühlingszug nach, andere lugen aus den Büschen; von links kommt:

Riese Zopf.

Wer naht sich meinem Schloß mit solchem Schabernack
Und dummen Mummenschanz, ganz ohne Hofgeschmack?

Wer hat die Gärten hier, die kunstreich angelegt
Im Stile von Versailles, und die ich wohlgepflegt,
Im Nu verwandelt frech? O weh, mein Herzensstolz
Ward ganz gemeiner Wald, ward grünes deutsches Holz;
Der tolle bunte Zug hat jede Zucht zerstört,
Mir scheint, es ward die Welt durch jenen Fant empört,
Der dort vorüberzog, nur zu, ich halte Stand!
Vergißt die Welt bereits, daß ich sie überwand?
Daß ich sie tiefgebeugt, bis sie im Staube lag,
Daß ich allmächtig bin, bis heut', bis diesen Tag?
Wer lebt im Erdenrund, dem ich nicht obgesiegt,
Bis auf das Frauenbild, das dort in Fesseln liegt!

(Auf die Kunst, am Gitter des Tores hinblickend.)

Die freilich zwang ich nicht, doch hab' ich sie geraubt
Und halte sie versteckt — die ganze Menschheit glaubt,
Daß auch die Kunst mir dient — seit Jahren zeig' ich ihr
Die wohlgeschulte Kunst, Stiefschwester dieser hier!
Einst schnöd zurückgesetzt durch Mißgeschmack und Trutz;
Der Menschheit Göttin jetzt, in meinem starken Schutz!

(Nach links schauend.)

Wer langt im Grund dort an? Wer prüft so keck mein
Schloß?
Ihr Diener, kommt heran! Herbei der ganze Troß!

(Zopfriesen und Zopfgestalten stürzen auf den Ruf Zopfs von den Seiten herbei. Unter ihnen auch die Afterkunst, die Doktoren Zweifel, Historikus und Kritikus.)

Umgebt die Tore dort! Habt der Gefang'nen acht!
Nur Narren wagen noch zu trotzen meiner Macht!

(Sich zu den Seinen wendend.)

Greift uns dies Häuflein an — wir schützen Schloß und
Tor,
Ihr aber, edle Frau, ihr Herrn, versucht zuvor

Die Recken, die sich nahn, zu scheuchen mit dem Wort,
Schon mancher zog herbei, ihr triebt sie alle fort!

(Geht nach dem Hintergrunde, wo er am Burgtor neben dem Drachen Platz nimmt. Alles Gefolge ist am Schloß gruppiert, als die Rolandsknappen im Vordergrund auftreten.)

(Die Knappen rasch in den Vordergrund eilend, dem mittlern Burgtor gerade gegenüber.)

Erster Knappe.

Steht still! Ich glaube, wir sind am Ort!
Ihr seht die Zinnen des Schlosses dort,
Es reiht sich dreifach Tor an Tor,
Und Schauergestalten liegen davor,
Halb Drachen und halb Vogelscheuchen!
Steht still! Wir brauchen nicht weiter zu keuchen!

Zweiter Knappe.

Ob dieses Weges könnte ich fluchen,
Auf keinem Pfade irrt ich so viel.
Jetzt glaub' ich selbst, wir sind am Ziel
Und haben nicht nötig, weiter zu suchen!

Dritter Knappe.

Gewiß, dies ist das Schloß am Hage,
Von welchem uns erklungen die Sage,
Daß Zopf, der allgewaltige Riese,
Die echte Kunst, die hohe Frau,
Gefangen hält im Burgverließe,
Von Waldluft fern und Himmelsblau!
Er will sie zwingen, die Natur
Und ihre Freiheit abzuschwören,
Seit Jahren aber zeigt er nur,
Um tausend Augen zu betören,

Ein Afterbild, dem alle dienen,
Die sich dem Reich des Zopfs gefügt —
Uns ist das Bild der Kunst erschienen,
Wie sie in schnöden Banden liegt,
Entschlossen sind wir ausgezogen
Und hoffen kühn sie zu befrei'n. —
Schaut, Brüder, dort am Toresbogen,
Das muß die Heißersehnte sein!

(Die Kunst zeigt sich vorübergehend am Gitter.)

Zweiter Knappe

(das Schwert ziehend).

Dann frisch! Das Schloß im Sturm genommen!
Die Spukgestalten sind nur Dunst!

Die Zopfkunst

(aus dem Gebüsch hervortretend).

Ihr Herren, ich habe euch vernommen,
Ihr suchtet mich, ich bin die Kunst!
Ich bin die Kunst, wer mich nicht gleich erkannt
Hat keinen Gusto und genialischen Verstand,
Hochmächt'ge Fürsten, Kavaliere, wohlgelahrt,
Sie preisen stündlich meine Trefflichkeit,
Wer meiner Diener große Zahl gewahrt,
Der rühmt mich baß und schwört: zu keiner Zeit,
Seit Alexander und Apell verstorben,
Hätt' ich so hohen Preis und Glanz erworben!
Nichts fehlt mir, als in jungen Armen
Mich zu verjüngen, zu erwarmen,
Ihr solltet mich so heiß umfangen
Wie Rolands Knappen Mutter Drude!

Erster Knappe.

Fürwahr ein schauerlich Verlangen,
Viel lieber läg' ich hier im Blute!
Du wärst die Kunst? Schäm' dich der Lüge!
Wann war die wunderholde Frau
So ledern, runzlig, dürr und grau
Und hatte so verzerrte Züge?
Heb dich von dannen! Unser Pfad
Ist ziemlich kurz und schnurgerad.
Hier wird das Warten schon zum Zagen,
Zum Schlosse hin und losgeschlagen!

(Die Doktoren springen hervor.)

Doktor Zweifel.

Halt an, halt an, ihr jungen Herrn!
Ihr wagt umsonst das frische Leben,
Wer von uns allen möchte gern
Für nichts sein wertes Dasein geben?
Schaut doch des Riesen große Macht,
Die Zöpfe all aus allen Landen,
Die stets einander beigestanden,
Dort stehen sie, bereit zur Schlacht!
Am Tore liegen grimme Drachen,
Vergiftet ist ihr scharfer Zahn,
Die Langeweile packt euch an,
Der Ungeschmack hat weiten Rachen!
Ihr könnt den Riesen nicht besiegen,
Ihr müßt verbluten, müßt erliegen!

Doktor Historikus

(im Katheberton).

Und wenn ihr auch den Sieg erringt,
Ihr hättet euch umsonst bemüht,

Die Kunst ist tot, die einst geblüht,
Sobald ihr an das Licht sie bringt,
Glaubt ihr im Ernst das Tote zu verjüngen?
Seht und ermeßt, begreift ihr nicht,
Daß purer Wahnsinn aus euch spricht?
Lernt doch Historie vor allen Dingen!
Auch müßtet ihr wählen besseren Tag
Und bessere Zeiten — schaut nicht verwundert!
Wißt ihr denn nicht, daß dieses Jahrhundert
Historisch nur zu wirken vermag?!

Doktor Kritikus
(keifend).

Wozu noch so viel Federlesen?
Die Frau war krank, seit sie gewesen,
Viel kränker, was mich baß erfreut,
Erscheint ihr ganzes Aussehn heut',
Zum Spottgerippe wird sie werden,
Verbleibt sie ferner noch auf Erden.
Auf diesen Satz will ich leben und sterben,
Meinen Kindern soll er das Heil erwerben!

(Alle drei Doktoren versuchen die Rolandsknappen nach dem Gebüsch zurückzuziehen.)

Zweiter Knappe.

Hinweg mit euch! Gebt frei die Bahn,
Und wollt ihr nicht von dannen weichen,
So mögt ihr kosten gleich voran
Von meines Schwertes guten Streichen!

Zopfkunst.

Wer seid ihr? Ihr seid ganz unbekannt!

Zweiter Knappe.

Frisch auf! Junker Tat bin ich genannt!

Erster Knappe.

Junker Wahrheit heiß' ich nicht erst seit heute!

Dritter Knappe.

Mich leugnen von eurem Schlage die Leute,
Doch lebt der Junker von Phantasie!

Doktor Historikus.

Die Burschen lügen, ich fand noch nie
Bei meinen heraldischen Studien ihr Wappen!

Doktor Kritikus.

So hießen niemals lebendige Knappen,
Ihr seid Begriffe, seid abstrakt!

Erster Knappe.

Frisch, Brüder, wenn ihr die Zöpfe packt,
Dann werden sie glauben, daß ihr lebendig,
Sonst bleiben sie im Leugnen beständig!
(Auf Doktor Zweifel, Doktor Historikus und Doktor Kritikus losschlagend.)
Nur immer vorwärts! Schon fliehen diese!
Frisch gegen die Burg: für mich der Riese!
Für euch die Drachen! Mit Frühlingsgunst,
Es gilt der freien, der echten Kunst!

(Die Rolandsknappen stürmen gegen das Burgtor. Knappe Tat schlägt den Riesen Zopf zu Boden und haut ihm den Zopf ab; Knappe Wahrheit verjagt die Zopfgestalten; Knappe Phantasie zerhaut die Drachen. Lebendige Kampfszene.)

(In den Seitengebüschen tauchen bereits die Wald- und Blumengeister des Frühlings auf. Alle drei Knappen öffnen die Gitter des Mitteltores, führen die Kunst hervor, und während ihr Tat und Wahrheit die Fesseln lösen, tritt von rechts König Lenz auf.)

Knappe Phantasie

Triumph! Triumph! Schon ist sie befreit,
Die Drachen liegen tot zu Füßen,
Dort naht in leuchtender Herrlichkeit
Der König Lenz, die Hohe zu grüßen!

(Die Knappen führen die Kunst dem König Lenz entgegen, der sie mit seinem Blütenzweig berührt.)

König Lenz.

Gruß euch, ihr jungen Recken! Ihr habt mit hohem Sinn
Befreit aus ihren Banden die hehre Königin.
Nun zieht mit ihr im Grünen: mein Reich erschließt sich weit,
Und unter ihren Tritten blüht neue Herrlichkeit!

(Die Rolandsknappen führen die Kunst nach links zum Walde.)

Ade, ihr wackern Kämpen, ade, ihr Hörer auch.
Ihr habt es nun erfahren, was Rolandsknappenbrauch!
Die jungen Streiter waren, so ist's von uns gemeint,
Seit langen, langen Jahren in einem Mann vereint.

Ihn floh die Kraft und Frische der ew'gen Jugend nie,
Ihm schenkte ihre Zauber die Huld der Phantasie,
Er hat in allen Tagen mit ernster Tat gewacht,
Er ward emporgetragen von reinster Wahrheit Macht!

Er hat, wie ihr im Bilde geschaut an diesem Tag,
Die hehre Kunst, die echte, die schwer in Fesseln lag,
Mit wenigen Genossen im wackern Streit befreit,
Er hat geführt die Hohe zu neuer Herrlichkeit.

Was einst gewesen, habt ihr im Spiel geschaut zur Frist,
Nun mögt ihr auch erkennen, was dann geworden ist.
Sie mag lebendig treten vor den erwählten Mann,
Der ihre Fesseln löste, der sie befreit vom Bann!

Musik.

Aus dem Tore rechts schreitet

Italia,

gefolgt von allen Gestalten aus Schnorrs Ariostbildern.

(Villa Massimo in Rom.)

Italia.

Es ist ein Bild in jedem Traum erschienen,
Vor jedem Auge hat es einst geglüht:
Die ewig Trauernde auf Weltruinen,
Um welche dennoch frisch das Leben blüht,
Ein Bild mit tausendfach verschiednen Mienen,
Bald schwer und trüb und bald von Lust umsprüht,
Ein Bild bald abwärts lockend, bald nach oben,
Drin Weltlust, Himmelslust in eins verwoben.

Das Bild Italias! Wer es nie erschaute,
Der träumt von ihm und hegt es tief im Sinn,
Er sehnt mit Mignons weichem Klagelaute
Sich zu den Myrten und Zypressen hin:
Es grüßt sein Lied die holde, meerumblaute
Und lorbeerreiche Schönheitskönigin,
Wer aber ihren Anblick einst genossen,
Der hält ihn fest ins tiefste Herz geschlossen.

Wer zu ihr trat in frühen, schönen Tagen
In voller Frische, voller Jugendlust,
Mit reinstem Trieb zu schaffen und zu wagen,
Des hohen Zieles männlich sich bewußt,
Wer so den Blick zu ihr emporgeschlagen,
Dem füllt mit höchsten Wonnen sie die Brust,
Der nahet ihrem Throne nicht vergebens,
Und ihm erschließt der Glanz sich ihres Lebens.

Denkst du der Zeit voll Werdelust und Streben,
Denkst du Italias und des hohen Rom?
Im Mondenlicht zum blauen Himmel heben
Sich Riesentrümmer, Kuppeln, Dom an Dom.
Die deutsche Künstlerschar, voll Mut und Leben,
Sie wandelt auf und ab am Tiberstrom,
Von dem Urbiner sprechen sie begeistert,
Von seinem Genius, der alle meistert.

Italia hat vor ihrem Blick erschlossen
Den ganzen Reichtum ihrer schönsten Zeit,
Sie haben volles Künstlerglück genossen
Bei seelenvoller Farbenherrlichkeit,
In ihre Seelen hat sich tief ergossen
Das Wort der Dichter, die ich einst geweiht,
Und dankbar geben Deutschlands Künstlersöhne
Zurück die einst empfangne Kraft und Schöne!

Hat Ariosto dich ins Blütenalter
Der goldnen Phantasie zurückgeführt,
Hat dich der wunderbare Scherzentfalter
Mit buntem Spiel gefesselt und gerührt,
So hast du, als des Dichters Neugestalter,
Geeint die Flammen, die er leicht geschürt,
Und seines Sanges zauberhaftes Walten
In reicher Bilderfülle festgehalten.

Du gabst dereinst, damit das Werk sich kröne,
Den Einklang aus begeistertem Gemüt
Der Zauberwelt, voll edler Lebensschöne,
Die in dem bunten Rolandsliede blüht,
Die dort das Herz erfaßt durch weiche Töne,
In Farben hier vor jedem Auge glüht,

Und wie die Bilder jetzt vorüberschreiten,
So denke freudig deiner Jugendzeiten!

Aus dem Tore links schreitet

Germania,

gefolgt von Zügen aus Schnorrs Nibelungen- und Kaiserbildern.

(Königsbau in München.)

Germania.

Es geht durch manch Jahrtausend von Gottes Odem ein Hauch,
Ein Hauch so voll erbrausend, doch milderquickend auch —
Der rührt die Eichenwälder im ganzen weiten Land,
Vom Hochgebirg der Alpen bis zu des Meeres Strand,

Ein Hauch von schlichter Größe, ein Hauch von höchster Kraft,
Ein Hauch von Gottes Odem, der Leben weckt und schafft.
Wo er die Erde wandelt, wo die Geschichte ihn preist,
Wo er ein Volk durchdrungen, da heißt er deutscher Geist.

Tritt er zu euch im Bilde, ist Menschenaugen nah,
So steht in Kraft und Milde vor euch Germania.
Und' wer sie recht erschaute und treulich zu ihr steht,
Den hat auch jener Odem mit Mut und Kraft durchweht.

Du hast in allen Tagen die Treue mir gewahrt,
Du hast so fest gewurzelt in echter, deutscher Art,
Ich habe zurückgegeben Gestalten stark und wahr,
Die Kraft aus meinem Leben, die Helden- und Kaiserschar!

Aus meiner Sage mächtig, aus meiner Vorzeit stark
Rauscht stets ein Strom von Hoheit, von Fülle, Kraft und Mark,

Er hat auch dich durchdrungen, du sahst, von ihm gefeit,
Die Welt der Nibelungen, der Kaiserherrlichkeit.

Und wie sie vorüberschreiten in stolzer edler Schar,
Gestalten, die du vorzeiten geschaffen treu und wahr,
Gestalten, die du begeistert, als wären sie lebend geschaut,
So schlagen dir die Herzen des Volkes jubelnd laut.

Denn Leben spricht im Bilde! Wo noch die Kunst vermag
So treu und ernst zu schaffen, kommt auch dem Volk ein Tag,
Und endlich wird er kommen, blauschimmernd, sonnenklar,
Hoch in den deutschen Lüften schwebt dann mein gold'ner Aar!

Und den die Kunst erhalten, der Traum von Deutschlands Macht,
Von seiner ganzen Größe, ist dann zum Leben erwacht,
Millionen stehen einig, siegfreudig, lichterhellt,
Ein Hauch von Gottes Odem rauscht wieder durch die Welt!

Aus der mittleren Pforte schreitet die

Kunst,

gefolgt von den Gestalten großer Meister:

Albrecht Dürer. Hans Holbein. Peter Vischer. Erwin von Steinbach. Brunelleschi. Masaccio. Ghirlandajo. Lionardo da Vinci. Raffael. Michelangelo. Van Eyck. Rubens.

Die Kunst.

Seit Gott zuerst erschallen ließ sein Werde
Und für die Menschheit sprach das Schöpferwort,
Durchwandeln seine Boten diese Erde,
Zum Ewigen zu mahnen fort und fort,

So ward die Kunst dereinst herabgesendet,
Und wo sie rein, aus höchster Wahrheit sprach,
Hat sie den Menschenblick emporgewendet
Und ruft das Göttliche im Herzen wach.

Doch ob ihr Strahlenglanz die Welt erfüllte,
Nicht alle schauten sie im reinsten Licht,
In ihrer göttlichsten Gestalt enthüllte
Sie sich den Blicken aller Jünger nicht,
Denn vielgestaltig wahrt sie ihrer Sendung,
Und alles Leben wird in ihr geeint,
Doch da allein ist ewige Vollendung,
Wo sie in ihrer Urgestalt erscheint.

Wo sie inmitten vollen warmen Lebens
Zum Himmel deutet, dem sie selbst entstammt,
Wo sie die Fülle alles Menschenstrebens
Mit einem lichten Weihestrahl durchflammt,
Wo sie der Menschenseele Drang ergründet,
Prophetisch deutet, was die Welt nur ahnt,
Das Gottgesetz in allem Sein verkündet
Und an die Tage der Erfüllung mahnt.

Da ist erreicht, was sie gewollt auf Erden,
Errungen hat sie, was sie je vermag,
Nur wenige aus tausend Meistern werden
Der Kunst sich nahn an solchem höchsten Tag,
Nur wenig sind erwählt, vor deren Blicken
Die Schleier um das Ewige verwehn,
Die in der Menschheit wechselnden Geschicken
Das Walten Gottes fühlen und verstehn.

Du aber, Meister, wolle nicht verwehren,
Daß dir die Bilder der Erwählten nahn,

Du hast ein Recht auf ihre höchsten Ehren,
Dein Wirken schloß sich treu dem ihren an,
Du hast wie sie den Blick emporgehalten
Zur höchsten Kunst, zum reinsten, klarsten Licht,
Preis sei dem echten, herrlichen Gestalten,
Das aus den Blättern dieser Bibel spricht!

Preis deinem Wollen, deinem höchsten Streben,
Preis deiner Hand, die Edles nur erschuf,
Preis deinem ganzen vollen Künstlerleben
Wie deinem hohen herrlichen Beruf;
Vor allen aber, die zum Kreis sich schließen,
Aus deren Blicken Dank und Jubel spricht,
Ziemt es dem deutschen Meister dich zu grüßen,
Mit wenig Worten, treulich, ernst und schlicht.

Albrecht Dürer

(den Ehrenbecher überreichend).

So grüßt dich herzlich, mit Vergunst,
Meister Albrecht, einst zu Nürnberg gesessen,
In deutschen Landen noch unvergessen,
Ihm haben die Jünger unsrer Kunst
Vertraut, deinen Händen zu überreichen
Ihrer Liebe und Ehrfurcht schlichtes Zeichen!
Es möge dir in künftigen Tagen
Der Becher bei jedem Trunke sagen
Von ihrer Herzen warmer Treu',
Von ihrer Verehrung immer neu!
Und jeder Tropfen aus ihm genossen,
Er spende dir ein neues Jahr,
So reich an Kunst, so frisch und klar,
Wie jene Jahre, die dir verflossen!

Die Meister und Jünger grüßen dich all,
Sie rufen mit lautem freudigen Schall,
Ganz Deutschland gebe den Widerhall,
Dem Meister jubelnd ein Lebehoch!
(Das Lebehoch unter Tusch und allgemein.)

Prolog zur Säkularfeier Beethovens.

(Dresden, 17. Dezember 1870.)

In großen ehernen Tagen, in Völkersturm und Streit,
Tritt wohl die Muse des Friedens mit Zagen in die Zeit,
Die golden schimmernde Leuchte, sie zittert in milder Hand,
Wenn über die Himmel glühen Kometenstrahl und Nordlichtbrand.

Und wo zu jeder Stunde das Herz des Volkes lauscht,
Wie über ihm der Fittich des großen Schicksals rauscht,
Siegklingend, herzerhebend und dennoch leidbewegt,
Senkt sich wohl matt und bebend der Flügel, den die Freude regt.

Doch heut', zu dieser Stunde, zagt scheu die Muse nicht,
Heut' strahlet über des Krieges brandrote Glut ihr Licht,
Heut' hebt die Freude jauchzend das Herz zum Himmelsflug,
Hoch über das eherne Schicksal und der Walküren Siegeszug.

Denn wie ob Wolkenschatten erglänzt der Sonnenstrahl,
Wie Alpenhäupter leuchten ob wetterdunklem Tal,
Wie wilden Sturms Getose die Meerflut brausend regt,
Doch tief in seinem Schoße das Meer des Friedens Wunder hegt:

So tragen diese Züge, die mächtig auf uns schaun,
Uns über dunkle Wetter und über nächtig Graun;

So mahnt uns dieses Antlitz, vom höchsten Strahl erhellt,
An eine gottgeborne, an eine ewig lichte Welt!

Der Hauch von freier Größe, der unser Volk beschwingt,
Auf blut'ger Völkerwalstatt den Siegeskranz erringt,
Auch seine Welt durchrauscht er, aus seinen Klängen rief
Er klagend, sehnend, mächtig, da er im Volke stumm noch schlief.

Doch wie der Lenz die Fesseln des Winters nicht nur sprengt,
Nicht nur mit Sturm daherbraust, nicht nur zum Lichte drängt,
Nein, keimend, grünend, blühend umfängt die selige Welt,
In Farben hüllt die Erde, mit Duft des Äthers Blau durchschwellt:

So blüht in seinen Tönen ein ew'ger Frühling auch,
Der Seele tiefstes Sehnen, des Friedens reinster Hauch,
Was in des Herzens Pochen, in Traum und Tränen lebt,
Das Leid, das nie gesprochen, das Glück, das stumm das Herz durchbebt!

Der Erde höchste Wonnen und schmerzdurchhauchte Lust,
Was tausend still verschließen im Tiefsten ihrer Brust,
In seinen Klängen lebt es! in ewiger Gestalt,
Mit tief geheimem Zauber und mit des Herzens Allgewalt!

Und käm' in fernen Zeiten jemals der trübe Tag,
An dem die Welt verödet, erstarrt der Herzen Schlag,
An dem die heil'ge Sehnsucht nach Duft und Glut verscheucht,
Und ein begeistrungsloses Geschlecht im Staub zum Staube keucht,

So würde seiner Töne gewalt'ge Zaubermacht
Durch starre Herzen dringen, durch toter Sinne Nacht,
Ein Sehnen neu erwecken, das längst die Welt verließ,
Nach fernem Herzensfrühling, nach dem verlornen Paradies!

Uns aber, denen höher und voll das Herz noch schlägt,
Uns, welche die Begeistrung noch hebt und aufwärts trägt,
Uns aber, welche heute des Dankes Glut durchflammt
Für tausend Weihestunden, aus seiner lichten Welt entstammt,

Uns, die zu seiner Feier vereint des Herzens Zug,
Uns sei kein Lorbeer grünend, kein Kranz geweiht genug
Drum muß das Wort verhallen, drum rausche, hehr und voll,
Die Flut der ewigen Töne, die mächtig seiner Brust entquoll!

Zur Einweihung des neuen Polytechnikums in Dresden.

(5. November 1875.)

Kantate.*)

Chor.

Erschlossen steht die Pforte,
Die Hallen prangen weit,
Dem freien Geistesworte,
Der ernsten Tat geweiht;
So klinge, frisch erbrausend,
Ein Gruß vom neuen Haus,

*) Komponiert von Julius Rietz.

Für uns und all die Tausend,
Die nach uns sind, hinaus:
Wohl stieg das Werk der Hände,
Der Bau, nun stolz empor,
Doch Streben ohne Ende
Zieh' mit uns durch sein Tor!

Solostimmen.

Nicht in toten Stein gegraben
Sei der Weihe mahnend Wort,
Herzen muß der Wahlspruch haben,
Die ihn wahren fort und fort!
Tönt er laut aus unserm Munde
Hier im Saale, festgeweiht,
Das Gedächtnis dieser Stunde
Trag' ihn über Raum und Zeit;
Senk' ihn in die Herzen allen,
Einen Keim von ew'ger Kraft,
Laß' ihn, eine Flamme, wallen
Hier am Herd der Wissenschaft!

Chor.

Der Keim entfalte
Sich mächtig zum Baum,
Die Flamme, sie walte
Leuchtend im Raum;
Sie walle, sie glühe
Durch jeden Sinn:
Endlosem Streben
Erschließt sich das Leben,
Heiliger Mühe
Wird höchster Gewinn!

Solostimme.

Wir brauchen keinen neuen Schwur,
Laßt uns den alten wahren,
Der Tag von heut' erfüllt uns nur,
Was wir ersehnt seit Jahren.
Wir riefen: Gebt den Kräften Raum,
Sich mächtig zu entfalten,
Nun ist's an uns, den ernsten Traum
Zum Leben zu gestalten!

Quartett und Chor.

So grüßt, mit Tönen hoch und voll,
Mit jugendfrohem Sinne,
Die Zukunft, die uns werden soll,
Beim festlichen Beginne.
Des Wissens Ernst, der Jugend Glut,
Des Geistes Drang, der nimmer ruht,
Sie mögen frei hier walten
Und eine Stätte, sonnenhell
Und einen nie versiegten Quell
Dem Vaterland erhalten!
Ein Ruf erschalle,
Mahnend für alle,
Ein Wahlspruch erglühe
In jedem Sinn:
Endlosem Streben
Erschließt sich das Leben,
Heiliger Mühe
Wird höchster Gewinn!

Dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen*)

zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Juli 1878.

Schon oft, o Herr, hat mit geweihten Klängen
Dich treuer Segenswünsche Chor umrauscht,
Und wieder seh' ich sie empor sich drängen,
Und jeder hofft, daß Herz und Ohr ihm lauscht,
Ein froher Dank in Worten, in Gesängen,
In stummen Blicken, den du eingetauscht
Für all dein fürstlich Walten, hoch gemutet,
Ist's, der dich heut' wie helles Licht umflutet.

Dein schönes Land, von seiner Berge Warten
Bis in der Täler waldig-frischen Grund
Ein friedlich Heim, ein reichgeschmückter Garten,
Es gibt dir tausendtönig Liebe kund —
Denn auch in Tagen wirren, ehern-harten,
Wie unsre sind, blieb hier der Gottesbund
Von Fürst und Volk lebendig, tief empfunden,
Und neu geweiht in dieses Festes Stunden.

Doch weißt du, Herr, daß heut nicht nur am Rande
Der Ilm und Saale froh das Herz entbrennt,
Viel Tausend gibts im weiten deutschen Lande,
Von denen jeder sich den Deinen nennt;
Dich und dein Haus verknüpfen enge Bande
Mit einem Reich, das keine Grenzen kennt,
Und seiner Krone Glanz umstrahlt auf immer
Dein Wappenschild mit seinem goldnen Schimmer.

---

*) Im Namen des Allgemeinen deutschen Musikvereins, dessen Protektor der Großherzog war.

Du hieltest fest des Ahnherrn höchste Ziele,
Ein treuer Schirmherr echtem Schöpferdrang,
Und huldigen dir heut der Besten viele
In Wort und Bild, in manchem guten Klang,
So ist's dein Recht! — Nicht nur zu heiterm Spiele
Hast du die Kunst gepflegt, die aufwärts rang,
Und nur was lebensvoll, was herzentquollen,
Hat deine Huld auch huldvoll schirmen wollen.

So ehrt uns hoch, daß uns dein Schutz geworden,
So nennen wir uns heute freudig dein! —
Wir können nicht in jubelnden Akkorden
Dir unsre Huldigungen tönend weihn,
Doch unter hunderten, die zu den Borden
Der Ilm heut' wallen, mag ein Pilger sein
Dies schlichte Wort, um dir, o Fürst zu sagen,
Daß tausend Künstlerherzen für dich schlagen!

Richard Wagners Totenfeier.

(Prolog zur Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg" im Hoftheater zu Dresden. 27. Februar 1883.)

Zu heitern Tönen, festlichem Gepränge
Seid ihr geladen und zu frohem Scherz,
Und nun mit einmal schwellen Trauerklänge
Tiefernst, gewaltig euch an Ohr und Herz,
Als ob aufs neu aus Waldestiefen dränge
Das Klagelied, voll unermeß'nem Schmerz,
Um jenen Recken, den der grimme Hagen
Im grünen Tann am frischen Quell erschlagen.

Uralt das Lied, uralt die Heldenklage!
Bald stark, bald leise, klang sie ohne Rast,
Sie hallt erschütternd selbst durch diese Tage
Und stillt das Lärmen weiheloser Hast,
Sie tönte wieder, seit die Siegfriedsage
Das tiefste Weh der Welt dereinst erfaßt:
Daß auch die höchste Glut, der stärkste Wille
Versinkt in Todeskühle, Todesstille.

Was wechselnder Gestalt und nie beendet
Die Klage weckt, im letzten Grund ist's eins:
Ein Held erliegt dem Speere, der entsendet
Nach einem Tag voll leuchtend goldnen Scheins,
Der Hort, aus dem er überreich gespendet,
Verschwindet, drüber rauscht die Flut des Rheins,
Die Woge rinnt, die Welt muß weiter treiben,
Und nur im Liede ist sein irdisch Bleiben.

Ein Held erlag auf seinem Feld der Ehre,
Auf dem er schaffend rang und siegreich schlug,
Ein Held erlag in Waffen und in Wehre
Des Geistes, die er blank und leuchtend trug;
Aus der entthronten Königin der Meere
Führt ihn nach Deutschland heim der Trauerzug,
Die hehren Klänge, welche Siegfried preisen,
Sie werden zu des Meisters Totenweisen!

Und nun wir trauernd stehn an seiner Bahre,
Nun klagt sein Volk, nun klagt die Kunst um ihn,
Der jäh entrafft! Ihn beugten nicht die Jahre,
Die Jugend mochte seine Stirn nicht fliehn;
Noch sah er mächtige und ewig wahre
Gestalten seinen Dichtertraum durchziehn,

Frisch und gewaltig, wie er einst begonnen,
Sprang noch in seiner Brust der Töne Bronnen.

Doch weil des Meisters irdische Erscheinung
Zum Frieden seiner stillen Gruft entrückt,
Verstummt in Ehrfurcht auch der Streit der Meinung
Der, wild und wirr, so lang die Welt durchzückt,
Und alle fühlen heut' in frommer Einung,
Daß dieses Haupt mit Recht der Kranz geschmückt,
Hier wandelt sich der Tod, der Allversöhner,
Lichtstrahlend zu Apoll, dem Siegbekröner.

So fühlt die Welt! Wir fühlen's tief vor allen:
War doch der Meister dieses Landes Sohn,
Erwachte doch in dieser Bühne Hallen
Zum Leben einst sein erster, eigner Ton,
Erklingen doch, die heut' die Welt durchschallen,
Die Weisen, hier ein Menschenalter schon,
Hier ward von ihm der kühne Flug begonnen,
Der ihn getragen zu den höchsten Sonnen. —

Wie wenn der Sturm, durch Eichenwipfel sausend,
Den Sommer klagt, der nun zur Rüste geht,
Und doch ein Ahnen, mild zugleich und brausend,
In sich verbirgt, daß neuer Lenz ersteht,
So fühlen heute viele Hunderttausend
Von tiefem Schmerz sich wundersam durchweht,
Von reiner Trauer stark und fest umwoben,
Und doch zugleich im Innersten erhoben.

Nicht ruhmlos sank er hin, wie ach! so viele,
Mit deren Staub ihr höchster Traum zerstob;
Denn Leben bleibt, was er, der nun am Ziele,
Sich zum Gedächtnis reich und groß erhob,

Und auch aus heiterm, farbenbuntem Spiele
Ertönt ein Siegesruf, erbraust sein Lob:
Die heil'ge deutsche Kunst, der er ergeben,
Sie lohnt ihn voll, und er wird ewig leben!

Prolog

zur Feier des fünfzigsten Jahrestages der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn.
April 1889.

Ein Lenztag war's — durch frisch begrüntes Land
Zog blitzend sich der Schienen ehern Band,
Weit durch die Lüfte klang ein klirrend Rollen,
Noch ungewohnt dem Menschenohr, der Rauch,
Dem Eisenschlot im wilden Flug entquollen,
Trieb über Feld und Flur im Frühlingshauch,
Und tausend Blicke sahn, zum erstenmal,
Das Flügelrad, wie Sturm, wie Wetterstrahl
Heran sich schwingen und vorüberblitzen
An junger Saaten friedlich-grünen Spitzen;
Da war's, als bebte heimlich das Gefild,
Der Menschen Augen folgten dem Gebild,
Das schnaubend, rasselnd flog durch stille Auen,
Halb wunderfroh, halb mit geheimem Grauen.
Die einen schauten scheu-befangen nach,
Den andern ward verklungne Sage wach
Uralter Zeit, die längst im Traum verdämmert:
Wieland der Schmied, der sich die Schwingen hämmert
Aus Erz — auf seinem Zaubermantel Faust,
Der windesschnell von Land zu Lande braust,
Der Flügeldrachen langgeschweifte Brut,
Von fern verkündet durch die rote Glut. —

Doch was auch einzelne geträumt, gesonnen,
Das wußten alle: daß dem Zeitenbronnen
An diesem Tag ein neuer Strahl entrauscht,
Und daß sie schicksalsschwerem Klang gelauscht!
Sie wußten so und ahnten dennoch nicht
Der künft'gen Zeit Gewalt und ganz Gewicht,
Sie fühlten, daß die Welt sich wandeln wolle,
Hier hoffnungsfreudig, dort mit bangem Grolle,
Und dennoch schaute auch der Kühnste kaum
Der Wandlung Größe im verwegnen Traum.

Wir aber, die geboren sind im Bann
Des Lebens, das an jenem Tag begann,
Wir schauen rückwärts, fragen uns verwundert:
Verrann in Wahrheit erst ein Halbjahrhundert,
Seitdem im raschen dampfbeschwingten Flug
Durch unser Land gebraust der erste Zug? — —
Denn wie verwandelt ist des Daseins Bild,
Verwandelt selbst des Heimatlands Gefild;
Gefallen ist der Länder alte Schranke,
Die Strom und Berg von Tal zu Tale zog,
Besiegt der Raum, den sonst nur der Gedanke
Und nur der Traum der Sehnsucht überflog;
Geschäftig Treiben, unermüdet Ringen
Erfüllt das Land und schwärzt mit Rauch die Luft,
Wohin die Flügelräder rasselnd dringen,
Entflieht die Stille scheu zu Wald und Kluft;
Entlang der Schienenstraßen wogt und gleitet
Der Arbeit Hochflut, ebbend kaum bei Nacht,
Der alte Ring der Städte ward erweitet,
Und alles Leben scheint vertausendfacht.

Ein ruhlos Schaffen, ein gewalt'ger Drang
Geht durch die Welt, und ehern ist sein Gang! —

Voll Ernst, voll Ehrfurcht, wie der Tag gebeut,
Am stillen Gestern messen wir dies Heut,
Gerechter Stolz trägt uns auf hohen Wellen,
Und frohe Hoffnung darf die Brust uns schwellen,
Und dennoch will zugleich ein düster Grämen
Der höchsten Freude lichte Schwinge lähmen.
Die alte Klage schleicht daher und keucht:
Daß wir den Frieden aus der Welt gescheucht,
Daß mit dem Dampf und mit dem Eisenrad
Ruchloser Hast und Gier gebahnt der Pfad,
Daß, wo der Schienen stählern Netz sich webe,
Krieg aller gegen alle sich erhebe,
Daß sich erhalten, nach der Götter Spruch,
Und doch gewandelt des Prometheus Fluch:
Der Geier kreist, doch er zerfleischt nicht länger
Den Flammenspender, sondern den Empfänger,
Die Menschheit kranke, hören wir verkündet,
Am Feuer, das wir, ihr zum Heil, entzündet.

Verzagen mag bei solchem Wort der Tor —
Wir heben fest und frei den Blick empor!
Das Werk, das wir geschaffen, stark und schlicht,
Trifft zager Zweifel, eitle Klage nicht,
Entzündet ward die Glut mit frommer Hand,
Die neues Leben trug von Land zu Land! —
Hat unser Tun die Menschenkraft gesteigert,
Die, was die Erde hart versagt und weigert,
Ihr siegreich abringt, wuchs der Arbeit Macht,
Seit unsre Züge rollen Tag und Nacht,

Vereinten, bändigend die Elemente,
Wir, was die Ferne spröd, ja feindlich trennte —
Strömt Segen, der in Bächen rann, in Fluten
Heut' durch das Land, so war ein Geist des Guten
Ob jenem Tag, den feiernd wir begehn,
Ob jenem Werk, auf das zurück wir sehn.
Wenn Gier und Torheit, die noch jede Labe
Und jedes Licht mit ihrem Gift durchhaucht,
Des Geistes und der Arbeit reinste Gabe
Nicht rein erhielt und sich zum Unheil braucht —
Nicht legen soll es Schatten oder Schleier
Um dieses Ehrentages helle Feier,
Den Blick nicht trüben, der heut' Kränze schaut,
Die mit der Hoffnung frischem Glanz betaut. —

Wie ein Gestirn, das fernhin sich verlor,
Doch leuchtend blieb, blitzt heut' vor uns empor
Des Tages Jubel, der im Sachsenland
Den ersten Eisenweg vollendet fand,
Des Tages Stolz, da der geschmückte Zug
Von Stadt zu Stadt die frohen Gäste trug —
Sein Nachglanz leuchtet mit verklärtem Schein
In diesen Tag, in unser Fest hinein!
Wuchs unter fünfzig heißen Sommersonnen
Durch alles deutsche Land, was hier begonnen,
Wir rühmen uns, daß wir das Tor gesprengt,
Durch das so mächtig Leben sich gedrängt.
Hat sich inzwischen über unserm Haupt
Die deutsche Eiche neu und stolz belaubt,
Auch unser Werk half wecken tausend Sprossen,
Die schattend, schirmend sich zum Wipfel schlossen.

Und sehen wir, im Innersten beglückt,
Nach jedem Kranz, der diese Stunde schmückt,
So preisen wir's, daß in geliebter Hut
Des alten Landes neues Leben ruht,
Daß frisch die Raute grünt im alten Stamme,
Dem unser Herz in freier Treue schlägt,
Und zu des Jahres großer Opferflamme
Auch dieser Festtag einen Funken trägt!

Prolog zur Tonkünstler-Versammlung in Eisenach.

(Juni 1890.)

Der Sommer naht — Frau Holde trug ja längst
Vom Hörselberg den Lenz durch dieses Land,
Im Buchwald dunkelt schon das junge Grün,
Der frische Harzduft, der vom Rennsteig quillt,
Durchhaucht die Täler, weckt im Herzen Sehnsucht
Nach blauen Fernen und nach Bergeshöhn.
Wir aber bannen euch in engen Raum,
Wir wagen noch einmal des Festsaals Licht
Für Sonnenschein und Abendglut zu bieten,
Und wissen wohl, so kühnem Anspruch wird
Nur dann Vergebung, wenn es uns gelingt,
Auf Stunden in euch einen Lenz zu wecken,
Der euch, der Schwüle dieses Raums zum Trotz,
In morgenklares Lichtgefild erhebt.

Ob diesem Kunstfest solche Weihe wird,
Ob wir vermögen, solchen Lenz zu wecken,
Ob zaubrisch uns wie euch der Zug ergreift,
Bei dem des Künstlers wie des Hörers Geist

In kaum bewußtem Einklang sich begegnen —
Wir wissen's nicht, allein wir hofften's gern;
Und spähen, wie es uralt heil'ger Brauch,
Nach Zeichen, die uns Glück und Sieg verheißen!
Es ist geweihter Boden, der uns trägt;
Um diese Stadt und um die Fürstenwarte,
Die schimmernd niederschaut auf Wald und Tal,
Webt es von Schatten, die nicht Schatten sind,
Die in geheimer Wirkung, fort und fort,
Das Bild im Auge, und im Ohr den Klang,
Und in der Seele jene Kraft erzeugen,
Die aus Erinnrung volles Leben schöpft.

Bis zu den Tagen, die der Sage Schleier
Mit Dämmerlicht und buntem Glanz umwebt,
Zu Landgraf Hermanns reichem Wartburghof,
Und zu des Sängerkrieges Glanz und Leid,
Braucht die Erinnrung heut' uns nicht zu tragen.
Und tut sie's doch — wohlan, wir scheuen's nicht.
Nicht fragen können wir die Traumgestalt
Des Ofterdingers, wie er Harfe schlug,
Nicht sagt uns Wolfram, wie sein Ton erklang —
Doch, daß des Dichters Kraft den Ton beseelt,
Und daß der Strom lebend'ger Poesie
Die Sänger trug — das glänzt mit klarem Licht
Durch alle Nebel der Vergangenheit —
Ein Sonnenstrahl, der durch die Wolken blitzt,
Den Pfad vor uns mit goldnem Streif erhellend!

Mit guten Zeichen grüßt uns diese Stadt:
Denn als der ritterliche Traum verweht,
Als — vor der Schwelle noch der neuen Zeit,
Zu der er mit der festen, starken Hand

Die Pforten aufriß — Luther hier gewandelt,
Thüringens größter heldenkühner Sohn,
Als durch die Gassen hell von Eisenach
Sein Lied erscholl, zog ihm des Klanges Kraft,
Die Macht der Töne also tief ins Herz,
Daß auch der Mann, der eine Welt erschüttert,
Nicht missen konnte, was dem Bergmannsknaben
Die Seele löste und den Sinn erquickt.
Uns sei's ein Zeichen, daß, wie ernst die Zeit,
Wie ehern Kampf und Nöten dieser Tage,
Die Welt auf immer der Musik bedarf,
Daß unsre Kunst, die aus der tiefsten Seele
Des deutschen Volkes strömte, leben wird,
So lang dies Volk sein Herzblut sich bewahrt!

Mit guten Zeichen grüßt uns diese Stadt:
In Donndorfs Erzbild blickt der größte Meister,
Der hier entsprossen, blickt Sebastian Bach,
Der mächtige, vom hohen Sockel nieder;
Und faßt uns Ehrfurchtschauer vor dem Bild
Des Unerreichten, des zu spät Erkannten,
So strömt zugleich ein Hauch von Zuversicht
Von ihm auf uns, ein freudiges Gefühl,
Weil der Gewaltige den Kreis der Kunst,
Den Tonkreis, den er einsam schaffend zog,
So weltweit spannte, daß der Ernst der Welt,
Daß jede Tiefe, die das Leben hegt,
Und jede Höhe, die des Geistes Auge
Erschaut, ja jede Höhe, die es ahnt,
In diesem Kreise schon beschlossen ist;
Daß wir, die Neurer heißen, die zu kühn,
Zu herb, zu wagnisreich gescholten werden,

Nichts wagen können, das er nicht gewagt,
Nichts schauen können, das er nicht geahnt,
Nichts sagen werden, dessen erster Laut
Nicht schon in seiner starken Brust erwacht —
Und nur die Frage bleibt, ob rein der Trieb,
Ob echt die Kraft, die uns zum Wagnis führt,
So rein und echt, wie sie in ihm gewesen.

Wenn aber doch, nach manchem kühnen Wort,
Ein leises Zagen unsern Sinn beschleicht,
So hebt ein glänzend Zeichen neu das Herz!
Wir rühmen es, und mit uns rühmt die Welt:
Daß Weimars Fürstenhaus nur gute Kunst,
Nur ernstes Wollen mit dem Schilde deckt,
Der schützend über unserm Feste glänzt;
Wir grüßen ihn mit Ehrfurcht, wie mit Stolz,
Den edeln Schirmherrn, dessen Huld uns ehrt,
Wir wollen ihn in jedem Tone grüßen!
Und wenn wir froher scheiden, als wir kamen,
Wenn unser Ringen ein Gelingen krönt,
Ihm wollen wir, wie heute, so nach Jahren,
Mit unsrer Treue unsern Dank bewahren.

Zur Feier von Franz Schuberts hundertstem Geburtstag.

(Dresden, 31. Januar 1897.)

Wenn in der Wüste, am Zisternenrand,
Arabisch Volk sich lagert in den Sand,
Der heiße Tag, eh' er im West verhaucht,
In rote Glut noch jedes Antlitz taucht,
Dann schöpfen, dürstend, aus des Brunnens Grund
Die Wüstenwandrer trübe Flut zum Mund,
Dann öffnen sie zu lauem Labezug
Den Schlauch, den einer durch das Sandmeer trug,
Dann saugen sie in Tropfen, die kein Trank,
Den Tau, der auf die bittern Kräuter sank!
Und jeder, der so karg die Lippe labt,
Denkt an die Fülle, die er sonst gehabt,
Sieht ferner Ströme Wellenüberschwang,
Den hellen Brunnen, der daheim ihm sprang,
Sieht silbern lachen kühler Fluten Schaum
Und beugt das Haupt und schlürft in süßem Traum.

Hebt dann zur Stunde, da in goldner Pracht
Im Osten drüben Stern bei Stern erwacht,
Der Märchenkünder leis zu reden an:
So spricht er wohl von einem Wundermann,
Dem unterm Fuß bei seinem Pilgergang
Ein reiner Quell in vollen Strahlen sprang,
Der ohne Zauberstab, mit leichter Hand
Die Flut entlockte jeder Felsenwand.
Und atemlos der Kreis dem Sprecher lauscht,
Ein jeder schaut den Quell, der blitzt und rauscht,
Und Kühlung, wie von hoher Berge Firn,
Umweht mit einmal jede braune Stirn!

Verwundert fragt ihr nun: Was soll, was gilt
Zu dieser Stunde uns dies Wüstenbild?
Der Wundermann, der dir vor Augen schwebt,
Der Zauberer, der uns im Herzen lebt,
Der wahrlich schritt, da ihm gelacht das Licht,
Durch starre Öden und im Sandmeer nicht;
Tu besser deines Geistes Augen auf,
Schau froh des Donaustromes breiten Lauf,
Durch grüner Waldgebirge Zug und Schwung,
Das Laub so üppig bis zur Niederung,
Ein Jubelruf der Schöpfung die Natur
Rund um St. Stephans Dom: es prangt die Flur
Mit Rosen und mit Reben, voll und weich,
Des goldnen Frohsinns angestammtes Reich!
Im milden Hauche, der ihn dort umfloß,
Entsprang die Wunderflut, die er erschloß.

Gewiß, so leuchtete die Welt für ihn,
So prangend lag die Heimatflur um Wien,
So hob ihr Hauch und ihrer Reize Schmuck
Den Meister über seines Lebens Druck —
Und rings um seine schlichte Wiege klang's:
Des Wohllauts Meer, die Fülle des Gesangs.
Doch wer auch sagt, daß er durch Wüsten zog?
Daß ihn der Öde trockner Hauch umflog?
Wir sind's, die keuchen durch der Wüste Sand,
Wir sind's, die darben am Zisternenrand.
Wir sind's, die sehnend jener Mär gelauscht,
Vom Wundermanne, dem noch voll gerauscht
Der unversiegte Born der Melodie,
Der keinen Schritt gewandelt ohne sie.

Wir sind's, die lechzend und im wachen Traum
Die Quellen blitzen sehn mit Silberschaum;
Die, in Erinnrung an genoßnes Glück,
Sich dürstend fragen: Kehrt es nie zurück?
Schloß sich für immer dieses Zaubertor?
Springt noch einmal der volle Strahl empor? —

Nicht schmähen wollen wir ein ringend Heut',
Gering nicht werten, was es uns noch beut:
Wer preist nicht dankbar, wo auf ödem Pfad
Ein frisches Brünnlein unter Bäumen naht?
Wer schilt — da ihr der Labeflut bedürft —
Die Hand, die tief im Grund nach Quellen schürft?
Wer ist's, der trotzig seine Augen schließt,
Weil dunkelm Felsen trübe Flut entfließt?
Doch — ob wir dankbar ehren, was die Zeit
Noch labend gibt, trotz ihrem grimmen Streit,
Wer wehrt es wohl, wenn uns an diesem Tag
Ein freier, morgenfroher Flügelschlag
Zu lichtern Höhen trägt, zum Quell empor,
Der wunderselig Seele labt und Ohr,
Der, unversieglich frisch, wie er entsprang,
Auch uns erquickt, mit seinem Überschwang.

Und hier verfliegt das Bild, das Wort verklingt,
Der Meister kannte nur die Welt, die singt,
Und will sie danken ihm an diesem Tag,
So bringt sie, was sie nur durch ihn vermag,
Und opfert Tonjuwelen aus dem Ring,
Den sie aus seiner Zauberhand empfing!

Festhymne.*)

Zur Feier des siebzigsten Geburtstags und fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums König Alberts von Sachsen.

Dresden, 23. April 1898.)

Wenn voll der Sommersonne Glut
Auf ährenreichem Felde ruht,
So träumt sie nicht vom Glänzen,
Und geht durch ihrer Strahlen Saum
Ein Traumeshauch, so ist's ein Traum
Von goldnen Erntekränzen.

Der Sonne gleich, wird Herrschersinn
Nach Schimmer und nach Traumgewinn
Auf ernstem Gang nicht fragen,
Denn Kronenglanz ist Glanz der Pflicht,
Wer rastlos wirkt, kann still und schlicht
Auch Ruhmeskränze tragen.

Hohen Tones, hell erklingend,
Alle Herzen hoch beschwingend,
Kampfgeboren, sieggeweiht,
Ein Vermächtnis großer Zeit,
Hallt die Kunde wundergleich
Durch des deutschen Landes Weiten
Von dem Helden, der erstreiten,
Der erbauen half das Reich!
Sie weckt in tausend Weisen
Den Widerhall umher,
Ganz Deutschland mag sie preisen,
Nur uns ziemt heute mehr.

*) Komponiert von Reinhold Becker.

Schwankend in der Zeiten Wage
Liegt der Ruhm, doch niemals schwankt
Das Gewicht beglückter Tage,
Reicher als der Hort der Sage,
Die ein Volk dem König dankt.

In dieses Festes Stunden
Wird mächtig offenbar,
Daß inniger verbunden
Dein Volk dir Jahr um Jahr;
Die Treue, die nichts weigert,
Als Vätererbe dein,
Dein Herz hat sie gesteigert
Zur Liebe, warm und rein.
Quöll heute nur ein Tropfen
Aus jedem Wunsch hervor,
So würden Wogen klopfen
An deines Schlosses Tor!
Ruft unser Sang dir brausend:
Heil König Albert, Heil!
So haben viele Tausend
An jeder Stimme teil,
Drum klingt es tausendfaltig,
Kein Ton, kein Wort sagt mehr:
Herr, war dein Tag gewaltig,
So sei dein Abend hehr!
Wie doppelt hell der Strahl erglänzt,
Der an des Himmels Purpur grenzt,
Gilt fortan höher jeder Tag
Und heiliger der Stunde Schlag,
Es ist, als ob ein still Gebet
Durch Millionen Herzen geht:

Daß jedes Zeitkorn, was verstiebt,
Dem Allgeliebten Glück noch gibt,
Und hoch und feierlich empor,
Aus Herzensgrunde rauscht der Chor:

Der Friedenstaten Segen, die Ernte, reif und schwer,
Heut' wogt sie dir entgegen, ein goldnes Ährenmeer!
Errungen und beschieden ward Höchstes dir zu teil:
Sieg, o Herr im Frieden; Heil König Albert, Heil!

Zur Gedächtnisfeier des Fürsten Bismarck.

(Dresden, Technische Hochschule am 31. Oktober 1898.)

(Weise: Altniederländisches Dankgebet von Kremser.)

Entschwebend, doch lebend
Im Weltengedächtnis;
Bewährend, verklärend,
Was durch ihn erstand,
So hüllt keine Wolke
Ihn je seinem Volke;
Sein Name sei gelobt
Der Zukunft ein Pfand.

Die Schauer der Trauer,
Das Herz uns durchschütternd,
Sie weichen, im Zeichen
Des Reichs, das er schuf,
Und ob er entflohen,
Wir schauen den Hohen,
Es mahnet sein Hauch uns,
Wir hören den Ruf.

Es klingen die Schwingen
Der mächtigen Tage,
Der hehren, voll Ehren,
Weit über die Zeit;
Es gilt zu erhalten,
Trotz dunkler Gewalten,
Sein Erbe, sein Deutschland,
In Frieden und Streit!

Prolog zu Liszts „Heiliger Elisabeth“.

(Weimar am 31. Mai 1902, am Abend der Enthüllung des Standbildes von Franz Liszt.)

Zum Abendschein hat sich der Tag verklärt,
An dem der Meister heimgekehrt im Bilde,
Des Parkes Wipfel rauschen leis um ihn,
Die roten Wolken ziehen ihm zu Häupten
Und tiefe Stille herrscht im grünen Frieden,
Auf leisen Sohlen, mit dem weichsten Schleier
Naht sich die Nacht und hüllt das Standbild ein,
Das wir im Tageslichte jauchzend grüßten.

Uns aber, die wir liebend sein gedenken
Und denen frisch vor Augen steht das Bild,
Uns rinnt, hier innen im beglänzten Saal,
Ein Schauer durch das Mark, denn jäh erwacht,
Am Abend auch des hellsten Tags die Frage,
Die sinnverdüsternd, in der höchsten Lust
Von hundert Festen immer neu erklang:
Wär' auch dies Standbild nur ein Grabmal mehr,
Wie sie in Erz und Stein zu tausend prangen,

Ein Markstein nur, ein Zeugnis des Gewes'nen,
Dem frischen Quell des Lebens weit entrückt,
Umspielt vielleicht von einem matten Hauch
Der bleichen Sehnsucht nach vergang'nen Tagen,
Belebt allein durch eines Dichters Traum,
Doch sonst nur mahnend, daß das Licht verlischt,
Und alle Erdenstimmen endlich schweigen?

Beschleichen will uns mit der stillen Wehmut,
Die dem Gedächtnis des Geliebten gilt,
Der herbe Zweifel, der die Welt durchbebt,
Ob selbst das Große der Vergangenheit
Noch Leben sei und neues Leben wecke?
Uns schlägt ans Ohr der Chor, der tausendstimmig,
Vom jungen Wein des Augenblicks berauscht,
Die Stunde nur, den Tag von heute preist,
Den Tag von gestern zu den Toten wirft,
Der den geweihten Boden, der uns trägt,
Die Musenstätte an der stillen Ilm,
Den Friedhof abgeschied'ner Geister tauft,
Der uns'res Glaubens an ein ewig Licht,
An eines Wirkens Dauer trunken spottet.

Doch klänge dieser wunderliche Chor
Noch wilder, schriller, als er uns umbraust,
Ist's denn so schwer, das Herz ihm zu verschließen?
Kann er ein Ohr, das leisern Stimmen lauscht,
Die aus der Tiefe, wo der Urquell rinnt,
Aus gold'nen Höhen offenbarend klingen,
Auch nur betäuben? Übertönt nicht ihn
Und all sein dumpfes, höhnendes: Was bleibt?
Ein bess'res Lied von reinem vollen Klang?

Braucht es hier mehr, um diesen Klang zu wecken,
Als einen Schritt und einen Morgenstrahl,
Der von dem First auf Goethes Gartenhause
Zum Gartenhaus, da Meister Liszt geweilt,
Hinüberblitzt bei jedem Frühehauch?
Des Morgenstrahles frisch erneuter Glanz
Ist Abbild nur des Strahls, der unvergänglich
In Wort und Ton, in tausend Werken lebt,
Die aus dem Urquell alles Lichtes stammen,
Des Strahls, der schlummert, aber nicht verrinnt!

Siegfreudig lauschen wir dem andern Chor:
Noch keine Nacht trank je der Sonne Glut,
Und keine Zeit verlöscht ein schaffend Leben,
Wenn groß das Leben, echt das Schaffen war!

Und so befehlen wir das Marmorbild,
Das treue Liebe, gute Kunst belebt,
Und das des Meisters Züge uns erneut,
Dem Schirm der Bäume, die es hoch umsteh'n,
Dem Schirme gold'ner, friedlich stiller Tage.
Wir hoffen, daß es mild und mahnend glänze
Aus dichtem Grün, so lang der edle Stein,
Den die Jahrtausende zu Staub nicht lösen,
In seinem Kern geheime Kraft bewahrt;
Wir wissen aber, daß des Meisters Seele
Das höchste Leben, das sich ihm erschloß,
In seinen Tönen tausendfältig waltet,
Aus seinen Tönen zwingend zu uns spricht,
Daß seines Wesens innerstes Gefühl,
Wie seiner Liebe unerschöpfte Fülle
Und seines Geistes rastlos hoher Drang

Im Ton Gestalt gewann, im Klange dauert;
Und nun das Auge sich sein Bild erneut,
So öffnet sich begierig Ohr und Herz,
Ihn selbst, den Unvergeßlichen, zu hören!

In Bildern, die der Töne Flut umspielt
Und sie verklärt dem Licht entgegenträgt,
Mag eine Schöpfung sich vor uns erneu'n,
Die dieses Tages, dieses Festes Sinn
Im bunten Rahmen wundersam uns spiegelt.
Ein Sinnbild dessen, was er hier gelebt,
Erscheint das Werk uns, dem wir wieder lauschen.
Wie Sankt Elisabeth, das Ungarkind,
Emporgeblüht im Grün des deutschen Landes,
Ob dem die Wartburg schimmernd sich erhebt,
Wie sie in Lebensglut und Himmelsdrang
Gereift zum rührend wundersamen Bilde,
So riß auch er sich von der Heimat los,
So reifte er in selbstgewählter Stille,
So rang er, welterfüllt und weltentrückt,
Nach Meisterschaft und höchster Offenbarung.
Und wie Elisabeth vor uns ersteht,
Getragen, lichtumwebt von seinen Weisen,
So wird sie heute, wird sie immerdar
Ihn, der sie schuf und den wir feiern, preisen.

Zur Schiller-Gedächtnisfeier.

(Dresden, 9. Mai 1905.)

Trüg' heute uns ein Sturm, von West nach Ost, durch
Deutschlands Gauen,
Er ließ aus Wolken Fest auf Fest in Stadt und Land
uns schauen,
Als stünden Lorbeern im Gefild rauscht' er in tausend
Kränzen,
Die alle heut' ein Heldenbild, ein Dichterhaupt umglänzen.

Dies Bild, so tausendfach geschmückt, dies Haupt, so hoch
getragen,
Dem Staub des Alltags schon entrückt in seinen Lebenstagen,
Dies Antlitz, leid- wie sieggeweiht, tritt heut' vor unsre Augen,
Als sollten Volk und Welt und Zeit aus ihm Erquickung
saugen.

Dies Haupt so kühn, so ganz enttaucht der Flut der Lebens-
nöten,
Von wundersamem Licht umhaucht aus ew'gen Morgenröten,
Läßt im Gedächtnisüberschwang, im Stolz auf alles Große,
Zu leicht vergessen, wie es rang mit seinem ird'schen Lose!

Doch ob, seit der gewalt'ge Mann den Preis des Lebens
zahlte,
Ein voll Jahrhundert schon verrann, das ihn mit Ruhm
umstrahlte,
So mahnt uns heut' der Frühlingstag, an dem er hin-
geschieden,
Daß er in Todesträumen lag und schied zu dunklem Frieden.

Und ob in Weimars Fürstengruft sein Staub zur Ruh gebettet,
Und ob mit Deutschlands Licht und Luft sein Sang, sein Schwung verkettet,
Ob gold'ne Sage ihn umwebt, mit Schleiern und Gewinden,
Wie er gestritten und gelebt, darf nimmer uns entschwinden!

Und die nicht, die ihn tief verehrt, die hell für ihn entlodert,
Nachdem die Lebensglut verzehrt, nachdem der Leib vermodert,
Die nicht, die seinem hohen Schwung nachsangen ihre Weisen,
Soll heute die Erinnerung zugleich mit Schiller preisen.

Nein! Jene, die an ihn geglaubt, da er noch schwer gerungen,
Lang eh' er ward dies Heldenhaupt, vom Lorbeerreis umschlungen,
Die seiner Jugend rauhen Steig mit frischem Laub umzogen,
Die je nur einen Dornenzweig aus seinem Pfade bogen,

Nein, jene, deren Herz ihm schlug, bevor ihn alle nannten,
Die seines Genius Zug und Flug im Lebensdrang erkannten,
Die ihn getragen und gehegt im irdischen Getriebe,
Ums Haupt des Atmenden gelegt den Rosenkranz der Liebe,

Die preisen wir, die treten heut' aus seligem Gefilde,
Von unsres Dankes Hauch erneut, zu Schillers hohem Bilde,
Die rufen uns die Zeit zurück, der wir so ferne wohnen,
Wo ihm ein Stück von schlichtem Glück mehr galt als alle Kronen!

Und sucht man heut' von Stadt zu Stadt den Katafalk
zu schmücken,
Und möchten alle sich ein Blatt aus Schillers Lorbeer
pflücken,
So lockt es uns und unsern Kreis auf seiner Jugend
Bahnen,
So mag ein schlichtes Spiel euch leis an gold'ne Tage
mahnen.

Hier ist des Dichters Boden auch, hier hat ihm Glück
gelächelt,
Hier hat der Freundschaft milder Hauch nach Kämpfen
ihn umfächelt,
Hier hat der Strom sein Herz gerührt und unsrer Hügel
Blauen
Zur Kindheit ihn zurückgeführt, zu Schwabens Heimatauen.

Hier ward sein Kahn in stiller Bucht gewiegt, nach
Sturmestoben,
Hier fand er Rast nach wirrer Flucht, hier fühlt' er sich
erhoben,
Hier gab das Haus, dem er gesellt, ihm tausend gute
Stunden,
Hier hat der Dichter eine Welt im engsten Kreis gefunden.

Nur Schatten sind es lichter Zeit, die wir herauf beschwören,
Weil sie zu seiner Herrlichkeit und doch auch uns gehören,
Gestalten, die auf seinen Ruf, dem gleichen Tag ent-
sprungen,
Da er, indem er Posa schuf, nach Ewigem gerungen.

Auch wir sind unsrem Volk gesellt im Preis des Reinen, Hohen,
Wir huldigen mit einer Welt dem Sieger, dem Heroen,
Doch ziert des Lorbeers ew'ger Glanz dies Haupt heut' allerwegen,
Darf Dresden einen Blumenkranz zu Schillers Füßen legen!

Epische Dichtungen.

Frauenbilder.

Thais.

Das Licht erglänzt, geschmückt mit Laube,
Ist zu Persepolis der Saal,
Im Becher schäumt das Blut der Traube,
Den Boden deckt ein üppig Mahl,
Der Blumen Düfte weh'n durch Hallen,
Weihrauch und Myrrhen sind entfacht,
Und wilde Freudenklänge schallen
Hinaus zur gold'nen Vollmondnacht.

Im Mund der Becher tönet wieder
Der Jubel, den im Freudendrang
Anakreon, der Fürst der Lieder,
Der große Sohn von Teos sang —
Und lächelnd an der Freude Wiege
Heut' König Alexander ruht,
Der jüngst noch, auf dem Feld der Siege,
Die Stirn getaucht in Völkerblut!

Um ihn, bekränzt mit Efeuzweigen,
Die Helden der Hellenenwelt,
Dem König heut' im Freudenreigen
Wie sonst im Schlachtensturm gesellt,
Es ruhet zu des Königs Füßen
Ein rosengleiches, schlankes Weib,
Sie weigert ihm den Mund, den süßen;
Sie biegt ihm fern den schönen Leib.

Auch trinkt sie nicht: die Lippen faltet
Ein Lächeln, bitterm Schmerz entstammt,
Der Unmut auf der Stirne waltet,
Ihr dunkles Auge blitzt und flammt,
Die in der Seele Tiefen wohnen,
Sie steigen aufwärts allgemach,
Des Hasses und des Zorns Dämonen
In Thais Seele werden wach.

Zur lohen Flamme wächst der Funken,
Dem König trotzend springt sie auf,
Wohlan, ihr Helden! ruft sie trunken,
Vollendet euern Siegeslauf!
Dort schläft im schimmernden Palaste
Der Perserkönige Geschlecht,
Das frevelnde, das tiefverhaßte —
O laßt ihm werden heut' sein Recht!

Ihr gabt ein Ende seinem Reiche —
Ein Ende der Erinn'rung nun!
Soll Xerxes, soll Darius Leiche
Im goldnen Sarg in Frieden ruhn?
Es traf den Bruder mir, den teuren,
In dieser Stadt ein Perserstahl,
All, die ihr so beweint die Euren,
Folgt mir! und laßt dies Bacchanal! —

Sie ruft's, und ihre Blicke funkeln,
Der König führt sie jauchzend vor,
Er lächelt: Thais steht im Dunkeln,
Steckt eine Fackel ihr empor!

Aufspringen all vom Polstersitze,
Als wenn ein Gott empor sie riß,
Und stürmen, Thais an der Spitze,
Durchs schlummernde Persepolis!

Der Grabstadt Pforte stürzt zusammen,
Und Thais wirft den ersten Brand,
Wie leuchten grell umher die Flammen —
Und züngeln rasch empor die Wand:
Der Griechen Jauchzen tönet außen,
Der blaue Himmel färbt sich rot,
Und hoch hinan ein qualmend Brausen —
Es kämpft das Feuer mit dem Tod!

Im Runde helle Brände sprühen
Als der Vernichtung loher Gruß,
Es scheint die dunkle Flut zu glühen
Im rauschenden Araxesfluß;
Dem König sinkt das Weib zu Füßen,
Umblitzt von ihrer Rache Schein,
Sie beut die Lippen ihm, die süßen:
Mein Held, nun bin ich freudig dein! —

Das Licht erglänzt. Geschmückt mit Laube,
Mit frischen Rosen ist der Saal,
Im Becher schäumt das Blut der Traube,
Den Boden deckt ein üppig Mahl,
Die Trunknen läuten mit den Kelchen,
Der König jauchzet lustgewiß,
Und Thais teilt der Männer Schwelgen,
Denn draußen flammt Persepolis!

Ada Vitella.

I.

Die Julinacht umfängt die Lande,
Die Fluren liegen friedlich still,
Die See, sie wogt so stumm am Strande,
Als ob sie schlummern, träumen will;
Es spielen lichtumglänzte Wogen
Am klippenreichen Felsenhang,
Der waldgekrönt und waldumzogen
An Cyperns Strande zieht entlang.

Im dichten Hage wuchern Myrten,
Der Rosen- wie der Lorbeerstrauch,
Der schlanke Palmenbaum der Syrten
Er wiegt sein Haupt im nächt'gen Hauch,
Und duftig, üppig, weiße Dolden
Und volle Purpurkelche blühn,
Und tausend Sterne leuchten golden
Ob all dem nächtig dunklen Grün.

Da, wo der Fels an allen Stellen
Vom Laub des Hages dicht umschmiegt,
Hoch ob den leisbewegten Wellen
Im Dunkel eine Grotte liegt,
Wohl scheint's, als fänd' zu ihr die Pfade
Der Menschenfuß seit Jahren nicht,
Als läg' sie einsam am Gestade —
Doch aus der Höhlung schimmert Licht.

Es dringt waldein durch ihre Ritzen
Ein andrer als des Mondes Schein,
Denn einer Ampel flackernd Blitzen
Erhellt der Wände grau Gestein,

Das grelle Licht fließt innen milder,
Flammt doch der Ampel leichte Glut
Zu Häupten edler Marmorbilder,
An deren Fuß ein Jüngling ruht.

Hier in der Grotte tiefem Frieden
Verbirgt sich, was die Kunst erschafft,
Von dem Gebild' der Nereiden
Hinauf zum Zeus mit Blitzeskraft,
Und der die Bilder schuf, gestaltend,
Ruht jetzt, im Schlummer mit der Hand
Die Rechte Aphrodites haltend,
Auf schlichtem Lager an der Wand.

Ein Jüngling ist's, in dessen Zügen
Die Sorge und der Schmerz gelebt,
Der aber noch mit kühnen Flügen
Nach Freude, Licht und Schönheit strebt;
Vermag der Traum nicht wegzufächeln
Die Falten von der Stirne klar,
So hat er doch ein selig Lächeln
Gezaubert auf der Lippen Paar.

Der Bildner schlummert fest — ein Rauschen
Vom Strande dringt zu ihm heran,
Das Haupt erhebt er nicht zu lauschen
Den leichten Schritten, die sich nahn.
Nun regt sich's draußen in den Zweigen,
Nun tritt es in der Grotte Licht,
Und über ihn mit holdem Neigen
Beugt sich ein Frauenangesicht.

Nun faßt ihn eine warme Rechte,
Wo er ergriff die Marmorhand,
Des schönsten Haares reiche Flechte
Senkt sich auf seiner Stirne Rand;
Das ruft ihn wach! Mit starken Armen
Hält er umfaßt den schönsten Leib,
Und zwischen Küssen, glühend warmen,
Erklingt es: Ada, holdes Weib!

Das seltne Paar hält sich umschlungen
Und blickt sich liebeinnig an,
Der Jüngling ist emporgesprungen:
Ich sah im Geist dich, Teure, nahn;
Vor meinem Auge zog vorüber
Mein Lebenstraum im raschen Flug,
Und schien er mir erst trüb und trüber,
Dein süßes Bild gab Licht genug!

Es hatte seltsam mich umwoben
Der Traum mit seinem Wunderglanz,
Denn wieder schaut ich mich im Toben
Der weiten Straßen von Byzanz,
Die ich betrat mit frohem Wähnen,
Die ich so hoffend sah und pries,
Und die ich dann, im Auge Tränen,
Im Herzen Weh und Zorn, verließ.

Du weißt, ich kam aus kleinem Orte,
Wo niemals ich von Kampf und Gram,
Nur meiner Mutter Liebesworte,
Des greisen Lehrers Rat vernahm;

Wo ich der Kunst mein Jugendstreben,
Den Ernst, den Fleiß durch lange Zeit,
Und dann mein schaffend Traumesleben,
Wie meines Armes Kraft geweiht.

Wohl hatte schon der Greis vernommen,
Bei dem den Meißel ich geführt,
Es sei, am Pfaffenzorn entglommen,
Ein Brand für unsre Kunst geschürt,
Sie solle als ein Kind der Heiden
Verdammt, verbannt, vernichtet sein —
Unglaublich klang der Ruf uns beiden:
War doch die Kunst so groß, so rein!

Man zog mich auf in Christi Glauben,
Man lehrte wohl mich jede Pflicht —
Daß wir des Schönen uns berauben,
Begehrt der Herr und Heiland nicht;
Und frischen Muts, mit gutem Wissen,
Sah mich ein Maienmorgen ziehn,
Aus meiner Lieben Arm gerissen,
Zur goldnen Stadt des Konstantin!

Hier aber fand ich, mächtig drohend,
Den wir belächelt, jenen Wahn,
Der Bildnersäulen stürzt, und lohend
Mit Bränden strebte himmelan;
Statt der geträumten Lorbeerkrone,
Statt Siegesfreude, Glückesflut,
Gab mir das Schicksal, wie im Hohne,
Den Bildersturm, des Pöbels Wut.

Sieh: mit der Priester Fluch beladen,
Bedroht mit Tod, so zog ich aus,
Entfloh nach Cyperns Waldgestaden —
Da barg mich deines Vaters Haus,
Und ward ich bald auch hier gezwungen,
Mich zu verbergen, gleich dem Dieb —
Ich hatte dich, mein Weib, errungen,
Das beste Glück war mein und blieb.

Doch Adas Antlitz, rosig blühend,
Beim letzten Worte wird es blaß;
O, daß es blieb! doch wild und glühend
Verfolgt die Kunst auch hier der Haß.
Dich birgt die stille Meeresgrotte?
Doch wie dein Weib im schwanken Kahn
Dir nächtlich naht, so dringt die Rotte
Des Bildersturms vielleicht heran?

Wohl wollt' ich gern mich alle Nächte
Vertraun dem Meer im schwanken Boot,
Wenn mehr, als nur mich selbst, ich brächte,
Wenn Ruh' und Friedensmorgenrot
Ich jemals dir verkünden sollte;
Wenn jemals noch ein Tag erstieg,
An dem das Glück die Kugel rollte
Für deine Ehren, deinen Sieg!

Ich hofft es sonst, mein Freund! Doch heute
Scheint all mein Hoffen eitel Spiel,
Denn wisse, daß dem Wahn zur Beute
Der schöne Letotempel fiel;

Er ward gestürmt vom blinden Volke,
Ein Priester führte es: Eustach!
Wie eine dunkle Wetterwolke
Der Schwarm die Säulenpracht zerbrach!

Mein Vater wehrte! Doch voll Spottes
Rief ihm Eustach: Ein jeder Christ
Gibt seinem Gotte das, was Gottes,
Dem Cäsar, was des Cäsars ist,
Und Gottes sind die Götzen immer,
Und also brennt, zerschlagt, zerstört,
Hier wird der Vogt Vitella nimmer,
Des Höchsten Priester wird gehört!

Bang zog ich, als die Sonne schlafen
Im blauen Wellenlager ging,
Mein Boot aus stillverborgnem Hafen;
Da Dunkel mich und Nacht umfing,
Ward mir so bang; von Weh und Kummer
Am Strande klang der Windeshauch,
Nun find' ich dich im süßen Schlummer —
Doch ach; dein Traum erschreckt mich auch!

Der Jüngling schüttelt leicht die Locken,
Auf Adas Schulter ruht sein Haupt:
Noch bleib' ich ruhig, unerschrocken,
Denn meine Seele weiß und glaubt,
Es müssen andre Tage kommen,
In denen alles Schöne siegt,
Von neuem Morgenrot umglommen
Die Welt der Kunst zu Füßen liegt.

Doch wollt' ich oft, es wär' gesunken
Zugleich mit Hellas Volk und Land
Die Liebe, die mich gottestrunken
Ans Sterbebett der Schönheit band;
O hätt' als Grenze aller Taten
Der Perserpfeil, der tödlich traf
Einst Julian, den Apostaten,
Auch unsre Kunst gesenkt in Schlaf!

Wie ist des Bildners Ton so bitter,
In dem er solche Worte spricht,
Wie unmutvoll er Marmorsplitter
Mit nerv'ger Hand zerschlägt, zerbricht,
Und doch wie rasch ist er verflogen,
Der Unmut und der heiße Zorn,
Da süßen Heiltrank er gesogen
Von roter Lippen Labeborn.

Denn Adas Arm umfängt ihn wieder,
Und sie, die erst so bang erschien,
Sie kämpft geheim das Bangen nieder
Und spricht ihm Mut und tröstet ihn,
Da springt er auf, zu seinem Bilde
Der Schaumgebornen tritt er neu,
Das Adas Reiz und Liebesmilde
In jedem Zuge spiegelt treu!

Ihr Bild im Bild der Göttin lebet,
So wie es manche Frühlingsnacht
Vor seinem Auge hold geschwebet
Mit seiner Schönheit süßer Macht;

Er tritt ans Werk mit raschem Wallen,
Und durch die Grotte alsobald
Des Meißels Schläge mächtig hallen,
Indessen draußen rauscht der Wald.

II.

Es ruht im Tal ob jedem Wipfel
Der Mondstrahl, golden, hell und rein —
Nur fern auf eines Berges Gipfel
Ein greller roter Feuerschein!
Ringsum nur Regung in den Zweigen —
Von jener Höhe, waldgekrönt,
Ein dumpfes Lärmen in das Schweigen
Geheimnisvoll herniedertönt.

Und nahe klingt mit einem Male,
Was dumpfes Brausen eben nur,
Der grelle Schein senkt sich zu Tale,
Erhellt als Fackelglut die Flur:
Kaum mag das Auge es erfassen,
Wie schnell sie dem Gestade nahn:
Mit Waffen bunte Volkesmassen,
Ein Priester trägt das Kreuz voran.

Und um den Priester braust die Menge,
Wie um den Felsen braust die Flut:
In seinen Mienen Zorn und Strenge,
In aller Mienen wilde Glut.
Der Priester deutet nach dem Lichte,
Das aus des Bildners Grotte fließt,
Er winkt — mit gläubigem Gesichte
Die Menge enger ihn umschließt.

Er schwingt das Kreuz, und Zornesworte
Entströmen ihm; sie schallen laut:
Dort ist der Sünde breite Pforte,
Die Höllenpforte, die ihr schaut,
Dort ist des Heidengreuels Stätte:
In jener Grotte birgt er sich,
— Als ob der Herr nicht Augen hätte! —
Der unserm Glaubenszorn entwich.

Der Bildner, der aus totem Steine
Noch heut' die toten Götzen ruft,
Sonst schuf er sie im Tagesscheine,
Jetzt schafft er sie in dunkler Gruft;
Uns aber darf es nicht entschwinden,
Daß, als die Götzen hoch gethront,
In Höhlen nur das Kreuz zu finden
Und Christus Grüfte nur bewohnt.

Klar müsse euch vor Augen liegen
Das Bild der kaum entschwundnen Zeit:
Da jenen Opferwolken stiegen
In stolzer Sündenherrlichkeit,
Da brannten Flammen, die die Kinder,
Die Jünger Christi wild verzehrt —
Wißt: Gottes Liebe ist nicht minder,
Allein sein Cherub trägt ein Schwert!

Und nicht allein der Götzenmeister
In jener Grotte jetzt verweilt,
Mit ihm — umstrickt durch böse Geister —
Ein Weib die Sündengrotte teilt,

Ein christlich Weib aus unsrer Mitte,
Das Vogt Vitellas Tochter ist,
Vergißt so Gott, als Zucht und Sitte,
Und täuscht uns noch durch schlaue List.

Sie kommt zur Nacht im Kahn, voll Scheue,
Und kehrt zurück beim Morgengraun,
Ihr werdet sie — des Herrn Getreue —
Die Ungetreue zitternd schaun!
Dort — hebt die Fackeln! — seht sie stehen,
Sie trat mit ihm zum Felsenbruch!
Euch soll der Geist des Herrn umwehen
Und jene dort des Herren Fluch!

Wohl trat an ihres Gatten Seite
Ada, emporgeschreckt, hervor,
Sieht Scharen, wie bereit zum Streite,
Der Fluch des Priesters trifft ihr Ohr;
Noch zögert sie, sie scheint zu sinnen,
Nun faßt sie schnell des Bildners Hand:
Den Pfad hinab und rasch von hinnen,
Mein Boot erwartet uns am Strand!

Und abwärts wollen beide eilen,
Da wird die Menge laut und wach,
Ein Hagel klirrt von scharfen Pfeilen
Mit wildem Hohn den Flücht'gen nach;
Ein Pfeil streift machtlos ihre Glieder,
Ein zweiter seine Brust erreicht —
Der Jüngling stürzt am Pfade nieder,
Er röchelt: Ada! — stöhnt und schweigt. —

Zu seinen Füßen hingesunken
Liegt Ada, ohne einen Laut,
Empor zu ihr, vom Zorne trunken,
Die Schar der Mörder klimmt und schaut,
Doch faßt ein Schweigen das Gewimmel,
Wie Ehrfurcht vor dem tiefsten Weh,
So lautlos schrie empor zum Himmel
In ihrem Schmerz einst Niobe!

Und nur der Priester bricht das Schweigen,
Er schwingt aufs neu' sein Kreuz und spricht:
Dir will der Herr noch einmal zeigen,
Zum letztenmal sein Angesicht,
Es ist ein Zeichen seiner Gnade,
Daß diesen hier sein Blitz gefällt,
So laß fortan die Sündenpfade
Und laß fortan die eitle Welt!

Und büße ab, was du gesündigt,
Mit Fasten, Tränen und Gebet,
Dir hat sich Gottes Zorn verkündigt
Für Heil und Reue nicht zu spät!
Was zauderst du? O laß die Leiche
Des Sünders, die dein Arm umschlingt,
Von diesem Orte flieh und weiche,
Dein ferner Weilen Unheil bringt!

Noch kniete Ada vor dem Toten,
Gelehnt an starre Felsenwand,
Im Fackelschein, im dunkelroten,
Vom Nachthauch flattert ihr Gewand!

Nun tritt sie fest, mit stolzem Schreiten
Auf einen Felsenvorsprung hin,
Zu dessen Fuß die Wogen gleiten,
Und ruft mit ungebeugtem Sinn:

Daß du vergleichst mit Gottes Blitze
Den schnöden Mord, den ihr verübt,
Mit Gottes Blitz des Mordpfeils Spitze —
Nicht staun' ich drob! — Euch ist getrübt
Der klare Sinn von heißen Gluten,
Ihr nennt ja Licht den trübsten Schein
Und wascht mit frommer Worte Fluten
Vom Blut die Mörderhände rein!

Doch du, der mir mit stolzem Wähnen
Von Reue und von Buße spricht,
Dir sag' ich: wahrlich brauch' ich Tränen,
Doch Tränen für mein Tuen nicht!
Was war mein Tun? ich hegte Treue
Für den, den euer Sinn verdammt —
Doch um die Liebe will nicht Reue
Der Gott, von welchem sie entstammt!

Ihr flucht der Liebe, flucht dem Schönen,
Ihr flucht der heilig hohen Kunst,
Euch wird kein Wort, kein Werk versöhnen,
Ihr seid umwallt von Wahnesdunst;
So geht denn ein in diese Grotte,
So folgt denn eures Eifers Ruf!
Zieh ein, Eustach, mit deiner Rotte,
Zerstöre, was mein Gatte schuf! —

Es werden aber Zeiten kommen,
Wo euer Wahn kein Herz betört,
Dann möchte euch die Kunst wohl frommen,
Die ihr verfolgt jetzt und zerstört,
Dann aber wird die Kunst sich rächen:
Sie wird euch keine Strahlen leihn,
Wird nie zu euren Seelen sprechen
Und wird für euch verloren sein. —

Nicht mag ich welken und versiegen
Und unter euch nicht leben mehr;
An diesen Küsten ist gestiegen
Des Lebens Göttin aus dem Meer.
Ihr treibt sie jetzt mit rohem Hasse
Hinweg von euch! — mein Gott, vergib,
Daß ich ein Leben freudig lasse,
Dem nichts, was du gesandt, verblieb!

Sie ruft's — schon dringen an die Massen,
Die zitternd fast dem Wort gelauscht —
Man sieht den Toten sie erfassen:
Ein Sprung — die Meereswoge rauscht,
Und himmelauf die Tropfen spritzen —
Die Scharen stehen wie versteint,
Bis fern auf der Gebirge Spitzen
Des Morgens erste Röte scheint.

Monologe.

André Chenier.

Die Sonne durchstrahlte des Kerkers Raum,
Der Dichter erwachte aus letztem Traum —
Er hörte vom weiten Paris das Brausen,
Und die Schritte der Wachen tönten außen.

Er lächelte still. Von der hohen Stirn
Verscheucht er des Schmerzes letzte Wirrn,
Die blitzenden Augen sahn in die Runde,
Sie grüßten Gefährten der letzten Stunde.

Den Weinenden drückte er stumm die Hand,
Den Lächelnden lächelnd zugewandt
Rief er, ordnend den Kranz der Locken:
So laßt uns denn läuten die Todesglocken!

In der Stille der Nacht von Seufzern umweht,
Da hab' ich gehalten mein letztes Gebet!
Beim Blute der Reben, mit lichtem Scheinen,
Geziemt es niemand Tränen zu weinen.

Bringt denn das blitzend geschliffene Glas
Und füllt's mit heiligem roten Naß,
Ich scheuchte mein Leben hindurch die Sorgen,
Wie sollte mir bangen am letzten Morgen?

Kein Priester bietet Trost mir dar,
Ich trage in mir den Hochaltar.
Versöhnung und Vergebung spricht er,
Der Priester in meiner Seele, der Dichter.

Stoßt an, Gefährten, und tragt nicht Leid,
Uns fällt der durstige blasse Neid,
Und doch — die Gläser laßt uns erheben:
Die Freiheit mit der Schönheit soll leben!

Die Schönheit bleibt des Lebens Licht,
Der Henker von Arras verscheucht sie nicht,
Sie wird sich neue Jünger werben,
Und ließ man noch hundert Dichter sterben.

Und bis die Freiheit nicht erkennt,
Daß von der Anmut, der Schönheit getrennt
Zum Spotte werden die Güter des Lebens,
So lange kämpft und ringt sie vergebens.

Noch ist sie fern, die goldene Zeit —
Und drum, Genossen, zum Sterben bereit!
Es sollte das Heil für uns nicht kommen,
So mag ihm unser Tod denn frommen!

Stoßt an, Gefährten! der letzte Trunk!
Sie halten uns keinen Leichenprunk,
Keine Glocke klingt auf dem Wege uns heute,
So töne dafür dies Gläsergeläute!

Im Kerker sich das Sonnenlicht
Am Glas voll funkelnden Weines bricht,
Dem Dichter die Wangen sich höher färben,
An der Mauer schlägt er den Becher in Scherben!

Aetius.

Kühl strich der Wind durch feuchte Tiefen,
Die Feuer glühten frischentfacht,
Vielhunderttausend Krieger schliefen
Im Antlitz der Entscheidungsschlacht,
Viel Tausend schauerten am Hage,
In halber Glut und halbem Frost,
Entgegen ihrem letzten Tage,
Der mählich dämmerte im Ost.

Der Katalaunenfelder Flächen
Bedeckt das Kriegsvolk einer Welt:
Dort, gleich den stromgewordnen Bächen,
Die hoch der Wettersturm geschwellt,
Der Gottesgeißel wilde Heere,
In denen jede Zunge hallt,
Die von des Nordens fernem Meere
Bis zu den Steppen Asiens schallt.

In dichte Lager fest geschlossen,
Entgegen diesem Völkerstrom
Mit seinen deutschen Bundsgenossen
Das Heer des kaiserlichen Rom!
Das letzte Heer, die Flut zu dämmen,
Die über alle Lande neigt,
Ein Tag vermag sie noch zu hemmen,
Ein Tag — und dessen Sonne steigt.

Trifft in der dichterfüllten Runde
Nur wenige der Ahnung Gruß,
So fühlt doch tief den Ernst der Stunde
Der Feldherr Roms, Aëtius,

Ob er die Augen auch geschlossen,
Der Völkerhorden Sprachgewirr,
Geschrei, Gestampf von Hunnenrossen,
Durch seinen Schlummer klingt es irr.

Und eh' die Morgengluten schauen
Zum leichten Zelte, da er schlief,
So zuckt er auf in bangem Grauen,
Er fährt empor, er atmet tief,
Ihm war's im wilden Traumesfieber,
Als ob der Lorbeer ihn umweht,
Und doch die Kaiserstadt am Tiber
In Trümmer fällt, in Flammen steht.

Da hebt der Römer seine Hände
Zum Himmel auf und ruft empor:
Wohl deut' ich mir die Glut der Brände
Und Roms zerfallnes Siegestor!
Mich will der finstre Traum gemahnen
An dumpfe Furcht, die uns gesellt,
An schweres dunkles Zukunftsahnen
Vom Untergang der Römerwelt.

Umsonst dies neue Völkermorden,
Denn, glänzt dir selbst des Sieges Stern,
Die alte Welt ist morsch geworden,
Ist faul, ist hohl im tiefsten Kern,
Um was du streitest, ist Verwesung,
Die Sitte, wie des Lebens Pracht,
Bei jenen Horden ist Genesung,
Für sie der Tag, für uns die Nacht!

So hat es dumpf in mir geklungen,
Als ich zu Nacht im Sinnen lag,
So will's, in meinen Traum verschlungen,
Mir trüben den Entscheidungstag;
Fluch jeder Zeit, die so zerspalten,
Daß Zweifel durch die Herzen bebt,
Im Kampfe mutig zu erhalten,
Was heilig ist und wirkend lebt!

Doch Herr, ich wag's! Nicht kann ich wissen,
Wie deine Hand die Zukunft lenkt,
Wird uns der Erde Zaum entrissen,
Wird jenen Horden er geschenkt?
Doch wüßt' ich selbst, sie sind erkoren,
Hier hielt ich dennoch treulich aus,
Und wär' ich tausendmal verloren,
Hier würd' ich stehn im Völkerstrauß.

Du magst für das Jahrtausend walten,
Ich streite nur für mein Geschlecht,
Ihm will ich einen Tag erhalten,
Was Sitte, Schönheit, Maß und Recht;
Die Welt des Edeln soll sich raffen,
Und ehe siegt der Roheit Macht —
So gilt's noch einen Streit der Waffen,
Noch eine Katalaunenschlacht!

Hadrian in Tivoli.

Der Anio donnert in die Kluft,
Die Wasserschäume zischen,
Der Kaiser schaut zur Stromesgruft
Hinab, umhaucht von Rosenduft,
Aus kühlen Marmornischen;
Sein Auge folgt mit düsterm Glühn
Dem Flutensturz, dem Tropfensprühn,
Und wieder, immer wieder
Senkt er den Blick hernieder:

Ein blödes Spiel ist's, wenn im All
Sinnlose Kräfte währen,
Die in den Tod mit wildem Schall
Sich stürzen, wie der Wasserschwall,
Und doch sich neu gebären;
Dräng' nur ein Hauch zum nächsten Stern,
Ein Tropfen in der Erde Kern —
Es müßte uns gelingen,
Zur Urkraft nachzudringen.

Wer schaut den Tropfen, faßt den Hauch,
Der ins Verborgne leitet?
Wer weiß, ob aus den Tempeln auch
Ein Hymnenklang, ein Opferrauch
Bis zu den Göttern gleitet?
Der Himmelswölbung Lichtazur,
Der Tiefe Felswand — ohne Spur
Sind sie vom Nieerschloßnen,
Vom Ursprung des Entsproßnen.

Uns läßt die karge Spanne Zeit
Nur eine dumpfe Frage —
Rom und die Welt, Genuß wie Streit
Sind schal, und schal die Herrlichkeit
All meiner Kaisertage,
Wenn ich der Frage, rätselvoll,
Nie eine Lösung finden soll
Und wie der Strom verrausche,
Dem ich hier müßig lausche! —

Indessen so der Kaiser träumt,
Schielt, hinter der Agave,
Zum Kissen, purpurn, goldgesäumt,
Zum Weinkrug, drinnen Kühlung schäumt,
Ein brauner Gartensklave
Und wähnet, wenn er weich dort säß
Und schlürfte aus dem Goldgefäß,
Daß er der Götter spotte
Und würde selbst zum Gotte!

Der Prophetenschüler.

Buch der Könige I, 18.

Drunten ließ ich das Grauen,
Ließ ich des Todes Schrei,
Hier von der Klippe schauen
Kann ich ins Blachfeld frei,
Über dunklem Gewimmel
Ragt des Elias Gestalt,
Und dem zürnenden Himmel
Tut sein Gebet Gewalt.

Dräuend hebt er die Hände,
Blutige Hände auf,
Über ödem Gelände
Liegen Tote zuhauf;
Rot am Bach sind die Kiesel,
Rot die Wellen dazu,
Und des Blutes Geriesel
Färbte auch mir die Schuh.

Sohlen und Riemgeflechte
Schleudr' ich tief in den Dorn,
Schleuderte so die Rechte
Von mir Ekel und Zorn,
Daß aus dem Gotteswächter,
Der mir das Herz erfüllt,
Sich ein blutiger Schlächter,
Sich ein Henker enthüllt.

Zu dem hohen Propheten,
Dem ich Blöder vertraut,
Bin ich zitternd getreten,
Heischend göttlichen Laut,
Hier in des Karmels Klüften,
Die der Wind jetzt durchrauscht,
Hab' ich bei heißen Lüften
Feuerworten gelauscht.

Über der Berge Zügen,
Über der Wogen Nacht,
Über der Wolken Flügen
Sah ich Jehovas Macht;

Wie der Schößling im Grunde
Lechzt nach Quellengerinn',
Hing an Elias Munde
Dürstend Seele und Sinn.

Die aus der Wolken Kräuseln,
Die aus dem flutenden Licht,
Die aus des Tauwinds Säuseln,
Die aus dem Donner spricht,
Gottes lebendige Stimme
Scholl aus Elias Wort,
Dröhnte aus seinem Grimme,
Labte mich fort und fort.

Mit ihm trotzt' ich der Schande,
Mit ihm litt ich die Qual,
Daß weithin durch die Lande
Götzen erhöht, gleich Baal;
Mit ihm zürnt' ich den Feigen,
Flucht' ich heidnischer Brut,
Die vor Moloch im Reigen
Opfert ihr eignes Blut.

Als Elias zum Streite
Baal und die Seinen rief,
Stand ich fest ihm zur Seite,
Lachend Baals, der da schlief,
Half ihm den Altar schichten,
Trotzend der Heiden Spott,
Half ihm das Opfer richten,
Gläubig flehend zu Gott.

Nur von des Karmels Spitze
Zog ein Wölkchen ins Land,
Doch es zuckten die Blitze,
Doch es flammte der Brand,
Doch das Feuer vom Himmel
Fraß das Opfer im Nu,
Und des Volkes Gewimmel
Jauchzte Elias zu.

Tosend aus tausend Kehlen
Drang ein Aufschrei hervor —
Und ich wähnte: die Seelen
Riß der Prophet empor,
Schlüge durch starre Rinden
Tief in der Herzen Kern,
Riß vom Auge die Binden
Mit dem Sturme des Herrn.

Da vernahm ich, erblassend,
Seinen Aufschrei nach Blut,
Aus dem Auge brach hassend
Wilde verborgne Glut,
An Baals Priestern zur Rache
Rief er die Masse auf,
Purpurn nieder zum Bache
Strömte des Blutes Lauf.

Meines Flehens nicht achtend,
Wild mich schüttelnd am Arm,
Schnaubend, würgend und schlachtend
Führt' er den Mörderschwarm;

Und ich floh zu den Klippen,
Tief durchs Herz ging ein Riß,
Bittern Tod auf den Lippen,
Meiner selbst nicht gewiß.

Den der Himmel verkündet,
Er, mein Trost und mein Heil,
Er, der die Herzen entzündet,
Hat am Greuel nicht teil.
Was der Prophet gesprochen,
Macht sein Mordstahl zum Spott,
Blut hat Elias gerochen,
Nicht deinen Odem, Gott!

Dort an der Felsenspitze
Schwebte der Wolke Rand,
Lohen sah ich die Blitze,
Lodern sah ich den Brand;
Wem jenes Opfer brannte?
Gott, den ich sah im Licht,
Gott, wie ich ihn erkannte,
Du, mein Gott, warst es nicht!

Der Mönch vom Walchensee.

Vom Himmel wie vom Berge fließt der Schnee
So dicht, als wollt' er füllen Tal und See.

Der Weihnachtstag bleibt Nacht, schier wie vordem
Im Stall und auf der Trift zu Bethlehem.

Nur strahlt kein goldnes Licht vom Christkind aus,
Kein Hirtensang dringt in dies öde Haus!

Die Klosterbrüder sind hinausgeschwirrt,
Als Weihnachtsgäste zu dem Fischerwirt.

Nur ich, der Büßer, den kein fremdes Dach
Je schirmen darf, blieb einsam im Gemach.

Wie Schnee das Land, hüllt mich der Reue Weh,
Mein Herz erstarrt, wie dort der Walchensee.

Und blick' ich rückwärts in des Herdes Glut,
So schau' ich statt der Flammen rotes Blut.

Und vor die Augen drängt es mir den Tag,
Da Kaiser Albrecht unsrem Stahl erlag.

Ein Fluch aus seinen Augen, todumgraust,
Lähmte, wie Blitzschlag, meine Mörderfaust.

Und da verröchelte der Kaiserohm,
Gefror in mir des Hasses heißer Strom.

Noch ohne Reue, aber tief entsetzt,
Ward ich in wilder Flucht hinweggehetzt.

Die Mordgenossen flohen andren Pfad —
Und ihre Leiber flochten sie aufs Rad.

Gott wußt' es, wie ich solchem Los entrann,
Gott wußt' es auch, welch Leben ich gewann!

Mit dem verglichen, dünkt mich heut' ein Nichts
Die schärfste Leibesqual des Hochgerichts.

Hin bis Sankt Peter schleppt' ich meinen Fluch,
Und lauschte zitternd auf des Papstes Spruch.

Und der erklang: In deiner Jahre Lauf
Such immerdar die ärmsten Klöster auf.

Und wo man duldet deine Gegenwart,
Sei nichts zu arm, zu niedrig dir, zu hart.

Den strengsten Dienst tu überall allein,
Wo sie auf Stroh sich betten, wähle Stein.

Wo sie beschränken sich die nächt'ge Ruh' —
Zwei Stunden mehr des Schlummers kürze du.

Von dürft'ger Nahrung, jedem Mönch bereit,
Die Hälfte brichst du ab dir jederzeit.

Und dies, o Schwabenherzog, sei dir kund,
Kein Tropfen Wein labt fürder deinen Mund.

Und dreißig Jahre — zähle wohl! — versucht
Dein Gaumen weder Fleisch, noch süße Frucht.

Auf keines Weibes Haupte darf von nun
Dein heißes Auge auch nur flüchtig ruhn!

Doch wenn du dreißig Jahre so entbehrt,
Dann sei, was andre labt, dir unverwehrt.

Erlebst du solchen Tag, bekenn dann laut,
Daß ich auf deiner Seele Grund geschaut.

So sprach der Papst, Gott weiß es, er sprach wahr —
Heut' sind verronnen seine dreißig Jahr.

Ergründet habe ich viel tausendmal
In ihrer Tage, ihrer Nächte Qual:

Was mich erfüllt, da ich, ein frevler Tor,
Mich wider meinem Ohm und Herrn verschwor.

Sah ich nicht gleißen Schlösser bunten Scheins,
Prunkhafte Tafeln, Ströme goldnen Weins?

Hört' ich nicht locken froher Hörner Klang,
Wenn ich als Jägerfürst zu Roß mich schwang?

Sah ich nicht leuchten blonder Dirnen Haar,
Und boten rote Lippen sich nicht dar?

Schwoll nicht das Leben, wonnevoll und heiß,
Vor meinen Augen, als des Mordes Preis?

In dreißig Jahren lernt' ich, was es frommt,
Sich Leben träumen! — Ha, da pocht's, wer kommt?

Ist es das Leben, das mir schnöd' entrann?
Und sucht mich's noch, den reuzerquälten Mann?

Ich muß hinaus, allein, wie stets zuvor —
Dort steht ein Kind, ein blondes, vor dem Tor.

Des Fischerwirts zehnjährig Liesel ist's,
Sie bringt die Gaben mir des heil'gen Christs:

Ein weißes Brot, ein Stück gebratnen Fisch,
Zwei herbe Äpfelein vom Weihnachtstisch.

Nimm, was du dreißig Jahre nicht gehabt,
Und siehe, Schwabenherzog, ob dich's labt.

Sag' Dank und streich' des Dirnleins rötlich Haar —
So macht das Leben Menschenträume wahr!

Astorga.

Die Sonne brennt heiß auf meine Stirn
Wie in Palermos Gassen,
Sie blitzt ins Auge, sie pocht ans Hirn,
Weckt altes Lieben und Hassen;
Was folgst du mir nach, italisch Land,
Mit Sinnengluten und Sonnenbrand?
Wir sind und bleiben geschieden;
Was hüllst du dich, urewig Leid,
In neuer Träume Flitterkleid?
Dahinten ließ ich Streit und Neid
Und suche nichts als Frieden.

Ich war gewarnt, wie nie ein Tor,
Der an das Leben glaubte,
Wie sprang der Blutstrahl hoch empor
Von meines Vaters Haupte.
Sie zwangen mich ja voll Schmerz und Graun,
Sein blutig Ende anzuschaun,
Da ich ein Kind gewesen.
Doch ehe er fiel von Henkershand,
Sein weinendes Auge mir zugewandt,
Der letzte Blick, den er gesandt,
Was ließen sie mich lesen?

Sie sprachen schmerzvoll: Flieh die Welt,
Entwinde dich ihren Qualen,
Sie läßt die Stunde dich, lichterhellt,
Mit dunkeln Jahren zahlen,
Ihr goldenster Schimmer ist Verderb,
Sie lockt dich süß und lohnt dich herb,
Wenn du an sie dich kettest —
Sie häuft der Sünden dunkle Last,
Sie drängt dich weiter ohne Rast,
Bis dich der letzte Kummer faßt,
Wie du die Seele rettest.

Ich las, so jung ich damals war,
So deutlich all sein Mahnen,
Er wies den Lebensweg mir klar,
Ich ging doch andre Bahnen:
Wie Wolkendunkel ein Purpursaum,
Umfing mein Leid ein Glückestraum,
Leis weckend alle Sinne,

Nicht lange trotzte mein Schmerz dem Trug,
Und ob mein Herz auch bänger schlug,
Es faßte mich wild des Blutes Zug
Zur Fahrt nach Ruhm und Minne.

Und was die innre Stimme rief,
Ihm mochte ich nicht mehr lauschen,
Ins bunte Weltmeer taucht' ich tief
Und ließ es um mich rauschen;
Dem Wogenschimmer gab ich mich,
Und ob er vor dem Schwimmer wich,
Ich wollt' ihn halten und fassen! —
Nun hab' ich Lebensjahr um Jahr,
Der Seele Reinheit, des Auges Klar,
Schier alles, was mein eigen war,
In Meerestiefen gelassen.

Und meine Kunst? Wohl blieb sie treu,
Sie hat mir nie gelogen,
Sie heilte das Herz, das wund von Reu',
Sie hob mich aus den Wogen,
Sie ließ mich, mitten im Erdengraun,
Des Himmels Pforten offen schaun,
Den Himmel klar und heiter,
Und schuf ich ohne Zwang und Wahl,
Traf mich vom ew'gen Licht der Strahl,
Als würde der Notenzeichen Zahl
Zu Sprossen der Jakobsleiter.

Und doch und doch — wie faßt mich's wild,
Wer löst die dunkle Frage:
Ist sie noch Gottes Ebenbild
Wie wir am Schöpfungstage?

Blieb in der Zeiten Drang und Zug
Die Kunst noch rein vom Erdentrug,
Sank nicht mit uns die hehre?
Ward nicht auch sie zum eitlen Schein?
Wohl hielt ich meine Töne rein,
Ich schuf zu Gottes Ehre allein —
Doch will Gott solche Ehre?

Und als am Kreuz hing Gottes Sohn,
Maria stand in Schmerzen,
War's denn ein goldner süßer Ton,
Der fuhr durch ihre Herzen?
Klang ihm des Weltalls Harmonie?
Da er empor zum Vater schrie:
Herr, hast du mich verlassen?
Da bäumt' es wild in mir empor,
Als müßt' ich, was entzückt das Ohr,
Und selbst der Trauer dumpfen Chor
Gleich meinen Sünden hassen.

Auch weiß ich längst, mit jedem Klang
Erwacht des Herzens Wähnen,
Erwacht der Sinne alter Drang
Und endet doch in Tränen!
Zeit ist es, daß ich von mir tu',
Was mich emporschreckt aus der Ruh'
Und aufreißt meine Wunden —
Wo keiner meine Sprache spricht,
Wo alle beten still und schlicht,
Wo reizlos Pflicht sich reiht zu Pflicht,
Da mag ich noch gesunden.

Dort rauscht der dunkle Böhmerwald,
Dort stehen des Klosters Hallen,
Die Pforten auf! — so hör' ich bald
Des Sarges Deckel schallen;
An Weltglück arm, an Kunst noch reich:
Hier opfr' ich Welt und Kunst zugleich,
Will stumm mich Gott versöhnen —
Die Eichen rauschen am Bergeshang,
Die Sonne klingt im Niedergang,
In meiner Brust erstirbt der Klang —
Ich lausche Gottes Tönen!

Balladen und poetische Erzählungen.

Die Sonne von Austerlitz.

Matt flackerte das Feuer
Am feuchten Fichtenstamm,
In Trümmern einer Scheuer,
Da saßen sie beisamm',
Da schauten nicht wie Krieger,
Nicht keck, nicht kühn, nicht frei,
Der Moskwa stolze Sieger
Vom Korps des Marschall Ney.

Sie blickten trüb zu Boden,
Trüb in der Flamme Schein,
Glührote Funken lohten
In schwarze Nacht hinein.
Es drang aus manchem Munde
Ein Seufzer bangen Wehs
Hinaus zur stummen Runde
Des Eises und des Schnees.

Sie harren, bis dem Schoße
Des Nebels Licht entsteigt,
Der Tag, der hoffnungslose,
Sich ihren Blicken zeigt,
Dann schütteln sie die Flocken
Von Reif aus Kleid und Bart
Und wollen unerschrocken
Erneun die trübe Fahrt.

So ruft man wach den Alten,
Der, wirren Traums erfüllt,
In seines Mantels Falten
Den Adler eingehüllt,
Und um den Hort der Ehre
Die Arme schlingt so fest,
Des alten Säbels Wehre
Hart an das Knie gepreßt.

„Das Korps verläßt die Läger!“
Die Krieger sprechens dumpf,
Es murrt der Adlerträger
Nur halberwacht und stumpf:
„Ihr seid des Todes Beute,
Der schon die Besten traf,
Ob morgen oder heute —
Es stirbt sich gut im Schlaf!“

Und rückwärts will er sinken,
Als sei der Geist entflohn,
Die Krieger bitten, winken,
Sie murren und sie drohn,
Er wirft vom Holz der Föhren
Aufs Feuer Ast und Knorrn
Und scheinet nicht zu hören
Die Rufe voller Zorn.

„Wir müssen ohn' ihn weichen!“
So spricht der eine nun:
„Nehmt ihm das Adlerzeichen,
Er mög' in Frieden ruhn!“

Und schon will er ergreifen
Rasch den Standartenknauf,
Da flammt ein roter Streifen
Am Horizont herauf.

Seht! Wolkenscharen glutig
Am Morgenhimmel ziehn,
Die Felder schimmern blutig,
Es scheint der Schnee weithin!
Bei solchen Lichtes Segen
Erwachet wie ein Blitz
Und ruft der alte Degen:
„Die Sonne von Austerlitz!“

Auf springt er von dem Lager
Und tritt vor seine Schar:
„Wie mocht' ich sein ein Zager?
Noch fliegt ob uns der Aar,
Noch schlägt der Mut die Brücke
Und zimmert uns den Weg,
Zu Heimat führt und Glücke
Der frischbetretne Weg!

Schaut! wie die Weite flimmert,
Das Licht uns fröhlich lacht,
So hat es einst geschimmert
In der Dreikaiserschlacht;
Heut' ist ihr Tag! zu Felde!
Nicht hier ist unser Sitz,
Uns schirmt vor Tod und Kälte
Die Sonne von Austerlitz!“

Jagello.

I.

Im Grafenschloß Musik und Tanz,
Hell der Mazurka Melodien,
Hier schließt die Reihe sich zum Kranz,
Dort neckend sich die Paare fliehen;
Des Duftes Flut durchströmt den Saal,
Im Kerzenglanz die Spiegel blinken,
Im Nebenzimmer Trunk und Mahl,
Die Karten und die Würfel winken.

Da strahlt der Fraun und Jungfraun Schar
In Lieblichkeit, in lichter Schöne,
Aus rotem Feld der weiße Aar
Blickt auf die besten seiner Söhne,
Da lehnt der greise Borotin,
Des Polenlandes alte Wehre,
Ein Held schon in der Schlacht vor Wien
In König Sobieskis Heere.

Er gibt das Fest, die junge Braut
Im Myrtenschmuck, im Silberschleier,
Carlotta ist's, die Tochter traut,
Graf Sterzki ihr beglückter Freier;
Und wer beim Rokosz auf das Roß
Darf mit dem Ahnensäbel steigen,
Kam heut' zum Borotiner Schloß
Und wirbelt mit im Hochzeitsreigen.

Wie sprüht des Woiewoden Blick,
Und wie gewaltig muß er dürsten,
Er trinkt aufs Wohl der Republik,
Aufs Wohl des neuen Sachsenfürsten,

Er trinkt des Grafen Sterzki Heil,
Schwört auf sein Wappen, seine Würde,
Daß keinem Vater je zu teil
Ein beßrer Sohn und Erbe würde.

„Doch nun — krönt mir den Abend noch!
Ihr Herrn und Frauen — ruft's nicht minder:
Es gilt der Braut! Carlotta hoch!
Und hoch ihr Haus und ihre Kinder!
Füllt mir den syrischen Pokal,
Im Türkenlager einst erbeutet,
Beim Prall wie Damaszenerstahl,
Wie Krakaus Glocken, wenn er läutet!"

Der Kämmerling bringt ihn herein,
Jagello ist's, der Bursch, der rasche,
Und füllt ihn mit Tokaierwein
Aus alter und bestäubter Flasche,
Und will ihn überreichen stracks,
Da muß ihm seine Rechte zittern,
Sie traf ein Tröpfchen glühend Wachs,
Ein Schrei! — Der Becher liegt in Splittern.

Wie ist gestört das frohe Fest:
Auf springt der Graf, und grimmig flucht er:
„Komm über deinen Arm die Pest,
Du Hund, du räudiger, verruchter!
Du sollst mir büßen; wenn ich dir
Nicht am verfallnen Leben schade,
So dank's den edlen Frauen hier,
Dank's Gottes und dank's meiner Gnade!

Hinaus mit dir! Du, Johann, sieh,
Daß man die Geißel für ihn rege,
Mild bin ich heute, wie noch nie,
Es sei gesühnt durch dreißig Schläge!
Kein Wort jetzt weiter! Auf und frisch,
Laßt neue Töne uns erklingen,
Noch ward nicht leer der volle Tisch,
Die Geigensaiten noch nicht springen!"

Und Paar an Paar sich wieder reiht,
Aufs neu in Glanz und Lust verloren,
Und wieder rauscht manch seidnes Kleid,
Und wieder klirren goldne Sporen;
Vergessen ist Pokal und Knecht,
Borotins Stirne neu geglättet;
Jagello aber ward sein Recht:
Er liegt auf hartem Stroh gebettet.

Er stöhnt im Schmerz, man schlug ihn wund
Und hieß ihn dann sich niederlegen,
Kein Wasser kühlt den heißen Mund,
Und keine Hand naht ihn zu pflegen.
Grimm blickt er nach dem goldnen Schein,
Der durch des Schlosses Scheiben strahlet.
Und seine Hütte, eng und klein,
Mit Streifen Lichts verziert und malet.

Da öffnet sich die Tür; und kaum
Hebt sich vom Lager der Gequälte,
Hereintritt — täuscht ihn nicht ein Traum? —
Carlotta ist's! die Neuvermählte;

Sie spricht ihm freundlich tröstend zu,
Mit Tönen, lieblichen und linden,
Sie scheucht die Diener aus der Ruh'
Und heißt die Wunden ihm verbinden.

Sie läßt ein reich Geschenk zurück
Und eilt dann durch des Hofes Schatten
Ins Vaterhaus, wo Lieb' und Glück
Erwarten sie im Arm des Gatten;
Doch dem sie ward zum Engel still,
Er muß zum Schwur die Hände heben:
„So wahr ich selig werden will,
Möcht' ich ihr Glück und Heil nur geben.

Du aber wahr dich, Woiewod!
Du denkst wohl einst des heut'gen Tages,
Es ist dein Blut wie meines rot,
Ob meins so heiß? erprob's und frag' es!
Es erntet, wer da ausgesät,
Und wer da ungerecht gewesen,
Die Rache trifft ihn früh und spät,
So hab' ich's in der Schrift gelesen!"

II.

Am grauen Himmel trüb und schwer
Die Wolken sich zusammentürmen,
Schnee deckt die Fluren öd und leer,
Von Norden rauhe Winde stürmen.
Wie einsam steht Schloß Borotin,
Umkrächzt von Raben und von Eulen,
Aus Wäldern, die es rings umziehn,
Bei Nacht die Wölfe hungrig heulen.

Am Fenster lehnt der greise Graf
Beim ersten Klang der Morgenglocken,
Er reibt die Augen sich vom Schlaf
Und schaut den wirren Tanz der Flocken:
„Nach Sterzkis Schloß muß heut' ich noch,
Und krank sind meines Rappen Hufen,
Unzuverlässig alle — doch
Ich kann ja den Jagello rufen!“

Aufklirrt das Fenster, und hinaus
Klingt der Befehl: „Jagello rüste
Den neugekauften Schlitten aus,
Als ob ich stracks nach Warschau müßte,
Den Braunen Hafer, Whisky dir,
So viel ihr beide könnt vertragen,
Wir müssen noch bei Tag von hier
Bis nach des Sterzki Schlosse jagen!

Beeil dich! überfiel uns Nacht,
Sind sicher nicht mehr Weg und Stege,
Die Wölfe brechen dann mit Macht
Hervor aus ihrem Tanngehege.“ —
Gehorsam nickt der Knecht dem Herrn:
„Will eilen, daß ich alles mache!“
Doch kaum ist er vom Fenster fern,
So bricht er aus in rohe Lache.

Im Auge blitzt ein Höllenstrahl,
Es zuckt der Mund, die Lippen beben:
„So hat ihn endlich doch einmal
Mir Satan in die Hand gegeben,

Zur Nacht bricht aus der Wölfe Schar?
Hei! wenn sich meine List bewährte,
So scheut sie nicht den Tag! Fürwahr —
Ich lock' die Bestien auf die Fährte!

In jäher Hast springt er nach vorn,
Reißt aus der Kammer seine Flinte
Und dringt durch Wald, Gestrüpp und Dorn
Zum Lager einer jungen Hinde.
Ein Schuß — es liegt das edle Tier,
Und weg beginnt's der Knecht zu schleifen,
Da bleibt ein Stück, es färbet hier
Den weißen Schnee ein blut'ger Streifen.

Dann Stücke da und Stücke dort,
Bis wo der Pfad im Wege mündet,
Und heimwärts eilt Jagello fort,
Von Lust der Rache ganz entzündet,
Er putzt die Pferde wie im Hohn
Und will sie führen vor den Schlitten,
Da hört mit wohlbekanntem Ton
Er eine holde Stimme bitten:

„Jagello! denk an Deck und Pelz,
Ich nehm' in Anspruch deine Pferde,
Ich komm' vom Hause Lelewels
Und sehne mich nach Sterzkis Herde,
Nicht wußt' ich, daß der Vater fuhr,
Und wäre ungern noch geblieben,
Für Wärme, Bursche, sorge nur,
Dann laß es Flocken wehn und stieben!“

Carlotta sprach's. Wie Wirbelwind
Braust es Jagello vor den Ohren.
O weh! so wär' das Himmelskind
Mit jenem harten Herrn verloren!
Soll ich entdecken, was ich tat?
Ich stürb' im Turm, gepreßt in Ketten,
Nein! Nein! Er ernte seine Saat.
Und sie? Maria wird sie retten!

Und angeschirrt! Er auf den Sitz,
Sie mit dem Vater in die Kissen:
Fahr zu, Jagello! — wie der Blitz
Fliegt hin der Schlitten. Aufgerissen
Wird rings der Schnee und stäubt umher
Und taut auf dem Gesicht zu Tropfen —
Jagello hört und sieht nichts mehr —
All' seine Pulse fiebernd klopfen.

Jetzt hin durchs Feld, nun in den Wald,
Umschlossen rings von Tann und Kiefer,
Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Die Straße senkt sich tief und tiefer,
Der wohlbekannte Pfad naht schon,
Jagello schwitzt und lauscht beklommen,
Da ferneher ein schlimmer Ton,
Ein dumpf Geheul — die Wölfe kommen!

Erschrocken horcht der Graf, sein Kind
Bebt scheu zusammen. „Bursche, eile!
Wie die uns auf der Fährte sind?
Da liegen eines Hirsches Teile —

Und dort? Verdammt, wer hier gejagt,
Er hat sich bösen Lohn erworben,
Wir aber sind — Gott sei's geklagt —
Darum verloren und verdorben!"

Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Zwei Pferde ziehn, als wären's viere,
Doch hinter ihnen, aus dem Wald,
Bricht vor die Schar der blut'gen Tiere,
Carlotta betet voller Angst:
„Laß uns, o Gott, nicht hier verderben,
Und wenn ein Opfer du verlangst,
Mich für den teuren Vater sterben!"

Das hört der Knecht mit Wutgeknirsch,
Verzweiflung faßt ihn, und er stöhnet:
„O edle Frau, ich schoß den Hirsch,
Ich habe wildem Zorn gefrönet,
Für eine Strafe, die ich litt,
Wollt' ich an meinem Herrn mich rächen,
Und nun vernichte Euch ich mit,
Und nun!" — er kann nicht weiter sprechen.

Die Peitsche knallt, das Echo schallt,
Und näher kommen die ergrimmten —
Ist nicht die Fahrt zu Ende bald,
Mir war's, als ob dort Zinnen flimmten?
Da blitzt Jagellos Auge klar,
Er ist vom Sitze aufgesprungen,
Sieht hinter sich der Wölfe Schar,
Die Zähne und die roten Zungen.

Da gibt Borotin in die Hand
Er rasch die Peitsche und die Zügel:
„Herr Graf! lenkt nur nach rechts gewandt,
Ihr findet Ruh dort hinterm Hügel:
Da steht Schloß Sterzki — denkt an mich
Vor jeder schnellbefohlnen Strafe,
Ihr, edle Dame, sprecht für mich
Ein Paternoster und ein Ave!“

Vom Sitze springt er schnell herab,
Da ist kein Retten und kein Halten,
Die Pferde fliehn im wilden Trab,
Er steht im Schnee, im feuchten, kalten;
Die Wölfe stürzen auf ihn ein,
Er bricht zusamm' in Weges Mitten,
Man hört: Fahrt zu! ihn nochmals schrein —
Und um die Ecke fliegt der Schlitten.

Die Strandräuber.

Rings um die Bucht, versandet,
Ein schweres Wetter zieht,
Die Woge schäumt und brandet,
Es saust im Schilf und Ried,
Um Klipp und Felsenspitze
Der Sturm unheimlich grollt,
Am Himmel zucken Blitze,
Und ferner Donner rollt.

Die Hütte auf der Düne
Die scheint ein schlimmer Schutz,
Wer ist der Mann, der kühne,
Der hier dem Sturm beut Trutz?

Wie pfeift das durch die Wände,
Ein Knacken und ein Knarrn,
Wie stöhnt die Fensterblende,
Wie beugt sich Pfost' und Sparrn!

Der Alte drin beim Herde,
Der bleibt drob ungerührt,
Mit mürrischer Gebärde
Sein Weib das Feuer schürt,
Das ist ein Paar! Die schauen
So stumpf und doch so schlau
Aus busch'gen Augenbrauen;
Und heiser raunt die Frau:

„Glück auf! Dies Jahr wird reicher,
Schon naht die Erntezeit,
Hei! fertig ist der Speicher,
Die Schnitter sind bereit,
Sie wollen nimmer rasten,
Ist erst die Frucht gebracht,
Gott schenk uns Güterlasten
Und reiche Kaufmannsfracht."

Sie spricht's und regt sich frischer
Um ihre Feuerstell',
Es nickt ihr Mann, der Fischer,
Und lacht dann laut und gell;
Zum Dache rauscht hernieder
Der Regen, Guß auf Guß,
Der Sturm pfeift seine Lieder —
Horch! — ein Kanonenschuß!

„Die Leuchte! Stang' und Stricke!
Uns ruft hinaus das Amt!“ —
Da treffen sich zwei Blicke,
Der Hölle schier entstammt,
Im Mantel birgt die Alte
Den schwerbeschlagnen Pfahl:
„Hörst du? von draußen schallte
Das zweite Notsignal!“

Sie eilen vor die Türen,
Ein riesig Fackelpaar
Entzünden sie, zu führen
Die Schiffe in Gefahr!
Das blitzt wie Leuchtturmfeuer,
Rot wird der Strand erhellt —
So lockten sie manch' Steuer,
Und manches ist zerschellt.

Und so geschieht's auch heute,
Erprobt in solchem Strauß,
Erlauern sie die Beute
Und stehn im Wetterbraus;
Der Alte flüstert: „Mutter,
Gefüllt wird uns die Hand,
Ein Schoner oder Kutter
Gewiß von Helgoland!“

Es kommt zum Strand, dem hellen,
Das todgeweihte Schiff,
Schon schleudern es die Wellen
Vernichtend an ein Riff;

Die Räuber lauschen zitternd,
Man hört sie atmen kaum —
Ein Stoß, den Kiel zersplitternd,
Zum Strande spritzt der Schaum.

Nun schallt es dumpf zu Ufer:
Erst Krachen, Stoß an Stoß,
Dann Weh- und Hilferufer
Durch Nacht und Sturmgetos,
Dann wird es stumm zum Schauern,
Die Alten schaun sich an,
Sie harren und sie lauern,
Die Beute schwimmt heran.

Sie stehn an rechter Stelle,
Da wild die Brandung wühlt,
Zu sammeln, was die Welle
Zu ihren Füßen spült.
Des Schiffes Mast und Speichen,
Die Warenballen schwer,
Dazwischen Schifferleichen
Bedecken rings das Meer!

Den Strand erhellen Blitze
In loher, rascher Glut —
Dort an der Felsenspitze
Was taucht dort aus der Flut?
Ein Jüngling kämpft gewaltig
Und ringet mit dem Tod,
Der grausig, vielgestaltig
Ihn in der Flut bedroht.

Schon winkt der Rettung Boden,
Er ringt — ein letztes Mal,
Da stößt ihn zu den Toten
Der Alten Mörderpfahl.
„Laß uns für den hier beten!"
Ruft dann das grause Weib;
Ihr Mann, herzugetreten,
Beschaut den schlanken Leib:

„Vom Finger zieh' die Ringe,
Dem Sohn und seiner Braut
Sind das willkommne Dinge,
Wenn sie der Pfaffe traut! —"
Die Frau beugt sich zur Erde,
Erfaßt des Toten Hand
Und sinkt mit Schreckgebärde
Hin in den Dünensand.

Nicht braucht der Mann zu fragen,
Sie kreischt mit wildem Ton:
„Hilf Gott! — den ich erschlagen,
Ist unser eigner Sohn!
Erkennst den Ring du wieder,
Den ich ihm selber gab?" —
Sie stürmt vom Strand hernieder,
Es wird die See ihr Grab.

Der Fischer stürzt zur Leiche,
Umklammert sie und harrt,
Ob nicht das Dunkel weiche,
Das plötzlich um ihn ward;

Das Frührot glänzt, die Schimmer
Des Tags im Osten ziehn,
Und Nacht ist es noch immer,
Und dunkel bleibt's um ihn!

Der Fall von Masada.

Die Mauer stürzt — jetzt schnell zurück!
Ihr Krieger folgt des Führers Worten! —
Dort klafft der Wall — des Sturmes Glück
Versuchen morgen die Kohorten!
Heut' ruht vom Schweiße des Gefechts —
Daß keiner einen Feind noch töte —
Die Schilde hoch! Zieht euch nach rechts —
Wir stürmen mit der Morgenröte!

Der Feldherr Flavius Silva spricht's
Und führt zum Lager seine Scharen
Im Glanz des Abendsonnenlichts,
Den Stürmern morgen Kraft zu wahren,
Seit Wochen schon sein tapfres Heer
Um jenen Felsen blutig streitet,
Auf dessen Gipfel hoch und hehr
Die Burg Masada stolz gebreitet.

Wie ragt die Feste stark und steil,
Wie scheint zu spotten jeden Heeres,
In Schluchten Felsenkeil an Keil,
Und dort die Flut des Toten Meeres.
Die letzte Burg in Judenhand,
Die letzte, die noch unbezwungen,
Sonst trauert das gelobte Land,
Von Römerketten fest umschlungen.

Und nah ist auch der letzten Fall:
Ein Heer geworfner Flammenpfeile
Entzündete das Holz am Wall,
Die Flamme wächst in jäher Eile,
Schon stürzt entlockert Stein um Stein,
Schon steigt die Glut zum festen Turme,
Die Römer schauen freudig drein
Und rüsten emsig sich zum Sturme.

Sie sind des Siegs sich so bewußt,
Daß sie im Nachher schon sich wiegen,
Der Taumelkelch der vollsten Lust
Er wird kredenzt nach großen Siegen,
An ihn gedenket der Soldat,
Indes er schärfet Schwert und Speere,
Doch Flavius Silva, der Legat,
Er träumt von des Triumphes Ehre.

Er träumt, wie er zum Kapitol
Im Purpur zieht, vom Heer geleitet,
Wie dann in seinen Ketten wohl
Der stolze Eleasar schreitet,
Der in Masadas Burg gebeut,
Der ihm getrotzt mit kühnem Wagen,
Der vor dem Mauerbrand noch heut'
Den Sturm der Römer abgeschlagen.

Der aber, des der Römer denkt,
Späht, hoch auf eines Turmes Rande,
Den Nacken und das Haupt gesenkt,
Von seiner Burg hinaus zum Lande.

Wie war es abendstill zumal,
Die letzten Sonnenstrahlen brannten,
Vergoldend hier das Palmental
Und weiter des Gebirges Kanten.

Und wie ihn Eleasar sah,
Den heilig stillen Abendfrieden
So süß, so lockend und so nah
Und ihm doch nimmermehr beschieden,
Da zuckt es wild im Angesicht,
Von Kampf und Hunger bleich und hager,
Ein Zornblick seiner Augen bricht
Hernieder auf das Römerlager.

Dann steigt er abwärts — fest den Schritt —
Und prüft noch einmal jene Stelle,
Wo glüher Schutt allein vertritt
Die stolzen, unbezwungnen Wälle,
Hier nützt kein Schwert der Seinen mehr,
Und morgen wird der Mut nicht retten,
Wie Flavius Silva denkt auch er
An Roms Triumph und an die Ketten.

Er sinnt im dunkeln Traum, er spricht,
Er wirft sich in den Staub, zu beten;
Er ringt im Schmerz, da strahlt ihm Licht!
Mit den Gebärden der Propheten
Ruft er zur Stelle, unverweilt,
Die sich seit Jahren ihm bewährten,
Die Sieg und Leid mit ihm geteilt,
Die tapfre Schar der Kampfgefährten.

Sie schließen sich um ihn zum Kreis,
Er sieht sie düster auf sich schauen,
Denn mit den Männern nahten leis,
Die Augen tränenvoll, die Frauen.
Fast wankt selbst Eleasars Mut,
Sie alle einem Tod zu weihen,
Doch bleibt er fest, voll hoher Glut
Beginnt er also zu den Reihen:

„Ihr alle, die mein Auge sieht,
Ihr waret meines Schwures Zeugen,
Mich, bis das Leben mir entflieht,
Dem Gott der Väter nur zu beugen.
Ihr spracht den Schwur dereinst mir nach,
Als unser Volk in allen Landen,
Zu enden seiner Knechtschaft Schmach,
Mit altem Mute aufgestanden.

Umsonst der Mut, umsonst das Blut,
Umsonst die Jahre, da wir rangen,
Verwandelt ist des Kampfes Glut
In ödes Trauern, totes Bangen.
Das Volk Jehovas ist zerstreut,
Zertreten sind des Landes Matten,
Kein Jude lebt, den noch erfreut
Sein Haus und seines Ölbaums Schatten.

Sie, die der Städte Königin,
Die stolze Zion liegt im Staube,
Der Tempel Gottes sank dahin,
Den Flammen ward sein Gold zum Raube,

Zum Elend wandelt sich die Pracht,
In der wir einst dahingeschritten,
Nie hätt' es Römerhand vollbracht,
Wenn Gott der Herr mit uns gestritten!

Wenn er, der uns des Sieges Stern
Gesandt in Makkabäertagen,
Der Sanherib und Holofern
Mit seinem starken Arm geschlagen,
Wenn er uns diesen Arm geliehn,
Wir schöpften aus des Sieges Borne,
Wir aber stritten ohne ihn
Und sind besiegt von seinem Zorne.

Es wird mein Wort durch euch bezeugt —
Wir konnten Jahre widerstehen;
Von Not und Mangel ungebeugt,
Dem Feind ins Antlitz spottend sehen,
Für unbezwingbar galt, wer stand
Hoch auf Masadas Felsenhorte —
Da sendete der Herr den Brand
Und öffnete dem Feind die Pforte.

Und nun, Gefährten, kann uns nur
Der Tod, den wir uns geben, retten,
Gedenkt an euren Manneschwur,
Gedenket an die Schmach der Ketten,
Denkt an die Martern, die sie drohn,
An jede Qual, die sie ersonnen,
An Hunger, Elend, Schmach und Hohn,
Wenn ihr ein Sklavenlos gewonnen!

Dem allen können wir entgehn,
Wenn wir uns selbst dem Tode weihen,
Wenn wir den Morgen nicht mehr sehn
Und sterben als die letzten Freien.
Ihr rettet alles, was ihr liebt,
Mit eures Schwertes guten Streichen,
Der Mann dem Weib, dem Freunde gibt
Im Tod das letzte Liebeszeichen.

Nicht enden soll der Todeskampf
Mit einem matten, leisen Wimmern,
Verhallend unter Blut und Dampf
Und unter Zions hohen Trümmern.
Nein! Mit gewalt'gem Todesschrei,
Daß jach die Völker rings erschrecken!
Sterbt miteinander stolz und frei,
Und laßt die Burg in Brand uns stecken!"

Er sprach's. Wie nach des Blitzes Strahl
Erst folgt ein Augenblick voll Schweigen,
Und dann der Donner rollt durchs Tal,
So sieht er sie die Häupter neigen,
So schweiget der Gefährten Mund,
Dann reichen alle sich die Hände
Mit wildem Ruf zum Todesbund
Und fassen Dolch und Schwert und Brände:

Und der Vernichtung Werk beginnt,
Hell wird die Nacht vom Flammenmeere,
Indes der Römerfeldherr sinnt
Und sinnend träumt von Siegesehre. —

Rasch flieht der Ruhestunden Zahl,
Es ordnet sich das Heer mit Schweigen,
Der Morgen glänzt im weiten Tal,
Als sie Masadas Wall ersteigen.

Da raucht der Schutt, es glüht der Brand,
Weit offen stehen alle Pforten,
Und nirgend finden Widerstand
Der Römer drängende Kohorten.
Es glänzt der Adler überm Wall,
Sie stürmen nach des Burghofs Mitte,
Da schweigt der Siegesstimmen Schall,
Und Grausen hemmt der Krieger Schritte.

Es beut sich ihren Blicken dar
Ein Kreis im Hof, von Blut gerötet,
Dort lagert Eleasars Schar,
Die sich — an tausend — selbst getötet.
Zur Seite loht dem Leichenwall
Ein Scheiterhaufen mit den Schätzen,
Masada fiel — doch noch sein Fall
Erfüllt die Sieger mit Entsetzen!

Der Schweizer.

I.

Im Morgenlichte blitzt der See
Und auf der Jungfrau der ewige Schnee,
Das Land am Grindelwalde zumal
Und die Zinnen des Schlosses tief im Tal.

Der Garten des Schlosses funkelt im Tau,
Darüber sich wölbt des Himmels Blau;

Die Mailuft atmend schreiten entlang
Zwei Männer den dunkeln Ulmengang.

Jung blüht der eine, nur halb ein Mann,
Er schaut den ältern Genossen an,
Der ruft ihm mahnend: „Entzücken dich nicht
Die Berge, die Gletscher, das Morgenlicht?

Hast du geschworen nicht hundertmal,
Du wolltest nicht lassen dein Heimattal?
Du suchtest ein Glück, bescheiden und rein,
Du suchtest ein friedliches Menschensein?

Und nun? was lockt dich plötzlich Paris,
Die Stadt, die jeden Frieden verstieß?
Der Krater des Kampfes, der gärende Schlund,
Wie steht er mit deinen Träumen im Bund?"

Da lächelt der Jüngling ruhig: „Du weißt,
Gar seltsam ist oftmals der Väter Geist,
Der meine diente wacker zuvor
Dem König von Frankreich im Schweizerkorps.

Nun drängt er mich stündlich und ohne Ruh,
Daß ich auf Jahre ein gleiches tu,
Nur sehen soll ich die Garden einmal,
Dann bleibt mir nach eigner Prüfung die Wahl.

Du aber weißt, daß keine es gibt
Für den, der heiligen Frieden liebt,
Ich suche nicht Ehre, Rang und Ruhm,
Ich ringe nach echtem Menschentum.

Was kümmert mich der Franken Zwist,
Ob Ludwig ein ganzer Herrscher ist?
Ich schaue bei kurzem Aufenthalt
Den Krater des Kampfes ruhig und kalt.

Mir macht der Kampf nicht Freude noch Schmerz,
Für alle das Ringen hab' ich kein Herz,
Und doppelt fühle ich rückgekehrt
Des eignen sonnigen Lebens Wert.

Sei heiter, Freund, ich komme bald:
Sieh dort die Jungfrau, den Grindelwald,
Schon meiner Gärten prächtiges Grün
Und denke der Rosen, die talwärts blühn!"

Der Ältere aber fährt zürnend empor:
„Mit deinem Menschentume, du Tor!
Sind denn die Kämpfer Gebilde von Dampf?
Auch Menschen ringen im wüstesten Kampf!

Und willst du dir wahren Träume und Glück,
So bleibe von diesem Paris zurück;
Hinein erst geschritten, und wärst du von Erz,
So braust dir der Sturm verderbend ins Herz!

II.

Paris, du brausende, lärmende Gruft,
Schwer lastet auf dir die Sommerluft;
Wie engst du mit deiner Schwüle die Brust
Dem jungen Schweizer, Pariser August!

Er möchte dem glühenden Boden entfliehn,
Da steht er am Schlosse der Tuilerien:

Was ich vom Volke, vom Hofe sah,
Tritt wahrlich meinem Herzen nicht nah! —

Und dennoch — er schreitet zum Schlosse hinein
Und lächelt bitter bei allem Schein;
Da draußen der König gehöhnt, geschmäht,
Hier innen geheiligte Majestät.

Er forscht nach den Schweizern, dem Oheim im Heer,
Die weiten Hallen und Säle sind leer,
In einem aber drängen sich bunt
Die Diener des Königs um ihn zur Stund'.

Sie führen den Schweizer zum Saale hinein,
Er fragt nach dem Hauptmann der Garden allein —
Der aber, als er den Neffen erschaut,
Ruft: Noch ein Ritter der Krone! laut.

Da öffnet rauschend sich der Kreis,
Der Jüngling steht glühend und fieberheiß
Vor einer Dame, auf deren Gesicht
Ein Schimmer der Freude durch Kummer bricht:

Willkommen! noch wird die Trauer erhellt,
Wenn solche Herzen sich uns gesellt,
Wenn Schweizertreue trotz jeder Gefahr,
Sich schließt an der Treue würdige Schar!

Wie klang so gewinnend, so lockend der Ton,
Er faßt wie das Heimweh den Alpensohn,
Er trug einen üppigen Hof im Sinn
Und schaut eine weinende Königin.

Er sah von ferne Gewalten im Streit:
Hier sieht er Frauen todesbereit,

Gestalten voll Liebreiz, Augen voll Glut,
Und draußen die Rotten, dürstend nach Blut.

Jetzt muß ich bleiben! tönt es im Sinn,
Er tritt zu dem ernsten Oheim hin. —
Und die kommende, schwüle Sommernacht
Schaut ihn am Königsschlosse auf Wacht.

III.

Die Stunden fliehen, der Morgen graut,
In Straßen, auf Plätzen regt es sich laut:
Marseiller ziehen zum Schlosse heran,
Und drohend schart sich Saint Antoine.

Da reiht sich die Masse — dort blinkt ihr Geschütz,
Die Kampfslust sprüht aus der Augen Blitz —
Zerrissne Gesichter, nackende Brust —
Zerlumpte Gewänder — zehnter August! —

Und jetzt im Glanze des Morgenstrahls,
Jetzt denkt der Schweizer des heimischen Tals,
Da faßt ihn die Sehnsucht, was soll ihm der Ruhm?
Er ringt ja nach reinem Menschentum!

Ihm macht der Kampf nicht Freude noch Schmerz,
Er hatte für solches Ringen kein Herz! —
Doch nun? dort naht ihm die Königin,
Sie schreitet an seiner Truppe dahin.

Sie flüstert tränenlos vor Weh:
„Der König will es, ihr Tapfern, ich geh,
Nur eine Treue begehr' ich noch,
Den Weg meinen Kindern sichert ihr doch?"

Nun Schweizer, das ist nicht Ehre, noch Ruhm,
Das greift ans Herz, ans Menschentum;
Die Königin flieht mit Kind und Gemahl,
Der Schweizer aber wacht am Portal.

Jetzt krachen die Salven rings um ihn,
Noch könnte er dem Schlosse entfliehn;
Doch ruhig blickt er vor sich hin,
Er denkt an die Kinder der Königin.

So steht er im Kampfe — Schuß um Schuß —
Jetzt rinnendes Blut — jetzt Todesgruß,
Erst als er sterbend zur Schwelle sinkt,
Der Schnee der Jungfrau vor Augen ihm blinkt.

Und sterbend faßt ihn des Freundes Wort,
Mit letztem Atem röchelt er dort:
„Hinein erst geschritten, und wärst du von Erz,
So braust dir der Sturm verderbend durchs Herz!“

Die letzte Rose.

(1812.)

Endlos dehnt sich die Steppe nach Ost,
Draußen verschwimmt der bleierne Duft,
Glut des Tages und nächtiger Frost
Mischen sich herb in der Abendluft,
Trocken raschelt von Birken das Laub,
Langsam senkt sich zum Rasen der Staub,
Vor der Lache mit lechzendem Maul
Streckt sich das wankende Roß und ruht,
Matter der Reiter neben den Gaul,
Teilend die Rast und die trübe Flut.

Tausend Rosse sie scharren den Grund,
Raufend Gräser und spärlichen Halm,
Tausend Reiter sie lagern im Rund
Bei der erglimmenden Feuer Qualm,
Tausend Burschen gar stattlich zu schaun,
Dunkel die Locken, Gesichter braun,
Glühende Augen leuchten umher,
Augen, die ehdem heiter gelacht,
Lechzen nach Sonne, nach blauem Meer,
Schließen sich scheu vor russischer Nacht.

Müd' sind die Lippen im Lagerkreis,
Keiner entfällt ein scherzendes Wort,
Abendgebete sprechen sie leis,
Grimmige Flüche murmeln sie dort,
Öd' war der Tag, und öd' wird die Nacht,
Öder der Morgen, wenn er erwacht;
Selbst im Traume beglückt sie kein Bild,
Das mit Hoffnung die Herzen berührt,
Seit aus Neapels Blütengefild
König Murat sie nordwärts geführt.

Seitab ruht am versiegenden Bach,
Unter der Birke mit welkem Laub,
Halb im fiebernden Schlummer, halb wach,
Schlank und bräunlich ein Jüngling im Staub,
Stirn und Lippen Pietros sind leicht
Schon vom Hauche der Fremde gebleicht,
Furchen der Mühe, Falten der Qual
Zeugen, wie hart der Weg, den er zog,
Doch aus dem Auge blitzt noch ein Strahl,
Den er daheim in die Seele sog.

Und er sitzt, dem Getümmel entrückt,
Von den Gefährten hinweggewandt,
Haupt und Nacken herniedergebückt
Zu der Rose in zitternder Hand,
Zwischen der Gärten spärlichem Grün
Sah er sie morgens am Strauche glühn,
Da an dem deutschen Dorfe ihr Zug,
An dem letzten, vorübergerauscht,
Und er schwang sich vom Rosse im Flug,
Pflückte vom Zaune sie unbelauscht.

Barg sie in seinem Reitergewand,
Rührte die Stunden hindurch, im Traum,
Scheu, wie an heimliches Liebespfand,
An der verwelkenden Blume Saum;
Jetzt erst atmet er, still und allein,
Ihre ersterbenden Düfte ein,
Aus den dürftigen Blättern entsteigt
Wonne und Wehmut, die ihn durchfließt,
Bis er schlummernd zur Erde sich neigt,
Doch die Rose noch immer umschließt.

Zaubrisch trägt ihn ihr Duften zurück
Aus dem Elend, so rauh und so grau,
Zu der Heimat verlorenem Glück,
Zu den Bergen voll Duft und voll Tau;
Nicht mehr karg sieht er eine erblühn,
Tausend Rosen sie duften und glühn,
Über die Höhen eilt er daher,
Jubelnd begrüßt er, was er erkennt:
Strand und Inseln, das schimmernde Meer
Und im Schatten der Gärten Sorrent!

Kühlend weht es herauf vom Gestad'
Hell erglänzt der Limonien Laub,
Nieder stürmt jetzt Pietro den Pfad,
Schüttelnd vom Kleide des Nordens Staub —
Sonnig auf Wellen flittert der Schaum,
Wonniger, drängender wird sein Traum,
Herzbeklommen, in wirbelnder Hast
Hält er Himmel und Erde und Meer,
Haus und Liebste mit Armen umfaßt —
Jauchzt noch einmal — und atmet nicht mehr!

Die ihm der Duft der Rose erweckt,
Heimatwonne — mit seligem Schlag
Hat sie den Träumer dahingestreckt,
Eh' ihm graute der nordische Tag;
Wie vom Lager, beim Morgengeleucht,
Reiter und Roß die Trompete scheucht,
Finden sie, nahe am Bachesrand,
Einen Geschiednen, verklärt vom Licht,
Rosenblätter in bräunlicher Hand,
Und ein Lächeln im bleichen Gesicht.

Klanglos betten im Felde sie ihn,
Weihen Gebet und ehrliches Leid,
Doch als zu Rosse sie weiterziehn,
Regt sich im Schmerze sehnender Neid;
Durch das Blachfeld entreiten sie stumm,
Nach dem Grabe schaut keiner sich um,
Vor den Augen, umschleiert von Weh,
Flirrt es, wie Bilder kommender Zeit:
Eisige Nebel, blutiger Schnee —
Und die Steppe sie dehnet sich weit!

El-Dorado.

I.

Im Nachtwind leichte Wellen schlagen,
Im Mondlicht glänzt die Flut der Bai,
Die Masten leichter Schiffe ragen
Aus San Marias Hafen frei,
Dort liegt die neue Stadt am Strande
Mit Häusern luftig, keck und leicht,
Die erste auf dem festen Lande,
Das jüngst Colombos Kiel erreicht.

Und nah dem frischen Wogenbade,
Mit neuem rotgemalten Schild,
Winkt freundlich lockend die Posade,
In fremder Welt — ein Heimatbild;
Wohl ranken üppig die Lianen
Im Schmuck der Blüten übers Dach,
Doch an Hispaniens Schenken mahnen
Kann innen Flur und Trinkgemach.

Dort ist ein überfröhlich Schwärmen,
An zwanzig Männer tafeln heut',
Es scheint, als ob nur Fluch und Lärmen
Die kecken Trinker voll erfreut,
Bunt sind gemischt gebräunte Steurer
Der Flotte, welche birgt die Bucht,
Und wild verlebte Abenteurer,
Die Gold in neuer Welt gesucht!

Nur wenig Züge mitten innen,
Durchleuchtet wie von besserm Geist,
Und einer nur, der tief im Sinnen
Kaum nippt vom Kruge, wenn er kreist,
Der schaut, als hab' dem wilden Prahlen
Sein Herz zu keiner Zeit geglaubt,
Von Gold und schweren Perlenschalen
Den Indiern Kubas kühn geraubt.

Doch lauscht er auf, als heisern Tones
Der greise Bootsmann Pedro lacht:
„O, ob des überkargen Lohnes,
Den ihr Bemühten heimgebracht,
Müßt' ihr die braunen Heiden quälen?
Um einen goldgetriebnen Reif
Mit Mord belasten eure Seelen?
Und habt doch kaum die Beutel steif!

Von Eldorados Goldesreichen
Und von Golkondas Zaubertor,
Von jenem Lande ohnegleichen
Drang nie ein Laut an euer Ohr? —
Strebt nach dem Land, dem ungekannten,
Das nur dem Kühnsten werden mag,
Der Stadt des Golds, der Diamanten,
So geht euch auf des Glückes Tag!

Die dunkle Kunde hat vernommen
Wer diese neue Welt betrat —
Doch wird die Kunde euch nicht frommen:
Zu Nacht vermeßt ihr euch der Tat —

Am Tisch beim Traubensaft von Xeres
Sucht ihr Golkonda voller Glut —
Doch vor dem Frühehauch des Meeres
Verkühlt der Mut sich mit dem Blut!

Und wie sie nun den Bart gestrichen
Und schwören von der Fahrt zu sein,
Ist jener eine weggeschlichen
Und lehnt am Hafendamm allein,
Sein Auge leuchtet wunderhelle,
Wild zuckt's in seinen Mienen all —
Stumm ist es rings, nur von der Schwelle
Der Schenke tönt der wüste Schall.

Der Jüngling schaut in blaue Ferne,
Die Grün der Palmenwälder kränzt,
Sieht nach des Kreuzes hehrem Sterne,
Der über fernen Bergen glänzt,
Dann läßt er seine Blicke gleiten
Zur Stadt und ihrem Hüttenkreis,
In seinem Antlitz gibt's ein Streiten,
Und seinem Mund entringt sich leis:

„Wahr sprach der Alte wohl von jenen,
Sie rühmen sich und wagens nicht —
Mich aber treibt ein glühend Sehnen,
Das mir in Fernen Glück verspricht,
Und laß ich auch die Braut in Sorgen,
Zu lange schwankte schon mein Sinn,
Noch eh' das Meer beglänzt der Morgen,
Zieh ich nach jenen Bergen hin!"

Denn Wahrheit sind die tausend Sagen
Von Eldorados Zauberland,
Dort löst sich wohl nach kurzen Tagen
Das Drängen, das ich heiß empfand:
Das Land steigt auf, wie hingegossen
Von alles Segens guter Fee,
Die Berge schimmern goldumflossen,
Und blitzend Silber starrt der See!

Die Stadt mit ihren Demanttoren
Erschließt sich meinem lauten Ruf,
Die Schätze winken unverloren,
Wie sie der erste Tag erschuf,
Das Eldorado ist gefunden,
Das Glück, ich nenn es ewig mein —
So mag es denn auf Tag und Stunden
Selbst um Dolores Kummer sein!

Es läßt der Jüngling die Posade,
Nur seine Waffe prüft er schnell,
Noch einmal sieht er zum Gestade —
Wie schimmert San Maria hell!
Nach eines Hauses Söllerbrüstung
Wirft Küsse grüßend seine Hand,
Und stürmisch eilt in leichter Rüstung
Er durch das waldverhüllte Land! — —

II.

Die Tage fliehn, die Wochen schwinden,
Durch Wildnis irrt des Jünglings Fuß,
Bald muß er sich im Dickicht winden,
Bald hemmt ihn rauschend Fluß um Fluß,

Als ob ihn Flammen heiß umlodern,
So senkt die Glut des Sonnenstrahls,
Und weiter Sümpfe giftig Modern
Durchhaucht die Schatten jedes Tals.

Durch die Gewinde der Lianen,
Vom Dorn des Kaktus scharf geneckt,
Muß ihm sein Schwert die Wege bahnen;
Vom Schlummer wird er jach erweckt —
Bald saugt das Blut der jungen Wangen
Der Vampir, den er nie erschaut,
Bald rascheln um ihn bunte Schlangen,
Bald schreckt ihn auf des Panthers Laut.

Die ersten Tage hofft er mutig,
Daß er das Goldland bald erreicht,
Doch seine Füße werden blutig,
Die frische Jugendkraft entweicht,
Die Glut benimmt den leichten Odem,
Der Hunger faßt und quält ihn bald,
Und endlos scheinen Staub und Brodem,
Und endlos dehnt sich rings der Wald.

Dahin das ungestüme Hoffen,
Dahin der Zauber, den er sah,
Kaum ist sein mattes Auge offen
Für Farbenwunder fern und nah,
Halb fiebernd kehrt zurück sein Träumen
Mit jedem Abend, der ihm winkt,
Wenn purpurn sich die Wolken säumen,
Und glüh der Sonnenball versinkt.

Dann wie der Vogel, dem die Schwinge
In Martern Glied um Glied gelähmt,
Fühlt er der Stumpfheit feste Schlinge,
Er wandert müde und vergrämt,
Er hat nicht acht die letzten Tage
Auf seinen Pfad — er schaut es nicht,
Daß weicher ihn der Boden trage,
Und daß die Wildnis minder dicht.

Am Abend ist er hingesunken
Auf eines Hügels Moosgeflecht,
Er ruht und rastet schlummertrunken,
Der müde Leib begehrt sein Recht.
Hoch glänzt die Sonne schon im Blauen,
Doch kühler Hauch den Wald belebt,
Als sich zum Wandern und zum Schauen
Der Jüngling halbgestärkt erhebt.

Da sieht er Gold die Waldung säumen,
Ein neues Hoffen schwellt sein Herz —
Ein lichter Spiegel zwischen Bäumen,
Ist das der See von Silbererz? —
Die Geister alle, die gebunden,
Der letzten Monde dumpfe Not,
Sie wachen auf, er jauchzt „gefunden!"
Und seine Wange färbt sich rot.

So glühend lodert auf sein Hoffen,
Als träf ihn der Gewißheit Gruß,
Dort wird die Waldung weit und offen,
Nach ihrem Ausgang stürmt sein Fuß,

Jetzt ist erreicht die lichte Stelle,
Er hält — er schaut, was er gesucht? —
Zur Ferne glänzt die Meereswelle,
Und vor ihm San Marias Bucht!

Hell schimmernd liegt die Stadt am Strande
Mit Häusern luftig, keck und leicht,
Die erste auf dem festen Lande,
Das jüngst Colombos Kiel erreicht,
Er schaut die Palmen am Gestade,
Die Blütengärten rings umher,
Er sieht die Häuser, die Posade,
Die weißen Segel auf dem Meer.

Am Strand, im Schmuck des leichten Flores
Die Jungfrau, die zum Meere schaut,
Er kennt sie wohl, es ist Dolores,
Die bangende verlassne Braut.
Und stand er erst zum Tod betroffen,
Als so sein Träumen sich verlor —
So wird ihm nun die Seele offen,
Aus Tränen jauchzet er hervor:

O, ob des Wahns, der mich gebunden!
Das Eldorado ist erreicht,
Im eignen Herzen wird's gefunden,
Es liegt so nah, der Pfad ist leicht,
Doch braucht es Kampf, das Herz zu lenken,
Daß es im tiefsten klar erkennt
Das Land des Glückes im Beschränken
Und Frieden die Erfüllung nennt!

Und auf dem oft betretnen Pfade,
Mit Dank zur Himmelskönigin,
Eilt nun der Wandrer am Gestade
Zur Stätte der Geliebten hin;
Sein Arm hält glühend sie umwunden,
Zur Ferne schaut er nicht zurück —
Sein Eldorado ist gefunden,
An seinem Herzen ruht das Glück!

Friedensweihnacht

1648

Im dichten Wald, bei Schnee und Wind,
Ein Paar von Männern schreitet,
Der eine schirmt ein Weib, ein Kind,
Im Mantel, weitgebreitet,
Der andre sucht den dunkeln Weg
Durch Dornen, zwischen Stämmen,
Und knickt im dichtesten Geheg
Die Äste, die ihn hemmen.

Schon wird das Dickicht minder dicht,
Schon blinkt, durch offne Stellen,
Von fern ein rotes trübes Licht,
Schon grüßt sie Rüdenbellen.
Da wendet rückwärts das Gesicht
Der vordre, bleich und hager,
Und fragt: „Kennst du die Lichtung nicht?
Wir sind zur Stelle, Schwager!“

Erschrocken schaut der andre auf,
Und aus des Mantels Falten
Erlöst er, hemmend seinen Lauf,
Zwei zitternde Gestalten.
„Zur Stelle? Lag denn hier hinaus
Der Hof? Was ragt da vornen?
Und habt ihr jüngst umhegt das Haus
Mit einem Zaun von Dornen?“ —

„Der Hof? Das Haus? Suchst du nur sie,
So wird der Weg dich dauern,
Hier ragt ihr Schutt uns bis zum Knie,
Dort stehn die nackten Mauern.
Dreimal verbrannt, dreimal gefegt
Von Schweden und Panduren,
Wir haben sie mit Dorn umhegt
Zu bergen unsre Spuren.

Kein Rauch entstieg dem Trümmernest,
Stumm war's auf unsrer Schwelle,
So wähnten sie, daß Krieg und Pest
Verödet längst die Stelle.
Des Alten Hund verstand uns schier
Und knurrte nur beklommen. —
Heut' bellt er laut! Weiß selbst das Tier,
Daß bessre Zeiten kommen?

Ihr hofft sie auch! — Wird nicht zum Spott
Mein jahrelanges Sinnen,
Mein hartes Leid, mein Flehn zu Gott —
Sie sollen heut' beginnen!
Hier Schwäher — Schwester — tretet ein —
Hinab die morsche Stufe —
Ihr findet Feuer, Brot und Wein
Und harrt, bis ich euch rufe!"

Dem Mann, der auf die Trümmer schaut,
Erstirbt so Dank als Klagen
In einem dumpfen Wehelaut —
Die Frau beginnt zu fragen:

„Der Vater aber? Lebt er nicht?
Kann er nicht mehr vergeben?"
Bis der, der sie geleitet, spricht:
„Ich schwur's — er ist am Leben!

Gedulde dich! Dir würde graun,
Solltst du ihn so gewahren,
Wie ich ihn duldend mußte schaun
In sieben bittern Jahren!
Jetzt rasch hinein! Dein Kind erstarrt
Drei Schritt vom Herd im Froste,
Drum, während ihr des Rufes harrt,
Beschirmt euch vor dem Oste!"

Sie treten, wie der Weidmann spricht,
Zu vieren ins Gemäuer,
Mit Spänen schafft der Führer Licht,
Vom Herde glüht ein Feuer,
Den schlichten Sitz, den vollen Tisch
Bestrahlen seine Flammen: —
„Sitzt nieder hier und labt euch frisch,
Bald ruf ich euch zusammen!"

Der Weidmann läßt den warmen Raum,
Aufs neu zum Wald zu schreiten,
Er prüft entlang der Lichtung Saum
Die Fichten, die beschneiten,
Wählt einen schlanken Schößling aus
Und fällt ihn, ohne Worte,
Dann eilt er wieder nach dem Haus,
Doch nach der zweiten Pforte.

Und drin, im weiten dunkeln Flur,
Setzt er die Fichte nieder,
Er lauscht, doch seine Tritte nur
Gibt dumpf die Wölbung wieder,
Da greift des jungen Försters Hand
Zur Tasche, die er heute
Gefüllt mit Flittergold und Tand
Und nicht mit Jägerbeute.

Geschäftig und voll froher Hast
Umkreist er seine Fichte;
Er schmückt mit Flittern Ast um Ast,
Rollt gelbes Wachs zum Lichte,
Und wie er schreitet um den Baum
Erklingt ein freudig Lachen,
Als hegt er einen holden Traum
Voll stillen Glücks im Wachen.

Jetzt lauscht er an der Innenwand,
Jetzt hört er drin ein Regen,
Entschlossen hebt er seine Hand:
„Wohlan — mit Gottes Segen!"
Er zündet an auf seinem Baum
Die Kerzen rings im Kreise
Und summt — aufs neue wie im Traum —
Ein Lied mit alter Weise.

Da springt von innen mit Gewalt
Die Tür, und von der Schwelle
Blickt eine riesige Gestalt
Auf all die Lichterhelle,

Ein mächtig Haupt mit wirrem Haar,
Ein Antlitz, schmerzlich grollend,
Und drin ein dunkles Augenpaar
Als wie im Wahnsinn rollend.

Zerriss'ner Pelz, vergilbtes Lein
Umhüllt den Leib des Alten,
Er beugt sich vor, er starrt herein,
Das Antlitz voller Falten.
Er blickt erschrocken auf das Licht,
Verworren nach dem Sohne,
Und stöhnt dann mehr, als daß er spricht
In dumpfem Klagetone:

„Was soll mir das? Wer weckt mich auf?
Ich schlief — ich will nicht wachen —
Ich will nicht schaun der Tage Lauf,
Nicht weinen und nicht lachen!
Dein Licht verbrennt mir Aug und Hirn —
O, daß ich Ruhe fände!“ —
Und zitternd preßt er vor die Stirn
Die runzelvollen Hände.

Und doch — er nähert sich dem Baum,
Blickt auf die Lichter nieder,
Dann flüstert er, vernehmlich kaum:
„Ich schlaf — ich träume wieder!
Als noch die Welt nicht elend war,
Noch Hoffnung in den Herzen,
Da leuchtete uns Jahr um Jahr
Der Baum mit seinen Kerzen!

Was soll das Licht uns heut' und hier?
Uns, die den Tag verfluchen,
Die kümmerlich so wie das Tier
Nur Fraß, nur Obdach suchen?
Die Welt ist Krieg, ist Tod, ist Pest,
Bis hin zum letzten Raume,
Uns lacht kein Tag, uns lockt kein Fest,
Hinaus mit deinem Baume!"

Der junge Weidmann tritt heran
Und rührt den Arm des Alten:
„Gebrochen ist des Elends Bann,
Der uns so lang gehalten!"
Der Alte aber fährt empor,
Die dunkeln Augen glühen:
„Bist du voll Weines, eitler Tor,
Welch' Heil soll uns erblühen?

Vergessen war der Jahre Lauf
In meinem dumpfen Schlummer!
Du läßt mich nicht, du störst mich auf
Mit meinem Leid und Kummer! —
Wann war's zuletzt, daß Lichterglanz
Zur Christnacht uns erquickte,
Und wer — vergaßest du es ganz —
Mit uns das Fest erblickte?

Dort saß mein gutes Weib am Tisch,
Noch nicht dem Gram erlegen,
Dort deine Schwester, jugendfrisch,
Des Hauses Licht und Segen,

Bei ihr mein junger Weidgesell,
Auf seinen Wangen Flammen —
Die Weihnachtslieder klangen hell
Zum letztenmal zusammen.

Die Welt von draußen, Leid und Not,
Wir konnten sie vergessen:
Doch über mich kam zornesrot
Ein frevelndes Vermessen:
Ich trug den Krieg zum eignen Herd
In Geiz, in Stolz verloren,
Ich hielt zum Tochtermann nicht wert
Ihn, den mein Kind erkoren.

Ich trieb ihn höhnend aus dem Haus,
Der werben kam in Ehren,
Und sah ihn bald im wüsten Braus
Des Heerzugs wiederkehren;
Er riß mein Kind hinaus, hinab
Ins Elend, in die Schande,
Mein armes Weib verfiel dem Grab,
Mein Haus versank im Brande.

War's nicht genug, daß blut'ger Streit,
Der nimmer ruht und rastet,
Daß Graun und Elend weit und breit
Ob deutschen Landen lastet?
Ich trug den Krieg ins eigne Haus,
Ich schuf mir selbst Verderben —
Hinaus mit deinem Baum! — hinaus!
Laß mich im Dunkel sterben."

Der Sohn erbleicht, erglüht und ruft:
„Gott läßt uns nicht erliegen —
Wenn nun hervor wie aus der Gruft
Die Längstverschollnen stiegen?“ —
Da flammt des Alten Angesicht
Zornrot bis an die Stirne:
„Tor! meine Gertrud säh ich nicht,
Nur eine Lagerdirne.

Der Jäger nicht, voll Jugendmut,
Käm' mir das Herz zu laben,
Ein Söldner, grau von Raub und Blut,
Ward längst aus jenem Knaben.
Kein Leben wird uns mehr zuteil,
Kein Hoffen kann uns werden,
Und ist bei Gott dem Herrn das Heil —
Kein Engel trägt's zur Erden!“

Zusammen bricht des Alten Kraft,
Sein Haupt sinkt schwer hernieder,
Und seines Schmerzes Leidenschaft
Erstarrt im Antlitz wieder,
Er kehrt sich weg vom Lichterbaum,
Als ob dort Flammen lohten,
Und hört des Sohnes Worte kaum:
„Das Heil hat andre Boten!“

Der junge Weidmann stürmt hinaus,
Er braucht nicht weit zu eilen,
Er trifft auf drei, die dicht am Haus
In Furcht und Hoffnung weilen:

„Ihr hört — in seinem kranken Wahn
Muß er doch eurer denken —
Hinein mit euch — das Kind voran! —
Der Himmel mag es lenken!“

Sie folgen zitternd ins Gemach
Mit hastig scheuen Schritten,
Der Alte, träumend halb, halb wach,
Fährt auf bei ihren Tritten.
Sein Auge gleitet, wirr und blind
Umher im hellen Raume —
Doch haftet plötzlich auf dem Kind,
Das näher kommt dem Baume.

Er prüft der Kleinen Angesicht
Vom Kerzenglanz beschienen,
Und plötzlich zuckt ein helles Licht
Durch seine finstern Mienen,
Er stößt hervor halb wild, halb lind,
Halb jauchzend, halb beklommen:
„Bist du es Gertrud! böses Kind!
Und bist du heimgekommen?“

Und wie hinweg vom Kerzenschein
Und von des Baumes Flittern,
Das Kind in seinen Arm hinein
Sich schmiegt mit leisem Zittern,
Da ist's, als ob des Wahnes Glut,
Die Herz durchloht und Sinne,
In einer heißen Tränenflut
Erlösche und verrinne.

Er blickt umher — er kennt und sieht
Das Weib mit bleichen Wangen,
Er kennt den Mann, der mit ihr kniet
Und stützend sie umfangen,
Er breitet seine Arme aus:
„Gott hat euch heimgesendet,
Doch hat euch nicht geschirmt das Haus,
Darin ihr Friede fändet!“

Der Weidmann aber tritt hinzu,
Hell leuchten seine Blicke,
Hell klingt sein Wort: „Ihr findet Ruh
Nach schwerem Mißgeschicke;
Uns ist, mit diesem Weihnachtsbaum,
Ein neues Heil beschieden,
Wir wachen auf aus wüstem Traum —
Das deutsche Land hat Frieden!“

Er ruft es jubelnd, öffnet weit
Die Pforte nach dem Walde;
Im Mondlicht einsam, weißbeschneit,
Liegt draußen Forst und Halde.
Doch durch die stillen Lüfte schwillt
Mit seligem Frohlocken,
Das in die Herzen niederquillt,
Der Klang der Friedensglocken!

Die Insel der Seligen.

Am Todestag des Raffael — ein Jahr
Nachdem der Göttliche dahingegangen,
Saß nachts zu Rom der Künstler bunte Schar,
Von grünem Laub und Mondenlicht umfangen,
Vor sich den Wein — doch keine Bechernacht
Mit Scherz und Lied schien heute zu beginnen;
Des großen Toten hatten sie gedacht,
Die meisten saßen stumm, in ernstem Sinnen,
Durch andre Gruppen klang des Edeln Preis,
Des Allgeliebten, Herrlichen und Hehren,
Auf manche bärt'ge Wange rannen leis
Verstohlne Tränen zu des Meisters Ehren,
Und langsam nur rang ein gefaßtes Wort
Sich aus der Flut des Lobes und der Klagen.
Der Jüngste sprach: „Wer trägt den Kranz hinfort,
Der Raffael geziert in seinen Tagen?
Wer zündet an so köstlich strahlend Licht,
Nach dem die Welt entzückenstrunken schaue?
Wen hat der Gott erkoren? Ich vertraue
Auf euren Giulio, den Römer, nicht!" —
Doch sprach er's kaum, so fährt man rings empor,
Und wilderregte bittre Reden schallen:
„Dem Giulio nicht? Und weißt du auch, du Tor,
Daß ihn der Göttliche geliebt vor allen?
Daß er den eignen Lorbeer ihm verhieß?

Daß er ihn oft gerühmt mit hohen Worten?
Bist du Sankt Lukas, der zum Paradies
Der Maler schließen kann die goldnen Pforten?" —
Der Jüngling ruft entrüstet: „Haltet ein
Und laßt mich sprechen!" — Doch die andern toben,
Bis eines Dritten Stimme sich erhoben
Und scharf und schneidig spricht: „Ich sage nein!
Preist euren Giulio, vermag er einst
Nur bis zum Gürtel Raffaels zu ragen —
Du aber, Jüngling, der du gläubig meinst
Ein neuer Raffael ersteh in Tagen,
Du ahnst so wenig, was der Hohe war,
Als diese hier, die heute schon voll Wonne
Die Kerze preisen gleich der goldnen Sonne,
Ob auch die Sonne kaum erlosch ein Jahr!
Ihr wißt es nicht, aus wie geheimer Quelle
Die reinste, höchste Künstlerkraft sich nährt,
Ihr seht die Flut nur — Welle glänzt auf Welle
Und leuchtet euren Augen wie verklärt,
Ich aber weiß, daß hier im Erdenraume
Nur wenige mit solchem Licht vertraut,
Die Hocherkornen, die im Göttertraume
Die Insel einst der Seligen geschaut.
In ihrer Seele strahlt von dort ein Licht,
In ihrem Sinn erhellen sich die Züge
Des Irdischen! — gemeine Not und Lüge
Und Menschenniedrigkeit beirrt sie nicht.
Die Jugend schwindet nicht mit ihren Jahren,
Sie wächst, sie leuchtet, wenn sie rein bewahren
Den Traum, der einst in gottgewährtem Flug
Zu jenem Eiland ihre Seele trug.
Ich sag' euch: manch' Jahrhundert muß verstreichen,

Eh' es zum zweitenmal der Himmel fügt,
Daß einem Erdensohne hier zu eigen,
Was drüben jenen Seligen genügt:
Des Lebens Fülle ohne Kampf und Schmerzen,
Genießen ohne Reue, ohne Streit,
Der Welt Erkenntnis bei dem reinsten Herzen,
Und ungetrübte Schaffensseligkeit!
Und hätt' ein Zweiter selbst geschaut das Licht,
Den Traum geträumt — er kann ihn wahren nicht!
In dunkler Stunde faßt ihn wild das Leben,
Der goldne Strahl erlischt, den er gewann.
Schaut nicht so zweifelnd — einen hat's gegeben,
Der gleich dem Raffael dereinst begann;
In seiner Seele war ein gleiches Wollen,
Und gleicher Zauber lag in seiner Hand,
Doch heute irrt er, lebt er noch, verschollen,
Ein düstrer Wandrer, einsam durch das Land.
Geht nach Spoleto — schaut mit heil'gem Schweigen
Das Bild der Gottesmutter, glanzumstrahlt,
Die Heiligen und jenen Engelreigen,
Die dort Johann der Spanier gemalt,
Fühlt bei dem Anblick eure Herzen pochen,
Dann kommt, dann sagt, ob ich zuviel gesprochen,
Wenn ich gleich einem Raffael ihn pries,
Und laßt mich um den Unberühmten klagen,
Der wie der Göttliche in Jugendtagen
Das Höchste wie das Reinste uns verhieß!
Vernahmt ihr nie von ihm? Klingt euern Ohren
Auch selbst sein Name fremd? Hat jede Spur
Von ihm und seinem Schicksal sich verloren?
Verstrichen doch erst zwanzig Jahre nur
Seit Giovanni, von Madrid gekommen,

In Peruginos Schule trat — ihr wißt,
Daß sie vermocht dem Raffael zu frommen,
Und daß sein Ruhm der Ruhm des Meisters ist!
Doch unser Giovanni schien ein Stern,
Der neben dem Urbiner strahlen sollte,
Zu jener Zeit — wie liegt sie heut' so fern! —
Gab's keinen, der sich kühn entscheiden wollte,
Ob Raffael den Spanier besiege,
Ob dieser ihn! Ich war allein der Tor,
Der fest den Giovanni sich erkor,
Im Wahn, daß der Urbiner ihm erliege!
Ihr lächelt höhnisch — o, verbergt es nicht,
Ich kann es doch in euern Augen lesen! —
Ihr preist Sankt Lukas, daß kein blöd' Gesicht,
So blöd wie meins, euch je zuteil gewesen;
Wohl habt ihr recht — ich spotte meiner auch —
Doch damals, wo das Angesicht der beiden
Geweiht erschien von gleichem Gotteshauch,
Wär' euch wohl schwer geworden das Entscheiden.
Sie galten uns als ein erkornes Paar,
Nach ihrem Fluge blickten sehnend alle,
In beider Seelen war es morgenklar,
Wie einst in Eden vor dem Sündenfalle;
Auch aus der Hand des Giovanni quoll
Ein Strom von Anmut, Schönheit und Entzücken —
So zog er, aller Kunst und Hoffnung voll,
Hin nach Foligno, dort den Dom zu schmücken.
Ich ging mit ihm! Er brauchte Freundeshände
Beim großen Werke, das er dort begann,
Und ob ihr lacht: ich rühme bis ans Ende
Den edeln Geist, der dieses Werk ersann,
Wie schuf er den Erlöser groß und mild,

Wie klar und edel jedes andre Bild,
Wie war in jedem Zuge tief empfunden
Das Glück der Seligen! — Blickt nicht so scheel,
Ich sag' euch abermal: in jenen Stunden
Stand Giovanni gleich dem Raffael!
Nur kurze Stunden blieb er's! Zweifach Glück
Schien ihm Foligno schmeichelnd zu bereiten,
Gott weiß, ich denke nur mit Schmerz zurück
An all den goldnen Trugglanz jener Zeiten,
Doch steigt Lo Spagnas Antlitz mir empor,
Schau ich die Bilder, welche reizumgossen
Und seelenvoll aus seinem Pinsel flossen,
Tritt auch Angelikas Gestalt hervor.
Da — seht sie vor euch, mit den holden Zügen
Im Heil'genscheine ihres goldnen Haars,
Mit aller Glut des dunkeln Augenpaars,
Und seid gewiß, sie würde jeden trügen!
Denn hätte Giovanni nicht geglaubt
Den Nächten mit des Mädchens Flammenküssen,
So hätt' ihn Tages ihr Madonnenhaupt
Im lichten Sonnenscheine täuschen müssen,
Ich stand dabei, wenn ihm ihr Auge strahlte,
Wenn er entzückungstrunken schuf und malte,
Wenn jeder Zug, der lebend ihn beglückt,
Auf seinem hehren Bilde sie entzückt,
Und wahrlich, eher hätt' ich meinen wollen,
Ein Seliger verübe Freveltat,
Als daß Angelika mit liebevollen
Und Engelsblicken berge den Verrat!
Ja, als zum ersten Male ein Verdacht
Auf schlimmen Wink in meiner Brust entfacht,
So floh ich tagelang Folignos Mauern,

Um sie und Giovanni nicht zu schaun,
Und ob der Zweifelsünde stumm zu trauern,
Die schnöd' befleckt die herrlichste der Fraun!
Ich schalt die Warner lügenhaft Gezücht,
Doch lebte bald auf mehr als hundert Zungen
Das schleichende, das zweifelnde Gerücht
Und war vor Giovannis Ohr erklungen.
Noch gingen Wochen hin in alter Weise,
Nur langsam, wie ein dunkler Wetterschein
Emporzieht an des Himmels lichtem Kreise,
Verdüsterte sich unser heitres Sein,
Die Blüte welkte — Giovanni sah
Mit finsterm Argwohn auf Angelika,
Und sie, die jeden Tag, seit er begann,
Bei ihm und seinem Werk im Dom verweilte,
Erschien jetzt selten, flüchtig und enteilte,
Bevor der Sand im Stundenglas verrann!
Dann kamen Stunden, schwül und bang und schwer,
Kein heitres Wort bei unsrer Arbeit mehr,
Was in dem Herzen Giovannis grollte,
Warf finstre Schatten über sein Gesicht,
Doch blieb er stumm, sein Weh verriet sich nicht,
Bis zu dem Tag, da sich's entscheiden sollte.
So währt es mondenlang! Ich ahne kaum,
Was sie getan, ihn in den alten Traum
Von ihrer Treue stets noch einzuwiegen
Und seine Zweifel schmeichelnd zu besiegen.
Wie oft sah er mich schmerzlich fragend an,
Dann war's, als müßt' ich ihn dem dunkeln Bann
Entreißen, der auf seiner Seele lag —
Hätt' ich's getan, so spart' ich nun die Reue! —
Doch jede Stunde zagte ich aufs neue

Und zögerte heran den Unheilstag!
Er kam! Mir ist's wie heut' — wir standen malend
Auf dem Gerüst, ein Brief ward ihm gebracht,
Er las ihn sonnig lächelnd, freudenstrahlend.
Angelika beschied ihn vor der Nacht —
Doch plötzlich starrt er wieder in den Brief —
Und grollte vor sich hin: Warum berief
Sie mich zu dieser, zu der späten Stunde?
Warum nicht früher? Nicht zu jeder Frist?
Wer weilt bei ihr? Wer hängt an ihrem Munde,
Daß sie so sorglich um die Stunde ist?
Battista, komm! — mich fasset ein Gelüst
Sie eben jetzt zu küssen, zu umfassen! —
So fuhr er auf, sprang nieder vom Gerüst,
Flog durch die Kirche und dahin die Gassen —
Und ich mit ihm — er stürmte weit voraus,
Ich sah Angelikas verschlossen Haus,
Sah' ihn mit einem Schlag die Türen sprengen,
Er wild hinein, ich auf dem Fuß ihm nach
Und stürzte durch den Stiegengang, den engen,
Bewußtlos hinter ihm zu dem Gemach.
Dem wilden Aufschrei, der von drinnen klang,
Folgt erst ein Lachen, dann ein zischend Tönen,
Ein grimmer Zornruf und ein röchelnd Stöhnen.
Gott weiß, wie jeder Laut zum Herzen drang.
Ich flog ins Zimmer, flog dem Freund entgegen!
Zu spät, zu spät! Denn seine rechte Hand
Hielt krampfhaft noch den raschgezognen Degen —
Und auf dem Ruhebett, zunächst der Wand
Lag ohne Zittern, ohne sichtbar Leben
Todbleich die Huldgestalt Angelikas —
In seinem Blut ein Sterbender daneben,

Ein Söldnerhauptmann Cäsar Borgias. —
So mußt' ich's schaun! Was mochte Reden frommen?
Ich riß Lo Spagna aus dem Zimmer fort,
Zurück den Unheilsweg, den wir gekommen —
Und vor der Nacht verließen wir den Ort.
Im tiefsten Schmerz, gebeugt, wortlos und stumpf,
Sah ich ihn neben mir die Straße schreiten,
Und jeder unsrer Schritte, schwer und dumpf,
Er trennte ihn von allen Seligkeiten!
Von allen! Wohl hab' ich nach Freundesbrauch
In jener Nacht ihm jeden Trost beschworen,
In meinem Herzen aber wußt' ich auch,
Mehr als die Liebe habe er verloren;
Ich fühlt' es tiefer, als er selbst vielleicht,
Da wir den Schutz der Arnostadt erreicht. —
Doch Wochen, Monde strichen langsam hin,
Gefaßt erschien mir Giovannis Sinn,
Ich hoffte wieder, weil kein Klagelaut
Auf seine Lippen kam. Und froh' Entzücken
Empfand ich, da man ihm aufs neu' vertraut
Ein Gotteshaus mit seiner Kunst zu schmücken.

Ein Kirchlein war es nur im Arnotal.
Wir wanderten hinaus beim Frühlingsstrahl,
Und als im Chore das Gerüst geschlagen,
Begann die Arbeit wie in alten Tagen,
Mein freudig Jauchzen scholl durchs Kirchenschiff,
Als Giovanni nun zum Pinsel griff,
Ich rieb die Farben, reicht ihm wie ein Knabe,
Was er bedurfte, war ihm frisch zur Hand,
Und harrte sehnend auf die Augenlabe,
Die bald erglänzen sollte von der Wand.

Doch Stunde floh um Stunde, Tag um Tag,
Auf Giovannis Antlitz aber lag
Ein Schatten immer dunkler, immer trüber,
Und was hervor aus seinem Pinsel quoll,
War grell und düster, hart und grauenvoll.
Ich mahnt ihn dringend, doch zur Antwort scholl:
„Die goldne Klarheit ist für mich vorüber!"
Da war kein Zug von seiner edeln Milde,
Kein Ausdruck reiner stiller Seligkeit,
Nichts Hohes, Liebliches im ganzen Bilde,
Kein Antlitz schien beglückt und gottgeweiht,
In mehr als einem aber, Zug um Zug,
Erblickt ich den, den er im Zorn erschlug,
Er rang dagegen — doch das Angesicht,
Das wüste, bleiche, kehrte ewig wieder,
Verzweifelt warf er seinen Pinsel nieder:
Ich male mir mein eigenes Gericht! —
Zur Wahrheit ward, was ich geahnt zuvor,
Mit seiner Seele reinem goldnen Frieden
Und mit der Liebe, die er jäh verlor,
War auch das Beste seiner Kunst geschieden.
Cellini mag vielleicht aus solchen Tagen
Gewinn und Kraft zu neuem Schaffen tragen,
Er konnt' es nicht! — Die wilde Zornesstunde
Schlug ihm und seiner Kunst die Todeswunde.
Nach reinster Klarheit, seligstem Genügen,
Nach höchster Schönheit stand sein ganzer Sinn,
Was in ihm selbst auf immerdar dahin,
Vermocht er nun im Bilde nicht zu lügen!
Ich schau ihn noch! — Er saß am Wegesrand
Im Arnotale bei San Martes Feste,
Ein Ölbaum streckte über ihn die Äste,

Der Abendhimmel stand im roten Brand —
Er starrte vor sich hin, zur Erde nieder:
„Hätt' ich mein selig' Friedenseiland wieder!“
Und dann empor — hoch in die dunkle Glut,
In der versank der Sonne goldner Schimmer:
„Da droben glänzt es — doch ein Strom von Blut
Trennt mich von seinem hehren Glanz auf immer!
Leb' wohl, Battista! Was du nie geschaut,
Kannst du verlieren nicht in bittrer Reue —
Doch sei gesegnet! Eine holde Braut,
Die rein und treu, belohne deine Treue!“

Ich mußt' ihn lassen! Jahre sind verronnen,
Seit er die Hand zu trübem Abschied bot —
Ich hörte nicht, ob Frieden er gewonnen,
Ich weiß nicht, lebt er, oder ist er tot?
Ist des Urbiners Ruhm auch ihm erklungen?
Und hat der Ärmste, ohne Klagelaut,
Den Kranz, nach dem er selbst vordem gerungen,
Auf Raffaels geweihter Stirn geschaut?

Ich weiß von nichts! Ihr aber wißt es jetzt,
Warum mir oft, wenn an den Wundertaten
Des Göttlichen mein Auge sich geletzt,
Zu Freudentränen bittre Zähren traten,
Ihr seht, warum ich zweifelnd lächeln muß,
Wenn ihr schon heut' um seinen Erben streitet —
Warum ich glaube, daß des Himmels Schluß
Nur Einem Götterlos und Glück bereitet!
Gebt Wein! Und laßt uns einen Becher leeren
Zu Giovannis des Verschollnen Lob —
Doch dann aufs neu' dem Herrlichen zu Ehren,
Den über alle das Geschick erhob!“

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Adolf Stern
Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Zweiter Band

Johannes Gutenberg.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Johannes Gutenberg

Epische Dichtung

von

Adolf Stern



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Deutschland träumt! Vor seinen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich, —
Deutschland träumt und seine Träume
Wölben sich wie Riesenbäume
Zu dem heil'gen Christendom. —
Deutschland träumt: des Todes Band
Streift Minerva von der Hand, —
Grübelnd und gedankenschwer
Schmiedet Gutenberg den Speer!

Julius Mosen.

Eingang:

Ein Jugendtag

Still ist das Tal, der Junitag
Mit erstem Morgenrot erglommen,
Der Duft, der auf den Hügeln lag
Mit jenem aus der Flut verschwommen,
Da dehnt sich hell, in blauer Weite
Der Bodensee, das Schwabenmeer,
Des Landes grünende Gebreite
Um seine Ufer schwellend her.
Umwallt von Nebeln aus den Fluten
Senkt Forst an Forst sich bis zum See,
Und fern erglänzt in Morgengluten
Der Alpenhäupter frischer Schnee.

Stumm liegt der See, wie im Erwachen,
Kaum daß auf ihm ein leichter Nachen
Zum fernen Schwabenufer gleitet,
Doch wird belebt der Uferrand,
Wo sich vom See hinein ins Land
Mit Wall und Türmen Costnitz breitet,
Wo hinter Nebeln halb verschwebt,
Die graue Stadt sich hoch erhebt.
Dort ziehn die Kähne scharenweise
In klarer Flut die weiten Kreise,
Von Landvolk, Fischern, buntbelebt:
Das jauchzt, wie leicht sein Fahrzeug schwebt,

Die Fraun und Mädchen lachen hell,
Wenn jener der das Ruder führt,
Ein übermütiger Gesell,
Mit nasser Hand ihr Festkleid rührt;
Und wer da schaut die Lust von allen
Und wer den lauten Jubel hört
Aus jedem vollen Nachen schallen,
Der sich dem Ufer naht, der schwört:
Das sei ein froh Zusammenschließen,
Zu Costnitz winkt dem Volk ein Tag,
Wie frischer Mut ihn feiern mag,
Ein großer Markt, ein Bolzenschießen!

Und in der Stadt vom Tor zum Markt
Der Glaube an ein Fest erstarkt:
Das ist ein Drängen, ist ein Rufen,
Die Straßen säumen Menschenreihn,
Von Erkern, Schwellen, Treppenstufen,
Blickt Kopf an Kopf vergnügt hinein,
Dazwischen Buden voller Tand,
Man feilscht um neue Heil'genbilder,
Um Schnitzwerk, Hornwerk, buntes Band,
Und drängt sich brausender und wilder.
Die Schenken sind schon überflutet,
Auf offnem Platz steht Zelt an Zelt,
Man schlürft, den Küpern froh gesellt,
Den goldnen Seewein wohlgemutet.
Rasch füllen sich auch hier die Reihn,
Und fragt ein Fremder zwischendrein:
„Woher, wozu die frohe Menge
Und all das festliche Gepränge?"
Schnell wird ihm Antwort: „Lust und Spiel

Mag sich der Ärmste nicht versagen,
Seit hier im heiligen Konzil
Der Kirche hohe Väter tagen!
Und heut' vor allem! Seid Ihr Christ,
Daß Ihr so fragt? daß Ihr nicht wißt,
Daß heut' im Feuer brennen muß
Des Glaubens frevelnder Verletzer,
Der Kirchenschänder Johann Hus,
Der Böhmenpfaff! — Der große Ketzer!" —
So schallt es rings! Der Hus muß brennen.
Sie kamen solches Fest zu schaun,
Und wie sie seinen Namen nennen,
Zeigt keiner Mitleid oder Graun.
Fort schallt am Markt das frohe Toben,
Nur halb verstummt es, vor dem Klang
Der Glocken, die vom Turme droben
Begleiten Hussens letzten Gang,
Ein wildes Jauchzen braust entgegen
Dem Trauerzug, dann klingt ein Wort
Durch all die Massen, deutend regen
Sich tausend Hände: „Sehet dort!"
Er kommt, auf den sie gierig harren,
Die Wächterschar umgibt ihn dicht,
Er kommt — und tausend Augen starren
Nach einem bleichen Angesicht,
Durch tausend Züge geht ein Beben
Geheimer Lust, aus sicherm Leben
Zu blicken auf den Todespfad
Des einen, der gefesselt naht.
Doch zwischen seiner Wächter Speeren,
Verdammt, beraubt der Priesterehren,
Die Füße bloß, im Büßerhemd,

Wird sich der hohe Mann nicht fremd!
Wohl rinnt's durch seine Glieder heiß,
Auf seiner Stirn perlt Todesschweiß,
Doch er vermag den Leib zu zwingen,
Noch steht empor die Hochgestalt,
Aus seinen dunkeln Augen dringen
Die Blicke, die voll Allgewalt
Fern an der Moldau frischen Strömen
Geleuchtet manchen hohen Tag,
Tief in die Herzen starrer Böhmen,
Tief in das Herz des Volks von Prag.
Doch ob sein Antlitz sie verklären,
Stumpf bleibt die Menge hier dabei —
Ein Mädchen wehrt den heißen Zähren,
Ein Mann erstickt den Weheschrei —
Sonst trifft nur Fluch, nur wilder Hohn
Der Kirche ausgestoßnen Sohn,
Und wie der Zug hinab die Gassen
Gefolgt von allem Volke braust,
So droht der Menge wildes Hassen
Dem Dulder noch mit Wort und Faust.
Hier höhnen ihn mit frechem Spotte
Zwei Mönche aus der wüsten Rotte,
Und neidisch selbst noch dem Verdammten,
Ruft ihm ins Ohr ihr frevler Mut:
„Du sagst, daß deine Reden flammten,
So schür mit Feuer deine Glut!“
Dort in dem Erker springt vom Stuhle
Ein schönes Weib und speit auf ihn;
Sie rächt, als eines Bischofs Buhle,
Die Schmach, der er die Priester geziehn.
Vergehen müßt' er im Gewimmel

Im wilden Lärmen, eh' er stirbt,
Blieb droben nicht der blaue Himmel,
Um den er brünstig betend wirbt!

Sie jauchzen laut, in wildem Hassen,
Doch mild und mitleidvoll schaut Hus
Auf jene dichtgedrängten Massen,
Durch die der Zug sich winden muß,
Denn alle, die mit grimmem Hohn
Ihn schmähen, eh' die Flammen lohn,
Sie fühlen doch im wilden Herzen
In ihres Hasses Leidenschaft,
Ein Ahnen von des Todes Schmerzen,
Bei freiem Geist, bei vollster Kraft!
Sie fühlen doch das Ungeheure,
Das bringen soll der Stunde Lauf,
Die Menge aber gibt nicht auf
Die stumpfe Ruh', die ewig teure!
Neugierig starrt sie in die Augen,
Die nun in Qualen brechen sollen,
Kein Mitleid, aber auch kein Grollen,
Ihr muß der Tod zum Schauspiel taugen,
Wie wächst ihr Drang, ihr hastig Laufen,
Da näher kommt der Scheiterhaufen,
Man streitet auf dem Hügelkamme,
Man stößt und schlägt sich, ungerührt,
Da schon der Wind die erste Flamme
Um den Gebundnen aufwärts führt!

Mit einmal schweigen Lärm und Hast,
Ein Schauer hat das Volk erfaßt,
Stumm wird es um den Holzstoß her,

Kein Laut im ganzen Kreise mehr.
Dort flammt es hell, und durch den Qualm,
Der hoch empor und ringsum wallt,
Weit über all die Tausend hallt
Ein mächtig Lied, ein Davidspsalm.
Das ist der Seele letztes Ringen,
Die einmal noch die Qual bezwang,
Es sinkt der Leib in Flammenschlingen,
Eh' noch der hohe Ton verklang,
Zu Ende ist der Todeskampf,
Und dichter quillt der schwarze Dampf,
Gesättigt lecken auf die Flammen
Und sinken in sich selbst zusammen!

Nun wieder Lärm: die Asche stäubt
Der Knecht des Henkers in den Rhein,
Ein Teil des Volkes starrt betäubt
Nach seiner Wellen grünem Schein,
Ein andrer will mit lautem Toben
Das heilige Konzilium loben,
Um vor den Söldnern, vor den Schergen
Den Graus im Herzen zu verbergen, —
Die meisten stürmen nach der Stadt,
Um übersättigt, schauensmatt,
Bei blanken Krügen, vollen Tischen,
Zu neuer Lust sich zu erfrischen. — —

Durch einen Trupp der bunten Scharen
Drängt sich ein Knabe, scheu und schnell,
Es perlen die Tränen, die schweren und klaren,
Aus seinen dunkeln Augen hell,
Er ruft den Vater ungehört
Und senkt sein Antlitz wie verstört.

Die Bürger rings erkennen schon
Den Knaben an der hellen Schaube:
Er ist des Mainzer Edeln Sohn,
Der Herberg' nahm im Haus zur Traube,
„Johannes!" schallt es laut ihm nach,
Wo er die Reihe schnell durchbrach,
Er aber wagt nicht umzuschauen,
— Den Weg zur Herberg' kennt er ja! —
Ihn treibt umher ein wirres Grauen,
Er weint um alles, was er sah.
Tief hat in seine Knabenseele
Das Schreckbild sich hineingesenkt,
Und nun er's wieder überdenkt,
So preßt die Furcht ihm Herz und Kehle.
Er möchte aufschrein, möchte sprechen,
Umsonst, nur neue Tränen brechen
Aus dem verweinten Augenpaar,
Und immer wieder sieht er klar:
Den Mann, um den die Flammen schlagen,
Er fühlt die Glut, die Qual, die Angst,
Er hört den Vater zürnend sagen:
„Wie töricht Knabe, daß du bangst!"
Er aber kann es nicht begreifen,
Warum nicht alle fiebernd glühn,
Die jene Flammen sahen sprühn,
Und lustig nun durch Costnitz schweifen;
Wie scharf man ihm auch zugesprochen,
Er bebt: „Was hat der Mann verbrochen?"
Kaum blickt so fromm, so ernst und mild
Daheim des eignen Lehrers Bild, —
Ihm wird das Leben ungewiß,
Tief geht durchs Herz der erste Riß,

Zum ersten Male fühlt der Knabe,
Daß er ein eigen Fühlen habe,
Zum ersten Male drängt die Pein
Die dumpfe Furcht auf ihn herein,
Als sei die Welt davongetrieben,
Und er allein — allein verblieben!
Im Haus, den langen Sommertag
Denkt er geheim des Manns von Prag!
Er darf den Schmerz nicht sprechen lassen,
Schaut doch sein Vater munter drein
Und führt ihn durch die lauten Gassen
Mit ihrem bunten Festtagsschein.
Doch da er abends ihn entläßt,
So stürmt der Knabe, qualgepreßt,
Durchs Tor, zum Plan, zum Seegestade,
Er weiß nicht, was ihn drängt und treibt,
Ihm ist so heiß, allein er bleibt
Mit innerm Grauen fern dem Bade,
Er wähnt, es könnten statt der Wellen
Ihm Flammen um den Körper schwellen!

So hat sich hinter ihm verloren
Der Jubel und das Volksgewühl,
Der Hauch vom See berührt ihn kühl,
Der Welle lockendes Gespül
Dringt hell herauf zu seinen Ohren,
Er lauscht nicht, sieht nicht wie die Fluten
Buntfarbig spiegeln Abendgluten.
Denn eben hört er — Hussens Namen,
Der klang ihm nahe, scharf und klar,
Drei Männer nimmt sein Auge wahr,
Die gleichen Pfad von Costnitz kamen;

Zwei Ritter, blank in Erz, bewehrt,
Bestiegen einen Kahn am Strande,
Ihr Antlitz zornig hingekehrt
Zu einem Mann im Mönchsgewande,
Der traurig auf die beiden schaut,
Die mit ihm zürnen, rauh und laut:
„So wahr der Herr am Kreuz gelitten,
So wahr als Hus im Feuer stand,
Bis rächend wir nach Rom geschritten,
Soll uns nicht rasten Fuß noch Hand!
Wir eilen heim, und unsre Kunde
Sie ruft die Trägen wild empor,
Verflucht sei die verfloßne Stunde,
Die unsre Rache schon verlor, —
Ganz Böhmen wirst du flammend schaun,
Vom Elbstrom bis zur Mark von Mähren,
Dem Erdkreis aber, Mönch, soll graun,
Wie Blut und Feuer Hus verklären!“

Und flammend horcht der Knabe auf,
Ihm geht kein Atemzug verloren —
Der Mönch entgegnet trüb darauf:
„Fahrt zu — ihr seid erzürnte Toren!
Ich habe treu mit Hus gestritten,
Will leiden, wie er selbst gelitten,
Doch mit euch wandeln kann ich nicht,
Erloschen ist der Hoffnung Licht!
Ruft auf des Volkes Zorn und Hand,
Ein grausam Wüten und Verheeren,
Ein wüstes Morden wird euch lehren,
Wie es des Hohen Wort verstand!
Ich schau's voraus: so blutig, stumpf,

So seelenlos, so leer und dumpf,
Wie jene Massen, die zur Stund'
Den hohen Mann zum Tod geleitet,
So ist daheim im tiefsten Grund
Die Masse, welche für ihn streitet,
Den Geist der höchsten Liebesmilde,
Den Geist der Wahrheit faßt sie nicht.
Fahrt zu! Ihr schändet Glanz und Licht
In Hussens Lehre, Hussens Bilde!
Mir ist im Herzen aufgegangen,
Wie starr, wie dumpf, wie tot die Welt,
Eng liegt verschlossen und befangen,
Was ihre Nacht vielleicht erhellt!
Wo ist der Fittich, welcher trüge
Das Wort, das uns erhebt den Sinn,
Das uns erlöst von Wahn und Lüge,
Zu Tausenden, zu allen hin? —
Fahrt zu! Eh' nicht zu freiem Leben,
Was nur in wenig Herzen brennt,
Aus Staub erstand, aus Pergament —
Eh' wird's nicht Licht, nicht Liebe geben!"

Der Knabe lauschte — wie ein Schauer
Dringt es durch seine dumpfe Trauer,
Er muß des Mönches dunkles Wort,
Des sich die andern frisch entschlagen,
In seiner Seele weiter tragen,
Er flüstert's wieder, fort und fort;
Und wie er sich zum Heimweg wendet,
Der unverstandnen Rede sinnt,
Ist ihm, als ob er Trost gewinnt
Aus einem Traume, der nicht endet!

Gutenbergs Heimkehr.

Der erste Märztag geht durchs Land,
Vorfrühling künden die Sonnenstrahlen,
Die blendend weiße Streifen malen
Auf Schnee und Eis am Stromesrand.
Der Himmel lacht im reinsten Blau
Herab auf die beschneite Au,
Im Sonnenschimmer blitzen bald
Die Taunushöhn mit dunklem Wald
Und bald entlang das weite Tal
Die Rebenhügel winterkahl.
Wer heut' gen Mainz die Straße zieht
Und sieht das Eis des Stromes flimmern,
Und durch das weite Rheingebiet
Die fernen Türme goldig schimmern,
Dem nickt der Lenz den ersten Gruß,
Beflügelt seinen Schritt und Fuß,
Der zieht die Straße hin am Strom,
Vor sich im Lichte Stadt und Dom,
Der schaut verwundert wohl um sich,
Emporgeschreckt von lautem Tone:
„So nah schon? Das ist Bieberich,
Und dort am Rhein das Haus zur Krone!"

Der Wandrer blickt empor zum Schild,
Gebietet Einhalt seinem Hasten,
Und wie er steht zu kurzem Rasten,
Sein Auge auf dem Kronenbild,
So muß der Blödeste gewahren,
Er zählt, ob Wams und Mantel schlicht,
Zur Schar der leichten Brüder nicht,
Die sonst die Straßen viel befahren.
Auch ist's kein Bursch, trotz frischer Schritte,
Ein Mann in seines Lebens Mitte,
In Zügen, die einst weich gewesen,
Ist was ein Leben heißt zu lesen:
Zu stummem Ernst verklärter Gram,
Die Spur von Sorgen, Schmerz und Scham'
Noch vor der Zeit, die keinem teuer,
Stahl sich ins Haar ein erstes Grau,
Frisch blieb allein des Auges Feuer,
Und kräftig ist der Glieder Bau.
Und nun er prüfend um sich sieht
Ist es, als ob ein karg Befrieden
Durch seine ernsten Mienen zieht,
Ein rasch verflogner Freudenschein
Am Ziele endlich doch zu sein —
Obschon er gern dies Ziel gemieden.

Er tritt durchs Tor auf breite Schwelle:
Die Decke, das Getäfel braun,
Durch runde Scheiben karge Helle,
So ist die Schenke anzuschaun,
Ein Schenktisch, schwer vom Eichenstamme,
Dahinter der geschnitzte Schrank,
Dabei der Herd mit mächt'ger Flamme,

Und vor dem Herd die Ehrenbank,
Die andern durch den langen Raum
Auf fester Tenne hingezogen,
Und des Getäfels dunkler Saum
Vom Schein des Feuers überflogen;
Das ganze Zimmer ist erfüllt,
Der Lärm von Stimmen hallt und schwirrt.
Im kurzen Pelze, dicht verhüllt,
Eilt hin und her der Kronenwirt,
Sein Antlitz rötet sich in Hitze,
Und keuchend fliegt er durchs Gemach,
Dort heischen zwei am Ehrensitze
Den roten Wein von Bacharach.
Behaglich schaut der Mainzer Schreiber
Auf eine Gruppe junger Weiber,
Sein Ratsherr aber finster starrt
Durch die betauten, engen Scheiben,
Wie einer, dem es weh zu bleiben,
Und welcher dennoch ängstlich harrt,
Er starrt und kann doch nichts erspähen,
Als auf dem Hof ein Volk von Krähen,
Und draußen Felder, weiß beschneit,
Auf die er schaut mit stummem Sinnen,
Bis seines Schreibers Ruf: „Herr Veit!"
Die Blicke wieder lenkt nach innen.
Da fährt er auf: dort auf der Schwelle
Nimmt er den Wandrer grüßend wahr,
Der bei des Feuers roter Helle
Schon längst erkannt das Männerpaar,
Er schreitet näher ihrem Tisch,
Der Ratsherr ist emporgesprungen:
„Grüß Gott, Johannes!" ruft er frisch

Und hält den Wandrer fest umschlungen,
„Grüß Gott, mein Vetter!“ tönt es wieder.
Und lachend zieht der Ratsherr nun
Den kaum Begrüßten zu sich nieder:
„Sitz hier, Johannes! Du mußt ruhn!
Im Morgengraun, da ich noch schlief,
Ward mir gebracht dein Meldebrief!
Mir ahnte Unheil schon seit Tagen,
Ich sahe dich am Weg erschlagen,
Ich ward verlacht, und doch mein Traum,
Mein schlimmster, trog mich diesmal kaum:
Dein Anblick aber scheucht das Leid,
Frisch auf! nach Jahren tu Bescheid!
Du bist in meinem Haus willkommen,
Laß fahren, was sie dir genommen,
Ich gönn' dir gern an jedem Tag,
Was ich nur habe und vermag!“

Geflügelt sprach der Ratsherr alles,
Johannes lauschte stumm dabei,
Als ob voll fremdgewordnen Schalles
Für ihn des Vetters Rede sei,
Sein Auge feuchtet sich, er schlägt
Rasch in die Hand, die dargeboten,
Indes der Wirt zum Tische trägt
Die Kanne mit dem neuen Roten,
Der alte Schreiber gießt den Wein
Gemach in blanke Becher ein:
„Herr, wenn Ihr nicht vergessen habt
Den Berthold, der Euch oft gelabt,
Da Ihr zur Schule noch gegangen,
So wollt auch meinen Gruß empfangen!“

Der Wandrer nimmt mit frohem Nicken
Des Alten Hand, wie einst gesinnt,
Und schaut ihn an mit heitern Blicken,
Indes der Ratsherr neu beginnt:
„Noch ehe wir nach Mainz gelangen,
Der Vettern Auge dich gewahrt,
Trag' ich zu hören heiß Verlangen
Vom letzten Unglück deiner Fahrt,
Fluch auf der Räuber freches Haupt!
Doch sprich — wo wurdest du beraubt?
Gar dunkel kündest du und eigen
Was dir geschehen! — Beichte mir:
Und willst du drinn' von allem schweigen,
Sprich jetzt — denn sicher sind wir hier!“
Er blickt im Kreis der niedern Gäste
Dabei umher, sie sitzen fern,
Und schlürfen ihres Weines Reste,
Kaum einer blinzelt nach den Herrn.
Johannes, der Herrn Veits Gebaren
Verwundert und betroffen schaut,
Entgegnet: „Was mir widerfahren,
Verschweig' ich nicht und künd' es laut.
Mich dünkt es nicht ein Abenteuer,
Das man beim Wein, am hellen Feuer
Zur Kurzweil nur berichten mag! —
Hört selbst! Ihr werdet bald gewahren,
Es muß, was nächtig ich erfahren,
Zu Mainz im Rathaussaal zutag!

Drei Tage sind's! Ich zog bei Nacht
Zu Roß im tiefen Odenwalde,
Ritt ohne Furcht und ohne Acht

Dahin an der beschneiten Halde,
Erst spät zu rasten war mein Wille,
Der Vollmond schien, die Luft war stille,
Da klang es plötzlich durch die Nacht
Vom Forst herab, Gestampf von Hufen,
Dazu ein rauhes kurzes Rufen,
Als sei die wilde Jagd erwacht.
Ich blicke spähend auf und ab,
Ich lausche nach des Schalles Richtung,
Da bricht aus einer Waldeslichtung
Ein Reitertrupp in kurzem Trab!
Die Nacht war eisig kalt und klar.
Hart dröhnte die gefrorne Erde,
Umdampft war rings die kleine Schar
Vom Odem der erhitzten Pferde,
Doch sah ich deutlich Roß und Mann,
Und näher flogen sie heran. —
Ein Alter hob sich hoch im Bügel:
„Frisch, Wolf und Jürg! er naht sich dort,
Zur Seite ihm! Verliert kein Wort
Und fallt ihm herzhaft in die Zügel!“
Im Sturme rasseln beide Knechte
Am Waldsaum hin, schon als er sprach,
Der Alte preßt ans Schwert die Rechte,
Die andern Reiter tun ihm nach!
Und eh' ich noch das Schwert gezogen,
War ich umdrängt von ihrem Schwarm,
Der Alte, der vorangeflogen,
Fällt raschgewandt mir in den Arm,
Am Zügel reißt mein Pferd nach rechts
Ein Reiter, der herangebraust.
Wohl treffe ich mit schwerer Faust

Das Angesicht des frechen Knechts,
Der Alte aber brüllt vom Rosse:
‚Tut ihm kein Leids, er soll zum Schlosse!
Laßt ab! Das Sträuben kann nichts frommen,
Ihr stürzt noch in den Schnee des Rains! —
Zum Grafen Wildeck müßt Ihr kommen,
Seid Ihr Herr Gutenberg von Mainz!‘
Ich rief: ‚Was habe ich zu schaffen
Mit eurem Herrn? — laßt ab von mir,
Nehmt ruhig — wollt ihr Beute raffen —
Den Mantel und das Bündel hier.‘
Der Alte aber herrscht mir zu:
‚Schloß Wildeck gibt Euch Rast und Ruh',
Ihr treibt mit Schreiben zu viel Wesen,
Der Burgpfaff ward schier davon matt
Dem Herrn die Briefe vorzulesen, —
Macht rasch! Wir sind des Wartens satt!‘
Er brüllt es, seine Knechte reißen
Mein mattes Roß den Wald entlang,
Der Hufschlag dröhnt, es klirrt das Eisen,
Und jedes Wort verhallt im Drang.
Hin durch den Wald, hinaus ins Weite,
Durch Feld und weite Schneegebreite
Braust mit mir hin der Reitersturm,
An seiner Spitze stets den Alten,
Bis mir vor Augen steht ein Turm,
Ein mächtig Tor, vor dem wir halten.
Wüst schien die Burg, mehr alt, als fest,
Am Turme Eulennest an Nest,
Den Wall begrünten Moos und Nesseln,
Im Graben ward zum Schlamm die Flut —
Ich sah mich schon in rost'gen Fesseln,

Und schier erstarb mein frischer Mut.
Der Alte rief mit rauhen Worten
Dem Torwart, donnernd an die Pforten,
Und packt, sobald die Riegel knarrten,
Mich wieder fester: „Frisch hinein!‘
Die Brücke dröhnt, die Rosse scharrten
Im runden Burghof das Gestein,
Die Knechte sprangen aus den Sätteln,
Vom Haus her aber drang ein Schwarm
Von Buben, Weibern, alten Betteln,
Sie schauten hungrig drein und arm.
Der Alte lachte: ‚Nun, Gesindel,
Mein Fang von heut' behagt euch nicht?
Nicht Beutel sind's, noch Warenbündel.
Gebt Raum dem Herrn, und schafft mir Licht!
Beliebt Euch, Herr, die große Halle?
Dort ist des Grafen Aufenthalt,
Dort raucht der große Herd für alle, —
Hinein! Die Nacht wird bitter kalt!‘
Ich hörte seine Worte kaum,
Noch schien mir alles wirrer Traum,
Doch tret' ich, von dem Knecht geführt,
Zur Halle, rauchig und durchfeuchtet,
In der ein Weib die Herdglut schürt,
Die mir von außen rot geleuchtet,
Ein Männerschwarm, schon wohl erwärmt,
Bei vollen Bechern zankt und lärmt.
Sie lagerten im Feuerschein,
Auf ihren Kappen bunte Federn,
Die Wämser und die Koller ledern,
Sie schauten keck und trotzig drein.
Und alle lachen mir entgegen,

Der erste ruft mich schüttelnd aus:
„Herr, bringt Ihr uns den Beutesegen
Vom goldnen Mainz nicht bald ins Haus?
In meinen Taschen ist's so leer,
Nicht einen Heller find' ich mehr!“ —
Ein zweiter schlägt ans Schwert und schreit:
‚Wir stehen längst für Euch bereit,
Spielt einmal auf zu Eurem Tanze,
Mein Haus zerfällt nicht so gemach,
Der Regen fließt durch Wand und Dach,
Mir werden rostig Schild und Lanze,
Ich will vom Lohn mein Haus beschicken,
Das Dach ob meinem Sitze flicken!“ —
Ein dritter, schon halbtrunken prahlt:
‚Da Ihr so kargen Lohn uns zahlt,
Gönnt Ihr uns drüber eine Nacht,
Mit Euren Töchtern hold verbracht?‘ —
So lärmt, so höhnt es, wüst verwirrt,
Ich höre all die wilden Reden
Und rufe endlich drein: „Ihr irrt!
Fremd bin ich euch wie euren Fehden!“
Da aber lacht der Junkerhauf'
Aufs neue laut und brüllend auf:
‚So plumpe List will nicht verfangen,
Herr Gutenberg! Verkappt Euch nicht:
Wir alle trugen heiß Verlangen,
Zu schauen Euer Angesicht,
Ihr zieht zum Bischofshofe gern,
Doch wollt Euch nie auf Wildeck zeigen,
Wir aber sind's, die Eurem Herrn
Bei Nacht sein golden Mainz ersteigen!
Wir müssen nach so manchen Jahren,

Und nun das Wagnis vor der Tür,
Aus Eurem eignen Mund erfahren,
Wer zahlt den Lohn? Wer steht dafür?‘ — —
Betäubt, erschrocken hör' ich alles
Und stehe wirr und lautlos noch,
Als von der Pforte rauhen Schalles
Ein Ruf erklingt: ‚Was tost ihr doch?
Er hat uns wacker hingehalten,
Kein Fuchs am Spessart schlich so fein;
Heut' halten wir den schlauen Alten,
Und heute schenkt er klaren Wein!‘
Im Sprechen nähert sich dem Herde
Ein hoher Mann — tritt auf mich zu,
Doch taumelt so bestürzt, als werde
Sein Auge blind, zurück im Nu,
Dann braust er auf: ‚Wie schaut Ihr aus?
Wer seid Ihr? Schlicht Ihr mir ins Haus?‘
Ich aber trat gefaßt entgegen:
‚Bin ich Euch fremd, was staunt Ihr groß?
Zwingt Ihr die Wandrer von den Wegen
Mit Faust und Speer nach Eurem Schloß,
So mag's geschehn, daß der nicht kommt,
Der Euch und diesen Rittern frommt!
Mein Name — scheint's — hat Euch betrogen,
Denn Gutenberg bin ich genannt,
Vor zwanzig Jahren ausgezogen,
In Mainz, der Heimat, unbekannt!
Das erste Wort von Euren Lippen
Vernehm' ich heut' von Krieg, von Zwist —
Gott weiß es, wer von meinen Sippen
Mit euch, ihr Herrn, im Bunde ist!‘
Doch wie ich spreche, schallt ein Toben

Voll wüsten Zornes aus dem Schwarm,
Rings werden Schwerter hoch erhoben,
Kaum schützt mich noch des Schloßherrn Arm,
Ich, meine Seele Gott befehlend,
Ergriff zur Wehr vom Herd ein Scheit,
Indes der Graf, die Dränger schmälend
Und rückwärts schleudernd, mich befreit.
Er ruft, im Zorn erglühend, aus:
‚Gebt Frieden oder räumt mein Haus!‘
Und nun die Waffen, die erhoben,
Sich senken, nun verstummt das Toben,
Und sich die Mienen halb erhellen,
Die eben düster und ergrimmt,
So seh' ich, wie die Spießgesellen
Der Burgherr rasch beiseite nimmt,
So hör' ich ihn voll Eifers raunen
Zum Ohr der Männer hingeneigt,
Und sehe, wie sich froh Erstaunen
Auf jedem wilden Antlitz zeigt.
Ich lausche bang und schwer beklommen,
Und eh' ich nur ein Wort vernommen,
So tritt Graf Wildeck rauh mich an:
„Ich laß Euch frei! Doch müßt Ihr reiten
Noch diese Stunde Eure Bahn,
Zwei Knechte sollen Euch geleiten!‘ —
Ich hüllte ohne viele Worte
Mich ein und forderte mein Roß,
Er führte mich zur Hallenpforte,
Und rief nach seiner Knechte Troß,
Ich sahe sie im Hof gelagert,
Zerlumpt, verwildert, abgemagert,
Kaum einer hob vom Stroh sich faul

Und blickte schel nach meinem Gaul.
Der Alte, der mich hergeleitet
Ward mir samt einem Knecht gesellt,
Bald lagen vor uns weitgebreitet
Das freie Feld, die offne Welt,
Wir jagten stumm, im schärfsten Ritte,
Weg von der Burg, zum Wald hinein,
Ich atmete in beider Mitte
Frisch auf, als wär' ich schon allein,
Zwei volle Stunden flogen hin,
Da glänzte in des Mondes Helle
Die Straße wieder, und zur Stelle,
Rief ich, mit hochgemutem Sinn:
‚Dies ist mein Weg! Nehmt vielen Dank
Für das Geleit! Den Fastnachtsschwank
Bezahlt' ich schon mit meinem Gut,
Nun laßt mich meiner eignen Hut!'
Ich sprach's, im selben Augenblick
Erhub aus seines Mantels Falte
Die eisenharte Faust der Alte
Zu schwerem Schlag in mein Genick,
Und seitwärts aus dem Sattel gleisend
Stürzt ich hinab zum Waldesrand, —
Indes das würd'ge Paar entschwand,
Mein Roß am Zügel mit sich reißend,
Ich rang empor mich, und halb lachend
Zog ich den Weg am Tann hinab,
Und brach vom nächsten Baume krachend
Den besten Ast zum Wanderstab.
Was sollt' ich trauern? Ihre Tücke
Ließ mir den Rock, des war ich froh!
Kehr' ich doch heim just ebenso,

Als da ich ausfuhr nach dem Glücke!
Die Güter, drum sich keiner schlägt:
Der Reif, der leis mein Haupt umsponnen,
Die Falten, die das Antlitz trägt,
Sind alles, Veit, was ich gewonnen!

Doch Klag' und Leid soll uns die Helle
Des Tags nicht trüben, der mir lacht.
Du aber deute mir zur Stelle
Den wüsten Traum aus jener Nacht.
Was drohet Mainz? Ein Ton ist klungen
Aus deinem Brief, der trieb mich heim,
Zum Liede, das der Graf gesungen
Dort auf dem Schlosse, gib den Reim!
Was schwebt wie dunkles Ungewitter
Ob unsrer goldnen Stadt? Was füllt
Die Seelen jener Stegreifritter
Mit Gier und Raublust, schlecht verhüllt? —
Doch was auch droh' in schwerer Zeit,
Wie viel des Unheils zu befahren,
Wir stehen, wie in Jugendjahren
Aufs neu zusammen, Vetter Veit!“

Zum Ratsherrn blickt empor der Sprecher,
Er hebt den frischgefüllten Becher,
In Hoffnung leuchtet sein Gesicht.
Er sah, indessen rasch geflossen
Sein Redestrom, den andern nicht,
Sah nicht das Auge, scheu geschlossen,
Sah nicht der beiden Augenspiel
Das Zittern nicht, das Veit befiel,
Sah nicht, wie sich der Schreiber streckt

Und seinen Herren schier verdeckt!
Denn eh' Johannes noch geendet,
Hat sich Herr Veit in Ruh' gefaßt,
Sein Antlitz wieder rückgewendet
Und nickt jetzt lächelnd seinem Gast,
Dann ruft er: „Daß du nicht erschlagen
Im Tannicht liegst, ein stiller Mann,
Ein Zeichen sei's nach schlimmen Tagen,
Dein Stern geht auf — dein Glück hebt an!
Sorg nicht zuviel um Mainz! Die Wirren
Sind schwer! Die Torheit schreit und schellt,
Und Tage gibt's, wo all dies Schwirren
Uns Alten schier den Trunk vergällt.
Doch mein' ich, zwingen wir die Meute
Des Haders, so die Stadt zerfleischt,
Graf Wildeck mag getrost der Beute
Noch lange warten, die er heischt.
Wir werden schlichten, werden lenken
Was uns bedroht! Für heut' und jetzt
Laß uns den Heimritt nur bedenken,
Daß bald ein heimisch Mahl dich letzt.
Sie warten drinn' und harren deiner,
Komm rasch! Sonst schilt die Sippe mich;
Noch einmal tu Bescheid — denn keiner
Heißt dich willkommner, Hans, als ich!"

Johannes hört die leeren Worte,
Ein Schatten zieht durch sein Gesicht,
Der Ratsherr aber drängt zur Pforte
Und achtet seiner Mienen nicht.
Im Hofe draußen, weißbeschneit,
Ruft nach den Rossen laut Herr Veit,

Und als die Tiere, kraftgedrungen,
Der Knecht herzuführt, spricht er flugs:
„Johannes, rüstig aufgeschwungen!
Des Glückes Sattel trägt dein Fuchs!“
Doch Gutenberg faßt stumm die Zügel,
Und ernst, fast düster schaut er drein,
Da sie, entlang dem Uferhügel,
Erreichen den erstarrten Rhein.

Rasch überschritten wird der Strom,
Vor Augen liegen Stadt und Dom,
Die Mauern steigen hoch empor
Und fest und wölbig ist das Tor,
Der Heimgekehrte kennt die Gassen,
Durch welche nun der Weg sie führt:
Die Häuser scheinen unberührt
Wie er vor Jahren sie verlassen!
Die Giebel mit den schlanken Gliedern,
Die Türen mit dem Laub aus Stein,
Die Wappen und die Schilderein,
Die ringsum seinen Gruß erwidern,
Die alten Heiligen, neu geschmückt,
Und jedes Bild, das Herrn Johannes
In ferner Knabenzeit entzückt,
Verscheuchen jetzt den Ernst des Mannes.
Bald fliegt sein Blick empor, bald nieder,
Sein Angesicht erhellt sich wieder,
Ein Lächeln ist zurückgekehrt,
Das echter Heimatfreude wert,
Erwacht aus seiner stummen Ruh',
Stimmt er dem Ratsherrn eifrig zu,

Bevor sie dessen Haus betreten,
Im Dom ein Ave fromm zu beten.

Zum Domplatz wenden sich die drei,
Sie sprechen wieder, frohgemutet,
Als plötzlich tosendes Geschrei
Und wilder Andrang sie umflutet.
Ob ihren Häuptern, Haus um Haus,
Schaut Kopf an Kopf zum Platz hinaus,
Vor ihnen her, aus engen Gassen,
Stürzt tobend Volk in dichten Massen,
Der Ratsherr hält sein Roß zurück:
„Komm, Hans, ein wüster Schwarm im Streite
Sei nicht dein erstes Heimatglück!"
Und hurtig lenkt er auf die Seite.
Doch Gutenberg vernimmt ihn nicht.
Der wilde Lärm umdrängt ihn dicht,
Er blickt herab von seinem Roß,
Betäubt von all den wilden Rufen,
Und schauet an des Domes Stufen
Zum Knäul geballt den wüsten Troß,
Am Barte, lang und silberweiß,
Riß man zu Boden einen Greis,
Ein Blick auf seine Züge lehrt,
Ein Jude sei der Hartbedrohte,
Mit letzten schwachen Kräften wehrt
Er halbbetäubt dem nahen Tode.
Denn wie sie ihn zu Boden ziehn,
So braust, so heult es rings um ihn:
„Erschlagt, verbrennt den Götzendiener!
Den greisen Judas — den Rabbiner! —
Gießt Schwefel in den Frevelmund!

Des Herren Leib durchstach der Hund,
So man ihn nicht hinweggerissen!
Wißt ihr gewiß? — Was braucht's zu wissen!
Des Herren Leib und heilig Blut
Haßt sein Geschlecht! — Erschlagt die Brut!"

Ergrimmt drängt Gutenberg sich vor,
Hebt in den Bügeln sich empor
Und ruft ins Volk: „Was wollt ihr morden?
Ist dieser Jude schuldig worden,
So ruft die Zeugen, die gesehn
Den Frevel, der durch ihn geschehn!
Die Zeugen vor! Wer schwört den Eid,
Daß er das Heiligste entweiht?"
Betroffen starrt ihn an die Masse,
Kein Mann tritt vor, doch grimmig droht
Und ruft das Volk im blinden Hasse:
„Mit Euch hinweg! Dem Juden Tod!"
Da springt Herr Gutenberg vom Pferde
Und drängt sich vor den Greis im Nu.
Er donnert: „Wagt es denn! Ich werde
Den Alten schützen! Schlaget zu!"
Mit seinem Leib hält er gedeckt
Den Juden, der dahingestreckt,
Die Dränger weichen kaum drei Schritte,
Doch zaudern sie — und eben dringt
Ein Lärm aus ihres Kreises Mitte,
Zu dem ein Glöckchen schrill erklingt.
Es löst der dichte Knäul sich auf,
Sie stürzen von den Münsterpforten
Mit Flüchen, unter trotz'gen Worten,
Zum obern Platz im wilden Lauf,

Herr Gutenberg allein von allen
Steht noch am Dom und sieht im Flug
Den Schwarm, der weggestürmt, sich ballen
Um einen Armensünderzug,
Er hört es schallen her und hin:
„Die Ursel ist's — die Zauberin!
Seht ihr sie dort vom Karren winken?
Sie wird im Rheine satt sich trinken,
Kommt mit, im Eis ein Hexenbad
Ist lustiger, als Strang und Rad!"
Der Zug verschwindet, dicht geschart,
Und unter lauten Jubelrufen,
Der Greis, der sich befreit gewahrt,
Erhebt sich plötzlich von den Stufen
Und da er seinen Retter sieht
Mit düstern Miënen, so verzieht
Ein grimmes Lächeln seine Züge:
„Daß Euer Herz Euch nicht betrüge!
Rabbiner bin ich — kann mein Blut
Nicht lösen Euch mit Gold und Gut.
Auf Silber bin ich nicht gebettet,
In meinem Keller ruht kein Schatz,
Und habt Ihr darum mich gerettet,
So schlagt mich nieder auf dem Platz!"

Doch Gutenberg sagt mild dem Alten,
Der trotzig halb, halb zitternd steht:
„Der Schmerz zieht meine Stirn in Falten,
Nicht schnöder Geiz! In Frieden geht!"

Der Jude beugt sich demutvoll.
Und schluchzt: „Daß Euch der Herr bewahre!

Vergebt mir meinen bittern Groll,
Doch zähl' ich fünfundachtzig Jahre,
Und hab' wie Euch, o Herr, nicht zehn
In allem Christenvolk gesehn.
Ihr blickt so ernst — Ihr meint verschuldet
Sei alles, was mein Volk erduldet?
Ich aber frag' Euch: sind die Meinen,
Die millionenfach verachtet,
Millionenfach dahingeschlachtet,
Noch keine Sühne für den Einen?"

Der Alte stieß das Wort hervor,
Von seinem Retter abgewendet,
Da naht, vom Rathaus her entsendet,
Ein Männertrupp dem Kirchentor,
Der Greis erblickt ihn, flieht erschrocken,
Auch Gutenberg besteigt sein Roß,
Doch hört sich plötzlich aus dem Troß
Gegrüßt mit jubelndem Frohlocken,
Der Schreiber Berthold lacht heraus:
„O Herr, was treibt Ihr Torenstreiche?!
Der Ratsherr und sein ganzes Haus
Erwarten schon den Gast als Leiche!
Vergebt — Ihr bringt aus fremdem Land
Auch fremde Sitte heimgetragen,
Kein Mann in Mainz erhebt die Hand,
Ob hundert Juden sie erschlagen.
Was kümmert Euch so ekle Brut?
Was macht Ihr Euch und uns Beschwerde?
Kommt, Herr Johannes, kommt und ruht
Nach langer Fahrt am Heimatherde!"

Kein Wort entschlüpft dem ernsten Reiter,
Die Männer sehn ihn lachend an.
Er folgt dem schwatzenden Begleiter
Zum Kirchspiel von Sankt Emmeran.
Schon Abend ward's, da steigt empor,
Da winkt das stolze Haus der Sippen,
Der Ratsherr harret sein am Tor,
Mit bitterm Mißmut auf den Lippen:
Und grüßt ihn kaum: „Vergebt mir, Vetter,
Ihr bleibt der Torheit treuer Sohn,
Der Jude preist Euch seinen Retter,
Doch all die Euren grollen schon.
Ihr habt in langen Wanderjahren
So viel erlebt, so viel erfahren,
Nun kommt Ihr heim, so unbedacht,
Als wie in Euren Jugendtagen,
Die Euch und uns nur Leid gebracht!
Hört selbst, was drinn' die Vettern sagen,
Die hier mit Gruß und Freundschaftsküssen
Zulieb dem Juden harren müssen!“
Herr Gutenberg erwidert nichts,
Im fahlen Schein des Dämmerlichts
Und in des Tores dunklem Raum,
Sieht ihn Herr Veit erglühen kaum.
Er faßt Johannes unter Schelten
Am Arm und führt ihn in den Saal.
Er ruft: „Vergebt ihm noch einmal
Kehrt er doch heim aus fremden Welten!
Hier mag er lernen von den Frauen,
Was Heimatsitte, Brauch und Schick!“
Stumm bleibt es — auf Johannes schauen
Die Vettern mit erzürntem Blick,

Die Basen ringsum grüßen leicht,
Und rücken scheu auf ihren Sitzen,
Johannes, der sein Haupt geneigt,
Doch dessen Augen zürnend blitzen,
Erbleicht in edler stolzer Scham
Und will zur Tür, durch die er kam,
Da eilt ein Mädchen durch den Saal
Dem Vetter beide Hände reichend,
Sie ruft: „Willkommen tausendmal!
Wie seid Ihr Eurem Vater gleichend,
Der droben hängt im Konterfei!
Ihr Vettern alle kommt herbei,
Laßt fahren euren Zwist und Groll
Und gute Freundschaft uns erneuen,
Ein Heimgekehrter muß sich freuen,
Wenn ihm auch heimisch werden soll!“
Betroffen, froh blickt auf Johannes,
Der Ratsherr lächelt heimlich schlau,
Auf einen Wink des klugen Mannes
Begrüßt den Gast die strenge Frau.
Die Vettern drängen sich heran
Und Namen, die ihm längst entfallen,
Hier Heinz und da Sebastian,
Dort Kurt und Christoph hört er schallen!
Die Männer, die jetzt milder schauen,
Umgeben fragend ihn zumal,
Nur flüchtig nahen sich die Frauen,
Geschäftig rüsten sie das Mahl.
Das blonde Mädchen, das den Gast
Zuerst begrüßt mit heiterm Sinne,
Steht jetzt allein, errötend fast,
Im Kreis der Männer mitten inne.

Der Ratsherr spricht zum Gast mit Nicken:
„Du sonnst dich warm in Elsbeths Blicken.
Das Mädchen hat in Kindertagen
Von dir geträumt schon! Nun, Glück zu!
Wer weiß, was kommt! — Nach langem Jagen
Sucht man am eignen Herde Ruh'."

Indes er flüstert, lächelt frisch
Die Maid und flüchtet dann zum Tisch,
Sie schaut nach Gutenberg sich um,
Der bei des Vetters Worten stumm.
Johannes hört, sein Antlitz neigend,
Des Ratsherrn Scherz ein zweitesmal,
Und setzt sich lächelnd, aber schweigend,
Da nun die Hausfrau ruft, zum Mahl.

Reich prangt der Tisch und ächzt vom Drucke
Der zwanzig Silberschüsseln fast,
Ein Eberkopf im Blätterschmucke
Steht lockend vor dem Ehrengast,
Was nur der Stadtwald hegt an Wilde
Und was von Fischen schwimmt im Rhein,
Auf Platten mit dem Wappenschilde
Des Ratsherrn läd' es heute ein.
Im Fluge schaut der Blick der Zecher
Die Reihen schwerer Silberbecher,
Und ringsum duftet, blinkt und gleißt
Der goldne Wein in hohen Krügen,
Der manch ein Hoch in vollen Zügen
Den Gästen, wie dem Wirt verheißt. —

Johannes sitzt beim Mahl zur Linken
Des Ratsherrn, der im stillen meint,

Daß seiner Silberschüsseln Blinken
Dem Gaste in die Augen scheint,
Der wähnt, daß seines Hauses Pracht
Den armen Vetter schier berausche,
Der hofft, wenn Elsbeth fröhlich lacht,
Daß Gutenberg dem Klange lausche.
Schon löst der Wein die Zungen allen,
Ihr Antlitz leuchtet roten Scheins,
Und ihre Stimmen schwirren, schallen,
Bis sie erstickt von Strömen Weins.
Es walten mitten im Gelage
Die Frauen ehrbar, streng und steif,
Und schauen drein wie Frost und Reif
Auf einem üppig grünen Hage,
Doch gilt der Mienen herbe Strenge
Dem Lärm der trunknen Zechermenge
Weit minder als dem Ehrengast,
Der selten nur den Becher faßt,
Der selten nur zu Elsbeth spricht,
Halb abgewendet sein Gesicht,
Wohl färbt sich ihre Wange rot,
Sie senkt aufs reichgestickte Mieder
Die hellen Augen hin und wieder,
Doch ist der Basen Furcht nicht not:
Der Blick, mit welchem Herr Johannes
Auf seine junge Base schaut,
Ist nicht der Blick entzückten Mannes,
Und ruhig freundlich bleibt sein Laut.

Rasch sind die Stunden hingeflossen,
Schon ist die Tafel, reich geschmückt,
Mit Rebenblute übergossen,

Die Blume jeden Weins gepflückt,
Manch schweres Haupt schon auf den Knauf
Der Silberkannen hingesunken,
Da springt der Ratsherr plötzlich auf
Und schwingt den Becher lustig trunken:
„Wir heißen nochmals hochwillkommen
Den teuren Mann, der heimgekommen,
Der Himmel mag ihm bald bescheren
So reiches Glück, als uns erteilt,
Daß er in Fülle, Glanz und Ehren
Am Herde seiner Väter weilt!“

Erweckt, als wie aus tiefem Traum,
Steht Gutenberg vom Sitz empor,
Des Ratsherrn Wort vernahm er kaum,
Der Lärm der Becher füllt sein Ohr.
Er ruft: „Geliebt's den Vettern allen,
So gönn' ich mir ein kurzes Wort!
Ich kehre heim nach langem Wallen,
Zog ruhelos von Ort zu Ort,
Bis ich den Fuß, der wandermatt,
Zurückgelenkt zur Vaterstadt.
Nur eins begehr' ich noch im Leben,
Ein Wirken frisch und stark für sie!
Nicht Ehren braucht ihr mir zu geben,
Nach Gold und Gütern jagt' ich nie,
Doch unsre Heimat ist bedroht,
Der Erzbischof sinnt Not und Tod
Dem freien Mainz seit alten Zeiten,
Zu wachen gilt es und zu streiten;
So glaub' ich, daß zu dieser Frist
Wer Mainz gewahrt die alte Treue,

Und wer sie ihm gelobt aufs neue
Der Stadt, wie euch willkommen ist!"

Die Männer sehn ihn staunend an,
Vom Sessel hebt sich, nüchtern geworden,
Zornglühend Herr Sebastian,
Der Säckelherr beim deutschen Orden.
Sein Ton erstickt im Wein und Zorne,
Er zittert schier, indem er gellt:
„Ihr schneidet ja im fremden Korne,
Bevor ihr Euer Feld bestellt,
Denkt, bis Ihr endlich wohlgeborgen,
An Euch — Ihr habt es lang' versäumt,
Zu viel gewandert, viel geträumt, —
Laßt Mainz nur für sich selber sorgen!
Sind ehrlich Eure Heimatgrüße,
Seid Ihr der Torheit endlich satt,
So schafft Euch Boden unter die Füße —
Und dann erst sprecht vom Wohl der Stadt!"

Indessen Gutenberg entrüstet
Nach Antwort ringt, erheben sich,
Vom Tisch die Vettern, stolz gebrüstet,
Die Basen spitz und trutziglich.
Sie rufen Dank und gute Ruh'
Dem Ratsherrn, wie der Hausfrau zu.
Sie brechen auf, in wirrer Eile,
Dem Säckelmeister folgt die Schar,
Und jeder zeigt dem Vetter klar,
Daß er des Wackern Meinung teile:
Bald steht Johannes schier verlassen,
Auch Elsbeth neigt sich, halb mit Spott,

Er aber sucht sich rasch zu fassen
Und tritt zu Vetter Veit: „Bei Gott,
War ich dein Gast nicht schon zuvor,
So klang dem Säckelherrn ins Ohr
Ein Wort, das keiner gern vernahm!
Berieft ihr mich zu Schmach und Scham?
Was soll ich euch? Ich kam allein,
Der Vaterstadt getreu zu sein.
Dein Brief beschwor mich so herbei,
Als ob ich hier vonnöten sei,
Was bliebst du stumm, ich gab dir nach,
Dein ist, die er mir bot, die Schmach!"

Der Ratsherr steht wie halb betäubt,
Und murrt und grollt: „Warum auch sträubt
Dein Trotz sich gegen Freundessorgen
Um dein Gedeihen, um dein Glück?
Wir sprechen weiter — sprechen morgen,
Ich rief dich nicht umsonst zurück!
Ruh aus und denk in dieser Nacht,
Wie hold dich Elsbeth angelacht!"

Johannes schaut mit Ernst dem Sprecher
Ins Antlitz, trunken, wüst und hohl,
Leert seinen kaum berührten Becher
Und spricht gefaßt: „So ruh denn wohl!"
Er geht — ein Diener eilt ihm nach,
Ihn durch des Flures schwere Türen,
Und hoch empor ins Gastgemach
Des reichen Hauses einzuführen. —

Der Ratsherr bleibt indes im Zimmer,
Starrt auf der Tafel wirren Schimmer.

Bis plötzlich leis, mit raschem Schritt,
Sein Schreiber Berthold zu ihm tritt.
Da seufzt er auf: „Ich steh' betroffen,
Der Vetter wandelt seine Bahn,
Wie je zuvor — kaum darf ich hoffen,
Ihn zu gewinnen unserm Plan.
Ich hab' zu sicher drauf gezählt,
Er müsse, matt und abgequält,
Doch endlich auch nach bessern Tagen,
Nach eignem Herd Verlangen tragen.
Die Elsbeth meint' ich ihm zu geben,
Und wenn er dann mir eng verknüpft,
So schien mir's Zeit! Bei meinem Leben,
Ich fürchte, daß er uns entschlüpft!"

Der Schreiber Berthold aber lacht:
„Gemach nur, Herr, nur fein bedacht
Der Vetter Hans soll trefflich dienen
Dem Erzbischof und unserm Plan,
Doch hütet Zunge wohl und Mienen,
Nicht Eile ist hier wohlgetan.
Was sorgt Ihr viel und macht Euch Harm?
Er wird der Unsre ohne Treiben,
Wer hoch hinaus will und ist arm,
Muß sich dem Teufel wohl verschreiben!"

Sturmvoll und dunkel ward die Nacht,
Schneeregen schlägt vom Rand des Daches
An das Getäfel des Gemaches,
In welchem Herr Johannes wacht.
Er hat aufs Lager sich gestreckt,

Mit seinem Mantel wohl bedeckt,
Hat viel geträumt, doch nicht erträumt
Den Schlaf, der vor der Schwelle säumt.
In Leid und Unmut neu erregt,
Gedenkt er der verfloßnen Stunde,
Der Worte aus der Vettern Munde,
Des Argwohns, den er plötzlich hegt;
Dann aber wogt es wild um ihn
Von Bildern, die ihn rückwärts ziehn:
Er denkt des eignen Lebensganges,
Der ihm die Sonne viel verhüllt,
Des dunkeln, unverstandnen Dranges,
Der früh seine Brust erfüllt;
Er denkt der Tage voller Schweiß,
So vieler Nächte, schmerzdurchwacht,
So vieler Jahre, kampfesheiß,
Die ihm Erfüllung nicht gebracht! —
Schon tausendmal hat er gehofft,
Der herbste Tag sei überwunden,
Und heute wieder, wie so oft,
Doch einen herbern noch gefunden!
Er ruft zurück mit bitterm Grimme
Die Stunde festlichen Empfangs,
Und spricht mit halberstickter Stimme:
„Das wär' das Ende meines Drangs?
Wohl rieft ihr stets — ich kann's euch zeugen! —
Du mußt auf andern Füßen stehn,
So also meint ihr mich zu beugen?
So soll's mit mir zu Ende gehn?
Ein neues Dasein winkt mir frisch,
Ihr habt mein Leben wohl beraten.
Vom Ehebett zum Ladentisch,

Vom Kinderbrei zum Festtagsbraten! — —
Doch mich, nicht sie hab' ich zu schelten,
Was kann ich ihrem Sinne gelten?
Sie glauben mich vom Wahn verstört,
Sie wollen heilen einen Kranken,
Und was das Herz mir hoch empört,
Soll ich zuletzt als Wohltat danken! —
Wohl sprach ich einstmals: Schmach dem Manne,
Dem Gott ein höher Ziel gesetzt,
Und der sich fügte eurem Banne,
Nur weil er wund und müd' gehetzt!
Doch einstmals hofft' ich auch mein Leben
Für jenen Traum dahinzugeben,
Der mich, da ich die Welt durchfahren,
Erfüllt, beglückt, aus Leid erweckt,
Der mich, so oft seit dreißig Jahren,
Vom Schlummer nächtig aufgeschreckt!
Hab' ich den hohen Traum begraben
Und meiner Jugend frischen Sinn,
So darf ich schelten nicht die Raben,
Die krächzend fliegen drüberhin!
Doch sei zur Stunde neu geschworen
Für Mainz nur, für die Heimat wert,
Nicht für die Pläne eitler Toren
Und Vettern bin ich heimgekehrt!"
Er spricht es fest und wie's gesprochen,
Wird ruhiger sein Angesicht,
Doch ruhig nicht des Herzens Pochen
Und schlummern kann der Müde nicht.

Zu schwerem Sinnen, schwerem Sorgen,
Erklingt ihm Stundenschlag um Schlag,

Durchs Fenster graut ein trüber Morgen,
Er grüßt den ersten Heimattag.
Er springt empor von seinem Lager
Und gürtet sich! „Ich will hinaus
Eh' noch Herr Veit erscheint als Frager,
Wie ich geruht im Heimathaus!“
Er tritt aus dem Gemach verschwiegen,
Er wandelt leis hinab die Stiegen,
Er kommt zum Flur und vor den Saal,
In dem er gestern saß beim Mahl.
Er naht der Tür, noch halb im Sinnen,
Doch blickt er auf, da er von drinnen
Vernimmt zwei Stimmen hell und laut;
Er hört das Weib des Ratsherrn sagen:
„Hab' ich doch nie in meinen Tagen
So trotzig stolzen Mann erschaut,
Als Vetter Hans! Er hat durchfahren
Die Welt, vergeudend Gut und Erb',
Und immer noch, nach so viel Jahren,
Scheut er ein ehrliches Gewerb!
Kein Mann, der mehr als er bedarf,
Daß ihn die Frau erweckt vom Traume
Und lebenslang behält im Zaume.
Ich sag' dir, Elsbeth: nimm ihn scharf!“
Und Elsbeth spricht: „Er soll mir werden
Ein Eheherr nach gutem Recht,
So stattlich fügsam, als auf Erden
Nur einer lebt in dem Geschlecht!“
Den Worten folgt ein helles Lachen,
Johannes aber lächelt still,
Den Zorn erstickend im Erwachen,
Der neu sein Herz bewegen will.

Er tritt hinaus, die Straße liegt
Noch stumm, im halben Dämmerlicht,
Der Sturm umheult, der Schnee umfliegt
Sein überwachtes Angesicht,
Doch wird, je weiter er entweicht,
In Sturm und Schnee die Brust ihm leicht,
Er fühlt den Gleichmut neu gewonnen,
Den Abend ihm und Nacht geraubt,
Als schritte er im Licht der Sonnen,
Trägt hoch und frei er jetzt das Haupt.
Er geht durch Gassen, vielverschlungen,
Drinn' früh des Werktags Schall erklungen
Der Webstuhl knarrt, die Esse sprüht
Und lichter wird ihm im Gemüt;
Ihm ist, als könnt' er Kraft und Stärke
Aus solchem Anblick sich ersehn,
Die Bürger grüßt er, die beim Werke
Und jene, die beim Frühtrunk stehn;
Als dann die erste Tageshelle
Sich in die Gassen stiehlt und schleicht,
Herr Hans, getragen von der Welle
Geschäft'gen Volks, den Markt erreicht,
Da fühlt er seinen Sinn erheitert,
Die bunte, volle Lebensflut
Hat sein gepreßtes Herz erweitert,
Hat ihn erfüllt mit neuem Mut,
Er drängt sich stumm durch all das Rufen
Durch das Geschwirr von hundert Fraun —
Und tritt auf hohe Rathausstufen,
Um heiter ins Gewühl zu schaun.

Mit einem Male, wie er steht,
Wird fest sein Blick, ein Blitzen geht

Durch seine Züge, und gebannt
Auf ein Gesicht, erst halb erkannt,
Zeigt sich sein Auge. Spähend dringt
Er durch den Schwarm, der ihn umringt,
Denn eines Mannes Kraftgestalt
Faßt ihn mit innerster Gewalt,
Mit einemmal steht vor ihm neu
Was er bewahrt nur allzutreu:
Im Odenwald das wüste Schloß,
Die Junker und ihr Knechtetroß,
Der Schloßherr vor dem mächt'gen Feuer,
Das ganze nächt'ge Abenteuer!
Und zürnend halb und halb erschrocken,
Stößt er „Graf Wildeck!“ laut hervor:
Der Fremde mit den wirren Locken
Im dunkeln Wams sieht jäh empor.
Die um ihn standen, mit ihm raunend,
Sind schwer bestürzt und blicken staunend
Und starr umher — doch Herr Johannes
Sich kräftig näher drängend, faßt
Die Schulter schon des fremden Mannes,
Der bei dem Namensruf erblaßt.
Weit über den erfüllten Markt
Hallt seine Stimme, zornerstarkt:
„Heran — eh' dieser mir entronnen,
Heran zu mir — ergreift den Mann!
Daß er uns Tod und Brand gesonnen,
Klag' ich vor Rat und Stadt ihn an!“ —

Und da er kaum sein Wort gerufen,
Da stürmt bis an die Rathausstufen
Der Käufer wie der Krämer Schwarm,

Da hebt sich trotzig Arm bei Arm,
Da drängt sich Haupt an Haupt und droht:
„Wer wagt's? Wer sinnt uns Brand und Tod?"
Der Waldgraf, der sich kraftvoll eben
Den Händen Gutenbergs entwand,
Wird von dem Haufen dicht umgeben,
Doch ringt im grimmen Widerstand,
Bis ihn der Schwarm, der unaufhaltsam
Gewachsen ist, zu Boden reißt,
Und ihn und Gutenberg gewaltsam
Empor die Rathausstiege weist.
Das ist ein Tosen — ist ein Drängen,
Daß in den stillen Bogengängen
Die Fledermaus am Tag erwacht,
Und morscher Schreine Tür erkracht;
Der Lärm von Brand und Tod erfüllt
Die stillen Zimmer, zürnend brüllt
Der Schwarm, der allzufrüh genaht,
Die Schöffen heischend und den Rat.
Viel Hundert drängen schwatzend, lachend
Und lärmend sich im engen Saal,
Doch scharfen Blickes überwachend,
Den Fremden und Herrn Hans zumal.
Sie stehen beide hart gefangen
Und keinen hört die Menge an,
Das Tosen wächst, — in Eile langen
Die halbbestürzten Ratsherrn an,
Sie schaun verwundert ins Gedränge,
Sie blicken forschend auf die zwei,
Graf Wildeck trotzt mit Hohn der Menge,
Voll Ruhe steht Herr Hans dabei.
Und wie der Lärm sich endlich bricht,

So tritt er vor die Herren schlicht.
Kein Blick beirrt ihn, welcher brennend
Und lauernd trifft sein Angesicht,
Er gibt, Geschlecht und Namen nennend,
Von seiner Heimfahrt den Bericht.
Was er auf Wildecks wüstem Haus
Im tiefen Odenwald erschaute
Und gestern Vetter Veit vertraute,
Spricht er vor Rat und Bürgern aus!
Betroffen lauscht die stumme Runde
Auf Gutenbergs gewichtig Wort,
Der Waldgraf steht mit bleichem Munde,
Doch trotzig blickend fort und fort.
Und als zu Ende sagt Johannes:
„Mit schwerem Herzen, voll Verdacht,
Schied ich vom Schlosse jenes Mannes,
Mir ahnte: Mainz bedarf der Wacht!
Trug ich nur Argwohn, als das lose
Gespött der Junker traf mein Ohr,
So weiß ich heute, daß im Schoße
Von Mainz die Treue sich verlor.
Gott wehret dunkeln Unheilsplanen,
Die Trutz und Habgier stumm gebraut,
Doch arge Wahrheit ward mein Ahnen,
Seit ich Graf Wildeck hier erschaut!“
Da hallt im Saal ein Beifallsrufen
Der Bürger, die gehört sein Wort,
Und pflanzt sich über Flur und Stufen
Bis vor die Rathaustore fort,
Doch herrscht am Tisch der Ratsherrn Schweigen;
Johannes siehet, wie sich schnell
Die Häupter zueinander neigen

Und sieht Graf Wildeck lächelt hell!
Mit halbem Mißmut vor sich schauend
Spricht dann der erste Schöffe matt:
„Für alles, was Ihr uns vertrauend
Berichtet, nehmt den Dank der Stadt!
Ein Wort aus Eures Vetters Munde
Gibt Eurem Zeugnis volle Kraft,
Graf Wildeck aber bleibt zur Stunde,
Bis Ihr erwiesen Eure Kunde,
Bei uns in ritterlicher Haft!“

Erstaunt hört Gutenberg die Worte,
So herb, so kühl! Er neigt sich leicht,
Und wendet schweigend sich zur Pforte —
Indes die Menge murrend weicht,
Ihn noch umdrängt mit lauten Fragen,
Ihn preist, daß er mit raschem Wagen
Den lauernden Verrat erstickt,
Und zürnend auf die Ratsherrn blickt.
Johannes will aus dem Gedränge
Sich still verlieren — er erreicht
Das Tor, bevor die laute Menge
Aus dem Gemach der Schöffen weicht.
Doch ehe er hinab die Stufen
Hört' er sich plötzlich angerufen:
„Freund Hans, so laß dich doch erhaschen!
Dein Anblick hat mein Herz erfreut,
Trügst du auch alle deine Taschen
Voll Zwist und Aufruhr so wie heut'!“
Und Gutenberg der froh erschrocken
Die helle Stimme hörte, schaut
Ein frisch Gesicht, in braunen Locken,
Von hellen Tränen übertaut.

Da fühlt er, daß sein Blick sich feuchtet,
„Peter! Mein Alter!“ ruft er warm,
Und beider Männer Antlitz leuchtet,
Als sie sich sinken in den Arm,
Und jeder fällt mit Gruß und Frage
Dem andern jauchzend in das Wort,
Und jeder zieht, da sie zutage
Getreten, rasch den andern fort,
Und keiner weiß, wohin er strebt,
Und jeder ist nur froh belebt,
Bis Peter endlich ruft: „Johannes,
Du mußt nach meinem Haus! Geschwind!
Ist's doch ein Festtag jeden Mannes,
Zeigt er dem Freunde Weib und Kind!
Komm — komm! Du bist bei Frau Agathe
Willkommner, als im hohen Rate!
Ich schilderte dich ihr seit Jahren,
So oft ich sehnend dich genannt, —
Nur wie du heut daher gefahren
Hätt' ich dich selber kaum erkannt!
Bist du der Alte auch geblieben?
Dein Wesen heut' war fremd für mich.
Mit andern Mienen, andern Trieben,
Mit andrer Rede kannt' ich dich!
Du gingst zu schroff in jenen Tagen
Den eignen Weg! — Nun hör' ich sagen:
Du trügest Reu' um jene Zeit,
Dein Herz erfülle neuer Glaube,
So guter, daß dich Vetter Veit
Schon träumt in stolzer Ratsherrnschaube!
Doch blick' ich dir ins Angesicht,
So glaub' ich an die Wandlung nicht!“

Und Gutenberg mit tiefer Falte
Auf seiner Stirn, vernimmt das Wort,
Dann spricht er hastig: „Fort und fort
Blieb ich für dich und bin der Alte!
Das andre spar' auf eine Stunde,
Die minder hell als diese lacht!“
Verwundert hängt an seinem Munde
Der Freund und schweigt nun, stillbedacht,
Bis er vor einer schmalen Türe
Die Schritte hemmt: „Mein Haus ist dies!
Hab' acht! der Gang, den ich dich führe,
Ist dunkel wie ein Burgverlies.
Doch darfst du baldig Licht erwarten,
In meine Werkstatt tritt hinein —
Zu Füßen liegt ihr hell der Garten
Und drüber blick' ich auf den Rhein!“
Er öffnet fröhlich das Gemach
Und tritt dem ernsten Freunde nach.
Der sieht mit neuerhellten Blicken
Umher und grüßt mit heiterm Nicken
Die Bilder, die von allen Wänden,
Von leichten Staffeln auf ihn schaun,
Und zwischen Schreinen altersbraun
Mit frischem Farbenduft ihn blenden.
Ans Fenster mit den leichten Gittern
Tritt er, gelockt vom Sonnenschein,
Er schaut auf Garten, Wall und Rhein,
Die in dem Schmuck des Eises flittern,
Und blickt dann wieder in das Zimmer
Auf dem ein stiller Glanz, ein Schimmer,
Ein warmer Hauch des Friedens liegt,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Er merkt es kaum, daß er allein:
Da tritt Herr Peter jubelnd ein,
In seinem Arme, hoch erglühend,
Ein junges Weib, mit blondem Haar,
An ihrer Seite, hold erblühend,
Helläugig, frisch, ein Kinderpaar.
Das Mädchen schien ein Engel traun,
Wenn nicht der Augen schelmisch Braun
Und krauser, blonder Löckchen Zier
Verrieten, daß sie heimisch hier.
Sie läuft, mit froher Kindesmiene,
Dem Fremdling in den offnen Arm,
Die Mutter mahnt sie: „Katharine“,
Doch Gutenberg empfängt sie warm,
Und streicht der Kleinen Locken weich,
Und blickt sie an so liebereich,
Daß, eh' der Augenblick entronnen,
Er schon der Mutter Herz gewonnen.
Herr Peter aber fühlt ersticken
Des eignen Jubels hellen Laut,
Da Gutenberg mit feuchten Blicken
Auf ihn und auf die Seinen schaut,
Er schweigt, bis er den Freund vernommen,
Der aber gibt nur schlicht zurück
Des jungen Weibes „Gottwillkommen!“
Und spricht dann: „Hüte Gott dein Glück!“
Da bricht der Maler rasch sein Schweigen,
Tritt liebreich auf Johannes zu:
„Das Glück hat keiner voll zu eigen,
Zu meinem Glücke fehltest du!
Doch nun du weilst in meiner Zelle,
Scheint mir dein Antlitz minder helle

Als ich geträumt, dein Ton ist kraus,
Drum beichte, Hans, im Freundeshaus.
Du saßest oft in Lust und Klagen
Bei meiner Staffel! Sieh: ein Bild
Der heil'gen Jungfrau lächelt mild
Auf uns, wie in vergangnen Tagen!"
In seinen Stuhl mit hoher Lehne
Drückt er den Freund und birgt die Träne
Im treuen Auge. „Bring' uns Wein,
„Agathe! Laß uns dann allein!"
Und als der Wein im Becher glänzt,
Die junge Frau ihn hold kredenzt,
So drängt Herr Peter: „Wie vor Jahren
Ist's heute: Sitz an Sitz gerückt
Und Trunk an Trunk! Nun laß erfahren,
Was dich betraf, was dich bedrückt?"

Johannes lächelt des liebevollen
Und treuen Eifers: „Denkst du heut'
Des Knaben mit dem heißen Wollen?
Dem wilden Träumen, Wähnen, Grollen?
Der liegt im deutschen Land verstreut!
Ein Stück ist da, ist dort begraben,
Nichts kam zurück von jenem Knaben!"
Herr Peter aber unterbricht:
„Das wolle Gott im Himmel nicht!"
Drauf Gutenberg: „Des Knaben Glut
Für dich verblieb in treuer Hut:
Den treusten Jugendleidgenossen
Hält auch der Mann ins Herz geschlossen. —
Sonst sei die alte Zeit vergessen
Mit ihrem Traum, so unermessen,

Mit jenem Wahn und dunklem Trieb,
Der meiner besten Jahre Dieb!
Nicht wähn' ich mehr ein Licht zu zünden,
Das dieser Tage Nacht erhellt,
Nicht träum' ich mehr der Welt zu künden
Den neuen Frühling, glückgeschwellt,
Hart ist und ehern unser Leben,
Mit allem Wähnen, Wollen, Streben
Vermag der Beste nichts! Wer schlicht
Und ohne Hoffnung lebt der Pflicht,
Wer ohne Träumen, ohne Wahn,
Das Nächste Tag um Tag getan,
Wer nie gesucht dem engsten Banne
Sich irrend, schweifend zu entziehn,
Wer nie gewähnt, daß einem Manne
Der Himmel beßre Kraft verliehn,
Ihn preis' ich heut', ihm will ich gleichen!
Des Torentraumes ward ich satt,
Was noch vom Lebensrest mein eigen
Gilt nur dem Dienst der Vaterstadt!"
Der Maler lauscht den raschem Worten,
Blickt dann Johannes schmerzlich an:
„So sind dir ja mit eins die Pforten
Zu Ehr und Würden aufgetan!" —
Johannes ruft: „Du weißt, nie stand
Mein Sinn nach Gold, nach Ehrentand!"
Und Peter lächelt trüb: „Du bist
Der Träumer noch zu dieser Frist.
Ringst du um Gold und Ehre nicht,
Führst du nicht bloß im Mund die Pflicht
Als Wappenschild, als Schaugerüst,
Und birgst dahinter dein Gelüst,

So hast du deinen Traum, dem Leben
Und Glück für Tausende entquoll,
Um einen ärmern Trug gegeben
Und wirst erwachen reuevoll!“
Johannes grollt ihm ernst entgegen:
„Gilt es in deinen Augen nicht
Für Mainz zu wahren Glück und Segen?“
Herr Peter aber sagt ihm schlicht:
„Ich steh in Treu mit Gut und Blut
Zur Stadt! Doch war mir nie zumut,
Als würde mir der Seele Heil
Auf Rathaus oder Markt zuteil!
Gott preis' ich, daß ein höher Leben
Mir reich aus meiner Kunst entquillt,
Und daß er mir ein Weib gegeben,
Die meines Herzens Sehnsucht stillt.
Nichts andres lohnt dies Sein im Staube,
Als Liebesglück und als der Glaube
An einen Traum, der uns erhebt,
Wer beides mißt, hat nie gelebt!“
Da fährt Johannes auf: „Gesungen
Hab' ich von Liebe einst, wie du,
Und habe Elend mir errungen!
Wo ich an höchstes Glück geglaubt
Hat Jugendfrische, Kraft und Ruh
Des Weibes Selbstsucht mir geraubt!“
Herr Peter schlägt die Augen nieder:
„Hart war es, armer Freund! Doch wieder
Und immer neu um Liebe wirbt
Ein Mann, eh' seine Hoffnung stirbt.
Und hofft er nicht: nur um so treuer
Bewahrt er, was im Leidensfeuer

Ihm Kühlung weht, ihn aufrecht hält,
Ihn stählt im harten Druck der Welt.
So hofft' ich dich nur fester, stärker
An deinen hohen Traum gebannt,
Den du mir dort — in jenem Erker —
Vor Jahren voller Glut bekannt!" — —

Verneinend schüttelt Herr Johannes
Sein Haupt — den Blick des treuen Mannes,
Der auf ihm ruht, bemerkt er nicht.
Er atmet tief, bevor er spricht:
„Laß mich! Ich möchte dir den Glauben,
Der dich beglückt, nicht zweifelnd rauben,
Doch herb, wie aus dem meinen kaum,
Erwacht man auch aus deinem Traum!

Zu Straßburg war ich in den Tagen,
Da man den Münsterbau geweiht.
Ich sah ihn in die Lüfte ragen
Das Denkmal gotterfüllter Zeit.
O er ist schön! so leicht, fast lose,
Steigt der gewalt'ge Bau hinauf,
Von des Portales edler Rose,
Bis zu des Turmes letztem Knauf.
Aus allen Feldern sprossen Zweige,
Blattwerk und Blumen treibt der Stein,
Und hoch und höher führt die Steige
Den Turm empor zum Himmelsschein.
Kein Wort spricht's aus! Es faßt dich mählich,
Zum Himmel dich emporzuziehn,
Und pries ich einen Künstler selig,
So wär's von Steinbach der Erwin,

Der gotterfüllt und gottbegeistert
Den Stein zu einem Psalm bemeistert!
Jahrhunderte sind hingeschwebt,
Er ward zu Staub, allein sein Geist
Hat immer noch den Bau belebt,
Der Gott und seinen Meister preist!
Ich kam zur Weihe — sah Entzücken
Auf jedes Menschen Angesicht,
Ich sah die Bürgerhäuser schmücken,
Die alte Stadt erschien so licht
Die Zünfte, die Geschlechter zogen,
Ein bunter, farbenreicher Strom,
Durch grünumgrenzte Ehrenbogen
Im Jubel hin zum alten Dom!
Ein jeder fühlte leis das Wehen
Der Zeiten, welche längst hinab,
Ein jeder sah im Geist erstehen
Die Ältervordern aus dem Grab.
Vierhundertvierundzwanzig Jahre,
Seit Bischof Werners Grundstein lag,
Bis zu dem festlich heitern Tag,
Erstanden von der Zeitenbahre.
Und ob die Lippen alle schwiegen
Auf jeder lag ein Dankgedicht,
Ich sah ein jedes Angesicht
Von frommer Rührung überfliegen!
Dann aber, als hoch auf dem Turm
Der letzte Stein ins Werk sich fügte,
Dann brach er los, der Freudensturm,
Der Jubel, dem kein Laut genügte,
Der Tausende vermocht zu einen,
Der helles Jauchzen, lautes Weinen,

Entzückung, Schmerz, Erhebung, Stolz,
In ein Gefühl zusammenschmolz!

Doch mitten in dem Freudensturm
Stand seitwärts von dem Riesenturm
Und dicht am Frauenhaus, dem alten,
Das rechts vom Münster sich erhebt,
Ein Häuflein bebender Gestalten,
Die sichtlich nur von Schmerz belebt:
Graubärt'ge Männer, wie die Knaben
Bei einem Freudenfest verweint,
Ich frug, sie schluchzten trüb: „Wir haben
Verloren, was uns sonst geeint,
Wir sind aus dem Geschlecht entsprossen,
Das unserm Münster treu gesellt,
Doch nun der hehre Bau beschlossen
Hinausgestoßen in die Welt!
Im Jubel, daß der Dom erhoben
Denkt unser niemand! Rat und Stadt
Belohnen uns mit kargem Loben
Und sind der Opfer matt und satt;
Zerstreuen müssen die Genossen
Des großen Werkes sich in Schmach,
Des Baues Hütte wird geschlossen
Und keiner weint den Meistern nach! —
Ob ihre Klagen auch erklangen
Schier allzugreisenhaft — sie drangen
Mir tief ins Herz! Ich fühlte heiß,
Daß all ihr Leben, all ihr Schweiß,
Ihr Mühn und ihrer Kunst Gewalt
Von Stund an keinen Deut mehr galt!
Dort stand zu aller Bürger Ruhm

Des Münsters prächtig Heiligtum,
Hier aber klagten, halb verloren,
Gealtert, an des Elends Rand,
Vergessen all die grauen Toren,
Die diesem Werk geliehn die Hand.
Da grollt' ich wohl — doch wußt' ich auch:
Geschehen war nach altem Brauch,
Was stets geschieht! Nur wer dem Leben
Des Tages Herz und Kräfte zollt,
Erstrebt, was alle rings erstreben
Und nie ein höher Ziel gewollt,
Nur der ist einst im grauen Bart
Vor Leid und Bubenspott bewahrt!"

Herr Peter faßt mit raschem Wallen
Des Freundes Hand: „Du bist trotz allem
Was du mir sagst der Alte doch
Und selbst dein Traum erfüllt dich noch!
Gewaltsam drängst du deinem Herzen
Den neuen Glauben auf! In Schmerzen,
Und drangen sie auch tief ins Mark,
Wird doch ein tapfres Herz nur stark!
Wer so wie du ein Werk begonnen,
Der führt's hinaus bis an den Tod;
Du hast zu tief, zu schwer gesonnen
Ob dieser Zeiten dunkler Not! — —

Lebendig wird mir heut' nach Jahren
Die Nacht, in der du mir enthüllt
Den Traum, der deine Seele füllt,
Den dunkeln und den wunderklaren. —
Da fühlt' ich nach dein junges Weh,

Ich stand mit dir am Bodensee,
Ich litt mit dir die Qual um Hus,
Vernahm der Böhmen rauhen Gruß,
Vernahm des Mönches dunkle Worte,
Die wie ein Lichtstrahl, gottentstammt,
Der siegend bricht durch dunkle Pforte,
Die ganze Seele dir durchflammt. —
Dort saßest du — im Feuerscheine,
Sonst war es dunkel um uns her,
Du aber sprachst: „Das Wort, das eine,
Des Mönches läßt mich nimmermehr!
Als ob die Geister, welche schliefen
In jeder Klosterbücherei,
Nach mir mit tausend Stimmen riefen:
‚Hilf uns zum Lichte, mach' uns frei!‘
Als müßt' ich alle sie entbinden
Ist mir zu Sinn! als müßt' ich finden
Den Fittich, der durch Welten trägt,
Was heiß in meinem Herzen schlägt!
Ich will, ich muß die Lösung geben
Dem Rätselwort, das ich vernahm,
Und Gut und Ehre, Leib und Leben,
Werd' ich ihm opfern ohne Gram!‘ —
So sprachst du sonst! Laß dich nicht trügen,
Denn niemals wirst du, wie Herr Veit —
Durch schweren Ernst in deinen Zügen
Flammt doch die Glut der alten Zeit!“

Stumm drückt, sein Antlitz abgewandt,
Dem Treuen Gutenberg die Hand,
Dann spricht er: „Herber Jahre Schwere
Löst auch die beste Stunde nicht,

Dir will ich, wenn ich wiederkehre,
Mein Leben beichten treu und schlicht.
Jetzt laß mich scheiden! Frühe schon
Bin ich dem Gastfreund heut' entflohn!"

Und aus des Malers Hause eilt
Johannes durch der Gassen Enge,
Und durch des Tages wirr Gedränge,
Auf dem sein Auge kaum verweilt.
Zwar hört er hinter seinen Schritten
Ein Stimmenschwirren, ein Gesumm:
„Der war's, der heut für Mainz gestritten!"
Doch eilt er fort und blickt nicht um.
Was mahnend sein Getreuer sprach,
Klingt ihm im Herzen mächtig nach,
Was er dereinst geträumt, gedacht,
Und längst begrub, ist ihm erwacht,
Bis an des Vetternhauses Stiegen,
Und bis in Veits Gemach vernimmt
Er innre Stimmen, die geschwiegen,
Und deren Klänge erst verfliegen
Vor einer Stimme, rauh ergrimmt.
Denn drinnen bei der Morgenschüssel,
Sitzt Veit, der Ratsherr, zornesrot,
Und auf den Gruß, den Hans ihm bot,
Wirft er ein Bund voll rost'ger Schlüssel
Dem Gastfreund vor die Füße. Spottend
Ruft er ihm zu: „Geh in dein Haus
Und brüte, dich mit Webern rottend
Und Pelzern, wüsten Aufruhr aus!
Mein Dach soll den nicht länger hegen,
Der auf den eignen trotz'gen Wegen

Sich wegstiehlt, eh' der Morgen graut,
In blinder Torheit Unheil braut.
Du meinst dein dreistes Spiel gewonnen,
Doch deine Würfe fielen matt:
Graf Wildeck ist dem Turm entronnen,
Du bist nicht Meister unsrer Stadt!"

So grollt Herr Veit — doch blickt er nicht
Dem schnöd Empfangnen ins Gesicht.
Nur seitwärts schielt er, heimlich lauernd
Nach Gutenberg, der wohl erschauernd
Vernimmt des Ratsherrn frechen Hohn,
Doch rasch gefaßt, mit ernstem Ton
Entgegnet: „Was ich heut' begonnen
Tat ich für Mainz nach Recht und Pflicht!
Ist Euch der Wildgraf schon entronnen,
So wünscht Euch Glück — mich trifft es nicht.
Nur wer im Odenwälder Schlosse
Von Wildeck und dem wüsten Trosse
Erwartet ward, in jener Nacht,
Der habe fürder seiner acht!
Ich kenn' ihn heut' und allezeit —
Ihr mögt ihn warnen, Vetter Veit!"

Er rafft die Schlüssel von dem Boden,
Verläßt des Ratsherrn Prunkgemach,
Doch dieser mit gepreßtem Odem
Und wirren Blicken starrt ihm nach.
Dann ruft er aus dem Nebenraume
Den Schreiber Berthold, herrscht ihm zu:
„Er wacht nicht auf aus seinem Traume,
Er geht und trotzt — nun rate du!

Er ahnt, was wir Geheimes spannen
Und droht mir — droht!" — Der Schreiber lacht:
„Entweder zieht er ganz von dannen
Oder er kehrt zurück vor Nacht!
In seines wüsten Hauses Schatten
Bricht ihm der Hunger wohl den Stolz,
Er kann nicht teilen mit den Ratten
Die nackte Wand, das morsche Holz!
Vor kaltem Herd und leerem Keller
Stirbt, wie am Schlagfluß, solch Gebraus,
Drum laßt ihn trotzen, Herr — nur schneller
Kehrt er zurück in Euer Haus!"

Doch der, von dem die Rede klingt,
Hat schon mit Schritten, zornbeschwingt,
Die Stadt durcheilt und tritt zur Zeit
In enger Gassen Dunkelheit.
Die altersgrauen Giebel steigen
Hier dichtgedrängt und hoch empor,
Das schmale Haus, das ihm zu eigen,
Erkennt er am verschloßnen Tor,
Am Dach mit sturmgeborstnen Ziegeln,
Am braunen Rost auf Schloß und Riegeln.
Morsch ward vom Regen seine Schwelle
Und bröckelt unter seinem Schritt,
Als Gutenberg, der rasch zur Stelle,
Die Tür erschließt, den Flur betritt.
Und drinnen haucht's ihm dumpf entgegen,
Von Sims und Decke fällt ein Regen
Verjährten Staubes auf ihn dicht,
Er schreitet vor und achtet's nicht.
Wie sind die Räume öd' und kalt,

Der Hausrat wirr, verstäubt und alt,
Die spitzgewölbte Decke droben
Von Spinnen schwärzlich überwoben!
Kaum fällt ein matter Tagesschimmer
Vom Hofe in die dunkeln Zimmer,
Drinn' zwischen Schreinen altersbraun
Gar wundersam Gerüll zu schaun:
Mit Namenszug und Wappenschildern,
Mit Zeichen und geschnitzten Bildern,
Sind Platten, Stöcke hochgehäuft,
Verstaubt, vom Moder grün beträuft. —
Johannes schauet ernst und sinnend
Den krausen Wirrwarr: „Hier im Raum,
Mit diesem Werkzeug einst beginnend,
Da glaubt' ich noch an meinen Traum.
Und nun ich abschwur, unter Trauern,
Die Arbeit ohne Lohn und Frucht,
Steh' ich aufs neu' in diesen Mauern
Als gäb's — so will es mich durchschauern —
Für mich nicht Umkehr oder Flucht!“

Vom Frost geschüttelt, tritt er dann
Zum Herde, den er neu gewann.
Noch liegt bei zwanzigjähr'ger Asche
Am Saume Stahl und Feuerstein,
Die morschen Platten nimmt der Rasche
Und helle Funken schlägt er drein.
Stumm sitzt er bei dem Herde nieder,
Der Rauch umwallt ihm Haupt und Glieder,
Er schichtet Holz auf Holz zum Brand,
Blickt in die Flamme unverwandt.
Und während einst und heut' sich wirrt,

Mit tausend Bildern ihn umschwirrt,
Und während er so düster sinnt,
Doch neue Fassung sich gewinnt,
Verrinnt der kurze Wintertag,
Er hörte nicht der Stunden Schlag,
Hört nicht das wachsende Gebrause,
Das dröhnend laut die Stadt durchhallt,
Und bis zu seinem dunkeln Hause
In der verlornen Gasse schallt,
Die Schritte nicht erregter Massen,
Nicht tausendstimm'ger Rufe Klang —
In sich versunken, weltverlassen,
Bedenkt er heut' und morgen bang.
Er spricht, die Flammen höher schürend:
„Vom neuen Weg, den ich betrat,
Weist mich der Himmel, strenge führend,
Zurück auf meinen alten Pfad.
So leih' er mir geduld'ge Stärke
Und frischen Mut bei kargem Glück,
Zu dem verlaßnen Jugendwerke
Kehr' ich beim Morgengraun zurück!“

Doch wie Johannes kaum gesprochen,
So schrickt er auf, denn lautes Pochen
Und Lärm von Schritten hallt im Flur,
Wer naht, wer sucht, wer kennt ihn nur?
Da tritt, noch eh' er sich erhoben,
Ein Männertrupp in das Gemach,
Von draußen aber, unter Toben,
Erschallt sein Name hundertfach.
Mit Staunen sieht des Rates Glieder
Er vor sich stehn — Herrn Veit voran —

Der schlägt die Augen vor ihm nieder,
Der erste Schöff' jedoch hebt an:
„Weil heut' dem Turm mit List entronnen
Graf Wildeck, der uns Tod gesonnen,
So tost ein Aufruhr durch die Gassen,
Zum Rathaus drängen wüste Massen,
Der Argwohn macht die Zünfte toll,
Die Stadt ist jedes Unheils voll! —
Ihr sollt uns löschen dieses Feuer,
Ihr seid den Bürgern plötzlich teuer,
Weil Ihr den Gauch gebracht zur Haft —
Euch ruft, Euch heischt die Bürgerschaft!
Aus gutem Haus seid Ihr entsprossen,
Wir haben zu des Rats Genossen
Euch schnell gekürt, damit die Stadt
Vom Argwohn läßt und Frieden hat!"
Da zuckt ein Freudeblitz, ein heller,
Durch Gutenbergs Gesicht und schneller
Und tiefer atmet er und spricht:
„Für Mainz zu wirken ist mir Pflicht!
Zum Rathaus kommt in Gottes Namen,
Ich stehe mit Euch der Gefahr!"
Für sich noch haucht er: „Amen — Amen,
Mein Zweifel stirbt, mein Weg ist klar!"
Mit denen, die zum Rat ihn rufen,
Betritt er seines Hauses Stufen,
Und sieht erfüllt die enge Gasse
Von Bürgerscharen, trotzig dicht,
Hoch glüht, ob der gedrängten Masse,
Nur einer Fackel rotes Licht.
Doch wie die nächsten ihn erkennen
Und jubelnd seinen Namen nennen,

So braust mit einmal durchs Gewimmel
Ein „Heil, Herr Gutenberg!“ zum Himmel.
Und wie er von dem Volk begleitet,
Umjauchzt, mit Ruf und Blick geehrt,
Dem Rathaus fest entgegenschreitet,
So fühlt er sich erst heimgekehrt!

Marco und Meta.

Vom Rathaussaale nieder eilt
Herr Gutenberg die schmalen Stiegen:
Gar dunkle Sorgenschatten liegen
Auf seinem Antlitz, ungeteilt.
Eh' er den Flur nur halb durchschritten,
Umdrängt mit Fragen und mit Bitten
Ihn eine Schar, die hier im Gang
Auf ihn geharrt schon stundenlang.
Da tritt das Haupt der Pelzergilde
Ihn an, halb trotzig, halb bezecht:
„Herr Hans, Ihr seid im Rat zu milde,
Sprecht kräftiger für unser Recht!
Zum Ratsstuhl hat man Euch erhoben,
Nun denkt auch unsrer Zunft da droben!"
Dort stehn zwei bärtige Gestalten
Mit finstern Blicken, rauhem Ton:
„Wir wurden streng im Dienst gehalten,
Jetzt kargt die Stadt mit unserm Lohn —
Nehmt reisige Knechte nicht in Sold,
So Ihr nicht ehrlich zahlen wollt!"
Hier aber spricht mit leisem Weinen
Ein blasses Weib: „Herr, bringt Ihr Heil?
Wird mir ein Witwengeld zuteil?

Ich hungre mit den armen Kleinen!"
Und Gutenberg, der bei den Knechten
Nur kurz verweilt, der zum bezechten
Zunftmeister rasch ein Trostwort sprach,
Steht vor dem armen Weib betroffen:
„Zagt nicht — Ihr sollt das Beste hoffen,
Ich lass' in meinem Mühn nicht nach!
Auch hungern dürft Ihr nicht! Nehmt hier —
Schickt Euren Buben dann zu mir!
In meinem Haus liegt viel gehäuft,
Was Lindrung auf den Mangel träuft!"
Und eh' den blassen Mund zu regen
Die Arme nur vermag, entzieht
Sich Hans dem heißen Dank und Segen
Und tritt mit lautem Gruß entgegen
Herrn Peter, den er nahen sieht.
Der Maler blickt so hell, so heiter,
So keck behaglich, froh beschwingt,
Daß er den schweigenden Begleiter
Zu einem halben Lächeln zwingt.
Doch wie sie kaum den Flur im Rücken,
So spricht Johannes voller Hast:
„Mach dich auf tausend Bubentücken
Bei deinem Altarschrein gefaßt.
Sie wollen dir das Werk verleiden,
Sie feilschen ohne Scham und Scheu —
Ich fühl' es tief: es gilt uns beiden,
Und dir nur, weil du mir getreu!"
Herr Peter aber schüttelt leise
Sein Haupt: „Was mehr? Die alte Weise
Sie gilt nicht dir und gilt nicht mir,
Sie ist der Brauch des Landes hier!

Sorg nicht um mich! Ich mag gedeihen
Auch ohne Gunst von Rat und Stadt,
Dich möcht' ich aus dem Netz befreien,
Dein Blick wird trüb, dein Sinn wird matt!"
Drauf Hans: „Du hast im Flur gehört,
Was mir den Tag vergällt und stört.
Daß mich die Bürgerschaft zum Sessel
Des Rats erhob, wird nun zur Fessel!
Dem frechsten Trotz aus ihren Reihen
Soll ich im Rat die Stimme leihen!
Doch droben denkt man an den Tag,
Da Furcht und Not mich aufgedrungen,
Entgegen sind mir Herz und Zungen,
Gar nichtig ist, was ich vermag.
Kaum helf' ich einem armen Weibe
Zu ihrem Witwenrecht und treibe
Es durch, daß man die Söldner zahlt,
Mit denen unsre Scharwacht prahlt! —
Gleich Mückenstichen würd' ich's achten,
Doch schwerer ist, was mich bedrängt:
Ich seh' das Wetter dunkler nachten,
Das über Mainz bedrohend hängt,
Der Kurfürst träumt bei Nacht und Tag,
Wie er die Stadt gewinnen mag,
Und der Verrat, schon längst ersonnen,
Er wird im Dunkeln fortgesponnen!
Wie schwülen Luftzug fühl' ich's streichen,
Und kann's nicht fassen, nicht erreichen! —
Es sind die Hände mir gebunden,
Ich sitz' im Rat zu allen Stunden
Und Argwohn wechselt mit Vertraun,
Ich taste blind, statt klar zu schaun!"

Sie schritten, während Hans gesprochen,
Die Gassen hin nach seinem Haus,
Und Peter lauscht, sein Herzenspochen
Drückt sich in seinem Antlitz aus.
Halb freudig ruft er: „Neu gewonnen
Wär' dir das Leben, stünd'st du frei,
Drum reiß den Trug, der dich umsponnen,
Mit einem kräft'gen Ruck entzwei!“
Doch Gutenberg fast zürnend spricht:
„Mich hält im Rat für Mainz die Pflicht!
Wer einem Freund vertrauend klagt
Ist drum nicht müde, nicht verzagt!“
Der Maler lächelt rasch gefaßt:
„Dir gibt dein Amt nicht Fried' und Rast!
Wem grau der hellste Morgen tagt,
Wem heimlich Leid am Herzen nagt,
Dem taugt ein Becher Trost und Ruh':
Gern tränk' ich dir den Becher zu!
Du schlägst dich selbst in harten Zwang,
Und wenn du all dein Leben lang
An jedem Tage Sinn und Mut
Und Zeit und Kraft und Schweiß und Blut
Im Rathaussaale eingesetzt,
So klingt's im Herzen dir wie jetzt,
Und wird dich mahnen schwer und hart,
Daß du dein golden Pfund verscharrt!“
Johannes aber murrt: „Mein Wahn,
Der alte, hat's dir angetan!“
Doch Peter ruft: „Hier ist dein Haus
Und Mittag schlägt's; der Streit sei aus!
Auf morgen winkt ein goldner Tag,
Wir feiern ihn im grünen Hag,

Dein Namensfest, nach altem Brauch,
Ehrt der gestrenge Rat ja auch!“
Noch ehe Hans ein Wort gefunden
Zum Abschied, ist der Freund verschwunden.
Und drinnen wäget im Gemach
Des Treuen Wort Johannes nach,
Er flüstert bebend: „Wohl umschweben
Die Geister mich von diesem Raum,
Im alten Geleise muß ich streben,
Nicht lassen kann ich von dem Traum:
Doch wenn er heute Leben würde
Wär' Glück und Frieden mir erreicht?
Und trüge ich des Tages Bürde
Und all mein Darben darum leicht?“
Zu Boden schaut er, wie verneinend,
Doch wieder spricht er: „Redlich meinend
Ist jedes Wort aus Peters Mund,
Er glaubt, dies sei mein golden Pfund!“
Und prüfend fällt, da er gesprochen,
Sein Blick umher auf Schrein und Tisch, —
Wohl glänzen im Gemach seit Wochen
Gerät und Wände neu und frisch,
Die Letternzeichen aber alle,
Die sonst erfüllt die Bogenhalle,
Sie liegen rings um ihn erneut,
Dort hochgehäuft und hier zerstreut.
Und wie sein Blick auf sie gefallen,
Tritt er ans Werk mit raschem Wallen,
Und schon beim nächsten Glockenschlag
Hat er vergessen Welt und Tag,
Gebeugt auf die metallnen Zeichen,
Als könn' er heute noch erreichen,

Von flücht'ger Hoffnungsglut belebt,
Das Ziel, das dunkel vor ihm schwebt!
Zum Rasten zwingt ihn kaum die Nacht —
Und mit dem Dämmerlicht erwacht,
Beginnt er neu mit seinem Schaffen,
Rasch fliegt die Zeit, hoch steigt der Tag,
Eh' er dem Traume sich entraffen,
Des Festes draußen denken mag. —

Heut' ist ein Tag der Sommerwonne,
Fast lotrecht strahlt die Mittagssonne,
Durchsengend Mauern und Gestein,
Auf Mainz herab mit heißem Schein.
Ein Tag, geschaffen, zum Gemach,
Zum Waldgrund und zum kühlen Bach
Dem heißen Mittag zu entfliehn,
Nicht, wie ganz Mainz, hinauszuziehn!
Doch hundert Straßen liegen einsam,
Der Schwarm des Volkes strömt gemeinsam
Den Laubenheimer Weg entlang,
Mit lautem Schwirren, lust'gem Drang.
Der Markt ist wie gefegt gelassen,
Durch Wolken Staubes ziehn die Massen.
Von draußen, von den Hügelhöhn,
Dringt wirr verschwimmendes Getön.
Kaum da und dort eilt hastig nach
Dem großen Zug ein heißer Läufer;
Zu feiern gilt's Johann den Täufer
Mit Sang und Spiel den Ehrentag!
Die Welt gleicht aus: hat der gerastet
Im Wüstensand, sich stumm erbaut,
Heuschrecken röstend hart gefastet —

So ist sein Fest nun doppelt laut!
Geschäftig will in hundert Zelten
Sein schweres Fasten man vergelten;
Auch litt der Täufer Durstesqualen,
Arabiens Wüste ist kein Rhein,
Heut' wird man alles heim ihm zahlen,
Zu seinen Ehren strömt der Wein.
Kein Bürger, der dahinter bliebe,
Wenn's Sankt Johannes diese Liebe
Und Ehre zu erweisen gilt,
Und wenn der Nachbar schmält und schilt,
Heißt er ein Filz, ein Freudenhasser,
Und trinkt am frohsten Festtag Wasser!

So schallt der Zecher Jauchzen laut
Aus jedem Weinzelt, leicht erbaut.
Und doch verhallt es schier im Toben,
Das Ohren rings und Sinn betäubt;
Den weiten Festplatz hält umwoben
Die Wolke, die emporgestäubt.
Kein Auge kann die Lebensfülle,
Die aufwogt, abwogt, überschaun:
Im Festtagsschmuck, in bunter Hülle,
Die Bürgerschaft mit ihren Fraun.
Aus jedem Dorf entlang dem Rhein
Bauern und Winzer zwischendrein,
Die Bauerntöchter, halb verdutzt,
Leichtfert'ge Dirnen, grell geputzt,
Landfahrer, die mit grünen Reisern
Den eingedrückten Hut geziert,
Ein Schwarm von Bettlern, Possenreißern,
Der sich im Volksgewühl verliert!

Tanzplätze, Schenken, Buden ragen
In Reihen auf! Bei Hahnenschlagen
Und Würfelbrettern drängt und lärmt
Die Bubenschar, die ringsum schwärmt.
Und wer durch dieser Zeltstadt Gassen
Sich winden mag, hört Fiedelklang
Und Lautenschlag und trunknen Sang
Zum hellen Jubel lauter Massen!
Johannes, festlich angetan,
Durchschreitet den erfüllten Plan,
Noch strahlt ihm Peters froh Gesicht,
Sein Stern in dieser Brandung nicht —
Und da er endlich ihn erschaut,
Sitzt Peter nicht mit Jubellaut
Im Zecherkreis, beim goldnen Trank,
Nein, einsam, grübelnd, blaß, fast krank;
Als Gutenberg ihn grüßt, so steht er
Empor vom unberührten Wein,
Und als Johannes flüstert: „Peter,
Was ficht dich an? Wie schaust du drein?"
Da stürzt der Tränen helle Flut
Hervor, er schluchzt: „In Fieberglut
Liegt Frau Agathe, krank zum Tod,
Mich trieb heraus die bittre Not!
Der Meister Arzt, den sie bedarf,
Sitzt dort im Zelt und bechert scharf,
Indes ich hier in Qual und Wehe,
Des Zechers harrend, fast vergehe!"
Johannes will ein Wort erwidern,
Der Maler aber atmet auf:
„Dort hebt er sich, mit schweren Gliedern!
Er kommt! Nun heim im raschen Lauf!"

Und hastig, wie er sprach, verschwindet
Er mit dem Arzt — Johannes sieht,
Wie rasch er durchs Gewühl sich windet
Und den Errunghen mit sich zieht.

Allein bleibt Gutenberg zurück,
Er murrt: „Das heißt nun Menschenglück!
So hell, so frisch noch gestern morgen,
Und heut' ein Bild der schwersten Sorgen!"
Trotz aller Lust, die ihn umflutet,
Fühlt' er aufs neu' sich trüb gemutet.
Statt sich am Feste frisch zu letzen,
Zu andern Freunden sich zu setzen,
Die mit den Bechern, glanzumblinkt,
Ihm frohen Mutes zugewinkt,
Geht er dahin in schwerem Sinnen
Und kann sich Freude nicht gewinnen!
Er hört von all den tausend Reden,
Die ihn umwogen in den Reihn,
Kein Wort von Glück, von frischer Lust,
Doch klingt ein Laut von Blut und Fehden,
Von Not und Zwietracht, schwerer Pein,
So fällt es schwer in seine Brust.
Als ob dem Dunst des Weins entquelle
Ein Heer von Bildern, wüst, verwirrt,
Vernimmt er Leid von jeder Stelle,
An der er trüb vorüberirrt.
Hier hört er: „Unser schlichtes Recht
Verdrängt ein hungriges Geschlecht
Von neuen Richtern, mit dem Netze
Der fremden römischen Gesetze!"
Dort klingt es dumpf: „Das Reich zerfällt

Und wird zum Spott der Christenwelt!"
Hier raunen sie von Wunderzeichen,
Verkündend Mißwachs, Hungersnot,
Dort läßt den Zecherkreis erbleichen
Ein Wort: „Uns droht der schwarze Tod!
Schon nahet er dem deutschen Lande,
Er zieht herab vom Ostseestrande!"
Hier hört er vor dem Krug, dem vollen,
Ein Häuflein feister Bürger grollen:
„Der Juden Säckel werden schwer,
Uns aber Schrein und Beutel leer!
Verdammt die Brut, der wir verschrieben
Zu Wucherzinsen Schweiß und Blut!
Nicht besser wird's, bis sie vertrieben
Aus Stadt und Land, von Hab und Gut!"
Johannes will manch bittres Wort
Vom Herzen auf die Lippe springen,
Doch eilt er, seinen Groll zu zwingen,
Durch das Gewühl stets schweigend fort.
Und ringsum wächst des Volkes Drang,
Je näher Sonnenuntergang,
Denn in der Abendstunden Lauf
Am vollsten rauscht die Freude auf!
Schon achtet vieler, welche trunken
Ins welke Gras des Plans gesunken,
Das große Heer der Zecher nicht,
Und doppelt glänzt ein jed' Gesicht,
Im Widerschein des Sonnenstrahls,
Im Rot der Weine und des Mahls.
Sie drängen sich, im Abendglanze,
Lautjubelnd zum Johannistanze,
Die Luft, von Glut des Tags noch warm,

Wird heiß in ihrem dichten Schwarm.
Johannes mag nicht länger weilen,
Er späht umher nach freier Bahn,
Da ruft ihn eine Stimme an:
„Ei Freund, was hast du so zu eilen?"
Ein fremder Ton — und überrascht,
Betroffen, ja mit leisem Beben,
Steht Gutenberg und hat erhascht
Sich Fassung und Besinnung eben,
Als zu ihm hin, mit leichtem Schritt,
Der Frager aus der Menge tritt.

Ein Welscher sicher! Schnitt und Züge
Stolz, daß ein Fürst sie stattlich trüge,
Die Stirne frei gewölbt und licht,
Sein lockig Haar darüber dicht;
Das dunkle Auge sicher fassend,
Was es mit einem Blick gestreift,
Der Mund, an Frauenmund gereift,
Zum Wohlklang seiner Rede passend,
So steht der schlanke fremde Mann
Vor Gutenberg und lacht ihn an.
Johannes stammelt: „Marco, du
In Mainz? Was trieb dich aus Venedig?"
Der Welsche ruft: „Wer frei und ledig,
Der hat daheim nicht Rast und Ruh'!
Wie wär' es, wenn ich Herzensschlagen
Nach dem verschollnen Freund empfand?" —
„Laß allen Spott!" — „Und du das Fragen —
Du siehst mich eben — reich die Hand!
Tritt mit in jenes Schenkgemach,
Dort in dem wohlverschloßnen Fach

Birgt sich ein Wein, der trinkbar ist;
He Bursch — zwei Becher! Und nun sage:
Wie gehen dir dahin die Tage?
Was treibst du hier zu dieser Frist?"
Johannes spricht: „Zur Heimatstadt
Lenkt' ich die Schritte, wandersatt.
Den Traum, der mich mit Irrlichtglanz
Getäuscht, begrub ich noch nicht ganz,
Doch hab' ich, seit ich heimgekommen,
Den Rest der Kraft und Lebenszeit,
Entsagend und zu andrer Frommen,
Dem Dienste meiner Stadt geweiht!" —
Der Welsche lacht mit hellem Ton:
„So hört' ich mir berichten schon;
Doch anders war gemeint mein Wort:
Gewannst du dir des Glückes Hort?
Ward flüssig dir das schwere Blut?
Ward fröhlich dir der trübe Mut?
Du saßest stumpf beim Steineschneiden
Im kleinen Hause am Kanal,
Du littest damals Christi Leiden
Und dreifach jede Menschenqual!
Gesteh, was deiner Stirne Falten
Und deine Haare mir erzählen,
Daß dich die alten Wahngestalten
Noch heute, wie vor Jahren, quälen.
Du hoffst in all dem Wust und Grauen
Von Welt und Reich und Kirchenmacht
Noch immerdar den Gott zu schauen,
Der über solchem Wirrsal wacht?!
's ist lachenswert — doch faßt mich Rühren,
Mich jammert's, seh' ich deinen Blick —

Hätt'st du vertraut dich meinem Führen,
So wäre heller dein Geschick!"

Johannes lächelt wohl — doch faßt
Ihn Marcos Anblick wunderbar,
Sein Blick ist trübe und voll Hast,
Und der des Welschen fest und klar.
Er stammelt: „Da ich mich vorzeiten
Der Führung, die du rühmst, ergab,
Was war dein Friede nach dem Streiten?
Was priesest du als Hort und Stab?
Mich dünkt: das freyle Spiel der Sinne,
Den bunten Trug und Rausch der Minne!"
Da schaut Herr Marco im Gemache
Des leichten Bretterhauses um —
Von draußen schallt Gesang und Lache,
Hier innen ist es still und stumm —
Er steht vor Gutenberg empor
Und spricht voll heißer Leidenschaft:
„Ich spreche heut' wie einst: ein Tor
Verkennt der Welt geheimste Kraft!
Laß dich in Lüge nicht befangen;
Was will denn all des Lebens Drang,
Der Schmerz, die Sehnsucht, das Verlangen?
Was glüht durch Blick und Wort und Sang?
Wonach die Pulse aller schlagen,
Die Seele bangt, das Auge späht,
Was jeder mißt in dumpfen Klagen
Ist nur der Rausch, den du geschmäht!
Zuletzt ist all dein dumpfes Brüten,
Dein Schmerz verhaltnes Minnewüten!
Kein Friede kommt in deine Brust,

Weil du entbehrt die höchste Lust;
Du stündest heut' ein andrer Mann,
Durchbrächst du jemals diesen Bann!"

Johannes fühlt, ins Antlitz steigt
Ihm heiße Röte und er schweigt,
Dann drängt er, ohne viel zu sprechen,
Zum Aufbruch und er kann im Gehn
In halber Furcht sich nicht entbrechen
In Marcos Auge tief zu sehn,
Kein teuflisch Feuer leuchtet draus,
Der Welsche schaut nur heiter aus.
Er ruft den Wirt, der fern gelehnt,
Vom heißen Tag ermüdet gähnt,
Und wirft ihm hin, ein froher Zahler,
Für seinen Wein den Löwentaler,
Frisch nimmt er Gutenberg am Arm:
„Halt fest, daß uns nicht trennt der Schwarm!"

Und so hinaus: da strömt die Luft
Entgegen beiden lau und prächtig,
Geheimnisvoll und sommernächtig
Berauschend weht der Fliederduft.
Noch schwärmt das Volk bei frohem Schalle,
Doch rauscht bereits zurück zum Walle
Ein Strom von Müden, der voll Hast
Entgegentreibt ersehnter Rast.
Der Blick der Massen aber wendet
Sich nach den Hügeln hin am Rhein,
Von allen Rebenhügeln blendet
Und sprüht Johannisfeuerschein,
Verdoppelt glänzt die helle Glut

Im Widerschein der dunkeln Flut,
Und rauschend Jauchzen, wildes Toben
Hat sich aufs neue rings erhoben.
Herr Marco ruft: „Der Gang zum Hause
Zu dieser Stunde reizt mich nicht,
Mich lockt es neu in das Gebrause,
Das nun erst volle Lust verspricht!
Doch such' ich dich in deiner Klause
Zum Frühtrunk auf beim Morgenlicht!"
Er springt hinweg, Johannes bleibt
Im Strom, der nach dem Tore treibt.
Und schon umgeben ihn die Gassen,
Die er im Sonnenschein verlassen,
Mit dichter Nacht — kein Feuerschein,
Kein Lufthauch dringt vom Feld herein.
Doch daß ihn heut' kein Traum gewiegt,
Der mit dem bunten Tag verfliegt,
Das fühlt' er an der heißen Glut,
Die fort und fort sein Antlitz deckt,
Das fühlt' er an dem Trotzesmut,
Den Marcos Wort in ihm geweckt.
Ein andrer, als er ausgegangen
Kehrt er zurück von Flur und Hag,
Und zwischen Hoffnung, Furcht und Bangen
Erwartet er den neuen Tag.

Kühl weht im ersten Licht des Tages
Der Morgenwind, vom Stromhauch satt,
Und trägt den frischen Duft des Hages
Hin durch die schlummerstille Stadt,
Hoch über enger Gassen Grau

Wölbt sich ein Stück vom Himmelsblau,
Ein Lichtstrahl blinkt in das Gemach,
In dem Johannes frühe wach.
Er steht bei seinen erznen Zeichen,
Er sinnt und sieht und hebt und mißt,
Der Schrift sie prüfend zu vergleichen,
Die vor ihm aufgeschlagen ist.
Dazwischen muß er fragend schauen
Auf einen Knaben, ihm zur Hand,
Den er besorgt beim Morgengrauen
Nach Meister Peters Haus gesandt.
Der Knabe sagt: „Die milde Nacht
Hat Schlaf der kranken Frau gebracht!
Verflogen ist des Fiebers Hitze,
Herr Peter spricht: er zage nicht!“
Da lichtet sich, mit hellem Blitze
Der Freude, Gutenbergs Gesicht.
Er sendet in den Hof den Knaben,
Und bleibt allein und schafft mit Macht —
Als hätte er den Geist begraben,
Der ihn bedrängt noch diese Nacht.
Er stellt die Zeichen, neugegossen
In lange Reihen, festgeschlossen,
Und mißt mit Blicken, scharf und helle,
Die Reihen wie die Schrift, und hört
Den leichten Tritt nicht auf der Schwelle,
Bis ihn ein lauter Anruf stört,
Herr Marco steht, in voller Frische
Des Morgens prangend, vor dem Tische,
An dem Johannes stumm sich müht
Und bei des Welschen Gruß erglüht.
Doch heißt er laut den Gast willkommen,

Der spöttisch auf sein Tuen schaut:
„So hast du mit dir heimgenommen
Den Wust, ob dem dein Haupt ergraut?“
Und Hans versetzt: „Ich kann nicht bannen
Den alten Traum! Mich zu ermannen
Verbrannt ich mein Gerät, gleich Spreu,
Doch dann erschuf ich's heimlich neu!
Du weißt, ich hab' in jungen Jahren
Um dieses Werk die Welt durchfahren,
Und hab' geforscht, den Weg zu finden,
Die Schrift zu lösen und zu binden.
Auch heg' ich keinen Zweifel mehr:
Hier ist des Wegs Beginn! Schau her!
Versuche meine ehernen Zeichen
Mit diesen Schriften zu vergleichen!
Stab schließt an Stab sich, Wort an Wort,
Durch lange Reihen fort und fort:
Du siehst den Psalm, den David sang,
Der mir aus Hussens Mund erklang!
Doch diese Zeichen, die mir dienen
So treu zu meines Psalms Gewinn,
Ich löse sie und gebe ihnen
In neuer Bindung neuen Sinn!
Welch Leben könnte auferwachen,
Vermöcht' ich zu vertausendfachen
Den Trost, der diesen Psalm durchwebt,
Und heut' in meinen Zeichen lebt!
Welch Leben — brächt' ich — emsig reihend
Die Zeichen — jeden Tag befreiend
Ein zündend Wort, bald tief, bald schlicht,
Ein mächtig Geisteswerk zum Licht!
So stand die Zukunft mir im Sinn —

Doch ach, das Leben rauscht dahin,
Die Jahre kommen und verfliegen,
Schon ist die Höhe überstiegen —
Gegrübelt hab' ich und geträumt,
Das letzte Ziel noch nicht erharrt,
Doch oft die nächste Pflicht versäumt,
Als träger Knecht mein Pfund verscharrt:
Drum wollt' ich diesem Tun entsagen,
Drum kehrt' ich heim zu ernster Pflicht,
Doch wie du siehst, entrinn' ich nicht
Dem alten Traum, den alten Tagen!"
Herr Marco lächelt: „Deine Sünde
Wie deine Reue dünkt mich Trug!
Auch wenn dies Werk vollendet stünde,
Wär' mir dein Tun noch leid genug;
Du aber wirst es nie vollenden —
Gelingen könnt' es nur den Händen
Des Mannes, der, auf Blei und Holz,
Auf Pergament und Schriften stolz,
Nichts wollte, wüßte, nichts bedächte
Als wie er Gold vom Werke zieht.
Dir aber, der im Traum der Nächte
Die Welt im neuen Lichte sieht,
Dir ist der Augenblick verloren,
Den diesem Wahnbild du noch zollst,
Und hast du endlich abgeschworen
Den Traum, so tust du, was du sollst.
Nur deine Reue dünkt mich schlimmer
Als je die Sünde war! Du prangst
In dem verstaubten Rathauszimmer,
Wo du umsonst nach Licht verlangst;
Dort willst du zwischen steifen Krausen

Und steiferen Gesichtern hausen?
Was müh'st du dich im Schweiß um Dinge,
Die besser ohne dich gedeihn?
Zieh doch den Fuß aus jeder Schlinge,
Und wag es ganz dich zu befrein!
Verronnen sind dir vierzig Jahre,
Du hast gedarbt im Traumestrug,
Verlangt dich niemals, vor der Bahre,
Nach einem vollen Lebenszug?“

Johannes sieht mit ernsten Blicken
Zu Marco auf: „Du fragst nicht gut!
Wer hat ein Recht sich zu erquicken
In dieser Welt voll Not und Blut?
Nicht, was mein dürstend Herz begehre,
Darf gelten mir zu dieser Frist:
In solcher Zeiten dunkler Schwere
Wirkt redlich nur, wer sich vergißt!“
Da lacht Herr Marco laut und schallend:
„Du singst dein Rabenlied nur lallend.
Viel besser hab' ich's schon vernommen,
Doch der, aus dessen Mund mir's klang,
Ist schnöd' verstummt und ist gekommen
Zum trübsten Schluß mit seinem Sang. —
Laß dir erzählen, Hans: vor Jahren,
In meiner goldnen Erstlingszeit,
War ich voll Jugendseligkeit
Zur Stadt des Konstantin gefahren.
Ich lieb' dies üppige Byzanz,
Mit seiner Schönheit, seinem Glanz.
Gleich wie ein Mädchen, das am Bade,
Sich wohlgefällig spiegelnd, ruht,

So streckt die Stadt sich am Gestade
Und spiegelt sich in blauer Flut,
Da wehn der Bäume breite Fächer
Aus hohen Gärten grün hervor,
Und über alle steigt empor
Die lust'ge Flut der bunten Dächer.
O hätt'st du je dies Bild geschaut:
Mit hundert Kuppeln, golderglänzend,
Mit allen Farben sich umkränzend,
Der Himmel glüht, die Woge blaut —
Du wärst vom Taumel auch ergriffen,
Der über mich gewann den Sieg,
Sobald ich von Venedigs Schiffen
Beim Hafen an das Ufer stieg.
Wenn je ein Trübsinn mich beschlichen
Im engen Kiel, auf langer Fahrt,
Er schwand, da ich Byzanz gewahrt
Und wenig Tage dort verstrichen.
Das waren wonnereiche Tage
Und wonnereichre Nächte schier,
Und wenn ich jemals bitter klage,
So ist es heut', so ist's vor dir!
Heut', wo die Bilder neu erstrahlen,
Die Gärten in des Abends Gold,
Und süßer, als Bellin zu malen
Vermag, die Frauen jung und hold!
In dieser selig frischen Zeit
Voll Jugendlust, voll Trunkenheit,
Sah jedes Abendrot mich warten,
Im weiten kaiserlichen Garten,
Mit bangem, liebesheißem Sehnen,
Auf eine Griechin, auf Irenen,

Die mir in Lust, die schönste Blüte
Des Rosenhags, entgegenglühte.
Wie heiß mein ungestümer Sinn
Auch nur von ihren Reizen träumte,
So sah ich dennoch, schritt ich hin,
Wo am Gestad' die Flut verschäumte,
An jedem Abend einen Griechen.
Ein prächtig Jünglingsangesicht.
Der Arme schien zum Tod zu siechen,
So traurig sah er ins Abendlicht.
Er schritt den Garten hin und wieder,
Er senkte trüb die Augen nieder,
Und mich — in allem Liebeseilen —
Mich zwang er oftmals still zu weilen,
Mitten in meinen Glutgedanken
Ergriff mich das Bild des armen Kranken!

Doch eines Abends — wieder eilt' ich
Zum Rosenhage — wieder weilt' ich
Bei ihm, der heut' am Meeresstrand
Mit einem greisen Führer stand,
Der Greis sah nach dem Kaisersohne
Verwirrt und wie mich dünkt voll Gram
Und hörte, was im Schmerzenstone
Der Jüngling sprach und ich vernahm:
‚Das ist ein Grübeln, markverzehrend,
Das ist ein Träumen, selbstentehrend!
Und innen mahnt's und drängt's zu handeln
Zu frischen Taten treibt es mich —
Doch werd' ich in Gesundheit wandeln
Das Fieber, das mein Volk beschlich?
Dies Reich ist einem Leichnam gleichend,

Den Ärzte salbend aufgefrischt,
Ja diese Luft, so würzig streichend,
Ist mit Verwesungshauch gemischt.
In wessen Antlitz ich nur schau'
Da seh' ich — trägt es Griechenzüge —
So kränkelnd blaß, so bleiern grau,
Die Feigheit, die verruchte Lüge!
Tod alles, was mich hier umgibt:
Tod ist der Prunk in den Palästen,
Tod, was von den erhaltnen Resten
Der Herrlichkeit noch nicht zerstiebt.
Der Glaub' an den, der auferstanden,
Lebt nur noch in den Meßgewanden!
Und meine Sprache kraftdurchdrungen,
Die tausend Herzen einst durchflammt,
In welcher ein Homer gesungen,
Hat nicht ein Lied mehr, gottentstammt;
Sie dient zu nichts als totem Klauben
Und wahr ist nur der Schrei der Not! —
Wie soll ich an die Zukunft glauben?
Wer zeigt mir etwas, das nicht tot?'

Und länger hört' ich nicht dies Klagen,
Den Jüngling hatt' ich nun erkannt:
Prinz Konstantin, seit frühen Tagen
Die Hoffnung seines Reichs genannt.
Wie er die Rede kaum geendet,
Sprang ich hervor und trat ihn an:
„Hier ist, vom Augenblick gesendet,
Der, der Euch Leben zeigen kann!"
Da wich der Prinz — doch seine Hand
Hatt' ich voll Kühnheit schon erfaßt,

Ich deutete in froher Hast,
Sein Auge folgte nach dem Strand:
Die Wolken waren bunt erglommen,
Mit warmem Odem ging die Luft,
Die Berge schienen blau umschwommen,
Und ob dem Meere lag der Duft,
Das hehre Bild ergriff mich mächtig,
Und wärmer als ich jemals sprach,
Rief ich: „Folgt nur dem Leben nach,
Das lockend winkt und überprächtig;
Noch seht Ihr Meer und Berge blauen,
Und tausendfältig reift die Frucht,
Noch, denk' ich, nehmen holde Frauen
Vor Eurem Antlitz nicht die Flucht!
Und können Thrones Macht und Ehren
Euch keine Freuden mehr gewähren,
So wählt die Freude, laßt die Macht!
Ihr könnt das Griechenreich nicht retten,
So reißt Euch frisch aus seinen Ketten,
Eh' der Zerstörungsbrand entfacht.
Laßt fahren die Begeistrungslosen,
Laßt fahren Lüge, Tand und Not,
Die Blüten, Trauben und die Rosen,
Die frischen Lippen sind nicht tot.
Und will Byzanz in Trümmer fallen,
Auch andre Küsten sind umsonnt,
Dann mit den frischen Wogen allen
Hinaus und durch den Hellespont!"
So sprach ich heiß und war ein Tor —
Der Griechenprinz fuhr stolz empor:
‚Unwürdig ist's der Pflicht entfliehen
Und wär' sie tausendfältig schwer;

Auch sah ich oft ein Wolkenheer
Den blauen Himmel schwarz umziehen,
Und doch, vor einem Sonnenstrahl
Verging das Wetter allzumal,
Von einem Windhauch ward zerstreut
Die Wolke, welche schwarz gedräut.
Ich will mir Sinn und Seele wahren
Vor Taumel, Lüge, falschem Schein,
Um diesem Reich in künft'gen Jahren
Ein solcher Hauch und Strahl zu sein!‘“

Herr Gutenberg fühlt mächtig pochen
Sein Herz, er ruft dem Welschen zu:
„Bei Gott — so hätt' auch ich gesprochen!“
Herr Marco aber sagt voll Ruh':
„Ich ging — er blieb — er hat bestiegen
Den Thron! Wo mag der Ärmste liegen
Heut' in den Trümmern von Byzanz?
Du weißt, er ward kein Sonnenglanz,
Er ward kein Hauch, der Wetter scheucht:
Und ob er Jahr um Jahr verkeucht,
Ob seinem Haupte blieb die Wolke,
Verderben untergrub sein Reich,
Verderben wühlt' in seinem Volke,
Nicht konnt' er Tote neu beleben,
Sein Dasein hat er drein gegeben —
Drum gehe hin und tu ihm gleich!“

Erschüttert will Johannes sprechen,
Doch Marco ruft noch: „Nicht zerbrechen
Soll dir mein Wort den frischen Mut —
Allein auch du bist Fleisch und Blut!

Ein Trug verkümmert dir das Leben,
Verzehrt dir Kraft und Mark! Du glaubst
Dir Erd' und Himmel zu erstreben,
Indem du frevelnd dich beraubst.
Was bist du, wenn du jedes Regen
Nach Glück und Leben unterdrückt?
Noch keiner ward der Welt zum Segen,
Den nicht die Welt zuvor beglückt!"

Da senkt Johannes wie getroffen
Sein brennend Haupt. „Und sprächst du wahr,
So wär' ich jeder Hoffnung bar —
Wo hätt' ich frisches Glück zu hoffen?
Wo hätt' ich Leben zu erwarten,
Ja Leben nur nach deinem Sinn?
Wir sind hier nicht im Zaubergarten
Der schönen Meereskönigin.
Geh, Marco! wecke nicht die Toten,
Nicht Wünsche, die ich überwand,
Der steile Pfad ward mir geboten
Und dies hier ist des Darbens Land!"
Doch Marco lächelt schlau und flüstert:
„Du bist ein Tor — wär' nicht umdüstert
Dein Blick, du hättest längst erschaut,
Daß Leben um dich sproßt und glüht,
Dir wär' die Zauberwelt vertraut,
Die mir, dem Fremdling, schon erblüht.
Kennst du im Rheine mitten innen
Den hohen dichtumlaubten Bau?" —
Johannes fragt: „Die Nonnenau,
Das Haus der Ursulinerinnen?"
Herr Marco aber nickt und haucht:

„Laß heute, zu des Klosters Schwelle,
Sobald die Sonne niedertaucht,
Dich tragen von verschwiegner Welle.
Nenn meinen Namen an der Pforte,
So wird dir Einlaß ohne Worte.
Erkenne dort, daß warmes Leben
In jeder Hülle blühen kann,
Laß deiner Träume eitles Streben
Und sprenge deiner Torheit Bann!“

Johannes zittert — nichts erwidert
Sein Mund, er atmet tief und schwer,
Gleich Vögeln schwirren bunt befiedert,
Die Worte Marcos um ihn her:
„Noch heute soll sich dir erschließen
Und alle Nächte, für und für,
Zu lichtem, seligen Genießen,
Die Klostertür als Himmelstür!“
Dann bricht der Welsche auf, ins Zimmer
Klingt noch zurück: „Tu, was dir frommt!“
Und Gutenberg — er schweigt noch immer,
Doch schon verrät ein Irrlichtschimmer
In seinem Auge, daß er kommt!

Durch helle Junimitternacht
Glänzt dunkel hin des Rheines Pracht,
Als an Johannes' Kahn die Wellen
Beim raschen Ruderschlag zerschellen,
Den Strom hinab das Mondlicht zittert,
Ein Sturm, der stundenfern vom Rhein
Im Hügellande tobt und wittert,

Treibt dunkle Wolken durch den Schein.
Sonst ist die Nacht so üppig lüstern,
Mit Baumesrauschen, Laubesflüstern;
Die Bäche, die zum Strom sich ergießen,
Die scheinen singend zu rinnen, zu fließen,
Die Blüten, die sich zu tausend erschließen,
Am Strauch der Rose, am Baum der Linde,
Vermischen sich dem lauen Winde,
Der, Wellen kräuselnd, mild und leicht,
Ins Segel jenes Kahnes streicht,
Der stromhernieder pfeilschnell eilt
Und bei der Klosterinsel weilt.

Da hebt sich, zu den Wellen neigend,
Der Baumwall, lauschig, monddurchblitzt,
Und ob den Bäumen, aufwärts steigend,
Des Klosters Turm, so schlank gespitzt.
Ins Mondlicht sind getaucht die Erker,
Die Giebel braun und altersgrau,
Und wie des frischen Lebens Kerker
Erscheint der langgestreckte Bau.
Johannes nimmt die Pforte wahr
Und hört sein Herz gewaltig schlagen,
Er neigt sich zu dem Schifferpaar,
Um lauten Tones ihm zu sagen:
„Wohlauf, ihr Männer, rudert frisch,
Daß nach des Tages Last und Schwüle
Ein Krug mit Niersteinwein euch kühle
Dort an des Pförtners breitem Tisch."

Noch eh' sein Wort nur ausgesprochen
Liegt schon der Kahn am Erlenholz,

Der erste Schiffer lächelt stolz:
„Ihr mögt dem Pförtner immer pochen!"
Johannes springt ans Land — zur Pforte
Des Vorbau's sind's drei Schritte kaum.
Er pocht. „Wer kommt?" Mit kurzem Worte
Begehrt er Einlaß in den Raum.
Da rasseln Schloß und Ketten innen,
Ein Licht erglänzt, der Pförtner fragt
Der frommen Ursulinerinnen:
„Wer sucht hier Einlaß, eh' es tagt?"
Der Schiffer und sein bärt'ger Bruder
Sie lauschen stumm, gestützt aufs Ruder,
Und blicken dann empor erstaunt:
Herr Hans hat nur ein Wort geraunt,
Da öffnet sich ein Pfortenflügel,
Der Pförtner, mürrisch, überwacht,
Im Antlitz aller Weine Spiegel,
Grüßt unsre drei in stummer Nacht.
Johannes sagt zum finstern Alten:
„Die Schiffer, die mich hergeführt,
Müßt Ihr, mein Freund, bei Euch behalten
Und laben, wie's dem Wirt gebührt!"
Die Schiffer ziehn den Kahn ans Ufer
Und freu'n zum voraus sich des Weins;
Dann rasch hinein — der Stundenrufer
Vom Klosterturme dröhnt schon eins.

Johannes aber, nur geleitet
Von Marcos kurzen Fingerzeigen,
Betritt die rundgewundnen Steigen,
Bis droben sich der Söller breitet.
Er geht mit raschem Schritt vorüber

Der altersgrauen Kirchenwand,
Die spitzen Bogen rheinhinüber
Sind wein- und eppichüberspannt,
Das Mondlicht flimmert überm Stein
Auf moosbewachs'ne Heil'genbilder,
Zu Füßen rauscht der breite Rhein;
„Hinunter — oder dort hinein!"
Ruft's in Johannes wild und wilder.
Dort winkt ihm Marcos Himmelstüre,
Noch einmal tut er stumme Schwüre
Wie nie auf seiner Hut zu sein.
Er pocht — die Tür weicht ins Gestein.
Johannes fühlt sich rasch erfaßt,
In Eile, aber ohne Hast,
Von Marcos Hand hinweggezogen,
Und wie ein Traumbild, das verflogen,
Tut Strom und Insel, Baum und Welle,
Des Mondes silberweiße Helle,
Und alle sommernächt'ge Ruh
Mit jener Blendwerkstür sich zu.
Ein weit Gemach im Turmesrund
Umfängt ihn jetzt — im Hintergrund,
Verhüllt ein Vorhang, leuchtend blau,
Den altersgrauen Pfeilerbau,
Und breite Silberspangen halten
Den schweren Stoff in weiten Falten.
Doch hat er Zeit kaum umzuschauen,
Denn Marco ruft: „Ein schwarz Gewand?
Das wäre den wonnigen herrlichen Frauen
Des Todes Schrift auf des Festsaals Wand!
Willst du zum Leben endlich reifen,
So eil' die Kutte abzustreifen,

Die Seele auch, die drinnen haust —
Hei — wie dem Träumer bangt und graust!"

Und wie Herr Marco lustig plaudert,
Fühlt Gutenberg wohl, daß er schaudert,
Doch wird ihm im erregten Blut
Lebendig jener Torenmut,
Der alles rings um sich vergessen,
Bezweifelt einer sein Vermessen!
Er streift mit seiner rechten Hand
Im Nu herab sein schwarz Gewand,
Und mit der andern faßt er leicht
Das bunte Wams, das Marco reicht.
Doch dabei lächelt er verächtlich:
„Meinst du, daß ich vergäße nächtlich
Des ganzen Lebens Kampf und Jammer
In buhlerischer Liebeskammer?"
Der Venetianer aber lacht:
„Was weißt du Tor von Liebesmacht?
Der du in allen deinen Jahren
Wohl eines Weibes Gunst erfahren,
Um die du zagen Sinns gestrebt,
Doch kaum genossen, nie gelebt!"
Er hat Johannes' Arm ergriffen:
„Heut, kühner Schiffer durch Lebenspein,
Heut steure frisch durch Lust und Wein
Und strand' an blühend holden Riffen!"
Den Vorhang hebt des Welschen Hand:
„Komm, Schiffer — drunten winkt uns Land!"

Da glänzt die Treppe, gastlich ladend,
Am Fuße einer Halle Raum

Bis zu des letzten Teppichs Saum
Im Licht von Altarkerzen badend.
Das Rot erglüht auf breiten Sitzen,
Kristall und Gold vom Tische blitzen,
Und aus des Glanzes Mitte schauen
Verlockend die geschmückten Frauen,
Die lachend, rosig, liebesfrisch,
Umgeben Marcos Schwelgertisch.
Johannes steht nicht mehr erschrocken,
Sein Antlitz ist nicht länger bleich,
Er folgt dem Welschen, ohne Locken,
In allen Pulsen stürmt's zugleich,
Er grüßt, er sinkt an Marcos Seite,
In weiche Polster üppig hin,
Und Marco ruft: „Nun ruh' vom Streite,
Hier ist die Freude Königin!“
Johannes hat mit raschem Zuge
Den besten Becher Weins geleert,
Sein Auge von dem Farbentruge
Auf die Gestalten hingekehrt,
Und zwischen heißem Saft der Reben
Und zwischen Schultern, blendendvoll,
Mit Küssen, bald im Flug gegeben,
Bald langgepreßt und taumeltoll,
Umarmt ihn glühend Marcos Leben!

Ein Zaubersaal scheint das Ganze,
Mit seinen Lichtern, seinem Duft,
Mit seinen Frauen, seinem Glanze,
Nicht einer Klosterhalle Gruft.
Ein Stimmenschwirren, Becherklirren,
Ein Tönen, jeden Sinn zu wirren!

Dem würz'gen Hauch von dunkeln Blüten
Ist süßer Ambraduft gemischt,
Ein heller Wasserstrahl erfrischt
In Saales Mitte die Erglühten.
Wie lüstern Marcos Blicke schwelgen!
Bald taucht aus dem Gewirr von Kelchen,
Mit Weinen dunkelrot und heiß,
Ein Arm, der üppig rund und weiß,
Bald löst sich hell die Lockenflut
Der Blonden, die genüber ruht.
Zum Tanze, wirr und ungezügelt,
Hat andre Duft und Wein beflügelt,
Das kreist und rauscht mit wildem Leben,
Die Kerzen flackern fast verweht,
Und mitten in dem tollen Leben
Der Venetianer fröhlich steht.
Er lacht, da sich den heißen Schönen
Herr Hans entreißt halb mit Gewalt,
Weil mitten in das wirre Tönen
Des Klosters Morgenglocke schallt.
Er ruft den Frauen, die betroffen
Johannes aufwärts eilen sehn:
„Laßt ihn — noch muß er widerstehn,
Zu rasch ist ihm der Himmel offen!"
Und lachend aus dem Prunkgemach
Folgt er dem Flüchtling suchend nach. — —

Indes der Halle Pracht erfüllt
Die wunderbarsten Sinnenträume,
Sind rings die weiten Klosterräume
In stumme, schwarze Nacht gehüllt,
Nur draußen sind die hohen Bogen,

Der mächt'gen Pfeiler brauner Stein,
Der Fenster Wölbung überflogen
Vom ersten blassen Dämmerschein,
Und in der Kirche dunklem Grund
Erhellt ein Licht das Altarrund:
Dort kniet, seitdem im Turm es läutet,
Das Auge nach der goldnen Sonne,
Die Gottes Auge ihr bedeutet,
Zur Morgenandacht eine Nonne.
Sie sinkt so innig, fleht so bebend,
So schmerzdurchhaucht und doch erhebend,
Sie schauert, da sie schwere Tritte
Vernimmt, die durch die Säulenmitte
Des hohen Kirchenschiffes gehn,
Und leiser, stummer wird ihr Flehn. —
Im Pfeilerdunkel nah dem Tor
Tritt Gutenbergs Gestalt hervor,
Mit Ekel wendet sich sein Blick
Vom Chor der Nonnen jetzt zurück,
Die laß die braunen Sitze füllen,
Und mit dem heiligen Gewand
Die bunte Pracht, den Flittertand
Der Schwelgernacht kaum halb verhüllen;
Die Haare quellen wirr, verstäubt,
Aus ihrer Schleierhülle wieder,
Und manches Haupt sinkt halbbetäubt
Auf die geschnitzten Stühle nieder.
So schlaff und wüst ist ihr Gesicht,
Daß Gutenberg im Innern schaudert,
Entfliehen will und dennoch zaudert —
Ihm bangt vor Luft und freiem Licht,
Da flüstert Marco: „Sieh die Schöne!

Das ist das vielbelachte Kind,
Die schreckhaft flieht die Erdensöhne,
Der alle gram und zürnend sind.
Sie betet auch für unsre Sünden
Und wird Vergebung liebend künden!“
Johannes sieht zum Hochaltar,
Die Nonne hat sich leis erhoben;
Ein schlicht gescheitelt blondes Haar,
Vom dunkeln Schleier leicht umwoben,
Ein Augenpaar so blau und tief,
Darin der Kindesglaube waltet,
Ein Mund noch ernst und leicht gefaltet
Von den Gebeten, die er rief,
Ein Blick erfüllt vom tiefsten Leiden,
Indem sie inne wird der beiden,
Und ihren Schleier fallen läßt,
Daß Gutenberg die Zähne preßt!
Er fühlt der Ärmsten stummes Trauern,
Der hinter dieses Klosters Mauern
Ihr Traum von Gottesfrieden schwand,
Und die nur wüsten Taumel fand.
Er drängt erschüttert, ohne Worte
Herrn Marco nach der Seitenpforte.

Sie treten aus dem Klosterbau
Beim Morgenlichte in die Au.
Die roten Morgenwolken glühen
Und färben wunderbar den Rhein,
Rings ist ein Grünen und ein Blühen,
Schon blitzt der Tau im Sonnenschein.
Johannes atmet tief erschüttert,
Ihm ist so todesweh zu Sinn,

Und über Strom und Insel zittert
Der Hauch des neuen Lebens hin.
Das helle, frohe Morgenlicht
Scheint strafend ihm ins Angesicht.
Sie steigen nach dem Strom die Stufen,
Die Schiffer nahen auf ihr Rufen,
Mit beiden, die sich nicht entbrechen
Zu fragen, wie die Nacht verfloß,
Vermag nur Marco frisch zu sprechen,
Stumm bleibt sein zürnender Genoß,
Und setzt im Kahne sich allein
Und blickt hinunter in den Rhein.

Wie liegt so morgenfrisch der Strom,
So glänzend, farbig und umsonnt:
Bis zu dem fernen Mainzer Dom
Erglüht der weite Horizont,
Ein Morgenrauschen kommt vom Hage,
Die Welle klingt beim Ruderschlage,
Die Schiffer plaudern, wie am Abend,
Sie loben ihren Klosterwein,
So goldig=kühl, so frisch=erlabend
Sei dieses Morgens Duft und Schein.
Doch Gutenberg, das Haupt geneigt,
Flieht Marcos Blicke, sinnt und schweigt,
Fast krampfhaft klammert sich die Hand
An seines Nachens breiten Rand.
Kein Blick mehr auf die Rebenhügel,
Kein Blick in all die Morgenglut,
Denn wie dem Aar gelähmt die Flügel
Ist ihm gelähmt der hohe Mut.
Herr Marco bricht das Schweigen endlich,

Und sagt auf welsch, der Schiffer wegen:
„Dein Murren ist schier unverständlich,
Der Morgen ist voll Licht und Segen,
Sieh nur dies Glühen und dies Scheinen,
Ich möchte jubeln himmelan!“

„Ich aber fluchen oder weinen!“
Läßt Gutenberg ihn bitter an,
„Mir hat das Bild ins Herz geschnitten,
Mit dem ich von dem Kloster schied,
Mir war's, als kläng in Höllenmitten
Mit eins ein frommes Gotteslied!
Und wär' ich noch von Wollust trunken,
Ernüchtert' dieser Morgen mich,
So leer, so elend, so versunken,
So haltlos seh' ich mich und dich!
Schämst du dich nicht des goldnen Tages?
Des frischen Stroms, des grünen Hages?
Lebt dir im Sinne noch die Nacht?“

„Du selbst bist nicht aus ihr erwacht!“
Erwidert Marco kurz und scharf:
„Es zürne nur, wer zürnen darf;
Du willst im Leben frisch genesen,
Und eh' du einen Schritt getan,
So ficht dich schon die Reue an,
Das alte wunderliche Wesen.
Sie wird dir all dein Sein verleiden,
Lernst du, mein Freund, nicht unterscheiden!
Ei freilich ist der Morgen nicht
Geschaffen, Freuden neu zu schlürfen,
Die heißen Duft und Kerzenlicht

Und bunten Flitterkram bedürfen.
Doch braucht es das? Die Klosterfrauen
Sind eben nicht dein stet' Geleite,
Den goldnen Morgen mußt du schauen
An eines frischen Mädchens Seite,
Die vor dem kühlen Winde schaudert,
Und lustig wie die Welle plaudert.
Hei Hans — so übel wär' es nicht,
Die Kleine von der Altarbank,
Mit blauem, frommem Augenlicht
Kredenzte uns den Morgentrank,
Du pflückst am Ufer frische Rosen
Und streust sie unter leichtem Kosen
Dem lieben Mädchen in den Schoß,
Dein Arm umschlingt sie sanft und mild,
Sie windet sich und kommt nicht los —
Sieh Hans, das wär' mein Morgenbild!"

Johannes sagt darauf kein Wort,
Auch wird sein Angesicht nicht heller,
Die Schiffer rudern fort und fort,
Der Nachen furcht die Wogen schneller,
Jetzt sehn sie Mainz am Ufer liegen,
Jetzt landen sie mit sanftem Wiegen.
Johannes springt zuerst ans Land,
Doch Marco hält noch seine Hand.
Johannes, auf dem Pfad nach Haus,
Weicht düster allen Blicken aus.
Herr Marco lockt mit Zuckerkrumen
Die Bürgerkinder zu sich hin,
Von frischen Dirnen kauft er Blumen,
Er blickt umher mit heitrem Sinn;

Und wie Johannes immer trüber
Zu Boden sieht und rasch vorüber
An jedem eilt, der ihn erschaut,
So lacht der Welsche hell und laut:
„Gehab' dich wohl und such' dein Haus
Und tob' allein die Reue aus!
Am Abend — denk' ich — wird dir freier
Zu Sinn! Und so dein Mut erwacht,
Und so dich's lockt zur Liebesfeier:
Mein Kahn stößt ab um Mitternacht!"
Er geht und seine Augen funkeln
Noch lange aus dem Menschenstrom,
Eh' er verschwindet in dem dunkeln
Gewirr der Gassen hinterm Dom.

Und nun — Johannes blickt umher,
Als sei der Druck, der bang und schwer
Auf seiner Seele eben lag,
Verschwunden vor dem vollen Tag.
Er trinkt in durstig langem Zuge
Die Morgenluft — vom wirren Truge
Der Nacht erlöst, der ihn gebannt,
Wie neugeboren, neuermannt.
Doch gibt die Reue kurze Rast:
Er fühlt, wie sie ihn neu erfaßt,
Und wenn er sinnend überdenkt,
Wie rasch Herr Marco ihn gefangen,
So bleibt sein Antlitz trüb' gesenkt,
So glühen ihm in Scham die Wangen.
Und mitten in dem finstern Sinnen
Durchzuckt's ihn plötzlich: „Welch Beginnen

Führt Marco her? Was trieb vom Bord
Muranos ihn zum rauhen Nord?
Fremd ist ihm Mainz — allein er schaut
Und grüßt umher wie altvertraut!
Durch seinen Ton klingt Lust und Hoffen,
Mich zwang es einst, mich lockt es noch —
Sein Antlitz scheint so hell, so offen,
Und eine Maske trägt er doch!"

So zürnt, so argwöhnt Herr Johannes —
Allein das strahlende Gesicht,
Der helle Ton des welschen Mannes
Verschwinden vor dem Argwohn nicht.
Und zwischen all dem Herzenspochen,
Der heißen Scham, die ihm erwacht,
Hört er, wie Marco leis gesprochen
Und flüstert's nach „um Mitternacht!"
Schon steigen wieder, sinnbestrickend,
Die Bilder auf der Klosterau,
Und traumbefangen um sich blickend
Dünkt ihm die Stadt so trüb, so grau!
Durch lange Höfe geht er irrend,
In deren Düster, goldig flirrend
Der Morgenstrahl kaum folgen will
Und die bei Tage nächtig still.
Doch ob sie stumm und dunkel liegen
Mit Mauern kalt und feucht und hoch,
Mit steilen Dächern, morschen Stiegen,
So birgt auch hier sich Leben noch.
Dort um der Fenster Gitterstäbe,
Die hoch herabschau'n, flicht die Rebe
Ihr grünes Blatt und bunt und dicht

Erschließen Blumen sich dem Licht.
Nicht achtet's Gutenberg — nach droben
Hat er sein Auge nur erhoben,
Weil dumpfe Unruh ihn erfüllt.
Schon streift am Fenster grünumhüllt,
Der Blick vorüber — da — mit eins —
Steht er gebannt an diese Stelle,
In seinem Antlitz wird es helle
Und nicht vom Glanz des Sonnenscheins.
Er reibt, als wollt' er Träume bannen,
Die Augen, schickt sie neu empor —
Und dann, mit plötzlichem Ermannen,
Betritt er durch ein schmales Tor
Die Stiege, hoch und steil gewunden,
Er klimmt hinauf, fast stürmisch wild,
Er zittert: „Hätt' ich sie gefunden?
Malt mir der Reue Trug ihr Bild?"
Und als, mit wenig Sprüngen nur,
Er droben steht auf schmalem Flur,
Da schlägt sein Herz schier zum Zerspringen
Und bebend hört er drin erklingen:
„Wer kommt?" — Der Atem will ihm stocken,
Die Tür springt auf — er hört nicht mehr —
„Johannes" schallt es halb erschrocken,
Halb jauchzend von der Schwelle her!
Ein bleiches Frauenantlitz schaut
Entgegen ihm — er jubelt laut:
„O Irmgard — Irmgard, welcher Segen
Wird mir zuteil, da ich dich fand!"
Sie neigt die Stirn ihm hold entgegen,
Er beugt sich tief auf ihre Hand.
Dann ruft er innig, doch beklommen:

„Du bist nach Mainz zurückgekommen,
Du birgst dich hier, mein Trost, mein Licht!
Und ich, o Irmgard, ahn' es nicht?"
Sie lächelt: „Erst seit gestern morgen,
Nach langer Rheinfahrt, sind wir hier.
Wir hatten für dies Heim zu sorgen,
Doch heut schon sandte ich nach dir!"
Und dabei löst sie sanft die Fessel,
Die er um ihre Hände flicht,
Und führt den Gast zum Ruhesessel
Am Fenster und im Sonnenlicht.

Sie ist nicht jung, nicht frisch erblühend,
Doch hold und mild, ihr Antlitz klar,
Um Stirn und Wangen, jetzt erglühend,
Liegt schlicht das volle dunkle Haar.
Der Augen Licht kann er nicht schauen,
Weil helle Tränen drüber tauen,
Doch kennt er wohl ihr dunkles Blau,
Denn, wen mit seelenvollem Schimmer
Nur einmal angeschaut die Frau,
Vergißt dies Auge nun und nimmer!

Irmgard van Geldern! Früh gekannt
Von Gutenberg und nie vergessen,
Seit er zu Kortryk in Brabant
An ihres Hauses Herd gesessen.
Die Stimme, die ihn einst beschworen
Und der er jetzt aufs neue lauscht,
Hat ihren Zauber nicht verloren,
Ob Jahre drüber hingerauscht.

Und die Erinnrung an die Tage
Erwacht, wo Hilfe, schnell bereit,
Erhebung, Trost bei jeder Klage,
Wo milde Ruhe nach dem Streit,
Wo Glauben an die eigne Tat,
Wo klare Einsicht, frommer Rat,
Die warme Freundschaft gab und nahm,
Von dieser Frau dem Jüngling kam.

Ein Jüngling damals, als sie stolz,
Des großen Kaufherrn schönes Weib,
Auf seidnem Pfühl gepflegt den Leib
Am Marmorherd mit duft'gem Holz;
Als sie in Glanz und heitrer Fülle,
Die Güte in des Prunkes Hülle,
Des Gatten prächtig Haus durchschritt —
Ein Mann ist's heut, der in die Stille
Des schlichten Witwenzimmers tritt.
Doch heut, wie damals, schaut empor
Johannes zu der blassen Frau,
Aus Irmgards Augen, tief und blau,
Strahlt alter Treue Glanz hervor.
Besorglich in des Freundes Mienen
Forscht sie mit rastlos ernstem Blick:
Sie liest der Zweifel Spur in ihnen,
Sein Ringen und sein Mißgeschick!
Doch sie bezwingt das bange Schlagen
Des Herzens, um ihm froh zu sagen:
„Du hast gekämpft, gelebt, geschafft
Und kehrtest heim in frischer Kraft?
Wie einst, zum Höchsten mächtig strebend,
In voller Jugend lebt dein Geist,

Vernommen hab' ich freudebebend,
Wie Mainz dich ehrt, das Volk dich preist!"

Da senkt Johannes tief die Stirne,
Sein Antlitz glüht in Scham, er spricht:
„Des Volkes Gunst ist eine Dirne,
Und Treue, Irmgard, hält sie nicht!
Auch preise fürder nicht mein Streben —
Fast gleich ich einem Baumesschaft
Zerschmettert von der Blitze Kraft:
Der Stumpf will Zweige um sich weben,
Er drängt und treibt und ringt nach Leben,
Noch schwellt ihn Mark und frischer Saft!
Doch keine Krone, die im Wetter,
Im Braus der Stürme stolz sich wiegt,
Entsproßt ihm mehr! Nur schnöde Blätter
Und Ästlein, die der Windhauch biegt! —
Mich lasse! Doch von dir zu wissen
Verlangt mein Herz! Wohl trugst du viel:
Van Geldern ward dir jäh entrissen,
Sein Gut zerstob, sein Haus zerfiel.
Du kehrst zurück zu deinen Sippen,
Vertrieben aus des Glückes Schoß.
Und doch — es lächeln deine Lippen,
Als priesest du dein dunkel Los?"

„Ich weiß in Hoffnung es zu tragen!"
Erwidert Irmgard hohen Sinns:
„Fremd war mein Herz in allen Tagen
Dem heißen Durste des Gewinns.
Gerettet hab' ich meinem Kinde,
Was sie vor Not bewahrt! Ich finde

Mein Los nicht hart! Die Seele rastet
Nach langer Unruh, friedlich still.
Und was noch drohend auf mir lastet,
Was mir den Frieden trüben will,
Das, meint' ich, müssest du verscheuchen,
Denn stolz vertrauend dacht' ich dein!
Oft rief ich — Meta mag mir zeugen —:
Hier hilft uns Gutenberg allein!
Du klagst dich an, weil dir im Staube
Des Tags der frische Mut entwich:
Doch unerschüttert bleibt mein Glaube
An deines Herzens Kraft und dich!“
Sie ruft's — Johannes' Wangen brennen
In heißrer Scham und rasch bekennen
Möcht er zu Irmgards Füßen nun
Sein Irren und sein frevelnd Tun,
Da rauscht es hinter ihm — betroffen
Blickt er empor, die Tür steht offen
Zum andern Raum, und, wie das Licht
Des Tages rot aus Wolken bricht,
Und wie des Quelles Silberstrahl
Dem Fels entrauscht im tiefen Tal,
Und wie der Blume duftig Blau
Mit eins entsteigt dem Morgentau,
So senkt wie Duft und Strahl und Helle
In seine Seele sich das Bild,
Das dem Erstaunten, hold und mild,
Entgegenlacht von jener Schwelle:
Ein Mädchen tritt, sich leicht ihm neigend,
In das Gemach! Frau Irmgard, schweigend,
Doch mit beredtem Blick, umschließt
Ihr Kind, das jeder Reiz umfließt.

Der Frühling ihrer zwanzig Jahre
Hat rosig Meta überhaucht,
In Locken wallt das Gold der Haare,
Wie in der Sonne Licht getaucht.
Anmutig, schlank, der Maie gleichend,
Naht sie, das Haupt nur flüchtig neigend;
Und dann, die Züge süß und klar,
Der blauen Augen strahlend Paar
Dem Gaste lächelnd zugewandt,
Reicht sie Johannes ihre Hand.
Sie spricht mit weichem, hellen Laute:
„Ihr seid der Freund, der altvertraute
Der Mutter — ich auch kenn' Euch lang!
In tausend Stunden, froh und bang,
Hab' ich als Kind von Euch vernommen,
Drum seid hier tausendmal willkommen!"
Sie sprach's, getaucht in flücht'ge Glut
Das Antlitz, doch vertrauend ruht
Auf ihm der Augen schimmernd Blau
Und labt sein Herz wie frischer Tau.
Er fühlt, daß Reue, Leid und Trauer
Versinkt in einem stillen Schauer,
In einem Hauch voll süßer Rast,
Der ihn bei Metas Gruß erfaßt. —
So sitzt er bei den Frauen nieder,
Und Wort um Wort wird rasch getauscht,
Er hat die Kraft der Rede wieder,
Seit Irmgard ihm und Meta lauscht.
Sein Tun, das nichtig ihm erschienen
Und hoffnungslos und öd und schal,
Verklärt sich neu vor Irmgards Mienen,
Vor Metas hellem Augenstrahl;

Als ströme ihm durch Herz und Glieder
Der Jugend ganze Kraft, so blitzt,
So leuchtet jetzt sein Auge wieder,
Seit er zur Rechten Metas sitzt!
Wenn Irmgard zagend, zweifelnd spricht,
Dann hat er Trost, dann sieht er Licht,
Und all sein Sinn ist neu belebt,
Wenn Meta, sonst zu Boden schauend,
Die Blicke gläubig und vertrauend
Zu seinem Angesicht erhebt. —
Hoch steht die Sonne schon im Blauen,
Da Gutenberg verläßt die Frauen
Und niedersteigt, ein andrer Mann,
Als er die Stiege flog hinan.
Die Nacht mit ihrer Trunkenheit
Liegt hinter ihm wie jahreweit —
Kein Marco wird ihn fürder lenken
Nach seinem Willen, seinem Wort,
Und dennoch muß er Marcos denken
Zu dieser Stunde, fort und fort.
Denn wie er geht auf stillen Wegen,
So wird das Herz ihm schwer bedrückt,
Ihm ist, als tön' es ihm entgegen:
„Noch keiner ward der Welt zum Segen,
Den nicht die Welt zuvor beglückt!"

Die Hochzeitnacht.

Still schwebt ob Mainz die Sommernacht,
Doch seltnes Leben wogt und wacht
Noch durch die Stadt, im Dunkel ziehn
Zum Kloster von Sankt Augustin
Bewegte Scharen, schwirrend, summend;
Zur Kirche drängen sie empor
Und fluten, vor dem Tor verstummend,
Zum Kreuzgang und zum hohen Chor.
Fast lautlos füllt das Volksgedränge
Die hohen, schmalen Bogengänge,
Man steht im engen Raum so dicht,
Daß Angesicht zu Angesicht
Sich unter leisem Flüstern neigt
Und Stirn an Stirn gedrängt sich zeigt!
Daß in der Flut, die sich gestaut,
Kein Auge mehr nach rückwärts schaut!
Daß Gutenberg, der schon seit lange
Mit Irmgard vor der Kanzel weilt,
Nicht sieht, wer in dem Bogengange
Das Harren dieser Stunde teilt!
Halb Mainz, der Nacht vergessend, scheint
In dieser Kirche heut vereint:
Hier lehnt Herr Peter, bei dem Sitze,

In den sich Frau Agathe schmiegt,
Dort Marco, der mit hellem Blitze
Des Auges schon den Raum durchfliegt,
Der lächelnd prüft das Angesicht
Der Frau, zu der Johannes spricht,
Und doch dazwischen rasche Zeichen
Mit Veit, dem Ratsherrn, heimlich tauscht,
Und hinter sich, mit ernstem Schweigen,
Den Worten andrer Ratsherr'n lauscht,
Die — schier wie ein geheimer Bund —
Sich dicht geschart im Altarrund.

Noch drängt um Einlaß an den Pforten
Das Volk — doch jed' Geräusch von Worten
Und jeder Tritt und Schritt verhallt,
Und wie ein Hauch, der flüchtig wallt
Ob allen Häuptern, geht ein Hauch
Der Stille durch die Menge auch —
Als droben an der Kanzel Rand
Ein Greis im dunkeln Mönchsgewand
Erscheint und in der Kirche Hallen
Sein „Friede mit euch!“ niederklingt,
So stark, so mild, daß drunten allen
Des Mönches Ton zu Herzen dringt.
Sie schau'n empor, nur spärlich Licht
Erhellt Gestalt und Angesicht.
Doch bleibt der Abglanz ernster Milde
In seinen Zügen nicht verhüllt,
Auch seine Rede gleicht dem Bilde
Von Kraft der Liebe ganz erfüllt.
Und was er spricht, mit schlichten Worten,
Klingt durch die Kirche mächtig, klar,

Es hallt hinaus bis vor die Pforten
Und faßt die Menge wunderbar!
Er spricht zu allen Gottgetreuen:
„Seid wach und ringet früh und spat!
Im eignen Herzen müßt erneuen
Ihr der Erlösung Wundertat.
Denn wer die Liebe nicht erworben,
Die andrer denkt und sich vergißt,
Dem ist der Heiland nicht gestorben,
Der trägt zum Spott den Namen Christ!“
Er mahnt: „Aus reiner Seelen Bunde
Wuchs Gottes Kirche, groß und still,
Weh' jedem, der auf anderm Grunde,
Mit Blut und Zwang sie bauen will!
Wohl werde jeder zum Vernichter
Der Sünde in dem eignen Sein,
Doch über alle sei der Richter,
Der niemals irret: Gott allein!“

Stumm lauscht das Volk, durch ernstes Schweigen
Dringt kaum ein Hauch, ein Seufzer schwer,
Die Stirnen und die Häupter neigen
Sich tief und tiefer rings umher.
Und wie des Mönches Predigt endet,
Und sich zum Tor der Kirche wendet
Und durch den Klosterhof entrauscht
Die Menge, die dem Wort gelauscht,
Da glänzt auch draußen noch das Licht,
Entzündet in der Kirche drinnen,
Da liegt auf aller Angesicht
Gefaßte Ruhe, tiefes Sinnen.
Nur in der Gruppe, die geschlossen

Beim Altar steht und bald verdrossen,
Bald zürnend auf den Mönch geblickt,
Und jetzt zum Gang hinaus sich schickt,
Ist keiner Rührung Licht erglimmt.
Veit Gutenberg blickt stumpf ergrimmt.
Die Ratsherr'n, mit gefurchten Stirnen,
Schütteln die Häupter, stumm und steif,
Veit aber murrt: „Mich dünkt, die Birnen
Sind hier zum Schütteln überreif!“
Und Marco, der in diesem Kreise
So fremd erscheint, er lächelt leise
Und nickt zum groben Spruche Veits:
„Ihr Herr'n — ich schüttle sie bereits!
Ihr wißt, ich bin des Bischofs Knecht,
Dem eure Herzen zugewandt,
Zu wirken für sein Fürstenrecht,
Ward ich geheim an euch gesandt.
Nun hab' ich Botschaft heut empfangen
Vom Hof des Herrn: ich soll verlangen,
Daß ihr den Pater fest bestrickt
Und dann zum Schlosse Nassau schickt.
Sein Wort — ihr hört's — ist Ketzerei,
Nicht länger darf er walten frei!
Die Stadt sie darf ihn richten nicht,
Der Bischof stellt ihm sein Gericht.
Er stößt den Ketzer zu den Toten,
Er ist des Frevels satt und matt,
Doch so ich tu, was mir geboten,
Sorgt ihr, daß willig sei die Stadt!“ — —

Indessen schritt an Irmgards Seite
Johannes in die Nacht hinaus,

Er gibt zu ihrem fernen Haus
Der ernsten Freundin das Geleite.
Und während die bewegte Masse
Sich schwirrend löst und rings zerstreut,
Spricht Gutenberg: „O Irmgard, lasse
Mich innig danken auch für heut!
Ich kam, dir nicht zu widerstreben,
Mehr als die Predigt sucht' ich dich.
Doch Pater Gerhards Wort ist Leben,
Aus seiner Wahrheit quillt Erheben
Und Trost und Frieden auch für mich!
Du häufst, in deines Herzens Huld,
Stets höher meines Dankes Schuld.
Mir ward in allen diesen Tagen
Und seit ich dich — und Meta fand,
Zu neuem Wirken, Hoffen, Wagen
Gestärkt das Herz, gestählt die Hand.
Den herben Zwiespalt, den ich hegte
Im dumpfen Sinne, löst dein Wort:
Der Pflicht, die ich mir auferlegte
Für Mainz, genüg' ich ruhig fort;
Doch wähn' ich grollend fürder nicht,
Mein Leben fordre diese Pflicht.
Du hast mir neu zurückgegeben
Den Willen, meinem Traum zu leben!
Und sieh, des Himmels Segen weiht
Mein Tuen und das Werk gedeiht.
Wär' eins nicht, Irmgard, wär' beschlossen
In meiner Brust der Wünsche Spiel,
Nie hätt' ich höher Glück genossen,
Nie fühlt' ich näher mich dem Ziel!
So aber lieg' ich hart in Fehde,

Mit mir und meinem trotz'gen Blut" — —
Leis wird und stockend seine Rede,
Die Nacht birgt seiner Züge Glut.
Doch Irmgard ruft, als ob verklinge,
Was Gutenberg zuletzt gesagt:
„O daß dein Werk dir voll gelinge,
Damit der Welt ein Morgen tagt!
Mein Herz ist schwer! Ich trage Sorgen
Um Pater Gerhard! und der Morgen
Hat neuen Kummer mir gebracht,
Eh' ich aus bangem Traum erwacht.
Mein Vetter Wolfgang hegt im Sinne
Zu einer Jüdin heiße Minne:
Er hat errungen, daß sie blind
Des Christen Liebesschwüren traut,
Und Rabbi Amnons Enkelkind,
Die schöne Ruth, ist Wolfgangs Braut.
Der greise Rabbi will ihm geben
Den letzten Schmuck aus seinem Leben.
Er will ertragen, daß sie frei
Des Goldschmieds Weib und Christin sei.
Nach Flandern denken sie zu ziehen,
Wo Dunkel beider Herkunft hüllt,
Nah ist der Tag, an dem sie fliehen,
Doch Wolfgangs Herz wird furchterfüllt,
Er hat sich aller Welt verschlossen,
Er schlich verhüllt zur Liebsten nur,
Und dennoch sind die Zunftgenossen
Der frevlen Minne auf der Spur.
Noch drohn sie nur, in Blut zu waschen
Die Schmach, die Wolf der Zunft gebracht —
Doch wie ein Feuer glimmt in Aschen

Und plötzlich hoch zum Brand entfacht:
Kann jähes Unheil wohl erreichen
Die beiden, ehe sie entweichen!
Und mehr noch als um ihretwillen
Bang' ich um Pater Gerhards Haupt!
Ich weiß, ein Wetter braut im stillen,
Das seines Wortes Trost uns raubt.
Im Hause meines Anverwandten,
Des Schöffen, weilt' ich kürzlich viel:
Dort karten sie mit Abgesandten,
Die heimlich nah'n, gar arges Spiel!
Ein Welscher, der dem Bischof pflichtig,
Kommt täglich in der Guntram Haus,
Er scherzt zu Meta dreist und nichtig,
Schaut eitel, keck und lüstern aus;
Doch hinter seinen lockern Sitten
Birgt sich ein Ernst, der plant und wacht —
Um Gerhards willen, laß dich bitten,
Hab' auf des Welschen Schritte acht!"
Die Nacht birgt Gutenbergs Erschrecken,
Der Marco in dem Bild erkannt,
Er fragt, sein Beben zu verdecken:
„So nah ist Guntram dir verwandt?"
Und Irmgard lächelt: „Nicht so nahe,
Daß mich das Herz ihm näher trieb,
Ward ich dort heimisch, so geschahe
Es meinem Kinde nur zu lieb:
Dem jüngern Guntram, einst erzogen
Mit ihr, scheint Meta wohlgewogen!"

Sie sprach es leis — doch jeder Laut
Klingt schrill in seiner Seele wieder,

Die Augen schlägt Johannes nieder,
Daß Irmgard nicht sein Antlitz schaut.
Noch bebend naht er ihrer Schwelle —
Da glänzt vom Flur der Leuchte Helle:
Im Lichte, das den Flur erfüllt,
Erkennt Johannes vier Gestalten,
Ein fremdes Mädchenpaar, verhüllt,
Von Metas Händen zart gehalten,
Ein Jüngling, der mit sorgenvollen
Doch sel'gen Ausdruck, still vertraut
Die Mädchen, die sich trennen wollen,
Und immer wieder zögern, schaut,
Der hastig bei Johannes' Schritt,
Die Waffe faßt, doch rückwärts tritt,
Als er Frau Irmgards Ton erkennt,
Die ihm des Freundes Namen nennt. —
Zu Gutenberg, der längst erriet,
Wen er vor Augen plötzlich sieht,
Hat Meta schmeichelnd sich gewandt:
„Reicht diesen Schwestern Eure Hand,
Dies hier ist Ruth! Dies Judith! Beide
Helft schirmen mir vor jedem Leide.
Lieb sind sie, herzig hold und rein,
Und Schwestern sollen sie mir sein!“
In Liebe leuchten ihre Mienen,
Daß Gutenberg erschauernd steht,
Nie ist sie holder ihm erschienen
Als da er heute von ihr geht.
Er sieht, da er hinausbegleitet
Den Jüngling wie das Mädchenpaar
Und stumm an ihrer Seite schreitet,
Nur Metas Züge süß und klar,

Und hat ihn doch nicht wahrgenommen,
Den Blick, der für ihn selbst erglommen
Im Auge Metas, als er schied!
Ihm klingt durchs Herz ein altes Lied:
„Du träumtest viel, du lebtest kaum,
Drum wird dir jedes Glück zum Traum!“

Spät ist's — in Gutenbergs Gemächern
Flammt heut das Licht nach Mitternacht,
Johannes, der vor seinen Fächern
Mit den metallnen Bildern wacht,
Hat halb die Läden nur geschlossen,
Der kühle Nachtwind spielt herein,
Vom Rauch der Leuchte trüb umflossen,
Schafft Hans im düstern Haus allein,
Rasch fliegen die geschnittnen Zeichen
In seiner Hand, sein Antlitz zeigt
Im Sinnen, Prüfen und Vergleichen,
Daß seine Hoffnung mächtig steigt.
Und doch zuweilen, wie ermattet,
Sinkt seine Hand und trüb umschattet
Wird seine Stirn, dann spielt ein Licht,
Ein fremdes, durch sein Angesicht.
Er rafft sich auf und müht sich wieder,
Doch schließt mit eins die Augenlider,
Ein Lächeln schwebt um seinen Mund,
Das stieg hervor aus Traumesgrund!
Er flüstert: „Werd' ich schier zum Toren?
In meines Werkes trübem Grau,
Im düstern Wust, wie traumverloren,
Erblick' ich ihrer Augen Blau;

Ob schlummernd mich die Hoffnung trüge,
Ob wachend täusche dumpfe Glut,
Stets schau' ich Metas süße Züge
Und ihrer Locken goldne Flut!"
Sich zürnend rafft er sich empor,
Und will die Arbeit neu beginnen,
Da pocht es dröhnend an sein Tor
Und weckt vom Schaffen ihn und Sinnen.
Er blickt hinaus: der Schein, der rote,
Von einem Leuchtspan glänzt, ein Bote
Des Rates ruft durchs Schloß am Tor:
„Wacht auf, Herr Hans, und kommt hervor!"
Und da er den Gerufnen schaut,
So spricht er nur mit hast'gem Laut:
„Zum Rathaus werdet Ihr entboten,
Der Rat versammelt sich zur Nacht!
Die Herren schlafen wie die Toten,
Ihr seid der Erste, welcher wacht!"
Noch ehe Gutenberg gefunden
Ein Wort der Frage, ist verschwunden
Der Bote und aus seinem Haus
Tritt Hans in stille Nacht hinaus.
Doch lenkt er nicht zur Rathauspforte
Sogleich den Fuß. Dem Botenworte
Sinnt er im Gehen nach und ahnt,
Wozu die nächt'ge Hast geplant.
Ihm ist, als ob durchs Dunkel glühe
Das Auge Marcos, jubelvoll, —
Er rät, was zwischen Nacht und Frühe
Im Rathaussaal geschehen soll.
Wild schlägt sein Herz, doch rasch entschlossen
Eilt er zu Peters Haus und weckt

Mit lautem Anruf den Genossen,
Der aus dem ersten Schlummer schreckt:
„Grüß Gott, Freund Peter! Bubenstücke
Ersinnt zu Pater Gerhards Tod
Die deutsche samt der welschen Tücke —
In Gerhard ist die Stadt bedroht!
In meinem Namen, ohne Säumen,
Ruf auf der Gildemeister Zahl!
Scheuch sie empor aus Schlaf und Träumen
Und sende sie zum Rathaussaal!“

Herr Peter, dem kein Wort entgangen,
Spricht schlicht: „Ich eile gleich von hier,
Geh du zur Sitzung ohne Bangen,
Die Gildemeister send' ich dir!“
Da winkt Johannes seinem Treuen
Entschlossen zu und tritt von neuem
Den nächt'gen Weg zum Rathaus an:
Die Pforte dort ist aufgetan,
Ein matter Lichtstrahl dringt heraus,
Sonst liegt in dunkler Nacht das Haus.
Johannes sieht von allen Seiten
Die Ratsherr'n nach dem Tore schreiten.
Sie nahen in so flücht'ger Weise,
Sie huschen längs der dunkeln Wand,
Sie drücken durch das Tor sich leise,
Als kämen sie auf Raub und Brand.
Im Flur und dicht vor dem Gemache,
Das auf den Hof des Hauses schaut,
Harrt eine starke Söldnerwache
Und grüßt die Ratsherr'n ohne Laut.
Der Pförtner weist, mit stummem Neigen,

Die Kommenden in das Gemach.
Auch Gutenberg tritt ein mit Schweigen,
Viel andre folgen lautlos nach.
Doch innen regen sich die Zungen,
Der Strom der Rede braust und rauscht,
Im Kreis der Ratsherr'n, ungezwungen,
Steht Marco, dem der Schöffe lauscht.
Sobald Johannes in der Türe
Sich zeigt, verstummen sie im Kreis,
Und Hassesblicke, schlimme Schwüre
Begrüßen ihn, versteckt und leis.
Der Schöff, Herr Guntram, dem zur Seiten
Veit Gutenberg mit Flüstern trat,
Ruft laut: „So laßt zum Werk uns schreiten,
Ihr Herr'n, versammelt ist der Rat!"
Da fällt Johannes ohne Zagen
Ins Wort dem Schöffen: „Mit Verlaub,
Gewicht'ges habt Ihr vorzutragen,
Wozu am Schlummer sonst der Raub?
Ist aber drängend, ernst und schwer,
Was unser harrt, so blickt umher —
Die Ratsherr'n warten ihrer Pflicht,
Die Gildemeister schau ich nicht!"
Da tönt es rauh aus zwanzig Kehlen:
„Uns dünkt es gut, daß rein die Luft,
Die Gildemeister sollen fehlen,
Hört erst, wozu Herr Guntram ruft!"
Der Schöffe aber zürnt: „Die Zungen
Bezwingt! Zu handeln gilt es klug,
Zur Botschaft, die mir heut erklungen,
Sind hundert Worte schon genug!
Herr Marco, redet!" Und zum Tische

Tritt hin der Welsche, fest, doch leicht,
Hans sieht erstaunt die zauberische
Verwandlung, die sein Antlitz zeigt.
Gewicht'gen Ernst in seinen Zügen,
Fast würdevoll, steht Marco dort,
Und fordert von dem Rate Fügen
In Recht und Pflicht, mit stolzem Wort.
In seines Kirchenfürsten Namen
Begehrt er Pater Gerhards Haft:
„Hegt nicht in Mainz der Ketzer Samen,
Und wahrt Euch vor des Satans Kraft!"
Er schreckt der Lauschenden Gewissen:
„Wollt Ihr dem Bischof widerstehn?
Ihr werdet schwach und streitzerrissen
Vor Gottes Zürnen untergehn!"
Er drohet: „Eure Rechte ehrt
Der Fürst, vom Trotze nicht beirrt,
Doch, was er heut von Euch begehrt,
Das ist sein Recht als Seelenhirt!
Und könntet Ihr es frevelnd wagen,
Sein heilig Recht ihm zu versagen,
So wird der Fürst nicht kampfesmatt,
Doch müd vielleicht des Rechts der Stadt!
Was Ihr auch tut — nicht länger streuen
Soll Unkrautsamen Gerhards Trutz!
Und seid gewiß: Mainz wird bereuen,
Gewährt es diesem Mönche Schutz!"

Wie Marco seine Worte endet,
Starrt halb betäubt und wie geblendet
Johannes nach dem Sprecher hin,
Er kennt zu gut des Welschen Sinn,

Er weiß, daß seiner ernsten Mahnung
Der Mahnende im stillen lacht.
Es überkommt ihn schwer die Ahnung
Von Marcos tiefer Herzensnacht.
Noch ringt nach Worten er, da hört
Veit Gutenberg er mürrisch sagen:
„Wer uns den innern Frieden stört,
Und uns bedroht in solchen Tagen,
Der hat verwirkt des Schutzes Kraft,
Drum nehmt den Pater rasch in Haft
Und sendet vor der ersten Frühe
Ihn wohlbedeckt zum Nassauschloß,
Damit des Aufruhrs Glut nicht sprühe
Aus seiner Hörer niederm Troß!"
Johannes sieht mit düstern Blicken
Zum Rate Veits die Männer nicken,
Aufspringt er voller Glut und grollt:
„Wenn Mainz ihr ganz verderben wollt,
Wenn euch ein Durst nach Schmach verzehrt
Dann tut, was man von euch begehrt!"
Doch wilder Aufruhr an den Tischen
Erstickt sein zürnend Wort — dazwischen
Erhebt Herr Werner von dem Brühl,
Der Ratsherr, sich, so ernst als kühl:
„Ein Wort begehr' auch ich in Ruh',
Wir dürfen, was uns angetragen,
Auf unser Haupt allein nicht wagen —
Die Gildemeister ruft herzu!"
Wirr tönt entgegen aus der Runde:
„Das ist zu spät! Das kann nicht sein!" —
„Ihr bringt uns um die Gunst der Stunde"
Ruft zornesrot Herr Veit darein.

Der Venetianer steht zur Seite,
Er lächelt spöttisch bei dem Streite.
Herr Guntram trotzt: „Die Meister wecke,
Wer hier mit uns nicht raten mag,
Bis sie entwunden sich der Decke
Und ihren Weibern würd' es Tag!“ — —
Da dröhnt es laut im Vorgemache
Von harten Tritten, fort und fort,
Da knarrt die Tür, trotz aller Wache,
Und sieh, dem Schöffen stirbt das Wort.
Denn von der Schwelle, Paar an Paar,
Und Mann an Mann einander drängend,
Sich in die schmalen Räume zwängend,
Tritt ein der Gildemeister Schar.
Mit rauhem Gruß aus trotz'gem Munde,
Mit finstern Blicken auf die Runde,
Umgeben sie der Ratsherrn Tisch:
Da schießt Herr Veit voll wilder Tücke
Hin nach Johannes drohende Blicke,
Da schaut der Welsche auf, betroffen,
Johannes blicket fest und offen.
Herr Werner aber lächelt frisch:
„Wer euch gerufen auch — sitzt nieder!
Ihr kommt zu wicht'gem Spruch und Rat;
Die Stadt braucht alle treuen Glieder
Zu der von Mainz begehrten Tat!
Nun sprecht, Herr Guntram!“ Doch erschrocken,
Vor Zorn erbleicht, der Schöffe steht,
Sein Wort wird Stammeln, blödes Stocken,
Sein Trotz und Hochmut sind verweht.
Und so erhebt mit edlem Grimme
Johannes dröhnend seine Stimme:

„Der Kurfürst schickt geheime Boten
Er fordert Rat und Recht bei Nacht,
So sei ihm nächtig auch entboten,
Daß Mainz ob seinen Bürgern wacht!
Uns wird, ihr Männer, angesonnen,
Den Pater Gerhard, dessen Wort
Uns allen war ein Trostesbronnen,
Ein Quell des Heils, ein Seelenhort,
In seiner Feinde Hand zu geben,
Zu brechen seiner Rede Kraft,
Ihn hart beklagt, auf Tod und Leben,
Zu senden in des Bischofs Haft.
Und so wir trotzig widerstünden,
So läßt der Kurfürst uns verkünden,
Daß er der Freiheit dieser Stadt
Und unsrer Rechte satt und matt.
Noch aber sind an unsrem Herde
Des alten Rechts wir unberaubt,
Und daß es nie geschädigt werde,
So schirmt auch Pater Gerhards Haupt!
Schlügt ihr den Prediger in Bande,
Für den ihr jüngst gepriesen Gott,
So würde Mainz mit seiner Schande
Im ganzen Reich zum Bubenspott!“
Da schallt's Johannes rings entgegen:
„So ist's, Herr Hans! Wir sagen Nein!“
Doch ruft, die Herzen zu erregen,
Veit Gutenberg noch einmal drein:
„Ihr ladet auf uns eine schwere
Gewissensschuld! Für Wort und Lehre
Der Pfaffheit sind wir Richter nicht —
Das Haupt zu beugen heischt die Pflicht!“

Da blickt der Bürger mancher bange,
Doch dunkel färbt sich Hansens Wange,
Sein leuchtend Auge blitzt entrüstet:
„Nach fremdem Richteramt gelüstet
Uns nicht! Doch die geheime Klage,
Die scheu sich birgt vorm Angesicht
Der Sonne — die dem goldnen Licht
Der Wahrheit fremd ist, wie dem Tage,
Soll keines Mannes Schlummer stören,
Den unsrer Mauern Ring umfängt!
Bei Tag, ihr Bürger, laßt uns hören,
Was unsers Bischofs Herz bedrängt."

Und rings erhebt sich, freudig schallend,
Der laute Zuruf hundertfach,
Er dringt, den engen Raum durchhallend,
Hinaus zum Flur aus dem Gemach,
Und immer voller klingt er wieder,
Einstimmen selbst des Rates Glieder,
Der Schöffe, seiner kaum bewußt,
Eilt zürnend hin und her im Zimmer,
Veit Gutenberg blickt grimm und grimmer,
Auf Marcos Antlitz liegt ein Schimmer
Von halbem Zorn und halber Lust!
Der Lärm im engen Raume dringt
Hinaus bis vor die Rathausstufen,
Johannes aber wird umringt
Mit Händedrücken, Freuderufen.
Wohl eilt er, sich dem wilden Drängen,
Dem Dankesjubel zu entziehn,
Doch vor der Tür und in den Gängen
Umschwirren hundert Stimmen ihn.

Er strebt, von Blick und Ruf begleitet,
Zum Rathaustor — da — wie er schreitet
Durch der erregten Bürger Chor,
Dringt eine Stimme ihm zu Ohr:
„Will man der Bärin ihn berauben,
So zeigt der Bär den grimmsten Mut,
Mich dünkt, Ihr werdet endlich glauben,
An Gutenbergs geheime Glut.
Mein Vater mußte heute büßen,
Daß ich Herrn Hans, wenn er zu Füßen
Der schönen Meta saß, verscheucht
Und ihm den Liebesmut gebeugt!“

Aufschaut Herr Hans, wie pfeilgetroffen,
Der Sohn des Schöffen starrt ihm offen
Und keck und höhnisch ins Gesicht,
Indessen sein Genosse spricht:
„Du wirst, den Träumer zu beschämen,
Zum Weib die schöne Base nehmen?“
Der Jungherr lacht: „Ein armes Weib
War nie mein Sehnen! Doch geringer
Als für den goldnen Reif am Finger
Gewinn ich kaum den schönen Leib!“ — —
Mehr hört Johannes nicht, die Menge,
Die hinter ihm den Flur durchrauscht,
Reißt ihn hinaus in das Gedränge,
Das vor dem Rathaus wogt und lauscht.
Die Nacht hält draußen noch umfangen
Das Volk, das rasch den Platz erfüllt,
Und tiefes nächt'ges Dunkel hüllt
Johannes' jäh erbleichte Wangen.
Wie er hinaustritt jauchzt die Masse,

Die längst erfuhr, was drin geschehn,
Die Bürger bilden eine Gasse,
Um trotz des Dunkels ihn zu sehn.
Er aber, schreitend durch die Runde,
Umjauchzt, begrüßt mit Blick und Ruf,
Fühlt statt des Jubels dieser Stunde
Die Qual, die Guntrams Wort ihm schuf,
Und eh' im Dunkel noch die Scharen
Sein bleiches Angesicht gewahren,
Hat er entwunden sich dem Drang
Und eilt zum Pfad den Rhein entlang,
Den er, in Hoffnung wie in Bangen,
In Glück und Leid, in Licht und Nacht,
In tausend Stunden schon gegangen,
Der oft mit Frieden ihn umfangen
Und Rast und Klarheit ihm gebracht!

Wie heut den Pfad Johannes geht,
Der Frühewind vom Strome weht
Und rings kein Laut erklingt, kein Gruß,
So faßt der Schmerz ihn heiß und grimmig,
So ruft es in ihm, tausendstimmig:
„Weh mir, daß ich entbehren muß!"
Doch als der Morgen leise grauend,
Auf Strom und Hügeln Nebel brauend,
Ihn frisch umhaucht, so fühlt er auch,
Wie der Entsagung kühler Hauch
Durchs wilderregte Herz ihm schauert,
Und ob er tief und schmerzlich trauert,
Es wird ihm mit dem goldnen Licht
Des Tages Kraft zur herben Pflicht!

Nach Irmgards stiller Klause wendet
Johannes sich, sobald es Tag.
Ein Morgen ist's, der lockt und blendet
Mit holdem Duft und Lerchenschlag,
Des Himmels Bläue strahlend ruht
Hoch ob der Dächer grauer Flut,
Bis in der Höfe Dunkel dringt
Der Tag, der leuchtet, duftet, klingt.
Hell, wie getaucht in Morgenschimmer,
Erglänzt Frau Irmgards Angesicht,
Da Gutenberg betritt ihr Zimmer,
Und sie, ihn froh begrüßend, spricht:
„Willkommen sei aus Herzensgrunde,
Weis' nicht des Dankes Wort zurück,
Laut klingt dein Preis in aller Munde
Und unser Herz erbebt in Glück.
Du hast das Haupt des teuren Mannes
In dieser Nacht bewahrt allein,
Drum nimm den heißen Dank, Johannes,
Und blicke stolz und mutig drein!
Auch Meta ist von Glück durchdrungen.
Die Freudenkunde, die erklungen,
Erlöst' auch sie aus banger Schwüle.
Sie ging zum Dom im Morgengraun —
Verweile noch, um sie zu schaun,
In ihres Dankes Frohgefühle!"

Doch Gutenberg erwidert leise:
„Den Dank, o Freundin, nehm' ich gern
Als einen Scheidegruß zur Reise,
Als meines Weges lichten Stern.
Denn heute, Irmgard, gilt's ein Scheiden,

Und ob es leid mir oder lieb,
Die Heimat muß ich wieder meiden,
Eh' noch mein Dasein Wurzel trieb!"
Irmgard erblaßt, aus ihren Zügen
Spricht schmerzlich Staunen: „Gutenberg,
Du träumst von neuen Wanderflügen,
Und Mainz? Und dein vollendet Werk?"
Er aber blickt zu Boden nieder:
„Zur Ferne pilgern muß ich wieder,
Du weißt, daß ich mein Werk zu Tag
Allein zu fördern nicht vermag.
Ich muß mir den Genossen werben,
Der Gold und Güter wagen kann,
Und könnte fern vom Ziele sterben,
Sucht' ich in Mainz so seltnen Mann!" —
Doch Irmgard zittert leis: „Johannes,
Sprich wahr zu mir! Was treibt dich fort?"
Da ringt sich aus der Brust des Mannes,
Gepreßten Tones, Wort um Wort:
„Mein töricht Herz, noch heut' begehrend
Nach Glück und Liebe, jugendheiß,
Mein trotz'ger Sinn, sich selbst verzehrend,
Der still nicht zu entsagen weiß!
Ich muß hinweg, denn Gott verhüte,
Daß je ich täuschte dein Vertraun:
Ich will nicht ferner Metas Blüte
Mit brennendem Verlangen schaun;
Nie darf ich sie zum Weib gewinnen,
Um die das Herz mir wilder schlägt,
Doch eines andern glücklich Minnen
Zu schaun mit durstig-heißen Sinnen,
Ist härter, als mein Herz erträgt!

Nun weißt du, was dir kaum verborgen
Bis heute blieb. Drum muß ich gehn,
Und will zum letzten Male morgen
Dein schönes Kind auf Erden sehn!“

Doch Irmgard ruft voll Herzensangst:
„Wenn du so sehnend nach ihr bangst,
Wenn du ihr weihen kannst dein Leben,
Dann wahrlich treibt dich nichts von hier,
Johannes, wem denn würd' ich geben
Mein Kind vertrauender als dir?“
Allein Johannes spricht: „Nicht werben
Wollt' ich bei dir — denn lieber mag
Ich einsam und verlassen sterben,
Als Meta trüben einen Tag.
Ihr eigen Sehnen darf sie binden
An meines Lebens Dunkel kaum,
Und träumt' ich sonst, ihr Herz zu finden,
So weiß ich heut', es blieb ein Traum!
Ich fliehe, daß ich nimmer sehe,
Wie sie Herrn Guntrams Arm umschlingt,
Sie aber soll nicht vor dem Wehe
Verzagen, das ihr Wunsch mir bringt.
Für dich und mich und sie verbanne
Ich mich zur Ferne!“ — Fast erstickt
Das Wort im Mund dem starken Manne,
Wie er in Irmgards Züge blickt.
Sie aber ist emporgesprungen —
Denn aus der Tür vor ihrem Sitz
Erklingt ein Laut, so schmerzdurchdrungen,
Der ihn und sie durchzuckt, ein Blitz:
Dort steht, umspielt von Sonnenhelle,
Doch bleicher, als ihr licht Gewand,

Die holde Meta auf der Schwelle
Und faltet flehend Hand in Hand.
„Ihr sollt Euch nicht um mich verbannen!"
So ruft sie zitternd und von dannen
Will sie und zögert doch — und bleibt
Und stammelt unter heißen Tränen:
„Was faßt Euch an? Wie könnt Ihr wähnen,
Daß mich das Herz zu Guntram treibt?"
Da hält, erwacht aus Traum und Bangen,
Der überfel'ge, ernste Mann
Des Mädchens schlanken Leib umfangen:
„Und wenn ich bleibe? Meta, dann?"
Sie aber spricht: „Kann dich's beglücken,
Mein höchster Wunsch, mein stillster Traum
Ist dir das Leben treu zu schmücken —
Dies Glück zu hoffen wagt' ich kaum!"
Johannes aber schließt erglühend
Der Lieblichen den Mund sogleich:
„Du bannst dein Leben, hold erblühend,
An mein Geschick, das stürmereich!"
Er senkt sein Haupt auf Metas Locken,
Sie ruht an seiner Brust und schweigt,
Indes in Tränen und Frohlocken
Sich Irmgard zu den beiden neigt. —
Johannes aber hält gefaltet
Die Hände und erbebt voll Glück:
„Der ob dem Leben führend waltet,
Hielt Licht und Heil bis heut' zurück,
Er hat sie jetzt in dir gegeben
So überschwenglich reich und voll,
Daß all mein Ringen, all mein Leben
Nur diese Stunde preisen soll!"

Des Sommers letzter heißer Strahl
Erglühet heut' ob Strom und Tal,
Ein goldner Tag mit lichtem Blau
Liegt schimmernd über Stadt und Au,
Da quillt, aus dem geschmückten Tor
Von Gutenbergs verborgnem Haus,
Ein lichter bunter Zug hervor,
Und strebt zum Tor der Stadt hinaus.
Nur wenig Wochen sind vergangen,
Seit Gutenberg die Braut umfangen,
Und heut' schon ward der Liebesbund
Geweiht durch Pater Gerhards Mund,
Hinaus zum frohen Hochzeitsmahl
Im Grünen ziehen sie zu Tal:
Frau Irmgard, froh ihr Kind geleitend,
Die hold und rosig strahlt und blüht,
Herr Peter mit Johannes schreitend,
Des dunkles Auge selig glüht,
Vorauf der kleinen frohen Schar
Agathes lieblich Kinderpaar!
Der Sonnenschein, der golden flimmert,
Ist dunkel gegen all das Licht,
Das in dem Auge Metas schimmert
Und aus Johannes' Zügen spricht.
Entlang des Weges, den sie schreiten,
Schallt froher Zuruf, Haus um Haus,
Und tausend Segenswünsche geleiten
Den Zug bis vor das Tor hinaus. —
Aus einer Tür nur treffen Blicke
Voll Groll und Neid das sel'ge Paar!
Herr Veit, der Ratsherr, nimmt sie wahr
Und murrt: „Bei allem Mißgeschicke

Führt sich der Gauch, zum letzten Rest,
Ein junges Weib ins kahle Nest!"
Doch Marco, der vom Erkerbogen
Mit Veit herabschaut, hat bereits
Mit einem Blicke überflogen
Der holden Meta ganzen Reiz.
Er lächelt: „Heute möcht' ich tauschen
Mit Eurem Vetter wohl, Herr Veit!
Doch laßt uns hier nicht müßig lauschen
Und nützt mit mir getreu die Zeit.
Fern ist Herr Hans von Mainz! Zu Rosse
Kehrt er erst heim bei Nacht! Ihr wißt,
Daß er das Haupt vom ganzen Trosse
Der trägen Widersacher ist.
Heut' aber wacht er nicht: gelingen
Kann heut', was uns so oft mißlang,
Ein Aufruhr, den wir nicht bezwingen,
Bringt über Mainz des Reiches Zwang!
Dann gält es Ruhe hier zu schaffen,
Der Kurfürst führt des Reiches Waffen,
Er hilft der Stadt — er kommt allein
Zu sühnen, was im Sturm geschehen,
Und wer, Herr Veit, soll widerstehen,
Zieht er hier friedestiftend ein?"

Halb regen Anteils, halb erschrocken
Vernimmt der Ratsherr Marcos Wort:
„Ihr könntet Heilige verlocken —
Doch wächst ein Aufruhr fort und fort.
Wir möchten, ehe nur vernähme
Der Bischof, was bei uns geschehn,
Eh' er in Reiches Namen käme,

Mit Leib und Gut zugrunde gehn!
Auch wächst Euch nicht in wenig Stunden
Ein Aufruhr, wie ein Schwamm im Moor!“
Da lacht der Welsche unumwunden:
„Herr Veit, er wuchs schon längst zuvor!
Könnt Ihr seit Wochen nicht verspüren
Ein heimlich Regen, Grollen, Schüren,
Das Euren Juden gilt? Erscholl
Bei Euch kein Laut vom Trotz und Groll,
Der jedes Gildehaus erfüllt,
Aus jedem Zecherkreise brüllt?
Herr Veit! ein Wort noch und die Meute,
Die wilde, springt zum Jagen auf,
Sie dürstet längst nach Blut und Beute,
Ich weiß das Wort und sprech es heute,
Ihr aber laßt uns freien Lauf!“

Im Rhein erglänzt der Abendschimmer,
Und bunte Wolken, leichte Schwimmer
Mit Gold gesäumt, getaucht in Glut,
Durchziehn des Himmels blaue Flut,
Vom Dome über Stadt und Wall
Klingt hell der Abendglocken Schall:
Die ersten Schläge, die verhallen,
Sind noch gemischt mit Hämmerschallen,
Noch sieht man in des Abends Glühn,
Die Essen ihre Funken sprühn,
Der Webstuhl knarrt im engen Haus,
Die Höfe füllt ein reg' Gebraus,
Doch ehe das Geläut verklungen,
Verstummt des Tagwerks letzter Schlag,

Und Ruhe, scheint es, hält umschlungen
Die Stadt, nach heißem schwülem Tag.

Es scheint — auf Bänken plaudern Greise,
Im Freien spielt der Knaben Schar,
Am Ufer wandelt Paar um Paar,
Der Strom wiegt Kähne lind und leise —
Und doch durch all den Klang voll Frieden
Grollt schon ein Mißlaut schrill und rauh,
Wie wenn ein Sommerhimmel geschieden
In Wetterdunkel und lichtes Blau.
Noch klingt das Läuten von den Türmen,
Als durch die Straßen, eng gedrückt,
In Scharen die Gesellen stürmen,
Die Hüte in die Stirn gerückt,
Im Arbeitskleid, doch wohl bewehrt,
Am Gürtel Messer oder Schwert,
Mit einem Losungswort im Ohr:
„Zum Sternwirt beim Raimunditor!“ —
Da steht ein Schenkhaus, grau, verwittert,
Doch grün umsponnen für und für,
Mit Weinlaub bis zum Dach umgittert,
Nußbäume vor der schmalen Tür,
Und unter ihrem duft'gen Schatten
Die Tische, mächtig breite Platten,
Und Bank an Bank — ein Rasteplatz,
Der müde Glieder immer ladet,
Auch heut mit einem ganzen Schatz
Von goldner Abendruh begnadet;
Doch wie ihm naht die wilde Schar
Im Nu des holden Friedens bar:
Vom aufgestampften Staub umhüllt,

Mit wüstem tollem Lärm erfüllt.
Rasch stürmt der Haufe an, sie werfen
Die Hüte ab und fordern Wein,
Und fangen dann am Tisch von Stein
Die breiten Messer an zu schärfen.
Ein Altgesell, ein breiter Schmied,
Erklimmt den Tisch mit wucht'gem Tritt,
Und brüllt herab in das Gewog:
„Zu mir heran, wer mit uns zog.
Gelobt noch einmal, Mann für Mann,
Den Silberschmieden Acht und Bann!“
Und jauchzend brüllt der Schwarm ihm nach:
„Wir bieten ihnen Hohn und Schmach!“
Seitab hat sich ein Trupp vereint,
Der minder noch erhitzt erscheint,
Doch hier auch Mordio, wilde Flüche,
Ein tobendes Schlagen an die Krüge,
Ein trotziges Stampfen, murrendes Drohn —
Kein Scherz, kein Feierabendton!

Vom Stadttor her, zur Abendruh
Geht jetzt ein Bursch dem Platze zu,
Braunlockig, rosig naht der Fant,
Ein Wanderlied im Schlendern pfeifend,
Doch steht mit einmal festgebannt,
Sobald sein Blick, die Gruppen streifend,
Den feindlich wilden Grimm erschaut,
Der ihn begrüßt mit rauhem Laut:
„Such, wenn du Lust zu feiern hast,
Im Judenviertel Trunk und Rast!“ —
Der Bursche, der den Ruf gehört,
Blickt halb entflammt und halb verstört:

„Sucht ihr hier Streit so ritterlich,
Daß ihrer Hundert wider mich?"
Er drängt sich den Gesellen näher,
Und trotzt: „Heran, Ihr wüsten Schmäher,
Ich biete jedem mich zum Strauß —
Heran mit euch — wer ficht ihn aus?!"
Doch er verstummt, denn ruhig tritt
Herzu Andreas Rott, der Schmied,
Und herrscht ihn an: „Wer bar der Ehren,
Darf Streit zur Sühne nicht begehren!
Ein schön Gewerk, das Ihr ergriffen,
Doch seid Ihr uns zu blank geschliffen,
Wir wollen es mit Euch nicht treiben!
Setzt Euch mit Juden an den Tisch,
Und werbet, wollt Ihr Euch beweiben,
Um ihre Dirnen, schwarz und frisch!"

Der junge Silberschmied erblaßt,
Er stößt das Schwert, das er erfaßt,
Zurück ins Wehrgehäng voll Hast,
Er stürzt zurück und rührt den Staub,
Und Platz und Haus, und Licht und Laub,
Und der Gesellenschwarm so dicht,
Verschwimmen ihm vorm Angesicht!
Er eilt durchs Tor, die Gassen nieder,
Zum Gildehause stürmt er hin,
Des Schmiedes Worte so im Sinn,
Daß er sie ausruft hin und wieder.
Erschrocken bleiben Bürger stehn,
Die ihn vorüberfliegen sehn.
Er hat im Nu das Haus erreicht
Mit seinen Treppen, frei und leicht,

Und springt hinauf, so wild ergrimmt,
Daß man im Flur ihn schon vernimmt.
Denn drinnen in der Kühle rasten
Die Zunftgenossen schlank und fein,
Ihr Äußeres zeugt mit seinem Schein
Von edlem Tagwerk ohne Lasten;
Sie grüßen ihn: „Hei van ter Meer,
Sei gottwillkommen, was treibt dich her?"
Doch fahren auf, als rief er Feuer,
Da er sein Schenkenabenteuer
In Hast berichtet Zug um Zug;
Sie rufen: „Dann hinaus im Flug!"
Ein wilder Lärm an allen Tischen —
Doch eine Stimme schallt dazwischen:
„Der Wolfgang Geldern trägt die Schuld,
Denn nur aus seiner Judenhuld
Ist diese Schmach für uns entstammt!"
Zehn andre schrei'n: „Er sei verdammt!"
Die meisten aber in der Halle
Bewehren sich, dann stürmen alle
Zur Tür hinaus, hinab die Stiegen.
Ihr Häuflein rasselt, ruft und klirrt,
Die Bürger sehen schier verwirrt
Die Schar an sich vorüberfliegen.
Schon wird die Stadt bewegt, erregt,
Ein Fragen geht von Mund zu Munde,
Wer drin im Haus der Ruhe pflegt,
Den scheucht empor die Unheilskunde,
Die rasch die weite Stadt durchflog!
Dann strömt und rauscht, mit dumpfem Lärmen,
Umheult von wilden Bubenschwärmen,
Zum Tor ein dunkles Volksgewog!

Doch draußen langt am Schenkhausplan
Die Schar der Silberschmiede an,
Entgegen gellt und pfeift und zischt,
Mit rohen Flüchen untermischt,
Ein wild Geheul — Steinwürfe streifen
An den Verfemten hin, schon greifen
Die Jüngern nach der Waffe, schon
Erwidern sie mit Hohn den Hohn.
Doch einer ruft in das Gebraus:
„Wir scheuen keinen Streit und Strauß!
Wir lachen weidlich eures Bannes —
Doch ist's die Schuld nur eines Mannes,
Um die ihr blut'gen Zwist beginnt
Wir waren nie ihm gleich gesinnt!"
Und mitten durch den Klang der Waffen,
Den Lärm halb lustig, halb ergrimmt,
Von Buben, die nach Steinen raffen,
Von frechen Weibern angestimmt,
Hallt eine Stimme fremden Tones,
Doch hell und klar und weit gehört:
„Ihr habt zu lang voll kecken Hohnes
Den Sinn der Wackersten empört;
Wenn einer nur von euch entschlossen
Mit Juden steht im Frevelbund,
Was schützen ihn die Zunftgenossen?
Sein Name ward uns allen kund!
Nehmt ihr nicht bloß zu eurem Schilde
Des Wolfgang Geldern ekle Schmach,
Wißt ihr so schuldlos eure Gilde,
Folgt uns zur Judengasse nach.
Er fand gewiß zu dieser Stunde
Bei seiner Buhle Unterkunft,

Dort ruft ihn ab, mit uns im Bunde,
Und stoßt ihn heut noch aus der Zunft!"

Kaum ist das Wort hervorgeklungen,
So stimmt ein wildes Jauchzen ein,
Und hat ein laut und zornig Nein,
Das aus der Schar ertönt, verschlungen.
Durch das gedrängte Volk erschallt es:
„Der traf das Rechte, laßt uns ziehn!"
In allen Gruppen widerhallt es:
„Zur Judenstadt! Wir strafen ihn!"
Rasch wälzen sich die ersten Glieder
Der Massen rückwärts nach dem Tor,
Am Schenkhaus wogt es auf und nieder,
Wirr schallen Rufe, Flüche, Lieder,
Betäubend Herz und Sinn und Ohr!
Es tost dahin die Straßenbreite
Der wüste Strom, kaum, daß zur Seite
Ins Feld entrinnt, wem allzu schwül
Das laute, flutende Gewühl. —
Schon wird es Nacht, am Abendhimmel
Verglüht das Rot, im Dunkel rauscht
Durchs Tor ein tosendes Gewimmel,
Dem bang die Stadt entgegenlauscht.
Verschlossen sind der Häuser Pforten,
Flog doch in wilderregten Worten
Den Scharen, die sich drohend nahn,
Noch drohender Gerücht voran! —
Im Abendschein, vor kurzen Stunden
War Mainz so laut und wild bewegt,
Jetzt sind die Bürger rings verschwunden,
Und Markt und Straßen wie gefegt.

Seit es erklang durch jede Gasse:
„Sie kommen! wahrt nun Haus und Haut!“
Zerstob der Bürger träge Masse,
Die Mutigsten verfluchten laut
Den frechen Sinn der wilden Buben,
Verschlossen scheltend Tür und Tor,
Jetzt lugen sie aus Oberstuben
Und Giebelluken scheu hervor,
Sie rufen sich von Dach zu Dach
Entgegen ihre bittren Klagen:
„Gott geb' ein End'! Das Ungemach
So loser Zucht ist kaum zu tragen!“
Und dabei schauen sie ergrimmt
Hernieder, bis ihr Ohr vernimmt
Den wüsten Lärm der dunkeln Masse,
Bis das Geheul „Zur Judengasse!“
Die wackren Seelen milder stimmt.
Sie lachen, ihre Flüche schweigen;
„Den Juden gilt's! Nun, junges Blut
Ist heiß und brausend! Kecker Mut
War uns vorzeiten auch zu eigen!“
Sie blicken heiter, unerschrocken
In das Gewühl, der eine lacht:
„Das rennt! Das stürmt! Hört ihr die Glocken?“
Der andre raunt: „Laßt uns frohlocken,
Daß wir getauft vor dieser Nacht!“ —

Und dabei drängt zu ihren Füßen
Der Haufe tobend sich vorbei,
Wetteifernd unter Hohngeschrei
Die Lauscher droben zu begrüßen!
Ein Trupp der wilderregten Menge

Verließ die andern noch beim Tor,
Eilt nach Sankt Peter, dringt zum Turm,
Erbricht die Türen, stürzt empor,
Ringt droben um die Glockenstränge
Und läutet unter Jauchzen Sturm.
Der Hauptschwarm, der die Stadt durchzogen,
Macht sich zur Judengasse Bahn,
Schlägt donnernd, gleich gestauten Wogen,
An die verschloßnen Pforten an.
Und Hunderte beginnen schon,
Der Judentücke, die voll Hohn
Den Eingang sperrt, den Tod zu droh'n,
Eh' einer lachend ruft: „Genossen,
Die Stadt hält nachts dies Tor verschlossen!
Wollt ihr die Schlüssel noch in Ehren
Vom Rat um Mitternacht begehren?
Schier ist's zu spät! Schafft selbst den Pfad!
Herzu! Die Schultern frisch ans Rad!"
Und kaum gesprochen ist's, so blinken
Schon Äxte, kracht ein Balkenstoß,
Des Tores morsche Flügel sinken,
Durch seinen Bogen, fessellos,
Stampft über Trümmer hin die Masse,
Als triebe sie ein Machtgebot —
Sie füllt die nächtig stumme Gasse
Mit ihren Rufen „Bann" und „Tod".
Durch alle Scharen drängen fluchend
Die Streiter vom Raimunditor,
Sie rufen „Wolfgang Geldern!" suchend
Vor jedem Haus, im rauhen Chor.
Noch folgt der Haufe ihnen starrend,
Der Dinge, die da kommen, harrend,

Doch rechts und links verliert sich schon
Ein Trupp und ruft mit keckem Hohn
Den Massen nach: „Versäumt es nicht,
Der Ring zu sein beim Zunftgericht, —
Wir heimsen ein, indes ihr tagt,
Wir wollen richten, wo ihr klagt!“
So spottend löst der Trupp sich drängend
In Rotten auf zu drei und vier,
Stürmt waffenrasselnd, türensprengend
Die Häuser dort, die Höfe hier!

Blitzschnell, so wie beim Ungewitter
Die Springflut, brach der Schwarm herein,
Und taumelt zwischen fremden Flitter,
Blendwerk und fröhlich bunten Schein:
Die Höfe sind geziert mit Bäumen,
Mit Sträuchern, Blüten, gartengleich,
Es schimmern wie in Märchenträumen
Die roten Früchte im Gezweig.
Das Grün, die Blumen, auf den Tischen
Die Schalen und der Weine Rest,
Der Sabbatlampen Glanz dazwischen,
Verkünden: vom Laubhüttenfest,
Vom frohen Nachtmahl, ward die Runde
Der Hausgenossen jäh verscheucht,
Und offen liegt, zu böser Stunde,
Der Glanz, der stillen Reichtum zeugt.
Ein Sturm des Jubels, unaufhaltsam,
Bricht bei dem seltnen Anblick aus,
Und neue Scharen, roh, gewaltsam,
Erbrechen ringsum Haus für Haus.
Mit Drängern beutegierig, grimmig,

Ist jed' Gehöfte schon erfüllt,
Indessen draußen tausendstimmig
Das Volk nach Wolfgang Geldern brüllt.
Doch ist's, als wär' beim Klang der Glocken,
Die dumpf hindröhnen durch die Nacht,
In allen Herzen wildes Locken
Nach Beute und nach Blut erwacht.
Wo noch der Ruf: „Schlagt die Verderber,
Die Juden, nieder!" halb verhallt,
Da mahnen hoch vom Turm die Werber
Mit ehernem Munde zur Gewalt!
Zu Schwärmen löst sich auf die Masse,
Die um die Zünfte noch vereint,
Als plötzlich rechts und links die Gasse
In Feuerglanz getaucht erscheint.
Erst flackern auf die leichten Hütten,
Von grünem Laub, die Flamme schwillt,
Die sprühenden Funken überschütten
Die Dächer, aus den Fugen quillt
Die rote Brut der Feuerschlangen,
Sie züngelt, zischt von Haus zu Haus,
Ihr Wachsen treibt die todesbangen
Bewohner, nicht die Dränger aus;
Und während unter lautem Jammern
Die Juden flüchten vor der Glut,
Erbricht das Volk mit roher Wut
In jedem Haus Gemach und Kammern.
Mitreißend jene, die noch sträubend
Und zaudernd stehn im wilden Knäul,
Das Fleh'n, den Jammer übertäubend,
Im Nu entfesselnd jeden Gräu'l,
Dringt durch die Nacht mit stärkerm Schalle

Der Ruf: „Laßt brennen! schürt die Glut,
Blutsauger, Räuber sind sie alle,
Gott will's! Gott will's! Erschlagt die Brut!" —

Den Schlachtlärm in den eignen Mauern
Belauschend, unter Wechselschauern
Von Furcht und roher Freude wacht
Indes die Stadt — 's ist Mitternacht,
Da fliegt zum Münstertor in Hast
Ein schnaubend Roß, das Doppellast
Auf seinem breiten Sattel trägt,
Und an das Ohr des Wächters schlägt
Von fern ein donnernd „Aufgetan!"
Der Torwart sieht den Reiter nah'n,
Erkennt Herrn Gutenberg, der fest
In seine Arme Meta preßt,
Nimmt seines Amtes murrend wahr,
Zu öffnen dem vermählten Paar.
Indes er träg die Ketten hebt,
Die schweren Riegel schiebt, erbebt
Frau Meta in Johannes' Armen,
Sie schauert, trotz der holden, warmen
Und düftereichen Sommernacht.
Herr Gutenberg hat ihrer acht,
Doch lauscht, die Stirn gefurcht, mit Knirschen,
Dem fernen Schall, sprengt in das Tor:
„Wo brennt die Stadt? Was geht hier vor?"
Der Wächter ruft: „Ein Judenpirschen,
Nichts weiter, Herr!" Doch rasch hinab
Die Straße fliegt das Roß im Trab,
Bald hält das Paar vor jenem Haus,
Das ihre Heimat werden soll.

Und Meta bricht in Tränen aus,
Auch Gutenberg blickt trauervoll:
Wie sind sie aus dem stillen Traum
Des reinsten Glückes jäh erwacht,
Und eine Stunde ist es kaum,
Daß sie mit frohem Liebesflüstern,
Im Schirm der hohen dunkeln Rüstern,
Hinritten durch die Waldesnacht.
Ein lauer Westhauch wehte mild,
Die Reben standen im Gefild,
In weiter Ferne glänzte prächtig
Des Rheines Spiegel, monderhellt,
Und beiden war's, als wehe nächtig
Ein bräutlich Sehnen durch die Welt.
Da klang von fern der Glocken Stürmen
Und schreckte sie empor im Flug,
Sie sah'n ob Mainz und seinen Türmen
Glutüberhauchter Wolken Zug,
Rasch trieb Johannes, Unheil ahnend,
Sein Roß zur Stadt und kaum am Tor,
So schlug, zur höchsten Eile mahnend,
Der Schlachtruf wilder an sein Ohr.
Nicht er noch Meta kann verhehlen
Den Schmerz, daß so zerstört ihr Traum,
Und dennoch hat in beider Seelen
Kein Zweifel und kein Zögern Raum.
Johannes hebt sein Weib vom Pferde,
Er küßt ihr innig Stirn und Mund:
„Du siehst es, Mißgeschick, Beschwerde,
Sie sitzen hart an meinem Herde
Und harren dein mit mir im Bund!"
Sie aber birgt die blonden Locken

An seiner Brust und unerschrocken
Spricht sie: „Ich harre liebend hier!
Tu, was dir Pflicht! Gott sei mit dir!"

Er eilt hinweg! In allen Gassen
Wogt nächtlich Leben, nie erhört, —
Doch die erregten Bürgermassen
Schaut Herr Johannes tief empört,
Hier Schwätzergruppen, kalt, gelassen,
Dort Jammergruppen, feig, verstört.
Da er betritt die Rathaushalle
Entrüstet und erregt vom Lauf,
Sieht er die Ratsherr'n stumm vereint
Am Tisch, ob dem die Ampel scheint, —
Bei seinem Eintritt fahren alle
Mit schlecht verhohlnem Mißmut auf,
Nur jener, der am Fensterbogen,
Das Antlitz zornesüberflogen,
Dem Sturmgeläute lauschend, stand,
Tritt ihm entgegen, reicht die Hand:
„Gelobt sei Gott, daß Euch nicht ferner
Der Ehrentag von Mainz geführt!
Seid hochwillkommen!" — „Dank, Herr Werner!
Wer hat so wilden Brand geschürt?
Was ward beschlossen? Nennt die Stelle,
Nach der ich soll! —" Doch bitter lacht
Herr Werner: „Über unsre Schwelle
Drang nichts vom Grauen dieser Nacht.
Was wir beschlossen? Hier zu tagen
Bis an den Morgen! Schad' allein,
Daß dann die Juden wohl erschlagen!" —
Herr Gutenberg fällt glühend ein:

„Um Gott! Verzögert nichts! Wir hemmen
Die Bürger — müßig stehen sie,
Vom Unheil schwatzend! So viel Memmen
In Pluderhosen sah ich nie!
Ihr müßt den Juden helfen! Wollten
Wir jenen Schutz versagen heut,
Für den sie Gold auf Gold uns zollten,
So war ein Blutgeld jeder Deut.
Greift ein! Die wüsten Rotten schalten,
Als wär't ihr tot! — Soll hier ein Schwarm
Von Buben statt des Rates walten
Und spotten, lahm sei unser Arm?“
Betroffen scheint von seinen Worten
Der Rat, doch zornigen Gesichts
Ruft scharf und laut Herr Conrad Pforten:
„Des Rates Ansehn gilt Euch nichts!
Ihr seid allein der Juden willen
In heißem Eifer! Ist vielleicht
Das Haus bedroht, zu dem im stillen
Allnächtlich Euer Vetter schleicht?“

Dem Sprecher stimmen die Genossen
Mit Lachen bei, vor Zorn erblaßt
Herr Werner, aber rasch entschlossen
Hat ihn Johannes' Arm erfaßt,
Verachtend auf des Rates Glieder
Blickt dieser, geht zur Tür, und eilt
Mit festem Schritt die Stiegen nieder.
Herr Werner folgt ihm unverweilt.
Am Rathaustor, zu kurzem Sinnen
Hält Gutenberg, Herr Werner fragt:
„Was sollen — können wir beginnen?

Jetzt gält es frisch und unverzagt
Den Mut von hundert Männern schüren,
Die Christensinn und Bürgerpflicht
Nicht gleißend auf den Lippen führen!"
Johannes bitter lächelnd spricht:
„Wollt Ihr die Hundert mir erküren?
Ich kenn' sie nicht, ich seh' sie nicht.
Wie niemals bei des Rats Vereinung
Habt Ihr der Bürger Sinn und Meinung
Vernommen droben! Hilfe, Schutz
Kann nur vom nackten Eigennutz
Den Schwerbedrohten kommen! Seht
Wie hoch der Wind die Flammen weht!
Schaut dort! Das Feuer will ein Rächer
Des Frevels werden: alle Dächer
Beim Judenviertel sind bedroht.
Dort wird Gefahr, wird eigne Not
Den harten Sinn der Bürger wandeln,
Dorthin, Herr Werner, führt mein Lauf,
Und wollt Ihr mit mir gehn und handeln,
Ruft dort die hundert Bürger auf!"
Herr Werner lockert in der Scheide,
Gleich Gutenberg, das Schwert, und beide
Durchschreiten eilend jene Gassen,
Durch die, beim Anbeginn der Nacht,
Dahingebraust die wüsten Massen
Zum Brand, zum Mord, zur Judenschlacht. —
Ein wild Getümmel dröhnt entgegen
Den Eilenden, auf allen Wegen
Huscht frech Gesindel, das voll Hast
Im Dunkel birgt des Raubes Last.
Bald nahen sie dem Ort des Gräu'ls,

Schrill wird der Ton des Wutgeheuls,
Schon rinnt zu ihren Füßen Blut,
Sie schauen fern ein wildes Wogen,
Erhellt vom roten Schein der Glut,
Von Wolken Rauches überflogen.
Herr Werner schauert, doch Johannes
Schlägt an die Tore rings: „Heraus
Mit allen, die genug noch Mannes,
Vor Brand zu schützen Hof und Haus!“

Da öffnen sich bei seinen Worten
Die Läden, die verschloßnen Pforten.
Bald sammelt sich ein Trupp von Bürgern
Um Gutenberg, des Ruf erschallt:
„Seht eure Dächer rauchumwallt,
Gebietet der Verwüstung Halt,
Laßt uns begegnen mit Gewalt
Den Flammenschürern, Judenwürgern!
Was fragt der Schwarm in blinder Wut
Ob jener armen Hütten Glut,
Die seiner Rache Augenlabe,
Zur Fackel wird für eure Habe,
Zur Fackel wird für Mainz! Nehmt wahr,
Wie nah, wie drohend die Gefahr!
Greift zu den Waffen, treibt zu Paaren
Den Aufruhr, — sucht euch selbst zu wahren,
Und wahrt die Stadt zugleich!“ Es klingt
Sein Wort, als wär' es sturmbeschwingt,
Es widerhallt im Kreis der Hörer,
Der Laut des Zorns, der Furcht wird wach
„Frisch auf! Schlagt nieder die Zerstörer,
Sonst folgen wir den Juden nach!“

Herr Werner eilt, den Weg sich bahnend,
Die Straße durch, hinab, hinauf,
Durch alle Nebenhöfe, mahnend
Ruft er die Zögernden dort auf.
Bald steht um Gutenberg in Waffen
Ein stattlich Häuflein, höhnend gaffen
Die Schwärme, die, des Raubes satt,
Zurück sich wenden nach der Stadt.

Doch zeigt bei jedem Schritt sich stärker
Die Schar und mutig dringt sie vor,
Da tönt's herab vom hohen Erker
Des Hauses dicht am Judentor:
„Durch meinen Hof! faßt ihr die Rotten
Im Rücken nicht — bei Gott — so spotten
Sie eurer Schwäche noch!" Johannes
Vernimmt das Wort, er schaut empor,
Gestalt und Antlitz eines Mannes
Beugt aus dem Erker sich hervor:
Er trägt das Schwert, ein Panzerhemd
Von Mailand deckt die breite Brust,
Johannes sind die Züge fremd,
Doch Werner ruft: „Der Goldschmied Just!"
Die Bürger aber, ihn erschauend
Im Waffenschmucke, jubeln auf,
Und stürzen seinem Wort vertrauend
In das Gehöft im Sturmeslauf.
Johannes folgt, er fragt betroffen
Herrn Werner: „War zu früh mein Hoffen?"
Doch ehe dieser ihm erwidert,
Tritt von der Stiege Just und raunt:
„Herr Gutenberg, steht nicht erstaunt,

Ihr kennt dies Volk so tief erniedert, —
Ihr wißt, daß sie zu Euch sich scharen,
Weil Sorge um ihr Dach sie treibt,
Glaubt Ihr, daß sie in Kampfgefahren
Den Mut, den Furcht erweckte, wahren,
Sobald ein Weg zur Flucht verbleibt?
Durch meinen Hof zur Judengasse
Rasch ins Gewühl! Daß ich im Nu
Die Ausfallspforte schließen lasse,
Sobald wir draußen, schwör' ich zu!"
Johannes an des Goldschmieds Seite
Den Hof durchschreitend, ruft: „Verzagt
Kannt' ich die Mainzer nie im Streite,
Doch vorwärts, sei es wie Ihr sagt!"
So sprechend eilt er nach den Seinen.
Just blickt, der Pforte nahe schon,
An der die Bürger sich vereinen,
Auf Gutenberg mit halbem Hohn
Und halbem Mitleid: „Welch ein Ton!
Zählt Ihr zu denen, die erlesen,
Die sehend sind, und pfeift nun doch
Um Weltenlauf und Menschenwesen
Die alten Gimpellieder noch?!"
Johannes aber hört die Worte,
Die Kampfbereiten ordnend, nicht:
„Mainz sei die Losung! Schließt euch dicht!"
Just stößt mit seines Schwertes Knauf
Den Riegel weg, es kracht die Pforte,
Die jahrelang geschlossne, auf,
Ein greller Feuerschein umblitzt
Die Schar, sie stürmt durch Rauch und Brände,
Durch schwarze halbgestürzte Wände,

Durch Schutt und Trümmer gluterhitzt.
Noch dröhnt der Ruf mit wildem Schalle,
Der wie die Glocken nicht geruht:
„Blutsauger, Räuber sind sie alle,
Gott will's, Gott will's, erschlagt die Brut."

Da liegt die Gasse rauchumwallt,
Da tost die Masse dichtgeballt,
Und wie die Bürger Brust an Brust
Nachdrängen Gutenberg und Just,
So ist's, als sei das Tor der Hölle
Vor aller Augen aufgetan,
Und aus dem tiefen Pfuhle quölle
Die rote Lohe himmelan.
Die Häuser sind, die leichtentflammten,
Herabgebrannt, der wüste Kampf
Wogt gleich dem Ringen der Verdammten
Noch zwischen Trümmern, Schutt und Dampf.

Hier decken Leichen jede Schwelle,
Zertreten, halb verzehrt von Glut,
Dort schlägt sich auf erhöhter Stelle
Ein Schwarm — Verzweiflung lieh ihm Mut. —
Und wie beim Sturme Wog' auf Woge
Gedrängt und schäumend rollt zur Bucht,
Wälzt in den Hof der Synagoge
Sich Schar an Schar in jäher Flucht:
Seit Stunden rangen die Bedrohten
Nach diesem Hof durch Blut und Brand,
Bezeichnet ist der Weg mit Toten,
Mit weggeworfnem Gut und Tand,
Noch immer schnellen aus den Flammen
Gestalten Fliehender hervor,

Sie stürzen ächzend bald zusammen,
Erreichen bald des Hofes Tor.
Noch rast das Volk! Es trieft vom Schweiße
Der Mörderarbeit Stirn um Stirn,
Und brandgeschwärzte, fieberheiße
Gesichter tauchen auf im Kreise
Verzerrt, bespritzt von Blut und Hirn.
Schon streitet voller Zorn die Meute,
Den Fuß auf der Erschlagnen Haupt,
Und hadert grimmig um die Beute,
Die kaum die Mörderfaust geraubt!

Das Höllenbild erblickend, schaudern
Zurück die Bürger, ohne Zaudern
Ruft Just: „Hier ist nicht Raum zur Flucht,
Werft auf die Scharen euch mit Wucht,
Die blutig hadern!“ Und zusamt
Johannes, dessen Zorn entflammt,
Stürmt er den Zagenden voran,
Bricht sich mit scharfen Schlägen Bahn.
Im wilden Anlauf hat Johannes
Den ersten Mörderschwarm erreicht,
Der schon beim Zornruf eines Mannes
Die Opfer läßt und fluchend weicht;
Herr Werner eilt hinweg vom Streiten
Zum nächsten Haus, das Schutz verheißt,
Und sammelt schirmend die Befreiten,
Die Gutenberg dem Tod entreißt.
Verwirrt, betäubt vom Nieerhörten,
Doch mutig trotzend der Gefahr,
Dringt durch die Massen, die empörten,
Mit Faust und Schwert die Bürgerschar.

Sie teilt die wüsterregten Fluten
Mit starkem Andrang, treibt im Nu
Die Mörderrotten zwischen Gluten
Die Gasse hin dem Tore zu.
Bestürzt vom Angriff, hart bedrängt,
Vom Mord emporgescheucht, zersprengt,
Begierig ihren Raub zu wahren,
Verschwinden ganze Plünderscharen.
Nur an der Synagoge Toren
Ballt sich die Masse dicht und fest:
„Erschlagt die Brut im Fluch geboren!
Reißt aus des Unkrauts letzten Rest!“
So bieten in geschlossner Runde
Die Rasenden dem Andrang Trutz —
Schon klingt es aus der Bürger Munde:
„Wir kämpfen nicht zum Judenschutz.
Zurück, Herr Just, und laßt uns sorgen,
Den Brand zu löschen, der uns droht,
Was kümmert Euch, wenn wir geborgen,
Der Juden Leben oder Tod?“
Just lacht zu diesem Ruf. Johannes
Vernahm ihn nicht, denn eben faßt
Nach seinem Arm in wirrer Hast
Die Rechte eines fremden Mannes.
Der Mantel, faltig umgeschlagen,
Verhüllt sein Angesicht, und schützt
Den schlanken Knaben, der mit Zagen
Sich auf den Unbekannten stützt.
Johannes blickt erstaunt auf beide,
Da raunt ihm jener zu: „Habt acht,
Ihr kennt uns nicht in diesem Kleide,
Das Rettung mir und Ruth gebracht!

Herr Marco hat uns so dem Grimme
Des Volks entrückt, — er trieb uns fort
Zu Meta hin!" — Beim ersten Wort
Erkennt Johannes Wolfgangs Stimme,
Und trotz der Hüllen nimmt er wahr,
Wie bleich und tief verstört das Paar.
Kaum aber klang aus jenes Munde
Der Name Marco, so erblaßt
Johannes selbst und forscht mit Hast:
„Marco in Mainz zu dieser Stunde?
In Rabbi Amnons Haus? Wo habt
Ihr ihn und Judith dann verlassen?
Ihr sucht den Rettungsweg und gabt
Die Ärmsten preis der Wut der Massen?"
Doch Wolfgang spricht: „Ihr kämt als Mahner
Bei Gott zu spät! Der Venetianer
Trieb mich zur Rettung Ruths allein,
Er selbst gelobte unter Schwüren,
Den Rabbi und die Maid zu führen —
Sie werden längst geborgen sein!"
Da überfliegt Johannes' Züge
Ein finstrer Schatten. „Lüge! Lüge!"
Stößt er hervor — erschrocken beben
Die kaum Geretteten, doch er
Faßt Wolfgangs Hand: „Kein Zögern mehr,
Dort winkt euch Rettung, winkt euch Leben!
In Werners Schutz und diesen Hüllen
Erreicht ihr Meta unerkannt,
Grüßt mir mein Weib, ich will erfüllen,
Was ich gelobt!" — Und rasch gewandt
Zur Schar der Bürger, ruft er mahnend
Die Weichenden noch einmal auf,

Dringt, wie zuvor die Wege bahnend,
Durch das Gewühl in raschem Lauf.
Just sieht erstaunt, daß halb bezwungen
Von Gutenberg und seiner Glut
Verstummen die bewegten Zungen,
Daß neu erwacht ein rauher Mut.
Wo aus den Höfen flehend Jammern
Beraubter und Bedrohter dringt,
Selbst, wo aus brandumschlossnen Kammern
Ein letzter Hilfeschrei erklingt,
Und ihn vernimmt Johannes' Ohr,
Stürmt er hinzu, klimmt er empor!
Gefolgt von wenig treuen Bürgern
Eilt er den Kämpfenden voraus,
Dem Feuer hier und dort den Würgern
Entreißt er Opfer Haus um Haus.
Doch alle seine Blicke fliegen
Nach Rabbi Amnons Tür, und jetzt,
Als er von Zorn und Grimm gehetzt,
Mit wildem Sprung erreicht die Stiegen,
Steht er vor jenem Haus allein
Und stürzt sich ohne jedes Sinnen
Zum branderhellten Flur hinein!
Johannes' schwere Tritte schrecken
Ein plündernd Mörderpaar empor,
Und vor dem Weg zum Söller strecken
Sich rost'ge Hellebarden vor.
Er aber bricht mit wildem Schlage
Des Schwertes Bahn sich durchs Gemach,
Ein Sturz zu Boden, laute Klage,
Verröchelnd Fluchen hallt ihm nach;
Von oben klingt ein Hilferufen,

Die Stimme Judiths, und die Stufen,
Die altersmorschen, brechen schier,
Da er empor sich schwingt verwegen, —
Vom Söller her tönt ihm entgegen
Ein Wutschrei der enttäuschten Gier!
Dort tönt der Schrei, dort lehnt am Rande
Des Söllers Marco, mit Gewalt
Schlang er die Arme fest wie Bande
Um Judiths blühende Gestalt,
Des Mädchens Schleier fielen nieder,
Des Busens Spange ward gelöst,
Und ihres Leibes schlanke Glieder
Sind halb verhüllt und halb entblößt.
In zitternder Erwartung glühte
Das dunkle Auge Marcos und
Der Jubel: „Mein die holde Blüte!"
Zuckt noch um seinen bleichen Mund.
Jetzt, da mit letzter Kraft der Stimme
Johannes ruft: „Laß ab von ihr!"
Fährt er empor mit jähem Grimme:
„Wer sucht in dieser Nacht dich hier?
Im Bett Frau Metas wohlgeborgen
Hab' ich Herrn Gutenberg geglaubt,
Und meinte schier, es sei erlaubt,
Nun für die eigne Lust zu sorgen!"
Aus seinen Armen läßt er fallen
Die Jüdin, um das Schwert zu ziehn,
Johannes in des Zornes Wallen
Wirft zwischen Judith sich und ihn,
Er schleudert Marco nach der Schwelle,
Sein Auge flammt bei dessen Hohn,
Er herrscht ihn an: „Hinweg zur Stelle!"

Mit der Verachtung bittrem Ton,
„Verzeih mir Gott in seiner Gnade,
Daß ich mit dir auf einem Pfade
Gewandelt je! Du hast gewußt
Um Brand und Mord! hast sie geworben!
Nur um zu frönen deiner Lust,
Sind blutig Hunderte verdorben!“
Doch Marco spricht mit Hohngelächter:
„So hättest du, der Tugendwächter,
In alter Zeit vielleicht getan,
Kam dich ein gleich Gelüsten an.
Du wärst der Mann, der fällt den Baum,
Wenn seine Frucht zu fern dem Munde,
Ich nütze nur die Gunst der Stunde
Zu jeder Frist, in jedem Raum!
Hort deiner Stadt! hab' besser acht,
Wozu so heller Brand entfacht!
Verdopple deine fromme Hut,
Und sei gefaßt auf harte Proben!“
Und rasch mit einem Blick voll Glut
Auf Judith, die sich halb erhoben,
Schwingt Marco sich vom Söllerrand,
Verschwindet mitten durch den Brand,
Der rings den Hof umlodert! Grimmig
Blickt Gutenberg ihm nach, da schallt
Von draußen wieder tausendstimmig
Der Schlachtruf, der die Nacht durchhallt.
Johannes drängt mit kurzen Fragen
Auf Judith ein: „Wo blieb dein Ahn?“
Das Mädchen schluchzt: „Ich sah ihn tragen
Zum Synagogenhof hinan!
Ich sollt' ihm folgen im Geleite

Des Welschen, welchem wir geglaubt, —
Er riß von Rabbi Amnons Seite
Mich wie der Wolf, der Lämmer raubt!"
Da, eh' sie noch ihr Wort geendet,
Zuckt sie zusammen, todesbang
Und starren Blicks zum Flur gewendet,
Der neu erfüllt von Waffenklang.

Johannes springt hervor, entschlossen,
Die Stirn zu bieten der Gefahr:
Doch Just mit seinen Kampfgenossen,
Dem Söller nahend, nimmt er wahr,
Ihr Ruf erscholl am Tor, sie klimmen
Mit Flüchen aufwärts, rauhe Stimmen
Durchklingen lärmend Hof und Haus:
„Herr, seid Ihr toll? Ihr stürmt voraus,
Als wie Sankt Jörg, der, gottgeschützt,
Ein Heer von Feinden niederblitzt.
Eilt Euch! Herab zu uns! Der Wut
Der Flammen haltet Ihr nicht stand,
Herab, schaut auf, wie nah die Glut!
Die Synagoge steht in Brand!" —
Johannes eilt bei dieser Kunde,
Die wie ein Blitz ins Herz ihm schlägt,
Hinab zu der bewehrten Runde,
Indem er Judith schirmend trägt.
Er blickt umher: „Wer ist bereit
Und führt die Dirne fern vom Streit?"
Zwei Bürger rufen: „Herr, wir geben
Zu Werner ihr Geleit!" Er schaut
Auf beide prüfend: „Ehr' und Leben
Des Mädchens sei euch denn vertraut!"

Und nun mit flammendem Gesicht,
Mit letzter Kraft der Rede wendet
Johannes sich zum Kreis, der dicht
Um ihn geschart: „Noch nicht beendet
Ward unser Tagwerk! Trutz den Rotten,
Die neuen Brand geschürt! Sie spotten
Des Eifers, der uns treibt! Sie drohn
Mit heißer Glut für kaltes Eisen:
Laßt uns dem wüsten Schwarm zum Hohn
Die Opfer aus den Flammen reißen!
Zur Synagoge!“ Und ergriffen
Erhebt die Schar bei seinem Wort
Die Waffen, schneidig, blankgeschliffen,
Des Führers Drängen reißt sie fort.
Im wilden Tosen unvernommen
Erstickt des Zagens Laut — erklommen
Hat Gutenberg den Söller wieder,
Ihm folgt die Schar; er schwingt beherzt
Ins brennende Gehöft sich nieder,
Das heiße Antlitz rauchgeschwärzt!
An seine Seite drängt im Laufe
Sich Just: „Wie schätzt Ihr unsre Kraft?
Wollt Ihr von Blut- und Feuertaufe
Erretten all die Judenschaft?
Meint Ihr, nur Amnon den Rabbiner
Zu schützen? Sprecht! Der Teufelsdiener,
Wie ihn der Christenpöbel schmäht,
Wiegt alle Glatzen, stolzgebläht
Im Mainzer Sprengel auf! — Ich halte
Für ihn zu Euch! Doch nur der Alte
Und nicht sein schmutzig Volk ist wert,
Für ihn zu brauchen Arm und Schwert!“

Doch Gutenberg, gemahnt vom Schalle
Des Sturmes, eilt voran und ruft:
„Nicht nur den Rabbi — alle, alle,
Die Hilfe flehn, entreißt der Gruft!"

Ihm folgend stürzt die Schar entgegen
Der Synagoge, heißer Regen
Von Feuerfunken schlägt ihr dicht
Aus Wolken Qualms ins Angesicht.
Sie drängt, die Waffen vorgestreckt,
Gleich einem Keil sich in die Masse,
Die hier den Platz und dort die Gasse
Umschließt, erfüllt und dicht bedeckt.
Sie sieht zum Himmel, den das Grau
Der Dämm'rung bleicht, die Flammen ragen,
Die aus dem alt verfallnen Bau
Und seinen engen Höfen schlagen.
Des Vorhofs Tor, die Pforten alle
Sind fest verrammt, zu dichtem Walle
Gewalt'ge Scheiter rings gehäuft,
Bedeckt mit Stroh, mit Harz beträuft.
Gestalten nahn, die Glut zu schüren,
Von Augenblick zu Augenblick,
In wilden Sprüngen sich den Türen
Und eilen in den Kreis zurück,
Den tausend Rasende geschlossen,
Von ungestillter Wut erfüllt,
Der in die Höfe, glutumflossen,
Die Not, den Tod verhöhnend brüllt.
Noch einmal dröhnt der Glocken Stimme
Vom hohen Turme durch die Nacht,
Noch einmal scheint zu neuem Grimme
Der Schlachtruf aller hier erwacht.

Er hallt in tausend wilden Tönen,
Er übertäubt das Todesstöhnen
Im Synagogenhof, er steigt
Zum schrillen Wutgeheul, wo drängend
Das Häuflein Gutenbergs sich zeigt,
Den Kreis des Todes rasch zersprengend.
Doch, stieg er noch so wild empor,
Johannes hat erreicht das Tor.
Es stößt Herr Just, mit grimmem Spotte,
Den Glutstoff, der emporgetürmt,
Hinweg und mitten in die Rotte,
Die heulend, drohend ihn umstürmt,
Sie weicht mit Flüchen — auf Minuten
Ist frei der Pfad — und durch die Gluten,
Durch das Getos zum Hof hinein
Ruft Gutenberg: „Erschließt die Pforten,
Wir retten euch!" — Doch seinen Worten
Folgt der Verzweiflung Weheschrei'n.
Just schwingt sich auf des Tores Balken,
Mit scharfem Auge gleich dem Falken
Durchspäht er drinnen das Gewühl,
Und zürnt: „Herr Hans, wir waren Toren,
Erspart Euch Müh' und Wehgefühl,
Schaut selbst — die Schächer sind verloren!"
Johannes hat, eh' Just gesprochen,
Das Tor erklimmt — noch ruft er: „Nein!"
Doch fällt sein Blick, wie halb gebrochen,
Auf Bilder, die im Flammenschein
Gleich wüsten Träumen ihn durchschauern:

Dicht an der Synagoge Mauern,
Die krachend niederstürzen, preßt

Die Schar der Juden sich zusammen,
Und trotzt auf ihrer Habe Rest
Mit wildem Hohngeschrei den Flammen.
Entgegen aus der dunkeln Masse,
Die sich zum Todeskampf umflicht,
Ruft Mund um Mund mit wildem Hasse:
„Wir wollen Eure Rettung nicht,
Ihr sucht das Gold, das wir geborgen,
Als Bettler sähen wir den Morgen,
Um Gold erschlagt Ihr uns — was geizt
Ihr nun mit unserm Blut und Leben?
Mögt Ihr, was Eure Gier gereizt,
Aus unsrer Asche wühlend heben!“
Johannes hört die Rufe schallen,
Und jeder Zugang ist versperrt,
Des Brandes grelle Lichter fallen
Nur auf Gesichter, hohnverzerrt.
In Gruppen, die sich dichter schmiegen,
Sieht er Ergebung, grimmen Haß
Mit jähem Wechsel überfliegen
Gar manches Antlitz, todesblaß.
Hochaufgerichtet in der Schar
Steht Rabbi Amnon — im Talar,
Um den die roten Flammen lecken,
Gleich wie Elias, der Prophet!
Es tönt, ein letzter Trost im Schrecken,
Aus seinem Mund das Stoßgebet:
„Hör', Israel, der Herr dein Gott
Ist einzig, ewig!“ — Bei dem Klange
Verstummen Hohngeschrei und Spott,
Er hallet dumpf im Kreise wider,
Doch Gutenberg im heißen Drange

Stürzt in den Flammenhof sich nieder:
„Ich will sie retten!“ Aufgestoßen
Hat er das Tor! Mit Kraft und Mut
Reißt er von den Besinnungslosen
Ein Weib hinweg, die in die Glut
Schon taumelt, aber liebeswarm
Zu schützen sucht das Kind im Arm.
Vor seinem Fuß rollt krachend nieder
Das glühende Gebälk — er sinkt
Zu Boden, rafft empor sich wieder,
Und sieht, daß Just ihn rückwärts winkt.
Da schlagen höher auf die Flammen,
Da facht der Morgenwind den Brand,
Und prasselnd, dröhnend stürzt zusammen
Der Synagoge graue Wand;
Im Glutgewog verschwinden alle,
Die sich gedrängt bei ihrem Tor, —
Und draußen schlägt mit wildem Schalle
Ein letzter Jubelruf empor!
Dann wird es plötzlich stumm im Volke,
Sie fliehn, das Ende nicht zu schau'n! —
Hoch wallt der Dampf, in schwarzer Wolke
Die Stätte voller Blut und Grau'n,
Die weiten Höfe rings erfüllend,
Und vor dem Tage, der erwacht,
Noch einen Augenblick verhüllend
Die Gräuel alle dieser Nacht!

Der Reichstag.

Der goldne Herbst reift warm und sonnig
Der Trauben Gold entlang den Rhein.
Noch sind die Tage licht und wonnig,
Noch lockt hinaus der Sonnenschein,
Doch Gutenberg und Meta lassen
Ihr enges Haus, in dunkeln Gassen,
Nur kurze Stunden noch allein,
Denn drinnen, in dem hohen Zimmer
Umwebt ein Leuchten sie, ein Schimmer,
Der goldner als der Sonnenschein!
Und wärmer als die Mittagsonne,
In der die Flur so herbstlich ruht,
Durchhaucht mit süßer Lenzeswonne
Sie ihrer Liebe junge Glut.
Was Gutenberg in tausend Stunden
Geträumt, gehofft und tief entbehrt,
Hat er in Metas Arm gefunden:
Das Glück ist bei ihm eingekehrt!
Die Stunden und die Tage rinnen
Für Hans dahin im alten Gleis —
Er steht an seinem Werk mit Sinnen,
Verdoppelnd Kraft und stillen Fleiß,
Er schreitet, mit dem Tagesstrahle

Wie sonst voll Ernst zum Rathaussaale,
Er trägt die Müh'n, den Groll, den Neid,
Den alten Zwist, das alte Leid.
Er wehrt dem Unheil, schlichtet Klagen,
Vom Morgen bis zur Nacht nicht matt,
Er wacht, wie in vergangnen Tagen,
In Sorgen ob der Vaterstadt.
Er steht im alten Zwang und Bann,
Und doch — er ist ein andrer Mann!
Von seinem Antlitz fiel die Hülle
Der Schwermut, die ihn sonst bedrückt,
Aus seinem Auge strahlt die Fülle
Des Lebens, das ihn jetzt beglückt.
Beflügelt ward sein rascher Gang,
Und heller seiner Rede Klang,
Nach seiner Träume tiefstem Sinn
Geht Tag um Tag ihm klar dahin. —
Wie anders, wenn im Abendstrahle
Er sonst gekehrt vom Rathaussaale,
Sein Haus gesucht mit müdem Tritt —
Wie anders heute Blick und Schritt!
Gemach und Flur erglänzt in Helle,
Entgegen eilt ihm auf der Schwelle
Schon Meta mit der Liebe Kuß,
Und froh erklingt Frau Irmgards Gruß.
Erwartend hängt an seinem Munde
Der Frauen Blick — denn eine Kunde
Schwebt auf den Lippen ihm, beschwingt,
Da er sein junges Weib umschlingt.
Und als sich Meta ihm entwunden,
So ruft Johannes froh: „Gefunden
Ward heute der ersehnte Mann,

Zu lösen meines Werkes Bann!
Den Goldschmied Just, der in dem Streite
Der Judennacht so wacker focht,
Hab' ich mit schlichtem Wort vermocht,
Daß er mir helfend tritt zur Seite.
Nun wird mein Traum Gestalt gewinnen,
In Schaffen wandelt sich mein Sinnen,
Und weit in alle Welt hinaus
Strahlt Licht aus diesem engen Haus —
Und alles Licht strahlt mir zurück
In dir mein Herz, in dir mein Glück!"

Mit frohem Ruf umfängt den Gatten
Frau Meta — doch ein flücht'ger Schatten
Zeigt sich auf Irmgards Angesicht,
Die zögernd „Just? der Goldschmied?" spricht.
Johannes aber sieht im Feuer
Der Rede nicht, daß Irmgard zagt,
Und hört es nicht, als sie ihm sagt:
„Des Goldschmieds Hilfe kaufst du teuer!"
Er ruft: „Der Tag hat wohl begonnen,
Ein hohes Glück kommt nie allein,
Aus Kortryk traf die Botschaft ein,
Daß Ruth und Wolfgang frei entronnen.
Vom Tage, wo ich sie geleitet
Aus Mainz mit seinem Schutt und Blut,
Hat Gottes Fittich sich gebreitet
Ob unsrem Paar in treuer Hut.
Der Name Ruth ist schon gestorben,
In Kortryk steht Marias Herd,
Und die in Stürmen er erworben
Hält Wolfgang über alles wert.

Nur Judith riß vom Schwesterherzen
Sich los, sie will nicht Christin sein,
Und hegt nun der Erinn'rung Schmerzen
Bei ihrem Volk zu Köln allein!"

Ein Schweigen folgt Johannes' Rede —
So licht war jeder Blick zuvor,
Jetzt steigt die Nacht voll Brand und Fehde,
Voll Blut und Todesgrau'n empor,
Jetzt sind des Herdes frohe Flammen
Erinn'rung nur an Schutt und Brand —
Frau Meta schauert leis zusammen,
Doch Gutenberg faßt ihre Hand:
„Will's Gott, so war die Nacht die letzte,
In welcher Mainz so schwer bedroht!
Der Welsche, der die Juden hetzte
In jener Nacht zum Feuertod,
Ist spurlos aus der Stadt verschwunden,
Und mit ihm schwand Verrat und Groll,
Die Bürgerschaft steht neu verbunden
Zur Stadt in Treuen, wie sie soll!
Wir atmen auf nach bangen Wochen,
Der Judensturm, so hart er traf,
Hat doch des Fürsten Zorn gebrochen,
Und plötzlich sinkt sein Groll in Schlaf.
Wenn Mainz den Aufruhr nicht bezwungen,
Wär' er gewaffnet eingedrungen —
Gerüstet stand er und bereit,
Doch nun der wackre Plan mißlungen,
So harrt er lauernd bessrer Zeit.
Die dunkle Wolke will sich lichten,
Die über Mainz bedrohend stand,

Ein Reichstag soll den Zwist uns schlichten,
Der mit dem Erzbischof entbrannt.
Des Kaisers Briefe sind ergangen
Ins Land! Beim ersten Lenzesprangen
Sieht Mainz des Reiches Herrlichkeit
In seinen Mauern stattlich tagen,
Der Reichstag richtet tausend Klagen
Und mag auch sühnen unsern Streit.
Licht wird's auch draußen, seit im Herzen,
Mir leuchtet deiner Liebe Strahl,
Zu Sinn ist mir, als dürft' ich scherzen
Mit allem, was einst schwere Qual!
Mit deiner Jugend Licht und Blüte
Zog Mut und Hoffnung bei mir ein!"
Und neu umfängt er die Erglühte,
Im Antlitz lichten Sonnenschein.
Frau Irmgard aber, die den düstern
Und bangen Schatten nicht verscheucht,
Fragt mitten in das Liebesflüstern:
„Was hat die Härte Just's gebeugt?
Was fordert er als dein Genoß?
Hast du auf Schutz für dich gesonnen?
Noch keiner hat sich Trost gewonnen,
Der je an Just sich enger schloß!"
Da lacht Johannes hell und heiter:
„Du sorgst zu bang! Das Werk bleibt mein!
Just fordert und begehrt nichts weiter,
Als den Gewinn, der redlich sein.
Und eidlich muß ich ihm geloben,
Bis zu des Werkes ersten Proben
Geheim zu halten unser Tun,
Doch nicht zu rasten und zu ruhn.

Du siehst, nach allem heißen Ringen,
Nach tausend Stunden, dumpf und zag,
Will frei mein Traum hinaus sich schwingen,
Kommt der Erfüllung lichter Tag!
Sein Bild hab' ich hindurch getragen
Durch meines Lebens wirre Flut,
Wie sollt' ich heut' an ihm verzagen,
Da mir das Glück am Herzen ruht?!"

Wie rollt am glückerfüllten Sinn
So leicht, so rasch die Zeit dahin.
Als läg' der Schnee auf Flur und Hag
Nur einen kurzen Wintertag,
Als brause Stunden nur der Ost,
Als banne Tage nur der Frost
Ins Haus und an des Herdes Glut
Des jungen Paares Lebensmut,
Ist flüchtig Mond um Mond getauscht,
Und ist der Winter schon entrauscht! —

Seit Wochen wogt ein Männerstrom
Durchs goldne Mainz! Kaum faßt der Dom,
Der sonst zur Frühemette leer,
Die Schar der fremden Beter mehr;
Kaum zählt ein Pförtner noch im Drang
Des Tages die bestaubten Scharen,
Die bis zum Sonnenuntergang
Daher auf allen Straßen fahren.
Es naht sich Reiterzug um Zug,
Im Stalle drängt schon Bug an Bug;
Mit Gästen füllt sich Haus um Haus,
Und jeder Platz mit wildem Braus.

Durch alle Gassen streicht in Schwärmen
Das fremde Volk, Zugvögeln gleich,
Dazu ein Zankgewirr, ein Lärmen,
Just wie im heil'gen röm'schen Reich.
Noch ist der Kaiser ausgeblieben,
Noch fehlt, von seiner Wähler Zahl,
Der Pfälzer zu der heil'gen Sieben,
Und manches Haupt im Fürstensaal,
Noch fragen sich die Städteboten:
Beschicken Köln und Ulm den Tag?
Doch wo, bei fröhlichem Gelag,
Ein Häuflein zecht vom neuen Roten,
Wo in der Herberg', enggepreßt,
Ein Schwarm sich drängt aus Ost und West,
Tost auch ein Streiten bis zum Schlagen,
Ein Zwist mit Worten, schwer und voll,
Als säße schon seit vielen Tagen
Der Reichstag, der beginnen soll.

Zum Hofe Just's, in dunkle Zimmer,
In die der Frühlingssonnenschimmer
Nur spärlich fällt, dringt auch der Braus
Von Stadt und Straßen nur verhallend,
Kein Lärm von Gästen, laut erschallend,
Durchklingt das fest verschloßne Haus,
In dem Johannes einsam schafft
Und drei Gesellen — streng in Haft
Von Just seit Monden schon gehalten —
Auf sein Geheiß am Werke schalten.
Kein Streit erfüllt den stillen Raum,
Kein Jubel hemmt das Werk der Stunde,
Ein Laut der Weisung tönet kaum

Aus Gutenbergs geschloßnem Munde.
Sein Auge weilt in ernstem Schweigen
Auf all' den tausend neuen Zeichen,
In Holz geschnitzt, in Erz gegossen,
In Reihen hier und dort geschlossen,
Den Boden wie den Sims beschwerend,
Mit jedem neuen Tag sich mehrend.
Auf seiner Stirn, in tiefen Falten,
Ruht ernste Sorge mehr und mehr,
Sein alter Traum gewinnt Gestalten
Doch unter Mühsal streng und schwer.
Wie sind gelähmt der Hoffnung Schwingen,
Auf Wirken, rasch wie Blitz und Schlag,
In saurem Schweiße gilts zu ringen
Mit sprödem Stoffe Tag um Tag.
Er scheucht des Zweifels dunkle Schatten,
Die ihn bedrängen immer neu,
Und ohne Rast und ohn' Ermatten
Bleibt er dem hohen Traume treu.
Er drängt sich selbst, drängt die Gesellen,
Kein müßig Wort wird hier getauscht,
Indes in immer höhern Wellen
Der Strom des Lebens draußen rauscht.
Johannes ist zu Sinn, als treibe
Ihn das Getös mit Macht, als bleibe
Die nächste Stunde ihm allein,
Als müsse jetzt in wenig Tagen,
Was er durch Jahre still getragen,
Errungen und vollendet sein! —

Wer, der den stummen Hof durchschritte,
Und träte in der Werkstatt Mitte,

Und säh' Johannes' eifrig Tun,
Und säh' die Hände, die nicht ruhn,
Wer ahnte, daß ein Festtag heut',
Wenn nicht der Glocken hell Geläut
Die Luft zu seinem Ohre trüge?
Wenn nicht des fernen Jubels Schall,
Gleich Wogen, über Tor und Wall
Und durch der Höfe Mauern schlüge!
Wer, der in dieser Räume Enge
Das Schaffen ohne Rast erblickt,
Erriet, daß Mainz sich mit Gepränge
Den Kaiser zu empfangen schickt?
Es ist, als habe Herr Johannes
Sein Auge wie sein Ohr gefeit,
Und halte, kraft gewalt'gen Bannes,
Beim Werke, dem er sich geweiht,
Die Männer, die ihm treu gesellt,
Mit ihm vergessen Zeit und Welt.
Sie stehn hier innen, nimmer matt,
Indes sich draußen schmückt die Stadt,
Indessen jedes Haus verlassen,
Und wogend Volk in allen Gassen
In Festtagskleider wohl gehüllt,
Mit Jubelruf die Lüfte füllt.
Durch trübe bleigefaßte Scheiben
Dringt Lärm und Brausen — doch es scheint,
Daß Gutenberg dem lauten Treiben
Nicht einen Blick zu gönnen meint.
Der jüngste nur der Werkgenossen,
Der Peter Schöffer, späht und spürt
Im Nebenraume, sonst verschlossen,
Am Fenster, das zur Straße führt.

Und plötzlich, durch der Arbeit Stille,
Klingt seine Stimme hell genug:
„Wir wollen schaun — ist's Euer Wille —
Von hier herab den Kaiserzug!
Gönnt uns die Stunde! Unsre Seelen,
Herr Hans, sind nicht von Eurer Art,
Daß wir beim Feste draußen fehlen,
Dünkt uns schon sattsam herb und hart!"
Die beiden andern nicken lachend,
Johannes blickt gleichwie erwachend,
Vom Werke auf: „So nah dem Ziel,
Lockt euch hinweg das bunte Spiel?"
Doch tritt er, folgend ihrem Rufe,
Mit ihnen auf des Erkers Stufe.
Sie lehnen sich am Fenstergitter,
Von Zeit und Alter rostig braun,
Hinab auf Grün und goldne Flitter
Und wogend Volksgewühl zu schaun!
Da lachen der Gesellen Mienen:
Hell ist der Häuser dunkler Bau
Von Frühlingssonne überschienen,
Und lockend leuchtet über ihnen
Ein lustig Stück vom Himmelsblau.
So weit sie blicken können, heben
Sich Ehrenbogen, Haus an Haus
Und zwischen ihnen quillt, voll Leben,
Dem Kaiserzug das Volk voraus;
Durch all' die grünen Tannenpforten
Drängt sich in Reihen, Arm an Arm,
Vom Wein erregt und lauten Worten,
Vorüber ein erhitzter Schwarm.
Dann schallen Pauken, dröhnen Zinken,

Es blitzen Schilde, Wappen blinken,
Vom Huf der Rosse dröhnt die Gasse,
Zur Seite weicht die Gaffermasse,
Und dichtgeschart, in Prunkgewanden,
Umgeben von bewehrtem Troß,
Nahn sich aus hundert deutschen Landen
Die Herrn und Fürsten hoch zu Roß!
Es folgt — und neuer Jubel gellt —
Ein Zug Trabanten, Edelknappen,
Des Kaisers Banner luftgeschwellt,
Der Kaiser auf geschmücktem Rappen,
Die breite, stattliche Gestalt
Vom Purpurmantel überwallt!
Dem Kaiser dicht zur Seite reitet
Von Mainz der Kurfürst, finster gleitet
Sein Auge auf dem Häuptermeer,
Dem wogenden des Volks, umher;
Und finstre Blicke treffen wieder
Den Fürsten aus der Bürger Reihn,
Sein Anblick schlägt bei vielen nieder
Die Lust am Prunk und goldnen Schein.
Doch frischer Jubel rauscht gewaltsam
Dem Zug vorauf, den Zug entlang,
Der leuchtend, schimmernd, unaufhaltsam,
Den Weg sich bahnt durch allen Drang.

Und wie Johannes niedersieht
In das Gewog', in das Gepränge,
Umjauchzt von angetrunkner Menge,
Die mit dem Haupt des Reiches zieht,
Wie auf den Prunk der Macht hernieder
Sein Auge fällt und kehrt dann wieder

In das Gemach zurück zur Rast,
Zu all den Zeichen, hochgeschichtet,
Zu seiner Presse, halb errichtet,
Da weiß er kaum, was ihn erfaßt;
Was ihn durchschauert, ihn wie zwingend
Zur Arbeit treibt, indes die drei,
Des Glanzes Rest mit Augen schlingend,
Am Fenster weilen frank und frei!
Sie folgen endlich seinem Mahnen,
Doch ihre Hilfe wird ihm kaum,
Von Rossen, Helmen, Wappen, Fahnen,
Von Reich und Kaiser schwirrt's im Raum.
Er aber hört in seinem Drange
Von allem nichts, er müht sich heiß,
Bis weit nach Sonnenuntergange,
An seinem Werk trotz Staub und Schweiß.
Er ordnet wieder seine Zeichen,
Hebt sie zur Presse, steht und sinnt,
Bis die erhellten Mienen zeigen,
Daß er im Prüfen Licht gewinnt.
Und als im Dämmerschein Herr Fust
Das düstere Gemach betritt,
Da ruft Johannes: „Laßt das Fragen,
Noch preßt ein Zweifel mir die Brust,
Doch weiß ich auch: Der letzte Schritt
Zum Ziel geschieht in wenig Tagen!“

Es nickt Herr Fust mit halbem Glauben,
Johannes rüstet sich zum Gehn,
Indes beim goldnen Blut der Trauben,
Beim Mahle die Gesellen stehn.
Sie wissen sich von Fust behütet

Durch Tag und Nacht in strengster Haft,
Nur ihrem Leibe wird vergütet
Die quälende Gefangenschaft.
Und wenn sie fügsam sonst dem Zwange,
Sie atmen heute schwer gepreßt,
Als Gutenberg mit raschem Gange
Gemach und Hof und Haus verläßt.

Er tritt durchs Tor! Schon ward es Nacht,
Doch neues Leben scheint erwacht.
Noch füllt die Menge ungeteilt
Die Straßen, die sein Fuß durcheilt.
Zum Haus der Deutschherrn, das als Gast
Der Kaiser ehrt, drängt ohne Rast
Heran des Volkes laute Flut,
Sie bricht durch der Trabanten Reihn,
Wogt auf und ab, im roten Schein
Der rauchumwallten Fackelglut,
Sie jauchzt am Tor, der Lust nicht satt,
Und füllt mit frohem Lärm die Stadt.
Johannes spricht für sich: „Sie hoffen
Von heut' an auf die goldne Zeit!“
Da hört er zweifelnd und betroffen
Manch Zornwort, halb versteckt, halb offen,
Durch all' die frohe Trunkenheit.
Ein Murren: „Hat es so begonnen?“
Ein trotzig Rufen: „Seht euch vor —
Der Tücken sind noch viel gesponnen!“
Schlägt deutlich an Johannes Ohr.
Die Sprecher kann er in den Scharen,
Die jubelnd toben, nicht gewahren,
Doch wenn die Ungeduld der Liebe

Ihn nicht zu Meta heimwärts triebe,
Er schritte nach dem dunkeln Klang,
Der ihn so wundersam durchdrang.
Jetzt aber kämpft er durch die Welle
Des lauten Volkes, Schritt für Schritt,
Bis er, aufatmend, seine Schwelle
Und seines Hauses Flur betritt.

Der Lärm der Straße braust ihm nach,
Doch führt die hohe Tür zur Ruh,
Der Leuchte, die aus dem Gemach
Begrüßend schimmert, eilt er zu.
Entgegen tritt, wie jeden Abend,
Ihm Meta, seine Seele labend
Mit ihrem Gruß, ihr Antlitz strebt
Nach Heiterkeit, in frommer Lüge,
Er aber, sie umfangend, bebt
Beim ersten Blick in ihre Züge,
Er führt dem Licht sie prüfend nah:
„Was traf dich, Meta? Was geschah?"
Sie zittert, schwere Tränen rollen
Von ihrer Wange, die sich doch
Vor seinem Blick verbergen wollen,
Sie schluchzt: „Johannes, fragst du noch?
Wo säumten Gottes Cherubim
Zu Gerhards Schutze? Längst ist ihm
Vom Erzbischof der Tod geschworen,
Er ward verraten — ist verloren!"
Johannes hört ihr Wort erblassend,
Und sich zur Frage mühsam fassend
Ruft er: „Was ist dem Greis geschehn?
Noch heute ward er frei gesehn!"

Sie aber: „Durch die Ehrenbogen
War kaum der Kurfürst eingezogen,
So flogen seine Kerkerboten
Zu Pater Gerhards Kloster hin;
Die Brüder suchten den Bedrohten
Zu bergen — er, mit stolzem Sinn,
Bot sich den Schergen furchtlos dar,
Und sprach, es sei des Kaisers Aar
Mit seinem Fittich allezeit
Ein Schirmer der Gerechtigkeit.
Der Erzbischof ließ ihn in Ketten
Zum Kerker führen, ungesehn.
Und nichts, den edlen Greis zu retten,
Ist bis zur Stunde noch geschehn!"
Betäubt steht Gutenberg vom Schlage,
Vom ungeahnten des Geschicks,
Doch ruft er nun, bei Metas Klage,
Mit neuem Leuchten seines Blicks:
„Getrost! Daß ihm der Kurfürst droht,
Ist noch Verderben nicht und Tod.
Wir sind in Mainz! hier herrscht er nicht,
Und wenn er frech das Gastrecht bricht,
So hat er eben heut' vergessen,
Wie oft sein Stab ihm hier entglitt.
Sei sicher: mehr als diesen Schritt
Soll nimmer wagen sein Vermessen!
Er soll den Pater nicht verderben,
Ich eile, Hilfe ihm zu werben!"

Und aus der Stille seines Hauses
Stürmt er hinaus in laute Nacht,
Er hat des festlichen Gebrauses,

Das ihn umschwirrt, nicht ferner acht;
Sein Herz ist schwer, denn Trostesworte,
Sich selbst gesprochen, klingen matt,
Stumm eilt er durch die laute Stadt
Bis nach der Augustinerpforte.
Er zieht erregt den Glockenstrang.
Sonst tat das Tor beim ersten Klang
Sich auf — doch heute währt es lang,
Bevor er Schritte hört, dann schallen
Verworrne Stimmen durch die Hallen
Zu ihm heraus; ein Lichtstrahl scheint —
Es wird die Pforte halb erschlossen,
Er sieht, von trübem Licht umflossen,
Des Klosters sämtliche Genossen
Im Torgewölbe eng vereint.
Sie blicken mit verstörten Mienen
Entgegen ihm, kaum scheucht sein Wort,
Erklingend mitten unter ihnen,
Die Furcht aus ihrem Kreise fort.
Sie schließen, schwere Balken türmend,
Das Tor aufs neue, drängen dann,
Mit lauten Klagen ihn umstürmend,
Zur Halle den erschöpften Mann.
Da stehen sie im Kreis, die Kerze
Zeigt ihm, so spärlich sie erhellt,
Das Antlitz aller von dem Schmerze
Um Gerhards Schicksal schwer entstellt.
In ihren abgerißnen Worten
Hallt noch der Schreck des Tages nach.
Johannes hört, wie durch die Pforten
Ein Knechtetrupp ins Kloster brach,
Vom Keller bis zur Kirchenschwelle

Besetzten sie das Haus, die Zelle
Von Bruder Gerhard ward durchsucht,
Er konnte sich durch rasche Flucht
Noch retten, aber bot sich frei
Den Häschern dar und ihren Banden;
Sie rissen aus der Bücherei
Die Schriften Gerhards, die sie fanden;
Und als der Abt mit lautem Grimme
Sie Friedebrecher, Räuber schalt,
So drohte ihres Führers Stimme
Den Brüdern allen mit Gewalt:
„Ist Pater Gerhard euer Licht“,
Rief er zuletzt mit frechen Schwüren,
„So folgt ihm nach, er kann euch führen
Vor Reich und Kaiser zum Gericht!“

Johannes hört, was in der Runde
Ihm aus der Mönche bleichem Munde
Mit Worten, die der Schmerz verwirrt,
Der Zorn erstickt, entgegenschwirrt.
Die Brüder zittern vor dem Tag,
Er aber spricht: „Es gilt der Schlag
Weit minder eurem Ordenshause,
Ja minder Pater Gerhards Haupt,
Als Mainz und seiner Freiheit! — Glaubt,
Sie haben aus der stillen Klause
Die Schriften Gerhards nur geraubt,
Vor Reich und Kaiser zu erweisen,
Daß diese Stadt der Ketzer voll!
Der Kurfürst schmiedet heiß das Eisen,
Das unsern Nacken treffen soll.
Drum muß die Stadt, sich selbst zu retten

Den Pater schirmen! Aber sprecht:
Wo hütet ihn der Gottesknecht?
Wo trägt der Greis des Bischofs Ketten?“
Betroffen blicken auf den Frager
Die Mönche — einer nur versetzt:
„Der Erzbischof schlug auf sein Lager
Im Hof zum Gutenberg für jetzt!“
Er sprach es leis, doch zuckt der Hohn
Dabei um seine dünnen Lippen.
Doch Gutenberg mit ernstem Ton
Erwidert: „Längst betrat ich schon
Nicht mehr die Schwelle meiner Sippen.
Wär' mein das Haus, so hielt darinnen
Des Reiches Kanzler schwerlich Hof!
Statt spitzer Reden laßt uns sinnen,
Wie wir den Boden uns gewinnen
Zum Ringen mit dem Erzbischof!
Bestürmt den Rat um Gerhards Schutz!
Beschickt die Fürsten, die aus Trutz
Dem Bischof widerstreben! Bahnt
Euch Weg und Steg zum Kaiser! Mahnt,
Wo ihr vermögt, mit Flammenworten
Die Städteboten Mann um Mann,
Erheben kann sich aller Orten
Die Willkür, die zu Mainz begann!
Habt acht, daß nicht aus unsern Mauern
Bei Nacht und Nebel man den Greis
Zu ferner Burgverließe Schauern
Und stummem Mord zu führen weiß!
Vor Reich und Kaiser zum Gericht,
Wie euch des Bischofs Reiter drohten,
Sei Bruder Gerhard nun entboten —

Und um den Ausgang zagt dann nicht!"
Die Augustinerbrüder stimmen
Johannes' Reden eifrig zu,
Er ruft im Gehen: „Zwischen schlimmem
Und beß'rem Tage findet Ruh!
Nur habt allstund, zumal bei Nacht,
Auf Gerhards Kerkerpforten acht!"
Und dann geleitet von der Runde,
Die ihn empfing, tritt er hinaus,
Eilt, trotz der mitternächt'gen Stunde,
Zum Gutenberg, dem Väterhaus.
Das laute Leben in den Gassen,
Die Lust des Volkes ist verstummt,
Kaum tritt aus Schenken, schon verlassen,
Ein Reiter, der ein Trinklied summt,
Kaum schleicht, zu süßer Liebesrast,
Zur Buhle noch ein später Gast,
Selbst vor den breiten Eichentoren
Des Hofs zum Gutenberge dehnt
Sich der Trabant im Traum verloren,
Die Waffe vor sich hingelehnt.
Schon zuckt es durch Johannes' Hirn:
„Wenn wir den Alten heut' befreiten?
Ich kenn' das Haus aus alten Zeiten,
Mit Treppen, Winkeln, Feuerseiten,
Wie jede Falte meiner Stirn!"
Doch kaum erwacht, ist auch gebannt
Der Einfall, zur Geduld ermannt
Sich Gutenberg mit halbem Grimme:
„Was hülf's, ihn zu befreien jetzt?
Wenn Bann und Acht und Volkesstimme
Ihn dann durch alle Lande hetzt?

Ich weiß, er wird zur Stunde beten,
Daß ihm der Himmel Kraft verleih,
Siegreich die Lüge zu zertreten —
Nicht, daß er frei und flüchtig sei!"
Und so sich mutig fassend, wendet
Er seinen Blick umher, empor,
Bis Wächter, die das Kloster sendet,
In Obacht nehmen Hof und Tor.
Nun eilt Johannes rasch von hinnen,
Versenkt in dunkles, trübes Sinnen,
Er geht, von Kaiser, Volk und Rat
Im stillen Herz und Sinn erwägend,
Sich mit den Bildern frischer Tat
Bei jedem Schritte neu erregend:
Ernst sinnt er, was zur Rettung tauge,
Durch Fürstenzimmer irrt sein Traum —
Da plötzlich steht vor seinem Auge
In Fusts Gehöft der dunkle Raum;
Ihm ist, als ob er reden müßte
Am Kaiserthron, vor allem Reich,
Doch schaut sein hölzern Preßgerüste
Und seiner Lettern Berg zugleich;
Ihm füllt ein trotziges Verlangen
Die Seele ganz, und doch erwacht
Nach seinem Werk ein sehnend Bangen,
So daß er seiner bitter lacht:
„Fürwahr, ich liege hart im Banne
Der eignen Torheit! Weh dem Manne,
Der einem Traum sich so gegeben,
Daß er sich nun in all sein Leben,
Gleich einem trotz'gen Mahner drängt,
Das Herz ihm lähmt, den Blick befängt!

Fluch aller Schrift und allen Lettern,
Wenn ich verlor, was ich in Wettern
So lang vermocht: im Sturm zu stehn
Und in des Blitzes Licht zu sehn!"

So grollt er sich, indes die Nacht
Sich wandelt in des Morgens Helle,
Grollt sich, erreichend seine Schwelle,
Vor Meta, die erwartend wacht.
Noch als er sich für eine Stunde
Aufs Lager wirft, entfällt dem Munde
Das bittre Wort: „Hätt' ich im Wahn
Nicht ob dem Werke hingebrütet,
So sah ich diese Wolke nahn
Und hätte wohl den Schlag verhütet!"
Frau Meta blickt nur schweigend nieder,
Ihm schließt ein kurzer Schlaf die Lider.
Und sieh — im Traum schaut er voll Trauern
Den Greis, nach Rettung lechzt sein Sinn,
Doch wieder in die dunkeln Mauern
Zu seiner Werkstatt treibt's ihn hin;
Und all die tausend erznen Zeichen,
Das Holzgerüst im engen Raum,
Sie drängen sich — ein toller Reigen —
Um Pater Gerhards Bild im Traum!
Er will nur den Bedrohten schauen,
Umsonst, er schaut gebannt auch sie! —
Erwachend fühlt er fast ein Grauen
Und zürnt sich selber wie noch nie.
Doch wie er dann, zur Tat entschlossen,
Hinauseilt in des Tages Drang,
So gilt den harrenden Genossen

In Justs Gehöft sein erster Gang.
Erst als er sie erblickt am Werke,
Ist ihm, als hätt' er neue Stärke
Gewonnen für der Stunde Pflicht,
Und weilt er heut bei ihnen nicht,
Und kann er heut mit eignen Händen
Nicht schaffen nach des Herzens Drang,
Die Sehnsucht, rasch sein Werk zu enden,
Begleitet ihn auf jedem Gang.
Sie schreitet mit ihm, ungerufen,
Durch das Gewühl des Marktes hin,
Klimmt mit empor die Rathausstufen
Und füllt im Saal ihm Herz und Sinn.
Doch irrt ihn nicht ihr stummes Locken;
Beredten Mundes, unerschrocken
Erhebt er sich im Ratsherrnkreis,
Und spricht für Pater Gerhard heiß.
Und wie die Hörer rings ergrimmen,
So schallt es laut von hundert Stimmen:
„Der Kaiser ist des Rechtes Hort!
Zu ihm! Es muß sein Kaiserwort
Den Greis befreien! Nicht des Pfaffen,
Des Reichs ist Mainz! Bei Gottes Blut,
Nicht rostiger, als unsre Waffen,
Sind unser Recht und unser Mut!"
So drängt man aus dem Saal — die Stiegen,
Der Rathausflur, der Platz am Tor
Sind volkserfüllt, die Mützen fliegen,
Und Jubelruf steigt rings empor.
Von ihm umbraust und dicht geleitet
Von bunten Schwärmen Volkes, schreitet
Die Botschaft nach des Kaisers Haus,

Was sie begehrt schallt ihr voraus.
Und eh' sie durch Trabantenscharen
Und durch der Diener Schwarm sich ringt,
Des Kaisers Antlitz zu gewahren,
Vernahm der Herrscher, was sie bringt.
Denn draußen klingt es, Schrei auf Schrei:
„Den Pater Gerhard! gebt ihn frei!"
Und drinnen macht des Bischofs Mund
Dem Kaiser ihr Verlangen kund.
Schon steht des Reiches Hort und Mehrer
Erregt und nagt die Lippe schlimm,
Es senkt sein Haupt sich schwer und schwerer,
Und seine Stirne furcht der Grimm.
Da treten, tief die Häupter neigend,
Die Mainzer Boten ins Gemach,
Der Erzbischof begrüßt sie schweigend,
Denn Kaiser Friedrichs Zorn ist wach.
Er spricht, eh' noch ein Laut erklungen,
Durchs Fenster deutend auf den Troß:
„Ist's Brauch in Mainz, daß tausend Zungen
Verkünden, was der Rat beschloß?
So wißt zuvor: gerecht zu schlichten
Der Städte wie der Fürsten Zwist,
Doch jeden Frevel streng zu richten,
Zog ich ins Reich zu dieser Frist.
Starr trotzt ihr eurem Kirchenhirten
Jahrzehnte schon! Ihr schirmt und hegt
Die Ketzer, Frevler und Verirrten,
Auf die er Fluch und Bann gelegt;
Ihr wähnt hier herrenlos zu schalten,
Treibt mit dem Höchsten frevles Spiel —
Ich aber komme, streng zu walten

Des Rechtes, wer ihm auch verfiel!"
Doch Herr Johannes, ohne Beben,
Erwidert fest dem Kaiserzorn:
„Ihr seid der Herr ob Tod und Leben,
Doch auch des Rechtes Hort und Born!
Wer Frevel übte, mag verzagen,
O Herr, in Eurer Gegenwart,
Nicht Mainz, das in den schwersten Tagen
Auf Euren Kaiserspruch geharrt!
Wir sind bedrängt seit vielen Jahren;
Des Bischofs Gnaden zürnt uns schwer,
Daß wir der Stadt ihr Recht bewahren
Von grauen Väterzeiten her.
Wohl stritten wir mit Wort und Tat,
Denn durch Gewalt und durch Verrat,
Durch offnen Kampf, durch stille List
Sind wir bedroht seit langer Frist!
Wir hielten Mainz in treuer Hut,
Doch nur zur Wehr sind wir gerüstet!
Nie hat uns Bürgern es gelüstet
Nach fremdem Recht, nach andrer Gut.
Weil noch allein in seinen Landen
In alter Freiheit lebt die Stadt,
Weil er der alten Rechte satt,
Droht uns der Kurfürst mit dem Bann:
Für alle, die ihm widerstanden,
Soll büßen ihm der eine Mann.
Kein Ketzer, Herr, ist unser Vater,
Der jetzt im Kerker schmachtet! Nein!
Ein treuer Seelenhirt, ein Rater,
Ein Tröster, stark und mild und rein,
So haben Gerhard wir erfunden.

Und liegt er heute hart gebunden,
Und ward er längst verfolgt, geschmäht,
So hat er nur für Mainz gelitten,
Weil in dem Kampf, den wir gestritten,
Zum Recht der Stadt sein Kloster steht.
Wir treten vor Euch, Herr, zu flehen:
Gewährt ihm Recht, nach Kaiserpflicht,
Vor offnem Reichstag laßt ihn stehen
Und vor Euch finden sein Gericht!“

Ein kurzes Schweigen folgt im Zimmer,
Auch draußen ist der Lärm verrauscht,
Des Kaisers Blick zeigt mildern Schimmer,
Seit er den Worten stumm gelauscht.
Er blickt auf den, der ihn beraten,
Der Kurfürst aber spricht allein:
„Der Irrwahn und die Lüge traten
Bei Euch, mein Kaiser, trotzig ein.
Betörte Männer ihr! Nicht rauben
Will ich das altverbriefte Recht,
Obschon dies Recht den Christenglauben
Und Zucht und Sitte bei euch schwächt;
Nur meines Hirtenamtes walten
Muß ich, wie mir der Herr gebeut!
Mit Pater Gerhard will ich's halten,
Wie ihr gefordert sonst und heut:
Vor Reich und Kaiser mag sich zeigen,
Wen ihr mit blindem Trotz gestützt,
Weh' euch, wär' euch der Sinn zu eigen,
Den ihr in Pater Gerhard schützt!“

Johannes fühlt sich selbst erblassen
Und sieht die andern Mainzer bleich;

Der Kaiser winkt, sie zu entlassen,
Der Kurfürst sucht sich mild zu fassen:
„Auf Wiedersehn vor allem Reich!"
Und als nun an des Hauses Toren
Die Menge fragend sie umringt,
So klingt die Antwort tausend Ohren,
Wie eine Botschaft, froh beschwingt.
Sie aber, denen unvergessen
Der Blick, der Ton, der droben klang,
Sie schreiten sorgenschwer, indessen
Die Menge jauchzt in ihrem Drang.
Im Rathaus trennt sich von Johannes
Herr Werner, dunkles Bangen spricht
Im schlichten Wort des treuen Mannes:
„Herr Gutenberg, vergeßt Euch nicht!
Wir alle wollen Gerhards hüten,
Und hoffen noch, ihn zu befrei'n,
Doch wenn zu hart die Stürme wüten,
Trotzt ihnen nicht, wie sonst, allein!
Ihr habt, nicht schonend Eures Leibes
Und Eures Leumunds, nie gezagt,
Jetzt denkt des holden, jungen Weibes,
Eh' Ihr ein Abenteuer wagt!"

Johannes drückt dem Warner schweigend
Die Hand, sein Auge dankt dem Rat,
Aus dem Getümmel rasch entweichend,
Sucht er nach Haus den stillsten Pfad.
Doch auf dem Fuße folgt ihm treulich
Herr Peter, der nach ihm gespäht:
„Dein Blick, Freund Hans, ist nicht erfreulich,
Mich dünkt, ich weiß, was er verrät!

Nicht leicht, wie unsre Bürger wähnen,
Wird Pater Gerhard wieder frei?
's ist eine Welt, in der mit Tränen
Man niederkämpft des Zornes Schrei!
Mir hat die dunkle Unheilskunde
Getrübt des Glückes frohe Stunde.
Ich eilte gestern just zu dir,
Auf meinen Lippen Jubellaut:
Das große Altarwerk zu Trier
Ist mir und meiner Kunst vertraut.
Doch wie vom Hagel ward mein Hoffen
Und meine Freude rasch zunicht!"
Johannes hört und schaut betroffen
Dem Freund ins treue Angesicht.
„Du ziehst von hinnen?" fragt er leise.
Der Maler ruft: „Nicht eilt die Reise!
Nicht eher meinen Stecken heb' ich,
Bis Gerhard wandelt frei im Licht,
An ihn nur denk' ich, für ihn leb' ich,
Und Bild und Pinsel schiert mich nicht!"

Johannes fühlt ein glüh' Erröten,
Denn mitten in der Stunde Nöten
Schwebt seiner Werkstatt Raum ihm vor,
Und seine Presse ragt empor.
Er tritt, von Peter treu begleitet,
Ins Haus, wo Meta schon im Flur
Die Arme ihm entgegenbreitet,
Doch wieder bleich und zitternd nur:
„Gepriesen sei dein Kommen! Bange
Hab' ich geharrt! Die Mutter sank
In dieser letzten Stunden Drange

Aufs Lager, matt und fieberkrank.
Sie sieht den Tod des Vaters drohen,
Sie sieht den Scheiterhaufen lohen,
Sie fährt empor aus wirrem Traum
Und sinkt zurück und kennt mich kaum!"
Erschüttert folgt zu Irmgards Bette
Johannes Metas Schritten nach,
Dort ruht auf weißer Lagerstätte
Die Kranke, schlummernd halb, halb wach.
Sie flüstert, Gutenberg erkennend:
„Das Dunkel, Hans, ward schwer und dicht,
Die Scheiterhaufen seh' ich brennend,
Dein Licht, dein Morgen strahlen nicht!"
Er hört sie, unter tiefen Schauern,
Und flüstert Peter zu, voll Trauern:
„Den Arzt, mein Alter, sende mir,
Doch stumpf ist seine Kunst wohl hier!
Zu hoffend sah die edle Frau
Die Welt getaucht in Morgentau,
Und ringsum frohen Tag erwacht,
Zu jähe ist der Sturz in Nacht!"

Herr Peter eilt im Flug von dannen,
Johannes bleibt und sorgt und wacht,
Und muß geheim sich selbst ermannen,
Indes er Meta Trost gebracht.
Der Abend ist hereingebrochen,
Da schreckt von draußen leises Pochen
Das Paar empor! Es steht im Flur
Der Arzt und doch der Arzt nicht nur.
Ein Mönch aus Gerhards Ordenshause,
Den Gutenberg wohl in der Klause

Des Paters ehedem erblickt,
Steht harrend, an ihn abgeschickt.
Johannes führt zum Wohngemache —
Heut ohne Meta öd und kalt —
Den Mönch und ruft hier: „Gerhards Sache
Ist sicher in des Reichs Gewalt!“
Der Augustiner aber faltet
Die Stirn: „Und ob dem Reiche waltet
Der Arglist und der Lüge Kunst,
Und hüllt der Richter Haupt in Dunst!
Herr Hans, wir wissen schlimme Dinge
Seit heut — an Rettung glaub' ich kaum;
Hört bangen Ohres, was ich bringe,
Und deutet Euch und mir den Traum.
Des Bischofs Schergen suchten nächtig
Nach Schrift von Bruder Gerhards Hand,
Und jubelten gar übermächtig
Bei jedem Blatte, das sich fand.
Wir aber waren treu beflissen,
Zu bergen alles, was uns lieb,
Sie haben keine Schrift entrissen,
Von der uns nicht die Urschrift blieb.
Nun fiel uns bei im Morgengrauen,
Nachdem Ihr Botschaft uns gesandt,
Gefährlich sei es, zu vertrauen
Die Schriften einer fremden Hand.
Und doch — soll Bruder Gerhard finden
Im Reichstag sein Gericht, so kann
An seiner Schriften Wort sich binden
Leben und Tod und Acht und Bann!
Die über Gerhards Glauben richten,
Sie müssen wissen, was er lehrt! —

Der Erzbischof will ihn vernichten,
Uns ist er über alles wert.
Wir meinten, Fürsten, Städteboten,
Das ganze Reich für den Bedrohten
Zu wecken, wenn sein volles Herz
Und seiner Worte tönend Erz
An jener Männer Seelen schlüge,
Verscheuchend seiner Feinde Lüge!
Wir gingen heimlich Schreiber werben
Zu unsrem Dienst. Doch wunderbar:
Ein jeder, der sonst willig war,
Sprach heut, er wolle nicht verderben!
Berthold, der Schreiber, der ergraute
Des Rates, ließ der Schreiber Zahl
Beschwören, alles Anvertraute
Zu liefern in den Rathaussaal.
Belohnung wurde reich versprochen
Für jedes Blatt, das Gerhard schrieb,
Und Ablaß jedem, der gebrochen
Die Treue, Ablaß jedem Dieb!
Ein Alter, der sein Brot seit Jahren
Bei uns gesucht, hat uns gewarnt,
Ihr aber werdet nun gewahren,
Wie fest das Netz, das uns umgarnt!
Doch Schlimmres kommt noch! Allen Spuren
Des Berthold forschten jetzt wir nach,
Was im geheimen wir erfuhren
Verheißt uns Unheil, Tod und Schmach.
Hier — nehmt dies Blatt und lest die Sätze:
‚Die Kirche stamme nicht von Gott,
Sie sei des Satans Kind und Metze,
Der Glaube eitel Wahn und Spott,

Die Priester nähmen mit der Weihe
Der höllischen Verdammnis Kraft,
Der Tod nur löse und befreie
Vom Lug und Trug der Pfaffenschaft' —
Wißt Ihr, Johannes, was Ihr hört?
Verwegne Worte, die beflissen
Aus dem, was Gerhard schrieb, gerissen,
Nachdem ihr wahrer Sinn zerstört.
So wollen sie des Bruders Wesen
Dem Reichstag schildern, haßentflammt,
So wollen sie die Schriften lesen,
Daß jedes Wort ihn schon verdammt.
Und wollten wir uns unterwinden,
Zu kreuzen ihren Plan der Nacht,
Sie werden tausend Mittel finden,
Uns dennoch Hand und Mund zu binden,
Denn jeder Schritt ist überwacht.
Selbst Mainz ist in des Bruders Sache
Nicht eins! Vom Gutenberg Herr Veit
Führt Träge, Feige, Herzensschwache
Dem Bischof zu in diesem Streit.
Schon müssen wir, in Furcht erschauernd,
Den offnen Hohn der Feinde sehn,
Und werden endlich, müßig trauernd,
Vor Gerhards Scheiterhaufen stehn."

Dem Mönche rinnen bittre Zähren
Vom Auge, Gutenberg jedoch
Ruft laut und mächtig aus: „Bewähren
Soll sich die schlichte Wahrheit doch!"
Mit immer tiefern Atemzügen
Hat er gelauscht ganz Ohr, ganz Glut,

Als ob viel tausend Herzen schlügen
In seiner Brust, ist ihm zu Mut.
Er preßt des Augustiners Hände
Und spricht dann rasch: „Nur diese Wände
Und Ihr dürft meiner Worte Laut
Vernehmen, so Ihr mir vertraut!
Laßt ruhen alle Eure Schritte,
Laßt Euch umlauern Tag und Nacht,
Laßt sie bis in des Klosters Mitte
Erstrecken ihre Schelmenwacht.
Schreibt nichts und haltet Euch so stille,
Als wärt ihr jeder Kraft beraubt:
Ich rette — ist es Gottes Wille —
In Ehren Pater Gerhards Haupt.
Gebt zu dem Blatt voll List und Lügen
Aus Gerhards Schriften jeden Satz,
So wie er lautet, ohne Trügen;
Vertraut dann mir den teuren Schatz!
Ich schwör' Euch: in der rechten Stunde
Spricht zu dem Reichstag, ungesäumt
Die Wahrheit dann mit einem Munde,
Von dem der Erzbischof nicht träumt!“
Johannes steht emporgerichtet,
Sein Antlitz flammt, der Mönch blickt zag,
Dann spricht er matt und wie vernichtet:
„Was träumt Ihr, das ein Mensch vermag?
Die Schriften will ich Euch vertrauen,
Ihr meint es redlich, unverzagt,
Doch werdet Ihr gleich uns erschauen:
Umsonst ist, was Ihr tut und wagt!“
Er legt die inhaltschweren Blätter
In Gutenbergs gebotne Hand

Und spricht im Gehen: „Einen Retter
Hat wohl der Himmel sonst gesandt,
Ihr würdet seinen Engeln gleichen,
Vermöchtet Ihr, was Ihr verheißt,
In höchster Not auch zu erreichen —
Sei mit Euch Gottes Kraft und Geist!"

Johannes eilt, emporzufliegen
Zu seinem Weib, die an den Stiegen
Schon seiner harrt und freudig spricht:
„Gewachsen ist die Krankheit nicht!"
Doch Gutenberg umschließt die Treue:
„Meta — du mußt die Nacht allein
Durchwachen, denn ich muß aufs neue
Hinaus, für Gerhard wach zu sein!
Erschrick nicht! Hoffnung sollst du fassen,
Doch bete, Liebste, für mein Tun,
Gott hat mich dich erringen lassen,
Drum darf ich diese Nacht nicht ruhn!"
Sie küßt, die Lippen zu ihm neigend,
Ihn heiß, und er umfaßt sie schweigend,
Schlägt dann des Mantels Hülle dicht
Vor sein erregtes Angesicht,
Und eilt durch die verstummten Gassen
Nach Justs Gehöft. Die Wächter lassen
Ihn ein, er tritt in dunkeln Raum,
Den er bei Nacht durchmessen kaum!
Er stößt im Tasten auf die Schragen,
Mit Blei belastet, hoch und schwer,
Gespenstisch und verworren ragen
Gerüst und Werkzeug um ihn her.
Vor seinem Blick im Dunkel steigen

Gestalten, ein verworrner Reigen
Aus seines Lebens Wechsellauf,
In dieser Stunde vor ihm auf!
Er steht am See, erregt und trauernd,
Er schaut den greisen Mönch von Prag,
Er hört der Böhmen Worte schauernd,
In seiner Seele wird es Tag.
Was ihn erfaßt in jener Stunde
Hat wachsend ihn mit Kraft durchschwellt,
Der Traum auf seiner Seele Grunde
Trieb rastlos ihn durch alle Welt;
Vorüber rauschen, flüchtig treibend,
Gestalten, Orte, Zeit und Raum,
Doch über allem, hoch und bleibend,
Der eine Wunsch, der eine Traum!
Als ob er riesig vor ihm stünde
Und mächtig riefe: nun verkünde
Der Welt, warum du mir gelebt!
Fühlt sich Johannes jetzt durchbebt. —
Er weckt die schlummernden Gesellen
Mit lautem Anruf, zündet Licht,
Und als die Räume sich erhellen,
Verhüllt er Tür und Fenster dicht.
Die Schläfer, die den Ruf gehört,
Erwachen, blicken wie verstört
In der erhellten Werkstatt Raum,
Er aber flammt: „Heut soll der Traum,
Heut muß er endlich Leben werden!
Empor! und helft mir, frisch erwacht,
Und segnen sollen einst auf Erden
Ferne Geschlechter diese Nacht!“

Er ruft es, unter seinen Brauen
Glüht helles Feuer, harrend schauen
Die Männer mit erregtem Sinn
Auf den geschäft'gen Meister hin.
Johannes weist sie an die Lettern;
Er aber setzt mit schnellem Stift
Zu den verhängnisschweren Blättern
Des Mönches eine kurze Schrift.
Dann greift er rasch nach seinen Zeichen
Und fügt sie, ohne Rast und Ruh.
Die tätigen Genossen reichen
Ihm Stab an Stab voll Eifers zu.
Sie sehn, was auf dem Blatt enthalten,
Erstehen unter seiner Hand,
Und haben in Johannes' Walten
Mit einemmal den Sinn erkannt.
Auch ihre Herzen pochen schneller,
Auch ihre Augen leuchten heller;
Nur leise flüstern sie beim Schaffen,
Mit immer neuem Eifer raffen
Sie Schrift zu Schrift, bis fest geschlossen,
In langen Reihen, wie gegossen,
Die Blätter vor Johannes dort
In Erz erglänzen, Wort für Wort!
Da hebt mit tiefem Atemzuge
Die Tafel Gutenberg empor:
„Der Lüge wehrend und dem Truge
Tritt unser Werk ans Licht hervor!
Die Presse richtet ohne Zagen!
So ungefüg, so roh sie ist,
Sie darf uns heute nicht versagen;
Der Kurfürst läßt uns keine Frist!“

Voll Eifer regen alle Glieder
Am Werk sich nun — die Presse stöhnt,
In aller Herzen hallt es wider,
So oft sie durch die Stille tönt.
In brennend roter Schrift entfliegen
Die breiten Bogen, feucht-beträuft,
Dem dunkeln Preßgerüst — und liegen
Vor Gutenberg emporgehäuft.
Und wie sie, Blatt für Blatt, entquollen
Dem Werkzeug, das er einst ersann,
Steht ernst, im Kreis der hoffnungsvollen
Genossen, der erregte Mann:
Die Schauer der Erinn'rung fluten
Mit nie erloschnen Hoffnungsgluten
So wunderbar und wirr in eins,
Wie Moderhauch und Duft des Weins! —
Da dröhnt ein Schlag am äußern Tor,
Die kleine Runde blickt empor,
Johannes aber birgt voll Glut
Im Arme seiner Blätter Flut.
Die Türe öffnet ein Geselle,
Dort steht, im grauen Frühelicht,
Herr Fust, der Hausherr, auf der Schwelle
Mit ernstem, forschendem Gesicht.
Er ruft, die Werkstatt überschauend:
„Ihr sucht des höchsten Eifers Lob,
Ihr seid am Werk, bevor sich grauend
Der Tag von seinem Bett erhob?
Laßt schau'n, Herr Hans, was Euch gelang,
Noch glüht Ihr ja vom heil'gen Drang!"
Ein leiser Spott durchklingt die Worte
Und schärfer spähet Fust umher,

Doch drängt ihn Gutenberg zur Pforte:
„In Eurem Wohngemache mehr!“
Er eilt in das Gemach des Just,
In das kein Dämmerlicht sich drängt,
Und wo der ringsgehäufte Wust
Ihm heute schwer den Sinn befängt:
Gestelle hoch mit Schriftenrollen,
Mit Pergamenten, staubumhüllt,
Und auf dem Herde, rauchumquollen,
Gefäße, wunderlich gefüllt.
So oft er Justs Gemach erschaute
Sah er den Herd des Goldkochs kaum,
Heut' stößt ihn ab der altvergraute,
Unheimliche und dunkle Raum.
Just aber läßt nicht Zeit zum Sinnen,
Er spricht, verhaltnen Zorn im Ton:
„Wollt Ihr zerstören im Beginnen
Das Werk und unsre Hoffnung schon?
Geheimnis habt Ihr mir geschworen,
Als ich Euch dargeliehn mein Gut —
Doch das Geheimnis ist verloren,
Wenn Ihr nach Eurem Willen tut!
Nichts darf von unsrer Werkstatt Taten
In Mainz zutage je! Es soll
Die Welt Jahrzehnte nicht erraten
Den Raum, dem Buch auf Buch entquoll.
Verstehen wir in langen Jahren
Geheim das Werk uns zu bewahren,
Dann strömt das Gold uns Tag und Nacht,
Dann steigt im Dunkel unsre Macht,
Dann herrschen wir, mit starkem Arm,
Gewaltig ob dem blöden Schwarm!

Doch wenn Ihr unser Tun verratet,
Das Werk vor aller Augen stellt,
Und her zu unsrer Werkstatt ladet
Den Groll und Neid der halben Welt,
So wärt Ihr nicht des Fundes wert,
Den Gott im Traume Euch beschert!"

Johannes aber ruft: „Zum Frommen
Der Welt, nicht mir zum Machtgewinn,
Hab' ich das Werk einst unternommen
Und seine Stunde ist gekommen,
Wie ich sie trug in meinem Sinn!"
Fust höhnt dagegen: „Nicht zu hören
Ist dieser Ton, der Euch erhebt!
Ihr wollt mit Eurem Werk beschwören
Die Lüge, die doch ewig lebt?
Der Masse ist von Gott beschieden
Ihr Dasein arm und blöd und blind,
Wozu den Toren Waffen schmieden,
Die wehrlos auch mit Waffen sind?
Ein Trug ist Euer Traumverlangen,
Der Weise pflegt geheim des Lichts,
Im Dunkel bleibt die Welt befangen
Bis zu der Stunde des Gerichts!" —
Doch Gutenberg mit ernstem Blicke
Sieht im Gemach umher: „Ich will
Nicht lenken einer Welt Geschicke
Aus meinem Leben, eng und still.
Ich träumte nie vom Stein der Weisen,
Ich las nicht in der Sterne Kreisen,
Ich habe keine Nacht verwacht
Um Goldesglanz und Goldesmacht!

Vielleicht ist all mein Träumen nichtig,
Die Welt dem Wahn auf ewig pflichtig,
Doch schreckt mich's nicht! Dem Tod entringt
Uns nichts, und doch nur das ist Leben,
Daß wir dem Tod entgegenstreben,
Bis uns die letzte Stunde klingt!
So mag's mit unsrem Werk geschehen
Im dunkeln Rätselspiel der Welt,
Die Nacht mag ewig fortbestehen,
Doch auch das Licht, das sie erhellt! —
Und nun, Herr Just, hört ruhig an,
Was ich in dieser Nacht getan!"
Doch zürnend fällt ihm in die Rede
Der Hausherr: „Eure Pfaffenfehde
Erregt mir Galle nur und Blut,
Nichts sollt Ihr tun im Torenmut!
Und trotzt Ihr dennoch meinem Rat,
So muß sich scheiden unser Pfad!"

Da ruft Johannes, der erglüht:
„Nichts mehr! Besiegt erst im Gemüt
Den jähen Zorn, dann sprecht zu mir,
Doch nie, Herr Just, wie heut' und hier!"
Und seiner Blätter Rolle fassend,
Eilt er, Gemach und Haus verlassend,
Hinaus im grauen Licht der Frühe,
Hinab die Gassen, schlafumwebt,
Und kühlt das Angesicht, das glühe,
Im Morgenwind, der sich erhebt.

Erregt und doch mit ernstem Mut,
Voll Bangen und voll Hoffnungsglut,

Kehrt er nach Haus und eilt zum Raum,
Wo Irmgard ruht im ersten Traum;
Wo Meta, nach der bängsten Nacht,
Ihn liebevoll erharrend, wacht;
Beglückt, daß sie sein Arm umfängt,
An seinen Lippen innig hängt,
Doch zwischen Gruß und Kuß schon spricht:
„Dich halten, Liebster, darf ich nicht!
Vor Tagesgrauen pochten Boten
Vom Augustinerkloster an:
Ob du für Gerhard, den Bedrohten,
Was du verheißen, auch getan?
Die Brüder harren mit Gebeten
Des Morgens, bangend und verzagt,
Denn heut' schon soll der Pater treten
Vor Reich und Kaiser, schwer beklagt!"
Johannes blickt auf seine Blätter
Mit tiefem Atemzug und spricht:
„So wird der Greis sein eigner Retter,
Ich sorge schwer, doch zag' ich nicht!"
Er drängt zurück zum Herzensgrunde,
Was auf die Lippe treten will,
Und weilt bei Meta eine Stunde,
Voll ernster Ruhe, innig still.
Er birgt vor ihr, was ihn erregt,
Dann nimmt er Abschied, tief bewegt,
Und tritt hinaus zum andernmal
Im ersten Tagessonnenstrahl.

Nach Peters Hause führt sein Gang,
Hin durch der Gassen lauten Drang,
Denn brausend wogt und bunt umhüllt

Die Menge, welche Mainz erfüllt.
Von Tür zu Tür, von Mund zu Munde,
Fliegt seit dem Morgengraun die Kunde,
Daß heut' vor Reich und Kaiser tritt
Der Mönch, der mit dem Bischof stritt.
Zum Rathaus ziehen dichte Scharen
Den Greis in Ketten zu gewahren.
Und laut und ohne Unterlaß,
In Groll und Leid, in Lieb' und Haß
Klingt Gerhards Name aus der Flut,
Die ringsum wogt und nimmer ruht,
Die Hans betäubt mit lautem Braus,
Bis er erreicht des Malers Haus.
Er ruft den Freund, der rasch erscheint
Trüb', überwacht, ja schier verweint;
Er spricht, ihn grüßend: „Rüste dich,
Zum Rathaussaal geleite mich!
Auf dich zu zählen darf ich wagen
In dieser Stunde ernstem Drang,
Wenn ihm die Engel nicht versagen,
So schirmt der Himmel unsren Gang!
Für Gerhard gilt's! Nimm hier die Blätter
Und birg sie wohl in dein Gewand,
Und wahre dann, des Paters Retter,
Dir festen Blick und sichre Hand. —
Im Rathaussaal mir gegenüber
Hoch auf dem Söller harre still:
Laß dich's nicht irren, wenn sich's trüber
Und unheildrohend wenden will!
Doch siehst du mich den Arm erheben
Und siehst die Schriften niederschweben,
Die hier ich halte, Blatt für Blatt,

Dann laß auch du, von deiner Statt,
Herniederrauschen Schrift auf Schrift,
Daß sie der Fürsten Häupter trifft!"

Gespannt lauscht Peter jedem Laut,
Indes er auf die Schriften schaut,
Dann ruft er und sein Auge flammt:
„Sie hätten Gerhard heut' verdammt,
Und Hoffnung schaffst du uns allein!
Gesegnet soll dein Träumen sein!"
Doch Gutenberg, dem Treuen wehrend,
Drängt rasch zum Aufbruch: „Schier verzehrend
Dünkt mich des Wartens stille Qual —
Laß uns hinauf zum Rathaussaal!" —
Und schon nach wenig Augenblicken
Umweht die Morgenluft sie kühl,
Umrauscht sie draußen das Gewühl.
Sie drängen sich mit Gruß und Nicken
Zum lauten Markt, zum Rathaustor,
Die Stiegen zu dem Saal empor;
Und wie sie sich im Auge halten
Und fest, in ihrer Mäntel Falten,
Die Schriften bergen, schlägt ihr Herz,
Als trügen sie im Busen Erz.
Sie trennen sich am Söller droben,
Johannes rechts und Peter links!
Und während Gutenberg von oben
Des Saals Getümmel schaut erregt,
Tritt ihm genüber, kaum bewegt,
Herr Peter, harrend seines Winks!

Im Saale aber ist ein Wogen,
Ein Treiben, das den Sinn befängt,

Bis zu der Fenster spitzen Bogen
Schaut auf den Bänken, langgezogen,
Johannes Kopf an Kopf gedrängt.
Die Morgensonnenstrahlen flirren
Auf Kleiderpracht und Federpracht,
Und durch die Räume hallt ein Schwirren,
Wie wenn im Wald der Tag erwacht.
Sie flüstern alle, doch die tausend
Gedämpften Stimmen klingen brausend!
Und als herein der Kaiser schreitet
Zum Thronsitz, der sich stolz erhebt,
Da hallt der Ruf, der ihn geleitet,
So laut, daß schier der Saal erbebt.
Dann aber herrscht die tiefste Stille
Im weiten Raume für und für,
Als lenke aller Blick ein Wille
Kehrt jedes Antlitz sich zur Tür;
Und tausend Atemzüge scheinen
Ein Atemzug, erwartungsschwer,
Denn Tausend sehen nach dem einen,
Der zwischen Wächtern trat einher.
In seines Ordens dunklem Kleide
Gebeugt, gebleicht vom Kerkerleide,
Doch ernst gefaßt und mild zugleich,
Tritt Pater Gerhard vor das Reich.
Er harrt am Platz voll stiller Würde,
Den ihm des Reiches Herold weist,
Und zwingt des greisen Leibes Bürde
Mit mutigem, entschloßnem Geist. —
Der Kurfürst aber schaut verdüstert
Den greisen Priester — hastig flüstert
Er mit den Räten — unverhüllt

Zeigt sich der Groll, der ihn erfüllt.
Auf seinen Wink erhebt zur Klage
Der Kanzler sich mit einem Blick,
Als sei sein schneidig Wort die Wage
Für Gerhards Leben und Geschick.
Er legt die Hand, die knöchern alte,
Auf Gerhards Schriften, frech geraubt,
Er preßt sie wuchtig, gleich als halte
Er unterm Druck des Mönches Haupt.
Und nun entrauscht der Klagerede
Schier uferloser breiter Strom:
Er zeiht den Pater grimmer Fehde
Mit Gott und Welt, mit Mainz und Rom.
Er schwört, indes die Blicke hangen
An Schriften, die er flüchtig weist,
Daß Gerhard tausendmal begangen
Die Sünde wider 'n Heiligen Geist!
Er schilt ihn Ketzer, Irrwahnslehrer,
Der Seelen Mörder und Verheerer,
Den Hirten, der zum Wolf geworden,
Ein Brandmal seinem heil'gen Orden.
Er ruft, die Glut der Hölle brenne
In Pater Gerhards Schrift und Wort;
Er herrscht dem Mönche zu: „Bekenne
Und büße ab dein Tun hinfort!
Du hast des Zweifels Wahn verkündigt,
Von Trotz und eitlem Stolz gebläht,
Du hast vor Gott und Welt gesündigt,
Der Kirche heilig Amt geschmäht —
Doch sie, die in den Mutterarmen
Auch die verlornen Kinder hegt,
Sie wird des Frevlers sich erbarmen,

Wenn Reue ihm das Herz bewegt.
Drum frag' ich, Mönch, willst du verzichten
Auf allen Wahn, den du gelehrt?
Willst du die Schriften selbst vernichten,
Die höllischer Verdammnis wert?
Willst du, hier an des Thrones Stufen,
Vor Kaiser, Reich und Christenheit
Die schweren Frevel widerrufen,
Die du geübt seit grauer Zeit?"

Im Saal erwacht ein flüsternd Rauschen,
Sowie des Kanzlers Wort verklang,
Dann wird es wieder still, sie lauschen
Auf Gerhards Antwort, ernst und bang.
Im Antlitz tiefe Kummerfalten
Steht er wohl bleicher als zuvor,
Doch mächtig tönt das Wort des Alten
Und jeder blickt zu ihm empor:
„Wie könnt' ich frevelnd mir vergiften,
Was ich gelehrt und treu geglaubt?
Nichts andres bergen diese Schriften,
Die Eure Schergen mir geraubt.
Durch tausend bange Nächte rang ich,
Durch bittrer Zweifel Grimm und Hohn,
Doch auf zum Licht des Glaubens drang ich:
Ich bin der Kirche treuer Sohn!"
Da zuckt ein Lächeln, unheilsprühend,
Durch Kurfürst Adolfs Angesicht,
Der Kanzler aber, zornerglühend,
Erhebt aufs neue sich und spricht:
„Statt reuig büßend abzuschwören,
Läßt er des Trotzes Stimme hören

Und rühmt die Frevel, unverhüllt,
Die sein verruchtes Herz erfüllt.
Vernehmt denn, wie die Schriften lauten,
Was sie verkünden, Blatt auf Blatt;
So schrieb der Mönch, dem anvertrauten
Ihr Heil die Bürger dieser Stadt!
Merkt auf und hört des Paters Sätze:
‚Die Kirche stamme nicht von Gott,
Sie sei des Satans Kind und Metze,
Der Glaube eitel Wahn und Spott!
Die Priester nähmen mit der Weihe
Der höllischen Verdammnis Kraft,
Der Tod erlöse und befreie
Vom Lug und Trug der Pfaffenschaft!‘ —
Und wie die Schriften sonst auch gleißen,
Sie sind der Lästerworte voll
Die Höllenlehre zu erweisen,
Die dem verruchten Mund entquoll!“
Ein Schauer hat den Saal durchdrungen —
Der Hörer Masse steht erschreckt,
Bei jedem Worte, das erklungen
Und rings den tiefsten Abscheu weckt.
Da treffen hundert Augenblitze
Den Mönch mit Grauen, Zorn und Spott,
Der Erzbischof erhebt vom Sitze
Die Arme flehend, wie zu Gott;
Doch hilflos starrt der Blick des Alten
Bald auf des Kanzlers harten Mund,
Bald auf das Blatt, das er gehalten,
Bald in des Saals bewegtes Rund.
Noch eh' der Klage Wort geendet
Bricht Gerhard nieder, stumm und bleich,

Und durch die Reihen, hingewendet
Nach seinem Antlitz, hallt's zugleich:
„Er wankt! Er sinkt! Sein Trotz verfliegt!
's ist Gottes Hand, die ihn besiegt!"
Der Kaiser selbst hat sich erhoben
Und schaut vom Thronsitz auf das Toben,
Das den gesunknen Mönch umrauscht,
Und dem gespannt der Kurfürst lauscht.
Der Kanzler aber, rasch sich sammelnd,
Ruft ins Getümmel, hastig, stammelnd:
„Ihr saht, wie er zusammenbrach,
Das Urteil seinem Frevel sprach!
Hinweg mit ihm vom Angesichte
Der Erde! Seine Seele richte
Gleich seinem Leib im Feuergrab
Die Hölle, der er sich ergab!"
Und tausend Augen sprühen Flammen,
In einem Rufe klingt zusammen,
Was Hunderten im Herzen loht:
„Hinweg mit ihm! Zum Tod! Zum Tod!"

Da schallt mit einmal eine Stimme
Ob dem Getümmel mächtig hin:
„Ihr frevelt schwer im blinden Grimme,
Ein Trug verwirrt euch Herz und Sinn!
Der Lüge soll der Pater fallen,
Nur Lüge war, was ihr gehört!"
Und wie die Worte mächtig schallen,
Folgt ihnen Schweigen, halb verstört.
Hoch oben in des Söllers Bogen
Steht Gutenberg, weit vorgebeugt,
Er ruft hinab: „Ihr seid betrogen

Nehmt hin und lest, was für ihn zeugt!"
Und wie er's ruft zum andernmale,
Wirft er hinab zum Rathaussaale
Die Blätter alle, die er trug,
Herr Peter folgt ihm, Zug um Zug!
Wohl schaun, entrüstet und erschrocken,
Bestürzt, erstarrt die Männer auf,
Doch drängen um die seltnen Flocken
Vom Söller nieder sich zu Hauf.
Und wie die Brandung beim Ergrimmen
Des Nordsturms schwillt, so wächst hier frei
Der Schall von tausend lauten Stimmen,
Und steigt zum tosenden Geschrei.
Da hascht man noch die letzten Blätter,
Dort klingt, was jeder Bogen trägt,
Was in die Herzen wie ein Wetter
Des Zorns und der Entrüstung schlägt.
Kaum eines Auge prüft erstaunt
Die Schrift, die er noch nie geschaut,
Denn allwärts flüstert, murrt und raunt
Und kündet man den Inhalt laut:
„Habt treulich acht! Aus dem Gefüge
Der Schriften Gerhards riß die Lüge
Die Frevelworte, deren Klang
Euch schwertgleich durch die Herzen drang!
Laßt in den Schriften selbst vergleichen,
Was euer Ohr so jäh erschreckt,
Mit jenen Sätzen, die zu eigen
Dem Priester, der die Herzen weckt:
‚Wär' Krieg und Mord und Völkerhetze,
Wär' Blut und Brand der Kirche Amt,
So wäre sie des Satans Metze,

Vom Gott der Liebe nicht entflammt! — —
Zum hohlen Wähnen wird der Glaube,
Der Trost des Lebens nicht umschließt,
So wie zum Spotte wird die Traube,
Der köstlich Herzblut nicht entfließt! — —
Wer treulich will des Glaubens hüten,
Der suche Liebe zum Gewinn,
Der banne Lästrung, Zorn und Wüten
Und jeden Fluch aus seinem Sinn;
Sonst nimmt er statt der heil'gen Weihen
Der höllischen Verdammnis Kraft,
Und zwingt die Welt sich zu befreien
Von seiner Lügenpfaffenschaft!'
Nichts andres hat der Mönch geschrieben,
Nichts andres hat sein Mund gelehrt.
Er selber ist sich treu geblieben —
Die Lüge hat sein Wort verkehrt!"

So steht's in brennend roten Lettern
Auf Gutenbergs noch feuchten Blättern,
So klingt's im Saal durch all den Braus.
So dröhnt's hinauf, so hallt's hinaus!
Die Fürsten, Ritter, Bürger drängen
Erregt, im buntesten Gemisch
Sich nach den Schranken, nach den engen,
Und zu dem breiten Schriftentisch;
Der Kanzler ist zurückgewichen,
Er starrt verstört und halb verblichen
Nach Gutenberg zum Söller auf
Und läßt dem Unheil seinen Lauf.
Der Kurfürst schaut das Blatt erbebend,
Doch prüft die Zeichen scharf genug,

Und ruft, die Stimme laut erhebend:
„Ein Höllenwerk, ein Satanstrug
Wagt hier dem Reichstag Hohn zu sprechen,
Den höchsten Rat zu unterbrechen!“
Er zeigt auf die Gestalt des Mannes,
Der ruhig lehnt am Söllerrand,
Doch auf den Mönch, nicht nach Johannes,
Ist jeder Blick im Saal gewandt.
Denn mitten in dem wilden Toben
Hat sich der Pater neu erhoben.
Noch steht er wirr und sinnberaubt,
Umtost von hundert wilden Fragen,
Doch plötzlich hebt sein greises Haupt
Sich hoch wie in vergangnen Tagen;
Johannes' Blatt mit roten Zeichen,
Das ihm geschäft'ge Hände reichen,
Durchfliegt sein Blick voll heller Glut,
Er ruft: „Ich bin in Gottes Hut!
Hier steht getreulich, Zug um Zug,
Was meinem Stift geheim entronnen,
Das andre war ein schnöder Trug,
Der zum Verderben mir ersonnen!“

Wild steigt der Lärm nach solcher Rede,
Und manches Fürsten Auge blitzt
Den Bischof an in stummer Fehde,
Der prüfend vor den Schriften sitzt.
Bis zu des Kaiserthrones Stufen
Drängt sich der Männer dichte Schar,
Und aus den wildverworrnen Rufen
Tönt eine Losung kurz und klar:
„Noch einmal sorglich prüfen lassen

Die Schriften, drum der Mönch beklagt,
Doch nicht von denen, die ihn hassen
Und heute frevlen Trug gewagt!"
Wohl schallen, wie der Ruf erklungen,
Verworrne Gegenrufe drein,
Doch gibt der Kurfürst sich bezwungen:
„Nach eurem Willen mag es sein!"
Er steht empor, verächtlich gleitet
Sein dunkles Auge noch einmal
Hin ob den Schriften, ausgebreitet,
Und blickt umher im Reichstagssaal.
Da fühlen alle wohl: gewendet
Zum besten ist des Mönchs Geschick,
Doch stehn durchschauert und geblendet
Vom Zornblitz in des Bischofs Blick! — —

Nur der, dem dieser Zornblitz galt,
Entzog sich seiner Allgewalt!
Johannes hat den Saal verlassen
Und eilt durch still entlegne Gassen
Mit Peter heim nach seinem Haus.
Noch dröhnt ihm nach des Saales Braus,
Noch sieht den Kläger er, den grimmen,
Von seinen Blättern jäh erschreckt,
Noch hört er all' die hundert Stimmen,
Die er zu Gerhards Heil erweckt;
Noch glühn im Jubel seine Wangen —
Der hohe Traum, der ihn umfangen,
Ward Leben wie mit einem Schlag,
Sein stummes Ringen krönt der Tag!
Er aber hat zu dieser Stunde
Nur ein Verlangen — ein Gebet!

Wohl dankt er tief aus Herzensgrunde
Dem Treuen, der zur Rechten geht;
Wohl ist sein Antlitz jung und licht,
Wenn er von seinem Werke spricht.
Doch ruhlos bleiben seine Schritte,
Bis seines Hauses Giebel winkt,
Und bis ihm in des Zimmers Mitte
Frau Meta in die Arme sinkt.
Sie tut nicht einer Frage Laut,
Da sie des Gatten Züge schaut,
Voll Bangen aber aus den Kissen
Fährt Irmgard auf, — Johannes ruft:
„Der Pater Gerhard ward entrissen
Dem Feuer wie der Kerkergruft!
In alle Welt, aus engen Schranken,
Wirkt heut' der Traum, der hier gewohnt!
Dir aber, Liebste, laß mich danken,
Die überreich und ohne Wanken
Mir all mein Tun zuvor gelohnt!“

Gutenbergs Sturz.

Ein kurzer Zug von Leidgenossen
Wallt still Sankt Stephans Friedhof zu,
Vom ersten Morgenlicht umflossen
Zieht er dahin in trüber Ruh —
Der Bahre, die vorangetragen,
Folgt Gutenberg im Trauerkleid,
Sein Antlitz zeugt von schwerem Leid,
Von ungesprochnen herben Klagen.
Herr Peter blieb auch heute treu
Dem Freund — er schweigt in ernster Scheu,
Doch bessern Trost, als karge Worte,
Gibt seiner Blicke klares Licht,
Er stützet an des Friedhofs Pforte
Johannes, dessen Stärke bricht.
Er gibt ihm Kraft am offnen Grabe,
In das man Irmgards Sarg versenkt,
Er spendet ihm der Tränen Labe,
Da er der Toten mild gedenkt:
„Sie ruhe tief in Gottes Frieden!
Von froher Hoffnung still verklärt
Ist sie aus unsrem Kreis geschieden,
Und ihre Hoffnung sei bewährt.

Blick aufwärts, Hans! An deinem Herzen
Sucht Meta Trost! Sei stark in Schmerzen!
Um deiner teuren Toten willen,
Um ihres Kindes Heil und Glück,
Versuche deinen Schmerz zu stillen
Und schreit ins Leben fest zurück!"

Er harrt mit bittender Gebärde,
Johannes kniet am Grabe lang,
Er küßt den Sarg und küßt die Erde
In seines Schmerzes Überdrang.
Doch lauscht er Peters treuem Mahnen
Und reißt sich los vom frischen Grab:
„Ruh wohl und blick' aus lichten Bahnen
Auf deiner Kinder Pfad herab!"
Er preßt des alten Freundes Hände:
„Nimm, Treuer, meines Schmerzes Dank,
Zu nahe drängt sich End' an Ende,
Mein Herz ist wund und todeskrank!
Kaum ist das Herbste überwunden,
So drohen neuer Trennung Stunden.
Du ziehst hinweg! Gott sei befohlen
Dein Glück und unser Wiederschaun! —
Doch eine Bitte unverhohlen
Laß mich zum Abschied dir vertraun:
Wenn ich hinweggerissen werde
Vom Sturme, der mein Sein umtost,
Dann ruft mein Weib zu eurem Herde,
Dann werdet Metas Schutz und Trost!"
Der Maler spricht mit stummen Tränen
Ein ernst Gelübde aus, doch sagt:
„Der Schmerz erzeugt so dunkles Wähnen,

Denn niemals kannt ich dich verzagt.
Wohl ist es hart, daß in den Tagen,
Da deines Lebens Werk gedeiht,
Die Teure schied, die mit getragen
Den Zweifel und den herben Streit;
Doch was sie sah, voll froher Schauer,
Der Nacht zum Trotz, am hellen Licht,
In dieser Tage dunkler Trauer,
In Leid und Schmerz vergeht es nicht!
Laß alles düstre Zagen schwinden
Im Abschiedskusse, rasch getauscht,
Und glaub, wenn wir uns wiederfinden,
So hat dein Traum die Welt durchrauscht!"
Er reißt sich aus des Freundes Armen
Und eilt hinweg mit raschem Fuß,
Johannes winkt mit innig warmem
Doch trübem Blick den letzten Gruß.
Dann spricht er leise vor sich hin:
„Herb ist der Tag und schwer mein Sinn!
Doch weht wohl aus geliebten Grüften
Ein Ahnungshauch, der uns erfüllt,
Als wolle er den Schleier lüften
Von dunklen Tagen, noch verhüllt!"

Zur Stunde, wo dies Hans gesprochen,
Den Heimweg suchend, schmerzensmatt,
Auch heute, wie seit vielen Wochen,
Kaum achtend auf den Braus der Stadt,
Sitzt in Herrn Veits, des Ratsherrn, Hause
Ein Kreis beim Morgentrunk vereint,
Er birgt sich in der engsten Klause,
In die der Morgenstrahl kaum scheint:

Veit Gutenberg, am Tisch verharrend,
Vor Krügen Weines, schwer gefüllt,
Herr Guntram, der, zu Boden starrend,
Im dunkeln Wams sein Antlitz hüllt;
Und rings in dem Gemache blähen
Sich Gäste, die des Rates Scherg
Im Turme wohl zum Trunk gesehen
Doch nie zuvor Herr Gutenberg.
Sie schlürfen gierig aus den Krügen,
Sie hängen an Herrn Marcos Zügen,
Der lächelnd zwischen ihnen sitzt,
Und dessen Auge listig blitzt.
Der Welsche spricht: „Es muß zum Ende,
Der Kurfürst ist des Harrens satt,
Noch vor der nächsten Jahreswende
Will Herr er sein in dieser Stadt!
Da jede List uns schnöd mißlungen,
So gilt es einen Wetterschlag!
Ein Heer von Knechten ist gedungen
Und wächst geheim mit jedem Tag.
Wir halten fest die Stadt im Auge,
Der Stunde wartend, die uns tauge.
Ihr aber steht bereit, ein Tor
Dem Heer des Bischofs zu erschließen.
Ihr sichert euch den Lohn zuvor,
Und sollt in Frieden ihn genießen.
Nur eins bedarf es noch! Vertreiben
Müßt ihr Hans Gutenberg vom Rat,
Denn er allein, mit seinem Bleiben,
Gefährdet die entschloßne Tat.
Was habt ihr nicht in diesen Wochen
Ihm Macht und Ruf zugleich gebrochen?

Ich stellte euch geschworne Zeugen,
Um seinen Trotz in Staub zu beugen.
Wer heimlich aller Sünden pflag,
Bei jungen Himmelsbräuten lag,
Der soll im Regiment nicht sitzen
So tugendlicher deutscher Stadt;
Doch frommt's nicht euch die Pfeile schnitzen,
Denn ihr verschießt sie laß und matt!"

Herr Guntram räuspert sich gewaltig
Und murrt: „Bedenklich vielgestaltig
War Eure Klage! Manchen Mann
Und nicht Herrn Hans nur focht sie an!
Auch wußt' ich besser zu bezwingen
Den Trotz, der uns den Trunk vergällt,
Und fest gezogen sind die Schlingen,
In die der Tor noch heute fällt.
Er hat den Fust, den Werkgenossen,
Durch all sein Treiben schnöd verletzt,
Und um die Summen, vorgeschossen,
Wird er aus Werk und Amt gehetzt.
Herr Fust hat Klage schon erhoben,
Noch heute sprechen wir Bescheid,
Zum letzten Male steht er droben
Im Rathaussaal im Ehrenkleid!
Herr Fust ist ganz für uns gewonnen,
Verbürgt Ihr ihm, daß frei vom Bann,
Doch fern vom hellen Licht der Sonnen
Sein Teufelswerk bestehen kann!"
Der Welsche lächelt arg: „Wir grollen
Nur Gutenberg, den Fust vertreibt,
Wer wird das Werk ihm stören wollen,

Das in so guter Hand verbleibt?"
Der Schöffe nickt zu Marcos Fragen:
„Kommt mit zum Rathaus, hört den Just,
Und lauscht von ferne mit Behagen,
Wie wir befreien unsre Brust.
Auf' heut hat sich verkünden lassen
Herr Hans — wir sind für ihn bereit,
Und käm' er im Geleit von Massen,
Nach Hause zieht er ohne Geleit!"
Es lacht die seltne Tafelrunde,
Der Welsche aber leert den Krug:
„Auf frohen Trunk zu guter Stunde
Nach einem raschen Siegeszug!"
Er hüllt sich ein, daß schwer zu kennen
Sein Antlitz, nur die Augen brennen
Aus falschem Bart. „Ich steh' bereit!"
Und geht mit Guntram und mit Veit.

Sie eilen nach dem Rathaustor,
Denn höher stieg der Tag empor,
Im Flur, den Hunderte erfüllen,
Erwartet sie der Goldschmied Just,
Er kennt Herrn Marco, trotz der Hüllen,
Er grüßt ihn stolz und selbstbewußt.
Zur Seite bleibet Just besonnen
Ein Werkgenoß voll kluger List,
Der Peter Schöffer, der gewonnen
Die Tochter Justs vor kurzer Frist.
Der Schöffe winkt sie aus der Halle
In sein Gemach: „Hier sprecht euch aus,
Herr Marco schwört in jedem Falle
Schutz deiner Werkstatt, deinem Haus!

Du aber, Just, mußt ihm geloben,
Daß du des Werkes Hüter bleibst,
Und ferne nur von Mainz die Proben
Der neuen schwarzen Kunst vertreibst!"
Just nickt nur karg: „Um so zu tuen,
Scheid' ich von dem betörten Mann,
Der auch im Glücke nimmer ruhen,
Sein wildes Herz nicht zähmen kann!
Er streut umher mit vollen Händen
Das Gut, das mein und sein nur war,
Er will in alle Lande senden
Der neuen Werkgenossen Schar.
Ich duld' es nicht! Doch daß ich wahre
Geheim, was Gutenberg ersann,
Daß die Gesellen ich auf Jahre
In meinem Zwange halten kann,
Muß Macht und Recht die Stadt mir leihn
Und mich von jedem Zwang befrein!"
Indes er spricht, erklingt daneben
Vom Rathaussaal ein lauter Ton,
Veit Gutenberg und Guntram beben,
Just spricht: „Es naht Herr Hans sich schon!"
Und wie einander Mut zu spenden
Wird nochmals Blick um Blick getauscht,
Dann treten sie, ihr Werk zu enden,
Hinaus, indes der Welsche lauscht.

Johannes steht im Ratsherrnkreise
Mit trauervollem Angesicht,
Doch ernst gefaßt, in alter Weise
Er grüßt die Männer rings und spricht:
„Ihr habt mich eilend rufen lassen,

Mich dünkt, ich ahne, was beginnt.
Schon klingt es laut auf Markt und Gassen,
Daß neuen Streit der Kurfürst sinnt.
Schon ward der Welsche neu gesehen,
Der für den Bischof plant und wacht,
Und neues Unheil mag geschehen
Im Schirm der Arglist und der Nacht!"
Da unterbricht ihn Guntram laut:
„Herr Hans, bevor Ihr um Euch schaut,
Vergönnt, daß wir ein Wörtlein fragen!
Es ist Herr Just mit schweren Klagen
Dem Rat genaht! Er fordert dringend
Sein Gut, das Euch er dargeliehn;
Sein Recht ist sonnenklar und zwingend,
Drum frag' ich Euch: Wie zahlt Ihr ihn?
Wohl hat das Recht ihm zugesprochen
Das ganze Werk, das Ihr ersannt,
Das Druckgerät und was seit Wochen
In Eurer Werkstatt Ihr begannt.
Doch immer fehlen tausend Gulden
Zur Summe, die Herr Just Euch lieh,
Ihr dürft sie keinen Tag mehr schulden,
Drum forscht die Stadt: wann zahlt Ihr sie?
Sucht kurz und bündig Euch zu fassen,
Ihr wißt am besten, was Euch treibt:
Die Bank des Rates muß verlassen,
Wer eines Bürgers Schuldner bleibt!" — —

Johannes hört des Schöffen Worte,
Sie trafen ihn ins innre Mark,
Er steht empor, erbleicht, doch stark,
Er schreitet nach der Seitenpforte.

Dort sieht er Fust und Schöffer stehen,
Er ruft bewegt die beiden an:
„Nicht wenden kann ich, was geschehen,
Nicht zürnen dem, was ihr getan.
Nur eins gelobt: Die wackren Mannen,
Die Beistand meinem Werk geliehn,
Laßt aus der Werkstatt frei von dannen
Nach einem bessern Glücke ziehn!“
Da lacht Herr Fust mit rauhem Ton —
Auch Schöffers Antlitz zeigt nur Hohn —:
„Ihr bleibt der Tor, der Ihr gewesen;
Nicht einen Deut galt mir das Wesen,
Das Gut, das bei dem Werk zerstob,
Um das ich Klage hier erhob.
Doch sorg' ich, daß das Werk verbleibe
Geheim und machtvoll, und nur mein!
Wenn ich Euch heut ins Elend treibe,
Trägt Euer Trotz die Schuld allein.“
Er kehrt sich ab, Johannes wendet
Sich zu den Ratsherrn bleich und matt:
„So ist hier meine Pflicht beendet,
Gott schütze Mainz, die teure Stadt!“
Er legt der Würde Zeichen nieder,
Und geht hinweg mit stummem Gruß,
Er steigt die Rathaustreppe nieder
Mit wirrem Blick und schwankem Fuß!
Der Ratsherrn schlecht verhalten Spotten
Tönt dem gestürzten Manne nach,
Und draußen harren wilde Rotten
Auf ihn zu häufen bittre Schmach.
Die Bürger drücken sich beklommen
Zur Seite ohne Gruß und Huld,

Denn zürnend haben sie vernommen
Schon seinen Irrtum, seine Schuld! —

Johannes geht, wie nie allein,
Durch Mainz im Tagessonnenschein,
Ihm dünken seine vierzig Jahre
Samt seinem Werk ein dumpfer Traum,
Ihm ist, als trenn' ihn von der Bahre
Der kurze Weg zum Rheine kaum.
Er flüstert vor sich: „Lüge, Lüge
Ist all das wirre Spiel der Welt!"
Doch schaut er plötzlich Metas Züge
Von jedem Liebesreiz erhellt.
Da stürzen heiße, bittre Zähren
Aus seinen Augen: „Wehe mir,
Ich soll ihr Trost im Leid gewähren
Und suchen muß ich Trost bei ihr!"

Sieg und Tod.

Es sinkt mit kalten feuchten Schauern
Der Regen aufs Gefilde schwer,
Hart braust um Mainz und seine Mauern
Oktoberwind vom Taunus her.
Es nahet auf des Stromes Wellen
Die Herbstnacht, gleich Gewanden schwellen
Die Nebel ihr um Haupt und Fuß,
Sie grüßt die Stadt mit finstrem Gruß,
Sie drängt sich rauh, mit eis'gem Hauche
In jeden Hof, in jeden Raum,
Und weicht der Glut, dem heißen Rauche
Vom Herd der Bürgerhäuser kaum.
Wie scheint ihr Antlitz undurchdringlich,
Wie macht ihr Gruß die Bürger matt,
Wie schleicht der Schlummer unbezwinglich
Durch jedes Tor der alten Stadt!
Die Wächter an den Toren suchen,
Den Türmern gleich auf hohem Dom,
Den Schutz der Mauern und verfluchen
Den Nordwind, der da braust vom Strom.
Sie hören nur des Sturmes Dröhnen,
Nicht Männerschritt, noch Waffenklang;
Sie hören nur der Herbstnacht Stöhnen,

Nicht andren Schall den Rhein entlang;
Indes ein Treiben, seltsam reg,
Auf jedem abgelegnen Weg,
Dem Sturme trotzend und der Nacht,
Rings um die stumme Stadt erwacht.
Das ist ein Ziehen, ist ein Traben,
Voll Hast und doch gedämpften Schalls,
Das ist ein Schleichen vor dem Graben
Der Stadt und an dem Fuß des Walls!
Dem Gautor winden stumme Scharen
Sich durch umbuschte Gärten zu,
Und niemand will's am Tor gewahren
Und immer tiefer wird die Ruh!
Nicht aller Ohr ist taub geworden,
Gar manches lauscht, von Furcht erregt,
Dem Klange, den der Wind aus Norden
Den stummen Mauern näher trägt.
Doch die da lauschen, die da spähn,
Und deren Herzen bangend klopfen
Bei eines Hahns verfrühtem Krähn,
Beim Fall und Schall von Regentropfen,
Die sehen wohl verdächtig Licht
Das nächtig dunkle Land durchirren,
Die hören fernes Waffenklirren,
Doch rufen nicht und warnen nicht! —
Sie stehn beisammen, finster harrend,
Veit Gutenberg in Ungeduld
Hinaus in Nacht und Nebel starrend,
Mit Blicken voller Scheu und Schuld.
Gefaßt und ruhiger erscheint
Herr Guntram, der sich ihm vereint.
Daneben hält ein Trupp Gelichter,

Der jetzt Gebieter nicht und Richter
In den gestrengen Männern schaut,
Und sie begrüßt mit frechem Laut.
Sie harren spähend unterm Tor,
Bei jedem Schall und jedem Schritte
Fährt scheu Veit Gutenberg empor.
Doch aus dem Turm zur Toresmitte
Tritt nur Herr Marco — leichten Spott
Auf seinem Antlitz: „Grüß euch Gott!
Was steht ihr müßig hier beisammen?
Saht ihr's nicht rheinherüber flammen?
Die Stunde drängt — ihr nächster Schlag
Darf uns nicht finden laß und zag!“
Veit Gutenberg raunt halb ergrimmt:
„Wir taten ohn' Euch, was bestimmt!“
Der Welsche schreitet höhnend weiter:
„Wahrt euch den Platz. Dieselbe Leiter,
Die unsre Freunde führt zum Wall,
Hilft euch hinaus im schlimmsten Fall!“
Er sprach's und fliegt zum nächsten Hause,
Erstickte Flüche zum Geleit,
Als trüge ihn das Sturmgebrause,
Verschwindet er in Dunkelheit.
Er hüllt sich in den Mantel dicht,
Sei's um sein Antlitz zu bedecken,
Sei's um zu dieser Stunde nicht
Beim eignen Herzschlag zu erschrecken.
Denn ihm auch wogt erregt das Blut,
Er fühlet wechseln Frost und Glut,
Da er die Gassen rings durchstreicht,
Die eng und stumm und dunkel liegen;
Doch ob ihn Schauer überfliegen,

Es bleibt sein Tritt gewandt und leicht.
Mit scharfem Auge spähend schreitet
Er durch die Nacht, die rings gebreitet.
Kein Laut, als der des Sturms, ward rege,
Das Glück scheint treu dem dunkeln Plan.
Er eilt zurück — auf seinem Wege
Schaut er im Geist sein Werk getan,
Und streift vorbei, halb unbewußt,
Am hohen Tor von Meister Just.
Ein Licht flammt in des Hausherrn Klause
Und fällt auf Marcos dunkle Bahn,
Erst steht er zögernd vor dem Hause,
Dann schreitet lautlos er heran,
Er pocht an die geschloßnen Läden
Von Justs Gemach — von drinnen rauscht
Und rückt es — Marco spannt und lauscht,
Beginnt dann voller Hast zu reden:
„Habt acht, Herr Just — in dieser Nacht
Laßt ruhn die pergamentnen Rollen —
Der Sturm zieht auf, seid wohl bedacht
Das Haus zu schließen seinem Grollen!“
Er springt zurück, indem von drinn'
Herr Just die Läden aufgerissen,
Und raunt, enteilend, vor sich hin:
„Des Warners Antlitz kann er missen!“
Just blickt hervor aus dem Gelasse,
Der Regen trifft sein Antlitz kalt,
Doch in der nächsten dunkeln Gasse
Sind Marcos Schritte schon verhallt.
Er eilt aufs neu dem Wall entgegen,
Jetzt minder achtsam denn zuvor,
Doch steht noch einmal still im Regen

Genüber einem schlichten Tor.
Sein Auge, dem des Luchses gleichend,
Erfaßt im Dunkel, was sich regt,
In eine Heilgennische weichend,
Blickt er hinüber, unbewegt.
Er kennt die Tür, das hohe Dach,
Von jenen regennassen Stufen
Hat er gar oft aus dem Gemach
Den ernsten Mann herabgerufen,
Der jetzt hinausblickt in die Nacht,
Nicht ahnend, wer zu seinen Füßen
Sein Antlitz lauernd überwacht,
Und wessen Mienen höhnisch grüßen.
Nicht prüfen kann der Venetianer
Die Züge, sonst ihm wohlvertraut,
Doch dünkt ihm ein geheimer Mahner
Das dunkle Haupt, das er erschaut.
Wohl höhnt er: „Hans, dir wäre besser,
Du blicktest nicht zum Himmel auf,
Du dächt'st an Panzer, Schwert und Messer
Statt Weltglück oder Zeitenlauf!"
Und doch, ein seltner Schauer schleicht
Durch sein Gebein: „Bringt mir ein Fieber
Der Nachtwind, der so schneidig streicht?
Mir ist, als sollt' ich fliehen lieber!
Wie heult der Sturm! wie schwarz dies Dunkel
Gleich einem Grabe, das noch leer,
Wie anders liegt beim Sterngefunkel
Jetzt meine goldne Stadt am Meer!
Hätt' ich die lichte nie verlassen,
Zu suchen in des Nordens Dunst,
In diesen dunkeln, öden Gassen

Nach Gold und holder Frauengunst! —“
Sein Auge schließt sich, wie umflirrt,
Sein Schritt wird zögernd und beirrt.
Doch plötzlich schrickt er auf: beim Tor,
Dem er sich nähert, flammt empor
Im freien Feld ein Feuerzeichen!
Verscheuchend, was er bangt und sinnt,
Stürmt er die Pforte zu erreichen:
„Ans Werk, ans Werk! mein Tag beginnt!“

Indes sich Marco rasch dem Bangen
Entreißt, das dunkel ihn umfangen,
Blickt Gutenberg, des Anblick eben
In Marcos Seele fremdes Leben
Und längst vergeßne Scheu erweckt,
Aus seinem Fenster schmal gestreckt,
Zur stummen, dunkeln Gasse wieder.
Der Regen träuft vom Dachesrand
Auf sein entblößtes Haupt hernieder,
Das sinnend ruht in seiner Hand.
Er achtet nicht auf Sturm und Nacht,
Bis drinnen von des Erkers Stufen
Ihn Meta bittend angerufen,
Die bei der Leuchte mit ihm wacht:
„Johannes! Laß den wilden Wettern
Die Gassen draußen, tritt zurück
Und gönne mir und diesen Blättern
Noch einen kurzen Augenblick!“
Sie deutet auf die Schrift mit Zagen,
Die bei der Leuchte aufgeschlagen,
Doch Gutenberg, dem Worte lauschend,
Hat zum Gemach sich rasch gewandt

Und spricht, mit Meta Blicke tauschend:
„Ich weiß es nicht, was mich gebannt!
Ich kann nicht ruhen, such dein Kissen,
Laß mich allein. Mir ist fürwahr,
Als droh' die Wolke sturmzerrissen,
Die uns zu Häupten steht, Gefahr!
Mich überkommt ein töricht Bangen!
Um was? ich sehe ja umfangen,
Was mein und was mir teuer ist,
Von diesem Raum seit langer Frist.
Was denen draußen drohen mag,
Mich kümmert's nicht, wenn ich dich halte,
Mein Unglück ist die Kummerfalte
Auf deiner Stirn am trüben Tag.
Mein Glück dein Lächeln sonnenhelle,
All meine Welt begrenzt die Schwelle
Der Tür und dieses Erkers Stein —
Um diese Welt sorg' ich allein!"
Er spricht's und tritt zu Metas Sitze,
Sein Arm umfaßt sie liebevoll,
Doch seine Augen sprühen Blitze,
Sein Antlitz zuckt in Gram und Groll.
Aus jedem Wort, das er gesprochen,
Klang auch der Schmerz, der ungebrochen,
Selbst von der Liebe nicht verscheucht,
Am Herzen nagt, das Haupt ihm beugt.
Frau Meta blickt, von ihm umfaßt,
Ihn lächelnd an: „Hart ist zu tragen
Die unersehnte trübe Rast,
Du sollst sie fürder nicht beklagen.
Du sprichst, die Schwelle hier begrenze
Die Welt für dich, ich sinne drauf

Wo wir im nächsten neuen Lenze
Beginnen könnten neuen Lauf.
Ich hoffe dir die Rast zu stören,
Die dich erfüllt mit Scham und Gram.
Du wolltest heut' mein Wort nicht hören,
Da ich vom Hause Geldern kam;
Nun aber, Hans, mußt du vernehmen,
Was meine Base zu uns spricht,
Du mußt zur Truhe dich bequemen,
Die mir vererbt! — Reich mir das Licht!
Beug dich herab! Gespinst und Bette
Und flandrisch Tuch sind nicht für dich.
Doch hier — die schwere goldne Kette,
Die in der Truhe schier verblich,
Und hier die goldgetriebnen Kannen,
Daraus kein Trunk jemals kredenzt,
Die Leuchter, Becher, Silberpfannen,
Die noch bei keinem Fest geglänzt,
Sie sprechen: wenn das Lenzgrün sprießt,
Der Rhein durch neue Reben fließt,
Dann ziehn mit Meta und Johannes
Wir außerhalb des Mainzer Bannes.
Wohin der beiden Fuß auch gehe,
Wo auch ihr neuer Herd erstehe:
Wir wandeln dort uns ungesäumt,
Wie es die Base nie geträumt,
Die Kette löst ihr Goldgeklirr
In schlichtes Blei, in dunkle Lettern,
Die Platten und das Trinkgeschirr
Sie werden zu papiernen Blättern;
Die Spange hegt ein fremd Gelüst,
All das Geschmeide spürt ein Sehnen,

Zu einem hohen Preßgerüst
Sich schwer und wuchtig auszudehnen.
Und wenn Herr Just auch ohne Ruhe
Dein Tun bespäht, wie käm' ihm bei,
Daß hier in Base Hedwigs Truhe
Das ganze Werk enthalten sei?
Du klagtest oft im trübsten Sinnen,
Im Traum selbst: könnt' ich neu beginnen!
Ich wagte drum zu Gott zu flehn,
Und nun, Johannes, ist's geschehn.
Ich will erblicken, eh' ich sterbe,
Das Werk gedeihn nach deinem Sinn,
Nimm drum den Tand, das goldne Erbe,
Zu neuem Anfang nimm es hin!"
In Tränen lachend, stellt sie wieder
Die Schätze ihm zur Augenschau,
Johannes beugt sich tiefer nieder,
Und sieht nur die geliebte Frau.
Wie sieghaft leuchten ihre Blicke!
Doch als Johannes stürmisch spricht:
„Nein, Meta — meinem Mißgeschicke
Dein Letztes opfern darfst du nicht, —
Dies Erbgut mußt du dir bewahren —
Ich würf' es in des Unheils Schlund,
An dem ich steh' seit vierzig Jahren,
Und ginge träumend doch zugrund!"
Da bricht sie aus in helle Zähren
Und ruft: „Was soll der Tand mir dann,
Wenn er dir Leben nicht gewähren,
Nicht meine Sehnsucht stillen kann?
Hat meine Hand die Kraft verloren,
Johannes? Ging die Zeit ins Land,

Da du mir tausendmal geschworen,
Es käm' dein Glück aus meiner Hand?
Und wenn es einmal nur gekommen,
Warum nicht einmal noch? nicht heut?
Dir mochte Fustens Gold nicht frommen,
Doch dies — doch was dir Meta beut'?
O nimm es, nimm es!" — Fest umschlossen
Hält Gutenberg sein Weib und schweigt,
Sein Antlitz, tränenüberflossen,
Vor ihrem Liebesblick geneigt.
Dann ist's, als ob ein Druck sich löse
Von seiner Stimme vollem Klang,
Er stammelt: „Meta, holde Böse,
Übt fromme Liebe solchen Zwang?
Du willst's! Ich habe dir zu leben,
Und wenn dich neues Ringen, Streben,
Mit neuem Darben, neuem Leid,
Mit neuem Kampf gen Druck und Neid,
Wenn dies dein Herz beglücken kann,
So hab' ich deinen Mut! Wohlan,
Geschehe denn nach deinem Willen,
Das Ende sei, wie du geglaubt! —"
Er birgt, der Tränen Flut zu stillen,
In Metas Schoß Gesicht und Haupt.
Sie richtet ihn empor, und selig
Ob seines Wortes strahlt ihr Blick,
Ihm ist zumut, als wiche mählich
Vor ihrer Liebe sein Geschick!
So junge Glut, so alte Treu'
Aus ihrem Antlitz strahlt sie neu,
Heiß ruht sein Mund auf ihrem Munde,
Und ob sein Haar, sein Haupt erblich,

Gleich Meta scheint zu dieser Stunde
Er hoffnungsreich und jugendlich!

Sie stehn umschlungen, selbstvergessen,
Längst ist es dunkel im Gemach,
Sie hören nicht, wie schwer indessen
Der Regen rauscht vom niedern Dach.
Auch jetzt, da draußen Glockenschläge
Ertönen, seltsam dumpf und schwer,
Lacht Gutenberg: „Das Erz wird träge
Und schallt in diesem Sturm nicht mehr!“
Frau Meta aber tritt erschrocken
Dem Fenster nah: „War's Mitternacht?
Nicht doch — das sind die Feuerglocken
Vom Dom! Johannes, hast du acht?“
Er lauscht hinaus: „Ein seltsam Stürmen
Vom Dom, doch nicht von andern Türmen!“
Er beugt sich weit aus dem Gelasse,
Zu spähen nach dem Feuerschein,
Stumm liegt so wie zuvor die Gasse,
Doch dumpfes Brausen dringt herein;
Ein Brausen, wie vom Sturm getragen,
Der Sturm nicht selbst! Eh' er vermag
Ein Wort zu Meta noch zu sagen,
Gellt auch vom nächsten Turm ein Schlag.
Ein Schlag, als ob die Glocke spränge,
Doch einer nur, und gleich darauf
Füllt sich der Gasse nasse Enge
Mit Männern, die in wildem Lauf
An seinem Haus vorüberstürzen,
Sie rufen laut und schelten hart:
„Will uns den Schlaf der Turmwart kürzen,
Daß er mit falschem Sturm uns narrt?“

Da eilt der Schar ein Mann entgegen,
Halbnackt und stöhnt wie todeswund:
„Helft! helft! Der Feind auf allen Wegen,
So weit ich sah vom Turmesrund!
Die Glockenschwengel auf den Türmen
Sind wergumwunden! Unser Stürmen
Wird nicht gehört! Verrat! Verrat!
Sie sind dem Gautor schon genaht!"
Als schlüg' der Blitz vor ihrer Runde
Ins Pflaster, ist die Schar zerstäubt,
Der Turmwart stürzt mit seiner Kunde
Zur nächsten Straße. — Halb betäubt
Blickt Gutenberg ins Zimmer wieder,
Die Nacht verbirgt ihm, wie erblaßt
Das Antlitz Metas, wie die Glieder
Ihr heftig zittern, frosterfaßt.
„Wie waren sicher unsre Laffen!
Da ist's! Es kam, wie ich gewußt!"
Er zürnt und greift nach seinen Waffen,
Er will die Partisane raffen,
Schon deckt der Harnisch seine Brust.
Da hemmt ein Ausruf, schmerzlich klagend,
Von Metas Lippen seine Hast,
Sie spricht halb glühend und halb zagend,
Indem sie flehend ihn umfaßt:
„Johannes, willst du frevelnd wagen,
Die Hoffnung, die uns neu beglückt,
In dieser Nacht zu Grab zu tragen,
Eh' ihre Frucht wir noch gepflückt?
Du hast nicht not, für Mainz zu streiten, —
Nur schnöden Undank, frechen Hohn,
Nur Schmach und tausend Bitterkeiten

Gab Mainz für alles dir zum Lohn.
Laß draußen nur die Rotte schalten,
Die dich vertrieb, des Edeln satt,
Du mußt dem Werke dich erhalten,
Das höher steht als diese Stadt!
Bleib, bleib, Johannes — unsre Zelle
Sei deine Welt, bis Frühling wird!"
Sie ruft's — er folgt ihr von der Schwelle
Zum Erker wieder, schwer beirrt.
Er lächelt trübe: „Wahr — o wahr!
Ich werde bleiben, dich zu schützen,
Ich könnte doch der Stadt nicht nützen
Und brächte meinem Werk Gefahr!"
Er hält das junge Weib umschlungen,
Das unter bangen Schauern lauscht
Den Glocken, die jetzt laut erklungen,
Dem Lärm, der immer wilder rauscht.
Der Wächter dumpfe Hörner tönen,
Von Rufen und von Stimmen schwirrt's,
Die Tore rings der Häuser dröhnen,
Von Schritten hallt's, von Waffen klirrt's!
Da fühlt Frau Meta, wie ein Beben
Den Gatten faßt, sie regt sich nicht,
Und wagt, zum erstenmal im Leben,
Ihm nicht zu schaun ins Angesicht.
Er murmelt abgerißne Worte
Und hat sich düster abgekehrt;
Jetzt kracht des Nachbars morsche Pforte
Und auf dem Pflaster klirrt sein Schwert.
Johannes spricht, wie traumverloren:
„Einst rief ich zürnend: Fluch dem Toren,
Der nicht die Stadt, da er geboren,

Mit allem, was ihr teuer ist,
Bewahrt und schirmt zu jeder Frist!"
Und Meta hört's — die Arme schlingend
Um seinen Nacken, spricht sie schlicht:
„Johannes, ist dein Werk nicht zwingend,
Um meinetwillen weile nicht!
Ich zage nicht, nicht mich zu schützen
Hab' ich dein Bleiben heiß begehrt,
Meinst du da draußen noch zu nützen?
Johannes, Liebster! nimm dein Schwert —
Hörst du den Angstruf drüben schallen?
Vergib, daß ich dich hielt im Haus,
Gott sei mit dir, sei mit uns allen —
Kehr heim, Johannes, bleib nicht aus!"

Sie ruft's in Tränen, doch entschlossen;
Er nimmt die Waffe, die sie reicht.
Noch einmal hält er sie umschlossen:
„Wem du zuteil, der stirbt nicht leicht!
Nicht meinetwillen sollst du zagen,
Nicht um die Hoffnung, kaum erwacht,
Wenn Gott es will, so kann es tagen
Nicht erst im Lenz, nein, diese Nacht!" —
Er küßt sie heiß und eilt zur Pforte,
Sie schluchzt noch bange Liebesworte,
Indes er längst das Haus verlassen
Und sich mit Schritten, hastverkürzt,
In das Gewühl der nächsten Gassen,
Die nach dem Gautor führen, stürzt.

Wie schwarz der Pfad! Noch rauscht der Regen,
Der Sturm in raschen Stößen prallt,

Dem dumpfen Glockenklang entgegen,
Der in die Stadt herniederschallt.
Ein Kämpfen in den Lüften droben,
Ein Kämpfen drunten! Haus an Haus
Hat Mainz vom Schlummer sich erhoben,
Und stürmt und schaut mit wildem Toben
Halb taumelnd in die Nacht hinaus.
Als nahe in des Sturms Getöse
Der Engel Schar mit Blitz und Schlag,
Als wären die Trompetenstöße
Posaunenklang vom Jüngsten Tag,
So starrt das nächtige Gewimmel,
Das aus den Pforten quillt und drängt,
Empor zum wolkig dunkeln Himmel,
Der schwer ob ihren Dächern hängt.
Wie sie vom Lager aufgesprungen,
So scharen sie sich rasch zu Hauf:
Der hat den Gurt ums Hemd geschlungen,
Der stülpt halbnackt den Sturmhelm auf,
Der wußte nur das Wams zu raffen
Und mißt der Pluderhose Zier,
Genug, wenn er nur steht in Waffen,
Nur Schwerter gelten heut' und hier!
Die Streiter nahn auf allen Wegen,
Auch Gutenberg erreicht die Schar,
Schon fliegen Boten ihr entgegen:
„Es wächst der Feind und die Gefahr!“
Dem Rufer ist erstickt die Stimme
Von Furcht und wilder Eile fast,
Die Bürger hören ihn mit Grimme,
Verdoppelnd ihres Laufes Hast.
Gar mancher atmet schwer gepreßt,

Bei manchem birgt ein jäh Erblassen
Die dunkle Nacht, doch alle fassen
Jetzt Schwert und Hellebarde fest!
Sie teilen sich im vollen Lauf:
„Ihr nach dem Kästrich rasch hinauf!
Wir nach St. Stephan!“ Zürnend rasselt
Die wackre Schar nach hier und dort,
Der Herbststurm braust, der Regen prasselt,
Die Glocken tönen fort und fort;
Ein wirrer Lärm umtobt sie gellend,
Sie achten nicht auf links und rechts,
Und ihre Schar, im Laufe schwellend,
Naht schon dem Orte des Gefechts.
Da geht ein Murmeln durch die Reihen,
Verstummt und hebt von neuem an:
„Herr Gutenberg, könnt Ihr verzeihen,
Was frevelnd wir an Euch getan?
Ihr saht voraus, daß wir verloren,
Ihr wart im Recht, wir blinde Toren,
Beharrend in der trägen Ruh'!“
So schallt es rings Johannes zu.
Er aber ruft: „Auf bessern Ort
Versparen wir davon ein Wort!“ —
An ihre Spitze tritt ein Alter,
Der sie zu ordnen rasch vermocht,
Aus Walpots Haus der greise Walter,
Der Deutschherr, der in Preußen focht.
Er treibt sie an, entgegen gellen
Schon Feindesrufe wild und jach,
Rings hat der Mord gefärbt die Schwellen,
Und glühend schaut der Brand vom Dach.
Dem Feindesansturm wild und trunken

Hält festen Stand der Mainzer Zorn,
Da sprühn die Waffen rote Funken,
Da rinnt des Blutes roter Born.
Herr Walter ruft: „Für Mainz zum Heil!“
Und bringt voran, jäh trifft ein Pfeil
Die tapfre Brust des greisen Mannes,
Er sinkt, doch richtet sich empor
Gewaltig rufend: „Herr Johannes,
Werft sie ans Tor und aus dem Tor!“
Und Gutenberg, der in der Hitze
Des Kampfes kaum gewahrt den Fall,
Drängt fechtend an der Bürger Spitze
Den Feind zurück zum Tor, zum Wall.
In Straßenmitte, auf den Stiegen
Der Häuser, zierlich überdacht,
Durch Höfe, die zur Seite liegen,
Wogt auf und ab die nächt'ge Schlacht.
Verzweifelt ringt zu dieser Stunde
Halb Mainz um Freiheit, Gut und Blut,
Wer schauen könnte in die Runde,
Dem sänke dennoch Trotz und Mut:
Rings ist der Wall vom Feind umschlossen,
An zwanzig Stellen hat sein Heer
Sich rauschend in die Stadt ergossen,
Die eben noch so öd', so leer.
Johannes, ob er unerschrocken
Im Kampfe steht, ist doch erbebt
Beim Feuerschein, beim Schall der Glocken,
Beim Wehgeheul, das sich erhebt;
„Gott schütze Meta!“ seufzt er schwer,
Doch rastlos schwingt er seine Wehr,
Doch rastlos feuern seine Worte

Die Bürger an, dort winkt das Tor,
Schon drängen sie den Feind zur Pforte,
Schon steigt ihr Ruf: Sieg, Sieg! empor.
Da klirren neue Pfeile nieder
Und plötzlich durch der Bürger Glieder
Hallt es: Verrat! Verrat! — Da schauern
Die Tapfersten, von rückwärts droht
Ein Feind selbst aus Sankt Stephans Mauern
Und trägt in ihre Reihen Tod.
Johannes sieht die Schar zersplittern,
Und wild aus tiefster Seele grollt
Sein Ruf hervor an die, die zittern:
„Sterbt, wenn ihr Mainz noch retten wollt!"
Doch durch die Reihen tönt es wieder:
„Der Feind ist dort! der Feind ist hier!"
Ein Schreckruf löst die letzten Glieder:
„Halt ein! mit Mainzern kämpfen wir!"
Die aus den Kirchenpforten fielen,
Sind Bürger wie Johannes' Schar,
Er kennt sie wohl und nimmt vor vielen
Veit Gutenberg, den Ratsherrn, wahr!
Doch während ihn zu stärkerm Grimme
Des Ungetreuen Anblick weckt,
Hat ringsum der Verräter Stimme
Die Bürgerschar verwirrt, erschreckt.
Johannes, der mit letztem Odem
Das Häuflein, das um ihn sich schloß,
Zum Stehen mahnt, stürzt jäh zu Boden,
Ihn traf ein schwerer Lanzenstoß.
Und eh' er noch empor sich raffen,
Eh' er ein Wort noch rufen kann,
Verhallt für ihn der Klang der Waffen,

Verhallt der Lärm von Roß und Mann,
Und zu den Toten sinkt er nieder,
Das Schwert noch in geschloßner Faust,
Indessen über seine Glieder
Die Flucht und die Verfolgung braust!

Die Nacht verrinnt, vom Feind erstiegen
Ist jeder Turm und jeder Wall,
Die Siegesfeuerzeichen fliegen
Durchs nächt'ge Dunkel überall.
Verwandelt ist, seit er erschollen,
Hoch ob der Stadt der dumpfe Klang,
Hin durch die Straßen, rauchumquollen,
Wogt noch des Kampfes letzter Drang.
Matt ist der Schwerter Schlag geworden,
Verzweifelnd sank der Bürger Hand,
Schon hebet an ein wüstes Morden
Und weckt den letzten Widerstand.
Noch suchen rings im tapfern Grimme
Die besten Männer blut'gen Tod,
Doch schweigt von Turm zu Turm die Stimme
Der Glocken, die zum Kampf entbot,
Doch lösen sich die dichten Scharen,
Die eines Führers Ruf geeint,
Sie stürzen heimwärts, zu bewahren
Ihr Gut, das längst verfiel dem Feind.
Sie flüchten wehrlos sich, gleich Buben,
Und reißen doch zu Tod und Schmach
In ihre Höfe, ihre Stuben
Die drängenden Verfolger nach.

Bald rast in Fluren und Gemächern
Der wüste hoffnungslose Kampf.
Bald steigt aus hundert alten Dächern
Der Feuerbote auf, der Dampf,
Bald mischt in wildverworrnen Tönen
Sich jeder Laut von roher Lust
Mit Jammerrufen, Todesstöhnen,
Mit letzten Seufzern wunder Brust!
Und durch die Gräuel, nachtgeboren,
Ob denen rauh der Herbststurm schrillt,
Wälzt sich ein Fluchtstrom nach den Toren,
Der hoch bei jeder Gasse schwillt.
Er wirft die nackten Flüchtlingsmassen
Dem Gautor zu, wo blutbeträuft
Sich auf dem Weg, dem regennassen,
Der Kämpfer Leichen hoch gehäuft.
Sie sehn sich zwischen Tod und Leben
Von haderndem Gewühl umgeben.
Denn eine Schar umdrängt das Tor,
Und trotzig schallt aus ihr hervor:
„Herr Marco! ward es so beredet,
Daß ohne Schonung, ohne Scheu
Ihr jene Bürger auch befehdet,
Die dem von Nassau hold und treu?
Wir haben Euch das Tor erschlossen,
Jetzt rettet uns und unser Gut
Vor Euren rasenden Genossen,
Die schier berauscht von Mainzer Blut!“ —
Da sprengt Herr Marco aus der Rotte
Der Reiter, die das Tor versperrt,
Sein Antlitz ist von grimmem Spotte,
Von Zorn und wildem Hohn verzerrt:

„Habt ihr in Frieden schlafen wollen,
Daheim auf warmer Lagerstatt,
So hättet ihr's bedenken sollen,
Bevor ihr öffnetet die Stadt!
Doch meint ihr draußen euch zu betten,
So hebt euch weg! Nur fort, nur fort,
Um eure künft'ge Treu' zu retten,
Ihr braucht für mich kein Losungswort!“

Verworrenes Getümmel bricht
Rings um ihn aus, indes er spricht.
Er schaut voll Hohn herab vom Bügel,
Auf all den Schwarm, der angstgescheucht,
Um Losung stöhnend, durch die Flügel
Des Tors sich preßt und ringt und keucht.
Mit den Verrätern Rettung suchend,
Doch sie mit letzter Kraft verfluchend,
Drängt Schar auf Schar hinaus mit Macht.
Der Venetianer schaut's und lacht:
„Was gilt es, sie gesegnen draußen
Den Herrn die Treu' an ihrer Stadt?
Schließt jetzt das Tor und laßt nach außen
Nur, wer die Losung ‚Marco‘ hat!“ —
Er ruft's, die wilden Reiter nicken
Ihm zu, sie schließen rasch das Tor,
Und wie sie spähend rückwärts blicken,
Liegt stumm die Gasse wie zuvor.
Herr Marco lenkt sein Roß dem Toben,
Der Plündrung zu und schaut es nicht,
Daß bei den Toten sich erhoben
Ein Mann mit bleichem Angesicht;
Und jener richtet zwischen Leichen

Sich halben Leibes auf und sieht
Des Welschen Roß vorüberstreichen,
Eh' seinem Mund ein Laut entflieht!

Johannes ist es! Wie gebunden
Von einem Traume starrt er drein, —
Doch brennen fühlt er seine Wunden,
Von ferne glüht der Feuerschein;
Ein Rauschen und ein dumpfes Schwirren
Erfüllt die Lüfte fort und fort,
Ihm aber tönt im Sinn, im wirren,
Des Venetianers Losungswort!
Er faßt erinnernd sich zusammen,
Hebt schmerzlich stöhnend sich empor:
„Sein Name — mag ihn Gott verdammen —
Führt mich und Meta doch zum Tor!
Hinweg von hier!" Er steht, er gleitet
Den Schmerz bezwingend nicht mehr aus,
Die letzten Kräfte spannend, schreitet
Entgegen er dem Sturmgebraus,
Er eilt mit flücht'gem, leichtem Tritte
Durch wirre Scharen, nicht erkannt. —
Da hemmt er plötzlich seine Schritte,
Und steht in des Gewühles Mitte,
Das um ihn wogt, als wie gebannt.
Durchrieselt hat ihn heißer Schauer,
Der nicht aus seiner Wunde stammt,
Tiefatmend lehnt er an der Mauer,
Die ihm zunächst, sein Auge flammt,
Es keucht die Brust, die todeswunde,
Die Lippe bebt: „Wär' dies die Stunde?
Hätt' ich die Losung nicht vernommen

Für meines Leibes kurze Frist?
Vermag sie meinem Werk zu frommen
Und meinem Traum, der Leben ist?
Mich dünkt, ich höre hier den Ruf
Des Werkes, das ich frei erschuf!
Nicht erst im Lenz lös' ich die Bande,
Die Fust erdacht mit argem Sinn,
In dieser Nacht in alle Lande
Send' ich des Werkes Jünger hin!
Ihr habt das freie Mainz erschlagen,
Sie aber werden rettend tragen,
Was uns erfüllt, aus diesem Wall, —
Mainz sei im Erdkreis überall!"
Er stürmt, als lieh ihm Kraft sein Wollen,
Zum Haus des Fust im raschen Lauf,
Die Wogen, die ihn wild umgrollen,
Sie halten seinen Fuß nicht auf.
Durch enge Gassen, draus die Gluten
Des Brandes schlagen und der Dampf,
Durch Plünderscharen, durch die Fluten
Verworrner Flucht, durch Drang und Kampf
Ringt er, auf altbekannten Wegen,
Dem dunkeln Hofe sich entgegen.
Schon kommt er nah, schon nimmt er wahr:
Auch dieser Straßen dumpfe Enge
Erfüllt von der bedrängten Menge,
Erfüllt von wilder Drängerschar.
Laut tost die Flucht, doch lauter schallt
Ein wüster Aufschrei, zorngeboren,
Der Masse, die sich vor den Toren
Von Fusts Gehöft zusammenballt.
Sie wuchs zu ungezähltem Schwarme,

Umschließend einen Feindestroß,
Gewaltig deuten hundert Arme
Auf dessen Führer, hoch zu Roß.
Sie deuten drohend, rasend, grimmig,
Sie rufen heulend, hundertstimmig:
„Der Welsche, der vom Sattel nieder
Hohnlacht, von unserm Blute satt,
Reißt ihn herab, reißt ihm die Glieder
Vom Leibe, er verriet die Stadt!"
Und als es heulend so erklungen,
Unheimlich, wie der Sturmwind gellt,
Der aus der Tiefe sich entrungen,
Und der sich selbst im Brausen schwellt,
So werden die Bedrohten Dränger,
So stockt die Flucht; in heißer Wut
Schließt sich die Masse eng und enger
Um jenen Einen, heischend Blut,
Johannes sieht ihn rasch erbleichen,
Er hört ihn wettern: „Nassau hie!"
Er ficht vom Roß mit scharfen Streichen,
Er ruft den Seinen, über Leichen,
Im wilden Anlauf nahen sie.
Doch eh' sie das Gewühl bezwungen,
Erklingt ein Schrei, noch einmal blinkt
Die Waffe des, der wild umschlungen
Im rasenden Gewühl versinkt.
Ein grimmer Jubel, übertäubend
Den Wehruf Gutenbergs, erschallt,
Dann weicht die Masse, wirr zerstäubend,
Der näher drängenden Gewalt.
Wie eine Flamme, eine rasche,
Noch einmal steigt und dann in Asche

Verlöschend sinkt, ist Glut und Wut,
Ist jeder Trotz in Marcos Blut
Mit eins erloschen! Fluchtgewimmel
Erfüllt die Gassen wie zuvor,
Und wildverworrenes Getümmel
Schlägt zu den Giebeln rings empor.
Johannes, den gleich Fieberschauern
Entsetzen, Abscheu übermannt,
Steht zwischen den geschwärzten Mauern
In Kampf und Flucht wie festgebannt,
Er hat vergessen, daß die Schwelle,
Nach der er bebend rang, ihm nah,
Sein Auge starrt nach jener Stelle,
Auf der er Marco eben sah:
Dort, neben dem gestürzten Rosse,
Der Leib verstümmelt, blutig, kalt,
Zertreten von dem Flüchtlingstrosse,
War Marcos herrliche Gestalt!
Dies Antlitz, das in Todesbläſſe
Erstarrt, im letzten wilden Groll,
Kalt überströmt von Regennässe,
Wie war es leuchtend, lebensvoll!
Johannes fühlt die eignen Glieder
Von Todesfrost erfaßt, es fliegt
Ein Wort durch sein Erinnern wieder
Des Mannes, der am Wege liegt:
„Nicht um Venedigs Not zu stillen
Wag' ich“, so rief er, „Leib und Gut!“
Jetzt um des deutschen Bischofs willen,
Um fremden Zwist, verlacht im stillen,
Auf fremder Erde rinnt sein Blut! — —

Schon möchte Gutenberg, des Zornes
Im Gram vergessend, zu ihm knien,
Da mahnt ihn auf der Ton des Hornes
Der Wehruf derer, die entfliehn.
Beim Waffenklange neu erwachend,
Schrickt er aus seinem Traum empor,
Und schlägt entschlossen, mächtig krachend,
An Meister Fusts verriegelt Tor.
Er drängt zurück mit starkem Grimme
Ein Feindespaar, das auf ihn prallt,
Indes nach oben seine Stimme,
Den Schlachtlärm übertönend, schallt:
„Erwacht da drinnen, Werkgenossen,
Die Pforten sprengt, die Fust verschlossen!
Werft ab die aufgedrungnen Bande,
Die Stunde ruft euch! hört und wagt!
Frei sollt ihr ziehn in alle Lande
Von dieser Stelle, eh' es tagt!“
Er ruft's und deckt durch rasche Stöße
Vor neuen Feinden seine Brust,
Doch drinn' erhebt sich wirr Getöse
Und aus dem Fenster beugt sich Fust.
Ihm hat der Zorn den Laut im Munde
Erstickt und heiser tönt sein Ruf:
„Zeigt Ihr mir selbst zu dieser Stunde,
Daß Gott Euch nur zum Toren schuf!
Was lärmt Ihr die Gesellen nieder
Und wollt sie treiben in die Nacht?
Sie kehren heut noch reuig wieder,
Denn alle Tore sind bewacht!
Sucht Euren Heimweg, prahlt nicht weiter
Und schämt der Torheit Euch, Herr Hans!

Laßt ab vom Kampf, ihr Bischofsstreiter,
Und schont des sinnberaubten Manns!"
Da hört Herr Fust, wie rasselnd, klingend
Das wohlverschlossne Tor erkracht,
Aus seinen Eisenriegeln springend;
Und aus dem Flure stürmisch dringend
Wirft sich ein Häuflein in die Nacht:
„Ihr rieft — hier sind wir, Herr Johannes!
Zeigt uns den Pfad!" Sie schaun zumal
Die dunkele Gestalt des Mannes,
Der rascher schwingt den treuen Stahl,
Umringt von dichter Feindesrunde.
Fust ruft hernieder: „Will er Blut,
So trefft ihn, eh' aus seinem Munde
Ein Wort noch kommt! ich lohn' Euch gut!"
Da dringen die berauschten Knechte
Auf Gutenberg voll Ingrimms ein,
Schon blutet ihm die tapfre Rechte
Und immer kämpft er noch allein.
Wie fühlt er Herz und Schläfe pochen!
Die Schar, die hinter ihm sich reiht,
Hat waffenlos das Tor erbrochen
Und steht nur flucht-, nicht kampfbereit.
Ein Brausen klingt vor seinen Ohren,
Er wankt, er rafft sich wieder auf:
„Zerstreut euch nicht nach allen Toren,
Zum Gautor nehmt vereint den Lauf!
Die Losung ‚Marco!' führt euch weiter
Durchs Tor, ins Land und fern ins Reich!
Ich deck' euch gegen diese Reiter —
Fort, fort, Gesellen! Gott mit euch!"
Ein Zornruf Fusts ertönt von droben,

Die Schar, zu der Johannes sprach,
Ist ihm gehorchend rasch zerstoben,
Geklirr des Kampfes schallt ihr nach.
Johannes sperrt dem Feindesschwarm
Den engen Weg mit starkem Arm.
Er deckt die Männer, die entronnen
Hinaus in Nacht- und Fluchtgewühl.
Er lehnt, sich stützend, an dem Bronnen,
Der ihm zur Seite rauscht so kühl.
Noch einmal hat sein gutes Schwert
Die Dränger blutig abgewehrt.
Doch fühlt er, Atem neu gewinnend,
Wie seine Wunde brennt und schmerzt —
Rasch wirft er, ihrer Wut entrinnend,
Sich durch der Feinde Schwarm beherzt.
Und neu umrauschen ihn die Fluten
Der Flüchtigen, von Haus zu Haus,
Gewirr und Drang in Rauch und Gluten,
Geklirr von Waffen, wild Gebraus! — —
Der Sturm, der an den Giebeln rüttelt
Dringt wieder heulend an sein Ohr,
Er aber, fiebernd, frostgeschüttelt,
Starrt nach der Schar, die sich verlor.
Starrt ins Getümmel, ihn umschwellend,
Und stöhnt dann plötzlich, schmerzlich wild:
Gleich einem Blitz, die Nacht erhellend,
Trat ihm vor Augen Metas Bild.
Ihm war's, als ob ihn durch das Brausen
Wild flehend ihre Stimme rief,
Und mitten im Gewühl, im grausen,
Faßt ihn ein Sehnen heiß und tief,
Er preßt die Hand auf seine Wunde,

Er flüstert: „Wär' zu fern mein Haus?
Erklang mir's nicht aus ihrem Munde:
‚Kehr heim, Johannes — bleib nicht aus!'
Was harr' ich hier? Was hält mich wieder?
Kalt ist die Nacht, schrill heult der Wind,
Heiß brennen mir die wunden Glieder,
Nur Metas Hand und Hauch ist lind!
Zu ihr! Zu ihr!" Und durch die Mitte
Der Flüchtigen, mit schwankem Schritte,
Von heißer Angst um sie erfaßt,
Drängt sich Johannes ohne Rast.
Still liegen noch die engen Gassen,
In die er eilt, und laut erschallt
Sein Tritt, der im Gewühl der Massen,
Im Lärm da draußen längst verhallt.
Er eilt hindurch, er wankt, versagen
Fühlt er die Kraft, er schwankt und sinkt,
Doch rafft sich auf: dort sieht er ragen
Sein Dach und seine Pforte winkt.
Dort aus des Fensters morschen Rahmen
Späht Meta aus, sie nimmt ihn wahr,
Sie ruft voll Jubels seinen Namen,
Wähnt ihn entronnen der Gefahr.
Und wie er näher kommt der Schwelle
Und zitternd zwischen Lust und Weh
Die Pforte öffnet, strahlt ihm helle
Die Leuchte, so wie einst und eh'!
Im Flur harrt Meta, rasch umschlossen
Hat sie Johannes, ihr Gesicht,
Von heißen Tränen überflossen,
Schmiegt sich an seine Wange dicht.
Sie stammelt leise Dankesworte,

Sie jauchzt, da er sie sanft umfängt,
Und von der Schwelle nach der Pforte
Empor die schmale Stiege drängt.
Sie hatte seiner Züge Blässe
Beim ersten Gruße nicht geschaut,
Und nicht des Blutes dunkle Nässe,
Die ihm durch Wams und Harnisch taut. —
Erst wie er mitten steht im Zimmer
Und wankend steht, und wie der Schimmer
Der Leuchte auf ihn fällt, da blickt
Sie liebreich an der Todeswunde,
Doch lauter Weheschrei erstickt
Des Grußes Laut in ihrem Munde!
Zusammen bricht sie vor Johannes
Und ringt nach Fassung doch zugleich,
Sie löst das blut'ge Kleid des Mannes,
Jetzt selber zitternd, todesbleich.
Sie reißt, mit plötzlichem Besinnen,
Dort aus der Truhe, hochgehäuft,
Der toten Base schimmernd Linnen
Und stillt das Blut, das niederträuft.
Sie rastet nicht, bis weich gebettet
Johannes auf dem Lager ruht,
Nur leise klagt sie: „Ward gerettet
Die Stadt, für die du gabst dein Blut?"
Er aber schließt, wie traumbesiegt,
Die Augen, ein Erinnern fliegt
So schmerzlich wild durch seine Züge,
Daß Meta zittert, da er ruft:
„Mainz sank durch Torheit, feile Lüge
Und meuchelnden Verrat zur Gruft!
Hörst du sie nicht, die Drängermassen?

Schaust du die Glut, die Mainz verzehrt?
Der Jammer heult in allen Gassen,
Und keiner, keiner, der ihm wehrt! —"
Und wieder sinkt zur Lagerstelle
Sein Haupt und wieder fährt er auf:
„Gott hält zurück von deiner Schwelle,
Ich fühl's, der Dränger wilden Lauf!
Mich ließ er deine Tür erreichen,
Da heiß mein Herz nach dir begehrt.
Von deinem Haupte wird nicht weichen
Sein Schutz, wenn dich nicht schirmt mein Schwert! —
Schau nicht hinaus, der Tag wird grauen
Ob Mainz und ob dem Drängerheer, —
Mich laß nur deine Blicke schauen,
Nicht viele, Meta, sind es mehr!
Der letzten keinen möcht ich missen,
Schon schauert mir der Tod durchs Mark —
Beug' dich zu mir herab aufs Kissen,
Mein Weib, mein herzig Weib, sei stark!
Er hält umfaßt mit leisem Beben
Die Zitternde, sie schluchzt: „Laß ab —
Stirb nicht für Mainz, das dir im Leben
Nur Kümmernis, nur Undank gab!"
Da blitzt sein Auge hell aufs neue,
Ein Leuchten geht durch sein Gesicht:
„Und dich und alle deine Treue,
O Meta, gab sie Mainz mir nicht?"
Sie aber ringt umsonst, zu stillen
Der Tränen Flut: „Nicht meinetwillen",
So ruft sie, „klag' ich, wein' ich heiß!
Doch auch dein Werk, den einz'gen Preis,
Um welchen du in allen Tagen

Gelebt, des Lebens Not getragen,
Vergaßest du im Kampfgebraus, —
Wer schirmt es nun? wer führt's hinaus?
Vergib, vergib, daß ich verzage,
Hart scheitert, was ich still ersann!“
So klagt sie, waltend trotz der Klage
Mild sorglich um den wunden Mann.
Doch Gutenberg erhebt sich glühend,
Sein dunkles Auge blitzesprühend,
Er ruft begeistert: „Nicht erwahren
Wird deine Furcht sich! Nicht vergrollt,
Nicht zag soll ich von hinnen fahren,
Ich hab' erreicht, was ich gewollt!
Als ich am Tor dort zwischen Leichen
Vom Feind getroffen sank und lag,
Ward mir ein Losungswort zum Zeichen,
Heut' sei die Stunde, heut' der Tag!

Die Werkgenossen sind befreit,
Ich schirmte ihre Flucht im Streit!
Dem Werk zum Frommen, zum Gewinn
Auf allen Straßen zieh'n sie hin! —
Was willst du zagen noch und klagen?
Es kommt, was ich in Jugendtagen
Geträumt, — die Zeit nur ist verrauscht,
Die Zeit allein!“ — — Und Meta lauscht
Dem raschen Wort mit frohem Beben,
In allem Schmerz wird Hoffnung laut:
„Johannes, leben wirst du, leben,
Daß auch dein Blick den Ausgang schaut!“
Sie ruft es jauchzend halb, halb weinend,
Er aber schüttelt leis verneinend

Das Haupt, er sinkt zurück, er schweigt,
Bald ruht er schlummernd, traumumfangen,
Indes sich Meta, unter Bangen
Und doch in Hoffnung, zu ihm neigt. —

Die Nacht verrinnt! — Verworrnes Schallen
Dringt in den stillen Raum herein,
Es klirren Waffen, Tritte hallen
Die Gasse hin im Dämmerschein.
Verrauscht sind Sturm- und Regengüsse,
Und Meta grüßt den Tag so fahl,
Ihr ist, als ob sie schützen müsse
Den Gatten vor dem matten Strahl.
Sie kniet am Lager, auf dem Boden,
Sie hebt den Blick nicht nach dem Licht,
Sie lauscht gespannt nur seinem Odem,
Doch all dem Schall von draußen nicht.
Sie lauscht, sie meint den Traum zu schauen,
Der durch des Wunden Schlummer streicht,
Bald zuckt's um Lippen ihm und Brauen,
Bald lächelt er, bald stöhnt er leicht;
Sie sieht, wie leuchtend sich verklären
Johannes' Züge! Lauter klopft
Ihr Herz und Hoffnung stillt die Zähren,
Die ihr vom Antlitz heiß getropft. — —
Da plötzlich weckt sie wildes Dröhnen,
Und was von ferne klang zu Nacht,
Sie hört es auf den Stiegen tönen,
Auch Gutenberg ist schon erwacht.
Er fährt empor aus seinen Kissen,
Die Tür wird schmetternd aufgerissen,
Ein wüster Schwarm drängt wild und jach

Und waffenschwingend ins Gemach.
Voran Herr Fust, der von der Schwelle
Schon zornig ruft: „Seid Ihr zu Stelle?
Seid Ihr bereit zur Kerkerhaft?
Seid Ihr gefaßt zur Rechenschaft?
Ihr sollt mir schwere Buße zollen,
Und mit Euch soll im Dunkel grollen
Noch heute der befreite Schwarm,
Weit reicht des Bischofs Eisenarm!"

In Fusts Bedrohen, zornestrunken,
Stimmt seine Rotte ein mit Trutz,
Und Meta, die zurückgesunken,
Umschlingt Johannes, wie zum Schutz;
Der Todeswunde aber richtet
Sich höher auf, sein Antlitz flammt,
Sein dunkles Auge scheint durchlichtet
Von einem Strahle, gottentstammt.
Auf seiner Stirne liegt ein Schimmer,
Den Meta selbst noch nie geschaut, —
Der Schwarm, der lärmend füllt das Zimmer,
Wird plötzlich stumm und ohne Laut.
Fust blickt betroffen auf, die Mienen
Der Männer zeigen Scheu und Graus,
Und mehr als einer weicht von ihnen
Zur Tür und auf den Flur hinaus.
Denn hoch erhoben auf dem Lager
Hat sich des Sterbenden Gestalt,
Sein Arm, so drohend und so hager
Übt zaubermächtige Gewalt.
Und donnernd, wie in alten Tagen,
Klingt aus der wunden Brust sein Wort:

„Willst du mich heut' in Ketten schlagen,
So ringe mit dem Tod hinfort!
Denn hohl wie Klang zersprungner Glocken,
Klingt jeder Zornruf deiner Brust,
Nicht schwerer als verwehte Flocken,
Wiegt all dein wilder Grimm, o Just!
Wie eitel nichtig klingt dein Drohen
Hier vor des Todes Lagerstatt,
Und deine Zornglut muß verlohen,
So flüchtig wie ein brennend Blatt!
Mit Drohen hoffst du zu erstreiten,
Was List und Gold dir nicht gebracht?
Mit Häschern willst du sie erreiten,
Die ich befreit in dieser Nacht?
Im Dunkel deines Hofs zu bannen,
Wähnst du ein Licht, nicht dein, noch mein?
Betrogner, hebe dich von dannen,
Schier spottet dein der Morgenschein!
Wie du geträumt, so wirst du leben,
Ich sahe dich im Traume, Just,
Die Schatten sah ich um dich schweben,
Die du begehrt mit frevler Lust:
Ein dunkler Ruf, entstammt der Nacht,
Von Satanskunst, von Zaubermacht,
Wird deinen Namen durch die Zeiten
Wie nächtiges Gewölk begleiten,
Geh' heim, in deinem Hof zu brüten
Ob dunklem Werk, nach deinem Drang, —
Doch wolle gegen die nicht wüten,
Die ich befreit aus deinem Zwang.
Gott will es nicht, daß ich mein Leben
Für dich und dein Gelüst gegeben!

Heb' dich von dannen, nicht erreichen
Wird jene Flüchtigen dein Groll,
Mir ward im letzten Traum ein Zeichen,
Daß all mein Träumen leben soll! — —
Sah nicht mein Auge fliehend schreiten
Die Schar durch Brand und Blut und Nacht,
Dem Tore zu, in dunkle Weiten,
Eh' dämmernd noch der Tag erwacht?
Doch da der Traum mein Haupt berührt,
Ward ich von Mainz im Sturm entführt,
Und fremde Straßen sah ich wieder,
Hinaus ins Reich, entlang dem Strom,
Die Hochgebirge auf und nieder,
Gen Welschland und hinab bis Rom!
Und ragen sah ich Toresbogen
An fremden Stätten hoch und hell,
Zu jedem kam herangezogen
Bestaubt ein wandernder Gesell;
Und jeder trat in fremde Gassen,
Das Werk, das er in Mainz verlassen,
Und das ihm Herz und Sinn erfüllt,
Emporzurichten unverhüllt.
Durchs Reich, vom Abend bis zum Morgen
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
Tritt schlicht hervor, was du verborgen,
Und wächst durch neuer Jünger Hand. —
Nicht wie ein flackernd Irrlicht gleißen
Wird meine Kunst in deinem Haus.
Nein! alles Licht, das sie verheißen,
Von tausend Stätten strahlt es aus:
So wie der Tag im Ost erglommen,
Nur mählich wächst zu goldner Glut,

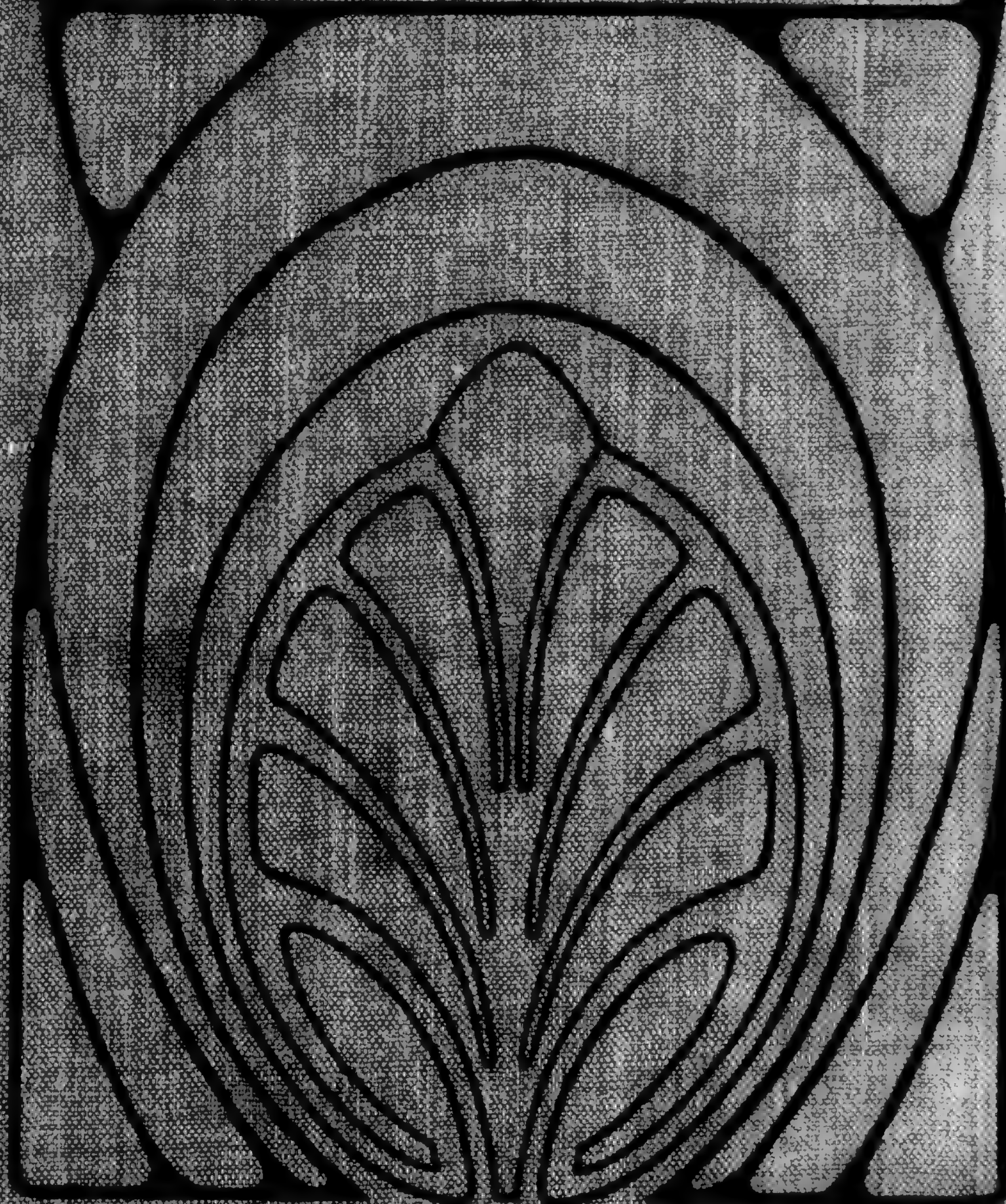
So wie der Quell, vom Berg gekommen,
Im Tale schwillt zur Stromesflut,
So wird das Licht, hier schwach entzündet,
Durchstrahlen, wie ich dir verkündet,
Die Welt und leuchten wird es hehr,
Von Land zu Land, von Meer zu Meer!
Ich sah im Traum lebendig werden,
Was hohen Geistern hier auf Erden
Das Herz erhob, erfüllt den Sinn,
Durch aller Seelen strömt es hin. —
Was tot, verstummt, verborgen lag,
Ersteht und spricht und steigt zu Tag! —
Kein Wort der Wahrheit sei vergessen,
Kein Laut der Liebe sei verhallt,
Umsonst, o Just, war dein Vermessen,
Die Flamme steigt, sie wächst, sie wallt;
Und keine irdischen Gewalten
Vermögen, was zum Lichte strebt,
In Nacht, in Dunkel festzuhalten,
Lebendig bleibe, was gelebt! —
Nicht mehr verschlossen und befangen,
Nicht starr und dumpf und blitzerhellt,
Nicht, wie ich sie geschaut mit Bangen,
In schweren Banden liegt die Welt.
Aus Pergament ersteht, aus Staube,
Was sie erlöst, was sie befreit,
Frei fliegt des heil'gen Geistes Taube,
Frei strahlt das Licht in ferner Zeit. —
Was ich vor Augen jetzt gewahre,
Ich trug es durch mein Leben hin,
Es kommt, es kommt! — ich aber fahre,
Da ich's geschaut, in Frieden hin!" — —

Er sinkt, von Meta sanft umschlungen,
Zurück, die Schar, die eingedrungen,
Verlor sich längst und Just nur steht,
Von Todesschauern angeweht,
Die dunkeln Augen niederschlagend
Und wie gelähmt. Da streift ihn leicht
Ein Blick von Meta — zürnend, fragend,
Vor dem er scheu und stumm entweicht. —
Und stille wird es in dem Raume,
Und auf Johannes' Antlitz ruht
Noch einmal, wie in seinem Traume,
Der Widerschein von höh'rer Glut.
Noch einmal ruft er laut: „Es lebt,
Was ich geträumt, was ich erstrebt.
Doch glücklich pries ich heut' mein Leben,
Auch wenn ich fern vom Ziele sank —
Denn Liebe hast du mir gegeben,
Um deine Liebe habe Dank!"
Noch einmal haucht er: „Leid und Lüge
Und Tod besiegt die Liebe nicht! —"
Und über die verklärten Züge
Des Toten strahlt das Morgenlicht.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Adolf Stern
Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Dritter Band

Ohne Ideale I.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Ohne Ideale

Roman

von

Adolf Stern

Erster Band



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Bleiben Sie fest im Bunde des
Ernstes und der Liebe — alles andre
ist ein leeres und trauriges Wesen.

Goethe an Schiller.

Erstes Buch

Erstes Kapitel.

Die stattlichen Marmortreppen des „Hotel Beaurivage“ zu Baveno und der Vorflur im ersten Stock des großen Hauses waren seit einigen Stunden der Schauplatz eines ungewöhnlich geschäftigen Treibens. Die Flügeltüren zu den besten Zimmern des Hotels, die nach der Gartenterrasse und dem Lago Maggiore hinauslagen, zeigten sich überall geöffnet, die Dienerschaft war bemüht, allen Räumen durch eine verschwendrische Fülle von Blumen, durch farbige Decken, Bronzeschalen, silberne Leuchter und hundert Kleinigkeiten ein festliches Aussehen zu geben. Auf den Stufen der Treppe mußten eben die Matten von Reisstroh einem purpurroten Plüschteppich weichen, der Podest ward mit Gruppen prächtiger Blattpflanzen und großer blühender Oleander geschmückt. Die Nachricht, daß der Herzog von Forstenburg in wenigen Stunden hier eintreffen und für einige Wochen seinen Aufenthalt im Hotel nehmen werde, hatte die im Hause anwesenden Gäste in eine gewisse Erregung versetzt und zum größern Teil von der Terrasse in die Innenräume gelockt, wo sie gruppenweis zwischen der eilenden und keuchenden Dienerschaft umherstanden und umhergingen, und zur Verzweiflung des Eigentümers die hastig Arbeitenden mit zahlreichen Fragen und Bemerkungen aufhielten. Dabei hatte der bedrängte Signor Luigi eine

kleine Invasion von Reisenden abzuwehren, die ihm die eben angelangte Simploneilpost ins Haus schickte, Gäste, die ihm zu jeder andern Zeit ganz willkommen gewesen wären, und die er jetzt bei der Ehre, die seinem Hotel bevorstand, höflich abweisen mußte. In all dieser Geschäftigkeit und in einem Gewirr, das sich gelegentlich zum Lärm steigerte, schien nur der Kurier, der für den Herzog und sein kleines Gefolge Quartier bestellt hatte, seinen ganzen Gleichmut zu bewahren. Er lehnte hoch und breitschultrig an einem der Pfeiler des Hauptganges im ersten Stockwerk, rauchte die kostbaren Zigarren, mit denen ihn der Eigentümer des Hotels in Eile versorgt hatte, und erteilte dabei von Zeit zu Zeit Ratschläge und Winke, die von Signor Luigi selbst und seiner gesamten Dienerschaft als Befehle aufgefaßt wurden. Eben war mit schwerer Mühe und unter gefährlichem Stöhnen der Facchini ein großer Erardscher Flügel, der bis heute im untern Salon seinen Platz gehabt, die Treppe empor und vor den Eingang eines der Zimmer gebracht worden, auf die Herr Wild seine mächtige Hand gelegt hatte. Ein paar junge Engländerinnen, die das schöne Pariser Instrument seither fleißig mißhandelt hatten, sahen vom mittleren Treppenabsatz her seinem Transport bedauernd nach, der Kurier aber warf nur einen kritischen Blick auf den Flügel, winkte den Prinzipal des Hotels heran, der bereitwillig herzusprang, und sagte in schlechtem Französisch:

„Man wird das Instrument in der Mitte des kleinen Salons rechts aufstellen müssen. Hoheit Prinzessin Stephanie sind es nicht anders gewöhnt. Und man wird Sorge tragen müssen, daß ein Klavierstimmer alsbald kommt — Hoheit würden unzufrieden sein, wenn sie einen verstimmten Flügel fänden!“

„Der eigentliche Stimmer wohnt in Mailand!“ versetzte der Wirt in einiger Zerknirschung. „Er findet sich nur zweimal in der Saison ein, und selbst wenn ich ihn telegraphisch herzurufen wollte, würde er zu spät hier anlangen. Vielleicht könnte der Organist von Arona noch mit dem nächsten Dampfer herüberkommen, ich will sogleich eine Depesche an ihn abfertigen.“

„Man muß alles tun, um die Herrschaften zufrieden zu stellen!“ pflichtete der Kurier bei und fuhr fort, während der Hotelwirt in sein Bureau hinabeilte, um die Depesche abzufassen, Weisungen und Winke an die Dienerschaft zu erteilen. Er gab sich diesem Genuß so eifrig hin, daß er einzelne neugierige Gäste des Hauses, die sich näher herzuwagten, gar nicht wahrnahm, und den Versuch, ihn zu grüßen, entschieden nicht beachtete. Um so erstaunter war Herr Wild, als plötzlich eine Stimme neben ihm sagte: „Sie würden mich aufrichtig verpflichten, wenn Sie meine Frage beantworten wollten!“ Indem der breitschultrige Kurier, einen Fluch zwischen den Zähnen erstickend, sich rasch nach der Treppenseite des großen Vorflurs umwandte, stand er einem ältern Herrn gegenüber, dessen Anblick selbst Herrn Wild veranlaßte, seine tressenbesetzte Mütze ein wenig zu lüften und sich leicht zu verneigen. Der Frager zeigte eine hohe, etwas hagere Gestalt von stattlicher Haltung, ein längliches Gesicht mit feinen, klugen Zügen, aus dem ein paar dunkle Augen gleichsam ruhig forschend herausblickten. Das kurze, wohlgepflegte Haar und der Backenbart des etwa sechzigjährigen Herrn waren leicht ergraut, sein übriges Aussehen aber verriet eine in diesem Alter seltene Frische und fast jugendliche Elastizität. Er lächelte leicht, als er erkannte, daß der gebietrische Kurier seine Anfrage vollständig überhört habe,

und wiederholte dieselbe mit einer eigentümlich wohllautenden Stimme:

„Ich wünschte zu wissen, ob es wirklich der Herzog von Forstenburg ist, den Sie angemeldet haben. Seine Hoheit ist mein Landesherr — mein Name ist Handelsgerichtspräsident von Herther aus Forstenburg! Und kommt der Herzog allein, oder ist, wie man sagt, Prinzessin Stephanie mit ihm?“

„Hoheit mit Prinzessin Tochter haben im Simplonhospiz übernachtet und werden noch vor Abend hier eintreffen, Herr Präsident!“ versetzte höflich der Kurier. „Der Herzog und sein Gefolge wollen zwei bis drei Wochen hier verweilen, und von hier aus einen Ausflug nach Mailand und einen nach Novara unternehmen. Sie wissen, daß Se. Hoheit als Prinz in Mailand garnisoniert und an der Schlacht von Novara teilgenommen haben?“

„Ich danke Ihnen für die freundliche Auskunft!“ sagte Herr von Herther, ohne nun seinerseits die Frage des Herrn Wild zu beantworten. Er grüßte, indem er sich zur Treppe zurückwandte und diese mit leichten Tritten hinabging. Seine Züge waren jetzt sichtlich von einem mehr als flüchtigen Unmut beschattet, so daß es ihm sicher schwer fiel, im Vestibül des Hauses die Neugier einiger Herren zu stillen, die gleich ihm Gäste des Beaurivage-Hotels waren. Die verbindliche Weise, mit der er den verschiedenen Fragen antwortete, das Lächeln um die feinen Lippen und selbst der Klang seiner Stimme standen in Widerspruch mit einem finstern Ausdruck in seinen Augen, und der ernsten Falte auf seiner Stirn, die man sonst an ihm kaum wahrnahm und die in diesem Augenblick erschreckend tief erschien. Der Präsident hatte sich auch kaum mit freundlichem Neigen des Hauptes den

forschenden Herren entzogen, und schritt allein den jetzt ganz einsamen Gang zum Lesezimmer hinab, als sein Gesicht völlig ernst, ja düster ward und die immer fester aufeinandergepreßten Lippen doch nicht hinderten, daß der stattliche Herr im tiefsten Nachsinnen vor sich hinsprach:

„Ist's nur Zufall, daß er seine Reise hierher richtet? Es mag der Wunsch der Prinzessin gewesen sein, die Seen zu besuchen — indes — er kümmert sich sonst nie um ihre Wünsche. Daß er mich hier trifft, weiß er schwerlich. Ich könnte abgereist sein, — im Augenblick noch abreisen, und es darf ihm nicht auffallen, wenn ich mich alsbald nach der Begrüßung verabschiede. Und doch — doch gibt es nichts, was mir meine Reise mehr trüben könnte, als dieser Zufall, wenn es denn ein Zufall ist."

Wenige Schritte vor der Tür, auf die er zuging, war Herther stehengeblieben, er ward sich seines Selbstgesprächs bewußt, und machte eine sichtliche Anstrengung, seine Haltung und seine ruhig freundliche Miene zurückzugewinnen. Sowie er fühlte, daß ihm dies gelungen sei, öffnete er rasch die Türe und trat in das Zimmer ein, in welchem zwischen den mit Zeitungen bedeckten Tischen und den zahlreichen Polstersitzen, nur ein junges Mädchen, auf den ersten Blick als die Tochter des Präsidenten zu erkennen, verweilte, und sich beim Eintritt ihres Vaters erhob. Die junge Dame mochte wenig über achtzehn Jahre zählen, ihre anmutige schlanke Gestalt bewegte sich mit der ganzen Leichtigkeit frischer Jugend, in der Haltung des Kopfes hatte sie ein wenig von der Würde des Vaters angenommen, der Reiz ihres Gesichts, der Ausdruck heitern Sinnes und ruhiger Erwartung, mit dem sie dem Ein-

tretenden entgegenblickte, gehörten ihr allein. Ihre Züge waren regelmäßig, ohne vollkommen schön zu sein, der Mund von lieblichster Bildung und die Augen von unbestimmter Farbe, aber von leuchtendem Schimmer und von dichten Wimpern überschattet, das volle hellbraune Haar umrahmte eine feingewölbte Stirn. Im Augenblick hatte sie wahrgenommen, daß ihr Vater nicht gerade erwünschte Nachricht bringe, doch begnügte sie sich mit einem fragenden Blick, dem Herr von Herther mit rascher Mitteilung begegnete:

„Es ist leider kein leeres Gerücht, Felicitas!" sagte er, sich einen Sessel zu dem Sitze der Tochter heranziehend. „Der Herzog kommt mit Prinzeß Stephanie — und hat für einen Monat die ganze erste Etage des Hotels mieten lassen. Der Entschluß, hier längere Zeit zu bleiben, scheint erst im letzten Augenblicke gefaßt zu sein, wenigstens fällt mir auf, daß der skrupulöse Hofmarschall einem bloßen Kurier, wie Herr Wild ist, so umfassende Vollmacht erteilt hat. Für uns aber steht die Sache jetzt so, daß wir entweder sogleich nach Genua aufbrechen oder die Ankunft unsers Landesherrn erwarten müssen. Unser Weggehen könnte mißdeutet werden, da es fast unmittelbar vor Eintreffen des Herzogs erfolgen würde, das Hierbleiben mit seinen möglichen Konsequenzen ist mir, wie du wohl weißt, nicht erfreulich!"

„Die ganze Reise der Herrschaften nach der Schweiz und Italien muß plötzlich beschlossen worden sein," versetzte das junge Mädchen. „Als wir Forstenburg verließen, hieß es nur, daß die Prinzessin eine Badekur in Bex brauchen solle. — Soviel ich weiß, ist dies das erstemal, daß der Herzog mit seiner Tochter reist — man wird bei uns daheim nicht wenig erstaunt sein."

„Meinst du?“ fragte der Präsident mit einem leisen Anklang von Spott. „Soviel ich weiß, ist es auch das erstemal, daß meine Tochter Felicitas mit mir eine größere Reise unternimmt, und ich hoffe, unsre Forstenburger werden sich von ihrem Erstaunen darüber zu fassen wissen.“

Das junge Mädchen blickte ruhig nach ihrem Vater hin, ein unendlich glückliches, vertrauensvolles Lächeln ging über ihre Züge: „Ganz Forstenburg weiß, daß du mein lieber gütiger Papa bist, der mich immer verwöhnt, und ganz Forstenburg weiß auch, daß unser Herzog seine Prinzessin Tochter nicht liebt, sie ungern sieht und selten ein freundliches Wort für sie hat.“

„So weiß ganz Forstenburg mehr als ich, Felicitas!“ versetzte der Präsident und wandte sein Gesicht ab, als wolle er seinen augenblicklichen Unmut nicht durch das offne und zärtlich dankbare Gesicht seines Kindes entwaffnen lassen. „Jedenfalls mehr, als es wissen sollte und zu wissen brauchte. Das ist auch eine der unanmutigen Sitten unserer Zeit, einerlei zu kurzen Maßstab an alle Dinge zu legen und in den schweren Verhältnissen eines fürstlichen Hauses die Beziehungen des eignen Hauses wiederfinden zu wollen. Und wenn die noch immer glücklich wären! Tue mir die Liebe, und sprich niemals nach, was du in unsern Kreisen darüber vernimmst. Hochstehende haben andre Pflichten, vielleicht andre Rechte, jedenfalls andre Gewohnheiten!“

Ehe noch Herr von Herther mit dieser Sentenz plötzlich abbrach, hörte Felicitas aus dem Ton seiner Erwidrung deutlich heraus, daß es besser sein werde, das Gespräch nicht fortzusetzen. Sie zeigte keinerlei Unmut über die scharfe Zurechtweisung, die in ihres Vaters

Worten und noch mehr in seinem Ton gelegen hatte, sondern fragte nur: „Und was hast du nun für uns beschlossen, Papa? Wenn wir abreisen wollen, werden wir wenig Zeit haben."

„Wir können und dürfen nicht abreisen, Kind!" versetzte der Präsident kopfschüttelnd. „Ich will unserm allergnädigsten Herrn gleich nach der ersten Begrüßung zu verstehen geben, daß unser Aufenthalt hier auf kurze Zeit bemessen war und daß wir für morgen mit unserm jungen Landsmann eine Fahrt nach den Inseln hinüber verabredet hatten. Will man uns zum Diner befehlen, so kann dies gleich heute erledigt werden, und will man nicht, dann um so besser. Vielleicht wünschen sie gar nicht, daß du der Prinzessin deine Aufwartung machst — und wir können morgen mit dem frühsten zur Isola Madre hinüber und gegen Abend von der Isola bella mit dem Schiff nach Arona gehen. Hast du Herrn Erich Franken gesehen, Felicitas?"

„Er eilte vorhin hier durch und hatte das Gerücht von der Ankunft unsres Herzogs schon vernommen. Auch er schien von der Aussicht darauf nicht gerade erfreut, als ich ihm sagte, daß dies möglicherweise unsre verabredete Fahrt vereiteln werde. Mir kam vor, als ob der Herr Baumeister Se. Hoheit gleichfalls kenne und ihm hier nicht begegnen möchte."

„Gewiß ist's ein Zufall, der nur in unsrer reiselustigen Zeit möglich ist, daß der Herzog von seiner halben Million Untertanen hier am Lago Maggiore, in demselben Hotel, das er sich zur Zuflucht ersehen, drei von den Seinen antreffen kann," sagte der Präsident mit wiederkehrender guter Laune. „Aber gib acht, Kind, ob dein Vater mit seinen Schrullen nicht wieder einmal

recht behält. Wenn unser junger Baumeister wirklich Ursache hat, dem Herzog aus dem Wege zu gehen, so hängt's damit zusammen, daß er eben Architekt geworden und nicht Ingenieur geblieben ist."

Felicitas lachte fröhlich und rief: „Du hast es dem Herrn Landsmann schon merken lassen, Papa, daß dir sein Berufswechsel nicht behagt. Er saß gestern abend dort in der Laube höchst erstaunt und ich glaube ein wenig geärgert, als du deine Ansichten aussprachst. Er hielt dich anfänglich für einen Barbaren, und als du dann über Kirchen und Paläste mit ihm sprachst und er merkte, daß du ein Auge und ein Herz für seine Kunst hast, ward der arme junge Mann wirklich in eine innerliche Verwirrung gesetzt. Und bei alledem meint es mein lieber, allzu sorglicher Papa nicht so schlimm, wie es klingt!"

„Im Ernst, Kind — im tiefsten Ernst mein' ich's," versetzte Herr von Herther und wandte sein Gesicht hinweg, um den heitern, glückstrahlenden Zügen der Tochter nicht nachzugeben. „Ich habe es dir oft gesagt, daß in der unseligen Welt, in der wir leben, in der uns aller moralische Boden gleichsam unter den Füßen gewichen ist oder doch wankt, der einzelne tüchtige Mensch keine höhere aber auch keine schwerere Aufgabe mehr hat, als sich persönlich rein und von jedem Schlamm und Schmutz des Tages frei zu erhalten. Wer sich diese eine Pflicht erschwert, hat Lust, oder steht doch in Gefahr, sie zu verabsäumen — und so viel solltest auch du schon von der Welt wissen, daß ein Baumeister, ein Künstler tausendfach übler gestellt und allen giftigen Winden unsrer Tage preisgegeben ist, als der Ingenieur, den man bedarf und bei dem man nicht damit anhebt, ihm das Recht des Daseins überhaupt abzustreiten. Man darf von einem vielleicht talentvollen

jungen Mann, den guter Mut beseelt, und ein trügerischer Schein lockt, nicht erwarten, daß er solche Erwägungen anstelle und ihnen zugänglich sei, aber mir tut's um den prächtigen frischen Burschen wahrlich herzlich leid! Wie er über zehn Jahre sich ausnehmen wird, weiß ich ungefähr. Doch das ist kein Bild für den goldenen Tag und den schimmernden See, der ein Stück Himmel auf die Erde herabgeholt hat. Laß uns hinaus, Feli — ich habe dafür gesorgt, daß man mich rechtzeitig benachrichtigt, wenn unsre Herrschaften anlangen."

„Dort ist auch Herr Franken auf der Terrasse," sagte das junge Mädchen durch die Glastür blickend, durch welche man die Veranda am Haus und die Gartenterrasse, die sich zwischen Haus und Seeufer hinzog, überschauen konnte. „Er wird dich erwarten, deinen Rat zu erbitten und Gewißheit zu erhalten, was aus unsrer Fahrt nach Isola bella werden soll!"

Der Präsident trat mit seiner Tochter aus dem schattigen, aber von dumpfer Luft erfüllten Zimmer hinaus in den hellen Nachmittagssonnenschein, der See und Landschaft durchleuchtete. Der Himmel über dem breiten schimmernden Flutspiegel und den Eilanden, die sich rechts von der Terrasse im See scharf und deutlich zeigten, war von tiefem reinem Blau, nicht das leichteste weiße Flöckchen trieb zu Häupten der still Umschauenden dahin. Nur im Norden des Sees über den fernen Bergzügen lagen Wolken von farbigem violettem Duft — aus dem Wasser quollen dort durchsichtige Dünste empor, zwischen denen die Sonnenstrahlen zu Millionen Funken versprühten. Längs des Ufers und auf dem See herrschte im Augenblick so tiefe Stille, daß man den Schlag der Ruder einer Barke vernahm, die nach der Fischerinsel hinüberfuhr. Von dem

lauten Geräusch und Geschwirr in den Vorderräumen des großen Hauses drang hierher nichts — ein Gefühl freudig genießender Ruhe überkam Vater und Tochter wieder, wie sie zwischen den hohen Zitronenspalieren der Terrasse der Mauer zuschritten, zu der die glänzende, kaum bewegte Fläche des Sees heranreichte. Die Sonnenstrahlen flirrten hier über die bunten Steine, und die Lazerten huschten unermüdlich zwischen allen Mauerlücken auf und ab — vom See kam ein Hauch, der ein paar schwanke Zweige des Spaliers, dem Felicitas nahe stand, um die Stirne des jungen Mädchens spielen ließ. Sie hatte dessen nicht acht und sah mit großen offenen Augen und mit einem Ausdruck inniger Glückseligkeit auf dem Gesicht in die leuchtende Pracht der Flut, der goldnen, schimmernden Inseln und Ufersäume hinaus und hinüber. Auch Herr von Herther weidete sein Auge an dem Reiz des Augenblickes und hatte offenbar in diesen Minuten nicht nur die drohende Ankunft seines Fürsten, sondern auch die Anwesenheit des jungen Landsmannes vergessen, der mit einem zweiten gleichfalls jungen Mann an der linken Seite der Terrasse stand, bei dem Erscheinen des Präsidenten diesem einige Schritte entgegengetreten war und auch jetzt aus seinem Gespräch heraus nach Herrn und Fräulein von Herther hinblickte, deren Bekanntschaft er erst vor wenigen Tagen gemacht hatte.

Es war Felicitas, die ihren Vater an den jungen Baumeister erinnerte. Bei einer Wendung ihres Auges nach links hatte sie nicht nur Herrn Erich Franken selbst, sondern auch in dem gebräunten, prächtig offenen Gesicht des jungen Mannes die gespannte Erwartung wahrgenommen, mit der er der Annäherung seiner Landsleute entgegensah. Herr von Herther nickte unmerklich, während

ihm Felicitas ein paar Worte zuflüsterte, und wandte sich dann nach jener Seite der Terrasse, wo der Harrende stand, um ihn zu begrüßen. Der Gruß fiel förmlicher aus, als die Miene des Präsidenten hatte erwarten lassen — der junge Mann mit dunklen, blitzend scharfen Augen, der neben dem deutschen Architekten stand, lüftete auf der Stelle den Hut, und sagte auf Italienisch zu seinem Gegenüber: „Ich wünsche Ihnen gut Glück — Ihre landsmannschaftliche Exzellenz scheint verstimmt darüber, mich in Ihrer oder Sie in meiner Gesellschaft zu sehen. Wenn Sie zu Ihrem Herzog gelangen, so halten Sie freundlich Wort und erwähnen mich, wenn nicht, so nehmen Sie doch meinen besten Dank für den guten Willen.“ Und noch im Sprechen stieg er die kleine Treppe hinab, die von der Terrasse zum Seeufer führte. Der junge Baumeister wagte nicht zu widersprechen — auch er schrieb die zögernden Schritte, mit denen Herr von Herther näher kam, der Anwesenheit des Dritten zu, und sagte demselben hastig: „Also auf Wiedersehen, Signor Camillo — Sie haben mein Wort, daß ich das Mögliche tun werde!“ Er eilte dem stattlichen alten Herrn entgegen und ward es nicht inne, mit wie spöttischer Miene sein bisheriger Genosse von unten die schnellere Bewegung und erhellte Miene des Präsidenten beobachtete. Mit erneutem Wohlgefallen an der jugendlich männlichen Erscheinung reichte Herr von Herther dem jungen Baumeister die Hand. Wie der ältere und der jüngere Mann jetzt dicht nebeneinander standen, hätte man nicht leicht größere Gegensätze ersinnen mögen. Erich Frankens Gestalt ragte nur wenig über Mittelgröße hinaus, aber in prächtigem Ansatz trug er auf seinem Nacken einen Siegfriedskopf. Blondes, kurzlockiges, doch reiches Haar beschattete eine edelgewölbte

Stirn, die blauen Augen leuchteten in dem frisch-kräftigen, von der italienischen Sonne schon gebräunten Gesicht, die Haltung des jungen Mannes, sein fester Gang und vor allem die klangreiche, klare Stimme sprachen für eine Fülle unbewußter Kraft. Er hatte mehr als eine Frage an den Präsidenten richten wollen, aber er drängte jedes weitere Wort hinter die schönen weißen Zähne zurück, die er in eigentümlicher Weise leicht auf die Unterlippe aufsetzte. Denn Herr von Herther hob ungefragt und während beide zu jener Stelle der Terrasse hingingen, wo das junge Mädchen stand, an:

„Die Nachricht ist wahr! Unser Herzog wird vielleicht in einer Stunde hier sein. Ich fürchte nicht, daß seine Ankunft unsre Partie nach den Inseln, bei der Sie sich so freundlich zum Cicerone erboten haben, irgendwie stören soll. Wäre es aber dennoch der Fall, so kann ich Ihnen heute vor Nacht schon wissen lassen, wie es damit steht, und Sie brauchen schlimmstenfalls am Morgen um unsertwillen keine Zeit zu verlieren. Meine Tochter deutete mir an, daß Ihnen die unerwartete Ankunft Sr. Hoheit keine Freude mache. Ich hoffe zwar, daß Sie keine Verpflichtung haben, sich dem Landesherrn vorzustellen?“

„Das ist eben, was ich von Ihnen erfahren möchte,“ versetzte Erich, der inzwischen Fräulein Felicitas begrüßt hatte. Er wandte sich rasch dem Fragenden wieder zu und sah ihn dabei treuherzig zweifelnd an. „Ich glaube, ich erzählte Ihnen schon, daß mir in meinem Beruf ein großes Glück zuteil geworden und mir der Bau des neuen Theaters in Forstenburg nach meinen Entwürfen anvertraut worden ist. Ich habe eben deshalb meine Italienreise angetreten und hoffe noch mancherlei für diese erste

entscheidende Arbeit zu lernen und zu gewinnen. Die Mittel zum Bau des Theaters sind vom Herzog, den Landständen und der Stadt zu je einem Drittel bewilligt. Ich hätte mich nach der Entscheidung für meinen Entwurf allerdings dem Herzoge vorstellen lassen müssen. Aber die Entscheidung kam so spät, daß er schon mit einem Fuß im Reisewagen stand — und dann — trieb es mich eben nicht, eine peinliche halbe Stunde zu durchleben. Man hat mich wissen lassen, daß der Herzog mit der Entscheidung der Preiskommission nicht übereinstimme — daß er gewünscht habe, das Theater dem Pariser Architekten Lefort, der ihm sein Jagdschloß in der Brünitz gebaut hat, zu vertrauen, und deshalb vom Urteil der Preiskommission wenig befriedigt sei. Obschon ich kaum verstehe, daß das Ministerium mir gegen den Wunsch und Willen Sr. Hoheit den Bau übergibt, denn der Preis für meinen Entwurf bedingte ja noch nicht die Ausführung, so ist's doch geschehen und Sie begreifen, daß ich zwar keine Furcht, aber ein recht gründliches Mißbehagen vor der nun notwendigen Audienz empfinde. Wenn ich glauben könnte, daß sich die Szene hier leichter abspielen würde?"

„Das ist schwierig zu entscheiden," versetzte Herr von Herther rasch. „Dazu müßte man erst wissen, wie tief die Verstimmung beim Herzog gegangen ist. Bei unsern Verhältnissen scheint mir wohl denkbar, daß eben weil die Hoheit Herrn Lefort begünstigt, im Ministerium die Entscheidung für Sie ausgefallen ist. In diesem Falle würde des Herzogs Unmut weit mehr dem vortragenden Rate des Ministeriums als Ihnen gelten, und er ist gerecht genug, Sie nicht büßen zu lassen, was Sie nicht verschuldet haben. Hat er dagegen eine Meinung gegen Ihren Entwurf selbst gefaßt, so werden Sie einen schweren

Stand haben. Da es immer ungewöhnlich bleibt, Audienzen in solchen Angelegenheiten auf der Erholungsreise eines Fürsten zu verlangen, so müssen Sie jedenfalls zuvor zu erfahren suchen, wie der Herzog denkt."

„Ich bildete mir ein, daß es ihm gefallen würde, wenn ich mich jetzt bei Beginn meiner Studienreise nach seinen etwaigen Wünschen erkundigte," sagte Erich Franken, der an einem Zug im Gesicht von Fräulein Felicitas zu erkennen glaubte, daß ihr das Gespräch kein Interesse abgewinne. „Aber ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich so lange von einer höchstens für mich bedeutenden Angelegenheit gesprochen habe. Ich wollte mir vorhin den Vorschlag erlauben, morgen früh unsre Fahrt zuerst nach der Isola Madre zu richten, damit wir auf Isola Bella dinieren und von dort mit dem Dampfer hierher zurückkehren können."

„Lassen Sie uns immerhin auch an Ihre Interessen denken," erwiderte der Präsident. Der Ausdruck ehrlicher Verlegenheit und jugendlichen Stolzes im Gesicht Erichs hatte ihn besiegt und sein liebenswürdigstes Lächeln geweckt. „Wir schließen einen kleinen Vertrag; Sie übernehmen es, eine halbe Stunde bis eine Stunde, wie lange meine Audienz nun währen mag, hier auf dieser Terrasse auszuhalten, und ich verspreche Ihnen, wenn nicht alle Wetter wider mich sind, über die Theaterbaufrage in Forstenburg und Ihre Anwesenheit ein Wörtlein fallen zu lassen um Sie ins klare zu setzen, ob Sie eine Audienz suchen sollen oder nicht. Was aber Ihren Vorschlag für morgen anlangt, so bin ich zwar sehr einverstanden, daß wir zuerst Isola Madre und dann Isola Bella besuchen, werde aber vorziehen, wenn irgend möglich, morgen abend über Arona nach Mailand abzureisen."

Erich Franken hätte jetzt lebhaft danken sollen — und fühlte sich doch von der letzten Mitteilung Herrn von Herthers so wenig freudig überrascht, daß er nur ein paar nichtssagende Worte hervorbrachte, und sich wahrscheinlich dem Verdacht ausgesetzt hätte, die freundliche Gesinnung des Präsidenten nicht recht zu würdigen, wenn dessen Aufmerksamkeit nicht im Augenblick abgelenkt worden wäre. Der Diener, den Herr von Herther damit beauftragt hatte, ihn von der Ankunft des Fürsten zu benachrichtigen, kam in großer Hast über die Gartenterrasse und rief ihm zu, daß die Reisewagen des Herzogs bereits die ersten Häuser von Baveno erreicht hätten. Herr von Herther mußte eilen, den Vorflur und die Treppen des Hotels zu gewinnen, wenn er einen schicklichen Platz zur Begrüßung seines Landesherrn finden wollte. Und so blieb ihm nur Zeit, seiner Tochter ein flüchtiges Wort zuzuflüstern, dem jungen Baumeister die Hand zu reichen, aber keine Minute zu Betrachtungen über Erichs plötzlich veränderte Stimmung. Was Herr von Herther zu seiner Tochter gesprochen, konnte Erich im nächsten Augenblick erraten, denn der Präsident hatte noch nicht den Eingang durch das Lesezimmer erreicht, als sich auch Fräulein Felicitas anschickte, mit einem freundlichen Gruß die Gartenterrasse zu verlassen. Erich erwachte jetzt aus der Befangenheit, in die ihn die letzten Worte Herthers versetzt — er ward inne, daß er zum erstenmal mit dem anmutigen Mädchen allein sei und versagte sich nicht, sein Bedauern auszusprechen, daß Felicitas' Vater den Vorsatz längern Verweilens an dem wunderbaren See so plötzlich aufgegeben habe. Felicitas schien sich zu besinnen, ob sie mehr als ein kurzes Wort antworten solle, aber sie blieb doch stehen und sagte:

„Papa tut es sicher aufrichtig leid, und auch mir wird es leid tun, wenn wir unsern Aufenthalt hier rasch abbrechen müssen. Aber die plötzliche Ankunft unsres Herzogs und daß er hier Quartier nimmt, paßt nicht in Papas Reisepläne. Vielleicht fügt es sich, daß wir uns in Genua nochmals begegnen — wir kehren bestimmt von der Riviera und Nizza dahin zurück, und Sie würden uns dort die prachtvollen Paläste zeigen können, die wir gestern in Ihrem Skizzenbuch bewundert haben."

„Es ist großenteils verschwundene Pracht, die Sie dort finden werden, gnädiges Fräulein!" antwortete Erich. „Indessen werde ich mich immer glücklich schätzen, so liebe Landsleute durch die alten Prunksäle und über die stattlichen Marmortreppen zu führen. Wenn Ihr Herr Vater wirklich gleichen Wunsch hegt —"

Erich brach plötzlich ab — Fräulein Felicitas aber fühlte, was unausgesprochen blieb. Sie war daran gewöhnt, ihren geliebten Vater zu rechtfertigen, und die Mischung von Befangenheit und töchterlichem Stolz, mit der sie für ihn das Wort nahm, gab ihren Zügen einen unendlich liebenswürdigen Ausdruck. Das Mädchen vergaß in diesem Augenblick, wie fremd ihr der junge Landsmann, den sie erst vor wenigen Tagen kennen gelernt, eigentlich sei, sie fühlte lebhaft den Wunsch, gerade von ihm ihren Vater nicht mißkannt zu wissen.

„Sie dürfen Papa nicht falsch beurteilen, Herr Franken!" rief sie eifrig. „Er nimmt an allem, was groß und gut und tüchtig in der Welt ist, den wärmsten Anteil und hat noch gestern abend von Ihrem Talent mit hoher Achtung gesprochen. Aber seine Ansichten sind unerschütterlich, und so hat er Ihnen freilich nicht verhehlen können, daß er es immer für ein Unglück ansieht,

wenn ein junger Mann in unsern Tagen sich der Kunst widmet. Das muß Sie nicht verstimmen — denn Papa läßt seine Überzeugungen niemand entgelten und hat sich herzlich gefreut, Sie kennen zu lernen. Und ich glaube, daß er Ihnen selbst sagen wird, wie lieb es ihm wäre, mit Ihnen in Genua wieder zusammenzutreffen. Wenn Sie wüßten, wie hart es Papa, der so liebenswürdig, so feinfühlend ist, und der doch ganz wahr bleiben will, oft ankommt, seine Gesinnung kund zu geben, würden Sie es seiner Teilnahme zuschreiben, daß er vor Ihnen nicht geschwiegen hat."

„Aber mein gnädiges Fräulein, ich ziehe ja nichts von allem in Zweifel. Jeder Forstenburger hat von Jugend auf gelernt, Ihren Herrn Vater hoch zu verehren, und ich schätze mich wahrlich glücklich, ihm hier persönlich begegnet zu sein. Gilt ihm mein Beruf, meine geliebte Kunst als ein Unglück, so gelingt mir's vielleicht, ihn eines andern zu überzeugen. Und auf alle Fälle bin ich ein Anfänger, kein Meister, der Meinungsverschiedenheiten tragisch nehmen muß. Bin ich doch schon froh, daß Sie die Ansicht des Herrn Präsidenten nicht teilen —"

Erich stockte doch — ein Blick in das liebliche Mädchengesicht ihm gegenüber, welches wieder ernster ward, erinnerte ihn, daß Fräulein Felicitas sicher die Tochter ihres Vaters sei und etwas von der vornehmen Rückhaltung desselben habe. Die leichte Erregung des Mädchens hatte ihm wohlgetan — es war ihr so wenig gleichgültig gewesen, was er über ihren ernsten Vater, als was dieser über den jungen Landsmann denke. Aber er empfand zugleich, daß er das rasche Zutrauen, das sie ihm zeigte, nicht durch ein unbedachtes Wort aufs Spiel setzen dürfe. Die Gegenwart des anmutigen Mädchens floß

ihm mit dem mildern Licht über dem See und der weichen, süßen Luft, die sie beide atmeten, zu einem reinen Glückgefühl zusammen. Er hätte gern gehindert, daß Felicitas den Garten verließ, und war darum ihren Schritten gefolgt, als nehme er an, daß sie die Terrasse nur auf und abgehen wolle. Aber seine besten Vorsätze zu einem längern Gespräch wurden vereitelt, indem plötzlich über den Stufen der kleinen Treppe, die vom See her zur Gartenterrasse herauffführte, der schwarze Lockenkopf des jungen Mannes wieder auftauchte, der ihn vorhin verlassen hatte. Herr Camillo Arsakoff warf aus den leuchtenden, schwarzen Augen einen Blick über die Terrasse und auf das Paar. — Erich empfand den Blick wie einen Schlag, und die nächste Minute enträtselte ihm auch warum. Felicitas von Herther wandte sich mit einmal entschieden zum Gehen und sagte nur noch leise, aber mit hörbarer mißmutiger Erregung:

„Guten Abend, Herr Franken! Wenn unsre Fahrt morgen noch stattfindet, so verhindern Sie freundlich, daß Herr Arsakoff dort sich anschließt. Papa mag den Herrn trotz seines wundervollen Klavierspiels nicht, und würde den ganzen Tag verstimmt sein, wenn er mit uns wäre!"

Mit wenigen leichten Schritten hatte sie die Tür, die nach einem Nebenflur und einer Seitentreppe des Hotels führte, erreicht. Erich sah ihr noch halb betroffen nach, als inzwischen der junge Mann, dem sie so unverhohlen ausgewichen war, dicht neben ihn trat und mit einer bedauernden Handbewegung nach dem letzten Zipfel von Felicitas' Kleid, den man noch auf der Schwelle sah, hindeutend, ausrief:

„Es tut mir leid, daß ich Ihre Dame verscheucht habe. Hätte ich so schlimme Folgen meines Herankommens

geahnt — wäre ich den entgegengesetzten Weg gegangen. Doch — nichts für ungut! — Sie müssen zugeben, daß dies ganze Verhalten Ihrer Landsleute echt deutsch ist. Nur Deutsche sind imstande, sich unbegründete Abneigungen nicht nur einzugestehen und wie einen wohlmotivierten Luxus zu pflegen, sondern ihre törichten Antipathien dem unschuldigen Gegenstand derselben ohne weiteres zu zeigen!"

Erich hatte soeben eine ähnliche Betrachtung angestellt — er entgegnete daher ruhig, daß es freilich von deutscher Art sei, sich abzuschließen und nicht leicht an das Wesen andrer zu gewöhnen. Aber indem er dies gegen Herrn Arsakoff äußerte, glitt sein Blick unwillkürlich über die schlanke, elegante Gestalt und über die ungewöhnlich schönen Züge des Fremden mit dem russisch-italienischen Namen, den er gleichfalls erst hier im „Hotel Beaurivage" kennen gelernt hatte. Camillo Arsakoff, dessen prächtiges, dunkles Lockenhaar, dessen feingewölbte Stirn und dessen große, schwarze Augen mit den frauenhaft langen, seidnen Wimpern das Künstlerauge Erichs schon bei der ersten Begegnung gefesselt hatten, zeigte auch in den untern Teilen seines Gesichtes eine durchaus edle Bildung. An seine östliche Abkunft gemahnte nur die breite Nase mit den weitgeöffneten Nasenlöchern und ein seltsames Verziehen des Mundes, bei dem in gewissen Augenblicken die Unterlippe über die obere geschoben ward, was dem schönen Gesicht dann plötzlich einen rohen, höhnischen Ausdruck gab. So eben wieder, indem Herr Camillo den prüfenden Blick Erichs auffing und dem Errötenden zurief:

„Jetzt sind auch Sie ein echter Deutscher! Sie möchten gern die Meinung Ihrer Dame teilen und sehen

an mir herunter, als ob sich in der Eile entdecken ließe, was mir die Ungnade Ihrer schönen Landsmännin einträgt. Schämen Sie sich — schämen Sie sich, Signor Architetto, und lassen Sie sich's gesagt sein, daß man die Frauen nicht gewinnt, wenn man ihre Vorurteile teilt, sondern keck widersteht. Und hüten Sie sich vor den bläulich schimmernden Augen, sie sind wie eine trügerische Flut, in der man ertrinken, aber sich nicht erquicken kann!"

Signor Camillo lachte dabei so vergnügt und herzlich, daß Erich einstimmen mußte, so peinlich ihn im Grunde die Äußerungen Arsakoffs berührt hatten. Aber der Fremde ließ ihm nicht Zeit, viel über seine Empfindung nachzusinnen. Er nahm vertraulich Erichs Arm und sagte:

„Kommen Sie — kommen Sie, Herr Franken. Vom Flur im zweiten Stock muß man die Treppe übersehen können, — es mag ein wunderbares Schauspiel sein, wie sich dies Hotel plötzlich in einen improvisierten Hof verwandelt. Über die Seitentreppe können wir noch einen guten Platz erreichen, um die Bücklinge alle zu sehen, die Signor Luigi und vielleicht auch Ihr würdiger Präsident aufwenden werden."

Er wollte Erich rasch mit sich fortziehen, aber dieser befreite seinen Arm von dem Signor Camillos und tat einen Schritt nach rückwärts. „Ich bedaure sehr, nicht Teilnehmer des Schauspiels sein zu können — ich habe Herrn von Herther versprochen, ihn hier zu erwarten, und nehme an, daß er früher wieder hier sein könnte, als ich den Rückzug anzutreten vermöchte. Viel Vergnügen in Ihrer Loge!"

„Guten Traum für Sie!" versetzte Camillo Arsakoff, ohne sich aufhalten zu lassen. Erich sah die höhnisch

verzogenen Lippen des Enteilenden nicht, aber er hörte den Ton des Zurufs und sagte sich selbst, daß ihn Arsakoff in diesem Augenblick einen deutschen Tropf schelte. Unbekümmert darum, aber innerlich befangen durch die Art, mit der ein Unberufener vorhin und jetzt geheime Regungen seiner Seele, die noch längst nicht Träume waren, ans Licht zog, begann der junge Mann seinen Rundgang auf der nun völlig einsamen Terrasse wieder — und lauschte kaum einmal nach dem Geräusch, das jetzt stärker und hörbarer von der Vorderfront des großen Hauses herüberscholl.

Zweites Kapitel.

Herr von Herther hatte das Vestibül des Hauses gerade noch im letzten Augenblicke erreicht, in dem es möglich gewesen war, eine flüchtige Umschau zu halten. Er erschrak beinahe, als er den äußern Eingang, den ganzen Raum zwischen dem eisernen Gitter des Vorhofs und dem Hoteltor von Menschen aller Art erfüllt und die große Treppe mit einem Spalier von neugierigen Hotelgästen besetzt erblickte. In sieben oder acht Sprachen wirrte das Gespräch durcheinander, aber daß jedes Wort den erwarteten hohen Gästen galt, hörte der Präsident selbst noch aus den russischen Lauten heraus, die zwischen den andern erklangen. Er wollte den Besitzer auf den Mißstand aufmersam machen, daß der Herzog von Forstenburg fast inkognito reise und hier empfangen werde, als ob er allenfalls eine Provinzialstadt seines kleinen Landes besuche. Aber Signor Luigi, der an der Spitze eines ganzen Stabes von Facchini und Kellnern nach dem Hoftor eilte, hatte keine Zeit, ihn anzuhören. Indem Herther

ihm noch nachrief, fiel sein Blick auf Herrn Wild, der inzwischen seine Toilette erneuert hatte und den luft- und weinroten Kopf über der weißen Krawatte noch höher und zuversichtlicher trug, als vorhin. Der Präsident warf eine Bemerkung hin, daß der Herzog für das Getümmel, mit dem man ihn und seine Tochter empfange, schlechten Dank wissen werde. Doch die Wirkung dieser Worte war nicht die erwartete, der Kurier trat vertraulich näher und ergriff, trotz einer leicht verständlichen, abwehrenden Bewegung, einen Knopf des dunklen Sommerrocks, den Herr von Herther trug — er führte den Widerstrebenden zwei, drei Schritte dem Eingang näher.

„Sie können recht haben, Herr Präsident," sagte er mehr mit heiserer als mit leiser Stimme. „Hoheit werden vielleicht ein tadelndes Wort nicht unterdrücken, aber im Grunde ist's so am besten. Wenn Vestibül und Treppe leer wären, niemand Neugier zeigte, würde der Herr erst recht mißmutig und verletzt sein — ich bin lange genug im Dienst und kenne das genau!"

„Nun — jeder nach seinem Geschmack!" versetzte der Präsident, seinen Rockknopf aus der fleischigen Hand des Kuriers erlösend und die alte Stelle wieder einnehmend. Die Bemerkung des Mannes war zu richtig, um ihr zu widersprechen, und Herr von Herther war nur ärgerlich gegen sich selbst, daß er sie hervorgerufen. Ein gellender Lärm, Wagenrollen und durcheinanderrufende Stimmen, zwischen denen ein paar Evivas zu unterscheiden waren, zeigten die Ankunft der Erwarteten an. — Herr Wild sprang behend die Stufen vor dem Haustor hinab, um draußen bereit zu stehen, und in der Tat währte es jetzt nur wenige Minuten, bis die hohen Gäste des Hotels erschienen. Der Herzog, vor dem Signor Luigi und der

Kurier mit wiederholten Verbeugungen einhergingen, führte seine Tochter am Arm und warf aus kalten, gleichsam stahlscharfen, blauen Augen beim Eintritt in die Vorhalle einen flüchtigen Blick über die versammelten Gruppen von Neugierigen. Er zeigte eine wahrhaft imponierende Gestalt, hochgewachsen, mit kräftigen Schultern und breiter Brust, von straff soldatischer Haltung, trotz des dunklen Sürtouts und des bürgerlichen Hutes, die er hier trug. Sein Kopf erschien durch den mächtigen, grauen Bart, der Wangen und Mund umgab, ungewöhnlich groß, die Gesichtszüge des Fürsten halfen den Eindruck männlicher Kraft und ruhigen Stolzes verstärken, den Haltung und Gang hervorriefen. Die junge zwanzigjährige Prinzessin Stephanie an seiner Seite war eine liebliche Erscheinung, doch nahmen sich ihre zarte Gestalt und das blasse, schmale Gesicht mit tiefdunklen Augen fremd und fast dürftig neben dem stattlichen, starken Vater aus. Sie sah ängstlich fragend zu dem Herzog auf und erwiderte dann erst den tiefen Gruß der umstehenden Damen. Des Herzogs Auge aber traf in diesem Augenblick auf Herrn von Herther, ein Ausdruck des Erstaunens zeigte sich unverkennbar in den strengen Zügen, die hohe Gestalt richtete sich noch höher, gebietender empor — unwillkürlich ließ er den Arm der Tochter aus dem seinen gleiten und war mit einem Schritte bei dem Präsidenten.

„Sieh da — das nenne ich eine Überraschung! Was hat Sie an den Lago Maggiore geführt, Herther, und gerade in dies Haus? Sie sind mit uns zugleich eingetroffen?“

„Nein Hoheit!“ entgegnete der Präsident mit ruhigem Blick dem forschenden des Herzogs begegnend. „Ich habe meiner Tochter Felicitas die Seen gezeigt und verweile

mit ihr schon einige Tage im Hotel. Da wir morgen nach Mailand und Genua abreisen wollen, erachtete ich es für meine Pflicht, Ew. Hoheit gleich bei der Ankunft zu begrüßen und die besten Wünsche für den Aufenthalt hier auszusprechen."

„Haben Sie es so eilig?" fragte der Herzog zurück. „Ich habe nicht erwarten können, Sie hier anzutreffen, doch da es sich so fügt, wäre es mir angenehm, wenn Sie ein paar Tage bleiben wollten. Jedenfalls lassen Sie sich in etwa einer Stunde bei mir melden — ich wünsche mit Ihnen zu sprechen. Stephanie — hier will uns Forstenburg begrüßen! Der Herr Handelsgerichtspräsident hat mit uns gleich gute Gedanken an italienische Seen gehabt — auch Fräulein von Herther ist hier!"

Er war zu der Prinzessin zurückgetreten, die den Präsidenten mit sichtlicher Freude begrüßte. Die kleine Szene am Fuß der Treppe war von den zahlreichen Zuschauern mit neugieriger Teilnahme beobachtet worden, doch hatte kaum irgendwer ein Wort vernommen, denn der greise Privatsekretär des Fürsten, der Kurier, einige Diener und Dienerinnen, die im Gefolge waren, hatten auf der Stelle zwischen den Sprechenden und den Hotelgästen eine Gruppe gebildet, durch die sich niemand so leicht hindurchdrängen konnte. Jetzt gönnte der Herzog Herrn von Herther noch ein kurzes Kopfnicken und führte dann seine Tochter die Treppe empor, indem er vor sich hinsah und rechts und links um sich nichts mehr beachtete. Der Präsident wartete nur, bis sein Herr die für ihn vorbereiteten Gemächer erreicht haben konnte, um auch seinerseits die Treppe nach seinem Zimmer im zweiten Stockwerk des Hotels emporzusteigen. Er hatte eben den Vorflur des ersten Stockes überschritten, wo die

vorhin offnen Flügeltüren geschlossen waren, aber Diener und Gepäckträger noch geschäftig hin und wieder liefen, als ihm plötzlich beifiel, daß er den jungen Architekten veranlaßt habe, ihn auf der Gartenterrasse des Hotels zu erwarten. Ohne Besinnen wandte er sich um und wollte eben wieder die Treppe hinabgehen, als eine der geschlossenen Türen in der Beletage mit einer gewissen Heftigkeit geöffnet ward und der Privatsekretär des Herzogs, den Herr von Herther vorhin kaum Gelegenheit gefunden hatte flüchtig zu begrüßen, rasch auf den Vorflur heraustrat. Als er des Präsidenten ansichtig ward, eilte er mit einem Ungestüm auf denselben zu, das dem sonst so würdevoll auftretenden weißhaarigen Herrn Lorberg wunderlich zu Gesicht stand, und Herrn von Herther betroffen stillstehen und aufblicken ließ.

„Guten Tag, lieber Herr Lorberg,“ rief er ihm entgegen. „Ich freue mich, daß unsere Hoheit Sie mit auf die Reise genommen hat, und daß ich Sie hier sehe!“

„Ich kann Ihnen das Kompliment leider nicht zurückgeben, Herr von Herther,“ sagte der Sekretär mit zitternder Stimme, indem er fast krampfhaft beide Hände des Präsidenten faßte. „Ich muß Sie bitten, alles aufzubieten, um dem Herzog begreiflich zu machen, daß ich nicht an Sie geschrieben, Sie nicht von unsrer Hierherkunft, die mir ohnehin bis vorgestern völlig ungewiß war, in Kenntnis gesetzt habe. Der Herzog tritt eben kaum in sein Kabinett ein, und ich will unsre Portefeuilles zurechtlegen, als er mich fragt, ob ich Ihnen einen Wink über die Reise gegeben, fragt in einem Tone, der eigentlich schon die schwerste Anschuldigung enthielt. Ich habe ihm geantwortet, was zu antworten war — ersuche Sie aber ausdrücklich, Sr. Hoheit zu sagen, daß Sie durch mich nichts von den

höchsten Reiseplänen wissen, daß ich Ihnen überhaupt niemals geschrieben habe, es wäre denn in Forstenburg und im Auftrage des Herzogs gewesen. Er müßte mich genug kennen, um derartige Frage nicht an mich zu richten und mir eine solche Bitte zu ersparen. Und am allerwenigsten kann ich verstehen, wie ich um Gottes willen auf den Einfall gekommen sein sollte, gerade Ihnen eine Mitteilung zu machen."

„Ich glaube es doch zu verstehen," sagte der Präsident halbleise und mehr selbstvergessen vor sich hin, als zu dem Sekretär des Herzogs. Herr Lorberg sah den Präsidenten so erstaunt, ja verblüfft an, daß das freundliche Gesicht des alten Herrn trotz der Kummerfalten einen beinahe komischen Anblick gewährte. „Ich erläutere Ihnen das ein andermal, lieber Herr Lorberg," setzte Herr von Herther hinzu, als er die Wirkung seines hingeworfnen Wortes wahrnahm. „Seien Sie versichert, daß ich Sr. Hoheit wunderlichen Verdacht vollständig zerstreuen werde."

Und jetzt war er es, der mit ungewöhnlicher Hast, jede weitere Erörterung abschneidend, sich verabschiedete, um die Gartenterrasse wieder zu erreichen. Er erinnerte sich, mit wie peinlichen Erwartungen er vorhin bei der ersten Gewißheit von der bevorstehenden Ankunft seines Landesherrn diese Marmorstufen hinabgegangen sei. Jetzt war schon da, was er dunkel befürchtet hatte: um den harmlosen Genuß seiner Reisetage war es jedenfalls geschehen, er fühlte sich von einer Atmosphäre umgeben, der er selbst daheim jederzeit soviel als möglich entronnen war. Um seine Lippen spielte ein Lächeln, das unsäglich viel Bitterkeit und Menschenverachtung barg. Und es war ihm in dieser Stunde offenbar wohltuend,

dem offnen, hellen Blick und dem jugendlich frischen Gesicht des jungen Landsmannes sogleich zu begegnen, wie er die Tür zur Terrasse erreichte. Erich hatte ihn kommen sehen und war ihm entgegengeeilt — er nahm auf der Stelle wahr, daß der Präsident nicht in der glücklichsten Laune von der Begrüßung des Herzogs zurückkehre. Um so mehr überraschte ihn die ungewohnte Herzlichkeit, mit der Herr von Herther seinen Arm nahm und mit ihm nach jener Stelle hinging, wo sie schon vorhin den schönsten Ausblick auf den See und die Inseln genossen hatten.

„Meine Tochter hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen?“ fragte er im Gehen und fuhr fort, ohne eine Antwort Erichs abzuwarten: „Ich komme um Sie von Ihrem Warten hier zu erlösen. Ich kann Ihnen auch jetzt nichts Bestimmtes sagen, als daß unser Herzog mich in einer Stunde zu sich befohlen hat, und daß ich alsdann jede Gelegenheit, die sich bieten dürfte auch von Ihnen zu sprechen, wahrnehmen will. Ehrlich gesagt: versprechen Sie sich nicht zu viel, Se. Hoheit scheint durch die Reise nicht sonderlich gestimmt zu sein, und läßt sich vielleicht im Augenblick nicht einmal gern an Forstenburg erinnern. Was aus unsrer Fahrt für morgen werden soll, — darüber müssen wir gleichfalls erst den Ratschluß der Götter erwarten. Und nun kurz, Herr Franken — wir finden uns am Abend hier zusammen. Über die nächsten Stunden bin ich nicht Herr, und der Unbestimmtheit werden Sie endlich müde sein!“

Erich mochte das nicht verneinen. Aber da sich in diesem Augenblicke Fräulein von Herther am Fenster ihres Zimmers zeigte und einen freundlichen Gruß zu ihrem Vater und ihm herabwinkte, sprach er eine Bitte aus, die ihm vor einer Stunde noch zu kühn erschienen wäre.

Die wunderliche, halb verworrene Stimmung, die den ganzen kleinen Kreis seit der plötzlichen Ankunft des Herzogs von Forstenburg ergriffen, kam auch über ihn:

„Wollen Sie gestatten, Herr Präsident, daß Ihre Fräulein Tochter an einer Abendfahrt auf dem See teilnimmt? Frau Hofrat Selden aus Wien, und deren Tochter haben eine solche vorgeschlagen, und ich glaubte —"

„Gewiß — wenn Felicitas Lust dazu hat, mag sie teilnehmen," fiel Herther dem Frager ins Wort. „Ich will ihr selbst den Vorschlag machen, und Sie zögern dann hoffentlich nicht zu lange. Auf Wiedersehen am Spätabend also."

Und indem er den jungen Landsmann mit freundlichem Gruß verließ, dachte Herr von Herther nur, wie günstig es sich füge, daß er für die nächsten Stunden jedenfalls seine Tochter als abwesend angeben könne. Er war so befangen von dem Eindruck der Begegnung mit seinem Fürsten, daß ihm die Frage nicht in den Sinn kam, die zu andrer Stunde für ihn die erste gewesen wäre — wer außer den genannten Wiener Damen und Franken sich an der Fahrt beteiligen werde. Ihm dünkte die Luft des Hotels schwül, und er verspürte eine Anwandlung, die ihm seit seinem Studentenleben nicht gekommen war, sich durch eine Art Flucht allen peinlichen Anmutungen zu entziehen. Trotzdem ging er ohne weiteres Zögern nach seinem Zimmer hinauf, um Toilette zu machen und zur festgesetzten Zeit zur Verfügung des Herzogs zu stehen. Auf der Terrasse aber unterdrückte Erich einen freudigen Ausruf nicht und pries die Erregung, die durch die Ankunft der fürstlichen Gäste herbeigeführt worden sei. Er gestand sich selbst nicht ein, daß ihn die Aussicht mit der anmutigen Felicitas die nächste

Stunde zuzubringen und dabei nicht unter dem ernsten Auge des Präsidenten zu stehen, so fröhlich stimme.

Mitten in seine glücklichen Erwartungen hinein drangen laute Klänge, die aus dem Konversationszimmer links vom großen Speisesaale kamen, Erich erriet auf der Stelle, wer allein dem alten Instrument, das dort stand, solche Töne entlocken könne. Er ging an das geöffnete Fenster, und sah Camillo Arsakoff, der ihm flüchtig zunickte und fortfuhr Klavier zu spielen. Der junge Baumeister hatte den Musiker, in den letzten Tagen öfter, und immer mit steigender Bewunderung gehört — in diesem Augenblick war es ihm, als habe Camillo seither nicht alle Zauber seines Spiels entfaltet und lasse diese jetzt erst frei wirken. Erich war eine Viertelstunde lang der ruhige Zuhörer — dem Künstler schien es eben recht zu sein, daß er von niemand sonst belauscht werde. Immer machtvoller, bestrickender rauschten die Töne daher, und fesselten den Musiker selbst, denn er wiederholte mit Behagen ein paar der glänzendsten und der weichsten Stellen der Phantasie, die er spielte. Als sich endlich rechts und links Türen öffneten und Signor Camillo wahrnehmen konnte, daß er die leeren Räume nebenan wieder mit Menschen erfüllt habe, kümmerte er sich scheinbar so wenig darum, als vorher um die Stille und Einsamkeit. Er fuhr in seinem Spiel fort und richtete seine Augen entweder auf die Tasten oder nach dem offnen Fenster hin, an welchem Erich stand. Er schloß endlich mit einem gewaltig dröhnenden Presto, stand dann auf, blickte um sich wie jemand, der aus einem Traum erwacht ist, ging mit raschen Schritten auf das Fenster zu, und richtete an Erich kurze halbspöttische Fragen, ob er seine Landsleute seit dem ersten Ereignis schon wieder gesehen habe,

und ob er noch immer kein loyales Verlangen nach dem Anblick seines Fürsten empfinde. Indem Erich scherzend antwortete, war es ihm doch, als ob der Blick des Musikers ab und zu von ihm hinwegglеite, als ob Arsakoff mit leiser, für einen minder scharfen Beobachter gar nicht merklichen Spannung, nach dem Kommen und Gehen im großen Saal, und den Nebenzimmern hinlausche. Ein paar ältlichen Damen, die zu ihm herantraten, und ihre Bewunderung ausdrückten, erwiderte er nur gleichgültige Worte. Als aber die Tür des Musikzimmers sich auftat, die nach dem Flur führte und ein unscheinbarer älterer Herr in schwarzer Kleidung sich bedächtig im Zimmer umsah, und sich dann langsam nach dem Fenster heranschob, an welchem Camillo Arsakoff innen und Erich außen standen, ging ein sieghaftes Lächeln durch die schönen Züge des Musikers. Mit halbem Zweifel blickte der Ankömmling auf Camillo, dann fragte er in beinahe unterwürfigem Tone:

„Ich habe die Ehre den Herrn zu sehen, der soeben das schöne Konzert veranstaltet hat?"

„Mir lieb, wenn Sie es schön gefunden haben!" lachte der Musiker. „Aber mit wem habe ich die Ehre, oder womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe nur Auftrag, mich nach dem Herrn zu erkundigen, der vorhin musiziert hat," versetzte der Frager und zog sich schon wieder einen Schritt zurück. „Hoheit Prinzessin Stephanie wünschen den Namen des Herrn zu erfahren. Wenn ich bitten dürfte?" —

Camillo nannte sehr deutlich seinen Namen und wollte dem Kammerdiener, den er beim ersten Blick als solchen erkannt hatte, eine Karte übergeben, die dieser mit den Worten: „Ist nicht nötig, mein Herr — wir sind

gewohnt Namen zu behalten!" zurückwies. Sowie der Alte aus dem Zimmer wieder verschwand, wandte sich Signor Camillo zu Erich hin und rief lachend: „Das war's, was ich gewollt und gewünscht hatte — ich hielt es doch für zweckmäßig, Ihrer freundlichen Protektion ein wenig unter die Arme zu greifen. Machen Sie kein erzürntes Gesicht, ich glaube zwar, daß Sie bon camarade sind — aber jeder ist am Ende sich selbst der Nächste! Jetzt haben wir wenigstens erreicht, daß Ihre Hoheit weiß, wer hier ist, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht bald verlangen sollte, mich in größerer Nähe zu hören. Lassen Sie uns aufbrechen, Herr Franken — das kann heute für uns alle ein froher Abend werden!"

Drittes Kapitel.

Es war eine ziemlich große und sehr heitre Gesellschaft, die eine Stunde nachher in drei zeltüberdeckten Barken in den glänzenden See hinausfuhr. Herr von Herther, der aus dem Fenster seines Zimmers gesehen, wie neben den beiden Wienerinnen und Erich Franken auch die Gemahlin und die drei Töchter eines russischen Generals, die im Hotel wohnten, dazu ein italienischer Bersaglierioffizier und seine Schwester, die in einem benachbarten kleinen Hause Villegiatur hielten und endlich — Camillo Arsakoff, der Musiker, in dasselbe Fahrzeug stiegen wie seine Tochter, hatte wohl ärgerlich den Kopf geschüttelt. „Das Reisen ist auch eine von den modernen Torheiten, die unser Leben den Einwirkungen des schlechtesten Zufalls preisgeben," murmelte er vor sich hin, während drunten die Barken in zierlichen Bogen vom Ufer

abstießen, und Felicitas und die beiden Wienerinnen mit ihren Tüchern nach ihm heraufgrüßten. Aber es blieb ihm keine Zeit, lange über sein eignes Wort nachzusinnen, die Stunde, in der er sich beim Herzog einzufinden hatte, war herangekommen. Im schwarzen Frack, auf dem der silberne Stern des Forstenburgschen Hausordens glänzte, stieg der Präsident nach den Gemächern hinab, die für den Herzog und die Prinzessin eingerichtet worden waren.

Hier fand er bereits eine Art Dienst organisiert. Die Türen nach dem Flur waren bis auf eine sämtlich von innen verschlossen worden, ein mittleres Zimmer, vor dem ein Lakai stand, diente als Entree — und ein zweiter Diener langweilte sich hier sichtlich, indem er auf den Flutspiegel des Sees hinausstarrte. Im nächsten Gemach saß Herr Lorberg zwischen seinen Papieren und Mappen am Schreibtisch und schien in voller Tätigkeit. Er erhob sich, um den Präsidenten zu begrüßen, und wiederholte mit bekümmerter Miene und leiser Stimme seine Bitte von vorhin. Dann öffnete er ihm selbst die Tür zu dem Vorzimmer des Herzogs, wo dessen Kammerdiener waltete. Herr von Herther wurde sofort angemeldet und stand eine Minute später dem Herzog gegenüber, der vom breiten Balkon mit der Aussicht nach See und Alpen, eben ins Zimmer zurückgetreten war. Auch hier zeigte sich der mäßig große Raum bereits den Gewohnheiten und Bedürfnissen des Fürsten angepaßt. Ein Marmortisch, den Signor Luigi mit besonderem Stolz hier hereingestellt hatte, war mit Rauchmaterial, kostbaren kleinen Pfeifen und Bernsteinspitzen, Zigarrenkisten und Kästen bedeckt. Der Schreibtisch trug Bücher und Zeitungen, die sorgfältig übereinander geschichtet waren, das Schreibgerät aber stand nicht auf diesem, sondern wie es Herr von

Herther in Forstenburg oft gesehen, auf einem ganz niedrigen runden Tischchen, das an einen kleinen Lederdiwan herangeschoben war. Alles gemahnte den Eintretenden an daheim, nur nicht die leuchtende farbige Abendlandschaft draußen, die weiche Luft, die durch die offne Balkontür hereinquoll, nur nicht das Gesicht des Herzogs, das ein völlig andres schien, als im Forstenburger Schlosse. Der Präsident hatte viel hundert Male vor seinem Landesherrn gestanden, so wie in diesem Augenblick noch nie. Herzog Bernhard galt mit Recht als ein Mann, der nie Unschlüssigkeit zeige, und sich stets vollkommen beherrsche. Eben aber verriet er dem sichern Auge Herthers, daß er unschlüssig über den Empfang des Angemeldeten war. Er hatte den Präsidenten vertraulich begrüßen wollen, war noch mit der brennenden Zigarre in der Hand vom Balkon hereingetreten, jetzt schleuderte er die Zigarre von sich, richtete den Kopf empor und stand in so gebietender Haltung, daß Herr von Herther einem Sturm entgegensehen zu müssen glaubte. Denn auch das war ihm neu, daß der Herzog eine Minute verstreichen ließ, ehe er endlich kurz und mit rauhem Ton hervorstieß:

„Guten Abend, Herr von Herther. Ich weiß noch nicht, ob ich Ihnen die Überraschung danken soll, die Sie mir durch Ihr Hiersein bereiten! Jetzt nur eine erste Frage: Sie wissen, was mich aus Forstenburg und auf Reisen gehen hieß?“

„Hoheit, — ich muß mit Nein antworten!“ entgegnete Herr von Herther. „Denn es geziemt mir nicht, Geklätsch und unberechtigte Deutungen der Schritte Ew. Hoheit, die mir wohl zugekommen sind, für Wissen zu halten und auszugeben!“

„Sie haben mich ja sonst nicht mit Komplimenten

verwöhnt," sagte der Herzog. „Nehmen Sie immerhin an, daß das Geklätsch in diesem Falle, wie oft, recht hatte, und daß ich durch die Brautschau des Königs Max und sein nachmaliges Ausschlagen meiner Tochter eine so empfindliche Niederlage erlitten habe, daß meine getreuen Untertanen eine rechte Herzensfreude daran haben können. Das war's doch, worüber Sie sich keine unberechtigten Deutungen erlauben wollten, Herther?"

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich sowohl der Voraussetzung als der Folgerung widerspreche!" versetzte der Präsident, dem der Herzog noch um einen Schritt näher trat. „Da Sie selbst mir anvertrauen, daß ernsthaft von einer Werbung des Königs Max um Hoheit Prinzessin Stephanie die Rede gewesen sei und daß die bezüglichen Verhandlungen sich zerschlagen haben, so darf ich bedauern, daß eine Verbindung nicht stattgefunden hat, auf die Ew. Hoheit Wert gelegt haben und die dem Range und den Vorzügen der Prinzessin entsprochen haben würde. Eine Niederlage Ew. Hoheit vermag ich in der Entschließung des Königs nicht zu erblicken, und daß Ihre Untertanen über die Vereitlung Höchst Ihres Wunsches Freude empfänden, klingt zu bitter, als daß es Ew. Hoheit in besserer Stunde wiederholen sollten!"

Aus dem blauen Auge des Fürsten, das unverwandt auf dem Sprecher ruhte, schoß ein Blitz des Hohnes. „Weiße Salbe, Herther, nichts als weiße Salbe — ich bedarf ihrer nicht. Ich hatte Sie kommen lassen, weil ich mir einmal von der Seele sprechen möchte, was ich hinnehmen und hinabwürgen muß und bei Ihnen wenigstens sicher bin, daß nicht jedes Wort in die Zeitungen getragen wird. Oder schreiben Sie vielleicht auch Ihre Erinnerungen, deren Herausgabe ich noch erleben kann?"

„Hoheit!“ sagte Herr von Herther in bittendem Ton, der gleichwohl dem Herzog kundgab, daß er sich zu mäßigen habe.

„Bitte um Verzeihung!“ warf der Herzog nachlässig hin. „Ich hätte behutsamer sein sollen. Doch währt es nun schon zwei Monate, daß ich nichts um mich sehe, als die leidvolle Miene Stephanies und die ehrwürdige Maske, hinter der Lorberg sein Material für meine Herren Minister sammelt. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie bessere Veranlassung haben, Ihre Tochter auf Reisen zu führen und mehr Freude dabei. Jeden Tag dies niedergeschlagene Gesicht sehen und sich dabei sagen zu müssen, daß alles ja am Ende ganz natürlich zugegangen! Wir haben auf den Rat unserer höchst weisen Exzellenzen — die in dieser Bêtise einmal alle drei einig waren — die Prinzessin nach Bad Gundlach geschickt — dort hat sie der König gesehen und hat genug gesehen! In einer Zeit, die auch von ihren Königen verlangt, daß sie gute Hausväter sein und mit der fürstlichen Hausfrau tagaus tagein leben sollen, werden die Könige anspruchsvoll und betrachten selbst eine Prinzessin aus dem ältesten und besten Hause mit kritischen Blicken. Se. Majestät hat gefunden, daß Stephanie seinen Wünschen nicht entspricht, und da Se. Majestät nur nach Höchstihren Wünschen und nicht nach dem kleinen ohnmächtigen, halbmediatisierten Herzog von Forstenburg zu fragen haben, so wird kurz abgebrochen. Und nun mit gekreuzten Armen dastehen zu müssen, und — während mir die Prinzessin die einzige Hoffnung vereitelt, die ich an sie knüpfen konnte, den einzigen vernünftigen Zweck, den meine ganze Existenz noch hatte! — sie väterlich trösten zu sollen!“

Der Herzog ging mit großen Schritten im Gemach

auf und nieder — seine Augen funkelten bei der Erinnerung an das Geschehene und um seine Lippen spielte, so oft er der Prinzessin gedachte, ein geringschätziges Lächeln, bei dem es Herrn von Herther immer unbehaglicher zumut ward. Aber sein Landesherr dachte offenbar nicht daran, ihm das Zeichen der Entlassung zu geben, und suchte nur einen Übergang zu dem weitern Gespräch. Er wandte sich kurz um und auf einen der Lehnsessel deutend. „Ich habe Sie noch nicht einmal zum Sitzen aufgefordert, Herther, nehmen Sie Platz — wir haben noch mancherlei zu reden.“

Der Präsident leistete der Aufforderung soweit Folge, daß er an den bezeichneten Sitz hintrat und seine Hand auf die Lehne desselben stützte. Da der Herzog sich nicht niederließ, sondern fortfuhr, zwischen der offnen Balkontüre und der verschlossenen Tür nach dem Flur auf- und abzuschreiten, fand auch Herr von Herther es unangemessen, sich zu setzen. Ein paar Minuten war es ganz still im Zimmer, bis Herzog Bernhard wiederum vor dem Präsidenten stehen blieb und im gleich rauhen Tone wie vorhin sagte: „Sprechen Sie immerhin! Ich lese auf Ihrem Gesicht, daß Sie etwas zu erwidern haben und es wäre bei Ihnen das erstemal, daß ich stillschweigende Billigung oder Zustimmung erhielte!“

„Mein allergnädigster Herr hat mich bis hierher nicht in den Fall gesetzt, über allgemeine Angelegenheiten des fürstlichen Hauses und persönliche Empfindungen mit ihm zu sprechen,“ erwiderte Herther. Seine Stimme zitterte etwas und ein Ausdruck von Spannung in dem feinen klugen Gesicht verriet, daß es ihm nicht leicht ward, Haltung zu bewahren. „Ich hatte bis hierher nur amtliche Dinge mit Ew. Hoheit zu besprechen und habe dann

pflichtmäßig meine Überzeugungen geäußert, und wo es anging, geltend gemacht. Wenn ich mir auf Ew. Hoheit Mitteilung ein Wort erlauben soll, so muß ich tief bedauern, daß der gescheiterte Vermählungsplan allzusehr Mittelpunkt Ihrer Gedanken geworden ist und Ew. Hoheit — ich hoffe nur momentan — die Freude an den höheren Pflichten und Aufgaben Ihres fürstlichen Berufs geraubt hat." —

„Pflichten? Aufgaben? Höhere sogar?" fragte der Herzog zurück. „Sie haben hier keine Landtags- und keine Stadtdeputation zu vertreten und ich weiß sehr wohl, wie Sie sonst über unsre Lage, unsre Zustände und die ganze hochherrliche Zeit, in die wir geschleudert worden sind, denken. Da es Ihnen so schwer fällt, Ihre innerste Gesinnung zu bekennen, so sage ich, Ihr Herzog, Ihnen: nichts elender in diesen Tagen als ein machtloser Fürst, unfähig, etwas zu tun und zu wollen und doch der frechsten Kritik des Pöbels preisgegeben. Weder wirken zu können, noch das Dasein nach eigener Weise zu genießen, mit gebundenen Händen abwarten zu müssen, wie lange der zerlöcherte hohle Boden unter uns noch halten und tragen will, inzwischen aber zwecklos die Tage abzuspinnen und sobald man sich einen Zweck setzt, erfahren zu müssen, daß der Atem dazu nicht ausreicht — das ist mein Schicksal, wenn wir alle üblichen Redensarten beiseite setzen!"

Herzog Bernhard warf sich auf den kleinen Lederdiwan und blickte jetzt eher zu Boden, als nach dem Präsidenten von Herther hin. Und doch sah dieser wiederum das zornige Funkeln in den blauen Augen — das er in der letzten Viertelstunde wahrgenommen hatte, wenn der Herzog des Königs Max und seiner gescheiterten Erwartung gedachte. Es blieb ihm nichts übrig als zu

antworten, obschon er sich dem Vertrauen, das der Herzog ihm erwies, gerne entzogen hätte:

„Hoheit sehen heute alles in so trübem Licht, wie ich es nicht ansehen kann. Es ziemt mir um so mehr zu sagen, daß Ew. Hoheit Ihr Leben in besserer Stunde freundlicher betrachten werden, als ich dabei ganz Forstenburg hinter mir weiß! Unser Land ist das beste Zeugnis, daß die Dinge nicht so schlimm stehen und Ew. Hoheit sich wenigstens der Pflicht, die Ihnen keine Freude gewährt, nie entzogen haben."

„Unser Land? Das Herzogtum Forstenburg?" fragte der Herzog, den Oberkörper wieder strack emporrichtend und mit einem noch viel geringschätzigeren Ausdruck in seinen Zügen, als der gewesen war, mit dem er der Prinzessin Stephanie gedacht hatte. „Wodurch unterscheidet sich das Herzogtum von einem gutverwalteten Kreis des großen Nachbarstaates, und was soll für mich Tröstliches darin liegen, daß ich mit meinen Ministern ein erträgliches Regierungskollegium darstelle?"

Was immer der Grund sein mochte, Herr von Herther merkte jetzt, daß der Herzog sich nicht bloß seinen Unmut von der Seele sprechen, sondern daß er Wahrheit haben wolle. Er erwiderte daher entschlossen und mit beinahe jugendlichem Feuer:

„Ich habe seither glauben müssen, daß Ew. Hoheit mit dem Gang der Dinge bei uns und mit der bescheidenen Rolle, die wir spielen, völlig im Einklang wären. Ist dies nicht der Fall, so hat der Fürst eines mäßigen Staates noch andre Mittel, sich höhere Genugtuung zu verschaffen."

„Gewiß den Karl August oder dergleichen agieren und dabei wie mein Vetter von Warburg von jedem

Narren über die unzeitgemäße Rolle verhöhnt werden," rief der Herzog. „Künstler und Dichter beschützen, das heißt füttern, die dem gepriesenen Mäcen auf der Stelle den Rücken wenden, sobald eine vollere Raufe winkt! — Bei Lebzeiten verlacht und am Ende unsterblich werden, wie der klassische Herzog von Weimar, der sich nach allem, was er getan, doch von jedem literatur-beflissenen Schulmeister dafür hudeln lassen muß, daß er einmal seine Maitresse davor geschützt hat, den Weimaranern die Jungfrau von Orleans vorspielen zu sollen! Nein, lieber Präsident, für dergleichen Rollen bin ich nicht gemacht, und auch Sie wissen recht wohl, daß diese außer der Zeit sind. Aber setzen Sie sich endlich und lassen Sie sich nicht stören, wenn mich wie vorhin meine Unruhe überkommt."

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich mich völlig anderer Überzeugung erkläre, und so wenig ich vom Treiben eines sogenannt genialen Hofes viel erwarten würde, so vermag doch ein gebildeter, kunstsinniger Fürst noch Stätten zu erhalten und aufzurichten, an denen die höchsten geistigen Aufgaben rein erfüllt werden können. Auch gibt es neben Kunst und Wissenschaft noch hundert Dinge, in denen ein kleiner Staat und sein Regent der deutschen Nation noch von Wichtigkeit sein — ja unentbehrlich werden könnten."

„Das glauben Sie doch selbst nicht, Herther!" entgegnete Herzog Bernhard. „Unentbehrlich? in einer Generation, in der jedem Lotterbuben das Recht verbrieft worden ist, uns ins Angesicht zu sagen, wie überflüssig wir sind! Kulturaufgaben! — bei denen wir nur die Unzulänglichkeit unsrer Mittel empfinden und jeden Tag den großstädtischen Hohn zu bestehen hätten, der es

nächstens unbegreiflich finden wird, wenn außerhalb Berlin und Hamburg überhaupt etwas gedeiht, als Kohlköpfe!"

Den Präsidenten begann trotz der südlichen Abendluft, die so warm und duftig durch die offene Balkontür hereinquoll, zu frösteln. Er wünschte um jeden Preis dies Gespräch abzubrechen, und doch sah er, daß der Herzog sich darin gefiel, immer leidenschaftlichern Groll zu offenbaren. So hielt er mit einer Äußerung nicht zurück, die unter andern Umständen und ohne daß er selbst gereizt war, nicht über seine Lippen gekommen wäre:

„Ew. Hoheit weihen mich heute in Anschauungen ein, von denen ich mir nichts träumen ließ. Ich erlaube mir die Bemerkung, daß ich unter diesen Umständen und bei dem geringen Genügen, das mein allergnädigster Herr an seinem hohen Beruf zu finden scheint, nicht recht verstehe, warum Ew. Hoheit so früh aus der Kaiserlichen Armee, in der Sie ruhmvoll dienten, ausgetreten sind."

„Vielleicht sollten Sie am besten wissen, Herr von Herther, warum mein Vater mich aus Mailand heimrief, und nie wieder verstattete, daß ich zu Radetzkys Heere zurückkehrte," sagte der Herzog mit blitzenden Augen. „Ich glaube, Sie waren es im Jahre 1850 vor allen, der im Kabinett meines Vaters die Anschauung vertrat, daß das Haus Forstenburg nicht reich genug sei, um die Oberst-Inhaberschaft eines Grenzerregiments tragen zu können."

„Ew. Hoheit wurden kurze Zeit später Souverän, und würden meinen Beirat schwerlich verlangt haben, wenn Ihnen die Fortsetzung der militärischen Laufbahn wünschenswert erschienen wäre," entgegnete der Präsident in merklich schärferem Ton als seither.

„Ereifern Sie sich nicht unnötig!" fiel der Herzog ein. „Sie müssen mir heute etwas zugute halten! Die

Aussicht als ewiger Generalmajor, unter bürgerlichen Schlachtenverlierern zu dienen, die um des Heils des Staates willen an die Spitze der Heere gestellt werden, erschien mir nicht lockend — noch ganz abgesehen von den Rücksichten, die ich auch nach Ihrer Meinung meinen teuren Untertanen schuldete. Es bleibt bei meinem ersten Ausspruch: nichts elender, als ein Dasein ohne Genuß und Macht, mit dem Schein beider!“

Der Kammerdiener öffnete die Tür, durch welche vorhin der Präsident eingetreten war. „Herr Kabinettsrat Lorberg, mit einem Rapport für Se. Hoheit.“

Der Privatsekretär des Fürsten trat ein, sein Blick streifte im Vorübergehen den Präsidenten. Er legte ein Blatt Papier auf das Tischchen in der Nähe des Herzogs nieder, und zog sich so geräuschlos zurück, wie er gekommen war. Ehe aber der alte Herr mit tiefer Verbeugung aus dem Zimmer trat, hatte der Herzog die wenigen Zeilen überflogen. Er zuckte die Achseln, knitterte das Papier zusammen, und war im Begriff, es auf den Teppich zu werfen, wo ein paar aufgerissene Briefkuverts, und zerrissene Briefe schon lagen, als er sich plötzlich eines andern besann, und das Blatt wieder entfaltend, es Herrn von Herther hinüberreichte.

„Man meldet mir, daß Ihre Hoheit sich auf ihre Art zu trösten beginne. Es soll hier im Hause ein Musiker wohnen, ein Herr Arsakoff, wenn mir recht ist, ein namhafter Virtuos. Die Prinzessin hat ihn bereits spielen hören, und sich nach ihm und seinen Umständen erkundigen lassen. Aber da haben Sie den ganzen Jammer — wenn wir uns nur mit Musik betäuben können, vergessen wir, was uns widerfahren ist, und — wer weiß es — noch manchesmal bevorstehen mag. Ich sollte viel-

leicht gegen jede Art Enthusiasmus Einspruch tun, ich bin indes schon froh, wenn die halb apathische, halb duldende Miene einer andern Platz macht. Haben Sie den Herrn Arsakoff vielleicht kennen gelernt?"

Herr von Herther hätte jetzt Gelegenheit gehabt, seiner Abneigung gegen den Halbitaliener, die er von der ersten Stunde des Begegnens an empfunden hatte, entschiedenen Ausdruck zu geben. Aber es dünkte ihm unwürdig, eine Antipathie geltend zu machen, für die er keinerlei tatsächlichen Grund kannte. Und daneben verstimmte ihn die persönliche Erfahrung, wie streng der Herzog jeden Schritt seiner Tochter überwachen ließ, innerlich und legte ihm den Wunsch nahe, allen weiteren Erörterungen aus dem Wege zu gehen. Er begnügte sich, die Frage des Herzogs zu bejahen und hinzuzufügen, er wisse von Herrn Arsakoff nichts, als daß er ein vorzüglicher Klavierspieler sei.

„Weiter will die Prinzessin nichts von ihm! Versuchen wir's also einmal mit diesem Menschen. In den Bädern von Bex, wohin wir auf Empfehlung Schardings zuerst gingen, war für kein Geld eine derartige Zerstreuung aufzutreiben, hier scheint sie uns ganz von selbst in die Hände zu laufen. Meinen erzwungenen Reisegenuß wird es vielleicht erhöhen, wenn meine Tochter wieder ein paar Stunden am Flügel verbringt. Und nun, Präsident, Sie wissen jetzt zur Genüge, daß ich reisen mußte — erraten Sie wohl auch, warum ich hierher gereist bin?"

Da war es heraus, das Wort, das Herr von Herther seit der ersten Anrede seines Fürsten erwartet, gefürchtet hatte. Und der Blick Herzog Bernhards ließ keinen Zweifel darüber, daß hinter der einfachen Frage eine Beziehung lag, die dem Präsidenten persönlich galt. Er

wünschte jetzt selbst nichts mehr hinzuzögern, und antwortete darum auf der Stelle:

„Ich könnte mir denken, daß Ew. Hoheit nicht nur von der Schönheit des Landes, sondern von Jugenderinnerungen angezogen werden!"

„Und Sie denken sich zugleich, daß dem steinernen Herzog Bernhard die Sentimentalität wunderlich zu Gesicht steht. Lassen Sie mich bekennen, daß ich einer unklaren Regung folge, da seit dem Abbruch der Beziehungen mit dem Hofe des Königs Max einmal alles ziemlich unklar um mich geworden ist. Ich will hier einigen Spuren aus meinen fröhlichen mailändischen Soldatentagen nachgehen und darum, Herther, war ich nicht wenig betroffen, als ich vorhin gerade Sie zuerst erblickte. Ich konnte mich des Verdachts nicht erwehren, daß man Ihnen eine Nachricht gegeben hätte —"

„Hoheit, nie war ein Verdacht ungerechter —" warf der Präsident ein, während der Herzog nach einem passenden Wort suchte, einen weitern Verdacht auszudrücken.

„Ich will es glauben," versetzte der Fürst, sich wiederum erhebend und auf und abgehend. Jetzt hatte Herther den Eindruck, daß sein Herr ihm nicht ins Gesicht zu sehen wünschte — daß er mit sich selbst rang, was und wieviel er sagen solle. Er stieß endlich hervor: „Kurz, Herther, ich habe einen Augenblick gemeint, daß Sie ein Interesse daran hätten, die Spuren zu verwischen, denen ich nachgehe. Sprechen wir offen miteinander. Ich weiß, daß Sie vor mehr als zwanzig Jahren von meinem Vater hierhergeschickt wurden, um meine mailändischen Angelegenheiten endgültig zu arrangieren, und daß — daß Sie auch — meine damaligen Beziehungen zu — Nina Peretti schließlich geordnet haben."

„Hoheit,“ sagte Herr von Herther, nun auch seinerseits von seinem Sessel aufstehend, um sich dem Herzog zu nähern.

„Nein — lassen Sie mich aussprechen! Sie können mir das Zeugnis nicht versagen, daß ich Ihnen über den Auftrag nie gezürnt, und Sie nie mit einem Wort behelligt habe. Wenn ich einen Sohn gehabt hätte, wäre ja der Fall leicht möglich gewesen, daß ich Ihre Dienste in ähnlicher Weise in Anspruch nehmen mußte. Und lange Zeit ist es mir nicht eingefallen, mehr als flüchtig an diese vergangenen Dinge zu denken, erst seit zwei, drei Jahren überkommt mich eine Empfindung, als ob ich mich nicht so ganz auf meinen Vater und Sie hätte verlassen sollen, namentlich was Nina — was Signorina Peretti anlangt!“

„Da Ew. Hoheit vollkommen über die Natur des Auftrags unterrichtet scheinen, den mir der hochselige Herzog Ludwig erteilt, so kennen Sie wohl auch den Bericht, den ich nach meiner Rückkehr von Mailand damals erstattet habe,“ entgegnete Herr von Herther. Er hatte seine ruhige Festigkeit, die er im Verlauf dieser eigentümlichen Unterredung ein paarmal vermißt hatte, vollständig wiedergewonnen. „Ew. Hoheit wissen demnach, daß seitens Ihres Herrn Vaters alles geschehen war, um das Mädchen für ihre Zukunft sicher zu stellen, Hoheit müssen den Brief vorgefunden haben, den ich von der Tänzerin — der jungen Dame — nach Forstenburg mitgebracht habe.“

„Gewiß habe ich alles gelesen, und mich lange genug dabei beruhigt,“ versetzte der Herzog, dessen Schritte sich beständig vergrößerten. „Ich weiß auch, wie Sie über die ganze Episode gedacht, und meinen Vater in seinen guten Vorsätzen für mich bestärkt haben. Weiß endlich,

daß Sie Nina nach Möglichkeit mild und freundlich begegnet sind, und nur, Ihrem Auftrage getreu, ihre Mutterhoffnungen ironisch behandelt haben."

„Hoheit verzeihen — hier war kein Auftrag, sondern eine persönliche Überzeugung. Ich habe damals vierzehn Tage lang die Signorina Nina täglich gesehen und mit allen ihren Umgebungen verkehrt, ihren Arzt befragt und mit ihrer vertrauten Kammerfrau, der alten Brigida, konferiert, ich muß auch jetzt noch sagen, wenn keine Täuschung beabsichtigt war, täuschte sich die Tänzerin selbst, und nahm vielleicht Wünsche für Hoffnungen."

„Gleichviel — gleichviel — es war schade um sie — sie war ein reizendes Geschöpf, eine kluge Person!" sprach der Herzog mehr vor sich hin, als zu dem Präsidenten. „Es gehörte damals Mut und Charakter dazu, die Geliebte eines österreichischen Offiziers zu sein, wenn dieser auch ein fremder Prinz war. Der weiße Uniformsrock war für alle Italienerinnen der Pelz eines Ogers, — aber Nina hatte den Mut und trotzte selbst dem Auspfeifen, was ihr sogleich bereitet ward, als sie einmal ein kleines Solo zu tanzen hatte. Es waren gute Abende mit ihr, bessere habe ich seitdem nicht gehabt! Und habsüchtig war sie auch nicht, ihr sorgtet in Forstenburg dafür, daß meine Kasse immer in so schlechten Umständen blieb, um die Kleine nicht glänzend stellen zu können. Sie zeigte sich uneigennützig, und mit der glorreichen Abfindungssumme, die Sie ihr im Namen meines Vaters gezahlt, wird sie bei ihrem Naturell, und ihrem Unbedacht nicht weit gekommen sein. Ich will auf alle Fälle zu erfahren suchen, was aus ihr geworden ist."

Herr von Herther schloß die schmalen Lippen noch fester, als es sonst seine Gewohnheit war, er erwiderte

kein Wort, aber auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er auch keinem Worte seines Fürsten zustimme. Im Grunde seiner Seele lebte jetzt nur eine Empfindung des Bedauerns, daß er je dem verstorbenen Herzog seine Hand zu einem Dienst geliehen, um den ihn freilich sein damaliger Landesherr beinahe flehentlich gebeten, der ihm aber doch jetzt seiner selbst unwürdig erschien. Der Herzog war inzwischen auf den Balkon getreten, er sah über den See, und den Zug bunter Wolken am Horizont hin, — man hätte sagen können, es sei ein träumerischer Ausdruck auf seinem Gesicht. Mehrere Minuten lang herrschte Schweigen — es kam Herther vor, als ob der Herzog seine Anwesenheit vergessen habe. Der Präsident trat so hart auf, als es der Teppich am Boden erlauben wollte, und nahm endlich das Wort:

„Darf ich mich als entlassen betrachten, Hoheit? Mir gestatten meinem allergnädigsten Herrn einen glücklichen Aufenthalt hier zu wünschen, und mich bis zum Wiedersehen in Forstenburg zu Gnaden zu empfehlen?“

Der Herzog, wenn er geträumt hatte, wachte rasch genug aus seinem Traume auf. Er kam auf Herrn von Herther zu, wieder mit dem ehernen Gesicht, das dieser so lange Jahre an ihm kannte und sagte:

„Wo wollen Sie hin, Präsident? — was fällt Ihnen bei? Ich wünsche auf alle Fälle, daß Sie einige Tage hier bleiben, und damit Sie mir jeden Verdacht zerstreuen, daß uns mehr als ein Zufall hier zusammengeführt, daß Sie keinen meiner Schritte kreuzen werden, sollen Sie selbst mich nach Mailand begleiten!“

„Ew. Hoheit haben zu befehlen!“ antwortete Herther mit unverhohlnem Mißmut. „Ich bitte gnädigst zu be-

rücksichtigen, daß meine Urlaubszeit für diese Reise gemessen ist, daß ich dieselbe vielleicht nie wiederholen kann. Für morgen hatte ich mit meiner Tochter und einem jungen Landsmann von uns, eine Fahrt nach den Inseln hinüber besprochen!"

„Ein Landsmann?" fragte der Herzog. „Noch mehr Forstenburger hier? Ein Reisebegleiter von Ihnen?"

„Nein, ein junger Architekt, Herr Erich Franken, dessen Bekanntschaft ich erst hier gemacht habe. Ich würde, sofern ich Ew. Hoheit nur irgend in der Stimmung gefunden hätte, selbst von dem jungen Künstler gesprochen haben, der, glaube ich, mit einem Landesstipendium eine Reise durch Italien macht, und es vielleicht als einen Glücksfall angesehen hätte, sich Ew. Hoheit hier vorstellen zu können."

„Erich Franken?! Ja so, das ist der junge Herr, den mir Exzellenz von Althen und der Herr Oberbürgermeister der Residenz für den neuen Theaterbau, bei dem ich nur zu einem Drittel zahlen und zu keinem Drittel mitsprechen darf, aufgedrungen haben. Er war Ingenieur an unserer Westbahn — Sie sehen, er ist mir nicht ganz fremd. Ich hoffe, daß er an den kleinen Machinationen keinen Anteil hat. Er hat ja wohl auf Grund einer Konkurrenz, in der er den ersten Preis gewann, den Auftrag erhalten? Er hat Landesstipendium? Sie sehen, Präsident, daß wir nach Ihren Wünschen Kunst und Geist mächtig fördern! Wenn Sie ihn für präsentabel erachten, so stellen Sie ihn vor. Machen Sie Ihre Fahrt nach Isola Bella, kommen Sie morgen um sieben Uhr mit Ihrem Schützling zum Diner. Eine Viertelstunde vorher führen Sie den Baumeister zu mir — Fräulein von Herther kann inzwischen der Prinzessin ihren Besuch machen. Nach

der Tafel morgen besprechen wir das Nähere wegen des Ausflugs nach Mailand. Guten Abend, Herther! Nichts für ungut und — auf Wiedersehen!"

Der Herzog reichte dem Präsidenten die Hand, nachdem er zuvor den Knopf einer Glocke auf dem Schreibtisch gedrückt. Beide Flügel der Tür taten sich auf und mit tiefer Verbeugung, aber ohne noch ein Wort zu sagen, verabschiedete sich Herr von Herther von seinem Fürsten. Er ging durch die Vorgemächer in einer Art von Betäubung, erst die Stimme des Kabinettsrat Lorberg brachte ihn wieder völlig zum Bewußtsein:

„Das war die längste Audienz, die Se. Hoheit seit fünf Jahren erteilt hat!" sagte der alte Privatsekretär mit einem sichtlichen Ausdruck des Staunens. „Haben Sie dem Herzog klar machen können, daß ich mit Ihnen in keiner Korrespondenz stehe?"

„Ich hoffe es, Herr Kabinettsrat!" versetzte Herr von Herther. „Ich werde Gelegenheit haben, Sie noch zu sprechen, Se. Hoheit legt gegen meine Abreise morgen Verwahrung ein. Für heute gute Nacht, es ist später geworden, als ich da drinnen gemerkt habe!"

Herr von Herther trat auf den großen Flur des Hotels und schlug den Weg nach seinem Zimmer ein, um den Anzug zu wechseln. Ein unbeschreibbares Gefühl, aus Trauer über die Eindrücke, die er im Zimmer des Herzogs empfangen hatte, aus Mißmut über sich selbst und einer unbehaglichen Spannung seltsam gemischt, hatte sich seiner bemächtigt, und er bedauerte in diesem Augenblicke lebhaft, ja leidenschaftlich, daß er nicht auf die erste Kunde von der bevorstehenden Ankunft des Herzogs Baveno verlassen habe.

Viertes Kapitel.

Wenige Stunden waren seit der Unterredung Herrn von Herthers mit dem Herzog und der Rückkehr der Barken aus dem See verflossen. Unter der Veranda des Hotels hatte sich, wie an den beiden Abenden zuvor, nach dem Diner eine Gruppe von Gästen zusammengefunden: der Präsident von Herther mit Felicitas, die Hofrätin Selden mit ihrer Tochter, der Bersaglierikapitän mit seiner Schwester, Erich Franken, und zu Herthers Mißvergnügen auch Camillo Arsakoff, der freilich längs der Veranda von einer der kleinen Gesellschaften zur andern ging, aber doch bei dieser am meisten verweilte. Das fröhliche helle Lachen, mit dem man vorhin aus den Barken gestiegen war, klang noch rings um die beiden kleinen Tische, um die man sich niedergelassen hatte. Selbst Felicitas, sonst nur zu sehr gewöhnt, auf die Stimmung ihres Vaters zu achten, schien in der ersten halben Stunde nicht wahrzunehmen, daß dieser nicht nur ernst, sondern ungewöhnlich schweigsam und fast düster unter der heiter plaudernden Gruppe saß. Als er ihr vorhin an den Stufen zur Terrasse entgegengekommen war, um ihr zu sagen, daß der Ausflug nach den borromeischen Inseln morgen stattfinden könne, daß aber ihr Aufenthalt hier sich verlängern werde, hatte sie ihm mit einem so freudigen Klang in der Stimme gedankt, daß er sie aufmerksam und fast betroffen anblicken mußte. Und als er sich dann zu dem jungen Baumeister gewandt und ihm die Einladung des Herzogs mitgeteilt hatte, war wieder ein froher dankender Ausdruck in Felicitas Zügen sichtbar geworden — Herr von Herther hatte nicht unterlassen können, seitdem von Zeit zu Zeit den Austausch von Blicken und Worten

zwischen seinem Kinde und Erich Franken zu belauschen. Wenn er auch nichts wahrnahm, als was er immer gesehen: das offne Wohlgefallen der jugendlichen Naturen aneinander und ein unbefangnes Glückseligkeitsgefühl über den verbrachten und den kommenden Tag — ihm dünkte es genug, um Besorgnis zu empfinden. Droben in den Zimmern des Herzogs, aus deren langen Reihen jetzt schon Lichter glänzten, hatte er heute wieder erfahren, aus wie dürftigen kaum sichtbaren Wurzeln alles Unheil des Lebens erwuchs — nichts war gleichgültig und zufällig, am wenigsten eine gute Stunde außerhalb der gewohnten Verhältnisse.

Und doch war der Präsident zu frisch empfänglich und zu gerecht, um sich den Eindruck dieser Stunde zu verschließen. Die Abendstille umher, der Duft aus den Gärten, und der Schein der farbigen Lampen im Grün wirkten besänftigend auf die Unruhe in seiner Seele. Es war jetzt völlig dunkel, nur am fernsten westlichen Seeufer überglänzte noch ein purpurner Widerschein den Himmel, und spiegelte sich als matt rötlicher Streif in der Seeflut. Die Fischerinsel und die weiter hinausliegenden Eilande waren nur als Lichtpunkte fast wie zitternde Irrlichter über dem Wasser erkennbar, — der kühle Hauch, der sich vom See erhob, und das rasche Aufblitzen zahlloser Gestirne, verhießen einen schönen Morgen. Der Septemberabend glich hier völlig einem selten schönen Juliabend daheim, und blieb doch traumhaft-fremdartig, er hauchte auch Herther die Lust ein, seine beständige Sorge hinter sich zu werfen. Der Präsident sah den jungen Landsmann heiter, jugendlich-hoffnungsvoll und dabei verriet doch mehr als eine Wendung des Gesprächs, daß Erich den Ernst des Lebens vollauf kannte, und ihm

offenbar mutig entgegentrat. Wider Willen fühlte sich der ältere Mann von dem jüngern angezogen, der mit so kräftigem Schritt, und so klarem Blick, einen in Herthers Augen dunkel gefährlichen Weg betreten hatte und doch in bescheidener Sicherheit gar kein Aufhebens davon machte. Über dem eifrigen Austausch seiner römischen Erinnerungen mit den Erwartungen und Arbeitsplänen des jungen Künstlers, vergaß Herr von Herther beinahe die Stunden, die er im Kabinett des Herzogs durchlebt hatte, und den Gedanken an die Tage, die er auf Wunsch seines Fürsten noch hier verbleiben sollte.

Felicitas lauschte mit frohglänzenden Augen dem Gespräch zwischen ihrem Vater und Erich Franken. Die Reise, und namentlich deren letzte Tage, hatten dem jungen Mädchen, das der Mutter früh beraubt worden war, erst enthüllt, wie trüb verstimmt, ja selbstquälerisch die Lebensanschauung ihres hochgebildeten, und überall das Beste wollenden Vaters im Grunde sei. Daheim in Forstenburg, in den gewohnten Verhältnissen, war Felicitas sich einer andern Empfindung, und eines andern Urteils, als die ihres Vaters kaum bewußt geworden. Und auch jetzt vergaß sie mit aller Leichtigkeit der Jugend rasch wieder, wie oft sie auf dieser Reise der Gegensatz ihrer Wünsche und jugendlichen Empfindungen und der ihres Vaters bedrückt hatte. Sie empfand nach ihrer Meinung nur das Wohlgefühl, wie gut sich der Vater mit dem wackern Landsmann doch noch verstand, wenn ein paar bedenkliche Klippen vermieden wurden. Unmerklich waren die drei in jene geheime Absonderung geraten, die mitten in der belebtesten Gesellschaft stattfinden kann. Der italienische Offizier und seine Schwester, die ihrerseits nur mit dem Musiker sprachen und scherzten, würden dies wohl kaum

bemerkt haben. Aber die muntere, in unerschütterlicher Sicherheit ihrer Auffassung der Dinge dahinlebende Wienerin duldete weder Absonderung noch geheime Sympathien.

„Verzeihens, Herr Präsident,“ sagte sie laut lachend, „aber wir haben jetzt wirklich genug gehört von der Kuppel der Peterskirche, und den römischen Palazzi! Sie und Ihr Töchterchen und der Herr von Franken da, sitzen wahrhaftig beisammen wie eine einzige Familie! Na, es gibt schon schlimmere Schwiegersöhne, wie den Herrn Architekten, seins aber doch froh, daß Sie keine Familie sind — Jesus Maria, was müßte das für eine Langeweile geben! Immer von Kuppeln und Dächern, von Säulen und Simsen zu sprechen — während Sie uns noch kein Sterbenswörtel gesagt haben von Ihrem Herzog, den Sie doch gesprochen haben!“

Bei der Naivität der Frau Selden war Erich über sein ganzes offnes Gesicht dunkel errötet, und Felicitas sah mit einem Ausdruck von Furcht ihren Vater an. Herr von Herther aber bewahrte in diesem Augenblick seinen völligen Gleichmut, er lächelte sogar und entgegnete:

„Ich würde doch fürchten, gnädige Frau, Ihre Wünsche nicht ganz erfüllen zu können. Denn Sie wollen pikante Neuigkeiten, die ich nicht zu geben habe, ich versichere Ihnen, daß der Herzog über sehr alte und für Sie gar uninteressante Dinge gesprochen hat.“

„Glaub's schon, glaub's schon, daß der Herr nicht gerade über das Neueste an seinem Hofe mit Ihnen plauschen wollen!“ rief die Wienerin. „Die Zeitungen sind ja voll davon, daß Ihre Prinzessin sich mit dem König Max vermählen sollte und daß der König, nachdem er sie gesehen, darauf bestanden hat, daß die Geschichte wieder

ausgefädelt werden müßte. Sie scheint ja ein liebes Mädchen, aber übelnehmen kann ich's dem König doch auch nicht — ein so dürftiges Figürchen und ein bleiches Gesicht, als ob sie keinen gesunden Blutstropfen im ganzen Leibe hätte! Wer mag gern davon reden, wenn einem was quer geht. Indes ich dachte, Sie hätten nebenher von guten Freunden, die mit dem Herzog gekommen sind, manches erfahren können? — Sie glauben nicht, was für interessante Dinge der Meinige zuzeiten von der Hofkanzlei mit heimbringt."

„Ich versichere Ihnen nochmals, daß ich nicht das mindeste, ja kaum das weiß, was die Zeitungen zu wissen vorgeben," versetzte der Präsident höflich, aber mit einem Ton, aus dem die weltkluge Frau die bestimmte Ablehnung heraushörte. Herther würde unter allen Umständen auf ein Gespräch dieser Art nicht gern eingegangen sein, am wenigsten hier, fast unter den Fenstern des Herzogs, und jetzt, wo er in dem Gesicht Camillo Arsakoffs ein rasches, gleichsam aufblitzendes Interesse an dem Gegenstand des Gesprächs wahrnahm. Er versuchte daher mit einer raschen Frage an Fräulein Florentine Selden, die Tochter der Hofrätin, auf ein anderes Thema zu kommen:

„Sie haben bei dem plötzlichen Umsturz heute Ihre Wohnung räumen müssen? Haben Sie gleich gute Zimmer wieder erhalten?"

„Ich glaube, daß wir zufrieden sein werden," antwortete Fräulein Selden. „Wir wohnen jetzt gerade über Ihrem Herzog, dem ich also in seinen Träumen erscheinen kann."

„Das ist eine freundliche Aussicht für den alten Fürsten," mischte sich Camillo Arsakoff mit einer leichten Verbeugung gegen die junge Dame in das Gespräch.

„Sie würden dann gut tun, die Stirn des Herzogs ein wenig zu entrunzeln, er sieht wie ein stolzer und strenger Herr aus. Eigentlich lieb ich solche Gesichter, zumal bei den Deutschen, wo man sie selten sieht. Der Herzog ist sicher in seinem Forstenburg nicht populär?"

„Wir haben keine Ursache über ihn zu klagen, Signor Camillo," fiel Erich rasch ein. Er nahm den Ausdruck der Gereiztheit in den Zügen des Präsidenten wahr und wollte jedem unliebsamen Wort zuvorkommen. „Der Herzog führt im ganzen ein so zurückgezogenes Dasein, daß seinen Untertanen ein Urteil über ihn kaum zusteht. Er war Soldat, leidenschaftlicher Soldat und entbehrt wahrscheinlich mit Schmerzen jede kriegerische Betätigung. Die Jagd scheint doch nur schwacher Ersatz für die Spannung und den Reiz von Feldzügen."

Herr von Herther war seinem jungen Landsmann im Grunde dankbar für sein Eingreifen und Ablenken. Doch konnte er sich nicht versagen noch hinzuzufügen:

„Unsre Zeit hat eine wunderlich scharfe Kritik für ihre Fürsten. Eine Welt, die selbst jedes Ideals entbehrt, stellt an die Regierenden die höchsten Forderungen und mißt jeden Gebietenden mit Maßstäben, denen unter den Messenden keiner gewachsen ist."

„Sie haben diese Ihre Ansicht schon ein paarmal geäußert," erwiderte der Musiker, und seine großen schönen Augen richteten sich herausfordernd auf den ältern Mann. „Sie scheinen gar nicht zu glauben, daß irgendwer andrer Ansicht sein könne. Was heißt Ihnen Ideal, warum erscheint Ihnen unsre Zeit so heillos und alles Edlen bar? Ich habe den Eindruck, daß das Jahrhundert große gewaltige Ideale hat, man muß sie nur sehen und teilen können!"

„Ein Künstler würde freilich schlecht gedeihen, wenn er den Glauben hieran aufgeben sollte," sagte Herr von Herther höflich und ruhiger, als er sich selbst zugetraut hätte. „Dennoch — und wenn ich auch gern zugestehe, daß sich ein Rest oder vielleicht besser ein Schein von Idealen in gewisse Kunstbestrebungen und Kunstübungen geflüchtet hat, so ändert das am Charakter der Zeit nichts, ja bringt uns bestenfalls den Mangel noch schärfer zum Bewußtsein!"

„Das leugne ich eben ganz und gar," versetzte Herr Camillo und stieß den Dampf seiner Zigarette vor sich hin, als ob er ein Spottlied pfiffe. „Den kümmerlichen Rest alter Gefühle und Vorstellungen in gewissen verblaßten Kunstleistungen gebe ich Ihnen gerne preis — der ist für mich, für uns alle noch weniger Ideal als für Sie. Aber ich fühle, daß diese Zeit ihre Ideale hat und bin glücklich im Gedanken, mich eins mit ihnen zu wissen."

„Sie machen mich neugierig," sagte Herr von Herther — nur seine Tochter hörte heraus, welche Ironie in den wenigen Worten lag.

„Ich hoffe nicht, Sie zu überzeugen," fuhr der Musiker lebhaft fort. „Nein, wer einmal an den alten Idealen hängt, wer Bedürfnisse hat, die nur von ihnen befriedigt werden können, der glaubt nicht an die neuen! Eine Zeit hat für ihr ganzes Dasein das Bedürfnis nach Glaubenszuversicht und religiöser Weihe gehabt, eine andre hat sich ein Leben ohne Gemüt, ohne innre Harmonie, ohne Träume von Sympathie, ja ohne fortgesetzte Lüge, als ob ein Glück aus dem Bewußtsein quölle, sich gut und edel und rein zu fühlen, nicht vorstellen können. Das erfüllt auch ihre Kunst und darum dünkt uns diese Kunst so neckisch antiquiert, und so schal und würzelos

zugleich. Damit können wir nicht leben und sollen es nicht! Das Ideal unsrer Zeit ist für jeden einzelnen wie für die Millionen ein rasch bewegtes, freies, großes Dasein — von keiner Schranke als der des Augenblicks gehemmt, die man im nächsten überspringen mag. Es ist nicht wahr, daß unser Geschlecht lediglich Genuß sucht und kennt — selbst der rasche Genuß hilft ja nur das Ideal, das tausendfach unbewußte, dieser Tage erfüllen. Das Leben währt kurz, darum ist's besser, wenn es verbraust, statt zu versiegen, darum will der Mensch, dem die Binde von den Augen gefallen ist, daß es frei, groß, bewegt und wenn's sein kann, schön verlaufe. Darum steht jeder auf sich, um im freien Spiel seiner Kräfte nicht gehemmt zu sein. Ich kann nicht finden, daß eine solche Zeit ohne Ideale sei. Kommen nur wenige denselben nahe — so ist das wohl ein Geschick, was sie mit den Idealisten früherer Tage gemeinsam haben!"

Es war merkwürdig still in dem kleinen Kreise geworden, Männer und Frauen schauten mit verhaltnem Atem, Spannung in allen Zügen, nach Camillo Arsakoff, dessen funkelnde Augen und dessen halb verächtlich in den Nacken zurückgeworfener Kopf ihm das Ansehen eines Streiters gaben. Herr von Herther hatte anfänglich nur halben Ohrs gelauscht und war dann sichtlich aufmerksamer geworden. Während der Musiker hastig ein Glas des schäumenden Astiweins, den er im silbernen Kühler vor sich stehen hatte, ausschlürfte, erwiderte der Präsident mit ernstem Nachdruck:

„Wir würden uns allerdings nie verständigen. Was Ihnen als Ideal unsrer Zeit erscheint, von dem Sie selbst noch Gewinn hoffen, gilt mir als die niedrigste Ichsucht, der wüste Kampf aller gegen alle!"

„Wo dem einen die Öde starrt, schimmern dem andern tausend Blüten," rief Arsakoff. „Kampf aller gegen alle war Menschenlos, solange die Erde kreist. Unser Los ist, daß wir's wissen und doch das Leben schön und begehrenswert finden. Wir leben auf unsre eignen Bedingungen und schaffen auch auf diese. Wer heute dem Geist nachahmt, der unsern Tasso und Ihren Beethoven beseelt, würde wenig Beifall erwerben, und mich dünkt mit Recht. Es sind andre Dinge und andre Töne, die die Menschen von heut' ergreifen und ihre Sinne laben — wer das am frühesten begriffen hat, wird am weitesten kommen. Doch ich wollte gar nicht von mir sprechen, es mag sein, daß ich selbst aus Trägheit und leidiger Gewohnheit viel mehr am Alten hänge, als verstattet ist. Ich wollte nur sagen, daß das Ideal unsrer Zeit so gut sei, wie das einer voraufgegangenen."

Die Antwort des Präsidenten wartete Signor Camillo nicht ab. Er hatte schon um sich gesehen und wahrgenommen, daß die Spannung allmählich und nicht nur auf Herrn von Herthers Gesicht in den Ausdruck unverhohlener Mißbilligung überging. Frau Selden und ihre Tochter hatten dem Sprecher freilich ein- oder zweimal zugenickt, der Bersagliere und seine Schwester verstanden nicht genug deutsch, um irgend eine Meinung äußern zu können. Aber der Präsident und seine Tochter, und neben ihnen Erich Franken, waren offenbar von Arsakoffs Worten peinlich berührt, und der junge Baumeister schien bereits eine leidenschaftliche Erwiderung auf den Lippen zu haben und Herrn von Herther zuvorkommen zu wollen. Indes erhob sich der Musiker unerwartet und fügte seinem letzten Ausruf mit gleichmütigem Ton hinzu:

„Ich muß die Herrschaften bitten, mich für eine

Viertelstunde zu entschuldigen, dort ist eben die Gräfin Platoff, meine hohe Gönnerin, aus dem Hause getreten; ich eile, sie zu begrüßen! Machen Sie kein so zürnendes Gesicht, Herr Baumeister. Ich räume Ihnen zum voraus ein, daß Sie bei Ihrem Tun nicht alles, was alt und wie Sie's nennen bewährt ist, als Gerümpel über Bord werfen müssen — den Menschen von heut', wenn Sie ihnen im Innern des Hauses üppigen Komfort und ein gewisses Etwas schaffen, das ihre Genußphantasie erregt, ist alles, was Ihnen sonst wichtig dünkt, recht herzlich gleichgültig. Mit uns, lieber Freund, ist das etwas anders! Bei uns wollen sie ihre Träume gedeutet haben, wollen ihr Blut wogen fühlen und haben einen wundersamen Instinkt, ob wir das vermögen oder nicht."

Er schritt mit elegantem Gruß und stolz erhobenem Haupt unter der Veranda hin und nach deren entgegengesetztem Ende. Nur Frau Selden folgte ihm mit bewundernden Blicken und sagte vergnügt:

„Ein prächtiger Mensch, mit viel Schick! Er spricht fast so gut wie er spielt — selbst wenn man sich nichts Rechtes dabei denken kann, klingt es doch immer brillant!"

„Ich hätte ihm wohl etwas zu erwidern gehabt," rief Erich, der über das ganze Gesicht erglüht war. „Es ist nicht fein von dem Herrn, uns seine absonderlichen Meinungen ins Antlitz zu werfen und dann jeder weitern Erörterung auszuweichen. Man darf freilich annehmen, daß in dem, was Herr Arsakoff vorträgt, ein hübscher Nachklang aus Gesellschaftsgesprächen und allerhand russischer Lektüre mitspricht — aber auch so bleibt es schlimm, daß ein Künstler dergleichen nachreden mag. —"

„Und warum soll es nicht seine volle Überzeugung, warum nicht die Wahrheit sein?" fragte Herr von Herther,

mit jenem bittern Lächeln und der grämlichen Falte auf der Stirn, die sich zuzeiten in sein Gesicht stahlen. „Mich dünkt, er hat genau die Rolle bezeichnet, die die Kunst in unsrem Leben noch spielt: Dienerin aller Lüste und Launen! Er ahnt nur nicht, daß er damit sich und seinesgleichen das Urteil spricht."

Auf Erichs Gesicht verlor sich die Röte nicht — und Felicitas, die dem jungen Mann nahe genug saß, nahm ein Zucken um seine Lippen wahr, das sie veranlaßte, zuerst einen bittenden Blick auf ihn zu richten und dann auszurufen:

„Herr Arsakoff soll uns den einzig schönen Abend nicht verderben. Wenn er sich so für sein wundervolles Spiel bezahlt macht, wollen wir ihn lieber gar nicht mehr hören. Und nun, Frau Hofrat, Fräulein Florentine, Signora Bianca, helfen Sie mir die Herren zur Ordnung bringen. Die Luft war nie köstlicher und milder als jetzt, und doch liegt Streit in der Luft! — Schon auf dem See fehlte wenig, daß Signor Camillo und der Herr Baumeister hier sich über die besten Barken und die besten Segel gestritten hätten, wovon keiner der Herren das mindeste versteht."

Erich hatte auf der Stelle den besorgten Wunsch des Mädchens verstanden, keinen Mißton zwischen ihrem Vater und ihm aufkommen zu lassen. Von ihrer Teilnahme glücklich überrascht, eilte er, seine Entgegnung in ein leichtes Scherzwort an die Damen zu verwandeln. Aber Felicitas hatte bei ihrer unschuldigen List ihren Vater nicht in Anschlag gebracht, über den die Vorstellungen, die Signor Camillo so trotzig angeregt, eine unwiderstehliche Macht ausübten. Herr von Herther machte eine ungeduldige Bewegung gegen seine Tochter, um anzudeuten,

daß er nicht unterbrochen zu sein wünsche, und fuhr dann zu Erich gewandt fort:

„Nein, nein, mein junger Freund, wie sehr Ihre Illusion und die jugendliche Eigenliebe sich dagegen sträuben mögen, es ist eine entgötterte Welt, in der wir leben; Herr Arsakoff spricht mit frevelndem Leichtsinn eine Tatsache aus, unter deren Gewicht wir Andersdenkenden erdrückt werden. Wo glänzt noch ein Licht, das kein Irrwisch wäre, wo gibt es Lebenskreise, Institutionen und Zustände, die den einzelnen, der aufrecht und wacker bleiben will, schützten? Wo ist nur eine Hoffnung, aus kleinen Anfängen etwas erwachsen zu sehen, was uns endlich wieder das Gefühl der reinen Sicherheit, der freudigen Tätigkeit gäbe?"

„Verzeihung, Herr Präsident," entgegnete Erich. „Sie sind so viel lebenserfahrener als ich, daß mir ein Widerspruch schlecht zu Gesicht steht. Aber mir scheint, daß keine noch so guten Einrichtungen und Schutzwehren der Welt verbürgen könnten, was sie braucht: den innern Sinn, der uns erhebt und aufrecht hält, der uns nicht rasten läßt, bis wir mit unserm Gewissen im Einklang sind. Es mag heute schwerer geworden sein, diesen Sinn zu bewahren oder geltend zu machen — aber unmöglich darf es keinem dünken, der nicht am Leben und seiner Zukunft verzweifeln will. Ich hoffe —"

„Lieber Herr Franken, bewahren Sie sich jede Hoffnung!" rief der Präsident dem jungen Sprecher ins Wort. „Es würde unrecht sein, Ihnen alles zu sagen, was in mir gegen Ihre jugendliche Zuversicht spricht, und ich darf Ihnen nicht einmal verübeln, wenn Sie mich für einen mürrischen, schwarzsehenden und eigensinnigen Gesellen ansehen. Ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie

niemals erfahren, wie ohnmächtig der Beste im Strome des Lebens kämpft, ohne eine Welle, die ihn trägt. Aber Felicitas hat recht — dies ist kein Gespräch unter diesem Himmel und an diesem Abend. Komm, mein Kind — wir wollen noch einen Gang über die Terrasse machen — und dabei das Gelübde ablegen, daß wir morgen alle Fragen und Dinge beiseite lassen werden, die über die seligen Inseln da drüben hinausliegen."

Er hatte sich erhoben, gab seiner Tochter den Arm und verließ die Veranda mit einer Begrüßung der Zurückbleibenden, die es zweifelhaft machte, ob er wiederkehren werde oder nicht. Die Wienerin bezwang sich kaum, das Paar einige Schritte hinweggehen zu lassen, dann sagte sie halb entrüstet:

„Jesus Maria — sind aber der Herr Präsident ein reizbarer Herr! Wenn der Herr Arsakoff dort, der so eifrig der Gräfin Platoff den Hof macht, jetzt wüßte, wie sein harmloses Geplausch unser Beisammensein gestört hat — ich glaub', er hielt uns alle für Faschingsnarren. Nehmen Sie sich in acht, Herr Baumeister, und sehens dem Fräulein von Herther nicht zu tief in die grauen Augen — das ist eine gefährliche Familie, in der's allweg Sturm und Wetter setzt."

Erich erwiderte ein so gleichgültiges Wort, daß Frau Selden wohl merkte, er habe den Sinn ihrer Warnung gar nicht verstanden. Seine Augen waren den hinweggehenden Landsleuten gefolgt, aber da ihm keine Aufforderung zuteil ward, sie wie sonst zu begleiten, zwang er sich, auf seinem Platze auszuharren. Jedesmal, wenn sich die Auf- und Abgehenden näherten, lauschte er schärfer — es war ihm, als strebe Felicitas zu ihrem verlassenen Sitze zurück. Und wenn sich dann die Schritte wieder

entfernten und er die Herrn von Herthers auf der obern Stufe der Treppe klingen hörte, die zum Seeufer hinabführte, überkam ihn die wunderlich phantastische Vorstellung, als schreite ihm ein Glück entgegen und werde ihm wiederum genommen, sein Blick suchte umsonst den beiden Gestalten im Dunkel zu folgen und traf hier nur auf die Gruppen dichter Gebüsche und dort auf die bunten Lichter der Veranda und die plaudernden oder still träumenden Menschen unter ihr, die minder befangen als er den Abend genossen. Wie eine Erlösung dünkte es dem von widerstreitenden Empfindungen Bewegten, als Herr von Herther plötzlich und unerwartet wieder herzutrat und ihm nach einem freundlichen Wort: „Auf morgen sieben Uhr also!“ den Gutenachtgruß bot. Fräulein Felicitas stand dabei hinter ihrem Vater — ihr ‚Gutenacht‘ war seltsam gepreßt und schüchtern — und doch wollte es Erich bedünken, als klinge es weicher, teilnehmender als an den Abenden zuvor. Bis zum Eingang des Hotels sah er Vater und Tochter nach — dann erhob auch er sich, um mit den Gedanken allein zu sein, die der Tag, und vor allem die letzte Stunde in ihm erweckt hatten.

Fünftes Kapitel.

Herr von Herther und seine Tochter hatten ihre nebeneinanderliegenden Zimmer im zweiten Geschoß des großen Hotels erreicht, und die Lichter in beiden Zimmern waren angezündet. Felicitas wollte sich mit einem Kuß und einem herzlichen Wort von ihrem Vater verabschieden — der Präsident aber hielt sie zurück. Er hatte vorhin bei dem

Gespräch unter der Veranda und dann während des stummen Ganges über die Gartenterrasse zu deutlich empfunden, daß Felicitas von seiner Erregung und der besonderen Bitterkeit seiner Aussprache schmerzlich berührt worden sei und jetzt nur aus kindlicher Ehrfurcht schweige. Er küßte sie auf die Stirn und sagte liebevoll: „Bleibe noch einen Augenblick bei mir, mein Kind, ich bin dir heute mehr als einmal recht fremd erschienen?“ Felicitas schüttelte nur den Kopf, blieb aber stumm, und Herr von Herther fuhr dringend fort: „Also nicht fremd — Felicitas — aber doch heftig, grundlos düster? — nicht wahr, etwas Ähnliches hast du vorhin gedacht?“

Das junge Mädchen schwieg noch einige Augenblicke, dann lehnte sie ihren Kopf an die Schulter des Vaters und flüsterte ihm ins Ohr:

„Mir war's, als hättest du heute einen besonderen Kummer beim Herzog gehabt, oder die alten Erinnerungen, die dich so oft quälen und dir jede Lebensfreude rauben, wären wieder einmal aufgestört worden.“

„Nicht durch den Herzog!“ entgegnete Herther rasch. „Weit eher durch die jungen Männer — auch durch deinen besondern Günstling, Felicitas — den Baumeister Franken. Ich erschrecke, wenn ich einen Menschen, wie er zu sein scheint, so unbekümmert um rechts und links ins Leben hineinschreiten sehe. Er vertraut arglos seiner Kraft und ahnt nicht, welche Lasten uns Dinge auferlegen können, an denen wir keinen Teil haben und die doch unser Leben bestimmen!“

Ein Ausdruck düstern Unmuts umschattete die Züge des ernsten Mannes. Felicitas wußte selbst nicht, wie ihr der Gedanke kam, daß es ihrem Vater heute wohltun werde, ihr sein Herz zu erschließen. Schon vielemal hatte

sie die Frage auf den Lippen gehabt und eben so oft wieder zurückgedrängt, die sie jetzt zögernd an ihn richtete:

„Du hast manchesmal davon gesprochen, daß Erlebnisse deiner, unsrer Familie dich frühzeitig trüb gestimmt haben. Darf ich nicht wissen, was es eigentlich ist, das dich immer wieder wie mit dunkler Gewalt überkommt? Ich muß denken, lieber Papa, daß es doch ein Unrecht sei, sich selbst mit Dingen zu quälen, an denen wir keine Schuld tragen, und ich bin sicher, ganz sicher, daß mein Vater nichts, gar nichts zu den schlimmen Erinnerungen beigetragen hat, die in unserm Hause wie Schatten umgehen und uns jetzt nicht einmal das kurze Reiseglück gönnen wollen."

Sie umschlang ihren Vater fester — er blickte ihr überrascht in die feuchten Augen, löste sich sanft aus ihrer Umarmung, führte sie zu einem Sessel, und rückte sich dann selbst einen solchen neben ihren Sitz.

„Du scheinst leider bereits mehr zu wissen, als ich ahnte. Ich sage leider — weil ich daraus entnehme, wie die alten, scheinbar vergessenen Dinge im stillen weitergetragen werden, wie sie immer und immer wieder emportauchen! Aber auch ich halte die Stunde für gekommen, wo ich dir im Zusammenhang und ganz wahr und klar erzählen muß, was du von andern doch endlich hören würdest. Ich habe heut' mehr als einmal gedacht, daß es gut sein würde, du wüßtest, was hinter uns liegt, was wir nach allem uns selbst schuldig sind und warum ich mit einer Sorge, die dir oft zu peinlich und ängstlich scheint, jeden Schritt, den wir tun, und jede Beziehung zu Menschen, die wir anknüpfen, überwache. Du wirst billiger gegen mich sein, Felicitas, aber freilich nicht froher für dich! Denn soviel weißt du immerhin schon, daß es

nicht heitre Erinnerungen sind, die ich dir mitzuteilen habe. Sie sollten wahrlich auch an einem andern Orte erzählt werden, als hier. Aber es wird Zeit für dich, sie auch in deiner Seele zu tragen, und zudem hoffe ich, daß die Bilder der Reise dir rasch genug ein glückliches Gleichgewicht zurückgeben sollen, wenn dich das Schicksal unsres Hauses erschüttert.

„Du weißt, mein Kind, daß unsre Vorfahren Kaufleute waren, die im sechzehnten Jahrhundert von Emden nach Bremen gewandert sind, und dann Jahrhunderte dort gesessen haben. Sie waren niemals ein besonders reiches und stattliches, aber jederzeit ein hochgeachtetes Patriziergeschlecht. Und während viele andre größere Häuser rasch auf- und noch rascher abblühten, wußte man in dem unsren weniger als in andren Familien von verlornen Söhnen und armen Vettern, nichts von Töchtern, deren Kinder unter die geringen Bürger herabgestiegen wären! Ich glaube nicht, daß unsre wackern Vorfahren besondre Sorge darum getragen haben, aber ein gesunder entschlossener Sinn, eine glückliche Ader, die sich auf beinahe alle Familienglieder vererbte, halfen dazu! Und die nüchterne strenge Weise des Lebens in diesen alten Handelsstädten, die Lust am großen Erwerb, der Ehrgeiz, ein geachtetes Haus zu gründen oder zu behaupten, waren so allgemein, daß der einzelne sich darein finden und fügen mußte! Es war ein beschränktes Dasein, in dem gar vieles fehlte, was uns jetzt unentbehrlich dünkt, Felicitas: aber die Hauptsache, Gedeihen und Tüchtigkeit der Familie fehlte nicht und der alte Weg hätte nie verlassen werden sollen.

„Die Herthers waren bis in die Zeiten vor der französischen Revolution zahlreich in Bremen, noch mein

Urgroßvater hatte mehrere Brüder, die alle unverheiratet und kinderlos starben. So geschah es, daß sich in einer Hand ein sehr großes Vermögen sammelte, und mein Großvater für einen der reichsten Männer der eben reich werdenden Stadt galt, und sowohl durch seine Mittel als durch die seltne Energie seines Wesens auch einer der geachtetsten war. Ich habe ihn selbst nicht mehr erblickt, aber aus den Erinnerungen und Erzählungen meines Vaters steht er lebendig vor mir. Er war einer der ersten Kaufleute, der einige Jahre in der neuen Welt zubrachte und dort wichtige Verbindungen für sein Geschäft knüpfte, er hatte nachmals bei der Expedition des preußischen Heeres nach Holland im Jahre 1787 mit seltener Umsicht und bedeutendem Gewinn große Lieferungen übernommen, er gab der alten Firma einen neuen Glanz. Dennoch war er ein anderer als die tüchtigen und trefflichen Männer seiner Familie vor ihm. Es war ein unruhiger, neuernder Sinn in ihm, er hatte das gefährliche Geschenk der Phantasie erhalten, brausende Lebensgeister und einen Trotz, der sich gern gegen das Herkömmliche setzte. Er vertraute lediglich dem eignen Willen und dem eignen Gefühl, er brachte aus Brasilien eine junge Frau zurück, mit der er sich ohne Wissen seines Vaters in Bahia vermählt hatte, und wenn ihm dieser, von der Schönheit und der reichen Mitgift der holden Frau Ines entwaffnet, den unerhörten tadelnswerten Schritt allzuleicht verzieh, so entschwand diese neue Weise, eine Verbindung zu schließen, nicht sobald aus dem Gedächtnis der Mitbürger Wilhelm von Herthers. Sie achteten mit jener Aufmerksamkeit, die ein leises Mißtrauen einschließt, auf die weitern Schritte des jungen Handelsherrn. Diese Schritte waren allerdings kühn, aber sicher und erfolgreich, es

lebten eine Frische, ein Schwung in ihm, die ganz einzig waren, ich habe als Knabe alte Leute meiner Vaterstadt mit Lust und begeisterter Erinnerung von dem Aufstreben, der Tätigkeit und dem Handelsglück meines Großvaters erzählen hören. Und dabei war Herr Wilhelm kein strenger Geschäftsmann im alten Sinn; zuzeiten schien es, als ob er mehr seiner schönen brasilianischen Frau, seinen Reisen und Liebhabereien lebe, als seinen großen Unternehmungen! Seine Gärten, seine Kupferstichsammlungen waren weithin berühmt, freigebig unterstützte er Entdeckungsreisen, beschäftigte Künstler und verkehrte mehr mit Gelehrten, mit Militärs und Seeleuten, als alle seine Standesgenossen. Aber, da ihm alles gedieh und gelang, da seine Einsicht, sein kräftiges Wort der Stadt in schweren Zeiten nützlich wurden, so gewöhnte man sich, ein paar Ausnahmen abgerechnet, auch hieran, und bewunderte zuerst den steten Erfolg und zuletzt sogar den trotzigen, selbstherrlichen Willen, der keine Schranke zu kennen schien, als die er sich selbst setzte. Es war die Krankheit der Zeit, an der auch er litt, er glaubte mit beinahe all seinen bedeutenden Zeitgenossen, daß der Mensch unabhängig von Verhältnissen, Umgebungen und Meinungen der andern, die man Vorurteile schalt, sei und sein sollte! Er war so ganz erfüllt von dieser Überzeugung, so glücklich in dem Leben, das er sich gewonnen und geschaffen hatte, daß er auch die beiden Söhne, die ihm Frau Ines schenkte, zu Männern gleich sich zu erziehen beschloß.

„Die beiden Söhne waren mein Vater Wilhelm und mein Onkel Franz, Felicitas! Sie hatten einen vorzüglichen Erzieher, einen talentreichen, noch jungen Gelehrten, nachmals als Universitätslehrer berühmt, der von der

Bildung, der Begeisterung und der Humanität der Zeit erfüllt, ein Gegner aller sogenannten Vorurteile, aller Verstandesdürre, ein frischer, lebensfreudiger, vielseitiger Mensch war. Er gewann hauptsächlich auf den jüngern Bruder Einfluß, und Onkel Franz schloß sich ihm mit allem Feuer der Jugend und seines Wesens an. Unter der Leitung dieses Lehrers erwarb er reiches Wissen und entsprach völlig den Wünschen meines Großvaters, der beide Söhne zu Erben seines großen Geschäfts bestimmt hatte, aber ihre kaufmännische Laufbahn erst nach erfolgter allgemeiner Ausbildung beginnen lassen wollte. Für meinen Vater war der glänzende Lehrer nicht von Segen. Von Natur minder regen Geistes als sein jüngerer Bruder, ohne Sinn für den poetischen Schwung, den Geist des Lehrers, ohne Neigung für die Studien, die dieser förderte, nur mit einem geduldigen Fleiß und einem guten Auge für das nächst Nützliche begabt, erregte mein Vater bald den Widerwillen des Lehrers, bald den Spott des befähigten Bruders. Auch der Großvater zeigte ihm mehr und mehr, daß er mit der Weise des ältern Sohnes unzufrieden sei, und übertrug alle Neigung und beinahe alle Hoffnung auf den jüngern! Daß dies meinen Vater selbst in den Kinderjahren schmerzte, hörte ich aus seinem eignen Munde, es schmerzte ihn um so tiefer, als er auch bei seiner Mutter keine wärmere Teilnahme fand. Frau Ines, die kaum die deutsche Sprache erlernt hatte, verstand von der Erziehung ihrer beiden Söhne, den Plänen und Absichten ihres Gemahls und der Weise des Lehrers nichts. Aber sie vermißte an meinem Vater das leidenschaftliche Feuer, die bewegliche Lebendigkeit, die äußere Anmut, die die Südländerin hoch anschlug und die Onkel Franz gleichfalls von frühester Jugend an besaß. Auch in späterer

Zeit änderten sich die Verhältnisse nicht. Als der Erzieher aus dem Hause geschieden war, die Söhne in das Geschäft des Vaters eintraten, machte sich die Verschiedenheit ihrer Naturen und Neigungen immer schärfer geltend. Die Unternehmungen des Großvaters waren außerordentlich umfassend, nicht eigentlich gewagt, aber beinahe immer auf die genaueste Kenntnis fremder Verhältnisse, einen raschen Überblick und schnellen Entschluß berechnet. Meinem Vater schien dies alles zu gespannt, zu wenig sicher, er fand die Forderungen, denen Onkel Franz leicht genügte, für sich zu hoch, er sah, daß andere blühende Geschäfte auf einfacherer Unterlage ruhten. Die Verbindungen der Firma, zumal die überseeischen, waren außerordentlich zahlreich, die jahrelangen Reisen, die ausgebreitete Personenkenntnis des Großvaters erleichterten diesen Verkehr. Auch die Söhne sollten reisen, wurden zunächst nach England, dann nach Amerika gesendet. Aber während Onkel Franz von Ort zu Ort eilte, in einigen großen Häusern kurze Monate als Volontär verblieb, dann aber seine Reisen noch weiter ausdehnte, erklärte mein Vater Wilhelm schon von London aus, daß er für diese Weise Kenntnisse zu sammeln und kaufmännischen Blick zu erwerben, nicht geschaffen sei. Er bat, an einer Stelle weilen zu dürfen, mit einem Geschäft der Firma voll betraut zu werden, für das er dann gern die Verantwortlichkeit tragen wolle. Seine Wünsche wurden erfüllt, der Großvater ließ ihn überhaupt von hier an nach seiner Art gewähren, aber es war mehr und mehr, als ob eine wirkliche Entfremdung zwischen beide getreten sei. Als die Söhne nach dem plötzlichen Tode ihrer Mutter heimkehrten, mein Vater aus Halifax in Neuschottland, wo er die letzten beiden Jahre verweilt, Onkel Franz aber aus Brasilien, wo er

die Verwandten der Mutter besucht und die alten Beziehungen des Großvaters erneuert hatte, war ihr Empfang wohl im ersten Augenblick und unter der frischen Wirkung des Schmerzes ein gleicher, aber kurz nachher offenbarte sich die eigentliche Gesinnung des Großvaters. Er überwies dem ältern Bruder ein mäßiges Kapital und die Getreidegeschäfte der Firma zu selbständiger Führung, während der jüngere Bruder als sein Stellvertreter die übrigen, weit bedeutenderen Unternehmungen zu leiten hatte. Nicht nur mein Vater, sondern jedermann in Bremen war über die auffällige Bevorzugung des jüngern Sohnes erstaunt und entrüstet. Man hatte sich wohl daran gewöhnt, Herrn Wilhelm von Herther seine eignen Wege gehen zu sehen, fand aber dies Verfahren um so unbilliger, da alle, die beide Brüder kannten, meinen Vater als Kaufmann viel höher stellten, ihm und seiner Tüchtigkeit unbegrenztes Vertrauen schenkten, dessen sich Onkel Franz nicht berühmen konnte. Das allgemeine Urteil der Einsichtigen wollte in dem jüngern Bruder die bedenklichen Eigenschaften und Neigungen des Vaters, ohne dessen große Vorzüge erkennen. Vielleicht urteilte man zu hart und zu rasch, jedenfalls aber forderte der Großvater, indem er gegen alle Überlieferungen seiner Kreise verstieß, dies Urteil selbst heraus.

„Auch Onkel Franz tat nichts, um es zu mildern und umzustimmen. Der Tod von Frau Ines und die Heimkehr beider Brüder war im Sommer des Jahres 1806 erfolgt, zu einer Zeit, in der schweres Unheil über ganz Deutschland und die Vaterstadt hereinbrach. Der Besetzung durch französische Truppen folgte das Dekret Napoleons, das die Kontinentalsperre anordnete und den Handel beinahe vernichtete, auf dem Fuße. Jahre des

Leidens und des Drucks, die für jeden fühlbar wurden, schlichen dahin.

„Während mein Vater seinen Teil des Geschäfts, der ihm bald zu eigner Vertretung und eignem Gewinn als selbständige Firma ganz abgetreten wurde, mit klugem Sinn wenigstens aufrecht erhielt und durch rastlose Tätigkeit mäßigen Gewinn erzielte, ruhte sein jüngerer Bruder scheinbar gänzlich. Der Großvater hatte sich bald nach dem Tode von Frau Ines und dem Eintritt der neuen Weltverhältnisse vom Geschäft zurückgezogen, er lebte einsam in seinen Gärten und schied selbst aus dem Senat der Stadt, da er deren völle Einverleibung in das französische Reich lange voraussah. Onkel Franz saß inzwischen in dem alten Kontor, welches im Grunde nur zum Schein bestand. Vergebens bot ihm mein Vater in brüderlicher Freundschaft mehr als einmal die Beteiligung an seinen Geschäften an. Der Onkel lehnte sie fort und fort ab — niemand begriff, wie der alte Herr so gelassen den gänzlichen Stillstand, die müßige Ruhe, die ganze Weise des Onkels zu ertragen vermochte. Es schien, als ob der schwere Ernst der Zeiten ohne allen Eindruck auf den letztern bleibe. Zwar war es bekannt, daß er, wie in allen so auch in den politischen Dingen leidenschaftlich, die fremden Dränger haßte, zwar wußte man, daß das Auge der französischen Behörden wachsam auf ihm ruhte! Aber im übrigen lebte er so frisch, so unbekümmert dahin, als wären die Zeiten glänzend, als fielen ihm goldne Früchte großer Tätigkeit in den Schoß, als genüge er durch ein reiches Genußleben seinen Pflichten auf das vollständigste. War ihm die Gunst, die gute Meinung seiner Mitbürger niemals entgegengekommen, so gewann er sie noch weniger durch dies Verhalten, durch die ruhige

freundliche Gleichgültigkeit, die er den Warnungen des Bruders, dem tausendfältigen Tadel, der ihm nicht immer verborgen blieb, entgegensetzte. Und leider waren auch Onkel Franz' häusliche Verhältnisse derart, das Mißtrauen und Mißbehagen gegen ihn fortwährend wach zu erhalten.

„Mein Vater wie sein jüngerer Bruder hatten sich beide beinahe gleichzeitig, etwa ein Jahr nach ihrer Rückkehr und ihrer völligen Niederlassung in der Vaterstadt, verheiratet. Mein Vater wählte die Tochter einer kleineren, aber achtbaren und alten Kaufmannsfamilie zur Frau — deine Großmutter, Felicitas, die du leider nicht gekannt hast! — und hatte dabei keinen Widerstand seines Vaters, sondern nur einen gewissen Kaltsinn zu überwinden.

„‚Du heiratest mir mit Marianne zu viele Vettern und Basen, Wilhelm!‘ war alles, was er über die Gründe dieses Kaltsinns erfuhr. Im übrigen hatten weder er noch seine junge Gattin Ursache, über den alten Herrn zu klagen, er begann sogar häufiger das Haus meines Vaters zu besuchen. Er mochte, trotz seiner Abneigung gegen die allerdings zahlreichen weiblichen Verwandten meiner Mutter, die er durch seine gemessene Höflichkeit fast immer verscheuchte, um so lieber ins Haus kommen, als dasjenige seines Lieblingssohnes keine Freude, kein Behagen gewähren konnte.

„Onkel Franz heiratete in erster Ehe die jüngste Tochter eines Gymnasiallehrers, den er noch durch seinen Erzieher kennen gelernt, der ein bedeutender Philolog gewesen sein soll, aber bei zahlreicher Familie und nicht sehr geordneten Verhältnissen in ziemlich bedrückter Lage dahinlebte. Die Tochter, die er, in altrömischen Erinnerungen befangen, Kornelia getauft hatte, zählte zur Zeit, als Onkel Franz aus Brasilien zurückkehrte, sie kennen

lernte und alsbald eine leidenschaftliche Neigung für sie faßte und an den Tag legte, kaum siebzehn Jahre. Einer Römerin glich sie nicht, aber alle, die sie gekannt haben, selbst mein Vater, versicherte nach langen Jahren, daß sie in der Tat das schönste Mädchen der Stadt gewesen sei, eine schlanke reizende Blondine mit einem lieblichen Gesicht, mit tiefblauen Augen, von einer bezwingenden natürlichen Anmut, die aus aller Beschränktheit und Enge, ja Dürftigkeit ihrer Umgebung siegreich hervortrat. Dennoch erregte diese Neigung des Onkels und sein Entschluß, die schöne Kornelia in das alte Hertherſche Haus einzuführen, großen Anstoß. Man mißtraute eben dem Kaufmann, der in so drückend schwerer Zeit nur seine Leidenschaft zu Rate zog, der sein Haus ohne jede Rücksicht auf sein Geschäft und seine Zukunft gründete, — man mißgönnte der reizenden jungen Frau ihr Glück keineswegs, sah aber voraus, daß sie keinerlei günstigen Einfluß auf ihren Gatten gewinnen werde. Die Ehe des Onkels dauerte viel zu kurz, um alle solche Vorhersagungen zu widerlegen oder zu bestätigen. Sicher war, daß nach der Heirat mit Kornelia seine Leidenschaft eher wuchs, als abnahm, daß es den Anschein gewann, als widme er seiner jungen Gattin beinahe alle Zeit, als sei er noch weniger tätig wie zuvor.

„Zwei Jahre vergingen ihm indes allem Anschein nach in ungetrübtem Glücke, im dritten raffte ein jäher Tod, ein hitziges Fieber, die schöne junge Frau hinweg, ohne daß sie dem untröstlichen Gatten Kinder zurückließ. Onkel Franz war tiefgebeugt, der alte Herr, welchem sich Kornelia mit dankbarer Zärtlichkeit angeschlossen hatte, trauerte kaum weniger als sein Sohn. — Doch trat kurz nach dem Tode Kornelias eine merkwürdige Wandlung

in dem Verhältnis beider Brüder ein. Sei es, daß in seinem Schmerze ein Bedürfnis erwachte, sich anzuschließen, sei es, daß er nach Verlauf des Jahres den Entschluß faßte, durch Tätigkeit und strengere Pflichterfüllung als seither seine Trauer zu überwinden, — genug, Franz von Herther begann häufiger mit meinem Vater zu verkehren, er nahm selbst an einigen Geschäften teil, deren mäßiger Gewinn seine einzige Einnahme in dieser Zeit zu bilden schien. Auch jetzt war er noch weit entfernt, sich der strengen Weise seines ältern Bruders zu bequemen, umsonst riet ihm dieser, von allen größern Reisen zurzeit abzusehen. Sie konnten voraussichtlich keinen geschäftlichen Nutzen bringen, sie verschlangen große Summen. Trotzdem ließ sich Onkel Franz nicht abhalten, jährlich mehrere Monate zu reisen und schützte dabei vorzugsweise Verbindungen vor, die er in Holland noch zu haben behauptete. Er fand für alle Launen seines leidenschaftlichen Wesens wie immer den besten Verbündeten am Großvater, der mit der Unbeweglichkeit meines Vaters und der ängstlichen Sorge, in der dieser sein Haus und seine wachsende Familie kaum auf Tage verlassen mochte, nie einverstanden war.

In der Zeit seines nähern Verkehrs mit dem ältern Bruder verheiratete sich Onkel Franz im Jahre 1810 zum zweiten Male. Er schloß diesmal eine Verbindung, die jedermann als verständig und glückverheißend ansehen mußte. Er heiratete die Tochter eines reichen, hochgeachteten, in Bremen niedergelassenen, englischen Kaufmanns, des Herrn Andrew Robinson, und ich glaube, daß es hauptsächlich der Einfluß meines Vaters war, der ihn zu dieser zweiten Ehe bestimmte. Der ältere Bruder hatte dabei nichts als des Wohl des jüngern im Auge

gehabt, es schmerzte ihn, denselben einsam, im verödeten Hause zu wissen, und überdies hatte er nach den flüchtigen, unzulänglichen Einblicken, die ihm der Onkel in seine Geschäftsverhältnisse vergönnte, die Überzeugung gewonnen, daß dem Bruder die reiche Mitgift der zweiten Frau mehr als willkommen sein werde, daß er bei der Fortdauer des geschäftlichen Stillstandes, dem Aufwand für das Hauswesen des Großvaters und die eignen hochgespannten Ansprüche, über kurz oder lang in ernste, ja in schwere Verlegenheiten geraten müsse. Mein Vater hoffte, daß der vereinigte Einfluß des Herrn Robinson, der neuen Gattin und seiner eignen brüderlichen Freundschaft, eine völlige Wandlung der Sinnes- und Lebensweise des Onkels herbeiführen werde. Leider aber wurde die vielverheißende, mit so inniger Freude begrüßte Verbindung eine durchaus unglückliche. Schon nach wenig Monaten war es kein Geheimnis mehr, daß zwischen dem Onkel und Frau Mary eine innerliche Entfremdung waltete, die bald zum offnen Zerwürfnis wuchs. Der Onkel vermißte bei seiner zweiten Frau alle Wärme der Empfindung, und schalt sie kalt, eisig, teilnahmslos bei menschlichem Wohl und Weh. Er forderte von ihr die jugendfrische Anmut, die Hingabe an seine Wünsche und Neigungen, die er bei seiner unvergeßlichen Kornelia gefunden hatte, er ward in seinem unbefriedigten Verlangen, seiner ungestillten Sehnsucht reizbar, heftig, ungerecht gegen die zweite Gattin. Frau Mary, die das Bewußtsein hatte, alle ihre Pflichten gegen den Gemahl streng zu erfüllen, und nicht zu verstehen, kaum zu ahnen vermochte, was er bei ihr so schmerzlich entbehrte, führte bittre Klage über sein launisches Wesen, seine Heftigkeit, seine Ironie gegen alle feststehenden Einrichtungen gut

bürgerlicher Existenz. Die Entfremdung wuchs trotz allen Zuspruchs von seiten meines Vaters und meiner Mutter. Der alte Herr lehnte es ab, seine väterliche Autorität geltend zu machen, ja vielleicht schürte er selbst, ohne eine Ahnung des schweren Unheils, das er über sich und das Hertherſche Haus brachte, die törichte, stets wachsende Abneigung, die Onkel Franz gegen seine zweite Frau empfand. Von Monat zu Monat ward das Mißverhältnis trauriger, es war nicht viel über ein Jahr nach der Trauung verflossen, als der nur seiner Willkür nachlebende Mann ein Wort sprach, das in der Familie Herther noch nie erklungen war und nie hätte erklingen dürfen! Er dachte an eine Ehescheidung, und in seiner Leidenschaft tat er die ersten unwiderruflichen Schritte zu diesem Äußersten, indem er das Haus seiner Frau verließ, und sich in die Gartenwohnung des Großvaters zurückzog. Er tat dies ohne seinen Bruder, ohne irgend einen Freund zu Rate zu ziehen, ohne jede Rücksicht auf die Vernichtung seines Rufes, die schwere Gefährdung seines Kredits, die daraus hervorgehen mußten!

„Daß dieser Schlag vor allen meine Eltern hart und schwer traf, daß mein Vater alles aufbot, um ihn abzuwenden und die Scheidung zu hindern, brauche ich dir kaum zu sagen. Er wendete sich mit flehentlichen Beschwörungen an den Onkel selbst, an die Schwägerin und deren Vater. So schwerbeleidigt Frau Mary war, so setzte sie doch den drängenden Bitten des treuen Bruders kein entschiedenes Nein entgegen. Um so starrsinniger zeigte sich dafür Onkel Franz. Er erwiderte auf alle Mahnungen an die Ehre des Hauses, an seine eigene Ehre, an seinen Vorteil und seine Zukunft, er könne mit dieser Frau nicht leben, seine Selbstachtung stehe ihm

höher als die Achtung der Welt, das Leben sei ihm zu wertvoll, um es mit einer Lüge fortzuführen, er fühle den tiefsten Widerwillen gegen die Gemütsart, die Herzenskälte Marys, er wolle sie davor bewahren, daß sein Widerwille in Haß umschlage, und er sei bereit, ihr jeden möglichen, äußern Vorteil zu gewähren. Und als der ältere Bruder in seiner Erregung durchblicken ließ, daß die Rückgabe des Vermögens von Frau Mary nach allem, was er wisse, ja auch eine Katastrophe für die Firma herbeiführen müsse, lächelte er beinahe spöttisch zu den Darlegungen des Besorgten und verweigerte ihm dennoch jede klare Auskunft und Mitteilung. Verzweifelnd wendete sich mein Vater jetzt an den Großvater, beschwor ihn, die Schmach zu hindern, die durch den Schritt seines jüngern Sohnes der Familienehre drohe, bewies ihm an hundert Beispielen, daß eine Ehescheidung jederzeit den Ruf dessen gefährde, der zu ihr schreite, und einen lange nachwirkenden Makel hervorbringe, er forderte geradezu, daß der Großvater dem Beginnen Einhalt tun solle, und sprach, nicht um den Onkel anzuklagen, nur um einen Eindruck hervorzubringen, seine dunklen Befürchtungen und Sorgen über die Lage des Onkels und damit auch des Hauses, offen aus. Alle seine Bemühungen und Beschwörungen waren fruchtlos. Der alte Herr zeigte auch diesmal, daß seine Sinnesrichtung, seine Lebensanschauungen völlig mit denen des jüngern Sohnes zusammenklangen, er entgegnete den drängenden Vorstellungen, daß in solchen Angelegenheiten der Mensch nur die eigne Empfindung, die eigene Einsicht, nicht die der Familie zu Rate ziehen könne. Er habe nie begriffen, wie Franz zur Heirat mit Miß Robinson gelangt sei, und er müsse zwar bedauern, daß die Verbindung jemals stattgefunden habe, aber doch

seinem Sohne nur Glück wünschen, wenn er männliche Kraft und Mut und Ehre genug besitze, um so unerträgliche Fesseln nicht länger zu tragen. Die Vermögensangelegenheit sei lediglich zwischen ihm und seinem Stellvertreter in der Firma zu ordnen, und er hoffe, daß die Angelegenheiten meines Vaters so gut, ja so glänzend stünden, als die seinen.

„Auf das tiefste verletzt, dabei von den letzten Äußerungen des Großvaters betroffen, die er nur einer blinden Vertrauensseligkeit zuschreiben konnte, da er wußte, daß die Ehrenhaftigkeit und der Stolz des alten Herrn jeden Schein, jede Täuschung ausschlossen, — zog sich mein Vater zurück, und ließ die traurige Angelegenheit ihren Gang nehmen. Man war damals noch unendlich leichtfertiger und rascher in Ehetrennungsangelegenheiten, als es heute der Fall ist: die Behauptung unüberwindlicher Abneigung galt für einen Beweis und so kam Onkel Franz bald zu seinem Ziel.

„Die öffentliche Meinung wandte sich zum zweiten Male stärker und gewichtiger als bei seiner ersten Heirat gegen ihn, der Kreis seiner Freunde und Umgangsgenossen verkleinerte sich sichtlich, und der Name von Herther, der sonst nur bei rühmlichem Anlaß und überhaupt selten genannt worden war, wich nicht mehr von den Lippen aller müßigen Schwätzer und Spötter der Stadt. Mein Vater litt um so schwerer darunter, als er, nachdem es bis zur Trennung gediehen war, das Gefühl hatte, daß sie noch keineswegs das Äußerste, das Letzte sei.

„Die Furcht vor einem neuen Unheil verließ ihn, wie gesagt, nicht mehr, freilich war er weit entfernt, zu ahnen, welche entsetzliche Gestalt dies Unheil tragen werde.

„Über allem, was ich dir erzählt habe, mein Kind,

war der Anfang des Jahres 1812 herbeigekommen. Ganz Deutschland begann sich in diesen Monaten mit den Truppenmassen zu erfüllen, die Napoleon zu seinem Feldzug nach Rußland aufbot, — auch in unsrer Vaterstadt rückte Regiment um Regiment ein und vermehrte die schon seit Jahren gewöhnten Einquartierungslasten. Das Gartengut vor den Toren, das der Großvater und Onkel Franz jetzt gemeinsam bewohnten, erhielt stets einen oder zwei Offiziere und eine beträchtliche Zahl von Mannschaften, und so sehr der alte Herr und sein Sohn die französische Herrschaft haßten, so waren sie doch natürlich weit davon entfernt, den einzelnen ihre Abneigungen entgelten zu lassen, sie bewirteten diese vielmehr reich und zuvorkommend, ja meinen Vater wollte es bedünken, als ob seit dem Scheidungsprozeß seines jüngern Bruders, seit dem sich die Zahl der Besucher des Gartens mehr und mehr gelichtet hatte, die Gesellschaft durchmarschierender Offiziere, wenn es nicht geradezu französische waren, besonders willkommen sei. Die ersten Monate des Jahres 1812 vergingen im steten Wechsel der flüchtigen und ungebetenen bunten Gäste. Von Anfang April aber bis zu den ersten Maitagen blieb das dritte Schweizerregiment in napoleonischen Diensten in Bremen, und auf dem Gartengute des Großvaters wurden der Kapitän Franz von Salis, ein Leutnant Hardegger und unter andern Soldaten der Diener des Kapitäns, Kaspar Flori von Lenz, einquartiert.

„Die beiden Offiziere hatten ihre Wohnung in dem Landhaus meines Großvaters selbst, der Diener des Kapitäns aber, jener Graubündner, wohnte in dem Häuschen des Gärtners, was sich am Haupttor der ganzen Besitzung befand, die übrigen Soldaten lagen in dem sogenannten Wirtschaftshofe, einigen Häusern und Ställen,

die seitwärts der Gärten erbaut worden waren. Diese Einrichtung ward während der Wochen ihres Aufenthaltes nicht verändert. Die sämtlichen Soldaten, mit Ausnahme Kaspar Floris, der seinen Kapitän und den Leutnant Hardegger bediente, lernten das Wohnhaus selbst und die vom Großvater und Onkel Franz bewohnten Räumen nicht näher kennen. Um so besser ward der Graubündner damit vertraut.

„Von der ersten Zeit ihres Aufenthalts an verkehrte der Onkel in auffälliger Weise mit den beiden Schweizer Offizieren. Man sah sie gemeinsame Spazierritte sowie Bootfahrten auf der Weser unternehmen, das Mittagsmahl auf der Villa des Großvaters verlängerte sich Tag um Tag, oft bis zum Abend, und durch einen der alten Diener erfuhr mein Vater, daß es dabei um so ungezwungener, lebendiger, fröhlicher zugehe, als die beiden Offiziere aus der Abneigung gegen ihren Kriegsherrn kein Hehl machten und oft genug mit ihren Wirten auf den Untergang des Kaisers anklangen. Sie mochten wenig ahnen, daß ihrer aller Untergang mit dem des Gewaltigen verknüpft war, obschon sie das Leben im Hertherschen Hause in so raschen, vollen Zügen genossen, wie es eben Soldaten vor einem blutigen Feldzug zu tun pflegen. Was bei ihnen zu begreifen, zu entschuldigen war, mußte bei Franz von Herther schwer entrüsten. Es war, als wolle der Onkel aller Welt zeigen, daß ihm die Trennung von der ungeliebten Frau neue Jugend, frischen Lebensmut zurückgegeben habe. In vielen Kreisen erwartete man nichts andres, als daß er bald zu einer dritten Ehe schreiten werde. Dazwischen aber gingen dumpfe Gerüchte von Mund zu Mund. Man flüsterte einander zu, daß Herr Franz mit allem, was er jetzt tue, nur seine Ver-

zweiflung übertäube, daß der Bankrott der Firma demnächst bevorstehe. Von wo diese Gerüchte ihren Ausgang nahmen, vermochte mein Vater, den sie tief erschütterten, nicht in Erfahrung zu bringen. Er widersprach ihnen nach Pflicht und Kräften, aber das Vorgefühl einer Katastrophe, das ihn schon seit Monaten nicht verlassen hatte, lastete schwer auf ihm. Er sah und sprach den jüngern Bruder in dieser Zeit beinahe gar nicht, er vermochte ihm nicht zu vergeben, daß der unangetastete Name, die makellose Ehre der Familie durch ihn verloren waren. Gegen den Großvater, der noch immer von Zeit zu Zeit in unser Haus kam, beobachtete er Schweigen — wenn ihn etwas daran zweifeln ließ, daß der Sturz des Onkels bevorstehe, so war es nur die ruhige Heiterkeit des stattlichen Greises.

„In der zweiten Maiwoche verließ das dritte Schweizerregiment Bremen und seine Quartiere. Der Großvater besuchte am Morgen nach dem Abschied seiner militärischen Gäste und dem Abmarsch des Regiments meine Eltern, — er war heiter, freundlich, behaglich, gesprächig wie immer. Onkel Franz hatte es sich nicht nehmen lassen, die beiden Offiziere bis zum ersten Rastort ihres Bataillons zu geleiten, der Großvater erzählte dies mit fröhlichem Gesicht, mit heller Stimme und guter Laune! Mein Vater hörte den Bericht des Großvaters ohne ein Wort an, was hätte es frommen sollen, dem alten Herrn zu sagen, daß in der Stadt das Gerücht von der Ankunft eines holländischen Agenten ging, der große Wechsel des Onkels zu präsentieren und einzukassieren habe, und daß mein Vater mit jedermann erwartete, Onkel Franz werde seinen Verpflichtungen diesmal nicht genügen können!

„Am Mittag ging der noch immer rüstige alte Herr

aus unserm Hause hinweg, das er nie wieder betreten sollte. In der folgenden Nacht wurden meine Eltern durch wiederholtes Pochen und lautes durchdringendes Rufen aus ihrer Ruhe emporgescheucht. Sie unterschieden bald die Stimme des Onkels Franz und die Worte: „Öffne — um Gotteswillen — und mach' rasch — der Vater!" Mein Vater stürzte aus dem Zimmer, um drunten von seinem bleichen, bebenden Bruder Franz, dessen Stimme hohl und heiser klang, mit der Schreckenskunde empfangen zu werden, daß der Vater auf seinem Landgute ermordet liege. —

„Es war kein Zweifel an der entsetzlichen Tatsache möglich. Der lebensfreudige gute Greis war mitten in seinem grünen Frieden, mitten im Haus, in seinem Schlafzimmer meuchlerisch überfallen und mit einer Schnur erdrosselt worden! Er konnte kaum aus dem Schlafe erwacht sein, keinen Widerstand geleistet haben! Noch in der schweren schmerzlichen Betäubung dieser Nacht, noch ehe die Behörden herzugerufen waren, sprach Onkel Franz den Verdacht aus, daß die militärischen Gäste, die am Morgen das Haus verlassen hatten, an dem furchtbaren Verbrechen teil haben möchten! Den herzueilenden Magistratspersonen, den Dienern des Hauses, meinem Vater selbst schien kein Raubmord vorzuliegen. Uhr, Kette, jedes Kleinod des alten Herrn, seine Börse, die zahlreichen Kostbarkeiten seines Schlafzimmers fanden sich unberührt, — nirgends schienen sich Lücken zu zeigen, aber Onkel Franz, noch immer fassungslos in seinem Schmerz, hatte heftig seinen ersten Ausspruch wiederholt und die Zweifelnden zu einem leerstehenden kleinen Wandschrank geführt, dessen Tür allerdings gewaltsam geöffnet war. Er hatte hinzugefügt, daß er bestimmt wisse, sein Vater habe seit Jahren

an dieser Stelle eine Barsumme von mehr als zwölftausend Talern in englischem Gold aufbewahrt! Diese Summe war verschwunden. Und gleichzeitig brachten es eifrig nach allen Seiten hin angestellte Nachforschungen beinahe zur Gewißheit, daß der Schweizersoldat Kaspar Flori, eben jener Diener der beiden Offiziere, der am Morgen mit ihnen und seinem Regiment das Haus verlassen hatte, gegen Abend in der Nähe der Gärten gesehen worden sei.

„Ich erzähle dir eben nur, Felicitas, was ich nach Jahren erfuhr und erfahren mußte. Onkel Franz hatte vom ersten Morgen nach der entsetzlichen Nacht an darauf bestanden, in Begleitung von Gerichtspersonen dem Schweizerregiment, das auf seinem langsamen Marsche nicht zu weit gelangt sein konnte, nachzueilen. Man wußte sein Drängen hinzuhalten, ihn durch Aussagen und Erörterungen über eine Woche in der Vaterstadt zu fesseln. Allerdings wurde unter Mitteilung aller Verdachtsgründe von seiten der Mairie und der Gerichte an die Militärbehörden requiriert, die Verhaftung und Auslieferung des Kaspar Flori gefordert. Aber es ist kein Zweifel, daß die persönliche Intervention eines Mannes, der Anteil an dem dunkeln Ereignis nahm, mehr gefördert hätte, ganz andre Wirkung gehabt haben müßte, als das Senden von Briefen und Botschaften, die in der ungeheuren Wirrnis des Vormarsches der großen Armee durch Deutschland immer und überall zu spät eintrafen. Und doch war es leider nicht unnatürlich, daß man dem Bruder meines Vaters, dem Sohne des Ermordeten, die Abreise versagte und ihm, ohne Aufsehen zu erregen, stillschweigend Hindernisse in den Weg legte! —

„Laß mich kurz in diesen peinlich schweren, traurigen

Erinnerungen sein, mein Kind! In den ersten Tagen nach dem Mord, als die Kunde des großen Raubes, der zu gleicher Zeit an dem alten Herrn verübt worden war, durch die Vaterstadt lief, verzogen sich die Lippen gar vieler alter Geschäftsmänner zu bitterm Lächeln, gar viele finstere und spöttische Blicke flogen dem Onkel nach, indes mein Vater nur teilnehmenden und mitleidigen begegnete. Man flüsterte sich zu, daß die angeblich geraubte Summe wohl der unvermeidlichen Zahlungseinstellung zum Vorwand dienen solle, man sprach es geradezu aus, daß Herr Franz von Herther vom schweren Unglück seiner Familie Nutzen zu ziehen hoffe. Aber nach wenigen Tagen schlug in denselben Kreisen, wo diese Reden gefallen waren, die Stimmung merkwürdig um. Dunkle Gerüchte, daß ein Testament des Großvaters beim Gericht deponiert sei, in dem der ältere Bruder zugunsten des jüngern schwer benachteiligt werde, gingen umher, man vernahm, daß der holländische Agent mit voller Deckung seiner Forderungen abgereist sei, man sah sich überrascht und zweifelhaft an und erkannte allerdings, daß die pekuniären Verhältnisse des Onkels nicht entfernt so zerrüttet, so haltlos sein konnten, als man sie bisher geglaubt hatte. Aber seltsam: die Mienen wollten sich dabei nicht aufhellen, die Teilnahme für den ungerecht Verdächtigten nicht erwachen. Und plötzlich wurde ein andrer, unendlich viel finsterer Argwohn wach. Wer ihm zuerst Worte geliehen, von wo aus er seinen Weg in weitere Kreise gefunden, vermochte ich in spätern Jahren nicht mehr zu erforschen, so viele Mühe ich daran gesetzt habe. Ganz frei von der Schuld, dem furchtbaren Verdacht zuerst ihr Ohr geliehen zu haben, mögen die Schwestern und sonstigen Verwandten meiner Mutter, sowie die Glieder der schwer verletzten Familie

Robinson nicht gewesen sein. Heimlich, scheu, aber immer bestimmter raunte man sich zu, daß Herr Franz von Herther von den letzten Augenblicken seines Vaters, vom Verbleib jener großen Summe vielleicht, ja wahrscheinlich mehr wisse, als er vor Gott und Menschen verantworten könne. Wie ein Nebel, der sich herabsenkt und einen ruhig seines Wegs schreitenden Wandrer einhüllt, ohne daß es dieser zunächst auch nur bemerkt, umgab der Verdacht den scheinbar nur mit der Ordnung der traurigsten Angelegenheiten beschäftigten Mann immer dichter. Als er endlich in Begleitung einiger Beamten nach Warschau aufbrechen, dem Schweizerregiment folgen durfte, ward er, ohne es zu ahnen, von seinen Begleitern streng überwacht. In der Vaterstadt aber waren Hunderte im stillen überzeugt, daß er nicht wiederkehren und die erste Gelegenheit zur Flucht nützen werde. Es vergingen jedoch nur wenige Wochen und der unglückliche Mann kam zurück. Alle Versuche, das schon tief in Rußland befindliche dritte Schweizerregiment und die des Verbrechens Verdächtigen aus demselben zu erreichen, waren vergeblich geblieben, Onkel Franz schien völlig niedergedrückt von der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen, von seiner Trauer und seinem Schmerz, die stets neue Nahrung erhielten. Noch schien er nichts von dem Argwohn, der ihm auf den Fersen saß, von dem finstern Verdacht, der seine Schritte, seine Mienen bewachte, nichts von der höhnischen Zuversicht zu ahnen, mit der man sich zuflüsterte, Herr von Herther werde ja wohl Sorge getragen haben, das gesuchte Regiment nicht aufzufinden, und habe vielleicht nur deshalb die Beamten bis tief in das Innere von Polen geführt, um seinen Mitschuldigen und Helfershelfern Sicherheit der Flucht nach andern Seiten zu geben! Wenn mich

in spätern Jahren irgend etwas an der Schuld des unseligen Mannes zweifeln ließ, so war es die für einen Verbrecher unerhörte Kraft, mit der er, während es um ihn von Anschuldigungen schwirrte, während jeder Blick, der ihm folgte, Verdacht ausdrückte, völlige Unbefangenheit — oder den Schein völliger Unbefangenheit bewahrt hatte! Monate vergingen, die lauten Anklagen der ersten Tage verstummten allmählich — im geheimen aber wurzelte die Überzeugung, daß der Onkel an dem gewaltsamen Tode seines Vaters irgend eine Schuld trage, immer tiefer in den Herzen!

„Welche peinvollen, furchtbaren Tage und Stunden mein Vater in dieser Lage durchlebte, ist nicht zu schildern. Alle seine Gefühle sträubten sich gegen den entsetzlichen Argwohn, mit wachsender Verzweiflung sah er ihn um sich greifen, und doch! in der Stunde nüchterner Erwägung konnte auch er sich desselben nicht erwehren. Zuletzt trug er's nicht mehr, er brach das Schweigen, welches zwischen ihm und dem jüngern Bruder herrschte, er riß die Binde, wenn es eine Binde und nicht bloß eine Maske war, von Franz' Augen schonungslos hinweg. Er mochte hoffen, daß, wenn der Bruder unschuldig sei, er alles aufbieten müsse, diese Unschuld zu erweisen, wenn aber schuldig, daß er aus der Heimat verschwinden und sich in Vergessenheit begraben werde! Keins von beiden geschah! Onkel Franz nahm die Kunde von dem Verdacht, der auf ihm ruhte, mit kalter Verwunderung, mit unverhohlner Verachtung auf. Er erklärte, daß er nicht einen Schritt tun wolle und werde, so bübischem Argwohn, so tückevoller Verleumdung zu begegnen. Mein Vater, entsetzt über diese Schroffheit, außer sich bei dem Gedanken, daß ein dunkler, unauslöschlicher Fleck Jahr um Jahr

auf dem Rufe seiner Familie haften solle, empört über die hochmütige Geringschätzung aller der Menschen, unter denen beide aufgewachsen waren und lebten, zu Worten hingerissen ward, die ihm in spätern Lebenstagen bitter leid, aber in dieser Stunde nur natürlich waren! In seiner leidenschaftlichen Erregung ließ er durchblicken, daß er selbst Augenblicke habe, in denen er den Argwohn der Welt teile, er beschwor Onkel Franz bei dem Andenken des Vaters, nichts zu unterlassen, um den furchtbaren Verdacht, wenn es nur ein Verdacht sei, zu zerstreuen! Der jüngere Bruder aber setzte allen Mahnungen des älteren ein festes Nein entgegen und richtete zuletzt die leidenschaftliche Frage an meinen Vater, ob dieser auch jetzt, nachdem er ihm, dem Bruder, und niemand sonst auf der Welt, seine Unschuld beteure, an seinem Verdacht festhalte? Mein Vater, der wähnte, daß dies Wort den Beginn heilsamer Gemütserschütterung und Nachgiebigkeit bedeute, entgegnete zögernd und schmerzlichen Tones, daß er nicht eher völlig beruhigt und überzeugt sein werde, als bis er wisse, aus welchen Quellen die plötzlichen reichen Mittel des Bruders flössen und bis dieser alles aufgeboten habe, den Verdacht bei jedermann zu zerstreuen und zu verscheuchen. Da sah Onkel Franz seinen Bruder mit einem Blick an, dessen Gedächtnis meinen Vater selbst in der Sterbestunde nicht verließ, und ging, ohne einen Laut zu erwidern, aus dem Hause hinweg, indem die verhängnisvolle Unterredung stattgefunden hatte.

Beide Brüder wechselten von Stunde an nie mehr im Leben ein Wort! Ihre Herzen hatten sich leider längst getrennt, jetzt schieden sich auch ihre Wege! Onkel Franz tat alles, was er in der letzten traurigen Unterredung zwischen den Brüdern als seinen Entschluß be-

zeichnet hatte. Er brach auch die wenigen Beziehungen ab, die seit dem unglücklichen Ereignis noch bestanden hatten, er zog sich gänzlich zurück, aber er blieb in der Vaterstadt und unternahm keinen Schritt, die Ehre seines Namens herzustellen, den schleichenden Verdacht von sich abzuwenden. Die Behörden ließen es unter der Hand an Erörterungen und Ermittlungen nicht fehlen, — doch jede Spur des Verbrechens führte immer wieder auf die Schweizer zurück, die im Gartengut des Großvaters einquartiert gewesen waren. Es geschah also nichts gegen den Onkel — die öffentliche Meinung, auch der Bessern, fuhr fort, ihn mit tiefem Mißtrauen und Argwohn zu betrachten, er fuhr fort, der allgemeinen Stimme eine ruhige Verachtung entgegenzustellen."

„Hatte er nicht recht, Vater?" unterbrach plötzlich Felicitas, deren Antlitz schon seit längerer Zeit in Glut getaucht war, die Erzählung. „Was konnte, was sollte dein unglücklicher Onkel andres tun?"

„Sein Unrecht erkennen," versetzte Herr von Herther ruhig. „Wenn ihm in Wahrheit schweres Unrecht geschah, durfte er sich beklagen? Er hatte alle Gefühle, alle Sitten, Gewohnheiten und Rücksichten seiner Lebenskreise verletzt, durch seine erste Heirat, durch die Scheidung von seiner zweiten Gattin, durch seine Weise, das Leben und die Geschäfte zu führen, er hatte nie einen Schritt getan, ihr Wohlwollen, ihre gute Meinung zu gewinnen! Alles sprach gegen ihn, selbst sein spätres Verhalten ward von einsichtigen und ruhigen Männern als eine neue Erschwerung des Argwohns betrachtet. Ich erinnere mich, wie noch viele Jahre später der alte wackre Konsul Lornsen, der Freund meines Vaters, als das Gespräch ihn einmal wider Willen in diese trauervollen Tage zurückführte, mit

ruhiger Bestimmtheit sagte, daß ein wahrhaft Schuldloser jeden Augenblick seiner Zeit, jeden Heller seines Vermögens an die Ehre seines Namens und den Erweis seiner Unschuld gesetzt haben würde. Onkel Franz verschmähte diesen Weg — oder er wagte ihn nicht zu betreten. Jahre vergingen, in denen er freudlos, beinahe einsam hinlebte. Das Gerücht von seiner dunklen Tat schlummerte scheinbar ein. Aber wo der Name von Herther genannt war, da knüpften sich fortan bedeutsame Mienen, bedauernde Ausrufe und leise geflüsterte Mitteilungen an diesen Namen!

„Mein Vater litt unsäglich unter solchen Verhältnissen, die Lebenskraft des frischen Mannes ward durch sie gebrochen. Er hielt in späterer Zeit seinen Bruder für unschuldig und geriet dadurch in Widerspruch mit den Überzeugungen meiner Mutter und ihrer Familie. Das Dunkel, das jahrelang über den Verhältnissen des Hauses, der Tätigkeit des Onkels geschwebt hatte, das Unbegreifliche, woher die großen Summen geströmt waren, die der Großvater, wie der jüngere Bruder bedurften, der Widerspruch zwischen der allgemeinen Überzeugung vom Ruine des jüngern Herther und seinem fortgesetzten Aufrechtstehen, ward freilich gelöst. Bald nach dem Frieden, der der Welt zurückgegeben ward, kam es zu Tag, daß die jahrelange müßige Rast Franz von Herthers nur eine scheinbare gewesen sei. Während ihn jedermann mit seinen Liebhabereien und Launen beschäftigt glaubte, hatte er im Gegenteil eine seltene Tätigkeit entfaltet. Seine Reisen waren großenteils, oft mit persönlicher Gefahr, nach London gerichtet gewesen, wo er alsbald nach der Kontinentalsperre ein Kontor errichtet hatte; er war in all diesen Kriegsjahren ebenso glücklich als tätig gewesen,

und galt jetzt, wo auch andre seine Arbeiten und seinen Gewinn zu übersehen begannen, für einen sehr reichen Mann. Je mehr mein Vater davon Kenntnis erhielt, je klarer er über so vieles scheinbar Geheimnisvolle im Tun und Treiben seines Bruders in den letzten Jahren wurde, um so unbegreiflicher dünkte ihn, daß er jemals an eine so schwere Schuld desselben geglaubt hatte. Er würde sich gern mit ihm versöhnt haben, aber das Verhalten Onkel Franz', der jede Annäherung zurückwies, machte dies unmöglich!

„Ich habe, da ich erst nach dem Pariser Frieden geboren bin, natürlich auch erst in spätern Jahren von diesen Ereignissen und Verhältnissen im Zusammenhang gehört. Mein Vater ward im Laufe der Zeit stets schweigsamer, zuletzt durften von keiner Seite her diese dunkeln Familienerinnerungen mehr berührt werden. Sie verschollen gleichsam mit dem, der ihr Anlaß geworden und geblieben war. Denn Onkel Franz verweilte nur noch wenige Jahre in der Vaterstadt. So trotzig er sich dem Urteil seiner Mitbürger gegenüberstellen mochte — so ruhig und gefaßt er äußerlich erschien, so trug er doch das Leben, das er sich selbst bereitet, nicht lange. Die Freude an seiner kaufmännischen Tätigkeit, so viel er je gehabt, war dahin, die Vereinsamung, in der er seine Tage abspann, lastete schwer auf ihm, das Gefühl, den geheimen Widerstand, der ihn umgab, nicht besiegen zu können, ward stets mächtiger. Er mochte längst an das Aufgeben seines Geschäfts, an das Verlassen der Vaterstadt gedacht haben, das Erwachen einer neuen Leidenschaft entschied seinen Entschluß. Er hatte Maria von Heldburg, die jüngste Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers kennen gelernt, der zahlreiche Kinder und sehr mäßige

Mittel besaß. Sie soll ein schönes, anmutiges Mädchen gewesen sein und muß Franz von Herther mit tiefer, echter Neigung geliebt haben, wenn man nicht annehmen will, daß sie nur durch seine äußern Verhältnisse bestimmt ward, ihm ihre Hand zu reichen. Der dunkle Schatten, der auf seinem Leben ruhte, konnte ihrem Auge nicht entgangen sein, und nur, wenn ihre Liebe die Überzeugung gewonnen hatte, daß der irrende leidenschaftliche Mann kein Verbrecher sei, ist es zu verzeihen, daß sie seine dritte Gattin ward. Noch bevor die Heirat erfolgte, hatte Onkel Franz sein Geschäft aufgelöst. Er ging mit seiner jungen Frau nach Florenz, sein großes Vermögen gestattete ihm, sich in der Heimat der Künste ein Leben nach seinem eignen Sinne zu gründen. Sein Haus ward eine gastliche Stätte für die zahlreichen nach Italien pilgernden deutschen Gelehrten und Künstler, — von denen die wenigsten je einen Fuß nach der alten Handelsstadt gesetzt hatten und daher nicht wußten, welche Vergangenheit hinter dem Herrn des Hauses lag. Du weißt, daß Onkel Franz erst vor wenigen Jahren im höchsten Lebensalter in Italien gestorben ist, und daß von seinen Töchtern aus der dritten Ehe die eine als die Frau eines ihrer Vettern, des Malers von Heldburg in Rom, lebt, während eine andre sich in Florenz mit einem englischen Kaufmann verheiratet hat. Mit unsrer Familie hat die des Onkels nie wieder einen Bezug und Verkehr gehabt — was dir von heute an nicht mehr rätselhaft und unerklärlich sein wird.

„Auf mein Leben aber gewann die Vergangenheit des Onkels, der meinen Augen, ja meiner Erinnerung noch im Knabenalter entrückt wurde, in spätrer Zeit folgenschweren Einfluß. Vielleicht mit Rücksicht darauf, was

geschehen war, was ich nicht zu frühzeitig erfahren sollte, ließ mich mein Vater eine auswärtige Schule besuchen, nur wochenlang kam ich während der Ferien nach der Vaterstadt. Im letzten Jahre meiner Studien, als ich mich fern in Heidelberg befand, starb dein Großvater plötzlich und unerwartet, obschon er seit vielen Jahren leidend, und in verdüsterter Stimmung dahinlebte. Ich wußte von alledem, was schon so viele Jahre zurücklag, so gut wie nichts. In meinen eignen Augen war ich, als mein Vater die Augen geschlossen hatte, der Erbe seines unbefleckten Namens, aller der Ehre und Achtung, deren sich unsre Familie seit länger als einem Jahrhundert erfreut hatte. Sie sollten mir meinen Lebensweg bahnen helfen; mit aller guten Hoffnung der Jugend, mit frischem Vertrauen, voller Anhänglichkeit an die Vaterstadt, ließ ich mich daselbst nieder. Nur zu bald mußte ich erkennen, daß ich mit einer unerklärlichen geheimen Zurückhaltung, einem unfaßbaren Mißtrauen, einer seltsamen Sprödigkeit gar vieler angesehenen Familien und Kreise rang, für die ich keine Erklärung fand. Es vergingen Monate, bevor ich gegen einen und den andern der alten Freunde meines Vaters mein bekümmertes Herz erschloß. Sie zögerten und zauderten, ließen einzelne Winke fallen, nur nach und nach erfuhr ich, von den ältern weiblichen Verwandten meiner verstorbnen Mutter zumal, jenen dunkeln Teil unsrer Familiengeschichte, den ich dir eben erzählt habe, Felicitas! Ich mußte erkennen, daß der düstre Verdacht gegen den jüngern Bruder meines Vaters wie ein Fluch auf dem Namen von Herther ruhte, daß ich nur unter schweren Kämpfen, unter fortwährenden peinlichen Eindrücken eine Stellung in der Vaterstadt gewinnen könne. So verließ ich traurigen Herzens die

alte Heimat unsrer Familie und gewann in Forstenburg, wo ich völlig unbekannt, ohne jeden Vorteil alter Verbindungen auftrat, einen Beruf und einen häuslichen Herd. Aber niemals, auch in den glücklichsten Zeiten meines Lebens, vergaß ich die eindringliche Lehre, die ich in meiner Jugend erhalten. Streng, mit äußerster Zurückhaltung hielt ich mich in den Schranken, die meine Pflicht, meine Stellung mir zogen; jede Neigung, die mich über diese hinausführte — ich hatte deren auch, mein Kind! — suchte ich zu bekämpfen. Bei jeder Beziehung, in die ich im Leben trat, bei jedem Wunsch, rief ich mir ins Gedächtnis, daß jeder erste Schritt Folgen haben werde und müsse, und lernte daher sorgfältiger auf anscheinend gleichgültige Gewohnheiten und Genüsse blicken, als es die meisten pflegen. Ich wußte, daß ein Schatten des Argwohns, des Mißtrauens, der sich daheim an unsern Namen geheftet, auch meinem Lebensweg folgte, — es ward mein Ehrgeiz, mein Stolz, den unbefleckten Namen, die alte, lautlose und prunklose Ehre meiner Familie wieder zurückzugewinnen, und ich hoffe, Felicitas, daß auch mein Kind so denkt und daß keines von uns den schwer errungenen makellosen Ruf je wieder gefährden wird!"

Herr von Herther sah bei diesen Worten seine Tochter mit einem halb eindringlichen, halb bittenden Blicke an, unter dem das bewegte junge Mädchen leicht erzitterte. Sie öffnete und schloß einige Male die Lippen, ohne einen Laut hervorzubringen, dann rief sie wie flehend:

„Um Gottes willen, mein Vater, wenn Onkel Franz unschuldig war, wenn der ganze Verdacht gegen ihn nur aus verleumdrischem Neid, aus Mißgunst und Mißtrauen entsprungen wäre? Du hast dein eignes Leben beraubt, dir vieles versagt, und vielleicht ist alles,

alles, was du mir eben vertraut hast, ein schwerer Irrtum! —"

„Um so mehr recht hätte ich, Felicitas!" fiel ihr Herr von Herther nicht unfreundlich, aber sehr ernst in die Rede. „Um so mehr, wenn mein Onkel am Tod seines Vaters schuldlos war, wie ich jetzt glaube und vor meinem Ende noch zu enträtseln hoffe. Der entsetzliche Verdacht hätte ja nie entstehen, nie an ihm haften können, wenn er durch die Führung seines Lebens nicht Anlaß dazu gegeben hätte. Aus der Bitterkeit, die er gegen sich erweckt, aus dem Mißtrauen, womit seine fremdartige Bildung, seine Willkür, seine Leidenschaft, sein Verlangen nach einem andern Leben und einem bessern Glück, als seine Mitbürger genossen, eben diese Mitbürger erfüllt hatte, ist der dunkle Schatten erwachsen. Die Vorgeschichte des Oheims ist kein Irrtum, mein Kind, vielleicht geschah der erste falsche Schritt schon, als mein Großvater in Bahia mit der schönen Brasilianerin Ines zum Traualtar trat! Du weißt jetzt, daß ich nicht zu streng, zu abgeschlossen, daß ich nur sorglich, nur wachsam bin! Gute Nacht, Felicitas, bewahre, was ich dir erzählt, tief in deinem Herzen. Dein junges Leben kann es nicht stören, aber in manchem Augenblick vielleicht leiten!"

Felicitas zögerte noch immer, ihren Vater zu verlassen — es war ihr, als müsse sie alles, was ihr Herz in diesem Augenblick erfüllte, ihm eröffnen. Aber um seinen Mund schwebte jener eigenartig abwehrende Ausdruck, der zuzeiten bei ihm wiederkehrte, der selbst sein Kind befangen machte, und als er jetzt sein „Gute Nacht" wiederholte, wagte sie nur leise zu sagen:

„Und ich glaube unbedingt, daß der Großonkel völlig unschuldig gewesen ist, und recht getan hat, die Stimme

der Welt zu verachten! Mir tut nur weh, daß du unter diesen alten, längst vergeßnen Dingen gelitten hast, und daß sie dir immer wieder lebendig werden. Gute Nacht, Papa, träume von etwas Lieberem als solchen Erinnerungen!"

Der Präsident blieb betroffen über den Ton und die Mienen seiner Tochter zurück — er schien einen Dank für das Vertrauen erwartet zu haben, das er ihr in der letzten Stunde gezeigt hatte. Aus Felicitas' Worten aber klang es heraus, daß sie von den verschollnen Familiengeschichten nicht in dem Sinne ergriffen sei, wie er es gehofft hatte. Doch unterließ er, die in ihr Zimmer Verschwindende zurückzurufen — ein stärkerer kühler Luftzug durch die offenstehenden Fenster gemahnte ihn daran, daß inzwischen die Nacht vorgeschritten sei. Von unten herauf aus dem Garten leuchteten noch die farbigen Lampen und drang der Schall von Stimmen der noch in der Veranda weilenden Gäste. Der hellgestirnte Himmel über der nachtdunklen Flut verhieß einen klaren Morgen, Herther fühlte sich eigentümlich bewegt, wie er in die träumerische Ruhe hinauslauschte und sich besann, daß es ein golden friedlicher Tag gewesen, der nun in seiner Erinnerung als ein schwüler, gewitterschwerer stand, und ihm auch jetzt die traumlose Ruhe nicht verhieß, nach der er sich sehnte. Aber gewohnt, sich selbst zu beherrschen, schnitt er das eigne Nachsinnen kurz ab, indem er sich von der Außenwelt rasch trennte, die Fenster schloß und sich noch eine Stunde in ein ernstes fachwissenschaftliches Werk versenkte, das von den ersten Morgenstunden her auf seinem Tische aufgeschlagen lag.

Sechstes Kapitel.

Der Morgen hielt, was der Abend versprochen hatte: ein heller Septembertag weckte mit schimmerndem Blau und blitzenden Sonnenstrahlen die Schläfer im „Hotel Beaurivage". Über den See hin schwoll und wallte der Strom frischer Alpenluft, den ein aufspringender Nordwind in der Dämmerung herangeführt hatte, und der die stille Flut zu leichtbewegten Wellen furchte. Auf der Terrasse des Hotels standen schon nach fünf Uhr einzelne Gruppen von Gästen, um sich an dem köstlichen Ausblick zu weiden und die würzige Luft zu atmen. Andre Frühaufsteher nahmen unter der Veranda den Kaffee und lasen Briefe und Zeitungen, die sie auf ihren gewohnten Plätzen vorgefunden hatten. Im ganzen herrschte schon reges Treiben, und dem jungen deutschen Baumeister war die Ungeduld nicht zu verargen, mit der er beide Ausgänge des Hotels auf der Terrasse im Auge behielt und dem Erscheinen seiner Landsleute entgegensah. Die frohe Morgenstimmung, in der er herabgekommen war, wäre vielleicht durch das längere Warten auf den Präsidenten und seine Tochter nicht erhöht, aber gewiß auch nicht niedergeschlagen worden. Doch hatte er den ersten Gruß mit Camillo Arsakoff, der ihm stündlich weniger gefiel, austauschen müssen. Und er fühlte sich jetzt gleichsam unter den scharfen Augen des Musikers, der auf einen Wink am Frühstückstische der Gräfin Platoff Platz genommen hatte und, obschon er gespannt den Worten der Dame lauschte, doch Zeit und Luft behielt, jeden Vorgang in seiner Umgebung zu beobachten.

Gräfin Platoff war eine starkknochige, zur Korpulenz neigende Dame, von scheinbar lässiger, in Wahrheit sehr

sorgfältiger Haltung. Ihre harten Gesichtszüge, die niedrige Stirn, der sie durch Zurückkämmen der überstarken schwarzen Haare nach dem Hinterkopf größere Freiheit zu geben suchte, die kleinen, aber funkelnden schwarzen Augen und die eigentümlich aufgeworfenen Lippen verboten freilich auch einem schmeichelnden Bewunderer, wie Signor Camillo war, sie schön oder anziehend zu finden. Aber sie gaben doch einen Gesamteindruck, der sich nicht vergessen ließ, wenn man ihn einmal gehabt. Auch Erich, der im Vorüberschreiten halb wider Willen nach der Gräfin hingeblickt hatte, sagte sich das und erstaunte zugleich über die Mischung von Apathie und Lebhaftigkeit in diesem Gesicht. Eben saß sie halb auf eine künstliche weibliche Arbeit gebeugt, und schien so matt und schlaff, daß man Zweifel hegen konnte, ob sie Arsakoffs längere Ansprache auch nur höre. Doch, wie sie im nächsten Augenblick sich emporrichtete und zu sprechen begann, erwachte vibrierendes Leben in den müden Zügen, und die Lippen schlossen und öffneten sich mit einer Hast, die den erregten Ton ihrer Rede auch Fernstehenden verriet. Erich war nicht geneigt, den Lauscher zu spielen, und hörte von den Auseinandersetzungen der Dame, die französisch zu ihrem Gegenüber sprach, nur wenige abgebrochne Worte. Arsakoff machte sie aufmerksam, daß der junge Deutsche noch auf der Terrasse hin- und widergehe und zuzeiten in ihre Nähe komme. Die Gräfin wies den Einwand mit einer Handbewegung zurück, die Ungeduld und die kälteste Geringschätzung zugleich ausdrückte, und fuhr rasch fort:

„Was tut das, mein Bester? Unser Gespräch kann die ganze Welt hören, und wer Urteil besitzt, wird mir beistimmen. Sie können Ihren Willen haben — und wenn Sie darauf beharren, sollen Sie ihn haben — aber

Ihr Wille ist eine Torheit. Was kann Ihnen eine Stellung an dem kleinen Forstenburger Hofe, und wäre sie viel glänzender, als solcher Hof sie zu vergeben hat, für Ihre Zukunft sein oder nützen?"

„Es gelingt mir vielleicht, in dem deutschen Nest die sichere Position zu erwerben, deren ich bedarf, Gräfin!" sagte Arsakoff. „Ich bin es müde, auf die Gunst des Zufalls zu bauen, und möchte nach einem bestimmten Plan handeln!"

„Und nach welch einem Plan?" fragte Gräfin Platoff scharf zurück. „Einen Hoftitel des Herzogs von Forstenburg zu führen, dem man von uns aus nicht einmal mehr einen Chargé d'affaires schickt? Oder träumen Sie von einer reichen Heirat? Ganz Forstenburg hat keine drei Erbinnen von hunderttausend Rubeln."

„So erobere ich vielleicht eine von den beiden. Die Verhältnisse mögen in Ihren Augen klein und dürftig sein — ich bilde mir auch nicht ein, daß ich sie auf die Länge ertragen würde! Aber sie sind klar und übersehbar. Ich wünsche nicht zum zweitenmal, wie in Mailand, erfolglos anzupochen. Und Sie wissen wohl, wie es bei uns in Petersburg steht. Als Liebhaber wäre ich mancher Dame unsrer Gesellschaft willkommen, die mich von ihrer Valetaille aus der Türe werfen lassen würde, wenn ich als Bewerber um die Tochter käme!"

„Sie werden unverschämt, mon ami," unterbrach ihn die Gräfin.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, ich beabsichtigte nicht, es zu sein," versetzte Arsakoff leichthin. „Aber gewisse Dinge lassen sich schwer ausdrücken, ohne es zu scheinen. Ich will sagen, daß es höchste Zeit für mich wird, einen festen, das heißt einen goldnen Boden unter

den Füßen zu haben und nicht länger auf den Zufall gestellt umherzugehen. Se. Kaiserliche Hoheit oder sonst wer zahlt vielleicht noch ein- oder zweimal meine Schulden, besser wäre es jedenfalls, keine zu haben. Und selbst abgesehen davon — es ist notwendig, daß ich einige Zeit in Deutschland verweile und mich dort in musikalisches Ansehen setze. Das alberne Vorurteil vom musikalischen Prestige der Deutschen herrscht einmal."

„Wer glaubt daran?" fragte Gräfin Platoff mit einem verachtenden Ausdruck, „pensionierte Obersten und Titularräte, die Quartette spielen, und ein paar Musikprofessoren in Kreisstädten, die näher an Asien als an Enropa liegen. Wenn Sie Mut hätten, Camille, so sprächen Sie offen aus, was die beste Gesellschaft und die gescheitesten Leute denken: daß das Zeitalter der Deutschen auf allen Gebieten vorüber ist, und dächten nicht daran, nach Deutschland zu gehen. Es ist Ihnen auch nicht ernstlich um die Anerkennung der Esoteriker zu tun — Sie suchen etwas andres — Gott weiß was!" —

„Ich habe es Ihnen gesagt, gnädige Frau," rief der Musiker, der die forschenden, funkelnden Augen der Gräfin fortgesetzt auf sich ruhen fühlte. „Wahrhaftig, Ihre Skepsis kann man nicht besser belügen, als indem man die Wahrheit spricht!"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht," murmelte Gräfin Platoff. „Aber da sind drei Wölfe aus der Fabel auf einmal, und der eine, denke ich, ist für uns!"

Aus der Tür des Lesezimmers traten in der Tat der Präsident von Herther, seine Tochter und mit ihnen der Kabinettsrat Lorberg, der mit dem Präsidenten im eifrigen Gespräch war. Sowie Erich Franken ihrer an-

sichtig ward, eilte er ihnen entgegen, sein frisches Gesicht erhellte sich und gab Herrn Camillo Arsakoff am Seitentisch Anlaß zu einer spöttischen Bemerkung. Herr von Herther, der bleicher als sonst und sichtlich etwas überwacht aussah, benutzte den Augenblick, um Erich dem Kabinettsrat des Herzogs vorzustellen. Der alte Herr widmete dem jungen Landsmann ein paar freundlich herablassende Worte und ermahnte ihn und den Präsidenten zugleich, die Audienzstunde, die der Herzog bestimmt hatte, pünktlich einzuhalten. „Hoheit wünschen auch auf der Reise keine Ausnahme von der Regel!“

Herr von Herther nickte zustimmend und verabschiedete sich zugleich von Lorberg, nachdem er Erich nach der Barke gefragt und die Antwort erhalten hatte, daß diese mit zwei tüchtigen Ruderern schon seit einer Stunde bereitstehe. Der Kabinettsrat begleitete die Weggehenden noch über die Gartenterrasse bis zu den Stufen, an deren Fuß das leichte Fahrzeug mit bunter Zeltbedachung schaukelte, das sie nach den borromeischen Inseln tragen sollte. Felicitas und Erichs glückliches Lachen scholl bis in den Garten herüber, auch Herr von Herther, als er jetzt noch einmal gegen Lorberg den Hut lüftete, zeigte ein selten heiteres Gesicht.

„Sie nehmen sich wahrhaftig so vergnügt aus, wie Proletarier, die einen Sonntag begehen!“ sagte Signor Camillo, der von seinem Platz aus das Einsteigen und die Abfahrt der drei gut wahrnehmen konnte. Die Gräfin, an welche die Bemerkung gerichtet war, zündete sich, ohne ihm zu antworten, eine Zigarette an, zu einer zweiten Bosheit blieb ihm keine Zeit, denn der alte Kabinettsrat näherte sich dem Tische, dem sein frühes Erscheinen auf der Terrasse eigentlich gegolten hatte. Er begrüßte die

russische Gräfin beinahe unterwürfig, und doch mit einem kaum merklichen Zuge von Vertraulichkeit, und wollte sie veranlassen, ihn dem berühmten Künstler, von dessen Anwesenheit er schon gestern mit Freude vernommen habe, vorzustellen. Gräfin Platoff tat das Umgekehrte und empfahl ihren Schützling der Gunst des Herrn Lorberg.

„Was sich selbst empfiehlt, bedarf keiner Gunst, Frau Gräfin," versetzte der Kabinettsrat geschmeidig. „Ich freue mich, Herrn Arsakoff sagen zu können, daß Hoheit Prinzessin Stephanie seinem Spiel schon gestern mit allem Entzücken gelauscht und gegen ihren hohen Vater den Wunsch ausgedrückt haben, während ihres Aufenthaltes hier den Unterricht des Herrn genießen zu können. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt überhaupt Unterricht erteilen und die Absicht haben, längere Zeit hier zu verweilen, aber ich sollte denken, wenn Sie der Prinzessin Ihre Aufwartung machen wollten, daß sich alles zur Zufriedenheit beider Teile ordnen ließe."

„Herr Camillo wird die Ehre zu würdigen wissen, die ihm Ihre Hoheit widerfahren läßt," nahm Gräfin Platoff das Wort, ehe der Musiker eine Silbe zu erwidern vermochte.

„Geben Sie mir einen Wink, Herr Kabinettsrat, zu welcher Stunde mich Ihre Hoheit empfangen würde!" setzte Arsakoff rasch hinzu. „Es war zwar meine Absicht, in den nächsten Tagen nach Mailand zurückzukehren — aber wenn ich einer so hohen Kunstfreundin meine Dienste widmen kann, so würden sich meine Pläne deren Wünschen gern anbequemen."

„Lassen Sie sich bei Ihrer Hoheit der Prinzessin um zehn Uhr anmelden, hören Sie, was sie wünscht und welche Stunden ihr genehm sind, und besprechen Sie dann

das Geschäftliche mit mir," versetzte Herr Lorberg. Sein Ausdruck bei diesen Worten verriet eine gewisse nervöse Erregung, es begann ihm an der Art und Weise des jungen Künstlers und der seiner Beschützerin, der Gräfin Platoff, aufzugehen, daß der neueste Einfall der Prinzessin der Kabinettskasse des Herzogs, die unter seiner Verwaltung stand, keine geringe Last auferlegen werde. Gleichwohl war sein Auftrag so klar und bestimmt gewesen, daß er keinen Versuch zum Rückzug machte, sondern ruhig fortfuhr:

„Es wird notwendig sein, daß Sie sich, wenn einmal alle Präliminarien geordnet sind, dem Herzog vorstellen, bei Sr. Hoheit liegt ausschließlich die letzte Entscheidung."

Signor Camillo gab zu erkennen, daß er sich dieser Entscheidung unterwerfen werde. Der Kabinettsrat erhob sich, indem er die Zigaretten, die ihm die Gräfin anbot, lächelnd ausschlug, und sagte dann nach einigem Hüsteln:

„Es wird die Prinzessin höchlich interessieren, daß Sie im Hotel hier anwesend sind, Frau Gräfin, und gewissermaßen zu unsern nächsten Zimmernachbarn gehören. Werden Sie unsrer Hoheit die Freude gönnen, Ihre Bekanntschaft zu erneuern?"

„Zimmernachbarn?" rief die Gräfin. „Mein lieber Kabinettsrat — man hat mich aus meinen Gemächern vertrieben und die Treppe hinaufgeworfen, um Platz für Sie alle zu gewinnen. Prinzessin Stephanie würde ich gern sehen — ja ich könnte — alles wohl überlegt — Herrn Camillo hier, da er sich einmal meinem Schutz anvertraut hat, Ihrer Hoheit vorstellen. Ich hoffe doch, daß Ihr Herzog Besuche, die man seiner Tochter gemacht, gelegentlich erwidert?"

„Ich glaube für gewiß annehmen zu dürfen, daß Se. Hoheit Sie noch heute aufsuchen wird, Frau Gräfin," entgegnete Lorberg geschmeidig. „Ich werde nicht verfehlen, dem Herzog Ihre freundlichen Absichten bezüglich seiner Prinzessin-Tochter zu melden."

Der Kabinettsrat stand wieder neben dem Tische der Gräfin in einer Haltung, die eigentlich nur noch ein Abschiedswort, einen kurzen Gruß gestattete. Er sprach das Wort jedoch nicht, sondern richtete seine klugen Augen in so eigentümlicher Weise nach der Gräfin Platoff, daß diese ohne viel Vorbereitungen, brüsk zu Arsakoff sagte:

„Bitte, Camillo, fragen Sie doch einmal im Bureau nach, wie es zusammenhängt, daß ich seit drei Tagen mit meinen Zeitungen „Le Nord" nicht erhalte! Sie werden mir einen Dienst erweisen." Der junge Mann flog schon gehorsam hinweg, die Gräfin sah mit einem Lächeln, welches ihre harten Züge für einen Augenblick milder erscheinen ließ, der schlanken Gestalt nach. Auch der alte Kabinettsrat folgte ihrem Blick. Rasch genug wurde derselbe wieder ihm zugewandt, und die Gräfin fragte mit einem eigentümlichen Aufblitzen der kleinen dunklen Augen nur kurz: „Nun?"

„Es ist eine Laune Ihrer Hoheit," bemerkte der Kabinettsrat. „Mein allergnädigster Herr, der diesen Launen sonst wenig nachgibt, glaubt Ursache zu haben, Prinzessin Stephanie jetzt besonders zu schonen."

„Sie brauchen nicht zu husten," warf Gräfin Platoff scharf und trocken ein. „Die ganze Welt weiß, daß Ihr Euch Königskörbe holt, — Herzog Bernhard tut sehr recht, wenn er für die Wünsche seiner Tochter einmal ein wenig aufmerksamer ist. Aber was wollen Sie eigentlich?"

„Sie bürgen für den jungen Künstler?" fragte Lorberg.

„Die Prinzessin kennt in ihrem Musikeifer kein Maß, und es würde schwer sein, namentlich unter den eigentümlichen Verhältnissen einer Reise, ihn durchaus in der Stellung eines Musikers festzuhalten, der Ihrer Hoheit Stunden erteilt."

„Bürgen?" gab die Gräfin zurück, „daß er Euch keine Pretiosen stiehlt, und gute Manieren hat? Herr Arsakoff ist ein Klavierspieler ersten Ranges, und ich glaube, ein talentvoller Komponist, er ist Kammervirtuos des Großfürsten Michael. Die Sitten an den deutschen Höfen ändern sich fortwährend, aber sofern es noch üblich ist, daß man einen jungen Mann und eine junge Dame vom Alter der Prinzessin nicht miteinander allein läßt, sehe ich in allem kein Bedenken!"

Des Kabinettsrats Bedenken waren damit keineswegs beseitigt. Er schüttelte zu den Äußerungen der Gräfin leise den Kopf, auf den Einfall an die notwendige Anwesenheit der Hofdame, oder — wie hier, — der englischen Gouvernante in einer Musikstunde der Prinzessin besonders zu erinnern, würde er nie gekommen sein. Ihm lag die Feststellung der äußern Bedingungen, unter denen Herr Arsakoff seine Zeit opfern würde, freilich mehr am Herzen, als der fürstlich reichen Gräfin, die gar nicht verstanden hatte, welcherlei Garantie er von ihr wünschte. Zur Sprache bringen konnte er die Sache nicht mehr, denn schon kehrte der Musiker zurück, und schwenkte die vermißten Nummern des „Nord" triumphierend von fern. Dazu zeigte das Gesicht der Gräfin einen Ausdruck, der es Herrn Lorberg geraten erscheinen ließ, vorderhand die Frage als erledigt zu behandeln. Er rüstete sich demnach wirklich zum Gehen und wiederholte noch einmal halb zu dem jungen Künstler, halb zur Dame gewendet:

„Wir rechnen also um zehn Uhr auf Sie bestimmt, Herr Arsakoff — und wir hoffen auf die Frau Gräfin, wenn sie wirklich Ihrer Hoheit die Freude machen will! Ich muß mich zu Gnaden empfehlen, die Morgenpost wird bereits angelangt sein, und mein Dienst beginnt.“ —

Der Kabinettsrat war kaum verschwunden, als Signor Camillo auf der Marmorplatte des Frühstückstischchens einen Triumphmarsch mit den Knöcheln zu trommeln begann. Die Gräfin ließ ihn einige Augenblicke gewähren. Dann unterbrach sie seine Freudenbezeigung und sagte: „Sie sind und bleiben ein großes Kind, Camillo. Sie jubeln, daß Sie Ihr Steckenpferd ohne große Schwierigkeit erhalten, und vergessen, daß manchesmal auch Steckenpferde ihren Reiter nicht tragen.“

„Nun denn, so lassen Sie mich von der Aussicht entzückt sein, daß es mich tragen wird. Prinzessin Stephanie soll wirklich musikalischen Sinn und feines Verständnis besitzen! Wenn sie nur eine echte musikalische Ader hat, und nicht völlig blutleer ist, soll sie bald meine Gönnerin aus bessern Gründen als aus Neugier sein, und meine Schritte fördern. Ich habe einmal Vertrauen zu dem Stern, der mir da so plötzlich aufgegangen ist!“

„Die Prinzessin gilt sehr wenig am Hofe ihres Vaters,“ antwortete die Gräfin Platoff. „Sie werden es erfahren, und ich sehe Sie beizeiten die Newsky Perspektive wieder heraufkommen. Sie gebärden sich heute wie ein Kreuzritter, Camillo, der, sobald er nur einen harten Sattel unter sich fühlt, von der Eroberung trapezuntischer Prinzessinnen träumt! Wüßte ich nicht zu gut, wie genau Sie unsre Welt kennen, so finge ich an zu fürchten, daß Ihnen meine Erzählung von der Situation der Prinzessin Stephanie allerhand gotische Gedanken

erweckt hätte! Guten Morgen für jetzt — holen Sie mich um zehn Uhr von meinem Zimmer ab."

Sie reichte ihm ihre Finger, die er küßte und rauschte davon; in der Haltung ihrer Gestalt, und dem festen und doch leichten Schritt, sprach sich die Energie ihres Willens, für die sie berufen war, aus. Der Musiker blickte ihr mit einer Mischung von Bewunderung und Scheu nach, er trommelte wiederum den Marsch, in dem ihn die Gräfin vorhin unterbrochen hatte, und murmelte dabei das italienische Sprichwort „Die Klügsten sind oft die schlechtesten Rätselrater" vor sich hin. Er gönnte der morgendlich glänzenden Landschaft, die ihn umgab, nur einen flüchtigen Blick und warf sich dann eifrig über die zahlreichen Zeitungen, die Gräfin Platoff auf dem Tische zurückgelassen hatte. — —

Es war zehn Uhr, und draußen lag schon heißer goldschwerer Tagessonnenschein über dem See und seinen Ufern, als Gräfin Platoff und Camillo Arsakoff in die Gemächer eintraten, die der Herzog und die Prinzessin von Forstenburg am Nachmittag zuvor bezogen hatten. Die Zimmerreihe war mit allen Mitteln der Sorgfalt und der Kunst kühl und schattig erhalten — der Musiker, der in seiner hochgelegnen, kleinen und schwülen Wohnung eben Toilette gemacht hatte, fröstelte beinahe, wie er sich nach der Gräfin dem harrenden Kabinettsrat vorstellte. Er wußte selbst nicht, ob er nur beim Wechsel von Wärme und frischer Kühle, oder im Bewußtsein zusammenschauerte, daß hier vielleicht die entscheidende Wendung seines Lebens beginne. Jedenfalls berührte es den Abergläubischen peinlich, daß er in der künstlichen Dämmerung, die durch dichte Jalousien erzeugt war, einen Fehltritt tat, und beinahe über die Schwelle gestürzt wäre. Die Gräfin sah sich

zornig nach ihm um. „Was machen Sie, Camillo? Sollen die Leute hier glauben, daß Sie zum erstenmal in einen Salon treten?“ Arsakoff hatte sich inzwischen gefaßt, der Lakai im Vorzimmer der Prinzessin gab ihm den entfallnen Hut wieder in die Hände und öffnete die Türen zu demselben kleinen Salon, in dem gestern, vor dem Eintreffen des Herzogs, der Konzertflügel des Hotels aufgestellt worden war. —

In dem Rot und Gold dekorierten achteckigen Raume war nichts Bemerkenswertes, als die augenblickliche Herrin des Salons und die noch jugendliche Dame neben ihr. Kabinettsrat Lorberg hatte in Ermanglung eines Oberhofmeisters die Einführung der Fremden übernommen. Die Prinzessin Stephanie, die in einem lichtgelben Sommerkleide, das sich vom Rot der Tapete vortrefflich abhob, in der Mitte des Salons stand, und mit einer gewissen unruhigen Spannung ihren Besuchern entgegensah, duldete von der Gräfin Platoff eine vorschriftsmäßige Verbeugung, und schnitt die nächste mit einer halb verlegnen Umarmung ab. Sie fürchtete die hochfahrende und unbarmherzig urteilende Russin, aber ihr Vater hatte ihr vor weniger als einer Stunde den freundlichsten Empfang derselben anbefohlen und so überwand sie sich, ohne der Gräfin die Selbstverleugnung ganz verbergen zu können, die sie übte.

„Ich freue mich unendlich, liebe Frau Gräfin, daß uns der glücklichste Zufall hier zusammenführt,“ sagte Prinzessin Stephanie mit wohllautender Stimme, die ein wenig zitterte. „Wir würden wohl kaum Aussicht gehabt haben, Sie einmal wieder in Forstenburg zu begrüßen! — Sie wollten so liebenswürdig sein, mir einen vorzüglichen Künstler vorzustellen, der gegenwärtig mit Ihnen hier verweilt?“

Die Gräfin Platoff hatte, indem sie die ersten Minuten ganz der Begrüßung der Prinzessin widmete, Camillo für sein kleines Ungeschick von vorhin, vielleicht auch für den Eifer gestraft, mit dem er auf seine Einführung in diese Räume gedrungen hatte. Sie wandte sich jetzt nach ihm, der in der Nähe der Tür, und neben Lorberg geblieben war, und stellte ihn der Prinzessin Stephanie förmlich vor:

„Ew. Hoheit gestatten, daß ich Ihnen Herrn Camillo Arsakoff empfehle. Wir haben ihn in Petersburg in unsern Kreisen ein wenig verwöhnt, indes bereuen wir das nie, und finden immer, daß sich sein Genie um so besser entfaltet, je wärmer der Sonnenschein von Wohlergehen und Bewunderung ist, in dem er lebt. Er ist von der Aussicht, daß Sie Interesse an seiner Kunst nehmen, außerordentlich beglückt und stellt sich ganz zu Ew. Hoheit Verfügung!“

„Tausend Dank, liebe Gräfin,“ entgegnete Prinzessin Stephanie noch immer mit einem zaghaften Ausdruck. Sie fühlte die schönen dunklen Augen des Musikers auf sich gerichtet, er stand ihr in unterwürfiger Haltung gegenüber und sie wußte, daß er ein Wort von ihr erwarten müsse, um sprechen zu dürfen. Und doch war ihre Zunge wie gefesselt, nur mühsam brachte sie endlich hervor:

„Ich bin glücklich, Herrn Arsakoffs persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich hatte dies im Grunde schon gestern getan, als ich Sie spielen hörte, und auf der Stelle wußte, daß der günstige Zufall einen bedeutenden Künstler in unsern Weg geführt hat. Wenn Sie nicht davor erschrecken, einer Dilettantin, die wenigstens Eifer und guten Willen besitzt, etwas von Ihrer kostbaren Zeit zu opfern, und ihr einige Sorgfalt angedeihen zu lassen —“

„Der Wunsch Eurer Hoheit ist mir Befehl! Ich weiß hinlänglich, daß eine erlauchte Kunstfreundin, wie Prinzessin Stephanie von Forstenburg, wenig genug von mir erlernen kann, aber ich werde es mir zur höchsten Ehre schätzen, das Wenige mitzuteilen, was ich vermag."

„Und es würde Ihnen nicht zu schwer fallen," fragte die Prinzessin, deren bleiches Gesicht sich im Eifer des Augenblicks etwas zu röten begann, „mir täglich eine bis zwei Stunden zu opfern, um mein unzulängliches Spiel zu verbessern, und vielleicht eine Stunde, um Sie selbst zu hören?"

„Gewiß nicht, Hoheit — ich wiederhole, daß ich zu Ihren Diensten bin," versetzte der Musiker. „Ich bitte nur zu bestimmen, wann Ew. Hoheit über meine Zeit zu verfügen gedenken, und wann ich die Ehre haben soll, den Unterricht zu beginnen!" Prinzessin Stephanie antwortete nicht, denn Kabinettsrat Lorberg, der in einiger Entfernung von ihr, und die junge Dame, die hinter ihr stand, mußten zugleich von demselben Luftzug getroffen sein, der sie zwang, leise, fast unmerklich zu hüsteln. Die Prinzessin zuckte leicht zusammen — sie ward inne, daß die Gräfin Platoff zugegen sei, und den größern Anteil der Unterhaltung zu fordern habe. In reizender Verwirrung zeigte sie auf ein Taburett, das neben ihrem eignen stand, und sagte:

„Bitte, liebe Gräfin, nehmen Sie einen Augenblick Platz, und gönnen Sie mir die Freude Ihrer Gegenwart etwas länger. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine treue Edith vorstelle, — Miß Edith Blake! Herr Arsakoff, Edith, von dem seit gestern zwischen Ihnen und mir schon mehrfach die Rede gewesen. Ich danke Ihnen, lieber Lorberg — Sie werden so freundlich sein und dafür sorgen,

daß ich morgen um die gleiche Zeit meine Musikstudien gewiß beginnen kann. Und jetzt ist Herr Arsakoff vielleicht so liebenswürdig, uns eine Probe seiner Kunst zu geben — ich würde die große Phantasie, die ich gestern nur durch Decke und Balkontür gehört, gern noch einmal vernehmen."

Der junge Musiker, der bei dieser ersten Audienz auf so vollen Triumph nicht gerechnet hatte, war um so mehr bereit, dem Wunsche der Prinzessin nachzukommen, als er wußte, daß die genannte Phantasie ein Lieblingsstück auch der Gräfin Platoff sei. Mit rascher Gewandtheit öffnete er den Flügel, rückte sich einen Stuhl zurecht, und barg Hut und Handschuhe unmerklich in den Falten der zunächst herabhängenden Portiere. Er begann zu spielen, und behielt dabei fest die Prinzessin im Auge, die sich zwischen der Gräfin Platoff und Miß Edith Blake niedergelassen hatte. Wie seine ersten Töne voll und gewaltig den Raum erfüllten, senkte sich das zierliche schmale Köpfchen Stephanies tiefer und tiefer. Ihr dunkles Auge weilte am Boden und heftete sich eine lange Weile gleichsam an das Muster des Mailänder Teppichs, der zu ihren Füßen lag. Nach und nach schlug sie die Augenlider empor, richtete sich selbst höher auf, und es war in der Tat, als ob sie von den Tönen emporgetragen, und ihre Haltung von Minute zu Minute freier würde. Die bleichen Lippen und Wangen der jungen Dame röteten sich leicht — der eigentümlich wehmütige oder leidende Ausdruck ihrer Züge machte einem befriedigten, glücklichen Platz, ein fast kindliches Lächeln verlieh ihrem feinen schmalen Gesicht einen geheimen, eigensten Reiz. Offenbar wirkte das Spiel des jungen Mannes belebend auf sie — es war ungewiß, ob sie jetzt noch ihrer Umgebungen dachte, oder nur die

weichern süßen Töne, die wie silberglänzende Quellen unter Arsakoffs Fingern aufsprangen und perlten, hörte. Sicher nahmen nur Miß Blake und der Musiker vom Flügel aus den halb mitleidigen, halb verächtlichen Ausdruck in den harten energischen Zügen der Gräfin Platoff wahr. Die Prinzessin erschien in ihrem ganzen Wesen wie umgewandelt und befeuerte Arsakoff, der sich schon seit der ersten Minute der Macht seines Spiels bewußt geworden, zum Einsatz all seines Könnens, und zur außerordentlichsten Leistung. Auch der Musiker schien nur in seinen Tönen zu leben — sein Augenaufschlag, seine Haltung hätten seine Ergriffenheit und seine Hingebung noch viel deutlicher auszudrücken vermocht, wäre die Gräfin nicht zugegen gewesen, deren nie fehlgehenden Spott Camillo aufs äußerste fürchtete.

Die Phantasie ging zu Ende, so oft sie auch der Künstler durch improvisierte Einlagen verlängert hatte. Die leichte Verwirrung, in der er sich von seinem Sitze erhob und in den Raum zwischen dem Flügel und der Tür zurücktrat, war nicht durchaus gespielt — das völlig veränderte Gesicht, das Prinzessin Stephanie ihm bei den letzten Takten dankbar zugewandt, hatte ihn aus seiner kühlen Fassung gebracht. Er war jetzt gewiß, eine im höchsten Maße empfängliche und sensitive Natur vor sich zu haben und pries innerlich seinen Instinkt, sich durch die kalte Gleichgültigkeit, mit der Gräfin Platoff von der kleinen Deutschen gesprochen hatte, nicht beirren zu lassen. Die Prinzessin kam jetzt auf ihn zu und sagte — immer halblaut, wie sie zu sprechen gewohnt war:

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Arsakoff — für den gehabten Genuß, und für die Aussicht auf künftige Genüsse, die Sie mir eröffnet haben! — Sie sind Russe?“

„Durch meinen Vater, — durch meine Mutter Italiener, wie mein Vorname und mein Aussehen verraten," gab Camillo rasch zur Antwort. „Meine Mutter war Mailänderin und ich habe in ihrer Vaterstadt einen Teil meiner musikalischen Erziehung genossen."

Die Prinzessin ging über die erhaltene Antwort leicht hinweg, sie nahm kein Interesse an Arsakoffs Familie und Bildungsgeschichte. Sie sagte mit eigentümlicher Lebhaftigkeit:

„In Ihrer Komposition werden nationalrussische Motive enthalten sein, — ein paar schwermütige Volkslieder und einen kleinrussischen Tanz habe ich sofort erkannt. Doch möchte ich sagen, Sie haben alles in ein Licht getaucht, das aus Ihrer eignen Seele strömt, und der Phantasie ihre wahre Bedeutung gibt. Sie hat mich ergriffen und erhoben."

„Hoheit sind sehr gnädig, meiner kleinen Schöpfung solche Wirkungen zuzuschreiben. Ich muß anfangen, sie selbst für nicht ganz mißlungen zu halten, wenn sie solchen Kennern und in solcher Umgebung einen Eindruck hervorrufen kann."

Eine Bewegung und ein Blick Arsakoffs deuteten nach dem Balkon, vor dem sich die üppig schöne Landschaft auftat, welcher Prinzessin Stephanie in diesem Augenblick den Rücken kehrte. Sie verstand, was der Musiker meinte und sagte mit Lebhaftigkeit:

„Das leidet gar keinen Vergleich! die reichsten Formen und Farben verblassen vor den Tönen — ich fühle mich nie an sie erinnert, wenn ich Musik, wirklich gute Musik höre, die mich fesselt. Es gibt keine Anknüpfung der wirklichen Welt an die der Töne, — ein paar Stimmungen und Regungen unsrer Seele vielleicht ausgenommen."

„Hoheit haben recht — es ist in der Tat eine andre Welt, in welche uns die Musik hineinversetzt," entgegnete Arsakoff so leise, als es irgend möglich war. Er hätte seine Erwidrung die Gräfin gern nicht hören lassen, und wußte doch, daß sie alles hören würde.

„Eine höhere, eine bessere Welt!" versetzte Prinzessin Stephanie lauter als zuvor. „Nichtmusikalische Menschen haben die Sehnsucht, sich über die Erde zu erheben beim Zug farbiger Wolken, oder beim Blinken der Gestirne. Wir sind glücklicher als sie, — mit den ersten echten Tönen sind wir in den Regionen, wohin sie sich sehnen."

Arsakoff hielt es für besser, sich diesmal zum Zeichen der Zustimmung nur zu verbeugen. Er nahm wahr, daß Kabinettsrat Lorberg seine Gegenwart schon zu lange dauernd fand. Sowie sich die Prinzessin der Gräfin Platoff wieder zuwandte, die inzwischen ein paar Worte mit Miß Blake geflüstert hatte, bat diese, sich entfernen zu dürfen, und veranlaßte damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Die Prinzessin fiel in die eigentümliche Schüchternheit zurück, die sie beim Empfange gezeigt, und ihre Besucher verließen den Salon mit allem vorschriftsmäßigen Zeremoniell. Im Vorzimmer holte der Kabinettsrat, den seine junge Gebieterin noch einmal zu sich herangewinkt hatte, den Musiker ein und flüsterte eifrig:

„Sie schenken mir zehn Minuten in meinem Zimmer, Herr Arsakoff, und gestatten dann, daß ich Sie Sr. Hoheit melde. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem schönen Erfolge — Ihre Hoheit ist ja ganz entzückt von Ihnen!"

„Ich lasse Herrn Arsakoff zu Ihrer Verfügung. Guten Morgen, Herr Lorberg, vielleicht habe ich die Ehre, Ihren allergnädigsten Herrn noch heute bei mir zu sehen!" sagte

die Gräfin, dem Ausgang entgegenrauschend. „Auf ein Wort, Camillo," fügte sie auf russisch hinzu. „Binden Sie sich nicht weiter, als für hier! — ich wiederhole Ihnen, das ist kein Boden für Sie. Sie sind im Augenblick von der Prinzessin berauscht — Sie hat Ihnen nichts andres gesagt, als was sie für Liszt und Brahms und Rubinstein auswendig gelernt hat. Doch, wie Sie wollen — ganz wie Sie wollen. Merken Sie sich nur das eine, daß mein alter Freund, der Herzog Bernhard, aus einem andern Holze geschnitzt ist, als die Fürsten, die Sie bis jetzt kennen gelernt haben. Vor ihm gilt kein Ansehen der Tasten und der Notenköpfe! Guten Morgen, Camillo — ich sehe Sie vielleicht, wenn Sie hier fertig sind."

Sie entschwand durch die Türen zum Vorflur des Hotels, die zwei herzogliche Lakaien geschäftig vor ihr aufrissen. Herr Lorberg hatte sich zum Abschied tief verbeugt, Camillo Arsakoff aber sah seiner Gönnerin mit einem befangenen, zweifelhaften und beinahe bösen Blick nach, und folgte dann dem geschäftig vorantrippelnden Kabinettsrat, der innerlich den Kunstsinn der Prinzessin und alle Künstler zugleich verwünschte.

Siebentes Kapitel.

Während dies alles im „Hotel Beaurivage" vorging, hatten Herr von Herther, Felicitas und Erich Franken auf anmutiger Fahrt längst Isola Madre erreicht. Der Zufall hatte es gefügt, daß sie zunächst allein anlangten, und das Eiland mit dem Gefühl betreten durften, als hätten sie für die nächsten Stunden davon Besitz ergriffen. Schon die Fahrt über den See war köstlich gewesen, —

der kühle Hauch von Locarno herüber hatte trotz der steigenden Sonne die lichtgrüne Flut noch leicht bewegt und wehte jetzt erfrischend über die Zitronenterrassen der Insel. Herr von Herther schien mit jeder Strecke, die sich die Barke von Baveno entfernt hatte, eine seiner Sorgen hinter sich gelassen zu haben und war in so jugendlicher Laune und heitrer Frische an das Land gestiegen, daß er mit Erich wetteifern konnte. Er ging mit elastischem Tritt seiner Tochter und dem jungen Begleiter vorauf und berichtete, wie er in seiner Heidelberger Studentenzeit zum erstenmal die italienischen Seen und auch Isola Madre besucht habe. Er blickte wiederholt zu der alten Villa auf der Höhe der Insel hinauf und sagte lachend, daß ihm diese sein Alter bedenklich ins Gedächtnis rufe, denn seit er sie zuerst gesehen, habe sie entschiedene Fortschritte in der Verwitterung gemacht. Erich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß ein gewisses nicht lautes, und doch helles, fröhliches Lachen, das ihn an Felicitas von Herther seit der ersten Stunde der Bekanntschaft erfreut hatte, ein Erbteil von ihrem Vater sei. Felicitas selbst wurde von Minute zu Minute mehr in einen Glücksrausch versetzt, nach den gestrigen spätern Abendstunden hatte sie unmöglich diese lichte und duldsame Stimmung erwarten können! Um so rückhaltloser überließ sie sich jetzt ihrer eignen Beseligung — und hing sich mehr wie einmal zärtlich an den Arm des Vaters, um ihm ihre Dankbarkeit für den Genuß dieses Tages und der ganzen Reise auszudrücken. Herr von Herther atmete in vollen Zügen den würzigen Hauch, der aus dem Inselgarten emporstieg, und ihn mit einer seit langer Zeit nicht mehr gekannten lichten Heiterkeit erfüllte. Er ahnte selbst nicht, daß daran die schmerzliche Stunde von gestern Abend reichlich so viel Anteil

hatte, als die grüne Pracht der Isola Madre. Viele Jahre hindurch gewöhnt, die Last seiner dunklen Familienerinnerungen allein zu tragen, kam ihm jetzt nicht zum Bewußtsein, wie sehr er durch die Mitteilung an Felicitas innerlich erleichtert sei. Aber er empfand eine stille Befriedigung über die Glückseligkeit, die aus Felicitas' Augen und Mienen strahlte, und dachte in dieser Stunde weder an Bremen noch an den Herzog von Forstenburg.

Erich, der bald den beiden folgte, bald wieder, wenn Herr von Herther voraufschritt, an der Seite des anmutigen Mädchens ging, wußte nichts von allem, was zwischen Vater und Tochter gestern abend ausgetauscht worden war. Die lichtere Stimmung des Präsidenten aber kam auch ihm zugute. Herr von Herther überwand sich selbst, die Erzählung, welche der fachkundige junge Landsmann von der Herstellung der Inseln und ihrer Gärten gab, ohne eine sarkastische Bemerkung über Erichs Torheit, seine Wissenschaft mit der Kunst zu vertauschen, voll Interesse anzuhören. Er lächelte humoristisch zu dem Enthusiasmus, den der Baumeister für einige Einzelheiten der Anlage an den Tag legte, und fuhr selbst fort, sich an jedem Reiz des prächtigen Eilands zu erfreuen. Der Eifer, mit dem Felicitas und Erich manchen seiner Äußerungen gemeinsam widersprachen, schien ihn zu vergnügen — die Besorgnis, mit der er gestern die wachsende Vertraulichkeit zwischen seiner Tochter und dem jungen Baumeister beobachtet hatte, war heute gleichfalls in den erfrischenden Morgenwind verflogen. Fühlte er doch, daß er jetzt mit seinem Kinde inniger, unlöslicher denn je verbunden sei, und daß sein Vertrauen zu Felicitas auch das ihre zu ihm neu entfacht haben müsse.

Steigend und langsam die Terrassenwege durch-

schreitend hatten die drei die Höhe der Isola Madre erreicht. Sie standen zwischen dichten Laubwänden, die den erquicklichsten Schatten gaben, unter sich in phantastischer Mannigfaltigkeit das üppige Grün zwischen den Felsen, und die dunklen Wipfel des eigentlichen Parks, vor sich den See und seine lachenden Ufer bis zu den Alpen im Norden. Deutlich ließen sich von hier die fernen Eisfelder der Simplonkette und die Vorberge der gewaltigen Höhen mit ihren Kastanienwäldern erkennen, die Tramontane trug jetzt nur noch einzelne frische Luftwellen von dorther, sie schlummerte in dem heißern Sonnenschein allmählich ein und der Spiegel des Sees zeigte beinahe keine Bewegung mehr. Hier oben empfand man nun die ganze Schönheit der kurzen Stunde, die noch alle Frische des Morgens und den Glanz des Tages zugleich hatte. Felicitas konnte nicht müde werden, ihre Augen in die leuchtende Pracht hinauszurichten, und dann abwechselnd ihren Vater und Erich mit fragenden Blicken anzusehen, ob sie auch gleich ihr das Glück dieser Minuten empfänden? Erich, der schon öfter auf der Insel und an dieser Stelle geweilt hatte, belebte sein eignes Entzücken an den Eindrücken, die Felicitas hier empfing. Der Präsident aber ging einige Schritte seitwärts, wo eine halbverwitterte Steinbank zur Ruhe einlud und sah gleichfalls lange, lange, gleichsam durstigen Auges, im Kreise umher und bis nach Isola Bella hinüber. Wenn ihn dabei die Vorstellung beschlich, daß er sich heute und in diesen Tagen, und dann schwerlich jemals wieder an der Schönheit dieser Bilder laben werde, so fühlte er sich dadurch nicht niedergeschlagen, sondern um so mehr zu ruhigem Genuß gestimmt. So geschah es, daß wohl eine Viertelstunde hindurch völliges Schweigen herrschte. Der alte Gärtner, der die

Fremden geleitet, machte sich am andern Ende des Laubganges mit einigen hochstämmigen Myrthenbäumen zu schaffen. Herr von Herther sagte doch endlich zu Erich: „Wunderliche Welt! Der, welcher uns allen die Sehnsucht nach diesen Eilanden erweckt, und diese Prachtkegel der Natur so enthusiastisch geschildert hat, Jean Paul, durfte sie so wenig sehen, als der Dichter des Tell die Schweiz. Und doch ist Gerechtigkeit in dem allem — wir sehen die Wirklichkeit und genießen sie nicht halb so, als die großen Begehrenden ihren Traum. Erinnern Sie sich nicht an die ersten Kapitel im Titan, Herr Franken?"

Erich errötete leicht und gab zu, daß er den genannten Roman nie auch nur zu sehen bekommen, geschweige denn gelesen habe. Er berief sich darauf, daß ihm bei den Verhältnissen seines elterlichen Hauses die Zeit für seine Studien knapp zugemessen gewesen sei, und daß er bei dem spätern Berufswechsel alle seine Kräfte für das Notwendige habe anspannen müssen. Herr von Herther lächelte und unterbrach ihn:

„Aber, lieber Herr Franken, bedarf es denn einer Entschuldigung? Wer unter der jüngern Generation liest noch, kann noch lesen? Schon unter meinen Altersgenossen sind nur wenige, welche sich aus dem halb vergeßnen, heiligen Quell noch recht erquickt haben, und es ist eine leidige Angewohnheit von mir, für die ich öfter empfindlich gestraft werde, daß ich immer und immer wieder voraussetze, daß meine alten Lieblinge auch noch Lieblinge aller Welt seien. Ich kann Ihnen nicht einmal nachträglich zum Titan raten — als ich das letztemal einen Blick hineinwarf, kam er mir selbst recht gespannt und unnatürlich vor. Und doch weiß ich bestimmt, ich habe das Buch seinerzeit eingeschlürft, wie den lautersten Wein

und diese reine Luft! Alle diese Entzückungen und Wirkungen einer großen irrenden Zeit, haben wir uns verloren gehen lassen; nur ihr verhängnisvollster Irrtum lebt und wirkt unter uns fort: ihr Glaube an die Macht der Persönlichkeit und das Recht des einzelnen!"

Felicitas wandte die Augen vom leuchtenden See hinweg und bittend nach ihrem Vater. Ihr war's in diesem Augenblick, als gleite ein graues Gespenst aus der Heimat durch die goldne Pracht dieses Tages. Erich Franken hätte am liebsten die Miene angenommen, die letzten Worte des Präsidenten überhört zu haben. Aber Herthers dunkles Auge ruhte so fest und fragend, ja wie es dem jungen Mann vorkam, so herausfordernd auf ihm, daß er nicht zu widerstehen vermochte und im Tone ruhiger Überzeugung sagte:

„Muß es denn ein Irrtum gewesen sein, Herr Präsident? — und liegt der Irrtum nicht nur bei denen, die geglaubt haben, die edle Natur hinter sich werfen zu können, aber die freie zu behaupten? Sie können doch auch nicht wünschen, daß wir chinesische Zustände hätten, in denen die Pietät vor dem Alten, Überlieferten, die Familie und die hergebrachte Ordnung alles sind, und der einzelne mit seiner besten Kraft, seiner Selbstbestimmung nichts!"

„Und warum sollte ich es nicht wünschen, Herr Franken?" fragte der Präsident ruhig zurück. „Manches Ziel, von dem wir wissen, daß es nie erreicht werden kann, mag doch aufs äußerste wünschbar sein. Was Sie chinesische Zustände nennen, ist das Walten eines Autoritätsgefühls, eines tiefsten heiligsten Respekts vor Dingen, die nicht erschüttert werden dürfen. Stünde dies oder etwas ähnliches uns in Aussicht, so würde ich noch Glauben

an unsre Zukunft hegen — ohne dies aber sehe ich Geschlechter auf Geschlechter nichtig ins Nichts taumeln. Doch genug davon, wir haben uns gelobt, diese Dinge nicht zu besprechen und Deutschland, von dem wir reden, liegt weit jenseits der Berge! Die stille Schönheit hier ist auch chinesisch, sie sieht aus, als ob sie ein Jahrtausend ohne Zerstörung überdauern könnte. Wie ist's, Felicitas, wollen wir zu einem der andern Gärten hinübergehen? der alte Gärtner dort, unser Cicerone ist unsres Weilens auf einem Fleck ohnehin schon lange müd! Und dann — wir bleiben nicht allein! Sehen Sie dort hinab, Herr Franken — eine Barke mit zwei Ruderern hält auf unser Eiland zu — ein einzelner Herr darin — er muß die Inseln im Flug sehen wollen, so schießt seine Barke daher!"

Felicitas, die leichter atmete, als das gefährliche Thema rasch verlassen wurde, folgte den Blicken und der deutenden Hand ihres Vaters. Erich Franken zog aus seiner Tasche ein kleines vorzügliches Fernrohr und richtete es auf die in der Tat heranfliegende Barke. Sobald er hingesehen, sagte er:

„Dem Herrn, der da herankommt, bin ich gestern in unsrem Hotel in Baveno begegnet. Wenn ich nicht ganz irre, gehört er sogar zum Gefolge unsers Herzogs — wollen Sie sich einmal meines Glases bedienen, gnädiges Fräulein?"

„Erlauben Sie mir dasselbe," versetzte der Präsident. „Felicitas kennt die Herren im Gefolge des Herzogs weniger genau als ich — auch hat der Herzog außer dem alten Vorberg niemand bei sich!" Er hatte das von Erich bereitwillig dargebotene Glas genommen und blickte eine, zwei Minuten aufmerksam hindurch. Und dann rief er mit sichtlichem Unmut in seinen Zügen: „Sie haben den-

noch recht — es ist Mühlmann, der Kammerdiener des Herzogs, und ich fürchte sehr, seine Eile gilt uns — Se. Hoheit hat vielleicht einen Einfall gehabt, demzufolge wir früher nach Baveno zurück müssen."

Die Barke war inzwischen der Landestelle schon ganz nahe gekommen. Herr von Herther ging zu dem alten Gärtner der Isola Madre, der aufmerksam geworden war und durch Zeichen zu verstehen gab, daß er nicht hier oben verweilen könne. Er sagte:

„Laßt uns immer noch einige Minuten hier und geht hinab, um zu hören, was den Herrn da unten hierher führt. Will er nur Eure Gärten sehen, so gebt ihm Euren Knaben mit und kommt wieder hierher, um uns weiterzuführen. Fragt er nach einem Herrn aus dem Beaurivage-Hotel in Baveno, so bringt ihn herauf, denn dann will er mich sprechen."

Der alte Gregorio leistete, von dem Fünflirestück besiegt, das ihm Herr von Herther in die Hand drückte, dem erhaltenen Wink Folge. Zehn Minuten verstrichen, in denen die hier oben Verweilenden eine gewisse Spannung nicht verhehlen mochten und das junge Mädchen die mißmutige Bemerkung nicht unterdrückte: „Ich wollte, unsre Hoheit wäre in Bex oder irgendwo geblieben, anstatt hierher zu kommen." Der junge Baumeister machte eine Miene, die seine völlige Zustimmung ausdrückte, Herr von Herther widersprach wenigstens nicht, behielt aber den Gang, der zu der Höhe führte, fortgesetzt im Auge. In der Tat währte es auch nur einige Minuten, daß, von dem Gärtner Gregorio gefolgt, der Kammerdiener des Herzogs von Forstenburg zwischen den Stämmen und Laubwänden des Ganges erschien. Um Herrn von Herther jeden Zweifel zu benehmen, daß sein Hierherkommen dem

Präsidenten gelte, hielt Herr Mühlmann schon von fern einen Brief in die Höhe, der die Farbe der herzoglichen Kabinettsschreiben zeigte. Herr von Herther ging nun seinerseits dem Kammerdiener einige Schritte entgegen — er zeigte weder Neugier noch Ungeduld, sondern rief dem rasch Herankommenden einen freundlichen Gruß zu. Der Kammerdiener beeilte sich, mit einer Verbeugung den Brief in die Hände Herthers zu legen und hinzuzufügen:

„Se. Hoheit selbst haben mir den Befehl erteilt, nach der Isola Madre zu fahren und das Billett dem Herrn Präsidenten persönlich zu überreichen. Der allergnädigste Herr schärfte mir ausdrücklich ein, zu eilen und den Brief nur dann abzugeben, wenn ich Sie noch hier anträfe. Se. Hoheit lassen bitten, die wenigen Zeilen alsbald zu lesen, als Antwort werde mein Bericht genügen, daß der Herr Präsident den Brief in Empfang genommen haben. Wenn ich bitten dürfte!" —

„Haben Sie es so eilig, Mühlmann? Wollen Sie dieser Zauberinsel nicht einen Blick gönnen?" fragte der Präsident mit einem etwas mühsamen Lächeln, während er beiseite trat, um den Brief des Herzogs zu öffnen und zu lesen. Eine nicht eben angenehme Überraschung malte sich dabei auf seinem Gesicht; der Kammerdiener war wohl geschult und nahm nichts wahr, als daß sein Auftrag erfüllt sei.

„Herr Präsident erlauben mir, einen guten Morgen zu wünschen. Se. Hoheit werden sehr erfreut sein, daß ich meinen Auftrag habe ausrichten können."

Herr von Herther erwiderte den respektvollen Gruß des Mannes auch jetzt nicht unfreundlich, aber zerstreuter, flüchtiger als vorhin. Sein Blick verweilte auf dem Brief des Herzogs und glitt dann hinüber zu dem alten Gärtner

der Insel, der dem hinwegeilenden Kammerdiener nur einige Schritte das Geleit gab, um ihm den rechten Weg zu seiner Barke zurückzuzeigen. Die Zeilen waren ganz von des Herzogs eigner Hand, übrigens kurz genug und nur für Herrn von Herther verständlich und von Bedeutung. „Mein lieber Präsident," las der Empfänger zum dritten Male, als wollte er sich jedes Wort einprägen, „ich bringe soeben in Erfahrung, daß der alte Gärtner der Borromei auf Isola Madre ein Verwandter, ein ziemlich naher obendrein, von Nina Peretti ist. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie Ihren Ausflug nach dem Eiland benützen, um einige Nachrichten von dem Gärtner einzuziehen, die mir die wunderliche Pflicht erleichtern, die mir hier obliegt. Im voraus für Erfüllung meiner Bitte dankend, grüßt Sie Ihr wohlgeneigter Bernhard." — Herr von Herther bedurfte wirklich eines Entschlusses, um den an sich leichten Auftrag seines Fürsten zu vollziehen, er verwünschte mehr als jemals, daß er gestern nicht dennoch auf jede Mißdeutung hin abgereist sei. Jetzt blieb nur übrig, Erich Franken und Felicitas von der Unterredung fernzuhalten, die ihm auferlegt war. Er ging zu seiner Tochter und dem jungen Landsmann, die inzwischen einen andern, beinahe gleichschönen Aussichtspunkt aufgesucht hatten, von dem aus man in das Innere des Inselgartens hinabblickte. Er sagte, daß er einen Auftrag des Herzogs erhalten habe, bei dem Gärtner der Isola Madre gewisse Erkundigungen einzuziehen, daß er sie bitte, ihren Weg hinab langsam fortzusetzen, während er mit dem alten Gregorio noch etwas zurückbleibe. „Es handelt sich um den Forstenburger Park," fügte er hinzu, einen verwunderten Blick seiner Tochter wahrnehmend, — und die Unwahrheit, die erste,

die er je im Leben zu Felicitas gesprochen, glitt nur schwer über die widerstrebenden Lippen. Um so rascher wandte er sich zu dem Alten zurück — es drängte ihn jetzt, die Stelle zu verlassen, an der er noch eben mit Entzücken geweilt hatte. Er nahm sein halbvergessenes Italienisch zusammen, um in kurzen bestimmten Fragen den Wünschen des Herzogs zu genügen.

„Ihr heißt Gregorio Peretti?“ sprach er den Gärtner an, der keinerlei Erstaunen zeigte, daß der Fremde seinen Namen kenne.

„Gregorio, Exzellenza,“ versetzte jener. „Mein Vater hieß Felice; der Älteste in unsrer Familie heißt immer Felice, zum Andenken an den großen Papst Sixtus, der ein Peretti war. Jetzt führt mein älterer Bruder, der Seidenweber in Como, den Namen.“

Der Präsident mußte über den Familienstolz des Gärtners lächeln und sich besinnen, wie er die Frage einleiten solle, die eben diesem Stolz so empfindlich sein konnte. Er sagte also zögernd:

„Ich sah vor langen Jahren in Mailand eine sehr anmutige Tänzerin, Signorina Peretti — war diese gleichfalls aus Eurer Familie?“

„Beide, Herr — beide — Bianca und Nina — sie waren meine Nichten, Töchter meines jüngern Bruders, schöne Mädchen, gute Künstlerinnen, die großes Glück in der Welt gemacht haben. Waren beide einmal hier, als sie schon lange nicht mehr in der Skala tanzten und viele Jahre in Petersburg lebten. Bianca war die Schönere!“ erwiderte der Alte mit Feuer.

„Ich habe, soviel ich mich erinnere, nur Signorina Nina gesehen,“ versetzte der Präsident, froh, daß sich seine Aufgabe so viel leichter gestaltete, als er irgend

hoffen konnte. „Ihr sagt also, daß Eure Nichte nach Petersburg gegangen sei und dort großes Glück gemacht habe?“

„Sie hat einen Grafen geheiratet — ich habe den Namen vergessen — einen stattlichen Herrn, und reich, sehr reich, Exzellenza,“ versicherte der Gärtner. „Es ist ein Schnee- und Eisland da oben — nicht gut für die Armen, aber wer Gold hat, sitzt überall warm!“

„Und lebt ihr Vater noch in Mailand, oder eines von ihren Geschwistern? Lebt sie selbst noch in Rußland?“

Gregorio schüttelte den Kopf. „Es waren nur zwei Schwestern, Bianca und Nina! Ihre Oheime leben — mein Bruder Felice und ich! Warum sollten die Jüngeren nicht leben, denen es besser geht und die vollauf haben?“

Herther merkte, daß der alte Gregorio seit dem Besuch seiner Nichten auf dieser Insel von ihnen nichts wieder gehört habe. Er meinte, genug zu wissen, um dem Herzog eine Auskunft geben zu können, und lenkte, während er an der Seite des Gärtners hinschritt, das Gespräch auf andre Dinge. Er war der erhaltenen Nachrichten froh — sie schienen, sobald sie sich bewahrheiteten, dem Herzog weitere Nachforschungen in dieser Angelegenheit zu verbieten. Und so kehrte für den Präsidenten im Niedersteigen von der Zitronenterrasse ein wenig von der weichen, wunschlos heitern Stimmung eines goldnen Reisetags zurück, mit der er vorhin auf der Höhe der Insel gestanden hatte.

Felicitas und ihr junger Begleiter weilten indes an einer der schönsten Stellen der Gärten. Die Mauer unter ihnen senkte sich hier schroff in den See und in phantastischer Üppigkeit hingen die Zweige der Bäume und Sträucher über sie herab und spiegelten sich zitternd in der leisbewegten Flut. Hier war eine Steinbank an-

gebracht, um den Anblick voll genießen zu können, und hinter der Bank erhob sich eine Gruppe von prachtvollen Zedern, deren Äste bis auf den Boden herabreichten und fast eine Wand zwischen dem Felsvorsprung und dem Wege bildeten. Ein kräftiger Harzgeruch entströmte den Zederstämmen und mischte sich mit dem süßern Hauch der weißen Magnolienblüten, die seitwärts in Fülle gediehen. Die Schönheit des Orts ergriff sie wieder mit voller Gewalt, Felicitas sagte leise:

„Es ist doch vielleicht gut, daß man solche Eindrücke nur wenige Male im Leben und nur eine oder ein paar Stunden hat! In diesen Gärten beständig zu schwelgen, müßte die Seele in lauter Entzücken und Weichheit auflösen."

„Ich weiß nicht, wie bald man sich daran gewöhnen würde," versetzte Erich. „Ich weiß nur, daß die Glieder der Grafen- und Grandenfamilie, denen die Inseln gehören, nicht alle in solche Stimmungen verfallen sind. Sehen Sie nachher im Palazzo der Isola bella die Familienbilder an, die da hängen, Sie werden harte, energische und kaltstolze Gesichter genug erblicken. Ich glaube wirklich alles, was der Mensch von Haus aus als sein Eigentum und gutes Recht ansieht, was er nicht erwirbt, oder frei und unerwartet vom Glücke geschenkt erhält, bringt keinen Eindruck hervor und löst in seiner Seele keine Empfindung. Darin hat Ihr Herr Vater gewiß recht, daß es das Unglück des heutigen Geschlechts ist, eine Menge von Dingen, die man sich früher schwer erkämpfen, oder die man sein ganzes Leben ersehnen mußte, mühelos und leicht zu besitzen. Die Gunst des Glücks wird den Menschen zum Recht und rührt ihre Seele nicht!"

Das junge Mädchen sah ihren Begleiter überrascht

und ein wenig zweifelnd an und entgegnete: „Wenn Sie in so vielem mit Papa übereinstimmen, wie kommt's, Herr Franken, daß Sie doch in jeder Stunde mit ihm in einem kleinen Streit sind?"

Erich errötete so, daß Felicitas wünschte, nicht gefragt zu haben. Aber der Blick, den der junge Mann zugleich auf sie richtete, belehrte sie hinlänglich, daß er nicht verletzt sei, ja es war selbst ein Ausdruck glücklicher Befriedigung über ihre Teilnahme in seinem Gesicht:

„Ich habe gefürchtet, daß ich Ihnen so erscheinen würde, Fräulein Felicitas, vielleicht bin ich auch, wie alle meine Landsleute, ein wenig streitsüchtig. Aber es ist nicht das allein, denn Ihr Herr Vater flößt mir das Gefühl aufrichtiger Ehrfurcht ein. Ich würde ihm kaum widersprechen mögen, wenn seine unerschütterlichen Ansichten nicht oft auf die wundeste Stelle meines Innern träfen! Ich habe geradezu ein Gefühl, als ob mir ein Todesurteil gesprochen werden sollte, wenn ich den Herrn Präsidenten dem redlichen Wollen und der Kraft des einzelnen alle Wirkung und alle Zukunft versagen höre. Das Schicksal hatte mich nicht weich gebettet — mein Vater war ein Geschäftsmann, der in ungesegneter Arbeit unter seinen Händen ein kleines Erbe hinschwinden sah und mich und meine Mutter — meine goldne Mutter, liebes Fräulein! — in fast drückender Lage zurückließ. Ich wußte schon damals, daß es mich zur Kunst drängte, aber ich durfte mein begonnenes Studium nicht aufgeben, mußte wider meine Neigungen arbeiten und ringen, bis ich etwas für meine Mutter gesorgt. Nun ein wenig ist mir's gelungen — ich lebe endlich für meine Kunst, und werde den nächsten Winter mit der Mutter in Venedig zubringen, ich hoffe, daß ihr das gut tun soll, nach langer, entbeh-

rungsreicher Zeit. Ich habe alles aus eigner Kraft erringen müssen! — wenn die Verhältnisse, die zufälligen Lagen, in denen der Mensch geboren wird, alles sind, so bin ich nichts und kann nie etwas zu sein hoffen! So fällt es mir schwer, meine ganz entgegengesetzten Ansichten zu verschweigen, und es ist manchmal ganz unmöglich! Ich hoffe, Sie verzeihen mir das!“ —

„Von Herzen!“ sagte Felicitas bewegt. „Nur müssen Sie versprechen, auch meinen Vater nicht falsch zu beurteilen, seine Ansichten scheinen schroffer, als sie sind, und er hat trübe Erlebnisse hinter sich, die ihm diese Ansichten gegeben haben. Aber Sie haben recht — es wäre ein ganz trostloser Gedanke, wenn wir selbst für unser Leben, unser Glück gar nichts zu erstreben und zu tun vermöchten! —“

„Ich denke nicht so hochmütig von der eignen Kraft und weiß recht gut, was ihr die Welt entgegensetzt!“ rief Erich, dem es in dieser Stunde ganz natürlich vorkam, dem anmutigen und doch so ernsten Mädchen sein ganzes Herz zu eröffnen. „Aber ich meine doch, jeder Mensch sollte ein Ziel haben, ein Glück, eine Aussicht oder einen Vorsatz, die er der Welt abringt und die ihm ein Licht im Leben werden. Ich glaube wer das hat, recht hat, der könnte nie ganz unglücklich sein. Und ich fühle auch, daß es ein Tun ist, kein Dulden und Fügen, womit ein solches Ideal gewonnen wird — und darum hänge ich auch so innig an unsren großen Männern des vorigen Jahrhunderts, für die dies alles so gar keinem Zweifel unterlag! Ich verspreche Ihnen aber, daß ich mich um Ihretwillen überwinden und nicht bei jedem Anlaß Meinungen, die Ihrem Herrn Vater herzlich unreif dünken mögen, aussprechen will.“

Felicitas schwieg auf dies Versprechen und sah Erich mit einem Blick an, in dem sich Dank und Vertrauen und doch eine leise Scheu mischten. Bis zu dieser Minute und bis zu dem kurzen Wort „um Ihretwillen“ hatte sie frei und unbefangen neben dem jungen Mann verweilt und war nicht inne geworden, daß der Klang und der Sinn seiner Worte sie stets stärker anzog und ihre Seele mit dem Verlangen erfüllte, mehr von Erichs Leben und Schicksal zu wissen. Jetzt aber traf ihr Blick mit dem Erichs zusammen. Und wie sich die beiden Augenpaare ineinandersenkten und jedes gleichsam strebte, in die Seele des andern hinabzuschauen, war es Felicitas, als müsse sie zurückweichen und ihrem Vater, der nur wenige Schritte entfernt sein konnte, entgegeneilen. Und doch blieb sie, und blickte nur in den See hinaus, um die helle Röte nicht länger wahrzunehmen, die im Gesicht Erichs emporschlug. Felicitas trat einige Schritte gegen den Uferrand vor, der hier nur durch die hohen, starren Aloeblätter eingezäunt war, die von unten herauf wuchsen. Erich folgte ihrem Schritt sofort, und so standen beide in einer inneren Bewegung, die ihnen fremd war und sie halb schreckhaft durchschauerte, am äußersten Rand des schmalen Platzes. Jedes rang nach einem Wort und jedes Wort dünkte sie schal und unpassend, ehe es auf ihre Lippen trat. Sie wagten sich nicht mehr anzusehen; Felicitas nahm die höhersteigende Sonne zum Vorwand, um mit der Rechten ihre Augen vor dem heißern Strahl zu schützen, während doch ihre Linke lässig mit dem Sonnenschirm spielte. Wie sie aber die Hand wieder sinken ließ, glitt diese in Erichs Hand, die sich sanft, gleichsam bittend, um die ihre schloß. Sie schrak nicht zusammen, — ein Gefühl überkam sie, als stehe sie im wachen Traum, und sie

atmete stiller, langsamer, um nicht plötzlich aufgeschreckt zu werden. So blieben Erich und Felicitas einige Minuten nebeneinander, wie Kinder, die das Licht blendet, und als jetzt die Schritte Herrn von Herthers näher erklangen, lösten sich ihre Hände ohne alle Hast, ohne Heimlichkeit. Der Herankommende, dem beide ihre Gesichter zuwandten, hätte leicht noch sehen können, wie sie nebeneinander gestanden hatten, wenn er nur ein wenig rascher hinter die Zedern getreten wäre. Auch war es den beiden jugendlichen Naturen in diesen ersten Augenblicken nicht, als ob sie ein Geheimnis miteinander zu hüten hätten. Erst wie sie im Hinweggehen noch einmal in der gleichen Sekunde sich nach der Stelle zurückwandten, an der sie eben geträumt hatten, erwachte in Felicitas' Seele eine unerklärliche Unruhe, und sie hing sich eilends an den Arm ihres Vaters, um dem Blick des jungen Mannes zunächst nicht zu begegnen.

Achtes Kapitel.

Kabinettsrat Lorberg hielt dem Herzog von Forstenburg kurze Zeit vor der für Herrn von Herther und Erich Franken anberaumten Audienz Vortrag. Er stand vor dem kleinen runden Tisch im Zimmer Herzog Bernhards, legte dem sitzenden Herzog die Papiere vor, die einer Unterschrift bedurften und machte aus andern Papieren kurze Mitteilungen, auf welche er noch kürzere Weisungen empfing. Der Herzog unterschrieb rasch, aber nie ohne zuvor mit scharfem, geübten Blick den Inhalt der Vorlage überflogen zu haben, er entschied meist ohne längres Besinnen, aber ließ sich jede Entscheidung, nachdem der

Kabinettsrat die betreffende Bemerkung niedergeschrieben hatte, noch einmal langsam und deutlich vortragen. Er nickte dann kurz und Lorberg beeilte sich, zu einem neuen Gegenstand überzugehen. Doch war die zweite Post aus Forstenburg heute ungewöhnlich stark gewesen, es mochte wohl eine Stunde vergangen sein und der Kabinettsrat hatte den Inhalt seiner Mappe noch immer nicht vollständig zur Sprache gebracht. Plötzlich aber fuhr der Herzog zwischen die eintönige Vorlesung eines Ministerialberichts über Wegbauten drein und sagte:

„Lassen Sie das liegen für heut' und morgen. Haben sich die Heimerslebener so lange ohne Chaussee beholfen, werden sie wohl auch noch eine kleine Zeit warten können. Wir erfahren inzwischen vielleicht, warum Exzellenz Althen, der solche Dinge sonst selbständig zu entscheiden pflegt, diesmal meinen Konsens will. Und nun sagen Sie noch rasch, was haben Sie mit dem Herrn Tastenschläger vereinbart?"

„Hoheit — der Herr Arsakoff beharrt auf seinen exorbitanten Forderungen. Er legte ein paar Briefe aus Livorno, Genua und Marseille vor, nach denen er dort während des nächsten Monats zu Konzerten erwartet wird und veranschlagt den Ertrag jedes dieser Konzerte zu fünfzehnhundert Franks. Er erwartet Entschädigung dafür und überläßt es der Munifizenz Ew. Hoheit, was ihm nach beendetem Unterricht im übrigen gewährt werden soll. Er zeigte wiederholt seine Bereitwilligkeit für den nächsten Winter in einer passenden Stellung und unter passenden Bedingungen — so drückte er sich aus! — mit nach Forstenburg zu gehen."

„Nicht übel!" sagte der Herzog, eine leichte Rauchwolke, die er vor sich hinblies, mit den Augen verfolgend.

„Ich fürchte, daß wir dem Herrn keine passende Stellung zu bieten haben — passende Bedingungen ganz gewiß nicht. Für hier können wir nicht zurücktreten, schon weil die Platoff ihn protegiert. Er soll die Entschädigung für seine aufzugebenden Konzerte, die ihm vermutlich kein Drittel der Summe eingetragen hätten, haben. Und unser Hausorden mag dreingehen, denn den meint er doch mit dem Appell an meine Munifizenz?"

„Der Herr ist sehr prätentiös, Hoheit!" antwortete der alte Kabinettsrat mit hervorbrechender Entrüstung. „Er wird die Dekoration mit bestem Danke entgegennehmen und dann immer noch ein Cadeau erwarten. Ich habe wenigstens den Eindruck."

„Nein!" sagte der Herzog mit scharfer Bestimmtheit. „Er macht sich kostbar, aber es ist ein Mensch mit Terrainkenntnis. Er weiß ganz gut, daß er außer der Entschädigung für die angeblich vereitelten Konzerte und dem Ordenskreuze von uns nichts erpressen kann."

„Ew. Hoheit befehlen demnach, daß ich dem Herrn Arsakoff seine ungehörigen Forderungen, soweit sie sich auf den Aufenthalt hier beziehen, bewillige und daß der Unterricht Ihrer Hoheit der Prinzessin morgen am Vormittage beginnen kann."

„Ganz genau so!" entschied Herzog Bernhard. „Und nun klappen Sie ihre Mappen zusammen und lassen Herther seinen Schützling bringen. Er würde mir nicht verzeihen, wenn ich lange warten ließe, wo er dabei ist."

Der Kabinettsrat machte seine Verbeugungen und ging. Im Vorzimmer traf er in der Tat den Präsidenten und Erich Franken. Der junge Baumeister hatte einige Mühe gehabt, vollkommen in der vorschriftsmäßigen Toilette zu erscheinen — denn noch am gestrigen Morgen hätte

er an alles eher als an die Möglichkeit denken können, hier seinem Fürsten vorgestellt zu werden. Er stellte sich indes jetzt zu Lorbergs Zufriedenheit in üblicher Weise dar und erweckte bei dem alten Herrn eine Ahnung, daß der kräftige junge Mann mit dem frischen lebensvollen Gesicht dem Herzog nicht mißfallen werde. Verbindlich bemerkte er, daß Se. Hoheit seine treuen Untertanen bereits erwarte und daß er sich freue, nachher beiden Herren an der Tafel des Herzogs zu begegnen. Der Kammerdiener des Herzogs, der vor wenigen Stunden auf der Isola Madre Herrn von Herther aufgesucht hatte, verbeugte sich vor dem letzteren tiefer, respektvoller als sonst — der Handelsgerichtspräsident war in seinen Augen eine sehr wichtige Persönlichkeit in bezug zum Herzog geworden. Er öffnete jedoch diesmal nicht die Türen zum Privatzimmer des Herzogs, sondern die zu einem großen Salon, der die Ecke des Hauses bildete und neben den Wohn- und Schlafgemächern des Fürsten lag. Kaum war der Präsident mit seinem Schützling eingetreten, so erschien der Herzog, reichte Herrn von Herther die Hand und ließ sich Erich, dem sein Landesherr dem Aussehen nach nicht fremd war, vorstellen.

„Ich freue mich, Herr Franken, Ihre Bekanntschaft zu machen. Man hat mir Gutes von Ihrem Talent gesagt und vor allem war Ihr Exposé über unsern Theaterbau im höchsten Grade verständig,“ äußerte der Fürst. „Ich bin zwar nicht Ihrer Meinung, daß unsre Theater, die doch alle Vierteljahrhunderte wegbrennen, Monumentalbauten sein müssen, allein diesen Irrtum einmal zugegeben, hat mich die klare, ruhige Art erfreut, in der Sie auf eine gewisse vornehme Einfachheit der ganzen Anlage und namentlich der Innendekoration dringen.“

„Ew. Hoheit sind sehr gnädig!“ erwiderte Erich. „Wenigstens werde ich mir alle Mühe geben, in der Ausführung die Ansichten festzuhalten, die ich mit meinem Entwurfe vorgelegt habe. Hoheit wissen selbst, welchen Schwierigkeiten bei solchem Anlaß namentlich ein jüngerer Künstler begegnet, der seine Geltung erst erringen soll, und ich erlaube mir daher betreffenden Falls um Ew. Hoheit fürstliches Fürwort und tätiges Wohlwollen zu bitten.“

„In Bausachen habe ich schlimme Erfahrungen gemacht, Herr Franken,“ versetzte der Herzog, indem ein ironisches Lächeln dem strengen Munde einen beinahe liebenswürdigen Ausdruck verlieh. „Ich fürchte, Sie würden bald erkennen, daß Sie meine Macht überschätzt haben und besser getan hätten, sich mit dem Herrn Oberlandbaukommissär gut zu stellen. Indes, was ich vermag, will ich Ihnen nicht versagen. Sie sind ein Sohn des Fabrikanten Karl Franken in Schwersen bei Forstenburg, haben sich auf der Berliner Bauakademie gebildet?“

„Hoheit zu Befehl! — Ich wurde zuerst zum Ingenieur bestimmt, habe Studien für diesen Beruf gemacht, wendete mich dann der Architektur zu!“

„Viel Glück also zu Ihrem ersten selbständigen Bau. Man wird es Ihnen nicht leicht machen bei uns — das kann ich Ihnen voraussagen! Aber dem Mutigen gelingt noch immer manches! — Wie ist's, Herr Präsident, hat die Prinzessin schon das Vergnügen gehabt, Fräulein von Herther bei sich zu sehen?“

„Meine Tochter hat vor einer Stunde, sobald wir von den Inseln zurückkamen, Ihrer Hoheit ihre Aufwartung gemacht!“ antwortete Herr von Herther.

„Wohl — wohl! So hoffe ich, Fräulein Felicitas, wie die beiden Herrn bei der Tafel begrüßen zu können!“

sagte der Herzog, das Zeichen der Entlassung machend. Er trat nach dem Eingang zu seinem Kabinett zurück und ließ Herrn von Herther neben dem jungen Mann die Tür des Salons erreichen. Da, als ob er sich plötzlich auf etwas Vergessenes besinne, rief er dem Präsidenten nach: „Noch ein Wort, Herr von Herther! In Geschäften! Der Herr Baumeister ist so freundlich, Sie in Lorbergs Zimmer zu erwarten!“

Erich verließ augenblicklich den Salon — Herzog Bernhard fand sich mit dem Präsidenten, der so ganz wider Willen sein Vertrauter war, allein. Die Audienzmiene des Fürsten veränderte sich in die Züge von gestern, die gespannt, scharf forschend Herrn von Herther zugewandt wurden.

„Ich habe mir erlaubt,“ — hob der Herzog mit verhaltner Ungeduld an. „Sie waren so freundlich, meinen Wünschen Folge zu geben —“

„Hoheit! ich fürchte, daß ich wenig für Sie Befriedigendes in Erfahrung gebracht habe. Der alte Gärtner auf Isola Madre rühmt sich allerdings, der Oheim von Signorina Nina Peretti zu sein, spricht auch noch von einer zweiten Schwester der jungen Dame — gleichfalls Tänzerin —“

„Ich weiß — Bianca!“ warf der Herzog kurz und, wie es dem Präsidenten vorkam, geringschätzig ein. „Nun, und —?“

„Beide Schwestern haben ein Engagement nach Petersburg angenommen. Nach Aussage des alten Gregorio Peretti hat sich dort Fräulein Nina verheiratet und lebte bis vor einigen Jahren, wo sie den Alten besuchte, in Verhältnissen, die ihm glänzend erschienen.“

„Nach Petersburg also! Und verheiratet?“ sagte

der Fürst kopfschüttelnd und trat ans Fenster, um dem Präsidenten sein Gesicht nicht zu zeigen. „Falls der Alte die Wahrheit spricht — und was sollte er für ein Interesse haben, sie zu verhehlen? — wären unsre Nachforschungen hier zu Ende. Der Gärtner nannte keine Namen?"

„Es schien ihm zu genügen, daß seine Nichten vornehme Damen geworden sind," entgegnete Herr von Herther. „Vielleicht suchen Ew. Hoheit noch Bestätigung dieser Nachrichten in Mailand, jedenfalls dürfen Sie sich über das Schicksal einer Person beruhigen, die Ihnen einst teuer war!" —

„Beruhigen?" fragte der Herzog zurück und wieder fiel der finstre Blick, den Herr von Herther gestern so oft gesehen, auf den Präsidenten, wieder sollte der barsche schneidige Ton eine innere Bewegung des Fürsten verbergen. „Wer heiratet denn solch armes Geschöpf? Bestenfalls ein graugewordener Roué, der noch einen kurzen Sonnenschein ins Haus haben will. Ich danke Ihnen, lieber Herther, daß Sie mir die persönlichen Erkundigungen erspart haben. Ich will Ihrem Rat folgen und übermorgen nach Mailand fahren — Sie begleiten mich hoffentlich?"

Der Präsident verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung. Herzog Bernhard ging einige Male mit großen Schritten im Salon auf und ab — er schien noch etwas äußern zu wollen, was er dann doch unterdrückte. Er verabschiedete endlich mit den Worten: „Auf Wiedersehen bei Tafel also!" Herrn von Herther, der den Augenblick der Entlassung sehnlichst erwartet hatte.

Eine Stunde später fand sich in den beiden großen

Zimmern, die der eigentlichen Wohnung des Herzogs gegenüberlagen, und die Signor Luigi mit großer Gewandtheit in ein Vorzimmer und einen Eßsaal umgeschaffen hatte, die kleine Gesellschaft zusammen, die heute die Ehre hatte, das Diner des Herzogs von Forstenburg zu teilen. Es war inzwischen fast dunkel geworden, schwere Mailänder Seidenvorhänge vor den fünf Fenstern wehrten dem letzten Abendlichte den Zugang und halfen den Kristallkronen, die in dem Vorzimmer und über der Tafel schimmerten, wie der glänzend ausgestatteten Tafel selbst zu ihrem Recht. Die Eingeladenen im Vorzimmer bildeten ein paar strenggesonderte kleine Gruppen, zwischen denen Kabinettsrat Lorberg den Vermittler abgeben mußte. Der Präsident von Herther mit seiner Tochter, neben denen sich Erich Franken hielt, standen dem Eingang zunächst, dann folgten in schweigsamer Abgeschlossenheit zwei alte Herren, Barone von Treuegg, ehemalige Regimentskameraden des Herzogs, die jetzt eine Villa bei Pallanza bewohnten und sich heute vorgestellt hatten, wieder einige Schritte weiter verweilte die Gräfin Platoff mit Arsakoff und einer Frau von Otrepiew, die vor Zeiten einmal den Forstenburgschen Hof besucht hatte und mit Herzog Bernhard heute zusammengetroffen war, als dieser der Gräfin seinen Besuch abstattete. Ganz abseits von allen andern stand im schwarzen Seidenkleide Miß Edith Blake, die ausnahmsweise, und da man auf Reisen war, zur fürstlichen Tafel zugezogen wurde. Die Isolierung der jungen Dame schien eine so peinliche, daß Felicitas von Herther, nach einem fragenden Blick auf ihren Vater sich zu ihr begab, und ein Gespräch mit ihr begann. Die Engländerin antwortete anfänglich einsilbig und mit unverhohlenem Mißtrauen, aber sie entzog sich dem Ein-

druck von Felicitas' Freundlichkeit nicht, und nachdem sie einige Minuten mit dieser gesprochen hatte, flüsterte sie ihr zu: „Wenn Sie es vermögen, Fräulein von Herther, so hüten Sie sich vor der Gräfin Platoff. Sie sinnt Ihnen Übles und ihre gehässige Zunge schont niemand."

„Warum soll ich mich vor ihr hüten?" fragte Felicitas verwundert. „Ich bin ihr kaum vorgestellt, mein Papa hat keinerlei Verkehr mit ihr, sie weiß weder Gutes noch Böses von mir. —"

„Gleichviel," sagte Miß Blake eifriger, aber so leise, daß selbst Felicitas Mühe hatte, sie zu verstehen. „Sie will niemandem wohl, auch meiner armen Prinzessin nicht, nicht einmal dem Herrn Arsakoff, den sie doch protegiert. Ich sah vorhin, als sie eintrat, daß einer ihrer Blicke auf Sie fiel, und wen sie nur ins Auge faßt, dem muß sie etwas antun."

Felicitas begann zu denken, daß die Phantasie der armen Miß Edith in ihrer schweren und verantwortlichen Stellung am Hofe überreizt worden sei. Sie sah ihrerseits nach der Russin hinüber, und konnte nicht das leiseste Anzeichen entdecken, daß sie von der Gräfin Platoff auch nur bemerkt werde. Und doch verursachte ihr die Warnung Miß Blakes eine peinliche Empfindung und ließ sie sehnsüchtig an die goldnen Stunden des heutigen Morgens und des Nachmittags zurückdenken. Im vollen Mittagsschein waren sie von der Isola Madre nach der Isola bella herübergefahren, das heitre Geplauder in der zeltüberdachten Barke hatte sich in ein ernstes Gespräch zwischen ihrem Vater und dem jungen Landsmann verwandelt, ein Gespräch ohne jeden Mißklang, in dem manche innere Übereinstimmung zwischen den so grundverschiednen Männern

zutage getreten war. Schon dies Gespräch und noch mehr der gemeinsame Gang über die Terrassen der Isola bella hatte ihre junge Seele erquickt, und das wundersame Gefühl in ihr genährt, dem sich ungeahnte Herrlichkeiten des Lebens erschließen. Mehr als einmal hatte sich in den Genuß dieser Stunde die Erinnerung an die Minuten eingeschlichen, in denen sie mit Erich in traumhafter Selbstvergessenheit an dem Felsvorsprung von Isola Madre gestanden. Die leise selige Scheu, mit der sie dieser Minuten gedachte, machte unmerklich einem hoffnungsreichen Traum Platz, so oft ihr Blick auf Erich fiel, überkam sie ein glückliches Vertrauen, eine frohe Sicherheit, von deren Grund sie sich keine Rechenschaft geben konnte, der sie sich aber willig überließ. Und hier nun stand alles — das gepreßte, gleichsam aufhorchende Gespräch der Harrenden, das Geflüster in der einen, die lauten stoßweisen französischen Phrasen in der andern Gruppe, die Warnungen der englischen Gouvernante, das gespannte Mißtrauen, mit dem Felicitas nach der Gräfin Platoff hinblicken mußte, die amtsmäßige Freundlichkeit des Kabinettsrats, der an alle Anwesenden von Zeit zu Zeit ein Wort richtete, in so wunderlichem Gegensatz zu dem beglückten Tage! Nur eins blieb sich gleich, die unbefangene Haltung Erichs, die frische ruhige Zuversicht in den Zügen des jungen Mannes, der halb mutige, halb schüchterne Blick, den er manchmal nach ihr herübersandte und den sie nicht zu erwidern wagte.

Sie atmete daher auf, als sich Lorberg plötzlich tief verbeugte, die Flügeltüren sich rasch öffneten, und der Herzog, seine Tochter am Arm, eintrat. Die Prinzessin sah jetzt, in einem blauseidnen Kleid, mit Brüsseler Kanten und mit entblößtem Nacken und Schultern, noch kleiner

und dürftiger aus als in minder großer Toilette. Aber ihr Schritt war lebhafter, ihre ganze Haltung freier, als sich Felicitas erinnerte, sie je in Forstenburg erblickt zu haben. Sie gönnte nach Begrüßung der Gräfin Platoff den sämtlichen Eingeladenen ein Wort, nur an Arsakoff ging sie zu dessen Befremden mit flüchtigem Gruß vorüber. Am längsten blieb sie bei Herrn von Herther stehen, der ihr Erich vorgestellt hatte, — ein kurzes Gespräch über den Theaterbau in Forstenburg ward durch die Meldung des Kammerdieners, daß serviert sei, unterbrochen. Der Herzog näherte sich der Gräfin Platoff, die Ehre Prinzessin Stephanie zu führen, fiel dem ältern Herrn von Treuegg zu, während sich der jüngere des Arms von Felicitas versicherte. Sowie man in das Eßzimmer eintrat, glitt Mühlmann leise an allen vorüber und wies die Plätze an. Der Herzog hatte seine Tochter links, Gräfin Platoff rechts von sich, Felicitas saß zwischen dem pensionierten österreichischen Major und ihrem Vater, Erich Franken fand seinen Platz ihr gegenüber und hatte den Musiker neben sich — den er hier erst beim Niedersetzen begrüßen konnte. Die siegesgewisse Miene, mit der Camillo während des Tages im Hotel seine Bekannten angeschaut hatte, war durch den kühlen Gruß der Prinzessin ein wenig demütiger geworden. Sie ward auch durch die Unterhaltung, die der Herzog mit ihm anknüpfte, nicht erhoben. Noch während der Suppe sagte er, nachdem er ein paar flüchtig-freundliche Worte mit seinen alten Regimentskameraden ausgetauscht, zu Arsakoff:

„Ich vernehme mit Bedauern, daß wir nicht reich genug sind, Sie einen Winter in Forstenburg zu fesseln, und freue mich daher um so mehr, daß meine Tochter

wenigstens hier Gelegenheit hat, ihre musikalische Bildung durch Sie zu fördern!"

Der Virtuos erblaßte leicht und unwillkürlich suchte sein Auge das der Gräfin Platoff. Sie verstand wie er, daß die Äußerung des Herzogs in freundlichster Form eine Versagung seiner Wünsche war, deren Erfüllung er für gewiß gehalten hatte. Und dabei traf ihn ein so spöttischer Blick seiner Beschützerin, sie lächelte so ironisch und befriedigt zugleich, daß er in dieser Minute beinahe Haß gegen sie empfand und sich mit einer gewaltsamen Anstrengung sammeln mußte, um ehrerbietig zu lauschen und zu antworten. Herzog Bernhard fuhr ruhig fort:

„Ich bin Ignorant in der Musik — unsre Lieblingsgötter während meines frühern Aufenthaltes in Italien waren Bellini und Donizetti — auch Verdi, der eben aufkam. Den neuern Bestrebungen stehe ich ganz fern, von Ihren russischen Komponisten führt mir mein Hofkapellmeister nichts vor. Man sagt mir aber doch, daß Sie bedeutende Talente haben, und daß Sie selbst den Versuch machen, in die charakteristische Musik etwas von der Süßigkeit und dem sinnlichen Zauber italienischer Musik einzuführen. Sehr verdienstlich, wenn Ihnen die Mischung gelingt."

„Ew. Hoheit gestatten mir die Bemerkung, daß ich vielleicht einige Aussicht auf Erfolg habe. Ich bin der Sohn einer Italienerin — machte auch den größern Teil meiner musikalischen Studien in diesem Lande.

„In der Tat!" warf der Herzog gleichmütig hin. „Vielleicht findet sich eine freie Viertelstunde für mich, etwas von Ihren Kompositionen zu hören! Erinnern Sie sich, Treuegg, wie wir seinerzeit für die Salessi als

Norma und Nachtwandlerin geschwärmt haben! Sie schwammen gleichsam auf ihren Tönen, und wären am liebsten darin ertrunken."

„Ganz gewiß, Hoheit!" entgegnete der ehemalige österreichische Major. „So wenig beliebt wir im Lande waren, das Land und vor allem seine Musik hatten es uns so angetan, daß ich und mein Bruder hier zurückgeblieben sind, als das Heer, in dem wir gedient, über die Alpen zurück mußte!"

Den Herzog schien die bloße Erwähnung einer unliebsamen politischen Tatsache peinlich zu berühren. Er wandte sich von Herrn von Treuegg hinweg und noch einmal zu Camillo Arsakoff zurück:

„Wird Ihnen nicht auf Ihrem eigensten Felde das Getümmel manchmal zu groß? Wenn ich denke, wie dünn die virtuosen Talente in meiner Jugend noch gesät waren, wie verhältnismäßig leicht die größten Erfolge errungen wurden — und jetzt sehe, wie ein Name, eine Leistung die andre drängt —!"

„Ew. Hoheit haben recht," entgegnete der Musiker und der stolze, selbstbewußte Ausdruck seines schönen Gesichts kehrte wieder. „Niemals vielleicht hat es stärkerer Anspannung und rückhaltloseren Einsetzens des Lebens bedurft, um eine Kraft zu erweisen, die man in sich fühlt. Aber es liegt Sporn darin und ein wunderbar erhebendes Gefühl. Alte Soldaten erzählen, daß in einer großen mörderischen Aktion, wo kaum der dritte Mann am Leben bleibt, die Aufrechtstehenden doppelte Kraft fühlen und immer stärkeres Feuer durch ihre Adern fließt. So ist's im Kunsttreiben der Gegenwart — oder doch beinahe so! Wer nur aufrecht bleiben kann, hat ein Gefühl, auch mehr zu vermögen!"

Der Herzog sah den kecken Sprecher nicht ohne Teilnahme, aber doch ein wenig spöttisch an — Gräfin Platoff bemerkte sarkastisch: „Ihre Gewährsmänner, Camillo, sind vielleicht solche Helden gewesen, die sich in einer Schlacht an den Boden werfen und so die gefährlichste Stunde lebendig, also siegreich überstehen. Das Beste ist immer, sich in einer Position zu befinden, in der man von vornherein der Gefahr zu fallen überhoben ist, und danach trachten, so viel ich weiß, auch sehr vortreffliche Künstler!“

In Camillo Arsakoff wallte bei diesen Worten der Gräfin das italienische Blut seiner Mutter höher, als das russische, das er vom Vater ererbt hatte. Sein Auge funkelte, wie es an fürstlicher Tafel völlig unerlaubt war, und in der wohlklingenden Stimme war ein zugleich gepreßter und zitternder Laut, der mühsam verhaltenem Zorn entstammte. Er warf rasch hin:

„Die Gesellschaft hält manche Position für vortrefflich, die dem, der sie inne hat, minder gut erscheint. Es behagt dem Uhu mit der Kappe auf eine Stange gesetzt zu werden — der Falke will ein wenig höher, um freier um sich blicken zu können. Und dann, wie vieles gilt in dieser Welt für gegeben, das, ach wie mühsam, erst errungen werden mußte!“

„Bravo, Camillo!“ rief die Platoff lachend. „Verwenden Sie das Motiv zu ihrem nächsten Capriccio oder gar zu einer Ihrer großen Phantasien und Sie sind Ihres Erfolges gewiß!“

Die halbgeflüsterten Gespräche rings um die Tafel hatten aufgehört, sobald der Musiker vorhin die Stimme höher erhoben. Die allgemeine Aufmerksamkeit war jetzt ihm und der Gräfin zugewandt und jeder erriet, daß

die allgemeinen Erörterungen einen persönlichen Stachel bargen. Die Prinzessin blickte mit einem Ausdruck schüchterner Bewunderung nach Signor Camillo hinüber und überhörte die leise dem Musiker keineswegs günstige Bemerkung, die Herr von Herther an sie richtete. Der Herzog aber schnitt jede Fortsetzung der Unterhaltung zwischen der Gräfin und ihrem rebellischen Schützling ab, indem er sich zur erstern wandte:

„Wir haben also auch in den nächsten Jahren keine Aussicht, Sie bei uns zu sehen, liebe Gräfin? Daß Sie Forstenburg nicht anzieht, finde ich nur zu begreiflich, allein in Berlin und München und anderwärts würden Sie vieles verändert, größer und glänzender finden, selbst wenn Sie den Petersburger Maßstab mitbrächten."

„Mit aller schuldigen Ehrfurcht gegen Ew. Hoheit und die erlauchten Häuser in Deutschland, und gegen viele liebe Freunde, die ich in diesem Lande habe, muß es gesagt sein, daß mich Deutschland, je länger, je weniger anzieht," entgegnete die Gräfin. „Man wird älter, Hoheit, und hoffentlich reifer. Ich habe in meinen jungen Jahren, wie so viele, das Wort des ersten Napoleon von der deutschen Ideologie für eine sinnlose Phrase gehalten, unter welcher der Korse alles begriff, was ihm unbequem war. Ich bin dahinter gekommen, daß ich Unrecht hatte — diese Ideologie ist wirklich vorhanden, sie ist das stärkste Hindernis eines vernünftigen Weltzustandes, und man könnte einen napoleonischen Haß gegen das Ganze empfinden, wenn nicht das einzelne dabei so unendlich komisch wäre."

„Ideologie, Gräfin?" rief Herzog Bernhard mit ungeheuchelter Verwunderung. „Nun, wahrhaftig, man merkt,

daß Sie über ein Jahrzehnt nicht nach Deutschland gekommen sind! Alles in der Welt sind wir eher als idealistisch! Was uns je heilig und ehrwürdig, oder auch nur lieb gewesen ist, haben wir hinter uns geworfen, wie zerrissene Schuhe — wir marschieren an der Spitze der natürlichen Betrachtung aller Dinge, und unsern paar letzten kümmerlichen Idealisten wird täglich unheimlicher zumute."

„Lassen sich Ew. Hoheit von der Oberfläche der Dinge nicht täuschen!" sagte rasch die Gräfin, die die ganze Unterhaltung mit unverkennbarer Absichtlichkeit deutsch führte. „Haben Sie in Ihren Forsten je eine Überschwemmung gehabt? Wenn man deren Verwüstungen zuerst sieht, scheint es aus mit dem Wald. Die stärksten Stämme sind wie Schilfhalme geknickt, Moos und Rasen mit einer Schlammdecke überzogen — die Quellen sind verschüttet und bilden kleine Sümpfe um sich, es sieht aus, als ob nur noch Schwämme gedeihen könnten. Und doch ist dies alles Täuschung, der unverwüstliche Boden schon wieder bei der Arbeit, die Quellen sickern und rauschen unter der Schlammdecke und werden bald die Rinde abgespült haben, es wächst und schießt schon wieder von allen Seiten empor, und die ganze Zerstörung war verlorne Arbeit! — So ist's mit der deutschen Ideologie, Hoheit, — sie wird lustig und üppig, und zum Schaden der Welt aus der momentanen Bedeckung aufschießen!"

„Uns wird es nicht zugute kommen!" murmelte Herzog Bernhard, welcher der Gräfin mit Spannung gelauscht hatte, kopfschüttelnd.

„Erlauben Ew. Hoheit mir ein Wort!" sagte Herr von Herther von seinem Platze aus. Ihm war, während die Platoff sprach, mit jedem Augenblick schwüler zumut

geworden, und er vermochte jetzt nicht länger zu schweigen. „Die Frau Gräfin hat ein Bild gebraucht, das ich leider für tröstlicher als treffend halten muß. Ich teile den Glauben nicht, daß sich alle guten Geister unsres Volkes wieder erheben werden — aber wenn es so wäre, worüber dürfte man sich mehr freuen, als daß die Arbeit der Zerstörung umsonst gewesen sei, und frische Quellen den Schlamm hinwegspülen?"

„Wer erzählt Ihnen denn, daß es gute Geister sind, von denen ich spreche?" antwortete die Gräfin Platoff und ein zorniger Blick traf den Präsidenten. „Ich habe ein falsches Bild gebraucht, ich hätte viel lieber sagen sollen, dieser deutsche Idealismus sei wie ein Sumpf, der unter scheinbar festem Boden immer wieder hervorquillt. Ich wollte nur ausdrücken, daß ich die Unausrottbarkeit dessen, was Napoleon die deutsche Ideologie nannte, recht lebhaft empfinde."

„Sie müßten sich doch näher erklären, meine Gnädige, was Sie unter der deutschen Ideologie verstehen," versetzte der Präsident, jetzt durch einen besondern Wink des Herzogs ermutigt das Gespräch fortzusetzen.

„Sie verlassen sich darauf, daß das, was ich meine, schwer auszudrücken ist," entgegnete die Gräfin, und ihre Stimme wurde schärfer, während die kleinen Augen erst den Gegner, und dann die gesamte Tafelrunde anblitzten. „Deutsche Ideologie ist der furchtbare Instinkt in Ihrem Volke, der nicht Masse, nicht Herde sein will, der die Welt und das Leben jederzeit von neuem beginnt, und die heiligsten Institutionen erst in der eignen Seele nachschaffen, ein persönliches Verhältnis zu ihnen gewinnen muß, ehe er sie für sich als bindend anerkennt. Deutsche Ideologie ist der Trotz, der an den freien

Willen und die sittliche Persönlichkeit glaubt, nachdem die Kirche und die moderne Wissenschaft gleichmäßig lehren, daß es nichts dergleichen gibt — der Trotz, der sich immer seinen eignen Weg sucht, und die ganze übrige Welt in Verwirrung setzt, weil einfache Berechnungen unmöglich sind!"

Herzog Bernhard lachte über den Eifer der Gräfin, ihm erschien die ganze Unterredung nur unterhaltend. Der Präsident aber fühlte sich in peinlicher Weise berührt, und beinahe verwirrt, ein Teil seiner eignen Anschauungen trat ihm so wunderlich, so häßlich verzerrt, aus den Worten der Gräfin gegenüber, daß er Mühe hatte, den leichtern Ton anzuschlagen, der jetzt und hier durchaus geboten war. Er versuchte zu lächeln und sagte dann:

„Wir würden uns über einen und den andern Punkt, den die Frau Gräfin scharf hervorgehoben hat, vielleicht einigen können. Ich gebe Ihnen vollkommen recht darin, daß die Deutschen das Gefühl ihrer innern Unabhängigkeit in tausend Fällen zu weit treiben, aber es ist mir neu, gnädige Gräfin, die Frage so gestellt zu sehen, wie es Ihnen gefällt, sie zu stellen. Ich möchte doch fragen, worin der Vorzug andrer Völker vor unsrer angeblichen Ideologie bestehen soll, und wie in einem bestimmten Falle der deutsche Instinkt die Welt in Verwirrung setzen könnte?"

„Wir brauchen gar nicht weit zu suchen, die alltäglichsten und einfachsten Fälle genügen," erwiderte Gräfin Platoff und sah den Präsidenten mit einer Miene an, die am ganzen Tische nur Camillo Arsakoff verstand. „Nehmen Sie an, zwei gute Familien, eine deutsche und eine französische oder russische — gleichviel! — reisen zu

ihrem Vergnügen und haben die erwachsene Tochter vom Hause bei sich. Es sei ein Schwarm von jungen Laffen um beide, Abenteurer, Streber, jugendliche Narren, die es für eine Kleinigkeit ansehen, auf eine oder die andre Weise in eine gute Familie hineinzukommen. Die jungen Damen folgen beide dem Zuge ihres Alters und begehen die Torheit, eine Neigung für je einen ihrer angeblichen Anbeter zu fassen. Wohlgemerkt, Herr Präsident, die Herren passen in keiner Weise zu den Wünschen und Absichten der Familie, verdienen in keiner Weise ein besondres Glück! — Was wird nun geschehen? Die junge Französin wird einfach erinnert werden, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern um ihrer Familie, um des ganzen sozialen Zusammenhangs willen auf der Welt ist, man wird ihr sagen, daß sie zu tun hat, was ihre Mutter und Großmutter und Urahne getan haben, und es wird nicht einmal schwer sein, sie zu überzeugen. Denn der französische Abenteurer ist immer noch ehrlich genug, sich für das zu geben, was er ist, und lachend abzuziehen, wenn ihm sein flüchtiger Plan mißglückt. Die kleine Deutsche aber? Sie nimmt sich das Recht, was in ihrem Volke althergebracht ist, sie fragt nichts nach ihrer Familie, sie folgt dem Instinkt, der mit jedem Einzelleben die Welt von neuem beginnt, sie erklärt die flüchtige Wallung ihres Blutes für den Zug ihrer Seele. Und der deutsche Abenteurer, der nichts hat, nichts ist, nichts gilt, fühlt sich als berechtigtes Ich, versetzt sich in gewaltiges Pathos und spricht von seiner unerschütterlichen Empfindung. Ist's nicht so, mein Herr? Und kraft der deutschen Ideologie werden die beiden jungen Toren und nicht die Welt, nicht die Familie mit ihren klarsten Ansprüchen, recht behalten, und wie im Kleinen, so ist's im Großen."

„Alle Wetter, Gräfin, Sie gehen aber erbarmungslos mit uns ins Gericht!“ fiel der Herzog ein, ehe Herr von Herther eine Antwort zu geben vermochte. Seinem Takt war nicht entgangen, daß die scharfe leidenschaftliche Aussprache der Russin abermals einen persönlichen Stachel barg. Der Zusammenhang war ihm unklar, — doch der Präsident erbat mit raschem Blick die Erlaubnis, noch etwas erwidern zu dürfen, und sagte mit einer Ruhe, die er während der ganzen Unterredung nicht gezeigt:

„Ihre Hoheiten und die Herrschaften sämtlich werden mich entschuldigen, daß ich mich nicht überwunden bekenne. Ich nehme Ihren hypothetischen Fall auf, Frau Gräfin, und erlaube mir Ihnen zu sagen, Sie unterschätzen wenigstens in einzelnen Fällen das Wesen der deutschen Ideologie. Die junge Deutsche, von der Sie sprechen, wird allerdings nicht um der sozialen Institutionen willen, aber aus eigner sittlicher Kraft eine törichte und zukunftslose Neigung überwinden. Sie wird mit freiem Willen ein höheres Opfer als die Französin bringen, sobald ihr klar gemacht wird, daß ihr Gefühl ein Irrtum ist oder das Herz andrer, die sie länger und ernster liebt, im tiefsten verwundet!“

Gräfin Platoff machte eine Bewegung, welche andeuten sollte, daß sich solchem Glauben nicht widersprechen lasse. Auch im übrigen ward es so still in dem großen glänzend hellen Raume, als ob sich eine Gesellschaft von Stummen um die fürstliche Tafel reihe. Es war in diesem Augenblick von Wert, daß die herzoglichen Lakaien und die Hoteldiener etwas geräuschvoller als zuvor servierten, und Herr Mühlmann, der Kammerdiener des Herzogs mit der silbernen Platte klirrte, auf der er

Lacrimae Christi herumbot. Er mochte vor dem bleichen Gesicht erschrocken sein, das ihm Fräulein von Herther, als sie den Wein zurückwies, zugewandt hatte. Gleich darauf blickte Felicitas ruhig wieder ihren Nachbar an und warf leicht hin, daß es in dem Zimmer drückend heiß geworden sei. Sie konnte damit nicht hindern, das sich, dem Auge des Musikers folgend, die Blicke beinahe der ganzen Gesellschaft heimlich forschend nach ihr und dann nach Arsakoffs jungem Tischnachbar hinrichteten. Nur der Präsident vermied es, seine Tochter anzusehen, er nahm alsbald und ehe noch irgendwer sprach, eine vorhin abgebrochene Unterhaltung mit seiner Tischnachbarin, der Frau von Otrepiew, auf, die von dem ganzen Vorgange nichts begriffen hatte und ihm zuflüsterte: „Eine höchst geistreiche Frau, die Platoff — aber finden Sie nicht, daß Sie in all ihren Ansichten ein wenig schroff, beinahe extrem ist?“

Herrn von Herthers Antwort verklang in dem Geräusch allgemeiner Gespräche, zu denen der Herzog durch rasch umhergestreute Scherzworte und eine laute Unterredung mit seinen alten Regimentskameraden ermutigte. Auf einen Wink des Fürsten an seinen Kammerdiener folgten sich die Gerichte und Weine rascher und erhöhten wenigstens bei einigen der anwesenden Herren die Stimmung. Nur die vier jüngsten Mitglieder der Gesellschaft sprachen jetzt fast nichts. Prinzessin Stephanie, deren Blick vorhin teilnehmend auf Felicitas geruht hatte und dann fast unmerklich zu Erich Franken hinübergeglitten war, hatte sich von der resignierten Miene Arsakoffs und seinem schwermütigen Augenaufschlag neu fesseln lassen, und übersah selbst die stumme Erinnerung, die ihr von Miß Ediths Gesicht zuteil ward. Felicitas von

Herther hatte ihre Ruhe wiedergewonnen, aber kein Hauch von Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück. Sie sah an dem verdüsterten Ausdruck von Erichs offenem Gesicht, daß auch er vollkommen die gehässige Anklage der Gräfin, wie den herben Ausspruch ihres Vaters verstanden hatte. Sie fühlte mitten in dem tiefen Leid, das sie erfüllte, freudigen Stolz über Erichs Haltung. In dem fremden glänzenden Kreise, in dem ihm soeben eine kaum halb entkeimte Hoffnung zertreten ward, behauptete er ernste Fassung und entlockte selbst, ohne es zu wissen, dem Herzog eine beifällige Äußerung. Herzog Bernhard sprach jetzt zur Gräfin Platoff allein und hatte in bezug auf das Vorangegangene nur die Frage an sie gerichtet: „Was haben Sie wider die Herthers, liebe Gräfin? Sind Sie von ihnen beleidigt?"

„Das wäre unmöglich, Hoheit," versetzte die Gräfin, den Kopf zurückwerfend. „Sie langweilen mich — das ist alles! Und dann im Ernst: ich billige Mißheiraten nach oben und unten nicht!"

Das Auge des Herzogs funkelte zornig — er erriet, daß die Gräfin damit auf die gescheiterten Verhandlungen wegen der Heirat der Prinzessin Stephanie anspiele. Aber er beherrschte sich ehern und begnügte sich, das Thema der Unterhaltung rasch zu wechseln:

„Der junge Künstler, den Sie protegieren, und für den ich leider nicht tun kann, was er zu wünschen scheint, ist aus guter Familie?"

„Das läßt sich nicht sagen, Hoheit! Bei einem Künstler fragt niemand danach," entgegnete die Platoff. „Sein Vater war ein reicher erblicher Ehrenbürger von Twer, der in Petersburg sein Vermögen verschwendete und eine Tänzerin der italienischen Oper — eine

Peretti — heiratete, die ihm den Rest vollends aufräumen half."

„Peretti — Nina Peretti?" fragte der Herzog so laut, daß der Name bis zu dem Musiker hinüberklang. Trotz aller Herrschaft, die der Fürst über sich selbst übte, entging dem scharfen Auge der Gräfin sein Auffahren und der veränderte Ausdruck seines Gesichts nicht, um so gleichmütiger sprach sie fort:

„Nina Peretti! ganz recht — sie hatte noch eine Schwester im Haus, die gleichfalls einige junge Männer ruiniert hat. Kannten Ew. Hoheit die Dame?"

„Ich sollte es glauben," antwortete der Herzog jetzt wieder mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Wir hatten 1850 in Mailand eine reizende Tänzerin dieses Namens — ich erinnere mich ihrer gut genug! — die schöne Peretti also war die Mutter Ihres Virtuosen?"

Er brach ab, ohne die Antwort abzuwarten — er wußte, daß ihn die Gräfin unausgesetzt beobachtete, aber er versagte sich nicht, den jungen Mann sich gegenüber einmal und noch einmal scharf prüfend anzusehen. Allmählich war es ihm, als schauten ihm aus den Zügen des Musikers einst vertraute Züge entgegen, und er überließ sich in einer ihm selbst unerklärlichen Bewegung diesem Eindruck. Fast gleichzeitig mit der Gräfin hatte auch Camillo Arsakoff voll Spannung wahrgenommen, daß der Blick des Herzogs wiederholt auf ihm ruhe. Niemand sonst an der Tafel achtete darauf — alle waren von andern Gedanken erfüllt. Man erhob sich endlich und ging durch das Vorzimmer und über den Vorflur nach dem großen Ecksalon, in dem der Herzog vor dem Diner den Präsidenten von Herther und Erich Franken empfangen hatte. Hier sollte der Kaffee genommen

werden — die Türen zum Balkon und die Fenster nach dem Lago Maggiore hinaus waren geöffnet — von jedem Platz des großen Raumes aus ließ sich über Terrassen und Gärten der Flutspiegel im ersten schwachen Mondlicht schauen. Die Schönheit des Anblicks ergriff die Eintretenden so, daß sie unwillkürlich zu den Fenstern eilten. In vollen Zügen sogen alle die frischere und doch so düftereiche Abendluft ein, die vom Wasser und den Gärten emporstieg. Indem der Herzog auf den Balkon hinaustrat, winkte er seinen Kabinettsrat Lorberg zu sich heran und sagte nachdrücklich und in jenem Tone, gegen den der Alte nie einen Widerspruch gewagt hatte:

„Ich habe mir die Sache mit Herrn Arsakoff noch einmal überlegt, Lorberg! Ich will meiner Tochter die Freude machen, den berühmten Musiker für Forstenburg zu gewinnen. Schließen Sie auf seine Bedingungen mit ihm ab — noch heute, wenn Sie wollen, jedenfalls morgen! Kommen Sie hierher, Frau Gräfin — hierher Herther — hier ist der Blick auf die Lichter der Fischerinsel am schönsten!“ fügte er lauter hinzu, ohne den bestürzten Kabinettsrat weiter zu beachten.

Erich Franken hatte einen einsamen Platz am äußersten linken Fenster des Salons gefunden. Seine Träume hier waren minder licht als die des Morgens und Nachmittags. Plötzlich aber trat Felicitas von Herther zu ihm heran und sagte leise, doch mit vollkommen fester Stimme zu ihm: „Mein Vater hat vorhin mit Recht gesagt, daß die Deutsche jedes Opfer bringen wird, wenn ihr klar wird, daß ihr Gefühl ein Irrtum war! Sie hat keine Ursache, an einen Irrtum zu glauben und glaubt an keinen!“

Ehe Erich ein Wort zu erwidern vermochte, war Felicitas davongeglitten und stand zwischen der Prinzessin und ihrem Vater auf dem Balkon. Zu diesem aber brausten jetzt die Klänge der Garibaldihymne empor, mit der die italienische Regimentskapelle, die am Nachmittag von Mailand gekommen war, den ehemaligen Soldaten von Novara begrüßte.

Zweites Buch

Neuntes Kapitel.

Eine Februarnacht im kältesten Nachwinter, der seit einem Menschenalter geherrscht hatte, lag über der Residenz Forstenburg. Die mäßig große Stadt, in ihren neueren Teilen weitläufig gebaut, war ohnehin an Winterabenden nicht sehr belebt, und heute hatte die strenge Kälte alles, bis auf ein paar vereinzelte Gestalten und bis auf die frierenden Schildwachen vor den herzoglichen Gebäuden, in die Häuser gescheucht. Die beiden wohleingehüllten Männer, die aus der altberufenen Weinstube des Hofküpers Lotichius in der Nähe des neuen Residenzschlosses traten, hätten Ursache gehabt, die winterliche Schönheit der nächsten Umgebung zu bewundern. Fester Schnee am Boden, der unter jedem Schritt knirschte, weißglitzernde Wolken um die prächtigen alten Bäume der Alleen, zwischen denen halbbeeiste Laternen phantastisch brannten, empfingen die beiden. Sie waren inzwischen so in ihr Gespräch vertieft, daß sie nicht einmal auf den seltsam rötlichen Schein achteten, der im West und unmittelbar hinter der alten Stadt den kaltklaren Winterhimmel langsam wachsend überhauchte. Der eine von beiden sagte lachend:

„Ich hätte es denken können, daß dir unser heimgekehrter Doktor minder behagen würde als sein goldmähniger Bruder, der Professor draußen. Der Doktor war schon als Student schneidig und spitzig wie eine

Lanzette, und die Polarfahrt hat ihn doppelt geschliffen; aber es ist Rasse in dem Burschen, und ich mag es leiden, Erich, wenn sich die Natur so unverhohlen kundgibt."

„Daran kann ich wenig Freude finden," erwiderte der Erich Angeredete, der mit festern, ruhigern Schritten neben dem trippelnden und gelegentlich aufstampfenden Genossen herging. „Wer sich von dieser kalten Sicherheit, die im Grunde nur Brutalität ist, imponieren läßt, tut es auf seine Gefahr. Mit Max Lohmer hat dieser Bruder nichts, auch gar nichts gemein, als den Namen des Vaters und — vielleicht! — die naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Ich verspreche unsrem kleinen Kreise, den wir hier doppelt hüten sollten, wenig Gutes von seiner Gegenwart."

„Du hast dich über ihn geärgert!" rief der andre. „Seine Bemerkung, daß er seinerseits lieber als der letzte Troßknecht mit der siegenden, denn als General mit der geschlagenen Armee marschieren wolle, traf dich, ohne daß es Doktor Paul wußte, persönlich."

„Wenigstens war sie für ihn höchst charakteristisch!" versetzte Erich. „Ich glaube übrigens, daß sie ganz persönlich sein sollte, denn Doktor Paul Lohmer ist durchaus der Mann, der sich unmittelbar nach seiner Rückkehr über die Verhältnisse unser aller orientiert hat, und so galt seine Bemerkung ohne Frage meinem in seinen Augen unverantwortlichen Standeswechsel."

„Du tust ihm vielleicht unrecht — aber was ist das dort drüben?" unterbrach sich der Sprecher. „Dort rechts hinter dem alten Schlosse! Ein Feuerschein nach der Gegend von Altheimersleben — es muß dort ein großer Brand sein."

„In Altheimersleben? Dort?" fragte Erich Franken, der neben dem Genossen mitten in der Allee stehengeblieben

war und mit kundigem Blick den geröteten Himmel und die Rauchwolke, die am Horizont hinzog, übersah. „Das ist viel näher — beim alten Schloß selbst — oder im alten Schlosse!"

„In der Forstakademie?" versetzte in ungläubigem Tone sein Genosse und riß jetzt den jungen Baumeister zu rascherem Ausschreiten mit sich fort, so daß beider Tritte die menschenleere Straße hinabhallten. „Eine schöne Fastnachtsbescherung bei solcher Kälte und zehn Minuten vor Mitternacht. Aber du hast recht, dort steigt eine Feuersäule über den Dächern der Altstadt empor — es muß bei dem alten Schlosse sein."

„Es ist das alte Schloß!" rief Erich Franken, immer wieder stehenbleibend, um sich zu orientieren. „Nur dies hat eine so hohe Lage, daß wir von hier aus die Flammen sehen können! Vorwärts, Konrad, — wir müssen sogleich hin, an der Hauptwache vorüber!"

„Abgeschaffter Feuerlärm ist eine weise Einrichtung," brummte der andre, jetzt neben Erich herstürmend. „Die Forstenburger werden auch ohne den Lärm heute um ihren Schlaf kommen. Hörst du — da rappelt sich's.

In der Tat wurden in der breiten Straße Fenster aufgerissen, mehr als ein Aufschrei und bestürzter Anruf drang zu den Eilenden herab — da und dort öffnete sich eine Haustür und einzelne Männergestalten eilten gleich Erich und seinem Begleiter dem Feuerscheine nach, der immer glühender und größer ward. Auf dem freien Platz bei der Hauptwache, wo schon lautes Getümmel herrschte, wo eben ein Zug der Wachmannschaft abmarschierte und sich die behelmten Wehrleute der städtischen Feuerwehr in fliegender Hast um ihre Spritzen und Wagen sammelten, war kein Zweifel über den Herd des großen Brandes

mehr möglich. Die große Fürstenstraße hinab erkannte man deutlich jenseits des Orlachflusses die riesigen Mauern des alten Schlosses, über dessen Giebeldächern die Feuersäulen hervorbrachen und auf Augenblicke aus den schwarzgrauen, rotdurchhauchten Dampfwolken prächtig aufglühten. Mit jedem Schritt weiter die Straße hinunter bot die winterstille Residenz einen durchaus veränderten Anblick. Wie immer der Ruf, daß das alte Schloß, der Sitz der berühmten Forstakademie, in Flammen stehe, zu den Schläfern gedrungen sein mochte — ganz Forstenburg schien erwacht. Gegen das Fürstentor und die Orlachbrücke zu mußten sich die beiden jungen Männer schon durch ein dichtes Gedränge winden, in dem nur einzelne, den Baumeister Franken und seinen Freund, den Ingenieur Konrad Hiller, erkennend, willig Platz machten. Hier klangen bedauernde, klagende, entrüstet polternde Stimmen, dazwischen Befehlsrufe und hastige Meldungen zu einem unbeschreiblichen Stimmengewirr zusammen. Die Tritte der Hunderte auf dem hartgefrornen Boden, der Hufschlag der Pferde, das Rädergerassel der herzustürmenden Spritzen vermehrten den Lärm. Vor aller Augen stand hier das Unheil, das Konrad Hiller in die Worte zusammenfaßte: „Das Schloß ist verloren. Die Flamme steigt von unten nach oben — die Bibliotheksäle brennen!“

Erich vermochte nur stumm bekümmert zu nicken. In seiner nächsten Nähe hatte sich ein Trupp Studenten der Forstakademie zusammengefunden, die abwechselnd über die mangelhafte Leitung der Löschanstalten und das späte Herankommen der Hilfe schalten. Erich trat rasch zu ihnen, sprach sie, da er einige von ihnen kannte, ohne weiteres an und unterbrach ihre leidenschaftlichen Erörterungen:

„Meine Herren — alles Schelten ist jetzt völlig nutzlos, und wer Schuld trägt, werden wir auf diesem Platze schwerlich aufklären. Aber vielleicht können wir etwas zur Rettung beitragen — dort der rechte Flügel des alten Schlosses ist vom Feuer nur am Dachgiebel beleckt!"

„Sie haben recht, Herr Franken!" versetzte einer der Studierenden. „Niemand scheint an die wissenschaftlichen Sammlungen zu denken."

„Nun, das ist auch eher unsre als Sache der Feuerwehr," rief Erich aus. „Also kräftig durchgedrückt, meine Herren, daß wir dort hinüberkommen. Wir brauchen die Brücke nicht, die ganze Orlach ist glatt und fest wie ein Brett."

„Ja doch! Die Feuerwehr merkt's auch, daß es hier nur Eis und kein Wasser gibt, scheint aber wenig erbaut davon," brummte Hiller, indem er sich dem kleinen Trupp anschloß, der sich eilig in Bewegung setzte. Der Raum zwischen dem Tor und der kleinen Anhöhe, auf der sich das alte Schloß erhob, war mehr als taghell, die Flammen leckten und leuchteten zu allen Fenstern des großen Mittelbaues heraus — und färbten den Schnee mit einem zauberhaften rosigen Schein. Erich, Konrad Hiller und die Studenten wollten eben ein paar Stufen, die rechts von der Brücke zum Flusse hinabführten, niedersteigen, als sie sich unerwartet aufgehalten sahen. Aus dem Getümmel heraus ragte die Gestalt eines Reiters auf starkem schwarzen Rosse. Es war der Herzog, der vor wenigen Minuten von der Klosterstraße und dem neuen Residenzschlosse her auf dem Schauplatz des Unheils erschienen war und soeben einige rasche Befehle erteilt hatte. Er lenkte sein Pferd gegen die Stufen und die Schaar junger Männer heran, die über den Fluß wollten.

„Wohin?“ fragte er, Erich erkennend, kurz.

„Nach dem rechten Flügel, Hoheit!“ erwiderte der Architekt, in der Richtung deutend, in welcher er die Studenten zu führen gedachte.

„Wohl, Herr Baumeister!“ versetzte der Herzog, sein Auge bereits wieder der Orlachbrücke und der jenseits aufgefahrenen Spritzenreihe zuwendend. „In der kleinen Sammlung von Hirschgeweihen hängt ein altes Bild Herzog Eberhards — wenn Sie das mit in Sicherheit bringen könnten, wäre ich Ihnen zu Dank verpflichtet.“

„Zu Befehl, Hoheit!“ rief Erich schon von der Eisdecke des Flusses aus, die er mit seinen Genossen so rasch überschritt, daß er die Worte nicht vernehmen konnte, die der Herzog zu seinem Adjutanten äußerte:

„Haben Sie gehört, Stecknitz? Die Sammlungen werden sie mit allem wissenschaftlichen Geröll retten — unser Ahnenschloß mag in Gottes Namen abbrennen. Warum waren wir die Toren, es zur Forstakademie herzugeben! Sind die Burschen noch nicht mit den Wasserlöchern zustande?“

Unbekümmert um die Warnung seines Adjutanten sprengte er links von der Brücke zum Bett der Orlach hinab, wo eine Anzahl von Männern mit dem Aushauen großer Wasserlöcher beschäftigt war. Das Eis krachte hier unter den Schlägen der Hauen und dem Tritt der Pferde — der Herzog achtete gar nicht darauf. Wie er straff im Sattel saß, den grauen Reitermantel, unter dem die Uniform seines Dragonerregiments sichtar ward, lässig umgehängt, die Feldmütze in die Stirn gedrückt, mit bereiftem Barthaar, bot er ein Bild bewußter Kraft, und sein Anblick flößte den Arbeitenden Furcht und größere Energie zugleich ein. Er ritt ans Ufer zurück über die

Brücke und erteilte überall kurze Weisungen. Der Kastellan der Forstakademie, dessen Wohnung am Haupteingang des alten Schlosses soeben unter den Trümmern des einstürzenden Torbogens begraben ward, sah sich vor den Fürsten gerufen, der vom Pferd herab den zitternden und völlig fassungslosen Mann mit Fragen bedrängte:

„Wann kam das Feuer aus? Was wissen Sie über die Ursache? Wer brachte die erste Hilfe zur Stelle?"

„Hoheit — ich und meine Frau schliefen! Das Schloß brannte bereits bis zum Giebel hinauf, als wir von dem Geprassel und dem Brandgeruch erwachten. Das Feuer muß in der Bibliothek ausgekommen sein!"

„Also Resultat wissenschaftlichen Fleißes!" sagte der Herzog. „Wer studiert noch zu so später nächtlicher Stunde in der Bibliothek?"

„Hoheit, es ist verboten, die Bibliothek am Abend mit Licht zu betreten."

„Ich frage, was geschehen, nicht was verboten ist!" rief der Herzog rauhen Tones. „Was wissen Sie sonst — oder wissen Sie von nichts, als daß der Brand Sie aus dem Bette gejagt hat?"

„Ich weiß von nichts," stotterte der Kastellan, dem gefürchteten Auge Herzog Bernhards ausweichend. „Ich habe gegen neun Uhr die befohlene Runde in der ganzen Akademie gemacht — alles war in Ordnung."

„Natürlich war alles in Ordnung und ist's auch jetzt!" wendete sich der Herzog, dem händeringenden Kastellan den Rücken kehrend, zu Herrn von Stecknitz, der hinter ihm hielt. „Die Sache ist nichts, wenn nur die Verantwortung abgewälzt werden kann. Halten Sie für möglich, daß der Brand in der Bibliothek ausgekommen ist, ohne daß irgend ein Bücherwurm mit Licht in den Zimmern umherirrte?"

„Doch, Hoheit!“ versetzte der Adjutant, bemüht, den Zorn des Herzogs zu beschwichtigen. „Wenn irgend jemand in den Vorzimmern der Bibliothek, wo es von Journalen und Papieren wimmelt, eine brennende Zigarre liegen ließ —“

„Ist es verboten, die Akademie mit brennender Zigarre zu betreten?“ unterbrach ihn der Herzog.

„Natürlich!“ entgegnete Herr von Stecknitz und riß sein Pferd, das sich zu nahe an das des Herzogs herandrängen wollte, mit scharfem Zügeldruck zurück.

„Natürlich,“ spottete der Herzog dem jungen Offizier nach. „Natürlich ist alles Erdenkliche verboten und geschieht alles Erdenkliche! Hallo da — ein paar dichtere Strahlen auf den dritten Giebel, oder der rechte Schloßflügel geht den Weg des Ganzen!“

Der letztere Zuruf war an den Hauptmann der städtischen Feuerwehr gerichtet, der hier vier Spritzen zugleich aufgestellt hatte und sich augenblicklich zum Herzog hinwandte:

„Wir zwingen es schwerlich, Hoheit! Das Wasser gefriert uns in den Eislöchern und in den Schläuchen. Ich habe nach den Marienbädern geschickt und dort einheizen lassen, um erwärmtes Wasser zu bekommen. Vielleicht dann! — vorwärts ihr Leute — mit Nummero drei näher an den dritten Giebel heran. Er stürzt euch noch nicht auf die Köpfe!“

Der Herzog nickte und ritt dann zu den paar Kompagnien Soldaten, die inzwischen auf dem Platze angelangt waren und bereits eine Linie zwischen den eigentlichen Löschmannschaften und dem Gewoge der mehr oder minder müßigen Zuschauer bildeten. Das unerfreuliche Ereignis mußte ganz Forstenburg erweckt und hierher gerufen haben;

längs der Orlach standen Tausende von Einwohnern der Residenz und sahen, der Winternacht trotzend, auf das prächtig-düstre Schauspiel. Die kleinern Giebel und phantastischen Erhöhungen des alten Schloßbaues, die Dächer waren längst in den Mittelraum hinabgestürzt, aus den Umfassungsmauern stieg die Flamme stets höher in einer gewaltigen Säule empor und überschüttete den Schnee der umgebenden Anlagen, die Ufer und die Eisdecke des Flusses mit einem Funkenregen. Von Zeit zu Zeit wurden ganze Wirbel brennenden Papiers in die Höhe geschleudert, halbglühende, halbverkohlte Blätter und Bücherdeckel fielen in die Massen der Zuschauer hinein — und mit banger Besorgnis blickte man von allen Seiten nach dem rechten Flügel des Schlosses, der, wie man wußte, die Sammlungen der Forstakademie außer der Bibliothek barg. Noch schien es zweifelhaft, ob dieser Teil des stattlichen Baues selbst gerettet werden könne, und niemand konnte von hier aus erkennen, was man aus ihm zu bergen vermocht hatte.

In der Tat waren Erich Franken und Konrad Hiller mit dem Dutzend Studenten, die ihnen folgten, die ersten gewesen, die das hintere Tor des Flügels und die Seitentreppe, welche hier zu den wissenschaftlichen Sammlungen emporführte, erreicht hatten. Mit rascher Besonnenheit hatte der Ingenieur noch einige von den Feuerwehrleuten zu sich herangerufen, und man war im Begriff, das Tor gewaltsam mit Axtschlägen zu eröffnen, als in atemlosem Lauf einige andre Männer hinzukamen, denen zu Erichs Freude der Professor Max Lohmer voranstürmte, der seine Amtswohnung in diesem Schloßflügel hatte. Zitternd, aber ohne Zögern schloß er das Tor auf und rief den Freunden, die er hier vorgefunden, zu:

„Nur einen Augenblick noch — die Schlüssel zu den Sammlungen sind in meinem Zimmer und in Hellfelders Mikroskopierzimmer! Zuerst die Sammlung der Forstprodukte! dann die zoologische, zuletzt das Herbarium! Gott sei Dank, daß ihr da seid."

Er eilte auf den breiten Gang, von dem die Treppe emporstieg, die Kerzen, die er in seinen Wohnräumen entzündet, erwiesen sich unnötig, von der roten Helle des Brandes im Mittelbau fiel durch die hohen Fenster des Ganges und der Treppe Licht genug herein. Die Fenster selbst waren von der Glut schon großenteils gesprungen, oder sprangen klirrend, während die jungen Männer nach den Weisungen des Professors und Erichs, der hier vollkommen zu Hause war, zu den Sammlungen eilten und nach einer fliegend hastigen Beratung, die Lohmer, Hiller und Erich hielten, die Räumung begannen. Der Professor bezeichnete den Hof und die Räume des nahegelegenen Gymnasiums als die besten Zufluchtsstätten und sandte den Sammlungsdiener, der sich gleichfalls herzugefunden hatte, vorauf, um die Aufnahme zu erwirken. Mitten in die Geschäftigkeit hinein, die hier herrschte, klang eine klare, aber eigentümliche scharfe Stimme:

„Seid ihr denn toll, daß ihr mit dem Gerümpel hier oben anfangt? Max' Sammlungen, das einzige, was Wert hat, stehen in nächster Gefahr, geröstet zu werden, und ihr schleppt die Holzproben und alten Vogelbälge hinweg!"

Der so sprach, war ein hochgewachsner, sehr schlanker junger Mann mit dunklem Vollbart und Haupthaar. Im unbestimmten Licht der Flamme erschien sein Gesicht rötlich angehaucht, und doch wäre erkennbar geblieben, daß es ein blasses Gesicht mit feinen Zügen, mit dem Aus-

druck höchster nervöser Reizbarkeit war, was sich Erich und Professor Max Lohmer zuwandte, hätte hier nur irgendwer darauf achten wollen. Die hastig und energisch Arbeitenden hatten ihn bereits an der Stimme erkannt, und der Professor entgegnete ruhig:

„Du irrst, Paul! Die Dinge hier sind Staatsgut und ich muß sie nach meiner Instruktion zuerst retten, es wird dann wohl noch Zeit für meine Sammlungen bleiben."

„So gib mir die Schlüssel — ich habe kein Staatsdienergelübde geleistet, was mich zu Don Quixoterien zwänge!" sagte Doktor Paul Lohmer hörbar ungeduldig. „Gib mir drei oder vier von den Leuten."

„Wir haben hier keine Leute — wir sind alle freiwillige Helfer. Nachher — nachher, Paul! — glaubst du wirklich, mir läge nichts daran, die Resultate meiner Arbeiten zu behalten? Aber eins nach dem andern, jedes Durcheinander wäre hier vom Übel."

Diese Unterredung ward geführt, während unter des Professors und Erichs Leitung Schränke, Glaskästen und lange Holzkästen rasch aus den Zimmern, die Treppen hinab und über den Hof des alten Schlosses getragen wurden. Doktor Paul stampfte ärgerlich mit dem Fuße und warf gegen Hiller, der unausgesetzt das herüberdrohende Feuer beobachtete und mit einer Handspritze, die er im Gang vorgefunden, die glühenden Fensterkreuze löschte, die Bemerkung hin, daß er sich erst wieder gewöhnen müsse, unter Narren zu leben. Da ihm der Ingenieur keine Antwort hierauf gab, bequemte er sich, bei der Rettung des zoologischen Kabinetts Hand mit anzulegen, und betätigte dabei von der ersten Minute an große Gewandtheit und Umsicht. Die Arbeit schritt rüstig

vor und fand bald noch mehr freiwillige Helfer. Denn eine gute Anzahl von Forststudenten, die sich unter den Zuschauern befanden, eilten ihren Kommilitonen zu Hilfe, sobald der Herzog den Befehl erteilt hatte, die grünen Pikeschen ungehindert passieren zu lassen. In weniger als einer Stunde waren, unter höchsten Anstrengungen aller einzelnen, zwei Sammlungen in das völlig sichere Gymnasium hinübergerettet — man konnte jetzt auch an die Bergung des großen Herbariums gehen. Im Augenblick, wo die sämtlichen Nummern des Kabinetts mit den mächtigen und besonders merkwürdigen Hirschgeweihen in Körbe verpackt wurden, die zu solchem Zweck bereitstanden und zufällig nicht morsch und vermodert waren, rief Erich noch einmal nach der Leiter, die hierbei gedient hatte und stieg zu einem alten über der Tür hängenden Porträt empor, es abzunehmen.

„Laß doch das alte Bild — es ist kein Kunstwerk," rief der Professor, der verwundert dem Beginnen des Freundes zusah.

„Ich versprach dem Herzog, es womöglich zu retten," versetzte Erich von der Leiter herab. „Er scheint Wert darauf zu legen, und die Mühe ist nicht zu groß!"

Er ließ das staubbedeckte Bild, das er von seinem Haken gelöst hatte, auf den Boden herabgleiten und sprang ihm nach. Im Geräusch ringsumher überhörte er dabei, daß Doktor Paul mit aller Schärfe sagte: „Der steuert gewaltsam auf den Herrn Hofbaumeister los!" und der Professor hinwarf: „Pfui, Paul — wie gehässig gegen einen Freund." Erich deckte die alte Leinwand, die morsch in dem verbräunten Rahmen saß, über einen der Körbe und bat die jungen Männer, welche die freiwilligen Träger abgaben, ein wenig auf das Bild acht zu haben. In

der nächsten Minute kam Konrad Hiller von seinem Beobachtungsposten herzu und rief:

„Ich glaube, wir könnten den alten Herrn da oben und den Staub auf den Herbariummappen in Ruhe lassen. Wenn nicht etwas ganz Besondres passiert, ist dieser Flügel des Schlosses wohl in Sicherheit — und du brauchst deine Habseligkeiten nicht nackt in die Winternacht zu tragen.“

Diese letztern Worte waren an den Professor gerichtet, der ruhig entgegnete: „Laß uns doch die Dinge vollends in Sicherheit bringen. Auch meine Präparate und Sammlungen — es steckt die Arbeit mancher Jahre darinnen, und ich würde sie nur mit Schmerz preisgegeben haben. Hier wird's in der nächsten Zeit sehr geräuschvoll werden — und wer weiß, ob überhaupt etwas hier bleiben darf. Ein härterer Schlag, als dieser Brand, hätte unsre Akademie kaum treffen können.“

„Ich wollte, der ganze alte Kasten würde aufgehoben und sie müßten euch alle mit vollem Gehalt pensionieren!“ äußerte Doktor Paul. „Wenn ihr übrigens alle eure Fastnachtsabende so begehen wollt, kann die Sache kostspielig werden, ein paar von euch fallen in den nächsten Tagen gewiß in meine Hand.“

Wer die erhitzten, rauchgeschwärzten Gesichter, die tiefatmenden Gestalten gesehen hätte, die ihre wärmeren Umhüllungen zum Teil von sich geworfen hatten und immer wieder unablässig treppauf und treppab, über den Hof und durch die schneidige Winternacht, hinüber nach dem Gymnasium eilten, der hätte wohl die Meinung des Arztes geteilt. Den Wackern hier kam keine solche Besorgnis — rastlos fuhren sie mit der übernommenen Arbeit fort. Sowie das letzte Staatseigentum in Sicherheit gebracht war,

stürmten alle nach der Wohnung des Professors Max Lohmer hinab — am heißen Eifer der jungen Forststudenten war es leicht ersichtlich, ein wie beliebter Lehrer der junge Zoologe sei, jeder wollte der erste sein, der ihm bei Bergung seiner Sammlungen beispränge. Eben kamen die in dieser Nacht schon vielgebrauchten Körbe zurück, und Erich legte Hand an, auch die mäßig große, aber zum Teil kostbare Bibliothek des Freundes zu verpacken. Indem der Professor hierbei selbst Hilfe leistete, wandte er sich zu seinem Bruder, der umherliegende Zeichnungen und Aquarelle noch sorgfältig in eine Mappe barg, und sagte mit einem tiefen Atemzug:

„So wäre auch das gelungen — du siehst, Paul, daß unsre wackre Feuerwehr uns Zeit genug verschafft hat."

„Es war bedeutend mehr Glück als Verstand dabei!" antwortete Doktor Paul unerschüttert. „Eure gepriesene Feuerwehr würde auf einem englischen Kriegsschiff die neunschwänzige Katze zu kosten bekommen wegen Saumseligkeit im Dienst."

„Fertig! bist du drüben fertig, Erich?" rief der Professor, um seinem Bruder keine Bitterkeit erwidern zu müssen. Das Zimmer hatte sich bereits wieder mit Studenten gefüllt, die zugreifen wollten, und so war der Eintritt einiger Herren, die nicht zur freiwilligen Hilfsarmee gehörten, unbemerkt geblieben. Als Erich seinerseits entgegnete „Fertig — bis auf den letzten Band!" und emporblickte, sagte eine Stimme von den Neueingetretenen her: „Guten Morgen, meine Herren, guten Morgen, lieber Professor, auch unter so bösen Umständen!" Erich fuhr zusammen, er hatte an Stimme und Haltung sofort den Präsidenten von Herther erkannt, den er seit fast zwei Jahren nur von ferne gesehen hatte. Sein erster Weg,

als er damals aus Italien nach Forstenburg zurückgekehrt war, hatte dem Hause des Präsidenten gegolten, — aber sein Besuch war so aufgenommen, so erwidert worden, daß er empfinden mußte, nicht willkommen zu sein. Felicitas von Herther, die Unvergessne, hatte ihm, seit den Tagen am Lago Maggiore, nicht ein Zeichen von Teilnahme gegeben, — sie war ihm sichtlich ausgewichen, auch ihre Züge hatte er nur von ferne erblickt, und schmerzlich war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß der Traum jener goldnen Tage Traum bleiben müsse! Er hatte es schwer gefunden, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen, und nur die ernste, ja heiße Arbeit, die ihm der Forstenburger Theaterbau gebracht, und dann ein erschütternder und sein inneres Leben doch verklärender Schmerz: der um den Tod seiner Mutter, hatte ihm über das Gefühl der Enttäuschung, dem viel Bitterkeit beigemischt war, hinweggeholfen. In diesem Augenblick nun, wo er den Präsidenten unmittelbar vor sich sah, wachten alle widerstreitenden Empfindungen zweier Jahre in ihm auf, und mitten in dem Getümmel und der Erregung der wirren Situation hier traten der gepreßte Abschied, den er im Beaurivage-Hotel zu Baveno genommen, und der rückhaltend kühle Empfang, den er dann gefunden hatte, in Erichs Erinnerung.

Herr von Herther schien nichts von alledem zu empfinden. Er hatte auch seinerseits im unbestimmten Licht, das in dem halbverwüsteten Zimmer herrschte, den jungen Mann nicht sogleich wahrgenommen — als er ihn neben dem Professor Max Lohmer erkannte, nahmen seine Züge einen beinahe heitern Ausdruck an, und er sagte, Erichs Hand schüttelnd: „Ich freue mich, Herr Franken, Sie zu sehen! Immer der gleiche, immer bei allem Guten!“

Und da Erich in wirklicher Verwirrung keine Antwort fand, setzte er hinzu: „Unsre Hoheit draußen hat mir schon gesagt, wie rüstig und rühmlich sich die Herren alle — Sie an der Spitze — hier betätigt haben."

„Wir müssen wünschen, daß mehr zu retten gewesen wäre," versetzte Erich in bedauerndem Tone. „Dieser Brand ist ein harter Schlag für die Forstakademie, die Not haben wird, irgend eine passende Unterkunft zu gewinnen. Und das schöne stattliche alte Bauwerk, — das immer meine Freude gewesen ist!"

Er wandte sich ab, als fürchte er, daß der Präsident erraten könne, wie sich bei ihm trübe Erinnerungen mit dem Bedauern des Augenblicks mischten. Herr von Herther aber fuhr ruhig fort:

„Ich bin im ausdrücklichen Auftrag Sr. Hoheit gekommen, um den Herren allen für ihren freiwilligen Eifer und für die glückliche Durchführung des Rettungswerkes zu danken. Und da viele von den Beteiligten noch tätig und abwesend sind, so bitte ich die hier Anwesenden ausdrücklich auch ihnen den Dank Sr. Hoheit ausdrücken zu wollen."

„Unsre Arbeit hier dürfte bald getan sein!" sagte Konrad Hiller, da Erich und Max Lohmer schwiegen. „Ich glaube das beste wird jetzt sein, die Feuerwehrwache im Zwischenhofe zu verstärken und hier mit ein paar Soldaten oder Polizeiwachen das unwissenschaftliche Eigentum zu schützen, was wir nicht auch noch fortschleppen wollen."

„Ich glaube, der Hauptmann der Feuerwehr wird Ihrem Begehr sogleich nachkommen," erwiderte der Präsident. „Der Herzog ist nach der neuen Residenz zurückgekehrt, sobald sich herausstellte, daß der Brand nicht

weiter um sich greifen werde. Ich wünsche zu allem noch übrigen guten Erfolg, — denken Sie auch ein wenig an sich, lieber Professor, und nicht nur an die Wissenschaft. Besuchen Sie mich in den nächsten Tagen, wenn wir alle etwas Ruhe nach der Erschütterung dieser Nacht gewonnen haben! Herr Franken — es wird mich und meine Tochter Felicitas freuen, Sie nach langer Zeit einmal wieder bei uns zu sehen. Ich habe die Ehre, den Herren eine wohlverdiente gute Ruhe zu wünschen!"

Der Präsident war aus dem offenstehenden Zimmer und dem Vorflur verschwunden, wie er gekommen war. Er ließ unter den hier Verweilenden zwei in eigentümlicher Bewegung zurück. Doktor Paul, der eben das letzte, was er sorgfältig von den Zeichnungen seines Bruders zusammengeordnet hatte, einem der Forststudenten übergab, richtete an Max die hastige Frage:

„Was ist's mit dem Herrn von Herther? Wie kommt der Präsident des Handelsgerichts zu derlei Aufträgen und zu dem großen Einfluß, den er zu haben scheint?"

„Du fragst mehr als ich beantworten kann," versetzte der Professor. „Er ist in manchen ganz unberechenbaren Dingen der Vertraute des Herzogs, ohne daß er es je suchte, und ohne daß es ihn sonderlich erfreut. Soviel ich sehe, wendet er seinen Einfluß, wie du's nennst, nur zum Guten an — und spricht wohl zu rechter Stunde ein offnes Wort zum Herzog."

„Es ist gar nicht die Frage, wie er seinen Einfluß verwendet, sondern wie weit derselbe reicht!" flüsterte Doktor Paul Lohmer selbstvergessen vor sich hin. „Ich hätte Anlaß, mich dem Hause zu nähern — sagtest du nicht diesen Abend bei Lotichius, daß der Präsident eine liebenswürdige Tochter habe?"

„Gewiß," versetzte der Professor und sah mit einiger Befremdung den Bruder an, dessen scharfe Züge jetzt einen merkwürdigen Ausdruck des Nachsinnens, des Hin- und Herwägens eines Gedankens zeigten. „Ich glaube," fügte Max Lohmer leise hinzu, „unser Freund Erich hegt eine stille Neigung für Fräulein von Herther, die er auf einer Reise in Italien kennen gelernt hat."

„Neigung! Kindermärchen!" warf Doktor Paul hin, bei dem der Ausdruck des Nachsinnes rasch in den des bittersten Spottes überging. Er warf einen Seitenblick auf den Baumeister, der aus dem Zimmer hinaus auf den Flur und an eines der zersprungenen Bogenfenster getreten war, durch welche die scharfe eisige Luft des Februarmorgens quoll und die rote Glut des zerstörten Baues hereinleuchtete. Erich hatte mit Freude und Bestürzung zugleich die letzten Worte, die Herr von Herther an ihn richtete, gehört. Er wußte nicht, was sie zu bedeuten hatten und was sie ihm verhießen, — er wußte nur, daß sie ihm die Aussicht eröffneten, Felicitas wieder zu sehen und zu sprechen. Und während Paul Lohmers scharfe Blicke prüfend auf ihm ruhten, schloß Erich, am Fenster stehend, einige Minuten seine Augen. Die halbbeschneiten, halbverkohlten Linden des alten Schloßhofs, die glühenden Schuttmassen und die dampfenden, rauchgeschwärzten Mauern, zu denen noch unablässig die Wasserstrahlen emporzischten, versanken für einen Augenblick, und das Bild der grünen Terrasse auf der Isola Madre trat vor seine Seele, so daß es des Anrufs Hillers bedurfte, um ihn aus dem wachen Traum emporzureißen:

„Komm, komm, Erich! Hier ist für uns alle nichts mehr zu schaffen — es wird höchste Zeit, daß wir heimgehen und an uns selbst denken."

Zehntes Kapitel.

Der Brand der Forstakademie, oder wie die Forstenburger lieber sagten, des alten Schlosses, hatte die ganze Residenzstadt in eine eigentümliche Aufregung versetzt. Das Leben des nächsten Tages ging gleichsam in stärkern Schwingungen als sonst, die Stadt erschien vom Morgen an volkreicher, bewegter, die Hunderte, die von Stunde zu Stunde auf der Brandstätte einander ablösten und deren Gespräche in den Straßen nachhallten, zeigten sich abwechselnd voll Neugier und ernster Teilnahme, voll Bedauern um das halb vernichtete alte Bauwerk, das in seinem Kern noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, voll ernster Sorge um die Zukunft der Forstakademie, der, wie man wußte, der regierende Landesherr keineswegs besonders huldreich gesinnt war. In den Häusern von vornehm und gering folgten einander heute die Besuche rascher als sonst, jeder Kommende hatte irgend einen Beitrag zur Geschichte der Nacht zu geben, und dem Bedauern begann sich allmählich jenes wundersame Behagen beizugesellen, das überall da entsteht, wo ein eintöniger Tageslauf von einem außergewöhnlichen Ereignis unterbrochen wird, das nicht gerade persönlich schmerzlich wirkt. Die Kunden über Entstehung und Verlauf des großen Brandes wurden je länger je abenteuerlicher, und je abenteuerlicher um so bestimmter. Aus der Nachricht, daß der Herzog auf der Brandstätte den Kastellan der Akademie und danach Herrn von Stecknitz, seinen Adjutanten, ungnädig angelassen hatte, entstand ein förmlicher Roman, und Herr Hildebrand, der Stadtrichter, der vom Herzog mit der Leitung der notwendigen Untersuchung beauftragt war, fand es schon bei den ersten Vernehmungen schwierig,

seine jungen Assessoren und Protokollanten vor den Einflüssen der umherschwirrenden Gerüchte und Erzählungen aller Art zu bewahren.

Von all dieser Erregung und lauten Geschäftigkeit drang nichts in das stille Haus des Präsidenten von Herther, das in einer Seitenstraße und mitten in einem mit hoher Mauer abgeschlossenen Garten gelegen, recht dazu geignet schien, jeden Andrang der Außenwelt abzuwehren. Herr von Herther war in den ersten Morgenstunden von der Brandstätte zurückgekehrt, hatte seiner Tochter an der Tür ihres Zimmers das nötigste über seine Erlebnisse mitgeteilt und war darauf zur Ruhe gegangen, um sich schon nach wenigen Stunden wieder zu erheben. Er hatte Felicitas zur gewohnten Zeit, und trotzdem sie ersichtlich in der verwichenen Nacht mehr gewacht als geschlafen hatte, am Frühstückstische gefunden. Das junge Mädchen, in dessen anmutigem Gesicht ein Zug frühen Ernstes heute besonders ersichtlich war, wußte zu gut, daß ihr Vater nur die unvermeidlichsten Störungen einer festen Lebensordnung ertrug und hatte ihm auch heute, soviel an ihr lag, jede Störung zu ersparen gesucht. Herr von Herther seinerseits berichtete mit Ruhe über alle Einzelheiten der vergangenen Nacht, und sprach die Befürchtung aus, daß bei einer etwaigen Schließung oder einer Verkleinerung der Akademie, zu der der Schloßbrand den Vorwand abgeben müsse, ein Freund des Hauses, der Professor Max Lohmer, zum Weggange von Forstenburg gedrängt werden würde. Felicitas fragte erstaunt, ob in der Tat das bedauerliche aber zufällige Unglück Einfluß auf den Bestand der Akademie haben könne.

„Du weißt, mein Kind, was ich dir seit Jahren sage,“ entgegnete der Präsident. „Se. Hoheit hegt nur den einen

Gedanken, die Güter und Revenuen seines Hauses, die allgemeinen Zwecken gewidmet waren, so rasch als möglich wieder in seinen Privatbesitz zu bringen. Er hält das, wie ich nach mancher Unterredung mit ihm nicht zweifeln darf, ernstlich für seine Pflicht und ist jeder andern Auffassung unzugänglich. Wahr ist auch, daß es unendliche Schwierigkeiten verursachen wird, der Akademie eine momentane Unterkunft zu verschaffen, und daß man sich entscheiden müßte, auf der Stelle zur Restauration des zerstörten Mittelbaues zu schreiten — denn an ein neues Bauwerk ist unter unsern Verhältnissen kaum zu denken. Sollte man sich zum Wiederaufbau entschließen, so ist mir ziemlich gewiß, daß der Baumeister dafür unser Reisegenosse von Baveno, Herr Erich Franken, sein würde."

Felicitas hatte eben die Lampe auf dem Frühstückstische gelöscht und das späte Licht des Februartages fiel noch nicht voll genug in das Zimmer mit seinen dunklen Tapeten und Möbeln herein, um den Präsidenten klar erkennen zu lassen, ob das Gesicht seiner Tochter jetzt noch ein wenig bleicher sei, als er es vorhin beim ersten Morgengruß gefunden. Er fuhr daher mit jener milden Kühle fort, die zuzeiten seine innere Erregung verbergen mußte:

„Die Rettung der wissenschaftlichen Sammlungen der Akademie ist nächst Professor Lohmer hauptsächlich dem jungen Architekten zu danken, der die Leitung dabei übernommen hat. Dies sagte mir der Herzog selbst, und dies berichteten die Forststudenten, die sich bei der Arbeit beteiligt haben. Der junge Mann hat sich wacker und tüchtig gezeigt, wie wir ihn kennen, und ich habe es für angemessen erachtet, ihn aufzufordern, seinen Besuch in unserm Hause zu wiederholen. Er kann schon in den

nächsten Tagen mit Professor Lohmer kommen, vielleicht schon heute, obschon ich das nach meinen Begriffen für nicht vollkommen schicklich erachten würde. Vermutlich steht uns auch ein zweiter Besuch bevor. Professor Lohmers Bruder Paul, der Arzt, der an Mac-Cullochs Polarexpedition teilgenommen hat, ist hierher zurückgekehrt, und es ist kaum zu zweifeln, daß ihn der Professor bei uns einführen wird."

Während dies der Präsident, wie es schien, absichtlich langsam und leichthin sagte, ruhten seine Blicke fest auf den Zügen seiner Tochter. Und jetzt war es gewiß, daß sich Felicitas schöne Augen mit Tränen füllten, daß sich einige Minuten mit sich kämpfte und dann in einem seltsam traurigen Tone sagte:

„Mußte das sein, Papa? Und — wozu soll es führen?"

„Zu allem Guten, Felicitas, wenn du mich und dich selbst recht verstehst," antwortete Herr von Herther mit mildem Ernst. „Ich habe dir damals, als unser Reisegefährte hierherkam, gesagt, daß du deinem Rufe und mir schuldig seist, längere Zeit hindurch jeden Verkehr mit dem jungen Baumeister zu vermeiden. Ich habe dies von dir gefordert, weil Herr Camillo Arsakoff, der mit uns in Baveno zusammen war, und an unsern Hof berufen wurde, nicht ermangelt haben würde, jeder Beziehung des Herrn Erich Franken zu unsrem Hause eine unwürdige Deutung zu geben. Dies ist vermieden, und ich erkenne gern an, daß du meinen Wünschen so voll entsprochen hast, wie es nur die beste Tochter kann. Jetzt dünkt mich die Zeit gekommen, wo wir in aller Harmlosigkeit den Herrn Baumeister zu uns einladen können, wenn es ihm sonst gefällt, sich der Sitte unsres Hauses zu fügen!"

Er schwieg und schien eine Antwort von Felicitas zu erwarten. Da sie aber von ihm hinweg und in den winterlich beschneiten Garten hinausblickte, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich erachte den harmlosen Verkehr auch um deswillen für notwendig, damit sich bei dir kein krankhaftes Gefühl ausbilde, mein Kind. Du hast mir damals nicht verhehlt, daß du auf dem Wege warst, eine Neigung für den jungen Mann zu fassen, und von ihm voraussetztest, daß er eine gleiche für dich hege. Du hast mir recht geben müssen, als ich dir die ganze Unmöglichkeit eines glücklichen Ausgangs solcher Neigung nachwies und weißt, daß wir in unsrer Familie uns keinen Schritt breit mehr vom Wege eines ganz klaren, durchsichtigen, auch für das mißgünstigste Auge fleckenlosen Lebens entfernen dürfen! Dies wäre hier nicht möglich gewesen. Herr Franken ist, mit aller Achtung vor seinem Charakter und seinen Bestrebungen muß es gesagt sein, in der heutigen Welt ein Abenteurer. Er hat freiwillig einen Beruf hinter sich geworfen, in dem man mit Ehren auch eine bescheidene Stellung ausfüllen kann, er folgt einem innern Zuge, der ihn hochtragen und mit glänzendem Erfolg lohnen, oder auch sein ganzes Leben lang mit Verkümmerung, Verbitterung und dem Achselzucken aller Tüchtigen strafen kann. Muß ich dir alles wiederholen, Felicitas? Ich weiß nichts über seine Zukunft, obschon ich das schlimmste fürchte, ich weiß nur, daß mein Kind nicht daran denken durfte, solchen Weg zu teilen.“

„Du nanntest ihn selbst tüchtig, mein Vater, und hast ihn nach so langer Zeit heute wiederum so gefunden“ — entgegnete Felicitas leise und mit zu Boden gesenktem Blick.

„Gewiß, Kind — ich wünsche gerecht gegen ihn zu sein — wie gegen jedermann! Ich könnte selbst beklagen, daß ich ihm über diese Grenzlinie hinaus nicht freundlich gesinnt sein darf. Aber, da es einmal so ist, so möchte ich auch nicht, daß du an einem kränklichen, versteckten Gefühl littest — möchte, daß du die kleine Entsagung, die dir auferlegt ward, nicht in tragischem Lichte sähest. Du hast Zeit genug gehabt, eine etwaige Enttäuschung zu überwinden, jetzt versuche, mit dem jungen Manne zu verkehren, wie mit zwanzig andern, in freundlich geselliger Berührung, ohne Illusion, ohne Traum und Wunsch — du wirst es leichter finden, als du in diesem Augenblicke glaubst.“

„Und wenn ich es doch schwerer fände, wenn es mir unmöglich würde?“ versetzte das junge Mädchen, und ihr Gesicht verriet deutlich, daß sie den Verheißungen ihres Vaters wenig Glauben schenkte.

„Dann mag der Versuch, in harmloser Weise mit Herrn Franken zu verkehren, wieder aufgegeben werden, und ich hätte ein zu großes Vertrauen in dich gesetzt!“ antwortete Herr von Herther mit einem fast harten Klang in seiner Stimme, der seine innere Unerschütterlichkeit deutlich kundgab. „Von der Unmöglichkeit, eine Phantasie, ein egoistisches Gefühl zu bezwingen, wo es sich um Glück und ruhige Selbstachtung eines ganzen Lebens handelt, will ich in meinem Hause niemals hören! Ich möchte nie nötig haben, Felicitas, dich an die dunklen Blätter unsrer Familiengeschichte zu erinnern, du weißt, daß von unsrer Seite kein Fehler törichter Leidenschaft, oder sagen wir besser, haltloser Selbstvergessenheit, begangen werden darf.“

Der Präsident erhob sich von dem Lehnsessel, in dem

er gesessen, und trat dicht vor Felicitas hin. Sie blieb stumm, aber schlang in innerer Bewegung ihre Arme um seinen Hals und preßte ihre Wange gegen die seine. Herther, der keinen Augenblick daran zweifelte, daß seine Mahnung den gewünschten Eindruck auf Felicitas gemacht habe, drückte das bebende Mädchen fester an sich, sagte mit einer Weichheit, die mit dem eben gehörten Tone wundersam kontrastierte: „Guten Morgen, mein Kind," und verließ das Gemach, um nach seiner Gewohnheit in sein Studierzimmer hinüberzugehen.

Und doch blieb Felicitas mit einem Gefühl zurück, als ob alle Ruhe, die sie sich in schweren Wochen und Monaten mühsam erkämpft hatte, von ihr zu weichen drohe. Sie hatte kein Wort des Widerspruchs mehr gewagt, nachdem die schüchterne Andeutung ihrer Seelenstimmung so gar keinen Widerhall bei ihrem Vater gefunden hatte. Sie wußte, daß es keine Phantasie und kein egoistisches Gefühl sei, was sie an den jungen Baumeister mit tiefem inneren Anteil und einer stillen Sehnsucht denken ließ. Sie hätte sich darein finden können, Erich Franken nicht wieder zu begegnen, aber sie bebte vor dem Gedanken zurück, ihn zu sprechen, in Verkehr mit ihm zu treten und zum vornherein eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm und sich zu wissen. — Als der Tag stieg, das Zimmer heller ward, und vor der behaglichen Wärme, die vom Kamin ausströmte, die letzten Eisblumen an den Scheiben wichen, stand Felicitas noch immer unbeweglich an dem Fenster, an das sie getreten war, als ihr Vater das Zimmer verließ. Zu ihren Füßen lag der Garten, der selbst unter der Schneedecke und in starrem Frost noch verriet, wie wohlgehalten er sei — am Ende des übereisten Baumganges das kleine Lusthaus

im Schweizerstil, von dessen Galerie aus man einen weiten Blick in die Ferne hatte, den weitesten, den sich Felicitas sonst vergönnt. Aber heute empfand sie die Enge und Abgeschlossenheit des väterlichen Hauses als öd und drückend, sie konnte, so tief und warm sie ihren Vater liebte, eine Stimme in ihrem Innern nicht unterdrücken, die sich gegen ihn und seine Art, die Welt zu sehen, auflehnte, und vor allem für den jungen Mann Partei nahm, dessen Wesen und frische Zukunftshoffnung einen verwandten Zug ihrer Seele unwiderstehlich ergriffen hatte.

Felicitas konnte nicht hindern, daß ihr das Bild Erichs und jede kleine Erinnerung an die Stunden am Lago Maggiore heute lebhafter als zuvor ins Gedächtnis trat. Und wenn sie vorwärts anstatt zurück dachte, sich vorzustellen suchte, wie er nach so langer Zeit ihr gegenüberstehen und zu ihr sprechen werde, so vermochte sie noch weniger den Wunsch zu besiegen, daß sie dem Blick wieder begegnen, den Ton wieder hören möge, die seit den Tagen von Baveno unvergessen waren. Eine Zuversicht, dem Wintersonnenstrahl ähnlich, der jetzt draußen über die weißschimmernden Bäume und Sträucher hinblitzte, mochte in ihrer Seele aufwachen, vor der die harten, herben Worte des Vaters verklangen.

Felicitas konnte hier wohl über die Mauer ihres Gartens hinwegsehen, aber nur die gegenüberliegende Seite der Straße erblicken. Sonst müßte ihr aufgefallen sein, daß während ihres langen, trüben und nun doch wiederum traumhaft hoffnungsseligen Nachsinnens unmittelbar vor dem Hause ein Paar von Männern in unablässiger, zuzeiten lauter und heftiger Unterredung auf und ab gingen. Zwei Genossen der verflossenen Nacht, der Ingenieur Konrad Hiller und der junge Arzt Doktor Paul Lohmer,

hatten sich vorhin begrüßt, waren nach kurzem Austausch von Worten zuerst auf das Ereignis der Nacht und dann auf seine wahrscheinlichen Wirkungen zu sprechen gekommen.

„Für meinen Bruder Max würde ich es für das größte Glück halten, wenn sich das Gerücht von der Aufhebung der alten Bude bewahrheitete, oder wenn er überhaupt den Anlaß ergriffe, zu gehen," sagte der Arzt. „Er hat mehrfache Universitäts-Berufungen, sicher zwei, eine nach Wien, die andre nach Bonn. Es ist Zeit, daß er sich aus den kleinen, armen, dürftigen Verhältnissen reißt, die hier herrschen, sich um jeden Preis von der Scholle löst. Ich fürchte leider, es wird eben nur eines magern weitaussehenden Versprechens bedürfen, um ihn abermals zu halten. Gibt er auch diesmal klein bei, so gebe ich ihn ganz verloren."

„Sie sind selbst nach der großen Weltreise wieder in unser Nest zurückgekehrt," bemerkte der Ingenieur, und in sein Lächeln stahl sich ein feiner lauernder Zug. Doktor Paul schob mit einer Handbewegung gleichsam sich selbst beiseite, indem er erwiderte:

„Ein leidlicher Arzt hat überall seinen Boden und kann wirken. Mit einem Mann der Wissenschaft steht es anders, und mein Bruder hat aus einer wunderlichen Vorliebe für ein paar gute Gesellen, die er hier gefunden und die ihm weder nützen noch ihn geistig fördern können, schon zu viele Jahre in dem Nest verbracht und sich halb aus der großen Karriere drängen lassen."

„Nun, möglicherweise hat der Professor kein Bedürfnis nach der großen und sucht sie in seiner wissenschaftlichen Arbeit," sagte der Ingenieur phlegmatisch. „Ein paar gute Gesellen sind überall nicht zu verachten, viel-

leicht kommt eine Zeit, wo die Welt im allgemeineren wieder das Bedürfnis danach empfindet. Gar zu sehr Nest dürfen Sie unser Forstenburg auch nicht schelten, — sehen Sie mal, welch ein Stück große Welt daherkommt. Der Herr Hofbankier mit Fräulein Tochter und der Herr Hofpianist einträchtig in einem Schlitten, der Petersburg Ehre machen würde."

In der Tat klingelte ein prächtiger Schlitten mit Bronzegestell und mächtigen Bärendecken die Straße hinab. Die Insassen waren dicht in Pelze und Mäntel gehüllt, Doktor Paul vermochte beim Vorüberfahren nur das Gesicht einer jungen Dame, die glänzende dunkle Augen hatte, und den Kopf Arsakoffs wahrzunehmen, der den kühlen Gruß Hillers noch kühler und flüchtiger erwiderte. Der Arzt wendete sich fragend zu dem Freunde seines Bruders zurück, der erläuternd fortfuhr:

„Jedenfalls soll die interessante Brandstätte besucht werden, und der Herr Hofpianist, der alles tut, um Fräulein Gabriele ein wenig zu zerstreuen, hat die Partie vorgeschlagen. Fräulein Hildheimer strahlt über ihr ganzes armes Gesichtchen hinweg, wenn sie mit dem neuen Rattenfänger von Hameln, der die Tasten schlägt, beisammen sein darf. Ihm ist's jedenfalls bequem, dem guten Kinde seine Hoffnungen nicht zu früh zu rauben, und der Herr Hofbankier sehen phlegmatisch zu, weil sie die Vergeblichkeit dieser Hoffnungen ganz gut begreifen."

„Sie glauben nicht, daß Herr Arsakoff Fräulein Hildheimer zu gewinnen beabsichtigt? —" fragte der Doktor mit sichtlicher Teilnahme zurück. „Mich dünkt, daß für einen abenteuernden Virtuosen die Partie gut genug und viel zu gut wäre!"

„Der Herr will höher hinaus!" versetzte Hiller, und

ein ganz eigentümliches Lächeln verzog seine Lippen. „Seit er hier eingezogen ist, steht ja in gewissen Dingen unser Hof auf dem Kopfe, er ist der große Günstling der Prinzessin, die in ihrer tollen Musikleidenschaft durch ihn bestärkt worden ist, er macht Sonnenschein und Regen, und selbst Herzog Bernhard, der die Stimmgabel sonst allein halten will, läßt sich zuzeiten von ihm stimmen.“

Doktor Paul hörte mit ungläubigem Kopfschütteln diesen Bericht an. Er sann einige Augenblicke nach und ging noch einmal neben dem Ingenieur her, nachdem er eben Miene gemacht, die Glocke am Hertherschen Haustor zu ziehen. Dann entgegnete er mit all der scharfen Bestimmtheit, die ihm eigen war:

„Kleinstädtischer Klatsch! — Soviel habe ich aus dem gesunden Hasse, den ihr Herren alle dem Musiker widmet, doch herausgehört, daß er ein ungewöhnlich kluger Patron ist, der sich weder aus Träumerei noch aus Eitelkeit hier festgesetzt hat! Wollen Sie meine Diagnose vernehmen? Der Herr Hofpianist macht Ihrer Hoheit nur den Hof und läßt sich von der blassen Prinzessin mit Schmeicheleien füttern, um seinen Preis in den Augen der kleinen jüdischen Schönheit zu steigern. Das eigentliche Ziel ist diese Gabriele — natürlich neugetauft?“

„Vor zwei Sommern!“ rief Hiller, auf den sarkastischen Ton des Arztes eingehend. „Sie irren sich aber doch! — Herr Arsakoff gehört zu den Leuten, die alles für möglich halten, und scheint bei verschiedenen Herabfällen vom Dach immer gut gefallen zu sein!“

„Wir werden uns ja wieder darüber sprechen,“ sagte Doktor Lohmer mit kühler Ruhe. „Und nun guten Morgen, Verehrtester, ich muß zum Herrn Präsidenten

und ihm den Puls fühlen, ob ihm der Schreck dieser Nacht nicht geschadet hat."

Der Ingenieur trennte sich mit kurzem Gruß von dem zufällig Getroffenen, ging aber sichtlich nachsinnend die Straße hinab und sah ein paarmal wieder nach dem Arzte um, welcher in der Nähe des Hertherschen Gartentors ein paar Schneeflocken von seinem Hut und Überrock abstäubte. „Ein gefährlich kluger Bursche!" murmelte Hiller im Zurücksehen. „Kaum zu begreifen, wie ein solcher mit unsrem lieben träumerischen Professor auf einem Stengel gewachsen ist! Erich mag so unrecht nicht haben, daß er im Grunde keinem von uns wohl will und alles niederrennen möchte, was ihm nicht einmal im Wege, sondern was zufällig am Wege ist."

Während Hiller im Gehen diese Betrachtung anstellte, hatte Doktor Paul mit ruhiger, aber fester Hand die Glocke an der Tür des Präsidenten gezogen. Sie schallte durchdringend über den Garten hinweg zu ihm herüber, das Pförtchen im Tor sprang von innen auf und ließ ihn eintreten. An der Innentür stand bereits Herrn von Herthers Diener, um sich den Namen eines Besuchers nennen zu lassen, der so früh und zu so ungewöhnlicher Stunde erschien.

Drinnen im Hause hatte der Ton der Glocke, der eigentümlich lange nachzitterte, Felicitas aus ihren Träumen emporgeschreckt und sie mit dem unerklärlichen bangen Vorgefühl ergriffen, als trete etwas Entscheidendes an ihr Leben, das sich so oft an zufällige unbedeutende Anlässe knüpft. Sie preßte die Stirn fester an die kalten Fensterscheiben. Als sie jedoch den völlig unbekannten jungen Mann zwischen den beeisten Sträuchen des Hauptganges raschen Schrittes auf das Haus zukommen sah und sich

sagte, daß er ihren Vater vermutlich nur in Geschäften aufsuche, lächelte sie über sich selbst und gewann so viel Ruhe, um an ihre Tagespflichten zu denken. Noch ehe der Diener des Präsidenten den Ankömmling ins Zimmer desselben eingeführt, waren die Gedanken des jungen Mädchen weit von demselben hinweg gewandt.

Elftes Kapitel.

Präsident von Herther saß zwischen Akten und gelehrten Kommentaren des Handelsgesetzbuchs, als vorhin die Glocke erschollen war. Er mußte sich jedoch eingestehen, daß seine Arbeit bis jetzt zum Schein auf dem großen grünbezogenen Schreibtische lag und daß seine Gedanken von einer peinlich schwierigen Wechselklage des Hauses Hildheimer und Söhne beständig wieder hinwegirrten. Bald zu den Szenen der vergangenen Nacht, die den ruhigen Verlauf des Lebens in Forstenburg so gewaltsam unterbrochen hatten, bald zu seiner Tochter, deren Empfinden und Wollen nicht so mit dem seinen zusammentraf, wie er es aus tiefster Seele ersehnte und wünschte, bald zu einer Vergangenheit, die beständig in ihm auflebte und der er in seinem auf fremdem Boden, unter selbst geschaffenen Verhältnissen verlebten Dasein, nie entronnen war. Auch jetzt gewann die Vorstellung, wie sein eignes Leben mit dieser Vergangenheit zusammenhänge, die Oberhand in seinem Nachsinnen:

„Sie gehorcht als eine gute Tochter, aber sie ist nicht überzeugt. Es ist mehr als ein Tropfen vom Blute meines Großvaters und meines Oheims in ihr: sie möchte frei sein von dem Schicksal, das uns Vergangenheit und

Gegenwart auferlegen, und wähnt sich frei! Was habe ich nicht alles getan, um jeden Einfluß andrer Anschauungen von ihr abzuwehren. Aber das ist wie die Schneeluft draußen, die ich leise, leise hier ins warme Zimmer eindringen fühle, wenn ich recht aufmerke, und die durch Mauern und Fensterglas ihren Weg findet. Ich beklage Felicitas' Irrtum und sie ohne Frage den meinen — es ist Schicksal in alledem, auch Schicksal meines Hauses!"

Mitten in diesen Betrachtungen ward ihm eine Karte „Doktor Paul Lohmer" gebracht. Herr von Herther war von dem Besuch nicht gerade überrascht, er hatte ihn in diesen Tagen erwartet. Die Schnelle, in welcher derselbe erfolgte, und die ungewöhnliche Stunde fielen ihm auf, aber er hatte weder Zeit noch Lust zu besonderm Nachsinnen darüber und ließ den jungen Arzt alsbald in sein Arbeitszimmer einführen. Da es sich um den Bruder eines dem Hause befreundeten jungen Mannes handelte, trat Herr von Herther dem Eintretenden und sich Verbeugenden minder förmlich entgegen, als es sonst geschehen sein würde. Er bat Doktor Paul sich zu setzen und eröffnete das Gespräch mit der Versicherung, daß er sich freue, einen jungen Mann kennen zu lernen, von dem während seiner großen Reisen so manchesmal die Rede gewesen sei, ja, den man mit aufrichtigem Anteil begleitet habe. Je weniger er erwartet habe, den Heimgekehrten so rasch bei sich zu sehen, um so willkommener sei es ihm, wenn eine besondre Veranlassung den Besuch des jungen Arztes beschleunigt habe. Der Präsident war, indem er sprach, überzeugt, daß eine bestimmte Bitte um eine Empfehlung oder etwas dergleichen zutage treten werde — Doktor Paul Lohmer aber hatte währenddessen seine Augen still prüfend durch das Zimmer gleiten lassen,

das in besondrer Weise den Geist seines Bewohners atmete.

Es war eine wunderliche Mischung von Vornehmheit und einer Art spartanischer Einfachheit, die sich hier vorfand. Die dunkle Tapete von höchst geschmackvollem Muster, ein vorzügliches Porträt über dem Schreibtische und ein paar kleine Landschaften von guten deutschen Meistern an den Wänden, eine kostbare Bibliothek von juristischen, historischen und philosophischen Werken auf den einfachsten Büchergestellen, Möbel von schlichtem Holz und mit dunkelgrünen Lederbezügen entgingen dem scharfsichtigen und scharfsinnigen Arzte nicht und halfen ihm sein Urteil über Herrn von Herther festigen. Er hörte aus den Willkommensworten des Präsidenten heraus, daß sein Besuch eben jetzt ein wenig befremde, und ein geheimes Gefühl der Überlegenheit erfüllte ihn. Er betrachtete noch einmal forschend das vornehme ernste Gesicht sich gegenüber, überdachte blitzschnell alle Möglichkeiten, die sich an diese Stunde knüpfen konnten, und sagte dann:

„Ich habe sofort Ihre Verzeihung zu erbitten, Herr Präsident, daß ich zu ungehöriger Zeit und nicht in aller Form meinen Besuch abstatte. Ich behalte mir ausdrücklich vor, das noch zu tun — heute jedoch führt mich eine Angelegenheit hierher, von der ich unklar bin, ob ich mich mit derselben an Ihre oder eine andre Adresse zu wenden habe. Ew. Exzellenz wissen —“

„Nur Präsident von Herther!“ unterbrach Herr von Herther die Ansprache des jungen Mannes, doch schwebte dabei ein gefälliges Lächeln um seine Lippen und verriet dem menschenkundigen Doktor Paul, daß sein Gegenüber nicht völlig unempfänglich für die kleine Schmeichelei war.

„Also, Herr Präsident, Sie wissen, daß einem Reisen-

den, der, was man so nennt, weit gekommen ist, immer allerhand aufstößt, was ihn an die Kleinheit der Welt mahnt. Mein Bruder hat Ihnen vielleicht erzählt, daß ich mit einem englischen Kriegsschiff, das auf dem großen Umwege um ganz Afrika und Asien nach der Behringsstraße und den von Mac=Clure gefundenen Polarländern bestimmt war, als Schiffsarzt wegging. Die Reise sah abenteuerlicher aus als sie war, und mich leitete, wie ich von vornherein gestehen will, weit weniger der Drang nach einer großen Weltreise oder den Eindrücken der Tropen und Polarländer, als der Wunsch, mich einer Verkümmerung zu entziehen, die mir nach meinem Urteil in der Heimat drohte. Da Sie meinen ältern Bruder, den Zoologen, genau kennen, so wird Ihnen nicht fremd sein, daß wir ohne die unerläßliche Voraussetzung eines noch so mäßigen Kapitals, ohne die es heutzutage keine freie Entfaltung und würdige Lebenshaltung gibt, ins Leben getreten sind! Mein armer Bruder hat die ganze Mißlichkeit solcher Zustände an sich erfahren müssen, hat sich mühsam als Privatdozent durchgekämpft, hat jahrelang auf die dürftige Professur hier geharrt und steht in Gefahr, sich hier festzufahren, wo er nur mit Verzicht auf tausend Dinge, die wünschenswert sind, den Märtyrer für reine Wissenschaft spielen kann."

Der Präsident regte sich etwas unruhig auf seinem Stuhle, ja er hatte einmal schon die Lippen geöffnet, um dem jungen Arzte zu widersprechen. Er wußte, daß ihm etwas im Ton und Wesen Doktor Lohmers mißfiel. Auch dies Mißfallen entging dem letztern nicht, aber er blieb entschlossen, seine Stellung hier zu nehmen und sich nicht beirren zu lassen. Er fuhr daher ruhig fort:

„Zu gleicher Resignation fehlte mir alle Fähigkeit,

und ich mußte daher darauf denken, mir einen Ersatz für das mangelnde Kapital zu schaffen. Große Reisen und mannigfache Verbindungen sind wenigstens hier und da ein Ersatz — helfen ein Stück weiter, schlimmstenfalls erwarb ich mir Sprach- und Weltkenntnis und damit die Aussicht, als Arzt bei irgend einer Gesandtschaft, einem großen Konsulat angestellt zu werden. Ich nahm ganz bewußt von einigen Annehmlichkeiten des heimischen Lebens Abschied, um viel zahlreicheren Jämmerlichkeiten aus dem Wege zu gehen! Sie verstehen daher, Herr Präsident, daß ich auch nicht allzu fleißig mit meinem Bruder korrespondierte. Ich auf meinem Kriegsschiff und er auf seiner Dozentengaleere hatten einander nicht eben viel mitzuteilen. Ein einzigesmal fand ich Anlaß, mich nach mir fremden Verhältnissen in der Heimat zu erkundigen. In einem Briefe von Max ward Ihr Name genannt, und mein Bruder wußte mir kaum genug zu rühmen, welch liebenswürdige und wie er es nannte, warme herzliche Freundschaft er in Ihrem Hause genösse, Herr Präsident. Dies würde mich, ich muß es gestehen, an sich nicht interessiert haben. Ich war zufrieden mit der engbegrenzten, streng geregelten, jeder Zufälligkeit entrückten und die Stellung des einzelnen ganz klar festsetzenden Welt meines Kriegsschiffes. Ich dachte mit einem Schauder an Deutschland und an die Möglichkeit auf zufälliges Glück, die launenhafte gute Meinung irgend einer kleinstädtischen guten Gesellschaft oder die Freundlichkeit gelegentlicher Gönner angewiesen zu sein. Wie gesagt, hätte ich nicht zufällig Ihren Namen zu eben der Zeit und an eben dem Ort, wo ich den Brief meines Bruders vorfand, unter den wunderbarsten Umständen, gehört und mich mit ihm beschäftigt, so möchte mir Maxens Erzählung von seinem

Verkehr mit Ihrem Hause wenig Eindruck gemacht haben. So aber geriet ich in eine gewisse Spannung, tat einige Fragen an Max, die mich darüber aufklären sollten, ob gewisse Dinge, die ich in einem fernen Weltwinkel erfahren, in Beziehung zu Ihnen stünden oder nicht. Nach den Antworten, die mir mein Bruder gab, mußte ich das Gegenteil annehmen und ließ also die Sache fallen. Nach allem, was ich in den wenigen Tagen, seit ich zurück bin, hier erfahren habe, kann sich Max geirrt haben, als er meine Anfragen verneinte."

Der Präsident saß in einer eigentümlichen unbehaglichen Spannung dem ruhig Sprechenden gegenüber. Er glaubte in der Art, wie Doktor Lohmer erst von sich und dann von Angelegenheiten sprach, die ihn angehen konnten, eine gewisse künstliche Absichtlichkeit zu erkennen, die seinem reinen ruhigen Sinne widerstrebte. Er rief daher aus:

„Aber ich verstehe nicht, Herr Doktor, wovon die Rede sein soll und was mein Name mit einer Episode Ihrer Weltreise zu schaffen haben kann."

„Doch, doch — es wäre dennoch möglich," versetzte der junge Arzt kaltblütig. „Ich muß Sie nochmals um Verzeihung ersuchen, wenn ich Sie unnötig behelligt habe, und bitte dann meiner Versicherung zu glauben, daß es ein völlig unselbstsüchtiges Interesse ist, das mich zu Ihnen geführt hat. Und jetzt nur eine einzige Frage, von deren Beantwortung alles weitere abhängt. Stammen Sie, Herr Präsident, oder Ihr Herr Vater aus Bremen und sind Sie mit einer Familie von Herther näher verwandt, deren Haupt im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts der königlich dänische Konsul Wilhelm von Herther gewesen ist?"

„Er war mein Großvater," antwortete Herr von Herther mit nervöser Hast und während ihm das Blut

ins Gesicht schoß. Ihm war's einen Augenblick zumute gewesen, als solle er dem unberufenen Frager, welcher an seine Familienerinnerungen rührte, jede Antwort verweigern. Und im nächsten Augenblick fühlte er eine leidenschaftliche Spannung in sich erwachen, jähe unbestimmte Vorstellungen und Hoffnungen schossen durch sein Gehirn, wallten durch sein Blut, und er sah Doktor Paul Lohmer mit so erwartendem Ausdruck in allen Zügen an, daß der junge Mann jetzt hinreichend wußte, wie wertvoll dem alten Herrn die Mitteilungen sein würden, die er ihm zu machen hatte.

„So hat sich Max doch geirrt und meine erste Vermutung war eine instinktiv richtige!“ rief der Arzt mit verändertem Ton. „Wenn ich jetzt noch etwas weiter ausholen muß, verehrter Herr Präsident, bin ich wenigstens zum voraus Ihrer Teilnahme gewiß. Um so kurz zu sein, als nur immer möglich, lassen Sie mich sagen, daß die wunderliche Begegnung, an die ich denke, vor etwa zwei Jahren in Kamtschatka stattfand. Unser Schiff war in einem Sturm bei den Aleuten hart mitgenommen worden, es wurde notwendig, in den Peter-Paulshafen einzulaufen und hier zu umfassenden Reparaturen mehrere Wochen lang vor Anker zu liegen. Die russischen Behörden, von Petersburg aus noch telegraphisch dazu angewiesen, zeigten sich außerordentlich zuvorkommend gegen unsre gesamte Besatzung und namentlich gegen uns Offiziere. Was in dem rauhen, unwirtlichen Lande und in dem schmutzigen, weltfernen Hafen nur irgend an Hilfsmitteln, Bequemlichkeiten und Vergnügungen dargeboten werden konnte, ward uns zur Verfügung gestellt. Und da wir an Bord wohnen blieben und nur täglich in unsern Schaluppen ans Land setzten, bereitete uns allen die Gast-

freundschaft der Spitzen von Peter-Paulshafen ein gewisses Vergnügen, namentlich meinen nähern Bekannten, den Schiffsoffizieren, die, wie beinahe alle Seeleute, eifrige Reiter und Jäger waren. Wenn die Herren in ersterer Beziehung bei den kleinen Kosakenpferden nur mäßig ihre Rechnung fanden, so konnten sie der zweiten Leidenschaft um so umfassender obliegen. Bärenjagden, Jagden auf Füchse, Zobel, Edelmarder und Eichhörnchen am Lande, Robben- und Walroßjagden an der Küste, alle mit derben Schmausereien ausgestattet, folgten einander. Ich nahm an einigen, nicht an allen teil, denn abgesehen davon, daß ich kein starker Nimrod bin, war ich gleich in den ersten Tagen meinem vorzüglichsten Kollegen in der kamtschatkischen Hauptstadt in die Hände gefallen. Youri Iwanowitsch Samarin war in seiner Art ein Prachtexemplar. Von Haus aus ein nach russischen Verhältnissen guter Militärchirurg bei einem sibirischen Kosakenregiment, hatte er sich seit dreißig Jahren in einen schlechten Gouvernementsphysikus verwandelt, der tausend Fälle behandelte, von denen er nicht das mindeste verstand und in denen nur zu oft sein eignes Universalmittel: ein Tropfen Branntwein, verschrieb. Zu mir faßte er großes Zutrauen und verriet naiv, daß er seine Kenntnisse durch den Umgang mit den zufällig hier anlandenden Schiffsärzten schätzbar bereichert habe und von mir ein gleiches hoffe. Er schleppte mich zu schwer und leicht Kranken, und da es immerhin einige interessante Fälle gab, ließ ich mich von ihm leichter mitziehen, als es sonst meine Art ist. Wissenschaftliches Interesse hatte Youri Samarin so wenig wie wissenschaftliche Kenntnisse, aber viel sogenanntes menschliches Mitgefühl — bei traurigen Anlässen ward er überflüssig sentimental, und nur zu leicht liefen ihm ein paar dicke Tränen

über die branntweinroten ungewaschenen Backen herunter. Einen Kranken als hoffnungslos aufzugeben, war ihm rein unmöglich, sein Sprichwort „Gott kann alles“ führte er beständig im Munde und suchte nach einem Kraute gegen unheilbare Leberleiden und selbst gegen die Altersschwäche Neunzigjähriger. Gleich in den ersten Tagen hatte ich ihn auf einem Besuche bei einem greisen Gouverneursdiener begleitet, einem Menschen, der hoch in den achtziger Jahren war, vollkommen verwittert und so in seinen Gewohnheitsschmutz und die Apathie eines Menschen versunken erschien, der seit einem Menschenalter nur mechanisch gearbeitet und vegetiert hat, daß sich kaum unterscheiden ließ, wo seine Krankheit anhob. Mir wäre der ganze völlig hoffnungslose Fall durchaus uninteressant geblieben, wenn sich nicht beim ersten Besuche herausgestellt hätte, daß der alte Fedor Michailowitsch kein Russe noch sonst ein Angehöriger des vielsprachigen Ostreichs, sondern ein deutscher Schweizer namens Bernhard Flori von Lenz in Graubünden war.“

„Allmächtiger Gott! Bernhard Flori!“ unterbrach der Präsident den jungen Arzt, indem er, alle Rückhaltung vergessend, Doktor Paul am Arm faßte und ihn in heftigster, äußerster Bewegung beinahe flehend anblickte. Die Erzählung Lohmers hatte ihn mit immer wilderer Spannung erfüllt — und doch schlug die Nennung jenes Namens wie ein Blitz in seine Seele und riß ihn augenblicklich in Stimmungen zurück, die er vor mehr als einem Menschenalter durchlebt hatte. Der stattliche Mann zitterte in diesem Augenblick wie ein Kind, und Doktor Paul konnte leicht erkennen, welche Flut von Erinnerungen, Befürchtungen und Hoffnungen im Innern des vor ihm Stehenden aufwogte. Er fand es für nötig, ein beruhigen-

des Wort einzuwerfen; mit dem Gefühl, völlig Herr der Situation zu sein, erwachte sogar eine gewisse Teilnahme für den schmerzlich und leidenschaftlich erregten Mann.

„Fassen Sie sich, Herr Präsident!" sagte er, Herther wieder sanft auf seinen Sitz niederdrückend, als ob er von einem Recht des Arztes Gebrauch mache. „Sie werden nichts Gutes, aber nach allem, was einmal vor Zeiten geschehen ist und was Sie wissen, auch nichts zu hören bekommen, wovor Ihnen zu grauen braucht. Es ist selbst eine wohltätige Empfindung, in gewissen Dingen völlig klar zu sehen und ein letztes Dunkel aufzuhellen. Ich erfuhr also, daß der kranke Gouvernementsdiener Fedor Michailowitsch im Jahre 1813 mit einem der vielen Gefangenentransporte, die von der zertrümmerten großen Armee nach Sibirien und immer weiter nach Osten geschoben worden waren, in Peter-Paulshafen angelangt und seitdem in dem öden Lande verblieben sei. Er war der letzte Überlebende seiner Kompagnie, vielleicht seines Bataillons gewesen; er hatte sich, nachdem er einmal als anstelliger Bursche bei dem damaligen Gouverneur Verwendung gefunden, auch nach dem Frieden und bei der Freigabe und Zurückbeförderung aller Kriegsgefangenen entschieden geweigert, nach seiner Heimat zu gehen, und man hatte ihn natürlich ruhig in dem fernen Weltwinkel belassen. Er war von Gouverneur zu Gouverneur gleichsam als Inventarstück vererbt und in dem Klima und den Umgebungen des kamtschatkischen Hafens rasch alt und grau geworden, hatte aber dann eine wunderbare Zähigkeit und Widerstandskraft gezeigt. Immer einsam und ungesellig hausend, hatte er seinen Dienst mit einer größern Pflichttreue getan als die Eingebornen, und so herrschte bei der militärischen Bureaukratie des Hafens eine gewisse

Vorliebe für den Alten. Als mein Gouverneursphysikus mich das erstemal zu ihm brachte, erzählte er mir, daß Fedor Michailowitsch trotz seines hohen Alters und seines Stumpfsinns eine starke Todesfurcht zeige, und daß er gern etwas tun möchte, dem armen Teufel den letzten schlimmen Augenblick noch eine Weile zu ersparen. Dazu konnte ich, wie die Sachen lagen, im Grunde nur die Achseln zucken, kam indes dem kamtschatkischen Kollegen mit ein paar neuen Belebungs- und Erfrischungsmitteln, die ich in meiner Schiffsapotheke besaß, zu Hilfe. Das beste Mittel war zunächst die eigentümlich günstige Wirkung, die es auf den alten Schweizer hervorbrachte, wieder einmal deutsch sprechen zu können. Er hatte viel von seiner Muttersprache verlernt, aber genug behalten, um mir allerlei von seinem Tun und Treiben und auch das zu offenbaren, daß er seit vielen, vielen Jahren mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach den Bergen seiner Heimat gekämpft habe. Als ich ihm natürlich einhielt, daß es lange Zeit nur in seiner Hand gelegen habe, dahin zurückzukehren, antwortete er mit unverständlichen, abgerissenen Worten, in einer Art geistiger Verwirrung, und erweckte in mir, im Einklang mit mancherlei psychologischen Beobachtungen, die ich schon gemacht, zuerst den Argwohn, daß Flori seinerzeit und vor beinahe zwei Menschenaltern seine ganz besondern Gründe gehabt haben müsse, in dieser Einöde zu bleiben. Während der Wochen unsres Aufenthaltes nun verschlechterte sich sein Zustand beständig und damit wuchs die innere Unruhe des Alten, die durch seinen Stumpfsinn immer wieder und wie eine Art trüben Lichts durch dichte Wolken hindurchbrach. Ich merkte ganz deutlich, daß er mit sich rang, mir mehr zu erzählen, als er mir schon von sich und seinem frühern Leben vertraut

hatte, und unterließ nicht, ihm fühlbar zu machen, daß eine wesentliche Erleichterung seines Zustandes eintreten müsse, wenn er sich einmal von dem Druck auf seinem Herzen befreien könne. Es war mir täglich mehr zur Gewißheit geworden, daß Fedor Michailowitsch eine Schulderinnerung mit sich schleppe, die namentlich für unklare, ungebildete Menschen je länger je lastender wird."

Den lauschenden Präsidenten, der keinen Laut von der Erzählung seines Gastes verlor, berührte die letzte Äußerung des jungen Doktor Lohmer eigentümlich peinlich. Aber jetzt war keine Zeit zu Entgegnungen, zu Einwänden seines Gefühls, fast mechanisch sagte er vor sich hin: „Wohl wahr! wohl möglich!" und drängte mit Mienen und Blicken zur Fortsetzung des Berichts.

„Es währte immerhin noch einige Tage, bis sich bei Fedor Michailowitsch, ehedem Flori, der Entschluß durchrang, völlig offen gegen mich zu sein. In einer besonders lichten Stunde und unter sichtlichen Kämpfen eröffnete er mir, daß er im Jahre 1812 in Bremen einen reichen Kaufherrn, in dessen Landhaus er in Quartier gelegen, in der Nacht überfallen, mittels einer seidnen Schnur erdrosselt und einer großen Geldsumme — er wußte nicht mehr, wieviel diese betragen — beraubt habe. Er sei zu dieser Tat durch das reiche, üppige Leben in dem Hause und dadurch angereizt worden, daß er zufällig in Erfahrung gebracht habe, daß ein Mann, den die französischen Douaniers als einen Schmuggler bezeichneten, dem Herrn Wilhelm von Herther eine große Goldsendung ins Haus befördert hatte. Er habe den günstigen Umstand benutzt, daß er nach dem Abmarsch seines Regiments nochmals zu einigen Requisitionen in die Nähe Bremens zurückgesandt worden sei. Er habe bei seiner Tat weder Wider-

stand noch Verfolgung erfahren, das geraubte Gold aber sei auf dem weiten Vormarsch gegen Moskau, und da er mit manchen seiner Kameraden habe teilen müssen, im wilden Lagerleben rasch zusammengeschmolzen, bald ganz verschwunden. Erst auf dem Rückzug gegen die Beresina habe er durch einen seiner Offiziere vernommen, daß deutsche Behörden nach ihm fahndeten, und es so als ein Glück gepriesen, daß er im Gefecht bei Borisow gefangen und auf der Stelle in das Innere von Rußland transportiert worden sei. Er habe denn auch niemals gleich andern widerstrebt, wenn er immer weiter gesendet worden sei, und habe gleich anfänglich den Plan gefaßt, in dem fernen, wilden Lande, wo kein Mensch nach seiner Vergangenheit gefragt hätte, zu bleiben. Dies sei ihm leicht genug geworden, und viele Jahre hindurch hätte er sich nur der gewonnenen Sicherheit gefreut, keine Reue empfunden und sich höchstens beunruhigt gefühlt, wenn ihm einmal nachts im Traum der alte schlafende Herr aus Bremen vor die Augen getreten sei. Später und jetzt schon seit langer Zeit sei er unruhiger und von beständig wachsender Angst befallen worden, und habe auch einmal versucht, sich durch ein Geständnis an einen seiner Vorgesetzten und ein andermal durch ein halbes Geständnis an den Doktor zu erleichtern. Der eine, dem er zugleich die Bitte um Heimkehr vorgetragen habe, hätte ihm geantwortet: „Laß vergangene Dinge ruhen, Fedor Michailowitsch, du bist hier am besten aufgehoben"; der andre habe ihm gesagt: „Das sind Phantasien — nimm einen Tropfen Branntwein". Und so habe er denn wieder und wieder nach Kräften dem Rate gefolgt, bis es schlimmer und schlimmer geworden und bis ich hierher gekommen sei.

„Mein erster Gedanke war natürlich, das traurige,

so weit zurückreichende Geständnis des Halbtoten völlig auf sich beruhen zu lassen und ihm mit den Phrasen, die manchmal in solchen Fällen hilfreich sind, Trost zuzusprechen. Näheres Nachdenken über die ganze Sache bestimmte mich jedoch, von dem vollen Geständnis des reumütigen Mannes feierlich Akt nehmen zu lassen. Eine derartige gewisse Feierlichkeit mochte auf den verzweifelten Kranken eine günstige Wirkung tun und besser als meine Opiate zu seiner Beruhigung beitragen. Und demnächst kam mir die Erwägung, daß, obschon der alte Vorgang gänzlich verschollen sein müsse, es doch in Deutschland noch einen und den andern Menschen geben könne, der Interesse an dem Geständnis Bernhard Floris nehme. So beschloß ich, ihn seine ganze Erzählung vor obrigkeitlichen Personen und Zeugen wiederholen und sie zu Papier bringen zu lassen."

„O, ich danke Ihnen — danke Ihnen aus der Fülle meines Herzens dafür!" rief hier der Präsident von Herther. Er hatte seine freudig schmerzliche Erschütterung nicht länger bemeistern können, aus seinen Augen stürzten Tränen, und er umfaßte wiederholt die Hände des jungen Arztes. Über Doktor Pauls Gesicht zuckte, flüchtiger als ein Wetterschein, ein Ausdruck lächelnder Verachtung. In seiner Bewegung ließ Herr von Herther den kalten, scharfen Skeptiker erkennen, wie tief er unter seinem verwundeten Familienstolz gelitten habe. Die ganze Aufnahme, die die Erzählung so verschollener Dinge bei dem Präsidenten fand, brachte dem jungen Arzt die Überlegenheit seiner Anschauung voll zum Bewußtsein, und er versagte sich nicht, im stillen den Eifer, mit welchem er berichtete, zu ironisieren. Herr von Herther, dem das schlimme Lächeln des jungen Mannes vorhin entgangen war, konnte

davon nichts wissen — denn mit scheinbar wachsendem Anteil nahm der Erzähler wieder das Wort:

„Ich hatte einige Mühe, die trägen Herrn in Peter-Paulshafen zu einer so ungewohnten und überflüssigen Anstrengung zu veranlassen, und mußte den Popen — Fedor Michailowitsch war auch rechtgläubig geworden — zu Hilfe rufen. So ging denn endlich, und ehe es mit dem Graubündner zu Ende kam, die feierliche Handlung vor sich. Bernhard Flori hatte, oder fand die Kraft, seine ganze Erzählung deutsch und russisch zu wiederholen, sie ward von mir in deutscher, vom dortigen Gerichtssekretär in russischer Sprache niedergeschrieben, von den anwesenden drei obrigkeitlichen Personen und zum Überfluß von dem Gouvernementsarzt, dem Popen und dem ersten Leutnant unsres Schiffes, der deutsch und russisch verstand und die beiden Niederschriften verglichen hat, unterzeichnet und beglaubigt."

„Und Sie haben das Dokument?" fragte Herr von Herther hastig. „Sie werden es mir übergeben, mir nicht vorenthalten?"

„Gewiß nicht!" versetzte der junge Arzt. „Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich einzig einen solchen möglichen Fall, wie er nun eingetreten ist, im Auge hatte, als ich die ganze Prozedur vornehmen ließ. Sie mögen denken, mit wie eigentümlichen Empfindungen mich die Mitteilungen meines Bruders Max, in denen Ihr Name vorkam, erfüllten, wie sehr ich bedauerte, den Faden der Anknüpfung, den ich schon gewonnen zu haben glaubte, wieder entschlüpfen zu sehen, wie ich mich gelegentlich mit dem Gedanken trug, doch jemand zu finden, den der ganze Vorgang und die späte Enthüllung, für die ich wider Willen Zeuge geworden, doch interessieren könne."

„Dieser Jemand ist gefunden und er dankt Ihnen noch einmal! dankt Ihnen innig," sagte jetzt mit leiserer Stimme und wieder zurückkehrender Fassung der Präsident. Auf seinem Antlitz glänzte ein Licht, das Doktor Paul nur mit stiller Verwunderung wahrnehmen konnte. „Sie sind jung und durch ein bewegtes Leben gestählt, Sie gehören einer andern Generation an als ich, und Sie werden meine Freude, mein Glück bei einer so traurigen Gewißheit kaum verstehen. Das Geständnis des Mörders meines Großvaters entlastet das Andenken eines Onkels von mir von einem düstren Verdacht und schwerer, ungerechter Anklage, die die öffentliche Meinung auf dasselbe gewälzt. Es nimmt von meiner Seele im sechzigsten Lebensjahre einen geheimen Druck, den ich fast vierzig Jahre hindurch und in der Fülle des Glücks empfunden habe. Ich bin Ihnen zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet und bitte den Himmel um Gelegenheit, Ihnen diese bald und nach Maßgabe meines guten Willens erweisen zu können. Und nun, teuerster Herr Doktor, deuten Sie mir die Bitte nicht falsch: mich sobald als nur immer möglich, in den Besitz, wäre es auch nur in den momentanen, des besprochenen Dokuments zu setzen. Ich werde keinen andern Gebrauch von demselben machen, als den ich zuvor mit Ihnen besprochen habe. Und erlauben Sie mir weiter zu bitten: bis ich alle Schritte, welche mir obliegen, reiflich überlegt habe, diese für mich bestimmte Mitteilung ganz unter uns beiden bleiben zu lassen!"

„Ich hätte keinen Anlaß gehabt, meine Erlebnisse irgendwem mitzuteilen, der nur den Anteil müßiger Neugier aus demselben nehmen könnte," versetzte Doktor Lohmer. „Ihre Bitte schließt für mich die Verpflichtung ein, gegen jedermann zu schweigen. Das Papier, das von

Haus aus nur für Sie bestimmt sein konnte, habe ich hier und wüßte es in keine bessern Hände zu legen."

Der junge Arzt zog aus der Brusttasche seines Fracks eine kleine Wachstuchmappe, und entfaltete aus ihr ein aus mehreren Bogen bestehendes umfängliches, ziemlich vergilbt aussehendes, mit zahlreichen Siegeln bedrucktes Schriftstück. Herr von Herther nahm es mit zitternder Hand in Empfang, sein Auge irrte über die russischen Buchstaben nach den deutschen hin, und er überflog die Seiten mit einer Art fieberhafter Gier, um des Inhalts, den er aus der Erzählung Doktor Pauls kannte, noch einmal gewiß zu werden. Er atmete einigemal tief, während er las, und als er die Blätter sorglich und langsam wieder zusammenschlug, und mit einem stillseligen Lächeln über den Garten hinweg, nach dem winterlichen Himmel hinausblickte, war es für Lohmer, der ihn scharf und gespannt beobachtete, außer Zweifel gesetzt, daß der Beglückte in dieser Stimmung seine — des Fremden — Anwesenheit vollkommen vergessen habe.

Doch dies währte nur einen Augenblick — schon im nächsten war Herr von Herther wieder bei sich selbst, seine ernste, vornehm=freundliche Haltung kehrte zurück, und nur der Ausdruck seiner Mienen, die dankbare Vertraulichkeit, mit der er den jungen Arzt ansah und behandelte, mahnte an die verflossene Stunde, die so unerwartet bedeutsam im Leben Herthers geworden war. Doktor Paul hatte sich längst erhoben, und machte eine Miene, die den Entschluß ausdrückte, aufzubrechen. Der Präsident aber unterbrach im herzlichsten Tone die Abschiedsworte, die sein Besucher leicht hinwarf, und rief aus:

„Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Doktor! Zuvörderst nehmen Sie noch einmal meinen besten Dank,

und nun gestatten Sie mir, Sie zu meiner Tochter zu führen. Felicitas muß wissen, auf der Stelle wissen, daß Sie der Freund unsres Hauses sind, wie Ihr Bruder nur je war, wenn sie auch vorderhand noch nicht erfahren darf, um wieviel mehr Sie sich als der Freund ihres Vaters erwiesen haben!“

Und damit führte er Doktor Paul Lohmer in den kleinen, eben erst leicht erwärmten Salon hinüber und schellte seinem Diener, um seine Tochter so rasch als es ihr möglich sei, herbeirufen zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Fräulein Felicitas war über die Botschaft des Vaters ein wenig erstaunt gewesen, aber sie hatte sich beeilt, ihre einfache, durchaus häusliche Toilette flüchtig zu mustern, und nach einer kleinen Veränderung in den Salon zu kommen, an dessen Kamin sie ihren Vater mit demselben Fremden stehend fand, dessen Ankunft sie vorhin einen Augenblick erschreckt, und dann völlig gleichgültig gelassen hatte. Mehr als Doktor Paul Lohmer, der ihr zunächst wie jeder andre junge Mann von guter Erziehung erschienen wäre, fiel ihr ein sonniger Schimmer im Gesicht ihres Vaters und die Art, wie dieser den jungen Arzt vorstellte, auf. Da war nichts von der feinen Rückhaltung, die sie zu sehen gewohnt war, und selbst wenn sie sich sagte, daß der Neueingeführte als Bruder eines wirklichen Hausfreundes ein Anrecht auf freundlichen Empfang habe, so blieb etwas Unerklärliches zurück, und machte Felicitas leis befangen. Ein Nachklang der schmerzlichen Erregung von vorhin lag auf ihren Zügen und erhöhte

den Eindruck der anmutigen Mädchenerscheinung. So skeptisch und spöttisch Doktor Paul den Frauen gegenüberstand, so konnte er sich ein augenblickliches Wohlgefallen an der Tochter des Präsidenten nicht leugnen, und war seinerseits bemüht, die liebenswürdigsten Seiten seines Wesens zu entfalten. Er schilderte seine Erlebnisse in der verflossenen Nacht, und die Sorge, die er um die wirklich wertvollen, für die Wissenschaft bedeutenden Arbeiten und Sammlungen seines Bruders getragen habe, gönnte auch Hiller und Erich Franken, deren Freund er nicht war, ein lobendes Wort über die rasche aufopfernde Tatkraft, die sie entwickelt, und erlaubte sich nicht mehr als eine flüchtige ironische Bemerkung, über den Schmerz, den der junge Baumeister um das alte Schloß gezeigt.

„Die Herren verstehen ihren Vorteil nicht,“ sagte er scherzend. „Herr Franken sollte froh sein, daß ihm ein so günstiger Zufall eine neue große Tätigkeit in Aussicht stellt, hier, wo das Feld zu eng ist! Und statt um die Schönheiten der alten Bauten — denen gegen über ich freilich ein Stück Barbar bin — zu trauern, sollten sie uns mit neuen, ungeahnten Schönheiten überraschen.“

Felicitas mußte lächeln, sie geriet selbst in eine glücklichere Stimmung, wenn sie von Zeit zu Zeit nach den Mienen ihres Vaters blickte, die von einer so wunderbaren Heiterkeit zeugten. Sie wußte sich nicht zu erinnern, ihn je so gesehen zu haben, und mußte schließen, daß der junge Mann, der vor ihr saß, und den der Präsident fast liebevoll betrachtete, daran einen gewissen Anteil habe. Sie konnte nicht umhin, sich lebhafter, wärmer zu äußern, als es bei ersten Begegnungen ihre Gewohnheit war, sie

gab Doktor Paul zu erkennen, daß sie aus den Erzählungen seines Bruders mit seinen Reisen vertraut sei, und richtete mancherlei Fragen an ihn, die er humoristisch und entgegenkommend beantwortete. Herr von Herther nahm muntern Anteil an dem leichten Gespräch, und so rann eine Stunde hin, — es ging gegen den Mittag, als Doktor Lohmer sich entschieden erhob, seinen Hut nahm, und für seine lange Anwesenheit um Entschuldigung bat. Trotz der Einsprache des Präsidenten, die Felicitas wiederum ungewöhnlich erscheinen mußte, brach er diesmal wirklich auf. Er ging in seltner Zufriedenheit mit sich selbst, und verließ einen mehr als Zufriedenen. Herr von Herther sagte seiner Tochter nur noch: „Ich bin hoch erfreut, mein Kind, daß Professor Lohmer diesen Bruder hat — er wird in jedem Sinn ein Gewinn für unsern Lebenskreis sein, und du wirst freudig erstaunen, wie er es vermocht hat, sich in der Fremde Ansprüche auf unsre Dankbarkeit — auf die Dankbarkeit von Menschen, die er nicht kannte — zu erwerben!“ Aber er gab der erstaunt Aufblickenden keine weitre Erklärung, und wendete sich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er im Schreibtisch das schicksalsschwere Dokument barg und jetzt still erwägen wollte, welche Schritte er zunächst zur Ehre des Hertherschen Namens zu tun habe. Seine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit war wie mit einem Schlage verschwunden — er lechzte danach, das, was ihm so unerwartet offenbart worden war, den wenigen, die noch von dem dunklen Vorgang des Jahres 1812 wußten, und zugleich den Tausenden mitzuteilen, die nie ein Wort davon erfahren hatten. Nur sein guter, ein langes Leben hindurch bewahrter Takt brachte ihm jetzt zum Bewußtsein, daß er vor allen öffentlichen Schritten den noch lebenden Kindern

seines Oheims Franz von Herther Kunde von der wunderbaren Enthüllung geben müsse, die ihm durch den jungen Arzt übermittelt worden war.

Felicitas blieb in einer Stimmung allein, in der frohes Erstaunen und ein leise wachsendes Bangen sich seltsam mischten. Sie fühlte sich tief ergriffen und bewegt von dem, was sie eben erlebt. Wenn es einen Rausch des Glückes gab, so hatte sie ihn heute bei ihrem Vater wahrgenommen! Unbekannt mit dem Grunde des Wunders, das der junge Arzt bewirkt, hätte sie ihm nur aufrichtig dankbar sein mögen. Und doch, wie sie jetzt dem ganzen Gespräch, das sie mit Paul Lohmer geführt hatte, nachsann, war ihr, als ob sie eine schneidend kühle Luft aus seinen Worten anwehe, und als ob man dem Arzt nicht so arglos vertrauen könne wie seinem Bruder, dem Professor. Sie schalt sich selbst über dies vorschnelle Urteil, aber sie vermochte ein Mißbehagen an der scharfen Sicherheit und gewissen herben Äußerungen, die im Laufe der Unterhaltung gefallen waren, nicht völlig zu unterdrücken, und dachte mit geteilter Empfindung an die Erlebnisse dieses Morgens. Auch die Frage, ob der neue Ankömmling mit Erich Franken zusammenstimmen werde, zog durch ihren Sinn — und wieder war ihr, als wisse sie zum voraus, daß diese beiden Männer sich schwer verstehen würden.

Doktor Paul hatte inzwischen seinen Weg durch die schon wieder stilleren Straßen Forstenburgs verfolgt und sich auf einem Seitenweg der Orlachbrücke und dem halbzerstörten alten Schlosse, dem Sitz der Forstakademie zugewandt, wo er seinen Bruder zu finden erwartete. Er hatte beim Austritt aus dem Hertherschen Hause vor sich hingelächelt: „So war's doch gut, daß ich den grauen

Sünder in Peter-Paulshafen amende honorable leisten ließ, obschon mir's damals wie eine rechte Farce vorkam!" Jetzt überdachte er die Möglichkeiten, die sich an diesen Besuch knüpfen konnten, und berechnete ruhig, wie weit sich bei einigem Geschick seinerseits die Dankbarkeit des Präsidenten erstrecken werde. Wenn er zum Entschluß kam, hier festen Fuß zu fassen — noch war er nicht völlig entschlossen — so hatte er in den letzten Stunden zuverlässigen Boden gewonnen. Über den Weg völlig im klaren, wollte er nun ohne jede Illusion noch einmal scharf prüfen, ob das Ziel, das hier zu erreichen stand, auch der Mühe lohne, und ihn am Ende voll befriedigen könne. Doktor Paul war nach Forstenburg mit der Überzeugung gekommen, daß ihm die kleine Residenz keine seiner würdige Zukunft zu bieten vermöge, — seit einigen Tagen begann sich diese Überzeugung zu wandeln, und heute hatte der junge Arzt Mühe, kalt und klar die Verhältnisse zu betrachten, so verlockende Aussichten schienen sich ihm zu eröffnen.

Er erreichte den Platz vor der Forstakademie, welcher nur noch von einer kleinen Abteilung der Feuerwehr und wenigen Soldaten vor dem Andrang der Neugier beschirmt ward. Aus den Trümmern des Mittelbaues quollen noch immer schwache Rauchsäulen hervor und an einigen Stellen leuchtete glühender Schutt durch die geschwärzten Fensterhöhlungen. Doktor Paul betrachtete das Schauspiel mit mäßigem Interesse, er war ganz nur mit sich und seinen Plänen beschäftigt. Doch besaß er kundigen Blick genug, um zu erkennen, daß dem Feuer in der Tat durch die Innenhöfe zwischen dem Hauptbau und beiden Flügeln von rechts und links Halt geboten worden war und daß die Wiederherstellung des Ganzen nicht unmöglich sein

werde. Er nahm wahr, daß Erich Franken mit dem alten Landbaukommissär zwischen den Trümmern umherstieg und vorläufige Untersuchungen der Giebel und Außenwände beider Flügel anstellte. Dann gewann er durch Nennung seines Namens Einlaß in den Flügel, in dem die Wohnung seines Bruders lag.

Er fand den Professor, wie er angenommen, in der leeren, halbausgeräumten Wohnung. Hier waren einige Lehrer der Forstakademie versammelt, die über eine vorläufige Wiedereröffnung der Vorlesungen in den leeren Sammlungsräumen berieten und nur die Rückkunft der beiden Architekten erwarteten, um zu hören, ob man hoffen dürfe, hier vorderhand wenigstens ungestört zu bleiben. Doktor Paul wollte sich sofort zurückziehen, aber da er von allen bereits gekannt war, wurde ihm freundlich zugerufen, daß man hier keine offizielle Sitzung halte und mit den Erörterungen so ziemlich zu Ende sei. Professor Max Lohmer begrüßte seinen jüngern Bruder mit einem merkwürdig ernsten Blick und erschien auffällig gedrückt. Sein Gesicht, das sonst so frisch und treuherzig klar aus der Fülle des rotblonden Vollbartes und der dichten Locken hervorschaute, die seine Freunde nur die Löwenmähne tauften, war heute bleich und schmerzlich erregt. Der junge Arzt sagte sich nicht ohne eine leise Anwandlung von Verachtung, daß sein Bruder Professor wirklich schwach und töricht genug sei, sich in so ungehöriger Weise vom Unglücksfall der Lehranstalt erschüttern zu lassen, der er angehörte. Er verglich im stillen die Gesichter der andern anwesenden Professoren und fand diese ruhig, selbstzufrieden, ohne Spuren eines tiefern Eindrucks. So trat er hinter den Stuhl des Zoologen und flüsterte ihm zu:

„Du siehst völlig überwacht, beinahe krank aus, wirst

dich mit deinem überflüssigen Eifer ruinieren. Hast du meinen Rat nicht befolgt, ins Hotel zum Helm zu gehen und ruhig auszuschlafen?"

„Doch — gegangen bin ich — aber ich mußte noch einmal hierher!" versetzte leise der Professor. Dann, als ob er ein inneres Widerstreben überwinde, erhob er sich und zog den Bruder rasch in das anstoßende Zimmer. Und hier sagte er ihm in einem seltsam gepreßten Tone: „Der Kastellan will behaupten, Paul, daß du einige Male beim Verlassen des Lesezimmers deine Zigarre, aber noch im Zimmer selbst angezündet hast und scheint dies vor der Untersuchungskommission aussagen zu wollen."

Über die Züge des Doktors glitt flüchtig, ganz unmerklich, ein leichter Ausdruck des Erschreckens. Gleich darauf blitzte sein Auge wieder auf und mit aller Schärfe, die in seiner Stimme lag, erwiderte er:

„Ich sagte dir ja schon zu tausendmalen, daß ihr hier Schufte im Dienst habt, die der Trunk blödsinnig macht. Laß mir den alten Burschen hierherrufen, auf der Stelle — ich will es ihm entleiden, sich zum Kolporteur von Mordgeschichten aufzuwerfen."

„Aber Paul — es wäre ja doch möglich, daß du dich vergessen und Unglück gehabt hättest," wandte der Professor ein. „Besinn' dich, ob du gestern im Lesezimmer warst."

„Hältst du mich für den Narren, dessen Zukunft an einem weggeworfenen Zündholz und einem verleumderischen Gerücht zugrunde geht?" fragte Doktor Paul zurück. „Ich wiederhole dir, laß mir den Burschen rufen, das bist du mir und am Ende auch dir selbst schuldig, denn immerhin wäre es ein fataler Kasus, wenn dein einziger Bruder als Brandstifter eurer preislichen Forst-

akademie dieser noch preislicheren Residenz den Rücken kehren müßte.“

Er stampfte ungeduldig mit dem Fuße; der Professor, der mit wachsender Scheu die Züge seines Bruders betrachtete, hielt es für geraten die Klingel zu ziehen, welche den Kastellan, den er in den untern Räumen beschäftigt wußte, herbeirief. Der Kastellan erschien nach wenigen Minuten und zeigte, als er neben Professor Lohmer dessen jüngern Bruder erblickte, eine Verlegenheit, die er hinter einem unterwürfig freundlichen Gruße zu verbergen trachtete. Doktor Paul, der ihn scharf ins Auge faßte, wußte jetzt, daß er gewonnenes Spiel habe. Mit ein paar raschen Schritten trat er vor den bestürzten Mann hin und herrschte ihn kalt und scharf an:

„Ich höre, daß Sie sich erlauben, alberne Vermutungen auszusprechen und Unwahrheiten unter der Hand zu verbreiten. Und nun merken Sie wohl auf, mein Freund. Ich kann Ihnen nicht verbieten, die Untersuchungskommission mit Ihren Phantasien zu behelligen, beabsichtige es auch gar nicht. Ich werde beeiden, daß ich mich der Albernheit, die Sie mir zuschieben, niemals schuldig gemacht habe. Komme ich aber in diesen Fall, wird auch nur eine ungehörige Frage in dieser Angelegenheit an mich getan, so kenne ich nunmehr den Urheber. Ich werde Ihnen den Scherz, den Sie sich auf meine Kosten zu machen belieben, nie verzeihen — niemals! Sie sollen Ihr ganzes Leben hindurch empfinden und nach Gebühr empfinden, daß Sie gegen mich, den Fremden, kaum Heimgekehrten, eine Niedertracht verübt, auch wenn mir nicht der leiseste Schaden aus Ihrer sinnlosen Denunziation erwächst. Ich hoffe, ich werde der Mann sein, der sich dankbar erweisen kann — so oder so. Und

nun tun Sie, was Ihnen beliebt — Guten Mittag, Herr Kastellan!" —

Er wandte dem händeringenden Mann den Rücken und ging zu seinem Bruder zurück, der die ganze Szene mit angehört hatte. „Ich danke dir, Max, daß du mir Gelegenheit gegeben, mich mit dem Herrn auseinanderzusetzen. Wenn der jetzt seine Zigarrenerzählung vor eurer Kommission vorträgt, so will ich verurteilt sein, jedes Semester ein Kollegium Universitätspsychologie mit anzuhören."

„Aber Paul, lieber Paul, das ist denn doch nicht die Art, eine derartige Angelegenheit zu erledigen. Ich —"

„Du wirst mir mein eigenes Urteil in meinen eigensten Angelegenheiten erlauben," versetzte der Arzt. „Ich bin nicht gewillt, eure schlechten deutschen Sitten zu teilen, die es gestatten, einen Gentleman wie einen Buben zu beleidigen und den Ruf jemandes zu schädigen, ohne das Gefühl der Verantwortlichkeit zu tragen. Wer einen andern ins Leben treffen will oder trifft, muß mindestens wissen, daß er dessen Feindschaft auf Leben und Tod auf sich nimmt. So fasse ich die Dinge auf und werde besser dabei fahren, als ihr mit eurer Schlenderei, bei der jedem Lump jedes erlaubt ist."

Wenn der Professor noch etwas zu erwidern gedacht hatte, ward er durch den plötzlichen Eintritt Erichs und zugleich durch die Rufe seiner Kollegen vom Nebenzimmer unterbrochen. Der Kastellan war still und so gedemütigt davongeschlichen, daß der junge Baumeister in der Tür einen teilnehmenden Blick auf ihn warf und bedauernd zu Doktor Paul sagte:

„Guten Tag, Herr Doktor. Unserm armen Baumbach scheint die hochfürstliche Ungnade von verflossener

Nacht noch in allen Gliedern zu liegen, er sieht ja erbärmlich aus."

„Wohl möglich," entgegnete der Arzt kurz. „Aber verzeihen Sie mir die Bemerkung, daß Sie alle, meinen Bruder eingeschlossen, ein wenig erbärmlich dreinschauen. Ich begreife nicht, daß Sie sich nach dem Ereignis der Nacht nicht ein wenig mehr Ruhe gegönnt."

„Nun, die Wahrheit zu sagen," lächelte Erich, „so war ich nicht in meine Wohnung zurückgekehrt, sondern mit Max nach Ihrem Rate in den Helm gegangen. Wir hatten noch eine Zigarre angezündet, eine halbe Stunde geplaudert und uns dann zur Ruhe gelegt. Da fährt unser Zoolog auf, beginnt sich anzukleiden und behauptet hierher zurück zu müssen, weil er die armen Tiere vergessen habe, die man unter diesen Umständen mindestens in Freiheit setzen müsse."

„Die Tiere — was für Tiere?"

„Nun allerhand Tiere, die man ihm zu physiologischen Experimenten einliefert. Sie wissen, daß er sehr beschränkten Gebrauch davon macht und beinahe für einen Antivivisektor gilt, weil er behauptet, daß man nicht gewissenhaft genug sein könne."

„Feuchtohrige Sentimentalität!" brummte der Doktor vor sich hin.

„Nun, auf alle Fälle wollte Max nicht dulden, daß die Tiere Gefahr liefen, zu verbrennen, oder hier verschüttet zu werden. So mußten wir denn durch Nacht und Schnee noch einmal hierher und dort in den kleinen Hof zu einem Gelaß, zu dem der Schlüssel nicht zu finden war. Wir haben Einbrecherarbeit verübt und einen Fuchs, einen Iltis und drei Wiesel in Freiheit gesetzt, auch zwei Dutzend Kaninchen höchsteigenhändig an den Ohren und

unter dem Paletot in den Pferdestall des Helms getragen."

„Nun, wenn das nicht kindisch war," rief der Doktor in seinem schärfsten Tone, „so weiß ich nicht, wann dies Epitheton überhaupt angewendet werden soll. Geschöpfe, die man ohnehin einem martervollen Tod bestimmt hat!"

„Ich suche, ihnen die Marter zu ersparen," versetzte der Professor, der wieder herzugetreten war. „Ich finde, daß ich meine besten Resultate ohne Qualen der Tiere erziele, und bin wohl zufrieden damit. Ich kann es nicht anhören, daß du dich selbst lästerst, und ich sage dir auf den Kopf zu: auch du bist, wenn du ja experimentierst, kein Folterknecht."

„Aus schlechter Angewohnheit und wegen der Schwäche meiner Nerven," sagte der Arzt mit einem unendlich verächtlichen Blick auf den Bruder. „Ich wollte aber, daß ich die Konsequenz hätte, alles zu tun, was aller Gefühlspinselei und schlechten Empfindelei einen tödlichen Stoß ins Herz geben müßte."

Erich fühlte in diesem Augenblicke, wie ihm das Blut wallte und gegen die Stirn schwoll — sein Gesicht zeigte flammende Röte, doch nahm er in Max Lohmers Zügen wahr, daß der Professor diesmal vor dem schneidigen Wesen des Bruders nicht zurückwich. Max überlegte einen Augenblick und antwortete ruhig, aber bestimmt:

„Du hast Lust, den alten Streit wieder aufzunehmen — ich habe heute keine Stimmung dazu. Ich wiederhole dir also einfach, daß ich auf meinem Wege und für meine Resultate deine Wünsche nicht nötig habe und im tiefsten Herzen überzeugt bin, daß auch du diese Wünsche nicht ernstlich hegst, sondern aus schlechter Angewohnheit sie zu haben vorgibst!"

„Es ist die Art aller Heidenbekehrer, anstatt die Existenz eines Gewissens zu erweisen, dem andern zu versichern, daß er eines im Busen trage," erwiderte Doktor Paul, noch immer scharf, aber jetzt wenigstens lachend. „Übrigens, du großes Kind, du wirst mich nächstens auf den Verdacht bringen, daß du ernsthaft an wissenschaftliche Wahrheiten glaubst, denn du sprichst von deinen Resultaten, als ob sie feststehende Dinge wären."

„Und woran glaubst du noch — wofür siehst du deine Resultate an?" fragte der Professor mit einem gewissen Stirnrunzeln, das sein freundliches, wohlwollendes Gesicht zuzeiten entstellte.

„An Endergebnisse bestimmter, gerade in Ansehen stehender Untersuchungsmethoden, die so lange Gültigkeit besitzen, als sich eine Methode eben in Ansehen erhält — keine Stunde länger," versetzte der Arzt. „Und darum ist's Torheit von dir, deine eigne Methode nicht bis zur schärfsten Spitze zu treiben und ihr ein wenig länger das Leben zu fristen, denn die Ablösung wartet auf euch, wie auf alle Vorangegangenen, und wenn ihr jetzt Buffon und Humboldt auslacht —"

„Ich lache sie nicht aus!" fiel Max Lohmer hitzig ein.

„Daran tust du unrecht," fuhr Doktor Paul unerschüttert fort. „Die Reihe, ausgelacht zu werden, kommt, wie gesagt, bald an euch, darum macht's euch inzwischen ein wenig bequem und behaltet das mäßige Quantum Respekt, was die liebe Menschheit aufzuwenden hat, so lange ihr könnt, für euch allein."

Wahrscheinlich hätte das unumwundene Glaubensbekenntnis Pauls zu einem neuen Streit mit dem Bruder geführt, so wenig streitlustig der Zoolog sich auch heute fühlen mochte. Aber ein Hoffourier in braun und sil-

berner Livree, der sich auf der Schwelle zeigte, unterbrach und beendete die ganze Unterredung. Derselbe trat auf Erich zu und sagte:

„Se. Hoheit lassen ersuchen, sich Mittag ein Uhr im Schlosse im Eberhardszimmer zu einer Beratung einzufinden. Ich soll auch den Herrn Prorektor der Forstakademie einladen.“

„Die Einladung gilt mir, ich bin zurzeit Prorektor!“ sagte Max Lohmer, halb verlegen. „Du wartest wohl einige Augenblicke auf mich, Erich, wir gehen dann zu dir und nachher ins Schloß — viel Zeit haben wir nicht zu verlieren — Paul sieht schon nach der Uhr!“

„Viel Glück bei Hofe, meine Herren,“ versetzte Doktor Lohmer mit einer spöttischen Verbeugung. „Tun Sie Ihr Bestes, der ehrwürdigen Akademie aufs neue das Küchenleben zu fristen; ich will mich inzwischen eines gleichen Geschäfts bei einigen meiner Patienten befleißigen!“

Dreizehntes Kapitel.

Auch im Forstenburger neuen Residenzschlosse war der heutige Tag ein ungewöhnlich bewegter gewesen. Auf den breiten Riesentreppen, in den großen, hohen Korridoren und den langen Zimmerreihen ward die Menge der Kommenden und Gehenden freilich weniger sichtbar, als in den paar kurzen Hauptstraßen der Residenz, und noch weniger hörbar, denn die dicken Winterteppiche über jeder Stufe und jedem Parkett dämpften das Geräusch aller Schritte, und die Stimmen wurden hier ohnehin nie laut erhoben. Dennoch wäre für ein geübtes Ohr das Schwirren und Flüstern so auffällig gewesen, wie für

Kabinettsrat Lorbergs erfahrenen Blick die vielen fremden Gesichter waren, die sich seit den ersten Morgenstunden in den Vorzimmern zeigten und deren Träger sich auf einen ausdrücklichen Befehl Sr. Hoheit beriefen. Mühlmann, des Herzogs Kammerdiener, der bereits seit fünf Uhr des Morgens im Dienst war, hatte dem Kabinettsrat einen warmen Tag vorher verkündigt, und als gegen zehn Uhr Lorberg noch immer nicht zum Vortrag gerufen war, begann er des Glaubens zu leben, daß der Tag, trotz der Februarkälte draußen, ein sehr heißer werden würde. Zwei-, dreimal war der Kabinettsrat in das Arbeitszimmer des Herzogs befohlen worden, um eine Auskunft zu erteilen und die Weisung zu einer Niederschrift zu empfangen, und jedesmal hatte er am mächtigen Stirnrunzeln Sr. Hoheit und dem eisigen Blick der blauen Augen wahrgenommen, daß die Stimmung Herzog Bernhards keine erfreuliche sei. Zum Überfluß mußte Exzellenz von Althen, der erste Minister, mit dem der Herzog die Geschäfte so rasch und kurz als möglich zu erledigen liebte, sich heute in wortreichen Auseinandersetzungen ergehen. Lorberg hörte auf seinem Lauscherposten, auf den er von Zeit zu Zeit zurückkehrte, die Stimme Sr. Hoheit immer härter, metallener erklingen — und prophezeite sich, daß der Sturm, der in Gegenwart des Ministers verhalten ward, gegen ihn losbrechen werde. Er seufzte daher tief auf, als Exzellenz von Althen aus dem Zimmer des Herzogs mit einem kurzen kühlen Gruße endlich an ihm vorüberging und gleich darauf die verhängnisvolle Glocke ertönte, die erst den Kammerdiener und dann ihn rief. In der Tat fand er den Herzog bei seinem Eintritt am Schreibtisch tief über Papiere gebeugt, die der Minister zurückgelassen hatte und die offenbar das Mißfallen des

Fürsten im stärksten Grade erregten. Und der Kabinettsrat trug in seinen Mappen genug, was den Landesherrn weiter reizen und verstimmen mußte.

„Diese Langeweile! Diese Gleisnerei! Ich trag' es nicht länger," hörte der alte Sekretär Herzog Bernhard vor sich hinsagen. „Lassen Sie Herther rufen — hören Sie, Lorberg?"

„Zu Befehl, Hoheit! Zu welcher Stunde befehlen Ew. Hoheit?"

„Je eher, je lieber! — Es wird zwar wieder ein nutzloser Versuch sein —" fügte der Fürst mehr für sich als für den Kabinettsrat hinzu, und dieser hütete sich wohl, die leiseste Bemerkung laut werden zu lassen. „Was bringen Sie? — die Tage lassen sich seit gestern recht erfreulich an! Um ein Uhr findet im Eberhardszimmer eine Konferenz statt, wegen des alten Schlosses — Sie werden Protokoll führen. Kurz und knapp — es werden gar viel unnötige Worte geredet werden. Und nun rasch das nötigste!"

Während der Herzog seiner Gewohnheit getreu an den kleinen, niedrigen Tisch ging, der vor einer Ottomane stand, erwog der Kabinettsrat in Gedanken, was das nötigste sei und was er heute beiseite lassen dürfe, ohne sich einer Verantwortung auszusetzen, und reichte Sr. Hoheit eine große Zahl von Ausfertigungen zur Unterschrift hin. Dann hob er schüchtern an:

„Hoheit befahlen, über den gestrigen Schloßbrand unter der Hand und unabhängig von der offiziellen Untersuchung einige Erörterungen anzustellen. Ich habe den Reisekurier Wild damit beauftragt — der sich leider viel in den Wirtshäusern umhertreibt und daher in diesem besondern Falle unverfänglich erschien."

„Und was hat er herausgebracht?“ fragte der Herzog und fuhr fort zu unterschreiben.

„Ich habe hier zu Papier gebracht, was er berichtet —“

Der Herzog griff nach dem Blatt, was Lorberg hinreichte, überlief es mit scharfem Blick und schleuderte es dann verächtlich in den Papierkorb, dessen Inhalt der Kammerdiener jederzeit vor seinen Augen verbrennen mußte. „Elendes Geträtsch — den Wein nicht wert, den der Schlingel berechnen wird. Wir werden also wieder nichts erfahren und uns an der Tatsache genügen lassen müssen, daß das Schloß zur Hälfte hinüber ist. Weiter — weiter!“

Lorberg zögerte doch ein wenig, es fiel ihm auf die Seele, wie viel Peinliches er gerade heute dem unholden Herrn vorzutragen habe. Er wühlte zwischen seinen Papieren und hob danach an:

„Ew. Hoheit haben befohlen, eine Aufstellung der Verpflichtungen des Herrn Hofpianisten Arsakoff zu bewirken. Soviel ich zu ergründen vermocht habe, dürften sich dieselben auf nicht weniger als achttausend Taler belaufen.“

„Achttausend Taler — in weniger als einem Jahre, seit die Kabinettskasse für ihn gezahlt!“ sagte diesmal Herzog Bernhard mit finsterm und, wie es dem Kabinettsrat vorkam, verächtlichem Ausdruck. „Der Mensch wäre imstande, einen Börsenfürsten zu ruinieren, geschweige denn uns. Wofür in aller Welt gibt er das Geld in unserm Neste aus?“

„Menus plaisirs, Hoheit!“ entgegnete Lorberg boshaft. „Und das Spiel im ‚Englischen Hof‘, bei dem der Herr Hofpianist immer unglücklich spielen soll, und

manche Briefe guter Freundinnen aus Petersburg und Mailand!“

Der Herzog sah bei dem Namen der letztern Stadt auf — aber es wäre zu unerhört gewesen, daß sein alter Privatsekretär seinen Worten eine Spitze gab. So begnügte er sich, kurz hinzuwerfen:

„Also noch einmal zahlen! Aus meiner Privatschatulle! Aber direkt an die Leute, denen Arsakoff schuldet, nicht an ihn.“

Der Kabinettsrat schien eine andre Entscheidung erwartet zu haben — denn er wagte die Bemerkung: „Und wenn der Betrag der Schulden ein noch größerer wäre, Hoheit?“

„So wären Ihre Renseignements schlecht gewesen und Sie zahlen dennoch!“ sagte Se. Hoheit. Lorberg zuckte leicht zusammen, als habe er aus den Worten des Herzogs einen Blitz züngeln sehen, und fuhr dann in seinem Vortrag fort. Er berichtete eintönig und knapp, wie es der Fürst forderte, über eine Reihe von Geschäften und holte sich eine Reihe meist ungnädiger Bescheide. Und dabei wußte er, daß der Hofmarschall ihm unter dem Vorwand des großen für morgen angesetzten Diners eine Angelegenheit der peinlichsten Natur aufgebürdet habe, und der Herzog, wenn er von Zeit zu Zeit emporblickte, wußte gleichfalls, daß der Kabinettsrat noch mit etwas Unerfreulichem zurückhielt und sich vor dem Augenblick fürchtete, in dem er endlich sprechen müsse. „Sind wir fertig?“ frug Herzog Bernhard ungewöhnlich scharf, um der Unschlüssigkeit seines Sekretärs zu Hilfe zu kommen.

„Hoheit verzeihen — noch eine Angelegenheit, die eigentlich Exzellenz von Stecknitz, der Herr Hofmarschall, vorzutragen hätte. Odin, der große sibirische Hund, den

Ew. Hoheit von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Wilhelm zum Geschenk erhielten, schien seit einigen Tagen krank, Herr v. Stecknitz ließ gestern nachmittag den Tierarzt rufen —"

Lorberg stockte, der Herzog sah finster vor sich nieder und dann durchs Fenster in den Schloßhof. „Wasserscheu!" murmelte er vor sich hin. „Armes Tier — schicken Sie mir Joseph herein, ich will ihm Anweisung geben, den Hund sofort zu erschießen!"

Und als der Kabinettsrat trotz des deutlichen Zeichens, daß er entlassen sei, noch keine Miene machte zu gehen, fragte der Herzog: „Was noch?"

„Hoheit — Fräulein von Halleben, die von dem traurigen Vorfall gehört, behauptet, daß Coeur de Lion, das Wachtelhündchen Ihrer Hoheit, noch vorgestern mit Odin im Park gespielt habe. Es wird vielleicht notwendig werden — und es wird sehr schwierig sein, Ihre Hoheit von der Notwendigkeit einer solchen Maßregel zu überzeugen!" — — —

„Sie haben recht," entgegnete nachsinnend Herzog Bernhard. „Ohne Szene geht es schwerlich ab — doch vielleicht! Dorau hat seinen Morgenbesuch bereits gemacht — veranlassen Sie ihn, noch einen Augenblick zu mir zu kommen."

Lorberg verbeugte sich und atmete hoch auf — das Gewitter war vorübergezogen, ohne unmittelbar einzuschlagen. Der Herzog blieb in seinem Arbeitsgemach allein, das er mit großen, unruhigen Schritten durchmaß. Sein Gesicht wurde je länger, um so finsterer, und erheiterte sich dadurch nicht, daß im Laufe der nächsten Stunde der Leibarzt, Geheimrat Dorau, und Joseph Staudinger, der tirolische Leibjäger des Herzogs, gemeldet und nach kurzen

Unterredungen wieder entlassen wurden. Immer ungeduldiger wartete der Fürst auf Herrn von Herther, und doch ward es beinahe Mittag, ehe der Herzugerufene endlich erschien. Der Herzog nahm von Zeit zu Zeit ein paar politische Broschüren zur Hand, die auf dem Tische vor ihm lagen, zündete verschiedene Zigarren an und warf die einen wie die andern nach wenigen Minuten verächtlich wieder beiseite. Mehr als einmal trat er ans Fenster, und als er den Handelsgerichtspräsidenten über den breiten Schloßhof daher kommen und drunten noch ein ziemlich lebhaftes Gespräch mit dem Hofmarschall, der eben in seinen Wagen steigen wollte, anknüpfen sah, sprach er ingrimmig vor sich hin: „Er macht sich kostbar!“

Dennoch durfte sich der Präsident, als er von Mühlmann gemeldet und eingeführt war, über keinen unliebenswürdigen Empfang beklagen. Im Gegenteil kam ihm der Herzog mit seinem besten Lächeln entgegen und nahm auf der Stelle wahr, daß Herrn von Herthers Gesicht einen ungewöhnlichen Schimmer von Heiterkeit zeigte.

Halb freundlich, halb sarkastisch bemerkte der Fürst, daß dem Herrn Präsidenten der Brand der Forstakademie recht wohl bekommen scheine.

„Darf ich fragen, was Ihnen Angenehmes widerfahren ist?“

„Ew. Hoheit werden gestatten, daß ich Ihnen zu einer passenderen Stunde davon Mitteilung mache. Familienangelegenheiten — olle Kamellen, wie unser trefflicher Fritz Reuter sagen würde! Ew. Hoheit haben mich rufen lassen?“

„Ja, um eine Frage an Sie zu richten, auf die ich die Antwort freilich im voraus wissen könnte. Aber mindestens sollen Sie erfahren, daß es mir Ernst mit meinem

Anerbieten ist. Ich meine wieder einmal, es mit Althen nicht länger aushalten zu können, seine Pedanterie und wohlredende Altklugheit bei dem Unglück der Forstakademie sind mir rein unerträglich. Der vollständige Polonius! Ich biete Ihnen noch einmal das Staatsministerium mit den Angelegenheiten meines Hauses, der Justiz und des Innern an und erkläre mich bereit, Ihnen jede Bedingung zu konzedieren, die Sie vernünftigerweise machen können."

„Bis auf die eine, die Hauptbedingung, Hoheit, die ich vielleicht unvernünftigerweise stellen müßte!" stammelte Herr von Herther, den der erneute Antrag des Fürsten überraschte und in der Tat ergriff. „Ich nehme gern an, daß Ew. Hoheit nicht bloß aus Mißvergnügen über Herrn von Althens Art und Weise Höchstihren Ratgeber wechseln wollen, und bin stolz darauf, zu wissen, daß Ihnen mein Charakter und meine Anhänglichkeit an Ew. Hoheit einiges Vertrauen einflößen. Allein — Hoheit gestatten mir gnädigst dies unumwunden auszusprechen — ich kann Ihr Minister nicht sein, da ich die Anschauungen Ew. Hoheit über Ihren fürstlichen Beruf in keiner Weise teile. Ich würde meinen allergnädigsten Herrn in dieser Stellung mit meinen Auffassungen fortwährend behelligen, würde fordern müssen, daß die Stagnation in unserm kleinen Lande einer neuen Tätigkeit wiche und würde dabei ohne Aufhören mit Ew. Hoheit Überzeugung zusammenstoßen, daß alles nicht mehr der Mühe lohne —"

„Und es lohnt auch nicht mehr der Mühe!" rief der Herzog stark, und die blauen Augen blitzten Herrn von Herther an. „Ich sage Ihnen zum tausendsten Male: meine Herren Brüder und Vetter lügen, wenn sie vorgeben, ihren Fürstenberuf anders aufzufassen als ich,

bestenfalls belügen sie sich selbst. Wir können keinem Ideal nachstreben und müssen die Dinge ihren eignen schlechten Weg gehen lassen. Auf einem großen Thron stellen sich die Zeiten noch anders dar — es ist mindestens möglich, zu handeln und zu wagen! Aber wir! Bei jedem Versuch, etwas zu ändern, stoßen wir auf Tatsachen, die unser Bemühen komisch machen, und obschon im Grunde genommen auch das gleichgültig wäre, komisch will ich doch eben nicht erscheinen."

„Ew. Hoheit ersparen mir, die Auseinandersetzungen zu wiederholen, mit denen ich Ihre Ansicht vergeblich zu widerlegen getrachtet habe. Nach allem möchte ich mich einer Frage erkühnen: warum Ew. Hoheit bei Ihrer völligen Abneigung gegen den in meinen Augen noch immer erhabenen Beruf eines kleineren Landesherrn, bei dem Ekel, den Ew. Hoheit gegen Ihre fürstlichen Pflichten empfinden, niemals an Abdankung und an darauf bezügliche Verhandlungen gedacht haben?"

„Abdanken — was fällt Ihnen ein, Herther?" antwortete der Herzog halb lachend, halb zornig. „Verstehen Sie mich recht — ich weiß leider genau, daß es nichts fruchtet, die Zügel straff zu halten — aber ich werde sie straff halten, solange sie in meiner Hand ruhen! Und dazu reicht meine Macht eben noch aus, mich vor allen Insolenzen meiner Umgebung zu schützen und einigen Leuten in derselben fühlbar zu machen, daß ich noch da bin und mich rege. Wollen Sie diesen Willensakten einen höhern Zweck geben, so werden Sie mein Minister!"

„Ew. Hoheit Vorfahren haben ihren Beruf anders aufgefaßt. Ich würde daran verzweifeln, auf dieser Basis etwas Erfreuliches zustande zu bringen!" rief Herr von Herther, und der schmerzliche Ausdruck, den sein Gesicht

zeigte, schien selbst den ehernen Herzog mit einiger Rührung zu erfüllen.

„Meine Vorfahren, Herther?“ sagte er. „Der zweite Eberhard hat Kräfte und Leben in Hirschjagden und Sauhatzen verbraucht, der dritte mit dem Bau von zehn überflüssigen Schlössern sich und das Land ruiniert, und von des vierten Harem wußten die Urgroßmütter hier und in Wellerswaldau grausige Dinge zu erzählen. Doch ich gebe Ihnen zu, es waren andre Männer darunter — Männer nach Ihrem Sinn, Herther — sie bleiben vielleicht mit einigem Nachruhm auf ein paar Blättern der deutschen Kulturgeschichte genannt. Immer aber waren es Männer, die einen Willen hatten und sich in rascher, lebendiger Wirkung ihres Daseins freuten! Keine Landstände, keine öffentliche Meinung und dafür einen Willen! Ob sie sich zum Genuß wandten, oder in energischer Tätigkeit für ihr Land wirkten, so folgten sie dem Drange ihres Blutes und durften sich frei, groß und bedeutend fühlen! Doch lassen wir das — Reminiszenzen sind das krankhafteste Element, in dem der Mensch leben kann. Sie müssen es mir also nach Ihrem Gewissen wiederum abschlagen, das Ministerium zu übernehmen?“

„Ich würde einen Versuch machen,“ sagte Herr von Herther, „sofern Ew. Hoheit auf weitere Verhandlungen wegen Zurückgabe der Domänen des fürstlichen Hauses Verzicht leisteten.“

Der Herzog, der sich eben erst gesetzt hatte, sprang wieder empor: „Das ist eine Unmöglichkeit, Herther, Sie wissen oder müssen wissen, daß ich, wie ich einmal denke, es als Pflicht erachten muß, den Agnaten meines Hauses ein fürstliches Privatvermögen für alle Fälle zu sichern.“

„Ew. Hoheit verzeihen gnädigst, wenn ich dann bei meiner Weigerung beharren muß. Ich kann nicht der Minister eines Herrschers sein, der Fürstenhaus und Land trennt, ich würde Ew. Hoheit nur lästig werden und keine irgend nennenswerten Dienste leisten können."

„So hielten wir denn wieder da, wo wir schon ein paarmal gehalten haben — schade — schade!" entgegnete der Herzog nachdenklich, aber nicht ungnädig. „Nun, lieber Präsident, vielleicht kommt Ihnen noch einmal besserer Rat, lange dürfen Sie sich freilich nicht mehr besinnen, denn mit mir hält's nur noch ein paar Jahre, und ob mein Großneffe je zur Regierung kommt, wissen die Schicksalsgötter, die den kleinen Herrschern nicht mehr günstig sind. Schade! Ich würde mit Ihnen trotz allem besser fortkommen, als mit Polonius-Althen! Sie haben mir nach Ihrer Gewohnheit manches offene Wort gesagt, ich kann Ihnen wider meine Gewohnheit eine Bemerkung auch nicht ersparen! Es mag Ihnen schmerzlich sein, daß Ihr Landesherr ohne jedes Fürstenideal dahinlebt. Ich aber zweifle auch, ob das, was Sie erfüllt und leitet, überall noch ein Ideal genannt werden darf. Sie wollen in peinlicher Gewissenhaftigkeit leidlich aufrecht erhalten, was aus bessern Zeiten überkommen ist; Sie haben nicht die mindeste Zuversicht, daß Sie etwas aus dem Vollen schaffen, die Welt mit neuen Gütern, die Herzen mit neuen Empfindungen segnen können — nein, widerreden Sie mir nicht! — ein traurig-peinliches Abwägen, eine beständige Wacht gegen jeden Luftzug, den Sie für giftig halten, ein opfervolles Aufrechterhalten der Bildung, der Familiensitte und der Respektabilität um jeden Preis! — wahrhaftig, Herther, mein Urahn Eberhard der Dritte, der mit seinen Zopfschlössern das Herzogtum Forstenburg zum

irdischen Paradies zu wandeln meinte, ist einem Ideal näher gewesen als Sie!“

„Ew. Hoheit sprechen eine schwere Wahrheit aus. Aber es wird nicht in unsre Macht gestellt, ob wir im letzten kümmerlichen Nachglanz einer untergehenden Sonne, oder im Schimmer eines neuen Lichtes wandeln!“ entgegnete der Präsident und verbeugte sich wie zum Abschied.

„Das kann ich auch für mich anführen!“ schloß der Herzog die Unterredung. „Ich werde jetzt zu einer Beratung über das Schicksal der Forstakademie und zunächst des zerstörten Gebäudes erwartet. Da Sie nicht mein Minister sein wollen, darf ich Sie auch nicht auffordern, mich hinüber in das Eberhardszimmer zu begleiten. Sie würden natürlich für den Fortbestand des Instituts stimmen?“

„Wenn ihm nichts von den seither gewährten Mitteln entzogen wird und einige unumgänglich notwendige Ergänzungen bewilligt werden, unbedingt!“

„Ich wußte es!“ sagte der Herzog mit einem eigentümlichen Lächeln. „Konservieren, was nicht gerade unter den Händen zerbricht!“ — — Nun denn, Herr Präsident, ich will Ihre Meinung stillschweigend mit in die Wagschale der Erhaltung werfen. Meinen Antrag können Sie noch einige Tage in Überlegung ziehen: ich werde morgen mit Herrn von Bodmann und dem jungen Stecknitz nach den Wellerswaldauer Forsten fahren, ich fühle, daß es mir sehr not tut, die Brust zu lüften.“ — — —

Zur gleichen Stunde, in der Herr von Herther im Kabinett des Herzogs verweilte und in den Vorzimmern desselben viel Geflüster und noch mehr vielsagende Blicke über den vertraulichen Verkehr Sr. Hoheit mit dem

Handelsgerichtspräsidenten ausgetauscht wurden, lagen der mächtige Vorraum und die längs desselben hinlaufende Galerie, die zu den von der Prinzessin Stephanie bewohnten Gemächern führte, in tiefster Stille. Die Prinzessin hatte um diese Zeit kaum noch von dem Ereignis der Nacht erfahren und nicht mehr als ein flüchtiges Bedauern gezeigt. Sie weilte mit ihrer Hofdame, Fräulein von Hallleben, in einem Zimmer, dessen Ausstattung in Blau und Weiß morgendlich heiter erscheinen sollte und vielleicht so erschienen wäre, wenn ein Hauch von Wärme und Heiterkeit die beiden im Zimmer anwesenden Damen belebt hätte. Prinzessin und Hofdame saßen, an der Stickerei, einer kostbaren Altardecke arbeitend, sich teilnahmlos gegenüber, und das wunderbar helle, farbenleuchtende kleine Gemach, durch das eine angenehme, gleichmäßige Wärme hinströmte, hätte jedem dritten einen frostigen Eindruck dargeboten. Auch Prinzessin Stephanie schien etwas ähnliches zu empfinden, sie schauerte einigemal zusammen und zog ein kostbares Spitzentuch, das sie vorhin umgeworfen, fester um Hals und Schultern. Der einzige, der sonst Leben in diese Räume brachte: ein kleiner, weißer Wachtelhund mit langhängenden braunen Ohren, lag auf dem blau- und weißgestreiften Atlas eines Diwans, die Prinzessin warf von Zeit zu Zeit einen zärtlichen Blick nach ihm hinüber. Dann legte sie den Kopf zurück und schloß die Augen, was Fräulein von Hallleben niemals bemerkte. Die junge Dame, eine hochgewachsene, etwa achtundzwanzigjährige Blondine mit einem alltäglichen, aber von Gesundheit zeugenden Gesicht, schien auf den Gegensatz zu ihrer jungen Herrin förmlich ausgewählt. Wie sie dasaß, in behaglicher Fülle, in unterwürfig-freundlicher Haltung, war ihr leicht anzusehen, daß sie sich lang-

weile, wie Prinzessin Stephanie, aber die Langeweile als einen völlig wünschenswerten Zustand empfand. Zufrieden zog sie ihre Goldfäden durch den schweren Stoff und wartete ab, bis sich ihre Prinzessin in bessere Stimmung hinübergelebt haben würde. In der Tat ertrug die Prinzessin das Schweigen nur etwa eine halbe Stunde lang — dann stand sie auf und sagte:

„Ist das wieder ein Morgen. Nicht einmal Dorau läßt sich zur gewohnten Zeit sehen — und ich wollte ihm sagen, daß er mir seine abscheulichen Stahlpillen nicht noch einmal aufreden soll! Mein Kopfweh wird davon ärger, statt besser.“

„Ew. Hoheit haben gestern abend mit Herrn Arsakoff viel zu lange vierhändig gespielt, lauter schwere Stücke, die vielmehr Schuld tragen mögen, als die Stahlpillen, daß Sie heute nicht im besten Wohlsein sind!“

„Natürlich!“ sagte die Prinzessin. „Immer muß das einzige, was mir noch Freude machen kann, Schuld an meinem Elend tragen. Wenn ich Straußsche Walzer und Rosellensche Salonstücke trommelte, die Ihnen gefallen, Sophie, so würden Sie anders darüber denken, wenigstens sprechen. — Freilich wäre es besser, keinen Ton mehr zu hören und durch nichts erinnert zu werden, daß es eine bessere Welt gibt, als die Ihre!“

„Ew. Hoheit erleichtern sich durch Schweben in solchen Vorstellungen Höchstihre Existenz nicht und sind ungerecht gegen das Schicksal, das Sie so hoch gestellt und Ihnen so reiche Gelegenheit geboten hat, Gutes in der Welt zu tun!“ sagte phlegmatisch Fräulein von Hallleben, und es klang freilich, als ob sie eine auswendig gelernte Lektion aufsage.

Die Prinzessin betrachtete es denn auch so und wandte

sich ungeduldig von der Hofdame hinweg. „Ein preisenswertes Schicksal!“ sprach sie dabei hörbar genug. „Am Markt feilgeboten, ob sich irgend ein König oder Großherzog finden will, der uns heiratet, — betrachtet, verschmäht, bis zu neuen Verhandlungen beiseite geschoben, und wenn es ganz glücklich geht, schließlich in einem alten Schloß als verwunschene Prinzessin untergebracht, die alle Abende ihren Cercle und ihr Whist hat — wahrhaftig, Sophie, Sie haben Ursache, mich zu beneiden!“

„Ew. Hoheit müssen zufrieden sein lernen, und wissen wohl, daß ich dergleichen Äußerungen eigentlich gar nicht hören darf. Wenn ich nur ergründen könnte, welcher Abscheuliche es gewagt hat, in Ihre Seele solche Gedanken zu tragen. Ew. Hoheit sollten und müßten in der Wahl Ihrer Lektüre vorsichtiger sein.“

Die Prinzessin erwiderte nichts mehr, ihre Lippen sprachen dennoch deutlich genug aus, wie beschränkt und armselig ihr Sophie von Hallleben nicht zum erstenmal erschien. Die Hofdame las genau in der Seele ihrer jungen Gebieterin, deren blasses Gesichtchen jetzt fieberisch gerötet war und deren Mundwinkel verächtlich zuckten. Aber sie fühlte sich trotzdem im Bewußtsein ihrer erfüllten Pflicht zufrieden und ordnete die Goldfäden, welche dem schweren Seidenstoffe zunächst einverleibt werden sollten.

Mit einem Male lauschte die Prinzessin auf. Aus dem größern Musiksalon, der mit ihrer eigentlichen Wohnung durch einen Wintergarten in Verbindung stand, in den auch aus den Gemächern des Herzogs ein Eingang führte, schollen die Klänge der Chopinschen Polonäse in As-dur gedämpft, aber doch noch hörbar herüber. Merkwürdigerweise horchte die Prinzessin nun mit gespannter Aufmerksamkeit nach den fernen Tönen, sie lehnte sich

noch mehr in ihrer Chaiselongue zurück, während Fräulein von Hallleben in eine Art von Erregung geriet und sich tiefer auf ihre Stickerei beugte. „Es ist der Herr Hofpianist und ein Lieblingsstück Ew. Hoheit!“ bemerkte sie dabei.

„Gewiß,“ entgegnete Prinzessin Stephanie. „Ich würde hinübergehen, aber es ist nicht die Stunde. Ich begreife nicht, daß Arsakoff diese gewählt hat.“

„Er spielt vielleicht für Miß Blake!“ warf Fräulein von Hallleben hin. Sie sah dabei nicht die Prinzessin, sondern ohne Frage den Wachtelhund auf der Ottomane an, der sich ein und das andremal dehnte und sie anblinzelte. Die Prinzessin, die der Tür, durch die man die Töne vernahm, zunächst getreten war, sagte leise:

„Ich werde eine Viertelstunde hinübergehen. Kommen Sie mit mir, Sophie, auch wenn es Sie langweilt.“

„Hoheit werden verzeihen, es möchte am wenigsten geraten sein, wenn gar niemand hier bliebe,“ entgegnete die Hofdame.

„Sie haben recht — ich danke Ihnen!“ versetzte Prinzessin Stephanie. „Ich finde Miß Blake jedenfalls im Musiksalon, oder rufe sie aus ihrem Zimmer ab. Nur eine Viertelstunde, Sophie!“

Sie ging und hatte kaum das zweite Gemach in der Reihe der Zimmer erreicht, die nach dem Wintergarten leitete, als Fräulein von Hallleben die diensttuende Kammerfrau aus dem Nebenzimmer hereinrief und ihr hastig einige Worte zuflüsterte. — Die Prinzessin betrat währenddes, ohne sich noch einmal umzusehen, den Wintergarten und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die in einem großen Halbkreis von Kamelien mit Hunderten prachtvoller Blüten angebracht waren. Es herrschte hier

eine kühlere Temperatur als in ihren innern Zimmern, und trotzdem sie vorhin gefröstelt hatte, schien ihr diese wohlzutun. Sie sog die frischere Luft und zugleich den leisen, süßen Duft der Veilchen ein, die dicht nebenan in schmalen künstlichen Beeten getrieben wurden. Über die Kamelienhecken hinaus ragten große, baumartige Blattpflanzen mit breiten niederhängenden Blättern empor. Sie waren frisch angefeuchtet worden und von ihnen herabfallende Tropfen netzten das Gesicht der Prinzessin. Sie war jetzt den bestrickenden Klängen, die Camillo Arsakoff den Tasten zu entlocken wußte, nahe genug — und zögerte doch, in einer Anwandlung von ruhiger Überlegung, den Wintergarten vollends zu durchschreiten. So blieb sie längere Zeit ganz still — sie hörte an der Art, wie der Musiker spielte, daß dazwischen gesprochen werden mußte, sie erriet auch, daß Edith Blake in Arsakoffs Gesellschaft sei — aber sie konnte natürlich die Worte selbst nicht vernehmen, da nur abgerissene Laute zu ihr drangen.

Miß Edith war vorhin, als Signor Camillo sich kaum im Musiksalon eingefunden hatte, dorthin gekommen, um dem Spielenden, der eben die ersten Töne anschlug, zu sagen, daß Ihre Hoheit ihn erst gegen drei Uhr nach dem Dejeuner erwarte und bis dahin nicht gestört werden dürfe; Arsakoff, dessen Gesicht seit seinem Aufenthalt in Forstenburg auffällig viel schärfere Züge erhalten hatte, richtete bei der Anrede der jungen Engländerin seinen Kopf vom Flügel empor und nach ihr hin und fragte, während er die folgenden Takte leiser und gleichsam nur versuchend spielte: „Ist dies Auftrag der Prinzessin, oder finden Sie selbst, Miß Edith, daß ich hier überflüssig bin? Ihre Hoheit hat mir noch vor kurzem diesen Salon

und dies Instrument für meine Übungen zur Verfügung gestellt."

Und als Miß Blake nicht antwortete, fuhr er fort zu spielen, richtete aber jetzt seine Augen halb fragend, halb bittend auf die junge Dame, die ihn wie traumverloren anblickte und sich von den Klängen, die er dem großen Steinwayschen Flügel abgewann, immer näher und näher ziehen ließ. Sowie Miß Edith neben ihm stand, spielte er nur mit der linken Hand weiter, sein rechter Arm umfaßte die Engländerin und suchte sie an sich zu pressen. Sie riß sich entschieden und mit einem Ruck aus seinem Arm und sagte zwischen den Zähnen hervor: „Sie sind ein Elender! Die Prinzessin muß wissen, wem sie ihre Anbetung schenkt!" — während sie doch neben ihm stehen blieb und der immer schneller über die Tasten gleitenden Hand mit den Augen folgte.

Arsakoff lachte hell auf und spielte weiter — bis er an einer Pianostelle spöttisch fragte:

„Und was wollen Sie Ihrer Hoheit erzählen, Miß Edith? Daß ich mit Dank ein kostbares Geschenk genommen, was ich nicht geraubt, nicht erbettelt habe? Glauben Sie wirklich, schöne Freundin, daß die Mitteilung Ihnen zugute kommen würde."

„Nein, wahrlich nein!" entgegnete Miß Edith mit einem Ausdruck unsäglicher Bitterkeit und Selbstverachtung. „Aber meiner armen Prinzessin kann sie vielleicht zugute kommen!"

„Seien Sie verständig, wie Sie immer sind, Miß, und wenn Sie Ihre Herrin wirklich so heiß lieben, so sorgen Sie dafür, daß sie mir einen Augenblick zuhört. Ich bin nicht zufällig hier, obschon es so scheinen muß!"

Miß Edith prüfte mit einem tiefen, durchdringenden,

beinahe feindseligen Blick die Züge des Musikers. Sie widerstand indes der Gewalt seiner Augen, aus denen ein wundersames mildes Licht hervorglänzte, auch diesmal nicht und flüsterte plötzlich:

„Um Gotteswillen, Camillo — wenn Sie uns alle täuschen müssen, täuschen Sie wenigstens die Prinzessin nicht!"

„Ich sage Ihnen, daß ich hier bin, ihr, auf Gefahr meiner ganzen Stellung, einen Schmerz zu ersparen," versetzte der Musiker. „Aber viel Zeit ist nicht zu verlieren, und wenn Sie nicht gehen wollen, um Ihre Hoheit zu suchen!"

„Sie kommt schon! Sie hört Sie und folgt!" stieß Miß Blake hervor, die einige Schritte dem Wintergarten zu getan hatte, in dessen Tür die feine Gestalt der Prinzessin Stephanie erschien. Camillo sprang empor, um sich tief zu verneigen; die Prinzessin begrüßte ihn und bat ihn nach wenigen Worten, fortzufahren. Edith Blake war unwillkürlich zurückgetreten, und Prinzessin Stephanie stand jetzt beinahe an demselben Platz, den vorhin ihre englische Gouvernante eingenommen. Ihre Augen glitten von dem Gesicht der Prinzessin auf das des Musikers; kein Zucken der Wimpern, kein Lächeln konnte ihr entgehen und mit je lautern, ineinanderwogenden Tönen Arsakoff seine Worte zu decken suchte, um so gespannter beobachtete Miß Edith Haltung und Ausdruck der beiden Menschen. Mit einmal brach Camillo mitten im Satz ab und wandte sich hastig, fast brüsk, zu der einen Schritt hinter ihm stehenden Prinzessin. Er hatte endlich gemerkt, daß sie in ihrer leidenschaftlichen Teilnahme an seinem Spiel, seine hingeworfenen Worte gar nicht hörte:

„Hoheit verzeihen gnädigst! Bitte, senden Sie Miß Blake nach Ihrem Zimmer hinüber —“

„Signor Camillo!“ — die Prinzessin wich weit von dem erregt Dreinschauenden zurück, ihre Lippen waren bleich und ein Ausdruck von Furcht lag auf ihrem Gesicht — es durchschauerte sie der Gedanke, daß der Künstler in einer Aufwallung niedergehaltener Leidenschaft plötzlich wahnsinnig geworden sein könne.

„Bitte — bitte, Hoheit, senden Sie Miß Blake nach Coeur de Lion, lassen Sie ihn hierher bringen,“ fuhr Arsakoff fort.

Und schon flog Miß Blake den langen grünen Gang des Wintergartens hinab — sie hatte das Wort des Musikers aufgefangen, sie glaubte ihm jetzt. Einen Augenblick war Camillo Arsakoff mit Prinzessin Stephanie allein — er atmete tiefer, er hatte seit Wochen einen solchen Augenblick ersehnt und stammelte jetzt hastig: „Es ist ein elender Dienst, den ich Ihnen jetzt leiste, Prinzessin — aber ich wußte, daß Ihnen, Hoheit, das Tier lieb ist — und was würde ich nicht für Sie tun und wagen, Stephanie!“

Aber die Prinzessin hatte den gefährlichen Ausruf ihres Vornamens bereits nicht mehr gehört, und der flehende Blick, der heiße Atem des Leidenschaftlichen erreichten sie nicht mehr. Sie war Edith nachgestürzt, nicht um sich ihm zu entziehen, aber von dem Namen ihres Lieblings, den der Musiker ausgesprochen, so erschreckt und nach ihren Gemächern zurückgescheucht, daß Camillo kaum wußte, wie ihm geschah und wie es möglich war, daß er den lang hinter die Lippen gepreßten beschwörenden Anruf jetzt in die leere Luft getan hatte. Er starrte der Enteilenden nach und schob die untere Lippe hoch über

die obere herauf. Dann lachte er höhnisch vor sich hin: „Der Schoßhund geht immer vor; wer ungeschickte Mittel wählt, darf nicht klagen, wenn das Spiel gegen ihn schlägt. Jetzt kann ich den Unbeteiligten mit Fingerübungen agieren.“ Und er ließ sich wieder auf den Rohrsessel fallen, von dem er vorhin so jäh als erwartungsvoll aufgesprungen war, und tobte in dröhnenden und perlenden Läufern seine Erbitterung aus.

Inzwischen erreichten Miß Edith Blake und Prinzessin Stephanie fast gleichzeitig das Boudoir der Prinzessin, in dem vorhin Fräulein von Halleben allein zurückgeblieben war. Die wohlerzogene und sich selbst beherrschende Hofdame konnte einen lauten Aufschrei des Entsetzens nicht unterdrücken, als plötzlich und zwar die Gouvernante der Hoheit voran, die beiden blitzschnell in der Tür auftauchten und die Prinzessin ohne jede Rückhaltung in die Situation, die sie in ihrem Zimmer vorfand, eingriff. Zwischen dem Arbeitstisch, auf dem halb herabgezerrt die Altardecke lag, und dem Diwan, stand die zitternde Kammerfrau Ihrer Hoheit, auf den Armen das Wachtelhündchen der Prinzessin haltend — neben ihr zwei Herren, in deren einem die Prinzessin Dorau, den herzoglichen Leibarzt, erkannte. Der andre war ein schlanker junger Mann, den sie nie zuvor erblickt, der in seiner Hand ein silbernes Büchschen hielt und noch eine Minute zuvor dem Geheimrat und Fräulein von Halleben wissenschaftlich auseinandergesetzt hatte, daß er mit diesem indianischen Pflanzengift nicht nur Coeur de Lion schmerzlos töten, sondern nötigenfalls einem Hundert solcher Tiere nach einer einzigen leichten Zuckung den Lebensfaden abschneiden könne. Der Geheimrat hatte anteilnehmend genickt und mehr als einmal gegen Fräulein von Halleben geäußert, wie hoch erfreut er sei,

in der Ausführung eines immerhin peinlichen und im Grunde für ihn völlig unpassenden Auftrags Sr. Hoheit des Herzogs, durch einen so außerordentlich vorzüglichen, jungen Kollegen, wie Herr Doktor Paul Lohmer sei, unterstützt zu werden. Er hatte Doktor Paul Vorsicht empfohlen, um nicht von dem armen Hündchen bei Einflößung des Gifts verletzt zu werden — und hatte, mitleidig obenein, Coeur de Lion halb gestreichelt, halb festgepackt, als die Prinzessin in der Tür erschien und den bestürzten Schrei ihrer Hofdame mit einem lauteren Ausruf der Entrüstung beantwortete. Sie hatte mit einem Blick die Gruppe überschaut, die umsonst jetzt auseinanderstob und Haltung zu gewinnen versuchte. Der Kammerfrau das Tier, dem fremden Arzte seine Phiole entreißen und einen Blick unsäglichster Verachtung auf alle vier im Zimmer Anwesenden zu schleudern, war eins. Nach einer Minute, in der sie mit einem plötzlichen Zittern kämpfte, rief sie:

„Sie werden auf der Stelle meine Zimmer räumen, Herr Geheimrat — in die Sie sich eingedrängt, und nicht eher wieder erscheinen, bis ich Sie rufen lasse! Ihnen, Fräulein von Hallleben, nur ein Wort. Sie wußten, wie wert mir dies arme Tierchen ist, und boten die Hand, es mir entreißen zu helfen. Ich kann leider nicht erwarten, daß meine Bitte um Ihre Entlassung bei Sr. Hoheit, bei meinem Vater, Gehör finden würde. Beharren Sie jedoch darauf, fernerhin die Stellung meiner Hofdame zu bekleiden, so finden Sie sich zugleich mit der Tatsache ab, daß ich heute das letzte Wort an Sie gerichtet habe! Kommen Sie, Edith, helfen Sie mir Coeur de Lion in Sicherheit bringen — es scheint, daß ich immer noch zu viele Freuden im Leben habe.“

Ohne auf den Tränenstrom der Kammerfrau zu achten oder eine Silbe von den durcheinander klingenden Berufungen auf den Willen und Befehl des Herzogs zu vernehmen, die gleichzeitig aus Geheimrat Doraus und Fräulein von Hallebens Munde kamen, entschwand die Prinzessin, ihr zitterndes Hündchen noch immer in den Armen haltend, in ihr Ankleidezimmer. Doktor Paul Lohmer, den Prinzessin Stephanie scheinbar, trotzdem sie ihm das Gift entrissen, gar nicht wahrgenommen hatte, dem sie wenigstens keinen besondern verachtenden Blick gönnte, war der erste, der sich wieder faßte und den Geheimrat stillschweigend mit sich hinwegzog. Draußen in der breiten Galerie sagte er zu ihm:

„Man hat Sie und Sie haben mich, ohne Ihre Schuld, lieber Herr Geheimrat, eine schlechte Rolle spielen lassen. — Diese kleine dürftige Prinzessin wandelte sich ja in ihrer Zärtlichkeit für das bedrohte Tier in eine Löwin! Was denken Sie, was nun werden soll, und wie wollen Sie mir wieder zu meinem Pfeilgift verhelfen? Die Prinzessin hat das silberne Büchschen, wenn ich recht sah, in der Hand behalten, wirft sie es weg, so kann damit noch Unheil genug geschehen."

„Was werden soll?" brummte der Geheimrat, den Schweiß von der hohen Stirn trocknend. „Was immer wird: das einfache Mittel tritt an die Stelle des künstlichen, unnütz komplizierten. Ein Lakai holt heute nacht oder morgen früh das Vieh hinweg und der herzogliche Leibjäger erschießt es, was er zugleich mit des Herzogs Lieblingshunde, dem grauen Odin, tun konnte. Aber da mußte durchaus eine Komödie aufgeführt werden und Ihre Hoheit den kleinen Coeur de Lion plötzlich tot auf der Ottomane finden, um nachträglich Kondolenzen entgegen

zu nehmen. Jetzt gilt's vor allen Dingen, dem Herzog Bericht über den albernen Verlauf der Sache zu erstatten. Entschuldigen Sie mich, wenn ich gleich von hier den Weg zum Kabinettsrat Lorberg, dem Faktotum des Herzogs, einschlage."

Die beiden Ärzte befanden sich an einem Korridor, der auf die große Haupttreppe des Residenzschlosses mündete und von dem aus ein schmälerer Gang nach den Gemächern des Herzogs hinüberführte. Doktor Paul reichte dem Leibarzt die Hand und bemerkte dabei mit einem Ausdruck nachdenklichen Unmuts:

„Jedenfalls war dies für mich ein schlechter Eintritt in diese Räume, was mich nicht abhalten wird, Herr Geheimrat, Ihnen für den guten Willen, mir eine Tür zu öffnen, dankbar zu sein."

„Sie irren, Sie irren, lieber junger Freund," entgegnete Dorau wichtig. „Die mißglückte Affäre und das kleine Ridicule, was ich und Sie dabei auf uns genommen haben, kommen Ihnen vielleicht mehr und besser zu gute, als wenn wir reüssiert hätten."

Doktor Paul wußte darauf nichts mehr zu antworten und stieg die breiten Stufen mit sehr geteilten Empfindungen hinab. Es war ihm zu Mute, als ob er vom Erfolge des Morgens verblendet, eine nur scheinbare Gunst des Zufalls zu hastig ergriffen habe. Jedenfalls beschleunigte er seine Schritte über den Schloßhof, als sein scharfer Blick von fern die Gestalten seines Bruders und Erich Frankens erkannte, die aus einem Seitentore des Schlosses gleichfalls auf den Hof traten. Er konnte nicht wünschen, ihnen zu begegnen und nach dem Zwecke seiner Anwesenheit in der herzoglichen Residenz vertraulich befragt zu werden.

Vierzehntes Kapitel.

Eine prachtvolle Juliabendsonne versank in purpurnen Wolkenschichten hinter den großen vollbelaubten Baumkronen des Forstenburger Schloßparks. Über dem dunklen Waldsaume erschien der Himmel blaßgrün durchhaucht und ein paar violett und rosige Streifen zerflossen in dem letzten Halblicht, das von dort herüberschimmerte. Wo die Parkgänge auf das Residenzschloß zuführten, ward das sanfte Halblicht von dem grellen Strahl der noch bei Tageshelle angezündeten Kandelaber und großer glänzender Gassterne abgelöst. Aus dem Schlosse selbst, durch die dunklen zugezogenen Vorhänge des ganzen ersten Geschosses hindurch, flutete der Lichtschein eines großen Festes, das heute da oben gefeiert ward. Und so war es auch nicht still, wie an andern Sommerabenden, um den riesigen Bau her: nach der Stadtseite zu rasselten so viele Wagen, als überhaupt in Forstenburg vorhanden waren, nach der Parkseite hin sammelten sich Scharen Uneingeladener, um den leuchtenden Namenszug „Stephanie“ zu bewundern, der heute auf ausdrücklichen höchsten Befehl an der gleichen Stelle im Giebelfeld prangte, an der bei allen sonstigen Gelegenheiten „Bernhard“ zu lesen war.

Man feierte im Schlosse das Geburtsfest der Prinzessin Stephanie, die ihr zweiundzwanzigstes Lebensjahr antrat. An ein großes Hofkonzert, in dem eine Symphonie-Kantate von Arsakoffs Komposition aufgeführt ward, sollte sich eine glänzende Soiree anschließen. Zu beiden waren die zahlreichsten Einladungen ergangen, ja Arsakoffs Kantate hatte Gelegenheit geboten, auch einem großen Kreise von Nichteingeladenen die Pforten zur Herrlichkeit des Hofes zu öffnen. In der Komposition wirkte die

gesamte städtische Singakademie mit und es war stillschweigend angenommen worden, daß die Herren und Damen derselben nach dem Konzert verbleiben, und in einem besonderen an den Konzertsaal stoßenden Saale fürstlich bewirtet würden. Die Prinzessin konnte dann Gelegenheit finden, durch den Saal hindurchzugehen und einigen der bürgerlichen jungen Damen, die größtenteils den angesehensten Familien der Stadt angehörten, ein paar freundliche Worte zu sagen und auch dem Musikdirektor Walter Schultz, der als Chordirektor fungierte, ihren Dank auszusprechen.

Das große Konzert war soeben mit Camillo Arsakoffs Festschöpfung, einem glänzenden äußerlichen Stück von besonderem rhythmischen Schwung und mit brillanten Orchestereffekten, glücklich zu Ende gegangen. Ein langer stürmischer Beifall, der zum größern Teil Huldigung für die gefeierte Prinzessin war, allein zu einem Teil doch auch dem Musikwerk und seiner vorzüglichen Ausführung unter Arsakoffs Direktion galt, hatte den von einer glänzenden Versammlung überfüllten Saal durchrauscht. Dann hatte sich die große gedrängte Masse in die weiten Prunkräume des Schlosses zu verteilen begonnen und ein buntes Leben flutete durch sie hindurch. Herzog Bernhard schien heute ganz nur zärtlicher Vater zu sein, er hatte die Zahl seiner Aufmerksamkeiten gegen die Tochter noch vorhin vermehrt, indem er Camillo Arsakoff zum Dank für die gelungene Komposition einen silbernen Taktstock und dem städtischen Musikdirektor, der sein Äußerstes bei der Einstudierung des schwierigen Werkes getan, das Ritterkreuz seines Hausordens hatte überreichen lassen. Die Kunde von alledem verbreitete sich rasch durch die Säle und Zimmer und gab der Stimmung der großen Gesellschaft

einen Anhauch von wirklicher Fröhlichkeit, die Stimmen schwirrten lauter, das Lachen klang heller als bei andern Hoffesten. Was im stillen gemurrt und medisiert wurde, ging in dem allgemeinen Behagen unter. Wie Herzog Bernhard mit seiner Tochter durch die langen Reihen der sich Verbeugenden schritt und mit einem kargen Lächeln auf den sonst so strengen Lippen da und dort ein flüchtiges Gespräch anknüpfte, an ein paar Kriegs- und Jagdgefährten selbst ein Scherzwort richtete, ward es die Überzeugung aller, daß heute ein guter Tag sei. Die Prinzessin sah in ihrem prachtvollen meergrünen Atlaskleide mit dem Perlenschmuck, den ihr fürstlicher Vater ihr am Morgen geschenkt hatte, stattlicher, stolzer als je zuvor aus, es tat ihrem wenig verwöhnten Sinne wohl, sich einmal als Mittelpunkt glänzenden und rauschenden Lebens zu sehen. Auf dem blassen Gesicht lag ein Schimmer von Jugendfreude — an fast alle Anwesenden richtete sie unermüdlich ihren anmutig-freundlichen Gruß. Nur flüchtig nahm ihr Gesicht einen andern Ausdruck an oder wandte sich hinweg, wenn sie auf Gestalten und Züge traf, die sie heute lieber nicht erblickt hätte. Mit dem kältesten Kopfnicken, dessen sie fähig war, hatte sie Fräulein von Hallleben, ihre frühere Hofdame, begrüßt und sich gegenüber einer Herrengruppe von dem neuernannten Hofarzt Doktor Paul Lohmer hinweggewandt. Aber mit dem strahlendsten Lächeln begrüßte sie dann Herrn von Herther und seine Tochter Felicitas, in deren Nähe der neue Hofarzt eben hatte gelangen wollen. Herr von Herther und Felicitas hatten die Miene nicht gesehen, mit der sich Prinzessin Stephanie von Doktor Paul hinwegwandte. Der Präsident winkte daher dem Arzt im gleichen Augenblicke freundlich, wo die Prinzessin ihn ansprach:

„Ich danke Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter, besonders für Ihre Glückwünsche! Und ich freue mich, daß ich Ihnen heute auch meinerseits zu einer unerwarteten Freude Glück wünschen darf. Herr Arsakoff hat mir die Bremer Zeitung mit der wunderbaren Geschichte Ihrer Familie und der noch wunderbareren Lösung nach so langen Jahren überbracht! Ich hätte wohl wünschen mögen, daß diese Genugtuung durch einen andern Boten in Ihr Haus getragen worden wäre, aber das Glück kommt eben auf seine eigne Weise! Fräulein Felicitas hat an Ihrer Freude sicher frohen Anteil genommen?"

„Den frohesten, Hoheit!" sagte das junge Mädchen und ihr glückstrahlendes Gesicht bestätigte ihr Wort. „Sehen Ew. Hoheit meinen Vater nur an: das Bewußtsein, daß die Schatten aus seinen Familienerinnerungen verscheucht sind, hat ihn um zehn Jahre verjüngt!"

Felicitas sah dabei ihren Vater lächelnd an und Herr von Herther fügte hinzu: „Den größten Anteil hat freilich unser Freund, Doktor Lohmer, der in Kamtschatka daran gedacht hat, daß es in Deutschland noch Menschen geben könne, die seiner zufälligen Entdeckung froh werden würden!" Prinzessin Stephanie aber konnte schon kaum die Antwort von Felicitas, geschweige denn die ihres Vaters gehört haben. Ihr dunkles Auge irrte bereits wieder über die Reihen und Gruppen hinweg und traf auf Erich Franken, der im Gespräch mit einigen befreundeten Offizieren stand. Diese bemerkten den Wunsch Ihrer Hoheit, den jungen Architekten anzureden, viel früher als Erich selbst, sie traten plötzlich zurück und die Prinzessin wandte dem Architekten einen huldvollen Gruß zu:

„Guten Abend, Herr Baumeister! Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir eine Aquarelle des wieder-

hergestellten alten Schlosses zu bescheren. Dafür hat mir mein Vater die Freude gewährt, Ihnen zuerst sagen zu dürfen, daß die Wiederherstellung nach Ihrem Plane beschlossene Sache ist, und daß Ihnen der Bau demnächst übertragen werden wird. Ich wünsche Ihnen Glück dazu und freue mich lebhaft auf die Eröffnung unseres neuen Theaters. Ist es jetzt ganz bestimmt, wann sie stattfinden wird?"

„Anfang September, Hoheit!" erwiderte Erich. „Ew. Hoheit sind sehr gnädig, mir eine Freude im voraus zu verkündigen, und ich statte meinen untertänigsten Dank für so große Huld geziemend ab." Die Verbeugung Erichs bei diesen Dankworten fiel tadellos aus, dem Klang seiner Worte hätte ein scharfer Hörer leicht etwas Gedrücktes, Unfreudiges anmerken können.

Die Prinzessin war keine scharfe Hörerin. Sie nickte den umherstehenden Herren zu und folgte ihrem Vater, der jetzt wieder neben ihr stand, in die nächsten Zimmer. Erich sah sich von glückwünschenden Bekannten umdrängt, Herr von Herther mit seiner Tochter, auch Professor Max Lohmer und Doktor Paul waren herangetreten. In dem fröhlichen Geräusch, das um ihn her entstand, erhellte sich Erichs Gesicht, und vielleicht hatte nur der neue Hofarzt wahrgenommen, daß die Züge des jungen Mannes noch eben einen düstern Ausdruck gezeigt hatten. Weder er noch Erich hörten eine kurze Unterredung, die am Fenster des großen Zimmers zwischen dem Ingenieur Hiller und einem andern von Erichs Freunden, dem jungen Bildhauer Dernburg, geführt ward.

„Man muß ihm die Augen öffnen, wenn sie ihm nicht selbst aufgehen. Er steckt so im einzelnen seines Theaterbaues, daß er für das Ganze den Blick verloren

hat. Ich habe ihm vorhin ein Wort gesagt, das ihn betroffen machte, aber verstanden hat er mich nicht" — sagte Hiller zu dem Bildhauer.

„Es wäre ein Unglück, wenn er unter diesen Voraussetzungen an den Schloßbau ginge," versetzte der Angesprochene. „Er muß hier heraus, muß einen neuen Anlauf nehmen und darf vor allem keine zweite Niederlage erleiden, die bei dem Theaterbau unvermeidlich ist. Die Herrschaften oben fragen den Teufel nach unserm Urteil, doch zuletzt ist jeder an das Gericht seiner Pairs gewiesen. Ich wiederhole Ihnen, es sind wunderbare Schönheiten im einzelnen in diesem Bau, eine Fülle von Talent, aber das beste: die Einheit, der mächtige Totaleindruck fehlen."

Da sich Erich Franken in diesem Augenblicke den beiden Männern näherte, ward deren Gespräch mit einem vielbedeutenden Blicke abgebrochen. Erich war durch ein paar gütige Worte des Präsidenten und einen Blick von Felicitas, in dem er frohe Teilnahme las, erst wahrhaft beglückt worden, kam jetzt in bester Laune zu den Freunden zurück und riß sie rasch aus der leichten Verlegenheit, die beide unwillkürlich überkommen hatte, indem er die beste Eigentümlichkeit dieses Festes, der großen Zahl reizender, ja schöner Mädchen pries, die heute in den Räumen des Herzogsschlosses weilten. Der Bildhauer nickte verständnisinnig zustimmend, der Ingenieur aber sagte ruhig:

„Wenn man alle lobt, meint man in der Regel eine! Laß dich nicht zu rasch hinreißen, Erich — gute Erwartung kommt immer noch früh genug, und manchmal zu früh."

Erich sah den Freund einigermaßen betroffen an, er war wenig gewöhnt, so kühle Weisheitssprüche gerade aus

diesem Munde zu hören. Aber es blieb ihm keine Zeit zur Überlegung; in dem bunten, glänzenden Gedränge umher wurde jede Gruppe rasch zerstreut, jeder einzelne weitergeschoben, seit der Herzog und seine Tochter vorübergegangen waren. Schon hatte er andre Nachbarn, und fand sich erst im großen Konzertsaal zu einiger Besinnung wieder. Als er nochmals nach Felicitas von Herther umsah, nahm er die beiden Brüder Lohmer neben ihr wahr. Sie sprach mit dem Professor, während der Präsident sich eifrig mit Doktor Paul unterredete. Sowie er neben dem Arzte stand, hatte Herr von Herther angehoben:

„Ich habe mannigfache Zeichen von Teilnahme aus der alten Heimat meiner Familie erhalten, und die späte Aufklärung, die ich Ihnen nie genug danken kann, hat dort Wunder gewirkt und viel Begrabenes, auch manche alte Beziehung wieder ans Licht gebracht. Selbst Ihre Hoheit hat gnädigen Anteil genommen, um so mehr fiel mir auf, daß sie Ihrer nicht freundlicher gedachte. Hier muß ein Mißverständnis obwalten, und ich halte mich verpflichtet —“

„Ich bitte Sie, jede vergebliche Bemühung zu sparen, lieber Herr Präsident!“ fiel Doktor Paul nicht ohne einen gewissen Unmut Herrn von Herther ins Wort. „Es handelt sich hier nicht im entferntesten um ein Mißverständnis, sondern um eine der bittern Früchte, die jedem aus getaner Pflicht erwachsen können. Geheimrat Dorau hat mich seinerzeit zu Rate gezogen, als der Herzog den strengsten Befehl erteilt hatte, den Schoßhund Ihrer Hoheit zu beseitigen. Ich habe Ihnen ja die wunderbare Szene erzählt, zu der das Ungeschick, auch die einfachste Sache zu erledigen, das hier heimisch ist, damals geführt hat. Nun denn — ein paar Tage später ist der Hund, um

den Ihre Hoheit sich damals in eine Virago verwandelte, dennoch verschwunden — Prinzessin Stephanie beehrt mich seitdem mit dem Verdacht, daß er in meine Hände gefallen sei, während ich natürlich von der ganzen armseligen Geschichte nichts wieder gehört habe."

Der Präsident wußte selbst nicht, warum es ihm in diesem Augenblick lieb war, daß seine Tochter die in leisem Tone gesprochene Erläuterung Doktor Pauls nicht gehört hatte. Er hatte sich gegenüber dem jungen Arzt, dem er so unbegrenzte Dankbarkeit zu schulden glaubte, gewöhnt, alles, was Doktor Paul sagte und tat, vortrefflich zu finden. Jetzt fiel ihm gleichwohl die ruhige Kälte, mit der der Arzt sprach, und seine schlecht verhohlene Geringschätzung der Prinzessin auf, und er hätte sicher eine Bemerkung darüber nicht unterdrückt, wäre es nicht wahrscheinlich gewesen, daß auch Felicitas diese hören würde. In seiner Seele lebte der Wunsch, daß seine Tochter den klarbewußten, energisch aufstrebenden jungen Mann so achtungswert und liebenswürdig finden möchte, als er selbst ihn fand! Und so erfüllte es ihn mit voller Befriedigung, daß sich Doktor Paul jetzt an Felicitas' Seite hielt und daß sein Kind, wie es schien, mit lebhafter Teilnahme den treffenden, immer etwas sarkastischen Bemerkungen lauschte, zu denen das bunte Gewoge umher dem jungen Arzte reichen Anlaß gab.

Doktor Paul war, trotz der kleinen Niederlage, die ihm Ihre Hoheit die Prinzessin bereitet, in bester Stimmung. Er konnte heute gleichsam mit seinem scharfen Blick abschätzen, wie vielen Boden er schon gewonnen hatte, und die Zeit, die er brauchen würde, um den alten unwissenschaftlichen Gecken, den Geheimrat, beiseite zu schieben und sich an seine Stelle zu setzen, verkürzte sich in seinen

Gedanken beträchtlich. Mußte er zur Errichtung des Zieles ein Stück seiner vollen Freiheit opfern, so war er auch dazu auf dem besten Wege. Das anmutige Mädchen an seiner Seite wäre jedem begehrenswert erschienen und sicherte ihm die angesehene Verbindung, deren er zu bedürfen glaubte. Daß er unzweifelhaft einen andern aus ihrem Herzen zu verdrängen hatte, steigerte in Paul Lohmers Augen nur ihren Reiz und spornte seine kampflustige Natur. Fast tat es ihm leid, daß Erich Franken nicht hier zur Stelle war und Zuschauer werden mußte, wie er Felicitas leis umstrickte, das Interesse des klugen Mädchens durch die Sicherheit und Feinheit seines Urteils gewann und nur unmerklich, wie vom Augenblick bezwungen, ein schmeichelndes Wort, eine rasche Huldigung in seine lebendige Unterhaltung einstreute. Absichtlich wich er jetzt keinen Schritt mehr von Felicitas' Seite, und seinem Auge entging es nicht, daß bereits mehr als ein gespannter und forschender Blick ihn und die Tochter des Präsidenten verfolgte. Das festliche Geräusch um ihn her und das Durcheinanderwogen der verschiedensten Gestalten und Gesichter regten ihn angenehm auf und erhöhten das Gefühl jugendlicher Kraft und bewußter Klugheit in ihm. Wo er hinsah, wurde um den Erfolg gespielt — sein Einsatz dünkte ihm gut genug, um den höchsten zu gewinnen!

Hätte der Scharfblickende wirklich in Felicitas' Herz sehen können, würde er etwas minder siegesgewiß, aber sicher nicht niedergeschlagen gewesen sein. Vorderhand war es genug, daß das junge Mädchen in der Dankbarkeit, die sie um ihres Vaters willen gegen Doktor Paul empfand, sich wärmer und rückhaltloser zeigte, als sie sonst Fremden erschien, und daß sie mit Anteil, ja mit einer gewissen Bewunderung seinem Gespräch lauschte.

Der Herzog und Prinzessin Stephanie hatten inzwischen ihren Umgang ziemlich beendet, und die Prinzessin war unerschöpflich in liebenswürdigen Worten und Grüßen gewesen. Nur der Komponist der Festkantate war seither leer ausgegangen, obschon er sich mit leichtem Geschick fortwährend in der Nähe der Herrschaften gehalten, auch vom Herzog bereits einen dankenden Gruß empfangen hatte. Se. Hoheit wußte selbst nicht, wie es kam, daß ihm Arsakoff zweimal entschwunden oder aus seiner Nähe hinweggedrängt worden war. Er stand eben im Begriff, die Prinzessin darauf aufmerksam zu machen, daß es Zeit sei, Arsakoff rufen zu lassen, als er sich plötzlich Exzellenz von Althen, seinem Minister, gegenüber fand, der es gleichfalls für seine Pflicht erachtet hatte, vor der Rückkehr in die andern Räume sich gegen die bürgerlichen Elemente der Festgesellschaft liebenswürdig zu erweisen. Der Herzog knüpfte ein kurzes Gespräch mit dem Minister an, im gleichen Augenblick sah er Arsakoff, der mit erwartungsvollem Blick nach der Prinzessin hinschaute. Er gab seiner Tochter einen flüchtigen Wink, auf den die Prinzessin nur geharrt hatte. Sie trat dicht, ganz dicht an den Musiker heran, die Reihen der Nächststehenden wichen ehrerbietig zurück, niemand konnte zweifeln, daß sie Herrn Camillo ihren Dank ausspreche, und niemand vermochte das Gespräch der beiden zu hören:

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ihre Musik verfehlt nie, die tiefste Wirkung zu tun! Ich bin stolz darauf, daß mein armes Geburtsfest Anlaß geworden ist, ein Werk ins Leben zu rufen, das länger dauern wird, als die Erinnerung an Stephanie von Forstenburg. Mein Vater hat Ihnen ein Zeichen seines Dankes überreichen lassen, auch ich möchte —“

Der Musiker hatte mit sicherm Blick die Entfernung zum Herzog und seinem Minister und zur nächsten Hörergruppe ermessen. „Hoheit sind übergnädig!“ sagte er laut, und leiser setzte er hinzu: „Nur kein Cadeau, Hoheit, ich bitte flehentlich!“

„Und was wollen und wünschen Sie denn, womit kann ich Ihrer Künstlereitelkeit genugtun?“ hauchte die Prinzessin mit einem flüchtigen aber verheißenden Blick in die schönen Züge Camillos.

„Die beiden Rosen, die Ew. Hoheit heute tragen!“ sagte Arsakoff leise und doch leidenschaftlich in italienischer Sprache. Das Antlitz des Fürstenkindes ward im nächsten Augenblick scheinbar gleichgültiger, kälter, aber in gleicher Sprache gab sie zurück: „Edith soll Ihnen morgen die Blumen bringen, Verwegener!“ Und wiederum lauter und für den herantretenden Herzog vollkommen hörbar, setzte sie französisch hinzu: „Ich werde sehr erfreut sein, die Komposition im Druck und dauernd zu besitzen. Aber ehe sie erscheint, wünschte ich sie noch mit Ihnen zu spielen, ich habe eine Menge Schönheiten nur flüchtig aufleuchten sehen und will sie wahrhaft genießen!“

„Nun also, Herr Arsakoff, Sie haben Ihr vollgemessen Lob von der Kennerin!“ nahm hier der Herzog das Wort. „Sie verlangen sicher nicht, daß ich noch ein entzücktes Wort drauflege. Aber ich danke Ihnen, daß Sie meiner Tochter eine Freude gemacht haben, die für sie die größte ist. Ich erwarte, Sie und Musikdirektor Schultz an meiner Tafel zu finden — also auf Wiedersehen.“

Der Herzog und die Prinzessin gingen hinweg und begaben sich nach dem kleinen Salon, neben dem gegen Mitternacht das Souper stattfinden sollte. Eine Welle

blitzender, reicher Toiletten und Uniformen wogte mit ihnen davon, im großen Saale aber steigerte sich mit jedem Augenblick das schwirrende, summende Stimmengeräusch, helleres Lachen und lautere Ausrufe klangen zwischendurch, die erste Scheu war überwunden, und die Bekannten strebten jetzt, sich zu treffen, zu grüßen und ihre Wahrnehmungen auszutauschen. Camillo Arsakoff, der gleich nach den Fürstlichkeiten, aber in entgegengesetzter Richtung, den Saal verließ, folgten viele bewundernde Blicke, namentlich der Frauen und jungen Mädchen. Er hatte, wie die Nachsehenden meinten, nach der Aufnahme, die sein Werk gefunden, ein Recht, das Haupt hoch zu tragen — und er dachte in diesen Minuten, wo er gehobenen Hauptes und elastischen Ganges durch den Saal schritt, nicht an seine Komposition. Ihm stand der Morgen vor der Seele an dem er mit seiner Petersburger Gönnerin, der Gräfin Platoff, vor dem Beaurivage-Hotel zu Baveno gesessen und sie ihm bewiesen hatte, daß ihm das Glück an dem kleinen deutschen Hofe nicht reifen könne. Nun begann es dennoch zu reifen — und nur das schien noch ungewiß, welch ein Glück es sein werde: ein überschwenglich phantastisches oder ein sicheres im Sinn dieser Tage. Mit der Verheißung der Prinzessin Stephanie im Herzen, fand es Signor Camillo leicht, dem Hofbankier Hildheimer und seiner Tochter Gabriele, die er in den freskengeschmückten Spielzimmern traf, die an die zweite große Galerie stießen und jenseits in den Wintergarten mündeten, den liebenswürdigsten Gutenabend zu bieten, den Herrn Hofbankier mit einigen Geheimnissen des Büfetts vertraut zu machen und Fräulein Gabriele, die in einer prachtvollen Pariser gelben Atlasrobe mit dunkelroten Rosen erschienen war, an der Reihe der Bilder aus der Geschichte des fürstlichen

Hauses vorüber zu geleiten. Fräulein Hildheimer pfuschte ein wenig in Wasserfarben und trug daher großes Interesse für die Wandgemälde zur Schau.

Übrigens waren dem Musiker, als er sich vorhin durch eine ganze Kolonne von glänzend betreßten Lakaien wand, die noch vor dem Souper Erfrischungen anboten, nicht lauter freundliche und bewundernde Blicke nachgesandt worden. In einer kleinen Gruppe von Vertrauten hatte Herr Walter Schultz, der städtische Musikdirektor, seinem gepreßten Herzen Luft gemacht: „Ich wollte, der Herzog hätte die Ehren an mir gespart, die ich mit dem da teilen muß! Wäre es mir nicht darum zu tun gewesen, den Arsakoffbewunderern zu zeigen, daß ich auch vom Schatten des Neides frei bin, so hätte ich meine gute Arbeit wahrlich an etwas andres setzen wollen, als an diesen russisch-italienischen Salat von Esprit und Sentiment und unerträglichem Raffinement. Ich muß für das, was ich in diesen letzten Wochen in mich hinabgewürgt habe, eine Extrabelohnung im Jenseits finden oder es gibt so wenig Gerechtigkeit im Himmel, als Kunstverstand auf Erden!“

„Nun, nun,“ mischte sich Max Lohmer ins Gespräch, der vor kurzem zu dieser Gruppe geflüchtet war, um den Unmut über seinen Bruder nicht beständig wachsen zu lassen, „der Halbrusse und Virtuos hat eben seine besondre Richtung, die nicht die Ihre ist, lieber Schultz. Ich bilde mir nicht ein, zuviel von Musik zu verstehen, aber das meine ich doch herausgehört zu haben, daß die wunderliche Komposition nicht ohne Talent war!“

„Der heilige Beethoven erleuchte Sie!“ schrie Walter Schultz auf, so daß man ihm ringsum zuwinken mußte, seine Stimme zu mäßigen. „Richtung! Talent! Ich lasse

jede Richtung gelten, die von Gott kommt und zu Gott führt! Aber das ist keine Richtung mehr! Das ist Talent, großes, fortreißendes, satanisches, dem nie eine Ahnung aufgegangen ist, wozu es Kunst gibt, dem nie ein Schauer die Seele ergriffen, das nie eine Träne und nie ein stilles Entzücken gekannt hat! Das ist ein Mensch, dem die Götter alles geschenkt haben, bis auf das eine, was den ganzen übrigen Bettel erst wertvoll gemacht hätte: einen Funken von Seele!"

Einige in der Umgebung des Musikdirektors lachten, andre gaben stille Zustimmung zu erkennen. Der Professor hingegen fand keine Zeit zu einer Erwiderung. Denn eben nahm er wieder seinen Bruder Paul zwischen dem Präsidenten von Herther und Felicitas wahr und sah zugleich mehr als ein Gesicht bedeutungsvoll nach der Gruppe hinblicken. Er meinte, jetzt nicht länger an sich halten zu sollen. Kurz entschlossen drängte er sich zwischen ein paar Kammerherren und mehreren Gutsbesitzern hindurch, die hier in der Nähe des großen Büfetts vorläufig Stellung genommen hatten und ihm halb verwundert, halb mißbilligend nachblickten. Und noch verwunderter schaute Doktor Paul auf, als ihn Max leicht am Arme faßte und ihm zuflüsterte:

„Auf ein paar Minuten, Paul! Dort in dem Kabinett — hier versteht man vor dem Gewirr sein eignes Wort nicht mehr!"

„Ja, aber was hast du denn, das so eilig wäre? Ich kann doch Fräulein von Herther nicht ohne weiteres verlassen," gab der junge Arzt zur Antwort.

„Gerade das möchte ich!" versetzte der Professor kaltblütig. „Sie entschuldigen, Fräulein Felicitas, wenn ich Ihren Kavalier für einen Moment entführe!"

Felicitas atmete auf, als Max Lohmer den widerwilligen Paul mit sich fortzog. In der letzten Viertelstunde war ihr die sichtliche Annäherung des Arztes peinlich geworden, ohne daß sie sich klare Rechenschaft gab. Verwundert hatte sie wahrgenommen, daß Doktor Paul Anschauungen und Urteile aussprach, die sonst den schärfsten Widerspruch des Präsidenten, ihres Vaters, herausgefordert hätten und zu denen dieser jetzt nicht beifällig, aber nachdenklich schwieg oder die er absichtlich überhörte. Mitten im Rauschen dieses Festes überkam sie die Furcht, ob die Wandlung, die mit ihrem Vater vorgegangen, so völlig zum Glück ausgeschlagen sei — in ihrer jungen Seele regte sich ein trotziger Widerspruch. Doktor Lohmer hat getan, wozu jeder Ehrenmann an seiner Stelle verpflichtet gewesen wäre, und wenn wir ihm dankbar zu sein haben, so darf der Dank nicht zu drückender Abhängigkeit werden! Sie wollte eben ein Wort an ihren Vater richten, das dem Präsidenten etwas von ihrer Empfindung und Stimmung verraten hätte, als Frau von der Lasseburg, eine der Ehrendamen der Prinzessin Stephanie, an sie herantrat und ihr sagte, daß Ihre Hoheit Fräulein von Herther zu sehen wünsche.

Doktor Paul Lohmer konnte von der Tür des völlig menschenleeren, nur mäßig erleuchteten Kabinetts aus noch beobachten, daß Felicitas mit einer älteren Dame über die Schwelle des gelben Salons verschwand, in dem der Herzog und seine Tochter weilten. Er wandte sich um so mehr gereizt zu seinem Bruder und fragte trocken:

„Nun, was soll's? Was hast du mir zu sagen, das nicht bis morgen Zeit gehabt hätte?“

„Nein, du mußt es heute hören,“ entgegnete der

Professor. „Du handelst rücksichtslos und unfreundschaftlich gegen unsern Freund Erich —“

„Sagen wir deinen Freund!“ unterbrach ihn der junge Arzt. „Ich pflege niemals nach vier Monaten Duzfreundschaften zu schließen, und Freunde in deinem Sinne habe ich überhaupt nicht.“

„Also gegen meinen Freund Erich!“ fuhr der Professor fort. „Ich meine, dir schon einmal gesagt zu haben, daß er eine Neigung für Fräulein Felicitas von Herther hegt, — ich glaube, daß diese Neigung erwidert wird, und wenn hier manches Unausgesprochene oder Hindernde obwaltet, so sind wir um so mehr zur Schonung und einem gewissen Zartgefühl verpflichtet! Du kannst nicht daran denken, Fräulein von Herther zur Frau zu nehmen — mich dünkt, du solltest eine so auffällige Weise der Huldigung vermeiden, wie du diesen Abend zeigst!“

„Ich habe dich deinen kleinstädtischen Sermon ausbeten lassen!“ entgegnete Paul, „aber ich habe Mühe gehabt, dir nicht ins Gesicht zu lachen. Herr Erich Franken und seine stillen Neigungen kümmern mich nicht — ist dein Herr Baumeister der Verlobte des Fräuleins von Herther oder ist er es nicht? Wenn er es nicht ist, habe ich, so gut wie jeder, das Recht, um die Gunst einer Dame zu werben, die ich liebenswert und deren Verhältnisse ich den meinen angemessen finde. Da ich aus meinem Tun und Lassen nie ein Geheimnis mache, so sage ich dir hiermit, daß ich allerdings wünsche Fräulein Felicitas zur Frau zu bekommen und die Heirat mit ihr als eine höchst passende ansehe. Die Dame ist fein gebildet und erscheint mir durchaus anziehend, die Familie ist, wie ich dir nicht zu sagen brauche, im höchsten Maße achtbar, ihr Vermögen ist nicht so groß, um mich in den Verdacht einer

Spekulationsheirat zu bringen, der ja wohl in deinen Augen der häßlichste wäre! Ich werde alles tun, um meine Wünsche zu erreichen und bin ihnen vielleicht näher, als Herr Erich Franken, dem es völlig freisteht, im Wettbewerb den Sieg davonzutragen!“

Max Lohmer stand der kühlen Ruhe seines Bruders gegenüber so bestürzt, so fassungslos, daß er sich einige Minuten lang spöttisch betrachten lassen mußte, ehe er Kraft zu einer Erwiderung fand:

„Aber Mensch — Doktor! Du treibst ja den Egoismus bis zur Brutalität. Wenn ich dir sage, daß Fräulein Felicitas unter der Entfremdung von Erich schmerzlich leidet, daß es sich hier um etwas ganz andres handelt, als um ein flüchtiges Wohlgefallen, um eine galante Werbung!“

„So bestärkst du nur meine Empfindung, daß ihr alle mit den letzten schalen Fasern der Romantik euren Lebenstrank würzen wollt. Dein Herr Erich ist nicht der Mann, die Tochter eines solchen Hauses heimzuführen und ihr eine Zukunft zu bereiten. Soll sie als die Frau eines Baumeisters glücklich werden, der bald glorreich unter den Pfuschern paradieren wird? Ich habe ein Lied über den neuen Theaterbau pfeifen hören, den ihr mit Macht in die Hände eures trefflichen Freundes gespielt habt, — ein Lied, das bald lauter klingen wird!“

„Gut denn — an dem Theaterbau mag Verfehltes sein, — er mag unsern und Erichs Erwartungen nicht entsprechen. Jeder Künstler ringt sich empor — die tüchtigsten Meister haben gelernt, Erich ist jung und über seine Zukunft kann niemand aburteilen!“ rief der Professor,

„Schade nur, daß unsre Zeit keine Zeit hat auf

Entwicklungen zu warten!“ sagte Doktor Paul ruhig. „Wer es nicht fertig bringen kann, heute auf den ersten Griff oder Wurf seine Stellung zu gewinnen, hat überhaupt verspielt. In harmloseren Tagen hat man Niederlagen erleiden dürfen, heute ist jede Niederlage ein Gottesgericht; wer fällt, stirbt.“

„Das wollen wir denn doch in bezug auf Erich abwarten!“ versetzte Max, indem er sich entrüstet abkehrte. „An euren schneidigen Redensarten stirbt niemand, der innerlich tüchtig ist — und vor der augenblicklichen Gefahr, die ihm durch dich droht, werde ich Erich zu warnen wissen. Ich hielt es für brüderlich, an dein besseres Selbst zu appellieren — da du mich solchergestalt abgefertigt, werde ich dir in Zukunft keine Vorstellungen mehr machen!“

„Wir werden uns beide besser dabei befinden!“ antwortete der neue Hofarzt. Der Professor wandte sich der Tür zu, durch die sie eingetreten waren. — Er richtete noch im Gehen einen bittenden Blick auf den unholden Bruder, den dieser entweder nicht wahrnahm oder nicht verstand. Sie schieden mit einem kühlen Gruß, Doktor Paul suchte nach dem Präsidenten und seiner Tochter, Max Lohmer ging, um Erich oder einen seiner nächsten Freunde zu finden, dem er sein bekümmertes Herz öffnen dürfe. Beide Männer gerieten zunächst in einen Strom, der sie willenlos mit sich fortriß. Die Stunde des Soupers war herangekommen und die Hunderte der Gäste drängten sich nach den gold- und silberschimmernden, im reichsten Schmuck prangenden und mit verschwenderischer Fülle ausgestatteten Büfetten. Einige Minuten lang entstand in den Sälen und Zimmern der Residenz ein förmliches Getümmel, die zahlreiche Dienerschaft hatte Mühe dem ersten Ansturm zu begegnen, bald teilten sich die dicht gedräng-

ten Gruppen wieder, und bildeten sich an den ringsum aufgestellten Tischen neu. Die beiden Brüder, die in entgegengesetzter Richtung gingen, sahen sich da und dort angerufen, — ließen sich aber nirgend nieder. Erst wie sich Doktor Paul überzeugt hatte, daß inzwischen auch der Handelsgerichtspräsident in den Salon des Herzogs gerufen worden sei, folgte er der Einladung des Geheimrats Dorau, der für sich und zwei, drei Freunde eine mächtige Rebhuhnpastete erbeutet hatte und sich eben den kostbarsten alten Rüdesheimer des herzoglichen Kellers servieren ließ.

Indessen draußen in den großen Sälen das festliche Geräusch lauter und lauter ward, war es in der nächsten Nähe des Herzogs und seiner Tochter stiller geworden als zuvor. Herzog Bernhard hatte sich in einem Fauteuil niedergelassen und eine lebhafte Unterhaltung mit einigen seiner Forstmeister aus den entfernteren Teilen des Landes angeknüpft, die der heutige Tag nach der Residenz geführt hatte. Es war das erste Gespräch an diesem Abend, an welchem Se. Hoheit wirklichen Anteil nahm, und so währte es länger, als eine der hundert flüchtigen Unterredungen zuvor. Die Prinzessin war mit Felicitas von Herther in die Erkernische des gelben Salons getreten, die durch breite, nur halb geöffnete Portieren von dem Hauptraum abgetrennt war und aus ihren drei mächtigen Fenstern einen Blick auf die erleuchteten Bosketts und den vorderen Teil des Schloßparks mit seinen Reihen von Gasflammen verstattete. Felicitas war ehrfurchtsvoll einige Schritte hinter der Prinzessin zurückgeblieben — aber Prinzessin Stephanie, die sich in dieser Minute ungesehen wußte, erfaßte ihre Hand, zog sie mit sich ans Fenster und flüsterte ihr mit bewegter Stimme zu:

„Ich mußte Sie rufen lassen, um heute eine Seele um mich zu haben, die menschliche Teilnahme und nicht Unterwürfigkeit für mich hegt. Ich habe Ihnen oft schon gesagt, liebes Fräulein, daß ich gern an die Tage denke, die wir am Lago Maggiore gemeinsam verlebt. Erinnern Sie sich oft an Baveno?"

„Gewiß, Hoheit!" entgegnete Felicitas ein wenig befangen und sah mit Befremden, daß die Prinzessin mit einem weichen, träumerisch sehnsüchtigen Ausdruck in ihren Zügen, nachdenklich vor sich hinstarrte und dann die Augen schloß, als wolle sie sich ein Bild vor die Seele rufen.

„Nennen Sie mich doch Stephanie, wenn ich mit Ihnen allein bin und erlauben Sie mir, Sie Felicitas zu nennen!" sagte die Prinzessin. „Ich höre meinen Vornamen nie — beinahe nie — selten einmal von meinem Vater! Sehen Sie dort, wie schön er sich im Licht ausnimmt, und doch hörte ich ihn tausendmal lieber erklingen!"

Sie hatte dabei durchs Fenster nach dem Giebelfelde gezeigt, in dem ihr Namenszug schimmerte — Felicitas fühlte in diesem Augenblick ein unsägliches Mitleid mit dem Fürstenkinde, in ihr Auge traten Tränen, sie vergaß alle Rückhaltung, die ihr Vater ihr hundertmal eingeprägt hatte, und flüsterte: „Liebe, arme Stephanie!"

Die Prinzessin schien einen Schauer des Entzückens zu empfinden, sie faßte wiederholt beide Hände Felicitas' und strich ihr zärtlich das Haar zurück. Dann fragte sie leise und wie von einem plötzlichen Einfall überkommen: „Haben Sie heute die Komposition Camillo Arsakoffs recht gehört und die wunderbare Sprache ganz verstanden, welche das Adagio und das Allegro redeten? Er emp-

findet es tief: die innigste Sehnsucht stillt sich nur im Tod, alle Liebe muß sterben; wenn ein Stern zur Erde herabfällt, leuchtet er wohl am schönsten, aber er erlischt im Meere!"

„So habe ich's freilich nicht empfunden," antwortete Felicitas, mühsam lächelnd, denn eine dunkle Furcht beschlich sie. „Mein Bild von Liebe ist es nicht — obschon es oft so unglücklich kommen mag, daß auch das mildeste Licht rasch und gewaltsam verlöscht wird. Ich meine nicht, daß man sich danach sehnen dürfte."

„Und was ist deine Vorstellung von Liebe, Felicitas?" fragte die Prinzessin drängend und hielt die neue Freundin wieder an beiden Händen fest. Felicitas hörte Schritte nahen — sie erwiderte nur zögernd und immer wieder nach dem Salon hinlauschend:

„Sie werden mich verlachen und in Worte läßt sich's ja auch nie fassen, was die ganze Seele füllen soll! Aber es gibt ein kleines Lied von Burns, Stephanie — daraus scheint das Licht, das mich locken könnte. Die Alte, der es im grauen Haar gewiß wird, daß sie ihren John Anderson, mit dem sie das Leben talauf und talab gewandert ist, mehr, vielmehr liebt, als da seine Locke braun war — sie drückt mir das höchste aus, was ein glückliches Leben erreichen kann!"

Es war gut, daß in der nächsten Minute Frau von der Lasseburg und Miß Edith Blake in die Erkernische traten, so entging Felicitas der kalte, enttäuschte Ausdruck, den Prinzessin Stephanies Gesicht plötzlich zeigte. Die Hofdame kam, um Ihre Hoheit zu erinnern, daß in wenigen Minuten das Souper beginnen werde und begleitete mit feinem Takt Fräulein von Herther durch den gelben Salon zurück nach einem der Nebenzimmer, wo ihr Vater ihrer

harrte. Herr von Herther hatte schon wieder nach Doktor Paul Lohmer gesucht und ihn vom Tisch des Geheimrats Dorau hinweggeführt, er schien gehofft zu haben, daß sich die Prinzessin noch einmal mit seiner Tochter in den größeren Sälen zeigen und dann den jungen Hofarzt an seiner Seite erblicken würde. Felicitas kam in großer Bewegung von ihrem Beisammensein mit der Prinzessin zurück — sie grüßte ihren Vater mit einer zärtlichen Innigkeit und sah und wußte nicht, daß von dem Schimmer auf ihrem Gesicht unwillkürlich ein Strahl auf Doktor Paul fiel, den sie lieber weit hinweg gewünscht hätte. Herr von Herther aber, dem das frohe Aufleuchten in den Zügen seiner Tochter nicht entging, gab ihm eine Deutung nach seinem Sinn und lächelte in sich hinein. Und als sich Felicitas an seinen Arm hing und ihm zuflüsterte: „Die arme, arme Prinzessin — sie krankt an einem sehnsuchtsvollen Herzen und sieht nirgend eine Hoffnung für sich!" — da nickte er ernst und schaute die anmutige Tochter mit seinem gütigsten und hoffnungsvollsten Blick an und sagte so leise wie sie mit Nachdruck:

„Wohl dem darum, dessen Herz ihm den rechten Weg zeigt. Ich bin sicher, daß meine Felicitas ihn geht, und freue mich ihrer Neigung!"

Felicitas fühlte sich von einem wonnigen Schreck durchzittert. Es war kein Zweifel, daß sie recht hörte, und wenn sie sich erinnerte, wie die letzten Wochen ihren Vater verändert, ihn mutiger, hoffnungsreicher als je gestimmt, ihn milder im Urteil über andre gemacht hatten, so hätte sie aufjauchzen mögen — sie sah mit einem Male das klare, milde Licht vor sich, von dem sie vorhin zu Prinzessin Stephanie gesprochen. Ihr Auge senkte sich unwillkürlich vor dem des jungen Arztes, das auf sie

gerichtet war, sie empfand etwas wie Schamgefühl, daß sie ihm vor wenig mehr als einer Stunde beinahe gegrollt hatte. Ihm, der doch an der Wandlung ihres geliebten Vaters den stärksten Anteil hatte! Sie wollte dem letztern noch ein Wort sagen, und mußte Paul Lohmer antworten, der sie angesprochen hatte. Und plötzlich erschien der Minister von Althen, der am Souper des Herzogs aus Gesundheitsrücksichten nicht teilnahm, in der Tür und zeigte sich sichtlich erfreut, Herrn von Herther und Doktor Lohmer hier beisammen zu finden. Er hatte von Sr. Hoheit eine wichtige Mitteilung erhalten, die er vor allem dem Präsidenten mitteilen mußte, und gab höflich zu erkennen, daß ihm die Gegenwart des jungen Arztes dabei nur angenehm sei. Doktor Paul fand jetzt Ursache, insgeheim sein gutes Glück zu verwünschen, das ihn schon zu einer Vertrauensperson Sr. Exzellenz erhoben. Denn die natürliche Folge des Gesprächs, mit dem er beehrt wurde, war, daß Fräulein von Herther nicht in der Nähe der Herren verblieb, sondern einige bekannte Damen begrüßend, die Reihe jener Zimmer hinabging, in denen nicht soupiert ward, und die daher im Augenblick völlig leer standen.

Felicitas fand es in der dumpfen Luft, die jetzt in den prächtigen Gemächern herrschte, schwer, ihre Gedanken zu sammeln. Sie ging in einer halben Traumstimmung dahin, die Verschwendung von Licht hier in den stillen Räumen hatte beinahe etwas Gespenstiges, ein paar geöffnete Fenster, durch welche die Sommernachtschwüle hereindrang, ließ die Flammen der Kristallkronen und Wandleuchter hin und her wehen. Die Türen zu den großen Balkons, die hier längs der Räume hinliefen, waren hingegen verschlossen, und so mußte es Felicitas aufgeben, sich einige Minuten draußen zu erfrischen. Indem sie

den Erlebnissen des Abends, der schmerzlichen Vertraulichkeit der Prinzessin Stephanie, den letzten Worten ihres Vaters, nachsann, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie seit Stunden stehe und gehe, und sie setzte sich erschöpft auf einen der kleinen violetten Samtdiwans, die sich hier längs der Wände hinzogen. Und dann schloß sie die Augen, um dem hellen Lichtschein zu entrinnen. Ihre Gedanken glitten so rasch von einem Bilde des Festes zum andern, und sie sah die vielen Gesichter und Gestalten, die an ihr vorübergeflutet waren, daß sie weder erschrak noch auffuhr, als jetzt einige Herren durch die Zimmer kamen und sich zum Teil verwundert nach ihr umschauten. Und als einer der Durchgehenden auf der Schwelle vom nächsten Gemach her stehen blieb — und Felicitas mit glänzenden, halb erschrockenen, halb entzückten Augen allein sitzen sah, so fand sie es nur natürlich, Erich Franken, der ja unter den Gästen des Festes war und dessen sie an diesem Abend beständig gedacht hatte, vor sich zu sehen. Nur das fiel ihr auf, daß es ihr mit einem Male so schwer ward, sich zu erheben und ihre Lippen zu einem freundlichen Gruße zu öffnen. Sie hatte ihm einen Schritt entgegentun wollen, aber da Erich an der Stelle wie gebannt blieb, an der er sie zuerst erschaut, mußte wohl auch sie stillstehen und dachte jetzt nicht nur blitzschnell daran, um wieviel näher er ihr auf dem Felsen der Isola Madre gewesen sei, sondern fühlte zugleich, daß Erich ähnliche Gedanken hegen werde.

Vielleicht war es nur das Getümmel, das aus dem großen Saale hier hereinklang und daran mahnte, wie nahe das Ende des Festes sei, was Erichs Erstarrung löste. Er kam hastig auf das junge Mädchen zu:

„Fräulein von Herther — Fräulein Felicitas — Sie sind doch um Gottes willen nicht krank?"

„Nein — nein! nichts weniger als krank!" entgegnete sie mit heller Stimme, aus der ein alter, lang nicht vernommener Klang wundersam in Erichs Ohr und Seele hinübertönte. „Und auch Ihnen geht es gut — auch Sie haben sich des Abends gefreut?"

„Ich habe mich gefreut und freue mich jetzt!" rief Erich, und seine Augen weilten mit Entzücken auf den lieblichen Zügen von Felicitas. „Ich kann leider nicht sagen, daß es mir völlig nach Wunsch gehe — doch das ist Künstlerschicksal. Wir sind nicht immer, was wir zu sein träumen, und wir erfahren zu spät und in Schmerzen, was unsern Träumen gefehlt hat. Ich darf nicht hoffen, daß mir dieser Theaterbau nur Ehre bringt und meinen Weg für alle Zukunft ebnet. Ich werde hart zu ringen haben, um wieder dahin zu gelangen, wo ich vor einem Jahre zu stehen glaubte! — Doch das ist nichts für Sie, liebes Fräulein!"

Er wollte abbrechen, in ihrer Seele aber besiegte jetzt ein süßes Mitleid jede Rückhaltung. Sie trat auch ihm näher und fragte:

„Und warum ist das nichts für mich? Haben Sie, wenn Sie ringen und kämpfen müssen, nicht noch ein volleres Anrecht auf die Teilnahme Ihrer Freunde?"

Erich schwieg — denn der Traum, den er vor Jahren gehegt, wollte mit Macht in seiner Seele erwachen, und alle Bitterkeit, die er seitdem in sich gesogen, erwachte zu gleicher Zeit. Er rang nach einem Wort, das nicht leidenschaftlich, das schonend sei, und ward doch vom Augenblick überwältigt und rief laut und selbstvergessen:

„Wie habe ich daran glauben können? Ich war Tor

genug, um mich an ein Wort zu klammern, daß Sie einst in Baveno, ehe wir schieden, zu mir sprachen. Das Leben ist hart, und wir können nicht immer Wort halten!" —

„Aber wir können es manches Mal und halten dann Wort!" unterbrach das erglühende Mädchen die leidenschaftliche Klage des jungen Mannes. Sie sah ihn mit einem Blick, der ihn verstummen und dann erzittern machte, an, sie wich nicht zurück, als sein Mund sich dem ihren näherte, sein Arm sich um ihren Leib schlang:

„Felicitas, süßes, seliges Leben, willst du wirklich dein Wort so überreich lösen? Auch jetzt noch — wo du mit mir ringen und dulden und kämpfen mußt?"

„Treulich, bis unser Haar bleicht, mein Erich!" hauchte sie und küßte ihn heiß — und es war ihr, als überkäme sie mit einem Male der Mut, ihn vor aller Welt zu küssen. Er neigte sein Haupt an ihr Ohr:

„Und du fürchtest deinen Vater nicht mehr, Felicitas? du willst auch mit ihm kämpfen um meinetwillen?" —

„Mein Vater?" gab sie zurück, und wußte selbst nicht, warum jetzt ein banger Zweifel sich mit der stürmischen Wonne dieser Minuten mischte. „Mein Vater freut sich meiner Liebe und wird ihr kein Hindernis bereiten. Er ist ein andrer geworden, und du mußt ihn nun erst kennen lernen, nun er ganz er selbst ist."

Sie schmiegte sich fester in seinen Arm und entwand sich ihm im nächsten Augenblicke wieder, denn jetzt erklangen ganz deutlich feste Tritte auf dem Parkett der anstoßenden Gemächer. Doktor Paul Lohmer hatte sich dem Minister entzogen und kam, um Fräulein von Herther wieder aufzufinden. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er Erich Franken neben ihr erblickte. Doch ehe er zu einer klaren Empfindung kam und seiner Gereiztheit gegen Erich

ein Wort leihen konnte, hatte Felicitas Erichs Hand wieder erfaßt, trat vor ihn und sagte mit ihrem lieblichsten Lächeln, aber mit einem eignen, festen Klang in ihrer Stimme:

„Sie sollen der erste von unsern Freunden sein, der es erfährt, daß ich mich mit Erich Franken verlobt habe. Vielleicht kommen Sie mit Erich und mir zu meinem Vater, — ihm darf es keinen Augenblick verborgen bleiben, und ich hoffe, daß er uns ein freundlicheres Gesicht zeigen wird, als Sie jetzt für uns haben!“

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Monate nach der Geburtsfeier der Prinzessin Stephanie, dem letzten bewegten Tage, den die stille Residenzstadt an der Orlach gesehen, hätte jeder in Forstenburg Neuankommende leicht wahrnehmen können, daß man sich zu einem neuen Feste rüste. Das neue Theater, stadtwärts gegenüber der neuen Residenz am Schloßplatz gelegen und bis hierher mit hohen Plankenverzäunungen umgeben, halb von Gerüsten verdeckt, auf denen Steinmetzen und Maler bis zuletzt gearbeitet, zeigte sich den Blicken aller als hochstrebender Bau mit seinen Gliederungen, seinen Freitreppen, seinen Sandsteingruppen und seinen etwas spärlichen Ornamenten. Während der letzten heißen Augusttage, in denen die Farben rasch trockneten und die Arbeiter froh waren, in dem Bau selbst Schutz vor der Sonne zu finden, war auch die innere Ausstattung mächtig gefördert und zu Ende geführt worden, in der ersten Hälfte des September waren Beleuchtungs- und Musikproben in dem Hause gehalten worden, und

für einen der nächsten Tage stand, genau wie es der bauleitende Architekt Erich Franken verheißen hatte, die Eröffnung des neuen Theaters bevor. Der ersten Vorstellung des „Faust“ mit dem üblichen szenischen Festprolog, sollte am Morgen die feierliche Überweisung des neuen Hauses seitens der Landstände und der Stadt an das herzogliche Hausministerium vorausgehen und damit die Einweihung des Baues selbst begangen werden. Der Landbaukommissar und der Baumeister des Theaters mußten fast ununterbrochen gegenwärtig sein, um eine Stockung der Arbeiten im letzten Augenblick zu verhüten — in den späten Abendstunden galt es Rechnungsablagen und Rechnungsprüfungen — kein einziger von Erichs Freunden hatte in diesen Tagen, ja, wenn man sich recht besann, in den letzten beiden Monaten, ihn anders als flüchtig gesehen. Erich und sein Schicksal waren in besondrer Weise ein Gegenstand des Interesses auch für Fernstehende geworden — er aber schien völlig in seiner ernsten Arbeit verloren gegangen und war allen Begegnungen ausgewichen, bei denen er mehr als einen Gruß wechseln, oder wohl gar einem Freunde hätte Rede stehen müssen. Manch einer der Anteilnehmenden hatte gezürnt, oder wenigstens den Kopf geschüttelt, wie es diesen Morgen in seinem Bureau am Forstenburger Bahnhof der Ingenieur Konrad Hiller tat, als Erich, der sonst ein häufiger Gast in diesem Bureau gewesen war, einmal wieder erschien und diesmal allerdings durch seine Miene zeigte, daß er zu mehr als einem flüchtigen Gruße komme. Der Ingenieur hatte sich von dem Zeichentische erhoben, an dem er trotz der frühen Stunde bereits fleißig gearbeitet hatte, und wollte offenbar den Freund in alter Weise empfangen. Aber sowie er einen Blick in Erichs Gesicht geworfen und

dessen Ausdruck wahrgenommen hatte, erstarb ihm sein Scherzwort auf den Lippen, und ein herzlicher, stummer Blick trat an dessen Stelle.

„Dir graut vor dem Abschluß deines Baues, der nicht ganz ist, was du gewollt hast,“ sagte Konrad dann teilnehmend. „Laß dir's nicht zu nahe gehen, es ist unser aller Schicksal, nicht ganz zu vermögen, was wir nach unsrer Einsicht wollen, und ich habe eben bei meiner Brücke über die Wyla schlimme Erfahrungen machen müssen. Weiß wohl, daß es durchaus nicht dasselbe und das Mißgeschick andrer der schlechteste Trost ist, wollte auch nur sagen, daß man den Kopf in solchem Falle nicht hoch tragen, aber steif halten muß, sonst glauben die Streber à la Paul Lohmer gewonnen Spiel zu haben.“

„Sie gewinnen ihr Spiel meist und immer auf ganz besondre Art,“ versetzte Erich; und jetzt erst, als er im vollen Tageslicht dem breiten Fenster des Ingenieurbureaus gegenübersaß, erkannte Konrad Hiller völlig, wie tiefe Furchen Erichs sonst so frisches Gesicht zeigte und welche Mühe er aufwandte, um völlig gefaßt zu erscheinen. „Du hast übrigens nur halb erraten, was mich zu dir führt, obschon der Doktor im Spiel ist. Mein Theaterbau muß nun schon stehen bleiben, wie er steht. Ich kann mich bis zur Stunde nicht ganz überzeugen, daß ihr recht habt, obschon ich manche Mängel besser wie ihr zu sehen meine. Doch davon laß uns ein andermal reden — ich muß dich heute länger in Anspruch nehmen und ein wenig weit ausholen. Wir haben uns in letzter Zeit so wenig gesehen —“

„Deine Schuld!“ unterbrach ihn der Ingenieur. „Du hast dich für uns beinahe unsichtbar gemacht.“

„Ich hatte Ursache im guten und bösen Sinne,“

entgegnete Erich mit merklich düsterm Ausdruck. „Ich habe meine Freunde an meinem höchsten Glücke nicht teilnehmen lassen, weil vom ersten Tage eine schwere Wolke darüber hing und ich immer auf völlig blauen Himmel hoffte. Nun muß ich kommen, um mein Unglück, mein fast gewisses Unglück, zu klagen und noch dazu um ein Unglück, was man mich zwingt, frei zu wählen!"

„Erich — das sind nichts als Widersprüche!" —

„Aber leicht zu lösende!" sagte der junge Baumeister, den es offenbar einen innern Kampf kostete, selbst den nächststehenden Freund als Beichtiger anzusehen. „Du erinnerst dich, wie ich vor zwei Jahren und bald nachdem mir der Theaterbau übertragen worden, aus Italien zurückkehrte und welche glückliche Hoffnungen mir damals die Seele schwellten. Ich war nie so töricht, zu glauben, daß ich ein Mädchen wie Felicitas von Herther spielend und kampflos gewinnen könne. Aber ich hatte das süße Wunder erfahren, daß wir schon bei der ersten Begegnung fühlten, wir seien bestimmt, einander etwas zu werden. Ich habe schon damals in Baveno gewußt, daß sie von derselben dunklen Macht zu mir gezogen ward, wie ich zu ihr. Unsre Sprache ist eigentlich bettelarm, daß man da von einer dunklen Gewalt redet, wo der Zug der Seele nach reiner Klarheit des Daseins erwacht, wo man die Sehnsucht nach dem hellsten seligen Licht empfindet! Und so unglücklich ich damals war, daß der Wille ihres Vaters zwischen sie und mich trat, du weißt, daß ich im Innersten nie daran geglaubt habe, es sei für immer zu Ende! Dieser Frühling und Sommer schien mir recht zu geben, und laß mich's dir gestehen, Konrad: ich habe in glückseligen Tagen und Wochen vielmals eurer aller gelacht, die ihr ehedem mich verspottet und belächelt habt. Auch

deiner — mit all deinen Warnungen vor Paul Lohmer! Ich schien mir, oder ich war ganz nahe an einem Ziele, um das es der Mühe verlohnt hätte, noch einige Jahre schwer zu ringen, selbst zu entbehren, wenn es sein mußte. Erinnerst du dich des großen Festes am Geburtstage der Prinzessin Stephanie? An diesem Abend ward mir Gewißheit, daß Felicitas mich liebe, wie ich sie — sie verlobte sich mir und ließ in einer glückseligen Stunde alles untergehn, was mich je bedrückt und bedrängt hat. Ich sage dir, Liebster, daß ich im Tiefsten beglückt war und mitten in all der trüben Erkenntnis über meine getane Arbeit eine Hoffnung in mir erwachte — eine Kraft sich regte! — O, lieber, lieber Freund, warum müssen wir so selig getäuscht, so bitter enttäuscht werden!"

„Du fieberst, Erich!" versetzte Hiller, beide Hände des Baumeisters fassend, „Es ist nicht möglich, daß ein Mädchen, wie Felicitas Herther, dir ihr Herz schenkt und es zurücknimmt."

„Ja so — ich muß wohl klar und rund erzählen — sonst begreifst du nicht einmal, was ich will!" rief Erich und blickte dabei mit einem trüben Lächeln den Freund an. „So wiederhole ich dir — ich ward durch Felicitas' Liebe gesegnet und durfte wieder die lichtesten Träume hegen. Aber es war der erste Schatten, der darüber fiel, daß Herr von Herther, vor den wir mit unsrer Verlobung frei und offen traten, in sichtlichem Kampfe mit sich selbst, die Geheimhaltung unsres Bundes forderte. Er verhehlte mir nicht, daß ihn Felicitas' Schritt, den er unbegreiflich nannte, aufs tiefste bekümmerte, daß es ihm schwer falle, seine Einwilligung zur Verbindung mit mir zu geben. Aber er wies mich nicht ab, er ließ mich hoffen, ich durfte mich einige Tage hindurch als Felicitas' Bräu-

tigam ansehen. Konrad — wenn du wüßtest, ahntest, was ich da heilig gelobt, was ich gehofft habe!" —

„Ich weiß es, weiß es — ich hätte es auch getan," sagte gerührt der Ingenieur und ermutigte durch seinen Ausdruck Erich Franken, rasch fortzufahren:

„Was zwischen Felicitas und ihrem Vater vorgegangen, vermag ich nicht klar zu erraten, mein armes Mädchen ward täglich bleicher und ernster und suchte mir zu verhehlen, welche Kämpfe ihr daraus erwuchsen, daß sie dem Zuge ihres Herzens gefolgt war. Eine Andeutung habe ich nur durch Doktor Paul, der täglicher Gast im Hertherschen Hause ist und eine wahrhaft unheimliche Macht über Herrn von Herther erlangt hat, erhalten. Ihm war unser Bund von vornherein kein Geheimnis geblieben, und er sprach zuerst gegen mich in der schneidig-sarkastischen Art, die du an ihm kennst, von einer Verlobung aus Mißverständnis. Es scheint, daß Felicitas im Wahne gestanden hat, ihr Vater billige die Liebe zu mir und werde mich rückhaltlos freudig willkommen heißen — ja daß sie vielleicht nur darum so frei und fessellos dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist. War's ein Mißverständnis, so sei es tausendmal gesegnet, denn ich habe doch in Felicitas' Seele geblickt, habe doch an ihrem Munde erfahren, wie reich uns das Leben machen kann! — Ich empfand gleichwohl die ganze Pein dieses Hoffens und Verzagens und suchte mit aller Kraft, die mir in dieser schweren Zeit noch blieb, Herrn von Herther zu einer klaren Aussprache über sein Verhältnis zu mir und über meine und Felicitas' Zukunft zu bringen. Ich vermochte ihm nicht mehr als die Versicherung zu entreißen, daß ihm das Glück seiner Tochter über alles teuer sei und er für mich aufrichtige Achtung und warme Teilnahme empfinde. Und

dabei war mir immer, als spreche er nicht aus seiner eignen Seele, sondern aus der Paul Lohmers heraus. In seinem Kunsturteil, in der Kritik meines armen Theaterbaus vernahm ich Wort und Ton des Doktors deutlich genug!"

„Erich — lieber Junge — du tust dem Präsidenten unrecht — er kann selbst gesehen haben, daß deinem Werke die Einheit, die letzte Vollendung fehlt," unterbrach Hiller den Sprechenden.

„Gut, gut — du sollst recht haben!" entgegnete Erich, nicht ohne einen Widerklang innerer Bitterkeit. „Das sah und wußte ich selbst, daß mir viel fehlt, um den Erwartungen und Forderungen der Zeit und meiner Freunde zu entsprechen und verhehlte es auch dem Präsidenten nicht, wenn von meiner Zukunft die Rede war. Er lauschte dann mit größerer Aufmerksamkeit, als er sonst bei meinen Reden zu zeigen pflegte und schwieg noch hartnäckiger, nachsinnender. Felicitas litt unsäglich; aber ein mutiges, tapferes Herz, wie sie ist, richtete sie mich mit empor, flößte mir Zuversicht ein, daß wir den Segen des Vaters dennoch erlangen würden, und gab mir täglich Beweise ihres reinen Liebesvertrauens! Freilich — darüber ließ sie mir gleichfalls keinen Zweifel, daß sie niemals mein Weib werden würde, ohne die Einwilligung ihres Vaters! So habe ich denn zwischen Beseligung und Verzweiflung, mitten in meiner Arbeit mit allen Gedanken bei ihr, die letzten Wochen dahingelebt — bis — bis gestern abend die gefürchtete Entscheidung fiel — und das Trennungswort mir zugeschoben ward!"

„Wie wäre dies möglich!" rief der Ingenieur und faßte Erich an beiden Schultern, als wolle er ihn aus einem schlechten Traume aufrütteln.

„Doch — doch!“ versetzte dieser. „Da nimm und lies, was mir der Präsident schreibt. Gestern abend war ich zum Tee im Hertherschen Hause und traf wie gewöhnlich neben Felicitas und ihrem Vater, Doktor Paul und seinen Bruder Max am Teetisch. Da ich annehmen mußte, daß der neue Hofarzt von jedem Schritte Kenntnis erhält, der innerhalb unsrer Mauern geschieht, so teilte ich vor allen Dingen selbst mit, daß ich ein Schreiben an das Hausministerium gerichtet und die mir übertragene Herstellung des alten Schlosses dankend abgelehnt habe. Da ich von hier nach München gehen und dort noch eine Zeitlang meinen Studien leben will und muß, die Forstakademie aber so lange auf das Dach über ihrem Haupte nicht Verzicht leisten kann, so war mein Schritt völlig wohlmotiviert. Ich sah auch gestern wieder, daß Herr von Herther, wie Doktor Lohmer, an meiner Mitteilung besondres Interesse nahmen. Auf Felicitas' süßem Gesicht aber lag ein tiefer Schatten und beim Abschied reichte sie mir eine zitternde Hand! Sie muß gewußt haben, was kommen würde, ich war noch ahnungslos, als ich heute in der Frühe diesen Brief erhielt. Bitte lies — aber lies laut, bring mir zur Klarheit, ob es eine Fratze meiner Phantasie ist, wenn ich aus jedem Wort dieses Briefes das Gesicht Paul Lohmers herausschauen sehe!“

Konrad Hiller hatte längst den dargebotenen Brief aus dem Umschlag genommen und seine Zeilen überflogen. Teils um dem Wunsch Erichs zu entsprechen, teils um sich selbst zu sammeln, trat er ans Fenster seines Bureaus und las mit gespannter Aufmerksamkeit, die sich auch im Ton seines Lesens ausdrückte, hier und da innehaltend und aus innerer Ergriffenheit stockend, die Zeilen des Präsidenten:

„Lieber Herr Franken! Ihre gestrige Mitteilung über Ihren neuesten Entschluß erleichtert mir sehr wesentlich die Aussprache meiner Empfindungen und die Mitteilung einer unwiderruflichen Entscheidung, die Sie freilich berechtigt waren schon seit längerer Zeit von mir zu erwarten, die mir aber so unsäglich schwer fiel, daß ich sie immer wieder verzögerte. Sie sind durch eine Verkettung der Verhältnisse meinem Kinde so nahe gekommen, daß ich vor die schwere Wahl gestellt bin, Felicitas in einer oder der andern Weise unglücklich zu machen. Ich ehre alle Ihre Eigenschaften und Ihren guten Willen und vermag bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, was Ihnen die Neigung meiner Tochter gewonnen hat. Ich muß anderseits den Erfahrungen eines langen Lebens und dem unablässigen Nachdenken über die Grundlagen und Vorbedingungen des Glücks, des Familienglücks zumal, soweit vertrauen, um mit Bestimmtheit sagen zu dürfen, daß Sie sich auf einem gefährlichen und falschen Wege befinden. Verzeihen Sie mir, daß ich die Weisheit, die Ihnen schon in Baveno so traurig und greisenhaft dünkte, wieder vor Ihnen auskrame. Aber ich darf nicht einwilligen, die Zukunft meiner Tochter allen Wechselfällen einer beständig in Frage gestellten, innerlich unbefriedigten Existenz preiszugeben. Ich halte jede Künstlerexistenz in unsern Tagen für eine solche, und die wenigen, scheinbar glänzenden Ausnahmen bestätigen, wenn ich sie für echt erachte — worüber mir auch noch Zweifel beigehen — nur meine trübe Regel. Ihnen will das Schicksal vielleicht eine ganze Reihe leidvoller Erfahrungen ersparen, indem es Ihre jugendlichen Hoffnungen auf einen großen Erfolg und eine ruhmvolle Künstlerzukunft gleich bei

der ersten großen Probe niederschlägt. Ich sage nicht, daß Ihre Kraft für gelungenere Leistungen unzureichend sei: aber ich will mein Kind nicht an die Stürme, die Hoffnungen und Enttäuschungen hingeben, die von Ihrem Weiterstreben auf der betretenen Bahn unzertrennlich sein würden. Zum Glück bedingt dies nicht, daß ich Ihnen Felicitas durchaus versage. Sie haben, ehe Sie sich für die Architektur entschieden, einen Beruf hinter sich gelassen, für den Sie tüchtige Vorstudien gemacht hatten, und in dem es nicht von der Gunst des Zufalls abhängt, ob Sie geachtet sein sollen oder nicht. Sie können, falls Sie den Wink des Schicksals und meinen treugemeinten Rat recht ansehen, sich in diesen Beruf rasch, jedenfalls in einigen Jahren wieder hineinarbeiten und für sich selbst und Felicitas eine glanzlose, aber sichere, achtungsreiche Zukunft gewinnen. Wenn Sie meine Tochter wahrhaft lieben, so wird Ihnen das Opfer an phantastischen Hoffnungen und an Stolz, das Sie vielleicht zu bringen haben, verhältnismäßig klein und leicht erscheinen! Ich könnte zwar unter den Umständen, die damit einträten, keine förmliche und öffentliche Verlobung gestatten, allein ich würde im stillen Felicitas' Herzenswunsch zu ehren und Sie dann als den künftigen Gemahl meiner Tochter anzusehen haben. Sie sehen, ich dehne meine Vaterrechte nicht tyrannisch aus und verzichte auf persönliche Wünsche, auf Erwartungen von der künftigen äußern Gestaltung des Lebens meines Kindes, die ich wie jeder Vater gehegt habe. Indes werden Sie verstehen, daß meine Nachgiebigkeit sich nicht über diesen Punkt hinaus erstreckt. Glauben Sie auf dem Wege beharren zu müssen, den Sie jetzt eingeschlagen, so wünsche ich Ihnen

tausendfach besseres Glück, als Ihnen bei dem ersten Schritt erblüht ist, aber mein Kind dürfte Ihnen dahin nicht folgen! Ich erbitte mir Ihre Entscheidung und erkläre mich zu jeder Besprechung bereit, die Sie in dieser Angelegenheit mit mir zu haben wünschen, muß dagegen bitten, Felicitas in keinerlei Kämpfe und Zweifel hineinzuziehen. Sie erfährt mit Ihnen zugleich meinen Willen und wird mit mir Ihres Entschlusses harren. In freundschaftlicher Hochschätzung und Teilnahme — Präsident von Herther."

Konrad Hiller warf den Brief, wie er zu Ende gelesen, weit von sich auf seinen Zeichentisch, wo ihn Erich ruhig aufnahm und wieder zu sich steckte. Der Ingenieur sah mit einem merkwürdig zweifelnden Ausdruck, der sonst nicht leicht in seinem energischen Gesicht Raum hatte, bald den jungen Freund an, bald wandte er sich zum Fenster zurück, an dem er gestanden hatte. Dabei atmete er hoch auf und fuhr endlich mit einer Art Ungestüm heraus: „Und was willst du auf diese erbauliche Epistel nun antworten?"

„Darüber dacht' ich mit dir zu reden," antwortete Erich in ernster gehaltenem Tone. „Du bist mein bester Kamerad während der Zeit gewesen, wo wir den gleichen Studien oblagen, du kennst alle meine inneren Erlebnisse, weißt, wie sehnsüchtig ich nach meinem neuen Beruf verlangt habe, und wie schwer es mir geworden ist, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Und wiederum, du bist unter meinen Freunden derjenige, der am weitesten in der Verurteilung meines Theaterbaues geht, du wirst am besten wissen, ob du mir nach diesem Mißlingen noch Beruf, aussichtsreichen Beruf zur Kunst zusprechen kannst! Wenn ich Herrn von Herthers Verlangen er-

fülle, so weißt du, was ich zu hoffen, zu gewinnen, — wenn ich ihm widerstehe, was ich zu fürchten — zu verlieren habe."

„Du kannst von mir nicht fordern, daß ich eine Entscheidung über dein Leben treffe!" sagte Hiller mit ruhigem Ernst. „Du mußt wissen, was dir Felicitas von Herther ist und ob du für sie auf alles verzichten kannst, was du in den letzten Jahren erstrebt und erhofft hast."

„Felicitas ist jedes Opfers wert!" entgegnete der junge Baumeister, und durch seine Züge ging es wie ein Aufleuchten, als er den Namen des geliebten Mädchens aussprach. „Allein es gibt Opfer, die nicht gebracht werden dürfen, weil sie umsonst wären. Man kann sein Leben opfern, aber nicht die innere Wahrheit seines Lebens. So habe ich indes meine Frage nicht gestellt. Ich will von dir hören, ob es auch deine reine, unumwundene Überzeugung ist, daß ich kein berufener, kein auserwählter Künstler bin, daß ich niemals erreichen werde, was ich doch erreichen muß, wenn mein Leben nicht ein verlorenes sein soll? Du hast meine gegenwärtige Leistung am schärfsten mit verurteilt, du mußt wissen, ob sie dir einen solchen Eindruck macht, daß auch du meinst, ich würde besser tun, zu meiner verlassenen Wissenschaft zurückzukehren."

Während Erich sich wieder niedersetzte und der Antwort Konrads ruhig zu harren schien, ging der Ingenieur in einer mit jedem Augenblick wachsenden Erregung in seinem Bureau auf und ab. Es war, als scheue er, den jungen Freund anzusehen, er holte einige Male tief Atem, öffnete die Lippen und sprach dann doch nicht. Es bedurfte eines neuen, fragenden Blickes Erichs, um ihm endlich eine Erwiderung zu entlocken:

„Was soll ich sagen, Bester? Ich verwünsche in dieser Stunde jedes Wort, das ich nach der schlechten Räsoniergewohnheit unsrer Tage zuviel über deinen Bau gesprochen habe. Ich sehe so gut wie einer, daß er immerhin einzelne Teile aufweist, die dem größten Künstler Ehre machen würden, und daß nur ein ganz verstockter Gesell dir auf diese Schöpfung hin das Talent absprechen dürfte. Anderseits, Erich, ich bin kein Künstler — bin ein Kind dieser Zeit und verstehe nicht ganz, was euch treibt und hält. Ihr redet von einem heiligen Muß in euerm Innern, und wie ich vor Jahren sah, daß es dir keine Ruhe ließ und du deinen Beruf wechseln mußtest, nachdem du schon als fertiger, tüchtiger Mann in der Welt standest — hab' ich wahrhaftig an dies geheimnisvolle Muß, von dem wir profanen Menschenkinder nichts wissen, zu glauben angefangen. Ich weiß nicht, ob die Stimme noch so ungeteilt, so vernehmlich in dir spricht! — Wenn sie es tut, wirst du ihr wohl folgen und am letzten Ende alle Zweifler und Kopfschüttler verlachen. Ich bin kein Künstler, ich fühle ein Widerstreben, daß soviel menschliches Glück, soviel gute Tage und unwiederbringliche Jahre geopfert werden müssen, ich würde mich an deiner Stelle dreifach besinnen, ob ich dem Winke des Präsidenten nicht folgen, nicht umkehren sollte. Freilich, wenn du meinst, daß hinter all diesem Paul Lohmer steht, daß er seine Pläne auf die Verbindung mit dem Hertherschen Hause nicht aufgegeben hat, so dünkt mich die lockende Verheißung unsicher genug. Du würdest drei, vier Jahre brauchen, um den Wünschen Herrn von Herthers zu entsprechen, du könntest nicht hier bleiben, drei, vier Jahre hätte der Doktor freies Feld, und ich glaube allerdings, ein Jesuit vom Hofe Ludwigs des Großen

ist ein neugebornes Kind gegen einen Streber unsrer Tage gewesen."

„Das nebenbei!" rief Erich. „Ich würde sicher betrogen sein, aber — was mehr gilt — ich wäre der betrogene Betrüger! Fühlst du denn nicht, Konrad, daß, wenn ich um Felicitas' willen von dem abfiele, was mein innerstes Sein und mein Glaube ist, ich sie nie glücklich machen, nie glücklich mit ihr leben könnte? Zur Liebe und zum Glück gehört der ganze Mensch — ich brächte aus diesem Streite nicht den halben zurück. Ich habe gewußt, was ich tat, als ich diesen Weg beschritt — ich kann jetzt, wo mein Fuß zum erstenmal wankt, nicht feig zurückgehen! Und wenn ich's täte, wie müßte Felicitas mich ansehen? Sie würde ein Gefühl der Trauer, der Unsicherheit nie wieder aus ihrem Leben verlieren — ja selbst ihr Vater, der heute das Opfer von mir fordert, würde morgen, wenn ich's gebracht, heimliche Zweifel an mir hegen. Nein, nein, mein Freund, wir müssen landend oder scheiternd unsern Göttern vertrauen — und ich kann die meinen nicht verleugnen, nicht wechseln."

„Erich, hast du auch alles bedacht? Du bist es, der die Geliebte aufgibt! Was soll Fräulein Felicitas fühlen, wenn sie hört, daß es in deiner Hand gestanden hat, sie zu erringen?"

„Sie wird mit mir fühlen, was ich in tiefster Seele empfinde, daß es nicht ihres Vaters Wille ist, uns zu beglücken. Ich habe den Brief des Präsidenten mit dem Auge gelesen, das uns die Liebe gibt. Herr von Herther weiß es, daß ich meine Kunst nicht opfern kann, er erwartet es auch nicht. Ich sehe, daß er mich nicht zum Sohne will, was ich auch tun oder lassen möchte. Könnte ich mich überzeugen, daß mein Wollen ein Irrtum sei,

hättest auch nur du den Mut, mir frei ins Gesicht hinein Talent und Beruf für meine Kunst abzusprechen, so wäre ich Felicitas mindestens schuldig, die Entscheidung zu verzögern. Jetzt aber weiß ich, daß meine ernste Selbstprüfung keine Täuschung zuläßt. Ich muß bleiben, was ich bin, und dulden, was mir daraus erwächst. Meine Unterwerfung unter die Wünsche Herrn von Herthers wäre vielleicht nur bestimmt, mich in den Augen des liebsten Mädchens zu demütigen — auf alle Fälle wäre sie eine Lüge!“

„Und was willst du also dem Präsidenten antworten?“ fragte Hiller, und sein Ton klang halb gereizt, halb herzlich teilnehmend.

„Die einfache Wahrheit,“ versetzte Erich. „Daß ich bereit bin, mich jeder Prüfung zu unterwerfen, bereit, Jahre lang zu harren, um die Wahrheit meiner Liebe, selbst um mein Können und Gelingen zu erproben, daß ich aber um nichts in der Welt den ergriffenen Beruf, der mir so heilig ist, wie meine Liebe zu Felicitas, wieder lassen will. Ich muß abwarten, was er danach gegen sein Kind und mich verantworten zu können glaubt.“

Erich hatte mit fester Stimme gesprochen — aber dabei mehr und mehr von dem Freunde weggeblickt. Der Ingenieur sah, daß Tränen im Auge des Sprechenden standen, — einer raschen, herzlichen Wallung folgend, schloß er Erich in seine Arme. In wortloser Bewegung empfand dieser, daß er den Widerstrebenden besiegt habe und fühlte sich im eignen, ernsten Entschluß gekräftigt und gehoben.

Sechzehntes Kapitel.

Der Tag, an dessen Mittag die Einweihung des neuen Hoftheaters stattfinden sollte, ging mit einem klaren, aber ungewöhnlich kalten Morgen auf. Die graue Frühe begann eben der glanz- und sonnenlosen Helle zu weichen, die frühen Herbsttagen eigentümlich ist. Der große Platz vor dem Hoftheater war, wie die umliegenden Straßen, noch völlig menschenleer, die bewimpelten Maste, die vor dem Neubau aufgerichtet waren, sowie eine bretterne Rednertribüne ragten gespenstisch in die Morgeneinsamkeit hinein, als Erich Franken auf der Stätte seines seitherigen Wirkens erschien. Bis zum Abend vor dem Einweihungstage hatte er in rastloser Vielgeschäftigkeit gelebt, heute, wo alles getan war, kam die erste müßige Stunde für ihn, und so erscholl jetzt sein elastischer Tritt auf den breiten Steinplatten, die im weiten Rundbogen das Theatergebäude umgaben. In der kühlen, klaren Stille, welche ringsum herrschte, umschritt der junge Baumeister sein Werk. Er blieb mehr als zehnmal an den verschiedensten Punkten stehen und faßte ernstprüfend die Wirkung der Linien, die im Morgenlicht mit verdoppelter Deutlichkeit hervortraten, ins Auge. So oft er verweilte und den Bau mit sicherm Blicke lange, lange betrachtete, war es ihm doch jedesmal, als falle eine Binde um die andre von seinen Augen, als sehe er jetzt zum erstenmal, was er seit Jahren im Wachsen und Werden täglich vor sich gesehen. Schmerzen wundersamer Art, wie sie nur der Künstler erfahren kann, zogen in dieser Stunde durch Erichs Seele. Was er den Freunden, Hiller und Dernburg voran, so oft bestritten, nur halb zugestanden hatte,

ward ihm in dieser Morgeneinsamkeit Schritt um Schritt deutlich. Gewiß durfte sein Bau neben hundert andern, die im letzten Jahrzehnt geschaffen waren, mit Ehren gezeigt werden — gewiß empfand er auch heute noch, daß einzelne Teile so würdig, so schön und reich in die Erscheinung getreten waren, als er sie selbst in den besten Stunden des Schaffens vor sich gesehen hatte.

Aber wie er das Ganze des Baues wieder und wieder überblickte, sprang mit erbarmungsloser Deutlichkeit jeder Mangel hervor, schärfer und klarer, als die kopfschüttelnden Freunde geurteilt hatten, urteilte jetzt Erich selbst. Es war eine Stunde voll herber Erkenntnis, die er hier angesichts der festlichen Vorbereitungen zu durchleben hatte — er entzog sich keinem Eindruck dieser Stunde. Die Gewißheit, daß er, statt am Ziel zu sein, neu zu beginnen habe, durchschauerte seine Seele mit all ihrem Leid. Und doch quoll ihm Mut aus der Klarheit, mit der er sich jetzt aller Fehler seiner Arbeit bewußt ward, und aus der Gewißheit, daß er noch jung sei und neu beginnen könne! Absichtlich wählte er den Platz, von dem aus sich der Bau am ungünstigsten ausnahm und gleichsam in drei unzusammenhängende Teile zerfiel, um sich nichts von der ernsten Selbstprüfung zu erlassen. Wie der Tag wuchs, wuchs auch die Gewißheit über das, was er zunächst zu tun, zu erstreben habe in Erichs Seele. Er sah nicht ohne Schmerz, aber ohne Zagen noch einmal auf seine Schöpfung, vor seinem innern Auge stand diese jetzt umgewandelt, in vollendeter Gestalt. Ein wehmütiges Gefühl über den ungeheuren Abstand zwischen dem, was er jetzt wußte, und dem, was er vor einem Jahre gesehen und geglaubt hatte, zog mit neuer Hoffnung und Fassung zugleich durch seinen Sinn. Er empfand, daß er Mut für

den bevorstehenden Tag gewonnen habe, und wandte sich zum Gehen, denn schon war er nicht mehr allein auf dem Platz; Arbeiter, die noch bei den Zurüstungen zu tun hatten, und Neugierige, die von den ersten Vorbereitungen an zugegen sein wollten, kamen herzu.

Erich hätte sich an diesem Morgen noch um vieles ruhiger gefühlt, hätte er mit freiem Herzen an Felicitas denken dürfen! Aber seit seinem Schreiben an den Präsidenten von Herther hatte er keinen Anlaß erhalten, das Herthersche Haus zu besuchen und es auch sonst unmöglich gefunden, die Geliebte zu sehen. Ein Brief, den er gestern, nachdem sein Schreiben an Herrn von Herther abgegangen war, an Felicitas gerichtet hatte, war bis jetzt ohne Antwort geblieben. Er dachte mit Trauer an die Verkettung der Verhältnisse, die in diesem Augenblick dem Präsidenten recht zu geben schien. Er war im Tiefsten überzeugt, daß Felicitas ihn nicht verkennen und sich mit ihm eins fühlen werde — aber volle Ruhe vermochte er dennoch nicht zu gewinnen, wenn er alle Möglichkeiten erwog, die im Schoß der nächsten Stunden lagen. Fast empfand er es als eine heilsame Notwendigkeit, daß er jetzt in seine Wohnung zurückkehren, sich für die bevorstehende Festlichkeit ankleiden und einen der Mitspieler bei dieser abgeben mußte. —

Die Stunde der feierlichen Einweihung fand Erich, der in wenigen Tagen innerlich soviel durchlebt hatte, äußerlich so gefaßt und haltungsvoll, daß Konrad Hiller, der unter den Teilnehmern zugegen war und sich in freundschaftlicher Besorgnis in Erichs Nähe hielt, ein gewisses Erstaunen zeigte.

Mit einem großen Aufzug und verschiedenen Ansprachen, in denen auch Erichs schmeichelhaft gedacht wurde,

fand die Überweisung des Neubaues an das herzogliche Hausministerium statt. Minister von Althen übernahm in floskelreicher Rede die Alleinverwaltung, pries den Kunstsinn der Stände und der Stadt, versprach, nur den Geist echter Kunst in den neuen würdigen Hallen walten zu lassen und verlieh am Ende, im Auftrag Sr. Hoheit, der sich von der Feier fast demonstrativ fernhielt — er war tags zuvor auf eines seiner Jagdschlösser gefahren! — dem Oberbürgermeister und dem Vorsitzenden des ständischen Ausschusses die Komthurkreuze, sowie dem talentvollen Baumeister, Herrn Erich Franken, das Ritterkreuz des Forstenburgischen Hausordens. Die Hofkapelle fiel mit schmetterndem Tusch ein, der Minister befestigte eigenhändig das Kreuz auf Erichs Brust. Erich hatte gewußt, daß ihm diese Auszeichnung bevorstände — er hätte ihr Ausbleiben als eine empfindliche Bloßstellung betrachten müssen, und doch, wie jetzt gleichsam unwillkürlich sein Blick aus der Gruppe, in der er stand, sich nach oben richtete, wie ihm die Unzulänglichkeit seiner Schöpfung fast höhnisch wiederum vor Augen trat, empfand er einen brennenden Schmerz, das bunte Band und das gleißende Kreuz nicht von sich werfen zu können. Zum Überfluß glitt sein Auge über die erste Reihe der bevorzugten Zuschauer, er sah Doktor Paul Lohmer stehen, der zugleich sarkastisch lächelte und mit allen Mienen Ekel an der Gleisnerei des offiziellen Schauspiels ausdrückte. Er empfand, daß das, was der Hofarzt jetzt dachte und seinen Nachbarn zuflüsterte, in wenigen Tagen das allgemeine Urteil sein würde. Und er hätte sich stark genug gefühlt, auch dem zu trotzen — wenn er nicht an Felicitas, an ihre und seine Zukunft gedacht hätte!

Umsonst waren seine forschenden Blicke auf die Loge

gerichtet gewesen, in der eine Anzahl von eingeladenen Damen der Einweihung des Theaterneubaus beiwohnten. Er hatte selbst Karten an Felicitas gebracht — er ward ihrer jetzt so wenig ansichtig, wie des Handelsgerichtspräsidenten. Auch als sich die glänzende Versammlung auflöste und während noch einzelne Wohlmeinende auf den bleichen jungen Mann zutraten, um ihm Glückwünsche auszusprechen, sah sich Erich nach einer Spur von der Anwesenheit, der Nähe des geliebten Mädchens um. Aus den Fenstern des Residenzschlosses, die dem großen Platz zugekehrt waren, hatten gleichfalls einige Damen dem Akte zugeschaut, Erich blickte sehnsüchtig, erwartungsvoll auch dort hinüber — es war wenigstens möglich, daß Felicitas eine Einladung der Prinzessin Stephanie erhalten hatte. Da er nichts wahrnahm, wollte er Konrad Hiller und Max Lohmer aufsuchen und mit ihnen seinen Heimweg antreten. Da trat plötzlich ein hübscher Knabe in seinen Weg und überreichte ihm ein prächtiges Bukett der schönsten Rosen — für die Jahreszeit kostbare Blumen — die von einem Lorbeerzweige umschlungen waren. Ein freudiger Schreck durchzuckte Erich, er konnte nicht anders denken, als daß Felicitas doch zugegen sei und es wage, ihm dies Zeichen ihrer liebenden Teilnahme zu senden. Er küßte im ersten Entzücken den duftigen Strauß — wenn er von ihr kam, so war er zugleich ein glückverheißendes Zeichen. Denn wie er Art und Sitte des Hertherschen Hauses kannte, würde auch die Liebende nicht gewagt haben, ihm öffentlich ein solches Unterpfand ihrer Gesinnungen überreichen zu lassen, ohne im Einverständnis mit ihrem Vater zu sein, und wie jeder Unglückliche, hoffte Erich auf Wunder, ohne an sie zu glauben. Wie indes sein Blick nochmals über die Loge hinirrte, sah er aus

dem Teil, der den Schauspielerinnen des herzoglichen Hoftheaters reserviert war, und den er eben darum nicht beachtet hatte, eine schöne Frauengestalt mit unbekanntem, aber anziehendem Gesicht weit über die Brüstung vorgebeugt. Sie grüßte den jungen Baumeister in einer auszeichnenden Weise, und eine Rose, die sie am Busen trug, schien dem Bukett entnommen zu sein, das Erich in seiner Hand hielt. Im nächsten Augenblick kamen Hiller und Professor Lohmer heran, die ihrerseits den Freund aufgesucht hatten, und führten ihn mit sich hinweg, so daß er kaum, und nur ganz flüchtig den freundlichen Gruß der Unbekannten erwidern konnte, und die Rosen, die er trug, mit befremdeten, gleichgültigen Blicken betrachtete.

Wie Erich unter den widerstreitenden Empfindungen in seinem Innern die weitern Stunden des Mittags verbracht, war ihm selbst kaum klar, als er in den späten Nachmittagsstunden seine Wohnung erreichte. Er hatte noch gehofft, hier ein Lebenszeichen der Geliebten, eine Antwort ihres Vaters vorzufinden — nichts als gleichgültige Briefe, formelle Glückwunschkarten in reicher Zahl waren vorhanden. Er warf sie beiseite und verbrachte eine halbe Stunde in trübem Nachsinnen. Dann gewann er es über sich, sich zum Daheimbleiben anzuschicken und an eine Arbeit zu gehen, die er in den wenigen ruhigen Abend- und Frühstunden der letzten Monate mit Freude gefördert hatte. Tiefer als jemals empfand der junge Mann heute die Heilkraft der Arbeit. Was auch werden, wie sich sein Leben zunächst gestalten mochte — er war darauf angewiesen, mit unablässiger Arbeit ein Recht zu neuem Dasein zu gewinnen, jedes Leid mit ihr zu überwinden, jedes Glück nur ihr zu danken. Aber freilich fühlte er während der heutigen Arbeit zugleich, daß er

seine Gedanken kaum halb bei seinen farbigen Blättern festhalten könne, daß sie beständig zu Felicitas hinirrten. Immer wieder war es ihm, als könne dieser leidvolle Tag nicht völlig vergehen, ohne ihm ein Lebenszeichen von ihr zu bringen.

Der Abend rückte weiter und weiter vor — die Lampe auf Erichs Arbeitstisch strahlte gar oft umsonst, denn er ließ sein Haupt auf den Tisch sinken und sann Traumbildern — dem Septembermorgen auf der Isola bella des Lago Maggiore und der Julinacht in den festschwülen Prunkzimmern des Forstenburger Residenzschlosses — nach. Mit einem Male aber ward er aus seinem Nachsinnen durch einen kräftigen Klingelzug erweckt. Wie er in den geschlossenen Vorraum seiner kleinen Wohnung hinauseilte — fühlte er, daß sein Herz wild klopfte und eine plötzliche, unerklärliche Furcht seinen Fuß zugleich beflügelte und hemmte. Sobald er öffnete, stand ihm der wohlbekannte Diener des Hertherschen Hauses gegenüber, der nach freundlichem Gruß einen Brief mit den Worten: „Vom gnädigen Fräulein — wünsche wohl zu ruhen, Herr Baumeister!“ darreichte. Erich fand es schwer, während der Brief in seiner linken Hand lag, in der bebenden Rechten die Lampe, die er vorhin ergriffen hatte, festzuhalten. Und doch zuckte eine Hoffnung in ihm auf, daß er vielleicht, so spät es sei, noch in das Haus des Präsidenten beschieden werde.

Drinnen öffnete er mit zitternden Händen das Kuvert. Felicitas' klare, feine Frauenhand mußte gezittert haben, wie die seine, als sie widerstrebend die Zeilen schrieb, über welche Erichs Auge hinirrte. Sie lauteten kurz: „Mein inniggeliebter Erich! Das Schicksal und das Leben wollen unsre Träume nicht erfüllen. Du hast getan, was Du

mußtest, als Du es ablehntest, den Weg zu beschreiten, den mein Vater in seinem Sinn Dir anzuweisen dachte. Ich fühle alle deine Liebe tief, und wenn es möglich wäre, daß ich Dich noch mehr liebte, so würde es geschehen, nachdem mir mein Vater Deinen mutig-männlichen, ernstbescheidenen Brief mitgeteilt, der mich mit dem stolzesten Glauben für Deine Zukunft erfüllt. Ich aber, mein armer Liebster, werde diese Zukunft nicht teilen können — mein Vater beharrt auf unsrer Trennung und läßt mir nur die Wahl, ihn oder Dich zu verlieren. Du ersparst mir, zu sagen, wie grausam die Wahl ist. Tausend andre, bessere Mädchen als ich, haben sich freudig für den Mann ihres Herzens entscheiden dürfen, wenn die herbe Notwendigkeit, so zu wählen, an sie herantrat. Ich bin so erzogen, so von Jugend auf meines Vaters Herzenskind gewesen, daß ich den Mut nicht finde, ihm ungehorsam zu sein. Ich würde Dir nicht die tapfre Gefährtin des Lebens sein können, der Du vor allem bedarfst. Ich habe, nachdem jede andre flehentliche Bitte an meines Vaters Überzeugungen abprallte, nur das eine noch erbeten, Dir persönlich Lebewohl sagen zu dürfen. Nach schwerem innern Kampfe hat mir mein Vater diesen letzten armen Wunsch erfüllt. Ich erwarte Dich morgen früh um neun Uhr an der Pallasbüste im Schloßpark, die Du kennst. Laß uns versuchen, aus dem unvermeidlichen herben Schmerz doch einen Trost zu gewinnen. Statt Dir Tröstung in den bittern Erlebnissen der letzten Tage, von denen Dein lieber, ach, so unendlich guter Brief spricht, bieten zu können, muß ich sie bei Dir suchen. Laß mich gläubig hoffen, daß ich sie finden werde. Auf ein letztes schmerzliches Wiedersehen! Deine Felicitas."

Siebzehntes Kapitel.

Die Nacht, die dem Empfang des Briefes von Felicitas folgte, ward für Erich kürzer, als er in den ersten Augenblicken erwarten mußte. Zwei-, dreimal überlas er die verhängnisvollen Zeilen, und war danach gewiß, daß er nie mehr ein Wort aus dem Gedächtnis verlieren werde. — Aber er hatte zugleich ein Gefühl, daß er Stunde auf Stunde stehen, das Blatt immer wieder der Lampe nahe bringen und immer von neuem lesen werde. Mit einer gewaltsamen Anstrengung besann er sich, daß er ruhen müsse, um Kraft für den Morgen zu haben — er warf sich auf sein Lager, ohne das Licht zu löschen und mit der dunklen Hoffnung, im Traum einen Gedanken an das Künftige zu fassen. Denn wachend vermochte er nur das eine zu denken, daß er morgen früh neun Uhr bei der Pallasbüste im Schloßpark sein müsse, daß er dort Felicitas noch einmal sehen, noch einmal ihre Stimme vernehmen werde, wenn sie sprechen könne. Ihm selbst war zumute, als sei er in einem Gefühl von Betäubung und tiefstem Elend stumm geworden, und als schließe ihm die Mattigkeit, die ihn überkam, zugleich die Augen und die Lippen. Er mußte, als er bald nach Mitternacht in einen tiefen, mehrstündigen Schlaf sank, im Traum die Worte des Briefs fortwährend gelesen haben — denn als er in grauer Frühe erwachte, standen sie wieder vor ihm, er hatte, wie er die Augen aufschlug und in die Dämmerung hinausblickte, das volle Bewußtsein seiner Lage und seines Schmerzes. Er griff mechanisch nach Felicitas' Schreiben auf dem Tisch neben seinem Bett, es dünkte ihm wundersam, daß ihre Handschrift so gar nicht verändert sei, und

dann fiel ihm bei, indem sein Auge die noch brennende Lampe streifte, ob er wohl, wenn die Flamme über Nacht den Brief verzehrt hätte, das Ganze für einen spukhaften Traum halten oder wissen würde, was er jetzt mit dem Blatte in der Hand wußte.

Er sprang auf, kleidete sich hin und wieder gehend an und öffnete die Fenster. Die Kastanienbäume der Allee, über die er hinsah, erschienen in der grauen kühlen Dämmerung des Septembermorgens grüner als im Sonnenschein. Über Nacht waren nur einzelne rotgelbe Blätter gefallen — alles verhieß einen milden, goldnen Herbsttag, so kühl jetzt die Morgenluft in das Zimmer schwoll. Erst an der Erfrischung, die ihr Hauch ihm momentan brachte, merkte Erich, wie heiß sein Gesicht und seine Stirn seien, und blieb daher lange Zeit am offnen Fenster stehen. Er richtete den Blick nach den streifigen Wolken hinauf, die ein leichter Ostwind westwärts über die morgenstille Stadt langsam hintrieb — eine von ihnen stand vielleicht über den Baumkronen des Schloßparks, wenn er Felicitas zum letztenmal die Hand reichte. Erich ward inne, daß er alles wisse, was dieser Morgen ihm bringen sollte und glaubte doch nicht daran — durch sein Hirn glitten in wilder Hast die hundert und aber hundert Möglichkeiten, die das Unabwendbare noch wenden konnten, wenn auch nur eine von ihnen eintrat. Und dann erwachte das Gefühl in ihm, daß er weder fassungslos, noch so starr, wie er jetzt stand und auf die Straße hinausblickte, der Geliebten gegenübertreten dürfe. Er bereitete sich rasch eine Tasse heißen Kaffees und versuchte dann an seinen Arbeitstisch und zu der Arbeit zurückzukehren, von der ihn gestern am Spätabend der alte Diener des Herrn von Herther emporgeschellt hatte. Er griff nach seinen Stiften und

Farben und wollte sich zwingen, seine Aufmerksamkeit auf die Villenskizze, die er entwarf, zu richten. Sowie er an ihr zu zeichnen begann, fiel ihm bei, daß er vielmal während dieser Arbeit geträumt habe, mehr als einen der guten Einfälle, die ihm gekommen waren, auch für das eigne Haus zu verwerten, das ihn und Felicitas schirmen sollte. Es war unmöglich, den Vorsatz zur Arbeit durchzuführen — er würde Zeit genug zum Arbeiten haben, dann — dann, wenn ihm nichts andres mehr blieb. Und so rückte er einen Sessel zum Fenster und fühlte den Tag wärmer und heller werden, und schloß die Augen, ohne zu schlummern und öffnete sie wieder, während die Minuten tödlich träg und tödlich rasch verrannen. Jeder Blick in die Laubwipfel gab ihm eine Art Ruhe, der fröhliche Lärm eines zankenden Spatzenvolkes hingegen verursachte ihm einen körperlichen Schmerz und trieb ihn wieder nach dem Hintergrund des Zimmers.

Endlich schlug es acht Uhr morgens — Erich meinte die Schläge des Ansgariusturms nie so laut und so schrill deutlich vernommen zu haben. Er rüstete sich zum Gehen und sah sich mit einer Art Schauer noch einmal in der Wohnung um, die er als ein andrer wieder betreten mußte, als er sie verließ. Indem sein Auge über hundert Kleinigkeiten glitt, die Zufall und eigne Laune hier zusammengehäuft, ergriff ihn der Gedanke, Felicitas ein letztes Andenken zu bieten, das sie oft vor Augen haben könne und das doch nicht auffalle. Da ihr Vater ihr den förmlichen Abschied von ihm gestattet hatte, werde er auch wohl gegen eine solche Gabe nicht viel einzuwenden haben. Und im Notfall konnte sie diese still zu andern ungebrauchten Dingen legen, aber würde sie doch besitzen. Es fiel Erich nicht ein, unterwegs irgend einen Schmuckgegenstand oder

sonst ein kostbares Erinnerungszeichen zu erwerben. Was Felicitas in solcher Stunde von ihm annehmen durfte, mußte ihm tiefer und inniger verbunden sein. In leidvoller Geschäftigkeit schloß er den kleinen hohen Schrank auf, den er sich nach eigner Zeichnung hatte herstellen lassen — voll frischer Hoffnung, daß er nur das erste Stück von vielem stattlichen Hausrat sein werde. Er brauchte nicht lange zu suchen: auf den ersten Blick entdeckte er eine Art Medaillon, venezianische Mosaikarbeit, das er in dem Herbst, den er mit seiner verstorbenen Mutter auf dem Lido bei Venedig verlebt, dieser fast aufgedrungen, ein bescheidener Schmuck, den sie dann, dem Sohne zulieb, bis in ihre letzten Tage getragen hatte. Eine Minute empfand Erich etwas wie Freude, daß er dies Stück besitze, und meinte über Jahre hinweg zu empfinden, wie Felicitas es hoch und wert halten werde. Aber freilich schon im nächsten Augenblick trat das Weh der Wunde wieder in sein Recht, schmerzlich entschlossen steckte der junge Mann das Medaillon zu sich, ergriff seinen Hut und trat den Gang zum Schloßpark an. Er wählte, da er noch Zeit vollauf hatte, die Straßen, in denen er sicher war, so früh am Tage niemand zu begegnen. Es war ihm doch, so fest er sich zu beherrschen suchte, als müsse sein Gesicht bleich und erregt aussehen, und er wußte bestimmt, daß er heute keine Frage nach seinem Ergehen mit guter Ruhe beantworten könne. Der ungeheure Widerspruch des Lebens, daß jeder kleine Schmerz und Verdruß unbefangen zur Schau getragen wird und das tiefste, brennendste Leid sorgfältig vor jedem Blick behütet werden muß, zog durch Erichs Sinn. Und dazwischen regten sich immer wieder traumhaft-trotzige Vorstellungen, wie dies Leid von ihm und dem teuren Mädchen noch

abzuwenden sei. Sie zerflatterten und zerrissen wie die Sommerfäden, die der Herbstmorgen über die Laubgänge des Schloßparks gesponnen hatte, bei seinem raschen Hindurchschreiten. Ohne auf den Weg geachtet zu haben, fand sich Erich schon zwischen den weiten Rasenflächen und den prächtigen Baumgruppen, die sich hinter dem Residenzschlosse stundenweit hinzogen. Er schlug ohne Zögern einen der schmalen, ins Herz des Buchengehölzes führenden Pfad ein — die Stelle, die Felicitas bestimmt hatte, war nicht mehr fern. Die Kühle des Morgens begann schon in die schmeichelnde Wärme eines goldnen Septembertages überzugehen, im Sonnenlicht funkelten die taunassen, mit Tausenden von Herbstblumen buntbesäten Wiesen — die Umrisse der einzelnstehenden Buchen und Ahornbäume zeichneten sich scharf gegen den klaren Herbsthimmel ab — über den dichtern Waldpartien teilten sich die letzten Morgennebel gleich zerrissenem Gespinst, und sanken, auseinanderquellend, in das üppige Unterholz mit seinen Farrenkräutern und Herbstzeitlosen.

Kein Schritt außer Erichs eignem erklang, in der tiefen, friedsamen Stille hörte er noch weithin das Rauschen der großen Fontäne am Eingang des Parkes. Der heitere Morgen hatte nichts von der leisen Wehmut des Herbstes, selbst die gelbroten Blätter, die vereinzelt auf den Weg gestreut waren, nahmen sich nur lustig aus; Erich erinnerte sich gut, wie oft er auf frohen Wanderfahrten so lichte, milde Septembertage als die schönsten gepriesen hatte. Und als er jetzt in die kleine Anlage einbog, in deren Mitte sich auf granitenem Sockel ein bronzener Nachguß der Pallasbüste von Velletri erhob, empfand er, daß der lauschige, grünumhegte Platz besser geeignet sei, eine frohe, als eine schwerernste und unselige Stunde zu

durchleben. Er versuchte auf einer der gußeisernen Bänke, die rechts und links von der Büste standen, zu rasten, denn der Stundenschlag der Ansgariuskirche, der bis hierher drang, sagte ihm, daß er mindestens eine Viertelstunde hier warten müsse. Aber er fand es unmöglich, still sitzen zu bleiben und begann wieder auf und ab zugehen. Die Büste hielt er dabei unverwandt im Auge und prägte sich die Züge des Gesichts und den metallenen Helm samt den darüber flirrenden Sonnenstrahlen tief ins Gedächtnis. Erst wie er draußen auf der großen Fahrstraße, die den Park durchschnitt, einen Wagen rollen hörte, entriß er sich dem brütenden Hinstarren. Es konnte Felicitas sein, — er atmete tief, und suchte sich die Fassung zu gewinnen, die er gewiß war bei ihr zu finden. Wenige Minuten später hörte er leichte Tritte durch die Stille erklingen, er eilte auf den Weg zurück, den er vorhin gekommen war. Nicht rasch, aber auch ohne Zögern sah er sie den schmalen Pfad herankommen; sie erkannte ihn von fern und winkte ihm mit einem weißen Tuche den ersten Gruß zu. Sie trug ein einfaches blauwollenes Kleid, ein gleichfarbiges Samthütchen bedeckte ihr Haar, den blauen Schleier hatte sie, sowie sie den stilleren Seitenweg betrat, zurückgeschlagen — Erich nahm wahr, daß ihr Gesicht kaum bleicher als sonst aussah. Aber die Augen verrieten, daß sie in schlafloser Nacht viel geweint hatten — und der junge Mann ward sich bewußt, daß seine Wange noch von keiner Träne feucht geworden sei. Aber Antlitz und Gestalt trugen den alten Liebreiz an sich. Erich breitete ihr seine Arme entgegen, und indem sie mühsam zu lächeln versuchte, schmiegte sich sich fest darein, ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken und erwiderte seinen langen, wortlosen Kuß, während sie die Augen schloß. Dann

richtete sie sich empor, hauchte noch einen Kuß auf die Stirn des jungen Mannes und betrat mit ihm den kleinen eingehegten Platz, wo er ihrer gewartet hatte. Ihr Arm ruhte auf dem seinen, beider Hände waren innig verschränkt — sie sahen sich tief in die Augen, ihrer Liebe noch einmal gewiß zu werden. So gingen sie lange auf und ab, ohne daß eines von ihnen den Mut gewann, dies Schweigen zu brechen, bis endlich Felicitas erst leise, dann lauter, um den schmerzlich Träumenden zu wecken, zu Erich sagte:

„Erich — mein Liebster — wir haben nur kurze Zeit! Ich versprach, bald zurück und daheim zu sein. Laß uns noch ein Wort sprechen, so lange wir es können. Ich hätte dir und mir gern den Schmerz gespart, uns so zu sehen, aber es kam mir unwürdig vor, daß wir uns nicht selbst sagen sollten, was uns bewegt. Und ich dachte auch, wenn ich dich sähe und hörte, fände ich besser das Wort, das du bedarfst. Nun freilich —"

Das bebende Mädchen erstickte mit Aufbietung all ihrer Kraft krampfhaft hervorbrechende Tränen, und wandte sich einen Augenblick von Erich hinweg. Er sagte gepreßt und fast zerstreut:

„Es ist hart, furchtbar hart von deinem Vater! Wenn er uns Zeit gelassen hätte, ihn eines Bessern zu überzeugen!"

„Sage das nicht, Erich, wirf jetzt hinter uns, was nicht hat sein sollen! Mein Vater glaubt das Rechte zu tun — da er so unbarmherzig unsre Hoffnungen zertritt. Laß uns daran denken, Erich, daß wir ohne diese Hoffnungen weiterleben müssen — und wie wir leben wollen. Da wir einander nicht angehören können, du lieber Armer, so laß uns wenigstens ein ganzes Leben hindurch zeigen,

daß wir einander wert gewesen wären. Mein Vater meint, es gäbe viel tieferes Unglück in der Welt, als das, was uns heute trifft, und wir beide würden es dereinst als ein Glück preisen, daß wir jetzt getrennt werden. Du wirst nie so denken, nicht wahr, Erich? und mir wird es immer der goldenste Traum sein, daß du mein treuer Liebster durch das ganze Leben geblieben wärst."

Erichs Zähne preßten sich hörbar aufeinander, mühsam Atem holend, sagte er:

„Hast du nicht einmal daran gedacht, Felicitas, daß wir all dem Jammer entfliehen könnten?"

„Nein, Erich, — daran würde ich nie denken," entgegnete sie und richtete ihre Augen halb mit dem Ausdruck zärtlichen Mitleids, halb mit dem eines leisen Vorwurfs auf den jungen Mann, dessen Gesicht in dieser Minute mehr zornige Ungeduld, als Schmerz ausdrückte. „Trotz allem, ja in allem, was jetzt geschehen ist, fühle ich die tiefe Liebe meines Vaters, und wenn er auch über dich und mich irrt, so weiß ich doch, daß es ihm sehr, sehr schwer geworden ist, so hart gegen uns zu sein. Wenn er mich darüber verlöre, daß er meint, seine Pflicht zu tun — er überlebte es nicht — und ich ertrüge es nicht, ihn ganz gebrochen und elend zu wissen."

„Du hast deinen Vater lieber als mich," warf Erich ein.

Sie schüttelte nur leicht den Kopf. „Es ist anders, als du meinst — und auch du wirst das wissen, wenn unser Schmerz milder geworden ist. Ich füge mich dem Willen des Vaters auch um deinetwillen! Wie wir's geträumt hatten, wäre ich deinem Leben eine Stütze geworden — wie es jetzt käme, würde ich dich hemmen und herabziehen. Du sollst um meinetwillen nicht nach Amerika, sollst deine schwer errungene und teuer erkaufte Kunst

nicht wegwerfen! — Ich will meine Freude an dir haben, an deinem Gedeihen und allem Guten und Herrlichen, das du noch schaffen wirst!" —

„Wenn ich noch etwas ohne dich vermag," versetzte Erich und kehrte den Blick zu Boden. „Meine Arbeit kommt mir so gleichgültig und nichtig vor — mit dir wird meine beste Kraft und mein frisches Hoffen von mir gehen, ich werde so wenig mehr vermögen als Freude am Leben haben."

„Ich hoffe Besseres für dich!" entgegnete Felicitas, und ein Leuchten himmlischer Zuversicht zeigte sich auf ihrem bleichen Gesicht. „Du wirst das herbe Weh dieser Entsagung überwinden, rascher, schneller als ich — weil du ein Mann bist und vielleicht weil ich dich darum bitte, alle deine Kraft einzusetzen, meine Hoffnungen wahr zu machen! Es würde mich trösten und innerlich erquicken, Erich, wenn in mein Alleinsein gute Kunde von dir dränge, mein Herz würde höher schlagen, wenn ich dich in ehrenreicher, glücklicher Tätigkeit wüßte."

„Du sprichst nur von mir, Felicitas," rief Erich leidenschaftlich. „Und du selbst — wie soll ich dein Leben denken?"

„Immer so, daß du gern an mich denken darfst, Erich! Ich hoffe es — ich werde Kraft gewinnen, wenn ich weiß, daß sie dir zurückgekehrt ist. Wir dürfen uns vorerst nicht schreiben, nicht so, daß wir die Wunde aufreißen, die sich schließen muß. Aber doch so, daß wir in Jahren voneinander hören und in Ruhe aneinander denken dürfen."

Die immer stärker hervorquellenden Tränen des Mädchens straften ihre gefaßten Worte Lügen. Erich fühlte in diesem Augenblick erst ganz, wie mutig Felicitas

gewesen sei, vor dieser Stunde nicht zurückzuschrecken. Er hielt die Bebende in seinem Arm und stammelte nur einzelne schmeichelnde Worte: „Liebe! Einzige! Holde! Herzige Liebste!“ Sie sank für einen Augenblick auf eine der Bänke, die unter den Bäumen der Anlage standen und barg ihr Haupt an der Brust des jungen Mannes, der sich zu ihr herabgebeugt hatte. Sie lauschte in süßem Schmerz dem, was er zu ihr sprach. Aber sie erhob das tränennasse Gesicht zu ihm — ein Ausdruck zärtlicher Liebe und doch tiefen Ernstes lebte in ihren Zügen wieder auf:

„Halte ein, Liebster, mit deinen lieben bestrickenden Namen! Das sind Worte, die wir tief ins Herz begraben müssen und fortan nicht hören dürfen. Und nun laß mich gehen — ich würde nicht lange mehr sprechen und dein Gesicht sehen können, ohne ganz armselig schwach zu werden. Hilf mir, mich besinnen! Erich — mir ist, als müßte ich dir noch manches, noch viel sagen! Du wirst mich nicht vergessen, so wenig als ich dich — vielleicht fügt es das Schicksal, daß wir uns über Jahre wieder begegnen und uns herzlich als treue Freunde die Hand reichen dürfen. Sage mir ein Wort, Erich, und dann laß uns scheiden.“

„Wie meine Mutter ihr Haupt zum letzten Male auf ihr Kissen legte, sagte sie mir nur: ‚Gott schütze dich, Gott segne dich!‘ Ich gebe dir ihr Wort wieder und allen Segen, den sie mir geben wollte!“ entgegnete Erich, seine Arme fester um Felicitas schlingend. „Ich habe dir hier ein letztes Andenken gebracht — meine Mutter hat es getragen.“

Das junge Mädchen lächelte unter Tränen: „Bis zuletzt sind wir eins in Gedanken. Ich habe einen Ring

für dich, der von meiner Mutter stammt — es wird mich freuen, ihn in deiner Hand zu wissen. Und jetzt — jetzt — der eine arme Kuß muß dir alles sagen, wozu ich viele Jahre Zeit zu haben glaubte! — Lebe wohl, Erich!"

Sie umschlang seinen Nacken, sie preßte ihre Lippen fest und warm auf die Erichs — sie riß sich los und wollte ihn mit ihren Händen abwehren und gab seiner flehenden Miene doch wieder nach und sog sich noch einmal an seinem Munde fest. Ihm war's, als könnte er den Laut zum Abschied nicht finden, und erst wie sich Felicitas wieder wegwandte und den Nacheilenden mit einem Blick an die Stelle bannte, streckte er nochmals die Hände aus und rief, nun auch seinen Tränen nicht wehrend: „Leb wohl, Felicitas — leb innig wohl, mein süßes Glück!" Felicitas hörte den Anruf, ihre Augen sprachen dem Zurückbleibenden Trost zu — aber schon schlugen die grünen Büsche des engen Pfades hinter ihr zusammen — er sah ihr Kleid leuchten, er folgte der schlanken Gestalt mit Blicken, die sie festhalten wollten, und warf sich dann überwältigt von Weh auf die Bank, auf der das Mädchen vorhin gesessen. Er hatte nur noch einen klar bewußten Gedanken, daß er ihr nicht folgen, sie nicht zurückrufen dürfe. So zwang er sich gewaltsam, still zu bleiben, die Augen vor den flirrenden Sonnenstrahlen dort auf der Erzbüste zu schließen und jedem Worte, das er von Felicitas eben gehört, nachzusinnen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß er selbst fast nichts, und das wenige halb zürnend, halb bitter gesprochen hatte. Gleichwohl kam ihm kein Gedanke, daß ihm Felicitas darum zürnen könnte, sie mußte wissen, was ihn bewegt hatte. Die Minuten rannen hin und jede einzelne rückte ihn ferner und ferner von dem Glück und

der Hoffnung, die hier gestorben waren. Er vergaß dann, wie er meinte, sich selbst und dachte träumerisch darüber nach, wie wohl im Hertherschen Hause die erste Begegnung zwischen Vater und Tochter verlaufen müsse.

Die Sonne stieg jetzt dem Mittag zu und stahl sich immer goldner durch das Buchengezweig über Erichs Haupte. Er hatte kein Auge für das Licht, das um ihn webte und ihn aus der Enge hier hinauszulocken schien. Die kleine grüne Stelle, die ihm so plötzlich und so schmerzlich zu einer geweihten geworden war und an der er die seligste Hoffnung seiner Jugend begraben hatte, bannte ihn geheimnisvoll fest. Aber mitten in allem Weh konnte er nicht hindern, daß sich eine Hoffnung, die er trügerisch schalt, in sein Herz stahl. Mitten in allem Leid des Scheidens durchhauchte ihn wie ein Trost das Gefühl, daß Felicitas doch da sei und lebe! —

Indes Erich in der Stille so bitter-süßem Traum nachhing, hatte Felicitas, schwankenden Schrittes und unzähligemal innehaltend, den vordern Teil des Parks wieder erreicht. In den ersten Minuten war ihr gewesen, als solle und müsse sie noch einmal zu Erich zurückeilen — doch setzte sie entschlossen ihren Weg fort. „Wir würden nie ein Ende finden!“ hauchte sie vor sich hin. Ihre Tränen brachen neu hervor — sie wehrte ihnen nicht, bis sie von selbst versiegten, dann aber richtete sie sich empor und schlug einen kleinen Seitenpfad ein, der, wie sie wußte, zu einem der kleinen Brunnen führte, an denen die alte Parkanlage überreich war. Sie tauchte, dort angekommen, ihr Tuch in die klare Flut, feuchtete und trocknete zugleich ihr verweintes Gesicht, und strich ihr Haar, wo es unter dem Hut hervor und in die Stirn hereingequollen war, wiederum glatt. Ohne in den Spiegel

des Wassers zu blicken, wußte sie jetzt, daß sie den Ausdruck der innern Verstörung verscheucht und eine ernst gefaßte Miene zurückgewonnen habe. Mit rascheren Schritten als zuvor strebte sie, die große Hauptallee, die rechts vom Herzogsschlosse zur Stadt führte, zu betreten.

Felicitas hatte auf ihrem Gange nicht vor sich hin, sondern meist nach dem Teile des Parks zurückgeblickt, von dem sie herkam und in dem sie Erich noch wußte. Sie schrak daher leicht zusammen, als sie sich von einer ihr wohlbekannten klaren Stimme plötzlich angerufen hörte. Aufschauend erblickte sie in dem Reitwege zur Seite der großen Allee, den sie eben zu überschreiten hatte, die Prinzessin Stephanie und ihre englische Gouvernante Miß Blake zu Pferde. Der alte Stallmeister des Herzogs ritt hinter den Damen, ein Reitknecht folgte in gemessener Entfernung. Das sonst unbewegliche bleiche Gesicht der Prinzessin zeigte heute erhöhte Lebhaftigkeit und warm rosigen Anhauch, den Felicitas noch nie wahrgenommen. Mehr aber als das Aussehen fiel ihr selbst jetzt der heitre, fast kindlich jubelnde Ton auf, mit welchem die Prinzessin sie wiederholt anrief:

„Guten Morgen, Fräulein von Herther! Genießen Sie auch die himmlische Frühe? Heute ist kein Herbst-, sondern ein Lenztag — finden Sie nicht auch?“

Glücklicherweise hatte Felicitas keine Antwort nötig, Prinzessin Stephanie setzte das Pferd, das sie ritt, in Trab und konnte kaum noch die schickliche Verbeugung der Angeredeten wahrgenommen haben. Das junge Mädchen wußte nicht, was es war, das für einen Augenblick ihr eignes Weh zurückdrängte, sie mit einer Art betroffnen und bangen Anteils der hoch zu Roß Dahineilenden nachsehen ließ. In der Stimme des Fürstenkindes war ein

Klang gewesen, der Felicitas seltsam durchschauerte, eben jener glückselige Klang, den sie in der letzten Stunde aus ihrer Stimme für immer verloren zu haben glaubte. Von diesem Eindruck befangen, setzte sie ihren Weg fort und war vielleicht hundert Schritte längs der Hauptallee gegangen, als sie aus einem der vielen Seitenpfade des Parks, aus gleicher Richtung als vor wenigen Minuten die Prinzessin gekommen war, eine schlanke Männergestalt auftauchen, und mit raschen Schritten sich näherkommen sah. Sie erkannte Camillo Arsakoff — dessen Anblick ihr mit einem Schlage alle ihre jetzt so schmerzlichen Erinnerungen an die Tage von Baveno wachrief. Ehe er völlig herankam, blitzten die dunkeln Augen des Musikers unter dem Schatten seines breitkrämpigen Hutes spähend und scharf nach Felicitas hin, dann lüftete er den Hut zu stummem Gruß und sie nahm wahr, daß ein Ausdruck mehr des Triumphes als der Freude die schönen Züge Camillos noch stolzer und siegesgewisser erscheinen ließ, als sonst. Felicitas erbebte, und indem er lautlos an ihr vorüberschritt, durchzuckte sie der Gedanke, daß jenes Gestirn, das für sie soeben hinabgesunken war, zu gleicher Stunde der Prinzessin aufgegangen sei.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Adolf Stern

Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Vierter Band

Ohne Ideale II.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Ohne Ideale

Roman

von

Adolf Stern

Zweiter Band.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Drittes Buch

Achtzehntes Kapitel.

Die Winterfreuden der Residenz Forstenburg neigten sich mit dem Winter selbst dem Ende zu. Im Gegensatz zum vergangnen Jahre, in der der Brand der Forstakademie, des alten Schlosses, in der kältesten Februarnacht stattgefunden hatte, war der Februar diesmal bereits von Frühlingsahnungen durchhaucht, und feuchtwarme Regen hatten in den letzten Tagen im Park viel vorzeitiges Grün erweckt, aber das Aussehen der Stadt freilich nicht verschönert. Straßen und Baumgänge zeigten sich naß und neblig überhaucht, tropfend und träufend und noch stiller und menschenleerer, als sie sonst lagen. Selbst der große Platz vor dem neuen Residenzschlosse bot einen unerfreulichen Anblick und war mit größern und kleinern stehenden Gewässern bedeckt.

Der letzte große Konzert- und Ballabend der Museumsgesellschaft dämmerte unter bedenklichen Aussichten heran, und die sehnsüchtigen Blicke, die aus den verschiedensten Häusern nach dem Himmel gerichtet wurden, waren so zahlreich als aufrichtig. Denn der Luxus an Equipagen und bessern Mietwagen, der in der mäßig großen Stadt entfaltet werden konnte, war ein höchst bescheidner, und vom Aufhören des Regens hing ein Teil des Glanzes dieses Abends ab.

Gleichwohl gab es auch am heutigen Nachmittag einige Stellen, wo man sich für den Abend vorbereitete und

doch die Wetteraspekten mit Gleichmut oder gar nicht beachtete. Die behaglichste dieser Stellen fand sich jedenfalls in den kleinen obern Räumen, die der Hofküper Lotichius für verschwiegne Diners und stille Weinproben in seinem Etablissement hielt. Ein paar reichausgestattete, durch dicke Mauern getrennte Zimmer, zu denen eine alte geschnitzte Wendeltreppe emporführte, die Erich Franken und Bildhauer Dernburg oftmals für ein Kunstwerk erklärt hatten, waren selbst vielen Gästen der untern Weinstube des Hofküpers unbekannt und wurden dadurch für ihre gelegentlichen Besucher noch um vieles einladender und anmutender. Am heutigen Nachmittag war nur das eleganteste, mittlere, dieser Zimmer reich erleuchtet, die Läden der Bogenfenster nach dem Schloßplatz zu fest geschlossen, und zwischen dem Zimmer und dem Aufzug zur Küche huschten ein paar geschäftige Gestalten hin und wieder. In dem Gemach selbst gab Herr Camillo Arsakoff, der Hofpianist, seinem Freunde, dem Hofarzt Doktor Paul Lohmer, eines jener kleinen vorzüglichen und besonders kostspieligen Diners, für deren Herstellung sich Herr Lotichius unter den wenigen Kennern Forstenburgs eines mehr geflüsterten als lauten Rufes erfreute. Beide Herren waren in Balltoilette und hatten die Stunde ihres Diners so gewählt, um von der Nachsitzung sofort in die Räume der Museumsgesellschaft hinübergehen zu können. Herr Lotichius war der Wirt auch dieser ersten Gesellschaft der Stadt, und sein Etablissement stand mit diesem Hause durch mehrere Gänge in Verbindung. Die beiden speisenden Herren konnten daher um so ruhiger den Abend erwarten. Doktor Paul Lohmer saß dem Musiker gegenüber und hörte mit Interesse eine Auseinandersetzung desselben über die Kennzeichen der echten alten Ungarweine

an. Eine Flasche Tokayer Auslese, welche zwischen beiden Herren stand und von der es nicht ganz klar war, ob sie aus den Privatkellern des Hofküpers, oder aus dem herzoglichen Hofkeller selbst stammte, gab der Belehrung, die Signor Camillo seinem Freunde gönnte, praktische Bedeutung. Beide Männer tranken nicht unmäßig, sondern mit ruhigem, sichtlichem Genuß, und fühlten sich bereits hinreichend erwärmt, um zu vertraulichen Privatangelegenheiten übergehen zu können.

„Ich würde bedauern, den Ball besuchen zu müssen, wenn ihm das Konzert, in dem Sie spielen, nicht voranginge," sagte der Doktor und erhob sein Glas zu einem symbolischen Kompliment für Arsakoff. „Wird Ihnen nicht unbehaglich bei dem Gedanken, daß Sie von diesem preisenswerten Tisch an Ihren Flügel sollen?"

„Ich habe nicht das deutsche Talent, bis in die Nacht hinein zu sitzen!" entgegnete Arsakoff. „Und das Auftreten in Ihrer Spießbürgergesellschaft verursacht mir weder Wallungen noch Besorgnisse — ich durfte es dem Vorstand des Museums nicht abschlagen, weil sie mir ihr Lokal für die Proben zur Symphoniekantate seligen Andenkens zur Verfügung gestellt hatten. Sie erinnern sich doch des großen Abends — am Geburtstag der Prinzessin Stephanie?"

Doktor Paul erinnerte sich desselben nur zu wohl und war zum erstenmal bei dem heutigen Diner um eine Antwort verlegen, weil er nicht recht wußte, wie weit er seinem Gegenüber zu trauen, und welchen Ton er anzuschlagen habe. Arsakoff aber, der den zweifelnden Ausdruck in den Mienen des Arztes gar nicht wahrnahm, plauderte unbefangen weiter:

„Nun, Sie haben inzwischen Ihren damaligen Rivalen

gründlich aus dem Sattel gehoben? Haben Sie wieder etwas von dem Herrn Baumeister gehört, oder macht Ihr Bruder, der ja sein Freund ist, großes Geheimnis aus Herrn Frankens Schicksalen?"

„Er ist in München und sucht die Geheimnisse der bayerischen Neurenaissance zu ergründen!" versetzte Lohmer mit hartem und nach Möglichkeit verächtlichem Ton. „Daß mein Bruder an ihm hängt, hat seine guten Gründe, sie begegnen sich in einem kindischen Trotz gegen das eherne Gesetz der Zeit — ungefähr so, wie wir uns darin erkennen, daß wir uns diesem Gesetz unterworfen haben. Warum tun Sie die Frage an mich?"

„Nur weil die Prinzessin gelegentlich eine Frage nach dem verschollenen Theaterbaumeister getan hat," lächelte Arsakoff. „Ihre Empfindlichkeit läßt mich fürchten, daß die Verlobung mit Fräulein von Herther auch auf dem heutigen Museumsball noch nicht perfekt wird, und ich weiß, offen gesprochen, nicht einmal, ob ich Sie darum beklagen soll. Sie sind Menschenkenner, ich weiß es, und Sie werden Ihre guten Gründe haben, die Verbindung mit dem Hertherschen Hause so eifrig zu suchen. Dennoch verstehe ich Sie hier nicht ganz. — Der Präsident von Herther ist ein Mann, der mir an Ihrer Stelle unheimlich wäre — man gibt ihm die guten Karten in die Hand, und er legt sie beiseite!"

„Das ist mir nicht ganz verständlich, lieber Arsakoff," erwiderte der Hofarzt. „Für einen Mann des Strebens und des Erfolgs habe ich Herrn von Herther nie erachtet, finde ihn jedoch in einer Lage, die andre erst zu erkämpfen haben. In den Fall der Annahme oder Ablehnung dürfte er bei seinem Alter und seinen Ansichten schwerlich mehr kommen."

„Er ist darin gewesen," gab Arsakoff zurück und schenkte Doktor Paul die letzten Tropfen des kostbaren Ungarweins ein. „Sie dürfen mir auf mein Wort glauben, daß ihm der Herzog dreimal, sage dreimal, das Staatsministerium angeboten hat, und er es ebenso viele Male ausgeschlagen hat."

„Sie haben denn freilich bessere Quellen, wie ich!" rief Lohmer und setzte sein Glas vor dem Trinken ab. „Ich möchte sagen, der Präsident hätte ungewöhnliche Klugheit an den Tag gelegt, auf eine Verbindung mit dem Herzog nicht einzugehen, die doch keinen Bestand haben konnte. Freilich — auch beim kürzesten Bestand hätte er viel, unberechenbar viel für seine Freunde zu tun vermocht."

„So ist's!" nickte der Musiker bestätigend. „Und ich glaube noch ein andres Stücklein des Herrn Präsidenten zu kennen. Ich verkehre viel im Hause des Herrn von Dachröden, des Generaldirektors der hiesigen Bank. Nun war Herr von Herther lange Jahre Syndikus derselben und hat sich bei dieser Gelegenheit nicht geringes Vertrauen und eine wunderbare Anhänglichkeit der Herren Direktoren erworben. Bankrat Lorius, der zweite Direktor, der im Dezember starb, hat Ihrem Herrn Schwiegervater in spe die großen Kohlenwerke bei Weidenwald testamentarisch vermacht. Der Herr Präsident verweigert die Annahme dieser Erbschaft und sucht unter der Hand nach ein paar armen Verwandten des verstorbnen Bankrats."

Jetzt war Arsakoff gewiß, daß Doktor Paul erglühte und in große Erregung geriet, die er zu verbergen strebte. „Dies ginge denn freilich über das Maß des Schrullenhaften hinaus und grenzte an Albernheit. Wenn Ihre Nachricht zuverlässig ist —"

„Sie ist es vollkommen,“ versicherte der Virtuos. „Wie ich Ihnen sagte, sie kommt vom Generaldirektor der Bank selbst, und ich habe Grund, zu vermuten, daß mir die Notiz zu Ihrer Information gegeben ward. Denn ich kann mich nicht rühmen, großes Interesse für Herrn von Herther und seine Tochter an den Tag gelegt zu haben und stehe dort so wenig in Gunst, wie Sie bei Prinzeß Stephanie. Warten Sie einen Augenblick, da erscheint Lotichius mit dem Käse und einem letzten besondern Tropfen.“

In der Tat trat Herr Lotichius mit einer bestaubten Flasche im Arm und von zweien seiner schwarzbefrackten Trabanten gefolgt, in das Gemach, um wohlverdiente Lobsprüche über seine Bewirtung einzuernten. Weder Herr Camillo noch Doktor Paul waren karg damit, ja der letztere suchte hinter dem eifrigen Gespräch, das er mit dem Hofküper über die Einzelheiten des verflossenen Diners anknüpfte, seine entschiedne Verstimmung zu verbergen. Die Mitteilungen Arsakoffs hatten ihm die Empfindungen wieder erweckt, mit denen er in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr dem Präsidenten von Herther gegenüber gestanden hatte. Seitdem Erich Franken Forstenburg verlassen hatte und Paul Lohmer in der Hertherschen Villa gleichsam Herr im Hause war, war ihm gar nicht mehr zum Bewußtsein gekommen, daß der Präsident eine höchst selbständige, von ihm grundverschiedne Persönlichkeit sei, der sich nur aus einer mißverstandnen, von seinem jungen Günstling innerlich belächelten Dankbarkeit durch den Arzt beeinflussen und lenken ließ. Doktor Paul erwog jetzt blitzschnell, von welcher Bedeutung das, was er soeben vernommen, für ihn werden konnte. Wenn es gelang, Herrn von Herther bezüglich des Vermächtnisses

zu Vernunft zu bringen, so war dieser nicht nur ein wohlgestellter und mäßig wohlhabender, sondern ein reicher Mann. Der Gedanke, sich mit diesem Hause zu verbinden und in ihm den zuverlässigen Boden für seine Zukunft zu gewinnen, verwandelte sich dann in einen glücklich-genialen! Wenn umgekehrt Herr von Herther sich starrsinnig zeigen und seinem Einfluß widerstehen sollte, so hatte Arsakoffs Zweifel ein Recht — und er mußte noch einmal erwägen, ob die Hand der anmutigen Felicitas denn auch wirklich so begehrenswert sei. Indem er sich im stillen sagte, daß es ihn nur einen Entschluß koste, sich loszulösen, fühlte er doch, daß sein eignes Bemühen um die Gunst des Mädchens, und der Reiz ihrer Persönlichkeit doch eine Art Widerhaken bildeten, und wünschte lebhaft, daß der Präsident ihm folgen möchte, wie seither immer. Sobald Herr Lotichius ihn mit dem Musiker wieder allein ließ, versuchte er über seinen Tischfreund die Oberhand zu gewinnen, und fragte lächelnd:

„Und wie ist's mit Ihnen, Arsakoff? Hat die schöne Gabriele von der goldnen Truhe Hoffnung, daß Sie heute das erlösende Wort sprechen werden? Sie sehnt sich lebhaft nach Kunstreisen, auch wenn diese ein paar Wochenbetten im Gefolge haben sollten!"

Herr Camillo überhörte den zynischen Scherz des Arztes und entgegnete mit einem Ausdruck von Gleichgültigkeit, um den ihn Doktor Paul beneidete: „Schaffen Sie mir erst die Versicherung, daß Fräulein Gabriele auch den Schlüssel zur goldnen Truhe hat. Papa Hildheimer flößt mir bei weitem weniger Vertrauen ein, wie Ihnen Papa Herther. — Es ist das Lächerlichste von der Welt, eine Geldheirat einzugehen und danach kein Geld zu haben — ich habe diese Komödie ein paarmal bei

guten Freunden mit angesehen und möchte nicht der Held einer solchen sein. Sondieren Sie bei Gelegenheit den Herrn Kommerzienrat, schaffen Sie mir Sicherheit, daß er Fräulein Gabriele eine von seinen drei Millionen mitgibt, und dann lassen Sie uns wieder über die Angelegenheit sprechen."

Doktor Paul, den der reichlich genossene schwere Wein zu Reflexionen stimmte, sah Arsakoff von der Seite an und nahm ein gewisses nervöses Zucken der emporgeschobenen Lippe wahr. Er rief daher aus:

„Seltsam ist's gewiß und für einen guten Psychologen ein ungelöstes Rätsel, warum Menschen, die sich über das Notwendige nicht täuschen, doch so mühselige Wege dazu einschlagen. Warum sind Sie Künstler, da Sie doch wissen, daß Sie eine Million brauchen? Wäre es nicht klüger — für uns alle meine ich — wir schlügen den direktesten Pfad ein und sparten uns die Ängste, die auf unsre Art erwachsen?"

„Ich dürfte Ihnen sagen, daß unser Weg noch immer der leichtere sei und die Mühe, Fräulein Hildheimer zu heiraten, jedenfalls geringer, als die, welche Herr Hildheimer an seine ersten Hunderttausend gesetzt hat! Aber Sie irren sich auch in bezug auf mich! Ich könnte nicht leben ohne Musik, ich habe keine Vorstellung, wie ich irgend einen andern Beruf haben sollte, und selbst der Genuß würde mich schal dünken, wenn ich ihn nicht mit meiner Kunst würzen dürfte!" rief Arsakoff aus. Auch sein Gesicht erglühte jetzt vom Feuer des Weins und von der innern Erregung, in die ihn die kühle Skepsis des Arztes versetzte. „Solange ich denken kann, habe ich mich auf der Tonflut gewiegt, in jedem andern Elemente würde ich verkommen — und muß darum lachen, wenn mir die

sogenannten strengen Künstler, wie Ihr Walter Schultz einer ist, die Künstlerschaft absprechen! Mögen sie doch die Kunst auf ihre Weise treiben und mir die meinige lassen — zuletzt ist alles schillernde Seifenblase und die bunteste, leichteste immer die beste gewesen!"

Der Musiker stützte, indem er dies sprach, den Kopf nachdenklich in die Hand, und so übermütig sein Ton klang, so zog dennoch ein Schatten durch seine Mienen, als ob er an der Wahrheit seines eignen Worts zweifle. Doktor Paul schnitt aus dem Stiltonkäse, der vor ihm stand, Würfel und Rhomboiden, und sagte nachdenklich:

„So gibt bei Ihnen, wie bei andern, ein Rest, oder besser ein Überschuß der Gewohnheit den Ausschlag. Ich kann mich nicht rühmen, daß ich freier sei — denn was ist's zuletzt, was mich, nachdem ich mir etwas bessere Vorbedingungen geschaffen hatte, wieder hierherzog! Ich hoffe noch, daß ich von hier aus meinen weitern Weg finde — aber wenn ich unglücklicherweise hier sitzen bliebe, in der Hälfte des Wegs, so hätte ich die Gewohnheit anzuklagen, die uns bannt und die Kraft bricht."

Camillo schien keine Lust zu haben, dem Arzte in diese Erörterungen zu folgen, und so trat zum erstenmal seit dem Beginn des Diners eine Pause in der Unterhaltung der beiden ein. Der Virtuos ließ seine Finger über den Tisch gleiten, wie über die Tasten und schlug sich die ersten Takte des Konzerts an, das er nachher im Museumssaale zu spielen hatte, Doktor Paul aber fuhr noch ein paar Minuten in seiner unbewußten Schnitzerei fort. Wie lange die Pause gewährt hatte, kam keinem der Schweigenden zum Bewußtsein; denn nachdem er respektvoll geklopft, trat der Herr Hofküper zum zweiten-

mal ins Zimmer und wandte sich an Arsakoff, dem er zuflüsterte, daß drüben in der Museumsgesellschaft sich bereits ein zahlreiches Publikum zu sammeln beginne und er deshalb im Nebenzimmer alles bereit gestellt habe, was die Herren zur Auffrischung ihrer Toilette bedürfen möchten. Noch flüsternder setzte er hinzu, daß draußen im Gange ein junger Bursche mit einem Briefe harre. „Es ist der Groom Ihrer Hoheit — ich habe ihn wohl erkannt, obschon er keine Livree trägt und wie ein Straßenbube aus der Stadt aussehen möchte,“ versicherte er. Herr Camillo machte eine Bewegung, als wenn er dem Alleswisser Schweigen gebieten wolle — besann sich aber rasch genug, daß der Doktor unzweifelhaft jedes Wort vernommen habe, und sagte ganz laut:

„Sie werden recht haben — Ralph wird von seiner Landsmännin Miß Edith Blake abgeschickt sein — und hält es in solchem Fall immer für Pflicht, die Livree abzulegen. Lassen Sie den kleinen Burschen eintreten, und dann wollen wir uns zu unsern Konzertfreuden rüsten.“

Die Gnomengestalt des kleinen Engländers erschien in der Tür — Arsakoff sah ihm entgegen und rief ihm, auf den Brief in seiner Hand deutend, zu: „Von Miß Blake, Ralph?“ worauf der Kleine gravitätisch erwiderte: „Von Miß Edith, Herr!“ und das Billett überlieferte. Der Musiker riß das Kuvert ab und ließ es absichtlich neben sich niederfallen; er hatte die Genugtuung, daß Paul Lohmer es aufhob und sich, indem er es auf den Tisch legte, einen Blick auf die Handschrift vergönnte. Dann seufzte Herr Camillo leicht und entließ den jungen Burschen mit dem Bescheid, daß er erscheinen werde, sobald das Konzert hier vorüber sei. Zu seinem Gaste gewandt, fügte er erläuternd hinzu: „Um die Aussicht

mich diesen Abend Fräulein Gabriele zu widmen, ist's wieder einmal geschehen. Ihre Hoheit veranstaltet einen musikalischen Tee in Miß Blakes Zimmern, um eine durchreisende, an sie empfohlene Sängerin zu hören, und ich werde das fragwürdige Vergnügen haben, die Dame zu begleiten."

Doktor Paul nickte zustimmend, verfolgte aber jede Bewegung des Musikers so, als hoffe er, daß dieser den erhaltenen Brief, den er in der Brusttasche seines Frackes barg, ebenso fallen lassen würde, wie vorhin das Kuvert. Und dabei blitzte das scharfe Auge Lohmers sein Gegenüber durchdringend an — so gut Arsakoff sich selbst beherrschte, er vermochte eine gewisse Erregung und leidenschaftliche Spannung, die sich seiner in den letzten Minuten bemächtigt hatte, nicht völlig zu verbergen.

Eine halbe Stunde später trennten sich Arsakoff und Doktor Lohmer in den Räumen der Museumsgesellschaft. Der Musiker begab sich in das hinter dem Orchesterpodium gelegene Künstlerzimmer, um sich vor seinem Auftreten eine kleine Weile sammeln zu können; der Arzt ging, um Herrn von Herther und dessen Tochter gleich bei ihrer Ankunft zu begrüßen. Er wünschte ungeduldig den Augenblick herbei, in dem er mit dem Präsidenten allein sprechen könne, und sagte sich doch, daß er sich längere Zeit Felicitas ausschließlich widmen müsse. Dazu fühlte er, daß das schwere Diner sein Blut in Wallung gebracht und ihm seine gewöhnliche Kühle geraubt habe, und geriet in eine fast gereizte Stimmung, da die Hertherfche Familie heute zu den letzten gehörte, die sich am Saaleingang zeigten. So erschien es ihm als glücklicher Zufall, daß er mit seinem Bruder Max, dem

Zoologen, zusammentraf, den er sofort ansprach, als er wahrnahm, daß ihm der Professor ausweichen wollte.

„Nun, ich höre, du bist bei der neuen Prorektorwahl durchgefallen — deine Herren Kollegen haben dir den Dank für deine Bemühungen, eure Akademie zu erhalten, auf landübliche Weise abgestattet!“

„Mein Gott, ich bin zwei Jahre nacheinander gewählt worden,“ versetzte Max ruhig. „Wenn die Wahl nicht zu einer bloßen Komödie werden soll, so war's Zeit, daß ein andrer mich ablöste. Ich überlasse mit Vergnügen die Geschäfte an Waldow.“

„Natürlich,“ sagte der Doktor mit verbissenem Tone. „Die verbreitetste Tiergattung in Deutschland sind die Füchse, die höher hängende Trauben sauer finden. Deine ganze Situation hier ist keinen Deut wert, wenn du nicht einmal erzwingen kannst, daß sie dir jahraus jahrein die dürftige Ehre erweisen, die sie zu verschenken haben. Die Sache ist die, daß du ihnen keine Furcht einflößest und ihnen erlaubst, ihren schlechten Instinkten zu folgen.“

„Ich wünsche in gar keinem andern Verhältnis zu meinen Kollegen zu stehen, Paul,“ entgegnete der Professor, „Du lebst dich stets tiefer in einen krankhaften Ehrgeiz hinein — und das tut mir, wie es nun einmal kommen wird, nicht bloß leid für dich, sondern auch für andre.“

Paul Lohmer konnte nichts erwidern, denn eben traten der Präsident und Felicitas von Herther ein. Felicitas war in weißer Balltoilette, die ihre anmutige Erscheinung noch hob, ihre Farben erschienen selbst frischer als sonst — nur Doktor Paul und wenige Eingeweihte konnten einen schwermütigen Blick der Augen und einen eigentümlichen Ausdruck von Abwesenheit wahrnehmen. Herr von Herther freute sich sichtlich, den jungen Mann

seiner harrend zu finden, und zuckte nur leicht mit den Schultern, als ihm dieser anvertraute, daß er mit Camillo Arsakoff ein Diner zu zweien gehabt habe. Auch Felicitas' Gruß war nicht unfreundlich — sie reichte Doktor Paul ihre Hand und ließ ihm die Wahl unter den Tänzen für den spätern Ball. Es war eine seltsame Mischung von Vertrautheit und leiser Abwehr in dieser wie in jeder Begegnung des Mädchens mit dem Arzt. Paul Lohmer fühlte beides heraus, aber nahm jederzeit die Miene an, nur die freundlich vertrauliche Art der Umworbenen zu sehen und von stillem Widerstand nichts zu ahnen. Wie er jetzt den Präsidenten und Felicitas zu ihren Sitzen begleitete und sich seinen eignen Platz unmittelbar hinter dem Stuhl des Mädchens sicherte, blickten ganze Reihen der versammelten Gesellschaft den dreien nach, und nickten und flüsterten sich ihre Gewißheit zu, daß man hier einen Brautvater und ein glückliches Paar vor sich sehe. Doktor Paul war sicher genug, daß ihm der kleinstädtische Klatsch nie zur Fessel werden könne, aber für das Mädchen schmiedete er Ring an Ring.

Felicitas mochte ähnliches empfinden — sie ließ einigemal den Kopf sinken und sah mit trauriger Miene und einer Art Entrücktheit auf den glatten Parkettboden vor ihrem Sitze nieder. So oft sie aber wieder emporblickte und ihres Vaters Gesicht wahrnahm, der ihr ermutigend zulächelte und sie mit jeder Miene zur eifrigen Unterhaltung mit dem jungen Arzte aufforderte, so atmete sie schwer und bezwang sich und wandte sich zu Doktor Paul zurück, bis das Konzert seinen Anfang nahm.

Camillo Arsakoff ward vom Publikum mit rauschendem Beifall begrüßt, man empfand es in dieser Gesellschaft als eine besondre Gunst und Ehre, daß er in einem

Museumskonzert mitwirkte. Der Beifall wuchs, nachdem er mit hinreißendem Feuer das große Lisztsche Es-dur-Konzert gespielt und in der Tat sein Bestes gegeben hatte. Vor einer Stunde noch war ihm sein Auftreten hier mehr als eine lästige Verpflichtung erschienen. Seit er vorhin das Billett aus dem Schlosse empfangen hatte, war ein andrer Geist in ihm erwacht. Er hatte, wie er das Podium betrat und sich an seinen Flügel setzte, in den vordersten Reihen der Hörer den Kommerzienrat Hildheimer und Fräulein Gabriele wahrgenommen. Und mit einmal überkam ihn die Vorstellung, daß er, je kürzer er heute hier verweilen werde, um so mehr alle seine Zauber entfalten müsse. Er bot seine ganze Virtuosität auf und befand sich in jener Erregung, die der Leistung des Augenblicks so glücklich zu Hilfe kommt. Auch nachdem er gespielt hatte, zeigte er nichts von der Abspannung, die er sonst oft empfand und noch öfter als Kunstapparat mit sich führte. Er trat rasch vom Podium herab, begrüßte den Vorsteher der Gesellschaft und unmittelbar darauf den Herrn Hofbankier und Fräulein Gabriele. Er sprach sein lebhaftes Bedauern aus, daß er leider um die gehofften Ballfreuden betrogen und ins Schloß zu einem kleinen Privatkonzert der Prinzessin befohlen sei. Und sobald er bemerkte, daß Fräulein Hildheimer diese Nachricht mit eifersüchtiger Spannung entgegennahm, eilte er, sich die Polonaise und einen ersten Tanz zu erbitten, indem er es wagen wolle, eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit bei der Gouvernante Ihrer Hoheit zu erscheinen. Er ließ mit flüchtiger Andeutung durchblicken, daß er für Fräulein Gabriele heute besonders gespielt habe und von der Versicherung, sie wirklich entzückt zu haben, wahrhaft beglückt sei. Und

die ironisch-skeptische Miene, die ihm sein Tafelgenosse von vorhin zuwandte, beirrte ihn nicht in dem angeschlagenen Tone. Gabriele Hildheimer war nicht bloß von seinem Spiel, sie war von ihm selbst hingerissen und schritt mit einem Stolze an seiner Hand die endlosen Windungen einer langen Polonaise auf und ab, der ihre kleine Gestalt höher und haltungsvoller erscheinen ließ. Und während all dieser Minuten, die er mit so beflissner Hast auskaufte, flogen Camillos Gedanken weit, weit über das junge Mädchen an seiner Seite, über die ganze festlich geschmückte Gesellschaft und die pompejanisch dekorierten Wände dieses Ballsaals hinaus, nach stillen Räumen in der Residenz. Er wünschte den Augenblick heran, in dem er hier frei sein würde, und riß sich doch scheinbar so schwer los, daß er zwei- und dreimal zurückkehrte und sich immer aufs neue bei dem Kommerzienrat und seiner Tochter verabschiedete.

Paul Lohmer sah ihm mit einer gewissen Spannung und Bewegung nach, in der beinahe etwas von bewunderndem Anteil war. „Er spielt hohes Spiel," sagte der Doktor zu sich selbst — „und spielt so verwegen, als ob er des Glücks gewiß wäre. Und doch ist's ein Mensch, in dem die Phantasie übermächtig wirkt. Er stürmt zum Angriff und weiß nicht, daß, wie irgend ein Kriegskünstler sagt, die Verteidigung die stärkere Form ist. Er interessiert mich, und doch hat man sich wohl zu hüten, sich zu eng an ihn zu binden." Aber die Gedanken des Arztes konnten nicht lange bei dem Musiker verweilen. Er hatte bald auf seine eignen Angelegenheiten zu achten. In einer nächsten Française stand er mit einer der Töchter des herzoglichen Leibarztes, Geheimrat Dorau, seinem Bruder Max und Felicitas von Herther gegen-

über. Ohne ihr Gespräch belauschen zu wollen, hörte er doch, wie Felicitas mit einem weichen, traurigen Klang in der Stimme ihren Tänzer fragte: „Haben Sie Nachrichten aus München von Ihrem Freunde Erich, Herr Professor?“

„Gewiß, Fräulein Felicitas,“ versetzte Max Lohmer rasch. „Vor wenigen Tagen erst hat er mir geschrieben.“

„Und es geht ihm gut?“ sagte das Mädchen, und der vorgehaltne Fächer entzog für den Augenblick ihrem Gegenüber ihr Gesicht.

„Es geht ihm so gut, wie dies möglich ist. Er hat, wie er mir schreibt, viel gelernt und das Glück gehabt, daß ein böhmischer Magnat nach seinen Plänen ein neues großes Schloß in einer prächtigen Partie des Böhmerwaldes errichten will.“

Felicitas' Fächer ruhte jetzt wieder in der herabfallenden Hand, auf ihrem Gesicht lag ein freudiger Widerschein der erhaltnen Kunde. Sie lächelte Max Lohmer dankbar an, Doktor Paul aber empfand eine Regung wilder, erbitterter Eifersucht, die er sich selbst niemals zugetraut hätte. Es war ihm, als ob plötzlich alles zu einer Entscheidung dränge und er den Sieg um jeden Preis an sich reißen müsse. Herr von Herther lehnte an einer der Säulen, die die umlaufende Galerie des Ballsaals trugen. Und in der ersten Pause des Tanzes, in welcher er ruhig stand, wandte Doktor Paul sich nach dem Zuschauenden zurück und fragte laut genug, um von Felicitas und seinem Bruder gehört zu werden:

„Ich habe Sie um eine Unterredung zu bitten, Herr Präsident. Darf ich hoffen, Sie morgen in den Vormittagsstunden nicht allzusehr zu stören?“

„Sie werden mich bis Mittag mit Vergnügen für Sie bereit finden, lieber Doktor!“ entgegnete Herr von Herther mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

Felicitas zuckte bei diesem kurzen Gespräch unwillkürlich zusammen — sie wußte selbst nicht, warum sie in diesem Augenblick an den Morgen dachte, an dem Paul Lohmer zuerst in ihrem Hause erschienen war, aber sie verstand die seltsame Furcht, mit der sie damals der Ton der Hausglocke durchschauert hatte, jetzt besser und fühlte hier in dem lichthellen hohen Saale und unter der rauschenden Tanzmusik das gleiche fröstelnde Bangen, wie an jenem kalten grauen Wintermorgen im einsamen Zimmer.

Neunzehntes Kapitel.

Stumm und in ihrer glänzenden Lichtfülle um so stiller und einsamer, lagen die weiten Gänge der Forstenburger Residenz. Im mittleren Teile des großen Schlosses, in dem sich die im Augenblick verödete Wohnung des Herzogs und die großen Prachtsäle und Gesellschaftszimmer befanden, hallten die taktmäßigen Tritte und blitzten die Palasche der auf und ab schreitenden Reiterwachen; jenseits des Wintergartens, wo die Gemächer der Prinzessin Stephanie und ihres Hofstaates lagen, huschten nur ein paar galonnierte Lakaien und ein paar Kammerfrauen auf und ab. Ihre Hoheit hatte heute im Salon von Miß Blake wieder eines jener Privatkonzerte angeordnet, die in neuester Zeit häufiger als je zuvor stattfanden. Zu ihnen ergingen jederzeit nur wenige Einladungen, und Kabinettsrat Lorberg, dem scharfsichtigen, alles beachtenden Alten, war es schon aufgefallen, daß immer einige Damen eingeladen wurden, die, wie Fräulein Felicitas von Herther, mit ehrfurchtsvollem Danke

beinahe regelmäßig ablehnten. Er hatte eine Bemerkung darüber gegen Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim, die neue Hofdame Ihrer Hoheit, nicht unterdrückt, war jedoch mit der Bemerkung beschwichtigt worden, daß die Prinzessin viel zu eigensinnig sei, um bei solcher Gelegenheit andre Einladungen, als die ihr angenehmen, ergehen zu lassen. So hatte er sich wohl oder übel beruhigt, und auch heute, als am Tage des großen Konzertes und Balles der Museumsgesellschaft plötzlich wieder ein musikalischer Abend veranstaltet ward, hatte er nur gelächelt und dem Hoffourier, der ihm die Einladungsliste vorzeigte, vorausgesagt, daß von den acht eingeladenen Damen höchstens zwei oder drei im Salon von Miß Blake erscheinen würden. Er selbst wollte, da der Herzog im Buchsfelde war, heute das Souper und ein behagliches Whist in den Räumen des Museums nicht missen und war also zur Stunde, wo Camillo Arsakoff durch die vordern Gänge der Residenz den Gemächern Miß Ediths zuschritt, so wenig im Schlosse anwesend, wie irgend eine der hervorragenden und maßgebenden Persönlichkeiten des Hofes.

Miß Edith Blake bewohnte drei Zimmer und jenen mehrerwähnten Salon, der für gewisse Gelegenheiten als neutrales Terrain galt. Ihre Hoheit Prinzessin Stephanie konnte hier einzelnen Persönlichkeiten begegnen, die nicht unmittelbar bei ihr eingeführt werden sollten. Der Herzog selbst hatte bei früheren Anlässen darauf gedrungen, daß nicht die Prinzessin, sondern ihre englische Lehrerin eine Matinee oder einen Teeabend veranstaltete, bei denen Prinzeß Stephanie wie in besonderer Huld erschien und für dessen Gäste sie doch nicht unmittelbar verantwortlich war. Wenn sich diese Gesellschaften seit den letzten

Monaten häufiger wiederholten, als sonst, so konnte niemand daran Anstoß nehmen, denn in diesem lebhaften Winter stellte sich eine größere Zahl von Künstlern und Künstlerinnen, interessanten Reisenden und sonst bemerkenswerten Persönlichkeiten, meist gut empfohlen, am Forstenburgschen Hofe vor. Zweimal war es selbst geschehen, daß Herzog Bernhard die Wohnung Miß Ediths betreten hatte, um ein paar Vorträge über Reisen im Himalaya anzuhören; den musikalischen Unterhaltungen hielt er sich fern, und so konnte es nicht allzusehr auffallen, daß diese auch während seiner häufigen Abwesenheiten veranstaltet wurden. Der heutige Abend galt einer Sängerin, die der Protektion Ihrer Hoheit unabweisbar empfohlen worden war.

Miß Edith lehnte am offenen Fenster ihres eigentlichen Wohnzimmers. Sie hatte die schweren Vorhänge an den Fenstern nicht schließen lassen, um den Blick in die vordern Parkanlagen, die vom Lichte der Schloßlaternen ungewiß und flackernd erhellt wurden, frei zu behalten. Sie liebte es, die regenfeuchte Luft frei einströmen zu lassen und voll einzuatmen, und sie achtete nicht darauf, daß der lauwarme Wind schwere Tropfen auf ihr blondes Haar und das reiche silbergraue Kleid, das sie trug, heranwehte. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick hinter sich, wo eine niedre Tapetentür halb geöffnet war, die in ein kleines Kabinett führte, das die Verbindung ihrer Wohnung mit jener der Prinzessin bildete und das nur durch eine kostbare Hängelampe von mattrötlichem venetianischem Glas erleuchtet ward. Aber trotz ihres Aufmerkens war die junge Engländerin so tief in ihre schweren Gedanken verloren, daß sie den Eintritt der Prinzessin Stephanie so wenig wahrnahm, als deren

Schritte hörte. Erst wie sich eine kleine weiße Hand leicht auf ihren Arm legte, ward sie der Gegenwart ihrer jungen Herrin inne und wandte ihr blasses, erregtes Gesicht der Prinzessin zu, die gleichfalls bleich war, aber in deren dunklen Augen ein Glanz froher Erregung und seliger Erwartung leuchtete. „Guten Abend, Edith," flüsterte sie der Zusammenzuckenden zu. „Hast du alles angeordnet, wie wir es besprochen?"

„Hoheit, ich tat es — obschon ich es lieber nicht hätte tun sollen. Die Stimme in meinem Innern, die mich niemals betrügt, spricht beständig gegen Arsakoff. Ich hätte sie hören — ihr unbedingt trauen müssen!" rief Edith Blake halb klagend, halb zürnend.

Prinzessin Stephanie achtete nur auf die Worte, nicht auf die Züge ihrer Lehrerin. Sie hatte ihr Köpfchen an deren Schulter gelehnt; jetzt warf sie dasselbe zurück und rief mit schmerzlicher Bitterkeit: „Auch du gönnst mir dies arme Traumglück nicht und hast nichts im Auge, als daß ich die Prinzessin von Forstenburg bin und Himmel und Erde wider mein Gefühl!"

„Ich stamme aus Cumberland," entgegnete Edith, und ein flammendes Rot ergoß sich über ihr Gesicht. „In unsern Vorderliedern kommt es hundertmal vor, daß die Tochter des Lords mit dem Knappen oder dem Reitknecht entflieht und sein Weib wird. Und mehr als einmal geschieht's auch noch im Leben! Aber der Mann muß des Opfers wert sein, ich weiß nicht, ob Camillo dieser Mann ist. — Oder ich weiß auch, daß er es nicht ist!" fügte sie halb unhörbar hinzu und preßte die weißen Zähne auf ihre Lippen, als wolle sie ihnen verbieten, weiteres zu sprechen.

Die Prinzessin hatte die abgerissenen Worte ihrer

Gouvernante doch verstanden und sich einen Augenblick gekränkt abgewandt. Sie tat einige unsichere Schritte nach der Tür zu, die in den Salon Ediths führte. Dann aber kehrte sie zu der Zitternden zurück und blickte ihr mit rührender Innigkeit in das zornblitzende Gesicht.

„Edith," sagte sie leise, „es sind die ersten Augenblicke, in denen ich gelebt habe — die, in denen ich mit Camillo allein war. Du bist eifersüchtig und darum ungerecht, es ist sein Unglück, daß er die Frauenherzen unwiderstehlich zu sich hinzieht. Gönnst du mir die paar Augenblicke nicht?"

Edith Blake kämpfte sichtlich mit sich, ob sie noch ein Wort erwidern sollte oder nicht und schüttelte dann stumm den Kopf. Die Prinzessin umarmte sie zärtlich, gleich darauf lauschte sie mit geübtem Ohr nach der Tür des Salons, sie vernahm den Klang gedämpfter Stimmen und wußte zugleich, daß die Sprechenden dort eben erst eingetroffen sein konnten. Sie hauchte der Gouvernante zu: „Man kommt, mache die Honneurs und sage, daß es mein Wille sei, daß die Musik ohne mich begonnen werde. Ich komme bald, bald, ich habe ja nur Augenblicke!" Damit war sie in der Tür des kleinen Durchgangskabinetts verschwunden, durch die sie vorhin gekommen war und die sie jetzt fest hinter sich verriegelte. Über den persischen Teppich hinweg, der jeden Tritt unhörbar machte, eilte sie an die andre Tür, die zu dem Gang nach ihrer Wohnung führte, und schob hier gleichfalls einen Riegel vor — man hätte glauben müssen, daß sie sich hier gegen alle Welt verschließe. Und doch setzte sie sich unmittelbar darauf mit dem Ausdruck gespannter, ungeduldiger Erwartung auf die kleine Ottomane, die außer Lampe und Teppich die einzige Ausstattung des

Gemachs bildete. Sie sah auf die goldnen Palmetten in der Tapete der gegenüberliegenden Wand, und ein Lauscher hätte den Eindruck haben können, daß die Prinzessin dieselben von oben nach unten zähle. Ihre Augen blieben weit geöffnet, der kleine Mund verriet, daß sie einzelne Worte vor sich hinspreche; die schlanke Gestalt Stephaniens beugte sich erwartend vor. Und mit einemmal fuhr sie von ihrem Sitz auf, denn ein eigentümliches knisterndes Geräusch ward hörbar, ein Feld der gegenüberliegenden Wand öffnete sich, und in der Tür, die kunstvoll hier angebracht war, erschien Camillo Arsakoff. Er war in Gesellschaftstoilette, wie er aus den Museumssälen kam. Er schleuderte den Hut von sich und stürzte der Prinzessin entgegen, er warf sich, ihren Vornamen stammelnd, vor ihr auf die Knie. Sie bog sich ihm weit entgegen, aber ob es nun die Gewohnheit der Erziehung war, oder der Augenblick sie überwältigte, sie tat keinen Schritt vorwärts, während der leidenschaftliche Mann ihre vorgestreckten Hände an sich riß und sie mit Küssen bedeckte. Erst wie ihre Lippen „Camillo!“ hauchten und ihr Erblassen ihm verriet, daß sie wiederum in Gefahr stehe, ohnmächtig vor ihm hinzusinken, sprang er empor und schlang seine Arme eng um die zitternde Gestalt der Prinzessin. Sie hob ihre Augen zu den seinen auf und begegnete mit durstigem Mund seinen Lippen — eine einzige selige Minute lang. „Gehen, gehen Sie, Camillo! Es ist genug und schon zuviel für mein Herz!“ flüsterte sie ihm zu. Er jedoch, kühner gemacht durch ihre zitternde Hingebung, sagte leise, aber deutlich und flehentlich: „Stephanie, Süße, Hohe — was soll werden — mit uns werden?“ Aus dem Antlitz der Prinzessin wich der letzte Blutstropfen, sie schloß die Augen, wie vor etwas Schreck-

lichem, das sie mit einem Male erblickte, und drängte Camillo, der sie fest umschlungen hielt, von ihrer ungestüm wogenden Brust hinweg. „Ich weiß es nicht — ahne es nicht! — aber ich liebe dich, und der Liebe ist nichts unmöglich! — Geh, geh — oder es droht uns Gefahr!“ Noch einmal erwiderte sie seine heftige Umarmung und hob dann beide Hände wie beschwörend gegen ihn auf. Er fühlte, daß sie recht habe und warf sich wiederum vor ihr nieder, er machte Miene, ihr nach slawischer Sitte das Gewand und den Fuß zu küssen und wußte wohl, daß er damit ihren Mund zu sich herabzog. Prinzeß Stephanie beugte sich einmal ums andre zu ihm herab, ihre Lippen streiften seine Stirn und sein schwarzlockiges Haar, er flüsterte wieder und wieder unverständliche Worte, aus denen sie nur ihren Namen erklingen hörte und riß sich endlich von ihr los, um in der Tür zu verschwinden, die sich hinter ihm schloß, als schöbe sich die seither geöffnete Wand zusammen. Die Prinzessin atmete tief mit einem schweren Seufzer und legte unwillkürlich die Hände auf ihr ungestüm pochendes Herz. Und obwohl es ihr war, als wehe eine fremde, schwüle Luft durch dies Gemach und sie bewege sich in einem farbigen Nebel, behielt sie doch Besonnenheit genug, beide offenkundige Türen zu entriegeln und dann einige Minuten still an der einen zu verharren. Aus Ediths Salon hörte sie die Stimme der Sängerin — sie lauschte aber nicht nach dieser, sondern nach der Seitenwand, die dies Durchgangskabinett von Ediths Schlafzimmer trennte. Aus diesem und dem anstoßenden Gemach von Miß Blakes Kammerjungfer, die im Geheimnis war, mußte jetzt Camillo den Gang wieder erreicht haben, von dem aus er unbefangen in jenen Salon eintreten konnte, in dem

er und sie selbst erwartet wurden. Die Prinzessin befiel jetzt ein heftiges Zittern, wenn sie bedachte, wie viele schon Mitwisser ihrer Leidenschaft seien, und doch regte sich zugleich in ihrem Herzen ein wilder Wunsch, daß lieber heute als morgen die Katastrophe kommen und ihre Liebe in Not und Tod erprobt werden möchte!

In ihrem Salon, wo der Flügel aufgestellt und eine kleine Zahl von Armstühlen zu einem Halbkreis geordnet war, hatte inzwischen Miß Edith mit widerstreitenden Empfindungen die Honneurs gemacht. Von herzinniger Teilnahme und tödlicher Angst um ihre junge Herrin, von aufwallendem Haß und widerstrebender Bewunderung für den Musiker erfüllt, fand sie kaum die Kraft, eine freundlich-gleichgültige Unterhaltung mit Frau von der Lasseburg und drei andern anwesenden Damen zu führen. Sie atmete erleichtert, als die Diener unter Vortritt des Haushofmeisters den Tee servierten und noch mehr, als sie die Sängerin des Abends an den Flügel genötigt und ihr den Wunsch Ihrer Hoheit kundgegeben hatte, das kleine Konzert einstweilen ohne die Prinzessin zu beginnen. Miß Blake erbot sich zu gleicher Zeit, da Herr Arsakoff erst nach dem Konzert der Museumsgesellschaft erscheinen könne, die italienische Arie der Sängerin zu begleiten. Die Künstlerin, dreifach mißvergnügt über das späte Erscheinen der Prinzessin, über das Ausbleiben des gefeierten Virtuosen, mit dem zusammenzuwirken für sie eine Ehre war, und über den kleinen Zirkel, den sie vorfand, wo sie eine größere Gesellschaft erwartet haben mochte, verbeugte sich steif und kühl und genügte dem Wunsche, der ihr ausgedrückt war, mit allen Zeichen des Zwanges. Erst während sie sang, kam über Miß Blake eine Art von Beruhigung. Sie sah durch die entgegengesetzte Tür

Arsakoff eintreten und die anwesenden Damen begrüßen. Nichts in seiner ganzen Erscheinung verriet, daß er nicht unmittelbar aus den Sälen der Museumsgesellschaft komme. Er nickte der spielenden Miß Edith freundlich zu, um ihr seinen Dank für die Stellvertretung auszudrücken — und verbeugte sich wenige Minuten darauf tief vor der in der Tür erscheinenden Prinzessin. Ihre Hoheit begrüßte huldvoll die eingeladenen Damen, winkte der Sängerin, ihre Arie zu Ende zu singen und nahm ihren Platz in der Mitte des kleinen Halbkreises ein. Sie zeichnete im Verlauf der nächsten Stunde den Pianisten nicht mehr aus als sonst, ja man hätte sagen mögen, daß sie der fremden Künstlerin größeres Interesse zuwende. Diesen Eindruck vertraute denn auch, während die Dame Schubertsche Lieder sang und Signor Camillo diese mit sicherer Meisterschaft begleitete, Frau von der Lasseburg der englischen Gouvernante an. Bedeutsam setzte sie hinzu:

„Sehen Sie um Gottes willen, Miß Edith, wie angegriffen, man möchte sagen verstört, unsre Prinzessin wieder aussieht! Todblaß und ein paar fieberisch rote Flecke auf den Wangen. Sie können mir sagen, was Sie wollen, ich fange an, die Meinung des armen Fräulein von Halleben zu teilen, daß Ihre Hoheit an ihrer Musikleidenschaft noch zugrunde gehen wird, wenn ihr nicht bei Zeiten Einhalt geschieht!"

Die Engländerin wollte etwas erwidern, aber es war ihr, als sei ihre Zunge unbeweglich geworden. Sie starrte, den Augen der Frau von der Lasseburg folgend, auf ihre junge Herrin hin, die mit geschlossenen Augen und abwesendem Ausdruck den süßen Klängen des ‚Wandrer' lauschte:

Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt und nie gekannt,

Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn.
Das Land, das meine Sprache spricht —
O Land, wo bist du?

Und während Frau von der Lasseburg schon wieder von der Prinzessin hinwegsah und sich in halblaut geflüsterten Bemerkungen über den Anzug der Sängerin und über die angebliche rasche Intimität zwischen der fremden Künstlerin und Camillo Arsakoff erging, fühlte Edith Blake sich von einem Schauer ergriffen, und es war ihr in diesem Augenblick, als habe sie die Gabe des zweiten Gesichts ererbt, deren ihre Vorfahren sich gerühmt, und sehe ihre liebliche junge Herrin im Todesschlummer vor sich. Mit Mühe unterdrückte sie einen lauten Aufschrei, während die letzten Worte der Sängerin verhallten:

Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort, wo du nicht bist — ist das Glück!

Zwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther hatte am Morgen nach dem Museumsball sich wie gewöhnlich in sehr früher Stunde erhoben, aber heute sein Frühstück allein eingenommen und sich unmittelbar danach in sein Arbeitszimmer begeben, wo er noch beim Schein der Lampe zu lesen begann. Er studierte, seit seiner engeren Beziehung zu Paul Lohmer, mit Vorliebe Berichte über Polarfahrten und hatte sich mit innerem Anteil in eine ihm völlig fremde Welt hineingelebt, nur weil der junge Arzt in ihr heimisch war. Die Zärtlichkeit des Präsidenten für seinen jungen Freund, an dem er gar nicht zu

bemerken schien, daß derselbe alle wärmere Empfindung entbehre, war stadt- und landkundig geworden und gab den kleinstädtischen Zungen Forstenburgs nie versiegenden Stoff. Herr von Herther jedoch, ohnehin nie gewohnt, sich durch andere in seinen Empfindungen und Urteilen bestimmen zu lassen, ward durch nichts in seiner Freundschaft für Doktor Paul beirrt. Er brauchte zumal in seinem Arbeitszimmer nur die Augen aufzuschlagen, um des jungen Mannes mit aller Wärme, deren er fähig war, zu gedenken.

Seit jenem Morgen, an dem sich Doktor Lohmer hier zuerst eingefunden hatte, war nur eine Veränderung in diesem Raume getroffen worden — über dem Schreibtisch hing neben andern Porträts das Bild eines schönen, noch stattlichen Mannes in der Tracht des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts. Wer die Züge dieses Porträts mit denen des Präsidenten verglich, mußte auf der Stelle wahrnehmen, daß der letztre seinem Oheim, Herrn Franz von Herther so glich, wie nur Menschen derselben Familie sich gleichen können. Und doch trat ein wunderbarer Gegensatz bei aller Ähnlichkeit hervor: Franz von Herthers Gesicht drückte in dem Maße kühne Entschlossenheit und eine strahlende Heiterkeit aus, als die Mienen des Präsidenten von einer gewissen wachsamen Rückhaltung und einem beinahe düstern Ernst zeugten. Herr von Herther hatte sich in den letzten Monaten, seit er das Bild seines Oheims von Bremen heimgebracht und mit einem nie zuvor genossenen Gefühl tiefster Befriedigung unter seine Familienbilder eingereiht hatte, oft still lächelnd gesagt: „So wie Onkel Franz hat mich die Natur und mein Blut haben wollen, und wie ich dreinschaue, hat mich das Schicksal gebildet.“ Aber rückhaltlos und un-

gehindert empfand er Dankbarkeit für den, der den Druck schlimmer Erinnerungen von seiner Seele genommen und gab sich keine Rechenschaft darüber, daß nach und nach ein andrer Druck eingetreten war. Heute sann er zwischen seiner Morgenlektüre darüber nach, was am gestrigen Konzert- und Ballabend die Unzufriedenheit des jungen Freundes erregt haben könne. Denn, daß Doktor Paul unzufrieden gewesen sei und dies bei aller festen Selbstbeherrschung mehrmals gezeigt habe, vermochte sich der Präsident nicht zu verhehlen. Und er empfand mitten in dieser Morgenstille, beim Glühen seines Kaminfeuers und dem milden Scheine seiner Lampe, eine gewisse leise Unruhe vor dem kommenden Tage.

Seinerseits war auch Paul Lohmer an diesem Morgen mit einer Unruhe erwacht, die seinem Wesen sonst völlig fremd war. Das gestrige intime Diner mit Camillo Arsakoff hatte nicht bloß darin nachgewirkt, daß der Arzt sich genötigt sah sein eigner Patient zu werden und sich ein unschädliches Mittel gegen das Unbehagen zu verschreiben, das die heißen Weine und ein kurzer, allzuschwerer Nachtschlaf hinterlassen hatten. Die verschiedenen Mitteilungen des Musikers, die Einblicke, die er selbst gewonnen hatte, beschäftigten ihn lebhaft und erschütterten die kalte Sicherheit seines Selbstbewußtseins. Das nächste blieb die Unterredung mit dem Präsidenten — doch so klar ihm dies auch war, so unschlüssig fand er sich über den Ton, den er Herrn von Herther gegenüber anzuschlagen habe. Felicitas und ihr Empfinden kamen für ihn kaum mehr in Frage; ein Mädchen von ihrer Erziehung konnte, nachdem sie in der Leidenschaft unglücklich gewesen, am Ende nichts anderes tun, als in einer passenden, von ihrem Vater gebilligten, ja ersehnten

Verbindung einen anständigen Abschluß suchen. Dies erschien ihm so unbedingt als das Natürliche und die Zeit, die bis zu diesem Ende noch verstreichen konnte, als etwas so Geringfügiges, daß er sich über seine Eifersuchtsanwandlung am gestrigen Ballabend selbst gescholten haben würde, wäre ihm nicht sofort beigefallen, daß sich diese Anwandlung verwerten lasse, falls die eingehende Verhandlung mit dem Präsidenten nicht zu dem gewünschten Ziele führe. Er konnte einen Rückzug nicht besser motivieren, als mit dem Hinweis darauf, daß er die geheim fortwirkende Liebe des jungen Mädchens zu dem fernen Erich Franken empfinde und darum kein ganzes Glück für sich zu erwarten vermöge.

Schier unbegreiflich dünkte es dem Arzt am heutigen Morgen, warum er bis hierher die Verhältnisse des Herrn von Herther als vollkommen befriedigend angesehen habe. Ehe er von jenem Vermächtnis vernommen hatte, das der Präsident so sorgfältig geheim hielt, war er mit der Tatsache, daß Felicitas kein großes, und im heutigen Sinne überhaupt kein nennenswertes Vermögen zu erwarten habe, vollkommen im reinen gewesen und hatte sie selbst als ein Mittel des Erfolgs, als eine Gelegenheit betrachtet, seine fleckenlose Respektabilität zu erweisen. Seit den Mitteilungen Arsakoffs und gegenüber der Möglichkeit, daß der Präsident den Don Quixote der Uneigennützigkeit tragieren könne, erschien er sich selbst als ein unerhörter Tor. Dazu jagten sich wunderliche Bilder und Schatten, wirre Pläne und Möglichkeiten in Doktor Pauls überreiztem Gehirn. Der phantastische Virtuos hatte sich so tief in die Karten seines gewagten Spiels blicken lassen, daß für einen Mann, wie Doktor Paul, der Gedanke aufblitzen mußte, ob er die Unbesonnenheit Arsakoffs nicht

zu seinem eignen Vorteil wenden könne. Gab es einen Weg, den Musiker zu stürzen und in irgend einer Weise in sein Erbe zu treten — vielleicht die Hand von Fräulein Gabriele Hildheimer zu gewinnen, oder sich den Herzog zu verpflichten?

Indes er diese Erwägungen in wachsender Unruhe anstellte, hatte er sich angekleidet, war in sein Coupé gestiegen und hatte seine Rundfahrt angetreten. Seine Kranken, bei denen er wie immer mit der kühlen Gewandtheit und einer scharfen Bestimmtheit seines Wesens auftrat, die nicht Sympathie, aber Vertrauen und Hoffnung einflößten, merkten nichts von den in ihm wühlenden Zweifeln. Und wie er zwischen den einzelnen Besuchen die ganze Sachlage und seine nächsten Schritte noch einmal bedachte, kam er doch zum Entschluß von gestern zurück, alles weitere von dem Ausgang seiner Unterredung mit Herrn von Herther abhängig zu machen.

In nicht geringer Spannung sah der Präsident, als in der neunten Stunde die Hausglocke mit dem bekannten Zuge Doktor Pauls erscholl, dem Kommenden entgegen, in noch größerer betrat der Arzt das stille Arbeitszimmer. Aber die Überlegenheit des jüngeren Mannes über den älteren gab sich darin kund, daß die Züge Herrn von Herthers seine unruhige Spannung verrieten, während Doktor Paul, ein wenig bleicher als sonst, aber mit dem ernstheitern Ausdruck, den er für den Präsidenten jederzeit zur Schau trug, den Herrn des Hauses begrüßte. Der Eingetretene sah auf dem Lesetisch Herthers das große Werk Shillingslaws über die Polarexpeditionen liegen, und versagte sich ein Lächeln nicht, das minder liebenswürdig erschienen wäre, wenn es die

Geringschätzung wiedergegeben hätte, aus der es hervorging.

„Ich bin wiederum Ihren Spuren nachgegangen, lieber Doktor," sagte Herr von Herther, der den Blick Pauls nach seinem Buche wahrgenommen hatte. „Es mag wohl ein befriedigendes Gefühl sein, die ungeheuren Anstrengungen einer solchen Expedition ohne Schaden an Leib und Seele durchlebt zu haben — während der Reise selbst muß das Gefühl, daß dergleichen im Grunde über Menschenkräfte hinausgehe, doch oft die Oberhand gewinnen."

„Ich habe es nicht so empfunden," erwiderte Doktor Paul und zog sich einen Stuhl, dem des Präsidenten gegenüber, an das Kaminfeuer. „Sie wissen aber, unter welch eignen Voraussetzungen ich an einer Polarfahrt teilgenommen habe. Mir war es einzig um die Gewinnung eines Anspruchs zu tun, der mich über die gemeine Not des Lebens hinaushob, und wer die Sache will, muß auch die Bedingung ohne Murren wollen. Mein Entschluß hat seinen Dienst geleistet, und ich sage jetzt, ohne eine heroische Miene anzunehmen: Gut, daß dies Erlebnis hinter mir liegt. Lassen Sie uns indes aus den arktischen Regionen in die heimatlichen kommen — ich habe längst eine Stunde herbeigewünscht, in welcher ich mancherlei, das Sie, wie mich angehen mag, Ihnen offen darlegen dürfte."

„Mein junger Freund!" rief Herr von Herther; „es ist mir immer wertvoll, mit Ihnen zu sprechen! Wenn aber Ihre Offenheit den Zweck haben soll, mir Ihre Wünsche kundzugeben, so muß ich Ihnen zuvorkommen, Ihnen sagen, daß mir diese Wünsche seit langem nicht fremd und ebensolange auch meine innigsten Wünsche sind."

„Das wußte ich, Herr Präsident!“ versetzte der Doktor und sein Lächeln war jetzt derart, daß es, für einen Augenblick mindestens, selbst Herrn von Herther mißfiel. „Ich dachte auch, mehr mit Ihnen von den Mitteln zu sprechen, durch die unser gemeinsamer Wunsch erfüllt werden könnte. Jede Heuchelei ist mir fremd und verhaßt, und so habe ich nie die Miene angenommen, als ob sich das Leben nur auf einen Herzenswunsch gründen lasse.“

„Und ich achte Sie darum nur höher, lieber Doktor!“ sagte Herr von Herther ermunternd. „Die echte warme Neigung eines Mannes bewährt sich darin, daß er nicht früher den Besitz der Geliebten begehrt, als bis alle Grundlagen eines festen Glückes, eines stattlichen Hauses gewonnen sind — ich kann es nur loben, wenn Ihnen dies im Bewußtsein bleibt!“

Doktor Lohmer hätte laut auflachen mögen, als er diese Worte vernahm, die sogar nicht das trafen, was in seinem Innern vorging und ihm nun doch zur Handhabe dienen mußten, seinen eigentlichen Zweck zu fördern. Es wandelte ihn eine gewisse Ungeduld an und minder vorsichtig, als sonst, fuhr er heraus:

„Sie loben mich zu viel, teurer Gönner! Lassen Sie mich eingestehen, daß ich gerade über diesen Punkt in den letzten Tagen manche Stunde trüben Nachsinnens gehabt habe, und deshalb aufatmete, als mir eine gestern erhaltene frohe Kunde, für Sie frohe meine ich! meine schwersten Besorgnisse zerstreute. Ich überschlug die Mittel, die mir zu Gebote stehen und auf die ich bestenfalls hoffen darf, wenn ich das Glück haben sollte, die Hand von Fräulein Felicitas zu gewinnen — und ich mußte mich recht ernstlich fragen, ob ich schon ein Recht habe, diese schöne Hand zu begehren. Wir stimmen ganz überein, Herr Präsident,

daß es unser höchster Wunsch ist, der heutigen Welt zu zeigen, was ein gutes, festes Haus noch sein und bedeuten kann. Aber ich begann zu fürchten, daß ich mich über die Möglichkeiten dazu getäuscht, meine Kraft und meine Zukunftsaussichten überschätzt hätte."

„Lieber Doktor!" unterbrach ihn der Präsident mit einem leicht mißbilligendem Blick. „Wir haben die Frage ja ernst durchgesprochen — ich setze volles Vertrauen in Sie — Vertrauen, wie in keinen andern Menschen. Warum wollen Sie mit Ihrem männlichen, festen Geiste sich unnötige Besorgnisse schaffen? —"

„Ihr Vertrauen ehrt mich hoch, Herr Präsident!" fiel seinerseits wieder der Arzt Herrn von Herther ins Wort. „Ich würde meine Befürchtungen allein zu tragen gesucht haben, so hart es mir ankam, wenn ich nicht, freilich von andrer Seite als von Ihnen selbst, die Gewißheit erhalten hätte, daß jene allerdings Gespenster sind. Das Vermächtnis des Bankrat Lorius sichert ja, ohne mich, die sorgenfreie Zukunft Ihrer Fräulein Tochter, wie weit meine Kraft und mein Glück immerhin reichen und selbst wenn sie meinem besten Willen nicht gleichkommen sollten."

Der junge Arzt hatte, während er dies sprach, sein dunkles Auge fest auf das Gesicht des Präsidenten gerichtet, in dem es eigentümlich zuckte, und in welchem ihm persönlich zum erstenmal jener abweisend vornehme Ausdruck begegnete, den so viele andre Menschen an Herrn von Herther kannten. Der Präsident war für einen Augenblick wieder einmal er selbst: der Zauber, der seit dem ersten Morgen auf ihm lag, an welchem Paul Lohmer in diesem Zimmer gesessen, schien machtlos geworden. Mit starker Stimme, durch die hörbar eine verhaltene, innere Entrüstung hindurchklang, sagte er:

„Wer Ihnen von diesem Loriusschen Vermächtnis erzählte, hat Ihnen und mir einen schlechten Dienst geleistet, Herr Doktor! Für mich ist dies eine erledigte Angelegenheit. Bankrat Lorius mag es wohl gemeint haben, daß er mir die Kohlenfelder von Weidenwald hinterließ; ich aber durfte und darf ein solches Erbe nicht antreten. Es wird meine Sorge sein, dasselbe in die rechten Hände zu bringen und ich muß allerdings wünschen, daß Sie überhaupt kein Wort von der ganzen Angelegenheit erfahren hätten, sowie Felicitas kein Wort davon erfahren hat!"

Doktor Paul fühlte, daß der entscheidende Moment gekommen sei. Wenn er anders Gewalt und Einfluß beim Präsidenten erreicht hatte, mußte sich's heut' und hier bewähren. Mit der Miene eines Überraschten und leicht Gekränkten, versetzte er: „Ich weiß von dem ganzen Testament nichts als die Tatsache. Da Sie mir die Ehre erweisen, mich in Ihre Entschlüsse einzuweihen, so würdigen Sie mich vielleicht auch der Angabe Ihrer Gründe! Es tut mir weh, eine goldene Hoffnung zerrinnen zu sehen, die ich für Fräulein Felicitas gefaßt hatte."

Herr von Herther bereute die Heftigkeit schon wieder, mit der er Doktor Paul geantwortet hatte. In der Miene und im Tone seines jungen Freundes gab sich ein Etwas kund, das ihn wünschen ließ, jenen zu überzeugen. Unwillkürlich trat ihm vor die Seele, daß sich seine Handlungsweise doch anders beurteilen lasse, als es ihm selbst möglich erschienen war. So rückte er dem Arzte näher und setzte ihm mit vertraulichem Eifer seine Gründe auseinander:

„Beachten Sie wohl, lieber Paul, warum ich das Loriussche Vermächtnis in keinem Falle annehmen durfte.

Vor allem würde die Tatsache, daß ich Syndikus unsrer Bank war und bin und also zu den Direktoren in ein Vertrauensverhältnis treten mußte, zu den schwersten Mißdeutungen Anlaß geben! Bis hierher hat mein schlimmster Feind nicht an der Uneigennützigkeit meiner Amtsführung und aller Bemühungen gezweifelt, die ich für die strenge Zuverlässigkeit unsrer Bank aufgewandt habe. Das würde mit einem Schlage ins Gegenteil verkehrt werden! Sodann schlägt das Testament unser eignes Prinzip, daß die Grundlage des deutschen Lebens, die Familie, die Blutsverwandtschaft, und ausschließlich diese bleiben muß, geradezu ins Gesicht. Es ist wahr: die Verwandten von Lorius sind, so weit ich bis jetzt erkundet habe, reich genug, die Weidenwalder Kohlenwerke bilden auch nur einen kleinen Teil der Hinterlassenschaft des Bankdirektors. Aber möglich bleibt es doch, daß es mir gelinge, noch arme Verwandte des Verstorbenen zu finden, für welche dies Erbe von Bedeutung sein kann. Wenn dies indes auch nicht der Fall wäre, so habe ich einen dritten entscheidenden Grund. Mein ganzes Leben hindurch bin ich jeder Berührung mit dem modernen Erwerb und Gewinn ausgewichen, habe der Hoffnungslosigkeit dieser Zustände gegenüber mich wohl gehütet, auch nur im geringsten von ihnen abhängig zu werden. Nach allem, was ich über die Loriusschen Kohlenwerke in Weidenwald in Erfahrung bringen kann, sind diese in jeder Beziehung Ausgeburten des schlimmsten Industrialismus. Sie haben dem verstorbenen Bankdirektor ungeheure Summen eingetragen, in seinem Testament schätzt Lorius die Rente, die er mir mit dem Vermächtnis der Kohlenfelder zuweist, auf zehn- bis zwölftausend Taler jährlich. Aber der Zustand der Werke entspricht,

wie man mich versichert, nicht den mäßigsten Anforderungen und der Zustand der Arbeiter ist ein geradezu heilloser. Ich würde mit dem Antritt des Erbes eine unermeßliche Verantwortung, eine Last übernehmen, die für meine Schultern viel zu schwer ist. Denn daß ich die Dinge nicht lassen könnte, wie ich sie fände, darüber sind wir ja wohl beide einig! — Und wie wäre es mir möglich hier zu tun, was Pflicht und Gewissen geböten, welche heillose Unruhe würde ich in mein, in Felicitas' und Ihr Leben tragen! Sie sehen, daß es in allem Betracht das Beste war, die Versuchung rasch hinter mich zu werfen!"

Doktor Paul hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und scheinbar mit ruhigem Ernst die Darlegung des Präsidenten vernommen. In Wahrheit hatte ihn von allem, was derselbe sprach, nur die Nennung der großen Summe, um die es sich hier handelte, und die flüchtige Äußerung Herrn von Herthers von der überwundenen Versuchung tiefer berührt. Also war es doch eine Versuchung gewesen — selbst für den eitlen, vor der Zeit greisenhaften Mann ihm gegenüber, dessen Gründe ihm so kindisch, so armselig erschienen, daß er fast erfreut war, seine Meinung verhehlen zu müssen. Er würde ja doch keine Worte gefunden haben, die ganze Verachtung, die er fühlte, auszudrücken! Mit Selbstüberwindung schlug er einen herzlichen, zugleich zustimmenden und zweifelnden Ton an:

„Ich empfinde aus allem, was Sie mir sagen, wieder Ihre skrupulöse Ehrenhaftigkeit, die durch und durch vornehme Gesinnung, die mich zu Ihnen hingezogen hat!" sagte er. „Allein ich bin nicht unbedingt überzeugt, daß Sie recht tun würden, das Vermächtnis für sich und

Fräulein Felicitas abzulehnen. Ich habe den Eindruck, als ob Bankdirektor Lorius eben in Erkenntnis Ihrer Eigenschaften und im Wunsche, Ihr Haus mit diesen fortblühen zu sehen, Ihnen das große Legat vermacht hat. Der alte Herr mag es wohl erwogen haben, wie bedroht gerade diese Dinge in unsern Tagen sind, wenn sie einer sichern Grundlage des Vermögens entbehren! Des wachsenden Vermögens — gerade darum sind Ihnen die Kohlenbergwerke im Buchsfelde zugeteilt worden, während es Lorius leicht gehabt hätte, Ihnen von seinem riesigen Vermögen ebensoviel in Staatspapieren zu hinterlassen. Sie hätten den Zweck des Erblassers vor allem bedenken müssen. Ihre Meinung wegen des Syndikats geht aus einer richtigen Empfindung hervor, allein es würde sicher genügen, wenn Sie dies Amt in derselben Stunde niederlegten, wo Sie die Erbschaft antreten! Bezüglich der Loriusschen Familie kann ich Ihre Bedenken nicht billigen. So weit dürfen wir das Familienprinzip nicht ausdehnen, oder es würde widersinnig werden. Nur was im Zusammenhang, in lebendiger Wechselwirkung mit der Familie steht, muß die Vorteile dieses Zusammenhangs genießen. Wären Kinder, Neffen, Nichten, Brüder und Schwestern des Verstorbenen in bedrängter Lage vorhanden, so müßte ich Ihnen zustimmen. Aber warum ein entfernter Vetter, den der Bankdirektor nie gekannt hat, ein besseres Recht haben soll, als Sie, der nahestehende Freund, der Amtsgenoß — das vermag ich nicht einzusehen. Ihr dritter Grund aber, Herr Präsident, der Ihnen der hauptsächlichste scheint, würde Sie nach meinem schwachen Urteil weit mehr verpflichten, das Vermächtnis des Bankdirektors alsbald anzutreten. Sollen die Werke, soll die Bevölkerung, deren Wohl und Wehe von dem Zustand der Werke ab-

hängt, auf eine bessere lenkende Hand von der Gunst des Zufalls warten, während doch der Erblasser meinte, sie in die beste Hand zu legen? Kurz, teuerster Herr Präsident, ich finde mich zum erstenmal überall mit Ihnen im Widerspruch! Verzeihen Sie mir noch eine kühne Äußerung. Wir haben oft darüber gesprochen, wie bedrängt und ohnmächtig gemacht die echte Gentilität heutigen Tages ist, wie schwer sich der aufrecht erhält, der das Rechte weiß und tut — und wie alle unsere Zustände, ja unsere Gesetze darauf abzielen, diese Sinnesweise in der Welt unmöglich zu machen. Sollen so traurige Tatsachen nur beklagt werden? Hat der einzelne nicht die Verpflichtung, ihnen entgegenzuarbeiten, wenn ein günstiges Geschick ihm die Mittel dazu in die Hand gibt? Verzeihen Sie, daß ich so unberufen eine Meinung ausspreche. Der Gedanke an das Geschick von Fräulein Felicitas machte mich warm, die Vorstellung, daß Sie ihr vielleicht aus allzugroßer Skrupulosität etwas rauben, was Sie selbst in spätern Tagen für sie herbeisehnen könnten. Hätte ich schon die Ehre und Glück, Ihr Schwiegersohn zu sein, so hätte ich schweigen müssen! — Jetzt, wo mein Geschick noch unentschieden in Fräulein Felicitas Händen ruht — wo ich aus mancherlei Gründen eine Entscheidung gegen mich zu fürchten habe, jetzt durfte ich reden, ja es war mir, als ob ich es müßte!“

„Ich sehe Sie als meinen Sohn an und vertraue fest darauf, daß Felicitas sich selbst und die Gesinnungen, in denen ich sie erzogen habe, wiederfinden wird,“ entgegnete der Präsident, der, während Doktor Paul eifrig auf ihn einsprach, ein paarmal vor sich niedergeblickt hatte, jetzt aber wieder mit dem Ausdruck vollen Vertrauens in Lohmers Gesicht sah. „Ihre Worte erwecken

mir Zweifel, ob ich ohne weiteres meiner ursprünglichen Empfindung folgen darf — ich verspreche Ihnen, auf alle Fälle die ganze Angelegenheit noch einmal in die ernsteste Erwägung zu ziehen, und zwar unter den Gesichtspunkten, die Sie mir gegeben haben. Mit Felicitas aber lassen Sie mich vorläufig sprechen! In einem Punkte glaube ich Sie beruhigen zu dürfen — was auch in der Seele meines Kindes noch nachklingen mag, jeden Gedanken an eine Verbindung mit Erich Franken hat sie begraben."

„Ich würde sehr beglückt sein, wenn ich das mit Sicherheit hoffen dürfte!" versetzte einigermaßen gezwungen der Arzt. Er empfand, daß die Unterredung, der er so große Wichtigkeit beigelegt hatte, jetzt zu Ende sein müsse. Seine Hoffnung, den Präsidenten in der Erbschaftsfrage zu überzeugen, war mächtig gewachsen — aber doch nicht Gewißheit geworden. Gleichwohl durfte er jetzt nicht weiter in Herrn von Herther dringen und kein entscheidendes Wort sprechen, um nicht zu gefährden, was er doch gewonnen hatte. Er brach auf und ließ Herrn von Herther in einem seltsamen Zustande des Zweifels an sich selbst, grollender Klage über den Lauf der Welt zurück. Der Präsident hätte blind sein müssen, um heute den Riß nicht zu gewahren, der zwischen seinen eignen und Doktor Pauls Auffassungen vorhanden war. Aber er sagte sich nur, daß dieser Mann, der mit ihm nach dem gleichen Licht blicke, ihm den Unterschied zwischen dem vergangenen und dem gegenwärtigen Geschlecht fühlbar mache. „Er ist der Beste, den ich kenne, — aber auch die Besten sind anders, als wir waren!" Und dabei beschlich es ihn doch, als ob Doktor Paul recht haben könne — unvermerkt drängte er sich selbst in den Gedankenkreis hinein, den ihm dieser eröffnet hatte.

Das Ziel, in diesem jungen Manne die Stütze seines Hauses zu gewinnen, schien ihm bereits jetzt eines Opfers auch seiner Ansichten wert.

Doktor Paul begegnete im Hinweggehen Felicitas, die eben aus ihrem Zimmer trat. Er grüßte sie mit einem Ausdruck ungekünstelten Staunens — sie war ihm nie so reizvoll und lieblich erschienen, als diesen Morgen, wo seine geschäftige Phantasie ihre schlanke, anmutige Gestalt auf einem goldnen Hintergrund erblickte! Sie vermochte ihm nicht zu wehren, daß er ihre Hand erfaßte und küßte und sie zugleich mit einem Blick ansah, in dem die Bitte um Verzeihung für seine Kühnheit lag. Felicitas fragte hastig, nur um nicht stumm zu bleiben, nach dem Ergehen ihres Vaters. Doktor Lohmer antwortete:

„Ihr Herr Vater ist vollkommen wohl, Fräulein Felicitas! Ich habe mir als Freund und Arzt soeben erlaubt ihm einen Rat zu erteilen, der nicht bloß ihm, sondern auch Ihnen zugute kommen soll und für den ich später auf Ihren Dank hoffe.“

Felicitat errötete und erbleichte und atmete dennoch auf — ihr schien wenigstens gewiß, daß der Doktor an diesem Morgen nicht um ihre Hand geworben haben könne. Bei Doktor Paul aber, der gewohnt war, seine Anschauungen in anderer Seelen hinüberzutragen, regte sich in diesem Augenblick der Verdacht, daß Fräulein von Herther um das große Legat des Bankrats Lorius wisse und seine dunkle Anspielung vollkommen verstanden habe. Hatte er das Arbeitszimmer des Präsidenten nur halb zufrieden verlassen, so verließ er jetzt das Haus in weitaus besserer Stimmung.

Im neuen Schloß begab sich der Hofarzt, wie hergebracht, in sein im Erdgeschoß belegenes Konsultations-

zimmer. Es blieb sein heimlicher Ärger, daß zunächst nur die niedern Beamten und die eigentliche Dienerschaft des Hofes seine Wissenschaft und ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen. Und doch riet ihm die einfachste Klugheit, seine Pflicht hier nicht etwa so leicht zu nehmen, wie dies der herzogliche Leibarzt Geheimrat Dorau in den letzten Jahren getan hatte. Denn von der Stimmung der Sekretäre und Diener mochte leicht ein Teil seiner Zukunft abhängen. Doktor Paul widmete daher den kleinen Leiden derer, die in sein Konsultationszimmer kamen, die größte Aufmerksamkeit und zeigte sich nicht allzu ungeduldig, als der ihm zugewiesene Lakai berichtete, der Reisekurier Seiner Hoheit, Herr Wild, liege krank in seinem Zimmer und lasse um ärztlichen Beistand bitten. Er bemerkte zwar kurz: „Wild wird abermals zu schwer gezecht haben!“ — aber er schlug den Weg zu den hintern Parterrezimmern des linken Schloßflügels, die der Dienerschaft überwiesen waren, ohne Zögern ein. Er fand den Kurier in der Tat in halber Betäubung, zu gleicher Zeit aber in Fieberhitze. Die alte Krankenwärterin des Schlosses berichtete, daß Herr Wild zuzeiten wild phantasiere und dabei lästerliche Reden vernehmen lasse. Ehe der Arzt noch eine nähere Frage tun konnte, ward ihm von dem Kranken, der sich hin- und herwarf, bald abgerissene Worte, bald zusammenhängende Sätze hören ließ, der Aufschluß über die Natur dieser Reden gegeben. Wirr durcheinander klangen die Namen Prinzeß Stephanie, Miß Edith Blake, Herr Arsakoff und Lizzie, das Kammermädchen von Miß Edith. Von Zeit zu Zeit stöhnte der Kranke ganz unverständlich in seine Kissen hinein und dann fuhr er wieder empor und rief laute Warnungen: „Seid nicht zu keck, Lizzie — sie werden Euch doch fassen!

Der alte Lorberg hat seine Augen überall — er sieht mir bis in die Taschen und Ihr werdet ihn nicht blind machen! — Sag's nur deiner Herrin und ihrer Prinzessin! — Der Russe hat Mut — aber Eis bricht doch! Erst Miß Edith — dann die Hoheit — eine hübsche, hübsche Reihe! Du nicht auch dabei, Lizzie? — Nehmt Euch in acht — in acht mit Euren Hintertüren! Die Prinzessin mag sich wohl hüten — es wissen schon mehr um ihre Schliche, Lizzie! — Der Alte —" hier verloren sich die weiteren Reden des Kranken wieder in den Bettdecken, die er, wie von einem plötzlichen Frost geschüttelt, um sich zog. Die Krankenwärterin sah den aufmerksam lauschenden Arzt erschrocken an. — Doktor Paul hielt die Hand des Kranken und blickte ruhig auf seine goldene Uhr. „Er fiebert stark und phantasiert heftig — Sie werden Eisumschläge machen und ich werde gegen Abend noch einmal nach ihm sehen müssen." Er gab noch einige unwesentliche Anordnungen und verließ dann das Zimmer des Kranken, das wüster und schmutziger aussah, als irgend ein andres Dienerschaftszimmer des Schlosses. Draußen ging er mit fast unhörbaren leichten Tritten durch die langen Gänge nach seinem Konsultationszimmer zurück. Ein eigenartiges Lächeln umspielte die schmalen Lippen — er sprach, obschon kein Laut zwischen ihnen hervorkam, mit sich selbst: „Das Glück meines Freundes Arsakoff scheint ja hier auf die Feuer- und Wasserprobe gestellt zu werden. Wenn es diese besteht, muß man anfangen, an seine Dauer zu glauben, und sodann wollen wir zu ihm halten, wie es guten Kameraden geziemt!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abend des ersten März überraschte, wenige Tage nach den feuchten Vorboten des Frühlings, Stadt und Land mit einem plötzlichen Rückschlag des Winters. Der laue Südwestwind sprang so jäh in einen scharfen Nordwest um, daß ein paar Stunden hinreichten, um sämtliche Straßen und Plätze der Residenz in eine spiegelglatte Eisfläche zu verwandeln. Jedes einzelne Haus glich für den Augenblick einer kleinen Festung, in der die Einwohner eingeschlossen sind, und an welche die Annäherung Gefahr bringt. In den wenigen Häusern, in denen man um die Dunkelstunde einen Angehörigen nicht daheim hatte, sah man mit lebhafter Besorgnis der Heimkehr desselben entgegen. Zu diesen Häusern gehörte heute ungewöhnlicherweise dasjenige des Präsidenten von Herther, in welchem Fräulein Felicitas in wachsender Sorge mit den weiblichen Dienerinnen allein verweilte und der Rückkunft ihres Vaters von einer Reise, die er vor zwei Tagen in die entfernteste Gegend des Herzogtums, in das Buchsfeld, angetreten hatte, wartete. Herr von Herther hatte Felicitas gebeten, ihn nicht im Bahnhofe zu empfangen, da die Ankunft der Züge aus dem obern Teil des Landes, wohin nur eine übelberufene Zweigbahn führte, oft verspätet erfolgte, hatte sich aber einen Wagen nach dem Bahnhofe senden lassen. Felicitas, die durch die Reihe der Zimmer ging, um sich zu überzeugen, daß alle gleichmäßig erwärmt und in der Weise beleuchtet seien, wie es ihr Vater liebte, lauschte unzähligemale nach der stillen Gartenstraße hinaus, ob sich nicht das Rollen eines Wagens vernehmen lasse. Sie neigte wenig zu Befürchtungen

und Frost und Glatteis würden ihr nur eine leichte Besorgnis verursacht haben. Aber die ganze plötzliche Reise, die Art, wie ihr der Vater deren Antritt angekündigt hatte, die Tatsache, daß diesem raschen Ausflug tagelange Gespräche mit Doktor Paul Lohmer vorausgegangen waren, erfüllte ihre Vorstellung mit unerfreulichen Bildern und ließ sie die Rückkehr des Reisenden zugleich mit Ungeduld ersehnen und vor derselben bangen. Zum Überfluß waren in der letzten Stunde rasch nacheinander drei Hoffuriere erschienen, hatten sich im Auftrage des Herzogs erkundigt, ob Herr von Herther noch nicht aus dem Buchsfelde zurück sei und hinzugefügt, daß Seine Hoheit den Herrn Präsidenten bitten lasse, sich noch diesen Abend und sobald er sich von den Strapazen der Reise nur einigermaßen erholt habe, bei ihm einzufinden. Die Sendung mehrerer Boten und deren Berichte über die Ungangbarkeit der Straßen und die befohlene Eile ihres Auftrags hatten Felicitas' innere Unruhe gesteigert, und sie begann allmählich jenen dumpfen Druck des Wartens zu empfinden, in welchem sich die Minuten zu Stunden dehnen. Endlich, als sie selbst schon daran dachte, den Weg zum Bahnhof trotz allem zu wagen, hörte sie vom untern Ende der Straße her das dumpfe Knirschen von Rädern und den ermunternden Zuruf eines Kutschers an seine Rosse. Sie würde in den Garten hinabgeeilt sein, hätte sie nicht zu gut gewußt, daß ihr Vater stürmische, aufgeregte Begrüßungen wenig liebe.

Felicitas faßte sich daher zusammen, so gut es angehen wollte — und harrte des Zurückkommenden im untern Flur des Hauses. Aber die Aufregung, die sie bekämpfte, nahm sie in Gesicht und Gebaren ihres Vaters wahr. Herr von Herther schien durch die lange Dauer

der Rückfahrt, die Hindernisse, die seine Heimkehr gefunden, in ähnlicher Weise wie seine Tochter in einen Zustand der Unruhe und Besorgnis versetzt worden zu sein. So wenigstens deutete sich Felicitas die stürmische Umarmung und den langen innigen Kuß, mit dem sie begrüßt ward und den sie herzlich erwiderte. Der Präsident ließ seinem hinter ihm eintretenden Diener kaum Zeit, ihm den Reisepelz abzunehmen, dann nahm er den Arm seiner Tochter und begann noch im Emporsteigen zu den Wohnräumen sein Herz durch Mitteilung zu entlasten, so daß Felicitas ihn von der wiederholten Botschaft des Herzogs nicht zu unterrichten vermochte.

„Ich komme von Weidenwald, mein Kind — Weidenwald im Buchsfelde und habe dort wichtige Entscheidungen für unsere, für deine Zukunft getroffen. Ich mochte dir bei meinem Weggang nicht sagen, daß ich in Privatangelegenheiten reise, denn ich hatte mir einen letzten Entschluß bis dahin vorbehalten, wo ich selbst gesehen haben würde. Der Entschluß ist gefaßt, ich werde das Loriussche Vermächtnis annehmen — vor allem um deinetwillen annehmen, Felicitas.“

Und nun erst, als er im hellen Zimmer stand und den erstaunten, halb bangenden Blick des Mädchens wahrnahm, erinnerte er sich, daß er bishierher von dem, was ihn in den letzten Tagen ausschließlich beschäftigt, ihn erregt und ihm den Schlaf geraubt hatte, noch keine Silbe zu Felicitas gesprochen habe. Er strich das lichtbraune Haar, das zu tief hereingequollen war, aus Felicitas Stirn und sah die anmutige Tochter mit einem glückseligen und verheißenden Blick an. Noch unterwegs hatte er die Schwere der gefaßten Entscheidung empfunden — jetzt schien ihm nur die lichte Seite derselben entgegenzulachen. Er hub

an, der erstaunten und mit wachsender Spannung lauschenden Felicitas vom Testament des Bankrats Lorius und dem reichen Vermächtnis zu erzählen, das ihm dieser Freund in den Weidenwalder Kohlenwerken hinterlassen habe. Er berichtete, daß er gezögert habe, die Erbschaft anzutreten, und erst seit er Gewißheit gewonnen, daß durch die Verfügung des Verstorbenen keine bedürftigen Verwandten benachteiligt worden, sich für die Annahme entschieden habe. Er schilderte Felicitas die Zustände, die er in Weidenwald und auf den ausgedehnten Werken vorgefunden hatte, und verhehlte nicht, daß den Arbeitern ein guter Herr, der ein Auge und ein Herz für ihre Leiden und Bedürfnisse habe, gar sehr not tue. Und er setzte mit leiserer Stimme hinzu, daß er einige der notwendigsten Anordnungen gleich jetzt getroffen habe und eine Reihe andrer in nächster Zeit treffen werde, daß er für alle die ungewohnten Sorgen und Aufregungen, die ihm der neue Besitz verursachen müsse, nur in der Hoffnung Entschädigung finden könne, für Felicitas und ihre künftige Familie einen festen Grund stillen, sichern Glückes zu gewinnen. Er sprach lange und eindringlich zu seiner Tochter und nahm die Miene an, den tieftraurigen Zug um Felicitas Mund und die Tränen, die in ihren Augen glänzten, nicht zu sehen. Dabei schwieg er völlig über den Einfluß, den Paul Lohmer auf all seine Entschließungen gehabt hatte. Er nannte den Namen des jungen Hausfreundes nicht und wußte doch, daß er Felicitas nicht täusche, und sie mit einem Male Licht über die vielen Unterredungen erhalte, die in letzter Zeit zwischen ihm und Doktor Paul stattgefunden hatten.

Felicitas lauschte mit einem unbeschreibbaren Gefühl

der Erzählung ihres Vaters. Einen Augenblick lang durchzuckte sie freudiges Erstaunen über die plötzlich veränderten Glücksumstände ihres Hauses, im nächsten empfand sie etwas wie einen tiefen Widerwillen dagegen. Sie erriet instinktiv, daß wenn ihr Vater Bedenken getragen habe, das reiche Vermächtnis des Bankrats Lorius anzunehmen, diese Bedenken durch den Klugen, Sichern, Festen zerstreut worden seien, dessen Herrschaft und Geltung sie täglich wachsen sah. Der Gedanke, daß jede Erwägung jetzt hinfällig sei, um deretwillen ihr Vater die schmerzliche Trennung von Erich gefordert und erzwungen habe, und der andre, daß dieser Umschwung in ihren Verhältnisse nur Paul Lohmer zugute kommen werde, erwachte zugleich. Dazu ergriff ihr Vater beim Schluß seines Berichts ihre Hand und setzte mit eindringlichem Tone hinzu:

„Felicitas, nun sich diese glücklichen Aussichten vor uns eröffnen, nun hätte ich nur eines zu wünschen — du weißt es! Suche, so rasch du es vermagst, deiner krankhaften Stimmung Herr zu werden — wirf Vergangnes hinter dich, tritt ein neues Leben mutig an und fasse alles Glückliche und Gute, was die Erfüllung meiner Wünsche dir und mir bringen kann, fest ins Auge. Ich bin überzeugt, daß du mich dann nicht mehr zu lange auf einen Tag warten lässest, den ich herbeisehne und mit mir ein vorzüglicher Mensch, der deine ganze Liebe verdient, mein Kind!“

Das junge Mädchen fühlte sich, so warm und herzlich die Worte des Vaters erklangen, wie von einem Frosthauch angeweht. Sie flüsterte:

„Als ich dir meine Liebe opferte, Papa, verstand ich's so, daß ich nun wenigstens volle Freiheit haben solle.

Ich achte den Doktor Lohmer hoch und bin ihm dankbar für dich, aber ich kann den Gedanken, sein Weib zu werden, nicht fassen — ich will unvermählt bleiben."

„Du hast volle Freiheit," sagte Herr von Herther mit ernstem Ton. „Allein du weißt auch, daß ich dein Opfer, wie du es nennst, niemals gefordert haben würde, wenn nicht deine törichte, mit allen Grundsätzen deiner Erziehung und unsres Lebens in Widerspruch stehende Jugendneigung deine Zukunft, das einzige, wofür ich lebe, schwer bedroht hätte! Dein Opfer ist wenig wert, wenn du in schmerzlichem Trotz dein Leben verkümmern lässest und meinen tiefsten Herzenswunsch, dich als Herrin eines glücklichen, weithin geachteten Hauses zu erblicken, nicht erfüllst. Du weißt es so gut wie ich, daß Doktor Paul jeden Anspruch, den du an den Ernst, die Tüchtigkeit, die höchste Achtbarkeit eines Mannes machen kannst, voll erfüllt — selbst seine persönliche Erscheinung dünkt mich so, daß sie für jugendliche Augen anziehend und fesselnd sein muß."

„Doktor Lohmer erscheint mir kalt bis zum Unbarmherzigen und so schneidig scharf, daß ich ihn oft mehr fürchte, als achte!"

„Du mußt zwischen dem Menschen und seinem Handwerk unterscheiden lernen!" antwortete Herr von Herther ruhig. „Doktor Paul ist Arzt, in seiner Wissenschaft ein vorzüglicher, hochstrebender Mann. Jede Zeit hat für jeden Beruf ihre eigne Sprache und Gebärde — die der wissenschaftlichen jungen Männer unsrer Zeit schließt eine gewisse Härte, eine rücksichtslose Verurteilung alles dessen, was ihnen für überlebt und unwissenschaftlich gilt, ein. Das mag dich erschrecken, wie es anfangs mich erschreckt hat. In allen menschlichen Dingen, in der Überzeugung,

worauf es ankommt im Leben, wissen wir uns eins mit dem Doktor — und ganz abgesehen davon, daß wir ihm aufs Tiefste verpflichtet sind — ich kenne keinen jüngeren Mann, dem ich mit gleich glücklichem Gefühl deine Zukunft anvertrauen würde."

Felicitas schwieg, während ihre Augen sich mit Tränen erfüllten, in ihrer Seele schrie eine unklare, aber starke Empfindung gegen jedes Wort auf, das ihr Vater zum Lobe Paul Lohmers sprach, und doch vermochte sie nicht zu widersprechen. Herr von Herther deutete sich die Erschütterung, die er in den Zügen der Tochter wahrnahm, zu seinen Gunsten und sagte gütig:

„Ich dränge dich nicht allzusehr, mein Kind — aber laß auch du mich nicht allzulange hoffen und harren."

Und nun erst, im wachsenden Verlangen, dies Gespräch zu endigen, erinnerte sich Felicitas der Unruhe, in die sie vor der Ankunft ihres Vaters durch die Boten aus dem Residenzschlosse versetzt worden war. Sie berichtete von dem Verlangen des Herzogs, Herrn von Herther noch diesen Abend zu sehen.

Der Präsident runzelte mächtig die Stirn, er hatte umsomehr auf die Ruhe in seinem Hause gerechnet, als er wirklich von seiner Reise erschöpft war und dringend wünschte, Paul Lohmer noch an diesem Abend zu sprechen. Aber freilich blieb ihm nach allem, was er vernahm, keine Wahl, als sich umzukleiden, sich an Felicitas Teetisch ein wenig zu erfrischen und seinen Diener wieder nach dem Wagen zu senden, den er soeben erst verlassen hatte. Bei aller Loyalität zürnte er Herzog Bernhard, ihn eben heute seinem Hause zu entreißen. Er hoffte, daß die Audienz bei Seiner Hoheit nur von kurzer

Dauer sein würde und bat Felicitas, wenn inzwischen Doktor Paul einsprechen solle, den jungen Freund zu veranlassen, ihn bis zu seiner Rückkunft vom Hofe hier zu erwarten. — —

Es war wenige Stunden vor der Heimkehr des Präsidenten von Herther von seinem Ausflug nach Weidenwald gewesen, daß auch der Herzog von einer stundenlangen Fahrt durch die großen Wälder, die sich hinter dem Forstenburger Schloßpark gegen das Hügelland der obern Orlach hinstreckten, zurückgekommen war. Der Herzog betrat übermüdet und durchnäßt seine Gemächer, er hatte im Vorübergehen dem Kabinettsrat Lorberg gesagt, daß er vor dem Diner, welches heute spät angesetzt war, keinen Vortrag mehr wünsche. Gleichwohl konnte er kaum in sein Ankleidezimmer eingetreten sein, als die Glocke, die sonst den Kabinettsrat rief, stark und rasch nacheinander ertönte. Der Kabinettsrat, der eben begonnen hatte, seine Papiere zu verschließen, ward aus dem Traum von einigen dienstfreien Nachmittagsstunden heftig aufgeschreckt und eilte sofort in das Arbeitszimmer Seiner Hoheit. Der Herzog stand, hochaufgerichtet und mit blitzenden Augen dem Eintretenden entgegensehend, auf der Schwelle zum Ankleidekabinett, hinter ihm der Kammerdiener Mühlmann, der verstohlen dem Kabinettsrat ein Zeichen machte, aus dem der alte Sekretär entnahm, daß auch Mühlmann höchst bestürzt sei. Herzog Bernhard herrschte Lorberg entgegen:

„Auf der Stelle den Reisekurier Wild herbeischaffen! Wenn er sich in Wirtschaften umhertreibt, mag er gesucht werden — aber rasch! Staudinger kann dabei helfen — er weiß, wo Wild zu verweilen liebt. Aber unter keinem Vorwand Verzug!“

„Zu Befehl, Hoheit! Befehlen Ew. Hoheit auch, daß sich Wild hier vorstellen soll, wenn er —“

„Wenn er betrunken sein sollte?“ unterbrach der Herzog die gestotterte Frage. „Gewiß, ich werde selbst sehen, wie weit er noch zurechnungsfähig ist. Es scheint, daß man mit trunkenen Augen Dinge wahrnehmen kann, die höchst nüchterne Leute mit klaren Augen nicht zu sehen vermögen.“

Der Kabinettsrat hörte erschrocken die Anschuldigung, denn daß es eine solche war, erfaßte er sofort. Mit scharfem Blick hatte er entdeckt, daß aus der Brusttasche der Jagdjoppe Seiner Hoheit ein zusammengefaltetes Papier hervorragte, in dem er ganz richtig die Ursache der plötzlichen zornigen Aufregung seines Herrn vermutete. Er eilte mit tiefer Verbeugung hinaus, um den Befehl des Herzogs zu vollziehen. Hinter ihm drein kam wenige Minuten später der Kammerdiener Mühlmann in die Vorzimmer und gesellte sich sofort mit geheimnisvoller Miene zu dem betroffenen Kabinettsrat. Nach den Zimmern des Herzogs zurückwinkend, flüsterte er:

„Diesmal wird's schlimm! Staudinger erzählte mir schon, daß der Allergnädigste auf der ganzen Fahrt finster und in sich gekehrt — Sie kennen ihn ja! — auf dem Jagdwagen gesessen hat. Staudinger und Randers, die mit ihm waren, haben gehört, daß er den kleinen Stecknitz, der neben ihm hockte, ein paarmal ingrimmig angelassen hat. Das Hauptwetter muß aber eben erst aufgestiegen sein. Ich glaube, daß er einen Brief in seinem Schlafzimmer gefunden hat — denn an seinen Schreibtisch ist er nicht gegangen; ich nahm ihm im Durchgehen den nassen Mantel ab und wollte ihm eben behilflich sein, auch die Jagdjoppe abzulegen, als er wieder aus

seinem Schlafzimmer hervorkam, mich zornig zurückstieß und wütend nach Ihnen klingelte. Er knitterte ein Papier zusammen — das sah ich genau —"

„Ich sah es auch," fiel der Kabinettsrat lebhaft ein. „Aber was ist's, Mühlmann? Worum handelt sich's?" —

Der Kammerdiener zuckte mit den Achseln, als ob er nichts wisse und doch sah Lorberg genau, daß Mühlmann wohl etwas mitteilen könne, sofern er wolle. Doch eben trat Herr von Stecknitz, der junge Adjutant des Herzogs, ins Zimmer. Er hatte seine Uniform gewechselt und sonst Toilette gemacht und kam jetzt mit munterem Gruß und einem Ausdruck sorgloser Heiterkeit auf seinem gutmütigen Gesicht zum Dienst zurück. Wie er die beiden Männer beisammen stehen sah ward er betroffen, und sobald er aus dem Munde Lorbergs die Mitteilung von der Aufregung Seiner Hoheit und dem ergangenen Befehl erhalten hatte, sagte er leise:

„So ist's etwas anderes als ich gedacht. Er war unhold auf der ganzen Fahrt; ich schob es auf eine Kleinigkeit: der Förster in Rathmannshausen hat einen Befehl Seiner Hoheit mißverstanden und drei der schönsten Eichen niederschlagen lassen, die der Herzog ausdrücklich geschont haben wollte; Sie wissen ja, wie ihm dergleichen ans Herz gewachsen ist, und so schlug denn der Blitz bei dem Esel von Förster ein. Aber es gab sich auch dann nicht — er sah, wie wir im Regen durch die schlechten Waldwege fuhren, beinahe wie ein Waldgespenst und gut dreißig Jahre älter aus, als er ist! Mir ward's schwül trotz der hereinbrechenden Kälte, und ich dankte Gott, wie wir vom Wagen waren. — Nun scheint der Teufel erst recht los zu sein! Haben Sie keine Ahnung, Mühlmann?"

Aber auch diesmal fand der Kammerdiener keine Gelegenheit, seine etwa vorhandenen Ahnungen des breiteren auszusprechen. Denn ein abermaliges heftiges Glockenzeichen von drinnen rief Herrn Mühlmann auf seinen Posten zurück. Nur im Abgehen sagte er noch hastig:

„Der allergnädigste Herr wird meinen, daß der Schlingel, der Wild, schon zur Stelle sei. Tun Sie alles, ihn bald herbeizuschaffen — Warten können Seine Hoheit einmal nicht vertragen! Wild hat seit Monaten um Ihre Hoheit, die Prinzessin, herumspioniert, es handelt sich um sie — glauben Sie mir auf mein Wort."

Der Adjutant nickte, der Vermutung des Kammerdieners beistimmend, Lorberg aber verfärbte sich, denn ihm stellten sich in einem Augenblick hundert schlimme Möglichkeiten dar, von denen jede auf ihn zurückfiel. Er beeiferte sich, Boten nach den verschiedensten Seiten auszusenden um des Reisekuriers, der im Schlosse in der Tat nicht anwesend war, habhaft zu werden. Inzwischen trat der Kammerdiener schon wieder aus den Innenräumen, in die er kaum verschwunden war, heraus und überbrachte den Befehl des Herzogs, sofort nach Herrn von Herther zu senden. Daß draußen die Wege fast ungangbar waren, kam hier natürlich nicht in Betracht — man wünschte lediglich den zürnenden Gebieter zufrieden zu stellen. Nach Mühlmanns Bericht schien das freilich schwer möglich — der Kammerdiener wollte Herzog Bernhard noch nie erblickt haben, wie heute, und weissagte einen gewaltsamen Ausbruch des verhaltenen Zornes. Wenige Minuten später wurden aufs neue Lorberg und dann Herr von Stecknitz gerufen. Der Kabinettsrat empfing in kurzen, barschen Worten die Weisung, sofort dem Herzog eine größere Summe aus der Kabinettskasse

zur persönlichen Verfügung zu stellen, der Adjutant wurde vor der Hand nur befehligt, sich zur augenblicklichen Erledigung eines allerhöchsten Auftrages bereit zu halten. Beide wagten kaum ihrem Fürsten ins Angesicht zu sehen — so tiefgefurcht war seine Stirn, so zürnend der Blick seiner Augen und so drohend die Haltung seiner Gestalt. Der junge Offizier schüttelte sich förmlich, als er das Zimmer des Kabinettsrats wieder erreicht hatte: „Brr — heute gibt's einen anmutigen Abend! Gnade Gott dem, auf den dies Wetter einschlägt."

Der alte Lorberg antwortete nichts, er fühlte sich keineswegs sicher, daß er nicht der sein werde, den Herr von Stecknitz der Gnade Gottes empfahl. Er sandte einen zweiten Hoffurier nach dem Hause Herrn von Herthers und atmete auf, als endlich, nach Verlauf einer Stunde, der eine seiner Boten mit dem Reisekurier Wild zurückkehrte. Der Kurier war allerdings in einer Weinstube aufgefunden worden, schien aber, wie der Kabinettsrat befriedigt wahrnahm, noch leidlich nüchtern und wenigstens fähig, dem Herzog Rede zu stehen. Lorberg führte Herrn Wild, der die Mutmaßung aussprach, daß eine plötzliche Reise des Herzogs bevorstehen möge, selbst in das Kabinett Seiner Hoheit ein. Der Herzog saß auf seinem Lederdivan und hatte über die nahestehende Lampe einen grünen Schirm gedrückt, so daß Dunkel um ihn war. Er erhob sich mit einer fast jähen Bewegung von seinem Sitz, sobald die Türen sich auftaten. „Ew. Hoheit, der Reisekurier Herr Wild!" sagte der Kabinettsrat mit leiser Stimme. „Es ist gut, — lassen Sie uns allein!" klang die Antwort aus dem Halbdunkel hervor. Sie ward mit so heftiger, rauher Stimme gesprochen, daß Wild, der ganz unbefangen eingetreten war, mitten in seinen Ver-

beugungen etwas wie eine plötzliche Lähmung empfand. Der Kabinettsrat war lautlos verschwunden und der große breitschultrige Kurier stand jetzt zitternd wie ein Kind dem Fürsten gegenüber. Der Herzog schlug den Schirm der Lampe zurück und ließ das volle Licht derselben auf das weinrote und dabei doch erblaßte Gesicht Wilds fallen. „Ew. Hoheit befehlen?“ stammelte der Reisekurier.

„Lesen Sie dies!“ versetzte Herzog Bernhard, aus der Brusttasche der grau und grünen Joppe, die er noch trug, ein zerknittertes Briefblatt nehmend, auf dem in der letzten Stunde sein Auge vielmals geruht hatte. „Lesen Sie und sagen mir dann die volle Wahrheit — es wird Ihr Schade nicht sein!“

Der Kurier suchte sich zu sammeln, aber die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Erst ein strenger und ungeduldiger Blick des Herzogs brachte ihn dazu, die Zeilen genauer anzusehen und nun zu entdecken, daß sie eine Denunziation geheimer Zusammenkünfte Ihrer Hoheit der Prinzessin Stephanie mit dem Hofpianisten Camillo Arsakoff und die Notiz enthielten, daß der Reisekurier Wild Seiner Hoheit die genaueste Auskunft über dies unerhörte Vorkommnis zu erteilen imstande sei. Herr Wild fühlte, wie ihm seine Hände den Dienst versagten, er hätte das Blatt zu Boden fallen lassen, wenn es ihm der Herzog nicht abgenommen und wiederum zu sich gesteckt hätte. Dabei sagte der Fürst schneidig kurz: „Also jetzt rasch, Wild — was wissen Sie? Lassen Sie die Possen — ich will die Wahrheit!“

Er verhinderte den fassungslosen Mann, vor ihm in die Knie zu sinken, aber er konnte freilich nicht hindern, daß Wild schlotternd und halb geknickt vor ihm stand

und bekannte: alles, was er wisse, wisse er von Lizzie, der englischen Kammerjungfer der Miß Edith Blake. Diese habe ihm versichert, daß Ihre Hoheit den Herrn Arsakoff fast täglich einige Minuten in dem kleinen Kabinett sehe, das die Wohnung der Miß Blake mit den Zimmern der Prinzessin verbinde, daß er selbst natürlich nichts wahrgenommen habe und wenn die englische Kammerjungfer lüge, nicht dafür verantwortlich sein könne. Der Herzog unterbrach die kläglichen Entschuldigungen kurz und schroff:

„Sie wissen besser als ich, daß die Sache leider wahr ist. Sie wären verpflichtet gewesen, mir Mitteilungen zu machen, ehe ich Sie auf anonyme Briefe hin verhören muß. Indes will ich Ihnen verzeihen — und Sie unter einer Bedingung selbst befördern. Sie schweigen gegen jedermann — hören Sie wohl, jedermann! — Ich ernenne Sie zum Kastellan in meinem Schlosse Wellerswaldau, eine Stelle, um die Sie früher gebeten haben! Sie gehen in einigen Tagen dahin ab! Ihre Stellung währt genau bis zu dem Tage, an dem ich erfahre, daß von dort aus ein Wort ins Publikum kommt, von dem, was Sie wissen. Ich enthebe Sie Ihrer Stelle sofort, wenn Sie Ihre Zunge nicht streng hüten, und lasse auch den Rausch für keine Entschuldigung gelten! Alles weitere wird Ihnen Lorberg mitteilen!"

Herzog Bernhard wandte dem bebenden Manne den Rücken und rief durch ein Glockenzeichen seinen Kammerdiener, der einen Augenblick später den Adjutanten einführte. Der Herzog hatte sich inzwischen wieder gesetzt, er gab Herrn von Stecknitz Befehl, den Hofpianisten Herrn Camillo Arsakoff auf der Stelle zu ihm zu rufen. Toilette bedürfe es nicht — Arsakoff solle vor ihm erscheinen, wie er gehe und stehe. Im Falle jedoch der

Gerufene Schwierigkeiten erheben und dem Adjutanten nicht sogleich folgen sollte, habe ihn der letztere als seinen Arrestanten zu betrachten. Herr von Stecknitz zeigte sich so bestürzt, daß Herzog Bernhard den Befehl noch einmal wiederholte. Sowie sich die Tür hinter dem jungen Offizier schloß, sah der Herzog mit einem finstern Blick auf die Goldrollen, die auf seinem Schreibtisch lagen, und raunte vor sich hin:

„Sie werden alle den Zusammenhang erraten! — Alle und werden nicht schweigen. Aber soviel fürchten sie mich vielleicht noch, daß sie nur zu flüstern, nicht zu schreien wagen!“

Inzwischen war der Adjutant trotz Kälte und Glatteis schon aus der Residenz nach der Wohnung am Schloßplatz geeilt, die Camillo Arsakoff gleich bei seiner Ankunft in Forstenburg bezogen hatte. Er traf den Musiker glücklich daheim und ruhig an seinem Flügel. Die Botschaft des Herrn von Stecknitz würde Signor Camillo nicht weiter befremdet haben, er war öfter unerwartet zum Herzog gerufen worden — aber das Auftreten des Adjutanten, die wundersame Mischung von straffer militärischer Kürze und von bangender Teilnahme in seinem Wesen, die ausdrückliche Weisung, ohne Vorbereitung und auf der Stelle zu erscheinen, machten ihn befangen. Er erbat sich indes lächelnd die Erlaubnis, mindestens statt des seidenen Hausrockes, den er trug, einen Frack anziehen zu dürfen, und folgte dann, über die Unbill des Wetters und die bedenklichen Pfade nach dem Schlosse scherzend, so daß Herr von Stecknitz getäuscht worden wäre, hätte er nicht beim Emporsteigen auf der hellerleuchteten Haupttreppe bemerkt, daß Arsakoff die Zähne gewaltsam aufeinanderpreßte und die äußerste Kraft aufbot, um Haltung

zu bewahren. In den Vorzimmern wollte er noch ein kurzes Gespräch mit dem Kabinettsrat anknüpfen. Lorberg jedoch, der den eitlen siegbewußten Virtuosen immer gehaßt hatte, der jetzt ernstlich um Prinzeß Stephanie bekümmert war und Camillos Fall für zweifellos hielt, würdigte ihn keiner andern Antwort, als der Andeutung: „Seine Hoheit erwartet Sie!“ Arsakoff warf mit einem Aufflammen seines alten Stolzes den Kopf in den Nacken, die Flügeltüren öffneten und schlossen sich — er stand allein vor dem zürnenden Fürsten und harrte der Ansprache desselben.

Herzog Bernhard hatte sich, während der Musiker sich tief verbeugte, abermals von seinem Sitze zu erheben gesucht — es schien ihm in eigner Weise schwer zu fallen, er stützte die Hand auf die Seitenlehne seines Diwans und richtete sich minder stolz und hoch auf, als sonst seine Gewohnheit war. Er unterdrückte sichtlich einen Ausruf, der sich auf seine Lippen drängte, aber Arsakoffs leise forschendes Auge sah einen Blick auf sich gerichtet, aus dem Zorn, unverhohlene Verachtung und eine Art geringschätzigen Mitleids sprachen. Indem er versuchte, diesem Blick auszuweichen, irrte sein Auge in dem ganzen großen Raume umher, in dem an verschiedenen Stellen kostbare Lampen brannten und der mit seinen Sitzen und Tischen, seinen Büchern und Papieren friedlich genug aussah. Es fiel ihm auf, daß ihn mitten in dem wohlerwärmten Zimmer eine Anwandlung von Frösteln überkam. Und als jetzt der Herzog mit kaltem Ernst fragte: „Sie wissen, warum Sie vor mir stehen?“ ward das Frösteln Arsakoffs zum heftigen Frostschauer. Er bedurfte einiger Minuten, bevor er seiner Zunge soweit Herr ward, um zu erwidern: „Ich fürchte, Hoheit, daß ich es weiß!“

„Sie sind ein leichtfertiger Frevler — tausendfach vermeßner, als Sie selbst begreifen," sagte Herzog Bernhard. „Sie haben die Gastfreundschaft, die wir Ihnen hier erwiesen, und die Ehren, mit denen wir Sie aufgenommen haben, mit Undank gelohnt und ein häßliches Spiel wiederholt! Ich will annehmen, daß die geheimen Zusammenkünfte mit der Prinzessin nicht mehr waren, als ein unwürdiges Spiel — oder," fuhr der Herzog heftiger fort, „wäre es anders, haben Sie mehr zu gestehen?"

Der Herzog ballte krampfhaft beide Fäuste zusammen, als wolle er die furchtbare Vorstellung, die ihn überkam, abwehren und seine Blicke bohrten sich forschend, mißtrauisch und zu gleicher Zeit drohend in Arsakoffs Züge. Der Musiker rang umsonst nach einer Erwiderung, die den Grimm des Fürsten besänftigen könne — er brachte endlich mühsam hervor:

„Hoheit, ich wagte den Wünschen Ihrer Hoheit nicht zu widerstreben. Die Zusammenkünfte waren ein unschuldiges Spiel der Phantasie —"

Er stockte; in diesem Augenblick ergriff selbst ihn das Bewußtsein, wie elend es sei, die Neigung preiszugeben und die Gunst wegzuwerfen, die er mit allen Mitteln erstrebt und errungen hatte. Auch sah er, daß seine paar Worte hingereicht hatten, Herzog Bernhard schon etwas zu beruhigen, daß dieser beruhigt sein wollte.

„Sie wären imstande, Ihre Schwester zu entehren, nur um die Liste Ihrer Triumphe länger zu machen!" rief der Herzog. „Ihr Kommen hier war von Unheil — es ist nötig, daß Sie gehen! Sie werden, wie immer, ohne Mittel sein, nehmen Sie dort und geben Sie mir Nachricht, nur mir persönlich, wohin Sie sich wenden! —

Ich will Sie nicht völlig preisgeben, obschon Sie nichts Besseres verdienten!"

Camillo Arsakoff sah betroffen auf den Herzog, er hatte auf Schlimmres gefaßt sein müssen — es war ihm, als habe er sich aus einer Woge gerettet und fühle Land, wenn auch noch unsicher, unter dem Fuße. In dieser Minute entsann er sich auf ein Wort, das ihm vor zwei Jahren die Gräfin Platoff aus Petersburg geschrieben. Sie hatte in ihrer kalt-spöttischen Weise bei ihm angefragt, ob Herzog Bernhard noch immer Vatergefühle für ihn affektiere. Und blitzschnell stellte sich seiner Phantasie eine Möglichkeit dar, die sein ganzes Verhältnis zum Herzog verwandelte und ihm die Mäßigung des strengen und jähzornigen Herrn erklärte. Nur einen flüchtigen Schauder weckte die Vorstellung, daß Prinzeß Stephanie seine Schwester doch sein könne. — Es war jetzt nicht Zeit, sich erschrecken zu lassen oder Träumen nachzuhängen. Der Herzog deutete mit abgewandtem Gesicht noch einmal auf die Goldrollen. — Camillo tat keinen Schritt nach denselben hin, sondern sagte leise: „Gestatten Ew. Hoheit mir ein Wort!"

„Sie können mir nichts zu sagen haben, Arsakoff!" versetzte der Herzog. „Doch reden Sie immerhin — nur keine überflüssige Beichte und keine nutzlosen Verteidigungen."

„Ew. Hoheit haben zu befehlen," entgegnete Arsakoff, schon wieder den sichern, leichten Ton anschlagend, der ihm eigen war. „Was ich zu geneigtem Gehör vortragen wollte, war lediglich eine Besorgnis, daß Ew. Hoheit Verfügungen über mich gerade Anlaß zu den schlimmsten Mißdeutungen geben könnten. Die Gerüchte, die Ew. Hoheit ersticken wollen, werden danach doppelt aufleben!

Ew. Hoheit dürfen nicht zürnen, wenn mir der Gedanke kommt, mein Unrecht nicht noch zu vermehren — es gutzumachen, soweit ich es vermag."

„Was könnten Sie tun?" fragte der Herzog finster. „Es sei meine Sorge, die Lästermäuler zu stopfen, Ihnen hätte es besser angestanden, sie nicht erst zu erschließen!"

„Hoheit, wenn ich durch eine rasche Verlobung und Heirat meinerseits und durch mein Bleiben und die fortdauernde Gnade Ew. Hoheit alle Gerüchte zu Boden schlüge?"

„Sie würden bei dieser Rehabilitation kein allzu schmerzliches Opfer bringen!" rief der Herzog. „Wer wäre die Glückliche, die so rasch erweisen soll, daß Sie die Augen nicht zu meiner Tochter erhoben haben?"

„Fräulein Gabriele Hildheimer, die Tochter des Herrn Kommerzienrats Hildheimer!" entgegnete der Musiker und suchte den Blick des Herzogs, der auf ihn fiel, zu ertragen. In diesem Blick gab sich so entschiedene Verachtung kund, daß selbst Signor Camillo beinahe überwältigt ward. Langsam und deutlich sagte der Herzog: „Wenn Stephanie und andre Törinnen wüßten, wem sie ihr Herz und ihr Leben anvertrauen!" und ging dann schweigend einige Male vor Arsakoff auf und ab. Dann blieb er wieder dicht vor ihm stehen und fragte im stillen sich selbst, ob es denn möglich sei, daß sein Blut durch die Adern dieses Menschen rinne. Laut und rauh aber hub er an:

„Sie haben mit Ihrem Gewissen zu erledigen, ob Sie diesen Schritt tun dürfen. Den Zweck würde er allerdings erfüllen. Wenn Sie glauben, daß sich Fräulein Hildheimer und ihr Vater bereit finden lassen in diese Verbindung mit Ihnen einzuwilligen —"

„Fräulein Gabriele gewiß,“ entgegnete der Musiker nicht ohne Erröten. „Bei dem Vater würde ein Fürwort Ew. Hoheit ins Gewicht fallen —“

„Ja so — ich soll Ihren Freiwerber abgeben!“ rief der Herzog mit aufwallendem Zorn. Und doch setzte er gleich darauf hinzu: „Sie mögen recht haben — wenn ich mich für diesen Ausweg entscheide, ist es notwendig, daß ich Ihnen zu Hilfe komme. Ich bin ein alter Soldat und an Rückendeckung im Felde gewöhnt — ich erfahre heute zum erstenmal, wie sich ein moderner Künstler bei den Spielen seiner Phantasie deckt. Wie denken Sie sich das weitere Vorgehen?“

Aus der Stimme des Herzogs sprach so viel Bitterkeit und Geringschätzung, daß Herr Camillo aufatmete, als ihm die Antwort erspart wurde. Herzog Bernhard hatte Befehl erteilt, ihm die Ankunft des Herrn von Herther sofort zu melden, und der Kammerdiener Mühlmann erschien, um diese Meldung zu bewirken. Der Herzog sammelte sich augenblicklich und überlegte nur eine Minute lang, dann gab er dem Kammerdiener das Zeichen, Herrn von Herther einzuführen, und wandte sich wieder zu Arsakoff:

„Ich hatte den Präsidenten in ganz andrer Absicht rufen lassen, aber das Glück ist für Ihre — Klugheit! Ich werde ihn zum Vertrauten der Verhandlung mit dem Herrn Hofbankier machen — und ihm verschweigen, was der erste Gegenstand unsrer Unterredung gewesen ist. Gehen Sie jetzt, Arsakoff — halten Sie sich still in Ihrer Wohnung — ich werde Sie wieder zu mir rufen lassen.“

Der Musiker wollte sich unter tiefen Verbeugungen zurückziehen, doch blieb er, ehe er die Tür erreichte, noch einmal stehen. Es überkam ihn doch eine innere Mahnung, ein plötzliches, ihm sonst fremdes Schamgefühl, und er bat

mit zitternder Stimme: „Hoheit, lassen Sie die Prinzessin meine Torheit nicht entgelten!"

„Gehen Sie!" wiederholte Herzog Bernhard mit Nachdruck — aber seine Stirn entwölkte sich einigermaßen. „Die Prinzessin wird nichts erfahren, als daß Sie wegen Ihrer Verlobung — wenn es zu dieser kommt — ihr ferner keinen Unterricht erteilen können, oder — daß Sie abgereist sind."

Er gab das Zeichen der Entlassung; gleichzeitig trat Herr von Herther in das Arbeitszimmer seines Landesherrn. Camillo Arsakoff langte im Vorzimmer, wo Mühlmann stand, und wie es schien gelauscht hatte, gebeugten Hauptes, mit blassen Lippen und in gedrückter Haltung an. Sowie er jedoch des Kammerdieners ansichtig ward, besann er sich auf sich selbst und gewann wenigstens einen Teil seiner eleganten und hochmütigen Haltung zurück. Als er an den Herren von Stecknitz und Lorberg mit kurzem Gruß vorüberschritt, sahen sich diese erstaunt an, sie hatten eben ihre Meinungen über das künftige Geschick des Virtuosen ausgetauscht und waren nicht wenig überrascht, als sie den Angeklagten und Gestürzten mit so sicherer Miene die Gemächer des Herzogs verlassen sahen. Der junge Adjutant hatte selbst eine Anwandlung, Arsakoff aufzuhalten, da er indes ohne Instruktion war, begnügte er sich damit, ihm bis ans Portal des Schlosses nachzugehen und sich im Nachsehen zu überzeugen, daß Signor Camillo den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Als er zum Kabinettsrat zurückkehrte, fand er diesen in höchst mürrischer Stimmung — Lorberg teilte dem Offizier die Befürchtung mit, daß sie zu früh auf Arsakoffs Sturz gewettet hätten, und daß es wahrscheinlich sei, der Tastenschläger habe sich bei Seiner Hoheit wiederum durchgelogen.

Ihr Erstaunen wuchs, als Herr von Stecknitz nach einer Viertelstunde, in der sich der Herzog mit dem Präsidenten von Herther unterredet hatte, in das Kabinett beschieden wurde und die Weisung empfing, sofort eine der herzoglichen Equipagen zu nehmen, bei dem Hofbankier Hildheimer vorzufahren und diesem den Wunsch Seiner Hoheit zu überbringen, den Herrn Kommerzienrat heute abend noch zu sprechen. Die Angelegenheit verwickelte sich selbst für den vielerfahrenen Lorberg derart, daß er dem Adjutanten, der seine Ansichten mit ihm austauschen wollte, ein unfreundliches Schweigen entgegenstellte und bei der Bemerkung desselben, daß sich heute das Diner in ein spätes Souper verwandeln werde, nur tief aufseufzte. Sobald Herr von Stecknitz sich entfernt hatte, um seinen Auftrag zu erfüllen, warf sich der Kabinettsrat übermüdet in einen Lehnsessel und bot mit einem raschen und tiefen Schlaf den Dingen, die weiter kommen konnten, Trotz. Er blieb, da Mühlmann rücksichtsvoll nur vorüberhuschte, in der Tat ungestört, bis der Adjutant mit dem Kommerzienrat Hildheimer zurückkam. Der Bankier hatte, trotz der späten Abendstunde und dem Drängen des jungen Offiziers, sich in seine Hofuniform geworfen und zeigte sich in einer halb frohen, halb bangen Erregung. Er hatte unterwegs umsonst von Herrn von Stecknitz zu erfahren gesucht, wie er zur Ehre komme, so plötzlich zu Seiner Hoheit gerufen zu werden, und sich schließlich in die Vorstellung hineingelebt, daß es sich um eine Vermögensangelegenheit des herzoglichen Hauses handle, bei der sein Rat und sein Eingreifen notwendig geworden seien. Er betrat daher, ganz im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die heute abend hierher gerufen worden waren, das Arbeits-

zimmer des Herzogs mit erhobenem Haupt und sieghaftem Blick.

Nahezu eine Stunde währte es, bis der Kommerzienrat wieder hervorkam. Seine Erregung hatte sich noch gesteigert, aber sein Blick war nicht mehr sieghaft, sondern verriet eine gewisse Bestürzung und eine nervöse Unzufriedenheit mit sich selbst. Vertraulich näherte er sich dem Kabinettsrat und teilte ihm in flüsterndem Tone mit, daß man bei Hof nicht auslerne und daß ihn soeben Seine Hoheit in höchstes Erstaunen versetzt habe.

„Wir haben alle angenommen, es sei Ihre Hoheit, die den genialen Herrn Arsakoff protegiert und der er seine besondere Stellung hier zu danken habe. Täuschung, lieber Kabinettsrat, nichts als Täuschung! Der Herzog selbst nimmt an dem jungen Mann ein Interesse, dessen ich ihn gar nicht für fähig gehalten hätte. Ich sage Ihnen, der junge Mann hat eine Zukunft — magnifique, pyramidal! Seiner Hoheit liegt es am Herzen, daß Herr Arsakoff sich fixiert, seine Verhältnisse einmal endgültig gestaltet. Und so habe ich denn auch kein Bedenken getragen, dem Wunsche Seiner Hoheit Folge zu geben und dem Künstler die Hand meiner Tochter Gabriele mit einer sehr beträchtlichen Mitgift — höchst beträchtlich, lieber Freund! — zu bewilligen. Ich habe wahrhaftig keine Ahnung gehabt, daß der Herzog so großen Anteil an dem jungen Künstler nimmt — keine Ahnung, lieber Kabinettsrat, sonst hätte ich mich wohl längst anders gefaßt. Und nun muß ich's noch bis morgen dem Mädchen verschweigen — Gott, was sie glücklich sein wird — ihr ganzes Herz hängt an der Kunst!"

Die Ausrufungen des erregten Kommerzienrats, der offenbar noch unsicher war, wie die Welt seine dem

Herzog gemachten Zugeständnisse beurteilen würde, fanden wenigstens ein freundliches Echo bei dem Adjutanten. Herr von Stecknitz, obschon nicht minder überrascht als Lorberg und wohl auch ein klein wenig von Arsakoffs unerhörtem Erfolg geärgert, war doch gewandt genug, dem Hofbankier Glück zu wünschen und ihm ein rasches Lob zu spenden, daß er die liebenswürdige Persönlichkeit und das glänzende Talent Camillo Arsakoffs auf immer für Forstenburg gesichert habe. Herr Hildheimer erwiderte das Kompliment freilich mit einer Miene, als ob er nicht ganz sicher sei, daß seine Tochter Gabriele und ihr künftiger Gemahl die herzogliche Residenz zu ihrem Lieblingsaufenthalt wählen würden, und murmelte, daß dies alles vom Willen Seiner Hoheit abhänge. Er brach endlich auf, um zu seinem Hause zurückzukehren und Fräulein Gabriele an diesem Abend wenigstens eine Lobrede auf den Mann zu gönnen, den er ihr morgen als Verlobten vorzustellen dachte.

Hier im Schloß, im Zimmer Lorbergs aber machte der Kabinettsrat seinem gepreßten Herzen Luft und sagte zu dem jungen Offizier: „Ich hätte es wissen können vom ersten Tag in Baveno her, daß dieser Mensch nur zu seinem Glück strauchelt und nie fällt! Es ist etwas mit der Prinzessin vorgegangen — er ist zum Herzog gerufen worden, als ein Angeklagter. Wie er es angefangen hat, Seine Hoheit umzustimmen, weiß ich nicht, daß er aber wiederum der sein wird, der uns alle auslacht — Sie eingeschlossen, Herr von Stecknitz! — dünkt mich jetzt gewiß! Es wird höchste Zeit, daß ich an meinen Abschied denke, denn ich verstehe meinen allergnädigsten Herrn je länger, je weniger, und habe nicht Lust, mich schließlich noch um Herrn Arsakoffs Gnade zu bewerben."

Herr von Herther, der aus dem Zimmer des Herzogs kam und der Unterredung Seiner Hoheit mit Kommerzienrat Hildheimer beigewohnt hatte, brachte dem Grollenden keinen Trost. Der Präsident hatte die Vorzimmergespräche nie geliebt — und heute begnügte er sich, mit freundlichem Gruß dem Kabinettsrat einen guten Abend zu wünschen. Dabei verriet sein Blick, wie ernste, schwere Dinge Herzog Bernhard mit ihm verhandelt haben mußte und wie wenig auch er vom Ausgang seiner Unterredung mit dem Landesherrn befriedigt sei.

Kabinettsrat Lorberg und der Adjutant wähnten, als Herr von Herther gegangen war, daß endlich die Überraschungen für heute zu Ende seien. Und doch war ihnen eine letzte aufbehalten. Der Kammerdiener Seiner Hoheit flog plötzlich wiederum in stürmischer Eile durch das Vorzimmer, er hatte den Finger auf die Lippen gelegt, um anzudeuten, daß er über seinen Auftrag schweigen müsse. Mit unbehaglicher Spannung sahen die beiden seiner Rückkehr entgegen.

Eine halbe Stunde etwa währte das schweigende Warten. Da rauschte es vom Eingangszimmer her und vor dem zurückkommenden Mühlmann erschien eine Dame in Reisehut und Schleier — Miß Edith Blake. Der Kammerdiener führte sie in das Zimmer des Herzogs ein — nur im Vorübergehen sandte er einen bedeutungsvollen Blick nach dem Kabinettsrat und dem Adjutanten. Beide verneigten sich schweigend vor der jungen Dame, Herr von Stecknitz konnte sich nicht versagen, ihr herzlich bedauernd nachzusehen. Und mit einer gemeinsamen Anwandlung von Zartgefühl begaben sich der alte Sekretär und der junge Offizier in Lorbergs eignes Arbeitszimmer — sie mochten nicht hören, was Seine Hoheit Miß Edith

zu sagen habe, selbst wenn es hier außen vernehmbar gewesen wäre. Lorberg saß einige Minuten schweigsam an seinem Arbeitstisch, dann hob er leise an:

„Die wunderliche Toilette, in der Miß Blake zum Herzog hineingegangen ist, hat sie nur auf einen Befehl, den ihr Mühlmann überbracht, angelegt! Und das Ganze endet mit ihrer Entlassung, verlassen Sie sich auf mich! Morgen werden wir erfahren, daß Seine Hoheit Zucht und Ordnung an Höchstihrem Hofe hergestellt haben! — Miß Edith ist entlassen und der Hofpianist Herr Arsakoff veranlaßt worden, durch seine Verlobung Bürgschaften für sein zukünftiges gutes Verhalten zu geben!“

„Schade! Schade!“ rief der Adjutant, über sein ganzes gutmütiges Gesicht errötend. „Sie war ein liebenswürdiges Mädchen — eine von den wenigen an unserm langweiligen Hofe, in denen Rasse zu finden ist. Aber Sie werden recht haben — was ich aufs tiefste bedaure.“

Und beide Herren versanken wieder in das stumme Hinbrüten, das eine Folge ihrer äußersten Erschöpfung war. In dem Zimmer regte sich nichts als das leise Surren, das aus einer großen kunstvollen Bronzeuhr erklang, und ein Hauch von dem halbgeschlossenen Fenster her, in welchem die Lichter auf Lorbergs Schreibtisch in ihren weißen Glocken flackerten. Wie lange die stumme Pause sich ausgedehnt hatte, wußten beide selbst nicht. Sie fuhren gleichzeitig empor, als sie die Türen zum Vorzimmer aufgehen und Miß Edith Blake und den Kammerdiener des Herzogs miteinander erscheinen sahen. Sie traten rasch auf die Schwelle, die Lorbergs Schreibzimmer von dem großen Vorzimmer trennte, und nahmen wahr, daß Mühlmann in Überrock und Hut, wie zu einem Aus-

gang bereit, neben der jungen Engländerin stand. Miß Ediths Gesicht war blaß, ihre Augen zu gleicher Zeit verweint und zornleuchtend. Sie schien eben im Begriff, den Schleier niederzuschlagen — aber als sie des Adjutanten ansichtig ward, eilte sie auf ihn zu und reichte, unbekümmert um Mühlmanns Zurufe, jenem in heftiger Erregung ihre Hand:

„Leben Sie wohl, Herr von Stecknitz! Seine Hoheit befiehlt, daß ich in dieser Stunde noch abreise — ich werde Sie schwerlich wiedersehen. Ich darf meiner teuren, armen Prinzessin kein Wort und keinen Blick mehr geben — Herr Mühlmann wird mich zum Bahnhof begleiten, um ganz gewiß zu sein, daß ich Forstenburg verlasse. Sie sind ein Gentleman — übernehmen Sie meinen letzten ehrfurchtsvollen Gruß an Ihre Hoheit und sagen Sie ihr, daß Edith Blake bis zum Augenblick ihres Todes nicht aufhören wird, ihrer in Treue zu gedenken. Wenn die Prinzessin je in die Lage käme —“

„Bitte, bitte, Miß Blake, es ist der Wille Seiner Hoheit, daß Sie niemand mehr sprechen und mir ohne Verzug folgen,“ rief hier der herzogliche Kammerdiener dazwischen.

„Sie werden Ihrer Hoheit sagen, Herr von Stecknitz,“ fuhr Miß Edith heftiger und lauter fort, „daß Edith Blake von nun an und so lange sie lebt in Maud-Cottage zu Eldon am Derwentwater zu finden sein wird. Sie werden ihr alles sagen und noch viel mehr, was ich hier nicht sagen kann und was Sie in meinem Gesicht lesen? Ich habe Ihr Wort?“

„Sie haben mein Wort!“ rief der junge Offizier, der mit wahrem Anteil in die schmerzerfüllten Züge der tapfern Engländerin blickte. Er küßte die dargereichte

Hand und Miß Edith wandte sich mit einer stolzen Bewegung zu dem Kammerdiener zurück:

„Kommen Sie, mein Herr. Das Gebot Seiner Hoheit soll nicht länger unerfüllt bleiben, und da ich gehen muß, ohne meiner lieben Prinzessin noch ein Trostwort zuzurufen, kann ich nicht früh genug gehen.“

Sie entrauschte aus dem Zimmer, gefolgt von Mühlmann, der zwei Schritte hinter ihr dreinging. Der Kabinettsrat stand noch betäubt von der eben stattgefundenen Szene — doch faßte er sich soweit, um hastig zu sagen: „Sie denken hoffentlich nicht daran, dem Befehl des Herzogs zu trotzen, Stecknitz?“

„Ich werde jedes Wort von Miß Blake Ihrer Hoheit übermitteln, sobald ich's nur vermag, und sollte ich darüber meinen Dienst quittieren!“ entgegnete der junge Offizier. „Ich bin kein Liebhaber türkischer Palastjustiz, und ein Stück davon scheint mir eben hier gespielt zu haben!“

Die Glocke des Herzogs, der den Kabinettsrat in sein Arbeitszimmer rief, unterbrach alle weiteren Erörterungen. Der Adjutant blieb allein in dem großen Gemach und sah, ans Fenster tretend, mit schmerzlicher Empfindung nach den gegenüberliegenden erleuchteten Fenstern der Prinzessin Stephanie hinüber. Er überlegte einige Augenblicke, dann sagte er vor sich hin: „Morgen könnte es zu spät sein!“ und enteilte aus den Vorzimmern des Herzogs und über den Gang, der zu den Wohnräumen Ihrer Hoheit der Prinzessin hinüberführte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Seit der Verlobung Camillo Arsakoffs mit Gabriele Hildheimer, die mehr Neid und spottsüchtiges Mißvergnügen als Überraschung in der Residenz erweckt hatte, sah man die vertrauliche Freundschaft zwischen dem jungen Hofarzt und dem Musiker, dessen Glück sich so wundersam erprobt hatte, täglich und stündlich wachsen. Ganz Forstenburg sprach von dem vertraulichen Verkehr der beiden jungen Männer und flüsterte sich zu, daß der Einfluß des leichtfertigen Virtuosen, der auch als Bräutigam in seinem Wesen kaum verändert erschien, auf Paul Lohmer kein günstiger sei. — Nur Herr von Herther schien weder den Umgang seines jungen Freundes mit Arsakoff wahrzunehmen, noch entfiel ihm je eine Bemerkung über die Bewunderung, die Doktor Paul der Künstlergröße und dem Weltglück seines Freundes offen zollte. Der Präsident, der vor Jahren Erich Franken eine flüchtige Bewegung und eine freundliche Zwiesprache mit dem Virtuosen nur unwillig nachgesehen hatte, erlaubte sich jetzt keinen Zweifel daran, daß der Arzt seine wohlerwogenen und zureichenden Gründe haben müsse, die Verbindung mit Arsakoff zu pflegen. Niemand wußte besser, als Herr von Herther, unter welchen eigentümlichen Verhältnissen und durch wessen Einfluß die gepriesene Verlobung stattgefunden hatte, aber er schwieg, wenn Doktor Paul die kluge Sicherheit pries, mit der Signor Camillo seinem unsichern Künstlerdasein den festen goldnen Boden geschaffen habe. Ein einziges Mal unterbrach er mit einem halb ironischen, halb traurigen Lächeln die Lobeserhebungen des Arztes und sagte: „Nun, nach Ihrer Ansicht, lieber

Paul, haben wir ja jetzt den goldnen Boden gleichfalls unter den Füßen! Mir will er weder so golden, noch so sicher erscheinen, und ich habe zuweilen ein Gefühl, daß er unter uns dröhnt und wankt. Aber Sie wollen dafür durchaus nur pathologische Ursachen gelten lassen!" Und der Doktor hatte eifrig erwidert: „Es sind auch keine andern Ursachen vorhanden. Das Ungewohnte großer Geschäfte für eigne Rechnung und Verantwortlichkeit, die häufigen kleinen Reisen nach dem Buchsfelde, die Ihrer seitherigen Lebensweise widersprechen und der Verkehr mit ganz fremden Kreisen reizt Ihre Nerven auf, und jede nervöse Erregung erhält bei Ihnen aus alter Gewohnheit ein wenig den Charakter ängstlicher Besorgnis. Übrigens, lieber Präsident, müssen Sie Ihrem Arzte verzeihen, wenn er Ihnen unumwunden sagt, daß diese kleine Verstimmung sich leicht geben wird, und sobald sie überwunden ist, Ihre neue Lebensweise für weit gesünder erachtet, als Ihre seitherige, zu streng an das Haus gebundene. Die Weidenwalder Kohlenwerke sollen und werden zum Segen gereichen, wenn nicht mir, so doch Fräulein Felicitas, für die mir kein Glück groß genug erscheint!" Und da er die letzten Worte mit ersichtlicher Resignation und einem Anflug von Traurigkeit äußerte, hatte er Herrn von Herther wieder in die Stimmung versetzt, die jetzt die herrschende bei ihm war. Von Tag zu Tag wünschte der Präsident sehnlicher, daß ein glücklicher Augenblick den stillen Widerstand besiegen möchte, den Felicitas einer förmlichen und offnen Verlobung mit Doktor Paul Lohmer noch immer entgegensetzte. Und bis der Augenblick kam, durfte er seinem jungen Freunde nicht einmal verübeln, wenn dieser einige Abende im Hildheimerschen statt im Hertherschen Hause zubrachte.

Doktor Paul hatte in neuester Zeit die Gewohnheit angenommen, seinen Freund Camillo Arsakoff, der zugleich sein Patient war, am Morgen, bevor ihn seine Pflichten in das neue Residenzschloß führten, in dessen Wohnung auf eine Stunde zu besuchen. Die Unterredungen waren so belebt, die beiden Männer begegneten sich in ihren Urteilen und Neigungen so häufig, daß sich wirklich eine Art Bedürfnis dieser Begegnungen bei dem Arzte einstellte und daß er am heutigen Morgen fast verstimmt war, Arsakoff schon auf der Treppe seiner Wohnung zu begegnen. Der Hofpianist war im Überrock und Hut und kam in so großer Eile die Stufen herunter, daß er den emporsteigenden Doktor Paul am Arme erfaßte und ihn rasch wieder mit sich hinabführte.

„Guten Morgen und Verzeihung, lieber Freund!“ sagte er dabei in jenem schmeichelnden, unwiderstehlichen Tone, der ihm in Augenblicken zu Gebot stand. „Ich muß auf der Stelle nach dem Hotel de Russie, eine Petersburger Freundin, deren Wille souverän ist, hat sich vom Frühlingswind in unser Nest führen lassen, kapriziert sich darauf, meine Fräulein Braut kennen zu lernen und vor allen Dingen mich auf der Stelle zu sehen. Es hilft also nichts, ich muß heute die Plauderstunde mit Ihnen drangeben und dafür eine mit Frau Gräfin Platoff eintauschen.“

„Gräfin Platoff?“ fragte der Arzt zurück. „Jung? — schön? schlank?“

„Wo denken Sie hin, Doktor!“ lachte Arsakoff. „So lange sie jung sind, heißen nur kaiserliche Adjutanten und Attachés der Gesandtschaften die Freunde, die Periode für Kunst und Künstler beginnt erst in reiferem Alter. Übrigens wäre die Platoff keine uninteressante Bekannt-

schaft für Sie, sie ist verteufelt vorurteilsfrei und zuzeiten schneidig, daß Sie Ihre Freude daran haben würden. Nehmen Sie mich in Ihr Coupé und fahren Sie mich nach Hotel de Russie, so kann ich Sie noch ein paar Minuten genießen!“

„Ich gebe das Kompliment zurück!“ versetzte Paul Lohmer. „Sie können meiner dafür gedenken, falls Ihre Gräfin an Schnupfen oder schlaflosen Nächten leiden sollte. Ihre russische Bekanntschaft wird doch einige Tage hier bleiben?“

„Weiß noch von nichts — das Billett, das ich diesen Morgen erhielt, war in Lapidarstil abgefaßt! Die Gräfin ist mit Seiner Hoheit sehr befreundet, wird wohl bei Hofe erscheinen. Wäre der Herzog jetzt nicht so ganz verdüstert und fast unnahbar, so würde ich sagen, daß um ihretwillen ein paar große Feste bevorstünden. Und wie steht es mit Ihnen — da drüben?“ setzte Arsakoff fragend hinzu. Das Coupé des Arztes fuhr jetzt durch die Gartenstraße, in welcher die Wohnung des Präsidenten lag, und der Musiker deutete auf die Fenster, hinter denen er Felicitas von Herther vermutete.

„Alles in Ordnung!“ entgegnete Doktor Paul. „Sie werden wenig früher Hochzeit machen, als ich! — Indes mag's selbst mit der Verlobung noch anstehen, bis wir ein wenig klarer sehen, was der Weidenwalder kreisende Berg gebären will.“

Die Antwort des jungen Arztes klang so kalt, so geringschätzig, daß selbst Arsakoff befremdet aufblickte. Zugleich aber hielt sein Coupé vor dem „Hotel de Russie“, und Arsakoff sprang leichten Fußes und mit einem flüchtigen Gruß aus dem Wagen:

„Auf Wiedersehen diesen Abend im Palais Hildheimer.

Vielleicht überrede ich die Gräfin, sich eine Einladung zum Herrn Hofbankier gefallen zu lassen!"

Ohne eine Antwort Lohmers abzuwarten, verschwand der Musiker im Flur des Hotels. Der Portier geleitete ihn auf seine Frage nach der Gräfin Platoff unterwürfig-geschmeidig die Treppe zum ersten Stockwerk hinauf.

Gräfin Platoff lag, als Arsakoff bei ihr eintrat, auf einer Chaiselongue hingestreckt und hatte sich, trotzdem ihre beiden ineinandergehenden Gemächer überheizt waren, noch mit einem Reisepelz von Marder bedeckt. Ihre Gesichtszüge waren in den letzten Jahren nicht weicher geworden, die funkelnden schwarzen Augen schienen noch tiefer in dunklen Ringen zu liegen, als vordem, die Lippen waren schlaffer und welker, die Hände, die über den Pelz gefaltet ruhten, noch knöcherner als ehedem. Mit einem spöttischen Lächeln blickte die Gräfin ihrem früheren Schützling entgegen, sie hatte sich kaum halb in ihrer Chaiselongue emporgerichtet und streckte ihm ihre Rechte hin, indem sie ausrief:

„Guten Morgen, Arsakoff. Wenn Mahomed nicht zum Berg kommt, muß der Berg zu Mahomed kommen. Kein kleiner Entschluß in diesem abscheulichen Lande, wo kein Ofen wirklich heizt und kein Fenster schließt! Nun küssen Sie mir immer die Hand noch einmal und lassen Sie sich nachher bei Ihrer Braut entschädigen! Ich bin sofort, wie ich Ihre Verlobungsanzeige erhielt, aufgebrochen — mußte doch selbst sehen, wie groß die Bêtise ist, die Sie begangen haben."

„In Ihren Augen gewiß unverantwortlich groß, meine Gnädige!" entgegnete der Musiker. „Gleichwohl glauben Sie mir auf mein Wort, daß sich das Resultat gut genug herausstellen wird, wenn erst ein paar Jahre

ins Land gegangen sind. Ich habe genau erreicht, was ich in Baveno gewollt! —"

„Belügen Sie mich nicht, mon cher!" unterbrach ihn die Gräfin mit ihrem härtesten Gesichtsausdruck. „Sie haben etwas andres gewollt und sich am Ende, wie Ihnen der Platzregen Ihrer Torheit auf den Kopf rauschte, unter ein Notdach geflüchtet. Das einzige, was ich Ihnen als Klugheit passieren lassen will, ist, daß Sie das Notdach zuvor zurecht gezimmert hatten. Sie sehen, ich bin ganz wohl unterrichtet. Und nun setzen Sie mich rasch au fait, wie die Dinge weiter gehen sollen. Ich hoffe, Sie haben sich ordentlich sichergestellt und kommen, sobald es irgend schicklich ist, nach Petersburg? Man erwartet Sie dort an mehr als einer Stelle sehnlichst, Clotilde Dimitrijew hätte sich beinahe um Ihretwillen am Forstenburgschen Hofe vorgestellt. Die kleine israelitische Frau lassen Sie hübsch hier?"

„Nicht so ganz, Gräfin!" entgegnete Arsakoff, zog sich kaltblütig einen Stuhl heran und präsentierte der Gräfin sein Zigarrenetui. „Ich kann weder so rasch kommen, als Sie glauben, noch werde ich allein kommen. Sie übersehen, daß ich, wenn ich meine teure Gattin hier lassen wollte, an einem recht fühlbaren Seil dirigiert werden könnte. Nehme ich sie von hier aus mit mir, so bin ich Herr meiner Schritte und habe nur zu sorgen, daß sie mich nicht hemmt."

„Sie sind unabhängiger und wirklich ein wenig klüger geworden," sagte die Gräfin Platoff und gönnte dem jungen Manne einen aufrichtig bewundernden Blick. „Aber jetzt erzählen Sie mir, wie sich die Sache gestaltet hat, was für Sie zu hoffen steht, kurz, berichten Sie alles, wovon Ihre Briefe nicht gesprochen haben. Ich habe

wenig Zeit hier, bin in Mission nach Paris und Rom und will erst von Ihnen erfahren, ob ich mich dem Herzog zeigen soll oder nicht. Beichten Sie ehrlich, Camillo, Sie wissen, daß ich doch alles erfahren und Ihnen nicht verzeihen würde, wenn Sie mich täuschen wollten."

Während solchergestalt Arsakoff bei seiner Petersburger Freundin saß und ihr seine Erlebnisse in Forstenburg schilderte, auch von seinem Freunde Doktor Paul Lohmer mit geringschätziger Anerkennung sprach, fuhr eben dieser Freund in ganz andrer Richtung durch die Stadt, als er ursprünglich einzuschlagen beabsichtigt hatte. Es war ihm vorhin, wie Arsakoff aus seinem Wagen sprang, beigefallen, daß er etwas mit seinem Bruder zu besprechen habe, mit dem er im allgemeinen wenig mehr verkehrte, der aber denn doch — leider! — sein Bruder blieb. So hatte er seinem Kutscher befohlen zur Forstakademie umzulenken und langte bald am Eingang zum rechten Flügel des alten Schlosses an. Im Vorüberrollen hatte er gesehen, daß die Anstalten zum Neubau des mittleren Teiles eben noch nicht weit gediehen waren, und war dabei an Erich Franken gemahnt worden, dessen er, trotz der Abwesenheit des Baumeisters, mit unvermindert feindseligem Gefühl gedachte. So war es keine sehr glückliche und friedfertige Stimmung, in der er die Wohnung seines Bruders betrat. Er fand ihn in eifriger Arbeit, von der der Professor beim Eintritt Pauls nicht ohne Verwunderung aufblickte.

„Du verzeihst, wenn ich dich störe!" hob der Arzt an; „aber ich hörte gestern abend bei Herthers, daß dir wiederum Anträge aus Wien zugekommen sind und wollte nicht den Anschein gewinnen, als ob ich gleichgültig gegen die gute Nachricht wäre."

„Das ist sehr freundlich von dir,“ erwiderte der Zoolog. „Mir wird es lieb sein, die Sache ausführlich mit dir zu besprechen. Aber es fragt sich, ob du Zeit für mich hast. Ich habe eben die Vorbereitung für mein Kolleg beendet und muß in fünf Minuten hinüber; es wäre mir angenehm, wenn du eine kleine Stunde hier warten oder nach ein paar Krankenbesuchen wieder hierher kommen könntest.“

„Vielleicht auch das!“ rief Doktor Paul. „Aber wozu braucht's einer Stunde? Deine fünf Minuten genügen, mich darüber zu beruhigen, ob du annehmen oder abermals ablehnen willst?“

„Ich bin noch nicht völlig im reinen,“ entgegnete Max. „Im ganzen neige ich mehr dazu, hier zu bleiben. Die Dinge haben sich neuerlich etwas leidlicher angelassen, ich bin dem Abschluß meiner großen Arbeit nahe und möchte gerade den letzten Teil weder aufgehalten, noch gefährdet sehen. Ich scheue ein wenig die Unruhe einer großen Lebensumwälzung, und ich scheue noch mehr die Unklarheit der Zustände, die ich dort vorfinden würde. Ich sehe keine Wirksamkeit voraus und mag mich nicht als Theater- und Scheinprofessor verwenden lassen.“

Doktor Paul trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Schreibtisch, an dessen andre Seite er sich gesetzt hatte. „Das sind immer wieder die alten Vorwände, um in der Gewohnheit zu verharren. Ich lasse sie allesamt nicht gelten, sofern sie dich auf dem Wege zu einer großen, einflußreichen, maßgebenden Stellung hemmen. Bildetest du dir ein, daß das Stück Ruf und Ruhm, was du dir mit deinen Arbeiten erworben hast, auch nur ein Jahrzehnt lang halten wird, wenn man dich im Leben

nicht vorwärts kommen und hier in dem erbärmlichen Nest hocken sieht?"

„Du weißt, Paul, daß du mich nicht bekehren wirst! Ihr habt mit dieser Sinnesweise den Schwindel in die Wissenschaft und den verächtlichen ideallosen Krieg aller gegen alle in die wissenschaftlichen Lebenskreise getragen, ihr habt die Hingebung an die Sache und das sachliche Urteil vernichtet und eine brutale Erfolgsherrschaft begründet, die selbst edle Naturen und wahrhafte Kräfte schädigt, geschweige denn den Troß der gemeinen Seelen und der Mittelmäßigkeiten," entgegnete der Professor. „Ich nenne es nicht vorwärts kommen im Leben, wenn sie mir für ein paar tausend Gulden mehr Gehalt meine wahrhafte Tätigkeit unterbinden und von mir eine Komödie des Wirkens begehren. Weil dies letztere noch nicht ganz gewiß und es doch möglich ist, daß sie etwas Ernsthaftes wollen, habe ich die Verhandlungen nicht kurzerhand abgebrochen."

„Du wirst auf dem, was du die Sache nennst und was nie viel gegolten hat, in unsern Tagen aber keinen Deut wert ist, so lange beharren, bis dir die Augen aufgehen!" entgegnete Doktor Paul gereizt. „Wenn es zu spät ist, wird dir deine Existenz als eine verlorne erscheinen — und du hast nicht einmal die klägliche Entschuldigung, daß es dir nicht gelungen sei, die Augen der Welt auf dich zu lenken. Es läge nur an dir, eigensinnige Vorurteile und Bequemlichkeitsneigungen zu besiegen —"

„Wir reden nachher weiter von Wien!" unterbrach der Professor lächelnd den Eifernden. „Ich muß jetzt wirklich in mein Kolleg hinüber, meine fünf Hörer sind so pflichteifrig und lernbegierig als fünfhundert nur sein könnten. Auf Wiedersehen in einer Stunde, Paul!"

Indem Max Lohmer mit raschem Entschluß hinwegging, vernahm er die Erwiderung des Bruders nicht mehr. Doktor Paul sah ihm mit einem beinahe feindseligen und jedenfalls mit geringschätzendem Blick nach und brummte für sich: „Das lohnte der Mühe, eine Stunde hier zu warten, um die gleichen Redensarten eines unverbesserlichen Träumers zu vernehmen.“ Er erhob sich von seinem Stuhl und wollte nach dem Hute greifen, den er vorhin auf dem Schreibtisch abgelegt hatte. Aus alter Gewohnheit blitzte sein scharfes Auge über die Papiere und Briefe hin, die sein Bruder hier sorglos zusammengehäuft hatte. Er überlas einige Zeilen in dem Wiener Berufungsschreiben und dem daneben liegenden Konzept der Antwort des Professors und zuckte erneut die Achseln über Max' Torheit. Eine Minute später hatte er jedoch den Bruder samt seiner Torheit vollständig vergessen — denn sein Blick war auf eine andre ihm wohlvertraute Handschrift, die Erich Frankens, gefallen. Und wenn er zuerst mit spöttischer Miene den längern Brief durchflogen hatte, so machte diese Miene jetzt einer gespannten und angenehm erregten Platz. Er setzte sich wieder nieder, diesmal auf den Stuhl des Professors und las mit Aufmerksamkeit den längern Brief, den Erich freilich für andre Augen als die seinen bestimmt hatte.

„Ich danke Dir, lieber Freund, für Deinen ausführlichen Brief, der mich aus dem Münchner Dasein wieder einmal voll und ganz nach dem unvergeßnen Forstenburg zurückversetzt hat. So sehr ich Ursache habe, mich von der alten Heimat für immer fern zu halten, und so dringlich ich die Bitte an Dich und Konrad erneuern muß, mich im Hochsommer hier aus München zu einer gemeinsamen Wanderung durch ein paar frische Alpen-

täler abzuholen, um nicht jedes Wiedersehens verlustig zu gehen, so wenig kann ich der Versuchung widerstehen, mich von Zeit zu Zeit zu Euch hinüberzuträumen. Ach, Lieber, wer es gekostet hat, was gute, treue Kameradschaft in der vollen Bedeutung des Worts ist, wer so dicht vor dem Glücke gestanden hat mit ein paar wahrhaft tüchtigen, durch alle Wetter zuverlässigen Freunden sein Leben hinzubringen, der gewöhnt sich schwer an die Notwendigkeit mit allerlei heut' und gestern aufgelesenen Bekannten und mit denen, die der Zufall ferner bringen mag, seine Straße zu ziehen. Es ist wenig Aussicht vorhanden, daß wir je wieder miteinander leben, so laß uns wenigstens daran festhalten, daß wir füreinander da sind! Mir hat es wohlgetan, Dich in alter Festigkeit und mit nie rastendem Fleiß bei Deinen Arbeiten zu wissen und etwas von den Resultaten Deines Geistes und Fleißes zu erfahren. Ein paar jüngere Naturforscher, mit denen ich im Augustinerbräu von Zeit zu Zeit eine gute, angeregte Stunde verbringe, wissen Deine wissenschaftlichen Verdienste kaum hoch genug zu rühmen. Sie staunen es an, daß Du auf dem Gebiete der Einzelforschung so unermüdlich tätig bist und Dir doch Zeit, Lust und Mut zu den verfemten Darstellungen größeren Stils erhältst. Ich muß es den braven Burschen nachrühmen, daß sie den höhern Sinn in Deiner Doppeltätigkeit empfinden und nicht schlechthin mit dem beliebten Schlagwort Dilettantismus um sich werfen.

Doch Du wirst lieber hören wollen, was ich treibe und wie mir zumut ist. Ich habe die Studien, zu denen ich nach München gegangen bin, eifrig fortgesetzt und habe das Terrain auch in die Länge ungewöhnlich günstig gefunden. Es ist ja hier wie anderwärts: die Renommage

des Augenblicks spielt eine große Rolle, und der Polyphem der Odyssee, der sich ‚trefflicher dünkt als die Götter', ist für gar viele Baumeister, Bildhauer und Maler das eigentliche Vorbild. Aber doch liegt in der stillen Macht einer allmählichen Entwicklung, die nun schon ein Halbjahrhundert anhält, und sich mit all ihren Stufen als eine Einheit darstellt, etwas außerordentlich Tröstliches, nach rechts und links Mut Verleihendes! Ich trete denen, die meiner und aller Kunst für unsre Zeit das Leben und den Beruf absprechen, immer fester mit der Überzeugung gegenüber, daß das Schöne in keiner Form sterben darf, so lange ein Volk, das einmal Schönes besessen, sich noch lebendig fühlt und Anspruch auf Leben erhebt. Und ich fühle mich dabei doch weniger als je versucht, mich jenen zuzugesellen, die das große unvergängliche Alte als abgetan betrachten und die Kunst von heute über Bramante und Sansovino erhaben glauben. Ich habe mich in vielen Dingen bescheiden gelernt — in der Hauptsache bin ich fester und sicherer geworden. So wird es dir nicht allzu unbescheiden dünken, wenn ich meine neueste Arbeit, den Entwurf zu dem Schloß im Böhmerwald noch immer für gute Arbeit halte und doch der Zuversicht lebe, mit künftigen Leistungen auch sie zu übertreffen. Ich habe die Genugtuung, daß einige vorzügliche Meister, die ich willig über mir erkenne, Gutes von mir urteilen und Besseres erwarten.

So sollte mir wohl sein und ich um so williger mein Herz dem Leben und allem, was es zu bieten hat, wieder erschließen, als mir Deine letzten Briefe keinen Zweifel lassen, daß Du bald der Schwager des Mädchens sein wirst, der Du so viel lieber nur ein Freund geblieben wärst. Ich begreife vollkommen, daß Felicitas dem

Drängen ihres Vaters und Deines Bruders Paul nur noch schwachen Widerstand entgegensetzt. Auch wäre es ungerecht, mir selbst zu verhehlen, daß sie mich in der Stunde unsres Abschieds nicht mit Hoffnungen getäuscht hat. Es war ein Abschied für immer! Sie ist frei von mir gegangen, wie ich von ihr. Also habe ich kein Recht zu klagen oder zu zürnen, und gegen sie und mich die Pflicht, mich dem Lenzhauch nicht zu verschließen, der mir die Brust befreien will. Ich habe wahrlich auch den besten Willen dazu, und nur zuzeiten verliere ich die Hoffnung — es je zu vermögen. Denn es ist mir zum zweitenmal so, wie ich dir vorhin gesagt. Wer sich dem großen, vollen, echten Glück, dem reinen Sonnenlicht, so nahe gewähnt hat, dem wollen die hellsten, schimmernden Lämpchen doch trüb dünken, selbst wenn er sich von ihrem Schein locken läßt.

Ich muß Dir ein wunderliches Geheimnis verraten, eine Begegnung, die ich gleich in der ersten Zeit in München gehabt und die sich seitdem erneuert hat. Du erinnerst Dich sicher aller Einzelheiten des verhängnisvollen Einweihungstages meines neuen Theaters in Forstenburg und sonach auch jener Blumen, die mir von unbekannter Hand gespendet wurden. Ich erfuhr rasch genug, daß sie nicht aus der Hand kamen, die ich damals noch zu halten glaubte und so bald unter bitteren Schmerzen für immer lassen mußte! Vielleicht auch noch der unbekannten blonden Dame in der Theaterloge, in der wir zuletzt die Blumenspenderin zu erraten glaubten. Mitten in den innern Qualen und herben Enttäuschungen jenes Tages muß sich mir doch das schelmisch-lebendige Gesicht eingeprägt haben, denn als ich zum erstenmal im Winter das kleine Residenztheater besuchte, um Kleists „Zerbrochenen

Krug' daselbst zu sehen, schaute mir unter dem holländischen Goldblech der Eva-Darstellerin dies Gesicht entgegen. Und es währte wenige Tage, so war ich durch einen Halb-Kollegen, den norwegischen Maler Holger Sörensen, bei der jungen Schauspielerin, Frau Anna Hallweg, eingeführt. Halb scherz- und halb ernsthaft verriet mir die junge Frau — hinter deren lieblichem Gesicht sich schon Schmerzen und Kämpfe bergen —, daß sie an jenem Tage aus tiefstem Mitleid für mich die Rosen abgesendet. Ihr hattet mich wunder wie fest und ehern, meinem Geschick trotzend, gesehen — und ihrem ersten Blick war das innere Elend kund geworden, das ich damals mit mir herumtrug. Ich war von dieser Erfahrung nicht wenig überrascht und im Innersten wunderbar berührt, und widerstand den Einladungen zum Wiederkommen nicht. Seitdem, lieber Alter, flackert vor meinen Augen ein Licht, das schimmernd genug ist. Denn wenn ich dem Glanze der blauen Augen, die so strahlend und lockend auf mir ruhen, auch mannhaft widerstehe, der sieghaften lachenden Heiterkeit der jungen Schauspielerin entrinne wer kann! Sonntags, wenn ich von ihr gehe, nehme ich mir vor, sie gewiß eine Woche lang nicht wieder zu sehen und bin so sicher zwei Tage später im Theater oder in ihrem Hause in der Maximiliansstraße, wie es Dienstag ist. Ich fühle, daß sie ein Unglück, das größer und schwerer als das meine gewesen sein muß, beinahe spielend, mit lachendem Übermut trägt, und ich lasse mir von ihren roten Lippen den bitteren Unmut, der sich in meinem Herzen festsetzen wollte, und selbst meine stumme Trauer um das unwiederbringlich Verlorne hinwegspotten.

Du siehst, Max, ich bin auf dem besten Wege, getröstet zu werden! Und ich hoffe, wenn Du in Deinen

Ferien kommst — und Anna Hallweg siehst — ich meine sie selbst, nicht ihre Rollen, obwohl auch das der Reise wert ist, Du sollst mich nicht schelten. Ihr werdet aufatmen — Du und Konrad Hiller — nun ich Euch das erzählt! Ihr werdet meinen, daß alles wohl stehe, und ich fange es selbst an zu denken. Nur manches Mal, wenn ich von ihr gehe, die Straßen schon abendstill sind und ich ganz bei mir selbst einkehre, ist mir doch wieder, als müßte ich mich selbst aus diesem Traum erwecken, als stehe ich in Gefahr, etwas zu verlieren, was trotz allem Verlornen noch immer mein gewesen sei. Ich kann dann stundenlang darüber sinnen, ob es jemals eine Pflicht sei, sein Leben in Gesellschaft einer gescheiterten Hoffnung, eines bleichen Schattens von Treue hinzubringen. Ich horche tief in mein Inneres hinab und vernehme nur undeutliche Antwort — und beneide die Menschen andrer Tage, denen es gegönnt war, ihr erstes, ihr bestes Gefühl auszuleben bis zur letzten Stunde. Und nun werdet Ihr wieder meinen, daß es mit mir noch immer besser stehen könne, und ich will Euch zum voraus recht geben und sehe Deiner wie Hillers Strafpredigt mit allem Verlangen entgegen. Bis dahin und immer in herzlicher Freundschaft Dein Erich."

Paul Lohmer las den so glücklich gefundenen Brief noch einmal bedachtsam durch und überflog dann einige Stellen zum drittenmal. Seine erste Regung war es, das Schreiben zu sich zu stecken — aber nach kurzer Überlegung entschied er anders.

„Nein — nein, der Brief bleibt meines Herrn Bruders unbestrittenes Eigentum! Die Schlußphrase könnte leicht die Wirkung in Frage stellen, die die Hauptsache hervorbringen muß. Ich werde Felicitas von den

Zukunftsaussichten des Herrn Franken in München erzählen und sie wird mir, wie gewöhnlich, nicht glauben. Sie wird Bruder Max fragen und der ewig Wahrhafte wird diesmal wohl oder übel das übrige für mich tun müssen!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der hellste Aprilsonnenschein vergoldete im Forstenburger Park den Blütenschnee von tausend Bäumen und Büschen und das frische Grün der stillen Wiesengründe; kein Mai hätte sonniger und erquicklicher sein können, als sich seit einer Woche der launenhafteste aller Monde anließ. Herr Kommerzienrat Hildheimer, der am nächsten Tage ein großes Familienfest, die Vermählung seiner Tochter Gabriele mit dem Hofpianisten und neuen Hofkapellmeister, Herrn Camillo Arsakoff, beging, betrachtete das goldene Lenzwetter und die frühe duftige Blütenpracht in seinen Gärten wie eine schuldige Huldigung der Natur, ward mit jedem neuen schimmernden Morgen gnädiger und dehnte den Kreis der Einladungen zu dem kleinen, ganz häuslichen Fest beständig aus, ohne auf die Einwände seiner Tochter und seines künftigen Schwiegersohns Gewicht zu legen. Für den Augenblick wandte sich das Interesse der Residenz von seinem sonstigen Mittelpunkte, dem herzoglichen Schloß, völlig hinweg und dem Hause des Hofbankiers zu. Nur eine Nachricht war imstande gewesen, heute, am Vortage des Hochzeitsfestes selbst, die öffentliche Aufmerksamkeit zu teilen, die Kunde, daß die längst erwartete Verlobung des jungen Hofarztes Doktor

Paul Lohmer mit Fräulein Felicitas von Herther gestern stattgefunden habe. Schon seit einigen Wochen hatte das Gerücht von dieser Verbindung eine Bestimmtheit angenommen, die zum guten Teile von Doktor Paul selbst hervorgerufen war. Für ihn war die endliche Einwilligung des jungen Mädchens schon längst jedem Zweifel entrückt. Seit Felicitas des Glaubens lebte, daß Erich Franken mit einer neuen Heimat rasch, allzu rasch, neue Liebe gefunden habe, einen Glauben, den ihr Vater und sein junger Freund um die Wette nährten, war ihr Widerstand gegen die Wünsche des Vater matter geworden, und Doktor Paul sah sich dicht am erstrebten Ziel. Die Art, wie seine Verbindung mit der Tochter des Präsidenten beurteilt ward, noch ehe die Gesellschaft von dem Vermächtnis des Bankrats Lorius Kenntnis erhielt und der schlecht verhohlene Neid, der sich nach erlangter Kunde da und dort offen aussprach, bürgten dem klugen, jungen Manne dafür, daß der Entschluß, den er schon während des Brandes im alten Schloß gefaßt hatte, jedenfalls der rechte gewesen sei.

Und doch — wenn Doktor Paul Zeuge der Unterredung gewesen wäre, die noch am Morgen seines Verlobungstages zwischen Felicitas und ihrem Vater stattgefunden hatte, so würde selbst er, kalt und selbstbewußt wie er war, wenigstens einen Augenblick Bedenken getragen haben, die Hand zu erfassen, die Herr von Herther am Abend in die seine legte. Felicitas hatte, auch seit sie von dem Briefe Erichs an Max Lohmer wußte, tagelang mit dem Entschluß gerungen, die Forderung ihres Vaters zu erfüllen. Sie war gestern am Morgen seines Geburtsfestes vor ihn getreten, um noch einmal zu versuchen, ob sie bei ihm für die Sehnsucht ihres wunden

Herzens Verständnis zu wecken vermöge. Sie wollte ja nichts mehr als still und einsam neben ihm leben — in allem seinen Wünschen genügen, nur in dem einen nicht, was er jetzt gleichsam mit jedem Blick von ihr zu erwarten schien. Sie hatte ihm mit bewegter Stimme den Zustand ihres Herzens enthüllt, ihm vertraut, daß sie Erich Franken nie völlig vergessen werde, und daß sie nicht hoffen könne, je eine wahrhafte Neigung und herzliche Hingebung für Doktor Lohmer zu empfinden. Sie hatte den Vater mit wenigen leisen Worten gebeten, die fortgesetzte Werbung Doktor Pauls zu beenden und ihr die stille Fassung und Ruhe zu gönnen, nach denen sie sich sehne. Herr von Herther hatte erst teilnehmend und fast zärtlich den Worten seines Kindes gelauscht, sein Blick hatte sie selbst ermutigt mehr zu sagen, als ursprünglich ihre Absicht gewesen war. Aber am Ende hatte sie keine andre Antwort vernommen, als die oft gehörte.

„Du bist frei, Felicitas, und hast dein Schicksal im wesentlichen selbst zu bestimmen," hatte Herr von Herther erwidert. „Du darfst deinen Weg wählen, aber so lange du meiner Liebe zutraust, daß sie ein Gefühl für dein Glück und Unglück hat, werde ich nicht aufhören dich zu bitten, deine Hand einem Manne zu schenken, dessen Leben und Wesen verbürgt, daß er mit dir ein glückliches Haus gründen kann. Ich habe mein Leben hindurch nur an dies Glück des Weibes glauben können — ich bin zu alt, Felicitas, um noch einen neuen Glauben zu fassen. Du verblendest dich in krankhaftem Gefühl, du würdest nie so zu mir gesprochen haben, wie eben, hättest du dem Dämon der Leidenschaft nicht einmal ein Recht über dein Leben eingeräumt! Paul Lohmer bedrängt dich nicht, aber so lange er selbst noch hofft — und seine herzliche,

achtungsvolle Neigung deiner Ungerechtigkeit gegenüber bewahrt, so lange kann ich dem bewährten Freunde den Zutritt zu unserm Hause nicht versagen!“

Diese Unerschütterlichkeit des Präsidenten hatte Felicitas überwältigt. „So verstehe ich mein eignes Herz nicht mehr und muß tun, was deiner Liebe zu mir das Rechte scheint!“ hatte sie gerufen und war vor ihrem Vater niedergesunken, ihr Haupt in seine Hände bergend, und hatte unter heftigem Weinen erklärt, daß sie ihn zu innig liebe, um sich länger den Wünschen widersetzen zu können, die er für ihr Leben hege. Umsonst hatte nun der Präsident sie aufgefordert sich noch einige Tage Bedenkzeit zu gönnen — Felicitas war bei ihrem Ausspruch geblieben, daß sie nie anders empfinden werde, als in diesem Augenblicke, und den Gedanken, ihrem Vater tiefes Leid zu bereiten, nicht länger tragen wolle. Herr von Herther hatte seiner Tochter die Versicherung erteilt, daß sie die wohltätigen Folgen ihres glücklichen Entschlusses in kurzer Zeit empfinden werde, und alsbald an Doktor Paul Lohmer geschrieben, der wenige Stunden später das Hertherſche Haus als Felicitas’ Verlobter verlassen hatte.

Und heute nun wußte bereits ganz Forstenburg, daß die lange Zögerung eines seit Monaten zusammengesprochenen Paares beendet sei, und sah dem Hochzeitsfest im Hildheimerschen Hause, bei dem die Neuverlobten gemeinsam erscheinen würden, mit doppeltem Interesse entgegen. Der Präsident und Felicitas hätten freilich die Verlobung am liebsten zum Vorwand genommen, von dem Feste des Kommerzienrats wegzubleiben, denn mit allem Einfluß, den Doktor Paul auf den Präsidenten erlangt, war es ihm doch nicht gelungen, die Abneigung und den stillen Widerwillen, die Herther gegen Camillo

Arsakoff fühlte, zu besiegen. Aber Doktor Paul erklärte, daß er verpflichtet sei, bei Arsakoffs Hochzeit zu erscheinen, und fügte hinzu, daß er um so weniger fehlen dürfe, als der neue Hofkapellmeister unmittelbar nach dem Feste eine Reise antrete, die ihn Monate und vielleicht ein volles Jahr von Forstenburg fernhalten könne. Herr von Herther und Felicitas widersprachen nicht mehr, und es ward nur festgesetzt, daß die notwendigen Besuche erst nach dem Feste, auf dem man der halben Residenz begegnen würde, gemacht werden sollten. Als Doktor Paul seine Braut am heutigen Morgen besuchte, richtete er die Bitte an sie, ihm den goldnen Apriltag zu einem seligen zu machen und mit ihm einen Gang in den lenzduftigen, frischblühenden Schloßpark zu tun.

Felicitas, deren ganzes Wesen seit dem gestrigen Morgen eine eigentümliche Wandlung zeigte, empfand bei der Bitte des Verlobten einen jähen Schmerz. Sie war gestern Paul Lohmer nicht bräutlich zärtlich, aber mit milder Freundlichkeit entgegengetreten und hatte ihm erklärt, daß sie die Wünsche ihres Vaters erfüllen wolle, sie hatte, so lange ihr Vater neben ihr und dem Manne stand, dem sie ihre Zukunft vertrauen sollte, die ganze Schwere und Bitterkeit ihrer Resignation nicht empfunden. Im Augenblick aber, wo Paul seine Bitte stellte, trat ihr vor die Seele, daß sie sich mit einem Manne der Welt zeigen müsse, der ihr innerlich noch fremd war und vielleicht immer fremd bleiben würde, und daß sie sich zwingen müsse, fortan dem Zuge seiner Gedanken, seiner Stimmungen zu folgen. Zugleich aber zuckte das tiefe Mißtrauen, das er ihr ehedem eingeflößt, jäh empor: bedeutete seine Bitte ihn in den Schloßpark, vielleicht bis zu der Stelle zu begleiten, die für Felicitas schmerzlich

geweiht blieb, einen unedlen Triumph über den Mann, dem ihr Herz gehört hatte? Doktor Paul zerstreute schon in der nächsten Minute diesen Verdacht, indem er hinzufügte, daß er in der großen Reitallee des Parkes seiner Patientin, dem Fräulein von Thieboldsheim zu begegnen und sich zu überzeugen wünsche, daß sie seinen ärztlichen Rat, jeden Morgen auszureiten, befolgt habe. Indem Felicitas in ihrem Herzen dem Verlobten etwas abzubitten hatte, milderte sich der Schmerz, den sie eben empfunden, und sie versprach lächelnd, sich in einer Stunde zu dem gewünschten Spaziergang bereit zu halten. Sie durfte nur in das glückselige, hoffnungsfrohe Gesicht ihres Vaters sehen, um Mut zu schöpfen und selbst eine Art Hoffnung für sich zu fassen!

Die große Reitallee des Parkes, die zu dem verfallenen herzoglichen Lustschloß Monrepos führte, und die Fußwege an beiden Seiten der Allee lagen im Mittagslicht so still und leer, wie beim ersten Morgenscheine. Die mächtigen, alten Ulmen längs des breiten Mittelweges begannen eben erst ihre Blüten zu erschließen, aber die Weißdorn- und Haselsträuche, die sich heckenartig am Fußpfad hinzogen, und die Erlen jenseits der rechts gelegenen Rasenflächen standen im weithin leuchtenden Blütenschmuck, berauschender Frühlingsduft ging von ihnen aus und erfüllte den jungen Arzt mit einem sonst nicht gekannten Gefühl. Er empfand hier nicht nur befriedigten Stolz, die Verlobte am Arme zu haben, wie vorhin in den Straßen der Stadt, ein Lenzhauch von Zärtlichkeit überkam ihn und ließ ihn Worte finden, denen Felicitas mit stillem Anteil lauschte. Eine Sehnsucht, Paul mit den Augen ihres Vaters zu sehen und sich aller seiner Vorzüge bewußt zu werden, erwachte in ihr, ein dumpfer

Wunsch, alles Verlorene zu vergessen, Leben und Freude aus ihrer Pflicht zu gewinnen! Ihr Gesicht schaute blaß, aber voll Liebreiz und sanfter Fügung auf den eifrig sprechenden Begleiter — aus seinen Zügen war in diesen Minuten die Schärfe und nervöse Spannung verschwunden, die sonst stets sichtbar waren. Wie er mit Felicitas dahinging und die in den Weg ragenden Zweige zur Seite bog, mit einem Ton und Ausdruck innigen Dankes zu ihr sprach und nur einmal mit seinen Lippen flüchtig ihr Haar streifte, kam er sich selbst fremd vor und wähnte doch der sein zu können, der er jetzt schien.

Fast die Hälfte des Wegs nach Monrepos hatten die Verlobten zurückgelegt, als Doktor Paul nach seiner Uhr sah und mit einem leichten Seufzer sagte:

„Wir müssen umkehren, Felicitas! Die künftige Frau eines Arztes muß sich früh gewöhnen, daß ihm und ihr nur wenige Stunden gehören. — Selbst heute möchte ich nicht versäumen nach einigen Kranken zu sehen, die mich in der Tat nötig haben!“

„Du darfst es auch nicht!“ unterbrach ihn Felicitas, und das Du, das ihr seit gestern so unsäglich schwer geworden war, glitt zum erstenmal leichter über ihre Lippen, ihr Gefühl klammerte sich gleichsam an den pflichtenvollen Beruf und die Pflichttreue des Verlobten an. „Unterlaß es nie, um meinetwillen jemand Hilfe oder Trost zu bringen, ich werde dich immer hoch halten, wenn du mich um der Kranken willen zu vergessen scheinst.“

Eine spöttische Äußerung fuhr durch den Sinn Doktor Pauls, aber er wehrte ihr rechtzeitig den Weg über seine Lippen — er fühlte, daß er sich eine Zeitlang verleugnen und Felicitas' Vertrauen erst gewinnen müsse. Ein eben die Allee herabrollender leichter Wagen, der

auch Felicitas' Aufmerksamkeit auf sich zog, kam ihm zu Hilfe, das Gespräch abzubrechen. Im Rücksitze des offnen Gefährts lehnte die Gräfin Platoff, die statt einiger Tage einige Wochen hindurch in Forstenburg geblieben war. Sie erkannte mit ihren scharfen Augen das neue Brautpaar schon von fern, und es gefiel ihr, demselben die freundlichsten Grüße zuzuwinken, ja sich über den Wagenrand zu beugen und einen lauten Glückwunsch auszusprechen. Felicitas' erste Bewegung war es gewesen, ihren Verlobten mit sich vorwärts zu ziehen. Doktor Paul aber preßte den Arm des Mädchens fester an den seinen und stand dem langsamer fahrenden Wagen der Gräfin gegenüber still, den Glückwunsch mit freundlichem Dank erwidernd. Er wußte in der Tat nicht, welche Erinnerung in Felicitas aufstieg und ihr den Anblick der russischen Dame peinlich machte — wenn er es jedoch gewußt hätte, würde er seine Schritte kaum beschleunigt haben. Er sah dem Wagen, der nach Monrepos hinausfuhr, einige Minuten nach und war im Begriff, Felicitas mit einem Lobe des Geistes und der Weltklugheit der Gräfin Platoff zu unterhalten, als sie plötzlich ausrief: „Deine Kranke, Paul, Fräulein von Thieboldsheim — und Ihre Hoheit!"

Ein Schatten des Unmuts flog über das Gesicht des Arztes, als er in der Tat aus einer der Seitenalleen, die auf den großen Hauptreitweg ausliefen, die kleine Kavalkade hervorbrechen sah. Die Prinzessin ritt ihr Lieblingstier, einen schlanken, arabischen Rappen, dessen Hufe nur leicht den Staub des Weges rührten, in den er hingelenkt wurde, Fräulein von Thieboldsheim eine Isabelle von Allstedter Zucht, deren blaßgelbe Farbe sich wirkungsvoll gegen das Schwarz des Leibpferdes Ihrer Hoheit abhob. Minder glücklich war der Abstand der Erscheinung beider

Reiterinnen, Fräulein von Thieboldsheim, Doktor Pauls Kranke, zeigte ein rosig-angehauchtes Gesicht voll jugendlicher Heiterkeit, ihre hellen Augen und ihr feines Stumpfnäschen sahen keck und beständig erwartungsvoll in die Frühlingsluft hinaus. Prinzeß Stephanie war bleicher als je, in ihren dunkeln Augen glühte und leuchtete es, und doch richteten sich diese Augen meist nur auf den schlanken Hals ihres Pferdes, dem sie einzelne Schmeichelworte gönnte. Ein herzoglicher Stallmeister und zwei Reitknechte, sowie der Groom der Prinzessin folgten den Damen im Abstand von fünfzig Schritten. Für den jungen Hofarzt und Fräulein von Herther war es unmöglich auszuweichen, sie mußten grüßend stehen bleiben, und Fräulein von Thieboldsheim gab mit Gruß und Blick ihre frohe Teilnahme zu erkennen. Die Prinzessin ritt zwischen den Ulmen ganz dicht bis an den Rand des Fußwegs heran; ihr Auge heftete sich flüchtig auf Doktor Paul und glitt von diesem wieder hinweg, als lohne es sich nicht der Mühe zu verharren — dafür aber traf ein andrer langer Blick, in dem sich tadelndes Erstaunen und zärtliches Mitleid mischte, die Tochter des Präsidenten. Felicitas, die mehr unter der Wirkung der ganzen Erscheinung der Prinzessin, als unter der Wirkung dieses Blicks erbebte, fühlte sich aus der gefaßten Stimmung, die vorhin über sie gekommen war, mit einem Male wieder emporgeschreckt. Sie mußte sich an die Schulter ihres Verlobten lehnen und sagte tonlos:

„Die arme, arme Prinzessin! Sie sieht tiefunglücklich und tiefkrank aus — ich fürchte, daß das Gerücht recht hat und der unselige Arsakoff einen Teil der Schuld an ihrem Unglück trägt.“

Diesmal vermochte sich Doktor Paul nicht zu be-

zwingen. Hundertmal hatte er ertragen müssen, daß er für Prinzeß Stephanie nicht existierte oder ein kalt geringschätziger Blick Ihrer Hoheit auf ihn fiel, niemals hatte dies seinen Stolz so tief verletzt, als eben jetzt, wo er an der Seite seiner lieblichen Braut der Prinzessin begegnet war. Er fiel in den Ton zurück, in dem er meist sprach und versetzte, indes seine Augen zornig blitzten:

„Ich sehe keinen Grund Ihre Hoheit zu bemitleiden. Sie ist eine heillose Phantastin, wie sie unsre Zeit und Welt nicht zu dulden vermag, schlecht erzogen, wofür sie allenfalls nichts kann, und launenhaft und in ihrem Urteil willkürlich, wofür sie verantwortlich bleibt! Sie ist krank, weil sie nicht gesund sein will und mit dem Übermaß ihres Musiktreibens alle ihre Nerven zerstört hat."

Felicitas empfand bei den Worten des jungen Mannes, daß sich die Kluft zwischen ihr und ihm wiederum auftat — sie hatte seinem Urteil nichts entgegenzusetzen und fühlte doch, daß die Prinzessin einer andern Empfindung wert sei. Ihr war's, als werde ein Klang in der Stimme Pauls ihr immer durch die Seele schneiden, aber sie suchte mit aller Kraft, die ihr das eigne Pflichtgefühl und der Gedanke an ihren Vater liehen, diese Anwandlung zu bekämpfen und zeigte dem Verlobten, wie den Begegnenden, die nun in den vordern Teilen des Parks zahlreicher wurden, eine heitre Miene. Diese fiel ihr doppelt schwer, denn eben lenkte Doktor Paul in jenen Weg ein, den sie im vorigen Herbst, an dem Morgen, der Erich für immer von ihr getrennt hatte, nach ihrem Vaterhause zurückgegangen war. Was ihr damals als dunkle Befürchtung und Möglichkeit vor der Seele gestanden hatte, war jetzt unbarmherzige Wirklichkeit geworden. Und ein stummer

Schauer erfaßte sie, wenn sie daran zurückdachte, wie ihr, der Gebeugten, an jenem Herbstmorgen Prinzeß Stephanie begegnet war — zu Roß, wie heut, aber mit welch glückstrahlendem Antlitz, wie anders — wie anders!

Prinzeß Stephanie hatte vorhin einige Minuten im Wege Halt gemacht und mit dem gleichen zürnend-schmerzlichen Blick, der Felicitas getroffen, dem Paare nachgesehen. Wie sie ihr Pferd wieder in Bewegung setzte, sagte sie leise, mehr für sich, als für die begleitende Hofdame:

„Ist das eine Welt! Dem herzlosesten, ehrsüchtigsten Menschen gibt sich ein weiches Herz, eine liebenswürdige, reine Natur hin — und alle Welt, vom eignen Vater angefangen, ruft Beifall — und keiner fühlt, daß etwas Entsetzliches geschieht!"

Fräulein von Thieboldsheim hörte mit ehrfurchtsvoller Miene die schmerzliche Bemerkung Ihrer Hoheit an, doch entgegnete sie nach einigem Besinnen:

„Ew. Hoheit verzeihen — aber ich finde die Partie durchaus passend und muß Herrn Doktor Lohmer für einen braven und liebenswürdigen Mann halten. Ew. Hoheit haben, fürchte ich, eine Antipathie gegen den armen Herrn Hofarzt, weil er einmal in den Fall gekommen ist, Ihnen mit Erfüllung seiner Pflicht weh zu tun."

„Die Antipathie leugne ich nicht," versetzte die Prinzessin, „einen so kleinlichen Grund dafür habe ich keineswegs. Allerdings hat mir das Vorkommnis mit meinem armen Coeur de Lion den Schlüssel zum Charakter des Herrn Doktors gegeben."

Sie blickte wieder in finstrem Nachsinnen auf den Hals ihres Pferdes nieder, die Hofdame wagte es nicht, sie erneut auf die frühlingshellen Umgebungen und den

köstlichen Tag aufmerksam zu machen. So wurde der Spazierritt etwa noch eine Viertelstunde fortgesetzt. Als man sich dem Ende der Allee näherte, hatten die Reiterinnen so ziemlich den Wagen erreicht, in dem die Gräfin Platoff saß. Fräulein von Thieboldsheim glaubte zu bemerken, daß diese ihr Coupé langsam fahren ließ, sie hatte die Bemerkung kaum ausgesprochen, so befahl die Prinzessin die Umkehr. „Ich glaube nicht, daß es der Frau Gräfin große Freude machen kann, mich zu sehen, jedenfalls macht es mir keine Freude, ihr zu begegnen!“

Die Hofdame erschrak, der wegwerfende, herb zürnende Ton der Prinzessin Stephanie war unerhört und legte ihr den Schluß nahe, daß die krankhafte Verstimmung Ihrer Hoheit, von der Geheimrat Dorau sprach, in den letzten Tagen wiederum gewachsen sei. Fräulein von Thieboldsheim erwog bei sich, ob ihre Pflicht eine Mitteilung an den Herzog über diese Aufwallung seiner Tochter erheische. Sie war um so betroffener, als sie im Grunde angenommen hatte, daß die neuerlich so häufigen Spazierritte der Prinzessin in dieser Gegend des Parks zu einer zwanglosen Begegnung mit der Gräfin Platoff führen sollten. Sie versuchte ein harmloses Gespräch anzuknüpfen, erhielt aber einsilbige Antworten in einem traurig gleichgültigen Tone und wurde in dem Eindrucke, daß ihre junge fürstliche Herrin sehr krank oder sehr verstimmt sei, aufs neue bestärkt. Es fiel ihr heute aufs Herz, daß seit Wochen Prinzeß Stephanie stets bleicher geworden sei, während ihre Augen in dunkler Glut erglänzten. In den Bewegungen der Prinzessin verriet sich bald die tiefste Abspannung, bald eine fiebrische Hast — wie auch dieser Spazierritt wiederum zeigte. Man war, immer gefolgt von dem alten Stallmeister und den beiden

Reitknechten, dem Residenzschloß schon wieder ziemlich nahe und schlug einen Seitenweg ein, den die Prinzessin bei keinem ihrer Ausflüge zu Pferd unbesucht ließ und für den sie eine, wie Fräulein von Thieboldsheim seufzte, kapriziöse Vorliebe an den Tag zu legen pflegte. Es war dies ein ehemaliger Reitweg, der vor Anlage der neuen großen Allee nach Monrepos oft benutzt worden war und jetzt, halb von breitästigen Buchen überwachsen, beinahe einen gewölbten Gang bildete. Die Sonne flimmerte durch die jungen frischen Zweige und Blätter, vergoldete die bemoosten Stämme und erhellte die Windungen des Weges und die Parkpartien, die zur Seite desselben lagen. Die volle Schönheit des Parks trat hier noch mehr hervor, als in den großen Hauptteilen, und die Vorliebe der Prinzeß Stephanie für diesen Weg hätte das spöttische Lächeln nicht verdient, mit dem Fräulein Ada das Einlenken begrüßte. Die Prinzessin warf einen hastig suchenden Blick vor sich, den ihre Begleiterin jetzt oft wahrnahm und nach dem Ihre Hoheit regelmäßig wieder in ihre traurige Gleichgültigkeit zurücksank. Regelmäßig, nur heute, nur in diesen Minuten nicht! Denn kaum hatte man den alten Reitweg bis zu seiner ersten Biegung nach rechts verfolgt, als die Prinzessin Stephanie mit einem halberstickten Aufschrei und einem heftigen Zügelruck ihren Rappen zurückriß und dann mit weitgeöffneten Augen, mit gleichsam geisterhaft leuchtendem Gesicht vor sich hinblickte. Einige hundert Schritte von hier erhob sich von einer Bank zur Seite des Wegs eine Männergestalt — selbst Fräulein von Thieboldsheim erkannte Camillo Arsakoff und sah, daß dieser zuerst eine Bewegung machte, in das Gebüsch zu weichen und dann bis an den letzten Rand des Wegs zurücktrat. Zugleich aber

schlug die zitternde Stimme der Prinzessin an das Ohr der jungen Dame:

„Ada! Sie halten hier mit Schwarz einen Augenblick — ich sehe dort meinen Lehrer, dem ich noch nicht einmal zu seiner Verlobung und Verheiratung habe Glück wünschen können. Ich muß und will ihn sprechen —"

„Ew. Hoheit, meine Pflicht verbietet mir, Ihren Wünschen zu entsprechen," flüsterte Fräulein von Thieboldsheim erschrocken und mit flehentlichem Ausdruck, indem sie ihr Pferd dicht an das der Prinzessin herandrängte.

„Ihre Pflicht gebietet Ihnen, Seiner Hoheit von dieser Begegnung Mitteilung zu machen," erwiderte Prinzeß Stephanie heftig. „Ich werde meinen Vater selbst davon unterrichten, und jetzt, bei meiner Ungnade, befehle ich Ihnen, mich in einigen Minuten hier zu erwarten und mir keinen Schritt nachzureiten."

Weniger aus Gehorsam gegen den Befehl ihrer Herrin, als aus der Furcht, eine unliebsame Szene herbeizuführen, von der sie zurückbebte, ließ jetzt die junge Hofdame die Prinzessin allein weiterreiten und blieb, der Davonsprengenden mit den Augen folgend und den herankommenden Stallmeister unmutig zurückwinkend, unter dem Schirm der großen Weißbuche halten. Die Prinzessin hatte ihr Pferd in Galopp gesetzt und war in einer Minute an jener Stelle des Wegs, wo Camillo Arsakoff seitwärts stand, mit entblößtem Haupt und tiefer Verbeugung schon entgegen grüßend. Auch sein Gesicht war bleich, er hatte erst in der letzten Minute, als er die Trennung der Prinzessin von ihrer Begleiterin wahrnahm, begriffen, daß er hier mehr als einen peinlichen Blick zu bestehen haben werde. Er verwünschte die phantastische eitle Erinnerung, die ihn gerade heute am Vortage seiner

Hochzeit hierher getrieben — an die Stelle, wo er im vorigen Herbst zum erstenmal gewagt hatte, Prinzeß Stephanie zu umfangen. Aber seit er in den letzten Tagen durch bestimmte Nachrichten aus Petersburg darüber ins klare gesetzt war, daß Seine Hoheit im Irrtum sei, die Prinzessin unter keinen Umständen seine Schwester sein könne, seit er eine trostlose Langeweile an der Seite seiner Braut mit stündlich wachsendem Unmut empfand, hatte ihn die Erinnerung an die Gunst der hohen Dame und eine Art unruhigen Verlangens erfaßt, über das er sich keine Rechenschaft gab. Seine Gedanken flogen weit über die nächsten Monate hinweg, in denen er sich freilich Gabriele Hildheimer widmen mußte! Er hegte wieder hundert Träume von buntschillernden tragenden Wogen des Lebens und hatte sich, je strenger ihm im Augenblick jeder Zutritt zur Prinzessin Stephanie versagt war, auch ihr Bild in diese Zukunftsträume hineingewoben. Freilich hatte er das Fürstenkind dann anders vor sich gesehen, als in dieser Minute, wo sie dicht an ihn heranritt und sich seitwärts nach ihm hinbeugte: ein todblasses Gesicht und doch einen brennenden Hauch auf den Wangen, bebend und doch mit einem Zug starrer, eiserner Entschlossenheit um die weißen Lippen. Bei diesem Anblick dachte Arsakoff nur der furchtbaren Stunde im Kabinett des Herzogs, es durchfuhr ihn, daß in kurzer Zeit der Herzog und ganz Forstenburg von dieser Begegnung wissen könne und daß er erst morgen den sichern Boden, nach dem er so lange, so schwer gerungen, unter den Füßen haben werde! Und während ihn das alles wie ein zugleich kalter und glühender Hauch berührte — hörte er die Prinzessin in krampfhafter Angst sagen:

„Um unsrer Liebe willen, Camillo — ich habe nur

Augenblicke! Ich weiß alles! weiß, wie man Sie und Edith von mir gerissen hat — und was Sie um meinetwillen gelitten und getan! Noch ist's Zeit — seit Tagen suche ich in tödlicher Angst, dir zu begegnen. In den Händen des kleinen Ralph ist ein Kästchen mit Briefen an dich, an Edith Blake und mit dem großen Schmuck meiner Mutter, der genug ist für zehn Leben, wie das unsre sein kann! Geh nach Maud-Cottage in Cumberland und harre meiner! Ich werde kommen, und wenn es ein halbes, ein ganzes Jahr währt, bis ich meine Wächter hier eingeschläfert habe! —"

Arsakoff wagte kaum emporzublicken, obschon er fühlte, daß die Augen der Prinzessin die seinigen suchten. Er klammerte sich an den Stamm des nächststehenden Baumes, als fürchte er umzusinken und stammelte:

„Hoheit — ich bin — ich habe — es war keine Rettung auch für Sie! ohne diese meine unselige Verlobung! — Meine tiefste Verehrung für Ew. Hoheit kann durch keine Zeit und keine Gewalt der Verhältnisse gemindert werden —"

„Warum nennen Sie mich nicht Stephanie, wie sonst?" fragte die Prinzessin, und ein zürnender Blick fiel auf den Zitternden. „Ich ahne, was Sie hierher zieht — ich habe mich in Ihr Elend hineingedacht — ich sinne seit Wochen Tag und Nacht, wie ich Ihnen ein Wort von mir zukommen lassen könnte! Gott mußte uns ja helfen — aber bis heute begegnete ich Ihnen nicht — es war völlig unmöglich, Ihnen einen Boten zu senden, der kleine Ralph ist streng überwacht, Sie müssen ein Mittel finden, Camillo, daß er ungefährdet zu Ihnen gelangt — und dann alles übrige tun. Ihre Verlobung verzeihe ich Ihnen, ich will sie Ihnen danken, wenn wir

erst gerettet sein werden! Um Gottes willen, Camillo, so sprechen Sie doch — sagen Sie, daß Sie meiner in England harren wollen und nehmen Sie meinen Schwur, daß ich zu Ihnen gelange, und wenn sich eine Welt zwischen uns legt!"

Vor Arsakoffs Augen verschwammen Gestalt und Gesicht der Prinzessin, das Roß, das ungeduldig den Boden stampfte und die gegenüberliegenden Bäume, über welche die Sonnenstrahlen zitterten. Er war wirklich einer Ohnmacht nahe und hielt sich mit Mühe aufrecht. Die Tiefe der Leidenschaft des Fürstenkindes, die sich vor ihm auftat, machte ihn schwindeln und es war ihm, als müsse er sich über die Kluft schwingen, die er zwischen Stephanie und sich sah. Er stieß hervor:

„Hoheit — angebetete Herrin — wie könnte ich mich aus der Verstrickung lösen, in die mich Ihres Vaters gebieterischer Wille zwang! Meine Hochzeit mit dieser aufgedrungenen Braut ist morgen, Hoheit!"

Die Prinzessin mußte von einem Frostschauer geschüttelt worden sein. In ihrem Gesicht ward ein schmerzliches Zucken sichtbar, sie holte schwer Atem und stützte sich zitternd auf die Pausche ihres Sattels. Dann sagte sie heftig:

„So ist uns der Himmel noch im letzten Augenblicke gnädig! Vierundzwanzig Stunden reichen für alles in der Welt aus, Camillo, und Sie haben mein Wort! Ich kann Ihnen vieles, alles verzeihen, aber daß es den Anschein gewänne, als hätten Sie mich dieser Gabriele aufgeopfert, das ertrüge ich nicht und verziehe ich nicht!"

„Um Gott — Hoheit — Fräulein von Thieboldsheim kommt heran —" rief flehend der Musiker, nach

Fassung ringend. Die Prinzessin sah ihn noch einmal mit einem Blick an, aus dem leidenschaftliche Zärtlichkeit und ein plötzliches dunkles Mißtrauen sprachen — im nächsten Augenblicke war sie wieder Herrin ihrer selbst. Die Hofdame hatte in der Tat das Gebot Ihrer Hoheit nicht länger als verbindlich erachtet — sie kam im Trabe herbei und war offenbar entschlossen, dieser Unterredung um jeden Preis ein Ende zu machen. Sie hörte freilich, als sie ganz nahe war und Arsakoff sie grüßen konnte, während sie seinen Gruß unerwidert ließ, die Prinzessin mit einer tonlos-kalten Stimme nur sagen:

„Also schon morgen! — Ich wußte wahrhaftig nicht, wie nahe Ihr Hochzeitstag sei, Herr Hofkapellmeister, — man hat es mir nicht mitgeteilt — viel Glück denn — nach Ihren Wünschen! Auf Wiedersehen!“

In dem einzigen Wort „Auf Wiedersehen!“ war ein Klang, der Fräulein von Thieboldsheim auffallen konnte, — sonst begriff sie nicht, warum Prinzeß Stephanie dies Gespräch nicht ebensogut in ihrer und des Herrn Stallmeisters Gegenwart hätte führen können. Sie sah gleichwohl mit wachsender Besorgnis die fahle Gesichtsfarbe Ihrer Hoheit und den jähen Wechsel, mit dem das Licht der Augen bald zu erlöschen schien, bald wieder aufsprühte. Schüchtern bat sie, den Spazierritt zu enden — Prinzeß Stephanie schlug schweigend den nächsten Weg, der von hier aus zum Residenzschlosse führte, ein, ohne sich noch einmal nach der Stelle umzusehen, wo sie Camillo Arsakoff in völliger Betäubung verlassen hatte. Ein tiefer, schwerer Seufzer war alles, was die Begleiterin der Prinzessin von ihr noch zu hören bekam — Fräulein von Thieboldsheim gab dem Stallmeister Schwarz nach rückwärts einen Wink, näher heranzukommen, sie fing an

zu fürchten, daß Ihrer Hoheit die Kraft entschwinden würde, sich im Sattel zu erhalten.

Inzwischen stand neben der Bank, von der er vor wenigen verhängnisreichen Minuten emporgeschreckt worden war, Camillo Arsakoff. Er starrte auf die Buchenstämme gegenüber, an denen die Lichtstreifen immer tiefer herabfielen, und war lange Zeit unfähig, sich das Erlebte vollkommen deutlich zu machen. Dann sagte er nur einmal leise vor sich hin: „Das ist schauerlich!" und holte tief Atem. Er hatte nie im Leben einen Augenblick gehabt, in dem er sich selbst ganz verächtlich erschienen wäre und jetzt kam ein solcher mit voller Wucht über ihn! Die innre Hingebung der Prinzessin war weit, weit über das Spiel hinausgewachsen, das er gespielt hatte, und erweckte zum erstenmal in seiner Seele eine Art Rührung. Der Gedanke, daß die Prinzessin durch die Trennung von ihm so sichtlich gelitten und ihm unter so schwerem Drucke ihre Neigung gewahrt habe, schmeichelte nicht bloß seiner Eitelkeit — es war ihm einige Minuten lang, als könne und müsse er umkehren! Gewiß war, daß er nie hoffen, nie wagen dürfe, die Prinzessin wiederzusehen — wenn morgen stattfand, was stattfinden sollte. Er überdachte, indem er endlich langsam den Buchengang durchschritt, in dem ihn die Prinzessin schon oft gesucht und eben nur heute gefunden hatte, alles, was ihm die Erregte vorhin zugeflüstert, es kam ihm selbst wie ein Wunder vor, daß er in seiner Bestürzung und Fassungslosigkeit doch jedes Wort gehört hatte. Die Möglichkeit seiner Flucht war noch heute, noch am nächsten Morgen vorhanden. Wenn er jetzt klug und entschieden verfuhr, sich gleich jetzt im Residenzschloß des kleinen Ralph, des Grooms der Prinzessin, versicherte, und mit oder ohne diesen nach England

abreiste — und dort an dem cumberländischen See in stiller Zurückgezogenheit harrte — er durfte der leidenschaftlichen Entschlossenheit der Prinzessin vertrauen, sie würde ihn finden, ihn erreichen!

Solche Vorstellungen wogten stürmisch durch seine Seele, so lange die alten Buchen ihre Äste über seinem Haupt wölbten. Doch sowie er in die große Allee von Monrepos und in den vollen Mittagssonnenschein hinaustrat, wachten andre Gedanken in Arsakoff auf. Im Grunde war's doch ein unglückseliger Zufall, der ihn heute und hier mit der Prinzessin zusammengeführt hatte. Und wenn er jetzt diesen Zufall für einen Zwang seines Dämon nahm und alles hinter sich warf, was ihm in nächster Aussicht stand — was wurde aus ihm, wenn er sich doch irrte, wenn Prinzeß Stephanie ihre Verheißung nicht wahr machen konnte, oder, wenn sie kam, als ein krankes, vom Sturm gebrochnes Weib, und ihr fürstlicher Vater ihr nie verzieh und seine Hand gänzlich von ihr abzog? Würde nicht im erstern Fall das Hohngelächter seiner Neider und der guten Freunde vom Schlage Paul Lohmers hinter ihm dreingellen — würde er nicht im andern Falle sich ein verkümmertes, widerspruchsvolles Abenteurerleben bereiten? Die Gelegenheit, das einzige zu gewinnen, was in der Welt von heute wahrhaft und allein gilt und wirkt: ein großes fürstliches Vermögen, kehrte nicht zum zweitenmal wieder. Petersburg und Moskau und manche andre Stätten waren für ihn verloren und verschlossen — wenn Prinzeß Stephanie nicht Wort hielt und vielleicht sogar, wenn sie kam. Die Platoff, die ihre Fäden durch halb Europa spann und überall in der Gesellschaft Einfluß hatte, würde ihm dies frevle Unterfangen und die Täuschung, sie hier zu seiner angeblichen Hochzeit festge-

halten zu haben, nie vergeben. Und endlich, selbst wenn es der Prinzessin gelang, von hier zu entfliehen und ihn in England zu erreichen, wie viele Zeit müßte vergehen, wo sollte er ihrer harren? Bei Edith Blake in Cumberland? Konnte er nicht der Versuchung erliegen, mit diesem immer noch anziehenden, immer noch reizvollen Mädchen das alte Spiel wieder aufzunehmen? Wie würde Stephanie am Ende ihn finden? Nein und tausendmal nein! der erste Schmerz war besser als der letzte, und er durfte sich durch die Versuchung dieser Stunde nicht von dem Wege abdrängen lassen, den er einmal betreten hatte.

Und nun besann er sich, daß er versprochen habe, der Gräfin Platoff in Monrepos zu begegnen und sie von dort zum Diner im Hildheimerschen Hause zu geleiten, und es war ihm, als ob es ihm gut tun würde, mit ihr zu sprechen, wenn er ihr natürlich auch kein Wort von dem verraten durfte, was soeben zwischen ihm und der Prinzessin Stephanie geschehen war. Sein Aussehen, von dem er mit Recht annahm, daß es übel genug sein müsse, konnte er mit der Erregung motivieren, die jetzt durch jede Stunde gesteigert werde. Es galt nur noch für heute und morgen Fassung und Mut zu bewahren — dann war das schlimmste bestanden und ein neues Leben mit bessern Vorbedingungen, als er sie je gekannt hatte, öffnete sich für ihn! Er eilte, sich selbst zu entfliehen und in Gesellschaft andrer die innre Stimme zu übertäuben, die ihm fort und fort die letzten Worte der Prinzessin ins Ohr rief! Seine heftigsten Neider — er zählte ihrer viel und am heutigen Tage mehr als je! — hätten trotzdem Camillo Arsakoff um diese und die nächsten Stunden nicht beneiden dürfen. —

Der folgende Morgen war so sonnig und hell, wie

seine Vorgänger, es blieb Frühling und der April blühte üppig in den Mai hinüber. Kommerzienrat Hildheimer nahm in aller Frühe von einer hochgelegenen Laube seines Gartens aus den wolkenlosen Himmel wahr und betrachtete den vielverheißenden Morgen als eine Belohnung der Standhaftigkeit, mit der er das große häusliche Fest auf einen Tag, aber auf einen glänzenden, eingeschränkt hatte. Er war gegen Polterabend und ähnliche Unsitten gewesen und hatte ebensowenig die Abreise des neuvermählten Paares vor der Beendigung eines großen, seinem Hause angemessenen Mahles zugestehen wollen. Bis zuletzt hatte sich der Herr Hofbankier mit einer unbestimmten, ehrgeizigen Hoffnung getragen, daß der Herzog in irgend einer Weise persönlich an der Vermählungsfeier Arsakoffs mit der Erbtochter des Hauses Hildheimer und Söhne teilnehmen werde. Auf alle widersprechenden Einwände seines künftigen Schwiegersohnes hatte er jederzeit mit einer ablehnenden wichtigen Miene geantwortet und allenfalls hinzugefügt: „Ich weiß, was ich weiß, lieber Arsakoff! Unsre Hoheit hat eine Gunst für Sie, die selbst einen alten Hofpraktikus, wie mich, in Erstaunen gesetzt hat. Sie haben vielleicht recht, wenn Sie Ihre Hochzeitsreise ein wenig weit und lang ausdehnen, um es zu markieren, daß Sie von nun an ein unabhängiger Mann geworden sind. Allein nicht zu weit und zu lange und auf meinen ersten Wink zur Heimkehr bereit! Sind Sie zur rechten Zeit hier, so kann Ihnen aufs mindeste die Intendanz unsres Hoftheaters nicht entgehen!“

So war es in der Tat eine Enttäuschung für den Kommerzienrat, daß Seine Hoheit weder zur Beglückwünschung der Braut im Hildheimerschen Hause, noch auch nur in der Schloßkirche erschien. Was noch

auffälliger war: auch Herr von Stecknitz, des Herzogs Adjutant, hatte für den heutigen Tag keinen Urlaub erhalten und deshalb die Einladung des Hofbankiers ablehnen müssen. Und endlich war Herrn Hildheimer am Vorabend des Festes und diesen Morgen, als Camillo Arsakoff erschien, wiederholt die Sorge durchs Herz gezogen, ob er nicht in dem Künstler einen kranken Schwiegersohn erhalten werde. Der Bräutigam fiel in der Tat nicht nur dem Kommerzienrat durch sein bleiches, fast verstörtes Aussehen auf. Sein schönes Gesicht war durch tiefe Furchen entstellt, die Augen lagen in tiefen, bläulichen Ringen, eine heftige nervöse Reizbarkeit schien sich seiner bemächtigt zu haben. Am Vorabend seiner Hochzeit hatte er fast wortlos neben seiner Verlobten gesessen und einmal auf eine Bemerkung Fräulein Gabrieles mit beinahe unhöflicher Ungeduld geantwortet, so daß diese Brauttränen vergoß. Während der Trauung war er zerstreut und mußte sich sichtlich zur schicklichen Haltung zwingen. Niemand, selbst Doktor Lohmer mit seinem untrüglich scharfen Auge nicht, vermochte wahrzunehmen, daß die Anwesenheit des kleinen Ralph, des englischen Grooms der Prinzessin auf dem Orgelchor der Schloßkirche Camillo Arsakoff die peinlichsten Empfindungen erweckte. Als er an der Hand seiner Braut dem Altar zuschritt, war ihm wiederum zumute, als habe er gestern falsch gewählt und als sollte er zu dieser Stunde weit, weit von Forstenburg, der Nordsee entgegen sein! Er fühlte sich erleichtert, als alles vorüber war und er in den Wagen des Kommerzienrats stieg und zollte Doktor Paul aufrichtigen Dank, der ihm beim Einsteigen einen stützenden Arm lieh.

Das Hildheimersche Haus spottete heut des Frühlings,

der mit Primeln, Krokus und Hyazinthen den Garten schmückte. Kein Raum, von der Vorhalle bis in den prachtvollen Speisesaal, der nicht mit verschwenderischer Blumenfülle überladen gewesen wäre. Das Boudoir der Braut, in dem sie nachher Abschied von ihrem Vater und den nächsten Verwandten nehmen sollte, war künstlich in eine Rosenlaube verwandelt, an der wohl an tausend der schönsten Rosen aller Arten blühten, der große Empfangssaal war mit einem Wald von Blattpflanzen gesäumt, aus dem überall Körbe voll kostbarer Blüten hervorleuchteten, über den Sitz des neuen Paares an der Tafel wölbte sich ein Thronhimmel von Maiglocken und Rosen, in einem besondern Zimmer war nach adoptierter französischer Sitte der Trousseau aufgestellt und hier wurden noch immer die kostbarsten Geschenke niedergelegt. In dem fröhlichen Getümmel, dem Durcheinander der Gäste, belebte sich Camillo wieder etwas, ein paar Worte, die ihm die Gräfin Platoff zuflüsterte, schienen zauberkräftig gewirkt zu haben:

„Sie sind bedrückt, Camillo, von der orientalischen Geschmacklosigkeit hier! Vergessen Sie nicht, daß jetzt erreicht ist, was Sie gewollt haben, und daß Sie von Stund' an niemand mehr hier halten kann."

Und in einer Anwandlung von Opferfreudigkeit wandte sich die Gräfin zum Hausherrn, der um die Ehre gebeten hatte, sie zur Tafel zu führen und überschüttete den eitlen Mann mit geschickt hingeworfnen, schmeichelnden Worten und mit Lobeserhebungen über die Persönlichkeit seines Schwiegersohns. Die gute Gesellschaft von halb Europa werde es Herrn Hildheimer Dank wissen, daß er dem Genie Arsakoffs die Schwingen vollends löse, was bisher kein Fürst, auch der Herzog von Forstenburg nicht,

vermocht habe. Herr Hildheimer verstand selbst jetzt in seiner festlichen Stimmung, daß das Lob der Gräfin eine starke Hindeutung auf seine Kasse enthielt, aber die gesunde Einsicht und die scheinbare Herzlichkeit der vornehmen Dame bestrickten ihn vollkommen und machten ihn zum glücklichsten Gast an seiner Tafel. Die Mehrzahl der Eingeladnen folgte nach einiger Zeit seinem Beispiel und überließ sich harmlos der Festfreude. Nur einige der Anwesenden vermochten diese Freude nicht zu teilen. Der Präsident von Herther, der sich im Hildheimerschen Hause nie wohl gefühlt hatte, warf mehr als einmal forschende Blicke nach der jungen Gemahlin Arsakoffs, die sich anstrengen mußte, um wenigstens in einzelnen Minuten ein glückliches Gesicht zu zeigen. Und regelmäßig, wenn er der innern Unruhe und ängstlichen Unsicherheit der Neuvermählten inne geworden war, glitt der Blick Herrn von Herthers zu seiner Tochter hinüber, die zwischen ihrem Verlobten, dem Doktor Paul und dessen Bruder, dem Professor Max Lohmer, saß. Zum erstenmal beschlich ihn die trübe Vorstellung, daß Felicitas an ihrem Hochzeitstage ein Gesicht zeigen könne, wie dort die junge Frau ihm gegenüber, zum erstenmal sah er mit einem Gefühl der Unsicherheit auf Paul Lohmer.

Auch Doktor Paul mußte sich heute Zwang antun. Er war so ganz mit seinen Beobachtungen beschäftigt, daß er es schwer fand, gegen Felicitas liebenswürdig zu sein und die Rolle weiter zu spielen, die er sich selbst auferlegt hatte. Es war ihm lieb und leid zugleich, daß sein Bruder Max zu Felicitas' linker Seite saß — er gewann dadurch von Zeit zu Zeit Frist, sich dem innersten Zuge seiner Natur zu überlassen. Und doch hörte er mit Mißfallen, daß in der Stimme seiner Verlobten ein

andrer Klang war, wenn sie zu seinem Bruder, als wenn sie zu ihm sprach. Er setzte sich vor, daß das dereinst in seinem Hause anders werden solle, aber konnte für den Augenblick nichts als einen flüchtigen Scherz darüber wagen. Felicitas nahm diesen nicht unfreundlich auf, doch sie sagte leise:

„Du mußt mir verzeihen, wenn ich den rechten Ton zu dir noch nicht finde, Paul. Ich werde ihn gewiß treffen und bitte dich von ganzem Herzen, bis dahin einige Geduld mit mir zu haben!"

Doktor Paul drückte zur Erwiderung die dargebotene Hand seiner Verlobten und gestand sich im stillen ein, daß er leicht besiegt werde, wo er seine barsche und scharf sarkastische Weise nicht zur Anwendung bringen dürfe. Aber es blieb ihm keine Zeit, sich diesen Gedanken lange hinzugeben. Eben erhob sich Herrn Hildheimers einziger Bruder, der im Haus und im Geschäft grau geworden war und sonst in beiden wenig beachtet wurde, dem aber heute die Ehre zugefallen war, die Gesundheit des neuen Paares auszubringen. Er entledigte sich zum Glück für die Stimmung der Gesellschaft dieses Auftrags kurz, und schon zwei Minuten später klangen die Gläser zusammen und umdrängten zahlreiche Gäste den Rosenthron, unter dem sich Arsakoff zu einer dankenden Verbeugung erhob. Es war eine bunte, prächtige Gruppe, die hier zusammenstand, die Freundinnen der jungen Frau umgaben deren Sitz, auch Felicitas von Herther war ihrem Verlobten dahin gefolgt. Doktor Paul hatte, indem sein Champagnerkelch an demjenigen des Bräutigams anklang, dem Freunde zugeflüstert:

„Sie müssen eine tapfre Miene zeigen, Camillo — es ziemt uns, die wir das Geheimnis des Lebens

kennen, wahrhaftig nicht, sentimentalen Betrachtungen nachzuhängen."

Der junge Arzt nahm noch wahr, daß die Mienen des Angesprochenen schmerzlichen Unmut zeigten — aber in der gleichen Sekunde wurde sein Auge nach dem an den Speisesaal anstoßenden Zimmer gelenkt, wo er laut seinen Namen nennen hörte und auf dessen Schwelle plötzlich ein ganzer Trupp der Dienerschaft sichtbar ward, der nach seinem — Doktor Pauls — verlassenen Platz hindeutete. Einer der Diener sah ihn in der Nähe des Brautpaars stehen und kam in Eile durch die Gruppen der Gäste um das obre Tafelende herum — Doktor Paul hatte begriffen, daß er gesucht werde und bereits eine scharfe Bemerkung über die Rücksichtslosigkeit auf der Zunge, ihn an solchem Tage, von solchem Feste und von der Seite seiner Braut abrufen zu wollen. Indem er jedoch dem Hastenden einen Schritt entgegentat, sah er drüben im Nebenzimmer eine Dragoneruniform glänzen und erkannte hinter der Hecke der Livreen Herrn von Stecknitz, den Adjutanten des Herzogs. Und nun flog er selbst eilig dem Ausgang des Speisesaals zu. Herr von Stecknitz trat ihm bis auf die Schwelle entgegen, so daß einige Herren des Offiziers flüchtig ansichtig wurden, sich dem Wahn hingaben, dieser erscheine noch zum Feste und ihm in fröhlicher Weinlaune mit ihren Gläsern zuwinkten. Doktor Paul hatte beim ersten Blick auf Herrn von Stecknitz' Gesicht begriffen, daß es sich um etwas andres handle. „Kommen Sie mit mir nach dem Schlosse, Doktor!" flüsterte der Adjutant. „Einen Wagen habe ich — kommen Sie um Gotteswillen, ohne Aufsehen!"

„Sofort! — nur eine Minute, um meiner Braut einen Wink zu geben," entgegnete der Arzt.

„Aber auch nur eine!“ sagte Herr von Stecknitz, vor Aufregung und Ungeduld zitternd, hinter dem Enteilenden. Mit wenigen Schritten war Doktor Paul neben Felicitas, welche eben auf ihren Platz zurückkehrte. „Du verzeihst, Felicitas, daß ich dich eine halbe Stunde der Liebenswürdigkeit von Max anbefehle! Mich ruft ärztliche Pflicht!“ hauchte er ihr zu. „Geh mit Gott, Paul — sei glücklich!“ versetzte das Mädchen herzlich. Ihr Auge leuchtete, jedesmal, wenn sie den Verlobten innerlich zu ehren vermochte, wich ein Druck von ihrer Seele, sie sah dem aus der Gesellschaft Verschwindenden jetzt unzweifelhaft mit liebevollem Blick nach. Doktor Paul war schon im Nebenzimmer, wo ihm das drängende „Kommen Sie, kommen Sie!“ des Adjutanten entgegen tönte. Herr von Stecknitz ließ ihm nicht Zeit, seinen Hut zu suchen. „Wir fahren zurück, Doktor, ich gebe Ihnen einen meiner Hüte — aber nur jetzt keinen Augenblick verlieren!“ drängte er, den Arzt am Arme ergreifend und rasch durch die ganze Flucht der prächtigen geschmückten Zimmer ziehend.

„Alle Teufel — ist's so ernsthaft und was ist's?“ fragte Doktor Paul, indem er neben Stecknitz durch das Vestibule und die Stufen nach dem Portal hinabeilte.

„Es ist furchtbar!“ versetzte der Gefragte und der Arzt nahm erst jetzt im hellen Tagesscheine wahr, wie erdfahl und tiefgefurcht das sonst so jugendliche Gesicht des Herrn von Stecknitz war. „Die Prinzessin — der Himmel weiß, was geschehen ist. Sie muß todkrank sein und liegt in tiefer Ohnmacht! Dorau ist völlig rat- und fassungslos! — der Herzog befahl, Sie zu holen! So rasch, Wenzel, als die Pferde laufen wollen!“

Das letztre rief er, während er Doktor Paul in den Wagen drängte, den harrenden Kutscher zu. Vor dem

wild dahinrollenden Wagen stob die Schar der Neugierigen, die das Hochzeitshaus umstand, erschrocken auseinander. Im Wagen aber faßte der junge Offizier beide Hände des Arztes und sagte mit Tränen in den Augen: „Wenn wir nicht zu spät kämen — wenn Sie noch helfen könnten!"

„Orientieren Sie mich rasch — Sagen Sie mir, was geschehen ist, was Sie wissen!" sagte Doktor Paul, der begriff, daß es sich hier nicht nur um einen schweren Krankheitsfall handeln könne, sondern daß etwas besonders Entsetzliches vorgegangen sein müsse.

„Was soll ich Ihnen sagen?" erwiderte Herr von Stecknitz. „Im Laufe des Morgens ist Ihre Hoheit die Prinzessin Stephanie, die seit gestern Nachmittag in so krankhaft gereiztem Zustande war, daß ihre Hofdame und Kammerfrau darauf drangen, Geheimrat Dorau noch am Abend zu rufen, beständig aufgeregter geworden. Fräulein von Thieboldsheim hat es für ihre Pflicht gehalten, Seiner Hoheit Mitteilung darüber zu machen. Der Herzog aber, obschon ich ihn nach der Unterredung mit der Hofdame in düstrem Nachsinnen und offenbar schmerzlich bewegt fand, hat kein Gewicht auf diese Mitteilungen gelegt und Höchst Seine Tochter auch nicht besucht. Wie mir die Thieboldsheim erzählte, hat die Prinzessin ein wahrhaft befremdendes Interesse für das Stadtereignis, die Trauung Arsakoffs mit Fräulein Hildheimer, an den Tag gelegt und sich mit einer immer wachsenden Spannung von den Vorbereitungen dazu erzählen lassen. Kammerfrauen und Lakaien sind in Bewegung gesetzt worden, allerhand Erkundigungen einzuziehen, zuletzt hat Ihre Hoheit selbst den kleinen Ralph, ihren englischen Groom, ihr Vermächtnis von der pikanten Miß Edith, nach der

Schloßkirche abgeschickt. Während seiner Abwesenheit hat sich die Unruhe und das eigentümliche Wesen der Prinzessin beständig gesteigert! Als nachher der Bursche zurückgekommen ist, sagt die Thieboldsheim, sei Ihre Hoheit weißer als das Tuch vor ihren Lippen geworden — danach aber hat sie in Gegenwart der Hofdame eine lange Erzählung des Kleinen über die Herrlichkeit in der Kirche angehört und ist am Ende in ein Lachen ausgebrochen, das nicht enden wollte. Und dann wieder hat die Hoheit gegen Fräulein von Thieboldsheim plötzlich geäußert: „Nicht wahr, Ada, wenn Sie sehen würden, daß Sie in der Dunkelheit in einen Sumpf geraten und über und über mit Schlamm bedeckt wären, so würden Sie tief ins erste klare Wasser tauchen, um wieder rein zu werden?" hat aber die Antwort der Erschrockenen nicht einmal abgewartet, sondern sofort wieder von andern Dingen, unter andrem von ihrem Lieblingsplatz im Wellerswaldauer Park gesprochen! Ich weiß das alles nur, weil es mir die Thieboldsheim in ihrer quälenden Sorge erzählte, als sich gegen Mittag Ihre Hoheit einige Stunden in ihrem kleinen Schreibzimmer eingeschlossen hatte. Dann —"

„Nun dann?" — fragte Doktor Paul scharf, als Herr von Stecknitz sich wie betäubt in die Wagenkissen zurücklehnte und Miene machte, nichts weiter sprechen zu wollen.

„Ich weiß nichts mehr, als daß vor etwa einer Stunde Fräulein von Thieboldsheim in die Gemächer Seiner Hoheit gestürzt kam und zum Herzog vordrang, um ihm zu sagen, daß Ihre Hoheit seit drei Stunden nicht mehr aus dem kleinen Schreibzimmer gekommen sei, den Riegel nicht öffne und auf kein Anrufen Antwort

gebe, wohl aber schwer stöhne! Der Herzog rief mir und seinem Kammerdiener im Vorüberstürmen zu, ihm zu folgen, und ließ drüben durch Mühlmann sofort die Tür sprengen. Wir fanden die Prinzessin auf ihrem Divan — in heftigen Krämpfen wie es mir schien und ganz bewußtlos. Dorau war im Schloß, er ward gerufen und zeigte gleich eine solche Miene, daß ich das Schlimmste fürchtete. Der Herzog schickte mich alsbald hinweg nach Ihnen und nun mag Gott wissen, wie wir sie finden!" — —

Die beiden jungen Männer saßen nebeneinander, sahen sich ins Gesicht und jeder las in den Zügen des andern, was unausgesprochen blieb.

Der Arzt sann eine Minute nach, dann sagte er zögernd: „Und Sie haben nicht wahrgenommen, daß Ihre Hoheit sich irgendwie verletzt, verwundet hatte?"

„Nein, gewiß nichts derart, Doktor," entgegnete der Adjutant hastig und in einem Ton, als fürchte er, schon zu viel gesagt zu haben. Der Kutscher, der in rasender Eile gefahren war, riß eben seine Pferde zurück, der Wagen hielt donnernd vor dem Hauptportal des Schlosses, die Schildwachen blickten neugierig nach dem Herrn in Gesellschaftstoilette, der barhäuptig heraussprang und gefolgt von Herrn von Stecknitz die große Treppe des Palastes mehr emporstürmte als hinaufstieg. Oben in den Korridoren war schon zu sehen, daß ein ungewöhnliches Ereignis die vornehme Ruhe und strenge Gemessenheit des Tageslaufes unterbrochen hatte, die Dienerschaft stand in dichten Gruppen beisammen, oder lief flüsternd durcheinander, selbst der Hofmarschall von Stecknitz, der Vater des Adjutanten, der eben herzugeeilt war, flößte den Erregten keine Scheu ein. Alles drängte gegen die Zimmer der Prinzessin Stephanie hin, in deren erstem

Kabinettsrat Lorberg den Eintritt aller Unberufenen gleichsam mechanisch abwehrte, denn er selbst zeigte ein völlig verstörtes Gesicht und konnte sich nicht entbrechen, immer wieder nach dem Eingang zum Salon Ihrer Hoheit hinzueilen, mit gerungenen Händen ein Wort mit Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim zu wechseln und dann wieder Eindringlinge zurückzuweisen, die seine augenblickliche Abwesenheit benutzt hatten, das Vorzimmer zu betreten. Er sah jetzt wie in einem Nebel den jungen Hofarzt und den Adjutanten an sich vorüberstürmen, auf den blitzschnellen, fragenden Blick Doktor Pauls konnte er nur mit einem Kopfschütteln und einer Handbewegung antworten, daß jede Hilfe zu spät komme.

Im Salon, an den das jetzt weitgeöffnete Schreibzimmer stieß, erblickte Doktor Paul die fassungslosen Damen, die erste Kammerfrau der Prinzessin und Staudinger, den Tiroler Leibjäger des Herzogs, der für irgend eine Dienstleistung herzugerufen worden war und sich jetzt mit gutmütig-mitleidigem Gesicht in die letzte Ecke des großen prachtvollen Raumes zurückgedrückt hatte. Auf der Schwelle zu dem kleinen reizenden Zimmer stand Herzog Bernhard selbst, auch jetzt noch hochaufgerichtet, in gebietender Haltung, aber mit einem Ausdruck starren Schmerzes in seinen Zügen und mit seinen Augen, die alle Anwesenden in dieser Stunde zum erstenmal feucht sahen, jede Bewegung des alten Leibarztes verfolgend. Drinnen auf dem Sammtdiwan lag leblos hingestreckt die schlanke, zarte Gestalt der Prinzessin Stephanie. Der Kammerdiener hielt in seinem Arm ihren Kopf, während der Leibarzt mit angstvoll-gespannter Aufmerksamkeit auf ein metallenes Hörrohr über dem entblößten Herzen der Prinzessin gebeugt, vergebens auf ein Zeichen

wiederkehrenden Lebens zu harren schien. Trotzdem er keinen Blick von der Gestalt seiner Tochter verwendete, hatte der Herzog doch den Eintritt des jungen Arztes sofort wahrgenommen. Er neigte ein wenig den Kopf, trat einen Schritt zur Seite, um den Eingang in das Zimmer, wo die Prinzessin lag, freizugeben und sagte rasch:

„Kommen Sie hierher, Doktor Lohmer. Dorau scheint mit seinem Latein zu Ende! Vielleicht weiß die neuere Wissenschaft einen Rat, den die alte nicht kennt!"

Doktor Paul schritt mit einer Verbeugung an dem Herzog vorüber und trat drinnen neben den Geheimrat Dorau, der sich noch tiefer herabgebückt hatte, um sein Gesicht vor dem Herzog völlig zu verbergen. Er nahm eine sorgfältige Untersuchung vor — und Dorau, dem es zumut war, als wälze er einen Teil der Last dieser Stunde auf die Schultern des jüngern Kollegen, trat bereitwillig zurück und überließ seine herzugebrachten Instrumente an Doktor Paul. Zehn Minuten währte die Untersuchung, zehn Minuten lang hielten dort auf der Schwelle der Herzog und die im Salon Anwesenden wiederholt den Atem an, und ihre Blicke hingen an dem jungen Arzt, der leicht, gewandt, mit ruhiger Sicherheit, aber mit ernster, tieftrauriger Miene seiner Pflicht oblag. Jetzt ließ er die kleine Hand der Prinzessin, die er bisher in der seinen gehalten, sanft niedergleiten, legte eines der Samtkissen, die zu seinen Füßen umherlagen, auf das Kopfende des Diwans und gab Mühlmann einen Wink, das bleiche Haupt, das der Alte unter strömenden Tränen im Arm hielt, auf dies Kissen zu betten. Dann wandte er sich gegen den Herzog um und sagte mit halberstickter Stimme:

„Ew. Hoheit, in diesem Falle stehen alte und junge

Wissenschaft gleich erschüttert und ratlos! Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß Ihre Hoheit heimgegangen ist!" —

„Also tot — wirklich und wahrhaftig geschieden?" sagte der Herzog, dessen Züge in diesem Augenblicke greisenhaft gefurcht waren. „Und es ist kein Irrtum möglich, Doktor? — kein Starrkrampf — keine totenähnliche Ohnmacht? — Sie haben keine Mittel mehr?"

Der Herzog hörte vor dem krankhaften Schluchzen der beiden Damen, die jetzt dicht hinter ihm standen, seines Adjutanten, des Kammerdieners und der Kammerfrau kaum seine Worte. Doch mußte sie Paul Lohmer völlig verstanden haben, denn er verbeugte sich:

„Ew. Hoheit haben zu befehlen; es sind mancherlei Versuche möglich! Allein meine Pflicht gebietet mir, vorauszusagen, daß sie keinen Erfolg haben können. Auch müssen Ew. Hoheit einem von uns Ärzten zunächst gestatten, Sie in Höchst Ihre Zimmer zu geleiten und Sorge zu tragen, daß Ew. Hoheit Kraft behalten, den harten, furchtbaren Schicksalsschlag zu bestehen. Ihre Hoheit —"

„Es ist gut, ich danke Ihnen!" unterbrach ihn der Herzog rauh und mit einem beinahe wilden Blick. „Wenn meine Tochter in ein besseres Jenseits abberufen ist, habe ich nur zu wünschen, ihr bald folgen zu dürfen — jede Sorge für mich ist überflüssig! — Geben Sie mir den Brief, Mühlmann, den ich vorhin nicht nehmen wollte! — Meine arme, arme Stephanie!"

Der Herzog war an das Lager, auf dem die schlanke Gestalt seiner Tochter gebettet lag, dicht herangetreten. Er beugte sich tief zu dem bleichen Antlitz der Toten herab, hauchte einen Kuß auf die kalte Stirn und drückte die Augen, in die er nicht mehr sehen wollte, zu. Dann

aber wandte er sich um und nahm aus den zitternden Händen Mühlmanns einen kleinen Brief entgegen, den dieser inzwischen dem Schreibtisch der Prinzessin entnommen hatte. Er befahl der jetzt eingedrungenen, laut und heftig weinenden Kammerfrau sich zu fassen und den Anzug der Prinzessin wieder zu ordnen. Mit starker Stimme, die aber doch zitterte, setzte er hinzu:

„Frau von der Lasseburg und Fräulein von Thieboldsheim, — Sie bleiben zunächst hier im Salon. Sie behalten Staudinger als Schutz bei sich — es ist jedermann untersagt, diese Zimmer zu betreten, bis ich das weitere entschieden habe. Sie Herr Geheimrat — Doktor Lohmer, auch Sie, Stecknitz, folgen mir hinüber, wir werden — einiges zu ordnen haben.“

Er war in den Salon hinausgetreten, im gleichen Augenblick sprangen sein junger Adjutant und Doktor Lohmer auf ihn zu, denn der gewaltige Mann stand in Gefahr, umzusinken. Doktor Paul war so glücklich, ihm den Arm zu bieten und eine Minute genügte, dem Herzog Bernhard seine Haltung und Energie zurückzugeben. Ohne sich wieder umzublicken, ging er durch den Salon und das Vorzimmer und winkte Lorberg, mit ihm zu kommen, während er dem Hofmarschall von Stecknitz sagte:

„In zwei Stunden erwarte ich Sie, Stecknitz, um die nötigen Befehle zu erteilen! Jetzt sorgen Sie, daß die Leute im ganzen Schloß zu ihrer Pflicht zurückkehren und ihnen ruhig bekannt gegeben wird, daß es Gott gefallen hat, meine Tochter zu sich zu rufen. Folgen Sie mir, meine Herren!“

Sie kamen in den Gemächern des Herzogs an — niemand hatte bei dem traurigen Gange über die Galerie und durch den großen Korridor ein Wort gesprochen, nur

der Kammerdiener bezwang sich nicht und klagte laut um die gute, liebe, schöne Hoheit. Drüben raffte er sich jedoch sofort soweit auf, um seinen Dienst wieder zu übernehmen. Auf einen Blick des Herzogs ließ er hinter diesem nur die beiden Ärzte eintreten. Herzog Bernhard ging zunächst an das offene Fenster seines Arbeitszimmers und las hier schweigend jenes Blatt, das ihm Mühlmann im Schreibzimmer der Prinzessin übergeben hatte. Es zuckte dabei wundersam in seinem Gesicht und die hellen Tränen, die vorhin in seinen Augen standen, versiegten an der Zornglut, die jetzt aus diesen Augen sprühte. Der unglückliche Fürst mußte sich offenbar erst auf die Anwesenheit der Ärzte besinnen, aber er bemeisterte sich mit einem schweren Atemzuge und fragte Geheimrat Dorau:

„Sie haben sich eine Meinung über den erschütternden Fall gebildet? Was ist die Todesursache meiner armen Tochter?"

„Ihre Hoheit scheint einem Herzschlag erlegen zu sein!" versetzte Dorau mit unsicherer Stimme und versuchte dabei zugleich durch einen auffordernden Blick Paul Lohmer zu einer Bestätigung seiner Antwort zu veranlassen. Das Gesicht Doktor Pauls blieb unbeweglich — der Herzog sah den jüngern Arzt scharf an: „Und Ihre Meinung, Doktor Lohmer!"

„Ich habe hier keine Meinung auszusprechen und das Urteil des Herrn Geheimrats kann genügen, Hoheit!" entgegnete Doktor Paul.

„Ich will Wahrheit," sagte streng der Herzog. „In solcher Stunde gibt es nur eine Pflicht!"

„Ew. Hoheit Befehl zwingt mich demnach zu sagen, daß Ihre Hoheit Prinzessin Stephanie einem raschwirkenden Gift erlegen ist, das sie selbst genommen hat."

Doraus Gesicht verzerrte sich zu einer künstlichen Entrüstung. Aber der Herzog achtete nicht auf ihn, tonlos sagte er zu dem jüngeren Arzt: „Ich wußte es, Herr Doktor. Ich wünsche nur über eines Ihre Meinung — wie war es möglich, daß Stephanie, daß die Prinzessin je in den Besitz eines so furchtbaren Mittels kam?"

Und jetzt war es an Paul Lohmer einen Augenblick mit seiner Antwort zu zögern — er wußte, daß er alles aufs Spiel setzen müsse, was er bis heute hier gewonnen hatte. Er sah klar in diesem Falle, und es war möglich, daß dem Herzog die volle Wahrheit imponierte. Er senkte daher sein Haupt und sagte leise:

„Ew. Hoheit — ich muß fürchten, daß Ihre Hoheit indirekt das Gift aus meiner Hand erhalten hat. Ew. Hoheit erinnern sich vielleicht, daß vor einem Jahre, als es sich darum handelte, den Schoßhund Ihrer Hoheit zu beseitigen, die Prinzessin in begreiflicher Aufregung für ihren Liebling eingriff und mir ein silbernes Büchschen mit schärfstem Gift entriß. Ich habe damals sofort, wie mir Herr Geheimrat Dorau bestätigen wird, meine schweren Bedenken über den Verbleib dieses Giftes geäußert — der Herr Geheimrat übernahm es, dasselbe von Ihrer Hoheit zurückzuverlangen und ich nahm an, daß dies geschehen sei. Nach der erschütternden, unbegreiflichen Katastrophe von heute scheint der Herr Geheimrat in seinen Bemühungen nicht glücklich gewesen zu sein —"

„Wie ist's denn, Dorau — was haben Sie damals getan?" sagte der Herzog mit drohendem Stirnrunzeln.

„Ihre Hoheit versicherten, in jener Zeit, das silberne Büchschen weggeworfen zu haben —"

„Und Sie haben sich dabei beruhigt?" fragte der

Herzog, indem sein eisigster Blick den bestürzten, zitternden Leibarzt traf. „Ich sehe, daß Ihnen der Dienst im Schlosse zu beschwerlich geworden ist und dispensiere Sie von dieser Stunde an von demselben. Ich werde Ihnen, durch Althen meine weiteren Entschlüsse kundgeben."

Der Geheimrat war in dieser Minute so froh, dem Zimmer und dem unbarmherzigen Blick des Herzogs zu entrinnen, daß er die Schwere der Ungnade, die ihn traf nicht einmal empfand. Er raffte sich im nächsten Zimmer, wo er den erschütterten Lorberg fand, soweit zusammen, um mit scheltenden Worten seine Meinung über Doktor Paul Lohmer, der die Gefühle Seiner Hoheit und den Ruf Ihrer armen seligen Hoheit nicht schone und selbst in diesen furchtbaren Stunden an seine Karriere denke, zu eröffnen. Indes fand der Leibarzt bei der im ganzen Residenzschloß herrschenden schmerzlichen Bestürzung keine geneigten Hörer und entzog sich endlich der schwülen Atmosphäre, indem er wankenden Schrittes den Weg zu seiner nahegelegenen Wohnung einschlug.

Drinnen aber stand jetzt Doktor Paul dem Herzog Bernhard allein gegenüber. Der gebeugte, vom brennendsten Schmerz gefolterte Fürst bot seine letzte Kraft auf, um mit einer Art Ruhe an den Arzt die Frage zu richten: „Sie wissen, was meine arme Tochter aus dem Leben getrieben hat?"

„Ich fürchte, es zu wissen!" entgegnete der Gefragte leise.

„So bitte ich Sie, daß Sie weder zu mir, noch zu andern je wieder davon sprechen," versetzte der Herzog. „Sie werden in Zukunft, so lange es denn noch dauern mag, viel um mich sein müssen und dadurch meine Bitte motiviert finden. Ich befehle Ihnen jetzt die Sorge und

die nötigen Anordnungen für die irdische Hülle der Prinzessin an und werde Sie noch diesen Abend oder morgen früh wieder zu mir rufen lassen."

Doktor Paul hatte noch ein Wort als Arzt auf der Zunge, aber Seine Hoheit machte so entschieden das Zeichen der Verabschiedung, daß er nichts mehr zu äußern wagte. Indem er zurücktrat, rief die Glocke des Herzogs den Kammerdiener Mühlmann, der Auftrag erhielt, Herrn von Stecknitz, den Adjutanten, einzuführen. Eine Minute später stand der junge Offizier, noch mit geröteten Augen, jedoch in soldatischer Haltung vor dem Herzog und blickte diesem mit bekümmerter Teilnahme ins Antlitz. Der Herzog ließ ihm indes keine Zeit, ein Bedauern auszusprechen. Er sagte in knappem Befehlston:

„Merken Sie auf, Stecknitz! Sie begeben sich von hier stehenden Fußes in das Haus des Herrn Hofbankier Hildheimer. Sie überbringen dort Herrn Hofkapellmeister Arsakoff meinen Befehl, binnen einer Stunde meine Residenz und vor Abend mein Land zu verlassen. Sie beschränken sich auf Überbringung dieses Befehls ohne jede Erläuterung und melden sich alsbald wieder bei mir."

„Zu Befehl, Hoheit!" antwortete der Adjutant und verschwand einen Augenblick später aus dem Zimmer. Der Herzog schien jetzt mit sich und seinem Schmerz allein bleiben zu wollen, er ging ans Fenster, das er selbst aufriß, und atmete die kühlende Abendluft ein, dann tat er einen Schritt gegen den nächsten Sitz hin. Aber er besann sich plötzlich eines andern. Er trat in das Vorzimmer hinaus, wo er den alten Lorberg in schmerzlichster Aufregung fand. Zum erstenmal in seinem Leben reichte er dem Alten die Hand — zu Wort ließ er ihn nicht kommen. Indem er nach dem Eingang zur großen

Galerie hindeutete, aus der ein summendes Geräusch hervordrang, fragte der Herzog:

„Es sind zahlreiche Leidtragende anwesend? Ist jemand darunter, den ich in dieser Stunde empfangen sollte?"

„Ew. Hoheit würden sicher besser tun, Höchstihre Person zu schonen," sagte der Kabinettsrat mit wehmütiger Stimme. „Unter den Herrschaften draußen sind ein paar von dem Fest im Hildheimerschen Hause, das sofort auseinandergestoben ist, hierhergeeilt. Ganz Forstenburg weiß bereits, daß unsere arme Hoheit vom Herzschlag grausam dahingerafft ist und trauert mit Ew. Hoheit."

„Vom Herzschlag — gewiß vom Herzschlag!" murmelte Herzog Bernhard. Seine Züge hatten einen so wilden Ausdruck verhaltenen Ingrimms, daß Lorberg nur schüchtern weiter zu reden wagte und dem Herzog die Namen der draußen Anwesenden nannte. Der Herzog hörte sie mit kalter Ruhe herzählen, mit einem Male fiel er seinem Kabinettsrat ins Wort:

„Herr von Herther ist zugegen? Ihn lassen Sie eintreten — vielleicht wird es mir gut tun, ihn zu sehen, und er ist der einzige Mensch, dem ich heute eine Art Freude machen kann."

Auch in der Stimme des Herzogs blieb ein Klang, der den alten Privatsekretär durchschauerte. Der Herzog machte nicht Miene, in sein Zimmer zurückzukehren, sondern durchmaß das Vorzimmer hier immer aufs neue mit dröhnenden Schritten. Dazwischen sagte er plötzlich ungeduldig: „Warum führen Sie den Präsidenten nicht ein?"

Lorberg sah wohl, daß der Herzog im Augenblick

nicht wußte, wo er sich befand. Aber er wagte nichts mehr zu erwidern, sondern ging, Herrn von Herther zu rufen und einzuführen. Während der zwei Minuten, die darüber verstrichen, war der Herzog auf einen der im Zimmer stehenden Stühle gesunken; sowie Herr von Herther in tiefster Bewegung vor ihn hintrat, fuhr er empor:

„Guten Abend, guten Abend, Herther! Ich weiß alles, was Sie mir sagen können — sagen wollen — bitte lassen Sie jedes Wort! Von Ihrem Beileid bin ich tief überzeugt, und mir werden Sie den Wunsch verzeihen, daß ich keines Beileids bedürfen möchte! — — Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihren künftigen Schwiegersohn zu meinem Leibarzt ernennen werde."

„Allergnädigster Herr," sagte der Präsident erschüttert, „es kann keine Freude in solcher Stunde geben, und Ew. Hoheit Güte schneidet mir durch die Seele. Wenn Ew. Hoheit jetzt vermögen an andere zu denken —"

„Man muß Landesvaterpflichten üben!" versetzte der Herzog immer in dem gleichen Ton, der vorhin den alten Lorberg erschreckt hatte. „Habe ich nicht auch den vortrefflichen Schwiegersohn des Herrn Hofbankiers mit einem Kapellmeisterdiplom erfreut?"

Die tiefe Bitterkeit, die aus diesen Worten klang, schien Herrn von Herther ein Recht zu einer Erwiderung zu geben. Er trat einen Schritt zurück und sagte: „Ew. Hoheit verzeihen, wenn ich selbst in dieser Stunde die Bemerkung nicht unterdrücke, daß viele Ihrer treuesten Untertanen gewünscht hätten, daß Ew. Hoheit dem abenteuernden Virtuosen niemals Höchstihre Gnade und verschwenderische Gunst zugewendet hätten."

„Jugendsünden, Herther! — Sie wissen ja wohl, Mailänder Jugendsünden. An mir haben sie sich schwerer

gestraft, als an tausend andern.“ — Und der Herzog preßte im gramvollen Nachsinnen seine Stirn wider die Scheiben des großen Fensters und sah es nicht, daß Herr von Herther bei seinen Worten erbleichte.

„Hoheit,“ schlug plötzlich die Stimme des Präsidenten an sein Ohr, „Hoheit — ich will nicht glauben, daß Sie in dem Wahne gestanden haben, dieser Camillo Arsakoff gehe Sie näher an, als daß er — —“

Herr von Herther stockte, der Herzog hatte sich plötzlich nach ihm umgekehrt.

„Näher? Wissen Sie nicht mehr, daß ich damals in Baveno durch Sie erfuhr, daß Nina Peretti dem reichen Russen Arsakoff nach Petersburg gefolgt sei, und durch die Platoff, daß es mit dem Sohne des Herrn Arsakoff eine besondere Bewandtnis habe, und wußte ich nicht zu gut, daß Sie sich im Jahre 1850 geirrt! Freilich wollte ich heute lieber, der Unselige wäre samt seiner Mutter im Elend verdorben, als daß er einen Fuß hierhergesetzt hätte!“

„Ew. Hoheit sind getäuscht worden!“ rief der Präsident. „Schon als Sie sich in Baveno entschieden, den jungen Musiker mit hierher zu nehmen, hat die Gräfin Platoff darüber gespottet und muß bestimmt gewußt haben, daß Camillo Arsakoff nicht ein Sohn der Nina Peretti, die Ew. Hoheit einmal nahe gestanden, sondern ihrer Schwester Bianca war! Und auch nachher und noch ganz neuerlich —“

In seiner Bestürzung und seinem Eifer hatte nun Herr von Herther die furchtbare Wandlung nicht gesehen, die in den Zügen des Herzogs vorging. Der starre Ingrimm wich einem wild-leidenschaftlichen, hastig-bewegten, der Herzog riß an seinem Degen und schmetterte ihn dann

plötzlich auf den Parkettboden des Zimmers hin, als wolle er sich gewaltsam hindern, eben diesen Degen zu gebrauchen, die blauen Adern auf der Stirn des Fürsten schwollen an, und mit einer völlig heiseren Stimme, in der aber doch noch Kraft war, herrschte er den Präsidenten an:

„Das haben Sie gewußt, Herther — seit Jahren gewußt, und mir nie ein Wort darüber gegönnt — haben mich in der Verblendung erhalten, die meinem Kinde Glück und Leben und mir mein Kind gekostet hat?! Sie haben es über sich vermocht, mich den elenden Buben mit Gold und Gnaden überschütten zu sehen und zu wissen, daß er kein Anrecht darauf hat und mir doch nicht die Augen zu öffnen?“

„Ew. Hoheit sind im gerechten Schmerze ungerecht gegen mich!“ entgegnete Herr von Herther. „Ich habe mir keine Deutung der ungewöhnlichen Gunst erlaubt, die Herr Arsakoff bei Ew. Hoheit gefunden und habe sie einfach auf die Verbindung zurückgeführt, in der er mit Erinnerungen Ew. Hoheit gestanden hat. Ew. Hoheit würden den einzigen Gesichtspunkt, den ich hätte geltend machen können, daß es bessere Künstler gibt, daß die Kunst auf andre Weise gepflegt werden müsse, niemals zu dem Ihrigen gemacht haben, und so schwieg ich, wie ich — Ew. Hoheit verzeihen — in tausend Fällen geschwiegen habe.“

„Schön — schön!“ sagte der Herzog, wie im Traume sein Haupt beugend, vor sich hin. Und dann fuhr er plötzlich wieder auf und trat dem Präsidenten noch um einige Schritte näher und rief: „Und es kam Ihnen nie in den Sinn, daß Sie mit mir in Mailand waren, daß Ihre und meine Erkundigungen nach der Vergangenheit meinen Wahn erzeugt haben, daß Sie reden mußten, Herr Präsident?“

„Nein, Ew. Hoheit!“ erwiderte Herr von Herther fest. „Ich habe, wie ich schwören kann, nicht geahnt, wie nahe Ew. Hoheit diesen Herrn Arsakoff in einem begreiflichen Irrtum sich selbst gestellt haben. Allein mein Gewissen verpflichtet mich, Ew. Hoheit nicht zu verschweigen, daß ich ungefragt niemals von dieser Angelegenheit gesprochen haben würde. Ich habe es mir mein ganzes Leben hindurch zum Gesetz gemacht, mich so viel als möglich in klaren, reinen Verhältnissen zu behaupten — ich habe seinerzeit nur mit Selbstüberwindung den Befehlen des höchstseligen Herzogs Ludwig gehorcht und bin vor drei Jahren in Baveno nur mit innerem Widerstreben Ew. Hoheit gefolgt!“

Herr von Herther unterbrach seine weitere Verteidigung, denn er sah ein Zucken im Gesicht des Herzogs, das ihm zum Bewußtsein brachte, daß die Stunde zu einer Ansprache dieser Art schlecht gewählt sei. Er wollte sich mit stummer Verbeugung zurückziehen — aber der Herzog verhinderte sein Gehen.

„Recht, recht, Herther,“ sagte der unglückliche Fürst. „Nur immer selbstgerecht, nur klare, reine Verhältnisse um sich geduldet. Wenn Ihr Schwiegersohn in Kamtschatka wie Sie gedacht hätte, so würde es wohl um die Unantastbarkeit der Familie von Herther stehen! — Dieser Tag hat mir meine Tochter und die letzte Illusion gekostet, unter meinen Dienern einen zu besitzen, der um meiner selbst willen zu mir stand. Gehen Sie mit Gott, Herther, ich werde auch diesen Irrtum zu tragen wissen.“

Der Präsident war über sein ganzes Gesicht erglüht — der gerechte Vorwurf und die ungerechte Härte des Herzogs trafen ihn gleichmäßig. Er schwieg einige

Augenblicke und sagte dann mit mehr Ruhe, als er selbst gehofft hatte:

„Befehlen Ew. Hoheit, daß ich um meinen Abschied nachsuche?“

„Ich bin konstitutioneller Fürst und habe weder Befehle zu erteilen, noch Wünsche auszusprechen, am wenigsten hochverdienten Staatsdienern von fleckenloser Ehrenhaftigkeit,“ erwiderte Herzog Bernhard mit verbindlichem Hohn.

„So werden Ew. Hoheit doch die Gnade haben, den erbetenen Abschied in Gnaden zu bewilligen!“ schloß Herr von Herther. Eine Erwiderung des Fürsten wurde ihm durch den Eintritt des Adjutanten erspart, der betroffen genug war, Seine Hoheit hier im Vorzimmer zu finden, aber sofort mit seiner Meldung vor den Herzog trat:

„Hoheit! Herr Arsakoff stieg mit seiner Gemahlin in den Reisewagen, als ich ihm den Befehl Ew. Hoheit überbrachte.“

In den Zügen des Herzogs ward ein stummer Kampf sichtbar. Der erste Blitz seiner Augen bei der Meldung des Herrn von Stecknitz verriet, daß ein wilder Zorn in ihm erwachte, es war, als wollte er jäh einen andern Befehl aussprechen, dann spielte ein bitter-verächtliches Lächeln um die bewegten Lippen, und dann kehrte der Ausdruck des starren Grams zurück; der junge Offizier hörte seinen Gebieter vor sich hin sagen: „Auch so — ist's besser, daß er dahinfährt. Um Stephanies willen.“ Er nickte den Anwesenden flüchtig zu und begab sich endlich in sein Arbeitszimmer zurück, an dessen geöffneter Tür ihn der treue Mühlmann längst erwartet hatte. Herr von Herther hatte sich nach Austausch eines Blickes mit Kabinettsrat Lorberg stillschweigend entfernt.

Auf dem Gange nach seiner Wohnung nahm der

Präsident in den Straßen Forstenburgs deutlich wahr, daß die Kunde vom jähen Hinscheiden der Prinzessin Stephanie und das Gerücht von den eigentümlichen Umständen dieses Todes sich schon überallhin verbreitet habe. Herr von Herther kam in einer Seelenstimmung aus dem Residenzschloß, die ihn jeder Begegnung ausweichen ließ. Als er freilich in der großen Fürstenstraße mit seiner Tochter und Paul Lohmer zusammentraf, mußte er seinen eilenden Schritt Halt gebieten. Felicitas war soeben erst von ihrem Verlobten aus dem Hildheimerschen Hause abgeholt worden — in ihrem Gesicht waren die Spuren der schmerzlichen Erschütterung sichtbar, die die Nachrichten Doktor Pauls und die plötzliche Zerstörung und Auflösung des glänzenden Hochzeitsfestes in ihr hervorgerufen hatten. Aber ehe sie dem Vater ein Wort von den Erlebnissen der letzten Stunde sagen, ehe Herr von Herther berichten konnte, daß die Katastrophe im Herzogsschlosse zu einer Katastrophe auch in seinem Leben geworden sei, wurden der Präsident und Felicitas durch einen plötzlichen Ausruf Doktor Pauls erschreckt. Die Equipage des Kommerzienrats Hildheimer rollte durch die Mitte der Straße, im Rücksitz lehnte Camillo Arsakoff neben seiner jungen Frau. Er sah bleich, erschöpft, düster-unruhig aus und hatte eben den Kutscher angetrieben, rascher zu fahren. Als er der drei in der Straße ansichtig wurde, machte er Gabriele durch ein Zeichen aufmerksam und versuchte bei seinem Gruß zu lächeln. Der Präsident wandte sein Gesicht hinweg, Felicitas grüßte herzlich die junge Frau, die sie dankbar anblickte. — Doktor Paul aber erwiderte den Gruß des Musikers nicht, sondern gönnte sich eine Gebärde des Abscheus und der tiefsten Entrüstung. Camillo Arsakoff lachte laut und

grell auf und wandte sich zu seiner jungen Gemahlin zurück, dem Kutscher noch einmal zurufend, sich zu eilen. Der Wagen rollte blitzschnell in die Bahnhofstraße, hinter dem entrollenden aber klangen die Glocken der Schloßkirche und Ansgariuskirche drein, das erste Trauergeläut für Ihre Hoheit die Prinzessin Stephanie von Forstenburg.

Viertes Buch

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Über den Höhenzügen und Waldgründen des Buchsfeldes waren nach heftigen Gewittern und wolkenbruchähnlichen Regen goldene Spätsommertage aufgegangen. Die zweite Hälfte des August schien für alle Unbill der ersten entschädigen zu wollen und wob um die grünen Vorberge, die wasserreichen Gründe und die weiten Hochflächen so schimmernde Sonnenstrahlen, so leuchtende Farben, daß eine gewisse Strenge und eigentümliche Kargheit dieser mitteldeutschen Landschaft im freudigen Licht gleichsam untertauchte und verschwand. Klare, kühle Morgen waren Vorboten wolkenfreier heißer Tage, deren tiefblauer, glänzender Mittagshimmel fast an den Süden gemahnte. Die Glut reifte den Abhängen entlang das Steinobst, dessen bunte Fülle Tausende von Bäume niederbog und den weiten Talstrecken einen Schein von Üppigkeit lieh, sie schwellte und rötete in diesem Jahre selbst einige Trauben in dem Weinlaube, das sich nach alter Sitte um zahlreiche niedere Häuser und Dächer rankte. Die spärliche Ernte, die man hier im Bergland dem Boden abgewann, war eingebracht — ein Hauch und Duft früher Herbstruhe lag über den wenigen Dörfern und vielen Weilern und glänzte auf den Gesichtern der wenigen Männer, die hier am Werktage vor den Türen ihrer Gehöfte rasten konnten. Denn die stille, rastlose Arbeit unter der Erde, der im Buchsfelde der größte Teil

der Bewohner oblag, kannte weder Lenz noch Herbst, und im heißen, goldnen Sonnenschein lösten sich die Schichten der Bergarbeiter so unablässig und regelmäßig ab, wie im Nebel und Reif des Novembertages. Wo das Buchsfeld von den Höhenrücken des Mittelgebirges überragt ward, die zugleich die Grenze des Herzogtums Forstenburg bildeten, lagen die Hochflächen von Weidenwald, hier standen die Grubengebäude in dichter und fast regelmäßiger Folge, von hier führten lange Linien eingleisiger Bahnen hinab in den Weidenwalder Grund, durch dessen Felswände und Wälder sich die Eisenbahn hinzog. Zwischen dem Grund und der aus ihm aufsteigenden Hochfläche lag hart an der letzten waldgrünen und waldfrischen Ecke das Hofgut Weidenwald, das ursprünglich ein einfacher Bauernhof, von seinem frühern Besitzer, dem Bankrat Lorius, in eine Art Herrenhaus mit Gartenanlagen und einer kleinen Meierei verwandelt worden war. Dem länglichen, einstöckigen Bauernhause von ehedem war ein Geschoß mit hohen, hellen Zimmern aufgesetzt und an der Südseite des Hauses eine große hölzerne Galerie mit zierlichem Schnitzwerk im Stil der reichen Berner Bauernhäuser hinzugefügt worden, deren Treppen unmittelbar in den Garten hinabführten. Hellere und größere Fenster und ein treffliches Relief in Sandstein über der Haupttür hatten das frühere ländliche Aussehen des Wohnhauses völlig verändert. Das Relief, vom Bildhauer Dernburg in Forstenburg, stellte einen Berggeist, eine bärtige Gnomengestalt dar, auf derem breiten, gebeugten Rücken der Fuß einer Fortuna sicherer ruhte, als anderwärts auf der rollenden Kugel.

In dies Haus hatte sich Herr von Herther mit seiner Tochter Felicitas zurückgezogen, seit er seine Entlassung

als Präsident des Handelsgerichts von Forstenburg erbeten und erhalten hatte. Der Präsident hieß hier oben schlechthin der Bergherr, und zum Unterschied von dem verstorbenen Bankrat: der neue Bergherr. Mit dem einen Worte drückten die zahlreichen Arbeiter der Steinkohlenwerke von Weidenwald eine Fülle von Anerkennung und Hoffnung aus — denn so kurze Zeit auch Herr von Herther erst Eigentümer der Gruben war, den vielen Hunderten, deren Schicksal von den Werken und von ihm abhing, war es rasch klar geworden, welch ein Unterschied zwischen dem alten und neuen Herrn sei. Arbeiter und Beamte würden sich des Unterschieds noch vielmehr erfreut haben, hätte der Präsident ein minder düsteres und sorgenschweres Gesicht zeigen können. Sie wußten nichts von den Vorgängen in Forstenburg, wußten nur, daß der stattliche Herr die Werke durch einen ganz besonderen Glücksfall erworben hatte, daß er eine anmutige, ihn zärtlich liebende Tochter besitze, die sie beständig an seiner Seite sahen, die glückliche Braut war, und deren Verlobter, der neuernannte Leibarzt Seiner Hoheit des Herzogs, jede Woche mindestens einmal auf einen Tag, öfters selbst zweimal, aus der Residenz nach dem Herrenhause von Weidenwald kam. Es fanden sich freilich ein paar Scharfsichtige, die behaupten wollten, daß Fräulein von Herther gerade wenn ihr Bräutigam anwesend sei nie ein so glückliches und zufriedenes Gesicht zeige, als wenn sie mit ihrem Vater allein sei. Aber auch wer diese Behauptung für müssiges Geschwätz erachtete und sich darauf berief, daß nicht nur Fräulein Felicitas, sondern auch Herr von Herther selbst in den jungen Arzt verliebt sei, der mußte zugeben, daß der Präsident sich in den neuen eigentümlichen Verhältnissen nicht wohl

zu fühlen schien und mit wenig verhehltem Widerstreben den größeren Teil seiner Zeit in dem Hauptbureau der Weidenwalder Werke zubrachte.

Am heutigen Sonnabend nachmittag hatten der Bergherr und seine Tochter wieder einmal den Weg nach der kleinen Station der Eisenbahn eingeschlagen, von der so unendliche Kohlenzüge ins Land hinausrollten, und auf der so wenige Reisende in diese Täler gelangten. Der Bahnhof, aus einem kleinen Stationshause und einem hölzernen Güterschuppen bestehend, lag so still zwischen den Akazien, die rings um das Haus standen, und am üppiggrünen Garten des Stationsvorstands, daß die Schienenstränge hinter dem Hause und die Signalpfiffe hier immer etwas Fremdartiges behielten. Außer dem Präsidenten und Felicitas gingen nur ein paar Landleute unter den Akazien auf und ab, die eines der Ihrigen von der nächstgelegenen Station her erwarteten. Herr von Herther pflegte bei diesen Gängen zum Empfange Doktor Pauls in der glücklichsten Stimmung zu sein, denn die sichere und energische Weise des Arztes und die eifervolle Teilnahme, die er für den großen Betrieb zeigte, erschienen dem Präsidenten bei seiner ungewohnten Arbeit und ihren mannigfachen Forderungen wie eine Hilfe, obschon Doktor Paul dem ganzen Bergwesen noch ferner stand, als der Präsident. Wenn er daher heute einsilbig neben Felicitas weilte und nur kurze Antworten auf ihre Fragen und Bemerkungen hatte, so verriet er dadurch, daß die Sorgen der verflossenen Woche ungewöhnlich große gewesen sein mußten. Felicitas war diese neue Weise ihres Vaters zu fremd, als daß sie sich leicht darüber hätte hinwegsetzen können. Sie sah daher der Ankunft ihres Verlobten mit größerer Ungeduld als sonst

entgegen — sie hoffte, daß es ihm leicht gelingen werde, den Vater zu beruhigen und zu ermutigen. Seit sie Doktor Pauls Braut war, bekämpfte sie mit tapferer Entschlossenheit jede Regung in sich, die einen Tadel der Anschauungen ihres Verlobten in sich schloß, und betrachtete ihre stillen Wünsche, daß das Herrenhaus von Weidenwald ihrem Vater ohne den sorgenbringenden Besitz zugefallen sein möchte, als eine Torheit, die sie um des Vaters wie des künftigen Gatten willen besiegen müsse. Sie bestand den geheimen Kampf in ihrer Seele meist siegreich und überraschte sogar den selbstbewußten Doktor Paul durch die milde Heiterkeit ihrer Stimmung. Der junge Arzt war freilich ein zu guter Menschenkenner, um nicht zu erraten, daß Felicitas in verschwiegener Nacht noch immer Tränen genug weine und mit allem Pflichtgefühl ihre Sehnsucht nach einer anderen Zukunft noch nicht völlig besiegt habe. Aber er sagte sich auch, daß das wahre Leben des Menschen dem Tag und nicht dem Traume gehöre — und sah mit jedem Tage, an dem er nach Weidenwald kam, die Fügung in ihre Lage, ihre Wärme für ihn selbst und, wie er meinte, auch ihr Verständnis für seine Natur und seine Lebensaufgaben wachsen. Wenn er je eine andere als äußerliche Sorge in seinen Beziehungen zu dem lieblichen und liebenswerten Mädchen empfunden hatte, so war diese längst beschwichtigt. Doktor Paul konnte sich selbst eine Art Stolz auf die anmutige Verlobte, einen lebhaften Wunsch, ihr zu gefallen, und eine leise Scheu, sie zu kränken, nicht hinwegleugnen. Es würde ohne diese innerliche Wandlung die Ungnade, in der der Präsident von Herther vom Hofe und aus der Residenz geschieden war, viel schwerer empfunden und kaum so viele gute Laune bewahrt haben,

als er bei seinen Besuchen in Weidenwald zur Schau trug. Die glänzenden Aussichten, die ihm auf mehr als einem Spaziergang Herr Mertel, der alte Generalinspektor und Buchführer der Weidenwalder Kohlenwerke, über deren Ertrag eröffnet hatte, mochten Anteil an Doktor Lohmers glücklicher Stimmung haben, der Hauptgrund dieser Stimmung war doch die Zufriedenheit, die er mit sich selbst empfand. Ohne daß sie es klar wußte, hatte diese Stimmung ihres Verlobten auf Felicitas zurückgewirkt. Sie freute sich seiner Besuche, und zumal heute — wo Paul nicht allein erwartet ward, sondern das Mitkommen seines Bruders Max angekündigt hatte. Felicitas konnte es nicht hindern, daß sie stets freier atmete, zuversichtlicher und leichter dahinlebte, wenn der Professor neben ihrem Bräutigam war, und so galt diesmal ein Teil ihrer frohen Erwartung der Mitkunft des älteren Bruders.

Herr von Herther, der in äußeren Dingen so selten Ungeduld zeigte, konnte heute ein paar Bemerkungen über das stete unpünktliche Eintreffen der Züge nicht unterdrücken. Felicitas fing an mit ihm besorgt zu werden, daß die diesmalige Verspätung einen andern Grund haben möge, als den alltäglichen, und war beinahe in die ganze Unruhe ihres Vaters versetzt, als endlich das Herannahen des Zuges signalisiert ward. Herr von Herther eilte seiner Tochter voraus an die Stelle, wo die wenigen Personenwagen der Züge zu halten pflegten, und trat erst dann einige Schritte zurück, indem er sagte: „Ich will dir den ersten Gruß Pauls nicht rauben, mein Kind!“ Felicitas war es in diesem Augenblick doch zumute, als ob sie diesen ersten Gruß gern ihrem Vater überlassen würde — allein sie ging dem langsam einfahrenden kleinen

Zuge entgegen. Aus dem Fenster eines Waggons schaute Professor Max Lohmer, doch nicht ihr Bräutigam heraus. Sie konnte, das Coupé durchblickend, erkennen, daß ihr künftiger Schwager allein darinsitze. Gleichwohl war der Ausdruck der Züge des Professors ein so entschieden froher und humoristischer, daß ihr jede Bestürzung erspart blieb. Ihrem und dem fragenden Blick des Präsidenten antwortete aber Max Lohmer, noch ehe der Schaffner den Wagenschlag öffnen konnte, indem er hinausrief:

„Ich komme allein — Paul wird erst mit dem nächsten Zuge anlangen. Er bestand auf meiner Vorausfahrt, um Ihnen alle Unruhe zu ersparen!“ Und sobald er ausstieg und Herrn von Herther und Felicitas begrüßte, fügte er erläuternd hinzu: „Der Herzog ist diesen Morgen so ernstlich unwohl geworden, daß Paul schon fürchtete, heute überhaupt nicht abkommen zu können. Seit Mittag steht es besser mit Seiner Hoheit, und der Herzog beharrt selbst darauf, daß Paul den Besuch bei seiner Braut in keinem Fall unterlasse. Paul wird sonach kommen, ist aber noch einige Stunden in Forstenburg geblieben, um den Erfolg eines Bades abzuwarten, das er dem Herzog verordnet, und seinen Assistenten, den Doktor Fabricius, zu instruieren. Er hat mir die innigsten Grüße aufgetragen und mich versichert, daß ich inzwischen allein herzlich willkommen sein werde! Wir dürfen ihn gegen acht Uhr hier erwarten.“

Felicitas' Gesicht ließ keinen Zweifel, daß sie den Bruder des Verlobten freudig begrüße, Herr von Herther dagegen hatte einige Mühe, seine Enttäuschung und eine gewisse Verstimmung zu verbergen, was dem Professor nicht entging. Der Präsident mochte selbst fühlen, daß seine Miene einer Entschuldigung bedürfe und sagte:

„Sie müssen mir verzeihen, wenn ich mich über Pauls Ausbleiben nicht alsbald zufriedenstellen kann. Ich hatte gerade heute auf seine pünktliche Herkunft gerechnet und habe ein paar dringende Geschäfte, die ich ohne seine Mitwirkung nicht erledigen mochte — und die doch im Grunde keinen Aufschub dulden. Ich sehe wohl ein, daß ich mich in Geduld zu fassen habe, aber ich werde jetzt wenigstens vorläufige Vorkehrungen treffen müssen. Wenn Paul diesen Abend kommt, ist es für manches zu spät. — Ich erzähle Ihnen nachher, worum es sich handelt. Felicitas wird Sie jetzt zu unserm Hause führen und Sorge tragen, daß Sie eine Erfrischung erhalten. Ich muß mich entschließen, nochmals nach den Werken zu gehen, und bitte Sie, mein ungastliches Verhalten mit der Notwendigkeit zu entschuldigen. In zwei bis drei Stunden finde ich mich im Hause ein, hole Sie und Felicitas ab und wir treten noch einmal den Weg hierher an."

Er stand am Wege still und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Indem er den Hut abnahm, zeigte er dem Ankömmling sein Gesicht und die sorgengefurchte Stirn — Max Lohmer blickte betroffen auf ihn und sagte hastig:

„Sie sehen angegriffen und überernst aus, Herr von Herther, ich bedaure jetzt doppelt, daß Paul nicht mit mir gekommen ist, Sie hätten ihn gleich für sich selbst zu Rate ziehen müssen. Diese Kohlenwerke tun Ihnen wie ihm nicht gut! Aber wenn Sie dringende Geschäfte haben und ein unpraktischer Gelehrter Ihnen irgend einen Dienst leisten kann —"

„Ich fürchte, lieber Professor, daß Ihr guter Wille mir wenig zu helfen vermag. In den eigentlichen Ge-

schäften bin ich vielleicht noch unpraktischer als Sie — es handelt sich um Entschließungen, die bald gefaßt werden müssen. Ich wollte Paul zur Besichtigung einiger Mißstände, die in den Werken vorhanden sind, einladen und danach mit ihm eine Entscheidung über das, was geschehen soll, treffen. Nun, vielleicht läßt sich die Sache noch um einige Tage aufschieben, obwohl sie mir Unruhe verursacht. Jetzt müssen Sie vor allen Dingen unter Dach kommen, unser Weg ist, wie Sie wissen, noch eine Strecke lang ein gemeinsamer und Sie sagen mir inzwischen, wie es mit dem Herzog eigentlich steht, und ob Paul ernstliche Besorgnisse hegt."

„Gegen mich hat er dergleichen nicht geäußert!" entgegnete Max Lohmer. „Auch mag's für den besten Arzt schwer sein, über den eigentlichen Zustand des Herzogs ins klare zu kommen. Er hält sich gewaltsam aufrecht, trägt den Kopf höher wie je, sitzt straff und stattlich zu Rosse und duldet nicht die geringste Änderung in seiner gewohnten Lebensordnung! Dabei ist's aber gewiß, daß er wenig Schlaf findet, daß er kaum die notdürftigste Nahrung zu sich nimmt, bedenklich zu Ohnmachten neigt und erschreckend gealtert ist. Es ist Pauls Schwäche als Arzt, die psychischen Momente von seiner Diagnose so viel als möglich auszuschließen — er sollte wirklich dem Schmerz des Herzogs um seine Tochter ein größeres Recht zugestehen, als den Nachwirkungen der alten italienischen Feldzüge und der Jagdstrapazen."

Eine verlegne Pause entstand, es kam dem Professor erst durch sie zum Bewußtsein, daß er einen scharfen Tadel des Bruders ausgesprochen hatte. Felicitas war zumute als wälze sich wiederum eine unsichtbare Last auf ihre Seele — sie brach endlich das eingetretene Schweigen, indem sie leise sagte:

„Und der Herzog trauert also wahrhaft um die arme unglückliche Prinzessin Stephanie?“

„Auf seine Art!“ versetzte Max. „Sie wissen, daß er sie an ihrer Lieblingsstelle im Wellerswaldauer Park, von der sie noch den letzten Morgen gesprochen, hat beisetzen lassen. Er fährt wöchentlich ein paarmal nach Wellerswaldau — die Forstinspektionen geben immer den Vorwand, aber er unterläßt nie, das Grab der Prinzessin zu besuchen. Dernburg hat Auftrag zu einer Art Mausoleum, sein Entwurf ist schön und sinnvoll, der Herzog verbringt sodann ganze Stunden in dem Bildhaueratelier und treibt, obschon er nie ein drängendes Wort spricht, unsern Freund zur höchsten Eile bei seiner Arbeit. Ich fürchte, daß am Leben des Herzogs nicht bloß der Schmerz um die Tochter nagt, die er auf so furchtbare, seinen Stolz zerschmetternde Art verloren hat, sondern auch die Reue darüber, wie er sich zur Prinzessin bei ihrem Leben gestellt hatte.“

Herr von Herther blieb schweigsam — er wußte nicht, warum ihn die einfache Äußerung Lohmers so wundersam berührte — er sah keinen Vergleich zwischen sich und dem Herzog und suchte doch nach einem solchen. Die drei waren den Grund entlang gegangen und jetzt nur wenige hundert Schritte vom Herrenhaus von Weidenwald entfernt. Hier teilte sich der Weg, eine breite Fahrstraße, neben der Eisenschienen hinliefen, führte zur Hochfläche mit den Kohlenwerken. Herr von Herther trennte sich von seinem Gast und versprach nochmals, in kürzester Frist zurück zu sein. Felicitas sah ihrem Vater besorgt nach, und als sie sich nach ihrem Begleiter umwandte, nahm sie den gleichen Ausdruck von Besorgnis in dem offenen Gesicht des Professors wahr. Sie sagte daher rasch:

„Sie müssen mich beruhigen, Max, und müssen von

Papa erfahren, was ihn in den letzten Tagen bedrückt hat. Ich wünschte, Sie könnten ihn überzeugen, daß ihm hier nicht eher wohl werden wird, als bis er einen andern Mann, als diesen Herrn Mertel, den Generalinspektor, zur Seite hat. Ich verstehe ja nichts von diesen Dingen, aber das fühle ich doch, daß es meines Vaters unwürdig ist, durch solchen Mann mit den Arbeitern zu verkehren. In jeder Hütte, die ich betrete, höre ich laute oder unterdrückte Verwünschungen und Flüche über ihn!"

„Vielleicht galten diese Flüche seinem Amte und nicht dem Manne, liebe Felicitas," erwiderte der Professor. „Stellungen, wie sie der Herr Mertel hier bekleidet, sind aller erdenklichen Verkennung und selbst offenbarer Gehässigkeit ausgesetzt. Auf alle Fälle wäre ich kaum der Mann, dem Ihr Herr Vater einen Einfluß auf seine Entschließungen zugestehen möchte, haben Sie nicht mit Paul über Ihre Empfindung gesprochen?"

Ein glühendes Rot übergoß Felicitas' Gesicht, sie glaubte eine Mahnung in der Antwort ihres künftigen Schwagers zu erkennen und hatte in der Tat mit Doktor Paul nicht über das gesprochen, was jetzt ihre Vorstellung erfüllte. Sie ward aber zugleich inne, daß sie dem Verlobten nur ungern und ohne sonderliche Hoffnung gehört zu werden, mitgeteilt haben würde, was sie gegen den Professor unbefangen geäußert hatte. Sie sagte daher, indem sie mit schnelleren Schritten dem längst sichtbaren Hause zuzueilen begann:

„Ich habe gerade erst in der letzten Woche eine immer tiefere Abneigung gegen den Generalinspektor gefaßt. Vielleicht erst seit ich wahrgenommen habe, daß der Verkehr mit ihm den Papa angreift und aufregt. Und dann hat es der Zufall gefügt, daß ich einiges von seinem Verhalten

zu den armen Bergleuten der Kohlenwerke und deren Angehörigen und einiges von den Härten erfuhr, die Bankrat Lorius durch ihn ausgeübt hat. Seitdem habe ich ein Gefühl, als könne dieser Mensch uns Unheil bringen."

„Überlassen Sie sich diesem Gefühl nicht zu sehr, liebe Felicitas. Und glauben Sie mir, daß es für Sie besser ist, Sie beschränken sich ganz auf das, wobei Sie niemand hindern wird, auch Paul nicht! Helfen Sie den Kranken, den Waisen und sonstigen Bedrängten, soweit Ihre Kräfte reichen, und fragen Sie so wenig als möglich nach dem übrigen. Ihr Vater hat die Erbschaft angetreten und muß nun auch, wie mich dünkt, die ganze traurige Vergangenheit dieses Betriebs mit erben, wahrscheinlich läßt sich hier nur allmählich eine Besserung anstreben, und Ihnen möcht' ich wahrlich wünschen, daß Sie so wenig als möglich Ihr Herz damit beschwerten!" — —

Es war ein Klang in den letzten Worten des Professors, als hätte er mehr sagen wollen und dies mehr unterdrückt. Felicitas, die seine warme Teilnahme wohl empfand, erriet, daß Max nicht der Meinung war, ihr Verlobter werde ihrer Anschauung zustimmen. Sie ging nachsinnend neben ihrem Gast her, bis sie diesen beim Eintritt in das Haus nochmals herzlich willkommen heißen konnte. Der Professor zog sich nur wenige Minuten in das für ihn bestimmte Gastzimmer zurück und kam dann in den Teil des Gartens herab, den er als Felicitas' Lieblingsplatz kannte. Es war eine mäßige Erhöhung an der Südseite des Gartens, dicht umwachsen und von einer tiefer stehenden Linde überschattet, daß unter den überhangenden Zweigen eben noch Raum für Tisch und Sitze blieb, die Felicitas hier hatte anbringen lassen. Über die Gartenmauer hin-

weg genoß man von dieser Stelle den freiesten Blick auf das tiefere Tal und die bewaldeten Höhen, die hinter dem Dorfe Weidenwald anstiegen. Im Lichte des Sommernachmittags erschien hier die Landschaft durchaus anmutig und wechselreich, der Platz selbst aber, ohne bestrickend schön zu sein, friedlich und anziehend genug. Felicitas hatte durch eines der Hausmädchen rasch einige Erfrischungen für Max aufstellen lassen und sah ihn mit heimlicher Freude durch den Garten herankommen. Sie war immer gewöhnt gewesen, viel allein zu sein und hätte kaum sagen können, warum ihr eben heute die Einsamkeit minder lieb gewesen wäre, als an andern Tagen. Und doch war's gewiß, daß die letztverflossene Stunde Gefühle in ihr erweckt hatte, die sie für immer gestillt zu haben wähnte: dumpfes Bangen vor ihrer Zukunft und ein plötzliches Bewußtsein, wie verschieden ihre Natur und ihre Auffassung alles Lebens von der ihres Verlobten sei. Sie mußte sich wiederum an die Hoffnung klammern, den Einfluß, den sie auf Paul Lohmer bis jetzt nicht besaß, in künftigen Tagen noch zu erringen. Das Herz ward Felicitas bei dieser Hoffnung nicht leichter und darum atmete sie auf, als der Professor jetzt endlich an ihrer Seite saß und ein fröhliches Behagen an ihrer Gesellschaft, an dem schattigen Platz, dem reizenden Fernblick und dem goldnen Wein zeigte, mit dem sie ihn bewirtete. Sie richtete einige Fragen nach Freundinnen in der Residenz an Max, die er alle mit gutem Humor zu beantworten vermochte. Und so ging sein Behagen allmählich auch auf Felicitas über und scheuchte selbst die bangenden Gedanken an den Vater aus der Seele des Mädchens.

„Sie bleiben mit Paul einige Tage hier, Max, oder lassen es sich noch länger bei uns gefallen?“ fragte Felicitas,

als etwa eine Stunde im Gespräch mit dem Professor verronnen war. „Sie haben jetzt lange Ferien vor sich und könnten uns einen Teil davon schenken. Auch den Papa würde Ihre Anwesenheit aufheitern —"

Sie hielt inne, denn sie las die verneinende Antwort schon auf seinem Gesicht. Max Lohmer war errötet und sah nicht Felicitas an, sondern blickte in den Talgrund hinaus, über dem sich der Himmel mit rosig angehauchten und goldnen Wolken zu färben begann.

„Ich kann leider nur einige Tage hier bleiben, liebe Felicitas," sagte er. „Ich beabsichtige, wie Sie wissen, einige Wochen an der Küste der Insel Sardinien meine Beobachtungen über die Tierwelt des Mittelmeers zu vervollständigen. Eine Wanderung durch die tirolischen Alpen soll vorangehen und ich habe einigen Freunden auf einen bestimmten Tag eine Begegnung versprochen."

Er hätte weder in seiner Auskunft zu stocken, noch in den Abendhimmel zu sehen brauchen. Felicitas wußte, wer die Freunde waren und wohin ihn seine Reise zunächst führen sollte. Sie empfand seine Verlegenheit, wie eine Verkennung und brach eben darum das Gespräch nicht ab, das ohne ihr Verschulden auf diesen Pfad geraten war. „Sie werden Erich Franken in München sehen und mit ihm gemeinsam nach Tirol gehen," fuhr sie ruhig fort. „Und da Sie einmal seiner gedacht haben, Max, so will ich auch die Frage nicht unterdrücken, ob Sie Gutes von ihm wissen und ob er glücklich ist, wie er es verdient?"

„Ich hoffe es so, Felicitas," entgegnete der Professor, welcher plötzlich sehr ernst geworden war. „Ich habe so gute Nachrichten von ihm, als ich nur irgend erwarten konnte und — und ich erwarte, ihn in der Isarstadt nicht

mehr einsam zu finden. Sie werden es gerne hören, daß auch sein Lebensschiff wieder durch frischere, hellere Flut streicht, daß er Hoffnungen hegt und sich neu gekräftigt fühlt!"

„Ich weiß es und danke Gott dafür," sagte leise Felicitas, aber vor ihren Augen meinte sie einen feuchten Schleier zu fühlen, und sie sah das Gesicht des Professors wie in einem Nebel. „Ich wollte Sie bitten, Max, Erich Franken einen Gruß von mir zu bringen, ihm zu sagen, daß ich ihm das reinste Glück von ganzem Herzen gönne und von Ihnen zu hören wünsche, daß er vollen Ersatz für alles gefunden hat, was ich ihm je hätte sein können. Ich werde Paul selbst sagen, daß ich Sie um diesen Gruß gebeten habe!"

Der Professor sah jetzt still vor sich nieder. Durch sein Erinnern flog alles, was ihm Erich seit dem Frühling aus München geschrieben, er durfte zweifeln, ob seines Freundes neues Glück den Vergleich mit dem verlornen ertrage. Und doch hätte er Felicitas seine Zweifel niemals verraten mögen — er las deutlich genug in ihren Zügen, daß sie selbst mit der falschen Vorstellung von Erichs Lage und Stimmung keine volle Beruhigung gewann. Er faßte die Hand des Mädchens und hob im herzlichsten Ton wieder an:

„Ich will mich Ihrem Gruß nicht weigern, liebe Felicitas. Aber damit lassen Sie es genug sein! Sie sollen gelegentlich erfahren, wie sich Erichs Leben gestaltet hat, darüber grübeln und träumen dürfen Sie nicht. Kein Schmerz endet ganz von selbst — wir müssen auch den Willen haben, ihn zu enden — oder er vergiftet uns das Leben!"

Felicitas antwortete längere Zeit nichts — sie war an

die Gartenmauer hingetreten, ihr Auge folgte der Eisenstraße, die sich durch den Grund hinzog, und an deren Ende sie über viele Meilen hinweg Forstenburg mit seinen Häusern und seinem Park vor sich zu sehen wähnte. Sie war, wie sehr sie auch dagegen angekämpft haben mochte, mit einem Male in vergangene Tage zurückversetzt, und ihr befangen-wehmütiger Ausdruck erweckte dem Professor, der seinen Sitz verließ, um Felicitas zu dem ihrigen zurückzugeleiten, teilnehmende Besorgnis. Seine herzlichen Worte vermochten ihr Schweigen nicht zu lösen, welches er selbst erst hervorgerufen hatte. Als ihn Felicitas endlich wieder wahrnahm, sah sie ihn ein paarmal ungewiß an, ob sie ihm auch völlig vertrauen dürfe. Und dann sagte sie mit ernstem, festem Tone:

„Nur der Augenblick und der Zufall haben mich hinreißen können, von — von ihm zu sprechen. Aber da es geschehen ist, Max, muß ich Ihnen doch noch eine Frage vorlegen, die mich oft unruhig macht und ohne die wohl mein guter Wille, den Schmerz zu enden, schon bessere Frucht getragen hätte. Sie sind Pauls Bruder, aber Sie sind auch Erichs Freund. Sind Sie ganz überzeugt, daß ich im vorigen Sommer und Herbst alles getan habe, was meine Pflicht gewesen wäre, dem Verlobten gegenüber, den ich mir frei erwählt hatte?“

„Felicitas! Sie wühlen gewaltsam alte Schmerzen in sich empor!“ rief der Professor. „Kommen Sie — lassen Sie uns einen Gang durch den Garten tun! Es frommt dem Menschen nicht, zurückzusehen, die Zeit reißt uns vorwärts und alle unsre Hoffnungen liegen vor uns!“

„Nein, nein! Ich will Ihre ehrliche, innerste Meinung!“ wiederholte Felicitas beinahe heftig. „Mir ist oft zumute, als hätte ich anders fühlen, anders handeln sollen, als

hätte damals nur er, nur Erich das Rechte getan, weil er wohl empfand, daß mir die Kraft fehle, die seine Liebe in mir gewähnt hatte. Mir ist, als hätte es einen andern Ausweg aus dem Dunkel geben müssen, einen, der gerechter gegen Erich gewesen wäre. Ich sehe mit allem Nachsinnen den Weg nicht, den ich hätte gehen können — aber die Ahnung — ich sollte sagen die Furcht —, daß es einen solchen gegeben hat, kehrt mir immer wieder!"

„Wenn Sie so fortfahren, liebe Felicitas," erwiderte der Professor mit mildem Ernst, „so werden Sie mich, den Bruder Ihres Verlobten, zwingen, Ihnen zu sagen, daß Sie mit diesem Weh im Herzen nicht Pauls Frau werden dürfen! Erschrecken Sie nicht — ich weiß, wie gut Sie sind und welches Kleinod, trotz allem, Paul an Ihnen besitzen wird. Meine redliche Meinung ist's, daß, wie Sie erzogen und mit Ihrem Vater verwachsen waren, nichts anderes kommen konnte, als was gekommen ist. Nicht Sie hätt' ich je anders wünschen mögen, Felicitas, aber — da es doch einmal heraus soll! — Herrn von Herther gar oft und gar sehr! Und nun fassen Sie sich und lassen diese Stunde die letzte sein, wo Sie sich und denen, die Sie lieb haben, unnütze Qual verursachen. Ich bin noch immer gläubig genug, um zu wähnen, daß so reiner Wille, wie Sie ihn auf den neuen Weg mitbringen, nicht völlig verloren sein kann, und hoffe auf eine lichte Zukunft!"

Felicitas fühlte mit ihrem künftigen Schwager, daß das Gespräch zu Ende sein müsse — aber Beruhigung hatte sie aus den Worten des Professors nicht geschöpft. Sie strebte wenigstens äußerlich die Fassung wiederzugewinnen, die sie gezeigt hatte, ehe Max seiner Reise gedachte. Die unerwartet frühe Rückkehr ihres Vaters von

den Werken kam ihr dabei zu Hilfe. Herr von Herther war mit einem Male auf der Treppe sichtbar, die von der hölzernen Galerie des Herrenhauses in den Garten herabführte. Sowie der Zoolog seiner ansichtig ward, atmete er erleichtert auf; auch Felicitas gewann fast augenblicklich ihr früheres Aussehen zurück — sie nahm von ferne wahr, daß die Miene ihres Vaters minder sorgenvoll sei, als vorhin, und zugleich, daß er das blaue Kuvert einer Depesche in seiner Hand hielt und ihr grüßend entgegenschwenkte. Im Näherkommen rief er:

„Dein Bräutigam kommt also bestimmt, mein Kind! In der Residenz steht es nach Verhältnis leidlich — und Paul muß bereits hierher unterwegs sein. Die Wahrheit ist, daß es mir vorhin keine Ruhe ließ, bis ich ein Telegramm an ihn abgesandt und seine Rückantwort empfangen hatte. Sie ist daher auch an mich und nicht an dich gelangt, Felicitas! Wir werden diesen Abend noch Geschäfte besprechen müssen, und ich habe den Herrn Generalinspektor gebeten, zu Tisch zu kommen und uns nachher eine Stunde in meinem Arbeitskabinett zu schenken.“

Felicitas erklärte, wegen des unerwarteten Gastes noch einige Anordnungen treffen zu müssen — sie enteilte nach dem Hause und ließ die beiden Männer allein; Herr von Herther rief ihr noch nach, daß man in kurzer Zeit wieder den Gang zur Bahnstation antreten müsse, dann nahm er neben seinem Gaste Platz und sagte sofort:

„Sie stehen an der Schwelle Ihrer Ferien, lieber Professor, und sehen wieder einmal reichen Reisegenüssen entgegen. Für mich wird's lang währen, ehe sich mir wieder eine solche Aussicht eröffnet. Ich habe mir im stillen gelobt, hier nicht vom Platze zu weichen, als bis ich wenigstens klar sehe, ob ich diesen großen und

mannigfach unheimlichen Betrieb zu leiten und zu beherrschen vermag, oder ob dessen Verkauf notwendig wird. Paul sträubt sich fast heftig dagegen — aber ich würde einer beständigen Erneuerung der Sorgen nicht gewachsen sein, die die neue Lebensaufgabe mit sich bringt und für die ich durch nichts in meinem seitherigen Leben vorbereitet bin.“

„Und darf ich fragen, welche besondere Sorge so hart an Sie herantritt, daß Sie ihr selbst den Abend opfern wollen?“ versetzte der Professor. „Ich habe durch Paul einiges vernommen, er sieht in Ihren Befürchtungen wegen des schlechten Zustandes Ihrer Kohlenwerke einfach Hypochonderie!“

„Möchte er recht haben,“ entgegnete der Präsident, vor sich niederblickend. „Ich komme immer wieder auf meinen ersten Eindruck zurück, daß die ältesten Werke in frevelhaftem Leichtsinn, auf rascheste Ausbeutung, ohne den Schatten einer menschlichen Fürsorge für die Häuer und ohne das leiseste Gefühl einer Verantwortung angelegt sind. Es mag manches nachgebessert sein, und ich selbst habe in den Monaten, wo ich hier bin, schon einiges tun können. Aber die erste Anlage ist gewissenlos, und ich kann mich der schwersten Besorgnisse nicht entschlagen! — Namentlich die große Grube ‚Gut Heil‘, die Unheil heißen sollte, die den reichsten Ertrag gibt, flößt mir als Laien Entsetzen ein. Mertel und die Steiger, mit Ausnahme des einen, versichern fortgesetzt, daß keine Gefahr dabei ist, und daß es im Grunde in keinem dieser Werke anders sei, noch sein könne. Doch in verflossener Woche sind wiederum zwei anonyme Briefe bei mir eingelaufen, die von den bedenklichsten Zeichen in der Zimmerung des Schachtes und an den Wänden desselben sprechen.“

„Glauben Sie anonymen Briefen irgendwelchen Wert beilegen zu müssen?“ fragte der Professor.

„In diesem besonderen Falle vielleicht,“ erwiderte Herr von Herther. „Der Generalinspektor Mertel steht mit Recht oder Unrecht im Ruf, überstreng gegen die Leute zu sein. Paul sagt, solche Strenge sei notwendig, ich habe noch kein klares Urteil darüber. Jedenfalls fürchten sie, ohne weiteres entlassen zu werden, wenn sie eine mißliebige Anzeige erstatten oder Furcht vor der Gefahr äußern. Sind die Mitteilungen, die ich mir heute wieder verschafft habe, nur irgend wahr, so machen sich sehr ernste, tief in den Betrieb eingreifende und auch kostspielige Maßregeln notwendig! Ich wünsche, daß rasch geschieht, was am Ende doch geschehen muß. Denn ich vermag nicht, mich außer Verantwortung zu stellen, obwohl mir alle Welt, die sonst beteiligt ist, versichert, daß mich keine Verantwortung treffen könne.“

Herr von Herther nahm seinen Hut ab und kühlte seine Stirn, indem er sie dem leisen West darbot, der mit den Abendwolken durch das Tal zog und die Lindenzweige über den Häuptern beider Männer rührte. Der Professor blieb längere Zeit stumm, sein Gastfreund hätte wahrnehmen können, daß er mit sich kämpfe, ob er überhaupt reden solle oder nicht. Max Lohmer bedauerte innerlich beinahe, hierher gekommen zu sein, wo er genötigt wurde, Dinge auszusprechen, die er sonst still in sich verschloß. Aber seine ehrliche Natur trug in diesem Kampfe rasch den Sieg davon, er sagte ruhig aber nachdrücklich zu dem Präsidenten:

„Ich kann mich in Ihre Lage versetzen, Herr von Herther, ich würde empfinden wie Sie. Darf ich mir erlauben, einen Rat zu geben, so ginge er dahin: was Sie

tun wollen und können, zu tun, ohne Beratung mit Paul. Er ist mein Bruder, und es kann mich nur freuen, daß und wie Sie ihn hochhalten. Doch ist's sein Schicksal, daß er sich härter stellen muß, als er ist, und daß er, wie heute so viel Tausende, jede Gemütsregung und jede sorgende Teilnahme für andere als eine Schwäche und ein Zeichen der Beschränktheit ansieht. Sie sind Eigentümer der Kohlengruben hier, und mein Bruder ist eben nur Ihr künftiger Schwiegersohn und Freund! Mich dünkt, er habe kein Recht, Ihre Vorsätze zu kreuzen!"

Der Präsident blickte voll Befremdung auf den Gast, aus dessen Worten ein etwas klang, das ihn in den letzten Monaten immer nur flüchtig, doch jedesmal schmerzlich ergriffen hatte, ein empfindliches Mißfallen an einzelnen Eigenschaften Paul Lohmers. Und obwohl Max Lohmer nur aussprach, was Herr von Herther mehr als einmal selbst gefühlt hatte, so war dem Präsidenten gerade in diesem Augenblick der Ton und vielleicht noch mehr der ernste Blick peinlich, mit dem der Professor seinen Rat begleitet hatte. Er schüttelte mißbilligend den Kopf und erwiderte:

„Es war nicht freundlich für Paul, was Sie da sagten, lieber Max! Ich hoffe doch, Sie werden mit mir darin übereinstimmen, daß die kalten, schneidigen Äußerungen, in denen sich Ihr Bruder gelegentlich gefällt, mit seinem Herzen und seiner menschlichen Natur nichts zu schaffen haben. Ja, es würde mir beinahe wie eine Beleidigung vorkommen, wollte ich ihm nicht sagen und mit ihm nicht beraten, was mich bewegt."

Der Professor vermied es, Herrn von Herther anzusehen. Felicitas' Rückkehr aus dem Hause ersparte ihm eine unwahre oder nichtssagende Erwiderung. Er hatte

jederzeit gewußt, daß Herr von Herther dem Wesen seines Bruders aus der eignen Seele lieh, was Paul fehlte, und er fühlte sich nicht berufen, mehr zu sagen, als er schon gesagt hatte. Er erhob sich daher mit einer gewissen Hast von seinem Sitze, um Felicitas entgegenzugehen. Der Präsident vermochte aus Max' Bewegung die Antwort zu erraten, die ihm versagt blieb. Und weil er sie erriet, beklagte er innerlich die Ungerechtigkeit des von ihm hochgeschätzten Mannes und war geneigt, sich selbst glücklich zu preisen, daß er ein besseres Verständnis für Paul Lohmers Natur erlangt habe, als der eigne Bruder. Und dennoch — dennoch war ihm bei all diesem Bewußtsein seltsam gepreßt zumute, als er sich jetzt anschickte, mit Felicitas und dem Professor zum zweitenmal nach der Station zu gehen.

Schweigsam und jedes von seinen eignen Gedanken bewegt, gingen die drei im Abendlichte durch das üppige Grün des kleinen Waldes, der an das Herrenhaus von Weidenwald stieß, durch baumreiche Wiesen der Station zu; der Sommerabendhauch spielte um ihre Stirnen, ohne daß sie seiner inne wurden. Hunderte von Bergarbeitern in ihren Grubenkitteln, deren Schicht geendet war und die eben den fröhlichsten Heimweg der ganzen Woche antraten, begegneten ihnen und grüßten ehrerbietig den Bergherrn, seine Tochter und den Fremden, von dem nur einer und der andere schon wußte, wer jener sei. Auch der Anblick dieser Begegnenden weckte kein Gespräch, sondern scheuchte Herrn von Herther, wie Felicitas und Max Lohmer in die Betrachtungen zurück, mit denen sie ihren Weg angetreten hatten. Und so kam es, daß sie es zuletzt alle drei wie eine Befreiung und einen Mahnruf frischen Lebens empfanden, als der von Forstenburg

kommende Zug signalisiert ward und sich aus einem Fenster des ersten heranrollenden Wagens Doktor Paul beugte, der ihnen seinen Gruß zurief.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Auch die nächsten Stunden nach der endlichen Ankunft des Langerwarteten waren heiterer und frischer verlaufen, als wenigstens Felicitas nach den Erlebnissen des Nachmittags gehofft hatte. Ihr Verlobter war offenbar glücklich, sich neben ihr zu sehen und zeigte sich an der Abendtafel fast zärtlich dankbar dafür, daß sie aus Rücksicht auf ihn dem Generalinspektor der Weidenwalder Kohlenwerke, Herrn Mertel, der heute der dritte Gast des Hertherschen Hauses war, wenigstens nicht unfreundlich begegnete. Doktor Paul atmete daneben mit so vollen Zügen die Freiheit, die er hier genoß, die Sicherheit vor einer plötzlichen Abrufung, daß Felicitas die stillen Wünsche, die sie für einige Kranke in Dorf und Tal gehegt hatte, auf morgen verschob. Herr von Herther war durch das bloße Erscheinen seines künftigen Schwiegersohnes, durch den Blick in das Gesicht des jungen Arztes, der ihm bei Tisch gegenüber saß, in eine andre Stimmung versetzt worden und zürnte jetzt insgeheim dem Professor, obschon dessen erste Vorhersagung pünktlich eintraf. Schon auf dem Gange von der Eisenbahnstation nach dem Herrenhaus und noch entschiedener am Abendtisch sprach Doktor Paul seine Meinung über den Zustand des Herzogs Bernhard aus. Mit der ihm eignen Schärfe betonte er, daß der Kummer des Herzogs um den Tod seiner Tochter,

über den er kein Urteil habe, an den er jedoch nicht glaube, oder gar die Reue über das gleichgültige Verhältnis, in dem Seine Hoheit bei Lebzeiten der Prinzessin Stephanie zu dieser gestanden haben solle, den geringsten Anteil am betrübenden Zustand des erlauchten Herrn trügen. „Wir besitzen nur Mittel für physische Übel und dürfen uns auf nichts einlassen, wohin unsere Wissenschaft nicht reicht. Selbst ein Flachkopf, wie Dorau, der mir nicht verzeiht, daß ich seine Stelle einnehme und der daher mein schärfster Kritiker ist, wagt nicht zu behaupten, daß beim Herzog irgend welche psychische Störungen eingetreten sind. Die schlecht geheilten Wunden des alten Soldaten und mancherlei Nachwirkungen des Lebens sind mir Ursachen genug für seine Krankheit!" Max Lohmer und Felicitas hatten bei diesen Worten Pauls einen bedauernden Blick gewechselt, in der Seele des Präsidenten aber war eine feste Zuversicht erwacht. „Er ist immer klar, entschlossen und hilfsbereit, wo er Dingen gegenübersteht, welche sich sehen und fassen lassen. Die Übelstände, die mir das Herz bedrücken und die schreiend Abhilfe fordern, sind wahrlich physische, sehr physische!" sagte sich Herr von Herther. Und um so mehr setzte er sich vor, nichts ohne den Rat und die Mitwirkung seines künftigen Schwiegersohns zu tun. Weder Felicitas noch der Professor sollten in diese rein geschäftlichen Angelegenheiten hineingezogen werden, und so schnitt er ein paar Versuche, die der Generalinspektor machte, von den Aussichten der Kohlenwerke oder von der Unbotmäßigkeit der Arbeiter zu sprechen, kurzerhand, aber immer mit einem Scherz und einer besonders liebenswürdigen Bemerkung für Herrn Mertel ab. Der selbstgefällige und redselige Mann sah sich dadurch freilich zum dritten Gesprächsthema, das er

kannte, der unablässigen Wiedererzählung alter Kalenderanekdoten, verurteilt. Aber er fand an dem Präsidenten und an Max Lohmer, der still seinen eigensten Gedanken nachhing, scheinbar geduldige Zuhörer und blieb darum ein erträglicher Tischgast.

Die Erscheinung des würdigen Generalinspektors stand zur Erscheinung aller sonst im Speisezimmer Anwesenden in einem auffälligen Gegensatz. Herr Mertel überragte die schlanke und hohe Gestalt des Präsidenten noch um halbe Haupteslänge und glich mit seinen kräftig-breiten Schultern, den muskulösen Armen, mit seinem runden, rot und voll erglänzenden Gesicht einem Förster oder Großbauern. Nur die kleinen scharf und klug hervorblitzenden und dann in sackähnlichen Fältchen wiederum versinkenden Augen, die schlaffen blutleeren Lippen und ein paar tiefe Furchen, die von der Nase bis fast zum Kinn herabreichten, verrieten einen Mann, der doch reichlich die Hälfte seines Lebens in Schreibstuben zugebracht hatte. Wenn der Generalinspektor sich behaglich gehen ließ, wie etwa jetzt, sah er aus, wie ein gutmütig-roher Genußmensch — und schien die Abneigung, mit der ihn Felicitas betrachtete, durch nichts zu verdienen. Er fühlte sich durch die Einladung des Präsidenten hochgeehrt, aber er wußte sehr gut, daß er diese Ehre der Tochter des Hauses nicht verdankte. Er zeigte sich unterwürfig gegen Herrn von Herther und verstand dabei mit großem Geschick, den Bergherrn fühlen zu lassen, daß Herr von Herther ohne ihn den Betrieb der ausgedehnten Werke nicht hätte übernehmen und durchführen können. Völlig zutraulich erwies er sich nur gegen Doktor Paul Lohmer, obwohl gerade dieser kein Herz für Herrn Mertels beste Anekdoten hatte. Er wußte, daß der herzogliche Leibarzt

dafür andre Dinge und Eigenschaften als seine Unterhaltungsgabe wohl zu würdigen verstehe, und ließ sich gern gefallen, daß Doktor Paul nur mit seiner anmutigen Braut sprach und der übrigen Unterhaltung an der Tafel nur dann und wann flüchtig ein Ohr schenkte. Ja fast gewann es den Anschein, als ob der junge Arzt sein Gespräch und gelegentliches Geflüster mit Felicitas geflissentlich ausdehne, um die Beratung, die ihn danach im Arbeitskabinett des Präsidenten erwartete, möglichst abzukürzen.

Herr von Herther fand es gegen das Ende der Tafel schwer, den liebenswürdigen Wirt zu spielen und unbefangen zu erscheinen. Er hatte Doktor Paul von Herzen eine Erholungsstunde nach der Reise gegönnt, aber doch keinen Augenblick vergessen, warum er heute den Bräutigam seiner Tochter so ängstlich-sehnlich erwartet und Herrn Mertel in sein Haus geladen habe. Als Doktor Paul in seinen lauten und leisen Mitteilungen an Felicitas ruhig fortfuhr, erhob sich der Präsident endlich und sagte mit etwas gezwungenem Lächeln:

„Sie verzeihen mir, lieber Paul, daß ich Sie für eine Stunde von Felicitas trenne. Aber ich sagte Ihnen schon am Bahnhof, daß eine wichtige Angelegenheit, die ich nur schweren Herzens bis heute aufgeschoben habe, eine Konferenz erheischt. Auch unser Herr Generalinspektor wird wünschen, nicht zu spät nach seinem Hause zurückzukommen."

„Ich habe Zeit!" bemerkte Herr Mertel ruhig und sicherte sich in Eile noch ein volles Glas Rotwein. „Wenn der Herr Doktor unsre Konferenz lieber auf morgen zu verschieben wünscht, komme ich gern wieder."

Aber Doktor Paul hatte sich bereits erhoben und bat um Entschuldigung, daß er die Wünsche Herrn von Herthers

so lange vergessen habe. Er wandte sich an seinen Bruder und forderte ihn heiter auf, Felicitas inzwischen zu unterhalten, so gut er vermöge, er werde sicher sein Bestes tun, so rasch als möglich in den Salon zurückzukommen. Max, der bei der Anrede des Bruders wie aus einem Traume auffuhr, flüsterte ihm eilig zu: „Gib den Wünschen Herthers auch gegen deine etwaige Ansicht nach, Paul! Er muß beruhigt werden und es wird dir und Felicitas zugute kommen, daß er innerliche Ruhe und Zuversicht gewinnt. Am Ende hat er dir nachgegeben, als er dies Erbe antrat."

„Mich dünkt, es sei dem Präsidenten zugute gekommen, daß er sich meinen Rat gefallen ließ," entgegnete Doktor Paul gleichfalls leise, aber mit einer Betonung, aus der sein Bruder einen harten Entschluß heraushörte. „Kommen Sie, lieber Papa," rief der Arzt dann laut, „es möchte sonst zu spät werden, Felicitas noch um etwas Musik zu bitten!"

„Jedenfalls lassen Sie mich gleich jetzt ein Stück Beethoven hören," sagte Max Lohmer und reichte Felicitas den Arm, um sie in den Salon hinüberzuführen. „Mir wird es heute besonders wohl tun, in seine Klänge unterzutauchen." Die beiden andern Gäste Herrn von Herthers traten mit diesem in sein Arbeitszimmer, das Felicitas dem gleichem Raume in Forstenburg so ähnlich als nur immer möglich eingerichtet hatte. Der Präsident war sichtlich erleichtert, daß er von dem sprechen konnte, was seine ganze Seele erfüllte. Noch auf der Schwelle und während er den jungen Arzt und den Generalinspektor mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud, begann er:

„Die Sache ist die, lieber Paul, daß meine alten Sorgen über den Zustand der Grube ‚Gut Heil' in letzter

Woche durch neu erhaltene Nachrichten verstärkt worden sind und daß ich es für unumgänglich erachte, die Frage zu entscheiden, ob wir nicht, gleichviel mit welchen Opfern und Kosten, unverzüglich für eine völlig neue Zimmerung des Schachtes zu sorgen haben."

„Erlauben Sie mir, Herr Präsident," fiel der Generalinspektor ein, dessen weingerötetes Gesicht jetzt von einer gewissen Erregung noch röter ward. „Die Sache ist die, daß wiederholt eine sinnlose, ganz infame Denunziation, die auf die Unkenntnis und das gute Herz des Herrn Präsidenten spekuliert, eingelaufen ist und daß eine Bande fauler und nichtsnutziger Arbeiter darauf rechnet, während des Baus, der Wochen in Anspruch nehmen muß, halbe Feiertage zu haben, die sich in der Bergschenke und beim Mohrenwirt recht ersprießlich verwenden ließen."

Herr Mertel saß rittlings auf einem Lehnstuhl, auf dessen Rücklehne er sich nach vorne stützte und sah im Gefühl seiner Überlegenheit und Sachkenntnis herausfordernd Herrn von Herther an, der an der Seite Doktor Pauls auf dem Ledersofa Platz genommen hatte. Der Präsident zuckte leicht die Achseln und versetzte mit einer leichten Ungeduld:

„Den Wert der Anzeige haben wir eben zu erörtern. So ganz sinnlos, wie der Herr Generalinspektor meint, kann sie nicht sein — weil die Angaben, soweit ich sie zu vergleichen vermag, nicht unwahr sind. Es wäre vielleicht meine Pflicht, bis in die Tiefe des Schachtes einzufahren und zu versuchen, aus eigner Anschauung ein Urteil zu gewinnen. Aber dieser Entschluß ist mir unmöglich, er widerstrebt zu sehr den Gewohnheiten eines Lebens, in dem ich alt geworden bin, ich scheue die Stickluft, den Schmutz, die Finsternis — ich würde von alle-

dem so befangen werden, daß ich doch zu keinem klaren Urteil gelangte. Ich habe es vorgestern und gestern zweimal versucht, wenigstens ein Stück hinabzugelangen und bin bis zur zweiten Bühne unter dem Mundloch gekommen. Ich habe bestätigt gefunden, daß die Zimmerung an mehr als einer Stelle ein bedenkliches Aussehen zeigt und daß jedenfalls ein starker Druck gegen sie stattfindet. Beachten Sie wohl, lieber Paul, daß der Herr Generalinspektor uns keine Garantie geben kann, daß es tief unten — dreihundert Meter tief! — besser steht, denn auch Sie sind seit Jahren nicht in der Tiefe des Werks gewesen, Herr Mertel!"

„Es ist nicht meines Amts, da drunten herumzukriechen," versetzte mürrisch der Generalinspektor. „Die Steiger, die dafür verantwortlich sind und ihr Leben so gut aufs Spiel zu setzen haben, als die Häuer, versichern, daß alles in bester Ordnung sei. Geld ist wenigstens genug für Nachzimmerung und Verbesserungen aller Art ausgegeben, ja weggeworfen worden."

Der Präsident blickte wie hilfesuchend auf den jungen Arzt. Doktor Paul, der am liebsten mit einem kalten Wort jede weitere Verhandlung abgeschnitten hätte, fühlte, daß er der Eigenart seines künftigen Schwiegervaters Rechnung tragen müsse. Er überlegte einige Minuten und sagte dann:

„Das beste wird sein, zunächst den Schacht von ‚Gut Heil' durch einen fremden Steiger oder Bergingenieur untersuchen zu lassen. Die Leute hier können aus Gewöhnung oder selbst aus Eigennutz irre gehen, ein dritter sieht vielleicht klarer. Ich will sofort nach meiner Rückkehr nach Forstenburg, Herrn Konrad Hiller aufsuchen, der, soviel ich mich erinnere, mit mehreren Bergingenieuren

der großen königlichen Werke von Sebastiansberg befreundet ist."

„Sie vergessen, Paul, daß es sich um meine Seelenruhe und um die heiligste Pflicht handelt, die einem Menschen auferlegt sein kann," rief der Präsident. „In dem Schacht sind täglich Hunderte von Menschen bedroht."

„Hundertundzehn bei jeder Schicht," schaltete der Generalinspektor trocken ein.

„Wenn die warnende Anzeige, die ich Ihnen hier vorlege, auch nur zur Hälfte wahr ist, so darf keine Woche mehr in dem Schachte gearbeitet werden, bis neue Sicherheitsmaßregeln getroffen sind. Bis ein Bergingenieur zu einer genauen Untersuchung hierher kommt, vergeht Zeit und wir haben keine zu verlieren. Lesen Sie, lieber Paul, und ermessen Sie danach, wie mir innerlich zumute ist."

Doktor Paul las das Blatt, das der Präsident ihm hinreichte, anscheinend einige Male mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, dann entgegnete er ruhig und kühl:

„Die Tragweite der anonymen Anzeige vermag ich technisch nicht zu beurteilen. Ich weiß jedoch längst, daß die gewöhnlichen Arbeiter gern von frevelhafter Sorglosigkeit, ja Vermessenheit in feige Furcht übergehen und die letztere scheint mir zu diesem Brief den Ton gegeben zu haben. Es muß doch zunächst festgestellt werden, ob eine unmittelbare Gefahr in Wahrheit oder nur in der Phantasie des Briefschreibers vorhanden ist."

„Es existiert gar keine Gefahr, als die gewöhnliche, die mit jedem Bergbetriebe verbunden ist und gegen die Sie mit zehntausend Schutzmaßregeln nichts ausrichten können," rief der Generalinspektor Mertel mit äußerster Entrüstung. „Irgend ein Schuft von Arbeiter hat die

Bosheit ausgedacht und ein Schuft von Schulmeister sich zum Schreiben hergegeben. Die Herstellung einer neuen Zimmerung würde den halben Jahresertrag aller Werke verschlingen und den Betrieb des ausgiebigsten Schachtes zwei Monate so gut wie lähmen. Die Arbeiter, die der Herr Präsident während dieser Zeit füttern will, würden vollends unbotmäßig werden und sich in Zukunft alle Monate auf ein neues Unheil besinnen, womit sie den Herrn Präsidenten schrecken können. Der Teufel mag danach Generalinspektor der Weidenwalder Steinkohlenwerke sein — nicht ich."

„Herr Generalinspektor, ich schätze Ihre Dienste, aber ich werde Sie niemals gegen Ihren Wunsch und Willen bei mir festhalten!" entgegnete Herr von Herther so würdevoll, daß Doktor Paul begriff, es sei die höchste Zeit, vermittelnd einzugreifen. Er sagte mit einem mißbilligenden Blick in das erhitzte Gesicht Herrn Mertels:

„Sie berücksichtigen die pflichtmäßigen Gewissensbedenken und die natürlichen Besorgnisse des Herrn Präsidenten viel zu wenig. In seiner Lage würde ich empfinden und handeln wie er! Und ehe wir einen Schritt weiter gehen, muß ich die Frage an Sie richten: sind Sie überzeugt, wissen Sie, daß die Herstellung der bewußten Zimmerung, die Anlage des ganzen Schachtes eine vorzügliche, völlig sichere und sorgsame gewesen ist?"

Herrn von Herthers sorgenvolles Gesicht zeigte jetzt einen frohen Ausdruck — Paul Lohmer bewährte sich, wie er es gehofft, ja ersehnt hatte, seine Kälte war eben nur Schein und äußerliche Gewöhnung des heutigen Geschlechts. Der Präsident hatte das blitzschnelle fragende Augenzwinkern des Generalinspektors und den Blick, mit dem der Arzt antwortete, nicht wahrgenommen, er lauschte voll Spannung

der Erwiderung Herrn Mertels, die so langsam hervorkam, als überlege dieser jedes einzelne Wort:

„Was soll ich Ihnen darauf sagen, mein verehrter Herr Hofrat? Die Grube ‚Gut Heil‘ ist so sorgfältig ausgebaut und verzimmert worden, wie irgend eins der Steinkohlenwerke im ganzen Buchsfelde. Es mag ein paar Schächte geben, in denen mehr Holz und Arbeit verschwendet worden ist — aber es ist bei unsrer Anlage geschehen, was notwendig und unerläßlich ist, Leben und Gesundheit der Arbeiter zu sichern. ‚Gut Heil‘ ist seiner Zeit vorschriftsmäßig von einer fachmännischen Kommission geprüft und wird in jedem Jahre vom herzoglichen Berginspektor revidiert. Die Revision hat diesesmal erst im Juni stattgefunden und es ist alles in bester Ordnung befunden worden. Der Schacht ist etwas tief, einzelne Förderstrecken sind unbequem, die Temperatur könnte einen oder zwei Grad weniger hoch sein, aber davon abgesehen, hat sich kein Arbeiter zu beklagen und auf meiner Seelen Seligkeit, wenn es nicht Bosheit und Faulheit ist, was die Leute zu Besorgnissen treibt, so ist's eitel Gespensterfurcht.“

Herrn von Herther litt es nicht länger auf seinem Sitze, er sprang empor und sagte vor Erregung zitternd: „Aber das alles beruhigt mich nicht — ich verlange, daß etwas Entscheidendes geschieht. Sie lenken die Angelegenheit immer von dem ab, was für mich die Hauptfrage ist. Ich will Sicherheit, daß alles vorgekehrt wird, was in Menschenkräften steht, um ein Unglück zu verhüten. Und ich glaube, daß das nur in der Weise geschehen kann, die ich Ihnen mehrfach entwickelt habe.“

„Und was wünschen Sie — wie denken Sie vorzugehen, lieber Papa?“ fragte Doktor Paul zurück. „Die

Auskünfte des Herrn Generalinspektors sind doch derart, daß eine unmittelbare Gefahr in keinem Falle zu fürchten ist. Ich erkläre mich bereit, morgen in dem Schachte anzufahren und die Verhältnisse selbst zu untersuchen — ich bitte Sie, nur Felicitas nichts davon zu sagen, die sich unnötigen Besorgnissen hingeben könnte."

„Der Herr Präsident denken sich die Zustände da unten viel schlimmer, als sie sind. Das Schlimmste wäre eine Unterbrechung der Förderung gerade jetzt. Die Kohlenpreise werden und müssen zum Herbste ein wenig anziehen und es stehen hohe und sichere Gewinne in Aussicht. Wird jetzt eine neue Schrotzimmerung beliebt, so müßte sie von oben herab, Bühne für Bühne, erfolgen und der Abbau eingestellt werden, bis man mit der Zimmerung im Tiefsten angelangt ist."

„Ganz recht, ganz recht," versetzte Herr von Herther, „genau das ist meine Meinung."

„Das scheint mir denn doch zu weit zu gehen!" sagte Doktor Paul, und er hatte Mühe, den ruhig-gefälligen Ton beizubehalten, den er dem Präsidenten gegenüber meist anschlug. „Ich fordere es als mein gutes Recht, mich morgen selbst von der Sachlage zu überzeugen, und ich werde auf alle Fälle das Eintreffen eines vorzüglichen Bergingenieurs im Laufe der Woche veranlassen. Bis dahin wird wohl die Arbeit im Schacht, die der Herr Generalinspektor für so wichtig und notwendig erklärt, ihren Fortgang haben können — ich setze voraus, daß auch dabei besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, wär's auch nur zu Ihrer Beruhigung."

Der Präsident kämpfte mit sich, ob er dem künftigen Schwiegersohne auch diesmal recht geben solle. Aber die Gewohnheit, dies immer zu tun, war schon zu mächtig in

ihm — er raffte sich zu keinem entschiedenen Widerspruch auf, sondern sagte unmutig:

„Sie sind nicht dauernd hier, lieber Paul, — Sie können unmöglich wissen, wie mir zumute ist bei der Vorstellung, daß etwas, das möglich wäre und in meinen Kräften steht, verabsäumt würde! Ich zähle auf Sie — muß Ihr Erbieten für morgen annehmen, wenn Sie sich der Auffassung des Herrn Generalinspektors anschließen, daß die Arbeit im Schachte ‚Gut Heil‘ nicht eingestellt werden soll. Und ich beschwöre Sie — bieten Sie allen Ihren Scharfblick auf! Stehen die Dinge in der Grube so, wie dieser Brief hier angibt, so muß auch ein Laie etwas davon wahrnehmen können und je nach Ihrem Bericht wollen wir dann die letzte Entscheidung morgen Abend treffen. Schlimmstenfalls können ja die Arbeiter, die sich Montag früh einfinden, vor Beginn ihrer Schicht entlassen werden!“

„Die Burschen werden arbeiten, Herr Präsident!“ entgegnete Herr Mertel und erhob sich zum Gehen. „Es ist kein tatsächlicher Grund zu einer Besorgnis vorhanden außer den beständigen Besorgnissen, die vom Bergbau leider unzertrennlich sind. Ich will wahrhaft nicht damit freveln, daß ich die Arbeit in den Schächten als gefahrlos hinstelle, jede Stunde könnten mich schlagende Wetter oder sonst ein Unglück Lügen strafen! Aber dagegen hilft keine Vorkehrung, und diese Gefahr ihres Berufs kennen die Arbeiter so gut wie wir! Der Herr Doktor wird sich also überzeugen, daß ich Ihnen klare Wahrheit berichtet und Sie dürfen ruhig schlafen — heute, morgen und alle folgenden Tage!“

Herr Mertel machte eine plumpe Verbeugung und lachte so vergnügt und zuversichtlich, als sei er unmittel-

bar von der Abendtafel und der Erzählung seiner letzten Kalenderanekdote aufgestanden. Der Präsident schickte sich an, seinen Gast bis in den Salon zurückzugeleiten, aber der Generalinspektor erklärte, daß er sich dem gnädigen Fräulein und dem Herrn Professor empfehlen lasse und nahm nur die Begleitung des jungen Arztes an, der mit ihm die Treppe und bis in das Vorhaus des Erdgeschosses ging. Unterwegs bat Doktor Paul, für morgen Vormittag die nötigen Arbeiter zum Schachthause zu bestellen, um die Anfahrt unternehmen zu können.

„Und Sie wollen wirklich morgen hinab?" fragte mit leisrer Stimme der Generalinspektor und schaute vorsichtig die Stufen hinauf, ob ihnen Herr von Herther nicht doch gefolgt sei. „Ich rate Ihnen, es dem Herrn Präsidenten noch auszureden — es ist vollkommen unnötig und die Spitzbuben würden doch einen Sieg über mich und meine Dispositionen in der von Ihnen geleiteten Untersuchung erblicken."

„So glauben Sie doch, daß Gefahr vorhanden ist?" gab Doktor Paul zurück. „Mir dürfen Sie reinen Wein einschenken, Herr Mertel, ich bin, wie Sie wissen, von der nervösen Ängstlichkeit, wie vom Humanitätsdusel meines ehrenwerten Herrn Schwiegervaters völlig frei. Allein ein Ignorieren eines wirklich erkennbaren und abstellbaren Übelstandes würde ich so wenig dulden, wie der Präsident, die Folgen dürften nachteiliger und kostspieliger sein, als der unliebsame Aufwand für eine Reparatur."

„Himmeltausenddonnerwetter!" schrie der Generalinspektor, alle scheue Vorsicht vergessend, „nun fangen Sie auch noch an! Ich wiederhole Ihnen, daß der Schacht gut angelegt, die Zimmerung von Kernholz und im besten Stand ist, und daß wir mit fünfzig Prozent Verlust,

statt mit fünfzig Prozent Gewinn arbeiten würden, wenn die Meinungen des Herrn von Herther, der von der ganzen Sache nichts versteht, zur Geltung kämen. Da Sie sich durchaus das Vergnügen machen wollen, die schmutzige Höhle zu sehen, werde ich die nötigen Vorkehrungen treffen — ich sage Ihnen im voraus, daß Ihre Anfahrt unnötig ist, und daß Sie sich ein gutes Bad bestellen mögen, ehe Sie sich wieder vor Ihrer Braut sehen lassen. Auf Wiedersehen also morgen früh zehn Uhr."

Herr Mertel stürmte der Haustür zu und entrann den Fragen, die Doktor Paul noch auf den Lippen hatte. Nachdenklich über alles, was er vernommen, ging der Arzt wieder zu den Wohnräumen hinauf; er fand den Präsidenten wie er ihn verlassen — auch das Blatt, das Paul Lohmer an diesem Abend schon mehr als einmal insgeheim verwünscht hatte, war noch in den Händen des Hausherrn. Doktor Paul trat auf ihn zu und sagte:

„Ich weiß wirklich nicht, lieber Papa, ob meine Pflicht als Ihr Arzt mir nicht vorschreibt, Ihnen das Aufgeben Ihrer hiesigen Tätigkeit zu empfehlen. Sie bringen vorzügliche Eigenschaften zu derselben mit, aber Sie entbehren des kühlen Gleichmuts, ohne den es Ihnen hier nicht gelingen kann, die Autorität Ihres Vorgängers auszuüben. Ich habe Ihnen in Gegenwart des Herrn Mertel nicht sagen wollen und dürfen, was ich von diesem Briefe, der Sie in so große Unruhe setzt, halte. Das Ganze ist eine Infamie von der ersten bis zur letzten Zeile — wäre der Zustand von ‚Gut Heil' wie er hier geschildert wird, so würde kein Arbeiter für den Schacht zu finden sein. Ich werde Ihnen mein Versprechen halten, schon um Ihnen zu beweisen, daß es sich um

keine Gefahr handelt, die ein mutiger Mann nicht jeden Tag auf seinem Berufswege laufen könnte. Aber ich muß Sie dringend bitten, sich unnützer Sorgen und Selbstquälereien zu entschlagen. Die Art, wie Sie die Dinge zu bessern beabsichtigen, schlösse, soweit ich urteilen kann, die Gefahr einer schweren Schädigung, wenn nicht einer völligen Zerrüttung Ihrer Vermögensverhältnisse, also eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst und — verzeihen Sie mir — auch gegen Felicitas ein! Es sind aber nicht bloß die ungeheuren Kosten der neuen Schachtzimmerung, — es ist vor allem die Demoralisation Ihrer sämtlichen Knappschaften, die zu fürchten steht. Wenn man merken würde, was sich Ihnen auf so ungehörigem Wege abgewinnen läßt, so würden demnächst die Anforderungen ins Ungemessene, Abenteuerliche steigen! Vertrauen Sie mir — dem Ihre Ruhe, Ihre Ehre so teuer ist, wie Ihnen selbst — die Angelegenheit an und erwarten Sie zunächst meinen Bericht. Ich werde den Steiger von Dorotheengrube, also von den Konkurrenzwerken, mit mir nehmen, dessen Urteil eher gegen als für uns ist."

Herr von Herther begnügte sich mit einem stummen Kopfnicken. In ihm erklang eine Stimme, die alle von Doktor Paul ausgesprochenen Scheinwahrheiten Phrasen hieß, die von einer Lippe auf die andre springen, und er fragte sich jetzt selbst, warum er an diesem Nachmittag den Rat des Professors so unbedingt von der Hand gewiesen hatte. Aber er gab seiner dunklen Mißempfindung keinen Ausdruck — die Gewöhnung, mit seinem künftigen Schwiegersohn in Einklang zu leben, hatte zu viele Macht über ihn gewonnen. Ein schwerer Seufzer und die zerstreute Miene des alten Herrn gaben dem jungen Arzte allein zu erkennen, daß er ihn wieder einmal besiegt, doch

nicht überzeugt habe. Er beeilte sich demnach, den Präsidenten in den Salon hinüberzuführen, aus dem er während der ganzen Unterredung die Töne von Felicitas' Instrument vernommen hatte. Doktor Paul wünschte selbst aufrichtig noch eine lichtere Stunde mit seiner Verlobten zuzubringen, vor allem aber wußte er, daß Herr von Herther die geschäftlichen Sorgen und ernsten Erwägungen des Abends nicht in die Familienzimmer tragen werde. Und es dünkte ihm viel gewonnen, wenn der Präsident für heute auf jeden Einspruch verzichtete — am folgenden Tage wollte er selbst sorgen, das erschütterte Vertrauen des Hausherrn neu zu befestigen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther hatte am Nachmittag des Sonntags seine Ruhe zum größten Teil wiedergewonnen und vermochte sich seinen beiden Gästen aus Forstenburg als liebenswürdigen Wirt zu zeigen. Denn Doktor Paul war vom Schachte „Gut Heil", den er nach seiner Versicherung bis zum Tiefsten befahren hatte, mit den besten Nachrichten zurückgekehrt und hatte in den schärfsten Ausdrücken die Leichtfertigkeit und Böswilligkeit der Anklage verurteilt, die vom schlechten Zustand gerade dieses Werkes gefabelt habe und sich dabei auf die Fachkenntnis des zugezogenen fremden Steigers berufen. Er hatte ausdrücklich hinzugesetzt, daß er trotzdem zur Berufung eines ausgezeichneten Bergingenieurs rate, und seine Vermittlung hierfür dem Präsidenten nochmals angeboten. Herr von Herther hatte mit warmen Dankesworten die aufopfernde

Tätigkeit seines künftigen Sohnes gerühmt und die mancherlei Vorschläge zu Verbesserungen, die dieser, trotz des guten Resultats seiner Untersuchung, ihm vortrug, mit Eifer gebilligt. Doktor Paul war so ruhig, so sicher und anderseits doch so ernst-besorgt erschienen, daß der Präsident wiederum völlig unter seinem Zauber stand und sich innerlich Glück wünschte, ihn zur festen Stütze seines Hauses gewonnen zu haben. Herr von Herther konnte unmöglich wissen, in welch besonderer Weise sich Paul Lohmer der übernommenen Pflicht entledigt hatte. Der junge Arzt berichtete freilich keine Unwahrheit: er war trotz seines Widerwillens gegen die dunkel-schmutzige Höhlung in „Gut Heil“ hinabgestiegen, wenn auch nicht bis zur Sohle des Schachtes, die unter Wasser stand, so doch bis zum ersten Querschlag, der zu den Abbaustellen der Kohlen führte. Er hatte den Steiger des Werkes „Gut Heil“ und den eines fremden Schachtes mit sich genommen, sich von ihnen unterrichten lassen und mit ihnen ernsthaft die Beseitigung gewisser Übelstände beraten. Aber er hatte auch, vor der Einfahrt, in Gemeinschaft mit dem Generalinspektor Mertel, den Steigern den lebhaften Wunsch ausgedrückt, daß die Arbeit in „Gut Heil“ weder eingestellt noch gehemmt werden möge; er hatte, im Falle sich eine solche Maßregel notwendig machen sollte, die Zukunft der Werke und den Erwerb der in ihnen beschäftigten Arbeiter als gefährdet hingestellt und damit in den Steigern das Verlangen erweckt, den Zustand der Kohlengrube so vortrefflich zu finden, wie ihn Doktor Paul Lohmer zum voraus selbst fand. Und Doktor Paul hatte, nachdem er so rasch als nur immer möglich wieder zu Tage gekommen war, seine Begleiter ausdrücklich verpflichtet, dem neuen Bergherrn jede Unruhe zu ersparen, und sich in langer

Unterredung mit Herrn Mertel dahin verständigt, daß im Grunde jede Ausgabe unnütz und alles Erforderliche bereits vorgekehrt sei, daß man aber, um des Präsidenten willen, selbst das Überflüssige tun wolle. Kein Laut von dieser Verständigung war dann im Gespräch mit Herrn von Herther zu Tage gekommen — der Präsident ahnte nicht, wie überlegen sich sein junger Freund auch in dieser Angelegenheit ihm fühlte.

Felicitas war am Morgen bei der Frage nach ihrem Verlobten mit der Auskunft beschieden worden, daß dieser die Erledigung eines mühsamen Geschäftes für ihren Vater übernommen habe. Als sie dann Paul mit frohen Mienen bei der Mittagstafel wiedersah und die glücklich-veränderte Stimmung des Vaters inne wurde, konnte sie nicht anders als dankbar sein und sich freier und glücklicher fühlen, als seit einigen Tagen. Nur wie ein flüchtiger Schatten zog in einsamen Minuten die Erinnerung an das Gespräch von gestern und das Bewußtsein durch ihre Seele, daß ihr künftiger Schwager schon morgen abend in München sein und dort ihn wiedersehen werde, den sie erst in vielen, vielen Jahren wiederzusehen hoffen durfte. Ihre reine Natur empfand es als ein Unrecht gegen den Verlobten, daß überhaupt solche Gedanken in ihr erwachen konnten. Sie vermied es darum, heute mit Max allein zu bleiben, und stimmte dem Vorschlag des Vaters, am Abend einen Spaziergang nach dem Herlaswalde, oberhalb des Dorfs und des Herrenhauses zu unternehmen, eifrig bei. Sie hoffte Gelegenheit zu finden, Paul einzugestehen, daß sie durch den Professor einen herzlichen Gruß an Erich Franken sende. Ihr war's, als müsse er ihr zustimmen, sie träumte selbst, ihm bei diesem Anlaß ihr Herz mehr als seither zu erschließen.

Es war ein köstlicher Sommerabend, an dem der Gang durch die frische Waldung um den kleinen, tiefgrauen und schilfreichen Herlassee angetreten ward. Der Präsident und Professor Max schritten vorauf und mußten ein paarmal durch das dichte Haselgezweig, das üppig über die engen Pfade wuchs, Bahn brechen — Felicitas folgte am Arme ihres Verlobten und blieb oft mit ihm eine Strecke hinter ihrem Vater und seinem Begleiter zurück. Doktor Paul empfand mit einiger Befriedigung, daß sich die anmutige Braut heute inniger an ihn anschmiegte, daß ihre schönen, hellen Augen ihm unablässig zugewandt blieben und nur dann auf den kleinen See und seine Waldufer gerichtet wurden, wenn der junge Arzt selbst auf die Flut, die im Sonnenlicht glänzte, oder auf die wundersame Spiegelung der alten Stämme und hohen Laubkronen im dunkeln Wasser hinwies. Sie wehrte heute keine der Zärtlichkeiten ab, die sein Recht waren, — und sie sehnte sich nach einem Augenblick, der ihre Lippen erschließen würde.

Aber auch unter den grünsten, lauschigsten Zweigdächern, durch die die Abendsonne hindurchblitzte, und zwischen den Küssen des Verlobten, wollte der Augenblick nicht kommen. Der Abend war still friedlich, und Herr von Herther ließ sich von seinem Gaste, dem Zoologen, über das Leben der kleinsten Waldtiere aufklären, das tausendfach um die Spaziergänger schwirrte und wimmelte. Doktor Paul jedoch hatte seine schlimme Stunde. Er schlang seinen Arm um Felicitas und pries mit hundert Schmeichelworten sein Glück, sie gewonnen zu haben, und erschreckte sie dabei durch herbe Urteile und harte, hochmütige Worte über Menschen, die ihr lieb waren. Felicitas' bittende Blicke nahm er nicht wahr oder beachtete sie nicht.

Er hatte seit gestern zu vielmal seine innerste Meinung verbergen müssen und wollte überdies Felicitas an seine Weise gewöhnen. Er ahnte nicht, daß er in diesem Augenblick ihr Vertrauen zurückscheuche und sie verstummen mache, während sie nach einer herzlich offnen Aussprache mit ihm verlangte. Das Brautpaar blieb währenddes immer weiter und weiter hinter den Voraufgehenden zurück — obschon Felicitas ein paarmal vorschlug, den Vater rasch einzuholen. Doktor Paul war heute des Herrn von Herther so müde, daß ihm beinahe ein schlimmes Wort auch über diesen entschlüpft wäre. Er bezwang sich noch zur rechten Zeit, aber er schickte sich nicht an, rascher zu gehen, sondern fuhr fort, das ängstlich lauschende Mädchen in seine Ansichten über Welt und Menschen einzuweihen. So empfand es Felicitas schließlich als eine glückliche Fügung, daß ihr aus der Mitte einer kleinen Lichtung ein Gruß in der Landesmundart entgegenklang und sich zu gleicher Zeit eine ältere, weißhaarige Frau mit tiefgefurchten Zügen und ein junger fünfzehnjähriger Bursch von den bemoosten Baumstumpfen erhoben, auf denen sie gesessen hatten. Doktor Paul blickte verwundert und fast mißmutig auf; er war nie besonders erfreut, wenn sich Leute wie diese, Felicitas vertraulich näherten. Er sah und hörte, wie die Alte in einer Art freudigen Stolzes einen großen Korb mit frischen Haselnüssen und einen ähnlichen voll köstlicher schwarzer Brombeeren aufzeigte und wie seine Verlobte ihre Verwunderung über den reichen Vorrat aussprach, den sich die Frau Erk und ihr Enkel für die Woche sicherten. Aber die Alte machte eine verneinende Bewegung und deutete auf den Burschen, der beim Beerensammeln einen alten Grubenkittel trug und sich vor dem stattlichen jungen

Herrn an der Seite des Fräuleins scheu gegen die Büsche zurückzog.

„Das ist nicht für uns,“ sagte sie in einem halbfeierlichen Tone. „Sondern, weil es notwendig wird, daß der Christian ein neues Leben beginnt, leite ich ihn an, sein Brot mit dem zu erwerben, was Gott im Walde wachsen läßt. Er soll mir morgen zum erstenmal in die Stadt hinein, ich habe ihm meine alte Kundschaft abgegeben!“

„Christian? Der Bergmann?“ fragte Felicitas verwundert zurück. „Wollen Sie ihn seinem Beruf entziehen, Frau Erk?“

„Er ist mein einziger Enkel und soll mir nicht in der gottverfluchten Grube erschlagen werden oder verschmachten!“ entgegnete die Alte in gleichem Tone, und ihre dunkeln, noch scharfen Augen hefteten sich fest auf Felicitas. Doktor Paul sah seine Verlobte und dann die Alte spöttisch an und bemerkte:

„Ihr Gottvertrauen scheint nicht groß, gute Frau! Ein rechter Bergmann darf Gefahren nicht scheuen, und beim Beerenlesen und Besenbinden wird der Bursche ein Vagabund werden und knapperes Brot essen, als bei seinem Beruf!“

„Wenn der Christian hungern muß, soll er's unter Gottes freiem Himmel und nicht da unten!“ versetzte die alte Frau. „Er kennt keine Furcht — aber weiter in ‚Gut Heil‘ anfahren, heißt Gott versuchen. Ich leide es keine Woche mehr. Ich weiß, was sich die Häuer an jedem Feierabend in ihren Hütten erzählen! Gar manchen Männern, die Herz genug haben, graut vor jeder neuen Schicht in der schlimmen Grube. Wenn die andern denken, daß sie's für Weib und Kind tun müssen — für

mich soll's der Christian nicht tun. Gott wird auch helfen, daß es mal in den Werken da besser wird — jetzt soll er mir nicht mehr hinab."

Felicitas, die von den Worten der Alten bestürzt und seltsam ergriffen worden war, wollte eilig ein paar Fragen an diese richten. Aber Doktor Paul ließ ihr dazu keine Zeit — er zog ihren Arm fester an sich und führte sie, mit einem raschen, unfreundlichen „Guten Abend!" an die Alte, von der Lichtung hinweg. Er war gereizt, daß ihm das Gespenst des gestrigen Abends und dieses Vormittags solchergestalt wieder vor die Seele trat — und sagte, während er mit raschen Schritten den Präsidenten und seinen Bruder einzuholen strebte:

„Du siehst, Felicitas, wie weichlich und furchtsam sich diese Leute ihren Besorgnissen überlassen. Sie sind abgehärtet, ja stumpfsinnig gegen wirkliche Gefahr, aber hoffnungslos und kleinmütig, wenn sie der Gedanke an das Ende einmal packt."

Felicitas, die sonst von dem scharfen Tone Pauls eingeschüchtert ward, blieb diesmal nicht stumm. In ihr klang jedes Wort der alten Frau nach, und sie sah das erdfahle Gesicht des halbwüchsigen Burschen mit dem halb wehmütigen, halb glückseligen Ausdruck vor sich. Sie erwiderte daher zum erstenmal, seit sie mit dem Arzt verlobt war, mit einer gewissen Heftigkeit:

„Ich kann es nicht so ansehen, Paul. Alle diese Leute scheuen die Mühsal ihres Lebens keineswegs und schrecken nicht leicht vor etwas zurück. Es scheint wirklich mit dem Schacht, den Frau Erk nannte, eine besondere Bewandtnis zu haben; wir müssen dem Papa sagen, was wir eben erlebt."

Doktor Paul Lohmer hatte in diesem Augenblick

eine Anwandlung, als ob er das besorgte Mädchen gewaltsam fassen und heftig aus ihrer Stimmung emporrütteln müsse. Er wußte zu gut, was er als gebildeter Mann ihr und sich selbst schuldig sei, um etwas anderes zu tun, als seinen eiligen Schritt zu hemmen und zu Felicitas zu sagen:

„Das hätte denn noch gefehlt. Ich muß dich geradezu bitten, gegen deinen Vater unbedingt zu schweigen. Er hat sich über Albernheiten und kindische Besorgnisse, wie sie die alte Frau zum besten gab, schon derart aufgeregt, daß ich als Freund und Arzt Mühe genug gehabt habe, ihn zu beruhigen. Wenn ich dir sage, daß ich diesen Morgen in den Schacht ‚Gut Heil‘ eingefahren bin — alles in guter Ordnung befunden habe und, wie du siehst, mit heiler Haut und ohne jede schlimme Nachwirkung heimgekehrt bin, daß ich außerdem, sowie ich nach Forstenburg komme, einen Sachverständigen senden werde, daß dies alles unnötig ist und nur um deines Vaters willen geschieht, so wirst du begreifen, daß ich nicht wünschen kann, ihn mit der feigen Furcht der alten Bergmannswitwe zu behelligen!“

Felicitas ward in der Tat durch die unerwartete Mitteilung ihres Verlobten so überrascht, daß ihr jeder Einwand, den sie noch zu äußern vermocht hätte, auf den Lippen erstarb. Sie sah zugleich das Gesicht des jungen Bergmannes und das lächelnde Pauls vor sich — und der Widerspruch, daß der Bräutigam dasselbe gewagt, was der Knabe und seine Großmutter dort am Waldrand aufs äußerste scheuten, verwirrte sie für den Augenblick so, daß sie den Unterschied zwischen dem, was Paul einmal getan und was er andern ansann, völlig übersah und nur aufatmete, daß er dem dunkeln drohenden

Etwas entronnen war, das sich in ihrer Phantasie mit der Grube „Gut Heil“ verknüpfte. Sie suchte nach einem Wort und fand wie so oft dem Verlobten gegenüber keines; sie sah ihn mit einem halb teilnehmenden, halb erschrockenen Blicke an, der ihn doch nicht völlig entwaffnete. Denn er sagte nach einigen Minuten wieder:

„Du siehst also abermals, Felicitas, wie töricht es ist, sich sogenannten Gefühlseindrücken zu überlassen! Und du wirst mir gern versprechen, dem Vater kein Wort von den blödsinnigen Befürchtungen deiner Frau Erk zu sagen. Es wäre gut, wenn du dich in Zukunft minder rasch zu Gemütsbewegungen hinreißen ließest!“

Er brach ab, denn sie hatten jetzt Herrn von Herther und Max Lohmer fast eingeholt. Der Präsident sah sich eben nach seiner Tochter und deren Bräutigam um, er blieb stehen, als Felicitas näherkam — ein Ausdruck in ihren Zügen mochte ihm doch auffallen. Aber da sie ihm nur freundlich zulächelte und Doktor Paul völlig ruhig und heiter erschien, so unterdrückte auch Herr von Herther jede Frage. Man vereinigte sich wieder und trat gemeinsam den Heimweg an, der über einen der Abhänge des großen Hainbergs nach dem Hofgut zurückführte. Die Männer ergingen sich in eifrigen Gesprächen über den künftigen Zustand des Landes, falls der Herzog Bernhard früh aus dem Leben scheide — keiner nahm wahr, daß Felicitas völlig schweigsam neben ihnen ging, und nur Doktor Paul begegnete einmal mit strafender Miene einem Blick, den sie von einer Waldblöße aus nach der Hochfläche hinüberwarf, auf der die Schachthäuser der großen Kohlenwerke emporragten.

Am Abend hatte Felicitas jede leichte Verstimmung und die Erinnerung an die Begegnung im Walde über-

wunden. Max Lohmer, der befürchtete, daß seine gestrige Unterredung mit der Braut seines Bruders in ihrer Seele nachklinge, bot alles auf, um die Stunden, in denen man noch beisammen war, zu lichten und frohen zu machen. Er riß mit seiner sprudelnden Lebendigkeit selbst Doktor Paul hin und veranlaßte ihn, ein paar Erlebnisse seiner Polarfahrt, die der Präsident und Felicitas noch nicht kannten, zu erzählen. Herr von Herther, von dem Drucke befreit, der seit längerer Zeit auf ihm gelastet hatte, empfand das Behagen dieses Abends lebhaft und entfaltete wieder einmal den alten Zauber seiner Liebenswürdigkeit. Der Zufall wollte es, daß keines von den vier im Herrenhaus von Weidenwald wieder an die Sorge gemahnt ward, die in grundverschiedener Weise heute alle bewegt hatte. Als man sich um elf Uhr trennte, um die eignen Zimmer aufzusuchen, wollte sich der Professor bei dem Präsidenten und Felicitas verabschieden. Er hatte mit dem Zuge, der kurz nach sieben Uhr Weidenwald verließ, seine Reise nach München und weiter südwärts anzutreten. Aber Felicitas bestand darauf, das Frühstück noch gemeinsam unter der großen Linde zu nehmen, da es hier auf dem Lande nicht ungewöhnlich sei, sich halb sechs Uhr morgens im Garten zu vereinigen. Doktor Paul, der mit dieser Sitte nicht völlig einverstanden schien, hatte Ursache, seiner Verlobten heute nicht mehr entgegenzutreten, und so versprach auch er, zu der frühen Stunde am Kaffeetisch nicht zu fehlen.

Der Morgen des Montags war golden und licht, wie alle Morgen seither. Taunaß, aber sonnenüberglänzt lag der Garten hinter dem Herrenhause, die kleine Terrasse neben dem mächtigen Lindenbaum bot den Ausblick auf die morgenfrische Landschaft, und durch die Lindenzweige

stahlen sich schon Sonnenstrahlen genug auf die Häupter der hier Sitzenden. Felicitas waltete ihres Amtes als Wirtin mit stets gleicher Anmut; Professor Max, der bereits die Reisetasche neben sich stehen hatte, zeigte sich heute doppelt aufmerksam und ritterlich gegen sie. Er erriet, daß seine Abreise, sein Reiseziel Felicitas ernster stimmen müßten, und wollte sie hindern, in Betrachtungen zurückzusinken, wie er sie am Nachmittag seiner Ankunft vernommen hatte. Dafür zeigte sich Doktor Paul an diesem Morgen wenig liebenswürdig, er war immer gereizt, wenn Max eine jener größeren Reisen antrat, von denen er behauptete, daß sie sein Bruder weder genußreich noch vorteilbringend für sich zu gestalten wisse. Nur aus Rücksichtnahme auf Herrn von Herther, der seinen Gast nicht allein nach der Station gehen lassen wollte, entschloß er sich, Max gleichfalls bis dahin zu begleiten. Als der Aufbruch nicht länger verzögert werden konnte, reichte der Professor dem jungen Mädchen die Hand — er vernahm von ihr nur die Worte: „Glückliche Reise, Max — und auf ein frohes Wiedersehen!“ Aber aus ihren Augen sprach die stumme Bitte, den Gruß nicht zu unterlassen, den er vor zwei Tagen übernommen hatte, und ihr Nachricht von dem Glück zu geben, in dem er voraussichtlich Erich Franken finden würde. Max Lohmer konnte nichts tun, als gleichfalls mit einem Blick sein Versprechen erneuern — und gleich darauf ließen die drei Männer Felicitas allein.

Von draußen, vom Weg längs der Gartenmauer, drang noch ein lauter Gruß zu ihr herein, sie hörte die Stimmen ihres Vaters und ihres Verlobten, die zu dem scheidenden Gast sprachen, dann wurde es still um sie her, daß sie das Surren der Bienen deutlich hörte, die über

ihr durch die Lindenäste schwärmten, und das Rauschen der Blätter, die ein letzter Morgenhauch von den Waldhöhen rührte. Das junge Mädchen hatte ihr Haupt tief herabgeneigt — nicht auf die Arbeit, die in ihrem Schoß lag. Sie blickte zu Boden und zürnte sich selbst. So vielhundertmal hatte sie sich gelobt, nicht mehr an das zu denken, was doch vergangen sein mußte! — Und heute wie gestern und vorgestern hatte sie der Erinnerungen nicht mächtig werden können, und vermochte es auch jetzt nicht. Sie hätte wünschen mögen, Paul und ihren Vater alsbald wieder neben sich zu haben, um den Träumen, die so müßig, so nichtig und ein Unrecht gegen den Verlobten zugleich waren, nicht ferner überlassen zu sein. Aber sie durfte beide erst in Stunden zurückerwarten. Herr von Herther hatte beim Frühstück Doktor Paul gebeten, ihn nach ‚Hoffnung Fundgrube‘, seinem entferntesten Kohlenwerke, zu begleiten, wo einige Geschäfte zu ordnen waren, in die der Präsident den künftigen Schwiegersohn, wie in alle seine Angelegenheiten, einweihte. — So kam es, daß die stille Morgenstunde hinrann, ohne daß Felicitas wieder völlig Herrin ihrer selbst wurde. Sie vernahm den Pfiff der Lokomotive, die ihren bisherigen Gast aus dem Tal hinwegführte; sie hörte noch deutlicher und näher die Turmuhr von Weidenwald acht Uhr schlagen und hatte doch ein Gefühl, als gehe dies alles unendlich fern von ihr vor — bis sie sich endlich mit gewaltsamem Entschluß emporraffte und nun erst inne ward, daß mehr als eine Stunde in dem halbwachen, schmerzlichen Traum verstrichen sei. Sie trocknete entschlossen die feuchten Augen und sagte mit leiser Stimme vor sich hin: „Es soll, es muß das letzte Mal gewesen sein!“

Dabei blieb sie immer allein und war die Stille des

üppiggrünen Gartens und des Raumes zwischen Garten und Dorf so gewöhnt, daß ihr um die Mitte der neunten Stunde gewisse Laute, herüberhallende Rufe und das Geräusch von hastigen fernen Schritten nach dem Dorfe und vom Dorfe her auffielen. Um diese Morgenzeit drang sonst selten ein Schall des Lebens von Weidenwald bis zum Herrenhaus — und Felicitas mußte eine ungewöhnliche Bewegung in dem stillen Tal wohl wahrnehmen. Sie horchte zwei-, dreimal verwundert auf den Widerhall eines verworrenen Getöses, und sie sah selbst noch ohne besondere Gedanken mehrere Gestalten keuchend und in eiligem Lauf aus dem Dorfe der Fahrstraße zufliegen, die zu der Hochfläche hinaufführte. Mit einmal aber schlug ein so deutliches markerschütterndes Wehgeschrei an ihr Ohr, daß sie erschrocken aufsprang, ihre Arbeit fallen ließ und sich über die Gartenmauer beugte, unter welcher der Weg hinlief. Sie nahm wahr, daß drüben auf den Feldern der andern Talseite die Feldarbeiter ihre Werkzeuge wegwarfen und in wilder Hast, mit seltsam heftigen Gebärden nach der großen Straße hinstürmten. Sie sah Staubwolken in rascher Folge dort aufwirbeln und vernahm immer lauter, immer deutlicher ein Getümmel, aus dem sie einzelne Wehlaute und Hilferufe unterschied. Sie dachte an Feuer im Dorf und schaute doch weder Flamme noch Rauch; sie wollte hinweg und nach dem Hause eilen — und fühlte sich doch wie gelähmt und dabei gezwungen, dort hinüberzublicken, wohin sie Feldarbeiter, Weiber und Kinder aus dem Dorfe und den jenseit gelegenen Weilern hasten sah. Es war die Fahrstraße zu den Kohlenwerken — kein Zweifel, daß dort ein plötzliches Unglück geschehen sein mußte! Ihr Auge erspähte in einer Staubwolke, die von der Fahrstraße her und dem Pfade zukam, auf den

sie zunächst blickte, einen daherfliegenden älteren Mann, der mit heiserer Stimme „Leitern! Leitern!" rief und offenbar halb von Sinnen war. Felicitas fühlte alles Blut nach ihrem Herzen zurückströmen, aber sie hatte doch noch Kraft und Besinnung genug, um dem Arbeiter im blauen Staubhemd zuzuwinken und ihm entgegenzurufen: „Hier herein, Mann! — vorn im Hof sind Leitern genug! Um Gottes willen, was gibt es?" Der Aufgehaltene starrte zu der Frauenerscheinung im lichten Kleide wie geblendet empor, dann schien er sich zu besinnen, wen er vor sich habe, und ein Zittern durchlief die kräftige Gestalt des Mannes. Er öffnete die Lippen mehreremal, ehe er zu sprechen vermochte: „Der ‚Gut Heil'-Schacht bricht ein — es sind hundertundzwanzig Arbeiter unten verschüttet!" — — —

Felicitas blieb noch aufrecht, obwohl jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht wich und die großen Lindenäste über ihr sich plötzlich in eine dichte dunkle Decke wandelten. Sie wiederholte tonlos noch einmal: „Kommen Sie in unsern Hof — Sie sollen haben, was Sie bedürfen!" Sie war bereits die Stufen der kleinen Terrasse herab und flog durch den Garten dem Pförtchen zu. Im Augenblick, wo sie dort anlangte und zugleich der Arbeiter, den sie hereingerufen, die Seitenpforte der Meierei erreichte, rasselte ein kleiner Bauernwagen an die Auffahrt zum Herrenhaus heran. Felicitas erkannte in den im Korbe des Wagens aufrechtstehenden bleichen Männern ihren Vater und ihren Verlobten — der erstere schien zwanzig Jahre älter, als sie ihn vor wenig mehr als einer Stunde noch gesehen hatte. Sie wollte auf den Wagen zustürzen, aber jetzt versagte ihr die Kraft, und mitten im Hofe, ein paar Schritte von der Brunnenbank,

die sie noch hatte erreichen wollen, brach das junge Mädchen mit einem einzigen Wehlaut ohnmächtig zusammen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Herther und Paul Lohmer sprangen zugleich von dem Wagen, als sie Felicitas zu Boden sinken sahen, und eilten ihr zu Hilfe. Der junge Arzt hatte sich schon herabgebeugt und sagte: „Es ist nur eine Ohnmachtsanwandlung — sehr zur unrechten Zeit," ehe der Präsident noch völlig heran war. Herr von Herther erwiderte nur kurz: „Wir wollen Felicitas ins nächste Zimmer tragen, und dann sogleich weiter!" Indem er gemeinsam mit Doktor Paul seine Tochter emporzurichten suchte, kamen Leute aus der Meierei zu Hilfe — gleichzeitig aber schlug das junge Mädchen schon wieder die Augen auf und erhob sich, allein von den Armen ihres Vaters gestützt. Sie tauschte mit diesem nur einen Blick — in dem ihren lag eine stumme, angstvolle Frage, ob das Ungeheure wahr sein könne, in dem seinen eine Bejahung tief-schmerzlicher Art. Dann flüsterte der Präsident: „Wenn du Kraft genug hast, Felicitas — so bringen wir dich ins Haus — wir müssen nach dem Unheilsort hinauf — es ist keine Zeit, an uns zu denken!"

Felicitas lehnte sich nur noch einen Augenblick an ihren Vater an, als sie aber Doktor Paul umfassen wollte, wehrte sie ihn ab und sagte plötzlich erglühend:

„Nein, nein, Paul — ich muß allein gehen können

— denk jetzt nur an die Verunglückten!“ Der Präsident aber rief zu gleicher Zeit: „Haben Sie Ihr Besteck, Paul, und was Sie sonst mitnehmen wollten? — Rasch, rasch — der Boden hier brennt mir unter den Füßen!“ Doktor Lohmer flog schon nach der Haustür; Herr von Herther starrte ihm wie geblendet nach und lächelte bitter, als sein Blick das Dernburgsche Relief über dem Eingang, den Gnomen, der die Glücksgöttin trug, streifte. Er führte Felicitas die wenigen Schritte bis zur Tür und gewann die Beruhigung, daß sie sich, mit jeder Sekunde mehr, kräftiger fühlte und vollkommen verstehe, was er rasch zu ihr sprach. „Biete all deinen Willen auf, dich für die nächsten Stunden und Tage leistungsfähig zu erhalten. Ich kann den Umfang des Entsetzlichen noch nicht ganz ermessen, aber selbst im glücklichsten Falle wird viel von uns gefordert werden. Halte Leinwand und Decken, und was man sonst für Verwundete braucht, bereit, auch Wein und Stärkungsmittel! Ich werde dich wissen lassen, was sie da oben bedürfen! — Für alle Fälle ist hier der Schlüssel zu meinem Schreibtisch, in der Kassette rechts findest du einige hundert Taler, wenn du Geld nötig hast. Und nun, Gott behüte dich, mein Kind! Kommen Sie, kommen Sie, Paul!“

Die letztern Worte rief er dem bereits aus dem Innern des Hauses wiederkehrenden Arzte entgegen und schwang sich mit fast jugendlicher Elastizität auf den leichten Wagen. Doktor Paul hatte Felicitas noch rasch die Hand gereicht und ihr zugeflüstert: „Ich werde Sorge tragen, daß sich in all dem Unheil nicht auch noch der Vater aufopfert.“ Dann nahm auch er seinen Sitz wieder ein, und der Wagen flog davon, der großen Fahrstraße nach der Hochfläche mit dem Schachthaus von „Gut Heil“ ent-

gegen. Felicitas blieb am Eingang des Hauses zurück. — Ihr war, als ob sie dem Vater und Bräutigam nachrufen solle, sie mitzunehmen, aber sie erinnerte sich der Pflichten, die ihr die nächsten Stunden auferlegen würden, und ging, um sich für diese vorzubereiten. Die schwerste von allen blieb freilich die Pflicht des nächsten Augenblicks: das stille Warten auf eine Botschaft, eine klare Nachricht, mit der Gewißheit eines furchtbaren Unglücks und tausend marternden Vorstellungen über das Kommende in der Seele. Erst bei den Worten, die ihr Verlobter zu ihr gesprochen, trat es in Felicitas' Erinnerung, daß Doktor Paul gestern selbst die unheilvolle Grube befahren hatte, in deren Tiefe in diesen Minuten der namenloseste Jammer herrschen mußte, und daß er leicht von dem Verhängnis hätte ereilt werden können, das er noch gestern mit kühler Sicherheit für unmöglich erklärt hatte. Felicitas fühlte sich zu gebrochen und schmerzbetäubt, um den Gedanken völlig ausdenken zu können — ein Schauer durchlief sie, und sie empfand zugleich innigen Dank und ein tiefes Grauen vor den Möglichkeiten des Lebens.

Indes hatten Herr von Herther und Doktor Paul das Herrenhaus von Weidenwald schon weit hinter sich gelassen. Ihr Wagen überholte im Staub der Straße dahineilende Gestalten, jammernde und den Bergherrn unter lautem Weinen anrufende Gruppen, Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander. Der Präsident, der mit bleichem Gesicht und in tiefster Erschütterung neben seinem künftigen Schwiegersohn saß, ließ von Zeit zu Zeit halten und rief den Klagenden ein paar tröstliche Worte zu, daß geschehen solle und werde, was in Menschenkräften stehe. Die meisten schienen ihn kaum zu

hören — eine schluchzende Frau gab zur Antwort: „Ach Herr, der Schacht ist viel zu tief für Menschenhand und Menschenhilfe!“ Herr von Herther, der bis hierher kein Wort mit Doktor Paul gewechselt, wendete sich an diesen, und sagte mit einer Stimme, die wenigstens etwas von der Qual, der Scham und Reue verriet, die sich des unglücklichen Mannes seit der ersten Unheilskunde bemächtigt hatten: „Fürchten Sie nicht auch, Paul, daß das arme Weib die trostlose Wahrheit spricht?“

Doktor Paul, der eben finster zur Seite geblickt hatte, weil ihm die ganze Situation, in der er sich plötzlich fand, im höchsten Maße widerstrebte, entgegnete mit einiger Schärfe: „Sie regen sich unbedingt zu sehr auf — das Unglück ist sicher nicht halb so schlimm, als das Gerücht es darstellt! Lassen Sie uns erst sehen, was geschehen, und überlegen, was zu tun ist. Vor allen Dingen sollte man die heulenden Weiber und schreienden Kinder fernhalten, sie können bei dem Schacht sicher nichts nützen und die etwa notwendigen Rettungsarbeiten nur hemmen. Wahrscheinlich handelt es sich um ein weit kleineres, vorübergehendes Unheil und die Menschen haben, wie gewöhnlich, den Kopf verloren.“

„Gebe der Himmel, daß Sie recht behalten!“ rief der Präsident. „Auch ein kleineres Unglück, wie Sie's nennen, werde ich mir nie vergeben können, wenn es Menschenleben kosten sollte! Und was gibt Ihnen die Zuversicht, daß nicht alles, alles wahr ist, was wir am Mohrenkrug erfuhren?“

„Weil das Leben nicht ist wie die schlechte Komödie!“ versetzte Doktor Paul, und die mühsam verhaltene Erbitterung brach jetzt hervor. „Ein Unglück kann jederzeit

erfolgen — aber doch nicht just auf Bestellung von Leuten, die darauf warten und ihren Vorteil dabei finden. Ich wiederhole Ihnen, daß ich gestern im Schacht keinerlei drohende Anzeichen erblickt habe — daß alles in der erforderlichen Ordnung war!"

„So müssen Sie sich eben doch getäuscht haben!" gab Herr von Herther zur Antwort, und aus seinen Blicken war ein unausgesprochener Vorwurf deutlich zu lesen. „Ich aber hätte meiner ursprünglichen Empfindung folgen und bereits in voriger Woche die Arbeit im Schacht einstellen lassen müssen. Ich messe Ihnen keine Schuld an meiner Pflichtverletzung bei."

Und nun, während der Wagen sie dem gefürchteten und doch so heiß ersehnten Ziele rascher zuführte, blickte Herr von Herther stumm und gramvoll vor sich nieder. Er kämpfte gegen die Erinnerung an den Abend des vorgestrigen und den Mittag des gestrigen Tages. Er wollte sich nicht zurückrufen, wie ihm sein erster ernster Vorsatz entwunden worden war — und schärfte seine Selbstanklage, um jeden Tadel Doktor Pauls zu vermeiden. Seinerseits wagte der junge Arzt das Stillschweigen nicht zu brechen. Er hätte freilich am liebsten mit einem zornigen Wort über krankhafte Empfindelei und törichtes Aufbäumen gegen den ehernen Gang der Welt seiner Beklemmung Luft gemacht. Aber teils befing ihn der erste Eindruck der Unheilskunde noch, die Herr von Herther und er auf dem Wege von der Eisenbahnstation nach ‚Hoffnung Fundgrube' vernommen hatten, teils fühlte er, daß er den Präsidenten schonen müsse, um seine Herrschaft über ihn zu bewahren. So begnügte er sich, die chirurgischen Instrumente und die Binden, die er mit sich genommen hatte, noch einmal still prüfend zu übersehen

und darnach von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fahrstraße zu werfen, die um so belebter erschien, je näher sie dem Schauplatz des Unheils kamen. Auf der linken Seite der Straße standen in kurzen Zwischenräumen Lastwagen mit Steinkohlen angefüllt, deren Führer die Pferde abgesträngt hatten, um nach dem Schacht zurückzueilen. Auch ein Wagenzug auf den Gleisen, die von den Kohlenwerken zur Eisenbahn führten, schien mitten im Lauf unterbrochen und von seinen Leitern verlassen worden zu sein. Die Gruppen der Hinaufeilenden wurden dichter und sowie man den Rand der Hochfläche erreicht hatte und das hohe Schachthaus von ‚Gut Heil‘ in der Ferne aufragen sah, nahm man zugleich wahr, daß eine schon nach Hunderten zählende Menge um den Bau hin und herwogte. Das Gefährt, in dem Herr von Herther und Doktor Paul saßen, konnte in der Tat nur bis einige hundert Schritte vor das Gebäude gelangen, das in seinem Innern die Einfahrt in den Schacht barg. Sobald der Bergherr und sein Schwiegersohn erkannt wurden, machte man ihnen Platz, da und dort, wo man das graue Haar und die schmerzgefurchten Züge des Präsidenten zu sehen vermochte, mit einer Art achtungsvollen Mitleids — in andern Gruppen mit angstvollen Zurufen um Hilfe und Rettung der verschütteten Männer und Väter — an einigen Stellen mit einem Gemurmel, dessen eigentliche Bedeutung nur Doktor Paul erriet. Der junge Arzt vernahm ganz deutlich um sich und hinter sich die Flüche und Verwünschungen über das frevelhaft-leichtsinnig angelegte Werk, den Geiz und die Härte des Generalinspektor Mertel, er hörte zwischen dem Schluchzen und Wehklagen wilde Zornausbrüche, aus denen er entnahm, daß das Gerücht diesmal nicht gelogen habe und das

Entsetzliche im vollen Umfange wahr sei! Herr von Herther kam zu keinem klaren Bewußtsein: er schritt neben Paul durch die dichtgedrängte Menge, er sah Gestalten in rußigen Grubenkitteln und mit geschwärzten Gesichtern, Arbeiter seiner andern Werke, Frauen und Kinder in dürftigen Kleidern, zerlumpt, bestaubt, wie sie von der Haus- und Feldarbeit hinweg den langen Weg hierher geeilt waren — bleiche, verweinte, angstvoll-erregte Gesichter zu Hunderten und hatte den Eindruck, daß sie alle mit stummem Vorwurf auf ihn blickten und daß er doch aufrecht zwischen ihnen hindurch müsse. Er stand plötzlich und ohne zu wissen, wie er dahin gelangt sei, vor dem Eingang des Schachthauses zwischen dem Generalinspektor Mertel und einigen Steigern und Bureaubeamten seiner Werke, die hierher geeilt waren und mit Anstrengung und persönlichen Bitten an eine Anzahl zuverlässiger Arbeiter die Zugänge zu der eigentlichen Unheilsstätte gegen den Ansturm der Masse abgesperrt hatten. Eben erst war ein Bote an Herrn von Herther abgesandt worden, den man noch ununterrichtet glaubte. Sein plötzliches Erscheinen rief eine schwache freudige Bewegung bei einigen der Männer hervor, die hier mit sorgenschweren Mienen, in gedrückter Haltung, beisammen standen. Selbst durch die gemischte Menge lief ein beifälliges Gemurmel, als ob die persönliche Gegenwart des Bergherrn eine Art Hoffnung bringe. Herr von Herther nahm sich keine Zeit, den unterwürfigen und bedauernden Gruß des Generalinspektors zu erwidern, er ergriff die Hand des einen Steigers und fragte mit gewaltsamer Fassung: „Was ist geschehen — wie ist's geschehen, Eckhold? Was können und müssen wir tun?“ Der Steiger entgegnete: „Es ist schlimmer gekommen, als ich Ihnen ein paarmal vorausgesagt habe,

Herr Präsident! Zwischen der fünften und zehnten Bühne der Fahrt sind die Gesteinwände hinausgebrochen, haben die Zimmerung in Trümmer geschlagen und hundertundzehn oder hundertundzwanzig Mann, die drunten arbeiten, lebendig begraben. Die Gefahr war lange vorhanden — 's ist eben unverantwortlich bei Anlage des ganzen Schachts gehandelt worden. Wie die Armen da unten gerettet werden sollen, weiß ich noch nicht! Es bricht noch immer Gebälk und Gestein nach und verstopft die Tiefe des Schachtes. Aber man muß hoffen, daß ein Teil des Schachtes noch frei oder doch nur so gefüllt ist, daß sich nachhelfen läßt, die frischen Wetter strömen noch, wenn auch nur schwach aus! Vielleicht gibt's Rettung — obschon ich sagen muß, Herr Präsident, daß der Fall verzweifelt aussieht."

Herr von Herther wandte sich zuerst zu dem Steiger und dann an alle Umstehenden zugleich: „Die Verschütteten sollen und müssen gerettet werden und ich beschwöre und verpflichte Sie, alle Ihre Kraft dafür einzusetzen — keine Kosten zu scheuen, ich würde ohne Zaudern mein ganzes Vermögen dieser Rettung opfern."

„Hier wird zunächst wenig auf Geld, alles auf entschlossenen Mut ankommen!" versetzte ernst der Steiger Eckhold. „Wir müssen die Zimmerung, soweit sie noch steht, befestigen und verankern und dann sehen, ob wir ein Stück in den Schacht hinab genügend festen Fuß gewinnen können, um nur erst den ganzen Umfang des Unglücks zu untersuchen."

Die umstehenden Männer, mit Ausnahme des Generalinspektors, nickten zustimmend. Einer der untern Bureaubeamten, der durch die Katastrophe besonders erschüttert schien, setzte hinzu: „Ich habe bereits zwei mutige Leute

gefunden, die bereit sind, den Versuch zu wagen, soweit hinabzugehen, als der Schachtbruch das zuläßt. Ich glaube, daß es möglich ist, eine Tonne an Ketten in die Tiefe zu bringen — Erdmann und Herwig sind beide erbötig, sich diesem Fahrzeug anzuvertrauen. Die Leitern reichen noch etwa fünfzig Meter hinab, die Bruchstelle ist unmittelbar darunter."

„Und wo befinden sich die Unglücklichen?" fragte der Präsident. „Wie ist's möglich, daß man noch nicht einmal ihre Zahl genau kennt?"

Auf Herrn von Herthers Frage folgte peinliches Schweigen. Der Steiger Eckhold brach dasselbe und sagte mit einem finstern Blick auf den Generalinspektor: „Weil die Zahl der regelmäßig anfahrenden Arbeiter hundertundzehn ist — Herr Mertel aber Strafschichten angeordnet hat und uns nicht einmal sagen will, wer von der Nachtschicht unten zurückgehalten worden ist."

Ein mißbilligendes Gemurmel durchlief erst den kleinen Kreis um den Präsidenten, dann die dunkle Masse, die sich an die hemmenden Balken vor dem Eingang zum Schachtgebäude herandrängte. Ein paar gelle und ein paar von Schluchzen halb erstickte Stimmen riefen: „Mein Mann!" „Unser Vater!" und aus der Menge streckten sich braune nackende Arme, drohende Fäuste gegen den Generalinspektor hin. Herr Mertel wich hastig durch das offne Tor des Schachthauses ins Innere und herrschte von dort aus halb angstvoll, halb trotzig den Steiger an: „Sind Sie verrückt, Eckhold, daß Sie die Halbwahnsinnigen dort gegen mich aufhetzen, jetzt, wo nur Ruhe und Besonnenheit helfen kann und wo unbedachte Anschuldigungen das Unheil nur vermehren können? Was haben die Strafschichten mit dem Schachtbruch zu tun?"

„Sie haben recht — die Erörterung über diese Ungehörigkeit muß auf bessere Tage verspart werden!“ entgegnete Herr von Herther, der, gefolgt von dem Steiger und einigen der Beamten, gleichfalls in den hohen Raum getreten war. „Damit wir uns aber ganz ungestört dem Rettungswerk widmen können, werden Sie gut tun, sich rasch in Ihre Wohnung zu verfügen und dort still zu halten. Sie erinnern sich vielleicht, wie ich am Samstag fast flehentlich zu Ihnen gesprochen und was ich hundertfach vorgeschlagen habe und Sie sehen, wo wir in dieser Unglücksstunde stehen! Wir bedürfen Ihres Rates hier nicht mehr!

Es war zu dunkel zwischen den Mauern, um Herrn Mertels Erglühen wahrnehmen zu können. Aber mit rauher Stimme, in der die ursprüngliche Grobheit des Sprechenden die Angst dieser Stunde und die Gereiztheit des Augenblicks wunderlich zusammenklangen, rief der Generalinspektor:

„Es ist wohlfeil, mich aufzuopfern! Damit machen Sie keinen von denen, die drunten tot liegen, wieder lebendig! Ich habe Ihnen nach meiner Pflicht geraten und würde morgen im gleichen Falle das gleiche tun — wider die Gewalt der Natur kann niemand, und Sie werden das mit aller Humanität heut und morgen noch genugsam erfahren!“

Er ging trotzig hinweg und zog sich in einen kleinen Raum zurück, der sonst zum Aufbewahren von allerhand Arbeitsgerät diente. Obschon er am liebsten der Weisung des Präsidenten gefolgt wäre und seine Wohnung aufgesucht hätte, wagte er doch nicht, durch die erbitterten Massen draußen zu gehen und begriff wohl, daß in diesem Augenblick niemand hier Sinn oder Zeit habe, ihn zu

geleiten. Auch blickte ihm von allen Anwesenden nur einer nach — Doktor Paul Lohmer. Dieser hatte ein paar Minuten lang in die dunkle Tiefe des Schachtes hinabgespäht, aus deren erster Strecke eine Anzahl von Grubenlichtern heraufglänzten. Einzelne mutige Zimmerlinge waren unter Anleitung des Steigers Eckhold bereits beschäftigt, die noch stehende Zimmerung zu verstärken. Von Zeit zu Zeit tauchte eine braune halbnackte Gestalt empor und forderte mit heiserer Stimme ein Werkzeug, oder brachte eine Nachricht von der letzten Bühne herauf, bis zu der sich die Arbeiter jetzt wagten. Denn aus der unsichtbaren Tiefe erklang immer noch in kurzen Pausen ein donnerähnliches Getöse. Eckhold sagte dem Präsidenten, der unbeweglich bei dem Fahrschacht stand, daß die ungeheure Bruchmasse weiter hinabstürze. Herr von Herther richtete dann einen angstvoll fragenden Blick auf den Steiger, den dieser nur zu wohl verstand. Er beeilte sich daher hinzuzufügen:

„Diese Nachstürze halten uns auf, sie erschweren uns, die Sachlage klar zu übersehen. — Aber wenn es eben nicht neue Bruchmassen sind, so kann es nicht schaden, wenn die alten mehr zur Tiefe gehen — wir können dann eher hoffen, zum ersten Arbeitsort durchzudringen, wo sich die Häuer vereinigt haben werden!“

Doktor Paul ward inne, daß ihn eben jetzt niemand, auch Herr von Herther nicht, vermissen werde. Er beeilte sich daher, dem verschwundenen Generalinspektor in den abgesonderten Raum zu folgen, der nur eine offene Tür hatte und in den das Licht eines einzigen runden Fensters von oben hereinfiel. Er fand hier, da die Werkzeuge alle weggeholt waren, die nackten vier Wände und, auf einem Handkarren sitzend, der draußen überflüssig war, Herrn

Mertel. Er trat ihm ganz nahe und sprach ihn mit einem Ton an, der zwischen ernstem Groll und einer Art Vertraulichkeit schwankte:

„Ihre Gewährsmänner, die Sie auch mir aufredeten, haben sich schlecht bewährt, Herr Generalinspektor! Der Präsident wird mich wie Sie für die eingetretene Katastrophe verantwortlich machen. Sie hätten etwas besser vorsorgen und etwas mehr Rücksicht auf den Mann nehmen sollen, dem die Werke nun einmal gehören."

„Hole Sie der Henker!" fuhr Herr Mertel heraus. „Die verfluchte Zimmerung hätte ohne irgend einen blödsinnigen Wasserlauf, oder Gott weiß was, noch fünf, sechs Jahre halten können, dem Herrn von Herther und seiner Furcht zum Trotz! Es ist eben gegangen, wie's oft geht in der Welt; der mutige, praktische Mann behält unrecht und der Angsthase und unpraktische Träumer kommt scheinbar zu Recht! Verantwortung?! Sind Sie verantwortlich, wenn unter Ihre Patienten plötzlich die Cholera oder der Typhus oder sonst eine große Viehseuche kommt?"

„Unter Umständen doch," versetzte der junge Arzt. Selbst er ward durch die unverhüllte Roheit und brutale Gleichgültigkeit, die der Generalinspektor zur Schau trug, verletzt. Aber er überlegte im nämlichen Augenblick, daß er nur durch diesen Mann erfahren könne, was er zu erfahren wünschte, und so bezwang er sich und sagte:

„Alle nachträgliche Anklagen fruchten nichts! — Das Unglück ist geschehen und ist allerdings furchtbar. Was denken Sie über die begonnenen Rettungsversuche? Glauben Sie, daß wir damit zum Ziele kommen werden und daß die Leute da unten wirklich noch leben?"

„Wer kann's wissen?" versetzte Mertel und sah den Doktor Paul, wie es diesem vorkam, beinahe höhnisch an.

„Möglich, daß eine Anzahl erschlagen sind und eine andre Anzahl in Numero Sicher auf uns warten. Im eigentlichen Schachte hatte, als der Bruch eintrat, keiner etwas zu suchen. Sie müssen ja als Arzt besser beurteilen können als ich, wie lange ein Mensch in solcher Luft, wie sie da unten herrschen muß, ausdauert und wie lange er allenfalls hungern und dursten kann. Heute und morgen werden Eckhold und seine Getreuen nicht hinabgelangen, das ist sicher."

„So ist Ihre klare Meinung?" fragte Doktor Paul, zögernd — denn es begann auch seinem Sinne zu widerstreben, daß er irgend eine Gemeinschaft des Vertrauens und der Ansichten mit diesem Manne haben solle — aber er fragte dennoch.

„Daß es schade um jeden Taler und jede Stunde verbummelter Zeit ist, die man an die Rettungsarbeiten wenden wird," erwiderte grob und trotzig der Generalinspektor. „Daß man aber die Mohren nicht weiß wäscht und das Ding seinen Lauf haben muß. Vielleicht gelangt man, wenn man recht wacker bei der Arbeit bleibt, tief in den Beutel greift und noch ein paar Dutzend Leben aufs Spiel setzt, in acht Tagen zu den Leichen!"

Vom freien Felde herein und mitten durch das dumpfe Getös, welches die Zimmerarbeiten verursachten, klang deutlich das herzzerreißende Schreien und Weinen von Frauen und Kindern wie die brausende Bewegung der Masse, die den Bau umstand und umdrängte. Doktor Paul fühlte doch ein innerstes Widerstreben, gegenüber alledem die Verschütteten ohne weiteres für unrettbar zu erklären. Er teilte im Grunde die Meinung des Generalinspektors, allein den rohen Zynismus des Mannes mochte er nicht teilen. Er sagte daher rasch:

„Sie können recht haben und bis zum Unsinn darf man die Dinge nicht treiben. Aber wenn rasche Rettung möglich ist — und sie allein wäre Rettung! — so darf man auch ein Opfer nicht scheuen. Ich rate Ihnen als Freund, mit Ihren Gedanken von der Nutzlosigkeit der ganzen Arbeiten wenigstens heute zurückzuhalten. Und ich selbst fühle mich verpflichtet, bei der Sache mitzuwirken, soweit ich vermag. Ich will mich zunächst um den Wetterschacht und seinen Zustand kümmern und genaue Beobachtungen anstellen, die uns vielleicht einigen Aufschluß geben." Er trat rasch wieder hinaus in den großen Raum über und vor dem Schacht. Sein Blick fiel auf die gleiche Szene wie vorhin, es waren noch mehr Grubenlichter entzündet worden, eine Kette von Arbeitern brachte eben große Drahtseile hinzu, die zur Befestigung des Balken- und Holzwerkes dienen sollten. Der junge Techniker, der im Bureau von „Hoffnung-Fundgrube' arbeitete und inzwischen auf dem Schauplatz des Unglücks angelangt war, mußte eben gegen Herrn von Herther geltend gemacht haben, daß die vorhandenen Drahtseile ganz unzureichend seien. Paul Lohmer hörte den Präsidenten kurz fragen, wo man eine größere Menge der Seile erhalten könne, und auf die Antwort „In Wellerswaldau" einem der Bureaubeamten zurufen: „Sie fertigen auf der Stelle eine Depesche mit der Bestellung ab, Herr Seeburg, Sie nehmen dann selbst eine Extralokomotive und die Wagen, die nötig sind, und führen mit Extrazug die Seile hierher. Stellt sich noch eins oder das andre, was wir nötig hätten, heraus, während Ihre Lokomotive geheizt wird, so sende ich Ihnen Boten zur Station. Sie warten aber keinen Augenblick und fahren ab, sobald es angeht. In Wellerswaldau fragen Sie auf dem Bahnhof zuerst

nach Depeschen von hier — und besorgen, was diese fordern werden. Sie können vor Abend zurück sein, die nötigen Gelder lassen Sie sich im Bureau auszahlen. Lieber Paul, wo sind Sie? — Sie können mit Herrn Seeburg zum Bureau gehen, um dort die Expeditionen zu beschleunigen."

So angerufen mußte sich Doktor Paul der Gruppe von Männern wieder anschließen, die ihren Chef umstanden — ein paar Augenblicke später trat er mit dem jungen Seeburg den Weg zum Hauptbureau der Weidenwalder Werke an. Es schien ihm für den Augenblick eine Befreiung, aus dem dumpfen Raum hinaus zu kommen, in dem man das Unglück gleichsam unter den Füßen und die verzweifelte Ratlosigkeit, die am Abgrundsrand nach Strohhalmen haschte, zur Seite hatte. Draußen freilich ergriff der furchtbare Gegensatz zwischen dem milden goldenen Sommersonnenschein auf den Feldern und der Stimmung aller Menschen, auf die man traf, flüchtig auch Pauls harte Natur. Die Volksmassen waren noch zahlreicher geworden, aber sie hatten sich mehr zerstreut. Viele von den Frauen und Kindern der verschütteten Arbeiter saßen und lagen tief erschöpft und meist still weinend auf den Stein- und Schlackenhaufen in der Nähe des Schachthauses. Um sie herum hatten sich Gruppen von Teilnehmenden, tröstlich Zusprechenden gebildet, andre wogten ab und zu, zwischen dem Unheilsschacht ‚Gut Heil' und dem nächsten Kohlenwerke des Herrn von Herther, auf dem die Arbeit eingestellt war und dessen Bergleute eben von ihren Steigern in geordnetem Zuge herangeführt wurden, um bei den Hilfsarbeiten verwendet zu werden. Dichtere Haufen drängten sich auf der Fahrstraße zwischen beiden Werken und einem dritten kleineren seitab ge-

legenen, sehr verfallen aussehenden Schachthaus, das Doktor Paul augenblicklich als dasjenige der Grube erkannte, die der Generalinspektor Mertel für eigene Rechnung betrieb. Dort wurden auch am heutigen Morgen Kohlen zu Tag gefördert, die Arbeit ging ihren ununterbrochenen eintönigen Gang. Es war deutlich zu merken, daß unter den hin und her geschobenen Volksmassen starke Erbitterung über das geschäftige Treiben im kleinen Andreasschacht herrschte. Indem der Arzt mit seinem jungen Begleiter den kurzen Weg zum Hauptbureau zurücklegte, ward er von vielen Seiten gegrüßt, und mehr als einmal mit angstvollen und teilnehmenden Fragen nach dem Stand der Dinge beim Schacht aufgehalten. Mechanisch fielen von seinen Lippen tröstliche, verheißende Worte — er hätte sich selbst schelten mögen, daß ihn die Gewalt der Stunde weichmütig und verlogen mache. Denn in seinem Innersten sprach eine Stimme, daß der vielgeschmähte Generalinspektor recht habe, daß es das Beste sein würde, hinwegzureisen und die Sorge und Verantwortung für das nutzlose Beginnen anderen zu überlassen. Er wußte freilich, daß weder Herr von Herther noch Felicitas von der Stätte des Unheils weichen würden, und konnte zunächst nur hoffen, daß ein paar Stunden später die kühle Vernunft wieder zu Wort kommen werde.

Doktor Paul war trotz dieser Betrachtung keineswegs erfreut, als er plötzlich rasche Schritte hinter sich und Herrn Seeburg hörte und zugleich die Stimme des Generalinspektors vernahm, der ihm nachkeuchte und ein Mal ums andre „Herr Hofrat! Doktor Lohmer!“ rief. Wohl oder übel mußte er Mertel herankommen und sich mit einer Flut von Vorwürfen überschütten lassen. „Warum sagen Sie mir nicht, daß Sie hinweggehen?

Ich soll mich daheim halten und bin in der Tat unter den Herren dort drinnen völlig unnütz. Sie hätten mich hinwegführen sollen, ein paar von den Burschen hinter uns zeigten Lust, ihre unsinnige Wut an mir abzukühlen, und ich habe Sie mit Lebensgefahr eingeholt! Sie tragen reichlich so viel Schuld an der Katastrophe als ich — Sie untersuchten gestern den Schacht, nicht ich, Herr Doktor! Sehen Sie die Rotte da drüben, ich glaube wahrhaftig, sie wollen an mein Schachthaus heran!"

„Sie tun aber auch alles mögliche, die Leute zu reizen und zu erbittern," versetzte Doktor Lohmer, zu gleicher Zeit ärgerlich über den Starrsinn Herrn Mertels und über die Gemeinschaft, die ihm aufgedrängt ward. „Warum lassen Sie heute da drüben fortarbeiten und schicken ihre paar Arbeiter nicht mit hierherüber? Die Welt urteilt nach dem Schein und Sie hätten Ursache sich in einen günstigen zu hüllen!"

„Danke gehorsamst für den guten Rat, Herr Doktor!" antwortete der Generalinspektor mit einem höhnischen Ausdruck auf dem breiten roten Gesicht. „Ich will nicht, daß meine Arbeiter hier noch unnütz herumlungern, und hundert Dinge zertreten und ruinieren, deren Wiederherstellung schweres Geld kostet. Ich will noch weniger, daß mir der karge Ertrag meines eigenen kleinen Werkes geschmälert wird, ich werde ohnehin meinen Teil an der Einbuße und den Kosten alles Hokuspokus, der da hinten versucht wird, zu tragen haben. Ich bin mit einem Teil meines Einkommens auf Tantieme gestellt. Herr von Herther irrt zwar, wenn er meint, daß ich mir so verfluchten Schwindel wie diese Drahtseile, diese Verankerung, diese Extrazüge aufrechnen lassen werde. Aber zu Schaden komme ich doch bei der Geschichte, so oder so! Wenn der

selige Bankrat Lorius in der Weise hätte wirtschaften und bei jeder Gelegenheit dem Schicksal so in den Arm fallen wollen, wie Ihr Herr Schwiegervater, so würde er dem Herrn Präsidenten nichts zu vererben gehabt haben!"

Indes diese Worte an Paul Lohmers Ohr schlugen und ihn mit wachsender Mißempfinduug über seine eigene augenblickliche Machtlosigkeit erfüllten, litt Herr von Herther, der im Schachtgebäude zurückgeblieben war, unsägliche innere Qualen. Er bestand darauf, einen Grubenkittel über seine Sommerkleidung zu nehmen und selbst in den erhaltenen obern Teil des Schachts hinabzusteigen. Man war ihm dabei behilflich, und Steiger Eckhold brachte ihn bis zu einer Stelle, von der aus er mit Hilfe von unter ihm emporgehaltenen Lichtern den Beginn des Schachtbruchs wahrnehmen konnte. Das Holzwerk des Schachts reichte vollständig nur noch ein paar Ellen tiefer als er stand, weiter hinab waren nur einzelne Seitenteile erhalten, an deren Balken er mit einer Mischung von Bewunderung und Grauen mutige Grubenarbeiter niederwärts gleiten sah. Gegenüber dem erhaltenen Holzwerk erblickte er das nackte unregelmäßig brüchige Gestein mit weit ausgebauchten oder gezackten Höhlungen und suchte vergeblich nur bis da hinab zu spähen, von wo die letzten Lichter heraufglänzten. Die schwarze Tiefe war in ihrer Enge und mit ihrer dumpfwarmen Luft für den Präsidenten doppelt unheimlich, aus ihr drang bald nur das Gemurmel der unter ihm arbeitenden, an Balken und in Seilen hängenden Leute, bald ein Knirschen im Gestein und dann wieder das donnerähnliche Dröhnen herauf, das in den letzten Stunden so vielmal gehört worden war und jedesmal die kaum aufgelebte Hoffnung

wieder niederschlug. Die in der Tiefe bedrohten Leute wurden rasch wieder zur letzten unerschütteten Bühne heraufgezogen, der Präsident konnte wohl wahrnehmen, daß sie zitterten und unwillkürlich nach oben blickten, als wollten sie zu Tag. Immer aber bedurfte es nur weniger Minuten, um den wackern Männern die Fassung zurückzugeben. Dem unheimlichen Gedröhn und der Unsicherheit des unter ihnen wankenden Gebälkes zum Trotz, wagten sie sich abermals hinab, die Axt- und Hammerschläge mit denen sie unten arbeiteten, tönten aufs neue herauf, und jeder Schlag, der zur Befestigung des Gerüstes diente, auf dem man hinab mußte, gab eine neue Hoffnung. Eckhold stieg ab und zu, er verständigte sich droben mit dem Techniker, der am Mundloch und im ganzen Schachtgebäude den Befehl übernommen hatte, und stand plötzlich wieder an der Seite des Herrn von Herther, dem er ernst zusprach, sich nach oben zu begeben.

„Sie haben sich vom Stande der Sachen überzeugt, Herr Präsident, soviel es Ihnen möglich ist,“ sagte er gedämpften Tones. „Die Arbeiter haben es hoch aufgenommen, daß Sie sich selbst hier herein gewagt. Weiter vermögen Sie zurzeit nichts. Wir selbst können etwas Ernstliches nicht wagen, bis die Drahtseile zur Stelle sind. Alles was jetzt geschieht, ist darum nicht unnütz, wir sichern uns immer ein paar Fuß tiefer den Boden, von dem aus wir weiter gehen müssen, aber eine genaue Untersuchung des Schachts, soweit er abwärts noch offen ist, dürfen wir erst vornehmen, wenn das Gebälk mit den Seilen verfestigt werden kann. Bis dahin gibt's leider nur Flickarbeit. Ich bitte Sie daher inständig wieder auszufahren und für einige Stunden uns zu vertrauen.“

„Und im Augenblick vermag ich nichts zu tun, für nichts zu sorgen?" fragte Herr von Herther.

„Doch, doch, Herr Präsident," erwiderte der Steiger. „Von den Männern hier denkt freilich jetzt niemand an Essen und Trinken, aber zuletzt werden sie alle Stärkung brauchen. Nach Hause darf niemand, den wir hier brauchen, und auch die andern draußen, die besser daheim wären, werden schwerlich gehen. Wer mag's den Armen wehren?! Wenn nun für sie alle etwas gesorgt werden könnte."

„Sie haben recht, es müssen sofort Vorkehrungen getroffen werden," pflichtete der Präsident hastig bei. Er fühlte sich etwas erleichtert, da wenigstens eine nächste klare Pflicht vor ihm lag. Aber noch von den ersten Sprossen der Leiter, die er zur Ausfahrt betrat, sagte er leiser und verspürte dabei mitten in der heißen Luft einen Frostschauer: „Werden die Leute da unten etwas Nahrung haben?"

„Ihr Mittagessen und etwas Brot für den Nachmittag haben sie mit sich geführt," entgegnete mit düsterem Blick der Steiger. „Wenn sie leben, haben ein paar Alte vielleicht so viel Gewalt, daß sie alle sich auf einen Mund voll Nahrung beschränken."

Mit diesem Bescheid und dem quälenden Gedanken an die mögliche Lage in der Tiefe, mußte Herr von Herther wieder zu Tage. Er begnügte sich, oben dem Techniker Mitteilung zu machen von allem was er wußte und dann zu erklären, daß er mit dem ersten Fuhrwerke, das er erlangen könne, auf eine Stunde nach Hause zurückkehren werde, um dort Anordnungen für die Verpflegung der Arbeitenden wie der Hilfsbedürftigen zu treffen, die sich nach wie vor herandrängten und jedes Wort über die

Möglichkeit einer Rettung der Ihrigen so begierig auffingen wie Verschmachtende einen Tautropfen. Der einfache Wagen, der Herr von Herther und Doktor Lohmer hier heraufgeführt hatte, war glücklicherweise noch zur Stelle. Der Präsident riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb ein paar Zeilen an Paul, in denen er den Arzt bat, seine Rückkunft hier zu erwarten. Dann bestieg er den Wagen und fuhr alsbald im raschen Trabe Weidenwald und seinem Hause zu.

Die Sonne stieg dem Mittag zu, und Herr von Herther, dessen Augen seit einer Stunde unablässig in die dunkle Tiefe gestarrt hatten, mußte die Lider vor dem heißen glänzenden Schein schließen. Seine aufrechte Haltung auf dem Sitze des Wagens bewies den Aufblickenden, an denen das Fuhrwerk vorüberrasselte, daß er nicht schlafe. Wohl war's dem schmerzgebeugten Manne zumute, als sei er todmüde — aber zu gleicher Zeit empfand er eine verzweifelte Gewißheit, daß er nicht wieder ruhen werde, als bis dies vorüber sei. Er vermochte keine klare Vorstellung zu fassen, wie es vorübergehen werde — dunkle Phantasien von den Leiden der drunten Eingeschlossenen und lichte Vorstellungen von dem Augenblick der Rettung und Befreiung kreuzten sich unablässig in seinem Hirn. Und dabei war der schmerzlich Erregte außerstande, seine Gedanken bei dem Unheil dort drüben und bei den Möglichkeiten der Hilfe festzuhalten. Wie in einem schweren Traume, der die entferntesten Dinge verworren miteinander verknüpft, tauchten dem Präsidenten jetzt Bilder aus seinem eigenen Leben auf, die dem Heute und Hier fern und fremd waren. Er empfand — unheimlich genug — in dieser Stunde eine schwere Reue über alle die eitlen Schmerzen, die ihm

seit seiner Jugend der dunkle Teil seiner Familienerinnerungen bereitet hatte. Gegenüber dem wirklichen und großen Unglück begriff er nicht, daß er mit krankhafter Verstimmung über vergangene dunkle Dinge sich und den Seinigen Jahre getrübt habe. Und wieder wie im Traume glitt es durch sein Bewußtsein, daß der Schmerz, der ihm jetzt so nichtig und eitel dünkte, entscheidend für sein und Felicitas' Leben geworden sei. Herr von Herther wollte keine Schuld von sich ab und auf einen andern wälzen, er widerstand jeder Regung dazu, aber er konnte nicht hindern, daß jetzt jene Stunde in sein Gedächtnis trat, in der ihn Paul Lohmer zur Annahme des Loriusschen Vermächtnisses gedrängt, manche andre, in welcher er mit ihm über Lage und Zukunft der unseligen Kohlenschächte beraten hatte, bis auf die letzten verhängnisvollen Stunden am Samstag und gestern. Wohl trug er und er allein die Schuld, daß er sich wider seine ursprüngliche Empfindung zu hinausschiebenden Maßnahmen hatte bestimmen lassen, aber jedesmal und noch eben wieder war es doch Paul Lohmer gewesen, der ihm jene Empfindung gewandelt, sie gleichsam zur Seite geschoben hatte. Der Präsident rief alle seine Vorliebe für Paul, sein dankbares Gefühl, seinen Glauben, daß Felicitas den jungen Arzt innig lieben gelernt habe, seine Zukunftshoffnungen, gegen das dumpfe Bedauern zu Hilfe, daß er seit einem Jahre in allen entscheidenden Fragen Pauls Ratschlägen gefolgt, und daß diese Fügsamkeit ihm zum schwersten Unheil ausgeschlagen sei.

Herr von Herther erreichte sein Haus, er konnte, als er vom Wagen stieg, nur noch einen Gedanken klar fassen, daß Felicitas nicht erfahren dürfe, was ihn außer

dem Grubenunglück schmerzlich bewegte und bedrückte. Felicitas hatte den leichten Korbwagen bereits herankommen sehen, sie erwartete den Vater in angstvoller Spannung schon auf der Schwelle der Wohnung. Sie war freilich nicht ohne Nachrichten geblieben, ein unablässiges Kommen und Gehen fand heute im Hause des Bergherrn statt, hundert Einzelheiten und Gerüchte, bald niederschlagend, bald hoffnungsreich, drangen zu der Tochter des Hauses, die Träger einer guten Kunde waren oft zugleich die einer schlimmen, die jede lichtere Aussicht wieder verdunkelte. Felicitas hatte sich die schweren angstvollen Stunden des Vormittags durch eifrige Vorbereitungen für alle Fälle, die ihr Vater bezeichnet hatte, nur wenig zu erleichtern vermocht. Seine Ankunft erschien ihr daher wie eine Art Erlösung, obschon sie schon von fern an seinem Gesicht erkannte, daß er keine glückliche Wendung der furchtbaren Lage zu verkünden habe. Indem sie ihn vor sich sah, kam ihr wieder zum Bewußtsein, wie schwergealtert, wie tiefgebeugt er gegen den Mann erscheine, der noch am Morgen mit ihr unter der Linde gesessen hatte. Sie unterdrückte, als sie ihren Vater zum Willkomm umschlang, einen Wehlaut nicht, Herr von Herther bezog ihn nicht auf sich, er legte, da er kein beruhigendes Wort für sie hatte, die Hand leise auf ihr Haupt, das sie an seiner Brust barg. Sie ruhte kurze Augenblicke da, dann richtete sie sich auf und fragte: „Wo ist Paul und was bringst du von dort oben?“

Ihre Frage nach dem Verlobten war nur natürlich, und doch durchzuckte es den Präsidenten mit einem Widerwillen, daß er zuerst von ihm und dann von dem sprechen sollte, was jetzt tausendmal wichtiger war. Er antwortete rasch:

„Dein Bräutigam ist wohl, mein Kind, sonst habe ich nichts Tröstliches für dich! Ich kann nur einige Minuten bleiben, komme nur um ein paar Anordnungen zu treffen, deren Ausführung ich dir überlassen muß. Es hat noch wenig zur Rettung der Unglücklichen im Schacht geschehen können, es kann vor Abend nichts Wesentliches getan werden. Die Aussichten sind dunkel — auch im besten Falle werden wir viel Leid tragen müssen! Vorderhand vermögen wir nichts, als etliche Vorkehrungen zu treffen, daß die Männer, die im Schacht arbeiten, und die Angehörigen der Verschütteten, die angstvoll an der Unglücksstätte harren, nicht auch noch darben müssen. Du mußt es einrichten, daß in der Küche unseres Hauses und in der der Meierei drüben einfache kräftige Speisen, eine Suppe mit Fleisch oder was du sonst für gut hältst, in großen Massen bereitet werden. Es muß sich ein Fuhrdienst einrichten lassen, um die Kessel oder Töpfe mit Speise nach oben zu bringen. Bier und für die Arbeiter etwas stärkenden Wein vermag unser Keller zu liefern — es können immer gegen achthundert bis tausend Menschen sein, für die vorläufig gesorgt werden muß. Die bloß Neugierigen, die ab- und zuströmen, werden ja in solchem Fall nichts in Anspruch nehmen, und wenn auch, heute ist keine Zeit, eine strenge Sonderung eintreten zu lassen! Getraust du dir aus unsern und den Vorräten der Meierei für heute das Notwendige beschaffen zu können — und alles zu überwachen? Für die Fuhrwerke und den ganzen Transportdienst könnte der Meier Holm sorgen, die Austeilung oben kann unsre alte Magdalene besorgen, und ich werde dann schon zur Hand sein. Gegen Abend, wenn du nicht fürchtest, daß dich der Anblick des Elends zu sehr erschüttert, kommst du vielleicht selbst einmal hinauf

und erfährst sicher manches, was wir sonst tun können. Ich entlasse jetzt meinen Bauerwagen und treffe Anordnung, daß mein kleiner zweisitziger Wagen angespannt wird. Ich schicke dir diesen im Laufe des Nachmittags zurück. Ich will jetzt nur versuchen den ersten notwendigen Bericht an das herzogliche Bergamt abzufassen. Gib mir einen Bissen Brot, einen Schluck Wein, schicke Franz in mein Arbeitszimmer hinauf und hilf sorgen, daß ich in einer halben Stunde wieder oben am Schacht bin."

Er hatte dies alles in fliegender Eile auf dem Wege vom Hauseingang bis zur Treppe in den obern Stock gesprochen. Felicitas konnte kaum erwidern, daß sie inzwischen schon für Vorräte gesorgt habe und die beiden Küchen des Hauses sofort in Tätigkeit setzen werde.

„Ich werde am Nachmittag allerdings selbst kommen!" fügte sie hinzu. „Von uns kann jetzt keine Rede sein, wir sind den armen Frauen und Kindern der Verunglückten jede Teilnahme, jede Hilfe schuldig. Ich werde die Kraft haben, das Schmerzliche zu sehen und zu hören. Dich, lieber Papa, möchte ich flehentlich bitten, ein wenig an dich zu denken — laß dir von Paul helfen, er wird sicher gern alles tun, was du zu tun vermöchtest."

Der Präsident blieb, schon mit einem Fuß auf der Treppe, stehen und sah seine Tochter mit einem merkwürdig ungewissen Blicke an, den sie sich nie erinnerte bei ihm wahrgenommen zu haben. Er kämpfte mit sich, ob er sprechen sollte, und sagte dann: „Ich weiß es, daß er alles tun wird, ich habe ihn herzlich lieb und zürne ihm nicht. Aber ich muß in dieser Stunde wünschen, daß er wie ich niemals etwas von den Weidenwalder Kohlenwerken vernommen hätte, daß es ihm wenigstens am Samstag gefallen hätte, seine vermeinte Einsicht dem

Verlangen eines alten Mannes unterzuordnen, der kaum mehr eine frohe Stunde erleben wird, wenn die hundertundzwanzig da unten nicht gerettet werden können!“

Felicitas fühlte sich von einem Schauer durchrieselt, es war das erstemal, daß ihr Vater in diesem Tone von Paul sprach und ein Wort des Tadels für ihn hatte. Ihr bleiches Gesicht richtete sich fragend nach dem des Vaters, und zitternd, beinahe flehend sagte sie: „Aber Paul hat doch nur geirrt — trägt keine Schuld?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Präsident sich bezwingend, „verzeih es meinem Schmerz und der dumpfen Furcht vor dem Ende dieses Unheils, daß ich meinem Unmut Worte lieh!“ Damit ging er nach oben und ließ seine Tochter in einer Empfindung zurück, der sie so wenig zu wehren vermochte, als Herr von Herther seiner plötzlich erwachten Erkenntnis. Felicitas wollte jetzt nicht ungerecht gegen Paul Lohmer sein, um keinen Preis. Aber sie sah die harte, hochmütige Miene, die ihr Bräutigam bei dem gestrigen Waldspaziergang gezeigt, das überlegene Lächeln, mit dem er die düsteren Warnungen der alten Bergmannswitwe aufgenommen, sie hörte den kalten, schneidigen Ton, in dem er ihr untersagt hatte, ihrem Vater Mitteilung von der Begegnung mit Frau Erk zu machen. Sie mußte in diesem Augenblick wünschen, minder fügsam gegen Paul gewesen zu sein und damit vielleicht das Entsetzliche abgewendet zu haben, das jetzt auf ihnen allen lastete. Wieder einmal überkam sie die furchtbare Gewißheit, daß sie innerlich in nichts eins sei mit dem Manne, dem sie ihr Leben, ihre Zukunft anheimgegeben hatte, daß sie nie ein volles Vertrauen zu ihm gewinnen werde. Sie entfloh ihren eignen Gedanken zu den Geschäften, die der Vater in ihre Hand gelegt hatte. Als

sie nach einigen Minuten sein Zimmer betrat, fand sie ihn tief über seinen Schreibtisch gebeugt, er schrieb mit fliegender Eile, aber mit fester Hand den Bericht, der das große Grubenunglück der Regierung meldete, die ergriffnen Maßregeln klar darlegte und die Mitwirkung der Regierungsorgane bei den weiteren Rettungsversuchen erbat. Der Präsident täuschte sich nicht darüber, daß dieser Bericht ein Stück Selbstanklage mit einschloß, daß er sich von den Bergbehörden des Herzogs nur geringe Hilfe versprechen dürfe und für die Hauptsache auf eigne Kräfte und Mittel angewiesen bleibe — aber der offne, nichts verhehlende Bericht war ihm Gewissenspflicht — er wollte nichts verabsäumen, was überhaupt noch für die Rettung seiner unglücklichen Arbeiter möglich war. — Felicitas wagte ihn nicht zu unterbrechen, schon eine Viertelstunde später kam er wieder herab in den Flur, wo sie eben mit der Frau des Meiers und den sämtlichen weiblichen Dienerinnen des Hauses in voller Tätigkeit begriffen war. Sein leichter Wagen war inzwischen bespannt worden und harrte vor der Haustür, Herr von Herther übergab seinem Diener den versiegelten Brief an das herzogliche Bergamt und befahl ihm, das Schreiben augenblicklich zur Eisenbahnpost zu bringen. Dann wandte er sich zu Felicitas und sagte ihr: „Ich zähle auf dich, mein Kind. Trage eher zu viel als zu wenig Sorge für die Hungrigen dort oben. Vielleicht — vielleicht dürfen wir morgen für die andern sorgen! Komm in einigen Stunden, sobald ihr alles Notwendige vorausgeschickt habt, nach dem Schachthaus von ‚Gut Heil‘ hinauf! Mein Wagen soll alsbald zu dir zurückkehren und zu deiner Verfügung bleiben. Suche mich im Schachthaus auf und ängstige dich nicht, wenn ich nicht sogleich zur Stelle bin. Und wenn du

hier einen stillen Augenblick gewinnst, bete für die armen Bedrohten, auch für uns, Felicitas! — unsre ganze Zukunft mag vom Ausgang dieser Tage abhängen!"

Sie verstand, was unausgesprochen blieb, sie wußte, daß nichts und niemand ihn abhalten würde, sich selbst in die dunkle, dumpfe, gefahrdrohende Tiefe zu wagen, die er sonst so sehr gescheut hatte. Sie fühlte, daß er nicht anders zu handeln vermochte, und kein Laut der Widerrede ging über ihre Lippen. Sie umschlang ihn einen kurzen Augenblick. „Gott schütze dich! Gott helfe uns!" Es war ihr, als ob sie auf der Welt mit ihrem Vater allein sei und müsse auch ihn hingeben. Erst wie der Wagen hinwegrasselte, fiel ihr bei, daß sie einen Gruß an Paul vergessen habe. Mit innerem Widerstreben eilte sie über die Schwelle und rief dem Davonfahrenden grüßende Worte nach. Herr von Herther, der seinen Kutscher zur raschesten Fahrt drängte, vernahm ihren Ruf nicht mehr, — er hatte das Unterbleiben des Grußes an den Verlobten seiner Tochter nicht bemerkt. Wie sie ihn vom Staub der Straße umhüllt und in der nächsten Biegung des Weges entschwinden sah, überkam es Felicitas, daß nur ihr Vater bedroht, nur sein Herz von der Bitterkeit dieser Stunde erfüllt sei, und daß Paul auch angesichts dieser Katastrophe immer er selbst bleiben werde. Sie kehrte mit tiefem Seufzer in das Haus zurück — und versuchte nur an das Nächste zu denken, was ihr oblag.

Peinvoll, langsam schlichen die Stunden des langen Sommertages dahin, und glutheiß lag der Mittag über dem ganzen Buchsfelde und dem Talgrunde von Weidenwald. Felicitas fand keinen Augenblick, sich in dem Schatten ihres Gartens zu erquicken, sie trug selbst eine

Art Scheu, unter der geliebten Linde zu sitzen, durch deren Geäst sie in den letzten Tagen so oft zum tiefblauen Augusthimmel emporgesehen hatte. Sie mußte der Männer und Knaben im ‚Gut Heil'-Schacht denken, die in qualvoller Sehnsucht nicht nach der Sonne, nur nach dem ärmlichen Schein des ersten Grubenlichts, das zu ihnen hinabdränge, verlangen würden. Im Laufe der nächsten Stunden empfing sie wiederholt Nachrichten vom Stande der Arbeiten; die Hoffnung, in nicht zu langer Zeit zu den Verschütteten gelangen zu können, wuchs. Paul Lohmer schrieb ihr, daß die Anzeichen am Wetterschacht verhältnismäßig günstige seien. Sie fühlte mehr als einmal die Versuchung, nach der Unglücksstätte hinaufzueilen, aber sie bezwang sich jedesmal und beschleunigte die Arbeit ihrer Dienerinnen, an der sie selbst mit Eifer und Umsicht teilnahm. Der Meier Holm hatte den Transportdienst nach der Höhe von ‚Gut Heil' eingerichtet, die Bauern des Dorfes Weidenwald und der benachbarten Weiler zeigten sich über jede Erwartung hinaus zur Gestellung von Roß und Wagen und zu jeder Hilfeleistung erbötig. Schon bald nach Mittag wußte Felicitas, daß ein Teil der Hungrigen, die um das Schachthaus versammelt waren, mit Speise und Trank versorgt sei, in den nächsten Stunden durfte sie hoffen, allen genug zu tun. Und so wenig diese Arbeit die innere Sorge, die gramvolle Furcht vor dem Kommenden völlig verscheuchen konnte, sie schläferte jene doch auf Minuten ein und verlieh Felicitas die Kraft, wieder zu hoffen. Sie hörte mit ernster Fassung die Berichte, die sie von den traurigen Szenen vor dem Schachthaus empfing und glaubte, als sie endlich gegen Abend mit einer neuen Hilfssendung selbst dorthin aufbrach, den Dingen, die ihrer harrten, gewachsen zu sein.

Die Straße nach den Kohlenwerken war auch jetzt mit zahlreichen Ab- und Zueilenden belebt. Das Gerücht des großen Unglücks im ‚Gut Heil'-Schacht war inzwischen weit ins Land gedrungen. Von fernher strömten Neugierige und Teilnehmende herzu und zogen nach der Hochfläche empor, der die Tochter des Bergherrn entgegenfuhr. Wo sie erkannt ward, tauschte man ernst-traurige Grüße mit ihr. Schon kamen von oben einzelne der Armen zurück, deren Angehörige schwer bedroht waren; mehr als ein junges Weib, das nur schwache Hoffnung für das Leben ihres Mannes gewonnen hatte, mußte um der kleinsten Kinder willen an die Heimkehr zu ihrer dürftigen Wohnung denken. Die gebeugten Gestalten, die verweinten Gesichter waren schon von fern erkennbar. Felicitas ließ halten, so oft sie einer solchen Frau begegnete, sie bedurfte keiner Frage. Ihr gütiger, teilnahmvoller Anruf ließ regelmäßig den schon versiegten Tränenstrom wieder aus den trockenen, brennenden Augen hervorquellen, unter Schluchzen berichteten die Ärmsten, wie es droben beim Schacht stehe und wie lange es noch währen müsse, bis man nur wissen werde, ob die drunten am Leben seien. Sie forschte nach den persönlichen Verhältnissen jeder einzelnen, spendete ihr etwas von ihren Vorräten und gab ihr eine kleine Geldsumme, die alle kleineren einfachen Bedürfnisse einer Arbeiterfamilie einige Tage decken mochte. Sie entzog sich allen Dankesworten durch rasches Weiterfahren, aber sie ward nicht müde, immer wenige Minuten später eine gleiche Begegnung zu haben. Ihr zur Seite, auf den Schienengeleisen neben der Fahrstraße, wurden große Waggons mit Drahtseilen, eisernen Ketten, Klammern, Bolzen und Ankern dem Schachthaus von ‚Gut Heil' entgegengeschoben — Felicitas

wußte schon, daß sie mit einem eigenen Eisenbahnzug von Wellerswaldau angelangt waren. Ein Aufblitzen von Freude auf den ernsten Gesichtern der zur Hilfe herzueilenden Männer entging dem Mädchen nicht, ein und der andre Arbeiter, der sie kannte, deutete mit Genugtuung auf das reich herbeiströmende Material und rief: „Jetzt kann's ernst werden!" — „Das wird uns rasch fördern!" In der umgebenden Menge ließen sich hier neben den klagenden auch hoffende Laute vernehmen.

Aber freilich, je näher Felicitas dem Schachthaus kam, um so mehr krampfte sich ihr Herz in Weh und Mitgefühl zusammen. Die Zahl der Angehörigen der im Schacht Verschütteten hatte sich noch vermehrt, in manche abgelegene Hütte war die Unheilskunde vom Morgen erst lange nach Mittag gedrungen. Die meisten der Unglücklichen, darunter ganze zahlreiche Familien, lagerten jetzt dicht gedrängt unter dem Schirm einer großen hölzernen Überdachung, unter welcher sonst die Wagen der Kohlenwerke standen und die Herr von Herther für sie zu räumen befohlen hatte. Mehr als ein angstvolles Gesicht blickte von dort zu Felicitas herüber. Sie nahm wahr, daß ihre alte Dienerin Magdalene unter dem Schuppen ihres Amtes waltete, Nahrung austeilte und tröstlich zusprach. Während die einen still weinend oder mit wehmütig dankbarem Ausdruck in den bleichen Gesichtern die Hilfe entgegennahmen, wiesen andre völlig stumpf oder trotzig jede Teilnahme zurück. Wieder andre drängten immer aufs neue dem Eingang des Schachthauses zu und riefen jammernd aus, daß sie selbst sehen, selbst zu den Ihren hinab wollten. Die wirrsten Gerüchte über das, was in der Tiefe des Schachts vorgehe, was man gesehen und vernommen

habe, flogen durch die schmerzlich erregte, wildbewegte Menge.

Felicitas ließ wiederum halten und schritt durch die Gruppen, die über den weiten Raum vor dem Schachthause verteilt waren und auf die die Abendsonne ihre letzten heißen Strahlen herabsandte. Sie eilte unter das Schutzdach, unter dem sich die Bedrängtesten und Trostbedürftigsten gesammelt hatten. Niemand von den Hunderten, die sonst in banger Teilnahme oder zitternder Neugier hier oben vereinigt waren, machte den Frauen, Kindern oder den greisen Eltern der im Schacht Verunglückten den geschützten bessern Platz oder die Gaben streitig, die ihnen gereicht wurden. Im Gegenteil fanden sich auch aus der Menge Tröster und Hilfreiche herzu — es war leicht zu sehen, wie tief ergriffen und erschüttert selbst harte und leidgewöhnte Naturen von dem großen Unheil waren. Felicitas sprach die Weinenden ermutigend an, wurde von vielen klagend und flehend angerufen und gab mit leiser Stimme ihrer Magdalene und der Frau des Meiers, die ihr auf einem zweiten Wagen mit Brot und andern Lebensmitteln gefolgt war, ihre Weisungen. Sie sah selbst so bleich aus wie die meisten der Armen um sie her, sie fühlte, daß sie zitterte und daß es ihr schwer ward, sich aufrecht zu erhalten. Doch sie ließ sich nicht beirren und ging durch den langen Holzbau hindurch, bis sie zu den Frauen kam, die nicht vom Eingang des Schachthauses wankten und wichen. Auch hier, mitten unter den ungestüm Vordrängenden, die sich auf den Zehen erhoben und über die Schultern der Männer einander zuriefen, die bald das langsame Vorschreiten der Arbeit, bald den Generalinspektor Mertel und seinen Geiz verwünschten, saß eine blasse, frühgealterte Frau auf einem

Steinkohlenblock, der aus irgend einem Zufall auf dem Zugang zum Schacht liegen geblieben war. Die alte Magdalene hatte noch unter dem Schuppendach hervor ihre Herrin auf die Frau, die in ärmlichster Kleidung wie erstarrt saß, aufmerksam gemacht und hinzugefügt: „Sie ist eine der ersten hier oben gewesen, schon heute morgen um neun Uhr gekommen, und ich kann sie nicht dazu bewegen, auch nur einen Löffel Suppe zu genießen.“

Felicitas, der die Arbeiter ringsum bereitwillig Platz machten, trat auf die Frau zu und rührte leise deren Schultern an — sie blickte empor, schien aber die Tochter des Bergherrn nicht zu erkennen. Das unschöne Gesicht der Arbeiterfrau war tränenlos und zeigte tiefe Kummerfurchen, die Augen blickten aus dunkeln Höhlen, um den Mund war eine herbe Falte, die nicht von heute stammen konnte. Das junge Mädchen sagte sanft und laut, daß sie gehört werden mußte: „Sie müssen etwas Nahrung zu sich nehmen, gute Frau, Sie halten es sonst nicht aus, es wird noch viele, viele Stunden dauern, bis man die Verunglückten wieder heraufbringen kann.“ Die Frau schüttelte den Kopf und erwiderte mit heiserer Stimme und starr-trotzigem Ausdruck: „Ich kann nicht essen — kann nicht — bis ich meinen Mann wiedersehe! Ich bin schuld, daß er da unten hungert, ich habe ihn hinabgetrieben. Er wollte diesen Morgen die Schicht versäumen — ich ließ ihm keine Ruhe!“ Felicitas beugte sich noch etwas zu der Unglücklichen herab und versetzte leise: „Sie haben es wohl gemeint — konnten als wackre Hausfrau nicht anders handeln, wer hätte dies Unheil vorausgesehen.“ Aber indem sie der Arbeiterin zusprach, trat die gestrige Begegnung im Herlaswalde vor ihre Seele, sie empfand die Reue, gestern ihrem Vater nicht alles

mitgeteilt zu haben, schärfer als je zuvor. Sie wandte sich indes noch einmal zu der Frau, die bereits wieder das Haupt auf die Brust sinken ließ, und sagte ihr: „Sie müssen sich bezwingen — Sie sind's Ihrem armen Mann schuldig. Wenn er mit den andern gerettet sein wird, bedarf er der Pflege und soll Sie nicht krank finden — tun Sie sich ein wenig Gewalt an." Die Arbeiterin sah noch einmal zu ihr auf und zeigte ein fügsameres Gesicht als vorhin. „Wenn Sie es denn durchaus wollen!" antwortete sie tonlos.

Felicitas winkte ihre alte Dienerin herzu und trat dann endlich in das Schachtgebäude ein, in dem jetzt wohl hundert Arbeiter zugleich beschäftigt waren. Hier herrschte schon halbe Dunkelheit, am Mundloch des Fahrschachts brannten die Grubenlampen, und an eisernen Haltern schwankten ein paar riesige Laternen und erhellten ein Stück hinab die Einfahrt. Das Getümmel dort war Getümmel der Arbeit, Hammer- und Axtschläge, Knarren und Dröhnen des Holzwerks, Schwirren der Drahtseile, Rasseln der eisernen Ketten, und ward durch Kommandoworte gelenkt. Für Felicitas, die keine klare Vorstellung vom Stand der Dinge in der Tiefe hatte, klang es Hoffnung erweckend. Sie war zugleich so glücklich, ihren Vater und ihren Verlobten zu erblicken und von der geheimen Sorge um sie, die sie doch gehegt, für den Augenblick befreit zu werden. Herr von Herther nahm sein Kind zuerst wahr — er winkte sie näher und deutete auf die im Gang befindliche Arbeit: „Du siehst, daß wir endlich beim Anfang sind. Ich hoffe, daß du inzwischen getan hast, was wir besprochen haben?" „So gut ich's vermochte, Papa," erwiderte Felicitas einfach und reichte Doktor Paul, wie dem Vater die Hand. „Ich glaube, daß für heute gesorgt

ist. Manches soll noch diesen Abend geschehen, sowie ich zu unsrem Hause zurückkomme. Oder denkst du, daß ich hier bleiben soll?" Sie sah sich schauernd in dem Raum um und blickte so vor sich nieder, als könne sie durch den schwarzbestaubten Boden zu ihren Füßen in die Tiefe hinabsehen.

„Gewiß nicht!" riefen der Präsident und Doktor Paul wie aus einem Munde. Der junge Arzt ließ in seinem Blick und im unmutigen Zucken seiner Lippen erkennen, daß er wenig erfreut sei, Felicitas überhaupt hier zu sehen. Er nahm ihren Arm und führte sie, da Herr von Herther eben wieder seine ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeiter richtete, zum Eingang desselben abgesonderten Raums, in dem er diesen Morgen mit Herrn Mertel allein gewesen war. Felicitas folgt ihm zögernd, immer nach ihrem Vater zurückschauend — bis die Stimme Pauls zürnend an ihr Ohr schlug:

„Ich bitte dich, laß einen Augenblick dies Grubenunglück, das euch ganz befängt — denk an uns selbst, an deinen Vater. Ich versichre dich — wenn er es forttreibt wie diesen Nachmittag, so werden die verschütteten Bergleute vielleicht gerettet — wenn sie noch leben, was ich mehr und mehr bezweifle — ihm aber ist eine schwere Krankheit gewiß. Er ist hier nicht einmal nötig — er vermag wahrhaftig wenig zu tun und opfert sich unnütz auf. Sprich du zu ihm, da er meinen Rat in unbegreiflicher Hartnäckigkeit in den Wind schlägt."

„Was soll ich ihm sagen, Paul?" fragte Felicitas ernst zurück. „Es ist des Vaters klare Pflicht, soweit seine Kräfte reichen, hier auszuharren und den Leuten bei ihrer schweren Aufgabe Mut zu machen, ihnen Eifer einzuflößen."

„Das alles könnte ein anderer auch," gab Doktor Lohmer grollend zurück und sah mit Befremden einen festen entschloßnen Zug im Gesichte seiner Verlobten, der ihm neu war. „Ich selbst würde gern für ihn alles übernehmen und die Sachlage ruhiger, objektiver beurteilen, als dein Vater es vermag! Ich halte die ungeheuren Opfer, die er bringt, zum größten Teil für nutzlos — doch davon will ich nicht sprechen — aber von der Gefahr, der er sich selbst aussetzt. Ich kann ihn nicht abhalten, immer aufs neue in den noch stehenden Teil des Schachts einzufahren und sich persönlich vom Stande der Arbeiten zu überzeugen. Ich wiederhole dir, daß Gefahr dabei ist, viel größere, als du meinst. Die Dinge da unten stehen schlechter, als die draußen wissen und wissen dürfen!"

„Das alles wird meinen Vater nicht abhalten, zu tun, wozu ihn das Herz und die schwere Verantwortung treibt, die er für das Leben der Bedrohten hat," antwortete Felicitas. „Den Ausgang müssen wir dem Himmel befehlen — dich aber kann ich nur bitten, dem Vater mit aller deiner Kraft und Einsicht beizustehen und an nichts anders zu denken, bis die Armen aus der Tiefe gerettet sind."

„Die Bitte ist nach allem, was ich gesagt, vollkommen unnötig," sagte Doktor Paul mit merklicher Gereiztheit. Er hinderte Felicitas nicht, wieder in den Hauptraum hinauszutreten, für sich selbst, vernehmlich aber auch für sie, murmelte er: „Es bleibt die Torheit der Torheiten, erregtes Blut für eine vernünftige Erwägung besprechen zu wollen."

Draußen kam Herr von Herther seiner Tochter und ihrem Verlobten entgegen. Der spärliche Tagesschimmer,

der gerade an dieser Stelle hereinfiel, ließ einen froheren Ausdruck auf seinem Gesicht erkennen, als ihn Felicitas seit der Frühe dieses Tages wahrgenommen. Er rief schon von weitem: „In einer Stunde wird die Befestigung soweit vorgeschritten sein, daß Erdmann oder Herwig in der Tonne an Seilen und Ketten in die Tiefe des Schachtbruches hinabgelassen werden können. Eckhold sagt, daß es zuverlässige, einsichtige Arbeiter sind, die uns klaren Bericht bringen werden, wie es unten aussieht und was uns zunächst obliegt."

Felicitas sah ihren Vater mit teilnehmender Zärtlichkeit in das Gesicht, das von glücklicher Hoffnung leuchtete. Doktor Paul kehrte sich ab, um den zweifelnden Unmut, mit dem ihn auch diese Nachricht erfüllte, nicht allzu sichtbar werden zu lassen. Er bemerkte dann:

„Eile tut allerdings not, meine Beobachtungen am Wetterschacht sind nicht günstig. Ich will von Herzen wünschen, daß wir bald hinabgelangen. Inzwischen aber möchte Felicitas wohl heimkehren, und wird mir erlauben, sie bis zur Straßenkreuzung vor Weidenwald zu begleiten."

„Ich bitte dich, beim Papa auszuharren. Ich will draußen noch einmal nach den armen Frauen und Kindern sehen und kann dann allein heimfahren," sagte Felicitas hastig. „Deine Hilfe aber könnte hier in jedem Augenblick not tun. Mit Gott, Papa — auf froheres Wiedersehen, Paul!"

Sie ging ernst grüßend hinaus, und Herr von Herther und Doktor Paul wandten sich zu der Arbeitergruppe zurück, die oberhalb der Einfahrt des Schachtes nach Befehlen, die aus der Tiefe heraufklangen, mit Eifer tätig war. Um die Wette griff hier jeder zu, Auge und Ohr aller waren in beständiger Spannung, jeder fühlte die

Verantwortlichkeit des Augenblicks und hätte gerne seine Kraft doppelt und dreifach eingesetzt, um den Erfolg der Arbeit zu beschleunigen. Von Zeit zu Zeit tauchte einer der unten sich Mühenden empor und gab eine Auskunft. Die halbnackten Männer waren in Schweiß gebadet und atmeten begierig die kühlere Luft ein, die im Schachtgebäude herrschte und durch die offnen Türen hereinströmte. Aber keiner zögerte eine Minute länger oben als nötig war, jeder kehrte mutig in die Grube zurück, in der die dumpfe Wärme eher zu- als abnahm. Wenige Worte wurden von allen, die hier tätig waren, gewechselt, und selbst draußen, wo man die umherwogende Masse zurückdrängte und mit Balken, Drahtseilen und Ankern das ganze Schachtgebäude verstärkte, tauschten die Männer nur von Zeit zu Zeit ein Wort der Hoffnung, oder flüsterten sich Besorgnisse zu, die schwer auf jedem Herzen lagen.

Inzwischen rannen die Stunden hin, und über der großen Hochfläche mit ihren wenigen grünen Feldern, ihren öden Strecken und den emporragenden Schachthäusern ward es Dämmerung und Nacht. Die Turmuhr von Weidenwald, deren lauter Schall hier herauf drang, hatte längst die neunte Stunde verkündet, aber wie es Eckhold, der Steiger, vorausgesehen, nur ein kleiner Teil der hier oben Vereinten schickte sich an, die Unglückstätte zu verlassen. Vergebens erschien der Präsident selbst unter den vor dem Schachtgebäude Harrenden und empfahl ihnen, ihre Wohnungen aufzusuchen, da an einen entscheidenden Erfolg der begonnenen Rettungsmaßregel vor dem nächsten Morgen gar nicht zu denken sei. Man hörte ihn stumm, ehrerbietig an, eine und die andre der armen Frauen nahm ihre müden Kinder bei der Hand,

oder wurde von mitleidigen Nachbarn halb fortgezogen; die meisten aber kehrten sich störrisch ab und gaben höchstens durch eine Gebärde ihre Absicht kund, dennoch hier auszuhalten. Die Spätsommernacht war mild, und die Zitternden, die unter dem großen Schuppen und hinter den Wagen seitwärts vom Schachthaus lagerten, schauerten wenigstens nicht vor Frost. Ein wogendes, wirres Leben erfüllte um den hohen Bau her die nächtliche Stille; von drinnen heraus glänzten die auf- und abtauchenden Grubenlampen wie Irrlicher, außen arbeiteten die Leute beim Schein roter Fackeln, deren Rauch sie halb einhüllte und weit über die Häupter der Zuschauenden hinwegzog.

Als der Präsident den Innenraum des Schachthauses wieder betrat, waren der Steiger Eckhold und der bauleitende Techniker eben zu Tag gekommen. Sie erklärten, daß jetzt alle Vorbereitungen vollendet seien, um die Männer, die sich in die Bruchtiefe hinab wagen wollten, mit möglichst verminderter Gefahr hinunterzulassen. Man hatte bereits eine eiserne Tonne mit Steinen beschwert rasch hinabgleiten lassen und sich überzeugt, daß der Innenschacht auf mehr als hundert Meter frei sei, gleichzeitig freilich entdeckt, daß die Bruchmassen tiefer unten festlagerten und sich nicht leicht durchbrechen ließen. Die Züge der erschöpften Männer hatten einen Ausdruck düsterer Fassung; ohne daß sie es aussprachen, wußte Herr von Herther, daß ihre Hoffnungen gesunken seien. Paul Lohmers Beobachtungen am Wetterschacht waren wiederum günstiger, von Zeit zu Zeit entströmten demselben giftige Wolken, aber Doktor Paul konnte noch immer bestätigen, daß die Luftzirkulation nicht völlig unterbrochen sei. Ohne auf die warnenden Abmahnungen

seines künftigen Schwiegersohnes zu achten, klimmte der Präsident abermals die Leitern der Fahrt mit hinab, um den ersten Wackern, der sich der gefahrdrohenden Tiefe anvertrauen wollte, noch selbst zu sprechen. Doktor Paul folgte ihm — er wollte gleichfalls zu den ersten gehören, die den Bericht des Bergarbeiters vernahmen, und danach seine Maßnahmen treffen. Ohne daß in der herrschenden Verwirrung und Geschäftigkeit irgend jemand darauf geachtet hätte, hatte der Arzt im Laufe des Nachmittags mehrere Depeschen nach Forstenburg entsendet. Er dachte jetzt an diese und daß hoffentlich bald die Stunden zu Ende gingen, in denen er einem greisenhaften Eigensinn und einer eitlen Selbstverblendung zu Liebe seine gesunde Einsicht und sein ganzes Wesen verleugnen müsse!

Die Herzen der Männer, die auf der letzten stehenden Bühne des Schachtes und weiter nach oben das schwankende Tonnenfahrzeug hielten und regierten, das sich langsam in die Tiefe hinabsenkte, schlugen nicht minder, als das des Mutigen, der sich ihnen vertraute. Eine dumpfe Stille herrschte hier unten, man hörte nur das Rasseln und Knirschen der Ketten und Seile, an denen die Tonne hinabgelassen ward. Steiger Eckhold, der das Ganze überwachte, hatte seinen Platz so genommen, daß er die Grubenlampen, die mit hinabgingen, am besten heraufglänzen sah. Wohl zehn Minuten währte es, bis von unten das verabredete Zeichen kam, innezuhalten und dann folgte eine Viertelstunde langer, banger Erwartung. Der Schall des Sprachrohrs drang zu dem kühnen Häuer nicht hinunter, kein Laut klang empor, obschon Eckhold und ein paar der Arbeiter weit übergebogen in die dunkle, schwüle Grube hinablauschten. Da mit einem Male richtete sich der Steiger empor und gab hastig das Signal, die

Tonne an und emporzuziehen. So geschwind, als es ohne Gefahr geschehen konnte, wurden die Ketten und Seile aufgewunden — in der nächsten Minute schon begriff auch Herr von Herther, dessen Atem stockte, was die plötzliche Zutagholung zu bedeuten habe. Denn mit einmal ließ sich wieder lauter, dröhnender, das donnerähnliche Geräusch aus der Tiefe vernehmen, das heute schon zehnmal die Helfer beim Rettungswerk erschreckt und nach oben gescheucht hatte. Mit angstvollem Eifer wanden die Arbeiter am Aufzug — die Lichter wurden wieder erkennbar, aber das Rauschen, Dröhnen und Prasseln von unten schallte immer stärker herauf, an zitternden Schwingungen der Seile merkten sie, daß stürzendes Gestein gegen die Tonne schlug. Und jetzt kam diese empor und ward sicher eingehängt, bebend entstieg ihr der Häuer, der hinabgefahren war, und rang nach Atem und Worten. Die Männer faßten ihn in ihre Arme, Eckhold gab für alle das Zeichen, nach oben zu klimmen, und erst als das Mundloch des Schachtes erreicht war, bis zu dem das unheimliche Dröhnen emporklang, stand der Häuer wieder fest auf seinen Füßen und vermochte zu sprechen.

„Es geht wieder ein Nachbruch in die Tiefe!" sagte er dumpf. „Drunten sieht's schon schlimm genug aus — das Gestein, aus dem die zerschellten Hölzer herausragen, liegt dicht, denn es hat sich Wasser darauf gesammelt. Fünf Stellen habe ich gesehen, an denen die Wände gebrochen sind, die zweite Stelle, in der Tiefe, wo sonst die neunte Bühne stand, ist die schlimmste. Die Bruchmasse bis zum Querschlag muß wenigstens zwanzig Ellen dicht sein. Aus der Tonne heraustreten konnte ich nicht — ich hörte es schon über mir knacken und prasseln.

Ich habe aber gut acht gehabt — wenn wir nicht rasch durchbohren können, kommen wir nicht zu den Verunglückten. In den Werken des Baron Rhode hatten sie früher eine große Bohrmaschine, die könnte uns vielleicht helfen."

Der Techniker und Eckhold nickten und lauschten zugleich in die Grube hinab, aus der fort und fort das dumpfe Gepolter nachstürzenden Gesteins hörbar ward. Die Balken der Zimmerung zitterten, so gut man sie auch in den letzten Stunden gesichert hatte. Herr von Herther blickte ratlos und mit tiefschmerzlichem Ausdruck die ernsten Männer an, Doktor Paul neben ihm bezwang sich nicht länger:

„Es ist leider aus und vorbei," sprach er mit dem alten scharfen Klang in der Stimme. „Es würde schon unmöglich sein, den Lebenden Hilfe zu bringen, wenn man die Bruchmassen, die Erdmann gesehn, bewältigen müßte, auch ohne daß, wie jetzt, neue hinzukommen. Das mit der Bohrmaschine halte ich für einen hoffnungslosen Versuch — doch mag er gemacht werden, wenn man die Maschine herzuschaffen kann."

„Wenigstens ist wahr, daß wir heute nichts mehr unternehmen können und erst abwarten müssen, daß der Nachsturz zu Ende ist," bestätigte seufzend der Steiger, der sich erschöpft auf die Balken setzte, die man hier aufgehäuft. „Nach der Bohrmaschine wird hier Herr Möbius sehen, Baron Rhode verweigert sie sicher nicht, und im Notfall müßte sie gekauft werden. Indes ist keine Möglichkeit, sie vor morgen früh in Tätigkeit zu setzen. Ich schicke einen Teil der Arbeiter nach Hause, um zu ruhen, es ist durchaus notwendig, daß ich morgen Leute mit frischen Kräften habe. Während der Nacht lasse ich an

der Neuzimmerung weiter arbeiten, wir kommen nur ein paar Meter tief — aber es geschieht doch etwas, und die Leute hier und draußen lassen den Mut nicht völlig sinken. Sie aber, Herr Präsident, bitte ich, kehren Sie für diese Nacht nach Weidenwald heim — suchen auch Sie zu ruhen, es mögen uns noch schwere Tage und Prüfungen bevorstehen — auch Sie werden Kraft bedürfen, und Sie vermögen hier für heute nichts mehr. Ich bringe Ihnen morgen früh fünf Uhr selbst den Bericht, wie die Nacht verlaufen ist und was dann geschehen muß."

„Und Sie, Eckhold?" fragte der Präsident mit halberstickter Stimme. Doktor Paul hatte bereits seinen Arm ergriffen, um den anscheinend Willenlosen hinauszugeleiten.

Der Steiger versetzte: „Auch ich werde ein paar Stunden schlafen, so gut's angeht dort in dem Raum. Erst will ich nur eine Wache einrichten, die auf alles achten muß, was während der Nacht vorgehen kann. — Gute Nacht, Herr Präsident, geben Sie noch nicht alle Hoffnung auf."

Herr von Herther vermochte nur noch mit einem dankbaren Händedruck zu antworten. Als er aus dem Schachtgebäude trat, nahm er alsbald wahr, daß sich die Kunde von der neuen peinlichen Unterbrechung der Rettungsarbeiten schon nach außen verbreitet hatte. Lauter und unruhiger als zuvor wogte es um die Mauern und über den Weg, jammernde, klagende Rufe schlugen durch die Nacht an sein Ohr und galten ihm für ebensoviele Anklagen. Er ward mit einem Male inne, daß Paul Lohmer ihn führe, und befreite, von einem plötzlichen dunklen Gefühl bewegt, seinen Arm aus dem des jungen Arztes. Der Kutscher, den Felicitas zurückgesandt, hielt wenige

Schritte seitab. Der Bergherr und Doktor Paul stiegen ein, und der letztere schöpfte so tief Atem, wie ein Mann, der sich aus einem großen Schiffbruch durch Wind und Wellen hindurch gekämpft hat und eben den ersten Fuß ans trockene Land setzt. Der Präsident, der nach dem Schachthaus zurück und auf das Feld, unter dem er die Verschütteten wußte, blickte, nahm seine Gebärde und den entschlossenen Ausdruck seiner Mienen nicht wahr. Der Wagen rollte dahin, und die milde, kühle Luft der Sommernacht wehte um die Stirnen der erschöpften Männer, die beide auf der ganzen Fahrt bis hinab zum Herrenhause von Weidenwald in tiefem Schweigen verharrten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nur vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seit die drei Menschen, die sich um den Abendtisch im Hause des Präsidenten vereinigten, in dem gleichen Gemach, beim Schein der gleichen Lichter gesessen hatten — allen drei aber dünkte es, als seien sie von dem gestrigen Abend durch ein stürmisch-wildes, schmerzensreiches und sorgenschweres Jahr getrennt. Auch Paul Lohmer sah bleich und abgespannt aus, obschon er sein Mißfallen am gleichen Aussehen seiner Braut nicht verbarg. Herr von Herther ließ sich nur durch das dringende Bitten seines Kindes und ein ärztliches Machtwort Pauls bewegen, ein wenig zu essen, dabei blickte er stumm vor sich nieder und erinnerte sich von Zeit zu Zeit, wenn er die Lippen öffnete und wieder schloß, daß sie vor dem Eintritt in das

Speisezimmer vereinbart hatten, wenigstens bei der kurzen Abendmahlzeit nicht von dem zu sprechen, was sie gleichwohl keinen Augenblick aus ihren Seelen scheuchen konnten. Doktor Paul ward es mit jeder Minute klarer, daß etwas Entschiedenes in seinem Sinne geschehen müsse, er erwog nur noch, wie er die beste Einleitung dazu finden könne. Seit der Morgenstunde, in welcher der Präsident am Mohrenkruge das Grubenunglück vernommen, war ein fremder Geist in ihm erwacht, mit dem der Arzt keine Gemeinschaft haben mochte. Dieser Geist mußte gebannt werden oder Herr von Herther lief Gefahr seine eigene, seiner Tochter und seines Schwiegersohnes Zukunft zu gefährden. Es blieb möglich, daß der erregte Mann, wenn er erst nicht mehr unter dem mächtigen Eindruck des Unheils und Jammers hier stehen würde, seine Fassung, seine kühle Ruhe und seine unbedingte Fügung in die Wünsche Doktor Pauls zurückgewinnen würde, jedenfalls wollte der letztere alsbald einen ernsten Versuch dazu machen.

Man war schon im Begriff die trübselige Mahlzeit zu enden, Herr von Herther saß, wie ihn weder Doktor Paul noch Felicitas je gesehen, das Haupt in die Hand gestützt und gab auf einen fragenden Blick seiner Tochter nur mit einem matten Nicken seine Einwilligung, sich vom Tische zu erheben. Da ertönte fast gleichzeitig die Glocke des Hauses zweimal nacheinander und drang aus dem Flur herauf eine laut fragende Stimme bis ins Speisezimmer. Der Präsident, Felicitas und Doktor Paul standen zu gleicher Zeit auf und eilten ins nächste Zimmer; sie vermuteten eine Botschaft, gute oder schlimme, vom ‚Gut-Heil‘-Schacht. Herr von Herther hatte vorhin den Befehl erteilt, jedermann, der von dort-

her komme, unangemeldet zu ihm zu führen. Aber der Diener erschien, überreichte drei Telegramme auf einmal an Doktor Lohmer und meldete den herzoglichen Bergamtsassistenten Hart, der aus Forstenburg soeben angelangt sei. Indem Herr von Herther dem letztern bis zur Treppe entgegenging, riß Doktor Paul die Umschläge von den erhaltnen Depeschen und sagte, die gelesnen an Felicitas hinreichend:

„Was ich gefürchtet habe, kommt, ich muß mit dem ersten Frühzug nach Forstenburg zurück. Der Herzog fühlt sich kränker und will nichts von Fabricius wissen."

Felicitas trat an ihren Verlobten heran und faßte seine Hand, ohne die Depeschen, die vom Kabinettsrat Lorberg und des Herzogs Adjutanten Herrn von Stecknitz unterzeichnet waren, nur eines Blickes zu würdigen. „Paul, lieber Paul," sagte sie bittend, „du wirst doch den Vater in dieser Krisis nicht allein lassen wollen?"

„Ich muß meiner Pflicht genügen," versetzte er rasch, und sein Auge ruhte kalt und fest auf ihren schmerzlich erregten Zügen. „Ich könnte nicht bleiben, auch wenn ich wollte; aber da ich nie lüge: ich will auch nicht. Ich glaube, daß hier alles verloren ist, daß dein Vater sein Geld, seine Kraft, seine Gesundheit opfert, ohne an der grausamen Tatsache, daß die Hundertundzwanzig in der Kohlengrube begraben liegen, das mindeste wenden zu können. Seit den letzten Nachbrüchen von diesem Abend, bei denen sicher wieder ein paar tausend Kubikmeter Stein- und Erdmasse hinabgestürzt sind, ist's Wahnsinn oder Hartnäckigkeit, von einer Rettung der Verschütteten zu reden, deren Leiden übrigens der Tod längst beendet

haben wird. Es dünkt mich aber auch unverantwortlich, hier aushalten zu wollen, bis diese unabweisliche Überzeugung von allen geteilt wird. Die unverständige Erbitterung einer leidergriffnen Menge fragt wenig nach den großen Tatsachen und den unerbittlichen Eingriffen der Natur ins Menschenleben, sie sucht immer und überall Schuldige. Heute ist's der Generalinspektor Mertel, morgen kann es dein Vater sein. Im wohlerwognen Interesse unsrer aller liegt es, daß ihr morgen mit mir nach Forstenburg geht und dort den Ausgang abwartet. Hier mag immerhin vorgekehrt werden, daß noch etwas geschieht, meinethalben auch die Bohrversuche! — das alles können Steiger Eckhold, dem dein Vater ja so großes Vertrauen erweist, Möbius und der herzogliche Bergbeamte, der soeben angelangt ist, leiten. Helfen wird's nicht — und eben weil es nicht hilft, solltet ihr hier nicht bleiben, unnötigen Schmerzen, Beängstigungen, Erregungen ja vielleicht Beleidigungen und Gefahren ausgesetzt!"

„Um Gotteswillen, Paul, sprich nicht in diesem Tone," bat Felicitas. „Wenn ich dir wert bin, laß mich nicht glauben, daß du kein Herz für das große, namenlose Unglück hättest — was über uns und die arme Bevölkerung gekommen ist. Schlage meinem Vater nicht einen Schritt vor, den er nicht tun kann und wird, und der seiner unwürdig wäre."

„Du spielst leicht mit großen und harten Worten," unterbrach der Arzt seine Braut. „Weil ich dich liebe, muß ich dir sagen, daß dir und deinem Vater nötig ist, euch aus der krankhaften Empfindung zu reißen, die über euch Herr geworden ist. Es ist ja entsetzlich, daß es wider alle menschliche Voraussicht und trotz vollkommen

ausreichender Schutzmaßregeln zu dieser Katastrophe im ‚Gut-Heil‘-Schacht gekommen. Ich spreche gegen keine vernünftige Unterstützung, die man den Hinterbliebnen angedeihen lassen wird. Aber ich kann's nicht gelten lassen, daß ihr euch zugrunde richten müßtet, weil die armen Häuer verunglückt sind. Ihr seid — verzeihe mir! — im Augenblick nicht verständiger als ein Mensch, der einen Toten mit seinen Nägeln aus dem Grabe kratzen will.“

Da waren sie wieder: das überlegene, siegreiche Lächeln, der Blick, vor dem Felicitas so oft die Augen beschämt niedergeschlagen. Heute schlug sie diese nicht nieder, aber sie rang vergebens nach einem Wort, das ihr Gefühl ausgedrückt hätte. Und ehe sie noch etwas zu erwidern vermochte, führte ihr Vater den jungen Bergbeamten, mit dem er draußen schon eine kurze erregte Unterredung gehabt, ins Zimmer. Herr Hart hatte ein kluges Gesicht und verriet in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Teilnahme an dem schweren Mißgeschick des Hauses, in das er gesendet worden war. „Der Herr Bergamtsassistent will für diese Nacht auf unsre Gastfreundschaft verzichten,“ sagte Herr von Herther, nachdem er den Bergbeamten seiner Tochter und deren Verlobten vorgestellt hatte. „Sie wollen sofort hinauf zum Schachthaus, und ich darf Ihnen für die rasche Pflichterfüllung nur herzinnig danken, aber Sie nicht aufhalten. Ich wiederhole Ihnen, was ich schon gesagt, zu den Bohrversuchen wie zu dem Einführen eiserner Röhren in den Schacht gebe ich von vornherein meine Zustimmung.“

„Unbekümmert um die Kosten,“ betonte Herr Hart, dem ein Zug von Unzufriedenheit und Gereiztheit im Ge-

sicht des herzoglichen Leibarztes nicht entging. „Unbekümmert um die Kosten und als ein Versuch, für dessen Gelingen ich keine Garantie übernehmen kann.“

„Ich stelle Sie zum vornherein außer jeder Verantwortung,“ bekräftigte der Präsident. „Ihre Ansichten werden sich mit denen des Steigers Eckhold begegnen, eines klugen, tüchtigen Mannes, der mich, leider umsonst, lange zuvor vor einem ähnlichen Unglück gewarnt hat. Lassen Sie sich jetzt nicht durch uns aufhalten, ich selbst komme vielleicht noch einmal in dieser Nacht nach dem Werke hinauf!“

Diese Selbstanklage und das Lob des Steigers und die vorangegangene verschwendrische Vollmacht, welche Herr von Herther erteilt, und die letztausgesprochne Absicht, waren mehr, als Doktor Paul zu ertragen vermochte. Rasch und hart sagte er: „Möge dieser Herr Eckhold Ihr Vertrauen rechtfertigen. Hinter jedem großen Unglück kommen die Unken, die jahraus jahrein Unheil prophezeiten, zu unverdientem Ansehen. Gegen eine nochmalige Fahrt zu dem Schacht hinauf lege ich als Arzt und Sohn entschieden Protest ein. — Der von Ihnen gepriesene Steiger hat es deutlich genug gesagt, daß es Ihrer heute nicht mehr bedarf und die Erneuerung aller Erregungen in dieser Nacht würde wirklich an Selbstmord grenzen.“

Der Präsident schwieg auf diese Ansprache zu Doktor Pauls Überraschung still — er begnügte sich, mit einer kurzen Handbewegung anzudeuten, daß seine Angelegenheit die minder wichtige sei, und wandte sich zu dem Bergamtsassistenten zurück, dem er verbindlich mitteilte, daß ein Zimmer für ihn hier im Hause sofort bereit gestellt werden solle, daß er ihn aber jetzt nicht zurückhalten wolle

und könne. „Ich darf ja leider nicht glauben," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „daß Sie in dieser Nacht noch etwas zu tun vermögen, was die ungeheure Last von meiner Seele nimmt, aber Sie bemerken doch vielleicht einen Mangel in unsern Veranstaltungen und können uns mit Ihrer fachmännischen Einsicht einen nützlichen Rat geben."

„Ich werde nichts verabsäumen, Herr Präsident, und fahre sogleich nach Ihren Werken hinauf," sagte Herr Hart, indem er sich zum Gehen anschickte. „Hoffen Sie nicht zu viel, die Lage scheint mir nach Ihrem Bericht verzweifelt ernst."

„Sie ist es!" entgegnete Herr von Herther. „Und eben darum beschwöre ich Sie, setzen Sie alles ein, was Scharfsinn und menschliche Teilnahme in solchem Falle vermögen! Ich werde mein Leben hindurch jedem dankbar sein, der mir in diesen Tagen und in dieser Not Beistand geleistet hat!"

Er begleitete den jungen Bergbeamten hinaus, man hörte beider Stimmen noch von der Treppe herein und vom Flur heraufklingen. Doktor Paul und Felicitas waren wieder allein, sie standen einander stumm gegenüber und jedes schien dem andern das erste Wort überlassen zu wollen. In Felicitas' Seele wachte jede Mißempfindung, jedes Verzagen an Frieden und Glück, das sie seit ihrer Verlobung ergriffen hatte, eben neu auf, und doch war ihr Pflichtgefühl so lebendig, daß sie nochmals einen bittenden Blick auf den finster-schweigsamen Bräutigam richtete und leise mit weicher Stimme seinen Namen nannte. Paul Lohmer hörte auch aus diesem Anruf nur eine Mahnung heraus, sich willenlos in die überreizte Torheit des Präsidenten zu fügen.

Die Rückkehr Herthers ersparte es ihm, seiner Braut ein unholdes Wort zu erwidern. Der Präsident ging, sowie er eingetreten war, auf Felicitas zu und sagte in seiner alten gütigen Weise, über der ein Hauch der Trauer lag: „Geh jetzt zur Ruhe, Kind. Selbst wenn dich die Sorge nicht schlafen läßt, wird es gut sein, ein paar Stunden zu rasten. Der Himmel weiß, welche Anforderungen der kommende Tag an dich, an uns alle stellt."

„Und du, Papa?" fragte Felicitas, und ihre Augen wandten sich von dem finster dreinschauenden Verlobten ihrem Vater zu, während umgekehrt der Präsident auf seinen zukünftigen Schwiegersohn hinblickte und entgegnete: „Ich habe noch mit Paul zu reden, Felicitas — dann will auch ich einige Ruhe suchen. Ich werde in aller Frühe zu den Werken hinauffahren — und glaube, daß ich dich vorher schon wach finden werde."

„Gute Nacht denn, Papa — gute Nacht, Paul!" sagte Felicitas. Sie bot Paul nur ihre Stirn zum Kuß, es war ihr nach dem Gespräch von vorhin zu Mut, als begehe sie selbst damit eine Lüge. Der junge Arzt hatte sein kältestes Lächeln auf den Lippen, als sie von ihm schied, und noch in der Tür sah sie, daß er mit trotzigem Ausdruck und einer Haltung, die bei ihm immer harten Widerspruch weissagte, ihrem Vater gegenübertrat. Herr von Herther, dem zu andrer Zeit der kurze Abschied der Verlobten aufgefallen wäre, hatte heute weder Auge noch Ohr dafür, er harrte ungeduldig des Augenblicks, mit Doktor Lohmer allein zu sein. Sowie sich jedoch die Tür schloß, durch die Felicitas wegging, kam der Arzt der Ansprache des Präsidenten zuvor, indem er kühl anhob:

„Sie haben mit mir zu reden, lieber Papa; erlauben

Sie zuvor, daß ich Ihnen Kenntnis von dem Inhalt der Telegramme gebe, die ich vorhin aus Forstenburg erhielt. Ich muß morgen mit dem Frühzug nach der Residenz zurück — der Herzog ist kränker geworden und verlangt nach mir. Vielleicht, daß diese Tatsache unsrer Beratung eine andre Richtung gibt."

„In der Tat — sie ändert einiges an dem, was ich Ihnen sagen wollte," versetzte der Präsident, mühsam Atem holend und nach Fassung ringend. „Sie wollen reisen und mich hier allein lassen! — — — Der Herzog würde vielleicht, wenn er den ganzen Umfang des Unglücks kennte — Ihnen befehlen, hierher zu eilen. Doch ich will und darf Sie nicht zurückhalten, wenn Sie gehen wollen, gehen können. Zu beraten hatte ich mit Ihnen eigentlich nichts! Ich trug vielmehr eine Bitte auf den Lippen: in diesen Tagen und diesem Unheil gegenüber — mir keinen weitern Rat zu erteilen und mir vielmehr in allem, was die drangvolle Lage heischt und wozu mich die Pflicht treibt, keinen Widerspruch entgegenzusetzen. Ich empfinde ja leider mit Schmerz, daß Ihre Anschauung von dem, was ich meinen so schmählich in Not und Tod gestürzten Arbeitern schuldig sei, weit von der meinen abweicht. Ich mache Ihnen daraus so wenig einen Vorwurf, als aus der Entschiedenheit, mit der Sie bei der vorgestrigen Beratung über die Neuzimmerung des ‚Gut Heil'-Schachtes meine Besorgnisse bekämpft haben. Mir aber werden Sie, nachdem die entsetzliche Katastrophe so eindringlich für mich gesprochen hat, nicht verargen, daß ich Sie bitte, mir nicht wieder in den erhobenen Arm zu fallen. Ich werde jetzt nur noch tun, was mein Gewissen und meine eigne Einsicht, wie schwach sie immer sei, mich als das Rechte erkennen lassen. Doch ist's un-

nötig, daß wir dies des breitern erörtern, wenn Sie nach Forstenburg zurückgehen und dort den guten oder schlimmen Ausgang vernehmen, wird es Ihnen ja ziemlich gleichgiltig sein, was wir hier getan und gelassen haben. Daß Sie mir das beste Ende all dieses Unheils wünschen, bezweifle ich nicht!"

In Paul Lohmers Seele wallte, während Herr von Herther sprach, ein Gefühl der Erbitterung auf. Es war unerhört, wie dieser alte Mann, den er so lange mit einem Blick seines Auges, einem gefälligen Klang seiner Stimme gelenkt hatte, ihm jetzt gegenübertrat. Er sagte sich in rascher Überlegung, daß das ganze Verhältnis zum Präsidenten und selbst das zu Felicitas keinen Wert für ihn habe, wenn er es mit der Selbstverleugnung erkaufen müsse, die heute und hier von ihm gefordert wurde. Ohne zu zögern, aber mit einem Versuch, den alten Ton anzuschlagen, dem der Präsident nie widerstanden, entgegnete der junge Arzt:

„Wir sind freilich viel weiter voneinander, als ich je für möglich gehalten hätte und als Sie selbst ahnen. Sie sind geneigt, mir aus der Abreise von hier, die durch meine nächste Pflicht gefordert wird — einen Vorwurf zu machen, ich bin überzeugt, daß Ihr und Felicitas' Wohl erfordert, oder wenigstens aufs äußerste rätlich macht, daß Sie mit mir Weidenwald verlassen. Ich hoffe, Sie vermögen mich wenigstens in alter Weise anzuhören und meine Gründe in Erwägung zu ziehen!"

„Nein, Paul, ich vermag es nicht," versetzte Herr von Herther. „Einen Vorschlag, wie Sie ihn zu machen gedenken, darf ich selbst nicht anhören, weil ich in keinem Falle hier vom Platze weichen werde, als bis die traurige Angelegenheit entschieden ist."

„Sie ist aber entschieden,“ sagte Doktor Lohmer mit hörbarer Ungeduld. „Ich will keiner Maßregel widersprechen, die Sie treffen, um Gewißheit zu erlangen, aber mehr als trostlose Gewißheit gibt es hier wahrlich nicht. Sie können im Ernst nicht glauben, daß einer von den hundertundzwanzig Verschütteten am Leben ist, oder wenn in dieser Stunde noch einer und der andre lebt, daß er bis morgen oder übermorgen um die Zeit, wo die Ihren vielleicht bis zu ihm dringen, ausdauern kann. Wenn es der Arbeiterbevölkerung gegenüber vielleicht notwendig ist, die fromme Lüge einer möglichen Rettung noch einen oder einige Tage aufrecht zu erhalten, um den ersten Schmerz und die törichte Erbitterung verrauchen zu lassen, wozu sich selbst belügen? Da es aber so ist, hat Ihr Bleiben hier manche Unzuträglichkeiten, denen Sie am besten dadurch ausweichen würden, wenn Sie mit Felicitas einige Wochen nach Forstenburg gingen, Sie vermögen auch von dort aus für die Hinterbliebenen der Verunglückten zu tun, was Sie für notwendig erachten.“

Herr von Herther ging nicht mehr im Zimmer auf und ab, wie er vorhin getan, er war Doktor Paul gegenüber stehen geblieben und blickte mit einer innern Bewegung, der er trotz seines Vorsatzes nicht Herr zu werden wußte, auf den jungen Mann, den er so hoch gehalten, so gut zu kennen geglaubt hatte und der ihm jetzt beinahe ein Gefühl des Abscheus einflößte. Er hatte eine Anwandlung, den Besinnungslosen zur Besinnung zu bringen, zu sich selbst zurückzurufen und versetzte daher hastig:

„Doktor — Doktor — wie können Sie den Anschein annehmen, so ganz herzlos und teilnahmlos, so brutalegoistisch zu sein, wie Sie sprechen? Es ist ja, als hätten

Sie ganz vergessen, daß es noch am Samstag Abend in unsrer, gestern morgen in Ihrer Hand gelegen hätte, die Verschütteten vor ihrem grausamen Schicksal zu bewahren. Muß denn alles Unheil zusammenkommen und ich just heute einer Sinnesweise bei Ihnen begegnen, die mir sträflich erscheint, mich für das künftige Schicksal meiner Felicitas zittern macht!"

„Ich bin immer, der ich war!" entgegnete Doktor Paul in seinem schneidigsten, kältesten Tone. Er dachte im Augenblick viel weniger daran, den Widerstand des Präsidenten zu besiegen, als diesen kindisch gewordenen alten Mann seine Überlegenheit fühlen zu lassen. „Sie sind es, dem die Wucht des Unglücks den Sinn verstört und alle Fassungskraft raubt, Sie vergessen, was Ihnen sonst als Höchstes gegolten hat, und was ich unablässig im Auge habe: ein festes, unantastbar respektables Haus, eine selbstbewußte Unabhängigkeit! Ich bin es, der festhält, was Ihnen heute nichts mehr zu gelten scheint. Sie gehen zu weit in Ihrer Besorgnis und Furcht, Sie vergessen über den Verunglückten, deren Los ich ja aufrichtig beklage, sich selbst und die Ihren. Sie haben heute Veranstaltungen getroffen, die Ihnen Tausende kosten müssen — Sie scheinen geneigt, weitere Tausende an ganz aussichts- und hoffnungslose Rettungsarbeiten zu wenden, Sie sind in einer Stimmung, in der ich fürchten muß, daß Sie, weil irgend eine unerklärte Naturgewalt eine traurige Katastrophe veranlaßt, Ihre sämtlichen Kohlenschächte für ungenügend angelegt erachten und Unsummen an Verbesserungen wenden werden, die jeden Ertrag Ihrer Werke auf Jahre illusorisch machen müßten! Ich maße mir kein Recht an, in Ihre Handlungen einzugreifen, aber ich bin es Ihnen schuldig, Ihnen meine Meinung nicht zu verhehlen!"

Herr von Herther stand noch immer wie gebannt, die Worte des Arztes schlugen an sein Ohr und jedes brachte eine Erschütterung in ihm hervor. Die unheimliche Empfindung, die er heute so vielmal zurückgedrängt, kam jetzt mit aller Macht über ihn, daß Paul Lohmer ein andrer sei, als er ihn seither gesehen. Nicht vom Antlitz des jungen Freundes fiel die Maske, er hatte recht, er war immer der gewesen, der so sicheren Blickes, so selbstbewußt vor ihm stand, von seinem eignen Auge löste sich eine dichte Binde. Er dachte gleichwohl an Felicitas und versuchte noch einmal ruhig zu Paul zu sprechen:

„Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie mein Prinzip der Familie so mißverstanden hätten, daß Sie mich je für fähig hielten, die heiligsten und nächsten Pflichten zu dessen Gunsten zu verleugnen. Auch mir macht es keine Freude, daß ich die Ordnung in meinen Verhältnissen, die ich ein Leben hindurch bewahrt habe, jetzt vielleicht in wenigen Tagen zerrütten muß. Ich wußte wohl, warum ich widerstrebte, die Loriussche Erbschaft anzunehmen und in einen Kreis ganz neuer Pflichten einzutreten! Mir ahnte, daß mich die Übernahme der Werke in Dinge verstricken würde, wie die, die mir dieser furchtbare Tag gebracht hat! Sie haben damals mein Widerstreben besiegt. Um Ihretwillen, um Ihnen mit Felicitas' Hand auch ein äußeres Glück zu geben, habe ich die ungewohnte Last auf meine Schultern genommen — es wäre an Ihnen, mich jetzt, wo sie mich zu erdrücken droht, nach Kräften zu unterstützen!"

„Aber was will, was tue ich denn anders?" brauste Doktor Paul auf. „Folgen Sie meinem Rat, übergeben Sie die Weiterleitung der Angelegenheit dem herzoglichen

Bergbeamten und dem Generalinspektor Mertel, die kälteren Blutes sind, und entschließen Sie sich, mit Felicitas und mir abzureisen, so werden Sie in zwei, drei Tagen sicher von dem Unglück noch schmerzlich bewegt, aber doch wieder im Gleichgewicht Ihres Wesens sein."

Herr von Herther hörte die Erwiderung Pauls mit gesenktem Haupte an, der Arzt blickte gespannt nach ihm hin — er glaubte wiederum gesiegt und den Präsidenten zu seiner Auffassung bekehrt zu haben. Sowie Herr von Herther den Kopf hob, wußte Doktor Lohmer das Gegenteil — es war ein Ausdruck von Schmerz, verhaltener Entrüstung und tiefer Enttäuschung in den Zügen des Präsidenten, der Doktor Paul — nur flüchtig — mit einer Art Scheu erfüllte. Herr von Herther sagte langsam und als ob die Worte mit Mühe über seine Lippen glitten:

„Ich höre aus allem, was Sie zu mir sprechen, heraus, daß wir uns in dieser unseligen Frage nie verstehen werden, Doktor Lohmer, und ich fürchte — fürchte, daß ich Sie in vielem andern mißverstanden habe. Es fällt plötzlich ein Licht auf den Weg zurück, den wir gemeinsam gegangen sind, und ich muß die Schwäche bekennen, daß ich mein Wollen und Fühlen nur zu oft in Sie hineingetragen habe, daß ich tausendmal hätte wissen können, was ich jetzt zu meinem tiefsten Schmerz weiß."

„Sagen Sie lieber Ihr Wähnen und unklares Wünschen!" fiel Doktor Paul hastig ein. „Ich habe Ihnen nie eine Sinnesweise geheuchelt, die den Jammer der Welt mit Gefühlssalbe heilen will, und mich willig dem harten Gesetz unsrer Zeit unterworfen, daß jeder zu Boden muß, der einen Augenblick sich selbst vergißt.

Ich nahm an, daß Sie, nur minder klar und bestimmt, von gleicher Gesinnung beseelt wären, und Sie sind es auch, das heutige Unglück hat Sie nur momentan überwältigt. —"

„Nein, nein und aber nein!" rief Herr von Herther laut und heftig und mit einer Gebärde unverhohlenen Abscheus. „Wenn in Ihrer Seele das heilige Mitleid und die Pflichttreue, die das eigene Behagen und Gedeihen opfern kann, keinen Raum haben, so nähern wir uns nie wieder. Ich halte Sie hier nicht — ich glaube, daß es in den nächsten Tagen für mich und für Sie besser ist, wir sind jeder allein. — Aber sagen muß ich Ihnen in dieser schweren Stunde noch, daß das, was mich bisher mit Stolz und Glück erfüllte, mein Kind Ihrer Obhut anvertraut zu haben, nun eine Ursache schwerster Beunruhigung, tiefer Sorge für mich geworden ist. Wohin treiben Sie mich, Doktor Paul, warum tun Sie mir das?"

Doktor Lohmer fühlte keine Neigung, dem schmerzerfüllten Manne die milde Antwort, nach der er sich sehnte, zu geben. Die Erbitterung über die plötzliche Selbständigkeit des Präsidenten überwog in ihm jede Empfindung, er erschien sich selbst töricht und armselig, nicht einmal diesen Mann bis ans Ende nach seinem Wunsch lenken zu können. An Felicitas dachte er im Augenblick nicht — doch mehr wie einmal hatte ihn an diesem Abend der Gedanke durchzuckt, daß er mit seinem ersten, so klug erwogenen Schritt ins Haus des Präsidenten und mit seiner beharrlichen Werbung um die schöne Tochter falsch gehandelt habe. Entschlossen, Herrn von Herther jetzt noch herber, noch rücksichtsloser als zuvor gegenüberzutreten, ward er an jeder Erwiderung

verhindert. Denn die gleiche Tür, durch welche Felicitas vorhin hinweggegangen war, öffnete sich — das junge Mädchen trat ein und wandte sich, Paul nur mit einem vorwurfsvollen Blick streifend, zu ihrem Vater, den sie in die Arme schloß und an dessen Schulter sie ihr Haupt lehnte.

„Ich kann nicht ruhen," sagte sie mit wehmütigem Ernst. „Ich hörte euer heftiges Gespräch im Nebenzimmer, ich hoffte von Minute zu Minute, daß Paul sich besinnen und erkennen würde, was er dir schuldig ist. Er hat durch seinen Rat die ungeheure Verantwortung auf deine Seele geladen — er muß sie dir abwälzen helfen, wenn er mich je geliebt hat!"

„Du würdest besser getan haben, zu Bett zu gehen, als dich unnötig zu erregen!" versetzte Doktor Paul, den Felicitas' Erscheinung und ihr bleiches, schmerzüberhauchtes Gesicht mehr reizte, als zur Besinnung brachte. „Mein Unrecht ist gewesen, daß ich deinem Vater abriet, einige tausend Taler wegzuwerfen, und ein unliebsamer Zufall mir nachträglich unrecht gibt. Ich bin müde, die Verstimmung über das Unglück des Tages auf mich gewälzt zu sehen. Es ist heute hier alles, wie in der Komödie: jedes Wort der Vernunft vermehrt den Wirrwarr. Vielleicht sehen die Dinge bei Morgenlicht anders aus, als jetzt. Wenn du keine Ruhe finden kannst, ich bedarf ihrer gar sehr! Gute Nacht, Herr von Herther, — gute Nacht, Felicitas!"

Er ging nach der Tür des Speisezimmers, durch welche er das von ihm bewohnte Gemach am ersten erreichen konnte. Der Präsident, der in den letzten Minuten vor innerer Entrüstung gezittert hatte, eilte ihm nach und sagte mit blitzenden Augen:

„Doktor Lohmer, Sie gehen von uns — Sie gehen, wie Sie es wollen, wie wir's für unmöglich hielten! — Sie scheiden auf Ihre Gefahr — ich weiß nicht, wie ich den Mann wieder willkommen heißen soll, der mich und mein Kind in solcher Stunde so zurückläßt.“

Der junge Arzt wandte sich nur halb nach dem erregten Sprecher um: „Ich gehe jetzt, damit nicht härtere Worte zwischen uns fallen. In einigen Tagen, wenn Sie mir recht geben müssen, wird Ihnen und Felicitas leid tun, wie Sie mir begegnet sind. Wir kommen heute zu keiner Verständigung, so aufrichtig ich das bedaure! — ich werde Ihnen schreiben und hoffe von Ihnen Besseres zu hören. Gute Nacht, Herr Präsident, gute Nacht, Felicitas!“

Er schritt hinaus und hatte nicht die Empfindung und nicht den Vorsatz, daß es das letztemal sein sollte — aber er wollte Herrn von Herther ins Unrecht setzen und den Verlauf der Katastrophe abwarten. Trieb der Präsident in seinen Ruin hinein, so war Paul Lohmer durch die Festigkeit, die er in diesem Konflikt gezeigt, in leichtester Weise frei, und kam es nicht soweit, so stand es nur bei ihm, wieder anzuknüpfen, wenn er es noch der Mühe wert erachtete. — Herr von Herther sah ihm durch die Tür nach, als geschehe Unglaubliches — aber ein schmerzlicher Ausruf seiner Tochter brachte ihn rasch zu dieser zurück. Felicitas war schluchzend zusammengesunken, sie kniete am Boden und streckte die Hände, wie Herr von Herther meinte, ihrem Vater flehend entgegen. Er beugte sich erschrocken zu ihr herab und sagte mit angstvollem Ton: „Felicitas, meine Felicitas, was habe ich getan?! Du liebst ihn und kannst ihn nicht mehr entbehren?!“

Das weinende Mädchen machte eine heftig verneinende Bewegung. „Ich bat den Himmel, daß der nie wiederkehre, der so gegangen ist! —“ schluchzte sie. „Wir sind frei, sind erlöst von ihm, Vater — laß uns frei bleiben, und wir werden zusammen auch diese Not bestehen!“

Herr von Herther blieb einige Minuten sprachlos, der plötzliche heftige Gefühlsausdruck seiner Tochter betäubte, bestürzte ihn und ließ ihn doch zugleich erleichtert aufatmen. Er wußte nur zu gut, wie Felicitas neben ihrem Verlobten gestanden hatte und welche bittere Selbstüberwindung in dem Tränenstrom endete, dem sie jetzt freien Lauf ließ. Jetzt, wo ihn die Erschütterung des Tages mit einem Male den klaren Blick für den Wert der Menschen und Dinge zurückgegeben hatte, überwallte ihn die Erinnerung, daß er es gewesen sei, dem zu Liebe Felicitas sich an Paul Lohmer gebunden hatte, mit fliegender Glut. Und doch blieb die Gewohnheit eines langen Lebens selbst in dieser Stunde noch mächtig in dem erschütterten Manne, dumpf sprach er mehr vor sich hin, als zu Felicitas:

„Was wird die Welt sagen — wenn zu unserem schweren Unheil auch noch der Bruch mit ihm kommt?“

Felicitas faßte ihres Vaters Hand und trocknete rasch ihre Tränen. „Laß es dich nicht kümmern, was sie sagt — laß uns nur daran denken, wie elend wir geworden wären, wenn du heute nicht endlich Doktor Lohmers wahre Natur erkannt hättest! Vielemal habe ich ihn so gesehen und gehört, wie du vorhin, und immer ist es mir dann gewesen, als könne ich seine Frau nicht werden. Aber du liebtest ihn und hieltest ihn hoch — ich wäre ihm doch verfallen, wenn uns dies furchtbare Unglück nicht getroffen hätte.“

Ein Schauer ging durch Felicitas' schlanke Gestalt, ihr Vater, an dem sie sich aufrecht hielt, verstand wohl, was er zu bedeuten habe. Sie schrak vor dem Gedanken zurück, daß das Unheil anderer ihr eine Befreiung bringen sollte. In ihm selbst wogten widerstreitende Empfindungen, nur das eine fühlte er mit Felicitas, daß das alte Verhältnis zu Paul Lohmer nicht wiederkehren könne. Indem der Präsident auf die schmerzerfüllten Züge seiner Tochter blickte, überkam ihn ein tiefes Grauen vor der eigenen Kurzsichtigkeit und Härte. Und dann überwältigte doch wieder die allmächtige Sorge des Tages jedes andere Empfinden:

„Wenn uns der Morgen nur ein tröstliches Wort vom ‚Gut-Heil'-Schacht brächte! Alles andere ist ja nichtig gegen das! Aber wir müssen etwas zu ruhen versuchen — gute Nacht, Felicitas!“

Sie erwiderte innig, aber stumm, ihres Vaters Umarmung, dann verließen beide das Zimmer. Felicitas war es wie ein schwerer Traum, daß Paul Lohmer noch unter einem Dache mit ihr weile, und ihr jeden Augenblick begegnen könne. Sie vermochte keine Freude über ihre Befreiung zu empfinden, doch es tat ihr wohl, daß sie in den schweren, dunklen Tagen, die sie vor sich liegen sah, nur um den geliebten Vater sorgen, ihm ungeteilt ihre schmerzliche Teilnahme, ihre Zärtlichkeit widmen dürfe. Bald verhallte auch ihr leichter Tritt und über dem Herrenhaus von Weidenwald lag die friedliche Ruhe einer milden, dunklen Spätsommernacht, deren kurze Stunden rasch verrannen und sich doch den Schlaflosen im Haus endlos hinzudehnen schienen. —

In erster Frühe schon war Felicitas wieder im Garten und erfrischte sich in der Morgenkühle von dem

unruhigen Halbschlummer und dem leidvollen Wachen der vergangnen Nacht. Das Tal lag noch grau, lichtlos und in tiefer Stille vor ihr, über den bewaldeten Anhöhen, die zu der Hochfläche mit den Kohlenwerken emporstiegen, blitzte der Morgenstern, und sie empfand eine tiefe Wehmut beim Gedanken an die Männer, die dies Gestirn öfter gesehen als sie, und es heut' nicht und vielleicht nie mehr sehen sollten. Sie lauschte aufmerksam den ersten Lauten des Tages — aus dem Dorfe klangen Hundebellen und Hahnenrufe an ihr Ohr, von der Landstraße hallten schon feste eilige Schritte herüber, und sie sagte sich, daß die gleiche Unruhe, die sie so früh aus ihrem Zimmer gescheucht hatte, die Männer, die dort gingen, nach der Unglücksstätte emportreibe. Wie sie diese zu erkennen, ihnen nachzublicken versuchte, fiel ihr Auge auf eine dunkle Wolke, die mit purpurnen Säumen über den Himmel zog. Sie wußte selbst nicht, warum sie dieser Botin des Tagesgestirns so teilnehmend, fast sehnsüchtig entgegen schaute — als wäre das kommende Licht schon eine Hoffnung. Dann fiel ihr die Eisenbahnstation in die Augen und sie erinnerte sich, daß Paul Lohmer erst eine Stunde später abreisen könne und sie ihn an diesem Morgen vielleicht noch sehen und sprechen müsse. Sie bangte nicht davor, denn sie wußte, daß er kein Wort zu ihr sprechen würde, was ihr den Entschluß, sich auf immer von ihm zu trennen, erschweren konnte. Selbst wenn es ihm gelänge, ihren Vater noch einmal zu täuschen, für sie war keine Rückkehr zu dem möglich, der vor der Welt noch ihr Verlobter hieß.

Und doch, so fest sie sich fühlte — es ward ihr leichter zu Mut, als eine Viertelstunde später die alte Magdalene zu ihr in den Garten kam und ihr ein paar

kurze Zeilen Doktor Pauls überbrachte. Die Dienerin hatte ihre junge Herrin noch in deren Schlafzimmer gesucht und sagte, da sie Felicitas im Garten fand, mit einer gewissen Hast: „Der Herr Doktor wollte bloß den Schlaf des gnädigen Fräuleins nicht stören, er ist eben erst aus dem Hause, wenn ich ihm nachlaufe und ihm sage, daß Sie bereits wach sind, Fräulein Feli, wird der Herr Bräutigam gern noch einmal zurückkommen!" Felicitas zwang sich zu einem Lächeln und untersagte der Alten den wohlgemeinten Eifer, dann ging sie still den Rebengang hinab, der an der rechten Seite des Gartens hinlief und überlas im Gehen Paul Lohmers kurze Zeilen: „Ich gehe, um Dich und Deinen Vater nicht zu wecken, sogleich zur Station und muß leider allein reisen. In ein bis zwei Tagen, wenn Ihr die Gewißheit über den Ausgang der traurigen Katastrophe habt, die nicht ausbleiben kann, werdet Ihr selbst finden, daß es am rätlichsten sei nach Forstenburg zu kommen. Die einzige Genugtuung, die ich für die Unfreundlichkeit, mit der mir gestern begegnet ward, erwarte und fordre, liegt in der Befolgung meines wohlgemeinten Rates."

Da war nichts Tröstliches wie nichts Drohendes — Felicitas fühlte sich von diesem Abschiedsgruß kälter durchschauert, als vom Morgenhauch, der in ihrem Haar spielte und ihr die blassen Wangen röten wollte. Eben hatte sie die Zeilen noch einmal durchgelesen, als Herr von Herther die Treppe, die von der Galerie in den Garten führte, herabkam und sie voll Ernst und Trauer begrüßte. Doktor Pauls Brief las er, und es zuckte bitter um seine Lippen, aber er äußerte nicht ein Wort über die kalt rechthaberischen Zeilen. Er ging neben Felicitas

im Garten auf und nieder — in sichtlicher Spannung Nachrichten vom Schacht erwartend. Als eine halbe Stunde später das Geläut an der Bahnstation, der Pfiff der Lokomotive und das Rollen eines davonbrausenden Zuges durchs Tal klangen, barg er gleichwohl seine Bewegung nicht, und Felicitas fühlte, als ihr Vater plötzlich ihren Arm nahm, daß er meinte sie stützen zu müssen. Sie zitterte nicht für sich und nicht um den, der sie trotzig und selbstbewußt verließ, sondern nur um den Vater. Denn Herr von Herthers Gesicht trug an diesem Morgen tiefe Spuren der schweren Seelenkämpfe, die ihm der gestrige Tag und die Nacht gebracht hatten. Felicitas fühlte, indem sie in seine Augen blickte und die gebeugte Haltung sah, in der er neben ihr schritt, daß er jetzt, nachdem er von seinem Ratgeber so plötzlich befreit war, sich jede Schuld beimesse, und sich, so heftig er Paul Lohmer zürnen mochte, den Anforderungen des heraufdämmernden schweren Tages gegenüber, allein, völlig allein fühle!

Herr von Herther, den es zwischen den taunassen Büschen fröstelte, wollte eben das Haus wieder aufsuchen, und sprach davon, nach den Steinkohlenwerken hinaufzufahren, als der Bergamtsassistent Hart und der Steiger Eckhold, die er schon ungeduldig erwartet hatte, in den Garten eintraten. Ihr erster Anblick weckte eine plötzliche gleichsam jähe Hoffnung in ihm, er ging ihnen rasch entgegen. Beim Näherkommen sah er wohl an den Gesichtern beider Männer, daß sie ihm wenig Freudiges zu melden hatten. Der Steiger berichtete, daß im Schacht „Gut Heil“ in der Nacht sich nichts besonderes ereignet habe, daß aber beim ersten Tagesgrauen nochmals ein Nachsturz, wie es scheine ein minder bedeutender, erfolgt

sei. Die Bohrmaschine sei aus den benachbarten Werken herbeigeschafft worden und sollte ihre Tätigkeit alsbald beginnen. Gegen Morgen habe man wieder eine Tonne in die Tiefe hinabgelassen, aber kein Lebenszeichen aus derselben erhalten, so daß nun die einzige schwache Hoffnung auf das Durchdringen von oben herein beruhe. Der junge Bergbeamte bestätigte mit ernstem Blick jedes Wort des tüchtigen Steigers, auch er schien in vergangner Nacht keine Ruhe gefunden zu haben und sah äußerst erschöpft aus. Aber er sprach nur davon, eine Stunde zu rasten und dann zum Schacht zurückzukehren, wo die Arbeit dieses Tages für den Ausgang entscheidend werden mußte. Der Präsident hörte mit düstrer Spannung den Bericht und entschied sich, daß er mit Eckhold selbst auf der Stelle nach dem Werke aufbrechen wolle. Inzwischen schien jeder der beiden Männer noch etwas auf der Seele zu haben, was er in des andern und in Felicitas' Gegenwart Herrn von Herther nicht vertrauen mochte. Der Bergamtsassistent gewann es zuerst über sich, den Bergherrn ein wenig abseits zu führen und ihm zu sagen:

„Ich fürchte, daß die Bohrmaschine den Dienst versagt und auf alle Fälle zu langsam arbeitet, um die Verschütteten noch zu retten. Da ich nichts Besseres vorzuschlagen weiß, so muß ich dem Gedanken Ihres Steigers zustimmen, auf einen glücklichen Erfolg aber wage ich nicht zu rechnen und halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu den möglichen Opfern in keinem Verhältnis steht. Es ist ein furchtbares Schicksal für die Ärmsten, um so furchtbarer, als es durch bessere Zimmerung des Schachts abzuwenden war!"

Herr von Herther empfand die letztere Äußerung Harts abermals wie einen betäubenden Schlag. Er vermochte nichts zu erwidern, als die gestammelten Worte: „Ich bin zu jedem Opfer bereit! Fragen Sie nicht nach den Kosten — tun Sie, was sich tun läßt, ohne alle Rücksicht auf mich!“ Und dann wandte er sich erschüttert ab, der junge Bergbeamte nickte ganz unmerklich und sagte vor sich hin: „Ja nun — nun!“ Herr von Herther kehrte zu dem Steiger zurück, er mußte sich zwingen, seinem Schritt und seiner ganzen Haltung Festigkeit zu geben. Sobald er näher kam, verließ der Steiger Felicitas, bei der er bisher stehen geblieben war, und flüsterte hastig:

„Herr Präsident, es wird notwendig sein, daß Sie beim Kreisamt in Wellerswaldau um Verstärkung der Gendarmerie bitten. Unter den Bergleuten, die nicht an den Arbeiten im ‚Gut Heil‘-Schacht helfen können, grollt's und kocht's. Der Schmerz, die Angst und die Verzweiflung machen die meisten unsinnig! Wenn der Generalinspektor Mertel nicht das Weite sucht, kann es ihm schlimm ergehen, wir vermögen nichts dagegen — haben Besseres zu tun, als den zu schützen! Für Sie und Ihr Haus möcht' ich die Gendarmen hier wissen. Die letzte Untersuchung des ‚Gut Heil‘-Schachtes am Sonntag durch Ihren Herrn Schwiegersohn hat böses Blut gemacht. Es gibt eben Kerls, die weder Vernunft noch Dankgefühl haben und bei dem Unheil alles vergessen, was Ihnen die Knappschaften schon schuldig geworden sind. Wenn der Herr Doktor heute nicht gerade immer neben Ihnen wäre! —“

„Herr Hofrat Doktor Lohmer ist vorhin nach Forstenburg zurückgereist,“ unterbrach der Präsident den verlegen werdenden Steiger.

„Wirklich! Nun, um so besser!“ entgegnete Eckhold, ohne seine Betroffenheit verbergen zu wollen. „Der Herr Doktor kann ja nichts dafür, daß ihm die Steiger nach dem Munde geredet haben! Hätte er nur nicht damit gedroht, daß Sie alle Arbeiter entlassen würden, sobald eine Reparatur in der Schachtzimmerung notwendig werde. Das frißt und schwärt nach Herr Präsident! Aber wir werden ja die Ingrimmigen wohl abhalten können, Schande auf uns zu bringen. Nichts für ungut, Herr, ehe Sie einspannen lassen, will ich ein Wort mit der Frau Holm reden, die meinen Leuten droben ein Warmbier schaffen muß.“

Der Steiger und Herr Hart, der sich auf einem Seitengang wieder genähert hatte, verließen zu gleicher Zeit den Garten. Der Präsident eilte mit einer Art Ungestüm auf die kleine Erhöhung zu, über die der alte Lindenbaum seine Äste streckte — er wollte an dieser lauschigsten einsamsten Stelle des Gartens allein sein mit seinem von Weh und bittern Empfindungen übervollen Herzen. Felicitas folgte ihm, von dunkler Besorgnis getrieben auf dem Fuße. Sie sah, wie ihr Vater gleichsam suchend in das weite, stille Tal hinausblickte und dann mit klagendem Laut vor sich hinsprach: „Nur einen, einen Menschen voll Jugendkraft und Jugendmut, der mir zur Seite stünde! Nur einen, dem ich ganz vertrauen dürfte, der fühlte wie ich und wagen könnte, was ich nicht mehr zu wagen vermag!“ — Herr von Herther schlug die Hände vor das Gesicht, er fühlte in dieser Minute, daß die weite Welt den Menschen nicht trage, dessen er jetzt bedurfte.

In Felicitas' Seele aber wogte und zuckte es, wie in der dunklen rotangehauchten Wolke über dem Herlaswald

und wie dort ein goldner Blitz und danach eine Garbe flammender Lichtstrahlen durchbrach, schoß blendendes Licht durch ihren Sinn — sie faßte beide Hände ihres Vaters, dunkles Rot übergoß ihr bleiches Gesicht und sie rief selbstvergessen: „Du hast recht — du bedarfst seiner — ruf Erich Franken herzu, ruf ihn zu dir!“

Herr von Herther starrte mit ungewissem, halberschrocknem, halbstrengem Blick auf sein Kind — er fürchtete die Erschütterung des gestrigen Tages habe sie des klaren Denkens beraubt. Aber ehe er die Lippen zu öffnen vermochte, fuhr sie in einem Tone fort, der ihm durchs Herz schnitt: „Fürchte nicht, daß ich an mich gedacht habe! Selbst heute und jetzt hätte ich ihn nicht vor dir zu nennen vermocht, wüßte ich nicht durch Doktor Lohmer, daß er gebunden, verlobt, in ein neues Leben eingetreten ist. Aber ich weiß auch, daß er der Mensch bleibt, der sich alten Freunden in ihrer tiefsten Not nicht weigern wird, der dir sein und geben kann, was dich aufrecht erhält. Er muß noch mit Max Lohmer in München sein — rufe ihn herzu!“

Herr von Herther suchte sich zu sammeln und wehrte Felicitas' flehend erhobne Hände ab. Es war ihm, als werde er jedem gewohnten Boden entrissen und treibe auf eine wilde uferlose Flut hinaus und doch hatte der Gedanke, den Felicitas' bebende Lippen wiederholt aussprachen, den Hilflosen bereits ergriffen. — Er sah mit einem Male Erich Frankens Gesicht vor sich, wie er es in den ersten Tagen der Begegnung mit ihm voll warmen Anteils und innrer Freude gesehen, die Erinnerung an die Brandnacht in Forstenburg schoß durch seinen Sinn, er mußte sich auf die Mauer stützen, um aufrecht zu bleiben. Und dann sagte er leise:

„Felicitas! Erich Franken und ich! — alte Freunde! Wenn ich alles beiseite setze, was gegen deinen unbedachten Rat aufschreit — und wenn es mit ihm steht, wie du sagst — kannst du im Ernst glauben, daß er kommen wird?“

„Ich glaube es fest,“ versicherte das Mädchen mit einer ruhigen Zuversicht, die Herrn von Herther ergriff. „Als wir uns im Herbst auf dein Geheiß für immer trennten, faßten wir auch wohl ins Auge, daß eines von uns des andern in Freundschaft bedürfen könne. Wir wähnten, daß es lange Jahre währen müsse, bis das einmal notwendig werde. Nun es so gekommen ist, haben wir keine Wahl, glaube das eine Mal der Stimme, die in mir spricht, rufe Erich an deine Seite, laß mich ihn rufen!“

„Und du?“ fragte der Präsident. „Wenn ich in der Gefahr des Sinkens nach dem Balken fasse, den du mir zeigst, was wird aus dir! Willst und kannst du neben ihm stehen, der eine neue Liebe gefunden hat?“

„Er wird kommen, weil du seiner bedarfst, und wird gehen, sobald er es vermag,“ entgegnete Felicitas mutig. „Ich will nichts, als dir helfen und ihn glücklich sehen. Ich habe die Zuversicht, daß er, wenn es hier Hilfe gibt, sie bringen wird; ich bitte dich noch einmal, Vater, folge meinem Rat. Wir senden ein Telegramm an ihn, das ihm alles sagt — du sollst sehen, wie ich ihn rufe.“

Herr von Herther erwiderte nichts mehr, er ging still und mit einem Ausdruck von Willenslosigkeit neben Felicitas, die ihn dem Hause zuführte. Hier fand er den Steiger Eckhold bereits seiner harren. Er wollte noch ein Wort zu Felicitas sprechen — sie war bereits in ihr Zimmer enteilt. Der Wagen rollte vor das Haus und

der Steiger begriff nicht, warum der Präsident noch zögere, einzusteigen. Herr von Herther ging mit wachsender Unruhe auf dem Flur auf und ab — schon nach einigen Minuten erschien sein Kind wieder, ein Blatt in der Hand — das sie ihm — ein siegreiches Lächeln auf dem blassen Gesicht — überreichte. Er las aufmerksam, prüfte gleichsam jeden Buchstaben:

„Baumeister Erich Franken. München. Briennerstraße. Die furchtbare Katastrophe in unserem Kohlenwerke ‚Gut Heil' macht meinem Vater den Beistand eines jüngeren Freundes, auf dessen Herz und Opfermut er ganz bauen kann, zur dringendsten Notwendigkeit. Wenn es eine Möglichkeit für Sie gibt, zu kommen, so eilen Sie angesichts dieses zu uns! Jede Stunde Verzug raubt eine Hoffnung der Hilfe! Im Namen meines Vaters bitte ich Sie, sich als unser Freund zu erweisen. Herzliche Grüße Ihrer holden Braut — die, wie ich fest vertraue, nicht zögern wird, Sie in diesem einen Falle zu uns zu entsenden! In fester Zuversicht Ihres Kommens.
Felicitas von Herther."

Der tiefgebeugte Mann ließ das Blatt fallen und umfaßte plötzlich mit einer schmerzlichen Bewegung seine Tochter: „Felicitas, mein armes, armes Herz, wenn der Freund, den du rufst, nicht kommt, so bist du morgen um so viel ärmer an Zuversicht, an Selbstgefühl und frommem Glauben, als dein Vater seit gestern ist!"

„Aber er wird kommen!" rief Felicitas und das Leuchten einer unerschütterlichen gläubigen Zuversicht erhellte wiederum, wie vorhin im Garten, ihr blasses, verweintes Gesicht. Herr von Herther ließ sie aus seinen Armen, eilte vor das Haus und befahl seinem Kutscher

mit einer Stimme, die halb zornig klang und halb von seinen hervorbrechenden Tränen erstickt ward, nach dem Schachte „Gut Heil" hinaufzufahren.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am gleichen goldenen Augustsonntag, an dem Professor Max Lohmer unter den Bäumen von Weidenwald im Buchsfelde sich bereits viele Meilen hinweg nach München und den Voralpen hinträumte, war eine frohbewegte kleine Gesellschaft schon in der Frühe von München nach dem Starnberger See aufgebrochen. Ihr Ziel, einen prächtigen Waldhügel mit Rasenabhängen zwischen Ambach am See und Schloß Eurasburg, hatten sie vor Mittag erreicht und auf dem Hügel, angesichts des Sees und der Alpenkette im Süden, ein buntfarbiges Lager aufgeschlagen. Es war eine Genossenschaft junger Künstler, die sich zu einem heitern Sommerfeste im engsten Kreis seit Wochen vorbereitet und am Ende nicht zu hindern vermocht hatten, daß, durch Beziehungen des einen und des andern, der Gesellschaft allerhand fremde Elemente beigemischt waren. Die Stimmung und die festgesetzte Weise des Festes waren dadurch nicht gestört worden — die Fahrt von München nach Starnberg und dann in zwei eigens gemieteten Schiffen über den See hatte die Festteilnehmer schon hinreichend verbunden und für die frische Luft empfänglich gemacht, die ihrer auf dem Hügel harrte. Mit zierlich bewimpelten Zelten und kleinen Lagerfeuern, mit malerisch bunten Trachten, die plötzlich, wie durch Zauberei, erst einzeln und dann immer zahlreicher zum Vorschein kamen, war die reizend gelegene Stelle binnen einer Stunde zum

Rasteplatz eines Häufleins von Landsknechten und fahrenden Schülern verwandelt worden, die sich hier auf irgend einem Welschlandszuge zusammengefunden hatten. So weithin das Lager mit seinem Farbenschimmer leuchtete, noch weiter klang es in Liedern und frohem Lachen ins Land hinaus. Übrigens war's ein wunderliches Lager und weckte den Glauben, daß Landsknechte und fahrende Schüler auf ihrem Zuge gemeinsam irgend ein reiches Schloß geplündert hätten. Wo die heiße Sommersonne zudringlich über die lichtern, schattenlosen Stellen ins Lager dringen wollte, schützten kostbare Zeltstoffe um die Wette mit den schönen Ahornbäumen die hier Rastenden. Über den Rasen waren Teppiche gebreitet, die sonst nicht zum Heergerät und Reisebündel wandernder Soldknechte und Lateinschüler gehören. Außer den farbigen Wämsern und Baretten in Sammet und Seide, außer wallenden Federn, blitzenden Gürteln und echten Waffen, sah man reiche Trinkgeschirre, silberne Kannen und Schüsseln — die sich im Bilde prächtig genug ausnahmen, aber auf Raub deuteten. Und noch entschiedener schienen die zechenden Gesellen nach holder, lebendiger, als nach reicher Beute getrachtet zu haben. Nur wenige der Frauen, die fröhlich zwischen ihnen saßen, waren in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gehüllt, obschon diese den wenigen reizend zu Gesicht stand, und es weitaus die lieblichsten Gesichter, die schlanksten Gestalten waren, die dem Lager unmittelbar angehörten. Zahlreiche andere Frauen und Mädchen in lichten Sommerkleidern hatten nur durch irgend ein Zeichen, eine phantastische Kopfzier, eine rasch umgeschlungene Schärpe, einen grünen Zweig, ihre Zugehörigkeit zu der fröhlichen Schar auch äußerlich bekundet. Die jungen Künstler hatten zur Eröffnung

des Tages ein Spiel von Landsknechten und fahrenden Schülern aufgeführt und waren in den kleidsamen Hüllen verblieben — die Zuschauer hatten sich nach dem Ende des Spiels mehr oder minder der lustigen Fiktion angeschlossen, die das kleine Fest belebte. Und so herrschte in beinahe allen Gruppen, in die sich die Gesellschaft aufgelöst hatte, eine heitere, phantastische Stimmung. Man war glückselig, der Wirklichkeit einen Tag entrückt zu sein, und zeigte sich den unermüdlichen guten Gesellen, die mit Schwänken, kleinen Aufzügen und frischen Improvisationen die Lust zu erhalten und zu erhöhen suchten, herzlich dankbar.

Freilich nicht allerwärts und am wenigsten bei jener Gruppe, die unter dem letzten Ahornbaum am linken Abhang des Hügels auf einem auffällig kostbaren Teppich Platz genommen hatte. Hier waren weder Landsknechte, noch fahrende Schüler zu erblicken, eine ganze Anzahl von Herren und Damen in modisch eleganter Kleidung hatte sich um ein besonders reiches Mahl vereinigt, und nur der galonierte Diener, der die kalten Speisen umherbot und den Wein einschenkte, erinnerte daran, daß auch diese Gruppe zum Feste der „Münchner Mappe“ gehöre. Denn als vorhin Murren über die Absonderung und den Diener, der völlig programmwidrig sei, an mehr als einem Wachtfeuer und hinter mehr als einer Bowle laut ward, hatten ein paar der Vorstände mit rascher Entschlossenheit dem Betreßten eine schöne bunte Narrenkappe mit silbernen, klingenden Schellen aufs Haupt gestülpt, und ein durch sein schönes, wenn schon verlebtes Gesicht, seine elegante Haltung ausgezeichneter jüngerer Mann innerhalb der kleinern Gesellschaft hatte mit einer gewissen Heftigkeit den andern bedeutet, daß der Diener den ihm aufgenötigten

Schmuck behalten müsse. Er war sogar aufgesprungen und hatte sich bis zu einer Gruppe in der Mitte des Hügels herangedrängt, wo eine reizende junge Dame in reicher, phantastischer Tracht, deren Gesicht von Lebenslust und Heiterkeit strahlte, flatternde blaue Bänder, die der Farbe ihres Kleides entsprachen, verteilte, und hatte eins dieser Bänder gefordert. Die übermütige Schönheit hatte sich einen Augenblick besonnen, ob sie das Band geben sollte, dann hatte sie lachend gesagt: „Wohlan denn, unter der Bedingung, daß Sie meine Farben auf Ihrem Zylinder tragen, Herr Hofkapellmeister.“ Er hatte lächelnd das Band genommen und eine Nadel dazu erbeten und war dann mit dem blauen flatternden Zeichen am Hut zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt. Hier empfingen ihn namentlich zwei der Damen, die sich auf dem großen Smyrnaer Teppich niedergelassen hatten, mit verwunderten, beinahe mit mißbilligenden Blicken, während umgekehrt dergleichen Blicke dem schlanken, schwarzlockigen, dunkeläugigen Manne aus der Künstlergruppe nachgesendet wurden, die um die Trommeln der Landsknechte zu einem Würfelspiel vereinigt war.

„Wer ist der Fremde, mit seiner unbehaglichen Gesellschaft? Wer hat ihn eingeführt?“ — „Cardinelli, der Kupferstecher!“ — „So ist's ein Italiener?“ — „Nein, ein Russe, hör' ich — Arsakoff, berühmter Virtuos, Kapellmeister des Herzogs von Forstenburg.“ — „Er sieht doch wie ein Italiener aus — bis auf die tatarische Nase!“ — „Die Hallweg kennt ihn gleichfalls! Einen Gefallen hat er uns und wie's scheint auch sich mit den Herrschaften nicht getan, die er zur Gesellschaft mitgebracht hat. Sie sehen aus, als ob sie sich zu gleicher Zeit langweilten und sich über uns lustig machten! Die kleine

schwarzhaarige Dame ist seine Frau! — Erich Franken ist Forstenburger und weiß von ihm!" — „Erich Franken weicht ihm aus; schon in München am Bahnhof — ich sah es diesen Morgen ganz deutlich." — „Wo ist Erich?" — „Natürlich sitzt er bei der Hallweg!" — „Nein, nein — er saß, aber er ist vorhin mit Dernburg, dem Bildhauer, ein Stück den Weg nach Eurasburg hinaufgegangen."

So klang und schwirrte es bei der Würfeltrommel; wenn der fremde Musiker, der sich wieder gesetzt hatte, scharfe Ohren besaß, so mußte er hören, daß von ihm ohne freudigen Anteil die Rede war. Nichts im Gesicht Camillo Arsakoffs verriet indes, daß ein Wort aus dem Landsknechtkreise herüber zu ihm drang. Er hatte mit einer kurzen, unfreundlichen Bemerkung die verwunderten Fragen seiner Gattin, warum er das lächerliche blaue Band an seinem Hut befestigt habe, beendet. Aber neben Frau Gabriele saß die zweite, die ältere Dame, die Gräfin Platoff, mit harten, scharfen Gesichtszügen, mit funkelnden kleinen Augen, die eben das ganze farbenprächtige Bild umher gemustert hatten und jetzt auf den ungeduldigen Musiker zurückblitzten.

„Ihre Frau hat recht, Camillo — der Einfall mit dem blauen Bande hilft uns nicht dazu, daß uns die edle Genossenschaft hier zu den ihrigen rechnet. Wir machen in der Tat unter dem Theaterflitter eine traurige Figur, und im ganzen wär's besser gewesen, wenn Sie uns gar nicht zur Teilnahme an diesem Sommermummenschanz beredet hätten!"

Die junge Frau sah mit einem dankbaren Blick, in dem sich zugleich eine eigentümliche Hilflosigkeit verriet, die russische Gräfin an, deren Worte bei der übrigen, auf

dem gleichen Teppich lagernden Gesellschaft sichtlich Beifall fanden. Camillo Arsakoff gab sich freilich nicht sogleich besiegt, er sagte mit verständlichem Achselzucken: „Nun, es ist jedenfalls unsre Schuld, wenn wir uns hier nicht erquicken. Die mit ganzer Seele bei dem Vergnügen sind, tragen auch etwas davon! —“

„Gewiß, Kopfweh und vielleicht Beulen,“ versetzte die Gräfin und streifte mit ihrem Auge die trinkenden und fröhlich plaudernden Gruppen. „Den Herren da traue ich zu, daß sie vor Abend von ihren geborgten Waffen Gebrauch machen, wenn sie nicht einen festen Prügel vorziehen. Hören Sie einmal hinüber, der Streit über Piloty und Defregger ist zwar nicht landsknechtsmäßig, doch ist's leicht möglich, daß die Streiter mit Dreinschlagen zu ihrer Fiktion zurückkehren. Wir gehören nicht hierher und sind überhaupt schon zu lange in München; es ist Zeit, daß wir an die Reise nach Petersburg denken. Sie brauchen gut zwei Monate, um sich wieder einzuführen — warum wollen wir hier zögern?“ — Auf russisch, so daß es Frau Gabriele Arsakoff nicht verstehen konnte, fügte sie hinzu: „Ich kenne den Magnet wohl, der Sie hierhergezogen. Sie wissen, daß ich weder prüde noch unfreundlich bin, aber ich wünsche nicht, daß Sie sich lächerlich machen. Die schöne Frau Hallweg hat nur Augen für Ihren Nebenbuhler — und mich dünkt, der Herr Architekt hat Ihnen schon im Münchner Bahnhof gezeigt, wie gut er über den Ausgang Ihrer Forstenburger Abenteuer unterrichtet ist, und wieviel wert Sie ihm sind. Ich gebe zu, daß Sie sich nicht sonderlich um die Meinung dieses Herrn zu kümmern haben, aber wer mag denn gern Insolenzen ertragen, wenn es ihm nur einen kleinen Entschluß kostet, ihnen auszuweichen?“

Der Virtuos, dessen schönes Gesicht seit seinem Weggang aus Forstenburg, seit dem doch nur Monate hinter ihm lagen, auffallend gealtert war und gelegentlich einen Zug schlechtverhehlten Verdrusses und Trotzes zeigte, begnügte sich, in der gleichen Sprache zu antworten: „Wenn ich gehe, so geschieht's, um Ihren Wünschen zu entsprechen, nicht um diesem Herrn Franken auszuweichen. Für jetzt wär's doch am besten, wir suchten etwas von der allgemeinen Fröhlichkeit zu erhaschen. Meine Frau freilich kann wieder einmal nicht darüber hinweg, daß nicht jedermann hier die Tochter des Herrn Hofbankiers in ihr ehrt."

„Konsequenzen, mein Freund, leidige Konsequenzen dessen, was Sie durchaus gewollt," versetzte die Gräfin. „Beklagen Sie sich übrigens nicht zu sehr; Ihre Ehe ist immer noch eine von den seltnen, in welchen die Annehmlichkeiten mit den Jahren wachsen. Und seien Sie ein wenig freundlicher mit Ihrer Frau — Sie haben vielleicht für Petersburg einen glücklichen Brief von ihr an den Herrn Kommerzienrat nötig! — Nicht so pensiv, meine Liebe," wandte sie sich wieder deutsch sprechend zu Frau Gabriele, „Camillo meint eben, daß wir bis zum Spätnachmittag hier aushalten müssen, uns aber bei der Heimfahrt von der edlen Künstlergilde trennen werden."

Der Musiker, der nichts dergleichen gemeint hatte, verbarg seinen Ingrimm über die gebieterische Weise seiner Gönnerin hinter einem leichten Lächeln. Die junge Frau, die sich in der phantastisch-fröhlichen Umgebung unter den Bäumen und dem blauen Himmel durchaus unbehaglich fühlte, atmete jetzt doch erleichtert auf, daß ihr Gatte und die Gräfin die besondere Unterredung in

der ihr unverständlichen Sprache aufgegeben hatten. Sie vermochte sich des Verdachtes, daß von ihr unfreundlich gesprochen werde, trotz aller unterwürfigen Verehrung für die Gräfin, nie zu entschlagen. Sie war beinahe erfreut, daß Arsakoff nach wenigen Minuten, in denen er am allgemeinen Gespräch teilgenommen, aufsprang und sich wieder dem Kreise näherte, der die schöne junge Frau umgab. Frau Gabriele empfand zu lebhaft, daß die Verwandten, die sie auf der Reise getroffen und zur Teilnahme an diesem Fest veranlaßt hatte, ihren Gemahl in eine gereizte und verdroßne Stimmung versetzten, und wollte trotz einer eifersüchtigen Wallung ihn noch lieber aus dem lustigen Kreise laut lachen hören, als die Ihrigen unter seiner auffahrenden Ungeduld leiden sehen. Sie vermochte ja wenigstens mit den Augen zu überwachen, was er tat, und sie nahm nur zu bald wahr, daß er der jungen Schauspielerin ein Gesicht zeigte, das sie selbst kaum in den Tagen ihres Brautstandes wahrgenommen hatte. Herr Camillo aber, der gleichfalls gelegentlich nach ihr und der Gräfin Platoff zurückblickte, sagte sich innerlich zürnend: „Ich muß doch wenigstens erfahren, wie kurz die Kette ist, an der sie mich halten! Wenn es das Schicksal noch irgend wohl mit mir meinte, würde es mich vor allen Dingen von meiner teuren Freundin Platoff befreien. Sie muß reinzu gar keine Ressourcen mehr haben, sie klammert sich fester an mich als je, und ich fühle wahrhaftig ihren knöchernen Griff im Nacken!"

Aber während er diese unerfreulichen Gedanken hegte, wußte er gleichwohl das über die Schultern andrer mit der Festkönigin angeknüpfte neckische Gespräch fortzuführen. Er hatte mit Befriedigung wahrgenommen, daß Erich

Franken, der ihn heute ein paarmal aus der Nähe der reizenden Frau verscheucht, jetzt weder neben ihr, noch unter den durcheinanderwogenden Festteilnehmern zu sehen war. Und so wußte er zwischen ein paar stattlichen Landsknechthauptleuten hindurch, die an Werktagen treffliche Landschaftsmaler und immer liebenswürdig nachgiebige Menschen waren, den Platz auf einem Baumstumpf zu gewinnen, den Erich Franken vorhin eingenommen hatte, und über dem der Scharlachmantel des Abwesenden gebreitet lag. Über das liebliche Gesicht der jungen Schauspielerin flog es wie ein leichter Schatten, als der elegante junge Musiker diesen Sitz einnahm und mit einem verständlich bittenden Blick ihre Erlaubnis dazu einholen wollte. Sie rief ihm lächelnd zu: „Wir sollten eigentlich gar nicht dulden, daß Sie sich hier niederlassen, da Sie uns nicht die Ehre angetan haben, am eigentlichen Fest teilzunehmen. Wüßte Ihr Pariser Schneider, wo Sie sitzen, er würde in Verzweiflung sein — und unter uns zählen Sie wahrlich nicht."

„Meinen Sie wirklich, schönste Dame, daß man Mut behält, ein so lustiges Kleid anzulegen, wenn man tagaus, tagein in solcher Gesellschaft ist?" fragte Arsakoff leise und mit einer bezeichnenden Handbewegung nach denen, die er eben verlassen hatte.

Die junge Frau folgte mit ihrem Blicke dem des Musikers nicht, ihr liebliches Gesicht mit den strahlenden blauen Augen richtete sich im Gegenteil mit auffälligem Ernst nach Arsakoff, und in ihrer wohllautenden Stimme war ein Klang wirklicher Entrüstung, indem sie entgegnete:

„Warum sagen Sie mir dergleichen, Herr Hofkapellmeister? Sie haben sich Ihre Gesellschaft frei gewählt,

Sie könnten nicht eine Woche ohne solche sein! Und Ihre Frau Gemahlin ist darunter!"

„Wollen Sie andeuten, daß das die Sache verbessert?" versetzte der Musiker mit bitter geringschätzigem Lächeln. „Wissen Sie so wenig vom Leben, daß ich Ihnen erzählen muß, wie einem Menschen an der Seite des Teuersten abwechselnd siedend heiß und fröstelnd zumute sein kann? Ich habe mir sagen lassen, daß Frau Anna Hallweg andre Lebenserfahrungen hat, und mutmaße, daß Sie sich auch jetzt nicht gerade Ihren Herrn Gemahl zur Seite wünschen!"

Arsakoff sah dabei vor sich nieder, und seine Hand spielte nachlässig mit dem Zipfel des roten Mantels, auf dem er saß. Die junge Schauspielerin erwiderte ihm nur mit einem zürnenden Blick — sie wollte vor den Umstehenden, die aufmerksam zu werden begannen, Erinnerungen und Empfindungen nicht profanieren, auf die der Musiker keck anspielte. In dem einen Blick hätte ein andrer als Camillo Arsakoff eine empfindliche Zurückweisung gelesen, ihm galt er nur als ein Zeichen, daß er die schöne Frau in wirkliche Erregung versetzt habe und ihr einen Schritt näher gekommen sei. Er wich nicht von ihrer Seite und besiegte mit seinem liebenswürdigsten Lächeln und einer plötzlich erwachenden sprühenden Lebendigkeit die jungen Festgenossen, die anfänglich finstere Mienen gezeigt hatten. Die junge Frau aber sah umsonst über die Zelte des Lagers hinaus und zwischen den Bäumen und Büschen, nach dem Wege, der talwärts lief und drüben einen andern Hügel wieder anstieg. Der, der den Unwillkommenen neben ihr verscheucht haben würde, wollte sich nicht zeigen und war in der Tat viel weiter entfernt, als sie annahm.

Erich Franken hatte bis vor etwa einer Stunde mit voller Lust an dem Künstlerfest Anteil genommen und war dann im Gespräch mit seinem alten Freunde, dem Bildhauer Dernburg, der seit einigen Wochen in München verweilte, den lauschig grün umhegten Weg hinab und bis zum jenseitigen Hügel gegangen, ohne daß er an längere Entfernung aus dem bunten heitern Kreise gedacht hätte. Sie verbot sich von selbst, da er wie Dernburg in der farbigen malerischen Tracht einherging, die die größere Anzahl der Festgenossen trug. Beiden jungen Männern stand das fremdartige Kleid gut zu Gesicht und hob ihre Gestalten, die stattliche Erichs zumal, und wie sie über den Festplatz und den Hügel abwärts gegangen waren, hatten ihnen nicht bloß die blauen Augen der schönen Frau Anna beifällig nachgesehen. Sie hatten um so weniger darauf geachtet, als sie im Herabsteigen des prächtigen Ausblicks auf die Alpenkette im Süden inne wurden. Die Züge und Spitzen des Wetterstein- und Karwendelgebirges hoben sich im Licht des Mittags wundervoll vom Sommerhimmel ab, die Seefläche seitwärts und unmittelbar unter ihnen, bildete mit den Waldeinschnitten einen köstlichen Vordergrund zu dem Prachtbilde. Die beiden Freunde genossen dasselbe einige Minuten stumm, dann sagte Erich:

„Der Anblick macht wieder still nach allem Lärm, den wir hier verführen. Es ist ein gelungenes Fest, und doch ist mir zumute, als gehörte ein Überschuß von Stimmung dazu, um es recht aus dem vollen zu genießen."

„Nun, du wenigstens solltest den Überschuß haben," entgegnete Dernburg. „Wem das Glück wohl will wie dir und die reizendste Festteilnehmerin so zur treuen Ge-

nossin gibt! — Ich wahrhaftig hätte mich an deiner Stelle keinen Augenblick von ihr getrennt."

„Wir kehren ja alsbald zu ihr zurück," versetzte Erich. „Du hast recht, ich sollte mit ganzer Seele dort sein — und es tut mir weh, daß ich's nicht bin. Aber der Mensch kann selbst Wind und Wetter leichter regieren als sein törichtes Herz! — Ich denke oft am Morgen, es koste nur einen letzten Entschluß, ein neues Leben zu beginnen — und ehe es Mittag wird, fühle ich, wie sich die Fäden aus dem alten leise, leise herüberspinnen und mich zurückziehen, wohin kein Zurückkommen ist! Und ich muß es am Ende doch über mich gewinnen. Du sprachst vorhin von einem Briefe aus Forstenburg — was hat er dir gebracht?"

„Was dort die große Neuigkeit ist. Sie fürchten, daß sie bald ihren ehernen Herzog verlieren. Er hält sich straff aufrecht, und Herr Hofrat Lohmer gibt die besten Versicherungen. Aber der alte Lorberg und alle, die um ihn sind, wissen, daß es nicht lange mehr währen kann. Ich sollte Bedenken tragen, meine Statuen zum Mausoleum so bald fertig zu machen. — Die Vollendung dieses Werkes gehört zu den wenigen Dingen, die ihn noch anregen und aufwecken!"

„Der Tod der Prinzessin muß ihn völlig aus seinen Gleisen gerissen haben!" sagte Erich. „Ich höre, daß er mit leidenschaftlichem Eifer den Fortschritten deiner Arbeit folgt und ernsten Teil an ihr nimmt. Alle Kunst lag ihm sonst fern, und er mußte sich zwingen, ihr gegenüber mit einigem Anstand seine Repräsentationspflichten zu erfüllen."

„Es ist seltsam, wie er sich zu meiner Arbeit stellt," pflichtete der Bildhauer bei. „Er freut sich an jedem

Vorrücken, hängt mit Leidenschaft an dem Entwurf, den er ursprünglich mit mir vereinbart hat, und dabei zieht er unter der Hand bei aller Welt Erkundigungen über mein Können ein und sucht sich zu vergewissern, daß ich genugsam in Ehre und Ansehen stehe, um dem Denkmal, das er der armen lieblichen Stephanie errichten läßt, Beachtung zu sichern! Er scheint zu glauben, daß das Andenken an seine Tochter und die Erinnerung künftiger Geschlechter an ihn selbst von der Trefflichkeit meines Werkes abhänge. Ein paarmal, wenn er mit mir allein war, hat er mich in rührenden Worten beschworen, mein Bestes zu tun, um dem Marmor die Dauer zu sichern!"

„Und im Leben hat er es nie vermocht, der armen Prinzessin nicht fühlen zu lassen, daß sie für ihn eine Enttäuschung und eine Last gewesen ist," sagte Erich, mehr vor sich hin als zu seinem Genossen. „Aber was wollen wir mit dem Herzog rechten! wir, die wir selbst mit Herrn Camillo Arsakoff in fröhlicher Gemeinschaft sind."

„Ich sah es wohl, daß seine Gegenwart dich befing und störte," erwiderte Dernburg. „Du kannst ihn, glaube ich, seinem Geschicke überlassen — er mutet mich an, wie ein Spieler, der auf falsche Karten gesetzt hat! Die russische Gräfin mit dem wölfischen Gesicht wird dafür sorgen, daß ihm nicht zu gute Tage blühen, sie scheint ihn fest zwischen ihren Klauen zu haben!"

„Was kümmert mich sein Hiersein!" rief Erich mit plötzlicher Aufwallung. „Mag er Herrn Hildheimers Millionen erben, und den Ruhm ernten, der dem Künstler mit goldenem Boden unter den Füßen heute gewiß ist. Auch er gehört zur Zeit — ein Jahrzehnt ohne Ideale muß den Künstler ohne Ideale haben! Aber sein Anblick

mahnt mich an das, was ich verloren habe, er hängt mit allen süßesten und schmerzlichsten Erlebnissen von einst zusammen! Er ruft mir Stunden und Züge wach, Freund, die mich alles, was vor mir liegt, alles, vergessen lassen — und ich gäbe etwas darum, wenn ich ihn heute nicht erblickt hätte!"

„Du hast deiner Empfindung selbst das Urteil gesprochen, Erich, als du vorhin sagtest, du müßtest es am Ende über dich gewinnen, mit alten Träumen abzurechnen!" antwortete der Bildhauer. „Ich glaubte dich weiter — und du kannst mindestens nicht sagen, daß das Leben karg gegen dich gewesen sei. Wer mit dreißig Jahren sein Dasein und seine Zukunft an eine Erinnerung hingibt, wird mit fünfzig der Reue schwer entrinnen."

„Das ist denn eben die Frage," versetzte Erich mit sinnendem Ausdruck. „Ich möchte euch recht geben, und werde euch am Ende recht geben. Wüßte ich nur, daß eure gepriesene Gesundheit nicht selbst wieder eine Krankheit sei. Warum sollte ein Mensch nicht das Recht haben, sich einen hohen Preis seines Mühens und Ringens, ein Ziel seines Lebens zu setzen, und wenn er Preis und Ziel nicht erreichen kann, gelassen, ohne Bitterkeit und Ungeduld auf andre zu verzichten? Warum sollte ihm nicht aus der Treue, die er seinem ersten und besten Gefühl gezollt, am Ende eine tiefere Befriedigung quellen, als aus dem Hintersichwerfen dessen, was für das längste Leben ausgereicht hätte?"

„Darum, weil Blut und Lebensdrang und ein gesundes starkes Herz dagegen sprechen," rief Dernburg, und seine Augen blitzten. „Soll ich deinen Mephisto abgeben — merkst du nicht selbst, daß du bloß vor dem Graben stehst und den kleinen Anlauf scheust, dich hinüberzu-

schwingen? Komm, Erich — deine Betrachtungen sind an keinem Tage gut und heute ein dreifaches Unrecht! Wir wollen zurück — die schönen Stunden sind nur kurz und ich will's deiner Freundin überlassen, dich endlich zu überzeugen, daß man sie nutzen muß! Wir wollen hinüber."

„Noch nicht gleich," sagte der junge Baumeister, und über sein offnes Gesicht ging ein Erröten. „Ich muß noch mit dir sprechen, morgen wird Max Lohmer eintreffen und mich ein paar Wochen mit in die Alpen hinwegnehmen, gleich danach muß es Ernst werden mit dem innern Ausbau des Schlosses im Böhmerwald. Ich habe auch auf dich gezählt — laß dir sagen, wie ich mir deine Mitwirkung denke!"

Und er zog den Bildhauer auf einen schmalen Weg, der in einen kleinen, mit Erlen bestandenen Grund hinabführte. „Der Pfad hier bringt uns in einer halben Stunde Umweg auf unsern Festhügel zurück — ich verspreche dir, dann doppelt heiter zu sein!"

Dernburg wollte widerreden — obschon er empfand, daß Erich Fassung gewinnen und nicht mit der Stimmung des eben beendeten Gesprächs in den frohen Kreis zurücktreten wolle. Er folgte jedoch nach einigem Widerstreben und bald schlugen die Büsche hinter den jungen Männern zusammen — wie der Grund tiefer führte, war das bewegte Bild des lustigen Lagers ihren Augen entrückt und sie in grüner Waldeinsamkeit mit ihrer bunten Tracht die einzigen Zeugen des Festes, dessen Lärm immer ferner scholl und endlich völlig verhallte. Es währte gegen eine Stunde, ehe der Pfad, den sie in ruhiger Erörterung von Erichs künstlerischen Plänen dahingegangen waren, sich dem Hügel mit dem Festplatz, den sie jetzt von seiner

Rückseite erklommen, wieder näherten und das Geschwirr und Getön des Lagers, das sich inzwischen noch verstärkt hatte, erneut zu ihren Ohren drang. Der Bildhauer, dessen Gedanken anfänglich anderswo weilten, als bei Erichs Schloßplan und seinen Entwürfen, ward mehr und mehr gefesselt, ein paarmal blieb er stehen und fragte sich, ob dies derselbe Mann sei, den seine Freunde nach dem Forstenburger Theaterbau fast aufgegeben hatten. Doch je froher die Empfindung war, mit der ihn die reiche Phantasie des Freundes erfüllte, um so gewisser war's ihm auch, daß dieser prächtige Mensch nicht an einem verlornen Gefühl dahinkranken dürfe.

Durch das dichte Laub lachten die bunten Zelte des Festplatzes, hörten sie deutlich, wie die Geigen und Klarinetten, Hörner und Trompeten frische Tanzweisen anstimmten. Der Klang sagte ihnen, daß das Fest schon zu seinem zweiten Teile vorgerückt sei und trieb sie einigermaßen zur Eile. Erich schien durch den kurzen Waldgang verwandelt, er warf hin, daß es ihm unlieb sei, wenn er nicht rechtzeitig zum ersten Tanz mit der schönen Frau Anna erscheine und drängte sich mit einem gewissen Ungestüm durch die letzten hemmenden Büsche. Aber freilich, wie sich der Festplatz vor ihnen auftat, nahmen er und sein Genosse mit einem Blick wahr, daß es nicht der erste Tanz sei, der eben begonnen habe.

Der prachtvolle Ahorn in der Mitte des Hügels, der von einer gleichmäßigen Rasenfläche rund umgeben war, schirmte mit seinem Laubdach die Spielleute, die gleichfalls in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts rund um den Stamm saßen. Ein weißlockiger und weißbärtiger Sackpfeifer zwischen ihnen half das Bild charakteristischer, aber freilich die Musik nicht wohltönender machen. Fahrende

Schüler, die sich der Landsknechtstrommeln bemächtigt hatten, schlugen von Zeit zu Zeit ohrengefährliche Wirbel und drückten mit jedem derselben ihr besonderes Wohlgefallen an einem tanzenden Paare oder einer schönen Frauenerscheinung aus, die sich in den dichten Gruppen der Zuschauenden zeigte. Eben jetzt, als Erich und Dernburg den Weg emporkamen und in den Kreis traten, überdröhnten die unberufenen Trommler wieder einmal alle andern Klänge. Erichs erster Blick fiel zwischen den sich schwingenden Paaren, auf die schlanke Gestalt Frau Annas, die im Arm Arsakoffs leicht durch die Reihe flog. Der Musiker hielt sie umschlungen, preßte sie trotz ihres leisen Abwehrens immer fester an sich und warf aus seinen schönen dunklen Augen so flammende Blicke in die ihren, daß die liebliche Frau ihren Kopf an seine Schulter barg, um ihrem Tänzer nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Sie hatte vorhin, als der Tanz anhob, mehrere Minuten gezögert, ob sie Arsakoffs dargebotene Hand annehmen sollte oder nicht, und es am Ende in einer leichten Anwandlung von Unmut über das lange Ausbleiben ihres Ritters dennoch getan. Nun Arsakoff, in dem plötzlich eine wilde Festfreude erwacht schien, mit ihr dahinwirbelte, war es ihr leid, daß sie ihm nachgegeben, denn sie fühlte sich im Bann dieser Augen beängstigt und nahm doch wahr, daß die Umstehenden Beifall jauchzten und den Kreis um die tanzenden Paare dichter und dichter schlossen. Frau Anna konnte die Gesellschaft ihres Tänzers nicht mehr sehen, aber sie erriet mitten in der Erregung des Tanzes, der Musik und der tollen Lust, die sie umwogten, daß von dort herüber höhnische und zornige Blicke nach ihr gerichtet wurden. Es war umsonst, daß sie ein paarmal sagte: „Jetzt ist's genug, lassen Sie uns aufhören,

Kapellmeister!" — Arsakoff umschlang sie fester und tanzte weiter, der Atem der schönen Frau schien ihn zu berauschen, sein blasses Gesicht war jetzt glutüberhaucht und alle Lebensgeister in ihm erwacht, die in den letzten traurigen Monaten, seit er mit der reizlosen, armseligen Gabriele gereist war und dann wieder in der Gesellschaft der Platoff gelebt hatte, geschlummert hatten. Herr Camillo verwünschte in diesen Minuten, daß er nicht unter irgend einem Vorwand die Damen im Hotel zu den vier Jahreszeiten gelassen, die unvermeidliche Szene am Abend auf sich genommen und den goldnen Tag allein zwischen den Künstlern verlebt hatte. Und während ihn dieser Gedanke durchzuckte, tanzte er um so wilder und leidenschaftlicher und wäre beinahe über eine Baumwurzel gestürzt, als sich die junge Schauspielerin mit einem Male aus seinen Armen befreite und mit einem gewaltsamen Schritt aus dem Kreis den Ungestümen zum Stillstehen zwang. „Verzeihen Sie, ich kann nicht mehr," klang es von ihren Lippen. Arsakoff wollte ein schmeichelndes Wort erwidern, plötzlich fiel sein Blick auf die Reihe der Zuschauer. — Frau Anna Hallweg stand dicht vor einem Männerpaar und streckte Erich Franken und Dernburg ihre Hände entgegen. — „Endlich — endlich — ich zürne auf Forstenburg!" sagte sie mit einem Lächeln, der Klang ihrer Stimme verriet, wie lebhaft sie durch die Rückkehr der beiden Freunde erfreut ward. Der Musiker, dessen Blut noch vom Tanz wallte, traf Erich mit einem herausfordernden Blick und stieß zornig hervor: „Ich habe die gnädige Frau für diesen Tanz engagiert." Er wollte seine Tänzerin wieder umfassen — da brach die Musik mit einem lustig-schrillen Klang der Bockpfeife und unter lautem, fröhlichem Gelächter der Anwesenden ab. Erichs

Antwort wäre nicht mehr nötig gewesen, doch sagte er kühl, indem er Annas Arm nahm:

„Wir halten hier ein kleines Fest unsrer ‚Mappe‘, Herr Hofkapellmeister — keinen Ball! Frau Hallweg hat mir die Ehre erwiesen, mich für heute zu ihrem Ritter anzunehmen, — Sie verzeihen daher, daß ich mich meiner Pflicht erinnere.“ Er führte die junge Frau nach dem Platze zurück, an dem vorhin sie, er selbst und Dernburg und dann an seiner Stelle der Musiker gesessen hatte.

In Arsakoffs Gesicht wich die fliegende Glut rasch einer zornigen Blässe, er hätte am liebsten mit einer Beleidigung erwidert, und empfand doch im gleichen Augenblick, daß ein Streit mit dem jungen Baumeister ihn der Schauspielerin nicht näher bringen werde. Indem er der schönen Frau und Erich nachsah, ward er plötzlich von seiner Gattin angesprochen, die ihren Verwandten und der Gräfin Platoff vorauf sich in seine Nähe gedrängt hatte. Gabriele Arsakoff machte eine Gebärde der Entrüstung und sagte weinerlich:

„Du bleibst unbegreiflich, Camillo! in so gemischter Gesellschaft zu tanzen, und mit einer Schauspielerin, die, wie Onkel Meyer sagt, noch dazu in zweideutigem Rufe steht.“

„Onkel Meyer hat sich wohl mit einem Schmuck von Halbedelsteinen um die Gunst der Dame beworben und ist abgeblitzt?“ fragte Arsakoff höhnisch. „Ich bin einmal hier und habe nicht Lust in diesem Kreise mit Allüren aufzutreten, die hier nur Lachen erwecken.“

„Sie haben beinahe recht, Camillo,“ mischte sich die Stimme der Gräfin Platoff ein. „Aber wir sind dieses Karnevals am lichten Tage müde und möchten aufbrechen. Ich glaube, daß wir jetzt leicht ein paar Schiffer finden,

die uns vor der andern Gesellschaft nach Starnberg zurückrudern. Gehen Sie hinunter nach Ambach und ordnen Sie das — in einer halben Stunde können wir dann nachfolgen, und Sie kommen uns von Ambach wieder ein Stück entgegen."

Sie sprach mit ihm, wie eine Fürstin mit ihrem Hofbeamten, in einem kühl-bestimmten Tone, der jeden Widerspruch und Einwand ausschloß. Camillo nickte auch wie stumm, aber sie sah in seinem Auge etwas aufblitzen, das ihr mißfiel. Sie wandte sich daher noch einmal zur Frau Gabriele zurück und sagte:

„Gehen Sie wieder auf unsern Platz, Liebe. Ich will Camillo nur noch einige Maßnahmen für unsere Heimfahrt vorschlagen, sorgen Sie indes, daß Jean unsere Effekten ordnet. Er muß sie zusammenpacken und nachbringen, sobald Sie und die Ihrigen, möglichst ungesehen, von diesem Festplatz aufgebrochen sind."

Und nun ging sie neben Camillo her, den sich absenkenden Weg mit dem Ausblick auf die schimmernde Flut des Sees und die lachenden Ufer gegenüber. Der Musiker warf zerstreute Blicke über die lichte Fläche, die Häuser, Villen und Schlösser, die drüben im Sonnenschein glänzten. Die Gräfin behielt nur ihn im Auge und sah, daß seine Lippen ein paarmal zuckten, als habe er eine heftige Bemerkung gewaltsam unterdrückt. Endlich kam sie ihm zuvor und sprach ihn in dem Tone von vorhin fast rauh an: „Ich habe mich entschlossen, die Reise nach Petersburg übermorgen früh anzutreten. Ich nehme an, daß auch Sie nicht längere Zeit zu Ihren Vorbereitungen bedürfen, und daß wir zusammen fahren."

„Sie scheinen anzunehmen, daß ich an die Ruderbank geschmiedet sei," fuhr Arsakoff heraus, und seine

Stimme zitterte von verhaltener Erbitterung. „Ich möchte wissen, inwiefern ich mich noch von einem Galeerensklaven unterscheide.“

„Insofern Sie völlig tun und lassen können, was Ihnen beliebt,“ entgegnete Gräfin Platoff, und ihr Gesicht zeigte einen so kalt hochmütigen Ausdruck, wie ihn der Musiker wenigstens in bezug zu sich selbst bei ihr noch nicht wahrgenommen. „Sie sind ein berühmter und freier Künstler. Sie haben zudem eine reiche Jüdin geheiratet und können wieder nach Wien, Paris oder London gehen, wie es Ihnen gefällt. Die Welt steht Ihnen weit offen — und wenn Sie unter Ihre Pairs, die Herren Musiker, zurücktreten wollen, kann es Ihnen niemand und ich am wenigsten wehren. Nur eins bitte ich wohl zu merken. Es ist ja eine Torheit von mir, daß ich Sie überhaupt in unsrer Welt festhalten will. Ich habe jedoch einmal die Schwäche und will sie nicht mit Undank gelohnt wissen. Reisen Sie jetzt nicht mit mir heim und versuchen gleichwohl in Zukunft noch einen Fuß in die wirkliche Gesellschaft zu setzen, so soll man überall erfahren, wie Herr Camillo Arsakoff seine Vertrauensstellung am Forstenburger Hofe genutzt, und was seine Klugheit der Prinzessin Stephanie gekostet hat. Gerüchte davon gehen Ihnen überall vorauf, sie bleiben Seifenblasen, so lange eine große Dame sie durch ihr Verhalten zu Ihnen für unwahr erklärt. Ob Sie es tragen und aufrecht stehen können, wenn Gräfin Platoff an jedem Hof, in jedem guten Zirkel wissen läßt, was sie weiß — das ermessen Sie selbst, und danach handeln Sie!“

Sie gönnte ihm noch ein leichtes Kopfnicken und trat ihren Rückweg an. Er rief ihr nach: „Mein Gott, Gräfin, wie Sie maßlos werden können. Wenn Ihnen denn so-

viel daran liegt, so reisen wir natürlich!“ Sie nickte abermals, als habe sie nichts andres erwartet, sah sich aber nicht wieder nach ihm um. Camillo Arsakoff blieb mitten im Weg stehen und blickte ihr nach — sie glich beim Himmel einer alten Wölfin, und er fühlte, wie fest und drohend sie ihn gepackt habe, und ballte in ohnmächtiger Wut seine Hände krampfhaft zusammen. Sollte dies das Ende sein — hatte er darum gelebt? Hatten darum hundert blühende, liebliche Frauen in seinen Armen geruht und ihn reich beglückt, daß er zum Spielball der Laune, der Langeweile dieser alten Frau ward? — In seine wirren Gedanken, wie er sich solchem Elend entwinden könne, drängte sich das bleiche Bild der Prinzessin Stephanie hinein — warum hatte er an jenem Lenztage nicht den Mut gehabt, ganz zu wagen, was er nun gleichwohl ganz büßen mußte!

Er setzte langsam seinen Weg talabwärts fort, von Zeit zu Zeit lachte er höhnisch vor sich hin, und einmal rief er aus: „Mut, Mut, Camillo, die Alte kann so wenig ewig leben, als der teure Herr Hildheimer! Dein Tag kommt wieder!“ Aber er hatte zu gleicher Zeit das Bewußtsein, daß es armseliger Trost sei, den er sich spende, und mitten im funkelnden Sommersonnenschein beschlich ihn das Gefühl, als stiegen dichte, endlose Herbstnebel um ihn her auf und senkten sich schwer und grau über sein Leben. Ein Frostschauer schien ihm durchs Mark zu dringen, und in seinem wachen Traum wandelten sich die häßlich scharfen Züge der russischen Gräfin zum Bilde des eignen freudlosen, trostlosen und reuevollen Alters. Er beschleunigte seine Schritte, um sich zu erwärmen und den Wahnvorstellungen zu entfliehen, die den Tiefen der eignen Seele entstiegen und mit unablässiger Wiederkehr drohten!

Vom Hügel, den er im Rücken ließ, klang dem Hinabeilenden der Schall des Festes nach, und brachte ihm empfindlich zum Bewußtsein, daß ihn niemand in dem frohen Getümmel vermissen würde, am wenigsten die, von der er gern vermißt worden wäre. Frau Anna, glücklich über Erichs Rückkunft, hatte in Wahrheit nicht bemerkt, daß Arsakoff weder in ihrer Nähe noch bei der kleinen Gesellschaft weile, mit welcher er hierher gekommen war, und deren sämtliche Glieder seit seinem Verschwinden noch fremder und verdrossener als zuvor auf die phantastische Szene blickten. Alle andern gaben sich dem Genuß des seltenen Tages um so voller hin, als die Sonne sich bereits westlich neigte und es schon nicht mehr der Schatten unter den Ahornbäumen und der Zelte bedurfte, um vor dem heißen Schein geschützt zu sein. Der kühlere Hauch, der vom See kam, fachte alle Lebensgeister doppelt an, unermüdlich klangen die Töne und kreiste der Tanz um den Baum, auch Erich und Dernburg wurden von der allgemeinen Lust ergriffen. Erich stand Hand in Hand mit der reizenden Künstlerin in den Reihen der Tanzenden, er sprach lebendig zu ihr, und ihre blauen Augen hingen an seinen Lippen — er fühlte gleichsam, wie sie selbstvergessen nur an ihn dachte und sich an seiner ungewohnten Heiterkeit labte. Der Bildhauer, der mit der Tochter eines Freundes tanzte, und hinter Erich und seiner Dame stand, sah mit unverhohlenem Entzücken den schönen runden Kopf, das feine Profil und die breiten, goldblonden Flechten Annas, die, ihrer Tracht entsprechend, über Nacken und Schultern herabfielen. Sobald sich Erich nach ihm herumwandte, sandte er ihm einen komisch zürnenden Blick zu, dem wackeren Gesellen ward es mit jeder Minute unbegreiflicher, daß ein Mensch den Atem

des Glückes um seine Stirne wehen fühle und die Hand nicht ausstrecken möge, es zu fassen, zu halten.

Erich verstand die stumme Sprache des Freundes gut genug — aber ihm war's, als bedürfe er ihrer nicht! Er ward von der Flut, die um ihn rauschte, über Klippen hinweggerissen, die sonst im Verkehr mit Anna Hallweg aus seinem gefaßten Ernst und seinem tiefen Gemüt hervorsprangen. Er überließ sich willig dem schmeichelnden Zauber dieser Stunde, dem lauen Abendhauch, den bestrickenden Blicken der schönen Frau. Seine Lippen, oft so karg zu ihrem Lobe, sprudelten heute von halb scherzhaften Huldigungen über, doch ihm selbst unbewußt, mischte sich ein leidenschaftlicher Ton, ein sehnsuchtatmendes Wort unter die launige Rede. Er hatte sonst beim Gruß wie beim Tanz die Hand der Lieblichen unbefangen ergriffen, und es kaum gemerkt, wenn ihre Hand in der seinen zitterte. Jetzt war das Zittern an ihm, er empfand den leisen, scheuen und doch so warmen Druck dieser Frauenhand, und er sah, daß Annas Auge in wundersamem Glanz schimmerte, so oft sein Blick auf ihrer schlanken Gestalt, ihrem rosigen Gesicht weilte. Wo alle dem Augenblick lebten, fühlte auch er nur den Hauch warmen lockenden Lebens, seine Brust hob sich freier — sein Blut wallte, und aus seinem Blick leuchtete jetzt ein Feuer, vor dem die schöne Frau nicht zurückschrak, aber stumm warnend die Augen senkte.

Erich wachte aus dem seligen Taumel, der ihn befangen, nicht auf, als ein paar Stunden später im letzten roten Licht, das jenseits des Sees niederging und am blaßgrünen Horizont die Alpenkette noch einmal aufleuchten ließ, das Fest auf dem Hügel sich zu Ende neigte. Im malerisch geschlossenen Zuge gelangte man langsam zum

Wirtshaus am See, wo sich bis auf wenige Übermütige die Landsknechte, fahrenden Schüler und Frauen wieder in Herren und Damen des neunzehnten Jahrhunderts verwandelten. Unter frohem Getümmel, bei Fackel- und Lichterschein, schiffte sich die ganze Gesellschaft auf den großen Kähnen ein, die tagsüber für sie bereit gelegen hatten. Es bedurfte keines Worts, daß Erich und Anna beisammenblieben. — Erich half der schönen Frau in das vorderste Schiff und sicherte sich den Platz an ihrer Seite. Wie er dann um sich blickte, fand er sich mit Anna unter lauter Fremden. — Dernburg war ihm nicht gefolgt und hatte auch mehrere ältere Freunde abgehalten, zu den beiden ins Schiff zu steigen. Der Bildhauer grüßte aus dem andern Fahrzeuge im Augenblicke, in dem man vom Ufer abstieß. Dernburg hielt eine Fackel hoch, und ihr grelles Licht fiel ein paar Sekunden auf das Paar, das dicht eingehüllt und aneinandergeschmiegt im Raum des Vorschiffs saß. Über Dernburgs Gesicht ging ein frohes Lachen — seine Fackel sank fast bis auf den Wasserspiegel hinab, Erich und Anna saßen wieder im Dunkel, und Erich wußte, daß ihn die Freunde allein lassen wollten. — Er konnte nicht zürnen, und hatte die Empfindung, als sinke er tiefer und tiefer in eine rosige Woge, die ihn weich und lind umspiele und sein ganzes Wesen durchdrang. Und doch schlug ihm das Herz zu gleicher Zeit froh und bang, ein schmerzliches Erinnern an eine ähnliche Fahrt auf der abendbeglänzten Flut des Lago Maggiore scheuchte er einmal und wieder hinweg. Doch das dunkle Bewußtsein, daß er der lieblichen Frau neben ihm, die sich so zärtlich-innig zu ihm hinbeugte, kein ganzes volles Herz zu geben habe, bannte der ernste Mann nicht. Ein klagendes, mahnendes Wort drängte sich

auf seine Lippen, und einen Augenblick rückte er ferner, um sich dem Zauber der holden Gegenwart zu entziehen. Sie verstand ihn, aber sie legte beschwichtigend ihre Hand wieder in die seine und flüsterte:

„Fürchten Sie nichts, Erich — ich begehre Ihr Leben nicht, so wenig wie ich Ihnen meine Freiheit und meine Kunst opfern würde und könnte. Mir hat das Dasein viel zu hart mitgespielt, als daß ich noch auf mehr als die gute Stunde hoffte! Lassen Sie uns Freunde sein und einander geben, was wir noch zu gewähren haben, ich will glücklich sein, wenn ich Ihnen eine Wolke von der Stirn scheuchen kann!"

Annas weiche, bebende Stimme klang wie süße Lockung, und der Traum von kurzem flüchtigen Glück, einem andern als er einst gewollt und begehrt hatte, kam wieder über Erich. Die Schiffe glitten langsam ihre Bahn und sanftere Klänge als droben auf dem Hügel hallten weit über die Flut, wehmütige und frische Volksweisen wechselten ab und wiegten allmählich die lautere Lust in Schlummer. Erich und die schöne Frau an seiner Seite blickten sich jetzt nicht mehr an, sie sahen in die nachtdunkle Flut hinab oder auf das Ufer, das mit seinen Lichtern näher und näher kam. Ohne Aufenthalt stieg die Festgenossenschaft in den bereitgehaltenen Zug und brauste in später Nachtstunde nach der bayrischen Hauptstadt zurück. In hundert Gesprächen lebte der glückliche Tag mit allen seinen bunten Bildern vor den Heimkehrenden noch einmal auf — Erich und Frau Anna gehörten zu den wenigen in den dichtgefüllten Wagen, die schweigsam saßen. Mit der Ankunft in München löste sich das letzte lockere Band, das die Festgenossenschaft noch zusammengehalten, weithin durch die

nachtstillen Straßen der Residenz zerstreuten sich die Mitglieder und Gäste der Münchner Mappe, da und dort rückte ein Fähnlein immer durstiger Landsknechte, die noch im Geist ihrer Rolle lebten, entschlossen in eine Bierhalle ein, die Mehrzahl der Heimkehrenden suchte das eigne Haus und wollte höchstens im Traum die Bilder des frohen Tages noch einmal schauen.

Erich und Anna gingen längst allein die Gartenstraßen dahin, die Sommernacht war hier lauer und milder als draußen am See, beiden dünkte es schwül, obschon der Himmel klar und sternhell über ihnen glänzte. Erich führte seine schöne Begleiterin und gab den Takt ihrer Schritte an, und doch war's, als werde er willenlos von ihr fortgezogen. — Frau Anna scheute es, seinem Auge, und er, dem ihren zu begegnen, aber eines sah die dunkle Glut auf den Wangen des andern. So erreichten sie die Tür der Künstlerin — sie erschloß diese — wollte ihm „Gutenacht" zuflüstern und bot ihm mit einem Male die Lippen, er folgte ihr in fast plötzlichem Entschluß über die Schwelle, in die Gartenzimmer, die sie bewohnte. Sie schlang im Dunkeln ihre Arme um ihn, jetzt stammelte er zitternd „Gutenacht", sie aber hauchte ihm zu: „Bleiben Sie, bleiben Sie, Erich!" — Sie entriß sich ihm und warf ihren Sommermantel weit von sich und hing dann wieder an seinem Munde, und er flüsterte ihren Namen, bis sie mit einem Male auffuhr und zitternd sagte: „Lassen Sie mich wenigstens Licht anzünden!"

Erich antwortete nicht, sie schien gemeint zu haben, daß er widersprechen werde, sie trat an den Tisch und entzündete eine Wachskerze, die bereit stand. Wie das Licht aufflammte und sie sich zu ihm hinwenden wollte, sah sie, daß der junge Mann sich in einen der Stühle

geworfen hatte, sein Gesicht an der Lehne barg und dann beide Hände halb bittend, halb abwehrend vor sich hinstreckte. Feinfühlig, wie sie war, ergriff sie sofort die rechte Ahnung, die strahlenden blauen Augen ruhten mehr bang als zärtlich und doch so dankbar zärtlich auf ihm, sie rief: „Erich — Erich, was haben Sie?“

„Mir war, als hörte ich plötzlich Felicitas' Stimme, wie ich sie manchmal im Traum gehört!“ fuhr Erich selbstvergessen heraus. „Ich bin ein Tor, Anna, und ein armseliger — und ein undankbarer Tropf vor Ihnen! Verzeihen Sie mir — ich wähne in dieser Minute, daß ich einen tiefen reißenden Strom zwischen mich und die brächte, von der ich längst, längst geschieden bin! Es ist Wahnsinn — sie ist oder wird in diesen Tagen das Weib eines andern! Ich bin schlimmer wie ein törichtes Kind, das nicht fassen kann, daß die tote Mutter niemals wieder heimkommt! Und doch — doch ist etwas in meinem Herzen, was mich zwingt! Lachen Sie, Anna — lachen Sie, wie ich's verdiene!“

Die junge schöne Künstlerin lachte nicht, als der erschütterte Mann das Gesicht wiederum in seinen Händen barg, aus ihren Augen stürzten unaufhaltsam Tränen und schluchzend rief sie:

„Erich, liebster Freund, ich wußte nicht, daß Sie so lieben, daß noch ein Mann heute so zu lieben vermag! Danken Sie Ihrem Gott, daß Sie's vermögen und denken Sie nicht schlimmer von mir! — Was auch aus Ihnen werde und wenn Sie auch die Neidenswerte, die so in Ihrer Seele lebt, niemals wieder erblickten — Ihnen ist wohler, als uns!“

Sie reichte ihm die Hand, Erich hatte sich von dem

Sitz erhoben und nun begann sie doch mitten unter ihren Tränen zu lächeln und rief:

„Gehen Sie, gehen Sie, Erich! Was Sie Anna Hallweg zu sagen haben und sie Ihnen, das muß am hellen Tag geschehen — kommen Sie bald, denn es ist wahrlich nicht wenig. Ich verliere und gewinne Sie zu gleicher Zeit — der Gewinn aber dünkt mich größer! Gute Nacht — gute Nacht, mein Freund!"

Die letzte gute Nacht rief sie von innen heraus, sie hatte ihn unvermerkt zur Tür geführt und rasch die Pforte hinter ihm geschlossen. Erich stand jenseits der Schwelle, über die er vorhin im Taumel getreten war und blickte noch einmal zu dem Fenster der schönen Frau zurück, hinter dem das Licht alsbald erlosch. Er ging in tiefem Sinnen dahin und wußte kaum, ob er sich schelten oder sich verzeihen solle, er fühlte nur, daß er in dieser Stunde freier, ruhiger atme, als seit Wochen und Monden, und daß er sich niemals wieder über die Sehnsucht täuschen könne, die in seiner Seele lebte.

Dreißigstes Kapitel.

Durch die weiten, fruchtbaren Ebenen, an deren Nordrand das Forstenbürger Wald- und Hügelland sich hinzog, brauste, klirrend und keuchend, ohne Rast, der Schnellzug, der vom deutschen Süden kam. Die Nachmittagssonne schien golden über Felder und blühende Heiden, über Waldstrecken und Dörfer im letzten Sommergrün, hundert wechselnde Bilder blitzten an den Augen der im Zug Sitzenden in jeder Stunde vorüber, und doch waren zwei

unter den Passagieren, denen die pfeilschnelle Fahrt noch immer zu langsam dünkte. Erich Franken und sein Freund, der Professor Max Lohmer, saßen seit München in einem Coupé des Schnellzuges allein. Von Zeit zu Zeit verriet einer dem andern durch einen hastigen Blick nach der Uhr die wachsende innere Ungeduld. Beide wußten gut genug, daß es Abend werden mußte, ehe sie Forstenburg und Nacht, bevor sie ihr Ziel erreichen konnten. Aber es blieb eben die Frage, ob der Schnellzug rechtzeitig in der herzoglichen Residenz anlangte, um den letzten, nach dem Buchsfelde abgehenden Zug noch anzutreffen. So oft sie die schlimme Möglichkeit des Gegenteils erwogen hatten, starrte der Professor im finstren Nachsinnen durch die Fenster und ermüdete seine Augen an den vorüberfliegenden Telegraphenstangen und Erich nahm aus seiner Brieftasche das hundertmal gelesene Telegramm, das ihn diesen Morgen in der bayrischen Hauptstadt just in dem Augenblicke erreicht hatte, als er im Begriff gewesen war mit dem Freunde zur Fahrt nach Tirol aufzubrechen.

Es ward Erich noch immer schwer zu glauben, daß er nicht süd- sondern nordwärts fliege. Der vorgestrige, gestrige und der heutige Tag mit allen ihren Erregungen und der letzten ungeahnten Entscheidung zitterten in seiner Seele nach. Die bunten Bilder des Festes am See und jene der letzten Abendstunden an der Seite der schönen jungen Künstlerin, der gestrige Morgen mit seinem wundersamen Nachgefühl und dem schmerzlichen Erwägen, wie ernst glücklos ihm das Dasein hinrinnen müsse, wenn er für immer sich selbst treu bleibe, die Stunde, in der er dann Anna Hallweg aufgesucht und mitten im freundschaftlich ruhigen Gespräch mit ihr nochmals empfunden

hatte, wie teuer er der reizenden Frau geworden sei: — Alles lebte während der langen eintönigen Fahrt in ihm fort und ward auch durch die Unterredungen mit dem Freunde nicht verscheucht. Erich meinte noch das Dehnen der Stunden und die seltsame Unruhe zu empfinden, mit der er gestern am Nachmittag der Ankunft Max Lohmers entgegengesehen hatte. Und alles danach: die Miene, mit der der Professor ihn begrüßt, das Zeitungsblatt mit der Unheilskunde aus Weidenwald, das der Ankommende auf der letzten Station vor München erkauft, und dem ahnungslosen Erich gleich nach seiner Ankunft dargeboten hatte, jede Erinnerung an die Abend- und Nachtstunden von gestern waren unvergessen. Bis tief in die Nacht hatte Erich mit Max Lohmer beraten, ob sie unter diesen Umständen an den Antritt ihrer Alpenwanderung denken sollten, ob der Freund nicht zu den Seinigen, von denen er herkam, zurückkehren müsse. Der Professor hatte ihm in tiefer Erschütterung vertraut, was am Samstag und Sonntag in Weidenwald der furchtbaren Katastrophe vorausgegangen sei und welchen Anteil sein Bruder Paul auch an dieser habe. Er hatte in Erich die Überzeugung gestärkt, daß die Verbindung zwischen Paul und Felicitas unabwendbar sei und dabei grollend verraten, daß er dem Bruder die anmutige, liebenswürdige Braut nicht gönne und ihr kein Glück an seiner Seite zu weissagen vermöge. Immer düsterer, unerquicklicher war das Gespräch der Freunde mit den vorrückenden Stunden geworden, zuletzt war Max Lohmer aufgefahren und hatte leidenschaftlich gerufen: „Laß uns doch reisen, Erich! Ich bin überflüssig dort oben! Das Unheil ist da und was weiter geschieht, ordnet und regiert Paul — verlaß dich darauf, daß er's nach seiner Weise ordnet und daß ihm das Herz-

loseste allemal auch das Verständigste dünkt! Warum soll ich dabeistehn, wo ich voraussichtlich nichts zum Guten zu lenken vermag?“ Erich hatte ihn schweigend angehört, durch seinen Sinn waren schmerzliche Gedanken, an die Eine gegangen, um deretwillen er so viel zu entbehren, wie zu tuen bereit war und der er jetzt, bei dem erschütternden Unglück, das sie traf, nicht einmal ein Zeichen des Beileids senden durfte. Er hatte, weil er nichts Besseres wußte, dem Vorschlage des Freundes, in die Einsamkeit der Gletscher zu flüchten, zugestimmt und der Aufbruch nach Innsbruck war für den andern Morgen beschlossen worden. Auf dem Heimweg zu seiner Wohnung hatte Max eine Frage nach Anna, Erichs schöner Freundin, getan und Erich hatte bekennen müssen, was er am Tage zuvor erlebt. Sichtlich verdüstert und tief betroffen, hatte der Professor der Beichte des Freundes gelauscht und ihm am Ende schweigend die Hand gedrückt, dann aber um so mehr zur Alpenfahrt am andern Morgen gemahnt. Beim Schnüren von Erichs leichtem Reisesack, hatte die Depesche, die Felicitas von Herther in grauer Frühe des Dienstags von Weidenwald nach München gesandt, Erich und Max Lohmer gefunden. — Kaum mehr als eine Viertelstunde war ihnen, als sie aus der ersten Bestürzung erwachten, zum Entschluß und zum Handeln geblieben. Sie waren ohne Worte dem Bahnhof zugestürmt, sie hatten fünf Minuten vor Abgang des Schnellzugs nach Norden ihre Karten in zitternder Hand gehalten und ein Coupé gewonnen, in dem sie allein blieben. Jedes Wort des Telegramms war von ihnen wieder und wieder gelesen, jede Möglichkeit erwogen worden, die diesem zugrund liegen könne. Und unablässig hatte Max Lohmer auf der langen Fahrt wieder-

holt: „Mein Bruder kann nicht in Weidenwald und im Hertherschen Hause sein, alles andre werden wir erfahren — auf wenig Gutes bin ich gefaßt.“ Er war einverstanden gewesen, als Erich eine lange Depesche an Konrad Hiller absandte, die den Ingenieur auf den Forstenburger Bahnhof beschied und ihm ansann, die Freunde nach Weidenwald zu begleiten. — Dies alles, was seit drei Tagen hinter ihm lag, durchlebte Erich fort und fort, und dabei flogen seine Gedanken vorauf zu einem Wiedersehen, von dessen Art er keine Vorstellung zu fassen vermochte, und auf den Schauplatz des großen Unheils, über dessen eigentlichen Verlauf und Umfang er nichts genaues wußte und aus den lakonischen Telegrammen der Zeitungen nichts erfahren konnte. Immer wieder fragte er sich selbst, fragte er Max, wie es Felicitas vermocht habe, ihren Vater zu überzeugen, daß er, Erich, hier hilfreich sein könne, und in tiefer Bewegung sann er nach, ob aus den Resten seines einstigen Fachwissens ein heller, rettender Einfall herausspringen werde. Wahrlich — er war und blieb Künstler mit ganzer Seele und nur jetzt, nur für diesen Tag, für diese Wiederbegegnung mit Herrn von Herther hätte er mit dem Präsidenten wünschen mögen, daß er der Ingenieur von ehedem sei! — — Abermals hielt Erich das Telegramm aus Weidenwald in seiner Hand und als er es aufs Neue wieder sinken ließ, hob er zu seinem Begleiter mit seltsam gepreßtem Tone an:

„Und so ist Felicitas völlig überzeugt, daß ich Urlaub von meiner Herrin begehren mußte und Anna Hallweg gilt ihr als meine Braut! Und auch du hast sie in diesen Glauben hineinreden helfen, Max — und mich zum Glücklichen gemacht! Nun, das Unheil das über ihnen lastet,

wird dafür sorgen, daß persönliche Dinge nicht zur Sprache kommen."

Professor Lohmer antwortete nicht, seine Miene verriet, daß er andrer Meinung sei, als der junge Baumeister. Einmal schwebte sogar ein Lächeln um seine Lippen, aber freilich nur flüchtig und da er durch das Fenster nach den Dächern des Dorfs blickte, an dem sie eben auf hohem Damm vorüberflogen und Erich nachdenklich zu Boden sah, so nahm dieser nichts von der humoristischen Anwandlung des Freundes wahr. Gleich darauf hatte auch der Professor wieder alle Ursache, tief ernst zu werden, denn Erich erwog die dunklen Möglichkeiten, denen sie entgegenreisten.

„Ich fürchte, wenn es Rettung gäbe, so wäre sie schon erfolgt ohne mich! — es sind beinahe zweimal vierundzwanzig Stunden seit der Katastrophe verronnen! Und wenn nicht, so vermag ich doch nicht abzusehen, wie ich dem Präsidenten nützen soll! Ein tüchtiger Bergmann wäre auf alle Fälle besser. Was mag sich Fräulein von Herther bei dem Ruf an mich gedacht haben?"

„Nun ein Wunder wär's nicht, wenn sie in dieser Furcht und Not nach dem Strohhalm griffen," entgegnete der Zoolog. „Allein was sie wollen und brauchen steht ja klar in dem Telegramm — und ich lese ziemlich deutlich, was sich zwischen den Zeilen birgt. Meines Herrn Bruders Züge schauen da heraus! Er ist's gewohnt nur der Hoffnung und dem Erfolg nachzuhasten und wird der hoffnungslosen Sache den Rücken zugewandt haben. In der Lage und Stimmung, in der Herthers im Augenblick sein müssen, vermag niemand das Alleinsein zu ertragen, und da die arme Felicitas durch

deine vermeinte Münchner Verlobung vor jeder Mißdeutung geschützt zu sein glaubte, so haben sie ganz naturgemäß ihre Zuflucht zu dir genommen. Nicht dem Architekten und nicht dem Ingenieur, dem wackeren Menschen gilt der Ruf und somit, mein Junge, kannst du immerhin stolz darauf sein!"

„Sie greifen nach einem Stab!" versetzte Erich mit schmerzlichem Ausdruck. „Und da dieser Stab, wie jeder bei solchem Anlaß zerbrechen muß — aber nein, nein — es ist wahrlich nicht die Stunde an sich selbst zu denken. Könnte ich nur aus den unverständlichen Nachrichten der Zeitungen eine Vorstellung der Lage gewinnen! Was ich jetzt aussinne ist ungefähr so viel wert, als wenn sich einer einbildete mit Radhaue und Spaten zu den unglücklichen Verschütteten durchzudringen."

„Drum lasse das Sinnen — hier gilt es zu sehen!" rief Max Lohmer. „Zerquäle dir Hirn und Herz nicht, bis wir nach Forstenburg kommen, ist alles Reden und Raten unnütz, das wußten wir, als wir in München unsern Entschluß faßten."

So wurden beide Freunde wieder schweigsam — und legten mit der stillen Ungeduld, die sich in halb müden, halb gespannten Blicken auf die Zeichen am Wege verrät, die nächste Stunde der Fahrt zurück. Durch vier, fünf Stationen, deren Glockensignale anschlugen, brauste der Schnellzug hindurch — man näherte sich Forstenburg. Erich wie Max hatten längst das wenige Handgepäck, das sie mit sich führten, zurechtgestellt, um gleich zum Aussteigen bereit zu sein. Und nun fiel es ihnen auf, daß kurz vor der Einfahrt in den Forstenburger Bahnhof die Eile der Fahrt gehemmt ward, und daß nach ein paar gellen Pfiffen unter Schnauben und Dröhnen der

Zug im freien Felde, an einer Stelle hielt, von wo aus man zur Linken Türme und Dächer von Forstenburg und das Laubmeer des großen Parks deutlich wahrnehmen konnte. Sie blickten betroffen aus den Fenstern, durch die Sommerabendluft scholl deutlich von allen Türmen der Stadt anhaltendes Geläut. Erichs scharfes Ohr unterschied sofort, daß auch die großen Glocken der St. Ansgariuskirche mit erklangen, die nur in außerordentlichen Fällen sich vernehmen ließen. Die gleiche Ahnung ergriff beide junge Männer — sie sahen sich stumm an, längs des Zuges war viel Rufen, Hin- und Wiederlaufen, endlich schritt der Oberschaffner an der Wagenreihe hin und erläuterte:

„Herzog Bernhard ist diesen Nachmittag gestorben, eben hebt das erste Trauerläuten um ihn an. Wir können nicht einfahren, weil am Bahnsteig der Zug noch hält, mit dem Prinz Eberhard, der neue Herzog, den sie heute Mittag herzugerufen haben, von Berlin angelangt ist.“

Die Trauerkunde wirkte auf Erich und Max Lohmer nicht betäubend, sie hatten noch gestern Abend in München vom Zustand des ehernen Herzogs gesprochen und der Professor hatte seine Besorgnis nicht verhehlt. Doch empfand Max neben einem aufrichtigen Bedauern über den plötzlichen Hintritt des Fürsten noch eine Art Bestürzung. Er hatte so klar den Verlauf der Dinge zu schauen geglaubt, die in Weidenwald seit zwei Tagen vorgegangen sein mußten, und jetzt ward er unsicher, ob nicht seine erste Voraussetzung falsch gewesen sei. Wenn sein Bruder Paul von seiner Pflicht als fürstlicher Leibarzt schon gestern, bald nach seiner eigenen Abreise aus dem Hertherschen Hause, nach der Residenz zurückgerufen worden

war und den Schachtbruch nicht in Weidenwald mit erlebt hatte, so ward das Telegramm von Felicitas Herther auch ihm zum Rätsel. Er empfand ein so brennendes Verlangen wenigstens vorerst den Bahnhof zu erreichen als Erich. Zum Glück währte der unerwartete Halt nur zehn Minuten, die sich den ungeduldig Harrenden peinlich dehnten. Schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr endlich unter das Glasdach der großen Halle, auf deren Schienensträngen schon zwei andere Züge zum Abgang bereit standen, und den verspäteten Passagieren des ankommenden mit offenen Türen winkten. Auf dem ganzen Bahnhof herrschte eine brausende Bewegung. Hunderte von Zuschauern, die die Ankunft des neuen Herzogs hierhergelockt hatte, füllten den großen Perron und wogten eben zurück, durch die offenen Türen war noch die lange Wagenreihe zu erkennen, die vom Bahnhof dem Residenzschloß zurollte. Zwischen dem Lärm des Bahnhofs mit seinen Signalen und kleinen Glocken, hörte man von der Stadt her in taktmäßigen Wellen das harmonische Getön der Trauerglocken — und die aussteigenden Forstenburger wurden allorts von einem vollstimmigen Chorus umringt, der das große Tagesereignis verkündete und besprach. Erich lauschte auf nichts, selbst auf die Mahnung seines Begleiters nicht, den Zug nach Weidenwald alsbald zu besteigen. Er spähte in der halbdämmerigen Halle umher und durch das wirre Getümmel und durchmaß mit raschen Schritten den Raum. Und plötzlich tat er einen freudigen Ausruf, dort am ersten Waggon des Zugs nach Weidenwald lehnte in stattlicher Ruhe, aber eifrig und scharf vor sich hinblickend Konrad Hiller, neben ihm ein kleiner, ältlicher Herr in bescheidener Haltung und Kleidung, der aber

ebenso wie der Ingenieur nach den beiden Freunden auszuschauen schien. In einem Augenblick standen die vom Süden Kommenden neben ihrem alten Genossen, im nächsten schob dieser sie und seine Begleiter in das Coupé: „Das vor allen Dingen, der Zug geht schon fünf Minuten zu spät ab und zu allem andern ist's nachher Zeit."

Sie waren zu vier in dem engen, halbdunkeln Raum und begrüßten einander erst jetzt mit einem Handdruck, die von München gekommenen Freunde sahen einigermaßen befremdet auf den ältlichen kleinen Herrn, von dem sie nicht wußten, ob er nur zufällig in Hillers Gesellschaft geraten oder von diesem zur Fahrt nach Weidenwald ausdrücklich eingeladen sei. Der Zug setzte sich eben so rasch in Bewegung, daß Max Lohmer, der noch wie traumverloren in das wunderliche Getümmel der Bahnhofshalle hinausgestarrt hatte, auf seinen Sitz zurückfiel, indem er rief: „Sag, um Gottes willen, wie das so rasch mit dem Herzog gekommen ist, und ob mein Bruder anwesend war?" Und gleichzeitig klammerte sich Erich an den Arm des Ingenieurs und fragte erregt: „Ich danke dir tausendmal, daß du gekommen bist — aber, hast du neuere, bessere Nachrichten aus Weidenwald?"

„Eines nach dem andern, ihr Herren!" wiederholte Hiller und da sie jetzt ins Freie kamen, fielen die schrägen Strahlen der Abendsonne hell ins Coupé herein und über die wunderliche Gruppe, die sich hier beisammen fand. „Hier ist Herr Geometer Langsdorf, der es nicht lassen kann, sich unserm Don Quixotezug als Sancho Pansa anzuschließen, wovon nachher ein mehreres. Der Herzog? — jawohl, Max, er hat's durchgesetzt, den Fuß im Steigbügel zu enden, was in seinem Sinne ein beneidenswerter Tod

ist. Dein Bruder Hofrat war gestern den Tag über in Weidenwald, kam diesen Morgen hier an, ich höre von Lorberg gerufen, obschon ihn der Herzog nicht verlangt hatte. Die Hoheit hatte sich gestern den ganzen Tag nicht zum besten befunden, sah diesen Morgen noch übler aus und Doktor Paul wollte ihm gleich nach seiner Ankunft den Austritt, zu dem des Herzogs Rappe bereits im Schloßhof stand, ärztlich untersagen. ‚Unsinn, Doktor,‘ soll ihm der Herzog geantwortet haben, ‚glauben Sie im Ernst, daß Sie mich von meinem alten Schlachtengaul scheiden werden?‘ Der Herr Hofrat wuschen darauf seine Hände in Unschuld, wie jeder getan hätte; Herzog Bernhard ging mit dem kleinen Stecknitz die große Schloßtreppe hinab, und ich habe mir erzählen lassen, daß er sich nie stracker und straffer gehalten habe. Unten will er sich eben auf sein Pferd schwingen und hat den Fuß im Bügel, als ihn ein Schlaganfall umsinken läßt. Sie tragen ihn wieder empor auf sein Schlafzimmer — er findet noch die Kraft, sich dagegen zu wehren und befiehlt, daß sie ihn in einem Lehnstuhl in seinem Arbeitskabinett niedersetzen. Dein Bruder, welcher noch im Schlosse war, wird gerufen, wie er eintritt, verlangt der Herzog mit Heftigkeit, daß man seinen leichten Jagdwagen anspannen lasse, er wolle nach Wellerswaldau zum Mausoleum der Prinzessin Stephanie wenigstens fahren. Der Name der Prinzessin war das letzte deutliche Wort, — dann schloß er ein paar Minuten die Augen und ein Herzschlag endete sein Leben!“

Die Freunde hörten mit ernster Teilnahme den Bericht. Max Lohmer sagte leise zu Erich: „Also hatte ich dennoch recht, mein Bruder ist erst diesen Morgen von Weidenwald nach Forstenburg gekommen, und es ist unbedingt gestern etwas zwischen ihm und den Herthers vor-

gegangen!" — Der Ingenieur aber, der auf den Zügen Erichs nur eine flehentliche Bitte las, von dem zu sprechen, was aller Sinn erfüllte, fuhr ernst fort:

„Wir wollen mit Lionel der Tränen schuldigen Zoll nach der Schlacht entrichten. Dein Telegramm von Ingolstadt, Erich, fand mich schon in Beratung mit mir selbst, ob ich nicht nach Weidenwald gehen solle. Seit ich gestern abend den ersten Bericht des Herrn von Herther an unser Bergamt gelesen, — sie ließen in ihrer Bestürzung und Sorge ihn jedermann lesen, dessen sie habhaft werden konnten — spürte ich einen Drang, nach dem Buchsfelde hinaufzureisen. Die Nachricht von deinem Kommen bestürzte mich nicht zu sehr — ich hatte eine Stunde zuvor Doktor Paul Lohmer getroffen und gesprochen, als er von Weidenwald kam. Er erklärte den Stand der Dinge dort für völlig hoffnungslos und sprach mit seiner kältesten Miene von der Torheit des Präsidenten, Geld in solchen Abgrund zu werfen und der schalen Sentimentalität kostspielige Zugeständnisse zu machen. Du verzeihst Max — aber aus seinen Worten sprach der ganze Hochmut der Herzlosigkeit, der von jeder Art Hochmut der frechste ist."

Der Professor zuckte die Achseln: „Was ist da zu verzeihen? — Niemand weiß es besser als ich, daß du leider recht hast."

„Der Herr Hofrat ließ ein Wort fallen, daß er fürchte, die Katastrophe könne für den Präsidenten mit einer Privatzelle in der Landesirrenanstalt enden. Ich wußte also zuvor, daß Herr von Herther sich in einer bedrängten äußersten Lage befand, er ist in jener Not, in der man immer ein merkwürdiges Unterscheidungsvermögen für seine wahren Freunde besitzt."

„Konrad!“ — fiel Erich mit schmerzlich bittendem Tone dem Sprecher ins Wort.

„Willst du's nicht hören? Nun, mir kann's recht sein, daß du dem Rufe folgst, wenn es deiner Liebsten in München, von deren Schönheit man ja Wunderdinge hört, recht gewesen ist. Ich gab, wie deine Botschaft forderte, ein Telegramm nach Weidenwald ab, verhieß dein Kommen zu heute abend und fragte an, ob der Herr Präsident gestatten wollten, daß ich mich anschlösse. Seitdem hat sich ein Platzregen von Depeschen in mein Bureau ergossen. Hier habe ich sie alle wohlgeordnet nach der Stunde. Nummer eins dankt herzlich für mein edelmütiges Anerbieten und heißt mich herzlich willkommen. Nummer zwei erbittet meine Vermittlung beim herzoglichen Bergamt um die Sendung von Grubenlampen mit neuen Sicherheitsvorrichtungen. Nummer drei empfiehlt, im Falle der Schnellzug von Süden zu spät eintreffe, auf Kosten des Präsidenten einen Extrazug zu nehmen, um noch auf alle Fälle diesen Abend nach Weidenwald zu kommen. Nun es hätte wenig gefehlt, so wären wir zu diesem Auskunftsmittel gezwungen gewesen. Nummer vier erbittet die Bestellung von tausend Ellen Gummischläuchen in der Dannebergschen Fabrik. Die Schläuche fahren mit uns — es hat bei der Aufregung, die seit der Kunde vom Tode des Herzogs in ganz Forstenburg herrschte, keine kleine Mühe gekostet, ihre Herbeischaffung und Verpackung zu bewirken. Nummer fünf ist eine Antwort auf eine Anfrage von mir, ob denn nicht ein Teil des Förderschachtes unerschüttert geblieben sei — sie lautet trostlos genug, alles verschüttet! Nummer sechs ist ein wenig hoffnungsreicher: die Nachbrüche in der Unheilsgrube haben seit diesem Morgen aufgehört, die Arbeiten sind im Laufe

des Tages nach Kräften und ungehindert weitergeführt worden, nehmen aber bedauernswert viel Zeit in Anspruch. Nummer sieben drückt höchste Ungeduld aus, uns zu sehen, soll wohl heißen, dich zu sehen — von Maxens Mitkommen wissen sie nichts. Die Wahrscheinlichkeit einer Hilfe, die noch allen den Unglücklichen zugute kommen soll, mindert sich mit jeder vergehenden Stunde, die Aufregung der Bevölkerung im ganzen Buchsfelde und namentlich die der Grubenarbeiter wächst."

Erich und Max Lohmer saßen erschüttert, die volle Schwere der Situation, der sie entgegengingen, trat aus den lakonischen Worten der Drahtberichte nur zu deutlich hervor. Erich suchte umsonst seine Vorstellungen bei den Toten oder Lebenden in der Tiefe des Schachtes festzuhalten — er mußte auch an Felicitas, an die Leiden und herben Kämpfe denken, die die letzten Tage dem geliebten Mädchen gebracht hatten. Seine klare und milde Resignation war von einer wilden Woge des Lebens wieder hinweggespült, er vermochte nicht über die nächsten Stunden hinaus zu denken, die Zukunft lag nebelhafter und dunkler vor ihm, als selbst an jenem Herbstmorgen, der ihn vor nun einem Jahr von Felicitas von Herther geschieden hatte. Es war ein karger Trost, sich an die nächste Pflicht zu klammern, doch sagte er nach längerem Schweigen:

„Und was ist deine Meinung, Konrad, was wir in Weidenwald tun sollen? Werden wir etwas tun können?"

„Zu den lebenden Bergleuten kommen wir nicht mehr, wenn wir durch den verschütteten Schacht hinab müssen, und wenn alle Mittel aufgeboten würden," antwortete der Ingenieur mit mühsam erhaltener Fassung. „Aber denkt,

daß Herr Langsdorf hier, den ich als klarbewußten, ruhigen Mann kenne, behauptet, daß wir es nicht müßten! Der Herr Geometer will wissen, daß ein Durchschlag vom ‚Gut Heil‘-Schacht nach einem andern Schacht existiert, ein Durchschlag, von dem sie auf den Karten des Bergamts und wie's scheint, in Weidenwald selbst nichts wissen!“

Der kleine Herr, der sich bis hierher bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte — erschrak fast vor der Heftigkeit, mit der Erich Franken und Max Lohmer, beide zugleich, von ihren Sitzen aufsprangen und nach ihm hinblickten.

„Das heißt, meine Herren,“ rief er lebhaft, ich weiß gewiß, aber ganz gewiß, daß vor langen Jahren, als ich meinem seligen Vater bei der Herstellung der Flurkarten im Buchsfelde für den Bankdirektor Lorius half und Pläne der Kohlenwerke fertigte, ein Durchschlag aus dem ‚Gut Heil‘-Schacht nach dem Andreasschacht unbedingt vorhanden war, weiß bestimmt, daß ich im Andreasschacht an- und aus dem ‚Gut Heil‘-Schacht ausgefahren bin. Mehr kann ich nicht behaupten!“

„Aber das wäre ja alles, alles, was man braucht!“ rief Erich, in dessen Antlitz die dunkle Glut jäher Hoffnung schoß. „Der Durchschlag kann doch nicht völlig ungangbar geworden und zusammengestürzt sein. Und warum haben Sie sich nicht sofort mit Ihrer wichtigen Kunde an den Präsidenten von Herther gewandt?“

„Ich lebe sehr einsam,“ sagte der Geometer. „Ich erfuhr erst heute morgen von dem grauenvollen Unglück in dem ‚Gut Heil‘-Schacht. Und weil ich aus der Zeitung sah, daß alle Rettungsversuche durch den Schacht selbst unternommen werden, so ging ich nach dem herzoglichen

Bergamt und teilte mit, was ich wußte. Dort hielten sie mich für einen Wichtigmacher und ich war eben im Begriff, an Herrn von Herther zu schreiben, als ich Herrn Ingenieur Hiller traf und von ihm ermutigt ward, mich Ihrer Fahrt anzuschließen."

„Hoffen wir dennoch nicht zu viel!" mahnte Konrad Hiller. „Bei der Wirtschaft, die in den Loriusschen Werken herrschte, ist es leider möglich, daß die Stollen und Gänge, die früher eine Verbindung besessen haben, zusammengestürzt sind. Es müßte doch sonst ein Mensch da oben von ihnen wissen!"

Und wieder folgte ein langes Schweigen, jeder erwog in seinem Sinne die Möglichkeit, auf die der Ingenieur in seltsam bedrücktem Tone hingewiesen hatte, jeder mußte sich sagen, daß die Hoffnung, die sich an der Aussage des alten Geometers entzündete, leicht ein trügerisches Licht sein könne. Und doch versagte sich keiner der erregten Männer, sich an dem plötzlichen helleren Schein zu weiden. Mit jeder Viertelstunde der Fahrt wuchs namentlich bei Erich das leidenschaftliche unruhige Verlangen, ans Ziel zu kommen. Die Bahn stieg bereits aufwärts, sie rollten über die erste Hochfläche des Buchsfeldes, der Abendhimmel zeigte nur zur Rechten im West noch einen mächtigen Halbkreis flammender farbiger Wolken um die glühende Sonne, links lagen Wälder und Heidestrecken in lichter Dämmerung, in den Taleinschnitten, die sie durchfuhren, herrschte schon Dunkelheit. Max Lohmer, den es wundersam berührte, daß er die Strecken, die er Samstag nachmittag und gestern am Morgen zurückgelegt, heute wieder durchmaß, wandte sich vom Fenster ins Innere des Coupés und suchte ein leichteres, gleichgültiges Gespräch in Gang zu bringen, aber auch er war ganz

von der Schwere des Augenblicks beherrscht und brach plötzlich in die Worte aus:

„Wie werden wir das Hertherſche Haus finden? Wie mag mein Bruder von ihnen geschieden sein und wer sagt mir, ob ich recht tue, wenn ich mich ihnen vor Augen bringe!"

Erich fuhr wie aus einem tiefen Traume empor, er war längst in Weidenwald gewesen und hatte die erste Begegnung mit dem Präsidenten und seiner Tochter in hastig wechselnden Bildern vor sich gesehen, er vermochte nicht augenblicklich eine Antwort zu finden. Aber Hiller sagte mit einiger Bewegung: „Das sind unnötige Besorgnisse, Max, in solcher Lage hören alle Armseligkeiten des täglichen Verkehrs auf, kein Freund ist unwillkommen und wie's auch zwischen deinem Bruder und Fräulein von Herther stehen mag, dich kennen sie etwas länger als Freund, als den Herrn Hofrat und Leibarzt!"

Wie um alle weiteren Empfindungen solcher Art abzuschneiden, zog der Ingenieur den kleinen Herrn Langsdorf wieder in die Unterredung und rief noch einmal dessen Sachkenntnis auf, um die einstige Lage und Verbindung des „Gut Heil"- und des „Andreas"-Schachtes klar zu schildern. Die Auskunft des alten Herrn war so bestimmt, so deutlich, daß ein Zweifel an der Genauigkeit seiner Erinnerungen nicht entstehen konnte. Hiller, Professor Lohmer und Erich lauschten gleichmäßig gespannt — es war jetzt so dunkel, daß sie den gegenseitigen Ausdruck ihrer Gesichter nicht mehr erkennen konnten, aber jeder hörte an den Atemzügen des andern, wie lebhaft die Aussage des Geometers alle bewegte und wie schwer die Rätselfrage auf jeder Seele lag, warum in allen Berichten von der Unheilsstätte dieser entscheidenden Tatsache mit keinem Wort gedacht sei.

„Ich habe leider keine andre Erklärung, als daß die Verbindung in längst verlaßnen Abbaustrecken beider Gruben vorhanden gewesen ist, auf denen alle Gänge und Fördermittel schon wieder verfallen sind,“ sagte der Ingenieur endlich wieder mit einem tiefen Seufzer. „Aber dennoch — einen Versuch hätten sie wohl machen sollen, auf diesem Wege Hilfe zu bringen.“

Langsam, immer langsamer für ihre Ungeduld kam der dahinsausende Zug der Station Weidenwald näher. Jede Minute an den einzelnen Haltepunkten dünkte ihnen eine Viertelstunde. Schon vernahmen sie, wenn sie an den kleinen Stationen dem Gespräch der Aus- und Einsteigenden lauschten, daß die große Katastrophe in den Kohlenwerken von Weidenwald hier jeden Sinn erfüllte, auch jedes andere Interesse verschlang. Die Nachricht vom Tode des Landesherrn ward kurz erteilt, kurz gehört. Dann klang es immer wieder: „Sie kommen nicht vorwärts! Sie können nicht hindurch! Es ist jede Hoffnung verloren!“ Und laute Klagen und halbunterdrückte Flüche schollen den aus dem Wagenfenster Horchenden nach, wenn ihr Zug wieder davonbrauste. Immer gepreßter, ernster ward den jungen Männern zumut und auch der alte Geometer, der bis hierher eine Art bescheidener Zuversicht an den Tag gelegt hatte, verriet jetzt, daß ihn die Aufregung und düstre Erwartung seiner Reisegenossen zu ergreifen begann.

Ein letztesmal setzte das Dampfroß an — die spärlichen Lichter, an denen sie vorüberflogen, glänzten schon aus Dörfern des Weidenwalder Grundes, Max Lohmer erkannte trotz der Nacht die dunklen, zwischen Fluß und Bergabhängen sich hinziehenden Linien des Herlaswaldes, in dem er noch den Sonntag Nachmittag verbracht. Und

endlich, endlich ertönte der kurze Pfiff, das Läuten der Glocken, der Anruf des Schaffners „Weidenwald!“ — und zugleich drang ein dumpfes, brausendes Geräusch, ein verhallender Lärm von Hunderten zusammenklingender Stimmen aus nicht allzuweiter Entfernung an das Ohr der hastig Aussteigenden. Die Laternen des kleinen Bahnhofs erhellten nur schwach den sandigen Platz unter den Akazien — wenige Menschen stiegen aus und auf der ganzen Station schien niemand vorhanden, der dem lauten Ruf Konrad Hillers folgen konnte. Das Zugpersonal koppelte einen Wagen ab, in den der Ingenieur die von Forstenburg mitgeführten Kisten hatte verladen lassen — und die vereinten Stimmen der Ankömmlinge riefen endlich ein paar Angestellte der Station herbei. Einer der ersten, die herzueilten, war der Stationsvorstand selbst, er erkannte Max Lohmer und rückte mit sichtlichem Erschrecken an seiner roten Mütze:

„Guten Abend, Herr Professor! Sie wollen doch nicht gar zum Herrn Präsidenten?“

„Wo sollte ich sonst hin wollen? Wir alle wollen zu ihm — haben Eile und müssen Sie nur bitten, daß der Wagen dort sofort auf das Geleis, das zu den Kohlenschächten hinaufführt, übergeschoben wird! Wissen Sie Neues aus dem ‚Gut-Heil‘-Schacht?“

„Nein, nichts Neues — sie arbeiten noch fort, das heißt, die wenigen Arbeiter, die Steiger Eckhold und der Bergbeamte aus Forstenburg diesen Abend noch zusammengehalten haben,“ antwortete der Stationsvorstand. „Kein Mensch glaubt mehr, daß die Verschütteten noch gerettet werden können! Aber der Herr Präsident, meine Herren, ist schwer bedroht — vor zwei Stunden haben sich die Arbeiter aus all seinen Werken zusammengerottet, sie wollten,

glaube ich, dem Generalinspektor Mertel zu Leibe. Der Generalinspektor hat sich in das Haus des Herrn von Herther geflüchtet und der ganze wilde Haufe — 's sind wohl tausend Frauen und Kinder in seinem Schweif — ist vor das Weidenwalder Herrenhaus gerückt. Niemand weiß, wie das enden wird — kommen Sie vor das Stationshaus, dort können Sie das drohende Gebrüll besser hören!"

Erich und seine Freunde folgten halb bewußtlos dem Bahnbeamten etwa hundert Schritte. In der Tat vernahmen sie an der Stelle, zu der er sie führte, erneut den Schall wilderhobener zahlreicher Stimmen und das dumpfe Geräusch einer leidenschaftlich auf und ab wogenden Menge. Erich fragte, ob Herr von Herther und die Seinen schutzlos der empörten Masse gegenüberstünden, der Stationsvorstand zuckte die Achseln:

„Der Präsident hält das Haus geschlossen. Vier Gendarmen und zwei oder drei Knechte aus seiner Meierei sind mit ihm im Hause. Eine Brigade Gendarmerie von Wellerswaldau ward zum Abend erwartet, sie kommen nicht, weil sie ja wohl dem neuen Herzog erst den Eid leisten müssen. Es ist gefährlich, meine Herren, jetzt durch die Arbeitermassen zu dringen und Sie kommen schwerlich in das Haus hinein."

„Hier gibt's gar kein Besinnen!" versetzte Erich entschlossen und die beiden Freunde nickten zustimmend, während der alte Geometer etwas betroffen dreinblickte. „Wenn Sie zurückbleiben wollen, Herr Langsdorf, so verlassen Sie die Station hier nicht, wir werden ja hoffentlich bald wieder bei Ihnen sein oder Ihnen Nachricht geben können!"

„Nein, nein, Herr Baumeister," rief nach kurzem

Besinnen der kleine Herr. „Wo Sie durchkommen — schlüpfe ich wohl mit durch und zum Stillsitzen und Abwarten bin ich ja wahrlich nicht hierhergereist."

„Haben wir Waffen?" fragte der Ingenieur, einen verbotenen Stockdegen in seiner hölzernen Scheide lockernd. „Du, Max, hast wie gewöhnlich deinen Reiserevolver! —"

„Ungeladen," schaltete der Zoolog ein.

„Tut nichts, 's ist nur zum Zeigen für den Notfall," rief Hiller. „Erich hat natürlich nichts — brich dir wenigstens einen Ast zum Knittel. Und nun vorwärts in Gottes Namen! Solch eine kleine Revolte hat hier zu allem Unheil noch gefehlt. Gute Nacht, Herr Stationsvorstand!"

Unter Führung des Professors schlugen sie rasch den Weg nach dem Herrenhaus von Weidenwald ein. Von der großen Straße ablenkend wählte Max jenen Pfad, der, wie er wußte, längs der Gartenmauer in den Hof der Meierei führte. Je näher sie kamen, um so deutlicher scholl das Geschrei eines wilderbitterten Volkshaufens, ein wunderliches Durcheinander drohender, klagender, zankender, kreischender und heiserer Stimmen zu ihnen herüber und mahnte sie zur höchsten Eile. Die Genossen durchschritten mit Hecken abgegrenzte Felder und die Wiesen, über die man aus dem Hertherschen Garten hinweg und nach dem Herlaswalde hinübersah. Sie hörten im Näherkommen aus der Richtung des Getöses, daß die große Masse der das Hertherſche Haus Bedrängenden auf der Fahrstraße versammelt sein müsse. Deutlich unterschieden sie jetzt schon einzelne Rufe und Worte, der brüllend wiederholte Name „Mertel — Mertel!" und der hundertstimmige Ruf „Heraus mit Mertel!" schlug an ihr Ohr. Sie sahen das Herrenhaus, dessen obrer Stock dunkel lag —

in den Fenstern des Untergeschosses glänzten einzelne Lichter. Aber auch vor denselben blitzte da und dort ein heller Schein auf, Konrad Hiller, dessen scharfes geübtes Auge die Dunkelheit durchdrang, erklärte, daß es Grubenlampen der Bergleute wären, die aus den dunklen Massen auf der Straße herausleuchteten. „Das sieht schlimm, sehr schlimm aus!“ fügte er ernst hinzu. „Die Leute denken nicht mehr an Rettung, sondern nur noch an Rache! Sie müssen von der Arbeit weg und hierher geströmt sein!“

„Auf alle Fälle nützen wir dem Präsidenten etwas — vier Männer mehr zu Schutz und Trutz im Hause,“ sagte Erich, immer dicht hinter Max Lohmer bleibend, der führte. „Vielleicht stillt die Aussicht, die wir durch Herrn Langsdorf mit uns bringen, den Aufruhr und führt die Verzweifelnden zur Vernunft zurück!“

„Wenn sie uns hören!“ brummte der Ingenieur vor sich hin. „Ich dachte es doch gleich, daß, wo man dich riefe, Holland in höchsten Nöten sein müsse!“

Sie waren jetzt der Gartenmauer des Hertherschen Besitztums nahe und vernahmen jeden Laut des wüsten Getöses um das Haus und sahen auch, daß einzelne Haufen der Volksmasse sich in Garten und Hof eingedrängt hatten. Die Ankömmlinge standen einen Augenblick still, um Atem zu schöpfen, dann sagte Erich zum Professor: „Führe uns rasch gegen die erste Tür. Wir drängen uns ohne Umsehen und ohne Wort sicher hindurch — ehe man weiß, wer wir sind und worauf wir zielen, sind wir vor dem Eingang!“

Sie schlossen sich dichter aneinander — Erich und Max Lohmer, der Ingenieur und der kleine Geometer — sie erreichten mit raschem Lauf längs der Gartenmauer den

Hof der Meierei, wo nur Gruppen der das Herrenhaus Umtobenden Stellung genommen hatten und durch den aus dem Fenster der Seitenpforte des Hauses blitzenden Karabiner eines Gendarmen immer wieder von jedem Anlauf gegen die Tür zurückgehalten wurden. Nach den Fenstern des oberen Geschosses, zu welchem die erbitterten Männer und aus dem Hintergrunde auch Weiber emporschrien, flogen Steine und Kohlenschlacken, von der Straße herein klang in langausgehaltenen Stößen deutlich der Name des gehaßten Generalinspektors, und jedem wilden Ausruf des Namens folgte eine Art drohenden Geheuls. Erich war vorangetreten, er bedachte jetzt nichts mehr, als daß die, die ihn vertrauensvoll gerufen hatte, hinter jenen Mauern in Gefahr schwebe. In kräftigem Anlauf stürmte er über den Hof hinweg, die Genossen folgten ihm unwiderstehlich fortgerissen. In der Dunkelheit unterschied niemand Freund und Feind. Der Gendarm, der die von ihm gehütete Tür bedroht glaubte, feuerte seinen Karabiner über die Köpfe der Nahenden hinweg, im nächsten Augenblick rief Erichs Stimme vor der verschlossenen Türe: „Sind Sie des Teufels, Gendarm. Wir kommen als erwartete Gäste, Baumeister Franken, Ingenieur Hiller! Öffnen Sie rasch die Tür und schlagen sie ebenso rasch wieder hinter uns zu!"

„Ein merkwürdiger Willkommen!" fügte Hiller bei. „Jedenfalls hält uns Ihr Flintenschuß ein paar Augenblicke die Wilden vom Leibe, aber besinnen Sie sich nicht lange, rufen Sie den Herrn Präsidenten."

Der Gendarm, der inzwischen längst erkannt hatte, daß die Draußenstehenden nicht zum Haufen der empörten Bergarbeiter gehörten, schob wirklich die Riegel zurück, die Ankömmlinge stürmten ins Haus und die Pforte schloß

sich in der nächsten Minute wieder. Von draußen hallte den Eingetretenen wildes Geschrei in den matterhellten Gang nach, in dem sie sich fanden.

„Herr von Herther ist mit seinem Generalinspektor im zweiten Zimmer links, nach dem Garten hinaus," berichtete der Gendarm, sein Gewehr wieder ladend. „Wenn die Herren zu ihm wollen, finden Sie ihn dort. Und sagen Sie ihm, wenn's Ernst würde und die Bande draußen mit Äxten an die Tür kommt, daß es wider meine Instruktion ist, nochmals blind zu feuern."

„Und ich glaubte, die Kugel genau über meinem Haupte pfeifen gehört zu haben," versetzte Hiller kopfschüttelnd. Max Lohmer ging den Gang entlang, einige Stufen empor und sie standen im großen Flur des Herrenhauses, aus dem die Treppe zum ersten Stockwerk hinaufführte. Ihre Tritte hallten so, daß sich, ehe sie das Gemach erreichten, das ihnen der Gendarm gezeigt hatte, die Tür öffnete — Herr von Herther trat auf die Schwelle und fuhr trotz aller Selbstbeherrschung betroffen zusammen, als er mit einem Blick Erichs und des Professors ansichtig wurde. Die Angekommenen waren ihrerseits gleichfalls erschrocken, als sie ihn wahrnahmen. Die Erschütterung der letzten beiden Tage hatte den stattlichen Mann anscheinend um ein Jahrzehnt gealtert. Mit tiefgefurchtem, bleichem Gesicht, die Haare um seine Schläfen, die sonst leicht ergraut gewesen waren, völlig weiß, die Lippen fast blutleer, den Nacken leicht gebeugt, trat er rasch auf sie zu, ein Zittern durchlief die hohe Gestalt, aber seine Augen leuchteten auf, seine Hände streckten sich den Freunden entgegen; ein lauter Ruf: „Felicitas!" durchdrang die Halle und dann sagte er hastig: „Sie sind gekommen, Herr Franken — und Sie mitgekommen, Max! — Sie

treten zu schlimmer Stunde in dies Haus, aber nie, nie werde ich vergessen, daß Sie heute hier sind! — Auch Ihnen, Herr Ingenieur, bin ich tief verpflichtet, ich darf Sie an dieser Stätte des Unheils nicht willkommen heißen, aber ich danke Ihnen allen, daß Sie den Weg zu mir nicht gescheut haben!"

„Wir kommen in der Hoffnung, Herr Präsident, alsbald an den Rettungsarbeiten teilnehmen zu dürfen," entgegnete Erich, der die Hand des erschütterten Mannes in der seinen zittern fühlte. „Leider finden wir Sie mit verdoppelter Sorge belastet — und fragen vor allem andern, ob wir etwas zu tun vermögen, um die tobende Menge vor Ihrem Hause zu zerstreuen?"

„Es kommt eins zum andern, Herr Baumeister!" versetzte mit trübem Lächeln und melancholischem Ausdruck Herr von Herther. „Ich bin gezwungen, hier einen Mann zu schützen, gegen dessen Verfahren und Wesen ich so tiefe Beschwerden habe, als die unglücklichen Menschen dort draußen, aber ich darf ihn doch nicht der blinden Wut der Verzweifelten preisgeben. Um so weniger, als ich mich selbst schuldig fühle! Ich bin gezwungen gewesen, da die vom Kreishauptmann erbetene Hilfe ausbleibt, die mir treugebliebenen Arbeiter von den Rettungsarbeiten im Schacht hinwegzurufen und erwarte jeden Augenblick ihr Kommen. Sobald das Haus von diesem Ansturm frei ist, werde ich Herrn Mertel zur Abreise von hier veranlassen und wir kehren unmittelbar nach den Kohlenwerken zurück. Da kommt meine Tochter, sie wird für die Gäste, die am Tage der Not in mein Haus treten, gern Sorge tragen, soviel die Umstände gestatten!"

Schon seit mehreren Minuten hatte Felicitas eine Tür, die nach dem Flur führte, geöffnet und dann nicht

vermocht, die Schwelle zu überschreiten, Erich's Stimme klang an ihr Ohr und sie zagte mit einem Male vor einem Wiedersehen, dem sie in den letzten Stunden mit gläubiger Zuversicht entgegengesehen hatte. — Sie empfand jedoch alsbald, daß sie die selbstvergessene Freundschaft schlecht lohne, die Erich Franken bewährt, wenn sie zögere, ihn zu begrüßen. Und so eilte sie hervor und stand plötzlich den Angekommenen gegenüber — der hellste Schein der Lampe, die im Flur brannte, fiel gerade auf ihr Haupt, auf das bleiche Gesicht, in dem ein paar dunkelrote Flecken brannten, aus dem aber die Augen wundersam leuchteten. Wehmütiges Glück und inniger Dank, eine stolze Zuversicht, die nur ihr Vater verstand, glänzten aus dem Strahl dieser Augen. Felicitas wollte die Angekommenen zugleich begrüßen, aber nur Erich war ihr entgegengeeilt, und wie gebannt blieben seine Freunde stehen und sahen mit stiller Rührung auf die Begegnung zwischen dem Mädchen und dem jungen Manne. Erich versuchte ein paar Worte zu stammeln, die unverständlich verklangen, Felicitas aber sagte deutlich und für alle hörbar, mit einer Stimme, in der Wonne und Weh seltsam ineinander zitterten:

„Sie haben meiner Bitte Gehör gegeben, Herr Franken, ich danke Ihnen tausendmal! Mein Vertrauen zu Ihnen war viel zu groß, als daß ich für möglich gehalten hätte, Sie könnten sich unserer Not ganz versagen! Doch daß Sie so schnell bei uns sein würden, habe auch ich nicht zu hoffen gewagt. Wir sind in einer Lage, wo es schwer ist, Freude zu fühlen, aber Ihr Kommen macht mich glücklich und stolz. Sie müssen mir morgen und übermorgen, wenn, so Gott will, der entsetzliche Druck von unseren Seelen ist, viel, sehr viel von Ihrer schönen Braut

erzählen, jetzt aber muß ich Sie ganz an Papa überlassen und hoffe, daß Ihre Freundeshilfe gesegnet sein wird."

Erich stand befangen, es war der alte bestrickende Klang ihrer Stimme, jeder Ton, den er im Traum so oft, so oft gehört, fiel hell und lebendig in seine Seele, ihr Gesicht blickte ihm voll reinen Vertrauens und tapferer Selbstbeherrschung entgegen, und fremd war ihm nichts an ihr, als daß Felicitas ihn Sie ansprach und nicht bei dem Namen nannte, der noch in der letzten schmerzlichen Stunde, die er mit ihr verbracht, auf ihren Lippen gelegen hatte. Herr von Herther und seine eignen Genossen kamen ihm zu Hilfe — sie umgaben ihn und Felicitas und diese wandte sich mit anmutigem Gruß zu Konrad Hiller, mit tiefernstem zu Max Lohmer. „Wir haben manches und Schweres miteinander zu sprechen, Max — aber das Schwerste geht allem vor, das Unheil, das Sie zu uns zurückgeführt hat."

Wie zur Bekräftigung ihrer Worte erhob sich draußen neues hundertstimmiges Getöse, kräftige Fäuste schlugen an die Türen und Fenster des Erdgeschosses, die nach der Straße hinauslagen, Herr von Herthers Miene verriet, wie tief er unter der Situation litt, obschon er mit anscheinender Ruhe sagte:

„Sie dürfen ohne Sorge bleiben! Es kann kaum eine Viertelstunde noch währen, so müssen meine Wackeren unter Eckhold hier sein. Ich möchte keine Gewaltmaßregeln dulden, soweit meine Macht reicht und hoffe darum, daß mein Haus fest genug ist, um die armen Verblendeten noch so lange abzuhalten. Inzwischen bitte ich Sie, hier einzutreten, ich will Ihnen nicht den unerfreulichen Anblick des Mannes ansinnen, der sich in seiner bedrohten Lage

fassungslos und trotzig zugleich gebärdet. Felicitas wird für eine Erquickung sorgen, deren Sie nach der weiten Fahrt um so mehr bedürfen werden, als ich Ihre freundschaftlichen Dienste in dem Augenblicke in Anspruch nehmen muß, wo der Weg zu dem Schacht hinauf frei wird. Bitte um Verzeihung, Herr Ingenieur, wollten Sie mich nicht dem Herrn bekannt machen, der mit Ihnen gekommen ist?"

Die Freunde merkten jetzt erst, daß sie im Drange der Umstände vergessen hatten, den alten Geometer vorzustellen. Der Präsident, der ihn für einen Bureaugehilfen Hillers halten mochte, hieß ihn höflich willkommen, Erich aber, der das tiefste Mitleid für Felicitas und ihren Vater empfand, fügte der Einführung rasch hinzu:

„Herr Langsdorf ist mit uns gekommen, weil er Ihnen eine Mitteilung von höchster Wichtigkeit zu machen hat, Herr von Herther. Er behauptet zu wissen, daß der verschüttete Schacht ‚Gut Heil' früher eine Verbindung mit einem anderen Schacht —"

„Mit dem Andreasschacht!" schaltete der kleine Herr auf Erichs fragenden Blick ein.

„Mit dem Andreasschacht besessen habe," fuhr Erich fort. „Er hat in uns den Gedanken erweckt, ob nicht von dort aus die Rettungsversuche mit größerer Aussicht auf Erfolg zu unternehmen wären, als durch den verschütteten Schacht selbst." —

Herr von Herther war bleich genug gewesen, als die Freunde seiner zuerst ansichtig geworden waren. Jetzt aber wich in Wahrheit der letzte Blutstropfen aus seinem Gesicht, sprachlos und mit ungewissem Blick sah er bald Erich und den alten Geometer, bald Hiller und Professor Lohmer an, seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein

Laut von ihnen kam, und erst als er ein paarmal schwer geatmet hatte, rief er mit einer Stimme, die den ganzen Flur durchdrang:

„Felicitas — hörst Du! mein Kind?! Der alte blinde Bergmann, der diesen Nachmittag hier war und den Mertel für blödsinnig und betrunken erklärte, sagte dasselbe aus. Kommen Sie — kommen Sie, meine Herren."

Er schritt nach der Türe zurück, aus der er vorhin getreten war und die er jetzt mit Ungestüm wieder aufriß. Es kümmerte ihn nicht, daß mit einem Male das Getös draußen in einen langaushaltenden Ruf wilder Enttäuschung überging und zwischen dem wilden wüsten Geschrei und Toben taktmäßige Marschtritte, dem Haus immer näher kommend, auf der Straße erklangen. Felicitas rief zwar noch: „Das ist Eckhold mit den Seinen!" aber auch sie wurde von dem unwiderstehlichen Zug des Augenblicks ergriffen, mit den andern, neben Erich Franken, folgte sie ihrem Vater in das halberhellte Zimmer, wo der Generalinspektor Mertel mit hastig unregelmäßigen Schritten, die seine Furcht wie seine Erbitterung ausdrückten, hin und her lief und bei dem plötzlichen Hereinbruch der sechs ihm zum Teil fremden Menschen doch erschrocken zurückwich. Der Präsident ließ ihm nicht Zeit zu einer Frage, er rief ihm entgegen:

„Mertel! Mertel! Hier ist Herr Geometer Langsdorf aus Forstenburg. Er wiederholt, was der blinde Eisler diesen Nachmittag vor uns behauptet hatte und was Sie für unmöglich erklärten, es ist ein Durchschlag aus Ihrem Andreasschacht nach ‚Gut Heil' vorhanden, wenigstens vorhanden gewesen ist."

„Faseleien!" fiel Herr Mertel seinem Schützer grob

ins Wort. „Von einer solchen Verbindung müßte ich wissen!“ Dabei aber zuckte es merkwürdig in seinem Gesicht, die alte Röte, die in den letzten beiden Tagen so ziemlich verschwunden war, stieg wieder auf und mit sichtlichem Unbehagen stand er dem kleinen alten Herrn gegenüber, der den würdigen Generalinspektor noch einmal scharf ins Auge faßte und dann mit einer Ruhe sagte, die seltsam mit der Aufregung aller im Zimmer Befindlichen kontrastierte:

„Und Sie wissen auch davon Herr Mertel! Ich erinnere mich, daß wir damals zu unseren Karten und Plänen manche Notiz von Ihnen, der noch Schreiber des Bankrats Lorius war, erhalten haben. Es war ein langer schmaler aufwärts gewundener Gang, der vom tieferen ‚Gut-Heil‘-Schacht nach einem Stollen und den damaligen Förderstrecken des Andreasschachtes hinaufführte.“

Ein Augenblick Schweigen folgte, die Bestürzung, Erschütterung und Empörung aller im Zimmer Anwesenden war zu tief und nachhaltig, als daß man so leicht Worte gefunden hätte. Endlich faßte der Präsident den Arm des Generalinspektors und seine Stimme hatte einen metallenen schneidigen Klang, der ihm bis heute an sich selbst fremd geblieben war:

„Sie müssen wahnsinnig sein, Mertel, daß Sie seit vierzig Stunden unser und dieser armen Bevölkerung blutiges Elend sehen und Ihre heillosen Lippen nicht öffnen. Jetzt, wo es zu spät ist, zeigen Fremde einen Weg zur Rettung, den Sie uns seit gestern früh eröffnen konnten! Sagen Sie, um Gotteswillen, ein Wort, wenn ich nicht von Sinnen kommen soll!“

Der Angeredete stampfte zornig mit dem Fuße

und schien unter der Anschuldigung Herrn von Herthers seinen ganzen brutalen Trotz wieder zu gewinnen. Er sah der Reihe nach höhnisch die Eingetretenen und zuletzt mit einem herausfordernden Blick den Präsidenten an und versetzte in einem Ton, der seiner Miene entsprach: „Es war mir längst entfallen, daß vorzeiten in den verlassenen Förderstrecken des Andreasschachtes solch ein Durchschlag existierte. Aber wenn auch mein Gedächtnis besser wäre, geholfen hätte Ihnen das nichts — der schmale Gang ist längst verfallen und verschüttet, und der Stollen, der aus meinem Schacht nach ihm hinführte, ist, als ich mein Werk übernahm, mit Balken versetzt und mit Bruchschutt verstopft worden."

„Wir hätten längst alle diese Hindernisse hinwegräumen und wenigstens einen Versuch machen können, durch Ihren Schacht den Unglücklichen im ‚Gut-Heil'-Grabe Rettung zu bringen!" rief der Präsident. Wir können es noch, die Sache muß augenblicklich in Angriff genommen werden. Nie — nie verzeihe ich Ihnen, daß Sie uns nicht gestern Morgen schon auf diese Möglichkeit hingewiesen haben. Eckhold und Herr Hart müssen sofort hinab — und einer von Ihren Steigern, Mertel. Wehe Ihnen und mir, wenn uns Herr Langsdorf diese Kunde zu spät gebracht hätte."

„Sind Sie der Herr in meinem Schacht oder bin ich's?" schrie der Generalinspektor auf, indem sich Konrad Hiller rasch aus dem Zimmer entfernte und offenbar nur ging, um Herrn von Herthers Wunsch zu genügen. „Glauben Sie, daß ich dulden werde, daß Sie mit Ihren nutzlosen Rettungsversuchen und der Bande, die sich in meinen Schacht hinunterwälzen würde, mein Werk

ruinieren, meine Arbeiter revoltieren, falls die Kanaillen nicht schon unter dem Haufen draußen sind! Bilden Sie sich ein, daß ich noch nicht genug an den Verlusten hätte, die mir die letzten heillosen Tage zugefügt haben? Nein, Herr, ich habe der Rotte zum Trotz das Rechnen noch nicht verlernt, und obschon Sie die Gewogenheit hatten, mich aus Ihren Diensten zu jagen, sollen Sie schon noch erfahren, daß unsere Rechnung bei weitem nicht geschlossen ist! In meinen Schacht setzt niemand einen Fuß hinunter, als die Arbeiter, die drunten ordnungsmäßig ihr Tagewerk tun."

Herr von Herther und alle, die um ihn waren, hörten erschrocken die polternde Rede des rohen Mannes, Professor Lohmer wollte eben entrüstet gegen ihn losbrechen, und Erich hatte den Vorschlag auf den Lippen, Herrn Mertel zur Bewahrung seines so wohlverteidigten Werkes vor das Haus zu schicken. Aber der Präsident, der im Feuer dieser Tage gegen den häßlichsten Eindruck gehärtet schien, sagte mit verachtungsvoller Kälte:

„Sie bleiben sich bis zuletzt gleich und wissen selbst aus der Todesnot Ihrer Mitmenschen ein Geschäft für sich herauszuschlagen. Sie wollen mich zwingen, Ihnen den Andreasschacht abzukaufen — was ist Ihre Forderung?"

„Sie wissen am besten, daß ich bis zur Stunde an dies Geschäft nicht gedacht habe. Setzen Sie Ihre Bohrversuche in Ihrem Schacht fort und lassen Sie den meinen in Ruhe. Wollen Sie aber durchaus hinein, so gibt's keinen andern Weg, als daß Sie Eigentümer werden; so lange ich Herr bin, dulde ich im Schacht nur ehrliche, lohnende Arbeit. Ich habe Sie gewarnt,

Herr Präsident, und sage Ihnen nochmals, daß der Gang, um deswillen Sie jetzt den Schacht kaufen wollen, wahrscheinlich gar nicht mehr praktikabel ist! Doch das ist Ihre Sache — die meine aber bleibt, daß ich Ihnen den Schacht nicht ohne beste Sicherung verkaufe. Um dreißigtausend Taler ist er mir feil, und die dreißigtausend fordere ich binnen hier und acht Tagen und zur Sicherung einen Wechsel von Ihnen! Ich weiß nicht, ob ich selbst dabei gut fahre, aber daraufhin will ich's wagen, den Wechsel werden Sie ja mit Hilfe Ihrer guten Freunde noch einlösen. Ich rate Ihnen ab, Herr Präsident — Sie wagen Ihr gutes Geld an etwas, das kein vernünftiger Mensch von Ihnen fordern kann."

„Und Sie sind wirklich entschlossen, uns die Einfahrt in den Andreasschacht, selbst die Untersuchung zu versagen, ob noch etwas von der alten Verbindung erhalten und gangbar ist, wenn es meine Mittel übersteigt, zuvor Ihr Werk nach Ihrer eigenen, ganz unglaublichen Schätzung zu erwerben?"

„Ich dränge Ihnen nichts auf, ich behielte lieber meinen Schacht — aber ich werde mein Eigentumsrecht behaupten. Wollen Sie als Herr in meinem Kohlenwerk schalten — so werden Sie zuerst dessen Herr!"

Mit unverhohlenem Abscheu, aber auch mit wachsendem Bangen hatte Felicitas diese Verhandlung mit angehört. Die Männer hatten es für schicklich gehalten, in das Nebenzimmer zu treten, dessen Tür offenstand, von draußen war seit einigen Minuten an Stelle des weithin hallenden Getöses ein dumpfes Brausen hörbar. In der verhältnismäßig größeren Stille klang jedes Wort des Generalinspektors um so rauher und ab-

schreckender — Felicitas meinte, die Stimme, wie den Anblick des Mannes nicht länger ertragen zu können. Sie näherte sich zitternd ihrem Vater und hauchte ihm zu:

„Bringe jedes Opfer, Papa, und wenn uns nichts bleibt — aber bringe den Ärmsten im Schacht Hilfe!"

„Wenn sie noch möglich ist!" erwiderte Herr von Herther. „Aber du hast recht, mein Kind — jetzt ist nicht die Stunde, zu markten und zu feilschen." Er wandte sich wieder an seinen seitherigen Generalinspektor, welcher mit einer mehr lauernden als trotzigen Miene die kurze Verständigung zwischen Vater und Tochter belauscht hatte. „Lassen Sie uns keine Zeit verlieren! Da Sie menschlicher Empfindung unzugänglich sind, so muß ich Ihre Forderung für den Andreasschacht bewilligen. Ich bin bereit, Ihnen jede Sicherheit zu gewähren, die sich in einer Lage wie die unsrige geben läßt, fordere aber, daß ich noch in dieser Stunde in Besitz Ihres Schachtes und aller zu demselben gehörigen Pläne und Flurkarten gelange! Setzen Sie selbst die nötigen Papiere auf — rasch — rasch, Mertel — jede Viertelstunde, die noch verrinnt, ist für mich unersetzlich!"

„Wenn Sie den Kauf durchaus tun wollen, ich habe nichts einzuwenden," versetzte Herr Mertel phlegmatisch, indes seine Augen vor innerer Befriedigung funkelten. „Das nötige habe ich hoffentlich bei mir — ein alter Geschäftsmann führt immer ein paar Wechselformulare in seiner Brieftasche. Fürs andre wird ein Bogen Papier und ein Schreibzeug genügen — wenn Sie das herbeischaffen wollten, gnädiges Fräulein, so soll der Herr Vater alsbald seinen Willen haben."

Felicitas eilte in das nächste Zimmer, wohin Erich, Max Lohmer und Herr Langsdorf zurückgetreten waren

und im eifrigen halblauten Gespräch dem Fenster zunächst standen. Sie trug hastig ein Schreibzeug und ein paar Blätter, die sie auf dem Tische fand — es war das Gemach ihrer alten Wirtschafterin Magdalene —, zu ihrem Vater hinüber, der erst jetzt inne zu werden schien, daß draußen der Lärm beinahe gänzlich verhallt sei und gespannt nach der Tür zum Flur schaute, durch die jeden Augenblick Eckhold eintreten konnte. Herr Mertel setzte sich mit vollem Behagen zum Schreiben nieder — er war wie immer der Klügste gewesen und hatte selbst aus der Verwirrung dieser Tage einen Gewinn davongetragen. Er füllte beim Schein der Lampe, die ihm der Präsident mechanisch zugeschoben hatte, sein Wechselformular aus und legte es dem Präsidenten vor: „Akzeptieren Sie das, Herr von Herther, ich entwerfe indes Punktationen zu einem Kaufvertrag, die wir beide unterschreiben. Das weitere müssen wir dann vor Notar und Zeugen bereden. Ich stelle Ihnen noch ein paar Zeilen an meinen Obersteiger aus, denn eine persönliche Übergabe wird vor der Rotte Korah draußen nicht möglich sein. Aber Sie brauchen diese auch nicht."

Der Präsident nickte flüchtig, zog den von Herrn Mertel beschriebenen Wechsel an sich und tauchte zugleich einen alten Gänsekiel aus Magdalenes Schreibzeug ein. Indem seine Augen über den Papierstreif irrten, klang ein Tritt neben ihm, eine Hand legte sich hemmend auf die seine, und Erich Franken sagte festen Tones:

„Schreiben Sie nicht, Herr von Herther! Die Aussicht, durch den Andreasschacht in den verschütteten ‚Gut Heil'-Schacht einzudringen, ist noch höchst ungewiß, und auf alle Fälle dürfen Sie dem Geiz und der Brutalität ein solches Opfer nicht bringen. Man will

Ihre besondere Notlage zur Erpressung wider Sie benützen. Ihre Freunde sind der Meinung, daß Sie sich dem nicht fügen dürfen."

„Gut, gut!" sagte der gewesene Generalinspektor, der bei Erichs Worten bestürzt von seiner Schreiberei aufgesehen hatte. „So behalte ich mein Werk und Sie — nun Sie sehen, wie weit Sie in dem des Herrn von Herther kommen."

„Nein, nicht so!" versetzte Erich stark, und seine Stimme klang gewaltig durch die Gemächer und auf den Flur hinaus, von dem eben Konrad Hiller, der Steiger Eckhold und der Bergamtsassistent Hart zugleich hereintraten. „Versuchen Sie es, uns zu hindern in Ihren Schacht einzudringen! Wir werden uns das Recht nehmen, das uns die Not gibt und werden in Ihrem Werke nach der alten Verbindung mit der Gutheilgrube suchen, wir werden sie womöglich benutzen, ob Sie zustimmen oder nicht. Sie können danach Entschädigungsansprüche erheben, Sie können Klagen wider uns anstellen, soviel Ihnen beliebt. Wir aber werden inzwischen tun, was die Pflicht heischt, und Sie haben glücklicherweise nicht die Macht, uns daran zu hindern."

Der Generalinspektor entfärbte sich, sein Instinkt sagte ihm, daß hier ein Stein ins Rollen komme, den er schlechterdings nicht aufzuhalten vermöge. Herr von Herther, der die freudigen Zurufe aller derer vernahm, die inzwischen das Zimmer erfüllt hatten, hinderte Erich nicht, das Papier, das noch auf dem Tische lag, zu zerreißen und Herrn Mertel vor die Füße zu werfen. Felicitas, die erst erschrocken dreingeblickt hatte, faßte jetzt mit ihrem Vater zugleich die ganze Lage: Erich traf das Rechte, niemand konnte es hindern, wenn das Rettungswerk durch

den Andreasschacht versucht ward. Herr Mertel sprach noch einmal den Präsidenten rauh an: „Das ist Hausfriedensbruch, ist räuberisches Eindringen in mein Eigentum. Wollen Sie zugeben, Herr von Herther, daß in Ihrem Namen Frevel geübt wird?“ — Herr von Herther aber, dessen Auge freudiger glänzte als zuvor, der jetzt leichter atmete, reichte Erich die Hand und sagte entschieden: „Ich bin bereit, jede Verantwortung, die mein junger Freund auf sich nimmt, mitzutragen! Haben Sie gehört, Eckhold, was hier vorgeht?“

„Alles, alles vernommen, Herr Präsident!“ rief der Steiger mit leidenschaftlichem Eifer. „Der Herr Ingenieur hier“ — er zeigte auf Hiller — „hat das Evangelium von dem alten Durchschlag aus Andreas nach Gut Heil schon allem Volke verkündet und darauf haben sie Hoffnung gefaßt und sind plötzlich zur Besinnung gekommen, so daß ich mit meiner Kolonne gar nicht notwendig gewesen wäre. Und nun, Ihr Herren, laßt uns das letzte versuchen, was uns noch übrig bleibt — helf uns und denen da unten der barmherzige Gott.“ —

Die schlichten Worte des Steigers hatten die Wirkung eines Schlachtrufes. Ohne dem zornig im Zimmer umherschießenden Generalinspektor, aus dessen Munde eine Flut scheltender, kreischender Rede strömte, noch einen Blick zu gönnen, ohne untereinander noch ein Wort zu verlieren — unterwegs und auf dem Platze, nach dem es alle drängte, war ja noch Zeit zur Verständigung! — eilten Herr von Herther und Erich, Max Lohmer und Hiller, der Steiger und Herr Hart durch den Flur nach der vordern großen Haustür, die seither verschlossen, nunmehr weit offen stand. Von der Straße scholl das Brausen von Hunderten von Stimmen, die jetzt so sorglich ge-

dämpft wurden, als sie vorhin laut erhoben worden waren. Die Gendarmen, die Gewehr im Arm zur Seite der Auffahrt standen, schauten verwundert auf die dunkle, wogende Masse herab, die sich längs des Hauses hinzog. Zwischen ihnen und der Menge, die vorhin unter wildem Geschrei wider Mertel, das Haus zu stürmen gesucht hatte, standen in Reihe und Glied die Bergleute, die Hart und Eckhold zum Schutz des Herrn von Herther herangeführt hatten. Die wackeren Männer in ihrer dunklen Tracht, die Grubenlampe am Gürtel, mit dem Beil bewaffnet, standen ihren eigenen Kameraden, ihren Verwandten gegenüber, und schon ihr Erscheinen hatte hingereicht, den Haufen der Empörten zurückweichen und stiller werden zu lassen. Noch ehe sie anlangten, war durch die Gruppe der das Haus Umdrängenden die Kunde von der Ankunft der Herren aus der Residenz geflogen. In der Phantasie der Erregten waren die jungen Männer zu wichtigen, einflußreichen Persönlichkeiten geworden, die wohl noch einen Rat, vielleicht selbst noch Rettung für die Eingeschlossenen bringen konnten! Ihre Ankunft war so wunderbar mit der Nachricht vom Tode des Herzogs Bernhard zusammengetroffen, daß die Vermutung von Mund zu Mund flog, der neue Landesherr habe sie in der ersten Stunde seiner Regierung abgeschickt, den Bergleuten im Buchsfelde Hilfe zu bringen. Steiger Eckhold und die Seinen fanden die leichtbewegte Masse schon willig wieder Hoffnung zu fassen; die Erbitterten, welche auch jetzt noch fortfuhren, die Gemüter gegen den Bergherrn zu erregen, fanden weniger Gehör als eine Stunde zuvor, und als nun gar der Ingenieur Hiller in der geöffneten Türe des Hauses erschien und dem Steiger laut verkündete, welch eine Aussicht sich eröffnet habe, da ging

ein so volles Rauschen durch die Masse, als seien plötzlich überall frische Quellen emporgesprungen. Ein hoffnungsfrohes Murmeln und Flüstern, da und dort ein lauter froher Aufschrei, klangen aus den Reihen, und erwartungsvoll, aber diesmal in friedlicher Absicht, umdrängte man die Auffahrt, alle Augen waren nach dem Flur des Herrenhauses gerichtet, den man erhellt, aber lange menschenleer erblickte. Die wachsende Spannung der kaum beruhigten Masse drohte schon wieder in Ungeduld überzugehen, als plötzlich die sechs Männer, denen Felicitas bis zur Tür nachfolgte, auf der Schwelle erschienen. Mit einmal trat erwartungsvolle Ruhe ein — man erblickte Herrn von Herthers hohe Gestalt, die auf den Arm eines unbekannten jüngeren Mannes gestützt, bis an das eiserne Geländer der Auffahrt herantrat. Der Präsident, der seiner selbst nicht mehr mächtig war, wollte ohne Zögern den Weg zu den Schächten antreten, nach denen er seit bangen Stunden verlangte. Erich aber hielt ihn zurück, er hatte mit dem ersten Blick über die Masse begriffen, was in diesem Augenblicke Not tue, und erhob seine weithintragende klangvolle Stimme, indem er ausrief:

„Auf ein Wort ihr Männer und ihr alle, die es angeht. Wir Fremden sind hierhergekommen mit dem gleichen glühenden Wunsch, den der Herr dieses Hauses und ihr sämtlich seit zwei Tagen gehegt habt: die Verunglückten im ‚Gut Heil‘-Schacht womöglich noch zu retten! Wir haben einen wackeren Mann mit uns gebracht, der die Weidenwalder Werke von altersher kennt und es für möglich hält, daß wir auf einem anderen Wege als durch den ‚Gut Heil‘-Schacht selbst zu den Verschütteten gelangen können. Weil es aber doch bloß möglich und keineswegs völlig gewiß ist, so ist unsere, eure erste Pflicht,

die Versuche, in die Tiefe von ‚Gut Heil' zu kommen, nicht aufzugeben! Und weil wir, um den neuen Weg einschlagen zu können, in fremdes Eigentum dringen müssen, weil hier euer Bergherr für alles haften und einstehen muß, was in den nächsten Stunden geschieht — so müßt ihr, wie's Gott auch sonst füge, euch als Männer erweisen, die sich selbst zu bezwingen wissen! Die strengste Ordnung muß wieder bei den Rettungsarbeiten eintreten, ihr dürft nicht aus der Hoffnung in Verzweiflung fallen! — Ihr alle habt das Recht, nach den Werken hinaufzukommen und des Ausgangs vor den Schachthäusern zu harren — aber nur wer gerufen wird, darf an den Arbeiten teilnehmen. Wir werden brave Hände genug nötig haben, aber mehr noch tun uns brave Herzen not, die um ihrer armen verschmachtenden Kameraden willen sich selbst vergessen und auch ihren Groll, ihre Beschwerden auf bessere Tage zurückzustellen wissen. Seid ihr das, so wird niemand lieber als euer Bergherr alles, was jetzt geschehen ist, vergessen: Ihr könnt mit der Nacht den Abend wett machen! Und nun brecht auf, ohne Toben und entschlossen zu warten und auszuharren, so lange noch ein Funke von Hoffnung übrig ist! Die Häuer, die bis jetzt oder vor Zeiten im Andreasschacht des Herrn Mertel gearbeitet haben, mögen sich droben beim Schachthaus der Grube Andreas zuerst zu uns finden — die anderen werden wir rufen lassen, wie es die Stunde fordert."

Es war während Erichs Ansprache immer stiller geworden, mit beinahe atemloser Spannung lauschten die Dichtgedrängten seinen Worten. Kein lauter Beifall brach aus — es war allen zu ernst und bang zumute. Aber in dem zustimmenden Gemurmel, das durch die Reihen

lief, in der Art, wie die Volksmasse sich teilte und in einzelnen, durch kurze Zwischenräume getrennten Zügen die Straße nach der Hochfläche hinauf einschlug, in dem achtungsvollen Ausweichen vor Herrn von Herther und seinen Gästen, als sie von der Auffahrt herabkamen, um sich an die Spitze der Arbeiterkolonne zu stellen, die der Steiger Eckhold hierhergeführt hatte, trat die günstige Wirkung der schlichten Worte zu Tage. Alle waren jetzt sichtlich von einem Gedanken beseelt, die freventlich verlassene Rettungsarbeit so schleunig als möglich wieder aufzunehmen — auch die Hunderte von Angehörigen der Verunglückten hofften offenbar wieder, und setzten ihre letzten Kräfte ein, den Weg zu der Unheilsstätte noch einmal zurückzulegen. Erich und seine Freunde waren um den Präsidenten, Herr von Herther, der seiner Tochter nur noch ein tröstliches Wort zurief, gab Eckhold einen Wink, nicht länger zu zögern. Durch die stille Sommernacht klangen hunderte von marschmäßigen Tritten, von den Windungen der Straße her blitzten aus den einzelnen Zügen die Lichter, aus den Massen und Gruppen, die eilends dahinzogen, klangen verhallende Rufe und Worte, ehe zehn Minuten vergingen, war es um das Herrenhaus von Weidenwald her völlig ruhig, Felicitas stand auf der Schwelle allein und blickte mit einer halb seligen, halb schmerzlichen Betäubung dem dunklen Zuge nach, der ihren Augen rascher entschwand. Das Wiedererscheinen Erichs hatte das junge Mädchen innerlich erhoben, ihr gläubiges Vertrauen gestärkt, sie mit Hoffnung für das Nächste erfüllt. Doch wie sehr sie sich auch mühte, nur an den ‚Gut Heil'-Schacht, und an ihren Vater zu denken, der jetzt eine wahrhafte Stütze und Hilfe zur Seite habe, sie bezwang das eigne Herz nicht völlig — und jetzt, jetzt

erst wußte sie ganz, was sie unwiderruflich in Erich verloren hatte.

Felicitas fühlte, in das Haus zurückkehrend, daß sie weder an Nachtruhe denken, noch die Nachrichten vom Schauplatz des Unheils hier still erwarten könne. Sie hatte Anlaß genug, ihr Liebeswerk von gestern wieder aufzunehmen, und traf besonnen und klar alle nötigen Anordnungen. Aber sie täuschte sich nicht darüber, daß sie dem herbeigerufenen Freunde, der so rasch entschlossen, mit so reinem Willen für ihren Vater und für ihr Haus eintrat, näher sein wollte, solange sie es durfte. Sie sagte sich, daß er nicht länger verweilen werde als bis er getan, was sie von ihm erbeten, und so mochte sie keine Viertelstunde verlieren, in der sie sich vielleicht an seiner Gegenwart, seinem Mut, seiner Tatkraft erfreuen könne. Sie ging, um sich für eine Fahrt durch die Nacht, und ein längeres Verweilen droben an den Schachthäusern zu rüsten. Auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnete ihr im Flur der Generalinspektor Mertel, der ihr das rohe, von Zorn und Enttäuschung häßlich entstellte Gesicht trotzig zuwandte:

„Guten Abend, Fräulein," sagte er hämisch. „Für den Herrn Bräutigam hat sich rasch ein andrer Bewerber eingestellt, wünsche viel Glück bei dem Wechsel. Ich gedenke mich jetzt, da die Luft rein ist, davonzumachen, da es Ihrem Herrn Vater doch nicht leicht werden würde, mich noch einmal gegen die rebellischen Halunken zu schützen. Und sagen Sie dem Herrn Präsidenten, daß es ihm vielleicht bald leid tun wird, diesen Abend über mein Recht weggeschritten zu sein — ich werde ihm sicher Klagen und Prozesse zu Dutzenden anstrengen!"

Der widerwärtige Anblick und die freche Drohung

glitten gleichmäßig an Felicitas ab. In ihr lebte jetzt die Gewißheit, daß auch dies alles nur ein häßlicher und nichtiger Nachhall einer Vergangenheit sei, die, komme was wolle, für immer hinter ihr und ihrem Vater liege! Sie wandte sich mit kaltem, stummem Gruß von Herrn Mertel ab und betrat ihr Zimmer, eine halbe Stunde später rollte der leichte Wagen vor das Haus, und Felicitas fuhr mit der alten Magdalene aufs neue die Straße nach den Kohlenwerken dahin.

Die Nacht war minder klar, als der Abend verheißen hatte. Von den Abhängen des Herlasberges her zogen ein paar dunkle Wolken den Grund entlang, aus denen es von Zeit zu Zeit wetterleuchtete, ein feuchtwarmer Wind, der zu kurzen Stößen erwachte und dann gleichsam müd wieder einschlief, raschelte im Laub der Linden längs des Weges. Felicitas' Wagen rollte noch an ein paar Nachzüglern der großen Scharen vorüber, die vorhin die Straße gezogen waren. Bei dem Meilenzeiger an der Kreuzung, bei dem der Weg langsam aus dem Grunde zur Hochfläche aufstieg, traf sie auf ein armes, junges Weib mit ihrem zweijährigen Töchterchen. Das Kind war zu matt, noch weiterzugehen, und die Mutter zu erschöpft, das arme Mädchen zu tragen. — Sie hob es bittend gegen die Tochter des Bergherrn empor, Felicitas nahm nicht nur das Kind, sondern auch die Mutter in den Wagen. Es tat ihr wohl, daß sie unmittelbar Anteil an einem fremden, bedrängten Leben nehmen mußte, und die gepreßte Empfindung ihrer Seele löste sich. Im Gespräch mit der jungen Bergmannsfrau kam ihr freilich auch zum Bewußtsein, wie weit ihre leidenschaftliche Zuversicht, daß Erichs Erscheinen und Eingreifen Hilfe bringen werde, die Wirklichkeit der Stunde überflog. Die schlichte Frau,

deren Augen im brennenden Schmerz tränenlos geworden waren, sagte trübe: „Ich glaube nicht, daß einer von unsern Männern noch lebt. Verhungert müßten sie freilich noch nicht sein, aber erstickt sind sie gewiß! Wenn die Herren aus der Stadt recht haben mit dem Weg durch die Andreasgrube, können sie uns doch wenigstens unsre Toten heraufbringen.“

Felicitas versuchte tröstlich zu antworten, aber die Worte erstarben ihr im Munde. Eben wetterleuchtete es wieder, und im falben Lichte erkannte sie die Leidensmiene der Hoffnungslosen, das Kind war glücklicherweise entschlummert. Die ganze Furchtbarkeit der Lage stellte sich ihr wieder dar — zum erstenmal fuhr ihr durch den Sinn, daß vielleicht auch Erich nichts bewirken, wohl aber sich selbst aufopfern könne. Es durchrieselte sie ein Schauer bei der Frage, wie sie solchen Ausgang ertragen werde? Und doch — wenn sie sich Erich Frankens Gesicht vor Augen rief, wie sie es vorhin gesehen, als er ihren Vater den Händen Mertels entriß und zu den Bergleuten sprach, vermochte sie ihre jubelnde innere Erwartung wohl frevelhaft zu schelten, aber nicht zu besiegen! —

Sie waren bei den Kohlenwerken angelangt, Felicitas ließ aus Gewohnheit vor dem hölzernen Schuppen gegenüber dem Schachthaus von ‚Gut Heil‘ halten. Aber hier und um das Haus standen heute nur vereinzelte Gruppen, aus dem hohen Bau schienen einige trübe Lichter, und der dumpfe Schall, der in der Tiefe fortgesetzten Zimmerarbeit drang bis zum Eingang. Die Massen aber hatten sich seitwärts nach dem Andreasschacht hinübergezogen, sie standen und lagerten in dichten Haufen um das halbverfallene Schachtgebäude dieser Grube und bei einem völlig zerstörten Hause, der Schreib- und Zahlstube des

gewesenen Generalinspektors, gegen die sich am Abend die plötzlich aufwallende Erbitterung der verzweifelnden Menschen gerichtet hatte. Felicitas erfuhr von den beiden Häuern, die am Eingang zu ‚Gut Heil‘ Wacht hielten, daß sie ihren Vater drüben an der Einfahrt zu ‚Andreas‘ finden werde. Der Herr Präsident sei vor kurzem mit Steiger Eckhold hier gewesen und habe sich vom Fortgang der Rettungsarbeiten in diesem Schacht überzeugt. Man komme in der Tat mit jeder Stunde tiefer hinab, freilich viel, viel zu langsam. Felicitas folgte darauf mit ihrer Begleiterin dem jungen Weibe nach, die gleich, nachdem sie vom Wagen gestiegen war, mit ihrem Kinde den Weg zu der Menge eingeschlagen hatte, die das Schachtgebäude von ‚Andreas‘ umringte. Sie schritt heute minder furchtlos und selbstvergessen als gestern zwischen den Reihen der Harrenden dahin — aber sie sah wohl, daß von der wilden Erregung des Abends nichts zurückgeblieben war, als bange Sorge, ob die neue Hoffnung sich nicht als trügerisch erweisen werde, und neben äußerster Ermüdung eine leidenschaftliche Spannung auf die erste Kunde aus der Tiefe. In der Mitte des Weges schon, den sie noch zurückzulegen hatte, traf sie mit ihrem Vater und Professor Max Lohmer zusammen. Der Präsident schien über ihr Kommen erfreut, aber nicht erstaunt — er sagte leise zu Felicitas: „Ich habe unserm Freunde nachgeben müssen. Er duldete nicht, daß ich in den Andreasschacht mit einfuhr und nahm es als sein gutes Recht in Anspruch, da er der Jugendkräftige sei, an meiner Statt hinabzusteigen. Er ordnete nichts an und sagte kein Wort, wozu ich nicht aus ganzem Herzen meine Zustimmung geben möchte. Selbst, was er über die Anstrengungen sagt, die mir die beiden letzten Tage gekostet, ist leider wahrer, als mir lieb

ist, ich kann die Aufopferung nicht ablehnen, zu der Herr Franken sich so edelmütig bereit zeigt!“

Felicitas wußte nur zu wohl, wie recht ihr Vater mit dem letzten seufzenden Ausspruch hatte. Sie lauschte mit einem stolzen, glücklich-wehmütigen Gefühl seinen Worten über den Mann, den sie liebte, und dem jetzt, wo es für sie zu spät war, Gerechtigkeit zuteil wurde. Sie schritt zwischen dem Vater und Max Lohmer nach dem Schachthaus des Mertelschen Werkes, wo es noch kahler, unwirtlicher aussah, als in den zu den Werken des Präsidenten gehörigen Gebäuden. So dunkel und unheimlich wie gestern, wo sie am Mundloch des ‚Gut Heil‘-Schachtes gestanden, erschien ihr auch hier der Fahrschacht. Sie erfuhr, daß Erich mit Konrad Hiller, der Steiger Eckhold und der Bergamtsassistent Hart mit allen Arbeitern des Andreasschachtes und zahlreichen andern Bergleuten hinab seien, und daß man jede Viertelstunde einem ersten Bericht aus den alten Abbaustrecken entgegensehen könne, wo sich nach Langsdorfs Aussagen die ehemals bestandene Verbindung noch auffinden lassen mußte.

Es war ein banges, peinliches Harren in der nächsten Stunde. Unruhig gingen Herr von Herther, Professor Lohmer und Felicitas zwischen dem Schachtgebäude und dem zerstörten Hause hin und wieder, neben dem sich der größte Teil der erwartungsvollen Menge gesammelt hatte. Es war nahe an Mitternacht, und gar viele der hier Gelagerten konnten ihrer Erschöpfung nicht widerstehen, saßen und lehnten längs der Mauer in unruhigem Schlummer. Andre standen in nicht endendem Gespräch beisammen, tauschten ihre Hoffnung oder Furcht aus und lauschten gespannt nach jedem Laut, der vom Schachthaus herkam. Der Himmel hing dunkel über der großen Fläche,

vom Weidenwalder Grund herauf wetterleuchtete es noch immer, und ganz von ferne ließ sich der Donner eines im jenseitigen Tal verhallenden Gewitters vernehmen.

Der Präsident sprach nur wenige Worte, die alle die tiefste Sehnsucht nach einer endlichen Entscheidung, wäre es selbst die schlimmste, verrieten. Felicitas berichtete in leiser Rede dem ernst lauschenden Max Lohmer, was gestern am Tage und Abend zwischen ihr und seinem Bruder vorgegangen sei. Der Professor vernahm nur, was er geahnt und sich selbst gesagt hatte — ein tiefer Schmerz über die Weise des Bruders zog abermals durch seine Seele, und aus tiefster Überzeugung sagte er: „Ich muß leider das Schicksal wohlwollend nennen, das Sie vor dem Opfer Ihres ganzen Lebens an Paul bewahrt. Frei und selbst einsam, Felicitas, werden Sie glücklicher sein, als mit ihm, der von der schwersten Krankheit unsrer Zeit bis ins innerste Mark ergriffen ist. Paul stößt mit Ihrer Hand die Hand hinweg, die ihn in ein menschlich warmes Sein zurückführen konnte!"

Felicitas schwieg, und Max Lohmer rang stumm mit sich, ob er ein Wort über Erich und sein Geschick hinzusetzen solle. Doch es war sein Bruder, von dem sich das bleiche Mädchen neben ihm losgesagt, und Erich Franken hatte auf der langen Fahrt hierher an das unerwartete Erlebnis keinen Laut der Hoffnung geknüpft, und das dunkle Schicksal der Männer in der Tiefe verbot beinahe jeden Gedanken, der nicht ihnen galt. So harrte auch er mit den andern in gleicher Unruhe. Etwa eine halbe Stunde mochte wieder verstrichen sein, als sich vom Mundloch des Andreasschachtes her plötzlich ein lauter Ruf erhob, Herr von Herther sah, daß ihm ein paar der Bergleute winkten, und flog dem Schachthaus zu. — In hellen

Haufen drängte sich trotz der aufgestellten Wachen die Menge ihm nach, Max Lohmer und Felicitas wurden zwischen den dichten Reihen eingepreßt und zurückgehalten; ein junger Häuer, der eben der Ausfahrt entstiegen, schwang, tief Atem holend, und einen wahrhaft sonnigen Hoffnungsglanz auf seinem Gesicht, seine Kappe gegen den Bergherrn und rief: „Der Durchschlag nach dem alten Bau in ‚Gut Heil‘ ist gefunden, die Herren meinen, es werde nicht mehr als zwei Stunden Zeit kosten, die Balken und Schutthaufen, mit denen er versetzt worden ist, hinwegzuräumen. Es sollen weitere fünfzig Mann einfahren — wir werden drunten Holzwerk und Stein von Hand zu Hand geben müssen, um uns den Rückweg nicht zu sperren!“

Die Masse der Umstehenden brach zuerst in einen vielstimmigen Freudenruf aus, dann aber wurden Stimmen der Enttäuschung laut, von den Verschütteten im Nachbarschacht brachte der Bote aus der Tiefe noch keine Kunde, — neue bange Stunden der schmerzlichsten Erwartung dehnten sich vor allen aus. — Doch gehorchte man den Anordnungen des Präsidenten auf den ersten Wink, und die fünfzig Arbeiter, die schon nach etwa zehn Minuten Mann hinter Mann die schmalen Leitern hinabstiegen, wurden von den Hunderten beneidet, die zurückblieben und wiederum harren und hoffen und zweifeln mußten. Herr von Herther begann sich jetzt der Erwartung hinzugeben, daß die alte Verbindung der Grube Andreas mit seinen Werken in der Tat noch vorhanden, in irgend einer Weise gangbar sein werde. — Max Lohmer stimmte ihm darin zu, aber beide Männer tauschten aber und abermals mit schwerem Seufzer die Überzeugung aus, daß man keinen oder nur wenige der Verunglückten

mehr am Leben finden würde. Wieder verloren sie sich in Berechnung von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, von denen Felicitas nichts verstand. Aber in der Seele des erregten Mädchens sprach eine geheimnisvolle Stimme gegen alle einsichtige Besorgnis der Männer. Erich konnte nicht darum auf den ersten Ruf in ihr Haus getreten sein, nicht darum sein eignes, neubeglücktes Leben aufs Spiel setzen, um schließlich nur die Toten aus der dunklen Schachttiefe zu bergen! Doch wagte sie nicht die ganze Stärke ihrer Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang zu offenbaren. Mit jedem Viertelstundenschlag, den man hier oben aus dem Weidenwalder Grund vernahm, mit der allmählichen Abkühlung der späten Nachtstunden, die die armen, erschöpften Menschen um sie her durchschauerte, sanken die Erwartungen der Harrenden tiefer und tiefer. Die geheime Zuversicht des jungen Mädchens aber wuchs — obwohl auch sie es empfand, daß zwei Tage voll erschütternder Eindrücke und jäher Wechsel über sie hingegangen seien. Sie hielt sich tapfer aufrecht, und die Nacht verbarg ein wehmütig zuversichtliches Lächeln, das wider Willen um ihre Lippen spielte. Immer erregter wogte die Menschenflut, immer enger und dichter schloß sich der Kreis um das Schachthaus, immer lauter, klagender klangen die Fragen, ob man denn nichts, gar nichts aus dem Schacht vernehme?

Da mit einem Male zuckte es wie ein elektrischer Schlag durch die Masse, alle müden Glieder gewannen Leben, alle Häupter streckten sich empor, drei, vier Grubenlampen glänzten aus der Einfahrt heraus, drei, vier Männer wurden halben Leibes sichtbar und drei, vier heisere Stimmen schwollen zu einem weithin hallenden Rufe: „Sie leben! — sie leben!“ zusammen. Ein mark-

durchdringender Aufschrei aus hundert gepreßten Herzen antwortete der Verkündigung, der wildaufbrausende Lärm, der folgte, verschlang selbst für den Präsidenten und seine Tochter, die ihr Ohr den Boten entgegenneigten, die nächsten Worte. Nur die Namen: Herr Franken und Eckhold und dazwischen wieder der Ruf: „Sie leben! Wir dringen zu ihnen!“ „Vielleicht leben alle!“ waren in dem plötzlichen Getümmel hörbar. Erst nach einigen Minuten, in denen auch ihn die allgemeine jubelnde Betäubung erfaßt hatte, vermochte Herr von Herther klar zu vernehmen, was unter der Erde geschehen sei und was man von ihm begehre. In verworrener Rede, von zahlreichen Ausrufungen seiner Kameraden unterbrochen, berichtete der älteste der zu Tag gekommenen Häuer, daß die im Schacht Befindlichen, allen voran der fremde, junge Baumeister, dann Steiger Eckhold und der Ingenieur durch halbverschüttete Gänge, die man eben notdürftig stütze und aufräume, in die alten, verlassenen Arbeitsstrecken des ‚Gut Heil‘-Schachtes schon vor einer Stunde eingedrungen seien. „Wir alle nach!“ sagte der Bergmann, „es war schauerlich und ängstlich genug in den vordern, alten Stollen mit ihrem vermorschten Holzwerk. Aber wir wußten, was es gelte, und daß uns mit Gottes Hilfe ein Rückzug nach Andreas gewiß war. So tappten und krochen wir immerzu den Herren nach, manchmal auf allen Vieren! Es währte lang, bevor wir den Zugang und durch die alten, verlassenen Strecken die wieder fanden, die jetzt im Betrieb sind. Aber mit einem Male befiehlt der Herr Franken uns allen, still zu stehen — wir sehen es, wie ein fernes, blaues Flämmchen flimmern — und im nächsten Augenblick setzt der Herr Baumeister das Sprachrohr an den Mund und durch die langen Gänge

hin ruft er ein langaushallendes Glückauf. Und dann drangen wir alle nach, dem Lichtschein nach und kamen nun schon in Gänge, wo wir über stehengebliebene Karren und weggeworfene Werkzeuge stolperten, bis wir vor uns und zur Seite „Hilfe, Hilfe! Glückauf!“ heiser schreien und kläglich stöhnen hörten. Und da waren wir bei der Förderstrecke, die dem eingebrochenen Schacht zunächst ist und fanden die Männer und Jungen in dichten Haufen zu Boden gestreckt, denn viele hatten sich seit gestern Nachmittag schon zum Sterben gelegt, weil sie an keine Rettung mehr glaubten, und viele seit diesem Morgen. Und nur von den nächsten kamen uns ein paar entgegen und hoben ein paar andre die Köpfe, weil uns niemand von da erwartet hatte, und wie wir näher kamen, schrien und schluchzten etliche und andre wehrten uns mit den Händen von sich ab, als wären wir der Alp, der ihnen auf der Brust saß! Eine Viertelstunde lang hat keiner von uns oder von ihnen gewußt, was er tat oder sagte, nur Herr Franken und Herr Hiller, die mit ihren Feldflaschen an der Reihe der Halbtoten hingingen und ihnen die Lippen mit Wein anfeuchteten und sie ins Leben brachten, bis auf ein paar, die zu krank und ohnmächtig waren. Und nun schicken uns Herr Franken und Eckhold, dem Herrn Präsidenten und allen die Freudenbotschaft kund zu tun und wissen zu lassen, daß es noch eine gute Weile währen wird, bevor wir die Kameraden und uns selbst in Sicherheit bringen können. Freilich herrscht dort unten eine Luft, in der kaum Atem zu holen ist. Aber die Verschütteten sind zu schwach, sie müssen alle erquickt — gar viele müssen geführt und getragen werden. Die Herren wissen selbst noch nicht recht, wie es mit der glücklichen Ausfahrt werden soll — für jetzt lassen sie um Wein und

Mundvorrat und die Arzneien bitten, die das gnädige Fräulein seit gestern bereit hält, und hier oben gleich beim Schachthaus soll ein großes Lager mit Strohschütten hergerichtet und der Doktor von Weidenwald gerufen werden und womöglich noch ein paar Ärzte aus Wellerswaldau."

„Es wird alles auf der Stelle geschehen, Bergmann," entgegnete der Präsident, an dessen Schulter Felicitas lehnte, in seligem Entzücken jedem Worte des Häuers lauschend und jedesmal doppelt selig, wenn der Name Erich Franken genannt ward. „Und sie leben alle, es ist keiner beim Schachtbruch erschlagen worden, keiner seit gestern den Leiden erlegen?" fuhr Herr von Herther fort. „Laß uns rasch alles hinabschicken Felicitas, was vorbereitet ist — ich muß die Hände rühren, um Glauben an diese Erlösung zu gewinnen!"

„Wir denken, daß alle davonkommen," rief wieder der alte Arbeiter. „Soviel im Getümmel zu verstehen war und soviel die halbtoten und von Sinnen gekommenen Menschen voneinander wußten, war keiner besonders verunglückt. Ihre letzten Bissen haben sie gestern am Mittag noch miteinander geteilt, aber da haben schon viele nicht mehr essen mögen, um die Elendszeit nicht unnütz länger zu machen!"

Von vielen Lippen zugleich ward jede Nachricht, die der Alte erteilte, weiter getragen. Eine fieberhafte Bewegung war in der Masse erwacht, unter Jauchzen und Schluchzen wollten die einen das Wort des Häuers noch vernehmen, die andern bei den notwendigen Arbeiten helfen. Hier brach eine erschöpfte Frau bei der hoffnungsreichen Kunde zusammen, dort rafften sich andre vom Boden auf, rissen die schlaftrunkenen Kinder empor und riefen ihnen gellend zu, daß der Vater gerettet sei und nun bald, bald

heimkehren werde. Herr von Herther, seine Tochter und Professor Lohmer, die alte Magdalene, und der Meier Holm fanden es schwierig, in diesem Ansturm und Gebraus das Nötige zu tun, und die Leute, die wiederum zum Anfahren bereitstanden, mit allem zu bepacken, was aus der Tiefe der Schachte verlangt ward. Hilfreiche Hände regten sich von allen Seiten — und Felicitas, die nach den ersten Augenblicken der Bewegung ihre Fassung zurückgewann, überblickte mit klarem Auge und höchster Sorgfalt was geschah. — War sie es doch dem hilfreichen Freunde, dem geliebten Mann schuldig, daß er nichts von allem vermißte, was er zu dem Rettungswerk nötig hatte. Felicitas vergaß keinen Augenblick, wie vielen wackeren Männern ihr Vater und sie für diesen Ausgang der Katastrophe danken mußten — aber in ihrer lebendigen Vorstellung stand Erich als der Retter, der Bringer dieser glücklichen Stunde! Sie sah seit der Kunde aus dem Andreasschacht ihren Vater sein Haupt wieder aufrichten, und selbst beim ungewissen Schein der Lampen nahm sie wahr, daß der starr schmerzliche und so erschreckend greisenhafte Ausdruck aus seinen Gesichtszügen wich. Sie durfte nur den Schritt ins Freie setzen, um sich schauen und hören, wie anders alle Stimmen durch die Nacht klangen, um mit glücklich wehmütigem Schauer Erichs Namen immer und immer wieder für sich zu flüstern.

Und nun lief abermals eine Stunde und noch eine ab, die erste Dämmerung eines Spätsommermorgens brach an, das Frühlicht beleuchtete zum andernmal die bleichen, überwachten Gesichter der harrenden Tausende. Wenn sich diese auch vor der Kühle des Morgenwinds dichter zusammendrängten — geduldig warteten alle, um so geduldiger, als von Zeit zu Zeit aus dem Andreasschacht

einzelne Bergleute ausfuhren und den glücklichen Fortgang des Rettungswerkes verkündeten. Man hatte die Verunglückten aus der dumpfen, giftigen Luft des verschütteten Schachtes herüber in die Grube Andreas gerettet — hatte ihnen hier die ersten Erquickungen gereicht und hatte alles zur endlichen Auffahrt vorbereitet, die diesmal mehr als je eine Auferstehung war. Die Menge wußte das, und obwohl mehrere hundert arme Herzen den bang Vermißten entgegenschlugen, umgab sie mit einer gewissen Rückhaltung das große Strohlager, das zur ersten Aufnahme der aus dem Schacht Emporkommenden bereitet war. Nun alles fertig schien, zählte man die Minuten und sah sich im grauen Morgenscheine in die erregten Gesichter. Plötzlich entblößte Herr von Herther, der mit Felicitas dicht an der Ausfahrt stand, mit einem wundersamen Glanz auf seinem Gesicht, sein Haupt. Ein Atemzug der höchsten Spannung ging durch die dichtgeschlossene Masse, und jetzt erschienen, mit einem wilden Jubelruf begrüßt, Steiger Eckhold, jetzt Erich Franken, dicht hinter beiden der Steiger, der am Montag Morgen die Häuer in den ‚Gut-Heil'-Schacht hinabgeführt hatte und mit ihnen begraben worden war. Jetzt kamen die ersten zehn der Geretteten zu Tag, bleiche wankende Gestalten, die von hilfreichen Armen sofort erfaßt und auf das Strohlager gebettet wurden, dann eine Zahl der Retter, unter ihnen der alte Geometer Langsdorf, der mit wahrhaft seligem Gesicht Felicitas und das Morgenlicht zugleich begrüßte. Der betäubende Jubel war plötzlich in tiefe Stille übergegangen, und nur jedesmal, wo einer der Geretteten heraustrat, klang an einer andern Stelle ein heller Aufschrei, ein schluchzender Namensruf, wurden krampfhaft heftige Grüße zugewinkt. Bereitwillig machte

man den Frauen und Kindern Platz, die herzustürzten, schon war jeder der zu Tag Gekommenen von einer kleinen Gruppe umringt und immer noch und immer wieder erklangen die Rufe, quoll es hervor, Retter und Gerettete bunt durcheinander, viele von den letzteren gehalten, gestützt, getragen von denen, die zu ihrer Befreiung hinabgestiegen waren. Der Morgen schien schon heller als auch der letzte der hundertundzwanzig vom erquickenden Hauch des Tages berührt ward, als die letzten der Retter, von Konrad Hiller geführt, emporkamen. Noch einmal brauste ein Jubelruf durch die Masse und dann klang in die Frühe hinaus in feierlicher Weise der Choral, „Nun danket alle Gott“, der zugleich in aller Seelen erwacht war. —

Felicitas hatte mit tränenerfüllten Augen während des langsamen Emporkommens der Geretteten, nach jedem einzelnen gesehen, jeden begrüßt und jedem Hilfsbedürftigen seinen nächsten Wunsch abgefragt. Dicht neben ihr stand die junge Bergmannsfrau mit dem kleinen Mädchen, die sie gestern am Abend auf ihren Wagen genommen hatte. Obschon mehr als ein Kamerad ihres Mannes der Frau zurief, daß der, nach dem sie so angstvoll ausschaute, am Leben, ja beinahe wohlauf sei, so vermochte sich das arme junge Weib mit ihrem Kinde nur schwer in die Tatsache zu finden, daß ihr Fritz einer der letzten sei, die herauf- und hinausstiegen. Sie drängte sich an die Tochter des Bergherrn heran, um wiederholt aus deren Mund die Versicherung zu hören, daß alle aus dem ‚Gut-Heil‘-Schacht gefunden und geborgen seien. Und Felicitas ward der wiederholten Fragen nicht müde, konnte sie doch jedesmal vor ihrer Antwort Erich anblicken und aus seinem Munde die Gewißheit gewinnen, die sie andern

spendete. Erich wäre sicher gern Felicitas näher getreten. Aber Herr von Herther ließ ihn nicht von sich — während er seine Rechte jedem einzelnen der geretteten Bergleute und allen ihren Rettern entgegenstreckte, hielt seine Linke die Rechte des jungen Freundes, und in dem zitternden Druck dieser Hand empfand Erich mit tiefer Wehmut, daß ihm der Präsident heute, wo es zu spät war, ein großes Unrecht von ehedem schweigend abbitte. Und jetzt waren die Letzten zu Tag; der junge Bergmann, dessen Weib neben Felicitas harrte, hatte die Weinende an seine Brust geschlossen und hielt, während das alte Danklied über die morgenstille Fläche hinklang, mit seltsamem Ausdruck seines bleichen, kranken Gesichts und seiner schwarzen Augen, das kleine Mädchen auf seinem Knie und streichelte immer wieder das krause Haar des Kindes. Felicitas hörte die junge Frau fragen: „Hat dir recht gebangt nach uns, Mann, da unten?“ Der junge Mann erwiderte kopfschüttelnd: „Ich habe nicht gehofft, euch wiederzusehen. Und die ganze lange Zeit, wo wir dort unten lagen, habe ich daran denken müssen, daß ich am Montag Morgen, ehe ich anfuhr, bloß aus schlimmer Laune das Dortel hier geschlagen hatte.“ Und Felicitas, die die Unterredung der beiden gehört, blickte wieder nach ihrem Vater, der Erich Franken nicht losließ. In dem wachen Traum dieser Stunde war es ihr zu Mute, als bezögen sich die schmerzlichen Worte des armen Häuers auch auf ihn. Und doch wollte sie nichts mehr empfinden, als das Glück, daß ihrem Vater die furchtbare Schuld, die er sich selbst zusprach, von der Seele genommen sei und daß Erich den besten Anteil daran hatte. Sie wollte mutig der Sonne entgegenblicken, die rot hinter den Wolken stand und jeden Augenblick hervortreten konnte — es war nicht

ihre Schuld, wenn der frische Morgenhauch, der noch immer von den Höhen des Mittelgebirges herabwehte, ein paar schwere bittere Tränen aus ihrem Auge hervorlockte und beinahe zugleich trocknete.

Noch verhallten die letzten Töne des Chorals zwischen den Schachthäusern, und schon flog weit ins Land an den Drähten der Telegraphen die Kunde von der glücklichen Erlösung der verschütteten Bergleute, schon mußten die ersten Boten mit der Nachricht von dem kaum mehr gehofften glücklichen Ausgang der großen Katastrophe, den Weidenwalder Grund durcheilt haben, denn in dichten Scharen strömte die Bevölkerung aus den drunten liegenden Dörfern zu den Kohlenwerken empor, in langen Zügen rollten die Wagen herbei, die Herr von Herther schon seit gestern für den glücklichsten Fall zur Heimschaffung der Verunglückten hatte bereit halten lassen. Eine Stunde nach der endlichen Befreiung, als die Sonne schon völlig golden über dem Buchsfelde schien, ward es hier oben auf der eben noch so getümmelvollen Fläche stiller und stiller. Die Geretteten waren, mit allem, was ihnen unmittelbar not tun konnte, wohl ausgerüstet, von ihren Familien begleitet, Wagen auf Wagen, davongefahren, die Retter, die Zuschauer strömten in Scharen und einzelnen Gruppen davon, alle erhoben, ergriffen, beseligt von der wunderbaren Fügung, durch welche endlich Hilfe gekommen war. Aus den hinabziehenden Massen klang überall das Lob des Bergherrn, des wackeren Präsidenten, der alles an die Rettung seiner Arbeiter gesetzt und warmherzig und edelmütig alle Helfer belohnt, alle Verunglückten für den Rest der ganzen Woche von jeder Pflicht entbunden und reichlich begabt hatte, das Lob des fremden jungen Baumeisters und seiner Freunde. Schon wußte man

unter den Hunderten, die jubelnd erregt sich noch nicht wieder in die Stimmung des Alltags zurückfinden konnten, daß in nächster Zeit Großes geschehen werde, die Beseitigung des Generalinspektors Mertel war nicht minder gewiß, als die völlige Neuzimmerung und möglichste Verbindung aller Schachte auf dem Weidenwalder Revier.

Der so hochbelobte Bergherr aber, Herr von Herther, war inzwischen in sein Haus zurückgekehrt, das im Verlauf von so wenigen Tagen der Schauplatz wunderbar wechselnder Szenen gewesen war und sich an diesem Morgen wiederum in eine Stätte echter Gastfreundschaft verwandeln sollte. Sobald der erste Sturm des Jubels verbraust war, sobald er der nächsten Pflicht der Sorgfalt für alle Geretteten Genüge geleistet hatte, fühlte sich der Präsident von jedem Blick in die glücklich erregten, aber dabei abgespannten Züge seiner treuen Helfer daran gemahnt, daß keiner von ihnen an seinem Herde noch einen Trunk getan, oder eine Stunde gerastet habe. Er war darum gegen acht Uhr morgens mit Erich und Max Lohmer, mit Konrad Hiller, dem Bergamtsassistenten Hart und dem alten wackern Geometer Langsdorf — Steiger Eckhold blieb trotz aller Zureden Herrn von Herthers bei den Schachthäusern zurück, um zum Rechten zu sehen — nach dem Herrenhause von Weidenwald aufgebrochen, nachdem seine Tochter eine halbe Stunde früher vorangefahren war. Felicitas hatte Wunder gewirkt in kurzer Zeit, jeder Gast ihres Hauses fand schon ein Zimmer bereit, und jetzt endlich vereinigte der Präsident an seiner Frühstückstafel die Männer, die ein so wilder Schicksalssturm über seine Schwelle getrieben hatte. Unter diesen Männern war einer, den der Hausherr vor allen auszeichnete, und der doch schon still bei sich bedachte, ob es nicht besser

und rätlicher sei, wenn er jetzt und so früh als es nur immer angehen wolle, dies Haus wieder verlasse, das seiner nicht mehr bedurfte. Freilich hatte der Präsident gerade ihm gesagt, daß er ein tiefes Verlangen fühle, sobald sich sein junger Freund durch eine Rast etwas gestärkt habe, sich mit Erich ganz und rückhaltlos auszusprechen. Aber Erich fragte sich, wozu die Aussprache führen könne — und Felicitas hielt sich von dem Frühmahl der Herren fern, und während sie noch am Tische saßen, langte ein Telegramm aus Forstenburg an, in dem Doktor Paul Lohmer verkündete, daß ihn auch der neue Herzog Eberhard sofort zu seinem Leibarzt ernannt habe, zum unerwartet glücklichen Ausgang der Rettungsarbeiten Glück wünschte und seinen Besuch im Lauf der nächsten Tage anmeldete. Der Präsident hatte auch diese Botschaft, wie andre, die der Telegraph herzutrug, mechanisch geöffnet und seinen Gästen mitgeteilt. Erich hatte nicht wahrgenommen, welch ein bitterer, verächtlicher Ausdruck dabei um den Mund Herrn von Herthers zuckte, er hörte nur die Worte der Depesche, und es war ihm, als ob aus ihr die Scheidewand wieder emporsteige, die in den Stunden des Unglücks versunken gewesen war. Er fühlte eine Anwandlung unsäglicher Bitterkeit und erhob sich rasch von der Tafel, um diese nicht Herr über sich werden zu lassen. Zugleich hocherregt und tief ermüdet, hoffte er draußen neue Ruhe und einen klaren Entschluß zu gewinnen über das, was ihm obliege. So war er nicht zugegen, als der Präsident mit Bezug auf das Telegramm Doktor Pauls sich zu Professor Max Lohmer wandte und sagte:

„Dies ist eine erste Mahnung, lieber Max, daß ich nicht bloß in meinem Unheilsschacht, sondern rings um

mich her Trümmer aufzuräumen habe! Ich rechne auf Sie, daß Sie diese erste notwendige Lösung in die Hand nehmen. Ihr Bruder muß fühlen, daß wir im Leben keinen gemeinsamen Weg mehr gehen können, Felicitas und ich fühlen's gewiß! — Geben Sie mir und meinem Kinde bald Beruhigung von dieser Seite. Der furchtbare Ernst dieser Tage hat mir jede Binde von den Augen gerissen, ich muß Herzog Bernhard in die Gruft nachrufen, daß er nur zu recht gehabt, wenn er meine Anbetung der Respektabilität, meinen Götzenglauben an die Unantastbarkeit eines Familienrufs, ein ärmliches und kleinliches Ideal schalt. Heute ist es mir gleichgültig, was durch die Mäuler der Welt über mich und die Meinen schwirrt, heute vermag ich, was ich ein Leben hindurch nicht vermocht, Schein und Sein zu scheiden. Felicitas mit ihrem Ernst und ihrer selbstlosen Liebe hat mich völlig besiegt — ich wollte, Max, sie hätte es früher gekonnt!"

„Und Erich Franken?" fragte der Professor, der jetzt fühlte, daß er nicht länger schweigen dürfe.

„Erich Franken! Wir müssen ihn ziehen lassen zu seiner Liebe und ihm ein Leben hindurch danken, daß er sich uns gestern nicht versagt hat. Ich — —"

„Herr von Herther," fiel der Professor dem trüb vor sich Niederblickenden ins Wort, „Sie und Fräulein Felicitas irren — Erich hat keine Braut in München; was wir für ein Glück gehalten, ist ihm nur eine Prüfung gewesen und hat ihm Gewißheit gebracht, daß unser Freund zu den seltenen Menschen gehört, die nur einer ganzen und reinen Liebe fähig sind. Wenn sie heute anders über Erich denken, als sonst, so zeigen Sie es ihm! Ich habe den Eindruck, als ob er, um allen Teilen viel Qual zu ersparen, an raschen Abschied denke."

Der Präsident saß einen Augenblick stumm; das Licht, das sich vor ihm auftat, war zu blendend und — wundersam genug — für einen Augenblick wallte die alte Gewohnheit noch einmal gleichsam krampfhaft empor, er fragte sich, was die Welt, was Forstenburg zu solcher Wendung sagen würde. Im nächsten stand er auf und wandte sich verbindlich zu Konrad Hiller: „Herr Ingenieur, Sie haben die Güte, eine Viertelstunde mich hier zu vertreten. Ich muß notwendig mit meinem, mit Ihrem Freunde Erich sprechen, der nicht wiederzukehren scheint! Kommen Sie, kommen Sie, Max, wir müssen Erich suchen!" — —

Erich Franken hatte inzwischen den Garten betreten, der im vollen Sonnenlicht lag und ihm mit den letzten Sommerblumen bunt entgegenglänzte. Hecken und Wege waren noch ein wenig von dem Sturme des letzten Abends verwüstet, aber der Gärtner und ein Gartengehilfe schon eifrig bei der Arbeit, die alte Ordnung herzustellen. Mit Kopfschütteln sah Erich, wie rasch hier alles ins Gleis des Alltags zurücklenkte, und erblickte eine Mahnung für sich selbst darin. Er ging den Pfad hinab, der endlich zu der Erhöhung unter der großen Linde führte. Schon von fern sah er ein lichtes Frauengewand von da herabschimmern und sagte sich, daß er dort Felicitas finden werde. Und jetzt meinte er mit einem Male zu wissen, was er zu tun habe. Ihr ungesehen von den andern ein herzliches Lebewohl zu sagen, dann still aus diesem Hause zu gehen, in dem er nicht wahrhaft rasten konnte, und an den Präsidenten vor der Rückfahrt nach Forstenburg, wohin er zunächst wollte, ein paar Abschiedsworte zu richten, dünkte ihm das Rechte. Entschlossen, ohne Besinnen, schritt er auf jenen stillen Platz los, an dem er das junge Mädchen erblickte. Sein Tritt verklang auf dem Rasen und

klang so leicht über den Kies, daß er beinahe dicht neben ihr war, ehe sie ihn kommen hörte.

Sie schrak nicht zusammen, sie hatte ihn eben vor sich gesehen, wie er gestern am Abend in ihr bedrohtes Haus getreten war, und darüber nachgesonnen, wie bald er wieder aus demselben scheiden müsse. Und als sie jetzt das Gesicht voll heiterer, milder Fassung ihm zuwandte, sah und wußte sie auch, daß er alsbald gehen wollte, und sagte sich, daß sie kein Recht habe, ihn zu halten. Seine Stimme zitterte, indem er ihr zuflüsterte, daß er ihr tausendfach danke, ihn mit solchem Vertrauen gerufen zu haben, daß er jedoch für besser halten müsse, nicht zu lange unter diesem Dach zu weilen, weil er in dieser Stunde mehr als je Herrn von Herther zürnen müsse und ihm nicht zürnen dürfe. Sie sah ihn mit großen, halberschrockenen Augen an und stammelte endlich: „Warum wollten Sie meinem Vater grollen? Er denkt jetzt über Sie wie ich, Erich! Aber wir dürfen Sie nicht bei uns halten. Bringen Sie der Glücklichen, die in München Ihrer harrt, meinen Gruß und seien Sie ganz so glücklich, wie Sie es verdienen.“

„Felicitas!“ rief er, unfähig sie länger in ihrem Irrtum zu lassen, „Felicitas — niemand erwartet mich in München als eine Freundin, mit der ich von Ihnen sprechen darf, und die es weiß, daß ich Ihr Bild nie aus meiner Seele lassen werde. Ich komme einsam dort wieder an, wie ich einsam hierher gegangen bin. Ich muß hinweg, weil in kurzem Paul Lohmer wieder an Ihrer Seite sein wird und weil ich ihn nicht neben Ihnen sehen darf.“

Felicitas ward von einem Schauer des Entzückens und des Abscheus zugleich durchrieselt, ihre Blicke flüch-

teten gleichsam vor dem Bilde zurück, das Erich heraufbeschwor, und hefteten sich dann fest und schmerzlichfragend auf den geliebten Mann. „Paul Lohmer?“ sagte das Mädchen leise, „er wird niemals wieder neben mir stehen! Du aber, Erich — Erich, warum willst du gehen, wenn niemand dich zu sich ruft, niemand deiner harrt?“

Erich mußte das bebende Mädchen in die Arme schließen, um sie nicht umsinken zu lassen, er stammelte nur: „Felicitas — vergiß deinen Vater nicht! Er könnte uns zum drittenmal trennen wollen und ein drittesmal ertrügen wir beide dies Geschick nicht.“

„Er wird es nicht wollen, Erich — aber er könnte es auch nicht! Ich habe an dir und an uns gefrevelt, als ich vor einem Jahre ihm gehorchte! Ich weiß es nicht erst seit heute, mein Liebster — aber der Himmel will uns gnädig sein! Ich habe dich gerufen, Erich, und du bist gekommen, ich gelobe dir hier, wo ich tausendmal schmerzlich deiner gedacht habe: sobald du rufst, wohin du rufst, werde auch ich kommen.“

Er küßte ihr weitere Worte von den bleichen Lippen, die heilige Stille der Minuten vollen, ungeahnten Glücks kam über sie. Felicitas hielt Erich fest umschlungen, er blickte zärtlich auf sie nieder. Zwischen den Buschgruppen, die der kleinen Terrasse zunächst lagen, zeigten sich plötzlich Herr von Herther und Professor Lohmer. Sowie der Präsident seines Kindes und des jungen Freundes ansichtig ward, glänzte ein hellerer Schein auf seinem bekümmerten Gesicht, er zog Max hastig zurück und sagte: „Lassen Sie die beiden, Max — meines Wortes braucht es nicht mehr, und alles, alles weitere — ich hoffe zu Gott alles Gute — muß sich finden, ehe dieser Morgen zum Abend wird.“

Professor Lohmer nickte stumm, auch sein Gesicht zeigte tiefe Befriedigung. Droben aber unter der Linde schlug Felicitas die hellen, glückstrahlenden Augen zu Erich auf: „Mein alter Traum soll Wahrheit werden, Liebster! John Anderson mein Lieb. Dein, bis die Locken grau sind und so selig dein, wie heute, Erich!“

„Gewiß, gewiß, Felicitas!“ sagte Erich. „Und heute laß uns glücklich sein, weil wir jung sind und das Leben noch hell vor uns liegt!“



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Adolf Stern

Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Fünfter Band

Die letzten Humanisten.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Die letzten Humanisten

Historischer Roman

von

Adolf Stern



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Erstes Kapitel.

Wolkenschwer und naßkalt war der Tag vor wenigen Stunden über der Ostsee und dem Strande der Insel Rügen aufgegangen. Der Märzschnee fiel zwar in dichten Flocken, aber längs des öden, wenige hundert Schritt breiten Dünenstreifens, der die Halbinseln Jasmund und Wittow verbindet, breitete er keine weiße Decke über das Land. Denn ein frischer Nordost trieb in kurzen, scharfen Stößen Schneeflocken und Flugsand die Sandhügel entlang, und über den schmalen Pfad an der Außenseite der Düne spülten die dunkelgrünen Wogen der breiten Bucht, an welcher der Weg hinlief. Der weiße Schaum ihrer Kämme zerfloß auf dem Sande, und das ablaufende Wasser ließ einen Landstreifen zurück, der so fest und glatt wie eine Tenne erschien, aber freilich schon in der nächsten Minute wieder von einer heranrollenden und zerschellenden Welle überspült ward. Land und Meer, Pfad und Luft waren rauh, trüb und grau, und ungastlich verloren sich jenseit des langen Dünenstreifens die sandigen Ufer von Wittow in die dunkle, erregte See und den feuchten, dichten Nebel.

Dennoch schritten durch Regen und Schneegestöber, durch Nebel und Wind, zwischen den Sandwellen links und den Wogen der Tromper Wiek rechts, drei Männer über die Düne Wittow entgegen. Ja die beiden, die vorangingen, spähten mit halb neugierigen, halb sehnsüchtigen

Blicken fort und fort nach der Stelle, wo ein kleines Gehölz, wenige Bäume, die sich über dichtes Gestrüpp erhoben, das Ende der Landzunge bezeichnete. Der dritte, welcher den beiden vorderen langsam folgte und zwei mäßige Reisebündel trug, erschien als eine hagere, knochige Gestalt, mit braunem, wetterhartem Gesicht, mit wasserblauen Augen, die ausdruckslos in Wellen und Wogen hinaussahen. Der Mann — ein Fischer von Jasmund — war trotz der scharfen Märzluft nur mit grobem Linnen und einer geflickten Jacke von zottigem Wollenzeug bekleidet. Die beiden Männer, denen er ihre Bündel nachtrug, verrieten durch ihre Kleidung städtische Abkunft. Weder das schwarze, alte Wams, der kahl getragene Mantel und das abgegriffene Tuchbarett des einen, noch das bessere, aber immerhin sehr unscheinbare Gewand des anderen ließen den Mann von Jasmund ins klare kommen, wer die Fremden seien, die er diesen Morgen vom Flecken Sagard bis hierher geleitet hatte. Für Edelleute konnte er sie nicht halten, auf Geistliche hätte er nach den Büchern geraten, deren Kanten er durch die Umhüllung des Reisegepäcks auf seinen Schultern fühlte. Aber der Jüngere trug ein kurzes Schwert am Gürtel, und der Ältere hatte vorhin im Kruge von Glowe das grobe Brot, das man ihnen vorsetzte, mit einem silberbeschlagnen Weidmesser von fremdartigem Aussehen zerteilt. Sie wollten zudem zum Junker von der Lancken auf Bitte, der über ganz Rügen und Pommern ein seltsamer Herr hieß und seltsame Gäste bei sich sah! Den Fischer brachten inzwischen diese schwierigen Fragen nicht aus seinem gleichmütig lässigen Schritt heraus. Geduldiger als seine Begleiter ließ er sich die Wellen der Tromper Wiek über die Füße spülen, während die beiden Fremden von Zeit

zu Zeit den Versuch machten, ihren Weg über die trocknen Sandhaufen fortzusetzen und dabei alle fünfzig Schritt rasten mußten.

„Ein verruchter, höllischer Weg!“ hub der Alte an, sich schwer auf den dornigen Stock stützend, den ihm sein jüngerer Genosse abgetreten. „Wüßte ich nicht, daß uns bei Cornelius von der Lancken ein gastliches Dach und ein guter Trunk gewiß sind, so möchte ich keinen Fuß über diese kymmerische Düne setzen.“

„Hätten wir denn eine andere Wahl, auch wenn Euer Freund uns nicht aufnehmen würde?“ fragte der Jüngere bedeutsam, und sein frisches, kräftiges Gesicht ward von einem traurigen, hoffnungslosen Ausdruck überschattet. „Sind wir nicht schon bis zur ultima Thule Deutschlands getrieben, und steht uns ein Weg rückwärts offen? Je öder der Pfad, je grauer, nächtiger das Land, dem wir zupilgern, um so mehr Hoffnung auf Verborgenheit, auf Ruhe! Wer weiß, Meister Theodosius, ob's dem Ovidius nicht besser in Tomi ergangen ist, als zu Rom?“

Der Sprecher hatte schon nach den ersten Worten dieser Entgegnung die deutsche Sprache mit der lateinischen vertauscht und redete auch dann noch so gedämpften Tones, als ob er den Fischer scheue, der hinter ihnen stand. Um so lauter erklang dafür die Stimme des Alten, die von Haus aus wohllautend, durch unablässigen Gebrauch im Redekampfe und manchen guten und schlechten Trunk ein wenig bedeckt und gleichsam rostig erschien:

„Nur heute nicht finster, nicht kopfhängerisch und schwarzgallig, Gerhard! — Wollen wir den Cornelius Lanckenius mit trübseligem Angesicht grüßen, nachdem ich ihn über Länder gesucht, ihn zwanzig Jahre lang nicht

geschaut habe — da wir doch schon vierzig Jahre lang Brüder sind! Neugierig bin ich, ob vom alten Feuer noch eine Flamme aufschlägt oder die Glut nur noch still von innen wärmt. Du wirst aufschauen, Gerhard — wenn wir uns in die Arme sinken, aufschauen, wenn er den alten Steinwein in die Becher rinnen läßt, von dem er mir vor zwei Jahrzehnten schrieb. Welch köstliche Blume in so langer Zeit über dem Wein erblüht sein mag — dem Freundschaftswein, wie er ihn nannte."

„Wenn der Wein nicht inzwischen ausgetrunken ist," sagte Gerhard mit Bedeutung. „Zwanzig Jahre habt Ihr von Eurem Freunde nichts vernommen — hofft Ihr im Ernst, ihn als den Alten zu finden?"

„So wahr ich selbst der Alte bin!" versetzte Magister Theodosius und sah nicht, wie sein junger Begleiter unwillkürlich zusammenschauerte. Er hörte selbst den tiefen Seufzer nicht, den Gerhard ausstieß und vernahm nur die Worte: „Der Herr wende alles zum Besten und gebe uns, wenn nicht Freude, so doch Frieden!" zu denen er gleichmütig nickte.

Indem sie ihre Schritte weiter förderten und jetzt doch wieder den nassen Weg hart am Strande vorzogen, erhob sich der Wind stärker und peitschte ihnen den Schneeregen in Nacken und Wangen, trotzdem sie den Ost im Rücken hatten. Dazu trieb der Führer, den die Bündel beschwerten, zu rascherem Ausschreiten. Es sei schon Mittag und Bitte noch stundenweit.

„Wir kommen noch vor Abend unter Cornelius' Dach, auch ohne uns zu hasten," sagte der Alte, dem das Wetter die langen, grauen Haare um die Stirn schlug und der vergeblich durch das Schneegestöber nach vorwärts zu blicken suchte. „Mich dünkt, ich sehe dort über

dem Nebel eine Kirchturmspitze, und das erste Dorf auf dem wüsten Halbeiland ist das Vitte des Lanckenius. Ich erinnere mich dessen gar wohl aus dem ersten lateinischen Poem, das er um 1540 zu Frankfurt verfaßte und drucken ließ!"

„Vor länger als vierzig Jahren!" sprach der Jüngere wieder halblaut vor sich hin. „Laßt uns immerhin zuschreiten — denn verzeiht, Meister Theodosius —" fügte er lauter und mit traurig gefaßtem Tone hinzu, „möglich wäre es doch nach allem, was wir jüngst erlebt haben, daß wir unsere Herberge — ein Dorf weiter suchen müßten!"

„Du hast recht, Gerhard!" entgegnete Magister Theodosius, plötzlich aus seiner Zuversicht aufgeschreckt. „Eine elend mühselige Wanderung wär's, wenn ihr Ende gleich elend, gleich mühselig sein müßte! Daß die zahnlosen Hunde in Greifswald, über die ich gespottet, sich so rasch in reißende Wölfe verwandelten! Hättest du es je geglaubt? Wie sie uns lästerten, uns höhnisch von dannen trieben, mit Kerker und Tod drohten — die hämischen, neidischen, feuchtohrigen Buben! Sie hassen mich und dich nur, weil ich ihnen ihre Barbarei, ihr pommersches Bauernlatein vorgehalten!" — —

Der jüngere Mann schwieg auf diesen von heftigen Gebärden begleiteten Ausbruch des greisen Begleiters, nur ein leises Kopfschütteln verriet, daß er nicht einverstanden sei. Sie setzten ihren Weg eine Zeitlang schweigend fort. Der Jüngere, offenbar von schmerzlichen Erinnerungen bewegt, blickte in die weite auf und ab rollende Flut der Tromper Wiek hinaus, der Greis aber heftete die dunkeln Augen auf den Pfad, stieß den Wanderstock mit heftiger Bewegung vor sich in den Sand und

zertrat die bläulich schimmernden Quallen, welche die abrollende Welle zurückließ. So war die Wanderung etwa eine halbe Stunde wieder fortgesetzt worden, als Magister Theodosius bei einem zufälligen Aufblick wahrnahm, daß die schmale Düne nicht mehr völlig einsam erschien. Vom Westen her, wo jetzt die Küste von Wittow deutlicher erkennbar wurde, bewegte sich eine dunkle Gestalt den drei Wanderern entgegen und zog das ungeschwächt scharfe Auge des Alten auf sich. Je näher sie dem Einsamen kamen, der härter als sie selbst mit der Gewalt des Wetters kämpfte, um so gespannter ward Theodosius' Aufmerksamkeit. Endlich rief er seinem Genossen zu: „Sieh da, Gerhard — ausgestorben ist die ultima Thule noch nicht. Dort strebt ein Mensch mit gleichem Eifer von ihr hinweg, wie wir hinüber. Und sieh hin, Freund: der Herankommende gleicht eher uns, als den Heringsfischern hierzulande."

Gerhard blickte mit flüchtiger Neugier auf, ward aber bald aufmerksamer, und ein Ausdruck des Erstaunens zeigte sich in seinen Zügen, je deutlicher er die hohe Gestalt, das wirre, schwarze Lockenhaar, das Gesicht des Herankommenden zu erkennen vermochte. Im Antlitz des alten Theodosius arbeitete gleiche Spannung, ohne noch ein Wort miteinander zu tauschen, beschleunigten beide Gefährten ihre Schritte, so daß der Fischer hinter ihnen drein keuchte. Die Augen des jungen Mannes wendeten sich fragend zu Theodosius — im gleichen Augenblicke rief er:

„So wahr Gott lebt — es ist der Campaner — es ist Giordano!"

„Giordano Bruno!" klang es bestätigend aus dem Munde des Alten. „Wie kommt der Wilde hierher?

Er muß vor uns der Gast meines Cornelius gewesen sein — hoffen wir, daß das Haus trotzdem nicht zu eng für uns geworden ist!"

Gerhard erwiderte nichts, denn der Herankommende schien jetzt auch ihn und den Alten zu erkennen. In Schritten, die fast Sprüngen glichen, ließ er die Sandhügel der Düne hinter sich, und als er nun mit den Entgegeneilenden beinahe zusammenstieß, rief er ihre Namen mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens, so wie sie laut den seinen wiederholten:

„Gerhard Friesen! Magister Theodosius! — Giordano Bruno!" klang es von hüben und drüben. Man stand still, man sah sich gegenseitig in das wetterentstellte Antlitz, Gerhard und der Fremde reichten sich die Hände. Der letztere zeigte sich als ein Mann von etwa dreißig Jahren, seine Gestalt war hoch und schlank, sein Gesicht von südlicher Schönheit und Regelmäßigkeit. Aber in diesem schönen Gesicht hatten heftige Leidenschaften ihre Spuren zurückgelassen, aus tiefen Höhlen glühten die dunklen Augen hervor und blitzten die deutschen Freunde an, der Wohllaut seiner Stimme litt unter der Hast, mit welcher er sprach:

„Bei der Seele des Weltalls — was treibt euch in die Einöde? Woher des Weges? Zieht ihr zum lateinischen Ritter, den ihr mir ehedem als Hort aller Bedrängten genannt, die den Musen opfern? Seid ihr selbst bedrängt? Wir sahen uns zuletzt, da mich eure Wittenberger Gottesgelahrten und Magister als frevelnden Irrlehrer in die Welt trieben und Ihr, Meister Theodosius, gar schöne lateinische Spottdistichen auf mein Unglück in Druck ausgehen ließet. Haben sie Euch nicht dafür in Wittenberg zum Scholarchen der lateinischen

Poesie gemacht, und müßt Ihr wandern gleich Giordano Bruno?"

„Die Schurken!" fuhr Magister Theodosius heraus, ohne den bittern Hohn in der Frage des Italieners weiter zu beachten. „Sie witterten in meinem Gedicht von den zehn Kreisen des heiligen römischen Reichs, das ich vor zahlreichen Hörern erklärte, flacianischen Irrwahn und Greuel. Sie haßten mich, weil ich's ihnen in der Kunst zuvor getan! Ich hätte nackt und bloß von dannen ziehen müssen, wäre nicht Gerhard hier meine Stütze und mein Stab geworden! Wir zogen mitsammen nach Helmstedt, wo wir auf Eure Spuren trafen. —"

„Ich war wohl aufgenommen dort," fiel Giordano Bruno dem Alten in die Rede. „Ich sollte da lehren, wirken, leben! Ich wäre geblieben, wenn ich — irgendwo bleiben könnte!"

„Auch wir gewannen eine kurze Rast," fuhr Magister Theodosius fort, während sein jüngerer Gefährte den Blick senkte, als stiegen unlustige Erinnerungen in ihm auf. „Wir zogen über Bremen, über Kiel und Wismar nach Rostock, zuletzt nach Greifswald drüben. Wir hatten wie überall Zulauf — wir fanden treue Schüler — doch überall ergossen neidische Stümper ihre Galle wider uns, überall drängten sie uns hinweg, weil sie mit Recht fürchteten, wir würden sie in Amt und Ehren bald hinter uns lassen, wie wir es in Wissenschaft und freien Künsten längst getan!"

Laut und trotzig, mit einer Art Prahlerei hatte der alte Mann gesprochen, und doch zeigten seine Züge eine plötzliche tiefe Ermattung, und sowie er geendet, warf er sich, erregt und kraftlos zugleich, unbekümmert um Wind und Nässe, auf die Düne nieder, wo sie zum Hügel an-

stieg. Gerhard Friesen, der sich etwas abgewandt hatte, während Theodosius sprach, blickte mit schmerzlicher Bekümmernis auf ihn hin — der Jasmunder Fischer aber nahm die augenblickliche Ermüdung des Alten für ein Zeichen, daß überhaupt gerastet werden solle, und legte zuerst die Bündel, dann sich selbst auf den feuchten Sand. Giordano Bruno trat rasch zu Gerhard und zog ihn am Arme wenige Schritte abseits.

„Es ist viel schlimmer geworden mit Meister Theodosius, er prahlt mehr und ist matter als sonst," sagte er bedauernd. „Aber Ihr, Herr Gerhard, was treibt Euch — wohin wollt Ihr — warum zieht Ihr mit dem Alten? Ich weiß, daß er den Ritter von der Lancken kennt —"

„Ich werde getrieben und vertrieben!" fiel Gerhard dem Welschen hastig ins Wort. „Gehetzt sollte ich sagen — heute hierhin, morgen dorthin. In Wittenberg wurden wir den heimlichen Calvinisten verdächtig und lästig, die jetzt dort ihr Wesen treiben, weil der kursächsische Kanzler Crell zu Dresden sie schirmt. In Rostock und Greifswald wollten sie wieder in meinen Vorträgen über griechische Poeten calvinistisches Gift finden. 's ist hier wie dort: wer nicht Theolog ist, scheint ihnen verdächtig, sie hassen und mißachten alle freie Wissenschaft und haben die Freude am Schönen unter die plumpen Bauernschuhe getreten. An keiner deutschen Hochschule duldet man die Nachfahren des Reuchlinus und Erasmus, es wäre denn, daß sie demütig, das Barett in der Hand, hinter die Männer zurücktreten, die um Abendmahl und Gnadenwahl streiten."

„Und wo wollt Ihr hin?" fragte Bruno. „Wo meint Ihr, daß es besser sei in deutschen Landen?"

„Meister Theodosius hofft bei dem Manne Aufnahme, von dem Ihr kommt! Er preist seinen alten Genossen als den edelsten Ritter, den Schützer freier Wissenschaft. Ihr müßt ja am besten wissen, was wir zu hoffen haben. Schützt uns der Ritter nicht, so helf' uns Gott. Die Greifswalder senden anklagende Briefe hinter uns drein — und wir müssen übers Meer flüchten, wenn wir einen Schiffer finden, der Rock und Hemd für die Überfahrt nehmen will. In Deutschland weiß ich keine Stätte mehr, wo die Muse nicht mit den Sätzen der Theologen gemartert wird und wo ein Mensch, dem die eklen Streithändel zwischen Papisten, Lutheranern und Calvinern gleichgültig sind, noch unangefochten leben könnte!"

„Wo in der Welt wäre die Stätte?!" fragte der Italiener, indem der Ausdruck seines Gesichts sich merklich verdüsterte. „Von Neapel bis England, von Frankreich bis in diesen Winkel hab' ich umsonst einen Fleck Erde gesucht, auf dem man frei bekennen dürfte, was uns der Geist erkennen lehrt. Ich sage Euch, es gibt Zeiten, die verflucht sind vor Gott! Zeiten, in denen die Menschen, die kurz zuvor nach Wahrheit, nach Licht und Leben gelechzt haben, alle diejenigen wie Pest und Sünde hassen, die ihnen solche Güter bringen wollen, ja die nur Licht und Leben für sich suchen. 's ist, als wenn nach einem sonnigen Tag, der alles keimen und grünen und im Lichte jauchzen läßt, eine schneidige Frostnacht über die Welt dahin fährt und sie in Schnee und Eis hüllt. Die Erde schauert in sich zusammen und birgt ihre Wärme unter der eisigen Decke. Wehe aber den Bäumen, die noch treiben, den Knospen, die noch blühen wollen! Ich sage Euch, Herr Gerhard, wir leben in solchen Zeiten, wir

sind verdammt, im Frost zu sterben, vor dem die andern unter der Erde geborgen sind!"

„So wäre es ja am besten, wir schienen auch winterlich, hüllten jeden Keim und jede Knospe stillverborgen ein und hüteten sie wohl," lächelte Gerhard Friesen. Aber sein Lächeln war matt, und sein ganzes Gesicht verriet, wie tief ihn das Wort des wandernden Philosophen ergriffen hatte.

„Das ist unser Fluch, daß wir es nicht können!" rief Giordano Bruno. „Setzt Euch zehntausendmal vor, Euch nicht zu enthüllen — es wird dennoch geschehen! Gebt keinen Laut von Euch, den die Welt jetzt nicht mag, zieht Eure Stirn in die Falten, die Ihr auf andern Stirnen wahrnehmt, sie werden dennoch wissen und spüren, daß ein anderer Geist, ein andrer Glaube in Euch lebendig sind! Es gibt Zeiten, wo die Mehrzahl der Menschen Herz und Gewissen aus sich herauswirft. Und mit dem Herzen — darauf verlaßt Euch, Gerhard! — werfen sie ein Licht in den Augen, einen Klang in der Stimme von sich. Wo ihnen dann aber das Licht und der Klang bei einem und dem andern begegnen, da wissen sie auf der Stelle, daß er nicht ihres Sinnes ist, und der eine wird der Feind aller!"

Der leidenschaftliche Mann hatte sich heiß gesprochen und schauerte gleich darauf in dem Schneeregen zusammen, der heftiger als zuvor über die Düne trieb. Gerhard wollte ein Wort erwidern, aber Meister Theodosius fuhr hastig dazwischen und sagte in strafendem Ton:

„Ihr redet und scheltet, und von meinem alten Freund, der doch Euer Gastfreund ist, vernehme ich nichts!" Wie ergeht es dem wackern Cornelius, der Blume germanischer Ritterschaft? Wie gedeiht sein Haus,

wie blüht sein Geist? — wie ist das Töchterlein gewachsen, das wir dem gehofften Frieden in der Christenheit zu Ehren Irene und nach ihrer Mutter Agnes getauft hatten. Sie war ein achttägig Kind, als ich den Cornelius zum letzten Male zu Frankfurt an der Oder in die Arme schloß und ihm das erste Exemplar meiner Ausgabe des Polybius als Gast- und Patengeschenk zurückließ. Er ward durch den Tod seines Vaters hierher zum Antritt seines Erbgutes gerufen, ich folgte meinen Sternen!"

Magister Theodosius sah nach diesen in hohem Tone vorgebrachten Erinnerungen ein wenig verlegen an sich selbst herab. Sein kahles Wams und die leere Gürteltasche mochten ihn erinnern, daß seine Sterne ihn nicht immer günstig geführt hatten. Aber der Italiener achtete nicht darauf, sondern mit einer Bewegung, die sich merklich von dem bisher gezeigten Wesen abhob, sagte er:

„Ihr müßt Euren Freund lange, lange nicht gesehen haben, Herr Theodosius! Das Kind ist inzwischen herrlich herangereift, es hat besser Wort gehalten, als der Friede in der Christenheit, auf den Ihr an ihrem Tauftage hofftet. Es ist reiner erblüht, als von der Landens Wissenschaft! Seht mich nicht so erschrocken an — Herr Cornelius wird euch sein gastliches Tor weit auftun und euch an seinem Herde willkommen heißen! Ihr werdet unter seinem Dache rasten können, bis — ja nun, bis der Fluch, der auf uns allen liegt, auch für euch lebendig wird! Gehabt euch wohl, und wenn ihr auf die Schwelle des Ritters tretet, so grüßt mir die schöne Agnes-Irene — mag sie einem andern bessern Frieden bringen als Giordano Bruno! Auf besseres oder — auf Nimmerwiedersehn!"

„Was faßt Euch an — wo eilt Ihr hin?“ fragte Gerhard betroffen. „Warum wandert Ihr bei dem wüsten Wetter von dem gastlichen Dache hinweg, das Ihr uns eben selbst gerühmt habt!“

„Warum wandert ihr heute und habt nicht einen der Sommertage erwartet, die selbst über diesem Eilande aufgehen?“ rief der Gefragte. „Es ist unser Fluch, der uns rastlos durch die Welt treibt. Wir müssen dulden und darben! Ich aber bin mindestens eurer Nebel und Frostschauer müde! Ich sehne mich nach goldener Sonne und warmem Leben. Ich will noch einen Gruß dort hinüber winken, wo unter dem Dach des guten Ritters die zauberische Blume blüht — dann nie wieder rückwärts blicken. Mich dürstet nach Glut und Licht!“

„Ihr wollt heimziehen? Nach Italien?“ versetzte Gerhard Friesen. „Habt Ihr vergessen, was Euch dort droht? Denkt Ihr dem gewissen Tod zu trotzen, der hinter jedem Baum auf Euch lauert, wie Ihr mir einst selbst gesagt habt. Was faßt Euch an, daß Ihr die Gefahr suchen wollt, der Ihr bisher glücklich entronnen seid?“

„Mich friert, mich friert!“ wiederholte Giordano Bruno mit einer Art verzweifelter Hartnäckigkeit. Und wie er hier auf der öden Düne stand, das bleichgelbe Gesicht mit der Hand gegen das nasse Schneegestöber schützend, die dichten, schwarzen Locken vom Winde zerwühlt, halb verächtlich, halb trostlos hinausblickend auf die dunkeln Wogen, die sandigen Ufer, auf Wolken und Nebel, da durchschauerte es auch Gerhard wehmütig, und eine Sehnsucht stieg in ihm auf, mit dem Welschen umzukehren und südwärts zu ziehen. Giordano Bruno aber wandte sich noch einmal heftig gegen Meister Theodosius,

in dessen Zügen entschiedener Spott über die Torheit Brunos sichtbar war:

„Rede mir keiner dawider! All' eure Weisheit habe ich mir tausendmal gesagt. Aber es wird mir zu eisig hier — es zieht mich gewaltsam nach dem warmen Süden. Ich riß mich einst, als ich aus Italien floh, aus wonnigen Armen — ich möchte noch einmal Tage und Nächte schauen, um die sich's lohnte, selbst in diesem Zeitalter gelebt zu haben! Gehabt euch wohl, grüßt mir den Ritter von der Lancken, der für sein Schicksal nicht kann, das ihn an diesen Strand warf!"

Ohne auf die Worte und Zurufe der beiden Deutschen weiter zu achten, eilte der erregte Mann von dannen. Er grüßte die Zurückbleibenden, mehrfach umblickend, mit der Hand, und schritt dann am Dünenrand, der Unbill des Wetters trotzend, hoch und kräftig dahin. Meister Theodosius brach in Schelten über die Hast und Torheit des welschen Abenteurers aus, der ihnen so viele Mitteilungen über den erwarteten Gastfreund schuldig geblieben sei und mit gewaltsamer Eile in sein Verderben renne. Gerhard sann in innerer Bewegung allen Worten Brunos nach, und eine tiefe Wehmut um den seltsamen Flüchtling, aber eine frohe Erwartung für sich und seinen Begleiter durchströmte ihn bei der Erinnerung an das, was der wandernde Philosoph gesprochen. Rüstiger als zuvor schritt er mit dem alten Genossen hinter dem Führer drein. Der Pfad lief etwa noch eine Stunde über die öde Sanddüne, dann bog er rechts vom Meere ab, und der Führer deutete auf eine Reihe niederer Hütten und drei bis vier mächtige Strohdächer, die sich über langgestreckten Mauern im Hintergrund erhoben.

„Das ist Vitte," sagte er gleichmütig in seinem

Platt — „dort der Herrenhof, wo der Junker von der Lancken wohnt, nehmt den Pfad hier — er führt gerade auf das Tor des Hofes — ihr könnt jetzt keinen Schritt mehr fehlen!“

Zweites Kapitel.

Der Jasmunder Fischer stand dabei vor den beiden Reisenden, hatte ihnen ihre Bündel zu Füßen gelegt und streckte seine mächtig breite Hand gegen Gerhard hin, indem er zum Überfluß hinzufügte:

„Ich möchte vor Nacht noch daheim sein — gebt mir meinen Lohn und geht hier hinab.“

„Was fällt dir bei, Mann? Du sollst unsere Bündel bis in den Flur des Herrenhauses tragen!“ entgegnete Meister Theodosius rasch und gebietend. Und so wie der Fischer nach einem kurzen Besinnen gehorsam die Last wieder auf sich nahm und den beiden wandernden Humanisten voranschritt, fügte der Alte, wiederum lateinisch sprechend und zu Gerhard gewandt, hinzu: „Der Mann muß warten, bis wir den Cornelius Lancken begrüßt und ihn verständigt haben. Es will sich nicht schicken, daß wir da mit Bündeln unter dem Arme unsern Einzug halten, auch könnt' ich keinen Weißpfennig mehr aus meinen Taschen fegen. Bei dir kann's nicht besser sein — ich weiß! — aber zwischen alten Freunden, wie Cornelius und mir, hat das keine Not — mach mir kein so finstres Gesicht! Ich hätte das Bechern und Würfeln in der Herberge zu Garz auf bessere Tage versparen

sollen, aber deine strafenden Mienen bringen uns die verlorenen Rotgulden eben auch nicht zurück!"

Wie mit einem Schlage kehrte bei der Erinnerung an den Zustand, in dem sie Einzug auf Schloß Vitte halten mußten, die peinlich gedrückte Stimmung wieder, in der Gerhard Friesen den größten Teil der mühseligen Wanderung von Greifswald bis hierher zurückgelegt hatte. Zeit zur Überlegung oder Erwiderung blieb ihm nicht, denn eben endete die hohe Lehmmauer, längs deren sie hinschritten, mit einer mächtigen Torweite, ein großer Hof tat sich vor ihren Blicken auf, ein zweistöckiges, steinernes Haus, an dem das ritterliche Wappen prangte, erhob sich im Hintergrund, während der Hof von Scheunen und Stallgebäuden umfaßt erschien. Der Märzwind und Schneeregen hatten den Hofraum verödet, nur vier, fünf Hunde, allen voran ein großer Wolfshund an starker Kette, begrüßten die Wanderer mit lautem, ingrimmigem Gebell. Der Führer wich scheu zurück und ließ nur die Fremden in den Hof treten, Meister Theodosius aber, als wolle er sich selbst einreden, daß er hier daheim sei, drängte keck die Rüden zur Seite und schritt um so frischer auf die Tür des Hauses zu, als vom Lärm der Hunde erweckt, einige Knechte in den Türen der Ställe sichtbar wurden, und zugleich zwei Gestalten auf den Vorstufen des Herrenhauses erschienen. In dem stattlichen, breitschultrigen Manne, der entblößten Hauptes, im schlichten Wams und in Jagdstiefeln auf seine Schwelle trat und halb spähend, halb verwundert über den Hof blickte, hatte der alte, landfahrende Gelehrte ohne Zweifel den Jugendgenossen erkannt, denn mit freudig erhobenen Händen und lautem Ausruf seines Namens begrüßte er ihn. Der Ritter von der Lancken stand noch vor der Tür, in un-

gewisser Bewegung, als Meister Theodosius ihm schon einen halben Lebenslauf deutsch und lateinisch durch Sturm und Regen zugerufen hatte. Wie der Alte noch näher kam, der Gutsherr einzelne der abgerissenen Worte endlich vernahm, blitzte ein Strahl des Erkennens im blauen Auge von der Landens auf, rasch schritt er die drei Stufen herab und streckte dem Ankömmling die Rechte entgegen. Theodosius aber, in heftiger Bewegung, fiel dem Begrüßenden um den Hals, und der wackere Ritter drückte nun seinerseits den wiedererkannten Studienfreund so herzlich gegen seine mächtig breite Brust, daß der Magister einen kleinen Weheruf nicht unterdrückte. Gerhard Friesen, der halbwegs vom Tore zum Herrenhaus stehengeblieben war, hatte die Begrüßung, auf die doch seit Tagen alle seine Gedanken gerichtet waren, jetzt kaum wahrgenommen. Sein Blick ward von der jugendlichen Frauengestalt gefesselt, die hinter dem Gutsherrn in der Tür des Hauses stand und mit einem anmutigen Ausdruck erstaunter Teilnahme auf die beiden Fremden und die stürmische Umarmung ihres Vaters mit Meister Theodosius schaute. Gerhard erkannte im Augenblick, an einem gemeinsamen Zug in beiden Gesichtern, die Tochter des Ritters. Sie war hoch und schlank gewachsen, ihr Gesicht von einer ernsten, ausdrucksvollen Anmut, blaue Augen von jener leuchtenden Tiefe, die auf den ersten Blick sichtbar wird, ruhten auf Meister Theodosius und wandten sich dann forschend zu ihm. Sowie aber das Mädchen den bewundernden, freudigen Ausdruck in Gerhards Zügen wahrnahm, den ihre Erscheinung hervorrief, senkte sich ihr Kopf; eine Fülle dunkelblonder Haare, die in schlichten Locken herabfiel, verschleierte ihr erglühendes Gesicht, und Gerhard ward im gleichen Augenblick von Magister

Theodosius angerufen und sah, daß sich die Rechte des Gutsherrn auch ihm entgegenstreckte.

„Gerhard Friesen! Pflanze meiner Mühen, Senkreis lebendigen Nachruhms — zeige doch unserm Gastfreund dein verwettertes Antlitz!" sprudelte der alte Gelehrte hervor, auf den der unerwartet herzliche Empfang wirkte wie Wein. „Cornelius von der Lancken heißt Meister und Schüler zugleich willkommen, und der Meister wird ihm zeigen, daß er, allen Lebensstürmen zum Trotz, nicht verlernt hat, Schüler zu bilden! Wir wollen eingehn unter dein Dach, Cornelius, und drinnen soll dieser Jüngling vor allem das Unrecht abbitten, das er deiner Freundschaft und deinem gastlichen Sinne angetan. So oft ich ihn auch auf deinen Herd vertröstet, mit so beredten Zungen ich dein Lob verkündigt habe, er zweifelte fort und fort, ob dein alter Genosse von hundert lateinischen Fahrten dir in seiner Not willkommen sein würde!"

„Herr Gerhard kannte mich ja nicht!" sagte schlicht der Ritter. „Aber tretet ein und laßt euch von meinem Kinde begrüßen, das alle Gäste ihres Vaters gern willkommen heißt! — Zurück, ihr Köter!" rief er seinen Hunden zu, die noch immer bellend und drohend die Fremden umkreisten. „Heran mit dir, Mann — leg deine Last drinnen im Flur auf der großen Bank ab! Euer Gastgemach soll sogleich bereit sein, Theodosius! Mein Kind, das ist Meister Theodosius Corvinus, der mit mir zu Erfurt und Padua den klassischen Studien obgelegen hat, und mit dem ich in meiner Jugend durch Welschland gefahren bin, wie ich dir hundertmal erzählte. Und hier ist sein trefflicher Schüler — Gerhard — wie nanntet Ihr Euch? — Gerhard Friesen! Beide werden es sich hoffentlich länger bei uns gefallen lassen, Agnes!

Die attischen Philosophen kommen einmal zu den Böotiern — doch so böotisch sind wir selbst auf Wittow noch nicht, daß wir die Ehre nicht zu schätzen wüßten! Schade — jammerschade, ihr Herren, daß ihr nicht einige Tage früher einspracht, ihr hättet einen Mann hier angetroffen, dergleichen wenige leben. Er hätte hier an meinem Herde länger rasten sollen, aber seine Seele ist so ruhelos, als sein Blut heiß!"

„Meinst du Giordano Bruno, den Campaner?" fragte Theodosius seinen ritterlichen Gastfreund. „Wir sahen ihn, begegneten ihm — er trug Gerhard Grüße an dich und dein Fräulein auf!"

Gespannt hingen nach diesen Worten die Blicke des jungen Mädchens an den Lippen Gerhards. Er wollte die Begegnung mit dem Italiener in der Einsamkeit der Düne schildern, aber der Ritter, offenbar besorgt um seine Tochter, drängte zum Eintritt in die große, ziegelsteingepflasterte Halle, die vor den Wohngemächern seines Hauses lag, und in der zahlreiche Jagd- und Fischgeräte friedlich neben alten Schilden und Waffenstücken hingen.

„Agnes scheut einen frischen Wind nicht, der die Wangen rot macht," sagte er, als sie den schützenden Raum erreichten. „Aber heute weht ein Sturm, der in Mark und Bein geht, und es ist unlieblich im Freien. Ihr habt euch keine guten Tage zur Wanderung ausgewählt, ihr Herren, und ich will hoffen, daß ihr lange genug meine Gäste seid, um euch selbst die Erdscholle von Wittow grün und sonnig zeigen zu können. Lege den Stab ab, Theodosius, und laß ihn neben meinem Ritterschwert rosten oder morschen. Hierher die Bündel, Hinrich — oder heißest du anders, Freund? — und laß dir, ehe du heimgehst, einen warmen Trunk und einen

tapfern Imbiß in der Stube der Schaffnerin reichen! Was zauderst du noch?"

Der Jasmunder Mann erwies den Worten des Ritters mit einem Kratzfuß die gebührende Ehre, aber sah unverwandt bald auf Meister Theodosius, bald auf Gerhard. Schon öffnete der Alte, der das Zögern des Fischers endlich verstand, den Mund zu einer Erläuterung und Bitte an den neuen Gastfreund, als Gerhard, dem bei einem Blick auf die schöne Tochter des Ritters glutheiße Schamröte ins Gesicht stieg, ihm hastig Schweigen zuwinkte und entschlossen sagte:

„Mit Verlaub, Herr von der Lancken, ich habe unserm Führer noch einen Dank zu sagen. Ihr habt uns gut geleitet und den schlimmen Weg mit uns treu geteilt, so soll's Euch auch zugute kommen, daß wir so wohl ans Ziel gelangt sind!"

Er hatte dabei aus seinem Gürtel eine Münze genommen; der Fischer verstand von den dankenden Worten des hochdeutsch Sprechenden beinahe nichts, aber er griff erfreut nach dem großen, dicken Silberstück und starrte auf das ihm fremde Gepräge. Von allen im Flur wußte nur Meister Theodosius, daß sich der junge Gelehrte einer Erinnerungsmünze, eines besonders werten und bis hierher geretteten Besitzes, entäußert hatte. Indem sie alle den breiten Flur hinabschritten, flüsterte der Alte wohl seinem Genossen zu: „Du bist und bleibst ein törichter Knabe!" aber sein Gesicht verriet, daß er doch für die Wallung dankbar war, die ihnen ein demütigendes Geständnis in dieser ersten Stunde erspart hatte. Von der Lancken führte die beiden Freunde in ein großes Gemach, aus dessen Fenstern sie über Land und Meer in den stürmischen Abend blicken konnten, von dem sie jetzt glücklich

durch die guten, festen Mauern des Herrenhauses geschieden waren. Wenige Minuten, nachdem der Ritter sie hier lächelnd eingewiesen, prasselte in dem mächtigen Kachelofen, mit seinen braunen Platten und kunstreichen Schildern, ein helles Feuer. Der Geruch der knisternden Tannenzweige, mit denen das Feuer entzündet ward, der Duft des reinen, frischen Linnens, das von einer geschäftigen Magd rasch über die Ruhebetten des Gemachs gebreitet wurde, und ein hoher, silberner Deckelkrug mit fränkischem Wein, den der Gutsherr zum Willkomm sandte, zauberten Behagen und eine Fülle wohliger Ruhe in die Seelen der müden, gehetzten Wanderer. Seit Tagen waren sie unterwegs, seit Wochen hatten sie nur Rast in den ärmsten Herbergen neben fahrenden Schuhknechten und Bändelkrämern gefunden, seit Jahren dürftig gehaust, und nun umfing sie mit einem Male ein schlichtes, aber reiches Leben. Meister Theodosius hob den schweren Krug zu einem tiefen Trunke und sah, wie er ihn absetzte, den jüngeren Genossen mit leuchtenden Augen und einem triumphierenden Blick an. Der Empfang, den er sich und Gerhard in guter Stunde versprochen, war besser und vielverheißender, als der alte Gelehrte selbst in trunknem Mute geprahlt hatte. Gerhard tat ihm freudig Bescheid, und nur flüchtig wie eine der dunkeln Wolken, die der Sturm draußen über die Bucht trieb, durchflog ihn ein Gedanke an den Italiener, der vor ihnen im Frieden dieses Gemaches gehaust hatte und jetzt auf rauhem Dünenpfad durch den winterlichen Sturmabend und das öde ungastliche Land pilgerte. — — —

Die siegesfrohen, sichern Blicke, die Theodosius Corvinus gleichsam aus einem Winkel seines Innern, wo sie lange, lange gerastet, hervorzuziehen schien, wurden in den

nächsten Stunden zahlreicher. Cornelius von der Lancken trat bald wieder zu den Freunden, die sich inzwischen so gut als möglich zurechtgestutzt hatten, und trieb sie mit dringendem Zuspruch, nach dem großen Wohngemach zu kommen.

„Agnes wird schon alles so vorgerichtet haben, wie es müden und hungrigen Wanderern ziemt,“ sagte der Ritter in fröhlicher Laune. „Das Mädchen ist immer beglückt, wenn mir das Glück ein Stück alten Lebens zuträgt, und sie hat um meinetwillen selbst dem wilden Neapolitaner ein freundliches Gesicht gezeigt. Sprächen nicht ab und zu werte Gäste bei mir ein, ich hätte zwischen meinen Weizenfeldern und Ferkeln und Fischnetzen längst vergessen, daß ich die edlen Wissenschaften gepflegt habe und seinerzeit wenigstens kein schlechter Student gewesen bin! Du wirst erschrecken, Theodosius, wie ich in diesem Winkel verbauern mußte! Verrostet, schier verschimmelt möchte ich mich heißen, spürte ich nicht, daß ein Hauch des alten Geistes in mir lebendig wird, sobald mich einer in die Welt meiner Jugend zurückruft. Leider wird's selten und immer seltner! Die Pfarrer, die doch von Universitäten kommen, lernen bei euch nichts mehr, haben kein Herz zu den großen Heiden. Reit' ich zum Landtag nach Stettin oder Stolpe, so sind wir Alten, ich und der Bogislaw von Brunitz auf Brunitz und Herr Schmitterlow, der Syndikus von Stralsund, bald noch die einzigen, die an den edlen Studien Freude haben. Selbst von Greifswald schicken sie einen Doktor der Theologie, der jede Stelle in den Streitschriften des Flacius Illyrikus kennt und alle Ketzereien der Calvinisten widerlegen kann, aber ein saures, strafendes Gesicht zieht, wenn man ihm eine fröhliche Posse aus Ovid oder einen

Vers des Catull zumutet. Ihr müßt es ganz verlernt haben, die Jungen an euch zu ziehen! Man sagt, sie zechten zu viel — lieber Himmel — daran haben wir's doch auch nicht fehlen lassen, Theodosius?! Die Welt wird draußen anders, nur hier bleibt sie fort und fort beim alten. Wahrhaftig — wenn ich nicht vor vierzig Jahren meinem Vater von Wittenberg aus das Gewissen geschärft hätte, so stünde hier vielleicht noch der Meßpfaff am Altar. Jetzt, wo eure Schritte und Stimmen hell klingen, wißt ihr nicht, wie einsam es zuzeiten hier ist.

Sie hatten unter diesem Geplauder des Gutsherrn das große Wohngemach mit breiten, erkerähnlichen Fensterbögen und kunstreicher Holzdecke erreicht. Auch hier strömte der turmhohe Ofen behagliche Wärme aus, über dem mächtigen Tisch war schon die metallene Hängelampe angezündet, ein kostbares Gerät von venezianischer Arbeit, das Cornelius von der Lancken von seinen welschen Fahrten hier herauf zur Bernsteinküste gebracht hatte. Der Tisch, mit pommerscher Überfülle kräftiger Speisen besetzt, war auf hungrige Gäste berechnet, die hohen Weinkannen aus dem Silberschrein des alten Herrenhauses lachten dem alten Theodosius entgegen und ließen ihn wenig auf den jungen Begleiter achten, der seinen Platz neben der Tochter des Hauses angewiesen erhielt, während Herr Cornelius sich bei dem Jugendfreunde niederließ.

„Ich hätte nach dem Pfarrer von Altenkirchen, meinem Seelsorger, senden können! Aber diesen ersten Abend müßt ihr mir allein gehören, ich muß etwas von dir und deinem jungen Begleiter erfahren," hob von der Lancken während des Mahles wieder an. „Den Pfarrer sollt ihr alsbald kennen lernen — in den dürren Zeiten ist er hier mein einziger Umgang. Ein scharfer Theolog,

beredt und eifrig gegen Sakramentierer und Sektierer! Er behagt mir besser, als sein Vorgänger, der, die Wahrheit zu sagen, ein Bauer in allen Dingen der Wissenschaft war und gelegentlich von der Kanzel auf meine sündige Freude an den Heiden schalt. Er hatte mich beinahe dahin, daß ich mich schämte, in meiner Jugend für den Virgilius und Ovidius geschwärmt zu haben. Der jetzige Magister, Herr Paulus Möller, ist gelehrter, hat selbst in der Artistenfakultät zu Wittenberg ein wenig Rhetorik traktiert und drückt ein Auge zu, wenn der Geist meiner Jugend über mich kommt. Doch ich sage noch einmal, Freund Theodosius: ihr habt die Welt verwildern lassen, und die jungen Männer sind von euch abgefallen! 's ist auch an Magister Möller keine rechte Freude zu gewinnen. Kein Schwung in seiner Seele, außer wo es dem Streite des Herrn gilt! Oder liegt's an mir, werd' ich alt und mürrisch? Die Felder, die Sorgen um Haus und Land, lassen mich freilich oft wochenlang nicht zu meinen Büchern kommen. Hätte nicht der Welsche die letzten Monate dahier gehaust, du würdest die alten Tröster arg verstaubt finden!"

So sprach der Ritter in mancher Pause, während er sonst seinen Gästen im Zusprechen mit gutem Beispiel voranging und ihnen fleißig die Becher füllte. Meister Theodosius gab nur kurze Antworten, seine Seele schien ganz beim behaglichen Genuß dieser langentbehrten Stunde. Er schlürfte den Wein in großen Zügen und nickte von Zeit zu Zeit verständnisinnig dem Gastfreund wie seinem jungen Begleiter zu. Gerhard Friesen hatte besser als der Alte auf den Sinn der Worte von der Lanckens geachtet. Ein schmerzliches Lächeln umspielte seine Lippen, als der Gutsherr der Feindseligkeit und Gleichgültigkeit

seiner Pfarrer gegen die freien Wissenschaften gedachte — er bezwang sich offenbar, keine Erwiderung zu geben. Als Lancken den Namen Paulus Möller nannte, horchte er gespannt auf und wandte sich dann mit einer Frage zu dem neben ihm sitzenden jungen Mädchen:

„Ihr vergebt, Fräulein, meine unziemliche Neugier. Stammt der Pfarrer Paulus Möller von dieser Insel — ist er ein Pommer?"

„Nein, Herr Friesen — er ist aus dem Westfälischen hierher gerufen worden," war die einfache Antwort. Es entging Agnes nicht, daß ihre Worte die Bestätigung einer schmerzlichen Sorge wurden, die Gerhard ergriffen hatte, sobald er den Namen des Geistlichen vernahm. Sie erriet mit weiblicher Feinfühligkeit, was in der Seele ihres Gastes erwachte, und indem sie ihre Augen fest auf Gerhard ruhen ließ, sagte sie so laut, daß ihr Vater es hören mußte:

„Habt Ihr den Magister sonst schon kennen gelernt? Habt Ihr Streit mit ihm gehabt? Er ist heftig, und Ihr scheint nicht geduldig. Aber was es auch sei — mein Vater weiß seine Gäste vor der Kampflust des Pfarrherrn zu wahren, und er ist nicht so schlimm als er scheint. Selbst Herr Giordano hat ein paar gute Stunden mit ihm gehabt, und Ihr werdet es um so viel leichter haben, als Ihr dem Italiener unähnlich seid."

„Giordano Bruno hat Euern Beifall nicht erworben?" fragte Gerhard Friesen. „Er war Euch zu jäh, zu wild, zu düster?"

„Es war nicht das!" entgegnete Agnes einfach. „Ich habe manchen Mann gesehen, der heftiger sein konnte, und selbst im Zorn kam kein unedles Wort über Brunos Lippen. Aber der Ärmste trägt den Fluch überall mit

herum, daß er aus seiner Heimat fliehen mußte. Er hat sein Vaterland verloren — kein neues gewonnen. Alles was ihm hier begegnet, ist ihm fremd und vielleicht verhaßt, er kann unsere Luft nur schwer atmen und unsere Sitten kaum ertragen, er weiß nur noch, woran er nicht glaubt, aber nicht mehr, was er glauben soll!"

Überrascht, fast erschrocken blickte der junge Gelehrte in das Gesicht seiner lieblichen Nachbarin. Ihre Worte zeugten von einer ungewöhnlichen Teilnahme, Gerhard glaubte selbst eine Träne in ihrem Auge zu sehen. Und doch durchschauerte ihn die klare Wahrheit ihres Wesens. Ihm war, als vernähme er sein eignes Urteil. Traf nicht alles — beinahe alles, was das schöne Kind des pommerschen Ritters über den unsteten Welschen sprach, auch auf ihn selbst zu, und mußte sie nicht in kurzer Zeit erkennen, daß es um ihn nicht besser stehe? Widerstreitende Gefühle und Wünsche bewegten sein Herz, und gern hätte er zu dieser Stunde vor sich selbst, wie vor dem jungen Mädchen einen Teil seiner trüben Erlebnisse verhüllt!

Vorderhand nahm Agnes nur wahr, daß Gerhard Friesens Hunger rascher gestillt war, und daß er den Wein mäßiger trank, als sie von allen Männern gewöhnt war. Um so besser schien Meister Theodosius den Erwartungen seiner Gastfreunde zu entsprechen. Bald ward er wärmer, redseliger. Seine Stimme erhob sich laut und immer lauter. Jetzt tauschten die alten Freunde Jugenderinnerungen — jetzt begann Theodosius seine Fahrten, seine neuesten Schriften zu rühmen, die auf fortwährender Wanderschaft von einer Hochschule zur andern erschienen und selten über den Druckort hinausgeflattert waren. Zornig schalt er auf alle Feinde, Neider und

Stümper, auf die Pfaffen und Bauernlateiner, die ihm das Leben vergällt hätten und seine Verdienste in Schatten stellten. Herr Cornelius lauschte den wilden Reden des Alten, in denen sich kleinmütige Klagen und hochtönende prahlende Worte seltsam mischten, mit ehrlicher Teilnahme. Aber die mächtiger werdenden Runzeln auf der Stirn des Gutsherrn bewiesen Gerhard Friesen, daß von der Lancken weder durch den Ton, noch durch den Inhalt der Erzählungen seines Nachbars sonderlich erbaut werde. Gewaltsam entriß sich der junge Gelehrte seinem eignen Nachsinnen und versuchte den lauten Selbstgesprächen des Alten Einhalt zu tun. Aber sein Einfluß auf den Gefährten und Lehrer schien heute verloren, und nicht eher, als bis die lärmenden, unablässig hervorstrudelnden Worte unverständlicher wurden und zuletzt in ein schweres Lallen übergingen, vermochte Herr Cornelius seinen jüngeren Gast wirklich ins Gespräch zu ziehen. Zaghaft wandte sich Gerhard noch einmal an die Tochter des Hauses:

„Mein armer, alter Freund ist in der Freude nicht Herr seiner selbst. Ihr werdet ihm und uns zürnen, daß wir in Euren stillen Frieden so lauten Lärm tragen.“

Agnes lachte laut und fröhlich. „Die Nachbarn auf den Gütern sind weit lauter und lärmender, wenn sie beim Vater Tafel halten! Euer armer, alter Meister hat gewiß seit langer Zeit sein Herz gegen niemand ausschütten können, als gegen Euch! — Und dann — der weite, mühselige Weg, den ihr heute gehabt — und der Vater hat in der Freude seines Herzens seine alten, starken Weine auftragen lassen!“

Sie brachte die letzten Worte zögernd hervor, Gerhard empfand, daß sie zartfühlend ihre Meinung zu verbergen strebte, Meister Theodosius sei von der unge-

wohnten Glut des guten Trankes überwältigt. In der Tat begann jetzt das Haupt des alten Gelehrten wegmüde und weinschwer auf die Kante des mächtigen Tisches herabzusinken. Zwei-, dreimal fuhr er wieder auf und versuchte das Gespräch im vorigen Tone wieder aufzunehmen. Fräulein Agnes setzte unbekümmert, als ob sie die vergeblichen Bemühungen des Alten gar nicht bemerke, ihre Zusprache an dessen jüngern Genossen fort:

„Ihr müßt Euch überhaupt nicht zu viel Sorge machen, Herr, daß unsre Gäste hier leicht zu laut werden könnten! Das wäre fürwahr ein seltsamer pommerscher Edelhof, auf dem man Euch mehr hören würde, als die, die wir immer hören. Und glaubt mir, der Friede ist hier oft so tief, daß ich schon mehrmals den Vater nach Stettin zum Landtage begleitet habe, wo sie nie Frieden halten.“

Meister Theodosius war jetzt völlig entschlummert. Noch im Schlummer stieß er einzelne grimmige Worte hervor, die seinen Feinden gelten sollten. Mit bekümmerter, ernster Teilnahme blickte der Ritter auf den schlafenden, alten Freund. Gedämpften Tones sagte er zu Gerhard:

„Er ist nicht mehr, was er war! Ein guter Trunk hätte ihn sonst nur fröhlich gemacht und zu lateinischen Distichen begeistert. Ihr handelt treulich an meinem armen, alten Genossen — das sah und hört' ich schon. Von Giordano Bruno, der ihn in Wittenberg getroffen, vernahm ich, was ich nach seinen spärlichen Briefen bereits vermutet hatte. Ist es so ganz schlimm mit ihm? Ist er nur wirr, nur unstet — ward er ein Säufer und Prahler?“

„Erweist meinem alten Lehrer wenige Monate Gutes!“

sagte Gerhard, auf dem die Augen des Gutsherrn und seiner Tochter mit gleicher Teilnahme ruhten, in schmerzlicher Bewegung. „Gönnt ihm die langentbehrte Ruhe, enthebt ihn der Sorge, von aller Welt gehetzt, verlästert und ein Geächteter zu sein, schont seiner und schenkt ihm Liebe, so werdet Ihr den Geist wiederfinden, der ihn in Euren Jugendtagen beseelt hat. Ich habe mich redlich für ihn gemüht, doch ich war zumeist schwach, ohnmächtig; weil ich sein Schüler bin, ward ich mit ihm verketzert, geächtet, von Ort zu Ort getrieben. Seit drei Jahren habe ich mit ihm keine Ruhe gekannt, bei ihm aber währt dies Dasein schon viele, viele Jahre!"

„Was ist's mit ihm?" fragte von der Lancken rasch, nachdem er sich überzeugt, daß der Alte vom Rheinweintraum weit entrückt sei. „Wie ist's gekommen, daß er so ward? — wie kamt Ihr zu ihm? — warum haltet Ihr und Ihr allein bei ihm aus?"

„Viel schwere Fragen Herr Cornelius!" entgegnete Gerhard, und helle Glut stieg ihm ins Gesicht, als er die Augen des jungen Mädchens immer gespannter auf seine Lippen gerichtet sah. „Wie ich zu ihm gekommen? Ich stamme aus Bauernblut, am Teutoburger Wald ist meine Heimat. Als fahrender Schüler zog ich mit hundert andern durchs Land und lernte bei Hunger und Durst nach wahrer Wissenschaft dürsten. Doch als ich mich zur Hochschule durchgekämpft, ich sollte sagen, durchgedarbt hatte — da ward mein Durst nicht gestillt. Wohin ich kam: zu Marburg, zu Jena, zu Wittenberg, allüberall traf ich das gleiche Unheil. Um den Streit der Schüler des Melanchthon mit den Anhängern des Flacius, um die Einsetzungsworte im Sakrament brannten alle Köpfe heiß, waren alle Herzen zornig. Das andre kümmerte

sie nicht. Alle Wissenschaft von der Herrlichkeit des Altertums, von den großen Rednern und Dichtern Griechenlands und Latiums, alles, wonach mein erster Lehrer, der in Euren Tagen erwachsen war, Herr, mich von frühauf mit Sehnsucht erfüllt hatte, fand ich vergessen, schon halb begraben! Kaum konnten sie in Wittenberg dem großen Melanchthon verzeihen, daß er einst griechische Autoren erklärt hatte! Sie rühmten sich an allen Orten, zu gleicher Zeit den päpstlichen Antichrist und den Teufel des heidnischen Lebens aus Deutschland getrieben zu haben und verachteten hochmütig den Ruhm des Reuchlinus und Erasmus! Mein Durst nach dem verschütteten Quell blieb ungestillt — bis Meister Theodosius Corvinus nach Wittenberg kam. Armselig, schier wie ein Bettler, war er zum Elstertor eingezogen, wenige achteten seiner, aber ich merkte bald, daß in ihm echtes Metall sei — daß er mir die Welt erschließen könne, von der Euch die Seele groß und frei geworden ist, Herr von der Lancken, ich ward sein Schüler, sein Genosse, und als sie ihn austrieben, hielt ich fest zu ihm, er wäre ohne mich verloren gewesen!"

„Aber dabei setztet Ihr Euch selbst aufs Spiel!" sagte von der Lancken mit besorgtem Tone. Er hatte eben den jungen Mann halb mißbilligend, halb bewundernd angeblickt. „Wie soll's enden, wenn Ihr fort und fort mit ihm auf gut Glück durchs Land fahrt? Mein armer Alter ist wohl schwerlich zu ändern. Aber Ihr — so jung, so lebensfrisch, so gelehrt — ich hörte Euch schon rühmen, Herr Gerhard!"

„Hörtet Ihr's?" rief Gerhard in schmerzlicher Aufwallung. „Dann hörtet Ihr auch, daß ich mit meinem alten Meister gleiches Geschick teilen muß — ich mag

wollen oder nicht. Glaubt es nicht, wenn er im trunknen Mute prahlt, daß die Doktoren und Magister von heute sein beßres Latein, seine Verskunst und stattliche Rednergabe verfolgen. Weil er ein andres Herz hat, anders glaubt und fühlt, als alle, die jetzt mächtig sind im Deutschen Reich, weil er lebendiges Zeugnis gibt von besseren Tagen, wo Seelen und Sinne der Menschen noch nicht untergegangen und erstorben waren in dem blutigen, wüsten Streit um halbverstandene Worte, weil ihm vieles im Leben höher gilt, als der elende Zwist zwischen den Lutheranern und Calvinisten — darum wird er gehaßt, verfolgt, von Ort zu Ort gestoßen! Und ich, der ich wie er glaube und fühle, wie könnte ich ihn allein lassen? Er ist herabgekommen, unstet und arm geworden — vielleicht ist das unser aller Los!"

Gerhard schwieg — denn ihm ward zumut, als ob er schon zu viel gesagt habe. Von der Lancken lauschte wie einer, der Mühe hat, die Worte des andern nur zu verstehen. Und doch ruhte sein Blick mit unverkennbarem Wohlwollen auf seinem Gast, doch hatte, während dieser sprach, in Agnes' Augen ein Strahl geleuchtet, den Gerhard in seiner Befangenheit nicht wahrnahm, der aber dem Gesicht des jungen Mädchens einen beinahe glückseligen Ausdruck gab. Herr Cornelius legte vertraulich seine Hand auf die Schulter seines jungen Gastes:

„Mein lieber, junger, neuer Freund!" sagte er nach einigem Räuspern. „Ihr könnt recht haben in gar vielem! Mich selbst dünkt oft, daß unsre Gottesgelahrten den Bogen zu straff spannen und der Welt den Brotkorb, ich meine das Brot fröhlichen und gedeihlichen Lebens, fröhlicher Kunst, allzuhoch hängen. Auch mag's für jemand, der aus den alten Heiden eine andere Welt kennt und

eine andere Luft atmet, gar schwer sein, sich so zu fügen, wie es die Zeit verlangt. Aber zuletzt — was vermag ein Mann, was vermögen ihrer wenige gegen den Strom? Vor allem müßt auch Ihr das Heil Eurer Seele bedenken, und das mag leicht gefährdet werden, wenn Ihr jahraus, jahrein mit den Glaubenswächtern in Streit liegt. Sie wollen Euch ja Eure lateinischen Autoren nicht gerade nehmen, und wenn Ihr Eure Wissenschaft nur in ihrem Schirm pflegt und Euren Homer traktiert, soweit es mit dem Dienst der Schule verträglich ist, wird Euch niemand verfolgen. Ihr könnt doch nicht ein lateinischer Landfahrer bleiben; Euch, dem stattlichen jungen Manne muß doch ein Glück und ein Leben blühen! Ihr gefallt mir, Herr Gerhard, — vielleicht vermag ich etwas zu tun, daß Ihr mit den Greifswaldern ausgesöhnt werdet, daß Euch ein Amt zuteil wird. Meines alten Freundes nehme ich mich treulich an. Hier in der Einsamkeit von Vitte schadet ihm niemands Groll und bringt ihm sein ohnmächtiger Grimm keine Kämpfe. Über Eure Sache aber reden wir gleich in den nächsten Tagen. — Ihr müßt Euch fügen, fügen, Freund, die Welt von heute ist hart, und jede Zeit will ihr Recht. Jetzt aber helft mir meinen alten Theodosius aus dem Gemach führen, er schlummert so süß, daß es fast grausam ist, ihn zu wecken, doch wird er auf seinem Lager besser ruhen, als hier auf dem harten Eichenklotz!"

Im Augenblick, wo Gerhard seine Erwiderung hinter die festgeschloßnen Lippen zurückdrängte und sich befangen anschickte, der Aufforderung von der Lanckens nachzukommen, schlugen draußen im Hof die Hunde laut an, kräftige Schritte klangen auf den Schwellen und Steinfliesen des Flurs, und eine Hand, die nicht minder kräftig

war, pochte an die Tür des Wohngemachs. „Der Magister!" flüsterte Fräulein Agnes dem jungen Gelehrten zu, der Gutsherr aber wandte sich von dem schlummernden Alten hinweg und ging dem Ankömmling einige Schritte entgegen.

Drittes Kapitel.

Der Eintretende warf nur einen Blick auf die Fremden und nahm die dargebotene Hand des Gutsherrn. Gerhard Friesen vermochte von ihm zunächst nicht mehr zu erkennen, als die langgestreckte, kräftige Gestalt und den faltigen Rock, der diese umwallte. Aber wie die begrüßende Stimme an sein Ohr schlug, die so rauhkräftig erklang, erinnerte er sich ihrer nur zu wohl, und es war ihm, trotz der Dämmerung, als sähe er die Gesichtszüge des Pfarrers von Altenkirchen, den er vor manchem Jahre gekannt, lebendig vor sich. Magister Paulus Möller trat mit schwerem Fuß und sicherem Gruß auf und sagte:

„Ihr habt Gäste, Herr von der Lancken, und ich hätte diesen Abend wohl nicht vorsprechen sollen. Aber ich hoffe, daß Eure Gäste im Namen Gottes unter Euer Dach eingegangen sind, und da es Gottes Dienst ist, der mich treibt —"

„Ihr wißt, daß Ihr hier stets willkommen seid!" unterbrach ihn Herr Cornelius. „Meine Gäste sind mein alter Studienfreund Theodosius Corvinus, von dem ich Euch mehr als einmal vorerzählt habe, und hier, sein

junger Schüler, der ihn nach meinem einsamen Hof begleitet hat. Gerhard Friesen nennt sich der wackere junge Mann, der meinem alten Genossen treulich zur Seite steht."

„Der würdige Pfarrherr mag meines Namens gedenken!" versetzte Gerhard, mit raschem Entschluß an Paulus Möller und den Gutsherrn herantretend. „Als wir uns vor Jahren zu Helmstedt begegneten, war Herr Paulus um so viel klüger und reifer, als der streitsüchtige, junge Student, mit dem er disputierte, daß er die kindischen Unarten des letzteren längst vergessen haben wird."

Das breite, knochige und ausgearbeitete Gesicht des Pfarrherrn, aus dem die blauen Augen kalt und klar hervorsahen, zeigte jetzt den Ausdruck einer gewissen Überraschung. Doch blickte Paulus Möller durchaus nicht unfreundlich auf den jungen Gelehrten gegenüber, er reichte ihm zögernd, bedachtsam seine Hand und sagte dann:

„Gott zum Gruß, Herr Friesen! Gewiß habe ich im ernsten Amt die Zänkereien der Schule hinter mir gelassen, und mich wird es von Herzen freuen, wenn auch Ihr derselben nur als einer Knabentorheit gedenkt. Das Leben wird Euch wie mich gelehrt haben, daß unsre Meinungen nichts und Gottes Ordnungen alles sind, und so Ihr das erkannt habt, wird Gottes Hand Euch halten."

„Ein wackres Wort, Pfarrer, das unser junger Freund wahr machen soll," fiel der Gutsherr rasch ein. Auf seinen, wie auf seiner Tochter Zügen malte sich deutlich der Anteil, den sie an der Erkennung zwischen dem Pfarrer und dem neuen Gast nahmen. Herr Cornelius richtete fragend seinen Blick auf Gerhard, dieser fühlte, daß ein Wort von ihm erwartet werde. Und doch wollte kein Laut über seine unwillig geschlossenen Lippen, er

hatte vorhin in einer dunklen Wallung, die von der Lanckens Zuspruch in ihm erregt, einem Wunsche folgend, seinem Gastfreunde keine schlimme Stunde zu bereiten, versöhnlich zu seinem alten Widersacher gesprochen. Der schneidige Ton Paulus Möllers, der Hochmut, mit dem der Pfarrer auf seine akademischen Disputationen zurückblickte, verletzten den jungen Gelehrten, dem diese Dinge höher standen. Zum Glück bemerkte nur das Auge der Jungfrau Agnes den stummen Kampf, der sich in Gerhards Gesicht malte. Der Pfarrer war dem Tisch näher geschritten, augenscheinlich in der Absicht, Theodosius Corvinus zu begrüßen, der noch immer schlummerte. Herr Cornelius winkte dem Ankömmling Schritt und Stimme zu mäßigen, der Pfarrherr folgte dem Wink und warf einen langen prüfenden Blick auf den schlafenden Alten. Dann wandte er sich zum Gutsherrn und sagte:

„Ihr mögt recht haben, daß Ihr den Schlummer Eurer Gäste hütet, Herr von der Lancken. Höher aber muß Euch der ruhige Schlummer Eurer Untertanen und Schutzbefohlenen stehen — und um der Ruhe dieser willen kam ich noch am Abend zu Euch! Ich muß Euch zuvor wünschen, daß Ihr an Euren neuen Gästen mehr Heil und Freude erlebt, als an dem wilden, landflüchtigen, unheiligen Nolaner, den Ihr so lange beherbergt. Unser schlimmster Verdacht — ich sollte sagen, mein schlimmster Verdacht, da Ihr mit offenen Augen nicht sehen und mit offenen Ohren nicht hören mochtet! — ist Wahrheit geworden. Giordano Bruno hat, seit er aus Eurem Hause schied, noch zwei Tage und Nächte auf Wittow verbracht — im Hause der alten Unholdin von Putgarten, der Regina Ruge. Ihr wißt, was allein ihn in die schlechte Hütte treiben konnte.“

„'s wird einer wilden Dirne gegolten haben!“ versetzte der Gutsherr rauh und hätte im nächsten Augenblick sein Wort gern zurück gehabt, weil er die helle Glut der Scham im Gesicht seiner Tochter Agnes aufsteigen sah. Herr Paulus Möller schüttelte sein Haupt:

„Ihr wißt so gut als ich, daß der Welsche den dunkeln Künsten vertraute oder nachspürte. Er wird erfahren haben, was das Volk auf ganz Wittow weiß, und Ihr allein nicht wissen wollt, daß die Rugin Kräuter pflückt und Tränke braut, daß sie sich rühmt weiser zu sein, als Prediger und Schreiber, und mächtiger als Ihr. Könnt Ihr im Ernst meinen, Herr Cornelius, daß der Welsche etwas andres als die Satanskünste der zahnlosen Hexe dort gesucht habe?“

„Das sieht schlimm aus!“ sagte der Ritter seufzend und suchte im Gesicht des Pfarrers von Altenkirchen vergeblich zu lesen, was kommen sollte. Magister Möller stand in vollkommener Ruhe, seine blauen Augen richteten sich noch einmal flüchtig auf den schlafenden Meister Theodosius, zwischen den Weinkannen und Schüsseln des Abendtisches, dann aber fest, durchdringend und doch ehrlich, beinahe treuherzig auf den Herrn des Hauses. Scheinbar hatte der Pfarrer selbst den leidvollen und erschrocknen Ausruf nicht gehört, mit dem Fräulein Agnes seine Kunde aufnahm. Das Mädchen stand jetzt in einem der erkerähnlichen Fenster, Gerhard Friesen vor ihr.

„Die Arme, die Ärmste!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen. „Es geht ihr ans Leben, wenn Magister Paulus nur einen ernsten Grund zur Klage hat.“

„Der Himmel segne Euer Mitleid!“ sagte Gerhard mit wachsender Verehrung auf die schöne Gestalt blickend, die im Augenblick von mitleidiger Teilnahme durchzittert

war. „Ihr glaubt nicht an den greuelvollen, blutigen Wahn, der uns vor Gott schändet und uns selbst vor der Hölle anklagt?"

„Die Arme, die Ärmste," wiederholte Agnes, die den leidenschaftlichen Ausbruch des jungen Mannes nicht zu hören oder zu verstehen schien. Magister Möller stand noch immer vor ihrem Vater und sah den Ritter mit erwartender und allmählich mit ungeduldiger Miene an. Cornelius von der Lancken fuhr mit der Rechten durch seine weißen Haare und stieß endlich halb zornig, halb verlegen hervor:

„Und was soll nun geschehen, Magister?! Was ist Eure Meinung?"

„Meine Meinung kennt Ihr seit zwei Jahren, Herr Cornelius! Auf sie kommt es nicht an!" sagte der Pfarrer ruhig. „Aber Ihr — Ihr seid die Obrigkeit und wißt besser als ich, was der Brauch in aller Christenheit und Herzog Bogislaws Landesordnung vorschreiben. Ihr müßt die Rugin bestricken lassen! — damit kein ferneres Unheil geschehe. Ihr müßt dem landflüchtigen Neapolitaner Reiter nachsenden."

„Meinem Gastfreund? —" fuhr der Ritter auf.

„Schlimm, daß er's gewesen," gab Magister Möller kaltblütig und unerschütterlich zur Antwort. „Tut, was Ihr meint verantworten zu können, vor Gott und dem Landesherrn. Aber unverantwortlich wär's, wenn die Hexe zu Putgarten auch nur eine Nacht noch Macht und Raum zu ihren Teufelskünsten behielte und Leib und Seele, Gut und Blut wahrer Christen in Gefahr bringen könnte!"

„Ich kann bei diesem Sturm und Nebel meine Knechte nicht den Strand hinunter nach Putgarten senden.

Hättet Ihr recht, wäre die Alte eine Hexe, so ist sie bei so wetterlicher Nacht sicher nicht daheim, und wir fänden das Nest leer. Wartet bis morgen."

„Wenn Eure Knechte so träg sind, so braucht's ihrer nicht," versetzte der Pfarrer von Altenkirchen, den letzten Einwand des Gutsherrn völlig überhörend. „Meine Dorfmannen in Altenkirchen werden sich frischer zeigen. Ich will Sorge tragen, daß die Alte ergriffen und wohl verwahrt wird. Schreibt nur den Befehl, dessen ich bedarf, und gehabt Euch wohl mit Euren Gästen!"

Der Ritter von der Lancken ging schweren, schlürfenden Schrittes quer über das große Gemach nach dem letzten Fenster. Dort stand ein Tisch mit Schreibgerät, und, indem er ein Blatt hervorzog und die Feder eintauchte, waren acht Augen in Spannung auf ihn geheftet. Acht Augen — doch weder er selbst, noch der Pfarrer, noch Gerhard Friesen und die Jungfrau, die zitternd dem letzten Wortwechsel Magister Möllers mit ihrem Vater gelauscht hatte, waren innegeworden, daß Meister Theodosius Corvinus am Tische erwacht war. Kein Wort des Gesprächs konnte ihm seit einigen Minuten entgangen sein, denn die Augen des Alten, die zuerst starr und unsicher im Zimmer umhergeblickt hatten, ruhten jetzt fest und blitzend auf dem schreibenden Gutsherrn, das Gesicht zeigte keinen Ausdruck der Trunkenheit mehr, die Züge sprachen vielmehr ein Gemisch von Grauen und Spott und plötzlicher Entrüstung aus. Der Alte stand mit einmal vom Tische empor, in drei Schritten war er bei von der Lancken und legte die Hand schwer auf dessen Schulter:

„Cornelius, alter Freund," rief er mit mächtiger eindringlicher Stimme, „was faßt dich an, was willst du tun?"

Überrascht und bestürzt sah der Ritter empor, Ma-

gister Möller fand in staunender Entrüstung keinen Laut, Agnes aber und Gerhard Friesen eilten in heftiger Bewegung zu den beiden Männern, die sich jetzt Auge in Auge gegenüberstanden.

„Was willst du tun, Cornelius von der Lancken," sagte der alte Humanist mit heftigem Nachdruck, „haben dich die Alten so finstern Irrwahn gelehrt? Nimmst du teil an dem blutigen Greuel, der jetzt in allen deutschen Landen sein Wesen treibt und der fürwahr einem Hexensabbat gleicht, in dem die Richter und die Henker die wahren Besessenen sind, nicht aber die armen Opfer! Hast du vergessen, wie du in öffentlicher Rede zu Frankfurt gegen den Wahnglauben an die Dämonologie, an Hexen und Zauberer gewettert hast, daß wir alle aufjauchzten? Glaubst du jetzt anders? Haben sie dich vom klaren Lichte zur dumpfen Finsternis bekehrt — so kann ich nichts tun, als mein Haupt verhüllen und den Staub von meinen Füßen schütteln und dich und mich Gott befehlen. Hegst du aber Furcht, betäubst du aus Scheu vor dem Gebell und Geheul der wütenden Meute dein Gewissen, dann wach auf, wach auf, Cornelius und besinne dich auf dich selbst!"

Magister Möller hob die Arme empor, als wolle er des Himmels Blitz auf den greisen Frevler herabrufen; Gerhard Friesen stammelte verwirrt, aber dringlich:

„Was tut Ihr, was wähnt Ihr, Meister Theodosius? der Ritter ist unser Gastfreund!"

Das schöne Mädchen aber umschlang ihren Vater und sagte bittend und schmeichelnd:

„Höre deinen alten Freund, Vater — höre ihn mindestens heute und lasse diese Nacht das arme, alte Weib ungefährdet."

Der Pfarrherr hatte sich inzwischen so weit gefaßt, um auf den sichtlich schwankenden Ritter zuzugehen und ihn mit eindringlichen Worten zu strafen und zu mahnen:

„Ihr seid die christliche Obrigkeit, und bis heute, Herr von der Lancken, habe ich Euch für einen Mann gehalten, der fest ist im Glauben und demütig vor dem Herrn, trotz Eurer törichten, schier sündhaften Vorliebe für heidnische Poeten und Redner! Wollt Ihr jetzt, wo eine ernste Pflicht von Euch gefordert wird, die Euch schwer werden mag, den Diener des göttlichen Wortes oder den lateinischen Landfahrer hören — den greisen, trunkenen Narren, den Ihr aus Barmherzigkeit unter Eurem Dach aufnahmt, und der Euch zum Dank in seine eignen, armseligen und gottlosen Zweifel verstricken möchte?!“

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des allseitig bestürmten Mannes, er ergriff die Hand des alten Theodosius, der finster, fast drohend neben ihm stand und von den verächtlichen Worten des Pfarrers gar nicht berührt schien, zog ihn beiseite und sagte:

„Das sind dunkle, gewaltige Dinge, von denen die Rede, Theodosius! — Du solltest deine Zunge besser im Zaum halten. Die Besten und Gelehrtesten im Deutschen Reich, ja in aller Welt urteilen, wie der große Doktor Martinus Luther selbst! Wir wissen nichts Sicheres — die Gottesgelehrten aber sagen, das sei ein Stück des Glaubens, und der Zweifel eine Versuchung des Satans. Du mußt es dem Magister vergeben, wenn er dich hart und unfreundlich anfaßt, du greifst eben auch nicht sänftlich zu!“

Da unterbrach Meister Theodosius mit einer schmerz-

lichen Bewegung, die von seinem sonstigen Wesen gewaltig abstach, den Redenden:

„Er hat recht, Cornelius — ich bin ein greiser Bettler, ein Trunkenbold, ein Mann, den die Welt nicht weich gebettet hat, und der sich selbst nie zu betten wußte. In allem sage von mir: der kindische, trunkne Tor, in allem schlage, was ich rede, in den Wind! Aber in dem einen nicht; da trag ich lebendig in mir, was ich in beßren Jugendtagen gewonnen: den klaren Blick, das Herz, das menschlich schlägt und vor allem Irrwahn schaudert, der aus finsterem Gemüt und stockigem Blut steigt! Besinne dich, Freund, und du wirst merken, daß keiner, der so dachte und fühlte wie du, den dumpfen Wahnsinn der heutigen Welt teilen kann! Ich bin ein elender, landflüchtiger Mann und habe wenig Aussicht anders zu sterben, als am offnen Wege — sage nichts dagegen, Cornelius! — ich weiß, daß es so ist, und auch du wirst es schwerlich ändern. Aber noch in meiner Todesstunde wird mich das Bewußtsein erquicken, daß ich an dem Wahn und Greuel, der heraufzieht, und unser Volk beschimpfen und verderben will, keinen Anteil habe, und bis zu meinem letzten Hauch dagegen stehen und streiten werde!“ — —

Der Alte schwieg erschöpft, und seine Gestalt, die während dieser Worte höher, stolzer, jugendlicher erschienen war, sank gleichsam wieder in sich zusammen. Magister Möller, der über das ganze Gesicht erglüht war, holte zu zorniger Entgegnung tief Atem, aber von der Lancken schnitt mit einem plötzlichen, energischen Beschluß allen weitern Streit ab:

„Die Sache muß bis morgen ruhen, ich sagt' es schon zuvor. Gute Nacht, Magister, Ihr sollt gehört

werden, wie sich's ziemt, aber bei hellem Tag, und wenn mein eigen Haupt völlig frei ist! Gute Nacht, Theodosius, ruhe aus unter meinem Dache, du bist wie ich merke, allezeit der alte Trotzer und Zürner! Gute Nacht, Herr Gerhard Friesen, bedenkt's wohl, was ich Euch riet, Ihr könntet es bald brauchen."

Weder der Pfarrer von Altenkirchen, noch Meister Theodosius Corvinus entgegnete jetzt ein Wort mehr; beide Männer hatten sich feindselig voneinander abgekehrt, aber sie strebten beide der Tür zu, die hinaus in die große Halle führte. Nur Gerhard Friesen nahm wahr, daß Fräulein Agnes, in zärtlicher Bewegung und mit dem Ausdruck glückseliger Dankbarkeit, den Hals ihres Vaters umschlang und daß beide, der Ritter wie seine Tochter, in dieser Umarmung ihren Gästen den letzten Gutenachtgruß zuriefen.

Nun die drei Männer in die große Vorhalle traten, zitterte die Erregung der letzten Minuten noch so in ihnen nach, daß sie erst, als der Pfarrer die Türe zum Hofe aufriß und sich mit rauhem, kurzen Gruß zum Gehen anschickte, wieder das Heulen des Windes, das Brausen der See vernahmen.

So dicht und fest die Mauern des Herrenhauses waren, der Sturm fand den Weg hindurch, rüttelte an den schweren, hohen Türen und füllte den nachtstillen Gang, den der Alte und Gerhard betreten, mit wunderbarem Geräusch. Ein donnerähnliches Getöse schien sich fern zu brechen und scholl dennoch deutlich in ihr Ohr, so oft sie unter einem der klirrenden, halbrunden, bleigefaßten Fenster vorüberschritten.

In ihrem Gemach war eine kleine Ampel angezündet, die hohen, schwellenden Betten winkten den wandermatten,

todmüden Genossen einladend genug. Und doch war es beiden, als müßten sie das Lager scheuen. Schweigsam standen sie einander gegenüber: Meister Theodosius dem jüngern Gefährten scharf, fast mißtrauisch ins Antlitz spähend, Gerhard aber träumerisch und befangen vor sich hinblickend. Der Alte brach zuerst das Schweigen:

„Nun Gerhard — meines alten Freundes Töchterlein ist eine liebliche Blüte? sie kann es mit allen Huldinnen des Catull aufnehmen?"

„Gewiß — Giordano Bruno hat sie nicht zu hoch gepriesen!"

Die Nennung dieses Namens schien dem Alten die Gedanken wieder zu erwecken, die er eben gewaltsam zu verscheuchen gesucht hatte. Ein- und zweimal öffnete er noch die Lippen und schloß sie wieder, dann wandte er sich plötzlich zu seinem jungen Freunde und sagte leis, eindringlich, fast beschwörend:

„Hüte deiner wohl, mein Gerhard! Du wirst nicht immer mit mir durchs Land fahren, dein Herz wird nach Amt und Ehren, nach Haus und Hof, nach Weib und Kind verlangen. Finde was du begehrst, aber kaufe es nicht zu hoch — nicht so hoch, wie Cornelius Lanckenius! Gute Nacht, Gerhard! Ruhe fest, Gott weiß, wie bald wir wieder wandern müssen."

Meister Theodosius hatte seine Kleider abgelegt und warf sich jetzt mit raschem Entschluß auf das weiche Lager. Gerhard hatte zürnend auffahren, ihm bitter erwidern wollen, aber er hielt an sich und nur eine Minute später hörte er an den tiefen, gleichmäßigen Atemzügen des Alten, daß derselbe zur Stelle entschlummert war. So legte auch er sich nieder und lauschte noch einige Minuten dem Heulen des Sturms, dachte aller Erlebnisse

des bewegten Tages. Das letzte was er sah, war das Bild, mit dem er aus dem großen Gemach des Hauses geschieden war, und als die Lampe erlosch, leuchteten in seinen Halbtraum hinein die blauen Augensterne, die vorhin so kindlich=zärtlich auf seinem Gastfreund geruht hatten.

Viertes Kapitel.

Kaum drei oder vier Stunden mochten verflossen sein, seit die Wanderer Ruhe gefunden, als zuerst Gerhard, danach der Alte, durch ein seltsames Getös erweckt wurden, welches das Herrenhaus von Bitte erfüllte. Sie hörten das hohle Brausen der See mächtiger als zuvor, der Sturm prallte in stärkern, rasch wiederholten Stößen gegen die alten Mauern. Aber es waren nähere Laute, die ihren Schlummer gestört hatten. Der Schall rauher Männerstimmen, fester Tritte klang vom Flur herein — deutlich unterschied Gerhard den Ruf von der Lanckens, des Hausherrn. Er richtete sich noch halb schlaftrunken empor. Mit gewaltiger Erregung, die ihn mehr ermunterte als jeder Zuruf des jungen Freundes vermocht hätte, schleuderte Meister Theodosius die schützenden Decken hinweg und raffte nach seinen Kleidern:

„Der Lanckenius hält sein Wort nicht! Sie ziehen aus, bei Nacht und Nebel, die vermeinte Hexe zu fangen.“

„Welcher Argwohn gegen den Ritter!“ rief Gerhard dagegen. „Haltet Ihr Euren alten Freund, der uns so wohl aufgenommen hat, nicht höher?“

„Du hast recht — hast recht!“ murmelte der Alte mit hörbar unschlüssigem Tone.

„Und wenn selbst geschähe, was Ihr fürchtet,“ fuhr Gerhard fort, „was vermöchten wir dagegen zu tun?“

„Du hast wiederum recht — hast zugenommen an Alter und Weisheit vor Gott und den Menschen,“ sagte der Alte jetzt mit bitterem Spotte. „Jungfrau Agnes scheint andrer Meinung als du — hörst du nicht draußen ihre bittende Stimme?“

In der Tat vernahmen die Lauschenden jetzt deutlich, wie die klangreiche Stimme des jungen Mädchens mit einer gewissen Hast sagte:

„Ich muß dich begleiten, Vater! Ich war mit dir schon manchesmal am Strand, ich ertrüge es nicht, hier allein zu sein.“

„Der Sturm ist heute wilder als sonst, Kind!“ entgegnete von der Lancken. „Doch mag's sein, es sind nur wenige hundert Schritte. Hülle dich wärmer in eine der Decken und nimm Anke oder Suse mit dir, hörst du? Sie feuern drüben schon wieder einen Notschuß ab! Unsere Gäste lassen wir ruhen — sie sind zu erschöpft und des Strandes unkundig.“

Aber schon hatten sich beide Männer angekleidet, und der Alte öffnete rasch die Tür nach dem Flur, wo sich im ungewissen Schein zweier großen Windlichter eine Schar von Knechten um von der Lancken gesammelt hatte. Sie trugen Stangen, Taue und allerlei Gerät, was den Binnenlandsbewohnern fremd war, und schickten sich eben an, nach der Weisung des Gutsherrn durch eine Pforte des Flurs, die ins freie Feld führte, im geschlossenen Zuge das Haus zu verlassen. Sowie Herr Cornelius des alten Gelehrten ansichtig ward, sagte er bedauernd:

„Dacht ich's doch, daß wir Euch emporlärmen würden! Es ist nichts, Theodosius — ein Schiff ist vom Sturm in die Wiek geschleudert worden und scheint zu stranden. Wir wollen zur Hilfe nach dem Ufer hinunter, legt Euch ruhig nieder, Ihr könntet nichts dabei tun."

„Sind wir ganz unnütz, wo selbst eine zarte Jungfrau, wie Eure Tochter, den Sturm nicht scheut?" fragte Gerhard, der inzwischen auf die Schwelle getreten war, dagegen.

Der Gutsherr ließ seinen Blick von der gebrochenen Erscheinung des alten Theodosius wohlgefällig auf die jugendlich-kräftige Gestalt Gerhards hinübergleiten und sagte rasch:

„Gewiß, wenn Ihr durchaus dabei sein wollt, an Arbeit wird es keinem fehlen; du aber, mein Alter, mußt hübsch zurückbleiben, du hast schon die Tage daher deinen sechzig Jahren schlimmer zugesetzt, als gut ist."

Über Meister Theodosius' Züge ging ein Lächeln, halb traurig, halb verächtlich. Niemand als Agnes nahm dasselbe wahr. Gerhard trat auf einen Wink des Gutsherrn zu dem Mädchen hin, seine Augen blitzten, als er ihre Schönheit aus den groben Wollenhüllen, mit denen sie sich gegen Sturm und Wetter geschützt hatte, hervorleuchten sah. Herr Cornelius mahnte zum Aufbruch, die ganze Schar trat durch die enge Pforte in das freie Feld, das sich abwärts gegen das Fischerdorf und den sandigen Strand senkte. Im Herrenhaus blieb Meister Theodosius allein zurück und suchte unter trüben Gedanken und Bildern zum zweitenmal sein Lager. Das hohle Brausen der See und die Kanonenschüsse, die von Zeit zu Zeit erdröhnten, schreckten ihn immer wieder aus unruhigem Schlummer empor.

Die Schar aber, die draußen sich durch die Nacht und das Wetter hindurcharbeitete, ward vom Heulen des Windes und den hallenden Notsignalen zur Eile gemahnt. Der Sturm trug den Schaum der hochgehenden Wogen weit ins Land, er spritzte den vorwärtseilenden Männern entgegen. Herr Cornelius suchte mit scharfem, spähendem Blick die dichte Finsternis, welche von den Windlichtern nur auf wenige Schritte erhellt wurde, zu durchdringen, mit kurzen, befehlenden Worten lenkte er den Zug. Seine Tochter und die Magd, die ihr mit warmen Decken und Hüllen folgte, waren mitten im Kreise der Männer; die schlanke Mädchengestalt widerstand der wilden Unbill des Wetters so fest, daß die Besorgnis, mit der ihr Gerhard Friesen zur Seite blieb, schier überflüssig ward. Der Weg war kurz, aber bis sie seitwärts der Fischerhütten von Vitte, deren nasse Rasendächer beim Schein der Lichter flüchtig auftauchten, durch eine Art Hohlweg den Strand der Bucht erreichten, kämpften sie wohl eine Viertelstunde. Von drunten scholl zum Brausen der Wogen ein verworrenes Geräusch, der Strand war seltsam belebt, zwischen den Sandhügeln zeigten sich Gruppen von Männern, Frauen und Kindern in wilder Erregung. Auf und ab huschten sie, bald bemüht, sich vor den Wogen, deren letzte Sturzwellen die Sandhaufen trafen, zu schützen, bald durch die Nacht in das wüste Gewühl der hohen, rollenden, schäumenden Flut starrend! Da und dort ward ein Kienspan entzündet, der im rauschenden Regen alsbald wieder verlosch, oder ein Stück Werg, auf eine Stange gesteckt, flackerte auf und erhellte einen Augenblick die Bucht und die Menge der Gestalten, die aus den drei nächsten Fischerdörfern zusammengeströmt waren. Die Ankunft des Gutsherrn und der Seinen ward mit

lautem Zuruf begrüßt, von der Lancken nahm unter dem Haufen der halb nackten, halb seltsam verhüllten Fischer auch den Pfarrherrn von Altenkirchen wahr, der ihm ein Wort entgegenrief, das der Sturm verschlang. Er grüßte Magister Möller, aber er wandte sich an einen alten Fischer, der mit mehreren andern bei den Booten stand, die man auf die höhergelegenen Sandhaufen hinaufgezogen hatte. „Was ist's mit dem Schiff, Jansen?" frug er. „Was können wir tun?"

„Nicht viel zu tun, Herr!" gab der Alte gleichmütig zur Antwort. „'s ist ein Holländer, der dort hart aufgelaufen ist. Die Feuertonne auf Arcona ist kurz vor Mitternacht ausgelöscht, da mag er in die Bucht geraten sein! Das Schiff muß über und über leck sein, ein Wunder, daß er bis hierher hat kommen können."

Der Fischer deutete in die Bucht hinaus, beim Schein der hochgehaltenen Windlichter konnten von der Lancken, seine Tochter und der junge Gelehrte, die dicht bei ihm standen, für einen Augenblick den hohen, dunklen Rumpf des holländischen Schiffes, das keine Viertelstunde vom Strand entfernt war, erkennen. Die Unbeweglichkeit des Schiffsrumpfes, um den die Wellen wild aufbäumten, bestätigte die Meinung Jansens. Von der Lancken zeigte auf die Fischerboote, die man mit einem kräftigen Ruck hätte in See stoßen können.

„Und warum tut Ihr nichts? Sie werden drüben Hilfe brauchen — sie haben wohl an zehnmal gefeuert."

Ein Gemurmel ringsum antwortete der Frage des Ritters. Jansen sagte ruhig:

„Der Holländer trotzt! Sie könnten bei diesem Wind mit ihren Booten weit besser herüberkommen, als wir zu

ihnen hinüber, aber sie hoffen, das Schiff zu halten, und mißgönnen uns, was Gott uns beschert hat!"

Das letzte Wort des alten Fischers galt Magister Paulus Möller, der nahe herangekommen war. Gerhard schaute verwundert, fast bestürzt drein, der Pfarrer von Altenkirchen schien von Jansens Rede nicht befremdet. Von der Lancken aber sagte rauh:

„Ihr müßt dem Schiff doch helfen! Euer Strandrecht bleibt Euch gewiß, dafür stehe ich ein! Sie feuern doch nicht umsonst Notsignale ab, vielleicht haben sie ihre Boote verloren. Auf, ihr Männer! wer weiß, wie lange die Planken des Holländers noch halten!"

Auf das gestrenge Wort des Gutsherrn stiegen eine Anzahl Männer mit Tauen und Ruderstangen in die Boote — andre schickten sich an, diese ins Wasser zu stoßen. Um Bernd Jansen aber und seine Genossen hatten sich kreischende Weiber versammelt und zogen mehr als einen der Männer hinweg. Der alte Fischer blickte auf den Gutsherrn halb unterwürfig, halb trotzig, sah dann den Pfarrer an und sprach zuletzt:

„Nein, Herr — wir tun's heute nicht: Es wäre unser aller Tod. Die Hexe von Putgarten hat das Wetter gebraut, um unsre Netze hat sie uns schon gebracht, jetzt brächte sie uns auch noch ums Leben. Fahrt allein, Herr, wenn Ihr mögt, der Pfarrer sagt ja, daß Ihr an die Zauberkünste der Regina nicht glaubt!"

Der Ritter ward von einer Art Zornes erfaßt, seine Tochter schauerte zusammen, als sie rings auf allen Gesichtern Zustimmung las. An sich haltend, ja sich mühsam zu einem Lächeln zwingend, rief Cornelius dem störrischen Alten zu:

„Wenn die Rugin den Sturm gebraut hätte, müßtet

Ihr der alten Hexe ja Dank wissen, Jansen! Der Holländer, der dort drüben gestrandet, ist sicher nicht leer, Ihr seid auf den Beinen, Mann, Euer Strandrecht zu wahren, und in Euren Hütten wird's bald Überfluß geben!"

Breit und dämisch lachte der Fischer auf diesen Einwand, sein stumpfes Gesicht zeigte beim grellen Licht der Laterne eine so rohe Mischung von schlauer, eigennütziger Arglist und abergläubischer Furcht, daß Herr Cornelius von der Lancken sich achselzuckend abwandte. Das Bild seines alten Freundes Theodosius trat mahnend und zürnend vor die Seele des Gutsherrn, er schämte sich, daß er am verwichnen Abend mit ihm gestritten. Doch blieb zum Nachsinnen keine Zeit; Agnes, die angstvoll, teilnahmvoll, immer wieder versucht hatte, durch das Dunkel der Nacht und der haushohen, rollenden Flut zu spähen, sagte eindringlich:

„Was geschieht aber nun, Vater? Kann den Schiffbrüchigen keine Hilfe gebracht werden?"

„Ich will es selbst mit versuchen," sagte Herr Cornelius mit starker Stimme, sich zu den Booten wendend, die noch immer bemannt waren. „Gebt noch ein paar Enden Tau hier herein, und dann stoßt in Gottes Namen ab. Nicht Ihr, Herr Gerhard, bleibt bei meiner Tochter, Ihr wißt mit Rudern und Booten nicht Bescheid!"

Sie wollten das Boot eben in die Wogen stoßen, als Bernd Jansen, wiederum eines der Lichter erhebend, ausrief:

„Haltet ein — es ist nicht not, daß ihr fahrt, sie kommen schon von drüben! Dort — dort ist ihr Boot auf dem Wasser! 's ist harte Arbeit für sie!"

Die Männer von Vitte waren wieder aus ihrem

Fahrzeug gesprungen, jetzt nahmen sie zwischen sich und dem Schiff ein überfülltes Boot wahr, das von der Höhe der Wogen in die dunkle Tiefe hinabschoß, zwischen den strudelnden Wellen verschwand und neu auftauchte. Atemlos schauten von der Lancken, Agnes und Gerhard Friesen hinaus, das Gemurmel ringsum verstummte, die Aufmerksamkeit aller war dem kämpfenden Boote zugewandt. „Die Lichter höher! Haltet Taue und Haken bereit!“ klang die Stimme des Gutsherrn. Man gehorchte ihm, ein Paar rauher Fischer sprangen bis auf die Steine, die nahe dem Strand aus der Flut aufragten, so daß die Wogen an ihre Brust prallten und sie wegzuspülen drohten. Sie hielten stand — näher und näher kam das Boot, bald zurück, bald vorwärts geschleudert, aber noch immer zu weit, um es mit den entgegengeworfenen Tauen fassen zu können. Gerhard Friesen, halb betäubt von der fremdartigen Szene, hatte doch sorgfältig auf das Mädchen an seiner Seite acht, die in ihrer Erregung, ihrem Verlangen, zu helfen, mehr als einmal in Gefahr war, von dem Sandhügel in die Flut zu gleiten. Jetzt schoß das Boot ganz nahe heran, man hörte seine Planken auf dem seichten Ufer, über das die See heute hinwegrollte, knirschen und vernahm den Anruf des holländischen Schiffspatrons, der selbst steuerte:

„Werft eure Haken hier herüber! Setzt ein! Zieht an!“

Ohne daß es die Zuschauenden wahrgenommen, war eines der Taue vom Boote erfaßt worden. Und mit gewaltigem Ruck rissen die Fischer das Boot herüber auf den Sand — die nachstrudelnden Wellen stürzten über Rettern und Geretteten zusammen! Im Augenblick, wo dies geschah, hallte zwischen das Getös des Sturmes und den Lärm der Menschenmasse ein plötzlicher Schrei aus

Agnes' Munde. Die Männer im Boot waren rücksichtslos auf den schützenden Strand gesprungen, bei der heftigen Bewegung schwankte ein Kind, das zuhinterst gesessen, und verschwand mit jähem Sturz in den Wellen. Zum Glück nahmen trotz der Dunkelheit einige Fischer das Geschehene wahr, sie tauchten in die Flut, und einer von ihnen erhob den etwa dreijährigen Knaben hoch über sich. Unbekümmert um alles, nur vom Drange zu helfen beseelt, war auch Agnes in die Welle gesprungen, die das Kind hinwegzureißen drohte, sie fand neben sich Gerhard Friesen, der, sowie er den Knaben auf dem Arme des Fischers erblickte, sie aufs schützende Ufer zurückriß. So blitzschnell war alles geschehen, daß Herr von der Lancken erst beim Anblick des Kindes und seiner Tochter die Gefahr begriff, in welcher letztere geschwebt hatte. Die schützenden Decken lagen zu Füßen des Mädchens, in eine derselben, bemühte sie sich, den betäubten Knaben zu hüllen.

Über alles hinweg aber tönte die scheltende Stimme des Ritters:

„Welch eine Torheit, Agnes! Wes ist das Kind? Wie kam es hierher?"

Jetzt erst bemerkte man, daß der Knabe weinend seine Hände nach dem holländischen Boote ausstreckte, und in demselben eine Frauengestalt scheinbar leblos lag.

Jan van Broighel, der Patron des gescheiterten Schiffes, der eben im harten Wortwechsel mit dem alten Jansen war, blickte flüchtig nach der Frau und dem Kinde:

„Die Frau gehört zu meinem Kutter. Sie muß im Schreck über den Sturm von Sinnen gekommen sein. Rüttelt sie ein wenig, und das Schreien des Buben wird sie vollends erwecken! Meine Leute wollten sie schon nicht ins Boot nehmen — mich erbarmte die arme Kreatur

doch. Wollt ihr der armen Witwe nicht auch die Haube vom Kopfe reißen?"

„Was Ihr an Euch tragt, bleibt Euch!" versetzte Jansen. „Euer Schiff und alles Gut, was wir den Wellen abgewinnen, gehört uns, es sei denn, Ihr löst es nach Rügenschem Brauch."

Der Holländer, den ein Dutzend seiner Schiffsmannen dicht umstanden, schien sich erst jetzt umzusehen und erkannte in Cornelius von der Lancken leicht den Vornehmsten aller am Strand Versammelten. Er rief laut:

„Herr, ist uns wirklich alles verloren? Ich trage Schutzbriefe von Greifswald und Stralsund!"

„Drüben auf Wiek sitzt der stralsundische Amtmann!" entgegnete der Gutsherr, indem er westwärts deutete. „Hier gilt pommersch Strandrecht! Ihr könnt Eure Ladung lösen, wenn das Schiff bis zum Morgen hält. Geborgen Gut gehört den Anwohnern am Strand. Seid kein Tor, Patron," fügte er leiser hinzu, „dankt Gott, daß Ihr hier aufliest, nicht drüben am Jasmunder Strand. Wo ich nicht hinsehe und dabei sein kann, werden die Schiffbrüchigen wohl erschlagen!"

„Auf Rügen ist der Teufel Wettermacher und Leuchtwächter zugleich!" sagte der Holländer grob. „Laßt Euch mein Schiff wohl bekommen, ich will lieber im Eismeer verderben, als in solcher Pfütze von Bucht nochmals Schiffbruch leiden!"

„Scheltet Euch die Leber frei," versetzte der Ritter gutmütig. „Und dann folgt mit Euren Leuten meinen Knechten, auf meinem Hof findet Ihr diese Nacht schon Unterkommen!" Er wendete sich von dem erbitterten Schiffspatron wieder zu seiner Tochter, der es inzwischen gelungen war, die ohnmächtige Frau zu erwecken, und

welche eben die leidenschaftlichen Dankesrufe der Geretteten von sich ablenkte.

„Rasch, rasch, mein Kind! Wir müssen eilen, unter Dach zu kommen, wenn deine Torheit nicht schlimme Folgen haben soll. Die Decken und den Wein, den du verteilst, hätte Anke so gut als du gespendet, aber so kopflos wäre sie nicht ins Wasser gesprungen."

Er schalt, doch sein Ton klang eher gerührt als zornig, und, während die Fischer am Strand mit haderndem Eifer sich über die wenigen Sachen warfen, die in dem Boote der Holländer zurückblieben, setzte sich der Zug nach dem Herrenhof von Vitte in Bewegung. Cornelius von der Lancken hatte sein Kind in seinen eigenen Mantel gehüllt, er trieb und drängte vorwärts und konnte und wollte doch nicht hindern, daß sich Agnes noch im Gehen der schiffbrüchigen Frau und ihres Knaben annahm! Gerhard Friesen, der, um doch etwas zu tun, eines der Windlichter ergriffen hatte und den mühsamen, regennassen Pfad vor den Frauen her erhellte, blickte mit immer wachsender Bewunderung auf das schöne Kind seines Gastfreundes. Sie duldete nicht, daß er von ihrer mutigen Entschlossenheit sprach, aber sie belohnte ihn mit dankbarem Lächeln, als er den geretteten Knaben auf seinen freien Arm nahm und ein tröstendes Wort für die zitternde Frau hatte.

Die Holländer, von denen nur einer am Strand zurückgeblieben war, den Rumpf des verlassenen Schiffes im Auge zu behalten, zogen hinter den Knechten des Junkers drein, — sobald Jan van Broighel, ihr ergrimmter Patron, sie nicht belauschen konnte, tauschten sie rohe Schifferspäße über das erlittene Unheil. Van Broighel selbst ging neben dem Gutsherrn, von Zeit zu

Zeit brachen laute Klagen und zornige Verwünschungen über das räuberische Strandrecht an der pommerschen Küste hervor. Herr Cornelius ließ den schwerbetroffenen Mann schmähen und lästern und ward erst aufmerksamer, als Meister Jan versicherte, seine Ladung habe für die Fischer von Wittow keines Stübers Wert, und die Lösung müsse billig sein, oder er lasse ihnen die Ladung und ihren Verdruß dazu. Ehe der Ritter noch antworten konnte, mischte sich der Pfarrherr von Altenkirchen, der den Zug feldeinwärts begleitet hatte, mit mahnender Ansprache in die Unterredung:

„Habt acht, Herr, was Ihr tut. Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme und es vor die Säue werfe!"

„Gewiß nicht, hochwürdiger Herr," sagte der Ritter. „Ich hätte nicht vergessen, daß Ihr dem Strandrecht unserer Fischer eifrig zugetan seid und auch Euren Strandzehnten nicht missen mögt."

„Ich ehre nach Gottes Willen jedes alte Recht!" versetzte Magister Möller. „Und je mehr ich sehe, welch Unheil in der Welt von neuernden Irrtümern angerichtet wird, um so mehr bitte ich zum Herrn, daß er mir diesen Sinn erhalten möge! Der Herr behüte euch allesamt!"

Der Pfarrer schied zu rechter Zeit, um kein Wort des Unmuts aus dem Munde des Gutsherrn zu vernehmen. Von der Lancken trieb jetzt zu erneutem Lauf, und bald waren die schützenden Mauern des Hofes wieder erreicht. Der Ritter befahl, daß sich Agnes auf der Stelle in ihr Gemach zurückziehe, die Sorge um die Fremden ihrer Magd überlassend, auch an Gerhard wandte er sich und sagte:

„Auch Ihr werdet wohl tun, Euer Lager zu suchen.

Solche Sturmnacht ist für den Stärksten hart, und Ihr waret schon zuvor erschöpft. Schlaft in den Tag hinein und träumt was Besseres als Sturm und Schiffbruch."

Er wandte sich zu dem Holländer und seinen Leuten zurück, Gerhard aber ging, der Weisung gehorchend, den Gang hinab. Er trat leise in den Raum, der ihn und seinen alten Genossen beherbergte, und hörte, daß Meister Theodosius Corvinus mit tiefen Atemzügen friedlich schlummerte. Der Gutsherr hatte wahr gesprochen: Gerhard Friesen war nach allen Erlebnissen dieser Nacht wie zum Tod erschöpft. Frost und Fieberschauer schüttelten ihn wechselnd, als er sich in die Kissen des Lagers barg — aber Schlaf fand er nicht. Zu mächtig, zu tief waren die Eindrücke der verfloßnen Stunden gewesen, zu wild jagten sich in seinem Hirn die Bilder des Tages, des Abends, der Nacht!

Er wußte selbst nicht, was ihn zwang, daneben seine ganze Irrfahrt mit Meister Theodosius, sein ganzes vergangenes Leben zu überdenken. Und sowie er Gott zu preisen versuchte, dessen Hand ihn unter dies sichere Dach geführt habe, so fiel ihm bei, welchem Zufall er es danke, daß er an von der Landens gastlichem Herd niedersitzen durfte. Er sah durch das nächtige Dunkel den Tag dämmern, der ihn — nur zu rasch — auch von hier wieder wegreißen würde. So atmete er immer schwerer und gepreßter, drückte bald das Haupt fester in die Kissen und erhob es bald wieder, um die Traumbilder zu verscheuchen, die ihn noch im Halbschlummer überkamen. Daß er ein irrer Wanderer ohne Habe und Heimat sei, schienen ihm alle zu sagen, so daß er es endlich unmöglich glaubte, unter diesem Dache und in dieser Nacht noch den Schlummer zu finden.

Fünftes Kapitel.

Zuletzt mußte Gerhard dennoch ruhig entschlummert sein, denn es war heller Tag im Gemach, als er wieder erwachte, diesmal von keinem Lärm und keinem Traumbild emporgescheucht. Vor seinem Bett, zu dem er einen Stuhl mit hoher, geschnitzter Lehne herangeschoben hatte, saß Meister Theodosius schon völlig angekleidet. Sein faltiges Gesicht erschien heute auffällig geklärt, mit stillem Behagen blätterte er in einer Handschrift, die Gerhard, als er näher hinsah, als seine eigene erkannte. Bei dieser Wahrnehmung malte sich ein leichter Unmut in den Zügen des jungen Mannes, und indem er sich zu dem Alten hinwendete, sagte er lebhaft:

„Gesegneten Tag, Meister — obschon Ihr den Morgen besser begehen könntet, als mit meinem alten Geschreibsel, was Ihr aus unsern Schriften hervorgewühlt habt.“

„Ich wüßte mir keinen bessern Morgensegen, als deine Schrift,“ versetzte der Alte, indem er die Blätter wohlgefällig ansah. „Sie ist gut, mutig, menschlich, klar und wohlberedt, mir tut es seit gestern abend weher als je, daß wir noch keinen Drucker zu ihr gefunden haben.“

„Gut, daß es nicht geschehen ist. Wir haben eine Reue weniger! Ihr hörtet, welchen Zorn und Groll jeder Zweifel erregt, der gegen den Glauben aller Welt geäußert wird. Und ich fürchte schon lange, daß meine Zweifel nicht reif und fest sind, wie die Euren! Ich will Euch nicht verhehlen, daß mich manchmal, nicht gestern abend erst — finstere Gedanken beschlichen, ob ich recht hatte, als ich alle der Barbarei und des Wahns anklagte, welche

die Unholden verfolgen. Wenn es nun doch geheime Künste gäbe? — wenn Satan doch durch die Welt schliche?“ —

„Er schleicht durch die Welt, er ist in diesem Augenblick in deiner Seele und auf deiner Zunge,“ versetzte der Alte stark. „Nicht die armen Weiber versucht er, die brennen müssen, damit sich die kindische Angst und der Blutdurst der Menschen ein Genüge tun — sondern Leute, die die Wahrheit wissen und Scheu tragen, für sie zu zeugen! Hab deiner acht, Gerhard,“ setzte er weicher hinzu, „mich dünkt, ich sehe, was in dir vorgeht. Du bist unsres Wanderdaseins müde, und ich wünsche dir selbst, daß ich eines Tages meinen Stab allein weitersetzen muß. Gewinne alle Herrlichkeit der Welt, aber leide keinen Schaden an deiner Seele!“

„Aber um Gottes willen, wollt Ihr denn alle verdammen, die anders denken als wir?“ rief Gerhard, der sich inzwischen vom Lager erhoben und rasch angekleidet hatte. „Wir haben doch kein Recht, unser eignes Meinen und Fühlen der ganzen Welt aufzudrängen! Ihr könnt doch nicht alle Lehrer und Richter im ganzen römischen Reich für Buben achten, die unschuldige Menschen vom Leben zum Tode bringen?“

„Gewiß nicht!“ sagte Theodosius, seine Augen immer schärfer und durchdringender auf seinen jungen Gefährten richtend. „Sonderliche Verehrung habe ich nicht vor den Männern, die ihr Blut mit Merseburger Bier und Würzwein so verdicken, daß ihnen der Teufelswahn glaubhaft wird. Aber verzeihen muß ich's allen, denen die bessere Wahrheit nicht aufgegangen ist. Ich verdamme nur die, die sehen und doch blind werden wollen, weil es Gefahr bringt, die Augen aufzutun!“

Gerhard fühlte, daß er nichts zu erwidern habe, er sah im Augenblicke fast beneidend zu dem alten Lehrer und Wandergenossen hinüber, in dessen Stimme der Klang unerschütterlicher Überzeugung war. So verließ er das Gemach, von widerstreitenden Empfindungen gequält. Nie hatte sich in seiner Seele ein so tiefes Bedürfnis nach Frieden geregt, als eben jetzt, und nie war der Kampf unvermeidlicher erschienen. In wenigen Stunden konnte es das beste sein, wieder zum Stabe zu greifen — und Gerhard hätte hierbleiben und rasten mögen. Er trat in den Flur und den Hof hinaus, um sich von dem frischen Morgenwind, der scharf genug von der Meeresbucht herüberstrich, die heiße Stirn kühlen zu lassen. Ihm war am Märzmorgen zumute, wie an einem schwülen Sommertag. Der Anblick des mächtigen Gutshofes mit seinen Scheuern und Ställen, des festen Hauses, des sichern und geordneten Lebens, das in diesem Hause trotz der vielen, zahlreichen fremden Gäste waltete, welche die Nacht gebracht hatte, erfüllte ihn mit einem trüben Bewußtsein seiner Lage. Eben jetzt, wo er sicher geborgen schien, wachten alle Erinnerungen an die armselige, mühevolle, rastlose Fahrt, die er an der Seite des alten Theodosius zurückgelegt hatte, in seiner Seele auf. Das Behagen, mit dem der Alte dies neue, zufällige Wohlleben genoß, wollte in Gerhards Seele nicht einziehen. Er entriß sich seinen Gedanken nur, indem er über den Hof eilte, um womöglich dem Hausherrn zu begegnen, der einen Morgengang durch die Reihe der strohgedeckten Wirtschaftshäuser angetreten hatte. Aus dem Flur der Schaffnerwohnung tönten laute und rauhe Stimmen, die holländischen Schiffsleute saßen, mit einigen Knechten von der Lanckens untermischt, bei einer dampfenden Morgen-

suppe. Die Schiffbrüchigen schienen sich in ihre neue Lage rasch gefunden zu haben, wenigstens erblickte Gerhard lachende, lustige Gesichter und hörte ein paar wetterharte, alte Bursche scherzen, daß sie die Fische der Ostsee abermals um ihr Futter betrogen hätten. Indem der junge Gelehrte mit einer Mischung von Neugier und Anteil auf die Diele hinblickte, deren Tür nach dem Hof hin offen stand, ward er von drinnen gegrüßt. Einer der Knechte des Hofherrn hatte Gerhards Namen wohl behalten, tat sich auf seinen Anruf etwas zugute und wiederholte, was er wußte, seinen holländischen Tischgenossen. Während die andern Seeleute ohne sonderliche Teilnahme nach dem jungen Magister hinausblickten, fuhr Jan van Broighel, der Patron des gestrandeten holländischen Schiffes, mit einer Gebärde höchsten Erstaunens von seinem Sitz auf und hielt die Hand ans Ohr, um den Namen noch einmal recht zu hören. Und sowie er ihn vernommen, griff er rasch an die Tasche seiner zottigen Jacke, in der er allerhand Schiffspapiere verwahrt trug, eilte über die Tenne hinweg und Gerhard, der erst wenige Schritte weiter gelangt war, hastig nach.

„Euer Name ist Gerhard Friesen, Herr?"

„Ihr hörtet ihn recht!" versetzte Gerhard und sah den über das ganze, breite Gesicht hinweg vergnügt lachenden Holländer verwundert an.

„Magister Friesen? Von Stadthagen?" fuhr der Schiffer fort, noch einmal in zögerndem, zweifelndem Tone. „Und Ihr kamt hierher von Greifswald?"

„Von Greifswald, wo ich bis vor wenigen Tagen geweilt habe," bestätigte Gerhard, aber mit unmutigem Tone, indem die Bilder seiner Flucht aus der pommerschen Universitätsstadt und der harten Winterreise hierher vor

ihm auftauchten. Der Holländer nickte und brachte aus seiner Tasche ein Stück Wachstuch hervor, das er auseinander schlug, und dem er einen Brief entnahm. Dabei sagte er rascher, als er sonst sprach: „So seid Ihr der, den ich meine, und ich habe hier ein Schreiben für Euch, das Euch Gutes bringen mag. Herr Laurenz Stadelnaer, der Kaufherr in Enkhuyzen, hat mir den Brief auf die Seele gebunden — er kommt vom Doktor Engelbrecht, seinem gelehrten Sohne in Leyden. Ich sollte Euch sicher zu Greifswald finden; wie ich aber dort Umfrage nach Euch hielt, Herr Magister, wart Ihr auf und davon, und die Spatzen pfiffen Euch von den Dächern gar wunderliche Lieder nach. Ich meinte wahrlich schon, der Brief werde das einzige sein, was ich von der ganzen Ladung meines „Grafen von Nassau“ heimbringen sollte! Nun fügt's Gott, daß das Blatt doch in die rechten Hände kommt. Mag's Euch erfreuen, Herr, was Euch Engelbrecht Stadelnaer zu melden hat — und wenn's Euch freut, so geliebt's Euch vielleicht, auch ein gutes Wort für mich und mein Schiff einzulegen, daß ich meine Ladung drunten, die für Herrn Laurenz bestimmt war, um ein Stück Geld von diesen pommerschen Strandräubern lösen kann!“

Der Schiffer deutete nach den Hütten des Dorfs und der Bucht hinüber, Gerhard aber, der inzwischen das Schreiben geöffnet hatte, hörte seine letzten Worte nicht mehr. Verwundert sah der Holländer, wie der junge Mann beim ersten Blick auf die Schriftzüge hoch erglühte und dann mit einem rasch gestammelten Danke über den Hof nach dem Herrenhause zueilte.

„Schlimmes scheint's nicht zu sein, was ich ihm gebracht habe,“ sagte Herr Jan vor sich hin. „Ob ich mir

aber einen Dank verdienen werde, wie ich ihn heute und hier brauchen kann, mag der Himmel wissen! Er springt, als trüge er eine Siegesbotschaft!"

Inzwischen stürmte Gerhard durch Flur und Gang nach dem Gemach, das er mit Meister Theodosius bewohnte und jetzt von dem Alten verlassen fand. Der jauchzende Zuruf, mit dem er über die Schwelle trat, verhallte zwischen den Wänden, und da er sich allein sah, bezwang er die freudige Erregung, die sein ganzes Aussehen verwandelt hatte, soweit, um den Brief, den ihm der holländische Schiffspatron übergeben, noch einmal zu lesen. Achtsam prüfte er Handschrift und Siegel — kein Zweifel — es waren die Schriftzüge seines Studienfreundes Engelbert Stadelnaer. Kein Zweifel auch an der inhaltschweren Nachricht, die er las. Der junge Gelehrte schrieb ihm, daß er endlich nach manchem Jahr in der Lage sei, Gerhards Freundschaft zu vergelten und den langgeschuldeten Dank für manche Förderung im Wissen und Streben dem deutschen Freunde abzutragen. An der neuen Hochschule zu Leyden sei ein zweiter Lehrstuhl für lateinische Beredsamkeit errichtet worden, und es sei ihm, dem Schreiber, gelungen, die Wahl der hochmögenden Staaten von Holland auf Gerhard Friesen zu richten. Die Stellung sei frei und ehrenvoll, ihr Einkommen für die bescheidenen Ansprüche eines jungen Gelehrten fast reich zu nennen. Vor dem Herbst müsse Gerhard in Leyden eintreffen und wegen des fortdauernden Krieges mit den Spaniern den Weg zur See einschlagen. In Enkhuyzen bei seinem Vater, dem Kaufherrn Laurenz Stadelnaer, werde Gerhard seine Bestallung, dazu herzliches Willkommen und gastliche Aufnahme finden; hinreichendes Reisegeld solle ihm gesandt werden, sobald er

Nachricht vom Empfang dieses Briefes und von seiner Annahme der angetragenen Stellung gegeben habe. Der Briefschreiber schloß mit ein paar anmutigen Versen des Inhalts, daß er durch ein giftiges, gegen Meister Theodosius und Gerhard Friesen gerichtetes Libell, das zu Greifswald gedruckt sei, wunderbar genug, den unbekannten Aufenthalt des Freundes erkundet habe, der so lange Zeit nichts von sich und seinen Schicksalen hören lassen. Der Inhalt der Schmähschrift gebe ihm frohe Hoffnung, daß sich Gerhard nicht allzufest in der Ostseestadt gesetzt habe — bringe er allenfalls eine liebliche Greifswalderin mit sich, so werde auch diese am neuen holländischen Herde willkommen sein.

Gerhard las und las wieder, bis seine Wangen in immer höherem Feuer glühten, und bis er das Fenster mit den kleinen, runden Scheiben öffnen mußte, um frei aufatmen zu können. Ein größeres Wunder und Glück, als die Schlußwendung des lateinischen Briefes aus Holland pries, mußte er für sich den Sturm nennen, der den holländischen Schiffspatron an diesen Strand geworfen und in seinen Weg geführt hatte. Je tiefer seit dem Eintritt in das Haus zu Witte der junge Gelehrte alles Elend seiner Lage und die vermeintliche Hoffnungslosigkeit der Zukunft empfunden hatte, um so jäher, gewaltsamer fühlte er sich jetzt auf die Höhe lichter, froher Erwartung emporgerissen! In Gerhards Seele erwachte alsbald ein stilles Gebet zu Gott, der unerforschliche Wege führe, und mitten in den frommen Dank hinein klangen ihm die Strophen der Horazischen Ode an Fortuna, die Göttin, die den Erdensohn machtvoll vom tiefsten Staube hebt! Ein ungesprochnes Gelübde, sich des unverhofften Glückes wert zu machen, zog durch seinen erregten Sinn, und

dabei war's ihm, als müsse er dies Gelöbnis vor dem Mädchen aussprechen, die er erst seit gestern kannte und der er doch gern vor allen die plötzliche Wendung seines Schicksals verkündet hätte! — —

Am Ende entriß sich Gerhard der einsamen Betrachtung und begann nach den Menschen zu suchen, die ein Recht hatten, an seinem Glück teilzunehmen. Er nahm in Hof und Garten Theodosius so wenig wahr, wie drinnen im Zimmer. Aber aus dem großen Wohngemach hörte er von der Lanckens Stimme, und trat rasch in dasselbe ein. Und wie eine Erfüllung des eben gehegten Traumes begegnete ihm auf der Schwelle Fräulein Agnes, die ihrem Vater seinen Frühtrunk kredenzt hatte und jetzt mit freundlichem Gruß an ihm vorüberging. Gerhard wußte nicht, was ihm die Lippen schloß, und ehe er sich fassen konnte, schloß sie die Tür, erklang ihr leichter Tritt außen. Und doch hatte sie mit teilnehmender Verwunderung das Licht auf Gerhards Zügen im bloßen Vorüberschweben wahrgenommen, den Ausdruck, der jetzt, wie er seinem Gaste die Hand schüttelte, auch ihrem Vater auffiel und ihn gespannt den Worten des jungen Mannes lauschen ließ. Gerhard war es plötzlich, als wogten die Deckbalken über ihm, wie die Fluten, auf die er eben noch hinausgeschaut hatte. Er zog den Brief aus Holland hastig aus seinem Wams und reichte ihn dem Gutsherrn hin, während er zitternd sagte:

„Lest selbst, Herr von der Lancken, und verhelft mir zur Gewißheit, daß ich recht gelesen habe! Ich bin seit einer halben Stunde ein andrer, als ich mich selbst gekannt habe — es ist mir ein Glück aufgegangen, das für mich unschätzbar groß ist!"

Der Ritter griff nach dem Schreiben des holländischen

Gelehrten und bedurfte nicht viel Zeit, den Inhalt desselben voll zu verstehen. Ein fröhliches Lachen erhellte auch sein Gesicht, in warmer Teilnahme ergriff er die Hand des jüngern Mannes und drückte sie kräftig.

„Das kommt gut und zu rechter Zeit," rief er dabei aus. „Gut — gar gut und doch nicht besser, als Ihr verdient habt! So wie Ihr jetzt steht, sah ich Euch gestern schon im Geist vor mir, Herr Gerhard. Ihr empfangt nur, was Ihr haben müßt, um der Welt zu sein, was Ihr sein könnt, und Ihr sollt sehen, der Groll und die Bitterkeit, die Ihr auf schlimmen Fahrten in die Seele gesogen, werden wie Märznebel vor der Sonne weichen. Wie leicht hätte Euch die gute Botschaft verfehlen können, da Ihr mit meinem Alten aus Greifswald flohet! Mir ist's herzlich lieb, daß ich so wackern, jungen Mann unter meinem Dach aufgenommen habe, und der alte Herrgott droben hat Euch wohl zu finden gewußt — aber Ihr seht doch, welche Gefahr Ihr gelaufen seid! Ihr hättet leicht das ganze Glück Eures Lebens verfehlen können!"

Gerhard mußte die Meinung des wackern Gutsherrn ehren, und die sichtliche warme Teilnahme, die aus von der Landens eifrigen Worten sprach, ergriff ihn um so tiefer, je seltner er solcher Teilnahme auf seinem Lebenswege begegnet war. Und doch war's ihm, als klinge ein Mißton durch die herzlichen Worte hindurch. Hatte er dem Ritter nicht wissen lassen, daß ihn nur unerbittliche Notwendigkeit und die einfache Pflicht, dem alten Meister wie sich selbst treu zu bleiben, von Ort zu Ort getrieben hatten? Und selbst jetzt, wo das Schicksal seinem tapfern Trotz und seinem mutigen Ausharren recht zu geben schien, mußte er einen wohlgemeinten und doch harten Tadel

vernehmen. Viel Zeit zum Nachsinnen über diesen Widerspruch ließ ihm Herr Cornelius nicht, er ging rasch zur Tür des großen Gemachs und rief mit hellem, freudigem Ton nach Magister Corvinus und nach seiner Tochter! Der Ruf für Meister Theodosius verhallte im Gang des Herrenhauses — Agnes aber kam nach wenigen Augenblicken herzu, und, da sie das Gesicht ihres Vaters, wie das des fremden Gastes ungewöhnlich erhellt sah, so richtete sie einen fragenden Blick auf beide. Der Ritter faßte Gerhards Hand und rief:

„Du siehst hier einen berühmten Professor der hochpreislichen Universität Leyden in Holland vor dir, mein Kind! Der Haken, mit dem wir verwichene Nacht das Boot der Holländer zu Land holten, hat uns auch ein Glück ins Haus gezogen: der Patron des holländischen Schiffes hatte eine stattliche, ehrenvolle Berufung in seiner Friesjacke. Du warst am eifrigsten, Agnes, die Schiffbrüchigen zu bergen, und Magister Gerhard kann dir daher auch ein wenig danken!“

„Wem würde ich mein Glück lieber danken, als Euch, Fräulein!“ sagte Gerhard schnell und erglühte, als er des Tones inne ward, in dem er gesprochen. „Wenn ich nur erst fest glauben könnte, daß mir ein Glück zuteil werden soll. — Ich fürchte — ich fürchte, zwischen dem Brief meines alten Genossen und dem Lehrstuhl zu Leyden liegen noch andre Hindernisse, als ein paar hundert Meilen Land und See.“

„Keine unnötigen Sorgen, junger Freund!“ versetzte Herr Cornelius und faßte noch einmal nach dem Briefe, der all diese Bewegung hervorgerufen. „Ihr schreibt Eurem Freund und meldet die Annahme. Und dann ruht Ihr ein paar Wochen hier aus und wartet die

bessere Jahreszeit ab. Ich rüste Euch mit einem Pferd aus, und Ihr nehmt den Weg zu Lande bis Hamburg — dort findet Ihr allezeit ein Schiff nach Enkhuyzen oder Medemblick, und ehe der Herbst ins Land geht, seid Ihr ein so guter Holländer, daß Ihr kaum noch an Eure pommerschen Gastfreunde denkt!“

„Der Tag soll mir nicht gedeihen, an dem ich nicht Eurer Güte gedenke, Herr von der Lancken!“ fiel ihm Gerhard feurig ins Wort. Er sah dabei auf Agnes, deren Antlitz wie von einer innern, stillen Freude erglänzte, und welche mit Teilnahme die glückliche Veränderung in Gerhards Zügen wahrnahm. War es ihm doch selbst, als wehe in diesem Zimmer seit kurzem eine andre Luft, die sich freier atmen lasse. Während der Ritter fröhlich weiter plauderte und sich selbst und seiner Tochter zu diesem Morgen so gut Glück wünschte, als seinem Gaste — fiel es Gerhard aufs Herz, daß Meister Theodosius noch immer nichts von der unverhofften Botschaft wisse. Es trieb ihn noch einmal nach ihrem gemeinsamen Gemach — aber jetzt so wenig wie vorhin war sein alter Meister anwesend. Im Umherblicken vermißte Gerhard die Handschrift, die er diesen Morgen nur ungern in den Händen des Alten gesehen hatte.

„Er hat sich irgendwo einen stilleren Platz zum Lesen gesucht und hängt nun nach seiner Art nur dem einen Gedanken nach. Und ich — ich wollte, die Schrift wäre so ungeschrieben, wie sie ungedruckt ist — es gibt Regungen und Zweifel, die man auf immer im engsten Winkel der Seele zusammenpressen sollte, wenn ihr Freiwerden doch nie Heil, sondern nur Unheil stiften kann.“ Gerhard sprach diese Worte vor sich hin, indem er durch den hallenden Gang nach dem großen Wohngemache zu-

rückkehrte und hier schon vor dem Eintreten die kräftige Stimme seines Gastfreundes vernahm, die jetzt so frohbewegt klang.

„Habt Ihr Theodosius noch nicht? Versucht er sich als Peripatetiker am Ostseestrand?" rief ihm von der Lancken entgegen. „Ich habe Agnes gesagt, daß sie uns ein stattliches Frühmahl rüsten soll, wir wollen den holländischen Schiffspatron dankbar bewirten und auch Magister Paulus dazu laden. Ei, was zieht Ihr ein Gesicht, junger Freund! Ihr habt Euch schon viel zu tief von meinem alten, landfahrenden, händelsuchenden Freunde anstecken lassen. Ihr müßt mit allerlei Menschen verkehren können, auch wenn sie just nicht Eurer Meinung sind, und dürft keinem zürnen, der meint, was seines Amts ist! Frisch, Agnes — Herr Gerhard muß heute noch etwas von deinen Hausfrauenkünsten erfahren. Laß es uns an einem sauren Aal und einer gut Rügenschen Spickgans nicht fehlen und laß herzuschaffen, was du sonst im Hause hast. Theodosius aber muß hierher — ich will selbst nach ihm ausschauen."

„Erlaubt, daß ich meinen alten Meister suche!" rief Gerhard und eilte dem Ritter, der schon die hirschlederne Kappe aufs Haupt gesetzt hatte, zuvorzukommen. Ehe er aber die Schwelle erreicht hatte, rief Agnes, die durchs Fenster nach dem Hof hinausblickte, ihm nach:

„Ihr dürft bleiben, Herr Magister! Eben kommt Eurer und des Vaters alter Freund — es muß ihm geahnt haben, was hier vorgeht, und was der Vater will: denn der Pfarrer ist mit ihm!"

Sechstes Kapitel.

Verwundert hatte selbst von der Lancken bei diesem Ausruf seiner Tochter nach dem Hofe hinausgeschaut, Gerhard aber trat zurück und sah mit besorgtem Ausdrucke seinen alten Lehrer neben dem Pfarrherrn über den Hof schreiten. Magister Theodosius schien fortwährend auf seinen Begleiter loszusprecheu, der seinerseits den lebhaften Reden des Alten mit unmutig verzogenen Lippen und Stirnrunzeln lauschte. Auch Agnes nahm von fern wahr, daß Wolken der Ungeduld und des Zornes das Antlitz Magister Möllers umschatteten, und sagte lächelnd: „Die gelehrten Männer haben in aller Morgenfrühe einen neuen Streitpunkt gefunden, ich will eilen, mit einem stattlichen Frühmahl dazwischenzutreten, das am ehesten Versöhnung wirkt."

In Gerhards Seele regte sich beim ersten Anblick der Herankommenden ein leichter Zweifel, ob es ein neuer Streit sei, der die beiden auf dem kurzen Weg zum Haustore drei und viermal stillstehen hieß. Indem er den Hausherrn ansah, fühlte er, daß er sich mit ihm im gleichen Gedanken begegnete. Mit entschiedenem Unmut sagte der Ritter halb vor sich hin, halb zu dem jungen Gastfreund: „Da beweist der alte Trotzer sicher schon wieder, daß der Teufel nicht in der Welt sein kann, und bringt ihn damit ganz gewiß ins Haus." Und entschlossen riß er die kleine, runde Scheibe in dem kunstreichen Fenster auf, die sich allein öffnen ließ, zwängte sein Gesicht an die Öffnung und rief mit schallender Stimme hinaus: „Guten Morgen, mein Alter! Guten Morgen, Magister! Laßt einmal fahren, was euch sichtlich schon

wieder entzweit hat! Heute ist ein fröhlicher Morgen — unsrem jungen Freunde hier hat der Sturm von verwichener Nacht einen Lehrstuhl in den Provinzen und eine stattliche, ruhmreiche Zukunft zugeweht! Also werft den Hader beiseite und seid fröhlich mit den Fröhlichen!“

Überrascht vernahmen die beiden Männer die Kunde — sie hatten sich beide nach dem Sprecher hingewandt und standen dicht nebeneinander, aber selbst in dieser Haltung zeigten sie eine Art trotziger und feindseliger Abkehrung. Der Pfarrherr vernahm mit ernstem Gesicht die Botschaft des Ritters; Magister Theodosius aber tat einen freudigen Sprung und schlug schallend seine Hände zusammen. Ungestüm überholte er den Pfarrer, der bereits in den Flur des Herrenhauses eingetreten war, und stand im Gemach und bei seinem jungen Genossen, ehe der andre die Schwelle erreicht hatte. Sein altes, fadenscheiniges Barett mit dem einen Arm schwingend, riß er mit dem andern Gerhard zu sich heran und rief hastig, im freudigsten Ton:

„Das nenn' ich mir Iden des März, besser als Cäsars! Gott segne die freien Provinzen und dich, mein Gerhard! — frohere Botschaft hat uns noch kein Morgen gebracht, als der erste unter deinem Dache, Cornelius! Jetzt sollen sie aufschauen — die Buben und Stümper alle, die uns seit Jahren getrieben und vertrieben! Von deinem Lehrstuhl zu Leyden wird ein Licht ausstrahlen, das ihnen in die Augen beißt und unsre Häupter mit Glorie umhüllt! Aber zeig her den Brief, Gerhard, sag an, was sie zu Leyden von uns erwarten, und wie bald wir aufbrechen können, wohin man uns endlich einmal ruft!“

„Du schwärmst, Alter!“ fiel der Ritter seinem Jugend-

genossen ins Wort und befreite, indem er Theodosius ein paar Schritte tiefer ins Zimmer führte, den jüngern Gastfreund von der ungestümen Umarmung. „Bedenk doch, nicht du bist es, den sie rufen — sondern Magister Gerhard allein. Du darfst nicht mit ihm zugleich ziehen, mußt dich eben auch rufen lassen und findest inzwischen bei mir Rast und sichre Freistatt. Es hieße deine wie Gerhard Friesens gute Sache gefährden — wolltest du sogleich mit unserm Freunde in Holland erscheinen. — Laß mich einmal klug sein für euch beide, und du wirst sehen, daß sich dann alles zum besten wendet."

Der Ausdruck wackrer, gutmütiger Teilnahme im Gesicht von der Lanckens milderte die Bestimmtheit seines Einspruchs gegen Meister Theodosius' Aufwallung. Dennoch blickte der alte Gelehrte fast erschrocken drein, und ein halb fragender, halb vorwurfsvoller Blick suchte Hilfe bei dem jungen Wandergenossen. Gerhard mußte dem Gutsherrn für seine klare, verständige Abwehr dankbar sein, gleichwohl regte sich in seiner Seele ein widerstrebendes Gefühl. Er zog den Brief aus Holland hervor und reichte ihn seinem alten Lehrer hin, indem er eifrig sagte:

„Lest selbst, Meister Theodosius, und urteilt selbst! Das wißt Ihr, daß mir der Bissen Brot nicht schmecken würde, den ich nicht mit meinem alten Meister und Freunde teilen dürfte. Ihr seht, wie die Dinge stehen, und könnt am besten erwägen, ob es geraten sei, daß Ihr sogleich mit mir ziehet."

„Es wäre die Torheit der Torheiten!" fiel der Gutsherr wieder ein. „Theodosius kann gar nicht anders urteilen, als daß Ihr voraufziehen müßt, während er in guter Ruhe bei mir verbleibt! Übrigens soll heute und morgen weder Ihr, noch er ziehen, und wir haben noch

viel Zeit zum Reden und Planen. Heute wollen wir uns des Glückssternes, der Euch aufgegangen ist, erst freuen, nicht, Alter? Und was sagt Ihr, Pfarrer? Freut's Euch nicht, daß der Oststurm meinem jungen Gaste so günstig geblasen?"

„Ich gönne nach Gottes Willen allen meinen Mitmenschen herzlich das Gute," versetzte Magister Möller mit sichtlicher Zurückhaltung in Miene und Ton. „Verwichene Nacht wart Ihr nicht ganz der Meinung, Herr Cornelius, daß der Sturm vom Herrn käme, und schient zornig gegen unsre armen Strandleute, die ihn auch so ansahen. Aber darum laßt uns nicht rechten. Magister Gerhard sage ich offen, wie es einem deutschen Landsmann und Diener am göttlichen Wort ziemt: ich wollte, der Sturm hätte ihm lieber Reichtum und Gold, als eine Berufung an eine hohe Schule gebracht. Wen Satan in seine Fallstricke, in leidige Zweifel und trotzigen Hochmut gelockt hat, der soll der Jugend den Weg nicht eher zeigen wollen, bis er selbst wieder auf dem rechten ist. Ich wünsche Euch alles Gute, Herr Friesen, das beste aber ist, daß Gott Euch empfinden lehre, was es heißt, wenn uns Seelen anvertraut sind. Seht mich nicht so erstaunt an, Herr von der Lancken, ich habe seit einer Stunde genugsam erfahren müssen, daß Magister Gerhard die schlimmsten Irrtümer und Widerreden seines Lehrers teilt. Magister Theodosius hat mir eine Handschrift gebracht, von der ich wollte, daß Ihr nie Eure Feder dazu eingetaucht hättet. Denn es steht geschrieben: wehe dem Menschen, durch den Ärgernis kommt, Herr Gerhard."

Mit einer peinlichen Überraschung vernahm der junge Gelehrte, in welche Hände Theodosius seine Schrift gegeben hatte. Voll Unmut sah Herr von der Lancken auf

den Alten, der sein Auge von dem lateinischen Brief, in dem er bisher eifrig gelesen, hinwegwandte und mit Feuer sagte:

„Ihr habt mir aber doch versprochen, Herr Pfarrer, daß Ihr ruhig lesen und wägen wollt, was mein Gerhard zu sagen hat. Und nun fallt Ihr in meinen Fehler, den Ihr mir vorhin auf dem Wege von Eurem Pfarrhaus zum Hofe vorgeworfen, Ihr scheltet Gerhards Schrift und ihn selbst, ehe Ihr mehr wißt, als was ich Euch in der Hast vorgestrudelt. Ich ehre doch den Gelehrten in Euch, wenn ich Euch Gründe und Einwände vorlege, die ein trefflicher, junger Mann wider Eure Anschauungen vorgebracht hat — Ihr aber —"

„Wir wollten den Morgen friedlich verbringen, Ihr Herren," rief von der Lancken und schlug mit der Hand auf seinen großen Tisch. „Ist das ein Anfang dazu? Heißt das dem Glück meines jungen Freundes und meinem wackern, alten Wein Ehre antun, wenn ihr euren Zwist vom gestrigen Abend hier fortsetzt? Ich sage euch, daß ich mich freuen will und heute nichts von Dämonen und Unholden — nichts für und wider Hexen hören mag! Seid ihr denn so uneins und giftig untereinander geworden, daß es keine Stunde frohen Gesprächs mehr gibt? Werft Euer Geschreibsel ins Feuer, Herr Gerhard, laßt mir meinen Gast unangefochten, Magister, der sich mit Gottes Hilfe in Holland schon selbst auf den rechten Weg zur Ehre und rühmlichem Tun helfen wird, und du, Theodosius, besinne dich auf unsre alten Studentenfahrten und gib eine Stunde Frieden!"

Der Pfarrherr mochte an derartige Aufwallungen des Unmuts und selbstherrlicher Ungeduld gewöhnt sein — er nickte mit einem Ausdruck, als ob er wisse, daß

seine Stunde bald wieder kommen werde. Die beiden neuen Gäste des Hauses blickten einander an, nur der alte Theodosius konnte sich nicht versagen, Magister Möller noch einmal zuzuflüstern: „Wir reden weiter, ehrwürdiger Herr! Vorderhand habt Ihr gelobt, meines Gerhards Schrift zu lesen, ich zähle darauf, daß Ihr es alsbald tut!“

Zum Glück trat hier Agnes, von ein paar Hausmädchen gefolgt, mit Schüsseln, Gläsern, Weinkrügen und Flaschen wieder ein und setzte ein Frühmahl auf, dessen einzelne Teile selbst Magister Möller nicht ohne Wohlgefallen betrachtete. Sie berichtete zu gleicher Zeit, daß der holländische Schiffspatron geladen worden sei — aber bevor er an den Tisch komme, ein Wort mit ihrem Vater im Vertrauen zu sprechen begehre. Herr Cornelius hatte sich eben auf seinen Stuhl niedergelassen und erhob sich mit sichtlichem Widerwillen:

„Nun wird mir der Mann wieder mit seinen Klagen das Ohr füllen. Und ich möchte ihm gern günstig sein — schon um Euretwillen, Gerhard, und weil er Euch eine gedeihliche Zukunft gebracht hat. Aber so, wie er geholfen haben will — kann ich ihm nicht helfen, ganz frei darf er nicht ausgehen, nachdem sein Schiff hier einmal aufgelaufen ist.“

Er ging hinaus in den Vorflur, wo man, wie der Ritter die Tür öffnete, den Holländer zwar in seiner Friesjacke, aber sonst stattlich zugestutzt, erwartend auf und ab gehen sah. Agnes versuchte indes die im Gemach zurückgebliebenen Männer zu bewegen, sich vor der Rückkehr ihres Vater zum Tische zu setzen. Nur Meister Theodosius, der sein Behagen an den reichen Zurüstungen nicht verbarg, hätte beinahe ihrer Aufforderung Folge

geleistet, Gerhard mußte ihn am Wams zupfen, um ihn an das Gebot guter Sitte zu erinnern. So ging er mit Magister Möller in gleichen Schritten auf und nieder, und obschon die beiden Männer kein Wort miteinander tauschten, hätte ihnen der Fremdeste angesehen, daß sie keine freundlichen Gefühle füreinander hegten. Gerhard trat zu Agnes von der Lancken, die ihren gewöhnlichen Platz in dem erkerähnlichen Ausbau des Gemachs genommen hatte und von dort aus ihre Anstalten auf dem Tisch musternd überschaute. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, als sein Tritt neben ihr erklang. Mit halblauter Stimme sagte sie:

„Ich habe Euch noch gar nicht so recht von Herzen Glück gewünscht, Magister Gerhard. Seit gestern ist's wunderbar, Glück und Leid kommen plötzlicher als der Sturm, den wir hier an der Küste doch Stunden und Tage zuvor spüren, ehe er kommt. Ich hoffe, Ihr geht in ein Land und kommt in ein Amt, wo Ihr Gutes wirken könnt, ohne beständig im Streit zu stehen und vom Haß bedroht zu sein!"

Magister Möller hatte genug von den Worten des Fräuleins verstanden, um sein Auf- und Abwandeln zu unterbrechen und nach dem Gespräch zwischen ihr und Gerhard hinüberzulauschen. Der junge Gelehrte sagte nur:

„Ihr schlagt den Zwist mit Worten zu hoch an, Jungfrau! Kampf und Streit ist überall, wo die Menschen über die Welt und unser Leben verschieden denken. Aber Haß braucht darum so wenig zu sein, als zwischen zwei ehrlichen Landsknechten, die unter verschiedenen Fähnlein aufeinander losschlagen!"

„Meint Ihr?" fragte das junge Mädchen zurück, und in ihrem Ton drückte sich ein starker Zweifel aus.

„Ich bin jung und unerfahren, aber mich hat's immer bedünken wollen, daß Wunden, mit der Zunge oder Euren Federn geschlagen, viel heftiger schmerzen und länger brennen, als die mit Schwert oder Pike. Und was ich Euch bitten wollte, war nur das: sucht Frieden zu halten und zürnt denen nicht, die anders denken mögen als Ihr. Ihr seid dem Vater in den wenigen Stunden gar lieb geworden, und er freut sich Eures neuen Glückes recht von Herzen. Aber seine Ruhe ist ihm in den langen Jahren, seit er hier lebt, auch teuer geworden, tut's ihm, und wenn Ihr wollt, mir zuliebe, und hindert, so viel in Euren Kräften steht, jeden Zwist!"

Es war gut, daß Magister Möller lauschend in der Nähe stand — sonst hätte sich Gerhard auf die Hände herabgebeugt, die Agnes wie bittend gefaltet hielt, aber auch seine von Herzen kommende Beteuerung, daß er nur zu gern tun wolle, was das Fräulein von ihm fordre, ward dem wackern, jungen Manne bei den ersten Worten abgeschnitten. Von der Lancken kam ins Zimmer zurück, gefolgt von dem holländischen Schiffsherrn, dessen frischrotes Gesicht gleich dem des Ritters von innerer Befriedigung strahlte.

„Das heiß' ich wirklich einen Glücksmorgen," rief Herr Cornelius. „Selbst das Unmögliche wird möglich, und ich kann den Patron und meine Dorfsassen zu gleicher Zeit zufriedenstellen. Der Schiffer hat sich überzeugt, daß sein Fahrzeug zu retten und in wenigen Wochen auszubessern ist, wenn er zu seinen eigenen Leuten ein paar Zimmerer von Bergen und Stralsund kommen läßt und das Schiff in die geschützteste Stelle der Wiek bringt. Die Männer aus unserem Dorf aber sind schon heute morgen auf dem Schiff gewesen, haben gesehen, daß van

Broighel nichts führt als Salpeter, und sind mit dem Patron über eine kleine Summe eins geworden, ihr Recht an der Ladung fahren zu lassen."

„So gar klein ist die Summe nicht," brummte van Broighel. „Fünfzig Gulden sind immerhin ein schweres Geld —"

„Das Ihr nicht zahlt, Mann, sondern Euer Reeder oder die Staaten von Holland, für deren Kriegführung Ihr den Salpeter geholt habt. Jetzt schweigt still und preist Euren Gott, daß er Eure Planken zusammengehalten und Euch für diesmal nur einen kleinen Denkzettel geschrieben hat. Und nun kommt, van Broighel, und seht, was uns meine Tochter aufgetafelt hat, und laßt uns einen guten Trunk tun."

Die Männer leisteten, bis auf Gerhard, der noch neben Agnes stehen blieb, dem Rufe an den Tisch willig Folge. Auch das Mädchen erhob sich von ihrem Sitze, ließ noch einmal den Blick prüfend über ihre Anordnungen gleiten, und gab den beiden Knechten ihres Vaters, die in solchen Fällen die Bedienung übernahmen, ein und den andern Wink. Überrascht und fast enttäuscht sah Gerhard, der an den gestrigen Abend dachte, daß sie sich zum Gehen anschickte.

„Ihr wollt nicht bleiben, Fräulein?" fragte er rasch.

„Man hört es, daß Ihr ein Junggesell seid und wenig von Schick und Brauch wißt. Es würde sich nicht wohl ausnehmen, — ein pommersch Frühmahl, das bis in die Nacht hinein währt, und ein Fräulein am Tische! Hättet Ihr eine Frau, Herr Magister, würdet Ihr nicht fragen, ob sie ihren Platz bei den zechenden Männern nehmen wolle!"

Sie schüttelte das Haupt und warf die blonden

Locken anmutig zurück. Der junge Gelehrte würde noch beschämter gestanden haben, als es schon ohnehin der Fall war, hätte ihn nicht ein heiteres Lächeln um ihren Mund belehrt, daß es kein ernstliches Zürnen sei, welches sie jetzt erfülle. Mit einer stattlichen Verneigung vor den anderen, die sich bereits um die Tafel gesetzt hatten, und einem letzten, spöttischen Blick auf Gerhard, schied sie aus dem Zimmer. In wunderlichen Gedanken nahm Gerhard seinen Stuhl zwischen dem Gutsherrn und seinem alten Meister ein. Er war über dreißig Jahre alt, und doch schien's ihm jetzt, als habe er die Kunst des Lebens erst zu erlernen.

Viel Zeit zum Nachdenken ließen ihm die Nachbarn freilich nicht. Sie sprachen den guten Dingen, mit denen Agnes die Tafel besetzt hatte, mit voller Lust und entschiedenen Vorsätzen zu und erwiesen sich füreinander tätig. Der Pfarrherr saß vor einem mächtigen gesottenen Schinken und schnitt von demselben kunstgerechte, handbreite Scheiben herab, der holländische Schiffspatron zerteilte einen fußlangen Aal, und der Hausherr häufte alles Beste, was er auf seinem Tische wahrnahm, auf Gerhards Teller zusammen. Von der andern Seite ermutigte ihn Meister Theodosius, sein unerwartetes, aber wahrlich nicht unverdientes Glück mit einem guten Schluck zu begießen. Er hob die Weinkanne immer wieder, um in Gerhards Pokal nachzufüllen, ehe dieser der wohlgemeinten Aufforderung noch gefolgt war. Gerhard war, ohne es zu wollen, in den Mittelpunkt des Gelages gerückt. Einmal, ganz zu Anfang des Mahls, als von der Lancken sich in frohen Aussichten für Gerhard erging, überkam den jungen Mann plötzlich eine wunderliche Besorgnis.

„Und wenn wir alles zu früh feierten, Herr Cor-

nelius? Die Zeit läuft rasch — Leyden ist weit von hier, wenn sie nun dort inzwischen andern Sinnes geworden wären?"

Aber kaum hatte Jan van Broighel gehört, wovon die Rede sei, als er mit einer Art Feuer sagte:

„Das sind unnötige Sorgen, Herr! Wenn Euch die Herren von Leyden ein Lehramt vertraut haben, so bleibt ihr Wort in Kraft, bis ich Eure Antwort bringe, und bis Ihr selbst kommt. Wir sind in Holland gewohnt, bedachtsam zu überlegen, was wir uns vorsetzen wollen, aber zäh und fest zu tun, was wir uns vorgesetzt haben!"

Der Pfarrherr warf einen mißbilligenden Blick auf den Schiffer, in den Falten seiner Stirn war sichtlich zu lesen, daß er in das Lob der Provinzen nicht einstimmen mochte. Aber da er die Augen des Ritters fest auf sich gerichtet sah, begnügte er sich hinzuwerfen: „So wäre zu wünschen, daß das Volk in den Provinzen sich nur Rechtes und Gutes vorsetzte, und mit den Waffen in der Hand für das reine Evangelium und nicht für die calvinische Irrlehre stritte! Euer Wohl, Magister Gerhard, und mag's Euch zum zeitlichen und ewigen Heil gereichen, daß man Euch dort auf den Lehrstuhl hebt!"

Sie stießen mit den hohen Gläsern zusammen und ertränkten alle Mißstimmung in großen Strömen Weines. Es kam, wie Jungfrau Agnes vorausgesagt hatte. Mittag war längst vorüber, und noch an kein Ende des Frühmahls zu denken. Der Hausherr und Meister Theodosius tauschten alle ihre Jugenderinnerungen von deutschen und welschen Hochschulen, und wurden eigentlich erst in diesen Stunden wieder inne, warum sie alte Freunde waren, und ihre weit auseinandergehenden Lebenswege sie doch nicht getrennt hatten. Jan van Broighel erwies sich als

ein Schiffer, der von abenteuerlichen Fahrten ins Eismeer und einem schlimmen Winter auf der großen Eisinsel Spitzbergen zu erzählen wußte, die er ehedem mit auffinden helfen. So brach die Dämmerung herein, der Pfarrherr hatte längst einen Boten vom Hofe nach Altenkirchen gesandt, und seinem Weibe zu wissen getan, daß sie ihn vor Abend nicht erwarten solle. Der Hausherr hatte die Tafel abräumen und dann wieder frische Speisen und neue Weine aufsetzen lassen — er gestand ein, daß er die Männer nicht zu entlassen denke, wie sie sich an seinen Tisch gereiht. Noch saßen sie trotz des schweren Kanariensektes, in dem sie dem Gastlichen jetzt Bescheid tun mußten, alle stattlich und aufrecht. Meister Theodosius freilich schon zum zweiten Male — er war am Nachmittag nach seiner Gewohnheit mit dem weinschweren Haupt im Stuhle zurückgesunken und hatte einen mehrstündigen Schlaf gehalten. Dafür lärmte er jetzt munterer, redseliger als zuvor und schalt, von Herrn Cornelius unterstützt, auf Gerhards unüberwindliche Nüchternheit.

Gerhard selbst empfand, daß er mit all seinen Gedanken nur halb bei der fröhlichen Tafelrunde, in dem lärmenden Stimmengeschwirr rings um ihn her sei, und die hundertmal gehörten Geschichten Meister Theodosius Corvinus' nur halb höre. Ihm war's, als müsse er einen frischen Atemzug tun, und er hatte sich bereits einmal erhoben, das Fenster nach dem Hofe zu öffnen, aber er hatte es wieder geschlossen, weil er wahrnahm, daß die Knechte und die holländischen Seeleute, welche sich draußen umtrieben, neugierig hereinlugten. Als jetzt die Diener Licht brachten, die leeren Krüge hinweggräumten und wieder einmal den reichlich vergossenen Wein von der Tafel wischten, standen für einen Augenblick alle Männer von

ihren Sitzen auf. Unbemerkt von den andern, trat Gerhard in den Flur hinaus und bot dem Schwall kühler Märzabendluft, der durch die offne Tür in Flur und Gänge strömte, die hochatmende Brust dar. Dann ging er still nach dem kleinen Gastgemach, um sich die heiße Stirn mit frischem Wasser zu kühlen und wieder zu dem Gelag zurückzukehren, von dem er jetzt wußte, daß es sich in die Nacht verlängern werde.

Siebentes Kapitel.

Wundersam war es, daß sich Gerhard Friesen kein Bild seines neuen Glücks vorzustellen vermochte, ohne daß sich die düsteren Erinnerungen der jahrelangen Wanderung hineindrängten, die gestern und heute an dieser entlegnen Küste geendet. Und immer wieder schien es ihm, als ob schon der unerwartet gastliche Empfang auf Schloß Bitte das Ende seiner Leidenstage bedeutet habe — er hatte in wenigen Stunden vergessen, wie unsäglich arm und hoffnungslos er sich noch am Abend zuvor und diesen Morgen, vor Empfang des Wunder wirkenden Briefes, gefühlt hatte. Gewiß dachte er des fernen holländischen Freundes, der sich redlich für ihn bemüht, mit herzlichem Danke. Und doch spielte in all seine Gedanken ein Gefühl herein, als sei er den gleichen Dank dem Ritter von der Lancken und seinem schönen Kinde schuldig! So trat er wieder in den Gang hinaus und sah, daß die hintere Pforte, die er von verwichener Nacht her kannte, offen stand. Sie führte auf einen halbrunden

Rasenwall hinaus, der im Rücken des Herrenhauses ein paar alte Bäume trug. Und im Mondlicht, das jetzt zwischen dunklen Wolkenschichten hervortrat, ward er inne, daß man von hier aus auf die rollende Flut der Tromper Wiek hinausschauen könne, und daß Jungfrau Agnes auf und ab gehend in der Tat dort hinausschaue. Gerhard hätte verwundert sein sollen, das junge Mädchen bei einbrechender Dunkelheit hier zu finden. Aber er empfand nur ein Bedauern, daß Agnes über sein unerwartetes Erscheinen sichtlich erschrak — obwohl sie gleich darauf mit guter Fassung sagte:

„Wäret Ihr der Gesellschaft schon müd', Herr Magister? Sie ist nur zu Euren Ehren, und selbst unser Pfarrer läßt es, wie mir Balthasar und Jürgen sagen, nicht an sich fehlen. Geht hinein, Herr Gerhard, oder sie werden Euch drinnen ernstlich vermissen."

„Mißgönnt Ihr mir einen freien Atemzug und ein ruhigeres Wort?" fragte Gerhard zurück. „Mir scheint, daß Ihr wahrhaftig das beste Teil erwählt habt; ich habe in der Welt allerhand erlernt und erlernen müssen, aber bei so schweren Sitzungen hat mich noch immer die Kraft früher verlassen, als der gute Wille. 's ist mir freilich nicht oft geworden, und mir zu Ehren wie heut' noch niemals, doch wenn ich ein paar Augenblicke hier bleiben darf, wird mir's gut tun. Meint Ihr nicht auch, Fräulein, daß es einem Menschen, wie mir, schier unglaublich vorkommt, so plötzlich sein Leben umgewandelt zu sehen! Und alles mit einer Hoffnung und einem Blatt Papier! Ich stehe so dürftig hier wie gestern, und bin doch mit einmal ein anderer Mensch — ich denke ernsthaft an Dinge, von denen ich sonst so verborgen geträumt habe, daß selbst Meister Theodosius nichts von ihnen weiß!"

„Solche Dinge träumt jeder Mensch. Ihr müßt Euch für keine Ausnahme halten," entgegnete das Edelfräulein. Gerhard konnte nicht wahrnehmen, daß sie lächelte, aber er merkte es an ihrem Tone. „Ihr dürft überhaupt nicht grübeln, sondern müßt frisch nach dem Glücke greifen, wie es Euch frisch gekommen ist. Ich habe mir erzählen lassen, daß man es so am besten festhält. Ihr aber denkt den vergangenen Übeln nach, und verkümmert Euch das Gute, was Gott heute gibt."

„Darin mögt Ihr recht haben, Jungfrau Agnes! Aber wie könnte es anders sein? Ihr wißt nicht, was es heißt, über das Land hingewirbelt zu werden, als wäre man ein Blatt im Winde. Denn Ihr seid auf Eurem eignen, sichern Grund und Boden aufgewachsen und habt es nie anders gewußt, als daß Ihr da, wo Eure Heimat ist, bleiben dürft und Wurzeln treiben wie die Bäume, die Euch ihren Schatten geben. Nun muß ich sagen — ob's Euch auch wunderlich klinge —, daß ich das Leben so, wie es Euch zuteil geworden ist, niemals für mich ersehnt habe. Lange Zeit bin ich's gar wohl zufrieden gewesen, daß ich von Ort zu Ort ziehen mußte und überall denken konnte, dem Glücke zu begegnen. Erst wie sich Jahr an Jahr reihte, und die Hoffnung immer vor mir herging, und ich zu merken begann, daß ich ihr nie näher kam, ward mein Sinn düsterer und verschlossener. Und so begann eine Zeit, wo ich mich auf keine Stadt mehr freute, nach der Magister Theodosius und ich zogen, ich wußte es immer zum voraus, was uns da widerfahren würde, und daß ich in keiner heimisch werden sollte. Aber oft, wenn wir mit unsern kargen Reisemitteln des Nachts in den Dörfern blieben, und ich mit wegemüden oder mit wunden Füßen auf der Bank saß oder schlaflos auf der

Streu lag, überkam mich's mit innerer Gewalt, wie lieb mir der Ort einst werden würde, der mich zu sich lüde, wie lieb die Menschen, bei denen ich zum erstenmal ein frohes Willkommen finden würde."

„Nun, Herr Gerhard, den Ort seht Ihr jetzt winken, auch wenn Ihr noch nicht dort seid," sagte das Mädchen mit leiserer Stimme.

„Gewiß, Fräulein," versetzte er, „an mir wird es nicht liegen, wenn er mir doch nicht lieb werden sollte. Und auch das preise ich als ein Glück, daß ich von Eurem Vater und Euch, schon ehe sich die frohe Aussicht vor mir auftat, so gütig und herzlich aufgenommen worden bin. Wenn mir etwas nicht gefällt, so ist's, daß der Boden, auf dem ich heimisch werden soll, und die Menschen, bei denen ich in wenigen Stunden fast heimisch geworden bin, nicht wie in meinem Traum beisammen sind, sondern so gar weit auseinanderliegen!"

„Kümmert Euch das ernstlich?" fragte Agnes. „Wenn der Vater und seine alten Studienfreunde in hohen Worten reden, sagen sie immer, daß eine Spanne Land oder Meer wenig bedeute, und daß uns die Abwesenden so nahe sind, als die Anwesenden. Uns Frauen ist's freilich eine liebe Gewohnheit, alle die, mit welchen wir leben möchten, so nahe als möglich zu wünschen, wir sind immer nur derer gewiß, die wir unmittelbar um uns haben."

„Ich kann nicht hoffen, daß ich für Euch schon zu diesen gehöre," versetzte Gerhard. „Aber Ihr werdet mir den Wunsch verzeihen, daß ich zu ihnen gehören möchte!"

Agnes erwiderte auf diesen Ausruf, den der junge Mann an sie richtete, mit keinem Laut. Das helle Mondlicht, in dem sie stand, ließ ihn ihre Züge erkennen —

zum ersten Male durchfuhr der Gedanke sein Herz, daß auch ihr sein Hiersein wert sein könne, wie es dem Gutsherrn unverkennbar lieb war. Eine Empfindung, die er nie gekannt, durchschauerte ihn froh und wehmütig zugleich — er hätte kein Wort für sie finden können und mochte das Schweigen um so weniger brechen, als er sah, daß Agnes jetzt nach der offnen Tür zum Haus und nach dem Steingang hinüberlauschte.

„Es wird Zeit für Euch, daß Ihr zu den Herren zurückkommt," sagte sie rasch. „Sie rufen, glaub' ich, nach Euch, und streiten so laut, daß man ihre Stimmen bis hierher hört. Ihr müßt zum Frieden reden, Herr Gerhard — sie werden es am Morgen Euch alle Dank wissen, und es ist auch Eure Pflicht, da sie Euch zu Ehren so lange beim Trunk zusammensitzen!"

Gerhard lauschte gleichfalls. Er vernahm inzwischen nichts, als ein verworrenes Stimmengeräusch, in dem er, wie immer, mit einer Art mißmutigen Anteils seines alten Lehrers durchdringende Töne unterschied. Er wollte der Mahnung des jungen Mädchens folgen, aber doch noch ein Wort zur Gutennacht an sie richten. Und ehe er dies Wort fand, hörte er, daß es drinnen lauter ward, daß die Stimmen von fern mit einem Male näher erklangen, und daß man halb scheltend, halb lachend durch die verschiedenen Gänge des Herrenhauses nach ihm rief. Er sah, daß es Fräulein Agnes peinlich sein würde, mit den trunkenen Männern zusammenzutreffen, und um dies zu verhindern, trat er rasch wieder durch die Pforte ein und dachte die Tür des Gastgemachs zu erreichen, ehe sie herankämen. Aber die Suchenden waren rascher als er: sie kamen ihm auf halbem Weg entgegen: der Ritter, Magister Theodosius und Magister Paulus Möller. Der

Pfarrherr war mit den andern fröhlich geworden, er glühte über sein ganzes Gesicht und hatte, als sie drinnen vom Tisch aufsprangen, den großen, gläsernen Pokal in der Hand behalten, den er jetzt lachend Gerhard entgegenhielt. Theodosius schalt mit vielen Worten, daß sein junger Schüler seiner Erziehung wenig Ehre mache. „Wäre dein Latein nicht besser, als deine Kunst zu trinken, Gerhard, so müßte ich mich deiner schämen. Und doch darfst du mir bezeugen, daß ich soviel Mühe an eins wie an das andere gesetzt habe! — Glaubst du, daß sie in Holland gar nicht danach fragen werden, wie tapfer du bei einem ehrbaren Gelage aushalten kannst? Komm herein, junger Tor, die Weine, welche Freund Cornelius eben hat aufsetzen lassen, sind nicht schlechter, als die wir zuvor gekostet. Ich möchte meinen, sie sind besser. Wie singt der göttliche Horaz: Hic herus: Albanum Maecenas sive Falernum — te magis appositis delectat, habemus utrumque! — Komm, komm, Gerhard — wir haben von beiden, und ich glaube, dein Kanariensekt ist feuriger als der Falerner, Cornelius!" — Der Gutsherr aber, der einen Blick auf das offenstehende Pförtchen geworfen hatte, fragte halb lachend: „Seid Ihr mit meiner Tochter gelustwandelt, Freund Gerhard? Dort draußen auf dem alten Walle ist ihr Schmollwinkel, wenn wir einen zu langen Frühtrunk oder Abendtrunk tun!"

„Ja, Vater — ich habe den Herrn Magister hier aufgehalten!" klang es von der Schwelle der kleinen Pforte her. Agnes war selbst in den Gang getreten, sie schritt zwischen den Männern hindurch, reichte im Vorübergehen ihrem Vater freundlich die Hand und wandte sich nach der schmalen, steinernen Wendeltreppe, die nach oben zu ihren und von der Landens Gemächern führte. Ger-

hard empfand es schmerzlich, daß sie keinen besonderen Gruß für ihn hatte, die Männer fühlten vor der lichten, lieblichen Mädchenerscheinung ein paar Augenblicke den trunknen, lärmenden Mut verflogen, Herr Cornelius schaute der Tochter mit unverkennbar freudigem Stolze nach — Magister Möller aber stand mit weit aufgerissenen Augen, und die Fröhlichkeit, die eben auf seinem Gesicht geglänzt hatte, war plötzlich verschwunden. Mit merklich verändertem Ton sagte er zum Hausherrn:

„Ist der alte Wall draußen Eures Kindes Lieblingsplatz, und wandelt Fräulein Agnes im Dunkel oder im Mondlicht? Eins wie das andre ist dem Menschen nicht heilsam — zu Nacht gehört er unter Gottes Obhut ins Haus und auf sein Lager!“

„Wartet, Pfarrer, zur Strafe sollt Ihr das Eure heut' spät genug finden,“ entgegnete von der Lancken, ohne sich durch die Worte Möllers die fröhliche Laune nehmen zu lassen. „Schließ das Pförtchen, Balthasar — lege den Riegel wohl vor — und dann kommt, laßt uns mit frischen Kräften noch einmal versuchen, wie viel Ehre Ihr meinem Keller antun könnt. 's ist freilich eine wunderliche Liebhaberei von Agnes, daß sie gern bei Wind und Wetter da draußen steht, aber das war schon von kleinauf bei ihr so.“

„Auf dem Walle wachsen allerhand schlimme Kräuter — die Alten im Dorf sagen, daß die Rugin und ähnliche Weiber zuzeiten dort pflücken,“ murmelte Magister Möller, nur von Gerhard gehört, den ein entschiedener, aber in der allgemeinen Lust rasch wieder verschwindender Mißmut dabei befiel.

Die Männer kehrten in das große Gemach zurück, wo die silbernen Kannen ihnen bei Licht noch einladender

als zuvor entgegenblitzten. Sie fanden hier Jan van Broighel, den Schiffspatron, der eben von einem Gange zu seiner Mannschaft wiederkehrte, und seinen Dank aussprach, daß der Gutsherr den Seeleuten mit den Knechten seines Hofes zusammen eine Tonne Bieres gewährt habe. „Ihr erzeigt Euch gastfreundlich und beinahe fürstlich, Herr," setzte er hinzu. „Von morgen ab aber werde ich mich unten im Dorfe nach einem Unterkommen für meine Leute umsehen müssen. Sie füllen Euch den Hof, und Ihr könnt sie doch nicht wochenlang, bis wir mit unserm Schiff wieder in See sind, im Quartier behalten."

„Und warum nicht, Patron?" fragte der Ritter dagegen. „Wenn sich Eure Leute mit meinen Knechten die Köpfe nicht blutig schlagen — ich meine nicht zu blutig! — so sind sie in meiner Scheune doch besser aufgehoben, als in allen Fischerhütten von Witte und Altenkirchen, in denen Ihr Raum für sie finden könnt. Ich bin Euch eine Liebe schuldig für die frohe Botschaft, die Ihr meinem jungen Freunde hier gebracht habt!"

Erfreut und fast ergriffen vernahm Gerhard aufs neue, welch wahren, lebendigen Anteil von der Lancken an seinem Geschick nahm. Gewaltsam lenkte er seine Gedanken von der Viertelstunde ab, die er vorhin mit Agnes auf dem Wall verbracht hatte. Der warmherzige Mann, neben dem er saß, verdiente es wohl, daß er ihm in das fröhliche Gesicht sah und ihm Bescheid tat, so gut er vermochte. Freilich blieb er auch jetzt mit allem guten Willen ein gewaltiger Stümper neben dem wackern Ritter, neben seinem alten Meister, dem Pfarrer und dem Schiffsherrn. Gerhard schwindelte fast, wie er sie Becher auf Becher leeren sah, wie Magister Möller immer wieder die Kannen hob, um nachzufüllen. Er lauschte lieber den

Gesprächen, in denen sich von der Lancken über die Zukunft in Leyden erging und ihm trotz der lustigen Stunde manche Perle aus dem Schatze seiner Welterfahrung und landläufigen Klugheit spendete.

Der junge Mann wußte dabei selbst nicht, daß er gelegentlich wie vom Tisch, so auch von seinem redseligen Gönner hinwegblickte, und durch die Erkerfenster nach dem Hofe hinaussah. Er nahm nichts wahr, als durch die obern Scheiben des Fensters einen Zug seltsam geballter, mondlichterhellter Wolken, die ihn wiederum an die verflossene Stunde gemahnten. Als er sich aber ins Gemach und nach den zechenden Männern zurückwandte und seinen Blick dann abermals hinausgezogen fühlte, kam es ihm mit einem Male vor, als werde die zerrissene Wolke über den Dächern des Hofes dunkler, das Mondlicht, das durch sie hindurchschimmerte, röter. Und im nächsten Augenblick blieb er es nicht mehr allein, der das wahrnahm, der falkenscharfe Blick des holländischen Seemanns war dem Wege seiner Augen gefolgt, während die andern nur in ihren Wein und in sich selbst hineinschauten. Jan van Broighel aber sprang alsbald von seinem Stuhl auf und preßte, ohne daß die Männer außer Gerhard sonderlich darauf achteten, seinen Kopf an das Fenster. Einen Augenblick sah er hinaus, nicht hinauf nach dem Himmel, sondern scharf gegenüber, wo die hohen Strohdächer der Scheunen und Ställe des Herrenhofes von Vitte aufragten. Dann riß er mit einem: „Dacht ich's doch! Aufgeschaut, ihr Herren!“ soviel von dem Fenster auf, wie seiner gewaltig rüttelnden Faust nachgab. Der Hof lag völlig still — nur die großen Hunde, die ihn wachsam durcheilten, schlugen an, aus dem Seitengebäude, in dem die Holländer lagen, scholl ver-

gnügter Lärm. Über den stillen Hof aber zog vom Hintergrund, gerade dort, wo Scheunen und Ställe von einem alten, runden, außerhalb des Hofes stehenden Turm überragt wurden, eine mächtige, grauschwarze Dampfwolke, und im Augenblick, wo Cornelius von der Lancken und Gerhard zugleich dem Ruf des Holländers folgten und hinaussahen, stieg aus dem Dach der einen mächtigen Scheune, welche die Hafervorräte des Gutes barg, eine aufprasselnde hohe Flamme, bei deren Anblick von der Lancken den silbernen Pokal, den er noch in der Hand hielt, auf den Boden schleuderte und mit der schnellen Rüstigkeit eines Jünglings durch Gemach und Flur nach der großen Glocke eilte, die in einem Holzgestell seitwärts vom Haustor hing und jetzt rasch und laut über das ganze Gehöft hinscholl, ehe Meister Theodosius und der Pfarrer nur die Flamme wahrgenommen hatten.

Achtes Kapitel.

Wie die Hofglocke zu so ungewohnter Stunde durch das Dunkel erscholl, erweckte sie in wenigen Augenblicken lautes Getümmel in dem stillen Hofe. Aus den Türen der Seitengebäude und Ställe stürzten die Knechte und Mägde des Gutes hervor, schwerfälliger und langsamer folgten ihnen die holländischen Schiffsleute nach. Doch waren, noch ehe Herr Cornelius den Schwengel der Glocke aus der Hand ließ, ihr Patron und Gerhard Friesen schon bei ihnen am andern Ende des Hofes; die aufsteigende, hell durch den Qualm lobernde Flamme zeigte

allen, was vorgehe und was zunächst zu tun sei. Zwar brachen einige der Mägde in Schreien und Schluchzen aus, auch einer und der andre der Knechte verlor den Kopf, eilte nach seiner Kammer, um seine Habe zu retten oder kettete ein paar Pferde los, mit ihnen ins Freie zu entreiten. Die Mehrzahl aber sammelte sich um Jan van Broighel, der mit fester, lauter Stimme seine Schiffsleute zusammenhielt und nach Leitern und Wassereimern rief, um dem Feuer auf dem Dache selbst beizukommen. Der Ton und die ganze Haltung des Seemanns flößten den Durcheinanderwirrenden plötzliche Zuversicht ein, und eine Art Ordnung hatte sich schon hergestellt, als von der Lancken unter seine Leute trat. Er sah, wie der Holländer die Leitern an das Dach lehnen ließ, wie drei, vier von seinen Matrosen rasch emporkletterten, Fuß auf dem Dach faßten und das Stroh an den Stellen, wo es nicht vom Brand ergriffen war, herabrissen. Hinter ihnen bildeten andre eine Kette: sie reichten gefüllte Wassereimer über den Kopf hin und die Leitern empor, und bald zischten die Fluten in die brennende Masse, und die Drobenstehenden waren in dichte grauschwarze Dampfwolken gehüllt. Und immer scholl van Broighels ruhiges Kommando dazwischen — der Ritter wies seine eignen Knechte, die sich um Befehle an ihn herandrängten, an den Schiffspatron. Keine Viertelstunde war verflossen, so schlugen die Flammen nicht mehr nach der Hofseite der Scheuer herüber, und van Broighels unerschrockne Schiffsmänner standen auf dem Dachfirst, dämpften mit ihren Wassergüssen das Feuer auf der andern Seite und stießen die rauchenden und glimmenden Strohlagen in das freie Feld hinab, das sich hinter dem Gutshofe breitete. Die Dorfleute von Bitte, die herzugeströmt waren, ge-

langten nicht früher in den Hof des Gutes, als bis die Gefahr beseitigt schien. Jan van Broighel erkletterte jetzt selbst das halb verkohlte, halb nasse Dach, blickte befriedigt nach rechts und links hinunter und ließ die letzten gefüllten Wassereimer, die zur Hand waren, auf ein paar noch glühende Sparren ausgießen. Dann kam er die Leiter wieder herab, drunten von dem Gutsherrn erwartet, der ihm zuerst wortlos beide Hände schüttelte und dann sagte:

„Ihr habt mir offenbar Haus und Hof gerettet! Denn bis die" — er sah im Kreis der hereindrängenden Dorfbewohner und seiner Knechte umher — „sich besonnen hätten, würde es die Scheuer und noch ein und das andre Dach gekostet haben. Ihr habt den geringen Dienst, den wir Euch gestern leisten konnten, rasch wettgemacht, Meister van Broighel. Und ich denke, da wir nun miteinander durch Feuer und Wasser gegangen sind, daß Ihr mit Euren Leuten mein Gehöft nicht verlaßt, bis Ihr Euer Schiff wieder imstand habt. Vielleicht könnt Ihr dann gleich dort Euren neuen Professor zu Leyden mit heimführen!" fügte der wackre Ritter hinzu, dessen Auge mit erneutem Wohlgefallen auf Gerhard ruhte. Der junge Gelehrte hatte an dem Rettungswerk, das der holländische Schiffspatron geleitet hatte, tapfer Anteil genommen, sein Gesicht trug Rauch- und Rußspuren, sein Kleid war an mehr als einer Stelle von den Flammen angesengt. Lachend entzog er sich den Lobsprüchen von der Landens und begrüßte im Getümmel Magister Theodosius wie den Pfarrherrn, die sich, als sie jetzt wieder um sich sahen, erstaunt und verdutzt als Genossen an dem großen Hofbrunnen beisammenfanden. Beide hatten, während ihnen der Weindunst verflog, mitten unter den Knechten die

Löscheimer füllen helfen, die von Hand zu Hand gingen, und mußten mehr als einmal mit den trotzigen Köpfen zusammengestoßen sein, ohne sich wahrzunehmen. Herr Cornelius kam jetzt gleichfalls heran, nachdem er befohlen hatte, daß ein paar Knechte an der Brandstelle Wacht halten, und die noch immer hereinquellenden Dorfbewohner den Hof räumen sollten:

„Da kommt alt und jung, und wundert sich, daß dem Feuer Einhalt getan ist!“ rief er laut. „Wer weiß, ob nicht die mitten drunter sind, die den Brand angelegt haben! Denn daß ein Dach nicht von selbst aufgeht, meint ihr wohl auch, und wenn ihr eure Augen ein wenig offen halten wollt, könnt ihr euch als getreue Nachbarn erweisen!“

Durch die Menge der müßig Umherstehenden ging ein schwirrendes Geräusch von ineinanderklingenden Stimmen und ein entschiedenes Murren. Der Ritter blickte auf die zunächst stehenden Gruppen, in denen er den Dorfvorsteher Jansen und andre Männer der Gemeinde von Vitte wahrnahm, und sagte dann halb zürnend, halb gutmütig:

„Ist's nicht so, Jansen? Nicht so, Wedebrink und Hans Däumer? Hättet ihr mir's gönnen wollen, wenn mein Hafer im Feuer aufgegangen wäre, und die Flamme euch lustig geleuchtet hätte? Habe ich nicht recht, daß ihr nun so tun werdet, als wären Zunder und Schwefelfaden aus meinem Strohdach gewachsen und nicht hinaufgebracht worden? Geht — geht — ich weiß zum voraus, daß ihr den nicht finden werdet, der mir den Liebesdienst getan. Wir wollen Gott zusammen danken, daß es für diesmal ohne sonderlichen Schaden abgelaufen.“

Bernd Jansen schob die Pelzkappe ein wenig aus

den Augen, um den Gutsherrn besser ansehen zu können. Sein Gesicht zeigte nichts von Verlegenheit — eher war ein gewisser Trotz in demselben zu erkennen, und rauh entgegnete er dem Gutsherrn:

„'s ist nicht so, Herr! Schlechtes Volk mag im Dorfe sein, die sich an Eurem Schadenfeuer gern die Hände gewärmt hätten oder allerhand Unbill verübt. Da sehe ich gleich den Hinrich Bode, der den Pferdeeimer mitgehen heißen will, den vorhin der hochwürdige Herr Magister aus der Hand gesetzt hat. Laß nur den Eimer am Brunnen stehen, Hinrich — es gibt nichts mehr zu löschen! Aber so schlecht ist in Vitte und Altenkirchen, in all unsern Dörfern keiner und keine, daß sie Euch vorsätzlich den Hof anzünden würden! Ihr könntet die Hand wohl finden, die Euch das getan hat, wenn Ihr sie nur finden wolltet, Herr von der Lancken. Aber da hapert's — wenn man Euch auch sagen würde, wer den Funken an Euer Scheunendach gelegt, so würdet Ihr's wiederum nicht glauben!"

„Die Regine ist gegen Abend hier in der Nähe gesehen worden! Sie ist um Eure Scheuer geschlichen — gewiß, Herr, ich bin ihr selbst begegnet, wie sie vom Hohlweg herankam und sich bei dem alten Heidenturm umhertrieb! Die Rugin! Ich schwör's Euch, Herr, sie war nicht zu verkennen! Die Hexe von Putgarten hat das Feuer angezündet, und sie braucht nicht einmal Zunder dazu — sie trägt höllisches Feuer überall mit sich herum!"

So klang es mit einmal von allen Seiten dem Gutsherrn entgegen. Die Leute aus dem Dorfe, von denen ein Teil schon den Hof verlassen hatte oder sich eben dem Tore zuwandte, drängten sich in dichter Schar hinter Bernd Jansen und die Alten beim Brunnen zusammen

und bekräftigten mit lautem Geschrei und wilden Verwünschungen jede erhobene Anklage. Herr Cornelius vernahm mit Kopfschütteln die lauter werdende Beschuldigung, er wandte sich zu Gerhard, der ihm zunächst stand, und sagte mit einem Ton, der hinlänglich verriet, daß nun auch in ihm der Zorn erwache:

„Die alte Wetterhexe scheint durchaus brennen zu wollen! Sei sie dreimal verdammt, daß sie uns den frohen Tag mit einem bösen Abend gestört hat!"

Gerhard erwiderte nichts, aber neben dem Gutsherrn erhob sich eine andre Stimme, die von Meister Theodosius, der seinen Mund nahe zum Ohre von der Landens brachte und dann doch so laut sprach, daß ihn die Umstehenden ganz gut vernommen haben würden, hätten sie sein oberländisch Deutsch verstehen können:

„Glaube ihnen kein Wort, Cornelius! Es ist der alte Wahn und die alte Bosheit — sie wollen das unglückliche Weib verderben, so oder so! Sie denken, wenn die Arme erst einmal festsitzt, werden sie ihr schon an den Leib können — laß dich auf nichts ein, was deiner Ehre zu nahe gehen müßte!"

„Oho, Freund!" unterbrach der Gutsherr den Eifernden. „Du sprichst wie der Blinde von der Farbe. Hast du die alte Rugin jemals gesehen? Hättest du's, du würdest nicht so hitzig für ihre Unschuld ins Gefecht gehen! Die wäre wohl fähig, zehn Herrenhöfe anzuzünden, wenn wir soviel auf Wittow hätten. Wenn diese Männer hier mit Wahrheit bezeugen können, daß sie die schlimme Alte heute abend um meine Scheuern gesehen haben, so wollen wir doch auf gut Glück zugreifen und sie befragen, was sie hier zu schaffen gehabt hat."

Ein Murmeln der Befriedigung durchlief die dicht=

gedrängte Schar und begleitete die Beteuerungen, die einige der dem Gutsherrn zunächststehenden Männer wiederholten. Von der Lancken nickte und rief wieder mit lauter Stimme:

„Euer Zeugnis soll zur rechten Zeit eingeholt werden! Heute geht heim, ihr Männer, ich werde Sorge tragen, daß die Regina fürder kein Dach gefährden kann. Sie soll schon diese Nacht in den sichern Gewahrsam des Turmes kommen — du wirst noch einen Augenblick bleiben, Wedekind, um meine Befehle auszuführen. Du nimmst zwei Knechte mit dir und meinethalben den Karren, wenn der Alten der Weg zu weit ist. Ihr sorgt dafür, daß ihr kein Leid geschieht — Verdacht ist noch keine Schuld. Morgen wollen wir hören, was sie für sich zu sagen hat! Ihr andern macht euch rasch davon, damit wir hier unser Hoftor schließen können. Für den guten Willen, mir beim Brandunglück beizustehen, nehmt meinen Dank — ihr müßtet ein andermal ein wenig früher kommen — besser wär's freilich, euer Kommen würde nicht wieder nötig! Gute Nacht, Jansen — gute Nacht, ihr Leute alle!“

Sie setzten sich schwerfällig in Bewegung, aber sie verließen hintereinander in langem Zuge den Hof — in dem nur der Ritter mit den Hofleuten und den Holländern zurückblieb, die van Broighel längst wieder vom Haufen der andern abgetrennt hatte. Von der Lancken sprach noch einen Augenblick mit dem alten Landsknecht, der in Gerichtsangelegenheiten als sein besonderer Diener galt, und gab ihm flüsternd noch einige Weisungen. Dann wandte er sich zu seinen Gästen zurück und sagte:

„Nun rasch hinein, ihr Herren — mich dünkt, daß

uns die Reste unsres Mahls und ein frischer Trunk wohl gedeihen würden, nachdem wir so unliebsam gestört worden sind. Dort im Flur sehe ich Agnes — sie ist auch aufgescheucht worden und verlangt gewiß nach einem tröstlichen Worte von mir!"

Damit eilte Herr Cornelius nach dem Hause, und bemerkte nicht, daß sich einer von seinen Gästen, der alte Theodosius, finster abgekehrt hatte und nur mit zögernden Schritten nachfolgte. Gerhard aber blieb dicht an der Seite seines Gastfreundes — es war ihm ein wohltuendes Gefühl, daß er am Abend des bewegten Tages noch einmal die Züge sehen sollte, die eine geheime Macht auf ihn zu üben begannen. Der Ritter lachte seiner Tochter, deren Gesicht noch eine gewisse Erregung verriet, fröhlich entgegen und strebte sie schnell zu beruhigen:

„Es war nichts, Kind — du mußt es ja aus deinem Kämmerlein gesehen haben, daß gar keine Gefahr drohte! Eine schlimme Unterbrechung des frohen Tages — dafür soll uns die letzte Stunde um so besser laben. Das Feuer war angelegt, aber Dank unsern neuen Freunden, den wackern Fremden, wird es uns nicht mehr kosten, als ein neues Strohdach. Nun geh zu Bett, Agnes, sorge nicht weiter — es ist alles gut vorüber. Gute Nacht, mein Kind, — kommt, kommt, ihr Herren — auch Ihr, van Broighel! — wir wollen sehen, was Balthasar und Jürgen für uns übrig gelassen haben!"

Fräulein Agnes atmete auf — sie schien Schlimmeres und eine zornmütige Stimmung ihres Vaters gefürchtet zu haben. Ihre aufleuchtenden, blauen Augen wandten sich dankbar zu dem holländischen Schiffspatron und zu Gerhard, auf die Herr Cornelius als auf die besten Helfer gedeutet hatte. Sie wünschte den Männern rasch

noch einen frohen Abend und entschwand den Gang hinab, während ihr Gerhards Blicke wie traumverloren folgten. So entging ihr der finstere und ingrimmige Ausdruck, mit welchem Magister Corvinus die Fröhlichkeit des Gutsherrn beobachtete, und so hörte sie nicht, wie der Alte auf eine neue Aufforderung des Gutsherrn, ins Zimmer einzutreten, plötzlich sagte:

„Nein, Cornelius — diesen Abend nicht mehr! Trinke mit dir, wer will, ich muß an das Schicksal des armen Weibes denken, das du auf verlogene Stimmen hin in Ketten und Banden legen läßt. Mir ist nicht mehr lustig zumut — und ich will im stillen beten, daß der Herr dein hartes Herz rühre! Gehabt Euch wohl und seid froh, wenn Ihr es vermögt!“

Er hatte seine leidenschaftlichen Worte halb an von der Lancken, halb an Gerhard gerichtet, der neben dem Hausherrn stand. Dann ging er mit trotziger Haltung und dröhnenden Schritten den Gang hinab, weder auf die Zurufe seines Schülers, noch auf die gutmütigen Scheltworte hörend, die ihm der Ritter nachschickte. Herr Cornelius aber faßte sich rasch und wandte sich zu Gerhard:

„Er ist wirklich ganz von Sinnen — er verträgt keinen stattlichen Trunk mehr! Geht ihm nach, Gerhard, bringt ihn zur Besinnung, daß er sich aus fälschlich guter Meinung in Dinge gemischt, die nicht seines Amtes sind. Und dann bringt ihn wieder zu uns — macht ihm klar, daß er Euch schuldig ist, Euren ersten frohen Tag nicht noch mehr zu stören, als er uns ohnehin schon gestört worden ist!“

Neuntes Kapitel.

Gehorsam eilte Gerhard dem Zürnenden in ihr gemeinsames Schlafgemach nach — aber es war nicht eben Zuversicht, die auf seinem unmutigen Gesicht geschrieben stand, als er vor seinen alten Meister trat, der unmittelbar nach dem Eintritt in das Zimmer die trotzige Haltung aufgegeben und sich in sichtlicher Erschöpfung auf das Bett hingeworfen hatte. Dabei irrten Meister Theodosius' Augen nach der Ecke, in welcher der dornige Wanderstock lehnte, auf welchen er sich gestern gestützt. Gerhard wußte nicht, ob ihn der Alte wirklich nicht bemerkte, oder nur die Miene annahm, ihn nicht zu sehen. Er rief daher laut und so mild als es ihm in seiner augenblicklichen Erregung möglich war:

„Wollt Ihr wirklich nicht zu unserm Gastfreund zurückkommen, Meister Theodosius? Sucht Ihr Streit mit dem wackersten Freund, der uns beherbergt, gespeist und getränkt und mit so guten Ehren aufgenommen hat, als wären wir langersehnte und tausendmal gebetene Gäste?"

„Deiner Bewirtung kann er sich ja rühmen! Du wirst unter den Hochmögenden bald ein Licht in Wissenschaft und Kirche sein und triffst alle Anstalten, dir dein Glück zu sichern," entgegnete Theodosius mit merklichem Hohn. „Ich will Cornelius danken und mich bald wieder von dannen heben. Ich kam zu einem Mann, dem die Musen den Sinn und das Herz erleuchtet hatten — und zählte darauf, bei ihm von dem Barbarentum unsrer Tage und der rohen, finstern Grausamkeit, die den alten Ruhm germanischen Lebens schändet, nicht erschreckt zu werden! Ist er nun der Mann geworden, der dem

Wahn verfallen ist, oder noch schlimmer, der dem Wahn nicht widerredet, weil er meint, mit den Wölfen heulen zu müssen, so fahre er in Frieden hin und lasse mich in Frieden fahren!“

„Ihr seid von Sinnen, Meister!“ rief Gerhard. „Wollt Ihr dem Guts- und Gerichtsherrn sein Recht absprechen, gegen eine schändliche Brandstifterin einzuschreiten? Wird jene verrufene Alte, von der Ihr so wenig wißt als ich, weil der Volksmund sie vielleicht fälschlich eine Zauberin nennt, darum straflos für alle Frevel, die sie begehen mag?“

Meister Theodosius, der Gerhard seit seinem Eintreten noch keinen Blick gegönnt hatte, sah ihm jetzt scharf prüfend in das Gesicht. Die Mienen des jungen Mannes zeigten eine so ehrliche Bestürzung über die Hartnäckigkeit des Alten, daß der letztere unwillkürlich zu einem andern Ton gegen seinen Schüler und treuen Wandergenossen gestimmt wurde.

„Ist's denn möglich,“ fragte er zurück, „daß ein Tag Sonnenschein im Menschenherzen so absonderliches Kraut aufschießen läßt? Glaubst du denn wirklich und wahrhaftig, Gerhard, daß die Hexe von Putgarten hier Feuer angelegt, daß sie ein Mensch dabei gesehen hat, und daß Cornelius Danckenius einen ernsten Verdacht gegen sie hegt? Ruhe haben will er — und Ruhe werden ihm seine Hintersassen und Untergebenen nicht lassen, bis die vermeintliche Hexe aus der Welt geschafft ist. 's mag ein armselig, alt Weib sein, was kommt dem Ritter darauf an, ob sie lebt oder stirbt?! Weil ich ihm aber gestern das Gewissen gerührt, kommt ihm die falsche Anklage eben recht. Wahrscheinlich setzt ihr hartes Landesgesetz für Zauberer und Brandstifter die gleiche Strafe — und Cornelius

mag selbst wünschen, daß die Alte der Feueranlegung überwiesen wird, um des Hexenprozesses ledig zu sein."

„Ihr seid mächtig scharfsinnig wider Eure Freunde," antwortete Gerhard, „und Ihr denkt nicht hoch von ihrem ehrlichen Sinn und guten Willen. Ich würde zögern, ehe ich so harte Anklagen gegen einen Mann ausspräche, den ich nur zwei Tage kenne, und Ihr seid neben dem Ritter lange Zeit durchs Leben gegangen."

„Das ist's eben," unterbrach ihn der erregte Alte. „Weil wir so ganz eins waren, zu den Füßen der gleichen Lehrer gesessen, gleich geliebt und geschwärmt und gehaßt haben — kann ich nun nicht ertragen, den alten Freund im Troß der wahnbetörten Bluthunde zu sehen, die das Leben zu einer Hölle umwandeln. Denn sage, was du willst, Knabe — ein Leben, in dem jeden Tag, jede Stunde Frauen und Mädchen einer Anklage auf Leben und Tod verfallen, unschuldig auf den Scheiterhaufen gerissen werden können, wo Grauen und Vernichtung jeden Augenblick in jedes Haus hereinbrechen dürfen, ist eine Hölle!"

„Ihr übertreibt, Meister!" wandte Gerhard ein. „Ich will wohl zugeben, daß durch unglückliche Verkettung der Zufälle, durch Erregung und Bosheit andrer einmal das Unheil wie ein Wetter aufsteigen kann. Aber etwas muß doch dasein, den Argwohn zu erregen, den Wahn wachzurufen. — Ihr seht auch hier, daß die Alte, die im dunklen Verdacht steht, wahrlich keine harmlose Frau ist. Wie Ihr die Dinge darstellt, erzielt Ihr nichts: Jeder fühlt, daß Ihr unrecht habt, und gibt darum sich recht!"

„Trefflich — trefflich und wohlweise!" versetzte Theodosius kopfschüttelnd. „Willst du vielleicht die Sache der Alten führen — willst du dem Cornelius das Ge-

wissen schärfen und die Augen offen halten, daß bei der Untersuchung gegen die vermeinte Brandstifterin nichts hereingezogen wird, als was zur Frage gehört, ob die Arme das Scheunendach angezündet, oder nicht?"

„Wie könnte ich das?" fragte Gerhard zurück. „Weiß ich doch nicht, wie der Ritter meine Einmischung aufnehmen würde. Aber ich gelob' Euch heilig, ich will dem schlimmen Streit nicht ausweichen, und soweit meine eigne Überzeugung reicht, dagegen kämpfen, daß die Alte um Zauberei angeklagt werde. Ihr habt einmal dem Pfarrherrn meine unreife Schrift gegeben, laßt mich versuchen, ob er mich, oder ich ihn verstehen kann. Morgen am Tag will ich mit ihm sprechen — vermöchte ich einen Zweifel an seinem eignen Tun in ihm zu wecken, so werdet Ihr wohl glauben, daß sich Herr von der Lancken Euren Wünschen geneigt zeigen wird!"

„Du hast gewaltiges Vertrauen zu meinem Freunde!" murrte Theodosius halb für sich, halb zu Gerhard gewandt. „Du gibst dich an seinen Rat hin und stehst ihm fast schon näher als sein und dein alter Wandergenosse. Ich hege keinen Neid wider dich, ja, ich freue mich von Herzen, daß Cornelius Wohlgefallen an dir findet. Aber wappne dich fest wider die Versuchung, Gerhard. Es ist eine Versuchung, wenn mit einmal alle guten Dinge, die wir entbehren mußten, uns heranwinken, und zwischen ihnen und uns steht nichts, als daß wir uns dem, was Brauch ist, zu fügen und stillzuschweigen haben, wo alle schweigen. Ich bitte dir gern ab, mein Junge, — ich hatte dich schon in Verdacht, daß du deine wahre Meinung über den Greuelwahn verbergen wollest!"

Gerhard seufzte hörbar und ging mit unruhigen Schritten im Gemach auf und ab. Er blickte beim Schein

der Lampe in das faltige Antlitz und die vertrauten Züge und empfand in diesem Augenblick die ganze Macht pietätvoller Gewöhnung. Im Grunde schalt er Theodosius' Auftreten gegenüber dem Gutsherrn noch immer und dachte mit Schmerz daran, daß er möglicherweise den Schutz dieses Daches verlassen müsse, ehe er nach Holland aufbreche. Und doch erschien ihm zugleich die Überzeugungstreue und der unerschrockene Mut des Alten, dem es vor Hunger und Sturmwetter nicht graute, ehrwürdig. Er nahm die Hand seines Lehrers und sagte:

„Ihr kämpft wacker, wo Ihr Euch innerlich sicher fühlt, Meister Theodosius. Aber sagt mir eins. So lange die Welt steht, haben einzelne Männer anders gedacht, als die Mehrzahl der andern um sie her — und haben Dinge erkannt, die andre nicht sahen. Waren sie immer verpflichtet, ihr ganzes Leben im Streit zu stehen, und durften sie nie ein freundliches Gefühl für ihre Mitmenschen oder den Wunsch hegen, mit ihnen in Frieden zu leben?"

„Du wärst ein guter Sophist gewesen," versetzte lächelnd Magister Corvinus, dem es innerlich wohltat, daß der junge Gelehrte in dieser Abendstunde den Ton wieder anschlug, in dem sie sonst geredet hatten. „Keiner ist verpflichtet, den Menschen sein Erkennen aufzudrängen, wenn sie es nicht bedürfen. Aber jeder von uns muß, und wäre es mit Gefahr seines Lebens, gegen den Wahn einstehen, der Menschenleben zertritt und Menschenseelen im tiefsten Jammer foltert. Hundertmal haben wir's durchgesprochen, Gerhard — und im Grunde bedarf's keines Worts: du fühlst, daß es sein muß! Du kannst dein Lehramt in Leyden gar nicht besser antreten, als wenn du hier ein gutes Werk stiftest, und meinem alten

Cornelius zu seinem klaren, lichten Blick von ehemals verhilfst!“

„Und wenn's geschähe, wenn es uns glückte,“ sagte Gerhard mit bitterem Ausdruck, „was könnte es fruchten? Wenn dem dumpfen Verlangen nach Gerechtigkeit hier kein Opfer fällt — meint Ihr, daß es weiter wirken wird?“

„Ei, hast du Hans Sachsens wackern Schwank von Sankt Peter mit der Geis vergessen?“ rief Meister Theodosius. „Tu immer das Nächste! Hüte die Geis — hüte die Geis! Wir wollen deine Schrift in die Welt werfen, sobald wir eine holländische Presse hinter uns haben. Mag es dann wirken, wie's Gott gefällt. Hier aber, wo wir allein sind mit einem Mann, der uns hört und hören muß, hier wollen wir nicht als stumme Hunde erfunden werden.“

Gerhard antwortete nicht, aber sein Schweigen verriet, daß er, statt Theodosius zu besiegen, von diesem besiegt worden sei. In seiner Seele wogten widereinanderstreitende Empfindungen, er ließ sie nicht laut werden, sondern fragte nur noch:

„Wollt Ihr nicht mit mir kommen, Meister? Ihr habt doch sonst niemals einen guten Abendtrunk verschmäht, und dem Ritter möchte es leid sein, wenn er Euch heute nicht mehr sehen sollte!“

„Gehe nur allein, Gerhard. Grüße mir den Cornelius und sage ihm, ich hätte heute ausnahmsweise meine sechzig Jahre gefühlt. Ich will dir geloben, daß ich morgen von allem, was uns heute entzweit hat, kein Wort sprechen werde. Ich will auf dich bauen. Rede du auf deine Weise, es ist ja möglich, daß ich zu wild und dreinfahrend geworden bin, und ihnen die Wahrheit von deinen Lippen

sänftlicher schmeckt! Ich lasse Cornelius grüßen und ihm noch eine vergnügte Stunde und eine gute Nacht wünschen!"

Damit drängte Theodosius Corvinus seinen jungen Gefährten fast zur Türe hinaus. Seit er Gerhards Versprechen erhalten, war der Zürnende umgewandelt, er blickte dem Davoneilenden freundlicher nach, als er ihn seit gestern nachmittag angeschaut hatte. Gerhard Friesen ging, über die Worte des Alten und über das nachsinnend, was ihm zu sprechen obliege, den Gang nach dem großen Wohngemach zurück, aus welchem eben jetzt die Stimmen von der Landens und des holländischen Schiffspatrons erschollen. Wie er an der offenen Tür zu dem Gutshofe vorüberschritt und unwillkürlich einen Blick nach dem andern Ende des Hofes warf, an dem vorhin das Feuer aufgegangen war, hörte er durch die Nachtstille ferne, drohende Laute und ein dumpfes, halb ersticktes Geschrei. Er unterschied ganz deutlich, daß dasselbe von jenem verwitterten Turm herüberklang, der unfern der Außenmauer des Hofes stand. Und indem er lauschte und den Aufschrei einer weiblichen Stimme zum andernmal vernahm, durchrieselte ihn plötzlich ein kalter Schauer — ein Gefühl des Entsetzens und Grauens, das er nie zuvor empfunden hatte, und dem er rasch zu entrinnen trachtete, indem er zu den weinfrohen Zechern zurückkehrte, die ihn mit entgegengehaltenen Bechern begrüßten.

Zehntes Kapitel.

Magister Paulus Möller, der Pfarrherr von Altenkirchen und Vitte, saß am Morgen nach dem ereignisreichen Tag, den er im Herrenhof von Vitte zugebracht, in seinem Pfarrhaus und labte sich an einem Morgentrunk von Würzbier, den ihm seine Hausfrau bereitet, und einem großen Packen theologischer Streitschriften, die ihm Hinrich Sandvoß, der Buchführer von Stralsund, am gestrigen Tage zugesendet hatte. Das Gemach des Pfarrers lag zu ebner Erde, im großen, braunen Kachelofen, der gleich neben der Tür stand und fast ein Viertel des ganzen Raums einnahm, setzten starke Reisigwellen mächtige Torfstücke in lichten Brand. Aber der Raum war trotz des hellen Feuers feucht und halbdunkel, so daß Magister Möller vom Ofen hinweg und bis an die halbblinden Scheiben des einzigen Fensters rücken mußte, um die neuesten wilden Anklagen wider die Calvinisten, die aus Magdeburger und Jenaer Pressen in die Welt geschleudert waren, mit vollem Wohlbehagen lesen zu können. Die Einrichtung des Gemachs war dürftig, fast ärmlich zu nennen, zwischen dem dunklen Holztisch, auf dem das metallne Schreibgeschirr des Pfarrherrn prangte, und dem Bücherbord, der die hintere Wand des Raumes einnahm, stand und hing allerhand Wirtschafts- und Küchengerät. Auf den Brettern des Bücherbords war eine Fülle von Büchern zusammengehäuft, ja übereinandergetürmt, verhältnismäßig kostbare Werke, die Magdeburgischen Zenturien und die große Jenaer Sammlung von Luthers Werken, ragten aus zahlreichen kleinern Schriften und verstäubten Bündeln von Flugblättern

hervor und bildeten offenbar den besten Reichtum des Pfarrherrn. Magister Paulus saß auf einem harten, hölzernen Schemel, ein schwarzes Schaffell zu Füßen, er trug als Hauskleid einen alten Chorrock, der fadenscheinig und vielfach ausgebessert, doch die kräftige Gestalt des Predigers gut umwallte und ihm selbst im Innern seines Hauses ein gewisses Ansehen von Würde gab. Der Eifer, mit welchem er in den neuempfangenen Streitschriften las und sich von Zeit zu Zeit einen Satz auf das Blatt schrieb, das neben dem Schreibgerät auf seinem Tische lag, ließ ihn die unruhige Geschäftigkeit, die um ihn herrschte, gar nicht bemerken. Denn der Pfarrherr war in dem verhältnismäßig engen Raum keineswegs allein, sein Weib, eine hagere Frau mit frühverbleichtem Gesicht und einem herben, sorgenvollen Ausdruck um den Mund, setzte in der Ecke beim Ofen ihr Spinnrad in Bewegung und überwachte mit sorgendem Auge das Treiben dreier flachsköpfigen Knaben, die am Boden des Gemachs saßen und mit Feuersteinen und Muschelschalen, die sie am Strande gesammelt hatten, spielten. Es waren lebhafte und derbe Buben, die sich lauter getummelt hätten, wäre ihnen nicht durch den Blick der Mutter und einen gelegentlichen Hinweis auf den lesenden Vater, Ruhe empfohlen worden. Dazwischen aber kamen und gingen einzelne Fischerweiber aus dem Dorfe, von denen die eine und die andre ein dürftiges Geschenk, ein paar Fische oder Eier, brachte, während die meisten von der Frau Pfarrerin Hilfe oder Rat oder auch nur eine Unterredung zu begehren schienen. Wiederholt trat das Weib des Magisters an den kleinen Wandschrank, der ihre Hausmittel barg, um einer klagenden Frau ein Pflaster oder ein Tränkchen mitzugeben, ohne besondere

Teilnahme, aber auch ohne Verdruß verließ sie ihr Spinnrad und trat mit vor die Schwelle, um die Erzählung einer Frau aus den Dörfern zu hören, denen Paulus Möller als Seelsorger gesetzt war. Beinahe jede Kommende und Gehende hatte ihr seit einigen Stunden Neuigkeiten über den gestrigen Brand auf dem Gutshofe oder über Regine, die Hexe von Putgarten, zugetragen, die ja nun endlich hinter Schloß und Riegel im alten Wendenturm verwahrt sei.

Magister Paulus ließ sich von all dem Geräusch so wenig in seinem eifrigen Lesen stören, als von der dumpfen Luft, die in dem Raum herrschte. Er lauschte einen Augenblick hin, wenn der Name Regina an sein Ohr schlug — er erhob sich sogar einmal von seinem Sitz, um seinem jüngsten Knaben zuhilfe zu kommen, dem die beiden älteren seinen Anteil am einfachen Spielwerk entrissen hatten. Aber seine ganze Seele war bei den Streitschriften, nach denen er seit Wochen gedürstet hatte, und die wie ferne, leidenschaftliche Kampfrufe an das Ohr eines Kriegers klangen, der dem Streit fern bleiben muß. Er schlug die Blätter immer hastiger um, sein Antlitz glänzte von wachsender Befriedigung, seine Feder flog rascher und häufiger über das Papier, und er trat jedesmal fester und gleichsam dröhnender auf, wenn er vom Schreiben zum Lesen zurückkehrte und eine eben ausgezogne Kernstelle halblaut wiederholte.

Er hatte sich so ganz an seine augenblicklichen Gedanken hingegeben, daß er aufgestört ward, als er draußen im kleinen Vorraum seinen Namen nennen hörte, und Frau Ursula, die Pfarrerin, sich scheu vor dem Fremden zurückzog, der ihr auf der Schwelle entgegengetreten war. Herr Paulus hatte selbst am gestrigen Abend Gerhard

Friesen aufgefordert, ihn sobald als möglich in seinem Pfarrhaus heimzusuchen — aber als er jetzt des jungen Gelehrten ansichtig ward und sich aus seinen Gedanken emporraffen mußte, um ihn zu begrüßen, war ihm anzumerken, daß er seine Einladung vergessen hatte. Magister Möller trat indes dem jüngern Manne entgegen, reichte ihm die Hand und schickte mit einem raschen Worte seine Knaben aus dem Gemach hinaus. Die Pfarrerin, welche mißtrauische Blicke auf Gerhards Erscheinung warf, erblickte in der den Kindern erteilten Weisung auch einen Wink für sich selbst. Sie wendete sich zur Tür, ohne daß ihr Gatte sie zurückrief. Derselbe hatte vielmehr den besten Stuhl im Gemach an seinen eignen Sitz herangezogen und ihn Gerhard dargeboten, indem er mit einem dünnen Lächeln sagte:

„Ihr findet hier weniger Bequemlichkeiten, Magister Gerhard, als in Eurer augenblicklichen Herberge, und als Euch in dem stattlichen, reichen Leyden zuteil werden mögen. Mein Pfarrhaus ist arm und schier baufällig, aber wir leben in Zeiten, wo ein williger Hirt zu schwer um die Seelen der anvertrauten Herde zu sorgen hat, als daß er an Dach und Wände über und um sich denken könnte.“

„Ihr wißt, Herr Paulus, daß ich nicht verwöhnt bin,“ versetzte Gerhard. „Ich will Euch gar nicht leugnen, daß das überreiche Leben, welches Herr von der Lancken seinem alten Freunde und mir bereitet, mich zu mancher Stunde bedrückt, es steht wahrlich nicht im Einklang mit dem, was ich erlebte und was ich künftighin zu erleben habe, wenn auch mein Geschick durch Gottes Fügung sich über alles Verhoffen wohl gestaltet hat. Aber ich habe früh gelernt, jeden Mann zu ehren, der in aller Kargheit des Lebens innern Reichtum bewahrt und geistige Schätze sammelt!“

„Schätze, die nicht Motten und Rost fressen," entgegnete Möller mit biblischer Wendung, und wie es Gerhard vorkam, mit absichtlicher Betonung. „Ihr habt recht — es ist vielleicht zum Glück gewesen, daß unser großer Luther seinerzeit nicht sonderlich darauf geachtet hat, daß unsre Fürsten und Edlen das meiste Gut der Kirche an sich gerissen und für Seelsorge und Schule nur einen schier dürftigen Rest gelassen haben. Um so tapferer mögen wir für die Wahrheit streiten — es kostet nicht so viel, solchen Herd und solche Habe hinter sich zu lassen, als eine fette Pfründe alter Zeiten!"

Die Augen des Pfarrherrn glitten gleichgültig über das ärmliche Hausgerät und verweilten nur mit einiger Liebe bei seinen Büchern. Gerhard aber sah befangen und beinahe düster vor sich hin — er traf hier dieselbe Entschlossenheit, der Wahrheit Opfer zu bringen, die seinen alten Meister und ihn beseelte, und wie weit wich die Wahrheit, die Meister Theodosius galt, von jener ab, die den wackern Seelsorger erfüllte. Aber er durfte nicht zögern, das Wort, das er dem grollenden und zweifelnden Meister gegeben, einzulösen. Und seltsam genug — seit gestern abend war's ihm, als sei auch sein Blut erregter, er wußte selbst nicht, warum er sich mit einem Male die wilden Reden seines alten Lehrers mit einer andern Empfindung wiederholte, als er sie ursprünglich gehört hatte. Gerhard hatte, als er vorhin den Weg nach Altenkirchen einschlug, ein paar Worte mit dem Gutsherrn getauscht und von demselben ganz Tröstliches vernommen. „Sprecht mit dem Pfarrer was und so viel Ihr wollt, denkt aber dabei ein wenig an Euch, junger Freund. Ihr dürft es nicht weiter mit der Welt verderben, als Ihr es leider schon getan habt. Könnt Ihr den Gottesmann

dazu bringen, daß wir alles andre beiseite lassen und die zahnlose, bösäugige Fischerswitib nur auf ihre Bekanntschaft mit Stahl und Schwefelfaden befragen — mir soll es recht und lieb sein. Ich habe mit dem Satan nicht gern zu schaffen und dem Magister schon oft gesagt, daß er die am meisten äfft, die am eifrigsten hinter ihm drein sind. Ich habe auch nichts dawider, wenn sich die Alte von Putgarten mit einer frechen Lüge herausreden kann — vielleicht ist ihr die Lust zu neuem Feueranlegen vergangen, wenn sie ein paar Nächte im Turme mit der anmutigen Aussicht auf einen brennenden Reisighaufen verbracht hat." Diese Rede von der Lanckens wiederholte sich Gerhard im stillen, während er jetzt tief Atem holend sagte:

„Ich kam zu Euch, Magister Möller, um das zu bereden, was wir gestern beiseite gestellt haben. Lieb wäre mir's, wenn wir uns kurz verständigen könnten — aber da ich nicht voraussetzen darf, daß Ihr schon gelesen habt, was ich — mit unzulänglicher Kraft, wie ich gern zugebe — über die Streitfrage geschrieben habe, die Euch mit meinem Meister entzweite, so werde ich weiter ausholen müssen."

„Doch! ich habe jedes Wort gelesen!" entgegnete Magister Möller, und seine Stimme schwoll unwillkürlich stärker an. „Ich las sogar wiederholt und weiß, womit Euer Witz nicht die Welt, aber Euch selbst betrügt! Lieber Magister, ich habe Euch nur einen Rat zu geben. Werft, was Ihr geschrieben, ins Feuer und brennt die törichte Eitelkeit, die Eure Feder geleitet, womöglich zugleich aus Eurem Herzen. Ihr leugnet die Wirkungen des höllischen Feindes auf die Menschenseele, Ihr gebt vor, an keine Verbindung mit dem Satan zu glauben,

und zeigt ein Lüstlein, alle Gottesgelehrten und Juristen des heiligen römischen Reichs Lügen zu strafen. Seid Ihr einmal beim Verhör, beim Geständnis und der Strafe eines Zauberers oder einer Hexe gewesen?"

„Einmal," sagte Gerhard leise und wie in der Erinnerung zusammenschauernd. „Ich sah, als ich von Helmstedt nach Wittenberg zog, im Städtchen Zerbst ein unglücklich, alt Weib verbrennen. Mit ächzender Stimme beteuerte sie ihre Unschuld, ihre letzten Worte verfluchten ihre falschen Ankläger."

„So war der höllische Feind wieder mächtig in ihr geworden, denn zuvor hatte sie wohl gestanden," versetzte der Pfarrherr feierlich. „Seid Ihr sicher, daß Euch nicht selbst schon der Teufel einen Finger reicht, indem er Euch versucht, gerechte Richter anzuklagen und die Unholden für unschuldig zu erklären?"

Gerhard fühlte die Augen des Pfarrers durchbohrend auf sich ruhen, aber er hielt ihnen Stand und entgegnete nur ruhig: „Ich will mich vor Euch, dem Seelenhüter, jederzeit gern als armer, sündiger Mensch bekennen. Aber von dem, was Ihr andeutet, hoffe ich frei zu sein und zu bleiben. Auf die Art, wie Ihr den Streit anfaßt, Magister, werden wir uns nicht einen Schritt näher kommen."

„Hier gibt es keinen Streit!" rief Möller, über sein Gesicht erglühend. „Daß Satan durch die Welt geht und vor allen in die Seelen armseliger Weiber schleicht, ist tausendfältig bewiesen! Der erste Frevel ist vielleicht nur Üppigkeit und Unzucht, aber eins wächst aus dem andern, wie die Halme aus dem Saatkorn! Wollt Ihr leugnen, oder in Zweifel ziehen, was tausendfach bezeugt ist? Der schlichte Volksverstand und der Kindermund

sind klüger als Ihr in Eures Herzens Härtigkeit, die Ihr Schwarz Weiß nennen wollt."

Die Maßlosigkeit des Angriffs gab dem jungen Gelehrten die Sprache zurück. „Nein, Herr Paulus," sagte er nun gleichfalls erglühend, „mir wird Schwarz, immer Schwarz und die Sünde die Sünde bleiben. Aber hört mich nur einen Augenblick, laßt uns nur einen Punkt finden, wo wir uns treffen und verstehen können. Ihr glaubt, daß Männer und Frauen, die mitten unter uns leben, durch teuflische Macht in Unholden verwandelt werden können, die sich Satan mit Leib und Seele ergeben, Menschen und Tiere quälen, tausendfältig Unheil anrichten und mit Folter und Feuer ausgerottet werden müssen! Ich glaube, daß fast niemals, oder ich will sagen weil Gottes Ratschlüsse unerforschlich sind, nur in ganz seltenen, dunkeln Fällen ein Verbündnis mit dem Teufel möglich ist, ich glaube und fürchte, Magister Paulus, daß die meisten derer, die wir als Zauberer und Hexen zum Scheiterhaufen schicken, Opfer eines Wahns sind — fahrt nicht ungeduldig auf, hört mich zu Ende, um der Liebe Gottes willen! — Daß vielleicht viel schuldvolle Menschen unter ihnen sind, aber just dessen nicht schuldig, wofür sie gerichtet werden. So glaube ich! Und nun, Pfarrherr, tut einmal, wie in unsern akademischen Spielen: setzt den Fall, daß wir beide mit unsrer Überzeugung unrecht haben! Hab' ich unrecht, und mein Irrtum gilt doch in der Welt, was wird die Folge sein? Ein paar dunkle, für unsern Verstand und gesunden Sinn schier unfaßbare Missetaten bleiben weltlich unbestraft, und der gerechte Gott, der viel tausend Dinge richten muß, die im verborgnen geschehen, wird ihrer nicht vergessen. Habt Ihr jedoch unrecht, Magister — welch furchtbare Folgen

treten Euch vor Augen! — Dann sterben in Schmerzen und in Seelenqualen, die schlimmer sind als Eure Brände, alljährlich viele hundert Unschuldiger, dann laden Fürsten und Räte, Seelsorger und Richter und tausend falsche Zeugen unschuldig Blut auf sich, das vor Gottes Thron wider sie schreien wird. Dann —"

„Haltet inne, verblendeter Mann!" unterbrach der Pfarrherr den Eifernden. „Ihr setzt Unmögliches — Ihr lebt in der Eitelkeit des Widerspruchs, welche die schlimmste Versuchung für Männer Eures Schlags ist. Ich will Euch in Eurem Sinne antworten. Es wird nicht Gottes Wille sein, daß Zehntausende von frommen, wackern und wissenden Leuten so grausam irren. Wär's aber sein Wille, so sage ich mit Euch, Herr Gerhard: Gottes Wege sind unerforschlich. Ich würde dann denken, der Herr über Leben und Tod wolle diesem Volke seine ganze Reinheit, den tiefsten Abscheu vor Satans Bund und Werken, er wolle uns um teuren Preis den Eifer bewahren, die Sünde unter uns auszurotten und unser Herz in Furcht zu erhalten!"

„Und die Opfer — die unschuldigen Opfer?" fragte Gerhard erschüttert.

„Sie sind nicht unschuldig, sie können es nicht sein!" rief Magister Paulus stark. „Wären sie es aber — zweifelt Ihr dann, daß Gott die Macht hat, sie in seiner himmlischen Herrlichkeit zehntausendfach für die kurze Angst und zeitliche Qual schadlos zu halten?!"

Gerhard Friesen fühlte sich unfähig, das Gespräch weiter zu führen. In seinem Herzen bat er in diesem Augenblick Meister Theodosius manches ab: der alte leidenschaftliche Kämpfer hatte nur zu recht, wenn er zornmütig ausrief, daß der Wahn brave Herzen zu Mühl-

steinen verhärte. Der Pfarrherr brach das Schweigen nicht — er meinte den jungen Gelehrten besiegt zu haben und wollte ihm wie einem geschlagenen Kinde Zeit zur Besinnung lassen. Gerhard fühlte, daß die Augen Möllers mit stillem Triumphe auf ihm ruhten, und wendete sich ab. — Erst nach einer langen, schwülen Pause sagte er noch:

„So ist wahrscheinlich auch Herrn von der Lanckens und meine Bitte umsonst, daß Ihr Eure Anklagen gegen die alte Frau aus Putgarten nicht in die Untersuchung wegen des Brandes von gestern abend einmischen möchtet? Ihr denkt eben in allen Punkten anders! —“

„Das hindert nicht,“ versetzte der Pfarrer von Altenkirchen, „daß ich meinem Patron und seinen Gästen in diesem Punkte gern willfährig bin. Ich bin es wohl zufrieden, daß meine Anklage zurückstehe und mit der neuen nicht vermischt werde, und will Euch nur wünschen, daß die Regina nicht selbst von ihrem bösen Gewissen getrieben werde, mehr zu gestehen als Ihr hören wollt!“

Es klang ein Ton durch die Erwiderung Magister Möllers, welcher Gerhard rasch in das Gesicht seines Nachbars blicken ließ. Aber nichts im Ausdruck dieses Gesichts deutete auf einen stillen Hohn oder einen hinterlistigen Gedanken — dieselbe starre, aber ehrliche Unbeweglichkeit, welche der junge Gelehrte schon mehrfach wahrgenommen, begegnete ihm auch jetzt. Er wollte ein Dankwort für die Bereitwilligkeit des Pfarrers äußern, aber seine Lippen schlossen sich widerwillig. Herr Paulus schien von dem innern Zustand seines Gastes nichts zu ahnen und suchte, auch nachdem Gerhard einen Morgentrunk ablehnte, den ihm der Pfarrherr aus seinem bescheidnen Keller anbot, das Gespräch ruhiger fortzusetzen,

als es begonnen hatte. Er zeigte die von Stralsund eben empfangenen Schriften und verbreitete sich über ihren Inhalt. Selbst zu andrer Zeit würde Gerhard in Gefahr gestanden haben, zu verraten, wie gering seine Teilnahme an den wilden Glaubensstreitigkeiten sei, welche die ganze deutsche Welt erfüllten und erregten. Jetzt war er durch alles, was er vernommen, zu schmerzlich bewegt, um auch nur die flüchtige Aufmerksamkeit zeigen zu können, welche er sonst jedem Buche widmete. Er antwortete auf die Berichte, mit denen der Pfarrherr die streitbarsten Flugschriften pries, nur wenige einsilbige Worte. Und er vermochte, als er sich zum Gehen erhob, einen tiefen Seufzer nicht zu unterdrücken. „In welchen Zeiten sind wir zu leben verdammt. Wilder Grimm und Haß und dumpfe Furcht durchdringen alle Herzen, die Besserwollenden vermögen sich nicht zu verstehen und wittern im Andersdenkenden alsbald einen Übeltäter!“

„Ich denke nicht so über Euch,“ sagte der Pfarrer mit milderem Ton, als er seither hören lassen. „Aber ich meine freilich, daß die Dämme wider Ruchlosigkeit und Irrlehre nicht hoch genug sind. Ihr jedoch, Herr Gerhard, möchtet die letzten, die uns schirmen, niederreißen, Gott wolle Euch erleuchten!“

Gerhard erwiderte nichts — er verließ das dumpfe Gemach und schritt mit stummem Gruß an der Pfarrerin vorüber, welche ihm nur flüchtig neugierig nachblickte. Als sie zu ihrem Gatten ins Zimmer zurückkehrte, fand sie Magister Paulus mit gefalteten Händen und tiefernstem Blick vor seinem kleinen Betpult:

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Da ist ein junger Mann, Ursula, mit dem es ein schlimmes Ende nehmen will, wenn ihm die Prüfungen

Gottes nicht den Hochmut brechen. Er hat reiche Gaben empfangen, auch die schlimmste, die dem Menschen zuteil werden kann, eine glatte, lockende Zunge. Wäre ich nicht ganz fest gewesen, so hätte er mir diesen Morgen das Herz mit seinen Zweifeln bewegt und mir gegen mich selbst Mißtrauen erweckt!"

„Du fühlst dich schwach, Paulus, weil Ihr gestern im Herrenhof zu wohl gehalten worden seid," entgegnete die Pfarrerin gleichmütig. „Ich wollte, dir wäre ein Amt zuteil geworden, wie sie es dem jungen Manne nachgetragen haben, es sollte dir, deinem Weibe und deinen Kindern wohltun. Aber die einen müssen darben und hoffen, und den andern beschert Gott im Traum Besseres, als sie verdienen."

Elftes Kapitel.

Erst als Gerhard Friesen den freien Weg am Meere gewonnen hatte, welcher von den Fischerhütten des Dorfes Altenkirchen zu denen von Vitte zurückführte, kehrte ihm die volle Besinnung wieder. Der sandige Pfad, welcher hart am Ufer hinlief, zwang ihn bald, die Hast, in welcher er dem Pfarrhaus und dem Pfarrdorf enteilt war, zu mäßigen. Es war jetzt beinahe Mittag, der Märzwind wehte heute gelinder, und zwischen den Wolken, welche noch dicht über der Tromper Wiek und der weiten Felderfläche hingen, die man von hieraus überblickte, stahlen sich spärliche Sonnenstrahlen hervor. Ohne die voraufgegangene Unterredung mit dem Pfarrer würde sich der

junge Mann auch an diesen kargen, ersten Strahlen erquickt und frohe Hoffnungen mit ihnen verknüpft haben. So gut er die Dächer des Herrenhauses von Bitte nicht allzuweit aufragen sah, so gut vermochte er auch die Landenge zu erkennen, über die er vor wenigen Tagen mit Meister Theodosius Corvinus herübergekommen war. Und es mußte ihm wohl beifallen, wie plötzlich und günstig sich sein Schicksal in Stunden gewendet habe, denn in nicht allzuweiter Entfernung ankerte das Schiff Jan van Broighels, und er konnte die Axtschläge der Zimmerer, die dort schon eifrig beschäftigt waren, deutlich vernehmen. Er erinnerte sich, daß der wackre Schloßherr von Bitte diesen Morgen bereits einen Boten mit den Briefen entsendet hatte, welche sein junger Gastfreund nach Holland geschrieben. Aber trotzdem atmete er in diesem Augenblick nur gepreßt, und es war ihm, als kehre er aus einem wirklichen Kampfe tiefwund zurück. Wenige Stunden hatten hingereicht, ihn auch hier in einen Streit hineinzuziehen — und ihm die frohe Zuversicht, mit der er so gern ins Leben geblickt hätte, gewaltig zu dämpfen.

„Theodosius sagt, daß dieser Wahnglaube, an dem der Pfarrer festhält, wie an der heiligsten Wahrheit des Evangeliums, in Holland keine Stätte habe. Das wäre schon etwas! Aber vielleicht scheint's auch nur so — vielleicht ist in den freien Provinzen irgend ein andres daheim, das den frohen Mut bedrückt und den Sinn verdüstert. Der Ritter hat recht: will ich leben und wirken, so darf ich Meister Theodosius nicht mit mir nehmen — sein Auge würde früher auf das fallen, was uns mißfällig, als auf alles, was erfreulich und herzerquicklich sein könnte. Ich muß es, und doch ist mir's, als dürfte ich ihn nicht von mir lassen. Denn hier sieht es aus,

als könnte Herr Cornelius unter schlimmen Umständen selbst seinen alten Freund nicht schirmen, und wo es gilt sich ein Unheil zu bereiten, war Theodosius nie säumig." Während solche und ähnliche Gedanken durch Gerhards Seele zogen, war er immer langsamer und nachdenklicher am Ufer hingeschritten. Es fiel ihm bei, daß im Herrenhaus von Vitte bald die Tischglocke läuten werde, aber aller ehrliche Hunger, den er verspürte, verschwand vor der Vorstellung, daß von der Lancken und Magister Corvinus abwechselnd nach dem Verlauf und Erfolg seines Morgenganges fragen würden, und daß Jungfrau Agnes am Tisch sitzen und vergeblich auf ein anmutigeres Gespräch harren müsse. Ohne es zu wissen, beschleunigte Gerhard doch seine Schritte wieder, seit ihm beigefallen war, daß er die schöne Tochter des Ritters heute in dem großen Wohngemach nicht vermissen werde.

Er schlug jetzt einen Pfad ein, von dem er sah, daß er ihm die Krümmungen des Strandes ersparen werde, und von dem er glaubte, daß derselbe hinter den Hütten des Dorfes zum Gutshofe führe. Allmählich senkte sich dieser Pfad, und Gerhard fand sich in dem langen, sandigen Hohlweg wieder, den er sich erinnerte in der ersten Sturmnacht, in welcher van Broighels Schiff hier strandete, an der Seite von der Lanckens und seiner Tochter zurückgelegt zu haben. Und indem er sich dem Schlosse bereits näherte, nahm er am obern Ende des Hohlwegs die Gestalt des alten Theodosius wahr, der heute wieder kräftig und aufrecht stand und in einer Art über das Blachfeld hinspähte, daß Gerhard sofort erriet, der ungeduldige Mann sei ihm entgegengegangen, um rasch vom Erfolg seiner Sendung zu hören, und fürchte ihn nun zu verfehlen. Er beeilte sich, die sandigen Ränder

des Hohlwegs zu erklimmen und droben den Hut zu schwenken, um seinen alten Genossen aufmerksam zu machen. In der Tat hatte er nicht lange zu warten — Theodosius kam so rasch zwischen den Ackerfurchen und den bereiften und regenfeuchten Rasenstreifen daher, daß Gerhard ihm zurief, minder hastig zu gehen.

„Wie steht's? wie steht's, Gerhard Chrysostomus? Hat dein Mund den starrköpfigen Prädikanten besiegt? will er einmal menschlich und mild sein?“ entgegnete Theodosius schon von weitem, ohne auf die Warnung Gerhards zu achten. Seine Erregung war um so viel mehr gewachsen, als Gerhard länger im Altenkirchner Pfarrhaus verweilt hatte, wie der Alte in seiner leidenschaftlichen Ungeduld berechnet hatte. Jetzt klang seine Stimme so laut übers Feld hin, daß ihn Gerhard unwillkürlich zur Ruhe winkte, obschon weit und breit niemand war, welcher das Gespräch hätte vernehmen können.

„Ich kann mich nicht rühmen,“ sagte Gerhard mit merklich düstrem Ausdruck seiner Züge, „daß ich ihn auch nur in einem Punkte überzeugt hätte. Er ist ehern und durchdrungen davon, daß es das Wohl und Heil der Menschen fordre, diesen dunklen, schwerbegreiflichen Dingen mit harter Gewalt nachzuspüren. Er hat mich im innersten erschüttert — weil ich wieder so recht empfand, daß wir aus einer andern Welt kommen und in der Welt von heute schwerlich gedeihen können! Was übrigens das alte Weib anbelangt, so will er aus freiem Willen von seiner Anklage abstehen! Er ist's zufrieden, daß sie nur wegen des Brandes von gestern abend befragt werde.“

Gerhard verschwieg, welcher Argwohn gegen diese Versicherung Möllers seine Seele bedrückte. Aber Magister

Theodosius sprach aus, was er von den Zügen seines jungen Freundes ablas: „Er wird denken, wenn sie der Alten einmal die Daumschrauben ansetzen, bekenne sie alles, was sie hören wollen. Wir müssen Cornelius bedrängen, Gerhard, daß wir bei dem Verhör der armen Gefangenen dabei sein und zum Rechten schauen dürfen!“

„Tut, was Euch gut und erlaubt dünkt, Meister!“ versetzte Gerhard. „Ihr habt die Fähigkeit zur Ruhe verloren und müßt Euch gewaltsam Kampf schaffen. Mich will's wie ein grausamer Scherz bedünken, den sich das Schicksal mit uns macht, daß es uns nach langen Leiden hier eine gastliche Aufnahme bereitete — und einen Schimmer von Hoffnung zeigte. Eh wir noch der einen oder andern froh geworden, sind wir schon wieder in die Dinge verstrickt, die uns von Ort zu Ort gejagt und zu Ausgestoßnen gemacht haben! Ich seh' es zum voraus, wie uns die Angelegenheit der alten Übeltäterin Schritt für Schritt weiter treiben, den Todhaß der Andersdenkenden erwecken und mit dem Ritter und seinem Hause entzweien wird.“

„Du kannst ja die Hand von ihr ablassen!“ sagte Theodosius, die Stirn runzelnd. „Ich bin allein noch Manns genug, den guten Streit auf mich zu nehmen.“

„Wer spricht davon?“ rief Gerhard. „Ich werde meinen Teil tragen wie Ihr — ich fühle, seit ich den Pfarrer gesprochen, obschon er's sicher redlicher meint, als Ihr denkt und zugeben könnt, auch mein Blut heißer wallen. Aber das darf ich doch beklagen, daß uns das Geschick den Kampf aufzwingt, wo wir den Frieden suchen, und daß ich schon jetzt vor dem bange, woraus mir auch in Holland die Saat des Unheils erwachsen wird.“

„Das Ärgste ist dort nicht zu fürchten. Vor dem

Dämonenwahn und dem ganz elenden Blutdurst, der nach dem Tode armer Weiber lechzt, haben sie sich dort bewahrt," entgegnete Meister Theodosius eifrig. „Im übrigen aber hast du recht, wir leben in verfluchter Zeit, und der Fluch trifft überall hin. Was ist aus unsrem Volk und deutschen Vaterlande geworden, seit du großgewachsen bist, Gerhard! Du kannst nur ahnen, welch eine andre Luft durch die Welt ging, und wie die Herzen höher und reiner schlugen, als Cornelius Lanckenius und ich jung waren. Aber daß es von Jahr zu Jahr schlimmer geworden ist, hast du selbst in deinen Tagen erfahren! Und ich weiß recht wohl, was dich bewegt: der Mensch will alles zugeben, nur nicht, daß ihm das Schicksal versagt, einen freien und sicheren Atemzug zu tun. Auf meinen Fahrten bin ich einmal mit dem Theophrastus Paracelsus, dem weltberühmten und hochgelobten Arzt, der leider auch ein weltberühmter Lügner und heilloser Phantast war, zusammengetroffen. Der wies mir allerhand wunderlich Getier und Gewürm, das er gesammelt hatte — darunter Geschöpfe, die in Mauern und Höhlen eingeklemmt gewesen waren. Die Glieder waren ihnen danach gewachsen und verkrümmt — sie hatten aber doch gelebt und geatmet. 's ist mit der menschlichen Kreatur nicht viel besser, sie will in schlimmer und harter Zeit ihr Teil Freude und Leben haben, und müßte sie sich zuvor verstümmeln und ihre halbe Seele ertöten. Das haben die meisten, die heute leben, fertig gebracht — willst du's ihnen darum nachtun?"

Gerhard wollte eine Antwort erteilen, die nicht ganz nach dem Sinne des Alten gewesen wäre. Aber seine Aufmerksamkeit ward abgelenkt, denn eben wandte sich Meister Theodosius von ihm hinweg und deutete nach

dem alten, runden Turm, der hier unweit des Gutshofes sich erhob, und den man vom Hofe aus über die Mauern erblickte. Es war ein plumper Bau, der mit seinem rundlichen Dach und dem oft erneuerten Lehmbewurf über den Bruchsteinen, aus denen er errichtet war, unzähligen Wettern getrotzt hatte, — kleine, runde Öffnungen mit rostigen Kreuzgittern vertraten in zwei Stockwerken die Stelle der Fenster, eine einzige schmale, mit Eisen beschlagene Holztür, die nach der Seite des Gutshofes lag, bildete den Eingang. Gerhard sah den Turm, der noch aus der Heidenzeit der Insel Rügen stammen sollte, zum erstenmal genauer. Aber Magister Corvinus' Blick ruhte nicht auf dem zerwetterten Ziegeldach und den dicken Mauern. Mit heftiger Gebärde wies er nach einer der Fensteröffnungen und schwenkte wie selbstvergessen sein altes Barett, das er in der Erregung abgenommen. Zwischen dem Mauerwerk und den rostigen Stäben zeigte sich das faltige und gelbe Gesicht einer alten Frau, ein Gesicht, in welchem nur die beweglichen und offenbar scharfen, braunen Augen Leben verrieten. Die Alte hatte hinter ihrem Gitter die beiden herankommenden Männer viel früher wahrgenommen, als Meister Theodosius ihrer ansichtig geworden war und nun seinen jüngern Genossen auf sie aufmerksam machte. Halb mitleidig, halb abgestoßen, erkannte Gerhard die harten, kalten Züge der Gefangenen, die unstät umherschweifenden und listig auf ihn und Theodosius herabblitzenden Augen. Er achtete dabei nicht auf seinen Begleiter. Theodosius aber, noch vom Eifer seiner Rede durchglüht, hob selbstvergessen die Hand an den Mund, um den Schall seiner Stimme zu verstärken, und rief, unbekümmert um den Wächter, der mit einer rostigen Hellebarde den Turm umkreiste und

gerade jetzt den beiden Freunden gegenüberstand, zu der Alten hinauf:

„Seid guten Muts, armes Weib! So Gott will, werden wir Euch helfen und Eure Unschuld zutage bringen!"

Die Herabblickende verstand die tröstlichen Worte des fahrenden Humanisten nur halb, aber sie erriet am Ton der Stimme, daß man ihr wohlwollend zuspreche, und nickte herunter, während eine Art Lächeln um die schlaffen Lippen spielte. Der Wächter, ein trotzig rauher Pommer, schritt gegen die Gäste seines Gutsherrn heran:

„Mit der Mordbrennerin und Hexe soll niemand ein Wort sprechen, bis sie zum Verhör kommt. Ihr werdet wohl tun, Herr, Euren Fürwitz unterwegs zu lassen."

Schon hatte auch Gerhard den Arm seines übereifrigen Gefährten ergriffen und ihn gegen die Mauern des Gutshofs und des Pförtchens hingezogen, welches hier vom Felde aus in den Hof führte. Er konnte sich nicht enthalten, im scheltenden Tone auszurufen:

„Aber Meister Theodosius, Ihr gefährdet unsere Sache, wenn sie die gute ist. Ihr habt auch nicht den Schatten eines Rechts, zu der Alten zu sprechen und ihr Hoffnungen zu machen; alles, was geschehen könnte, vermöchte nur durch Euren Freund, den Ritter und Gerichtsherrn, zu geschehen. Ihr zwingt ja auf Eure Art Herrn Cornelius, Euch als einen Fremden, Unberufenen anzusehen."

Allein Magister Corvinus schien die strafenden Worte des jüngeren Mannes entweder völlig zu überhören oder achtlos beiseite zu setzen. „Hast du gesehen, Gerhard?" fragte er eifervoll. „Dies Gesicht eines armen, alten

Weibes — dieses Jammerantlitz, aus dem stumpfe Furcht und der Gleichmut harter Entbehrungen spricht? Solche Kreatur soll im Verbündnis des Teufels stehen, vor solcher Armseligkeit fürchten sich die Gewaltigen im Lande, und zu ihr schütteln die Weisen ihre Hohlköpfe! Ich will nicht selig werden, wenn sie gestern als der Brand auskam, auch nur in der Nähe des Gutshofs gewesen ist!"

Gerhard schwieg zu den Worten seines alten Meisters. Fast erregten sie ähnliche Empfindungen in ihm, wie vorhin die Rede des Pfarrherrn in Altenkirchen. — Er hätte in diesem Augenblick wünschen mögen, daß eine hereinbrechende Woge den Turm samt dem unseligen Weibe hinwegreiße, und doch verflog im nächsten all sein Unmut, als er auf den Stufen, die vom Herrenhaus zum Hof herabführten, von der Lancken und seine Tochter erblickte. „Wenigstens so lange wir es können, wollen wir uns am Sonnenschein des Lebens erfreuen," sagte der junge Mann vor sich hin, „und je seltner er kommt, um so dankbarer für einen vollen, goldnen Strahl sein!"

Zwölftes Kapitel.

Der Himmel schien Gerhards stilles Gelübde wohlgefällig aufgenommen zu haben, in den nächsten Tagen herrschte auf den Fluren draußen und im Herrenhaus von Witte drinnen Sonnenschein. Der über das Land hinblitzte, genoß sich freilich besser aus den gastlichen Räumen des Hauses, als in den Feldern oder am Strand. Der Rügensche Märzwind war noch kein Frühlingsbote,

aber das öde Land und die rollende Flut erschienen doch in den goldnen Sonnenstrahlen und unter dem wolkenfreien, blauklaren Himmel einladender und anmutender, als in den Tagen zuvor. Im Hause aber war ganzer Sonnenschein. Herr Cornelius hatte, um seinen Gästen Ehre anzutun und sich selbst durch ihren Aufenthalt zu einer nachhaltigen Freude zu verhelfen, seine alten Studien wieder aufgenommen: er las mit Meister Theodosius Corvinus die römischen Geschichtschreiber, an denen sich beide in ihrer Jugend entzückt hatten, und mit Gerhard Homers Odyssee. Es waren gute Morgenstunden, in denen der Gutsherr so Einkehr bei sich selbst und in die Welt seiner Jugend hielt. Selbst über Meister Theodosius kam ein stilles Behagen, als er, um vor seinem Gastfreund zu bestehen, manchen verschütteten Brunnen seines Wissens wieder aufdecken und ausgraben mußte. Er gewann es wirklich über sich, den reichen Frühtrunk, den ihm die Gastfreundschaft des Ritters jeden Tag zudachte, ein und das andremal zu verschmähen, ja sich selbst am Abend mäßig zu halten, um in aller Morgenfrühe frisch zu den römischen Geschichten des Livius greifen zu können. Für Gerhard aber blühte ein Leben auf, von dem er seither nur geträumt hatte. Denn er saß mit dem Gutsherrn nicht allein im großen Gemach zu ebener Erde. Ein- und das andremal hörte Theodosius dem Lesen und Erklären seines Schülers zu, selbst Magister Möller kam mit einem alten Exemplar des Homer, das aus seinen Jenenser Tagen stammte, und einer lateinischen Übertragung, in der er sich besser zurechtfand, als im griechischen Urtext, ein paar Morgenstunden herzu und nickte beifällig zu Gerhards warmer Hingebung an das Wundergedicht aus dem Jugendalter der Welt. Herr Cornelius aber rief

fröhlich, daß Gerhard, der ein ganzer Lehrer sei, vor seinem Lehrstuhl in Leyden doch keinen willigern und dankbarern Schüler haben werde, als den grauhaarigen Studenten auf dem Rügenschen Gutshofe. Und vom ersten Tage an, wo die Lesung begonnen hatte, saß Fräulein Agnes in der Fenstertiefe, von der aus sie die um den Schreibtisch ihres Vaters vereinten Männer wahrnehmen und jedes Wort vernehmen konnte. Gerhard fand es nur natürlich, daß er das Mädchen, die kein Griechisch verstand, durch eine ausführliche Erzählung des Inhalts jedes gelesenen Gesanges entschädigte. Er wunderte sich selbst über den Fluß und das Feuer, mit dem er die Erzählung des Dichters in gutem Deutsch vortrug — flüchtig zog ihm durch den Sinn, daß es sich wohl verlohnen möchte, seine Wiedergabe niederzuschreiben. Die Hauptsache blieb der Anteil, mit dem Agnes lauschte. Ihr Spinnrad ruhte an solchen Morgen völlig, aber auch die kunstvolle Buntstickerei, über die sie sonst eifrig gebeugt saß, lag, so lange Gerhard erzählte, müßig in ihrem Schoße.

Nur einmal hatte während der beiden Wochen, die dem ersten vielbewegten Tage folgten, den Theodosius und Gerhard unter von der Lanckens Dache verlebt hatten, Meister Corvinus die Untersuchung gegen die Alte aus Putgarten zur Sprache gebracht. Sobald dies aber geschehen war, hatte der Ritter seinen Arm in den seines alten Studienfreundes gelegt und diesen vom Mittagsmahl hinweg nach dem großen Obstgarten hinter dem Herrenhause gezogen. Und hier hatte er ihm halb lächelnd ins Gesicht gesehen und leise aber eindringlich gesagt: „Du verstehst deinen Vorteil schlecht, Theodosius, nachdem du dich einmal zum Hexenadvokaten aufgeworfen hast.

Jetzt sitzt die Alte im Turm, und das aufgeregte Volk hier umher ist damit zufrieden, und die Erbitterung verfliegt. Befragen wir die Alte jetzt, und du hättest selbst recht, daß sie schuldlos sei — was ich nicht glaube — so bringen wir Fischer und Hufner weit und breit in den Dörfern auf, und ehe sie in ihre Hütte heimkommt, ist der Magister Möller mit der neuen Anklage bei der Hand. Darum gehab dich nicht und sei still, mein Alter!" Und Theodosius hatte wohl auf diese Ansprache ein wenig gemurrt, aber doch seitdem geschwiegen. Der Pfarrherr aber hatte am dritten oder vierten Tage danach, als er zur Lesung des Homer kam, Gerhard seine Handschrift, die Meister Theodosius in falschem Eifer in das Pfarrhaus von Altenkirchen getragen, mit einem vielsagenden, warnenden Blicke zurückgegeben. Seit der junge Mann die Blätter in der Innentasche seines Wamses geborgen, war von ihr nicht mehr die Rede. Und alle Männer im Gutshof nahmen eine Miene an, als ob sie nicht wüßten, daß in dem alten Wendenturm jenseits der Hofmauern die Frau aus Putgarten sitze, angeklagt auf Leben und Tod, und immer bewacht von einem der Dorfleute, die einander eine einzige rostige Hellebarde in die schwieligen Hände drückten, wenn sie sich in dieser Pflicht ablösten. Nur Fräulein Agnes schwieg nicht, sie sandte jeden Mittag eine Suppe nach dem Turme hinüber, und ihre Leibmagd hatte strenge Weisung, eine volle Schüssel dem Wächter und die andere der Gefangenen zukommen zu lassen.

Dem Gutsherrn aber weckten der Friede, der unter seinem Dach eingekehrt war, das Leben, und die Munterkeit, die jetzt an seinem Tische herrschten, die alte Neigung zu fröhlichen und stattlichen Gelagen. Er verkündete den

Freunden, daß er für den zweitnächsten Sonntag den stralsundischen Amtmann auf Wiek und einige seiner Nachbarn — Wittower Gutsherren gleich ihm selbst — eingeladen habe, und lachte fröhlich, als sich bei dieser Nachricht ein flüchtiger Unmut im Gesicht seiner Tochter zeigte.

„Du scheust die Kosten und den Lärm einer großen Bewirtung, Agnes," sagte er, „und doch hast du keine bessere Gelegenheit, einmal alle deine Liebhaber wieder in Eid und Pflicht zu nehmen. Mir ist, als hätte sich einer und der andere der Herren in letzter Zeit hier selten gemacht — sie wissen noch nicht einmal, daß die dunkeln Augen unseres welschen Gastes, des Bruno, sich nicht mehr herausfordernd in ihre wasserblauen bohren können!"

Gerhard, der teilnehmend nach dem jungen Mädchen hinblickte, meinte zu erkennen, daß sie sich durch die Scherzworte ihres Vaters verletzt fühlte, obschon sie aus kindlichem Respekt schwieg. Herr Cornelius aber wandte sich zu seinem Jugendfreunde und erzählte lachend:

„Herr Möller, der stralsundische Amtmann, wird dir behagen, Theodosius. Er ist ein Hartkopf wie du, nimmt jedermanns Partei, der angeklagt ist, und wittert hinter jedem Priesterrock Unheil. Mit meinen adligen Gutsnachbarn liegt er immer in Streit und doch mögen sie ihn an keinem Tisch, wo es munter hergehen soll, entbehren. Der hielt selbst dem Giordano Bruno stand und gab dem Welschen durch seine absonderlich tollen Einfälle etwas auf zu raten!"

Wenn der Ritter so plauderte, war es Gerhard, als habe Meister Theodosius nicht ganz unrecht, der Abend für Abend in ihrem gemeinsamen Schlafgemach die Be-

schuldigung aussprach, daß Cornelius von der Lancken herzensgut und mildtätig geblieben sei, aber in seinem pommerschen Behagen gelernt habe, die wichtigsten Dinge als ein bloßes Spiel zu behandeln. Wenn er jedoch wieder empfand, mit wie warmem, ehrlichem Anteil der Blick von der Lanckens auf ihm selbst ruhte, welche herzliche Freude der Ritter an allem zeigte, was ihm Gerhard aus seiner Bücherwelt bieten konnte, so regte sich in ihm ein wärmeres Gefühl, und er schloß dem polternden Alten wohl mit den Worten den Mund: „Hört auf zu schelten, Meister Theodosius! Wo in der Welt hätten wir mehr Liebe und Anteil gefunden, als hier?“

„Du hoffst noch mehr zu finden und suchst wenigstens eifrig danach!“ versetzte dann Meister Corvinus nicht ohne einen gutmütig spöttischen Blick, der Gerhard das Blut in die Wangen trieb. — Er wußte ganz gut, daß sein alter Lehrer nicht an Leyden dachte — und erschrak jedesmal von neuem, daß die scharfen, grauen Augen des Alten in seine vermessensten Traumgedanken hineingeschaut hatten.

Ob es Zufall oder Absicht war — er hatte sich an allen den Tagen, welche seit dem ersten auf Schloß Bitte verstrichen waren, nicht wieder mit dem Edelfräulein allein gefunden. Sie war zugegen gewesen, als Gerhard seine Briefe an seinen Leydener Freund und die hochpreisliche Artistenfakultät der holländischen Universität vor ihrer Absendung vorlas, sie hatte dem bescheiden männlichen Tone, in dem die Schreiben gehalten waren, freudig gelauscht, sie hatte, wenn er den Homer zuschlug und vor ihrem Sitz mit großen Schritten auf und abging, mehr als einmal mit ihm berechnet, wie lange es anstehen könne, daß aus den Provinzen auf diese Briefe die Ant-

wort einlaufe. Sie hatte dann jedesmal ihre Zufriedenheit ausgesprochen, daß ihr Vater um so viel länger die Gesellschaft Gerhards behalten werde. Aber wie scharf und gespannt auch Gerhard auf jeden Ton, jede Silbe solcher Aussprache lauschte — er verzagte daran, zu erraten, ob Fräulein Agnes sein Bleiben nur für ihren Vater billige, oder ob sie selbst Zufriedenheit darüber empfinde.

So gingen die Tage hin, die leidenschaftliche Erregung der ersten Stunden schien beschwichtigt, die dunkle Wolke, die Gerhard dicht über sich erblickt hatte, verzogen. Der Ritter hatte sein volles Behagen zurückgewonnen und freute sich, seine Gäste den umwohnenden Herren und Junkern vorzuführen. „Denn Ihr, Gerhard," sagte er vertraulich am Vorabend des großen Gastgebots zu diesem: „Ihr seid ein gut Teil ritterlicher und stattlicher in Eurem Wesen, als mancher von den Nachbarn. Ich erstaune, wie Ihr das alles gewinnen und durch Eure mühseligen Wanderungen und all die Quälereien, die Ihr Euch im Unbedacht aufgebürdet habt, hindurchtragen konntet! Ihr sollt sehen, daß Ihr nur einen findet, der sich vermessen wird, Euch in guter Sitte und wackrem Gespräch auch mit Agnes hinter sich zu lassen. Das ist der junge von Zarnekow auf Spieker drüben — ein stattlicher junger Herr, der gleich Euch in Wittenberg studiert hat. Er wirbt, wie Ihr leicht sehen werdet, um meine Agnes, und es wäre mir recht und lieb, wenn sie die Frau eines Jasmundischen Gutsherrn würde nnd so in meiner Nähe bliebe. Aber sie scheint ihm wenig hold, ohne daß ich erraten kann, womit er ihren Sinn wider sich gewendet hat."

Der junge Gelehrte schritt bei diesen Worten neben seinem ritterlichen Gastfreund längs des Strandes an

jener Stelle, wo die Landenge der Schabe gegen Wittow hin breiter ward, und das Ufer anstieg. Sie waren aus dem Schlosse gegangen, um die Arbeit an dem Schiff der Holländer, das rüstig kalfatert wurde, in der Nähe zu sehen. Es lag so weit in den Schutz der Bucht hereingezogen und an sichrer Stelle verankert, daß nur ein ganz besondres Unglück, ein überheftiger Sturm das Fahrzeug wieder gefährden konnte. Herr Cornelius sah gespannt nach dem tätigen Gewimmel auf dem Deck und in drei Booten um das Schiff. Und es war gut, daß seine ganze Aufmerksamkeit dort hinüber und von seinem jungen Begleiter hinweggelenkt blieb. Denn Gerhard war bei der Mitteilung über Walter von Zarnekow und dem ruhigen Gleichmut von der Lanckens erblaßt, er fühlte in diesem Augenblicke eine Regung, von der er sich kaum Rechenschaft geben konnte. Hatte er schon zuvor dem großen Gastmahl ohne sonderliche Freude entgegengesehen, so dachte er jetzt mit Widerwillen an den festlichen Tag und mußte sich mühen, Herrn Cornelius gegenüber nichts von seiner Bestürzung und seinem schmerzlichen Unmut zu verraten. Der Ritter sprach unbefangen von andern Dingen weiter, rühmte auch die frische Tätigkeit, die van Broighel und seine Schiffsleute an die Herstellung des Schiffes gesetzt, und fügte zuletzt hinzu: „Leicht möglich, Gerhard, daß sie für Euch zur rechten Zeit fertig werden, und daß Ihr schon in einigen Wochen mit ihnen nach Enkhuyzen absegeln könnt.“ Gerhard sagte sich im stillen selbst, daß sein Gastfreund die Äußerung ohne Arg getan habe, und doch durchzuckte sie ihn schmerzlich, und das Gefühl, ein heimatloser Flüchtling zu sein, das er hinter sich geworfen gehabt, überkam ihn an diesem Abend aufs neue. —

Sie waren vom Strand heimgekommen, die Lampe aus Venedig brannte wieder auf dem alten, runden Eichentische und erleuchtete die Hälfte des weiten Gemachs. Fräulein Agnes und ihr Vater saßen am Tische, auch Meister Theodosius hatte seinen Platz eingenommen und blätterte in einem mächtigen Chronikbuche mit Holzschnitten, welches ihm von der Lancken lange gerühmt und heute endlich herzugesucht hatte. Nur Gerhard Friesen, der sonst still zwischen ihnen gesessen, schien heute von einer fremdartigen Unruhe ergriffen und ging im Halbdunkel auf und ab. Einmal trat er hinter den Stuhl des jungen Mädchens, die mit dem Vater flüsternd einige Haushaltssorgen tauschte, und versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen:

„Ihr müht Euch wieder, Fräulein, und werdet von dem ganzen, stattlichen Festmahl abermals nichts haben, als Sorgen, Küchenrauch und den Lärm fröhlicher Männer im Hause."

„Ihr irrt diesmal, Herr Gerhard!" versetzte Agnes, indem sie lächelnd nach ihm aufsah. „Herr Möller, der Amtmann, kommt mit seiner Hausfrau und seinen Töchtern, und Herr von Boddin auf Westerhagen bringt seine Schwester mit, auch handelt es sich diesmal um ein Gastgebot am Mittag, bei dem in keinem guten Hause die Hausfrau fehlen darf. Ich bin des Vaters Hausfrau, und Ihr werdet mich sonach meines Amtes am Tische gar streng walten sehen."

Gerhard erschrak über sich selbst, als er bei Agnes heiterer Antwort einen bitteren Unmut empfand und rasch wieder ins Dunkel tauchen mußte, um den Ausdruck seiner Züge zu verbergen. „Natürlich — sie fehlt nicht, wenn es die Gäste sind, die sie morgen erwartet," wallte es

in der Seele des jungen Mannes auf, und doch mußte er sich im gleichen Augenblicke gestehen, daß es leidenschaftliche, sinnlose Ungerechtigkeit sei, die sich in ihm gegen das Mädchen und selbst gegen den wackern von der Lancken regte. Wenn er die Freundlichkeit, mit der man ihn hier aufgenommen, die arglose und holde Teilnahme der Jungfrau an seinem Mißgeschick und dem plötzlichen Glücksschimmer, der ihm aufgegangen war, sich falsch gedeutet und geheime Wünsche an diese geknüpft hatte — wessen war die Schuld? Warum hatte er Hoffnungen gehegt, die ihm nicht ziemten, und an denen er selbst in diesem Augenblick noch festhielt, wo ihm doch ihre Eitelkeit und Torheit wahrlich klar genug vor Augen stand.

Als Gerhard und Theodosius an diesem Abend ihr Gemach betraten, harrte ihrer eine Überraschung, die der voranleuchtende Knecht mit listigem Schmunzeln schon im Gange anzukündigen suchte. Auf dem Lager eines jeden der beiden Männer fand sich ein neues, festliches Kleid, das der Schneider aus Bergen an diesem Nachmittag gesendet, und bei dem je ein lateinisches Distichon des Hausherrn lag, in dem sie gebeten wurden, das kleine Gastgeschenk anzunehmen. Meister Theodosius musterte höchst wohlgefällig den rotbraunen Rock mit breiten Borten und allem, was sonst zu einem Festanzuge gehörte. Aber Gerhard machte heute an sich zum zweiten Male die Erfahrung, daß sein Herz voller Widerspruch sei: er hatte nicht ohne Sorge für morgen an seine wenig stattliche und bei dem neulichen Brand obenein beschädigte Kleidung gedacht. Und jetzt empfand er nur die Demütigung, die darin lag, daß er des freundlich gebotenen Geschenks dringend bedurfte, und vergaß das Wohlwollen und die freundschaftliche Sorge, die der Gutsherr für seine

Gäste wiederum an den Tag gelegt hatte. Er fühlte nur den Abstand zwischen sich und denen, die ihn, unbefangen und warmherzig, binnen zwanzig Stunden daran gewöhnt hatten, an keinen Abstand mehr zu denken. Er legte sich nieder, um vor Theodosius seine innere Unruhe zu verbergen, aber in schlafloser Nacht zogen vergangne Leiden durch seine Erinnerung und weissagten ihm zukünftige.

Am Morgen des Sonntags suchte der Gutsherr seine beiden Gäste in ihrem Gemach auf, um sie zu bitten, ihm den freundschaftlichen Scherz nachzusehen, den er sich mit ihnen erlaubt habe. Gerhard war bereits wach, er hatte sich nicht entschließen können, das neue Kleid, das er am Abend vorgefunden, anzulegen, und stand in seiner alten Tracht vor Herrn Cornelius, als dieser in heller Fröhlichkeit bei ihnen eintrat. Der Ritter prangte heute in einem Ehrenkleide von violettem Brabanter Tuch, seine kostbare Spitzenkrause und der Hut von dunklem Sammet, den Federn zierten, gaben der stattlichen und würdevollen Gestalt ein beinahe gebietendes Ansehen. Aber sein Gesicht strahlte nur Wohlwollen, gute Laune, und die guten, männlichen Züge wurden verschönert durch einen Ausdruck von leichter Verlegenheit, der sich in ihnen malte, als er Gerhards in dem alten Wanderwams ansichtig ward.

„Ei ei, Herr Magister und hochpreislicher Professor," sagte er, „Ihr habt doch nicht etwa die Absicht, diesen Morgen den Homerus zu traktieren und aus der Kirche zu bleiben? Magister Möller wäre imstande, deshalb unser Mahl zu fliehen und uns das festliche Tischgebet zu versagen. Rüstet Euch nur immer für den Tag, denn sobald wir von Altenkirchen heimkommen, werden die Gäste anlangen, und dann wollen wir von Herzen fröhlich

sein, wenigstens so gut es mit uns noch angeht, Theodosius! Eilt — eilt und tut meinem Schwank eine Ehre an. Ich hatte dem Ellenritter aus Bergen, als er neulich hier war, unsre Wämser zu flicken, heimlich den Auftrag gegeben; ich war Euch doch wahrlich Ersatz schuldig für das Eure, das Ihr darangesetzt, um meine brennende Scheuer zu löschen. Und dann auch — der Bergner Schneider hat mir seinerzeit zu seinem Hauskauf ein paar Gültbriefe abgeschwätzt, und mit den wenigen Kleidern, die ich bedarf, komme ich nicht einmal zu meinen Zinsen. So war's recht gut, daß ich dem Schneider einmal fester ins Tuch greifen konnte."

Gerhard schämte sich vor dem gütigen Freunde seines Grolls und eilte, sich gleich Meister Theodosius nach Kräften zu schmücken. War's doch, als sollte ihm heute alles schwer gemacht werden! Seine Einbildungskraft flog unruhig den Stunden voran, er schaute sich bereits an der Tafel und Agnes und ihren Nachbar sich gegenüber. Er malte sich dessen Bild in lebhaften Farben und dachte nicht einen Augenblick daran, daß von der Lancken ihm selbst unbefangen erzählt hatte, seine Tochter sei dem ritterlichen Bewerber nicht sonderlich geneigt. Und gerade jetzt, wo er sich zugleich seiner vermessenen Träume bewußt ward und sich gern mit einem gewaltsamen Entschluß von ihnen getrennt hätte, fand er sich auf dem gemeinsamen Kirchgang an der Seite des heimlich geliebten Mädchens. Agnes von der Lancken war gleichfalls schon im Festschmuck, das kostbare, hellfarbige Kleid mit samtnen Puffen, das sie trug, der schwere, silberne Gürtel und die Gürteltasche, die mit echten Perlen gestickt war, verrieten Rang und Reichtum ihres Vaters. Aber ihr anmutiges Gesicht und der milde Glanz ihrer

blauen Augen erschienen heute gleichsam schlichter, demütiger als sonst. Gerhard sagte sich trotzig, daß vielleicht nur andächtige Stimmung aus ihrem Wesen spreche. Allein jedes Wort, welches sie mit ihm tauschte, durchzitterte ihn mit einer Ahnung, daß sie bestrebt sei, ihm die gediegene Pracht ihres Festanzugs vergessen zu machen, und ihm das harmlose Gefühl zurückzugeben, mit dem sie sich an anderen Morgen im großen Wohngemach begrüßt hatten. Wie sie auch immer über ihn denken und ob sie für immer ohne Ahnung von der Sehnsucht seiner Seele bleiben mochte — Gerhard hatte keinen Grund, sie anzuklagen oder der Lieblichen zu zürnen!

Es war ein klarer Märzmorgen — der Westwind minder scharf als in den Tagen zuvor. Die Flut der Tromper Wiek wogte heute stiller gegen den sandigen Strand, und das Rauschen, das von den rollenden Wellen heraufdrang, ward von dem Glockenklang, der über die Felder hinschallte, prächtig übertönt. Gerhard sah nur um sich, wenn der Ritter, der mit Theodosius voranschritt, oder seine Nachbarin ihn auf die grüßenden Gruppen der Dorfleute und Fischer aufmerksam machten — sonst ruhten seine Augen auf der schlanken Gestalt an seiner Seite, den goldnen Locken, die der Morgenhauch von den Wangen hinweg in den Nacken zurückwehte, und dem ernsten und doch so lieblichen Gesicht des Mädchens. Wenn ihm schmerzlich bewußt war, daß er ihr Leben nicht für das seine gewinnen könne, warum sollte er nicht jeden Augenblick dieses traumhaften Morgens voll genießen? Er schritt aufrecht und wie ein Mann, der es nie anders gewußt hat, neben dem Edelfräulein und freute sich jedes Wortes, das von ihren Lippen fiel und immer ihre Güte und Klugheit zugleich verriet.

Erst Magister Paulus Möller scheuchte ihn aus seinem Traum. Sowie der Ritter mit seiner Tochter und den beiden Gästen die Kirche betrat, verstummten droben die Glocken, klang die kleine, dünne Orgel, und ein Choral mit niederdeutschen Worten von Decius leitete den Gottesdienst ein. Neugierig blickten die Kirchgänger auf von der Lancken und Agnes, auf die Fremden in neuen, schimmernden Gewändern; man erkannte, daß sie des Prunks nicht völlig ungewohnt waren, ihn aber nur selten erblickten. Der Pfarrherr stand bereits am Aufgang zu seiner mäßig erhöhten Kanzel, er hatte in seiner Amtstracht ein durchaus würdiges Aussehen und blickte für Gerhards Empfindung nur zu streng und finster auf die kleine Gemeinde. Seine Predigt hielt er in hochdeutscher Sprache, an gewissen Stellen, wo er für die Fischer und Häusler besonders deutlich und eindringlich werden wollte, wiederholte er einzelne Bilder und Ermahnungen im Platt der Insel Rügen. Herr Paulus predigte über das Gleichnis vom Schalksknecht, und wenn anfangs seine Rede schwerflüssig war, so ward sie im Verlauf der Stunde lebendiger, feuriger, eindringlicher. Der Prediger schalt in derben und selbst mächtigen Worten alle diejenigen, die untätig bleiben, vor allen die Seelsorger und Lehrer, sowie die christlichen Obrigkeiten, die ihr Pfund vergraben. Er konnte in seinem Sinne Fürsten und Räte meinen, die es unterließen, den Sakramentierern und andern Schwarmgeistern nachzuspüren, er erhob keine bestimmten Anklagen, und doch rückte der Ritter während der Predigt ein paarmal unbehaglich auf seinem Ehrensitz hin und her, und Theodosius wie Gerhard lauschten mit immer gespannterer Aufmerksamkeit. Mancher Mann, der vor einer schweren und unlieben Pflicht zurückschrecke, stehe in Gefahr, als

ein Schalksknecht erfunden zu werden, ohne daß er es ahne. Mancher, der die Tage verstreichen lasse, an denen ihm Gott zu wirken vergönnt habe, versäume damit die beste Frist zur Seligkeit. Es war kein Wort in der Predigt, was der Gutsherr auf sich hätte beziehen müssen — aber die dörflichen Hörer, Bernd Jansen voran, blickten bald zu ihrem Seelsorger empor, bald nach dem geschnitzten Stuhl, in dem Herr Cornelius in all seiner Festpracht saß. Der faltete unmutig die Stirn und atmete erst freier, als Magister Möller im zweiten Teil zu den geistlichen Schalksknechten überging, die aus Menschenfurcht die göttliche Wahrheit verschweigen oder den Leuten, die es begehren, Brei ums Maul schmieren. Mit Gebet und Fürbitte und einem andern Choral schloß der Morgengottesdienst, der, um der Einladung des Schloßherrn willen, heute der einzige bleiben sollte. Von der Lancken warf für sich und seine Gäste ein großes Silberstück in den Opferstock und schritt dann aus der Kirche, minder wohlgemut, als er diese betreten hatte.

„Magister Paulus fürchtet, daß wir am frohen Tage zu froh werden, und will zum voraus ein Tröpflein Wermut in den Wein der Lust mischen," sagte er draußen, ohne, wie er gewohnt war, den Prediger an der Kirchtüre zu erwarten. „Mich dünkt, daß er mir ins Gewissen reden will, weil das Verfahren gegen die Rugin noch nicht im Gange ist. Ob ich zu Recht wegen meines verbrannten Scheunendaches und der bedrohten Hafervorräte komme, kümmert ihn schwerlich — also reut ihn sein Versprechen, das er an Euch gegeben, und der Stillstand, den er geschlossen, bereits wieder. Ihr seht, Gerhard, hier ist's beim besten Willen schwer, meinem alten Theodosius das Herz zu erfreuen, wie ich gern möchte, auch wenn's

nicht ganz nach Gottes Ordnung sein sollte. Der Magister hat mir den fröhlichen Mittag, nach dem mich so sehr verlangte, schon scharf versalzen! Sollte man aber nicht gleich wünschen, Gottes Blitz führe drein und schaffte die alte Hexe, die nur zu Zwist und Unheil Anlaß gibt, rasch aus der Welt."

Gerhard empfand lebendig mit dem Gutsherrn, aber doch überkam ihn in diesem Augenblicke eine plötzliche Wallung:

„Ihr habt recht, Herr von der Lancken, indes wär's nicht besser, da Gott langmütig und geduldig ist, Ihr entschlößt Euch kurz und grifft durch und gebötet Eurem Pfarrherrn und Meister Theodosius zugleich Stille und jagtet mit einem leidlichen Zehrpfennig die unheimliche Alte ein Stück in die Welt hinaus?"

„Klug — klug Gerhard! — mir aus der Seele gesprochen!" versetzte der Ritter und stützte sich auf den Arm seines jungen Begleiters. „Aber es gibt ein Ding, das sich Gewissen heißt — und wenn Paulus Möller nun recht hätte, wenn alle unsre Zweifel nur Versuchungen des Satans wären, und wir mit unzeitiger Schonung dem Bösen dienten? Ihr habt noch nie in Haus und Hof gesessen, habt nicht auf Nachbarn und Gesinde achten und Euer wie ihr Tun vor Gott verantworten müssen. Ihr wißt nicht, wie dem Menschen zumute wird, der die Pflichten gegen andre beständig im Sinne trägt. Wenn ich meinem geheimen Wunsch und Eurem Rat folge, Gerhard, die erbärmliche Alte entflöhe, und dann ginge der giftige Same auf, den sie hinter sich gestreut hat — es käme, wie an mehr als einem Ort im Deutschen Reich, die unheimlichen Künste wucherten auf, das dritte Weib stünde im Bunde des Satans, und wir müßten mit Feuer

und Schwert um uns wüten, um zu halten und zu retten, was noch zu retten wäre?! — wie wird Euch bei solcher Möglichkeit?"

Gerhard sah seinen Gastfreund betreten an, er erblickte in dem ehrlichen Gesicht des Ritters den Ausdruck bekümmerter Zweifel. Ihm war's in diesem Augenblicke, als müsse er seine Stimme mächtig erheben und Herrn Cornelius in die eigene Überzeugung versetzen, daß alles, was er fürchte, nie geschehen sei, und nur ein hirnloser Wahn der Massen sich im Blute Unschuldiger gekühlt habe — aber er atmete nur schwer und zwang sich zum Schweigen. Denn eben war Agnes mit Theodosius am Wege stehen geblieben und sah lächelnd auf die Herankommenden. Sie erfreute sich sichtlich an der zutraulichen Haltung ihres Vaters zu seinem jungen Gast und flüsterte dem Alten zu: „Euer Schüler und junger Genoß hat meines Vaters ganzes Herz gewonnen — ich hörte ihn schon sagen, daß er bei Herzog Bogislaw den Versuch machen wolle, Magister Friesen für Greifswald zu erhalten und denen in Leyden nicht zu gönnen!" Meister Theodosius empfand Lust, eine verfängliche Frage an das junge Mädchen zu tun, ja die Frage blitzte aus seinen Augen, ehe sie auf seine Lippen kam. Denn plötzlich wandte Agnes ihr Gesicht von den Männern hinweg — Gerhard nahm doch wahr, daß sie hoch erglühte — und sah über das Feld hin nach den Dächern ihres Heimathauses und dessen unmittelbaren Umgebungen. Im nächsten Augenblick aber zeigte sie auf einen kleinen Trupp Reiter, der sich von Westen her dem Gutshof von Vitte näherte, und sagte eifrig:

„Wir müssen eilen, daß wir heimkommen, Vater. Magister Paulus hat heute länger gepredigt, als sonst,

und dort sind schon welche von unsern Gästen, die uns zürnen würden, wenn sie uns nicht zum Empfang bereit fänden."

Rasch entschlossen und leichtfüßig eilte sie damit dem Tore des Gutshofes entgegen, das sie vor den Augen der Männer erreichte, ehe die zu Pferd Herankommenden ihrerseits bis dorthin gelangt waren. Gerhard sah der anmutigen, dahinfliegenden Gestalt mit innerer Entzückung nach, selbst Theodosius' Gesicht erhellte sich, und beifällig nickte er dem alten Freunde mit den Worten zu: „Atalanta — wahrhaftig Atalanta!" In dem jungen Manne aber regte sich ungewiß ein Gefühl sehnsüchtiger Hoffnung und jenes schmerzlichen Bangens, das er gestern und heute empfunden hatte. Und gewiß schien ihm nur das eine, daß er an diesem Tage und in dieser Stunde den Vater des holdseligen Mädchens, deren Anmut jetzt seine ganze Seele erfüllte, nicht wider sich erregen und keinen neuen Schatten in die festliche Erwartung werfen dürfe.

Dreizehntes Kapitel.

Rasch füllten sich der Gutshof und die Gemächer des Herrenhauses in der nächsten halben Stunde mit den geladenen Gästen. Ehe die elfte Stunde herankam, waren alle Erwarteten versammelt. Die meisten waren zu Pferd gekommen, und ihre Rosse verengten den Raum in den Ställen — obschon auf solche Gelegenheiten gerechnet war. Der Amtmann von Wiek hatte einen schwerfälligen Rollwagen von vier starken Braunen durch die sandigen Wege

quer über die Halbinsel schleppen lassen und stieg mit seiner breiten und stattlichen Ehehälfte und zwei Töchtern von dem Fuhrwerk herab, während die schon angekommenen Gäste halb bewundernd, halb spottend das schwerfällige Gefährt umstanden! Sein Blick fiel, nachdem er von der Lancken begrüßt hatte, und während seine Töchter mit Agnes Umarmungen wechselten, auf van Broighels holländische Matrosen, die im Hofe umherstanden und dem fremdartigen Schauspiel phlegmatisch zuschauten.

„Also doch wahr?" sagte Herr Bartholomäus Möller mit lautschallender, nachdrücklicher und doch heitrer Stimme. „Ich hörte schon, daß du ein ganzes Schiff voll hungriger Männer ins Haus genommen hast und wiederum gelehrte Gäste pflegst, und wollte beides nicht glauben, als wir deine gastliche Ladung erhielten. Sind dir der Mäuler noch nicht genug, Cornelius? Wir werden dich noch aus Haus und Haus schmausen — ganz gewiß, unsere löbliche Stadt Stralsund hat längst ein Auge auf deine Güter, und ich könnte mir ein gutes Lob bei meinem edlen Rat verdienen, wenn ich sie bald erwürbe. Ich komme also des festen Vorsatzes, heute ein gut Teil zu diesem Ende zu tun — sieh dich wohl vor, Cornelius!"

„Es wird mich freuen, wenn du dein Bestes versuchst!" lachte von der Lancken, dem der Anblick des wohlbeleibten und mit fröhlichem, rotem Gesicht in die Welt schauenden, etwa sechzigjährigen Herrn das heiterste Behagen zu wecken schien. Der stralsundische Amtmann sah dabei im Kreise um, grüßte mit Kopfnicken und Handschlag die befreundeten Edelleute von den Nachbargütern und blickte fragend auf Theodosius Corvinus und Gerhard Friesen.

„Sind das deine neuen, lateinischen Gäste?" fragte

er, indem er auf die beiden losschritt. „Ihr seid zu jung, als daß ich hoffen könnte, wir sollten dereinst ein Schmollis miteinander getrunken haben! — aber Ihr? wie ist mir denn — Euren Studienweg sollte ich doch wohl einmal gekreuzt haben!“

Die Frage galt dem alten Magister, der bereitwillig nachsinnend die Stirn rieb und sich mühte, den Amtmann zu erkennen. Herr Cornelius kam ihm herzlich lachend zu Hilfe, indem er dem Stralsunder sagte: „Laß ab, Freund — du bist diesmal im Irrtum — mein alter Theodosius ist zu deinen Zeiten nicht höher nach Norden heraufgekommen, als zum brandenburgischen Frankfurt. Du aber hast in Greifswald und Rostock mit so vielen geschwärmt, daß dir nicht mehr einleuchten will, es gäbe ein Menschenkind, mit dem das nicht geschehen ist.“

„Das ist's auch!“ beteuerte Amtmann Möller mit unverminderter Fröhlichkeit und schritt auf Agnes zu, die inzwischen Frau und Töchter des Letztangekommenen in den Flur geleitet hatte, der heute mit Fichtenreisig, mit ein paar Teppichen und Waffenstücken in eine Halle verwandelt war, in der sich die Geladenen zunächst aufhalten und den erfreulichen Anblick einer reich geschmückten Tafel in dem großen Wohngemach und den angrenzenden, sonst unbenutzten Nebenräumen genießen konnten. Noch mußte man Magister Möller erwarten, der das Tischgebet zu sprechen hatte und wenige Minuten vor der für den Beginn des Mahls festgesetzten Zeit eintraf. Der Gutsherr schien beim Empfang des Pfarrers von Altenkirchen einen Scherz über die Predigt gewagt zu haben, den Magister Paulus nicht allzu gnädig aufgenommen haben mochte. Denn er trat mit umwölkter Stirn in den Kreis der Gäste, und sein Gesicht zeigte erst dann

einen hellen und zufriednen Ausdruck, als er Herrn Walter von Zarnekow, den Junker von Spieker, wahrgenommen hatte. Der Pfarrherr und der junge Edelmann tauschten die herzlichste Begrüßung, und Gerhard, dessen Blicke mit geheimer Spannung auf Herrn von Zarnekow verweilten, empfand eine unbestimmte Besorgnis bei der sichtlichen Freude, die die beiden bei ihrem Zusammentreffen zeigten. Walter von Zarnekow stand etwa in Gerhards Alter, seine magere Gestalt und die völlig lichtblonden Haare gaben ihm jedoch ein etwas jüngeres Aussehen. Die harten Züge seines Gesichts und die scharfen, hellgrauen Augen drückten Entschlossenheit aus, in seinen Bewegungen war der Junker lebendiger, geschmeidiger als seine Landsleute, die meist mit einer gewissen Schwerfälligkeit und Plumpheit auftraten. Man sah leicht, daß die alten Gutsnachbarn von der Landens, ja der Ritter selbst, Herrn Walter mit Auszeichnung behandelten. Der Pfarrherr sprach eifrig, aber flüsternd mit dem jungen Edelmann, Gerhard sah den letzteren lächeln, und ihm kam's vor, als sei es kein gutes Lächeln gewesen, was Zarnekows Lippen bewegte. Unmittelbar darauf traten beide, Magister Paulus und Herr Walter, zu Gerhard heran, der sich eben im stillen gefragt hatte, welchen Anblick er in der festlich-prächtig geschmückten Versammlung dargeboten haben würde, ohne seines Gastfreundes helfende Fürsorge.

„Ihr habt in Wittenberg studiert, Magister Friesen, — wie mir unser ehrwürdiger Pfarrherr sagt," hob Zarnekow zu Gerhard an. „Wißt Ihr zu sagen, ob der scherzhafte Magister Taubmann noch in Gunst am kurfürstlichen Hoflager in Torgau und Dresden steht?"

„Ich sollte es wohl denken!" versetzte Gerhard.

„Ich weiß wenig von Taubmann, als daß er plumpen Schwänken holder ist, als den Musen, die seine Art Schwänke nicht lieben."

„Sagt das nicht!" erwiderte in belehrendem, und wie es Gerhard vorkam, sehr entschiedenem Ton Herr Walter von Zarnekow. „Magister Taubmann tut wohl, daß er mit seiner Wissenschaft andern zur Freude gereicht und die Weile kürzt. Was wäre sonst all seine Leserei nütze? Zum ewigen Heile der Menschheit dient sie wahrlich nicht, so mag sie wenigstens zum Zeitvertreib dienen!"

In Gerhards Gesicht schlug helle Röte empor, doch hielt er an sich und sagte nur ruhig: „Ihr erlaubt, Jungherr, daß ich hierüber andre Gedanken hege!" Und dabei fiel sein ernster Blick auf den Pfarrer, der einen Versuch machte, zu lächeln. Der junge Gelehrte vermochte in diesem Augenblick nicht zu erraten, ob die herausfordernde Art des Junkers von Zarnekow frei aus dessen eigener Seele komme, oder ob Magister Paulus durch seine Erzählung über die neuen Gäste des Schlosses von Vitte den Mißmut des Edelmanns erweckt hatte. Eben jetzt suchte der Pfarrherr nach einem begütigenden Worte:

„Herr Walter von Zarnekow ist den Wissenschaften nicht fremd, Magister Friesen! Aber Ihr hört es wohl, daß er meine und vieler bessern Männer Ansicht teilt, in Zeiten wie die unsern, wo große Dinge zu tun sind, sei dem, was Euch lieb ist, nur eine bescheidene Stelle zu gönnen."

„Die bescheidenste ist noch gut genug für mich selbst!" versetzte Gerhard. „Die höchste und größte, die die Welt hat, gebührt jeder edlen Wissenschaft, die rein und ohne niedern Zweck gepflegt wird."

Ehe Herr Paulus oder Herr von Zarnekow ein Wort der Erwiderung fanden, trat Agnes herzu und übte das Recht der Hausfrau, indem sie die Männer bat, ihre Plätze einzunehmen. Sie hatte nahe genug gestanden, um Gerhards Augen aufblitzen zu sehen und den erregteren Ton seiner letzten Antwort zu hören. Jetzt trennte sie die Hadernden, konnte aber freilich nicht hindern, daß ihr der junge Edelmann ritterlich die Hand bot, um sie selbst zur Tafel zu geleiten. Mit schwirrendem Geräusch ordneten sich die Gäste nach den Weisungen des Gastgebers und seiner Tochter: die meisten schienen mit den ihnen angewiesenen Plätzen zufrieden. Gerhard mußte freilich wahrnehmen, daß Herr von Zarnekow sich selbst den richtigen Platz angewiesen habe, der junge Edelmann fand seinen Sitz zur Linken neben Agnes, die auf der andern Seite den Pfarrer neben sich hatte. Gerhard saß, wenige Plätze von dem Hausherrn, unter fremden Gästen, aber er hatte Agnes sich gegenüber und vermochte jeden Blick zu sehen und jedes Wort zu hören, die zwischen Herrn Walter und dem Fräulein getauscht wurden. In seiner Erregung kam es ihm vor, als habe das Mädchen, als sie sich mit ihrem Begleiter niederließ, einen bittenden Blick auf ihn geworfen. Auf alle Fälle aber setzte er sich vor, tapfer zu sein, und was auch kommen möge als gerechte Strafe der eigenen Vermessenheit zu tragen. Indem er an der Tafel umhersah, begegnete er zu seiner Überraschung nur droben an der Ecke der Alten, wo der Hausherr selbst saß und wo auch der Amtmann von Wiek und Meister Theodosius schon in eifrigem Gespräch miteinander waren, erwartungsfrohen Gesichtern. Die meisten Gäste des Ritters saßen in steifer Haltung und Würde, mit saurem oder finstrem Ausdruck ihrer Mienen,

so daß Herr Walter von Zarnekow, der seiner Nachbarin ein paar anmutige Worte zu sagen versuchte, noch zu seinem Vorteil erschien. Freilich meinte Gerhard eben jetzt, wo der junge Edelmann mit Fräulein Agnes scherzte, erst zu hören, wie hart und kalt dessen Stimme sei. Sein eigner Nachbar war Herr von Boddin auf Westerhagen, der die Augen begehrlich den mächtigen Silberschüsseln und Platten entgegenrichtete, mit welchen, nach Magister Möllers Tischgebet, die sonntägig aufgeputzten Diener die Tafeln zu umkreisen begannen. Darüber fand er kaum Zeit zum Amen des Gebets und gönnte Gerhard nur wenige Worte, aus denen der junge Mann entnahm, daß zwischen Westerhagen und Vitte ein schlimmer Weg liege, der höllischen Hunger erwecke. Was er sonst um sich von Tischgesprächen erlauschte, war ähnlicher Art, und er fühlte, daß Magister Paulus es wohl meine, wenn er über den Tisch herüber eine Unterredung mit Gerhard begann:

„Ich habe heute Briefe aus meiner Heimat. In Braunschweig gibt es wieder Zwist und Aufruhr — sie trotzen dem frommen und gelehrten Herzog und lassen allerhand Schwarmgeister und Irrlehrer in ihrer Stadt zu."

„Der Herzog sollte dreinfahren," mischte sich Herr von Zarnekow ins Gespräch, ehe Gerhard eine Erwiderung geben konnte. „Die Städter sind im ganzen römischen Reiche aufsässig und können sich am schwersten entschließen, ihre Prediger und Lehrer streng zu halten! Auch wo sie den guten Willen haben, fürchten sie ihre Bäcker und Pelzer auf den Bierbänken. Auch bei uns sollte Herzog Bogislaw besser durchgreifeu und den üppigen Stralsundern den Herrn zeigen!"

Der Jungherr sprach so laut, daß seine Worte bis

zu Amtmann Möller, dem Stralsunder, bringen mußten. Der aber hatte die schwere, silberne Weinkanne ergriffen, verhalf sich und Meister Theodosius, mit dem er Lateinisch sprach, zu einem guten Trunke und wollte offenbar die herausfordernde Rede Zarnekows nicht hören. Fräulein Agnes richtete einen strafenden Blick auf ihren Nachbar, der scherzhaft sein sollte, aber ernsthaft genug ausfiel:

„Nicht wieder so, Herr von Zarnekow! Wir Frauen wollen heute Frieden haben, und Ihr dürft Euren Groll wider die von Stralsund nicht am besten Freunde, den wir auf Rügen haben, auslassen.“

„Nun, Fräulein, auch ich hoffte zu den besten Freunden Eures Hauses gezählt zu werden,“ versetzte Herr Walter. „Hab' ich mich zu hoch veranschlagt, so verzeiht. Aber ich kann des Amtmanns Stimme nicht hören, ohne daß es mir die Zunge zu Stachelreden kitzelt. Was begehrt Ihr zu vernehmen?“

„Etwas Gutes, wenn Ihr dergleichen wißt!“ sagte Agnes ruhig. „Ihr kommt öfter nach Bergen, und selbst nach Stralsund und Greifswald hinüber, als wir!“

„Und was soll es da Gutes geben, Fräulein?“ fragte Zarnekow zurück. „Ich habe außer meinem Hofe und ein paar Nachbarn und Freunden wenig Gutes angetroffen. Ihr werdet aber Neues meinen: davon ist immer was zu finden. In Greifswald haben sich Zigeuner gezeigt und den Frauen der hochmögenden Ratsherren und der hochgelehrten Doktoren an der Universität ihr bestes Linnen von der Leine gestohlen. Einen von den Übeltätern haben sie ergriffen und werden ihn nächstens radbrechen. Ich gedenke dazu hinüberzureiten.“

„Euer Neues ist freilich nichts Gutes,“ entgegnete das junge Mädchen. Sie blickte von ihrem Nachbar hin-

weg, aber Gerhard wollte es bedünken, als höre sie noch immer viel zu gleichmütig dessen harte Reden an. Magister Möller senkte die Augen und sagte:

„Ihr tut nicht wohl, Herr von Zarnekow, wenn Ihr daraus nur ein Schauspiel macht. Es ist dem Menschen heilsam, von Zeit zu Zeit des Sünders weltliches Ende zu sehen und sich selbst zur Reue und Buße dienen zu lassen. Ihr aber, fürchte ich, sucht Eure Lust dabei."

„Wie alle andern auch," versetzte der Gutsherr von Spieker gleichmütig. „Übrigens brauche ich wohl mein Roß nicht bis Altenfähre zu lenken, man hört ja, daß es nächstens auch hier bei euch der Mühe wert sein und ein Hexenbrennen geben wird?"

Das Wort war heraus, auf dem Gesicht seiner Nachbarin konnte indes Herr Walter alsbald wahrnehmen, daß es nicht willkommen gewesen sei. Agnes von der Lancken sandte blitzschnell einen bittenden Blick nach ihrem Gegenüber, und Gerhard fühlte, daß ihre erste Sorge sei, er werde auf die rohe Bemerkung des jungen Edelmannes seine entgegengesetzte Gesinnung und Meinung alsbald enthüllen. Dann aber wandte sich das Mädchen ihrem Tischnachbar zu und fragte mit ruhigem Ernste: „Unterhaltet Ihr die Frauen bei jedem Feste mit Eurem Gelüst nach blutigen Schauspielen?"

„Ei wohl, Fräulein, ich rede ihnen von dem, was die meisten gern hören," antwortete Zarnekow völlig unverlegen. „Ich hätte es aber freilich denken können, daß Ihr dergleichen nicht zu hören begehrt — die Leute in Eurem Dorf meinen ja, daß Ihr ein Huhn wie dies, was so köstlich zubereitet ist, nicht selbst zu schlachten wißt. — Wenn Ihr eines guten Ritters Hausfrau werdet, kann

Euch solche unzeitige Milde in Zwiespalt mit Eurem Herrn bringen. Und ich glaube wahrlich, Ihr habt auch in andern Dingen zu lange Milde geübt, ich dachte Euch vorhin ein stattliches Kompliment zu machen, daß Ihr endlich den Schutz der alten Unholdin in Eures Vaters Dörfern aufgegeben habt. Hört Ihr lieber ein geistlich Gespräch, so müßt Ihr Euch zu Magister Paulus wenden, und sind Euch Abenteuer zu Wasser und zu Land lieber, so habt Ihr ja manche Leute in Eurem Hause, die von dergleichen zu berichten wissen! Ich habe immer zu warm auf meinem guten Erbe gesessen, um mich viel in der Welt umherzutreiben, und wenn ich alles wohl bedenke, wäre es selbst nicht nötig gewesen, daß mich mein Vater nach Wittenberg gesendet hätte."

Wieder glitt ein flehender Blick des Mädchens zu Gerhard hinüber, ehe sie ihrem Nachbar einen mißbilligenden zollte. Gerhard erstaunte, wie gut sie in seinem Herzen und seinen Augen las, denn er hatte allerdings eine Wallung verspürt, die Meinung Herrn Walters, daß dessen Studien in Wittenberg unnötig gewesen seien, herzlich zu bekräftigen. Jetzt hielt Agnes' Blick jedes Wort zurück, obschon er im unmutigen Zweifel blieb, ob ihre Teilnahme ihm persönlich oder dem Wunsche gelte, Walter von Zarnekow aus seiner grollend eifersüchtigen Laune herauszutreiben. Denn, wie unerfahren auch Gerhard in diesen Dingen war, — er fühlte bald heraus, daß der junge Edelmann einen Zwist mit ihm suche und seine ganze Anwesenheit hier am Tische wie im Haus Witte selbst mit Groll betrachte. Agnes von der Lancken aber begnügte sich, mit Lächeln zu sagen:

„Seit wann wollt Ihr Euch selbst verleugnen, Herr von Zarnekow? Ihr habt mir doch sonst gern von Eurer

Fahrt nach Wittenberg und dem großen Auszug der Studenten erzählt, bei dem Ihr Anführer gewesen seid."

Das Gesicht des Gutsherrn von Spieker zeigte einen Schein von Heiterkeit, und Gerhard sah deutlich und mit eignem unruhigem Herzklopfen, daß er die Bemerkung seiner schönen Nachbarin für ein Entgegenkommen nahm.

„Was gelten Euch meine Studentenabenteuer?" versetzte er mit merklich geändertem Ton. — „Bei Euch muß es höher zugehen, oder man muß weiter gekommen sein. Wegen meiner Schriften haben sie mich freilich nicht von Stadt zu Stadt verwiesen, und noch weniger kann ich Euch von Abenteuern mit Eisbergen und Eisbären berichten, wie Euer holländischer Gast. Ihr dürstet ja so nach unerhörten Begebnissen, daß Ihr die Erzähler davon aus der See retten helft. Seht mich nur nicht verwundert an — Magister Paulus hat mir längst erzählt, wie die Holländer in Euer Haus gekommen sind. Aber ich muß Euch doch sagen, Fräulein, daß Ihr dabei zu viel an die Fremden und zu wenig an Eure näheren Freunde gedacht habt — von Euch selbst zu geschweigen. An Euch denkt Ihr nie, und auch das kann sündhaft werden, fragt nur den Pfarrer. Ist es nicht so, Magister Paulus, der Mensch hat auch Pflichten gegen sich selbst, und es ist Gott nicht wohlgefällig, wenn wir sie auch im Guten vergessen?"

Der Pfarrherr von Altenkirchen hatte so aufmerksam als Gerhard dem Gespräch zwischen der Tochter des Hauses und dem jungen Edelmann gelauscht. Auch ihm schien es, aus andern Gründen, nicht immer wohlbehagt zu haben, allein die letzte Wendung gab ihm seinen Gleichmut zurück.

„Ihr dürft nicht schelten, Herr von Zarnekow, was

die Jungfrau im Eifer, den Fremden zu helfen, und zumal von der Not eines fremden Kindes bewegt, etwa zu viel getan hat. Unsre Pflichten gegen uns selbst sind immer nicht klar, solange wir nicht im Zustand leben, den Gott geordnet hat. Fräulein Agnes würde in jener Sturmnacht ihr Leben nicht gewagt haben, wäre sie eines wackern Herrn Ehegemahl und die Mutter eigner Kinder gewesen! Daß Euch dies Glück komme, Fräulein, und bald komme, darauf erlaubt mir dies Glas zu leeren!"

„Nun, das ist ein Glückwunsch, den sich ein Mädchen immer gefallen lassen muß, und den die Männer am liebsten ausbringen, damit ihr altes Recht über uns immer neu bestätigt werde," erwiderte Agnes. „Ich danke Euch, lieber Magister. Ihr aber, Herr von Zarnekow, irrt, wenn Ihr meint, daß mein Leben in Gefahr gewesen sei. Lieber Himmel, wenn es sich mit allen Taten in der Welt verhielte, wie mit der meinen, so sähe es übel aus mit der Wahrheit der Heldengeschichten. Das Wasser, in das ich einen Schritt hineintat, ist zwei Fuß hoch, und ich hatte meinen Vater und dort Magister Friesen und zwanzig Leute aus dem Dorf zur Seite."

„Und wenn auch," sagte Herr von Zarnekow eifrig. „Ihr hättet es schon darum nicht tun dürfen, weil so viele andre zur Hand waren, denen es besser angestanden haben würde, das zu tun, wozu Euer allzu rasches Herz und Euer wackerer Mut Euch trieben."

„Magister Gerhard tat wie ich!" entgegnete Agnes. „Und von ihm war's mehr: er wußte nicht, wie ich von Jugend auf, daß die See an unsern Ufern meist flach und seicht ist."

Diese lobenden Worte blieben zunächst die letzten, die Gerhard vernahm. Das Schwirren der Stimmen am

Tische wuchs — ein Durcheinander von lautem Sprechen und Lachen und von Flüstern und gewisperten Scherzen drang zu seinem Ohr. Von der Lancken, der die Tafeln umschritt, um nach all seinen Gästen zu sehen, sprach seinen jungen Gast herzlich an und zog seine Aufmerksamkeit ab; von dem Tafelende her, wo Meister Theodosius mit dem stralsundischen Amtmann saß, ward er gegrüßt und ihm gewinkt — er mußte von seiner halb unbewußten Aufmerksamkeit auf das Paar ihm gegenüber ablassen. Herr Walter nahm seinen Vorteil auf der Stelle wahr, er beugte sich etwas näher zu seiner Nachbarin und sprach leiser, aber eindringlicher als zuvor zu ihr.

„Es war nicht müßige Tischrede, Fräulein," sagte er, und in seiner harten Stimme lag ein etwas andrer Ton. „Ihr dürft nicht fortwährend im Munde der Leute sein. Das niedre Volk ist heutzutage frech geworden und wagt sich an die, zu denen es aufblicken müßte, wie zu einer Sonne. Ich weiß, Ihr tut den Leuten nur Gutes und zeigt Euch hilfreich in allen Fällen, und gerade darüber vergessen sie, daß Euch Gott auf einen andern Platz gestellt hat, und kümmern sich um Euer Tun und Lassen!"

„So laßt sie, Herr von Zarnekow. Ich denke nicht, daß es mir schaden kann, und daß ich ihnen Ursache gebe, anders, als dankbar von mir zu sprechen. Sind sie undankbar, so verzeihe ich's ihnen leicht — sie haben mit vieler Not des Lebens zu kämpfen und werden nicht immer still und sanft dadurch."

„Ihr wollt mich nicht verstehen," entgegnete Herr Walter, „und Ihr nehmt immer die Miene an, als glaubtet Ihr nicht, daß ich's treu und wohl meine. Ich

habe Eurem Vater, meinem alten, ritterlichen Freunde, nie verhehlt, daß ich mit seiner Gastfreundschaft für fahrende Humanisten und vertriebene Maulhelden nicht einverstanden bin. Er öffnet just Leuten die Tore weit, denen ich sie fest schließen würde."

„Meines Vaters Wappenschild sollte noch ein offnes Tor in einem Felde haben und die Inschrift darüber: ‚Offen für die Bedrängten!'" rief Agnes unwillkürlich lauter, mit stolzer Freude, und Gerhard Friesen, zu dessen Ohr diese Worte drangen, bestätigte sie durch einen aufleuchtenden Blick, den er nach dem Herrn des Hauses hinüberrichtete, der jetzt zu seinem Sitz zurückgekehrt war.

„Ihr seid in aller Welt Geschichten durch Euren Vater bewandert," versetzte Zarnekow, und sein Ton klang wieder härter. „Ihr habt wohl auch gehört, daß Franz von Sickingen dereinst seine Feste Ebernburg als eine Herberge der Gerechtigkeit preisen ließ, aber ich sollte meinen, daß es ihm nicht viel Segen gebracht hat. Um Euretwillen wäre es besser, daß die lateinischen Landfahrer die Riegel hier fester und den Brotkorb höher gehängt fänden! Ist's Euch angenehm, so sich alle losen Mäuler auf Wittow und Jasmund mit der Märe getragen haben, daß Herr Cornelius den unheimlichen Italiener zu seinem Eidam machen wolle? Ich darf das wohl sagen, Fräulein Agnes, denn Ihr wißt, daß der Wunsch, mit dem mein Vater selig die Augen geschlossen hat, von ganzem Herzen auch mein Wunsch ist."

„Ihr durftet es dennoch nicht sagen!" antwortete Agnes, deren Gesicht von rascher Glut überflogen und gleich darauf bleicher ward, als zuvor und die innere, schmerzliche Erregung des Mädchens verriet. „Ihr durftet

es nicht sagen, weil Ihr wußtet, daß die armselige Erzählung aller Wahrheit entbehrt, und weil Ihr, gerade Ihr, Euch hüten solltet, Eure Sache damit zu führen, daß Ihr von Männern geringschätzig redet, die redlich und tüchtig, ja die rühmlichen Namens sind und die als Bedrängte und Verfolgte hier kurze Rast fanden!"

„Euer Eifer steht Euch schön zu Gesicht — aber den meinen verkennt Ihr dennoch. Bedenkt's zu ruhigerer Stunde, Fräulein, und vergeßt nicht, daß auch der Treueste nicht immer harren und hoffen mag!" schloß Herr Walter mit mehr Haltung, als er seither gezeigt hatte. Er kehrte sich hinweg, und fast zugleich sah Magister Möller hinter seinen Stuhl. Die Blicke beider Männer begegneten sich — der Burgherr von Spieker nickte, mit hoffnungsreichem Lächeln um seine Lippen. Aber eine nachdenkliche Falte auf seiner Stirn verriet, daß er nicht völlig sicher über die Wirkung des kecken Sturmes sei, den er gewagt hatte.

Indes rang Gerhard Friesen mit einer Art Traurigkeit, die ihn von Minute zu Minute stärker überkam. Er hatte Agnes von der Lancken zuerst gleichsam gegen die Vertraulichkeit ihres Bewerbers ankämpfen und sich dann doch demselben zuneigen sehen. Ihm war es, als sähe er ihr künftiges Schicksal an der Seite dieses Mannes klar vor Augen, und doch schalt er sich selbst, daß ihn seine eigene, leidenschaftliche Neigung, die er tief in seinem Innern verschlossen wähnte, gegen den jungen Edelmann errege. Er versuchte, dem Gespräch der andern zu lauschen und etwas Tröstliches zu vernehmen, ohne daß ihm dies sonderlich gelingen wollte. Herr von Boddin und sein Nachbar, die in vielen Worten ein treffliches Gericht frischer Heringe mit Kräutern priesen, waren schier die einzigen, deren Reden ihm wenigstens

keine dunklen Bilder vorführten. Am untern Tafelende schwirrten namentlich aus dem Munde der Frauen heftige Anklagen gegen Abwesende, und Gerhard mußte zur Meinung kommen, daß auf der Insel Rügen und dem angrenzenden pommerschen Festlande die Hälfte der Frauen aus den besten Häusern verschwenderisch, prunkhaft, herrschsüchtig oder untreu sei, dem Manne mit Keifen das Leben erschwere oder heimliche Neigung zum Trunk oder gar zu den dunklen, verbotenen Künsten hege. Am oberen Tafelende aber schollen jetzt die Stimmen lauter und lauter, das Geräusch aller Einzelreden, das Klirren der Teller, der Schüsseln und silbernen Krüge nach und nach übertönend. Gerhard unterschied schon jetzt, daß sein alter Genosse und der stralsundische Amtmann von Wiek mit lauter Stimme gegen ein paar von Herrn Cornelius' Gutsnachbarn ankämpften, und daß Herr von der Lancken vergeblich Frieden zu stiften trachtete. Wie allmählich Stille eintrat, und alle am Tisch nach den gewaltig erhobenen Stimmen hinlauschten, rief der Amtmann Möller soeben:

„Und ich sage, der Magister hat recht! Der elende Zwist und die blutige Verfolgung um Dinge des Glaubens muß Reich und Volk herabbringen. Ich — ich muß das wissen! Was ist aus der Hansa geworden seit der Zeit, da sie Jürgen Wullenweber von Lübeck als heimlichen Wiedertäufer gestürzt und gerichtet haben? Ich gedenke mit Schmerzen daran, daß ich als halbwüchsiger Junge noch fünf stralsundische Orlogsschiffe aus unserm Hafen fahren sah. Jetzt — lieber Himmel! —"

„Nun, das Herzogtum Pommern befindet sich darum nicht schlechter, weil die Stralsunder den steifen Trotznacken ein wenig haben krümmen müssen!" schrie einer

der ritterlichen Gäste und stieß im Eifer die Weinkanne auf den Tisch, daß der gute Trank weit umher verschüttet ward. „Es sind nicht immer die besten Zeiten für ein Land, in denen die Städtebürger am stattlichsten und stolzesten daher prunken. Und am allerwenigsten kann hier der Magister, der selbst sagt, daß er vor einem Jahre nach Greifswalde gekommen sei, von unsern Dingen das Rechte wissen!"

„Nein — gewiß nicht Herr!" fiel Theodosius hitzig ein, obschon der Hausherr ihn begütigend auf die Schulter klopfte. „Ich erkühne mich nicht, über die Dinge hierzulande zu reden, obschon mich wunder nähme, wenn sie hier besser wären, als irgendwo im heiligen römischen Reich. Doch ich habe gesagt und sage es wieder: es geht abwärts mit diesem glorreichen Volke, und es werden blutige, tränenvolle Zeiten kommen, in denen das Leben schwerer und drückender sein wird als sonst!"

„Das sind nur Predigten," rief einer der Widersacher, ein hagerer, älterer Herr mit scharfen Gesichtszügen und dunklen Augen. „Prophezeiungen von Krieg, Hunger und Pest gehören auf die Kanzel, aber nicht in einen Streit über den Lauf der Welt! Nichts für ungut, Magister Möller — ich wollte nur Sorge tragen, daß Euch nicht ins Handwerk gepfuscht wird!"

„Ich denke weder zu predigen, noch brauche ich zu prophezeihen," entgegnete der alte Theodosius, dessen ganzes Wesen jederzeit vom Kampf in Schwung gebracht wurde. „Ich kann freilich nicht einsehen, warum der Mensch nicht heraussagen soll, wie's ihm ums Herz und zu Sinn ist, mit oder ohne Kanzel. Allein es braucht's nicht. Wer die Augen offen halten will, kann an zehntausend Zeichen erkennen, daß es niedergeht mit unserm Ruhm, nieder

mit der Bildung, die wir mit Herzblut gewonnen haben, nieder mit der schlichten Treue und dem freien Gemüt, das keinem Menschen Arges sann. Im Grunde fühlt's jeder, aber da das Wüten einmal begonnen hat, und die Herzen verhärtet sind, geht das Unheil seinen Weg."

„Wunderlich, Herr Magister, daß solche Erkenntnis immer nur wenigen kommt," sagte höhnisch der Junker von Prezzin auf Glowe, der gleichfalls unter den Gästen war. „Und die wenigen sind immer die, denen es im Leben nicht recht hat glücken wollen, die darum gern schelten und schwarz sehen. Wir fühlen uns wohl, und es hat uns kein Mahl schlechter geschmeckt, als in den früheren Zeiten, die Ihr preist."

„Ganz gewiß habt Ihr recht, nur dreht Ihr den Spieß um," rief Theodosius und jetzt war ein Klang von Erbitterung in seiner Stimme, den nur Gerhard genau unterschied. „Die da sehen, wie hart die Zeiten, wie eng die Herzen, wie finster die Sinne geworden sind, und die es laut verkünden, denen kann es in solchem Leben nicht glücken. Doch laßt das Gespräch; du hast recht, Cornelius, es erhitzt unnötig das Blut und dein Wein macht ohnehin heiß genug."

„Mit Verlaub," mischte sich jetzt der Pfarrherr von Altenkirchen ein. „Wir müssen Euch sagen, daß Ihr ganz und durchaus im Unrecht seid. Weil Euer Herz vermutlich kalt bleibt bei den heiligen Glaubensfragen, und weil Ihr Euch um Dinge nicht kümmert, von denen das ewige Heil abhängt, so sinnt Ihr das auch andern an. Ihr nennt die Zeit streitsüchtig, weil sie den guten Streit um die Wahrheit nicht scheut — finster, weil sie Gottes Zorn über sich fühlt, und die Wohldenkenden damit rechnen. Euch heißt grausam, was wir heilsame

Strenge nennen — und da Ihr meint, es geschähe manchen zu viel, so muß ich Euch sagen, es geschieht vielen nicht das, was sie verdient hätten."

„Jawohl — jawohl!" versetzte der leidenschaftliche Alte. „Es geschieht keinem zu viel. In Barth haben sie den Bürgermeister, der beschuldigt war, den Heidelberger Katechismus im Hause gehabt und mit Pfalzgraf Casimir einen Brief gewechselt zu haben, von Sinnen gefoltert und zur Schlachtbank verurteilt. Auf offenem Markte hat ihm der Henker die Brust aufgerissen —"

„Ihr irrt, Herr! Ihr saht es nicht! Es ist nicht so der Brauch!" unterbrach hier eine ruhige, kalte Stimme, die Herrn Walter von Zarnekow angehörte, den Eifernden. „Der Henker zieht ein großes, blutiges Kreuz über Brust und Leib und danach schlitzt er den Leib auf und reißt das Herz falscher Verräter aus!"

Gespannte Stille herrschte an dem Tische, selbst aus den Nebenzimmern hörte man, wenn ein Glas oder Becher auf die Tafel niedergesetzt ward. Um so mehr fiel es auf, daß in diesem Augenblick Agnes von der Lancken mit einer heftigen Bewegung ihren Stuhl ein Stück vom Sitz ihres Nachbars hinwegrückte. Meister Theodosius aber sagte noch lauter, ingrimmiger als zuvor:

„So wird's wohl gewesen sein, wie Ihr sagt — und wenn Ihr's loben wollt, darf ich's nicht schelten! Ich aber danke Gott, daß er mich nicht gemacht hat, dergleichen Ding zu preisen, und daß ich aus meinen Alten menschlicher fühlen gelernt habe."

Die Blicke vieler Gäste richteten sich jetzt auf den Hausherrn. — Cornelius von der Lancken empfand, daß man ein Wort von ihm erwarte, und war selbst durch die plötzliche, unerfreuliche Wendung, die das Tischgespräch

genommen, und durch die unbesiegliche Hartnäckigkeit seines alten Genossen tief erregt.

„Du rühmst deine Alten und hast sie dennoch vergessen!“ rief er dem Trotzenden zu, dem unbekümmert um die mißbilligenden und zornigen Mienen der andern der Amtmann von Wiek das große Glas füllte. „Hast du nie in deinem Plutarch gelesen, daß die Gebräuche und Sitten der Menschen mancherlei sind, daß aber das schön und recht für alle bleibt, daß jeder übt und ehrt, was unter seinen Mitbürgern Brauch und Sitte ist?“

„Gewiß kenne ich das Wort, und ein fluchwürdigeres ist nie unter Menschen gesprochen und geschrieben worden, wenn Ihr es so verstehen wollt!“ brauste Theodosius wild auf. „Brauch und Sitte? — Du hörst, was hierlands der Brauch ist! Das blutige Kreuz, das des Henkers Messer über Brust und Bauch zieht! Die Daumschrauben und spanischen Stiefel und die Holzstöße, in deren Flammen sie gerne Weiber werfen, auf welche nichts als der Schatten ihres Wahnes fällt. Brauch ist die finstere Wut, die ausbricht, wenn sich ein Mensch findet, der in einem Satz des Glaubens von ihnen abweicht, und Brauch ist die gehässige Verleumdung, die jeden trifft, der sein Hirn und Herz mit andern Dingen anfüllt, als mit ödem Streit um Worte. Ich sage dir, Cornelius Lanckenius, wo dergleichen Brauch ist unter den Mitbürgern, ist es heilige Pflicht, wider den Brauch zu kämpfen, und wär's nicht immer Pflicht gewesen, so opferte die Welt von heute ihre Kinder noch dem Moloch!“

Der Hausherr erwiderte auf die Rede nichts — er sah Theodosius mit einem Blicke an, vor welchem dieser doch etwas beschämt die Augen zu Boden senkte. Herr Möller, der Amtmann, rückte mit mächtigem Räuspern zu

dem Nachbar heran und flüsterte: „Ich wiederhole Euch, Magister, was ich schon zuvor sagte, Ihr entbehrt hier einer stillen Arbeit, die Euch das wilde Blut niederschlägt und die Seele sänftigt. Ihr werdet mich erfreuen, wenn Ihr ein paar Tage mit mir nach Wiek hinüberkommen und mir einmal helfen wollt, meine Bibliothek zu ordnen. Entschließt Euch kurz — hier möchtet Ihr in nächster Zeit manchem finsteren Gesicht begegnen. Ihr trotzt auch zu arg, das muß selbst ich sagen, der ich erst meine Freude dran hatte. Aber kommt mit mir, ich meine es wohl mit Euch."

Von der Lancken erhob sich in diesem Augenblicke, um die Erregung des Herrn von Boddin und seiner Nachbarn, die mit Worten auf Gerhard einstürmten, zu beschwichtigen. Die ganze Tafelrunde war in heftig streitende Gruppen aufgelöst — wären die Knechte nicht eben mit neuen Weinkannen hinzugekommen und hätten einzuschenken begonnen, so würden manche von den Männern aufgesprungen sein, um gegen den alten Gelehrten zusammenzutreten. Mit etwas unsicherer Stimme fragte Theodosius seinen alten Freund:

„Herr Möller hier dringt in mich, ich soll ihm auf seinem Hause seine Bibliothek ordnen helfen. Was meinst du, Cornelius, ob ich mit ihm hinübergehe nach Wiek?"

„Da du sprichst, ohne zu fragen, wie es mir gefällt, wirst du wohl auch tun, was dir recht scheint, gleichviel, was ich dazu sage," entgegnete von der Lancken mit merklicher Kälte und ging an der andern Reihe seiner Gäste hinab. Theodosius sah ihm mit einem traurigen Ausdruck nach, der zu dem erregten, weingeröteten Gesicht im wunderbarsten Widerspruch stand. Dann schlug er in die Hand des Amtmanns, die ihm noch immer dargeboten

war, ein und sagte leiser als er je gesprochen: „Ihr habt recht, Herr Amtmann — ich will mit Euch gehen.“

Von der Lancken aber erreichte auch jetzt den Sitz Gerhards, der ein paarmal flehentlich nach ihm hingeschaut hatte, nicht. Hinter dem Stuhl des Herrn von Prezzin blieb er wie gebannt stehen — die lauten Worte, die dieser mit seinem Nebenmann und seiner Nachbarin, dem Fräulein von Boddin, wechselte und die sich sonst in dem Getös verloren, welches das große Gemach erfüllte, schlugen hart an sein Ohr. „Ihr mögt glauben oder nicht — der alte Heide dort — der vielleicht schlimmer als ein Heide ist, trägt nicht allein die Schuld, daß sich Lancken weigert, gegen die Hexe von Putgarten vorzugehen. Seine eigne Tochter fällt ihm in den Arm, so oft er ihn erhoben hat, und wenn ich den Magister Möller recht verstanden habe, als ich ihn neulich auf Malte von Brunows großem Tauffessen traf, hat sie ihre ganz besonderen Ursachen. Man murmelt Unheimliches in den Dörfern.“

„Ihr müßt Euch irren!“ sagte Fräulein von Boddin und warf einen Blick auf Agnes hinüber, der Neugier und unbestimmten Argwohn und eine plötzliche Lust am Argwohn ausdrückte.

„Ich habe nichts gesagt,“ versetzte der Junker auf Glowe wieder. „Ich weiß nur, daß von der Lancken wie immer seine eigenen Wege geht, und daß ich ihm wünschen will, daß diese immer gute Wege sind!“

Wenn in diesem Getümmel von Menschen, die sich jetzt alle gewaltsam anstrengten, die unterbrochne Tafelfreude wieder herzustellen, irgendwer auf den Hausherrn geachtet hätte — er würde betroffen dreingeschaut haben. Aus dem kräftigen, wettergehärteten Gesicht des Ritters

war jede Farbe verschwunden, die vollen, roten Lippen blaß und schlimm zusammengekniffen. Er ging hinter Gerhard Friesen vorüber, zu dem er doch gewollt hatte, und trat auf der andern Seite des Tisches dicht an Magister Möllers Stuhl. Er schlug nach seiner Gewohnheit dem Pfarrherrn auf die linke Schulter, und wie dieser sich umwandte und seinen Patron mit weinrotem Gesicht verwundert anblickte, sagte der Ritter mit einer Stimme, die vor innerer Erregung heiser klang: „Wißt Ihr etwas Neues, Herr Paulus? Morgen hebt drüben im Turme das Verfahren wider die Regina Ruge an, sammelt auch Ihr, was Ihr wißt und gehört habt, und bringt es beizeiten zur Stelle."

Der Pfarrherr stammelte ein Wort von freudigem Erstaunen und sah gleichwohl betroffen in das graubleiche Gesicht des Festgebers. Von jeder weitern Auseinandersetzung aber blieb der Ritter befreit, die Erregung an der Tafel hatte plötzlich eine andre Wendung genommen. Nicht streitende, sondern wild scheltende Stimmen klangen hart gegeneinander — die Männer hüben und drüben sprangen auf und warfen in der Hast selbst die Stühle um — die Frauen drängten sich gegen die Tür des Nebengemaches zusammen, denn es war erlebt worden, daß bei einem Zwist, wie er eben zwischen Herrn Walter von Zarnekow und dem stralsundischen Amtmann ausgebrochen war, sogar zu den Waffen gegriffen ward. Ehe von der Lancken das Getümmel zerteilte, hatten sich andre Stimmen in den Streit gemischt, und ein ganzer Trupp von Männern stand wider den Stralsunder. Frau Amtmann Möller ging nach dem Fenster, in dem sonst Agnes gesessen, und in welchem heute viele der Männer ihre Schwerter abgelegt hatten. Sie nahm die Waffe ihres

Gatten ruhig in den Arm und lauschte erst dann den Anschuldigungen, mit denen Herr Walter gegen den Amtmann losbrach:

„Ihr habt das letzte Herrengut auf Hiddensee an Eure Stadt gebracht. Ihr sinnt darauf, unter der Hand noch andre Höfe zu erwerben. Aber die Rügensche Ritterschaft wird es nicht länger dulden, daß sich Stralsund überall zwischen uns setze, und Ihr sollt erfahren, daß Euer Bürgertrutz seine Schranken findet."

„Davon weiß ich nichts," gegenredete der Amtmann. „Ihr, Herr von Zarnekow, wäret der letzte, der meine Stadt hindern sollte, Land und Gut zu erwerben so viel ihr gefällt. Ich sag's Euch ins Gesicht hinein: nach jedem Hofe greif' ich, den ich für gut lübische Münze erwerben mag, und wenn wir unsern Einfluß am Hoflager Herzog Bogislaws in die Wagschale werfen, so schnellt sicher der Eure noch gar hoch empor."

„Und nun gebiete ich Ruhe, nach meinem Hausrecht!" rief von der Lanckens Stimme dazwischen. „Ihr Herren — heute jagt ein unholdes Gespräch das andre — kommt zur Besinnung. Ihr habt bereits die Frauen und Jungfrauen vom Tische verscheucht — tut mir und Euch die Liebe, in einer fröhlichen Stunde die letzte böse zu vergessen!"

Rasch schritt der Hausherr nach seinem eigenen verlassenen Sitz — die Mehrzahl der Gäste folgte seinem Rufe. Man reihte sich aufs neue um die Tafel — der Amtmann von Stralsund hatte sich, ohne einen weitern Laut von seinem Gegner hinweggewandt, der zornig noch einige Augenblicke zögerte, ehe er seinen Sitz wieder einnahm. Neben ihm waren Agnes von der Lancken und Magister Möller verschwunden — gegenüber fehlten Fräulein von Boddin und ihr Bruder, der aus dem

Nebenraum hervorlugte und einige Zeit bedurfte, ehe er an das Aufhören des Streites glaubte. Auch Gerhard Friesen hatte seinen Platz verlassen und war nach kurzem Gespräch mit Meister Theodosius aus dem Gemach verschwunden. Und der Schloßherr von Spieker blickte unruhig nach der Tür, durch welche die Weggegangenen wieder eintreten mußten, während rings um ihn ein plötzliches Bechern und Gesundheittrinken begann, als wolle man ihm und sich selbst vergessen machen, was eben geschehen war.

Vierzehntes Kapitel.

Die Gäste und Hausbewohner, die das große Wohngemach verlassen hatten, und zu denen der plötzlich wieder fröhliche Lärm nur undeutlich drang, fühlten die wilde Erregung der letzten Minuten noch nachzittern. In der festlich geschmückten Vorhalle, wo sich vor wenigen Stunden die Gäste versammelt hatten, stand jetzt ein Trupp von Knechten und Hausmädchen, auch fremde Diener und Roßbuben, die mit ihren Herren gekommen waren. Sie hatten dem Streit und Lärm drinnen gelauscht und schienen von dem Gewohnt-Ungewohnten nicht besonders ergriffen. Doch war im Hindurchgehen leicht zu hören, daß sie sich über die Vorgänge drinnen unterredeten, und ein paar der keckften traten sogar mit vorwitzigen Fragen an Fräulein von Boddin und Magister Paulus heran, der neben dem Fräulein in der Halle auf und ab ging und mit ernstem Gesicht die Klagen derselben vernahm.

„Euer Namensvetter — zum Glück ist's kein leiblicher Verwandter von Euch! — muß Herrn Walter von Zarnekow aufs äußerste gereizt haben. Es war freilich nicht der rechte Ort, einen Streit zu erheben, aber auch mein Bruder sagt, daß des Amtmanns Art, wie er Ritterschaftsgüter an seine Stadt bringe, nicht länger zu dulden sei."

„Er ist ein heilloser Mann, Fräulein!" versetzte der Pfarrherr seufzend. „Leider hat er großen Einfluß im Rat seiner Stadt, und es möchte schwer werden, in Stralsund auch nur das geringste durchzusetzen, ohne ihn. Ich möchte doch bescheidentlich raten, daß man Herrn von der Lanckens gute Meinung für ihn ehrte, und dem Amtmann von Wiek nicht allzusehr merken lasse, daß ihm die Ritterschaft feindlich gesinnt ist."

Magister Paulus konnte und wollte nicht sagen, daß seine beste Hoffnung, eine Verbesserung seiner äußern Lage zu gewinnen, auf eine Predigerstelle bei Sankt Nikolai in Stralsund stand. Und er dachte wirklich nur nebenher an sich und seine Kinder und durfte mit gutem Recht hinzufügen:

„Es sollte in so argen Tagen, wie die unsrigen, keinen Zwist zwischen den Redlichgesinnten geben. Dächte der Amtmann nicht wie ein halber Heide, wäre er nicht Ursache, daß ein paar Prediger, die Irrtum lehren und nicht viel besser sind, denn Wölfe in Schafskleidern, in Stralsund Unterstand gefunden haben — man könnte ihm manches andre verzeihen."

„Euch kann es freilich gleichgültig sein, Magister," sagte Fräulein von Boddin ungnädig, „ob die Güter auf dieser Insel der alten, landgesessenen Ritterschaft oder den Stralsunder Schonenfahrern und Fischhändlern gehören.

Nein, nein, der Zarnekow hat nicht unrecht gehabt, und man muß Herrn Cornelius wissen lassen, daß er besser täte, den Amtmann Möller allein zu seinen andern lateinischen Gästen einzuladen. Doch ich hatte eine Frage an Euch, Herr Paulus: habt Ihr neuen Verdacht gegen Agnes von der Lancken gefaßt?"

Der Pfarrherr sah erschrocken im Vorflur umher, ob einer von den müßig stehenden oder vorübereilenden Knechten die Frage gehört haben könne. Dann sagte er:

„Ich bitte Euch um Gottes willen, Fräulein Sophie, gebietet Euch Schweigen und mißversteht ein Wort nicht, das sich zu schlimmer Stunde aus einem gepreßten, sorgenvollen, aber treuen Herzen hervorwagte. Nichts — nichts weiß ich — als daß der unheimliche Italiener hier gastliche Aufnahme gefunden, daß er alles versucht hat, das Fräulein für sich zu gewinnen, daß er sie gern in seine Künste eingeweiht hätte! Daß Fräulein von der Lancken von niemand Böses glaubt, selbst von der alten Unholdin da drüben im Turm nicht, ist schlimm — und sicher wäre es besser für sie, ihre Abscheu gegen die Sünde regte sich kräftiger! Allein Ihr würdet schweres Unrecht tun, wolltet Ihr darum Argwohn gegen sie fassen —!"

„Ihr habt doch dem Zarnekow erzählt, daß sie gern im Mondschein wandle und sich vor der Nacht nicht scheue?"

„Ich bitte Euch flehentlich, ja, ich ermahne Euch als Diener des göttlichen Worts, Eure Zunge zu behüten. Vergeßt nicht, daß geschrieben steht Jesus Sirach am fünften: Reden bringt Ehre, Reden bringt auch Schande, und den Menschen fället seine eigene Zunge! Mir war's leid, daß es Fräulein von der Lancken so lange hinzögert,

Herrn Walter, der ein trefflicher, glaubensfester Herr ist, ihr Jawort zu geben. Ich meine, daß alle solche Torheiten, wie ihr Wandeln im Mondlicht und ihre Freude am Brausen des Meeres, die mir nicht wohlgefallen an ihr, von selbst aufhören werden, wenn sie eines wackeren Ritters Hausfrau ist. Ich habe nichts mehr gemeint — bedenkt, Fräulein Sophie: wenn Satan uns seine Fallstricke legen wollte, und falscher Verdacht über unsere Lippen ginge, um falschen Verdacht zu wecken — wie würden wir's tragen?"

„Also dem Zarnekow wollt Ihr zur Frau verhelfen?" fragte Sophie von Boddin trocken und das erste Gespräch jäh abbrechend. „Seht Euch wohl vor, daß Ihr Euch nicht abermals irrt — ich begreife Zarnekow nicht, daß er so großes Verlangen nach der Agnes trägt, und sie sieht mir nicht aus, als habe sie Lust, auf Schloß Spiecker hauszuhalten. Sie hat sich so an Magister und Doktoren, an Schreiber und Schwätzer gewöhnt, daß sie gar kein rechtes Edelfräulein mehr ist. Saht Ihr über Tisch nicht, wie sie mit dem jungen Friesen Blicke tauschte? Hat er vielleicht den dunkellockigen Welschen hier im Hause abgelöst?"

„Ich meine, er ist am längsten hier gewesen," versetzte der Pfarrherr mit dem Ausdruck tiefer Befriedigung in seinen Zügen. „Vorhin, just ehe der Streit zwischen Zarnekow und dem Amtmann Möller so laut ward, sprach Herr Cornelius ein Wort zu mir, welches mich belehrte, daß er des Einflusses und der Ratschläge dieser Menschen müde ist. Gerhard Friesen ist nicht der Schlimmste unter ihnen — aber auch ihm fehlt schlichter Glaube und demütige Selbstbescheidung."

„Mir war, als hätte ich ihn vorhin, als wir hier

herausstraten, an uns vorüberstreichen sehen. Er schaute verstört drein — Ihr könnt recht haben, Magister Paulus. Aber laßt uns wieder hineingehen, die heißen Köpfe scheinen wirklich abgekühlt, und sie setzen eben das Konfekt auf. Laßt Euch bald auf Westerhagen sehen, ich hätte noch manche Frage an Euch zu richten." — —

Fräulein von Boddin hatte mit ihren scharfen, spähenden Augen recht gesehen: Gerhard Friesen war vorhin, da die Tafel von mehr als einem Gast verlassen wurde, durch den Vorflur geeilt. Ihn trieb eine unbestimmte Unruhe hinweg, ein Vorgefühl, wie er glaubte, daß demnächst auch durch ihn das Gastmahl und der Friede des Festgebers bitter gestört werden könnte. Es lag Kampf in der schwülen Luft des großen Gemachs — und noch ein Etwas, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, was ihn aber bald heiß umwehte, bald wie ein Alp auf seiner Brust lag. Meister Theodosius hatte den guten Willen und die Freundschaft des wackern Ritters heute auf die härtesten Proben gesetzt — wer mochte es von der Lancken verargen, wenn er solcher Gastfreunde müde ward? Indem Gerhard die Tür zu seinem und Meister Corvinus' gemeinsamen Schlafgemach öffnete und in den halbdunkeln Raum hineinblickte, in den ein Streif der Abendsonne durch das einzige Fenster fiel — da durchrieselte ihn ein wundersamer Schauer. Ihm war's als sähe er sich selbst dort vor seinem Lager knien, mit blassem, vom tiefsten Schmerz gefurchten Gesicht. Blitzschnell, wie die Vision ihn überkam, verschwand sie auch wieder — im nächsten Augenblick blieb nur eine Anwandlung zurück, das festliche Kleid, das er trug, rasch abzustreifen, sich in sein altes, dunkles Gewand zu hüllen und noch an diesem Abend dies Haus zu verlassen.

Wenn ihm die Zukunft wirklich in Holland beschieden war, konnte es leicht das beste sein, sobald als möglich dorthin zu kommen, und wenn rastlose, zwecklose Wanderung sein Geschick blieb, mochte es ihm gleich scheinen, ob er sich ost- oder westwärts wende!

In wenigen Minuten überwand Gerhard diese Wallung, deren Quell er deutlich erkannte. Wie hätte er ohne Abschied und Dank die gastliche Schwelle hinter sich lassen dürfen — wie konnte er auch nur einen Augenblick von der Landens warmherzige Güte vergessen? Indem er an seinen Gastfreund und an den Verlauf des Mahles dachte, von dem sich der wackere Ritter so viele Freude versprochen und so wenig geerntet hatte, fragte Gerhard sich selbst, ob es nicht seine Pflicht sei, an den Tisch zurückzukehren und die schlimme Stunde bestehen zu helfen, wie er die gute geteilt hatte. Freilich erschien es ihm hart und bitter, wiederum Herrn von Zarnekow gegenüberzusitzen und seinem Geflüster mit Agnes halb gezwungen zu lauschen. Erst seit diesem Nachmittag wußte der junge Mann ganz, wie tief ihn die Anmut und die heitere Güte des Mädchens ergriffen hatten, und es war, als stiegen aus allen Falten seiner Seele Träume und Wünsche und Hoffnungen, Bilder, aus denen immer ihre Züge hervorblickten! Je sicherer ihm dünkte, daß er ihr künftiges Leben und Schicksal genau kenne, um so ungestümer, ungeduldiger pochte sein Herz und mahnte ihn, sie diesem Schicksal zu entreißen. Wohl spottete er seiner selbst und rief sich ins Gedächtnis, wie er hier Einzug gehalten, und daß all sein Hab und Gut eine ungewisse Hoffnung sei. Er brachte doch eine Stimme in seinem Innern nicht zum Schweigen, die ihm zuflüsterte, daß er Agnes nicht fremd, nicht unwert erscheine und

daß der Glückssturm, welcher van Broighels Schiff mit der Botschaft aus Leyden an diesen Strand geworfen hatte, vielleicht noch einmal daher brausen und ihm mehr geben könne, als Heimat und Amt und Brot!

Gerhard wußte selbst nicht, wie lange er in diesem Widerstreit seiner Gedanken in dem stillen Gemach verweilt hatte — aber es konnte nicht allzuviel Zeit verstrichen sein, denn draußen im Gange war es noch Tag und die Lichter, die man im großen Vorflur eben anzündete, kämpften mit der Helle, die durch die große Tür nach dem Hofe in den Flur drang. Gerhard ging doch nicht sogleich nach dem Festraum zurück — er wollte Kühlung schöpfen und trat durch die kleine Pforte auf den grünen Wall hinaus, auf dem er seit dem zweiten Abend seines Hierseins mehr als einmal gestanden hatte. Vom Walle führte eine Tür, die immer unverschlossen war, in den eigentlichen großen Garten des Hauses — der zurzeit noch winterlich öd wie die Felder umherlag und ihn noch wenig angelockt hatte. Aber im Augenblick, wo er die kleine Wallhöhe erstieg und nach der Meeresbucht und dem holländischen Schiff auf ihr blicken wollte, nahm er wahr, daß eine Gestalt durch die Gartentür enteilte und diese hinter sich zuzog. Auch wenn er nicht die leuchtend helle Farbe von Agnes' Festgewand deutlich in der Erinnerung gehabt hätte, würde er sie hier vermutet haben — wer von den weiblichen Gästen sollte gerade diesen Platz aufsuchen? Auch entsann sich Gerhard jetzt plötzlich, daß sie während des Zwistes zwischen Herrn von Zarnekow und dem Amtmann von Wiek von der Tafel verschwunden sei. Ohne Zögern schritt er über die Wallhöhe hinweg und in den Garten hinein, dessen halbgrüne Rasenflächen und laublose Bäume

vom Abendlicht mild verschönt wurden. Er sah die Gesuchte sich entgegenkommen, sie mochte gefühlt haben, daß ihre hastige Entfernung von ihrem Lieblingsplatz den Gast befremden könne. Ihre Haltung war ruhig und gefaßt, aber ihre Augen und Wangen verrieten, zu Gerhards nicht geringer Bestürzung, daß sie heftig geweint hatte.

„Fräulein — hat Euch der häßliche Streit so erschüttert, daß Ihr in der Einsamkeit Zuflucht sucht? Wird man Euch an der Tafel nicht vermissen?“ Er suchte mit gleichgültigen Fragen seiner Bewegung Herr zu werden. Das junge Mädchen ging an seiner Seite den Baumgang hinab, schwieg einen Augenblick und sagte dann mit einem eigentümlichen Zittern ihrer Stimme: „Und Ihr selbst?“

„Mich vermißt niemand,“ versetzte Gerhard, der sich zu fassen begann. „Ich habe es heute gefühlt — werde es immer fühlen, daß der Fremdling nicht überall willkommen ist, wie bei Eurem herrlichen Vater!“

Sie wandte ihr Gesicht von ihm hinweg und sah auf die Wogenfläche hinaus, die sich in den Abendnebeln verlor, die über dem Jasmunder Strande hingen. Der junge Mann nahm wahr, daß sie mit sich selbst kämpfte, ihm ihre Erregung nicht zu verraten. Aber sie hielt sich für stärker als sie war — mit einmal rieselten wieder helle Tränen über ihre Wangen, und die Lippen, die sie fest aufeinandergepreßt hatte, öffneten sich:

„Was sagt Ihr von diesem Tage? Ist die Welt nicht furchtbar, und wäre es nicht tausendfach besser, wir sähen und hörten unsre Mitmenschen nur von fern, als daß wir sie so sehen und hören?“

„Ihr legt einem trunknen Zwist zu viel Wert bei! Ich will nicht von mir sprechen, denn mein Leben war

nicht angetan, mich unter solchen heimisch zu machen, wie ich heute hier vernahm. Ich glaube, der Streit mit den Herren ist schon jetzt beigelegt."

„Spreche ich denn von dem Streite?" sagte Agnes, und die blauen Augen hefteten sich fester auf Gerhard. „Mir war's, als hätte ich heute in ein paar Stunden tief auf den Grund vieler Herzen gesehen. Niemals habe ich mich so einsam gefühlt — ich hätte bei all den grausamen Reden und der wilden Roheit, die hervorklang, immer meines Vaters Haupt umschlingen und ihn küssen mögen, weil er ein mildrer und beßrer Mann ist. Was sollte aus mir werden, wenn Gott meine Bitte nicht erhört, mich vor dem Vater zu sich zu rufen!"

„Ihr solltet solche Bitte niemals tun!" entgegnete Gerhard mit ernstem Blick. „Bittet nur, daß der Herr Euch den Teuren lange erhalte. Ich will mein Gebet mit dem Euren vereinigen!"

„Ich danke Euch," sagte sie im herzlichsten Ton und reichte ihm die weiße Hand dar. Er wollte sich auf diese herabbeugen und besann sich halben Weges und sah dem Mädchen mit einem Blick demütiger Abbitte in die schimmernden, blauen Augen. War's der Strahl, der ihn aus denselben traf, oder überwältigte ihn die Stimme in seinem Innern, er mußte ihr in diesem Augenblick alles heraussagen, was er dachte: „Ihr werdet nie einsam sein, Fräulein Agnes, und mancher Mann, den Gott in Euren Weg führt, wird erkennen, daß das Leben köstlich ist, so lange Frauen leben, gleich Euch. Wenn der Beste von allen, der das in seinem Herzen bewegt, Euch dereinst gewinnen wird, so werde ich fern von Euch traurig sein, und doch glücklich — und jede Stunde segnen, die ich hier verweilt!"

„Gerhard!“ rief sie und lehnte zitternd ihr Haupt an seine Schulter. „Wollt Ihr in Wahrheit dieser beste Mann sein?“ Er umschlang sie, damit sie sich aufrecht erhalte, er sagte leiser, inniger: „Mein Leben ließe ich für Euch und lebte ich für Euch, so Ihr's begehrt — aber muß ich nicht Eures Vaters denken?“ Ein seliges Lächeln ging über ihr Antlitz: „Gewiß müßt Ihr, Gerhard — aber zweifelt Ihr, daß mein Vater dem seine Arme öffnet, den seine Tochter in die ihren schließt?“ Zärtlich schlang sie beide Arme einen Augenblick um den Nacken Gerhards und küßte ihn, dann riß sie sich rasch los und rief unter Tränen und Lachen:

„Und nun bleibt Ihr — und kommt erst nach einer Weile wieder zum Tisch! Und so lange Gäste da sind, Herzliebster, seht Ihr mich nicht an, mit keinem Blick, und wenn Ihr zum Schein wieder traurig und finster dreinsehen wollt — ich verwehre es Euch nicht! Heute abend, wie die letzten Gäste hinweg sind, sagt Ihr, sagen wir meinem Vater alles!“

Wie sich das süße Gesicht, das noch Tränenspuren zeigte und jetzt so glücklich leuchtete, noch einmal nach ihm zurückwandte, wie sie die Locken in den Nacken zurückwarf und sich anmutig vor ihm neigte, wurden Gerhards Augen offen: er nahm jetzt die jugendliche Fülle ihrer Glieder, den Reiz wahr, der um ihre Gestalt schwebte — sehnsüchtig streckte auch er seine Arme nach ihr aus. Aber schon war Agnes verschwunden und ließ ihn in seliger Betäubung zurück. War dies Haus gefeit, daß hier alles, alles, wovon er je geträumt hatte, überschwenglich auf ihn herabströmte? Womit sollte er je verdienen, was ihm hier geworden war? Und doch war ihm zu Sinn, als wüchse mit dem Glücke der Mut — vor

wenigen Augenblicken hatte er noch gebangt, wie der ritterliche Gastfreund seine Werbung aufnehmen werde — jetzt wünschte er schon, daß die letzten Gäste hinweg sein möchten.

Als Gerhard wieder ins große Wohngemach trat, war es gut, daß drinnen eine leichte Wolke von feinem Staub und dem kräuselnden Rauch der Wachsfackeln um die Augen der Gäste hing — sonst hätte ihnen die veränderte Haltung und der Ausdruck des jungen Gelehrten auffallen müssen. Er nahm seinen Platz wieder ein und leerte still einen Becher auf das Wohl des holden Mädchens, das ihm gegenübersaß und jetzt die Augen nicht nach ihm hinwandte. Er lauschte den Worten, die da und dort fielen — doch nun haftete keines in seiner Seele. Selbst den bösen, prüfenden Blick, den Walter von Zarnekow auf ihn richtete, nahm er nicht wahr. Der junge Edelmann spähte lange scharf nach Gerhard Friesen, dann setzte er die weißen Zähne fest und wie mit verhaltenem Groll auf seine Unterlippe und sah blitzschnell von dem Magister hinweg und in das Gesicht seiner Nachbarin. Und dann nickte er und schaute tief in den großen Pokal, der vor ihm stand, und lachte noch aus dem Pokal hervor so laut, daß Agnes von der Lancken betroffen zu Boden blickte.

Es war gut, daß man sich überall geräusch- und getümmelvoll zum Aufbruch rüstete. Denn Gerhard meinte ersticken zu müssen, so schwer ward ihm jeder Atemzug in dem Lärm und Wirrwarr. Die Gäste standen beinahe zugleich auf — der Gutsherr zeigte sich gegen seine sonstige Gewohnheit nur mäßig beflissen, sie noch zu halten. Als Meister Theodosius Corvinus vor ihn trat und fragend sprach: „Du wirst mir nicht zürnen,

Cornelius, wenn ich mit dem Amtmann ein paar Tage hinübergehe nach Wiek?" reichte er ihm die Hand und entgegnete ruhig: „Vielleicht ist es für uns beide besser, du besinnst dich ein wenig und verlangst dann wieder zu mir!" Theodosius ging, um in der Kürze ein Bündel zu rüsten, er war an raschen Aufbruch und Wechsel gewöhnt. Vergeblich versuchte jetzt Gerhard, der hinzukam, als der Amtmann die Seinen sammelte und auch nach Theodosius rief, den alten Lehrer und Genossen zurückzuhalten:

„Mich dünkt, du bedarfst meiner jetzt am wenigsten," sagte der Alte halb trotzig, halb mit schlauem Lächeln. „Komm zu mir und dem Amtmann von Wiek hinüber, wenn du uns gute Kunde zu bringen hast, und noch einmal, hüte deine Seele, Gerhard!"

Wie im Traum sah der junge Mann den Alten mit Amtmann Möller davonfahren, wie im Traum die Gäste im Hofe zu Roß steigen, noch im Sattel einen Trunk nehmen und grüßend, winkend aus dem Hoftor reiten. Er erwachte erst, als Herr von Zarnekow auf der Schwelle des Vorflurs ihm mit höhnischem Ton einen guten Abend bot, sich tief, aber spöttisch vor Agnes neigte und dem Ritter draußen auf den Steinstufen sagte:

„Lebt denn wohl, Herr Cornelius, und laßt Euch den frohen Tag gut oder doch nicht allzu schlimm bekommen!"

Er schwang sich auf sein Pferd — der Gutsherr blickte ihm betroffen nach, dann mit plötzlichem Besinnen schritt er in den Flur, sah seine Tochter vor sich und rief: „Was hatte der Zarnekow, was war das, Agnes?"

„Das war es, Vater!" versetzte Agnes, indem ihre Hand, die des erbleichenden Gerhard ergriff und ihn näher zog. „Magister Gerhard begehrt mich zum

Weibe, und wenn es dein Wille ist, soll es gern der meine sein!"

Herr Cornelius blickte ernster auf beide, als Agnes erwartet haben mochte, sie senkte die Augen vor dem Blick des Vaters. Mit einmal riß von der Lancken den jungen Mann stürmisch an sich und sagte: „Ich hatte sonst anders gedacht — aber ich ehre und liebe Euch herzlich und will Euch mein Kind nicht versagen. Vielleicht — vielleicht ist's Gottes Finger, der ihr Herz zu Euch gelenkt hat!"

Es war ein Ausdruck in den Zügen des Ritters, den nicht Gerhard, nicht das bräutliche Mädchen verstand. In diesem Augenblick kam aus dem großen Gemach Magister Paulus Möller, der von allen Gästen allein geblieben war. Herr Cornelius schritt mit freudigen Worten auf den Pfarrherrn los: „Hier ist ein Paar, Magister, das Eures Segens bedarf und ihn von Herzen erbittet!"

Der Pfarrer verbarg seine Überraschung nicht — die doch keine ganze Überraschung schien. Er neigte sein Haupt und schüttelte erst Gerhard und dann der Jungfrau die Hand und sagte mit erhobener Stimme: „Was mit Gott getan wird, dabei ist Gottes Segen!"

Ohne weitere Fragen wandte er sich von dem jungen Paare hinweg und trat, von dem Hausherrn über den Hof geleitet, seinen Heimweg an. Die Liebenden versuchten nicht, ihn zu halten; Agnes aber sah ihm ernst, ja mit einem unverhohlenen Bangen nach. Dann lehnte sie wie vorhin ihr Haupt an Gerhards Schulter und flüsterte ihm zu:

„Er ist dir nicht freundlich gesinnt, auch mir nicht. Versprich mir, Gerhard, daß du die unselige Schrift, die

du geschrieben, und die den Groll Magister Möllers wider dich weckt, die dir und uns nur Unheil bringen kann, vernichten willst!"

„Komm, komm, Agnes," sagte Gerhard. „Ich hole die elenden, vergilbten Blätter, die niemand überzeugen und Zwist und Groll stiften. Da drinnen brennen unsre Brautfackeln allein — sie sollen das unnütze Libell und alles Elend meines vergangenen Daseins zugleich verzehren!"

Fünfzehntes Kapitel.

In so tiefem Sinnen und so langsamen Schrittes, als an diesem Abend, hatte der Pfarrherr von Altenkirchen noch niemals den Weg vom Haus Vitte nach seinem Pfarrhof zurückgelegt. Es war bereits zu dunkel, als daß einer der wenigen Begegnenden die Miene des heimkehrenden Seelsorgers zu erkennen vermocht hätte, aber aus seinem kurzen und unholden Gruß ließ sich schließen, daß er heute zu keinem Gespräch mit den Dorfleuten aufgelegt sei, am wenigsten zu einem solchen mit Bernd Jansen, dem Gemeindeältesten, der jederzeit, wenn er Magister Möller im Schlosse wußte, am Strandweg hinschlendernd, dessen Rückkehr zu erwarten und ein und das andre Nützliche zu erfahren suchte. Heute schritt der Pfarrer mit einem kurzen, plattdeutschen Gruß und einer abwinkenden Handbewegung rasch vorüber. Er mußte allein sein, und selbst wenn er über die schweren Glaubensfragen, die die Welt in diesen Zeiten bewegten, nachsann, hatte er niemals so tief das Bedürfnis der Einsamkeit

empfunden. Zu unerhört waren die Erlebnisse dieses Abends, und umsonst rief Magister Paulus sich wieder und wieder zu, daß die Fügungen Gottes wunderbar seien, und der Herr die Herzen lenke. Hatte er das Herz der Tochter von der Lanckens bewegt, daß sie den wackern Junker auf Spieker verschmäht, den der Pfarrherr immer als ihren, von Gott selbst gebotenen Gatten betrachtet hatte, und den fremden Abenteurer beglückte, um mit ihm in ein fremdes Land zu ziehen? Oder war es eine Eingebung des bösen Feindes, daß Agnes von der Lancken nur einem Manne ihre Hand reichen wollte, der ihr kein Recht, keinen Namen, keinen Besitz entgegensetzen konnte — wenn sie selbst auf dunkle Wege geriet? War sie vielleicht schon weiter auf diesen Wegen, als der Pfarrer in einzelnen Augenblicken geargwöhnt? So viel an diesem Mädchen war ihm vom ersten Tage an fremd und zuwider gewesen, ihre heitere Güte und ihre vertrauliche Weise mit den Gästen ihres Vaters hatte er leichtfertig gescholten, und doch war er nicht ohne Teilnahme für sie, die früh ihrer Mutter beraubt, in ihre Neigungen und Gewohnheiten gleichsam hineingewachsen war. Immer und immer hatte er gehofft, daß sich eine strengere Hand auf sie legen würde, als die seines Gutsherrn, der in seiner weltlich-heidnischen Tugend verlernt hatte, so streng und bedacht zu sein, wie es Paulus Möller aus ehrlichem Herzen für notwendig hielt. Selbst wenn das Schlimmste wahr sein und Jungfrau Agnes schon Schaden an ihrer Seele gelitten haben sollte — so würde nur von der Lancken die Schuld tragen. Die Hoffnung, an die sich der Pfarrer so lange geklammert, daß Agnes einst als Gattin seines Lieblings des Herrn Walter von Zarnekow die frömmsten und strengsten Frauen, die er kannte,

hinter sich lassen werde, war mit dem heutigen Abend zu Ende. Eigenwillig, eigenmächtig, wie er sie immer gekannt, hatte sie über ihr künftiges Schicksal bestimmt, und so mußte er sie denn fahren lassen. Er würde zu spät erkennen, ob es nur eitler Leichtsinn und Gefallen am bestechenden Schein gewesen, der sie zu Gerhard Friesen getrieben, oder ob diese Liebe, die von der Lancken, töricht wie immer, ohne allen Widerspruch segnete, eine Eingebung jener dunklen Mächte war, vor denen der starke Mann schauderte, wie ein Kind.

Wie der Pfarrer längs des Meeres hinging, drang das dumpfe Brausen der leichtbewegten Flut zu ihm herauf — und ihm war's, als wecke dies Brausen schlimme, heftig ringende Gedanken in ihm. Er mußte überblicken, was ihm je an Agnes aufgefallen war und seine Besorgnis erregt hatte. Ihr Verkehr mit so manchen Gästen ihres Vaters und namentlich mit dem Welschen, den Magister Paulus gehaßt hatte aus voller Seele, und der ihr Möllers Warnungen zum Trotz seine Sprache gelehrt hatte, ihre Freude an tausend Dingen, die dem Geistlichen gefährlich dünkten, ihre unzeitige Milde, gegen die er redlich angekämpft hatte — alles trat vor seine Seele. Und jedes Gerücht fiel ihm bei, daß auch sie mit Kräutern und Heilkünsten Bescheid wisse, was sich zwar für die Tochter des großen Gutsherrn schickte, aber doch immer gefährlich blieb und auf Abwege leiten konnte. Dann wiederum besann er sich, daß Frau Ursula, seine eigene Hausfrau, gar manches von dem übe, was er bei der Tochter des Herrenhauses mit Argwohn bemerkte. Doch er schüttelte trotzig das Haupt und sagte vor sich hin: „Eins ist nicht dasselbe bei der einen und bei der andern."

Aber er konnte eine Stimme in seinem Innern nicht

zum Schweigen bringen, die ihm fort und fort zurief, daß er nur ungerecht, ja feindselig gegen Agnes von der Lancken gesinnt sei, weil sie die Lieblingswünsche Zarnekows nicht erfüllt und seine eignen Ratschläge nicht allzuoft befolgt hatte.

Und Gerhard Friesen, was hatte er an ihm zu tadeln, als daß er der weltlichen Wissenschaft statt der Gottesgelahrtheit lebe und von manchem Zweifel seines alten Meisters angesteckt sei? War es denn sicher, daß an der Seite des jungen Mannes Agnes von der Lancken nicht auch fröhlich gedeihen und zu Gottes Ehre leben könne? Durfte er, Paulus Möller, nicht seine Hände in Unschuld waschen und das weitere Gott befehlen? Oder war er ein Schalksknecht, wenn er müßig zusah, wie sich vielleicht Unheil und endlose Sünde hier vorbereiteten? Sehnsüchtig blickte der Pfarrherr auf die dunkle Flut hinaus, die er nur unbestimmt noch wahrnahm, und lauschte dem Rauschen, als könne ihm von dorther ein Licht oder eine entscheidende Stimme kommen. Die Nacht blieb über dem Meer, und der Kampf in seiner Seele ruhte nicht, auch als er längst Altenkirchen erreicht hatte und hundert Schritte von seinem Pfarrhaus auf und ab ging und zögerte, unter den Frieden seines Daches einzugehen.

Wie er endlich die Tür öffnete und durch den dunklen, kleinen Vorflur tappte, ward er inne, daß seine Hausfrau und seine Kinder, die eine spätere Heimkehr vom Schlosse erwartet haben mochten, schon zur Ruhe gegangen waren. Er trat in das kleine Gemach, wo er noch diesen Morgen in der Dämmerung über seine Predigt nachgedacht hatte, die ihm jetzt im eigenen Herzen mahnend nachklang. Er ließ sich, ohne Licht anzuzünden, müde und

erregt auf den hölzernen Schemel fallen und stützte sein Haupt in beide Hände. Seine Gedanken weilten bei dem neuen Brautpaar im Schlosse — er versuchte umsonst, sich etwas andres vorzustellen. Dann sah er im Dunkeln umher, seine Augen gewannen die Fähigkeit, einzelne Gegenstände zu unterscheiden — mit einem Male war's ihm, als erblicke er alle Dürftigkeit seines Hausrats, er schloß die Augen und schaute in den übrigen engen Räumen seines Pfarrhauses die Frau und die Kinder auf den mehr als bescheidenen Lagerstätten. Geschäftig spiegelte ihm sein erregtes Blut ein andres Bild vor: das stattliche Haus in der fernen, holländischen Universitätsstadt, was Agnes mit ihrem reichen Heiratsgute ihrem zukünftigen Gatten bereiten werde. Und indem Magister Paulus heftig aufsprang, das Bild zu verscheuchen, und die kräftigen Arme emporhob, stieß er mit beiden Händen an die niedrige Decke des kleinen Gemachs. Höhnend rief's in ihm: in solcher Armut, solcher Dürftigkeit verzehrst du dich, der treue Seelsorger, der unverdrossene Hirt — und der fremde Landfahrer, der zur Kurzweil sich in die Fabeln des Homer hineingelesen, trägt die schöne Agnes und ein Leben in Behagen davon! — Es durchbebte ihn wundersam, nie bis diese Stunde hatte er daran gedacht, daß die Tochter des Ritters schön sei, und nun mußte er es denken und mußte sich fragen, was jetzt durch Gerhard Friesens Sinne ziehen werde. Immer lebendiger, immer näher sah er das Gesicht Agnes von der Landens vor sich, aber nicht das liebliche Lächeln, dessen er sich zugleich noch entsann, schwebte auf ihnen, er sah sie höhnisch lachen, als spotte sie seiner, und deutlich traten ihm neben ihr die frühverblühten Züge und die hagere, harte Gestalt seines eigenen Weibes vor Augen.

Sein Blut brauste, sein Hirn pochte, die kühle Luft in dem feuchten, heute ungeheizten Gemach ward erstickend schwül! — Und plötzlich fühlte er, daß er nicht allein zwischen den engen Wänden sei, der dunkle Raum ward sichtlich kleiner, und dort vor seinem Bücherbord sah er es aufquellen und schwellen: eine dichte Wolke, die doch lichter war, als die Nacht umher, und drinnen unterschied er deutlich glühende Augen und ein grimmig höhnendes Gesicht — er vernahm durch die Nachtstille gellende Töne, daß er entsetzt und kraftlos wieder auf seinen Schemel sank und bald beide Hände an seine Ohren preßte, bald die Hände wie schützend vor sich hielt. Gewaltsam und halb bewußtlos zwang er sich die ersten Worte des Gebetes ab, aber wie es laut von seinen bebenden Lippen tönte: „Vater unser, der du bist im Himmel“ — hüllten sich die Züge des Versuchers in den Nebel oder Dampf, aus dem sie aufgequollen waren, und wie er gläubig innig sein „Amen, Amen!“ wiederholte, da wußte er sich wieder sicher — zum Tode erschöpft, mit großen Schweißtropfen auf der Stirn, fand er sich allein in seinem vertrauten Studiergemach und faltete abermals die Hände zu einem feurig-herzlichen Dankgebete.

Und nun war's ihm klar, daß ihn schon auf dem Wege vom Schlosse hierher Satan beschlichen und ihm alle finsteren Gedanken und den bitteren Groll gegen den Glücklichen in die Seele geflüstert, mit denen er vorhin gerungen hatte. In nachzitternder Erregung, aber im Frieden mit sich selbst, suchte er sein Lager auf. Ehe er die Tür hinter sich schloß, bohrten sich seine Augen noch einmal fest in die Ecke, wo er vorhin den höllischen Feind erblickt und jetzt nichts wahrnahm, als das Dunkel. Als er in den Raum trat, wo er die gesunden Atemzüge seiner

schlummernden Frau und der friedlich schlafenden Knaben vernahm, ward ihm wieder völlig wohl, und er vermochte, wie es Luther geheißen, flugs und fröhlich einzuschlafen.

In der Frühe des nächsten Tages fand sich Gerhard Friesen auf demselben Wege, den am Abend zuvor der Pfarrherr zurückgelegt hatte. Er hatte nach schlummerloser Nacht einen Morgengang unternommen, um klaren Auges und heitern Gesichts vor seine Braut treten zu können. Kein Zweifel an seinem frommempfundenen Glück war in seine Seele gekommen. Selbst den Gedanken, ob er dieses Glücks wert sei, und warum ihm so überreich zuteil geworden, was tausend andern, seinem alten Lehrer Theodosius voran, versagt geblieben, hatte er mutig von sich gewiesen und sich abermals gelobt, die wundergleiche Segnung durch ein ganzes Leben zu verdienen. Aber der Gedanke an Theodosius ließ sich mit dem mutigen Entschluß nicht bannen. Es war ihm zu Sinne, als ob ihn eine Schuld an der plötzlichen Entfernung des alten Genossen mit treffe. Und so oft ihm beifiel, daß er alsbald nach Wiek hinüber solle, um dem Alten die plötzliche, neue Schicksalswendung zu verkünden, oder daß der Ritter im Laufe der nächsten Tage den trotzigen Gesellen in allen Ehren heimholen lassen müsse — dachte er mit einer bangen Unruhe an das Wiedersehen. Er wähnte, daß das erste Wort seines Meisters die Frage nach der Schrift sein müsse, die der starrsinnige Alte so hochhielt, und die Gerhard ohne Widerstreben seinem künftigen Frieden mit der Welt geopfert hatte. Und so mächtig wuchs in wenigen Stunden dies Gefühl in ihm, daß er sich schon ins Gedächtnis rufen mußte, in welchem Augenblick und mit welchem Antlitz

Agnes von ihm die Vernichtung der Blätter erbeten hatte, um jetzt, nach wenigen Stunden, begreifen zu können, daß er sie vernichtet habe.

Gerhard hatte, als er von Bitte aufbrach, an nichts weniger gedacht, als Magister Möller an diesem Morgen zu begegnen. Ja, als er auf seinem Pfade des Pfarrherrn unerwartet ansichtig ward, wäre er in Erinnerung an manchen Augenblick des vorangegangenen Festtages ihm am liebsten ausgewichen. Doch nahm er zu seiner Überraschung schon von ferne wahr, daß Herr Paulus ihn mit einem wahrhaft frohen Ausdruck in seinen Mienen begrüßte und ihm schon von fern einen herzlichen Gutenmorgen und Morgensegen entgegenrief. Ja, wie er dann rasch herankam und sich an Gerhards Seite hielt und ihm noch einmal und mit ganz andrer Stimme und Miene, als am gestrigen Abend, Glück zu seinem christlichen und ehrbaren Verlöbnis wünschte, meinte Gerhard einen veränderten Mann vor sich zu sehen. Hätte nicht das ehrliche Gesicht des Pfarrers für ihn gezeugt, so würde der junge Gelehrte selbst Mißtrauen gegen ihn gefaßt haben. So nahm er die Begegnung hin, als sei der Lenzhauch, den er diesen Morgen zuerst im Freien zu spüren meinte, urplötzlich auch in der Seele des streitbaren Predigers erwacht. Es war ein feuchter, nebelgrauer Morgen, aber aus den Nebeln quoll ein linder, beinahe warmer Hauch, dampfte zwischen den Erdschollen der Äcker und kräuselte als Westwind über die Flut der Bucht hin. Der Pfarrherr pries ihm die Schönheit der grünen Insel, sobald der Sommer über derselben aufgehen werde, und vernahm mit Teilnahme, daß Gerhard zu dieser Zeit schon in Leyden zu sein denke. Er wolle erst die Verhältnisse dort prüfen, den Boden bereiten und

dann hierher zurückkehren und von der Landens Tochter heimführen. Das sei zwischen ihm und dem Ritter noch am gestrigen Abend in langer, ernster Unterredung festgesetzt worden.

„Ihr werdet es wohlmachen, Magister Gerhard!“ sagte der Pfarrherr milder, als ihn Gerhard je vernommen. „Ihr werdet in Leyden Eure Gabe zum Guten anwenden — und Euer Wort, wie Eure Feder in den Dienst Gottes stellen. Vor allem, Magister Friesen, achtet auf Eure Feder. Laßt sie lieber müßig ruhen, als daß Ihr Unheil mit Zweifeln anrichtet“ —

Gerhard unterbrach ihn mit unmutiger Erinnerung an sein eignes Tun und doch von dem Wunsche beseelt, im Sinne seiner Braut zu handeln: „Ihr mögt ruhig sein, lieber Pfarrherr. Die Schrift, die Euch Anstoß gibt, habe ich verbrannt. Nicht weil ich jetzt Eurer Meinung wäre — aber weil meine Darlegung schwach, und mancher meiner Gedanken unreif war, sprach ich ihr das Leben ab.“

„Habt Ihr so getan?“ rief Möller, und ein froher Ausdruck erhellte wiederum seine Züge. „Ihr werdet einst Ursache finden, Euch selbst Glück dazu zu wünschen, wie ich es jetzt tue. Lieber Magister: wollt nicht in den Wind schlagen, was ich Euch jetzt vertraue. Ihr zweifeltet, ob der Bund mit Satan und alles daraus folgende Unheil und Elend möglich sei. Ich zweifelte nicht, und doch — was ist oft unser Glaube? — Schilf, das der Windhauch bewegt! Gott schickt's, daß aus schwankendem Rohr ein fester Eichstamm werde. Seit letzter Nacht weiß ich — daß Satan dem armen, sündigen Menschen in lebendiger Gestalt erscheint — weiß, wie er seinen Weg in das schwache Herz zu finden weiß, und wie ihn nur die Kraft

des Gebets überwindet. Widerredet mir nichts: ich weiß und glaube! Kein Zweifel, gleich dem Euern, wird mich fürderhin auch nur einen Augenblick anfechten!"

Er wandte dem jungen Manne einen ernsten Blick zu, er sprach mit so feierlich erhobener Stimme, daß Gerhard überrascht und ergriffen war. Und doch meinte er in gleicher Minute mit verstärkter Gewalt zu empfinden, daß er seines alten Meisters besorgte Warnungen allzurasch vergessen habe, und eine dunkle Vorempfindung überkam ihn, die ihn dem Pfarrherrn enteilen hieß und zum rascheften Heimweg drängte. Auf diesem Wege freilich verschwand alles andre in der seligen Gewißheit, daß er jetzt Haus Bitte seine wahrhafte Heimat nennen dürfe!

Sechzehntes Kapitel.

Die ersten Tage nach ihrer Verlobung verstrichen dem neuen Brautpaar im Herrenhof voll ungetrübten Glückes. Von der Lancken zeigte zu jeder Stunde, daß er die Wahl der Tochter von Herzen billige, und seine klaren Augen schienen die Mienen der Nachbarn und selbst einzelner seiner Gutsuntertanen nicht wahrzunehmen. Gerhard wuchs ihm, wie Agnes scherzend sagte, gleichsam ins Herz hinein, und in jedem Gespräch fand er neue Ursache, den innern Wert und die klare Tüchtigkeit des jungen Mannes still bei sich zu rühmen. Er lachte hell auf, als ihm der Pfarrherr, der Gerhard täglich herzlicher und offener entgegenkam, wohlmeinend verriet, auf Westerhagen schelte man seinen Entschluß, die einzige

Tochter dem fremden, landfahrenden Magister zu vertrauen, in den härtesten Worten.

„Laßt sie sich gehaben und satt höhnen. Was ich tun dürfte, so mir Gott Söhne gegeben, stelle ich dahin. Vielleicht dächte ich dann wie die Boddins. Wie es nach Gottes Willen ist, finde ich keine gerechte Ursache, Agnes ihres Herzens Wunsch zu versagen. Trage ich doch selbst die Schuld, wenn sie von Jugend auf ihren künftigen Eheherrn etwa so geträumt hat, wie Gerhard Friesen ist."

Etwa zehn Tage nach der Verlobung ritt, noch kaum zurückerwartet, auch der Bote im Hofe ein, den der Ritter vor etlichen Wochen, um Gerhards willen und mit dessen Briefen, nach Holland entsendet hatte. Er brachte die Antworten der Leydener Freunde, die alle Zweifel lösten, Gerhard alles Gute und Günstige in der neuen Heimat verhießen und seine Ankunft an der holländischen Hochschule ungeduldig noch vor dem Herbst begehrten.

„Ihr werdet mir die beiden bald aufbieten müssen, Magister," sagte von der Lancken nachdenklich und lächelnd zugleich zu Magister Paulus am Nachmittag dieses Tages, und blickte auf Gerhard und Agnes hin, die wieder, wie schon oft zuvor, nur jetzt näher zueinander gebeugt, in dem Erker des großen Gemachs saßen. „Gerhard wird zuletzt nicht gehen wollen ohne sein junges Weib, und sie fordern ihn in Leyden so dringend, als ob dort ohne ihn die ciceronianische Beredsamkeit in Gefahr sei."

„Und Ihr wollt Euch wirklich von Eurem Kinde trennen? Wollt sie so weit in die wüste, holländische Welt hinausziehen lassen? — Ich glaubte, Ihr würdet Euren Schwiegersohn in Greifswald zu setzen suchen. Ihr geltet etwas beim Herzog, Herr Cornelius!"

„Das ist nicht weit mehr her," versetzte der Guts-

herr heiter. „Doch dazu, dem Gerhard in Greifswald einen warmen Platz zu sichern, möchte es allenfalls noch ausreichen. Auch will ich nicht sagen, daß das nicht später geschehen kann. Für jetzt aber ist's besser, sie gehen. Gerhards Streit mit der Artistenfakultät und den Greifswalder Theologen muß erst ein wenig in Vergessenheit kommen. Und auch für sie wird's gut sein, wenn sie sich in der Fremde in den neuen Zustand schicken lernt. Es könnte doch immer ein Ruck wenigstens scheinen — vom Herrenhof zu Vitte in das Wohnhaus eines Gelehrten hinter der Jakobikirche zu Greifswald."

Überrascht blickte der Pfarrherr auf seinen Patron — dann hob er zögernder wieder an:

„Ihr werdet Euch dann sehr einsam hier in dem großen Hause fühlen, und der Gedanke an die weite Ferne, in der Eure Tochter weilen wird, auch so es ihr wohl geht, möchte nicht allzu tröstlich sein."

„Das klingt ja, als ob Ihr mir Sophie von Boddin aufreden wolltet! So ist's nicht gemeint, Magister Paulus: zuerst geleite ich meine Kinder und helfe ihnen ihr Nest in Leyden bauen. Gott sei gepriesen, daß ich mich nicht allzusehr zu sorgen brauche, wenn ich auch einmal ein paar Monate von Hof und Feldern fern bin. Wenn ich dem Schlingel, dem Balthasar, das Stralsunder Bier im Keller preisgebe, sieht er in allem übrigen schon zum Rechten."

Prüfend streiften die Augen des Pfarrers über von der Lanckens nachdenkliches Gesicht und wandten sich dann blitzschnell nach der schlanken Gestalt des jungen Mädchens dort am Fenster. Ein Schatten des Argwohns, der seit Tagen verschwunden gewesen war, legte sich wieder über Magister Möllers Züge. Der Gutsherr nahm ihn nicht wahr — andre Gedanken zogen durch seine Seele. Aber

schließlich trat er neben den Pfarrer ans Fenster, und beider Blicke richteten sich zugleich auf den Wendenturm jenseit der Hofmauer.

„Und Euer alter Genosse?“ fragte Herr Paulus. „Weilt er immer noch beim Amtmann auf Wiek — ist er nicht spornstreichs heimgekehrt bei der Kunde von dem Glück, was seinem jungen Leidensgefährten widerfahren, um auch seinen Teil daran zu nehmen? Wird er nicht auch mit gen Holland ziehen, oder wollt Ihr ihm, während Ihr in Leyden weilt, hier Haus und Hof vertrauen?“

Herr Cornelius schüttelte leicht das Haupt. „Ihr kennt meinen alten Theodosius schlecht, Magister! Zu den Vögeln, die nach dem Glücke flattern, hat er niemals gehört. Mir kommt vor, daß er eher mit Gerhard trotzt, was nun auch wieder in seiner besonderen Art ist! Ich denke ihn nicht über Haus und Hof zu setzen, Ihr würdet, während ich fern bin, der erste sein, der mit ihm in Zwist geriete. Er wird natürlich alsbald heimkommen und hier Gerhards Hochzeit feiern helfen, dann aber will ich Amtmann Möller auf Wiek bitten, daß er ihm Gastfreundschaft erweise, bis ich wiederkehre. Nach Leyden soll er keineswegs — es wäre nicht heilsam für Gerhard, wenn der Alte mit ihm käme.“

Überrascht sah der Pfarrherr auf den neben ihm Stehenden — die Antwort des Gutsherrn klang anders, als er sie erwartet zu haben schien. Er zögerte noch einen Augenblick, dann fragte er:

„Und Ihr werdet, ehe Ihr geht, Gerechtigkeit üben und so Eure Untertanen und mich und alle Eure wahren Freunde vergewissern, daß die Güte, die Ihr dem alten, trotzigen Heiden erweist, keinen schlimmen Einfluß auf Euch selbst hat?“

„Ich werde es!“ versetzte von der Lancken, aber so leise, daß der Pfarrer inne ward, das Wort solle von Gerhard und Agnes nicht vernommen werden. Er nahm Abschied von den Verlobten — Agnes rief ihm ein herzliches Wort für Frau Ursula und die Kinder zu, und Magister Möller zürnte im Gehen sich selbst, daß er der Jungfrau fort und fort mißtraue. Nicht ahnend, mit welchen Gedanken der Pfarrherr heimgehe, wandte sich das schöne Mädchen zu ihrem Verlobten und sagte:

„Ich glaube, Gerhard, du bezwingst auch ihn. Er gewinnt dich lieb — du stiehlst ihm das Herz, wie mir und dem Vater.“

„Ich verliere darüber das Herz meines alten Meisters,“ antwortete Gerhard, und zum erstenmal seit der seligen Stunde am Wall zeigte sich wieder ein düstrer Ernst in seinem Gesicht. „Er hat heute einen Brief an mich gesandt, voll wunderlicher Glückwünsche und grollender Mahnungen. Er will durch Amtmann Möller die Schrift in Stralsund drucken lassen.“

„Um Gottes willen!“ sagte Agnes erbleichend. „Du hast sie nicht ein zweites Mal — wirst sie nie wieder herstellen?“

„Ich habe sie nicht mehr,“ versetzte Gerhard mit abgewandtem Gesicht. „Aber ich muß dir verraten, Liebste, daß ich mit Bangen daran denke, wie ich dem alten Theodosius die Wahrheit bekennen soll. Er dringt stürmisch in mich, daß ich mein neues Verhältnis zu deinem Vater benutze, um der Unseligen dort drüben die Freiheit zu schaffen. Es wird umsonst sein, wenn ich ihm sage, einmal für immer, daß ich mit diesen Dingen nichts mehr zu schaffen haben, mich nicht in sie mischen will!“

Agnes strebte vergeblich, ihren Bräutigam zu be-

ruhigen. Als aber von der Lancken wieder herzutrat, der den Pfarrherrn über den Hof geleitet hatte, schwieg Gerhard von dem, was ihn bewegte, wandte sich an Herrn Cornelius und sagte mit einem Blick auf Agnes, dessen Bekümmernis nur sie verstand: „Ihr wolltet mir ein Pferd satteln lassen — ich muß hinüber zum alten Theodosius. Ich will ihn von den Briefen aus Holland verständigen — und einen Tag mit ihm festsetzen, wo er hierher zurückkommt. Ich will vor Abend zurück sein — die alten Herren in Wiek dürften kaum begehren mich zu halten!“

Kurze Zeit nachher ritt Gerhard unter den Fenstern des Herrenhauses vorüber, er saß stattlich, in guter Haltung zu Roß, und Agnes sah ihm lächelnd und freudig nach. Ein liebevoller Gruß, den er ihr zuwinkte, verbarg ihr nicht, daß seine Seele von ernsten und zweifelnden Gedanken erfüllt sei. Im Herzen des mutigen Mädchens erwachte der Entschluß, wenigstens etwas zu tun, ihn seinem alten Lehrer und Wandergenossen zu versöhnen! Auch Herr Cornelius stand jetzt am Fenster, blickte dem Wegreitenden nach und lächelte dann seiner Tochter zu:

„Mag dein Gerhard in der Welt immer finden, was er verdient, so kann dir's an Glück nicht fehlen!“

„Amen, Amen!“ rief Agnes, und das vollste Vertrauen der Liebe ließ ihr Gesicht wunderbar schön erscheinen. „Aber ehe ich ganz glücklich zu sein wage, liebster Vater, muß ich eine Bitte an dich tun, deren Erfüllung dir nicht leicht fallen wird!“

„Was kannst du noch wünschen, mein Kind?“ fragte der Ritter ernst. „Wenn indes dein Herz nach irgend einer Sache steht, die zu erreichen ist —“

Er hielt inne, jene machte eine verneinende Bewegung.

„Deine Güte sorgt überreich für mich, ich dachte nicht daran, noch etwas für mich zu verlangen. Mir ist's um Gerhard! Laß unsern Knechten und den fremden Schiffsleuten und dem Wächter drüben am Turm heute abend einen stattlichen Freitrunk in der großen Scheune reichen, sie haben unser Verlöbnis noch nicht gefeiert. — Mir aber sag an, wo ich die Schlüssel zum Turme finde, ich brauche nichts weiter!"

„Agnes!" rief der Ritter erschrocken und strafend, wich aber doch dem auf ihn gerichteten Blick der schönen Tochter aus. Agnes fuhr mutig fort:

„Ich möchte tun, was du längst tun wolltest! Die Alte muß frei werden, muß hinweg, ich habe, wir alle haben keinen wahren Frieden, so lange sie im Turm dort drüben und überhaupt noch hier ist."

„Noch hat ihr niemand ein Haar gekrümmt!" fiel von der Lancken zürnend ein. „Du weißt nicht, was du sprichst, nicht was du willst, Mädchen. Du, eben du solltest der leidigen Sache ihren Lauf lassen! —"

Er hielt inne — er fühlte, daß er im Begriff sei, ein Wort zu Agnes zu reden, das ihr schwer ins Herz fallen mußte — ja, ihr Leben für immer vergiften konnte! Sie aber verstand sein plötzliches Schweigen auf ihre Weise und sagte eifrig:

„Nicht du, Vater, sollst es tun. Eben ich — wer würde deinem törichten Mädchen zürnen, die aus Mitleid der Alten zur Flucht verholfen hat? — Zieh nicht die Stirne kraus! — lasse deine Rechte nicht wissen, was die Linke tut! Du selbst wünschest nichts mehr, als daß die Rugin nie in den Turm gekommen wäre!"

Von der Lancken wußte in diesem Augenblick nicht, welche von beiden Stimmen, die in ihm sprachen, die

rechte sei. Die eine rief, daß es das beste sei, Agnes gewähren zu lassen, daß ihr Gott selbst den Gedanken in die Seele gelegt habe, die andre klang warnend und abmahnend und ward zunächst laut:

„Wenn die Regine am Ende doch eine arge Frevlerin wider Gott und Menschen wäre?" fragte der Ritter mit dem Ausdruck schweren Zweifels. „Wo nimmst du die Gewißheit her, Kind, daß sie schuldlos sei, warum gilt dir in so dunklen, schweren Dingen der alte Theodosius mehr, als der eigene Vater?"

Über Agnes' Antlitz zog ein Schatten, leiser, zögernder als vorhin erwiderte sie: „Mein Gerhard denkt im Grunde seines Herzens wie sein alter Meister! Er glaubt nicht, daß die Sünde begangen werden könne, um deretwillen die Regina angeklagt wird! Wenn er schweigt, so schweigt er aus schuldiger Ehrfurcht gegen dich, Vater! Ich habe ihn beschworen, um der Welt und seiner selbst willen, diese Dinge Gott zu befehlen! Aber er hofft mit mir, daß du denkst, wie wir alle."

„Die Schlüssel zum Turm hängen dort in meinem Schreibschrank in dem kupfernen Ringe," sagte Herr Cornelius nach einer Pause und mit hörbar schwerem Atemzuge. „Du willst etwas tun, von dem ich selbst nicht weiß, ob es recht oder unrecht sei."

„Einen schuldlosen Menschen retten, kann nie unrecht sein," gab Agnes zurück. Ihre Augen glänzten mutig und zuversichtlich und rangen dem Vater eine ungern gegebene, stumme Einwilligung ab. Von der Lancken ging aus dem Gemach und sagte im Gehen vor sich hin:

„Sie trifft das Rechte — wenn die elende Alte ins Weite ist, wird es für mich ein leichtes sein, Natterzungen zu zertreten!" — —

Der Nachmittag rann hin — ohne daß zwischen Vater und Tochter ein Wort weiter über die Alte im Wendenturme gewechselt ward. Agnes ging den Geschäften des Hauses nach und pries im stillen den milden Sinn ihres Vaters und ihren eignen Entschluß. Sie setzte sich vor, Gerhard erst nach mehreren Tagen wissen zu lassen, was sie um seinetwillen heute tat. Sobald es dunkel ward, und sie aus den laut von der großen Scheuer herüberschallenden Stimmen entnahm, daß dort alle vereinigt seien, die sonst um diese Zeit durch den Hof oder auf dem Wege vom Gutshofe zum Dorf schlenderten, rüstete sie sich zu ihrem Gange. Sie hüllte sich dicht in ein wollenes Tuch — und es fiel ihr ein, daß es eines jener Tücher sei, die sie in der Sturmnacht geschützt hatten, wo van Broighel scheiterte, und Gerhard zuerst an ihrer Seite gewesen war.

Dann trat sie durch die kleine Seitenpforte, deren Riegel sie schon zuvor zurückgeschoben hatte, ins Freie. Draußen zögerte sie wieder wenige Augenblicke, sie fühlte zitternd nach den Dingen, die ihre Hand unter dem Tuche barg: dem großen, kupfernen Schlüsselring mit mächtigen, rostigen Schlüsseln und einem kleinen, ledernen Beutel, um den sich ihre Finger fast krampfhaft schlossen. Weit und breit lag die Nacht auf den Feldern, die den Gutshof umgaben, Agnes schritt längs der Hofmauer hin und erreichte schon nach wenigen Minuten den verrufnen Turm. Trotz ihrer Entschlossenheit zitterte sie dennoch beim Gedanken, daß sie aus dem Hofe gesehen werden könne. Hastig und zögernd zugleich schob sie den Schlüssel in die Turmpforte. Sie konnte nicht hindern, daß diese sich knarrend und dröhnend in ihren Angeln bewegte. Die Wendeltreppe im Turm war lichtlos, das Gemach,

das sie droben zu erschließen hatte, gähnte sie dunkel an, als die Tür endlich, gleichfalls schwer dröhnend, aufsprang. Aller Mut, den Agnes besaß und das ganze Bewußtsein ihrer guten Tat, schützten sie jetzt kaum davor, daß sie nicht mit lautem Aufschrei entfloh und denselben Weg zurückeilte. Denn von der Strohschütte her, die die einzige Ausstattung des finstern Turmgemachs bildete, erhob sich die Stimme der gefangnen Alten, die trotz der Dunkelheit das Fräulein aus dem Herrenhofe rasch erkannte.

„Seid Ihr es, schönes Fräulein? Kommt Ihr endlich, mir einen bessern Trost zu bringen, als die Suppen, die Ihr mir geschickt habt? Ich habe viele Tage auf Euch hoffen und harren müssen. Ich habe vom ersten Tage an gemeint, daß Ihr mich hier nicht verderben lassen werdet — aber Ihr habt es nicht eben eilig gehabt, der alten Regine hinauszuhelfen!“

Agnes fühlte an der Glut, die ihr Gesicht überflog, daß dieser unerwartete Empfang Scham und eine Regung von Zorn in ihr erweckte. „Ich bin gekommen,“ sagte sie hastig, „weil ich Mitleid selbst mit dir habe. Wie hast du darauf zählen mögen, daß ich mich um dich kümmere?“

„Ich meinte nur, weil Ihr doch zu meiner Hütte gekommen seid — mein armes Dach Euch und den stattlichen, schwarzlockigen Welschen für eine Stunde geschirmt hat,“ sagte die gefangne Alte halb hämisch, halb schmeichelnd.

„Und daran wagst du mich zu mahnen, Regine?“ versetzte die Tochter vom Herrenhof aufwallend, und es war ihr in diesem Augenblick, als solle sie ihren Vorsatz aufgeben. „Du hast mich mit falschen Vorspiegelungen deines Elends — mit tausend Bitten bestürmt, bis ich

wirklich den Fuß in deine Hütte setzte, um dir zu helfen, und dort ihn fand, dem es nicht zur Ehre gereicht, daß er mich über solche Schwelle gelockt und dort ein Wort an mich gerichtet hat. Du aber solltest Gott danken, wenn du noch zu Gott beten darfst, daß ich dir jene Stunde vergeben habe und dich nicht enden lassen will, wie es deine Nachbarn mit dir im Sinne haben!"

„Euer Sinn ist mitleidig!" versetzte die Gefangene. „Freilich des armen, schönen Welschen habt Ihr Euch nicht erbarmt — aber der blonde Deutsche, der nach ihm gekommen ist, hat Euer Herz gerührt, wie sie sagen! Ich habe Euch schon allen Hochzeitssegen gewünscht!"

Ein schütterndes, heisres Gelächter folgte den Worten der Sprecherin. Agnes erschauerte vor dem Wesen der Alten und sagte rasch und streng:

„Ich höre deine ruchlosen Worte nicht, Regine! Ich hätte nie aus Mitleid mit jenem Manne die Stunde in deiner Hütte verweilen sollen, und ihr dankst du es wahrlich nicht, wenn ich dir heute helfe. Hätte ich gefürchtet, daß du dir den frevelhaften Betrug an meinem Vertrauen noch zugute rechnest — ich wäre jetzt nicht gekommen, dich frei zu lassen! Du bist hier ohne Fesseln?"

„Frei, wie die Krähe im Käfig!" entgegnete die Alte.

„So nimm hier und hebe dich davon! Gehe diese Nacht, soweit du kommen kannst — verbirg dich dann zwei oder drei Tage irgendwo drüben auf Jasmund, und du bist in Sicherheit! Mein Vater ist die Obrigkeit, er wird dir nicht nachsetzen lassen."

„Nein, nein," sagte die Alte, ihr Haupt heftig wiegend, was Agnes, deren Augen sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, wahrnahm, „nein! er nicht, der Junker nicht!"

„Auch sonst niemand!“ setzte die schöne Befreierin hinzu. „Halt dich nicht lange auf, Regine, ich lasse Tür und Pforte offen, ich gehe durch den Hof zurück, nimm deinen Weg längs der Mauer und durch den dritten Hohlweg zum Strand hinunter. Auf der Schabe wird dir niemand begegnen!“

Alles was Agnes jetzt sprach, hatte sie seit Stunden überlegt, es glitt aber nun von ihren Lippen, als habe sie keinen Teil mehr daran. Seit sie vorhin den kleinen Beutel an Regina übergeben und dabei die knöcherne, feuchte Hand der Alten berührt hatte, fühlte sie, daß ihr anders zumut sei, als sie geträumt hatte, und daß sie jetzt die Pforte des Turmes schwerlich zum zweiten Male erschließen würde. Und halb sich selbst, halb der unheimlichen Alten zürnend, zog sie ihr Tuch wieder fester um sich und eilte mit raschen, wenn schon unsichern Tritten die steinerne Stiege hinab. Sie sah nicht um sich und sie hörte die Stimme der Gefangenen nicht mehr, die hinter ihr ins Freie scholl. Drunten hätte sie in der Furcht des Augenblicks beinahe die schwere Türe des Turmes ins Schloß zurückgeschlagen, nur indem sie ihren Arm noch dazwischen preßte und sich empfindlich wehtat, konnte sie es noch verhindern. Denn auch die Schlüssel waren oben in der Tür des Gemachs geblieben. Zu spät fiel Agnes ein, daß sie der Alten noch hätte zurufen müssen, die Türen wiederum hinter sich zu schließen.

„Sie wird es von selbst tun!“ dachte sie bei sich, während sie mit fliegenden Schritten über den heimischen Hof eilte. „Sie wird mit Flucht und Verbergen und der Klugheit dazu Bescheid wissen. Ich aber — hätt' ich doch nie gedacht, daß Gutes tun so böses Gewissen erweckt! Gerhard kommt hoffentlich heute spät — ich könnte ihm

jetzt nicht verbergen, wie ich erschüttert bin. Und ich muß ihm sagen, was bei Giordanos Weggang in der Hütte der Alten gesprochen worden ist. Es gibt keine Unholden — aber diese ist unser Mitleid nicht wert und ein ruchloses Weib!“

Während Agnes herabgestimmt und in peinlichen Gedanken das väterliche Haus wieder betrat, hatte die Alte im Wendenturm in der Tat durch das offne Pförtchen das Freie erreicht. Sie trug den kleinen Beutel in der dürren Hand, den ihr Agnes vorhin übergeben. Hüstelnd und zusammenschauernd trat sie dem Nachtwind, der von der Wiek herüberwehte, entgegen, ärgerlich und blöd murmelte sie vor sich hin:

„Eilt's Euch so sehr, mein schönes Fräulein? Wartet, wartet doch auf die alte Regina, die Ihr gern fort und weit aus dem Lande hättet! Meine Hütte soll ich für immer verlassen — mit siebzig in die Welt ziehn? Ich habe kaum Kräfte, mich am Strand hinzuschleppen — wo bliebe ich liegen, wenn ich weit ins Land ginge? Nein, nein, die alte Regine ist klüger wie Ihr. Ihr wollt sicher sein, und Euch schiert's nicht, wenn sie die Regine brennen, so es nur hier nicht geschieht! Ich will nicht brennen, nicht fliehen, nicht betteln — wenigstens will ich's nicht allein! Der Pfarrer, als er neulich bei mir war, tat so seltsame Fragen nach Euch, mein schönes Fräulein — warum sollt' ich ihm nicht antworten, wie er's gern hören will, vielleicht komme ich dann frei, ohne mich durchs Land betteln zu müssen!“

Mühsam hatte sie sich während dieser Worte, deren Klang zuletzt gellend und kreischend ward, vorwärts bewegt. Ihre Augen schienen immer besser die Nacht zu durchdringen, ihr Gang behender zu werden. Sie ver-

schwand rasch aus der Nähe des Herrenhofes von Vitte und schlug durch die Felder den Weg nach Altenkirchen ein. Sie hustete und murmelte heftig vor sich hin — wirre Reden, Gebete und Verwünschungen — dazwischen lachte und kicherte sie, als ob die Meerluft, die seit Wochen zum ersten Male frei in ihr Gesicht wehte und mit den wirren, grauen Haaren um ihre Schläfe spielte, sie völlig berauscht habe. So viel sie sich hastete, war es doch tiefe Nacht geworden, ehe sie an der Tür des Pfarrhofs anklopfte. Sie sah Licht im untern Gemach des Pfarrers — in dem sie vor einer Reihe von Jahren zum letztenmal gestanden hatte. Damals hatte Magister Möller sie, als der Zauberei verdächtig, herbe vermahnt und ihr die Teilnahme an der Abendmahlfeier seiner Gemeinde entzogen. Als die erregte Alte jetzt vor seiner Tür weilte, kam die Erinnerung mächtig über sie:

„Der Magister schalt mich hart, wollte wissen, daß ich mit dem Satan Buhlschaft treibe! Die Nachbarn hatten ihm wohl alte Geschichten erzählt, vom braunen Ralf von Hiddensee! 's war der letzte, dem die Regine hübsch dünkte, er war gar kein Satan, sondern ein schmucker, stattlicher Seemann, lag auch schon zehn Jahr tief unten im Meeresgrunde, ehe der Magister hierherkam! Was ging's ihn, was ging's die Lästerzungen an? Manche liebe Nacht war er bei mir — aber kein Teufel — kein Unhold!“

Die Alte pochte an die Tür, die nur durch einen Holzriegel geschlossen war; Magister Paulus Möller, in der Hand die dürftige Lampe, bei der er in den Streitschriften des Flacius Illyricus gelesen und seine Seele erquickt hatte, kam selbst, um zu öffnen. Aber ein so starker und unerschrockener Streiter der Pfarrherr war,

vor dem unverhofften Anblick des alten Weibes, die ihm unterwürfig und doch unheimlich entgegengrinste, schrak er heftig zurück.

„Regina, bist du's wirklich? wie kommst du aus dem Turm? wie hierher?"

Die Rugin war in den Hauseingang getreten, Magister Paulus hatte schon wieder so viel Besinnung, daß er die Tür hinter ihr verriegelte und sie vor sich her nach seinem Gemach drängte, auf dessen Schwelle er selbst stehen blieb.

„Aus dem Turm, Herr Pfarrer! durch des Fräuleins Beistand, die mich diesen Abend gar mildiglich besuchte. Sie wollte die alte Rugin frei in die weite Welt schicken. Hierher komme ich, weil ich meinte, daß Ihr auch ein Wörtlein drein zu reden hättet, und ohne Euren Willen nicht gehen wollte!"

Es war schwer zu unterscheiden, ob die Veränderung, die sich blitzschnell im Antlitz des Magisters zeigte und blitzschnell wieder verschwand, Schrecken bedeutete. Er sagte mit tiefem Atemzug, die Hände über der Brust faltend:

„Also doch — doch! Gott — mein Gott! Deine Gerichte sind unerforschlich! Jetzt hat dich der Herr erleuchtet, Regine, daß du hierher kommst, er will dich gnädig ansehen und deine Schuld milder büßen lassen, als du verdient hast. So gib Gott die Ehre und bekenne die ganze Wahrheit — was ist's mit dem Fräulein von der Lancken? und wie kommt sie dazu, dir beizustehen?"

Blöd, unsicher und doch lauernd blickte die Alte zum drohend gefalteten Antlitz des Pfarrers empor. Sie sagte stockend:

„Ihr wißt es ja! Meint Ihr nicht auch — daß sie

eine Unholdin sei? Sie wollte mich frei machen und drang in mich, aus dem Lande zu gehen!"

Auf Herrn Paulus' Antlitz kehrte noch einmal ein andrer, klarerer Ausdruck zurück, als seit dem Erscheinen der Alten vor seiner Tür. Er preßte die Hand an seine Stirn, die mit Schweißtropfen bedeckt war, einen Augenblick fuhr es ihm durch den Sinn, daß der höllische Feind ihn blenden und falschen Eifer in ihm erwecken könne. Er sagte ruhiger als seither:

„Du sollst die ganze Wahrheit bekennen — aber nichts als die Wahrheit. Wehe dir, wenn ein Wort von dir wider das Fräulein vom Herrenhof falsch erfunden würde!"

„Sie wollte mich doch freilassen und sie ist doch vordem zu mir in meine Hütte gekommen," versetzte die Alte mit tückischem Blick. Wäre Magister Möller minder in Erregung gewesen, er hätte sehen müssen, daß das hagere, alte Weib, das furchtzitternd vor ihm stand, ihn zugleich höhnte.

„Wohl wiegt das schwer in der Wage ihrer Schuld," sagte nachsinnend der Pfarrherr. „Wer Hexen Beistand leistet, für sie spricht, steht klärlich im Verdacht, daß er mit ihnen zu tun gehabt hat und ihrem Teufelswerk dienlich sein will! Aber du sollst bekennen, was zwischen dir und Agnes von der Lancken jemals geschah! Trat sie in den Bund des Teufels? Trieb sie höllische Buhlschaft? Wie viel — wie oft kam sie zu dir? Habt ihr gemeinsam Unheil geplant und getan? Du mußt alles bekennen — so man dich nicht sprechen machen soll!"

Der Ton des Pfarrherrn hatte sich plötzlich wieder zur wildesten Drohung gesteigert — die Alte zitterte und verwünschte in diesem Augenblick ihren Einfall, lieber

Magister Paulus Möller aufzusuchen, als den Fluchtweg zu betreten. Sie erhob aber dennoch wieder das Haupt, ihre Augen hefteten sich fest auf den ungestümen Frager, und sie rief:

„Um das Treiben des Schloßfräuleins wißt Ihr ja besser Bescheid als ich, Herr Pfarrer! zu mir kam sie nur einmal in die Hütte, als der finstere Welsche, der im Winter im Schloß wohnte, drei Tage bei mir hauste!“

„Was tat sie mit ihm — was wollte er von ihr?“ fiel der Pfarrer ein.

„Ich weiß nicht alles,“ gab die Alte zur Antwort. „Sie hatte sein Liebeswerben zurückgewiesen, er wollte nicht von dannen gehen, bis er sie noch einmal gesehen. Da mußte ich ihr vorspiegeln, daß ich krank und elend sei, und sie in meine Hütte locken. Sie erschrak mächtig, als sie ihn da fand, und wollte entfliehen und blieb dann doch, wie er vor ihr auf die Knie fiel. Sie reichte ihm ihre Hände, er küßte sie — er weinte, wie ich noch keinen Mann weinen gesehen, und dann gingen sie auseinander. Sie sprachen in fremden Zungen, davon ich kein Wort verstand!“

„Das ist nichts, das beweist nicht, daß sie zu Satans Rotte gehört! Höchstens wenn man dem Welschen seine dunklen Künste nachweisen könnte, fiele ein Schatten auch auf dies Mädchen!“ sagte enttäuscht und halb verächtlich Magister Paulus, der mit seinen fordernden Blicken der alten Regina gleichsam jedes Wort entrissen hatte. „Aber du selbst, Regine, was hast du mit dem Fräulein gehabt? Was weißt du? In welcher Gestalt nahte ihr der höllische Versucher? Sahst du sie je in anderer als menschlicher Gestalt? Ich will beim Gericht um milde Strafe für dich einkommen, so du alles gestehst, nicht das kleinste verhehlst!“

Die heftigen, zornigen Rufe des Pfarrherrn schienen die Alte immer verwirrter zu machen, dazu die körperliche Mattigkeit sie zu überwältigen. Sie sank auf den Stuhl, auf dem Magister Möller vorhin gesessen, sie stöhnte:

„Ich weiß nichts von allem! Ich kann ein paar Tränke brauen, um spröde Dirnen willig zu machen, ich weiß ein paar alte Sprüche von meiner Großmutter her, gut wider Fieber und Fluß! Eine Hexe bin ich nicht, ich sagt's schon oft!“

Magister Möllers Gesicht ward jetzt dunkle Glut. Er erhob seine Stimme zum stärksten Donnerton seiner Kanzel und herrschte die Alte an:

„Im höllischen und irdischen Feuer sollst du brennen, lügnerisches Weib! Gibt dir Satan wieder ein, alles zu leugnen, was jedermann auf Wittow längst weiß? Dein Bündnis mit dem höllischen Feind, dein Buhlen mit ihm und seinen Abgesandten, deine Bosheit und zaubrische Lästerung! Hast du nicht der Witwe Köster ihr zweijähriges Mägdlein besprochen und elendiglich erstickt? Hast du Klas Overstaken in Vitte seine Schafe nicht fallen gemacht? Hast du den alten Strandvogt nicht mit bösen Gebresten geschlagen? Nicht den Sturm vom höllischen Feind erbetet, in welchem die Fischer von Putgarten ihre Heringsboote verloren haben? Leugnest du abermals, Vettel, so soll dich nichts vor der Verdammnis retten. Was du getan, wissen wir, und es steht für den Richter bei mir aufgeschrieben. Willst du Gnade bei Gott und den Menschen erlangen, so bekenne, an welchen höllischen Künsten das hochmütige Fräulein vom Schloß teilgenommen hat!“

Die alte Rugin blickte kläglich wimmernd zu dem strafenden Pfarrherrn empor. Sie war in die Knie ge-

sunken, ihr Ausdruck jetzt so blöd und wirr, von Furcht verzerrt, daß er völlig dem einer Irrsinnigen glich.

„Foltert mich nicht, Herr! Laßt mir das Leben," wimmerte sie. „Ich will alles gestehn — ich will nicht brennen — nicht allein brennen! Das Fräulein vom Schloß hat an allem teilgenommen, sie hat mir geheißen, den Sturm zu erregen, den Strandvogt zu besprechen!"

Die Alte stieß die letzten Worte so gellend hervor, daß selbst Magister Möller einen Schritt zurückwich. Aber mit Spannung hörte er ihr zu:

„Sieh dich wohl vor, Regine! Falsche Anklage gefährdet dich so schlimm, als wenn du etwas verschweigst. Wir haben Mittel, die Wahrheit zu erfahren!"

„Gewiß, gewiß habt ihr Mittel! das Fräulein vom Schloß tat alles, was ich tat — sie ist eine Hexe so gut wie ich — sie hat mich verleitet, da ich auf ihren Schutz baute!"

„Satans Reich ist immer uneins! Aber doch — doch es ist beinahe unfaßbar!" rief der Pfarrer, dem der höhnische Klang in den gebrochnen Ausrufen der Alten ganz entging. „So du guten Willen zeigst, soll dir guter Wille erwiesen werden!"

Er rief aus der Tür nach seiner Hausmagd, gab ihr einen Auftrag und drang von neuem in die erschöpfte, alte Frau, ihm die Wahrheit zu sagen. Regina Ruge wiederholte nur ihre Worte von vorhin, bald murmelte, bald kreischte sie dieselben so eintönig heraus, daß dem beherzten und starken Mann unbehaglich ward. Nach einer Viertelstunde klangen draußen im Flur Schritte; Bernd Jansen, der Altmann, trat in das Gemach des Pfarrherrn. Ein leises Erstaunen malte sich auf dem sonst so unbeweglich gleichmütigen, breiten Gesicht des

Fischers — er rieb seine Augen, um die Alte zu erkennen, und sah Magister Möller betroffen an. Der Pfarrer legte seine Hand auf die Schulter des staunenden Mannes und schob ihn einige Schritte von der Alten hinweg. Mit gedämpfter Stimme, aber voll Eifer sagte er:

„Es sieht aus, wie wir manchmal gefürchtet, Jansen! Des Ritters Tochter ist eine Unholdin, hat an allem Satanswerk der Alten teilgenommen! Spricht die Rugin wahr, so ist Agnes von der Lancken des Todes tausendfach schuldig geworden! Diesen Abend wollte sie die Rugin aus dem Turm befreien — und der rächende Gott, der die Bösen blendet, hat die Alte hierher getrieben, anstatt auf die Flucht! — Was meint Ihr, das wir nun zunächst tun sollen?“

„Denkt Ihr, Herr Magister,“ fragte Bernd Jansen mit einem eigentümlich lauernden Blick, „daß der Ritter etwas von diesen Dingen weiß? Dann müßten wir in allen Dörfern wider solchen Herrn aufstehen!“

„Ihr hofft wohl den kleinen Zehnten und den Schutzstüber los zu werden?“ entgegnete unmutig der Pfarrherr. „Mischt mir nicht weltliche Sache mit Gottes Sache — am wenigsten Aufruhr! Der Ritter weiß von nichts, sein Gemüt ist leichtfertig und von weltlicher Weisheit auf arge Abwege gelenkt, aber mit diesem Unheil hat er nichts zu schaffen. Über Männer hat Satan seltner Macht, als über das eitle Geschlecht! Vielleicht, daß er Schlimmes ahnte, daß er darum — den Gerhard Friesen zum Eidam angenommen, die Unselige aus dem Lande zu bringen! Doch wie es immer sei — hier müssen wir selbst zum Recht sehen — dem Schloßherrn kann es nicht angesonnen werden, wider die eigne Tochter Anklage zu führen und Urteil zu sprechen.“

„Des Herzogs Hexenrichter, der gelehrte Doktor Meinhard, sitzt in Bergen,“ erinnerte Bernd Jansen, und setzte phlegmatisch hinzu: „Wenn unser Junker ist, wie Ihr meint, wird er gerechtes Gericht nicht aufhalten wollen. Denkt an die Pfarrwitib in Langgarten, deren fünfzehnjähriges Töchterlein als Hexe verbrannt ward, und die Gott am nächsten Sonntag in der Kirche lobte und pries, daß er das Unkraut aus dem Weizen reutete!“

Der Pfarrherr schien nur ungern daran zu denken, daß selbst die Familien von Seelsorgern vor den Schlingen des höllischen Feindes nicht sicher seien. Er blickte sich nach der Alten um, die inzwischen auf dem Schemel in völliger Ermattung entschlummert war, aber von Zeit zu Zeit stöhnend auffuhr. Und er entschied zuletzt:

„Ehe ein Schritt weiter geschieht, muß ich mit Herrn Walter von Zarnekow auf Spieker drüben beraten. Ihr habt jetzt nur zu sorgen, Bernd, daß die Alte in den Turm zurückgebracht und besser bewacht wird. Wer weiß zu welcher Dirne Euer Bursch gelaufen ist, der auf diese hier acht haben sollte.“

„Sie soll besser bewacht werden!“ versetzte Bernd Jansen. „Für diese Nacht will ich fünf, sechs Leute aufbieten — von morgen ab aber mögen sich immer drei und drei ablösen — ich denke doch, nunmehr wird's nicht lange währen, daß die —“

Der Pfarrherr machte Jansen rasch ein Zeichen des Schweigens — indem er auf die Alte wies, die jetzt vom Sitze herabgeglitten war, in hilfloser Erbärmlichkeit ihr Haupt auf den Schemel gelegt hatte und weiter schlief. Ungerührt von dem Anblicke sagte Magister Möller flüsternd:

„Es muß ihr die Hoffnung bleiben, daß sie davon-

kommt — wir können die Wahrheit in der schlimmen, bitter traurigen Sache der Tochter von der Lanckens nur durch sie erfahren. Ich selbst gehe in der Morgenfrühe ins Schloß und lasse ihnen wissen, daß wir die Alte wieder im Turm haben."

„So geht es nicht!" unterbrach ihn der Gemeindeälteste, aus dessen bedachtem, trägem Wesen jetzt ungewöhnliche Schärfe und Entschlossenheit hervorblitzten. „Die im Schloß würden auf der Stelle wissen, was ihnen dann selbst droht, und unter unsern Leuten gäbe es morgen und übermorgen noch genug, die es nicht glauben wollten und dem Ritter helfen würden, irgend etwas zu tun — oder dem Fräulein zu entrinnen! Nein — nein, Herr Magister, wir müssen mit der Alten von hier hinweg, sie müssen im Schloß glauben, daß die Drachenbrut da glücklich entwischt sei, und dürfen nicht eher die Wahrheit wissen, als bis wir zugreifen können! Was meint Ihr, Herr Pfarrer — sollte nicht der Junker von Zarnekow, der ein so christlicher Herr ist, ein sichres Plätzchen für die Alte haben? Und er ist auch der Mann, uns sonst zu helfen, sein Haus Spieker liegt Bergen viel näher — als wir hier sind. Sonach dächt' ich, Herr Magister, wir entschlössen uns kurz und träfen Anstalten. Ich kann sorgen, daß im Dorfe kein Lärm entsteht!"

Magister Möller fuhr zusammen, wie aus einem Traum erwacht. Die vorsichtige Klugheit Bernd Jansens brachte ihm zum Bewußtsein, daß er insgeheim eine Hoffnung gehegt hatte, der Ritter würde das Unheil, das über seinem Hause schwebte, noch erblicken, ehe es unabwendbar werde. Und wie er dies klar empfand, konnte er nicht anders, als die eigne menschliche Regung für eine Versuchung des Satans halten. Er erblickte in dem plötz-

lichen Eifer Bernd Jansens eine Mahnung für sich selbst, falsche Scheu und falsches Mitleid zu überwinden. Er sagte daher:

„Ich will meinem Weibe wissen lassen, daß ich noch zu Nacht nach Spieker muß. Allein zu Fuß kann die dort“ — er zeigte auf die schlafende, traumgepeinigte Alte — „den Weg nicht zurücklegen.“

„Klas Overstaken mag seine Ackergäule einspannen, so still er kann,“ versetzte Jansen. „Wir wollen Webebrink und meinen Jochim mit uns nehmen — den Jochim zu Pferd, und er mag mit einem Schreiben von Euch voraufreiten und den Junker auf Spieker wissen lassen, welche seltsamen Gäste er erhält. Ihr schreibt, indes ich den Klas wecke, es muß alles mit Schick und ohne Lärm abgehen, und unserm Herrn darf nicht schlimmer weh getan werden, als es um Gottes willen geschehen muß!“

„Armer Cornelius! So kommt doch dein heidnischer Hochmut noch heftiger zu Fall, als ich oft gefürchtet,“ sprach Paulus Möller ehrlich seufzend vor sich hin. Dann drängte er den alten Bernd zur Tür hinaus und schärfte ihm ein, nach Kräften zu eilen. Er ging hinauf, Frau Ursula davon zu unterrichten, daß er in dieser Nacht von seinem Hause abwesend sein müsse. — Die Pfarrerin schaute verwundert auf, aber sie war an schweigenden Gehorsam gewöhnt und sah es am Gesicht ihres Gatten, daß es eine ernste, schwere Angelegenheit sein müsse, die ihn hinwegrufe. Herr Paulus begab sich dann in das Gemach zu ebner Erde zurück, wo inzwischen die alte Regina in noch festeren Schlummer als zuvor gesunken war. Der Pfarrherr warf einen halb grollenden, halb scheuen Blick auf sie und trat beiseite, um seine Hände zum Gebet zu falten. Er betete herzlich und inbrünstig

um Kraft, denn zum erstenmal in seinem Amte war ihm zumute, als sei die Bürde, die auf seine Schultern gelegt werde, zu schwer für ihn. Dann, als draußen, im Sand knirschend die Räder des Leiterwagens hörbar wurden, welcher unter Bernd Jansens Anleitung bespannt war, trat er auf die Schlummernde zu und rüttelte sie hart empor:

„Steh auf, Regine," sagte er. „Und gelobe mir, jetzt, wo wir allein sind, noch einmal, die Wahrheit zu sprechen. So gewiß du auf nichts zu hoffen hast, als auf Gottes Barmherzigkeit — so gewiß mußt du wahres Zeugnis geben!"

„Ich werde alles sagen, was Ihr wollt, Magister!" ächzte die Alte. Wie sie in der Tür des Ortsvorstehers und seiner Genossen ansichtig ward, schien sie eine plötzliche Ahnung ihrer Lage zu überkommen, sie sprang auf und riß sich von Jansen, der sie am Arm gefaßt hatte, mit einem Ruck los. Aber sie ergab sich wimmernd, als sie von vier kräftigen Fäusten gepackt und aus dem Pfarrhaus hinaus nach dem Wagen geleitet wurde. Magister Möller saß neben ihr, während Bernd Jansen sie mit einem Seil an den Wagen fesselte, und mahnte zürnend: „Nicht was ich will, Verruchte, die Wahrheit sollst du reden, so du deine Seele aus ewiger Verdammnis retten magst!" — Regina Ruge aber wiederholte mit blödem Ausdruck der Angst nur: „Was Ihr wollt — gewiß, was Ihr wollt, Pfarrherr," während der Wagen den Weg nach der Landenge einschlug und bald Schloß Vitte und den leerstehenden Wendenturm hinter sich ließ.

Siebzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen brach die Frühlingssonne, die nun seit Wochen mit Schnee, grauen Nebeln und scharfem Ost kämpfte, so siegreich durchs Gewölk hindurch, daß alles Saatgrün und jeder Rasenfleck, dessen neue Gräser sich zu Tag gewagt hatten, jetzt im vollen Licht erglänzten, und die Insel gleichsam mit einmal grüner und farbiger erschien. Der Tag leuchtete hell selbst durch die kleinen, bunten Scheiben in das getäfelte Gemach hinein, in dem Herr Cornelius, seine Tochter und ihr Verlobter beim einfachen Frühmahl beisammen saßen und den Brief besprachen, den Gerhard schon in erster Morgenfrühe für Leyden geschrieben hatte, und in dem er seinem Freunde Doktor Engelbrecht Stadelnaer mitteilte, daß er nicht allein in seinem neuen Wohnorte eintreffen werde. Agnes wollte die wenigen entzückten und beglückten Worte, mit denen Gerhard ihrer im Briefe an seinen Freund gedacht hatte, hinweggestrichen wissen, Gerhard bestand darauf, daß er ein Recht habe, sein Glück zu preisen. Von der Lancken sollte entscheiden: er trat auf Gerhards Seite, aber befremdet sah dieser, daß der Ritter dabei zerstreut und bedrückt unruhig blieb. Bei seinem ersten Gang in den Hof war ihm die Flucht der alten Frau aus Putgarten gemeldet worden, und er war dem meldenden Knecht nach dem Turme gefolgt, ohne sich den Anschein zu geben, als kümmere ihn diese Flucht oder das weitere Schicksal der Regine Ruge sonderlich. Als man ihm den im Turm vorgefundenen Schlüsselring überreicht hatte, waren Knechte seines Guts und einige der holländischen Schiffsleute, Fischer von Vitte, neugierige Weiber und

Kinder dicht um ihn geschart gewesen. Er hatte lachend die Schlüssel bei sich geborgen und gesagt: „Auf einem Besen durch die Luft reitend und mit Satanskünsten ist sie schwerlich entronnen — wer ihr die Abendsuppe gebracht hat, ließ die Schlüssel im Schloß, und sie hat ihre Augen noch offen gehabt. Mag sie laufen, soweit die Nacht reicht — wir wollen sie hier ohne Schmerz missen!" Die Holländer hatten vergnüglich dazu genickt, aber die Gesichter der Fischersleute aus den Dörfern hatten dem Gutsherrn wenig gefallen, und als er vorhin im Flur mit seiner Tochter zusammengetroffen war, hatte er ihr gesagt: „Wir hätten doch nicht tun sollen, wozu dich dein übergroßes Mitleid trieb!" Agnes aber hatte ihm mit zärtlich dankendem Blick erwidert: „Ich weiß heute mehr als je, daß ich es tun mußte, nicht um des alten Weibes willen, die gewiß mancher Übeltat schuldig ist — aber um unsertwillen." Und obschon er darauf geschwiegen und dann zu Gerhards glückseligem Aufatmen bei der Nachricht, daß die Alte aus dem Wendenturm entronnen sei, gelächelt hatte — konnte der Ritter doch jetzt nicht hindern, daß ihm die finsteren, schier drohenden Mienen seiner Gutsleute immer wieder vor Augen traten. So war es in dem kleinen Kreise wunderlich still geworden, und erst als Gerhard vorschlug, zum Homer zurückzukehren, stellte sich bei Herrn Cornelius wieder jenes Behagen ein, das ihm sonst nicht leicht gestört ward. Die Männer nahmen ihre gewohnten Sitze ein — Agnes enteilte noch einige Minuten, ihre häuslichen Geschäfte zu ordnen — sie wußte, daß Gerhard die Verdeutschung des griechischen Textes nicht früher beginnen würde, bis sie ihm gegenüber sitze und leise ihren Fuß auf dem seinen ruhen lasse. Sie kam zurück, noch ehe Gerhard im zehnten

Gesange die Schilderung des Palastes der Kirke beendet hatte. Mit leiser Spannung in den lieblichen Zügen und einem Strahl bräutlichen Stolzes in den schönen Augen, lauschte sie seinem belebten Wort, und Gerhard besann sich, zu ihr aufsehend, mehr als einmal, daß er dasselbe Gesicht sich tagelang gegenüber erblickt und dennoch daran gezweifelt habe, ob er ihrem Herzen wert sei!

So kam in glücklicher Stille der Mittag heran, und von der Lancken besprach mit Gerhard voll Feuer und jugendlich leidenschaftlichen Anteils dessen Vorsatz, auch in Leyden neben der lateinischen Beredsamkeit, für die er berufen war, den Vater der Dichtkunst zu erläutern. Mitten in seinen Auseinandersetzungen unterbrach er sich plötzlich mit einem verwunderten Ausruf und einem gespannten Blick über seinen Hof und führte Gerhard rasch ans Fenster:

„Sieh da, Freund Theodosius! Er ist's wahrhaftig, und daß er gestern mit dir getrotzt und versichert hat, er wolle noch manchen Tag beim Amtmann auf Wiek verweilen, bis wir uns zum Rechten besonnen haben, ist eitel Schein gewesen!"

„Er ist's!" versetzte Gerhard. „Er wird schon vernommen haben, daß die Eule dort aus den Mauern entflogen ist, und das bringt sein Blut in Wallung, und er konnte sich nicht länger halten. Aber nein — er sieht nicht freudig drein, vielmehr sorgenvoll und erregt, wie ich ihn nur in den schlimmsten Stunden sah."

Von der Lancken schritt dem so plötzlich rückkehrenden alten Freunde entgegen — und traf auf der Schwelle des großen Gemachs mit ihm zusammen. In der Tat zeigte der alte Gelehrte eine auffallende Hast und Unruhe in seiner ganzen Erscheinung. Sein Gesicht war von einem

weiten und schnellen Lauf gerötet, aber die tiefen Furchen der Stirn und der Blick seiner Augen verrieten, daß ihm in diesem Augenblick wahrlich nicht so wohl zumute war, wie er aussah. Er nahm sich kaum Zeit, die im Gemach Anwesenden zu grüßen und ihren Gruß zu vernehmen, und als ihm Agnes von der Lancken den hohen, geschnitzten Stuhl, in dem er sonst gesessen, zurücken wollte, machte er eine abwehrende Bewegung und sagte dann ein paarmal ansetzend und wieder abbrechend:

„Ich bin gekommen, weil ich dachte — ich habe wenig Zeit zu verlieren, und ich muß dich allein sprechen, Cornelius! Ganz allein — will's Gott, nur eine Viertelstunde.“

„Ist dir etwas Schlimmes widerfahren, was selbst meine Kinder nicht hören sollen?“ fragte der Ritter teilnehmend und befremdet über die Art des Wiedereintritts des Alten in sein Haus. Meister Theodosius, dem sonst reiche Wortfülle von den Lippen strömte, blieb wortkarg, und nur als Gerhard, sein junger Genosse, ihn besorglich fragend ansah, sagte er hastig und fast gereizt: „Ich muß mit dem Lanckenius allein reden — es ist nicht das, was du fürchtest.“ Er erriet, daß der junge Mann in Erinnerung alter Tage besorgte, Theodosius habe sich wieder einmal beim Würfelspiel oder einem wilden Zechgelag in irgend ein Unheil verstrickt. Der Gutsherr sagte ruhig: „So komm mit mir hinauf in mein eignes Schlafgemach!“, und Agnes rief Meister Theodosius, der mit beinahe ungestümen Schritten voranging, heiter nach: „Vergeßt das Wiederkommen nicht, Magister Theodosius, Ihr habt einen weiten Weg zurückgelegt und müßt Euch meiner Fürsorge anvertrauen.“

Schweigend stieg der Alte neben dem Gutsherrn die

Treppe empor. Kaum aber hatte sich droben die Tür des einfach ausgestatteten Raumes, in dem von der Lanckens Lager stand, hinter den beiden Männern geschlossen, als Meister Theodosius ungestüm seine Arme um den erstaunten Ritter schlang, ihn an sich preßte und leidenschaftlich ausrief: „Cornelius, alter Freund — vergib mir, daß ich jüngst mit dir getrotzt und deiner Güte vergessen habe. In dieser Stunde hängt dein und deiner Tochter Leben davon ab, daß dir gewiß ist, ich sei noch wahrhaft dein Freund. Ich war es nie mehr als eben jetzt, Cornelius, und ich sage dir darum: flieh mit Agnes und meinethalben mit uns, soweit es angeht und mindestens auf ein paar Tage nach Stralsund, wo Amtmann Möller den ersten Sturm abwehren könnte. Deine Tochter Agnes — ist bedroht — als Hexe hart angeklagt und peinlich befragt zu werden!"

„Wer redet dir solchen Greuel vor und ein?" fragte Herr Cornelius, dessen Gesicht sich doch entfärbt hatte. Er trat einen Schritt zurück, rüttelte Theodosius hart am Arm und sah ihm prüfend in die Augen. Aber der Blick, der ihn aus diesen traf, war klar und fest genug.

„Ich fürchtete es, daß ich dir als wahnwitzig gelten würde," versetzte der alte Humanist mit wehmütigem Ton. „Doch ich mahne dich an jene Stunde, in der zuerst die Anklage gegen die alte Rugin erhoben ward."

„Um Gott!" unterbrach ihn von der Lancken. „Bist du nicht selbst wie ein altes Weib, daß du beständig wieder auf den einen Punkt zurückkommst? Die Alte, die im höllischen Feuer brennen möge, ist diese Nacht entflohen, ich lasse ihr nicht nachsetzen?"

„Ich weiß es!" sagte Theodosius. „Über die ganze Insel fliegt das Gerücht, daß die Hexe von Putgarten

dem Strafgericht entronnen sei, und daß das Fräulein von der Lancken mit ihr im unheimlichen Bunde gestanden habe. Von Zunge zu Zunge wächst es und wird stärker und giftiger. Ich will dich nicht anklagen und auf Abgetanes zurückkommen — sondern nur aus treuem Herzen warnen, Cornelius. Ich meine, wenn du in ersten Stunde den Pfarrherrn mit seinem Wahn heimgeschickt, wenn du noch in den nächsten Tagen Einhalt getan und dem Wurm des ganzen Unholdenglaubens den Kopf zertreten hättest — so wäre das Gerücht wider deine Tochter in wenigen bösen Mäulern geblieben und bald verstummt. So ist's genährt worden — die Unheilsgötter mögen es wissen wie. Es hat all diese Tage daher im stillen weitergefressen, und nun ist's so groß geworden, daß die ernstlichste Gefahr droht. In jedem Krug, wo die Fischer einen Morgentrunk nehmen, in den Hütten der Dörfer, ja in den Feldern, wenn sich die Ackernden begegnen, klingt es und raunt es, daß das Fräulein von der Lancken der schwersten Todsünde schuldig sei. Ich weiß nicht, was seit gestern vorgegangen ist oder seit dieser Nacht — aber ich fühlte es über die Felder wehen und durch die Luft schwirren, wie einen Sturm, der gegen dein Haus heranschwillt."

In von der Lanckens Augen leuchtete mutiger Trotz auf: „Du meinst es wohl, aber du siehst zu schwarz, Theodosius. Dein Ingrimm gegen den Hexenwahn rückt dir gar manches in falsches Licht! Ich bin Manns genug, ein frech Gerücht zu Boden zu treten — Cornelius von der Lancken und seine Tochter sind nicht so leicht angreifbar, wie du zu wähnen scheinst."

„Du irrst, Cornelius!" sagte Magister Corvinus, und man hörte es dem matteren Klang seiner Stimme

an, daß er am Erfolg zu verzweifeln begann. „Wo die Furie dieses Wahnes erwacht, ist keiner groß und gewaltig, wie keiner klaren Sinnes und edlen Mutes bleibt. Da es Zeit war, zu widerstehen, gabst du nach — jetzt ist's kaum Zeit, dich und dein Kind zu retten! Ich bin durch alle Wetter des Lebens getrieben und habe nichts aus ihnen davongetragen, als den unseligen Scharfsinn, das Unheil im Keim zu wittern und die Stärke des Wahnes und der dunklen Wut der Menschen zu erkennen. Glaube mir diesmal: ich stünde gern mit dir und Gerhard im Streit gegen die Schande unsrer Tage — aber ich fühle es, hier kommt der Boden zuvor ins Wanken, und ehe wir zu reden vermöchten, würden die andern das Entsetzliche getan haben. Sieh mich an als einen Blinden oder Blödsinnigen — es geht die Sage, daß ein solcher den Einsturz eines Hauses sicher vorausfühlt!"

Der Gutsherr, obschon ergriffen, blieb unerschütterlich. Er entgegnete mit ungewöhnlicher Schärfe, daß allerdings die Furcht den alten Freund blind gemacht habe. „Du wirfst alles durcheinander, Theodosius," schloß er. „Wenn das Volk eine häßliche Vettel, die Schlimmes in den Augen und auf ihrem Gewissen hat, der Zauberei anklagt, so kann es unrecht haben — ich gebe auch das nach, und ich wollte selbst, ich hätte meine Hand nie auf die alte Brandstifterin gelegt. Doch darf sich niemand überheben und es greuelvoll und verrucht schelten, daß der Verdacht durch die Herzen gegangen ist. Nimmt er aber eine falsche Fährte, so fällt er platt zu Boden. Wer wird wagen zu reden, wenn ich den Frechen, die meines Kindes Namen in den Mund nehmen, Peitschenhiebe androhe, wer mir trotzen, wenn ich vor die Verleumder hintrete und einfach auf die Züge und den reinen

Blick Agnes' hinweise? Dir mag der Unterschied zwischen der Hütte, aus der sie die alte Regine rissen, und dem Haus von der Lancken gering dünken — auf Wittow und ganz Rügen werden sie sich tausendmal bedenken, ehe sie glauben, daß es hier eine Gemeinschaft geben könnte!"

„Du bist verblendet!" rief der alte Theodosius wieder. „Das alles war! — — seit Stunden ist's nicht mehr! Ich fühle es aus den Reden und Blicken, daß ein Sturm aus den Tiefen hervorbricht. Vor zwei, drei Tagen hättest du den ersten, der ein solches Wort gewagt hätte, zu Boden schlagen können, ohne einen Laut der andern — heute nicht! Laß dich warnen, Cornelius. In unsrer fröhlichen Jugendzeit zog ich von Ingolstadt gen München, um dich daselbst zur Welschlandfahrt zu treffen. Mein Weg führte durch ein verrufnes Moor, und die Anwohner warnten den Fremden, auf der Hut vor den erstickenden und irrführenden Dünsten zu sein. Ich lachte ihrer, denn ich sah, daß die giftigen, gelbweißen Nebel am Boden hinkrochen und kaum über meine Schuhe emporquollen. Und wie ich mich hindurchwagte, sah ich sie brauner und dichter aufsteigen, schritt, halben Leibes von ihnen umwogt, bald ganz eingehüllt, immer schwerer, immer dunkler, und wenn ich mein Haupt emporzurecken suchte, sah ich sie wie Wetterwolken über mir ziehen, ich sah, ich fühlte, ich atmete nichts mehr, als den dumpfen Brodem — und noch heute dünkt mich's ein Wunder, daß ich damals entronnen. Du wähnst das Unheil noch unter den Sohlen deiner Füße — es ist über dir, Mann, und für den Augenblick hilft nichts als Flucht!"

„Sie wäre die törichtste aller Torheiten," versetzte der Ritter fest. „Du meinst es wohl, mein Alter, aber du hast unrecht."

„Habe ich unrecht?" gab ihm Theodosius zurück. „Ich will vor Gott im Gebet liegen, bis mir die Knie wund sind, daß ich's habe. Tröge mich mein teuer erkauftes Vorgefühl nur einmal, nur dies einzige Mal! Willst du nichts tun, so muß ich hinweg, um zu tun, was ich vermag!"

Von der Lancken konnte den ungestüm Enteilenden nicht halten — er sah ihm nach wie einem Boten, der die Kunde eines Unheils gebracht hat, das zunächst verschwiegen bleiben muß und durch Schweigen noch abgewendet werden kann. Er warf stolz das Haupt zurück und sagte vor sich hin: „Torheit — Torheit, nur daran zu denken!" Aber er konnte weder hindern, daß ihm die Unterredung fort und fort im stillen nachklang, noch den verwunderten und allmählich besorgten Fragen wehren, mit denen Agnes und Gerhard Friesen ihn bestürmten, als er allein zu seinen Kindern zurückkehrte. So fest er sich wähnen mochte — er spürte von Stunde zu Stunde die Versuchung, wenigstens Gerhard zu vertrauen, womit ihn Theodosius bedrängt hatte. Und doch — wenn das Wort über seine Lippe kam, war's vielleicht für immer unmöglich, vor Agnes zu verbergen, welcher Schmutz an ihr Gewand gespritzt war.

Wie die Dämmerung kam und der Pfarrer von Altenkirchen heute nicht im Herrenhause vorsprach, fühlte Herr Cornelius, daß die leise nagende Unruhe in ihm wuchs und allmählich zur ernsten Pein ward. Er sandte einen vertrauten Knecht nach dem Pfarrhof, und als dieser nicht wiederkehrte, trat er, von Agnes und Gerhard unbemerkt, auf die Steinschwellen vor der großen Türe und schaute über den Hof hin. Durch das Haupttor zog eben der holländische Schiffspatron mit seinen Zimmerern

und Matrosen wie jeden Abend ein und begrüßte den Gutsherrn mit lautem Gruß, während die arbeitsmüden Leute nach ihrer Wohnstätte vorangingen.

„'s ist viele Unruhe am Lande heute," sagte van Broighel. „Ein wunderlich Ziehen und Zusammenscharen unten am Strand! Auch Eure Fischer und Dorfleute sind beisammen mit allerhand Waffen und sie wußten beinahe nicht, ob sie mich und die Meinen ungefährdet zur Ruhe gehen lassen sollten!"

„So? scharen sich die Müßiggänger zu Hauf? Da muß ich doch wohl auch dabei sein!" rief Herr Cornelius, in dessen Gemüt die Sorge dem Zorn wich. Er glaubte zu erraten, was draußen vorgehe: daß man ohne seinen Willen eine hitzige Verfolgung des aus dem Turm entronnenen alten Weibes anstelle. „Und jetzt soll die Hexe frei sein, und wenn sie hundertfache Übeltaten auf ihrem Rücken hätte," knirschte er vor sich hin und rief nach Balthasar, ihm rasch den Schecken zu satteln.

Ehe ihm indes das Roß vorgeführt ward, näherte sich ein schreiendes Getöse, in dem Menschenstimmen, klirrende Waffen, Pferdewiehern und Räderrasseln zu unterscheiden waren, den Mauern von Bitte, dem Hoftor. Mit gewaltigen Schritten eilte von der Lancken über sein Gehöft: er mußte wissen, was vorging. Aber wie er das Pförtchen im Hoftor aufriß, taumelte er beinahe zurück — denn sich gegenüber erblickte er Scharen von Menschen, die sich dicht aneinanderdrängten. Wenige alte Waffen, aber zahlreiche eisenbeschlagene Ruderstangen ragten über den Haufen empor, vom Dorfweg herauf zog in der Dämmerung eine zweite Schar von Männern, deren Gesichter der Ritter nicht unterschied, aber die bessere Waffen, Piken und breite Waidmesser trugen und nicht aus seinen

Dörfern kommen konnten. Der vordere Haufe der Fischer von Witte, von Putgarten und Altenkirchen wich für einen Augenblick zurück, und ein wildes Geschrei des Unwillens und ein Gemurmel des Mitleids klangen wirr durcheinander, als die Gestalt des Gutsherrn in der Torpforte sichtbar wurde. In Herrn Cornelius aber wallte bei diesem Anblick und dem seltsamen Empfang das Blut des Mannes auf, der an Befehl und Gehorsam gewöhnt ist. Sein scharfes Auge hatte hinter dem Haufen den Altmann Bernd Jansen sofort herausgefunden, er trat einen Schritt vor das Tor und rief mit weithin schallender Stimme:

„Was soll das, Ihr Leute? Was treibt und sucht Ihr so spät hier? Bernd Jansen — was bedeutet das?"

„Nichts Gutes, Herr, muß ich Euch sagen," erwiderte der Fischer, der mit der alten, unterwürfigen Art vor den Gutsherrn trat, aber seine Schar mit Winken und blitzenden Blicken beisammen hielt. „Die Hexe, die Regina Rugin hat entfliehen wollen, wir haben sie wieder aufgefangen, und sie hat vor dem Herrn von Zarnekow auf Spieker gar wunderliche Dinge bekannt und ausgesagt. Wunderliche Dinge, Junker!"

„Davon müßt' ich zuerst erfahren!" versetzte von der Lancken, vor dessen Augen sich die ganze Umgebung zu verdunkeln schien, und der Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. „Was fällt Euch bei, hier mit Spießen und Stangen aufzuziehen, den Frieden meines Hauses zu stören und mir nicht einmal eine Kunde zukommen zu lassen?"

„Manche Kunde kommt noch zeitig genug!" entgegnete Bernd Jansen mit einem Ausdruck grausamen Wohlbehagens an der Lage, in der er jetzt dem gebietenden Gutsherrn gegenüberstand. „Der Herr prüft die Seinen

oft hart und wunderbar. Wir sind nicht sicher, daß nicht Weib und Kind in des Satans Stricke fallen — und mögen Gott danken, wenn wir selbst bewahrt bleiben!" Über von der Landens Gesicht schoß fliegende Röte, eine wilde Spannung kam über ihn, er fühlte, daß er jetzt durchdringen, seine Autorität gewaltsam herstellen müsse, oder daß das Furchtbare hereinbreche, was Theodosius prophezeit hatte.

„Was ist das für ein elendes Geplärr, Bernd Jansen? Willst du dem Pfarrer nachpredigen und hast ihn kaum halb verstanden! Gib vernünftige Antwort und sage, was ihr Euch erkühnt, wer Euch hierher schickt, und wer jene andern dort sind!"

Der Altmann von Bitte schien sich noch zu besinnen, was er dem Gutsherrn erwidern solle, als ein lautes Getümmel, das sich in den Menschenscharen erhob, jede weitere Unterredung abschnitt. Lautschallende Rufe, Aufjauchzen und kreischende Wehlaute durcheinander wogender Menschen mischten sich mit Hufschlag und knirschendem Räderrasseln, das vom untern Dorfweg heraufklang, und mitten durch die geschlossenen und erst jetzt ausweichenden Haufen fuhren in gewaltiger Eile zwei Wagen, von Reitern in Herrentracht umgeben, unter denen von der Lancken nur Walter von Zarnekow erkannte! Beim Anblick des höflich, aber höhnisch grüßenden jungen Edelmanns wankten von der Lancken die Knie. Vor sich, um sich herum hörte er rufen, flüstern und raunen: „Der Pfarrer! Doktor Meinhard, der Richter von Bergen — der Hexenrichter!"

Gleich darauf faßte sich der starke Mann doch wieder so weit, um den herankommenden Wagen entgegen zu treten. Der Richter, der auf dem vorderen derselben saß,

zeigte eine kleine, dürre Gestalt, ein alterndes, gelbes Gesicht mit spitzen Zügen, mit stechenden, dunkeln Augen und einem schlimmen Lächeln, als er behend und beinahe fröhlich vom Wagen herabsprang und dem Ritter von der Lancken bieder die Hand schüttelte. Bei diesem Gruß kehrte eine letzte Hoffnung in die Seele des unglücklichen Mannes zurück. Er fragte mit gepreßter Stimme:

„Woher so rasch — so spät, Doktor Meinhard? Ihr kommt wegen Regina Ruge — der vermeintlichen Hexe! hatte das solche Eile, daß Ihr bei Nacht und mit solchem Gefolge zu meinem Hofe heranziehen mußtet?“

Ich denke doch!“ gab der Richter mit dünner, aber klarer Stimme zur Antwort. „Eure Tochter Agnes — erschreckt nicht, alter Freund! — ist selbst im Verdacht der Zauberei — was sag ich Verdacht, ist hart angeklagt, und da Gefahr im Verzug war, macht' ich mich vor Nacht und Nebel auf den Weg und hoffe, es soll sich am Morgen besser wenden, als es am Abend den Anschein hat. Was Rechtens ist, läßt sich nicht aufschieben, noch ändern, das wißt Ihr wohl, Herr von der Lancken. Euch aber konnten wir doch nicht ansinnen, die Untersuchung wider Euer verirrtes Kind anzuheben!“

„Was Rechtens ist — läßt sich nicht aufschieben, noch ändern!“ wiederholte tonlos und wie mit gelähmter Zunge der Gutsherr.

„Eure Tochter muß in Haft genommen, muß befragt und verhört werden. Wir wollen ihr alle Erleichterung gewähren, aber in Eurem Hause darf sie nicht bleiben! Lange wird die Untersuchung nicht dauern, der Fall sieht nicht hartnäckig, nicht verzweifelt aus! Gebt Raum ihr Leute und verführt nicht solch Mordgeschrei, es ist zur Zeit noch nichts, gar nichts erwiesen und festgestellt!“

Im Augenblick, wo dies gesprochen wurde, drängten in der Tat die Schwärme der bewaffneten Fischer, die Haufen der erregten Weiber ihnen nach, mit den Wagen des Gerichts zugleich durch das aufgesprengte Haupttor in den Hofraum. Und im nächsten erscholl es von hundert gellenden Stimmen:

„Da ist sie! Da kommt sie! Das Fräulein von der Lancken! Die schlimme Zauberin! Die Hexe!"

Auf der Schwelle des Herrenhauses, umklammert von Gerhard Friesen, stand todesbleich, aber gefaßter als ihr Vater und Bräutigam, die blonde Agnes. Gerhard Friesen hatte, das war deutlich zu sehen — sie eben ins Haus zurückzuziehen gesucht, sie aber strebte ihrem Vater zuzueilen, dessen Verzweiflung sich beim Anblick seines bedrohten Kindes in einen schmerzlichen Aufschrei und zitternden Ausruf ihres Namens löste.

„Laß mich — laß mich, Gerhard, komm mit mir zum Vater!" sagte sie, den Nächststehenden vernehmbar. „Gott wird helfen, uns aber ziemt Fassung!"

Sie brach dennoch in Tränen aus, während Gerhard in wortloser Betäubung die Braut zu halten, zu führen versuchte. Ihr Haupt sank einen Augenblick auf seine Schulter — er umschlang sie und sah mit wildem Blick um sich her, als wolle er sie gegen eine Welt von Feinden beschirmen. Und doch drückte sein ganzes Aussehen, sein Gesicht, das in den Schrecken der letzten Viertelstunde um Jahre gealtert schien, die hilflose Ohnmacht des Verlassnen, Preisgegebnen nur zu deutlich aus!

Der Ritter hatte sich in diesem Augenblick soweit ermannt, daß er Walter von Zarnekow und den Juristen aus Bergen anherrschte: „Das ist kriegerischer Überfall, nicht Gericht, Ihr Herren! Mein Kind bleibt in meinem

Hause — und wenn ihr auf lügnerische, wahnwitzige Anklagen und wilde Gerüchte hin ein Verfahren einleiten wollt, so hab' ich ein Wort mitzureden."

„Nein, das habt Ihr nicht," sagte Doktor Meinhard scharf. „Ich habe eine Generalvollmacht vom Herzog Bogislaw, in dringenden und schlimmen Fällen rasch einzuschreiten — das ist einer von den dringenden, denn kamen wir zu spät, so stand ja hier Hochzeit bevor! Es kann alles Lüge — alles Verleumdung sein, das werden wir denn rasch finden! Da seid Ihr Fräulein, es ist brav von Euch, daß Ihr Euch herzoglicher Justiz sogleich stellt, und hat Euch die alte Regine fälschlich beschuldigt, so werden wir ihr das freche Plappermaul mit zeitlichem und höllischem Feuer stopfen. Wahrhaftig, wir wollen Euch und Eurem Vater und dem neuen Gespons — das ist doch wohl der Herr Magister Friesen? — nicht weher tun, als wir müssen!"

„Ihr lügt," rief Herr Cornelius wild. „Auf Eurer, auf Zarnekows Stirne steht geschrieben, daß Ihr nach unschuldigem Blute lechzt." —

„Vergeßt Euch nicht in Eurem gerechten Schmerz, Herr von der Lancken," fiel Herr von Zarnekow ein. „Wäre selbst Doktor Meinhard nicht ein so gerechter Richter wie er ist, so wären meine und Prezzins Augen scharf genug zum Rechten zu sehen. Ihr tragt selbst Schuld, daß der Verdacht wider Eure Tochter so Wurzel fassen konnte im Volke — Ihr habt nie mit uns gelebt, wie sich für Euch geziemt hätte. Ich hoffe mit Euch, daß Regines Anklagen falsch befunden werden — ein schlimmes Licht wirft's jedoch immer auf Fräulein Agnes, daß sie der alten Unholdin zur Freiheit verhelfen wollte."

„Hätte ich die Alte zu Pulver verbrennen lassen!“ sagte Herr Cornelius tonlos vor sich hin. Er sah im Kreise umher — indem er Agnes fester umschlang, aber nirgend traf sein Blick auf eine Hoffnung. Die ringsumher drängende und schwirrende Volksmasse, die mit Verwünschungen gegen Hexen und Zauberei, mit rohen Scherzen über den fremden Verlobten des Fräuleins, dem Schauspiel zuschaute, verstummte dem Schmerz des Vaters gegenüber kaum für einige Minuten.

Aber durch das leisere Gemurmel drang um so heller und hörbarer die Stimme des Richters:

„Ihr müßt Euch fassen, Herr Cornelius! Schon um Eurer Tochter willen — sonst gewinnt's ja den Schein, als ob Ihr sie für verloren hieltet, an ihre Schuld glaubtet. Kommt, kommt, Fräulein Agnes, wir wollen's Euch im Turm so wohnlich machen, wie nur immer möglich.“

Auf den Wink des schlimm Lächelnden hatten zwei seiner Knechte Agnes beide Arme fest erfaßt, zwei andre rissen mit gewaltsamer Schnelle den Ritter von der Lancken und Gerhard von ihrer Seite hinweg, und vor ihnen schlug die Volksmasse wie eine Woge zusammen. Beide Männer suchten mit aller Kraft der Gefangenen, die über ihren väterlichen Hof und längs der alten Mauer nach dem Turm geführt ward, in dem ihre Anklägerin bereits wieder schmachtete, zu folgen. Von der Lancken rief grimmige Verwünschungen auf sich selbst und seine Torheit herab und brach dann beinahe zusammen. Gerhard versuchte, sich durch die Menge zu Agnes hindurch zu kämpfen, aber sah sich die Waffen und eisenbeschlagenen Stangen des erbitterten Haufens alsbald entgegengestreckt. In diesem Augenblick nahm er Magister Möller wahr,

der auf einen Wink des Richters und der mit ihm gekommenen Gutsherren zurückblieb. Gerhard stürzte auf ihn zu, faßte krampfhaft seine Hand und rief leidenschaftlich: „Herr Paulus, es kann nicht sein — es ist ein wahnsinniger Traum!"

„Ihr tut mir leid!" versetzte der Pfarrherr. „Aber Ihr mögt immerhin Gott preisen, daß zur rechten Zeit an den Tag gebracht wird, auf welche dunklen Pfade das Fräulein sich verlocken ließ."

„Wollt Ihr mich glauben machen," sagte Gerhard mit halb verlöschender Stimme, „daß Ihr an die Schuld des unglücklichen Mädchens glaubt?"

„Ich glaube daran!" versetzte der Pfarrherr feierlich. „Ich hatte alles, alles hinter mich geworfen, was ich je an Verdacht gegen Agnes von der Lancken gehegt, ich hatte meinen eignen Argwohn für Eingebung des Hasses, des Neides gehalten. Klar habe ich erkannt, daß der Teufel uns auch auf diesem Wege versucht, und wie ich's erkannt hatte, ging ich mit mir selbst ins Gericht, kreuzigte mein Fleisch und gönnte Euch von Herzen jedes Glück und Gedeihen. Um so sicherer bin ich jetzt, nicht zu irren — Ihr taucht in einen tiefen Schmerz hinab, um der ewigen Verdammtnis zu entgehen! Sucht Euch zu fassen, so gut Ihr vermögt, und nehmt dies furchtbare Schicksal als Warnung auf Euren Lebensweg!"

Er wandte sich von Gerhard ab — und ging nach dem hintern Teil des Hofes, über dem der Turm sichtbar war, nach dem sich jetzt die Massen drängten. In der Nähe des Herrenhauses blieben nur von der Lancken und Gerhard, die betäubt von dem jähen Schlage, fast stumpfsinnig vor irrem Schmerz sich anstarrten und zunächst keines Wortes fähig waren. Nicht weit von ihnen lehnte

an einer der Türen des Hofes Jan van Broighel, der holländische Schiffspatron. Auch seine Leute waren in der letzten Viertelstunde unter die wilden Schwärme des Volkes geraten. Aber mit weithin über das Getümmel schrillender Schiffspfeife rief er sie jetzt zurück und zusammen — nach wenigen Minuten stand das Häuflein seiner derben, strammen Burschen erwartend um ihn her: verlegen sich räuspernd, suchte der Schiffer die Aufmerksamkeit des schmerzbetäubten Gutsherrn auf sich zu ziehen. Nach langem Harren sah er einen matten, gebrochenen Blick auf sich gerichtet. Mit herzlichem Klang in seiner rauhen Stimme redete er von der Lancken an:

„Kann ich mit meinen Leuten etwas für Euch tun, Herr? Ihr dürft nur befehlen! —"

„Ich danke Euch, Freund — hier können Menschen nichts mehr tun — der Pfarrer, der Pfarrer vielleicht, wenn ich zu ihm hinginge, seine Knie umfaßte!" murmelte der Ritter mit kaum hörbarer Stimme. Gerhard Friesen blieb völlig stumm. Der Holländer verbarg seine Erschütterung hinter einem rauhen Kommandowort an seine Schiffsleute:

„Dann hinab zum Kutter. Wir müssen ohnehin eilen, bald segelfertig zu werden, und ihr sollt bei dem greulichen Spuk und Unheil hier nicht gaffen."

Er verließ mit seiner Mannschaft den Hof, in dem es nach dem Hinausdrängen der Dorfleute und dem stummen Abzug der Holländer unheimlich still ward. Gerhard Friesen fuhr endlich aus seiner Erstarrung empor und rief unter einem hervorstürzenden Tränenstrome:

„Kommt hinein, Herr Cornelius — laßt uns reden und raten, Vater! — es darf ja nicht sein, wie jene wollen." Und so gelang es ihm, den sonst so kräftigen,

stattlichen Mann, willenlos und hilflos wie ein Kind unter das Dach seines Hauses zurückzuführen, das er so anders verlassen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abend war weit vorgerückt, als Doktor Meinhard und seine Begleiter von Bergen, Herr von Zarnekow und der Junker von Glowe aus dem Wendenturme zurückkehrten. Sie wußten sich vortrefflich in dem plötzlich verödeten Herrenhause zurecht zu finden, sie spürten die Diener auf und befahlen ihnen, im großen Gemach eine Tafel zu rüsten und Speisen und Wein herbeizuschaffen. Die Knechte des Gutsherrn gehorchten mit scheuer Furcht und sichtlichem Widerstreben, die Gäste aber achteten weder auf verstörte Mienen, noch auf Seufzer und Tränen, sondern erquickten sich und erörterten mit lauter Stimme den seltsamen Fall und die unfehlbare Tatsache, daß Satans Reich sich selbst aufreibe, und die zahnlose Hexe von Putgarten ihre vornehme Schülerin und Schützerin in ihr Verderben mit hineingerissen habe. Am lautesten und beredtesten war Herr Walter von Zarnekow, der es vergessen machen wollte, daß er vor wenigen Tagen noch eifrig daran gedacht, Fräulein Agnes als eheliches Gemahl in sein Schloß zu führen. Er hatte selbst ein kühles Bedauern für den Verlobten der argen Missetäterin, der geglaubt habe, mit der Hand des Edelfräuleins ein wundersames und nie erhörtes Glück zu erlangen. Wiederholt sandten die Tafelnden nach dem

Hausherrn, der, wie sie erfuhren, in stumpfer Betäubung in seinem Schlafgemach verweilte. Als er endlich herzuwankte, rief ihn Doktor Meinhard an:

„Faßt Euch, Herr von der Lancken! Tragt wie ein Mann, was Euch verhängt ist! Uns ist's nicht lieb, daß wir unter solchen Umständen in Eurem Hause Speis und Trank nehmen müssen. Doch Ihr wißt, daß der Hunger sich frech selbst neben den Tod setzt — und werdet auch heute Eure ritterliche Gastfreundschaft nicht missen lassen. Daß Euch Fräulein Agnes solch Schicksal bereiten mußte! Der Weiber Sinn ist eben Trug und Arglist von Evas Tagen an gewesen! Es ist leider so schlimm, wie ich gefürchtet — sie hat alles, alles zugestanden, Eure Tochter!"

„Alles zugestanden — ich dachte es!" gab der Ritter zurück; der grausige Hohn, der im Ton seiner Stimme und in seinen Zügen lag, erschütterte den jüngeren Juristen.

„Ihr kennt die Gesetze kaiserlicher Majestät!" fuhr der Richter fort. „Daß Fräulein Agnes offen gesteht, in Bündnis und Buhlschaft mit dem Teufel zu sein, bewahrt sie vor der scharfen Frage. Ihr Geständnis wird überdies durch das Zeugnis der Regina Rugin bestätigt, die gleicher Frevel angeklagt ist. Das Urteil sprechen wir, so sich nicht neue Indizien ergeben, gleich am nächsten Vormittag — ein Aufschub hilft weder Euch, noch dem armen Mädchen! 's ist um einen schlimmen und einen schlimmsten Tag zu tun! nehmt Euren Mut zusammen!"

Der Gutsherr vermochte nur mit Stöhnen zu antworten — die Richter aber wandten sich, den denkwürdigen Fall in ihrer Weise weiter besprechend, kaltsinnig und ohne Zeichen der Teilnahme für den gebrochnen Mann, der ihnen wie ein kindischer Tor erschien, zu ihrem reichen Mahl zurück. Erst nach stundenlangem Zechen suchten

sie ihr Lager in den Gastgemächern desselben Hauses, dem sie Verderben brachten. Um den Hof und um den Turm wogten die erregten Volksmassen noch bis tief in die Nacht, und immer neue Mären von den Untaten des Fräuleins gingen von Mund zu Mund und wurden begierig vernommen.

Wie Cornelius von der Lancken und Gerhard Friesen die Nacht, die diesem Abend folgte, verbracht, hätte keiner von ihnen im Morgengrauen zu sagen vermocht. Sie saßen gemeinsam im Schlafgemach des Gutsherrn und dachten so wenig an Schlaf, als sie ein erlösendes Wort oder eine warme Träne fanden. Von Zeit zu Zeit sprach der Ritter eintönig zu dem jungen Gelehrten und tat einen Vorschlag zur Rettung der Ärmsten, deren Name nicht auf ihre Lippen kam, und gleich eintönig wies Gerhard auf die Unmöglichkeit des Vorschlags hin. Dann war es wieder der Verlobte, der dem Vater stockend, zögernd ein paar Worte sagte und von diesem eine Antwort empfing, die ihm klar machte, wie hoffnungslos der Einfall sei, den er soeben als einen rettenden betrachtet. Um die sechste Stunde des Morgens kam Meister Theodosius Corvinus — auch ihn hatte die Nacht verwandelt. Nur verrieten die geröteten Augen, die geschwollenen Adern an seiner Stirn, daß in der Seele des Alten ein heiliger Zorn kochte, dessen Ausbruch er mit Aufbietung aller Kräfte hinderte. Er trat zu den Schicksalsgebeugten herein — die ihm mehr aus alter Gewohnheit, als aus dem Antrieb des Augenblicks die Hände reichten. Sie sahen, daß er nach Worten des Trostes, der Ermutigung rang — daß er keine fand und sich ein paarmal im stummen Schmerz abkehrte. Um so betroffener schaute wenigstens Gerhard auf, und um so mißtöniger klang ihm

die endliche Ansprache des alten Genossen an von der Lancken:

„Ich habe den Amtmann von Wiek mit mir gebracht, Cornelius — er will dich vor den andern unten sprechen. Er hat dir ein Angebot im Namen seiner Stadt zu tun — er meint, daß du doch nicht auf deinem Erbe und Eigen bleiben können wirst, und hofft, du werdest Stralsund den Erwerb deiner Güter gönnen. Er bringt dir ein vorläufiges Instrument und eine Summe Geldes, so du ihrer bedarfst —“

Der Ritter hob das herabgesunkene Haupt nicht hoch genug, um das eigentümliche Licht in den Augen Meister Theodosius' blitzen zu sehen. Er sagte eiskalt:

„Will selbst Möller Vorteil aus meinem tiefsten Elend ziehen? Ich werde wenig mehr bedürfen — doch mag's gute Meinung von ihm sein, und wenigstens ist es gewiß, daß der Kauf den Buben drunten, die mein Kind in den Tod hetzen, keine Freude bereiten wird. Ich will mit dir hinabsteigen — mir soll alles recht sein, was der Amtmann vorschlägt.“

Er ging mit Meister Theodosius, der ihn mitleidig stützte, hinab in das große Gemach. Wie er hier auf den Amtmann von Wiek stieß, hätten beide Männer gegenseitig vor ihrem Anblick erschrecken mögen. Das Gesicht des stralsundischen Herrn verriet, daß auch er eine schlaflose und leidenvolle Nacht durchwacht habe. Trotzdem war Möllers Gruß rauh, und den Streit, in dem er eben mit Herrn Walter von Zarnekow gelegen, brach er kaum ab, um dem unglücklichen Freunde seine Vorschläge zu tun. Von der Lancken bedachte diese offenbar nicht, aber er nickte wiederholt zu ihnen und reizte damit den Gutsherrn von Spieker zur äußersten Erbitterung. „Ihr

habt nicht das Recht," herrschte Zarnekow den unglücklichen Mann an, „an Veräußerung Eurer Güter zu denken. Ihr seid freier Eigentümer — aber wenn die Erbtochter als Zauberin gerichtet aus der Welt geht, so treten die Lehnsvettern in ihre Rechte. Ich reite zu ihnen hinüber, Herr Cornelius — ich biete sie auf und treibe sie hierher! Wollt Ihr wegen des unglücklichen Endes von Fräulein Agnes eine Zeitlang außer Landes gehen, so braucht's der Verpfändung an Stralsund nicht! Verlaßt Euch darauf, daß ich alles aufbiete, die Pläne dieses Mannes zu hemmen!"

Von der Lancken hörte die Widerrede seines Gutsnachbars so wenig, als er vorhin die Auseinandersetzungen des Amtmanns von Wiek vernommen. Aber er unterschrieb ohne Zögern ein Papier, das Herr Bartholomäus Möller ihm vorlegte. Tobend schritt Herr von Zarnekow nach dem Hofe hinaus, ließ sein Roß satteln und sich bei dem Richter von Bergen entschuldigen, daß er heute dem Verhör über Agnes von der Lancken und Regina Ruge nicht beiwohnen könne, weil ihn wichtige Geschäfte hinwegriefen. Am nächsten Morgen werde er sicher zurück sein. Als er davon ritt, ging ein grimmiges Lächeln über Meister Theodosius' Gesicht, der Amtmann aber sagte nachdrucksvoll zu dem alten Freunde:

„Er ist hinweg — für den Tag und Abend, Stralsund hält fest, was es hat, aber — es hält auch, was es durch mich verspricht, so du es je bedürfen solltest. Und so mit Gott — verzweifelt nicht und haltet die Augen offen!"

Niemand im ganzen Haus Vitte schien diesem Scheidegruß des wackern Amtmanns nachzuleben, als Meister Theodosius. Er schlich durch Scheuern, Ställe und

Bodenkammern — er hatte, bis der Mittag herankam, jeden Winkel des Gehöftes durchspäht und rastlos den Turm, in dem Agnes gefangen lag und die Richter zum Verhör versammelt waren, umkreist. Gegen Mittag endlich kam er zurück — er suchte Gerhard Friesen auf und fand ihn in jenem Gemach, das sie bei ihrem ersten Eintritt in von der Landens Haus aufgenommen hatte. Der Hausherr war schon vor einigen Stunden in den Turm gerufen worden, in dem die Gerichtsverhandlung vor sich ging. Sie hatten ihn seitdem nicht wieder erblickt — auch als er gegangen war, hatte sich kein Wort seinen Lippen entrungen. Jetzt saß auch Meister Theodosius stumm neben dem jungen Freunde, sein Gefühl gab er dadurch kund, daß er von Zeit zu Zeit die brennend heißen Hände des unglücklichen Gerhard streichelte. So versunken für alles umher waren beide, daß ein mehrmaliges, kräftiges Pochen an der Tür ihres Gemachs von ihnen nicht vernommen ward. Und so stand denn plötzlich, unerwartet, aber die dumpfe Verzweiflung lösend, Magister Paulus Möller im Gemach. Er schritt zu Gerhard Friesen hin, der das fiebernde Haupt in seine Hände vergrub, und sprach ihn nach seiner Weise mild an:

„Ich habe eine Botschaft an Euch übernommen! Die Unglückliche, die in des Satans Stricke gefallen ist, wünscht Euch noch einmal zu sehen. Sie weist alle meine Ermahnungen zur Reue und Buße zurück, bis ihr das erfüllt ist. So bin ich hierher gekommen, Euch zu rufen. Um ihres Seelenheils willen —“

„Wo ist sie? Was zögert Ihr noch? sagte Gerhard Friesen aufspringend, nach der Tür stürmend. „Darf ich zu ihr, mit ihr sterben?“

„Euer Glaube ist schwach und schwankend, Eure

gepriesenen Heiden standen fester in solchen Fällen!" sagte der Pfarrherr. „Statt Gott zu loben, daß er Euch vor einer Frau behütetet, die Satans Buhle war und geblieben wäre —"

Er sprach nicht weiter, denn es fiel ein Blick Gerhards auf ihn, der ihn erschreckte. Stumm schritt er nun voran, ja er zeigte soviel Mitleid mit dem Zitternden, daß er ihn über den Hof führte, ihn stützte, als Gerhard die Treppe im Wendenturm emporstieg. Von dem Getümmel um den Turm umher, den Blicken, die ihm hier höhnisch, dort mitleidig auf seinem Wege folgten, nahm Gerhard nichts wahr. Er trat fester auf, sobald er der Tür ansichtig ward, hinter der Agnes gefangen saß, wie ihm der Pfarrer sagte. Er suchte sich gewaltsam zu fassen, um den Moment des Wiedersehens ertragen zu können. Wie aber Magister Möller die Tür öffnete, ihn eintreten ließ, wie sich drinnen von dem Block, an dem sie mit dem Fuße gefesselt war, die todbleiche Braut erhob und ihre Arme verlangend und zärtlich nach Gerhard ausbreitete, da schrie er laut auf und umschlang die schöne Gestalt so heftig, als könne er sie mit seinen Armen schützen. Einige Minuten hingen sie wortlos Mund auf Mund aneinander, dann sagte Agnes leise, für den Pfarrer unhörbar:

„Ich habe dich rufen lassen, Gerhard, so gern ich dir den Schmerz erspart hätte, mich so zu sehen. Du hörtest bereits, daß ich alles eingestanden habe, dessen sie mich beschuldigen?"

„Wie konntest du — was tatest du?" rief Gerhard erschüttert.

„Sie hätten mich blutig gefoltert und mir doch abgepreßt, was sie hören wollen!" entgegnete das bebende

Mädchen. „Sie hatten die schaurigen Werkzeuge bei der Hand und von Bergen her mit sich geführt! Ich war verloren, das wußte ich vom ersten Augenblick an, wo ich sah, daß Magister Möller und die Leute vom Strand es glaubten, daß ich eine Hexe sei! Ich mußte bekennen — ich habe zu allem, was die alte Regine vorbrachte, ja gesagte, ich wußte doch, daß du nie glauben wirst, ich hätte nur eins von dem allen getan, was auf Doktor Meinhards Papieren steht, und worum sie mir den Stab brechen!“

„Die verruchte, nichtswürdige Alte“ — preßte Gerhard hervor.

„Sie weiß nicht, was sie aussagt, sie zwingen's auch ihr ab. Ich habe ein einziges Unrecht getan, Gerhard, wenn's ein Unrecht ist! Als Giordano Bruno nach heftigem Streit mit dem Vater unser Haus verließ — lockte er mich durch eine List, die seiner nicht würdig war, in die Hütte der unseligen Alten. Ich glaubte ihr Hilfe bringen zu sollen und fand ihn dort. Ob er gemeint hat, daß ich durch die Überraschung milder und wärmer für ihn werden solle, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß kein Wort über seine Lippen ging, das ich nicht hören durfte, und daß ich ihm tröstlich zusprach, als er wider sich selbst tobte. Ich schwur ihm auf sein Verlangen, daß ich seine Liebe nicht darum zurückweise, weil er arm und verfolgt und ein Flüchtling sei. Du weißt am besten, Liebster, daß ich ihm wahr gesprochen habe! Aber der Segen, den er auf mich herabrief, ist mir nicht aus dieser Stunde erwachsen, sie bringt mir Verderben und Tod. Von der Zeit an, wo er erfuhr, daß ich allein im Hause der alten Rugin gewesen sei, hat Magister Möller den schlimmen Verdacht gefaßt — Gott verzeih's ihm —!

Aber, auch wenn ich nicht gegangen wäre — das Unglück wäre dennoch hereingebrochen!"

„Um Gottes willen, Agnes, hast du das alles denn dem Richter von Bergen, dem Magister nicht gesagt? Dort, wenige Schritte von uns, steht er!"

„Ach Gerhard, nun fragst du und sprichst du wie mein unglücklicher Vater. Ihr wißt ja, wie dieser Wahn die Menschen faßt — sie zu reißenden Tieren umwandelt! Was kann ich Ärmste dagegen tun, wenn mich's trifft! Ich habe nur gebeten, mich nicht zu quälen, retten kann ich mich nicht, und ihr mich nicht!"

Die tränenvollen Augen Agnes' glitten an den starren Mauern hin, die sie umschlossen, und kehrten zum Antlitz des Geliebten zurück. Gerhard preßte die Todesergebene fester und fester an sich und stammelte:

„Aber mit dir sterben kann ich, muß ich! Ich will hingehen, mich angeben, daß ich an allem teilgenommen, dessen die Buben dich zeihn, Liebste, — ich will nicht leben —"

„Und wenn mir's ein Trost im Tode ist, daß ich dich leben weiß?" sagte Agnes, und ein flüchtiges Rot überhauchte ihre blassen Wangen. „Wir haben unrecht getan, als Meister Theodosius uns mahnte, recht zu tun! Mein armer Vater verzweifelt darum! Du mußt leben, ihn aufrecht zu halten, mußt leben, um mutig den Greuel zu bekämpfen, der dir dein Weib entreißt! Ich weiß, daß es dir schwer fallen wird, zu leben, nachdem das mit mir geschehen! Ich denke auch nicht, daß du je wieder ganz froh werden oder dich je nach einem Weibe sehnen wirst, da ich dir so jäh und hart entrissen werde! Obschon du nicht denken darfst, Gerhard, daß ich mich nicht bei Gott freuen würde, wenn ich von droben herab dich noch glücklich sähe. Aber, ich kenne dich, mein Getreuer —

ich denke mit leichterem Herzen an meinen Tod, als an dein künftiges Leben. Doch Gerhard, versuche es! — versuche Gutes zu tun und andre vor dem Schicksal zu behüten, das mich betrifft — und den Vater zu stützen! Du mußt auch der Welt wissen lassen — wenn alles vorüber ist — daß deine Agnes unschuldig starb, daß sie keine Unholdin war!"

Schluchzen erstickte jedes weitere Wort, in Tränen war beider Antlitz gebadet, da klang von draußen herein die Stimme Magister Möllers:

„Es muß ein Ende sein, Magister Friesen! Ihr, Agnes, habt noch das Heil Eurer Seele zu bedenken, und Euer Flüstern kann dazu nichts frommen!"

Agnes löste sich entschlossen aus den Armen Gerhards und wies ihn mit bittendem Blick zurück:

„Leb wohl, leb innig wohl, mein Gerhard! Sei mutig im Kampf, dem dein Leben gehört. Erschwert mir den letzten Gang nicht dadurch, daß Ihr auf meinem Wege seid! Bleibt still beisammen, betet für Agnes! — Ich fürchte mich vor dem Feuer nicht zu sehr, aber sage doch dem Vater, er solle Stroh und Flachs von unserm Hof nach Arcona schicken, wo sie mich hinrichten werden, damit ich mich nicht unnötig quälen muß! Vergiß das nicht — und — vergiß mich niemals, mein Gerhard!"

Magister Möller, der von allem nur die letzten Worte gehört, riß Gerhard gewaltsam aus dem Gemach und die Tür fiel hinter beiden ins Schloß. Wie er die Stiege hinabgekommen, wußte Gerhard nicht, er fand sich drunten zwischen dem Turm und dem Hoftor, auf den Boden niedergeworfen, in trostloser Dumpfheit. Tausend Bilder jagten sich wechselnd in seinem Hirn, sie durchflogen alle Möglichkeiten von Menschenhilfe, tausend

Stimmen schrien in ihm auf und forderten Rettung für die Geliebte! Dazwischen rüttelte ihn, wie ein Bote des Wahnsinns, das Bewußtsein, wie viel tausend und abertausend arme Menschenherzen schon die unerhörte Qual geduldet hatten, die er zu dieser Stunde trug! Er sah hinaus über die im Lichte des Frühlingstages prangende Ebene, hinauf zum Himmel, dessen lichtes Blau von flockigen, weißen Wölkchen überhaucht war, ihm war's, als ob Himmel und Erde seiner spotteten. Wie lange das währte, wußte er selbst nicht — erst ein lauter Anruf des alten Theodosius Corvinus brachte ihm ein andres Bewußtsein, als das des Grauens und Schmerzes zurück.

„Gerhard — bist du es — wie ist's mit unsrer armen Holden dort drüben im Turm?"

„Wie es mit Heiligen ist! Sie leiden für die Verdammten, leiden lächelnd! Hätt' ich nie meinen Fuß auf diesen Boden gesetzt, sie nie in meines Lebens Unheil hineingezogen. Hätt' ich —"

„Hättet Ihr an jenem Abend mich gehört, wo der Pfarrherr zuerst von der Lancken den Greuel zu tun oder zu dulden ansprach! Wärst du mit mir zu jener Stunde aus diesem Haus in Sturm und Wetter wieder ausgezogen! Doch nein, Gerhard, Vorwürfe ziemen sich nicht, der Mensch ist ein zerbrechlich Ding, man muß so wie ich alt geworden sein, um in jedem Menschenwahn die Hölle zu wittern! Ich trag's nicht, daß wir müßig stehn — wir müssen versuchen, deine Agnes zu retten, wenn wir dabei sterben, was kann uns Beßres geschehn?"

Gerhard sprang empor, als schlüge ein Blitz in seine Seele. Eben noch matt, gebrochen, verzweifelnd, gewann er Spannkraft und Teilnahme, der Ausdruck des Lebens

kehrte auf sein totbleiches Gesicht zurück: „Was denkst du, Meister, was hältst du für möglich?“

„Ich weiß ein drei, vier feste Burschen, mit denen ich schon geredet habe, Lanckenius wird doch ein und den andern Getreuen haben! — und der Holländer hat gestern Agnes' Vater seine Hilfe angeboten. Wenn wir sie in dieser Nacht mit Gewalt aus dem Turm befreiten — uns fechtend in ein Boot, zum Schiff des Holländers zögen — die See gewönnen?“

In stürmischer Bewegung umarmte Gerhard den alten Genossen. „Laß uns sofort zu von der Lancken, zu dem Schiffspatron! Kein Augenblick darf verloren werden!“

Sie stürmten dahin, nur wenige Schritte, dann sagte Gerhard, der mit der Hoffnung auf einmal klare Besinnung und die ganze Kraft seines Geistes zurückgewonnen hatte:

„Laß uns ruhig gehen — an uns halten. Sie dürfen keinen Verdacht auf uns fassen, uns nicht beachten! Ob der Holländer im Hof oder auf seinem Schiff ist?“

„Im Hof!“ entgegnete Meister Theodosius. „Er kam vor kurzem zurück — noch allein, aber er erwartet seine Schiffsmannen hier zu einem letzten Abendimbiß im Gut. Er hat sie ausgesendet, Proviant zu kaufen. Die alte Schaffnerin sagte mir das, als ich ging, dich zu suchen.“

„So laß uns zum Vater, dann zu ihm!“

Indem aber die beiden Gelehrten in den Hof traten, begegnete ihnen Jan van Broighel, dessen Blick voller Teilnahme nach den dunklen Mauern des Wendenturmes hinüberschweifte.

„Auf ein Wort, Patron!“ sagte Gerhard ihn begrüßend.

„Kommt auf ein Wort zum Gemach meines Vaters, so Ihr noch so menschlich hilfreich denkt, wie ich Euch kannte!“

Er sah zitternd auf die phlegmatischen Züge des holländischen Schiffers. Derselbe nickte nur kurz und sagte:

„Ich denke am Abend besser als am Morgen, je mehr das Elend der Jungfrau drüben mir das Herz bedrückt. Kann ich helfen — helf ich gewiß — aber wie soll's geschehn? Ringsumher schwärmt das Volk und mißt uns schon mit scheelen Blicken, weil ich meinen Leuten verbot, die Verbrennung der Hexen morgen mit anzuschaun!“

„Kommt hinein, sobald Ihr's ungesehen könnt,“ versetzte Gerhard. „Kein Zweifel, daß es gelingt, wenn wir Mut und Kraft haben, Gott ist mit uns!

„Er hätte schon gestern helfen sollen!“ murmelte der ehrliche Holländer. „Nun, wir wollen zusehn, in kurzem bin ich drinnen!“

Als eine Viertelstunde später der Holländer in das Gemach des Ritters trat, fand er auch hier einen andern Mann, als jenen, den er zuletzt im Hofe seines Hauses stumpf und verzweifelnd gesehn hatte. Von der Lancken stand fiebrisch gerötet, aber mit neuerwecktet Kraft in der Mitte des Raumes, und hieß den Eintretenden willkommen. Er hatte den Wandschrank, der seine Waffen barg, aufgerissen und musterte seinen Vorrat. Gerhard Friesen aber stand mit Theodosius zusammen.

„Wie denkt Ihr über die Möglichkeit einer Rettung? Nur Euer Schiff kann sie sicher gewähren, wenn Ihr in See gehen, uns wenigstens bis Möen bringen könnt.“

„Mein Schiff ist ziemlich im Stand, bis Möen oder zu einem seeländischen Hafen trägt es uns leicht und gut,“ erwiderte van Broighel. „Ich meine, wir halten uns diese Nacht still, ich lichte im Morgengrauen die Anker.

Die Hinrichtung soll bei Arcona vor sich gehen — dort führt von der See ein Pfad nach dem kreidigen Vorgebirge hinauf. Dort steigen wir ins Boot — bewaffnet — landen, zerstreuen die Henker- und Häscherbande und befreien die Arme!"

Mit Spannung folgte Gerhard den Worten des Holländers. Aber sein Kopfschütteln verriet, daß er nicht einverstanden sei. Er atmete schwer und sagte endlich mit bebender Stimme:

„Gott lohne Euch den guten Willen, Patron — aber so geht es nicht! — Wer bürgt Euch, daß mein unglückliches Mädchen den Morgen erlebt, wenn sie diese Nacht im Thurm verbleibt? Daß wir am Morgen den ganzen Haufen der Bewaffneten, der Tausende von Zuschauern durchbrechen, uns den Rückweg zu den Booten erkämpfen werden? Nein, was geschehen kann, muß jetzt geschehen, sobald die Nacht hereingebrochen ist. Die Volksmassen sind müd und werden sich in ihre Hütten verlieren, um morgen mit dem frühesten bei dem blutigen Schauspiel zu sein. Der Turm wird von wenigen bewacht werden, die wenigen überwältigen wir leicht! Vom Turm führt der Hohlweg zum Strand hinab, Eure Boote könnt Ihr bereit halten — wir sind in den Booten, ehe sie drunten wissen, was geschehn, selbst wenn Ihr die Anker diese Nacht nicht lichten könntet, würden wir auf Eurem Schiffe ziemlich sicher sein!"

„Segeln kann ich schon, der Wind ist günstig, von zehn Uhr an Mondschein," sagte van Broighel, der mit sichtlichem Wohlgefallen in Gerhards kühn blitzendes Antlitz sah. „Aber der Hohlweg zum Strand hinab ist schier eine Viertelstunde, die Jungfrau wird matt sein, Ihr seid wenige — denn verzeiht, meine Männer werde

ich beinahe alle bei dem großen Boot und auf dem Schiff halten müssen!"

„Tut so," erwiderte Gerhard. „Auch dafür gibt's Rat! Wir kommen rascher zum Strand, als Ihr denkt, wenn wir zuvor wissen, daß Euer Schiff und Boot bereit sind. Agnes selbst hat den Faden zu ihrer Rettung hingeworfen —"

Ein Schatten entsetzlicher Erinnerung zeigte sich in Gerhards Zügen, während ihn alle gespannt anblickten. Stockend fuhr er zu von der Lancken gewendet fort:

„Sie bat — um im Feuer nicht zu viele Qual zu leiden — daß Ihr Stroh und Flachs vom Hof zu ihrem Scheiterhaufen schicken möchtet. Magister Möller hat die Bitte der Ärmsten gehört."

Der Ritter konnte einen Aufschrei des Wehes nicht unterdrücken, Gerhard aber fuhr fort:

„Ihre unselige Bitte kann Gottes Finger sein! Ihr sendet Euren Knecht zum Richter, zum Pfarrherrn, Ihr laßt um Erlaubnis bitten, die letzte Bitte Eurer Tochter zu erfüllen. Ihr wollt den Wagen in dieser Nacht nach Arcona senden. Ihr laßt vor den besten Wagen Eure stärksten Pferde spannen, der Wagen lenkt in den Hohlweg am Turm ein, wir überfallen den Turm vom Hof aus — wir entreißen Agnes dem Kerker und sind mit dem Wagen hinunter zum Strand, ehe der Lärm dort hinabdringt!"

Der Holländer nickte billigend — Meister Theodosius und von der Lancken atmeten hoch auf, als die Hoffnung der Rettung Gestalt gewann. Sie fielen einander in die Arme und gelobten, den letzten Hauch an Gerhards Plan zu setzen. Van Broighel wandte sich noch einmal zu ihnen:

„Zwei bis drei von meinen Jungen kann ich drunten missen. Ich schicke sie herauf, sobald es Nacht, sie werden gern dabei sein, sie lieben alle die schöne, arme Jungfrau! Ich selbst gehe jetzt, bei mir das Deck klar zu machen und alles zu richten. Von zehn Uhr an bin ich fertig, liegt mein Boot am Strand. Gott mit euch, ihr Herren; mir wird's zu einem seligen, letzten Stündlein auch in Sturm und Wogen helfen, wenn uns alles gelingt, wie es soll!"

Vor Erregung und Spannung zitternd blieben die drei zurück. Theodosius Corvinus entfernte sich nach einiger Zeit und kam mit der Botschaft wieder, daß er seine drei wackern Burschen bereit zu allem gefunden habe und in der letzten Scheuer des Gutshofes, die dem unheimlichen Turm zunächst lag, verborgen halte. Der Knecht, der zum Pfarrer und Richter gesandt war, kehrte mit tränenüberströmtem Gesicht zurück, um zu berichten, daß die Bitte von der Lanckens bewilligt sei. Gerhard Friesen zog ihn erst jetzt ins Geheimnis. Wie die Dämmerung hereinbrach, kamen drei der Holländer, pfeifend und scheinbar sorglos, in den Gutshof zurück — sie gingen in ihr altes Quartier und harrten dort der Nacht. Im vordern Hof ward der strohbelastete Wagen angeschirrt, — nur ein kleiner Haufe von Neugierigen sah ihn beim Anbruch der Dämmerung. Die Volksmassen verliefen sich, wie Gerhard Friesen vorausgesagt hatte. Im Haus schwelgten der Richter von Bergen und seine Genossen wie am Mittag, — von der Lancken raffte das Geld, das ihm der Amtmann von Wiek aufgedrungen hatte, dessen Absicht er jetzt erst verstand, und das wenige, was er sonst an Gold und Kostbarkeiten besaß, zusammen und legte seine Waffen gleich den andern sorgfältig, aber

verborgen zurecht. Er war der „Hoffnungsreichste von allen, in Gerhards Seele rangen verzweifelte Befürchtungen mit der sichern Gewißheit, daß das Werk der Rettung gelingen werde, gelingen müsse!

Neunzehntes Kapitel.

Der Schlag der zehnten Stunde vom kleinen Kirchturme von Altenkirchen, der durch die klare Mainacht hinklang, bestimmte den Aufbruch. Den Ritter durchrieselte ein Schauer, daß er über die Schwelle seines Hauses nur mit der Furcht schritt, sie je wieder betreten zu müssen. Leise sagte er zu Gerhard, dessen Blicke nach der Gegend des alten Turms das nächtige Dunkel zu durchbohren versuchten:

„Es ist ein wunderbares Verhängnis, daß man zu irgend einer Stunde Gott danken muß, gerade für das, worum man sonst mit ihm gehadert hat. Wie oft bin ich verzweifelt gewesen, daß mein Haus und Gut hier außen auf der wüsten Sandscholle lagen — hart am Meer, so fern der Welt, und heute hängt meines Lebens letzte Hoffnung daran!"

Gerhard nickte nur — ihn durchschüttelte bei dem Gedanken, daß es noch immer nur eine Hoffnung sei, die neues Leben in seine Adern gegossen, ein plötzlicher Frost. So betraten sie die Scheuer, in der Theodosius Corvinus einzeln und vorsichtig alle vereinigt hatte, die am Rettungswerk teilnehmen wollten.

Beim Anblick der entschlossenen Gesichter, der blitzenden

Waffen, der Spannung, mit der man ihm und von der Lancken entgegensah, erhöhte sich Gerhards Mut, und er richtete nur einen Blick auf Theodosius, der die Frage, ob der Augenblick da sei, deutlich ausdrückte. Von der Lancken wandte sich an die jungen Männer, die mit Meister Corvinus gekommen waren:

„Gottes Segen über euch, die ihr mein armes Kind retten helfen wollt! Habt ihr bedacht, meine braven Burschen, was ihr selbst danach tun wollt?"

„Wir gehen mit dem Holländer in See," versetzte einer der jungen Männer. „Seid ganz ruhig, Herr, Ihr habt's tausendfach um unsere armen, hungerigen Dörfer verdient, daß Euch in Eurer Not Beistand wird. Ich wollte, wir wären ihrer mehr, aber hier fehlt's den meisten —!" Der Sprecher deutete auf seine Stirn und schüttelte so komisch seinen dicken, flachshaarigen Kopf, daß sich trotz des furchtbaren Ernstes und der Angst der Stunde ein flüchtiges Lächeln über von der Lanckens Gesicht stahl. Gerhard lehnte an dem leichten, hölzernen Außentor der Scheuer, jedem Schall von außen lauschend, während man hier innen seinen Herzschlag vernahm. Und jetzt zuckte er zusammen — vom fernen Hohlweg herüber klang das Rollen des verhängnisvollen Wagens, welcher Rettung oder furchtbaren Tod zugleich bedeutete. Meister Theodosius Corvinus zog den Riegel des Tores zurück:

„In Gottes Namen vorwärts," sagte er konvulsivisch bebend, und seine Arme erhoben die mächtige Axt, die sonst sicher zu schwer für den Alten gewesen wäre, die er aber jetzt kräftig emporschwang.

Dicht aneinandergedrängt, in einem Anlauf, durchstürmten die neun das kurze Stück Feld, welches sie von

dem Wendenturme trennte. Im Herankommen unterschieden sie Gestalten, die sich um den Wagen vom Gutshof drängten, den sie drüben am Ausgang des Hohlweges erkannten. Die Wächter am Turm hatten den fahrenden Knecht von der Lanckens mit grausamen Scherzen über seine Ladung aufgehalten. Der Knecht gab kurze Antwort, spähte scharf nach dem Turm hinüber. Und in demselben Augenblicke, wo er durch das Dunkel die heranfliegenden Gestalten erkannte, wo gegen die unbewachte Tür des Turmes die ersten Axtschläge des alten Theodosius und Gerhards krachten, wo die Wächter erschrocken zusammenfuhren, riß der Wagenführer sein bäumendes Sechsgespann mit solcher Plötzlichkeit und Kraft herum, daß die Umstehenden zurückwichen, um nicht unter die Räder oder Pferdehufe zu geraten. Eine Minute dauerte es, ehe einer der bewaffneten Wächter zur Turmtür gelangte, die eine Minute hatte Gerhard Friesen und von der Lancken schon durch die zertrümmerte Tür die Wendeltreppe hinauf geführt, die Not des Augenblicks schien ihre Kräfte zu verzehnfachen. Droben sprengte ein Axtschlag die Tür von Agnes' Kerker — und als das Mädchen sich entsetzt von der Strohschütte, auf der sie betend geruht, in die Höhe richtete, da fing wohl von der Lancken sein halb ohnmächtiges Kind in seinen Armen auf und ließ selbst die Waffe fallen, Gerhard aber schlug mit der Axt auf die klirrende Kette und trennte sie mit wuchtigem Schlag von dem Block, an dem sie befestigt war. Der Ritter trug die Halbohnmächtige ohne zu straucheln die Stufen hinab, drunten fand er die jungen Männer im glücklichen Kampf mit den Wächtern, deren lautes Hilfegeschrei in den nachtstillen Feldern wirkungslos zu verhallen schien. Einer der Wächter lag blutend am Boden, einen anderen

hatte der stärkste Holländer so geschickt unterlaufen, daß er über seine eigne Pike stürzte, und Gerhards grimmiger Schlag nach ihm schier überflüssig ward.

Von der Lancken und Gerhard hoben die besinnungslose Agnes in die Strohbündel des Wagens, der dicht an den Turm herangefahren war, — die Befreier trieben die Wächter, von denen jetzt einer feldeinwärts floh, noch einmal zurück und schwangen sich an den Leitern und Pfosten des Wagen empor, der Knecht hieb in die Pferde, die Räder knirschten im Sand — aus Gerhards gepreßten Herzen klang ein erlöstes: „Gottlob!“ da rief mit einem Male von der Lancken: „Wo ist Theodosius — wo bist du, Alter?“

Erschrocken klang der Ruf des Ritters, erschrocken hörten ihn die andern. Die Nacht verbarg ihnen das Erblassen ihrer eignen Gesichter, jede Minute Verzug bedeutete hier Tod und Verderben — und doch sprangen die Burschen von Wittow wieder von dem Wagen herab, der Turmtür zu. Aus ihr hervor aber taumelte im nächsten Augenblick Meister Theodosius Corvinus, keuchend von Anstrengung und Aufregung, hinter sich drein eine Gestalt ziehend, deren Klagelaute durch die wilden Rufe, den Waffenlärm und das ferne Geräusch klangen. Drüben im Hof und unten im Dorf schlugen die Hunde an — Magister Theodosius aber schob mit Aufbietung seiner letzten Kräfte die heulende alte Regina, die es nicht einmal begriff, daß sie frei sei, auf den Wagen. Es war nur möglich, weil die Wächter jetzt vor den Wagen stürzten und den Pferden in die Stränge zu fallen suchten.

„Vorwärts, Klas!“ schrie von der Lancken. „Halte sich am Wagen, wer nicht drauf ist!“ Die Pferde und der schwere Wagen brachen durch, das halsbrechende Ein-

lenken in den Hohlweg ging glücklich von statten. Zwei der Gegner, die sich an den Wagen zu hängen versuchten, blieben mit Arm- und Handwunden zurück, ein einziger rannte drohend oberhalb des Hohlwegs neben dem rasselnden Fuhrwerk her. Gerhard kniete betend neben Agnes und hielt sie in seinen Armen — er hörte die bellenden Hunde, die schreienden Stimmen, den Lärm, der in der Nachtstille plötzlich erwacht war, von rechts nach links.

„Du hast das ganze Rettungswerk gefährdet!" rief er Theodosius an, der sich neben ihm an das Geländer des Wagens klammerte.

„Ihr hattet die Alte vergessen!" entgegnete Meister Theodosius mit zitternder Stimme. Was Gerhard antwortete, vernahm er nicht, es war ein Gelübde, lieber Agnes und dann sich selbst zu töten, als sie noch einmal in die Hände ihrer Henker fallen zu lassen! Er sah nur, daß der junge Mann die Geliebte, die aus ihrer Betäubung erwachte, zärtlicher an sich zog und ihr Haupt vor dem Schüttern des Wagens zu schützen suchte!

Inzwischen senkte sich der Hohlweg zum Strand hinab, das Rauschen der Tromper Wiek erklang, von drüben blitzten Lichter auf dem Deck van Broighels auf, und ein langgezogenes, kräftiges „Boot ahoi!" der holländischen Matrosen scholl von der Stelle des Strandes her, welcher der wild dahinrasselnde, übervolle Wagen zulenkte, ermutigend entgegen. Es waren nur zehn Minuten vergangen, seit sie den furchtbaren Turm hinter sich gelassen hatten — aber mit jeder Minute war die Besorgnis gestiegen, und jetzt, da der Strand und das rettende Boot vor ihnen lagen, tobte um den Wagen her eine Schaar, die mit jeder Sekunde wuchs, und deren

drohendes Gebrüll jeder Hoffnung spottete! Immer dichter wurde der Schwarm der Aufhaltenden, nur der Kraft der emporbäumenden und wildwerdenden Pferde war es zu danken, daß der Wagen noch durch die lebendige Mauer hindurchbrach, die sich zwischen ihm und dem Boot bildete. Vom Boote her scholl die Stimme van Broighels, der seine Schiffsmannen mahnte, ihre Piken und Enterbeile kräftig und schonungslos zu brauchen, in unmittelbarer Nähe des Wagens rief Magister Möller mit wilder Leidenschaft zum Ergreifen der Flüchtigen auf. Der Augenblick, wo sie vom Wagen herabstiegen und das Boot zu erreichen trachteten, war gefahrvoll. Von der Lancken und Gerhard drängten sich mit Agnes glücklich zu der morschen Stiege, die von den hohen Sandufern hinab ans Wasser führte, sie stürzten schon mehr in das Boot, als daß sie dasselbe betraten, ihnen nach die Helfer beim Rettungswerk, so daß das Boot auf und abschwankte, und Jan van Broighel, der seine Waffe kräftig gegen den nachdringenden Haufen schwang, dazwischen rief:

„Ruhig — ruhig — einer nach dem andern! 's ist Platz für alle!“

Aber der Zuruf war umsonst, der Andrang der Verfolger zu stark! Die kühnen Burschen, die unter blutigem Kampf vom Wagen herabkamen und den Strand gewannen, konnten sich zum Teil nur retten, indem sie vom Sandufer in die Flut sprangen und sich durch die Wellen zum Boot hinarbeiteten. Das Getümmel und die Verwirrung wuchsen, Gerhard, als er Agnes im Boot geborgen und unter der Obhut ihres Vaters sah, sprang aus dem schwankenden Fahrzeug noch einmal ans Land, den bedrängten Gefährten beizustehen. Die Axt hatte er vorhin, wie er Agnes vom Wagen hob, einem der hart-

näckigsten Verfolger zwischen die Füße geschleudert, jetzt zog er das Schwert und deckte sich und die Gefährten gegen den wilden Andrang. Im Dunkel ließ sich nichts unterscheiden, nur die Stimme des alten Theodosius und des Pfarrherrn von Altenkirchen hörte er über sich schallen. Da flammte im Boot ein glutroter Schein auf, Jan van Broighel ließ einen Kienkorb anzünden, um Freund und Feind zu unterscheiden. Im gleichen Augenblick nahm Gerhard entsetzt wenige Schritte von sich eine grausige Szene wahr: der Pfarrherr an der Spitze der Verfolger hatte die alte Regina ergriffen und sie festgehalten. Die Alte aber klammerte sich an ihn und riß mit letzter Kraft den Unbarmherzigen an den Rand des hohen Sandufers, und mit einem zusammenklingenden Aufschrei des Zornes und des Hasses schossen die fest Verschlungenen hinab in die aufspritzende Flut. Fast zugleich waren Theodosius Corvinus und Gerhard Friesen ins Boot gesprungen — beide von einem dunkeln Drange noch zu helfen, zu retten erfaßt! Jan van Broighel aber rief jetzt donnernd:

„Alle Mann an Bord! Vorwärts meine Burschen!"

Und zwanzig Ruder fielen im gewaltigen Takt in die Flut, die Piken und Beile trafen zum letztenmale die Hände der wütenden Fischer, die das Boot zu halten strebten, heftig schoß und schwankte das überfüllte Fahrzeug durch die schäumenden Wellen, über die der rote Schein des Lichtes leuchtete.

Von der Lancken und Theodosius sahen sich an und zählten ihre Getreuen, Gerhard Friesen war neben Agnes in die Knie gesunken und rief bebend und schluchzend die Gerettete mit den zärtlichsten Namen.

„Wir sind alle in Sicherheit!" sagte der Ritter leise.

„Alle — bis auf jene Unglückliche, für die du Übermenschliches getan!“

„Vielleicht ist ihr besser, als wenn sie mit uns dahinführe,“ entgegnete Theodosius finster. „Daß sie den mit hinabriß, der an allem Elend dieser Tage die Schuld trug, dünkt mich gerecht! — Sieh dort, Cornelius, dort suchen sie im Wasser nach ihm. Ich hoffe, die Alte hält ihn fest auf dem Grund!“

„Sie verfolgen uns nicht — ich fürchtete noch stets, sie würden ihre Boote besteigen und nach uns beim Schiff anlangen!“ versetzte von der Lancken.

„Unbesorgt,“ fiel van Broighel ruhig ein, indem er das Boot seinem Schiff entgegensteuerte. „Ich habe vier Geschütze an Bord, sie sollen Bucht und Strand rein fegen!“

In den nächsten Minuten erreichten sie das Schiff, von dem ihnen das jauchzende Willkommen der wachthabenden Schiffsleute entgegenscholl. Schwankend, mit letzten Kräften stiegen die Geretteten die Schiffsleiter empor, droben auf dem Deck knieten von der Lancken und Theodosius nebeneinander nieder und reichten sich — stumm aber innig — die Hände. Gerhard behütete Agnes in seinen Armen und blickte beseligt auf, als ein Strom heißer Tränen die starre Rinde der Betäubung und des Entsetzens von seinem Mädchen löste! Sie lauschte den Worten, mit denen ihr Gerhard die unerwartete, plötzliche Rettung erklärte. Aber kaum hatte sie ihn gehört, kaum ihre Tränen getrocknet, als sie emporsprang, schluchzend ihren Vater umarmte und dann beide Hände hier dem alten Theodosius und dort dem Patron des holländischen Schiffes entgegenstreckte:

„Dank, tausend Dank!“ sagte sie mit einer Stimme,

die von der Erregung des Augenblickes unwiderstehlichen Klang erhielt. „Ihr verzeiht dem Vater, Gerhard und mir? Ihr trennt Euer Schicksal nicht mehr von dem unsern, Meister Theodosius?“

„Nie und nimmer, liebe Holde!“ entgegnete Meister Theodosius. „Wir entrinnen mit Gottes Hilfe dem dunklen Verderben, das uns fremder Irrwahn und eigne Schwäche bereiten wollte! Ich gehe mit Euch, und Ihr werdet Euch des alten Theodosius niemals schämen! Im freien Holland aber soll unser Leben ein Dank ohne Ende, ein nie rastender Kampf gegen jenen Dämon sein, der uns das deutsche Land zur Hölle wandelt!“

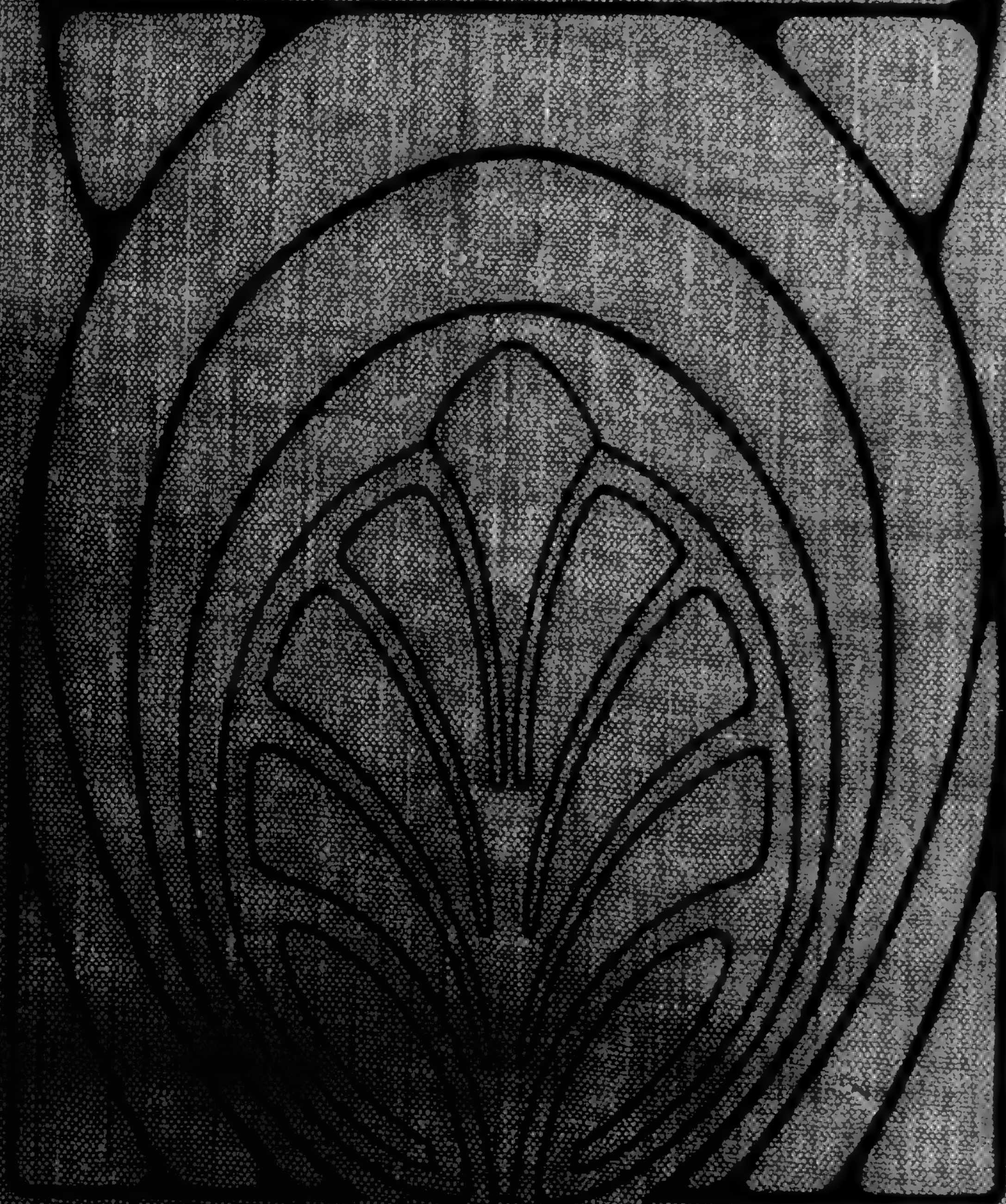
Gerhard Friesen und Cornelius von der Lancken nickten dem alten Humanisten mit dankerfülltem Blick ihr Gelübde zu. Agnes wollte sich zu dem wackern Jan van Broighel wenden; der Patron aber, der mit dem Ärmel seines Frieswamses über das nasse Antlitz fuhr, bemeisterte seine Rührung mit kräftigem Kommandowort. Der Anker war gehoben und das Schiff schoß mit voller Kraft durch die Wogen der Bucht. Die Geretteten blickten beseligt und voll Vertrauen nordwärts, glücklichern, sichern Küsten entgegen!



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Adolf Stern

Ausgewählte Werke



Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Sechster Band

Camoëns.



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Camoëns

Roman

von

Adolf Stern



Dresden und Leipzig, 1906.
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Erstes Kapitel.

Der schmale, steinige, schattenlose Pfad, der, von dem Flecken Cintra heraufführend, längs der Bergwand hinlief, an deren Südende sich das Kloster zum heiligen Kreuz erhob, ward halbwegs von einer kleinen Schlucht anmutig unterbrochen. Plötzlich und fast jäh senkte sich die Straße, auf der zwei einander begegnende Maultiere sich eben ausweichen konnten, in eine schattige Tiefe. Die Felsen traten einige hundert Schritte zurück, ein weißschäumender Sturzbach, der, vom gebahnten Pfade überbrückt, seinen Weg zu Tal suchte, brauste zwischen braun- und grünbemoosten Felsblöcken aus dem Hintergrunde der Senkung, und die Doppelgruppe dicht stehender Korkeichen, mit altersgrauen, zerrissenen Stämmen und üppigem Laubdach, ließ gerade soviel Nachmittagssonne und blauen Sommerhimmel in die Tiefe hereinleuchten, daß die kleine Schlucht nicht finster erschien.

Der einsame Reiter, der soeben von dem glutheißen Pfad in die Kühle hinabtauchte und sein brennendes Gesicht vom feuchten Anhauch des Wassers erfrischt fühlte, glitt nach kurzem Umblick aus dem Sattel und überließ es seinem Maultier, sich die beste Stelle zur eignen Erquickung zu suchen. Er selbst schritt ein paar niedrigen Felsblöcken am Rande des Baches zu, die offenbar schon vielen zuvor als Ruheplatz gedient hatten, setzte sich

auf einem der Blöcke nieder und sah einige Augenblicke mit zufriednem Lächeln zu, wie sein durstiges Tier Kopf und Hals in das frische Wasser niederstreckte, so daß die roten Troddeln des Netzgeflechts, mit dem Hals und Leib bedeckt war, auf dem Wasser schwammen. Dann holte der Ruhende aus der Tasche seines Wamses einen seltsam geformten Hornbecher, in welchem er mehrere Male einen Strahl des klaren Sprudels auffing, und erquickte sich an dem Trunke. Nachdem er getrunken, streckte er sich auf dem moosigen Steine der Länge nach aus, das Haupt, von dem er den breiten Hut abnahm, auf den Arm legend, ganz wie einer, der solches Lager von alters her gewohnt ist. Er schien behaglich dem Rauschen des Wassers über und unter sich zu lauschen. In dem dunkeln linken Auge des Mannes — das rechte war mit einem schmalen, braunen Seidentuch verhüllt — war jedoch ein Ausdruck, ein träumerischer stiller Glanz, der verriet, daß er in der wolkenlosen Bläue über sich mehr wahrnahm, als ein andrer erblickt hätte.

Er würde noch länger aufgeschaut haben, wenn ihm die einsame Rast im Schatten der Korkeichen weiter gegönnt worden wäre. Aber selbst ein Träumer, wie er, mußte zuletzt wohl die Laute vernehmen, die aus einiger Entfernung von der Straße in die Schlucht herabdrangen. Scheltende und bittende Stimmen, dazwischen der rasche Trab eines Pferdes oder Maultieres, das Klatschen einer Peitsche und dann wieder heftiger Wortwechsel wurden von jener Seite hörbar, wo der Weg aus der Senkung gegen das Kloster zum heiligen Kreuz anstieg. Der Auflauschende konnte eine wiederholte heftige Abweisung und alsdann fremde, rauhe Stimmen, halb bittend, halb drohend, unterscheiden.

Unwillkürlich griff er an den Knauf seines Schwertes, einer guten spanischen Klinge, die in unscheinbarer Lederscheide ruhte. Gleich darauf aber ließ er die Rechte lässig wieder vom Griff gleiten und lächelte vor sich hin, da er jetzt die Worte der scheltenden Stimme wohl unterschied:

„Nicht einen Fajardo sollt ihr Halunken haben, wenn ihr mir noch einmal erzählt, daß ihr Hunger leidet! Habe ich nicht mit meinen, Gott sei Dank guten Augen gesehen, wie ihr alle Armensuppe der frommen Brüder von Santa Cruz in eure Mäuler hinabschüttetet, so daß für andre, bedürftigere, kaum eine Schüssel voll übrig blieb? Hat nicht jeder von euch so viel Maisbrot eingesteckt, als ihr nur in die Taschen eurer Jacken stopfen konntet? Und schaut nicht dem Langen dort aus dem Gurt der Pluderhose ein Schinkenknochen hervor, den ihm der Bruder Küchenmeister jedenfalls nicht mitgegeben hat? Wollt ihr also sagen, daß ihr Durst habt und als Vorgeschmack der Hölle geschwefelten Wein von Carcavellos trinken müßt, und wollt ihr mir eine Bedingung erfüllen, so soll mirs auf ein paar Kupfermünzen nicht ankommen."

„Euer Herrlichkeit hat zu befehlen!" hörte der Lauscher antworten. „Wir sind arme, abgedankte Seeleute und es stünde uns schlecht an, einem vornehmen und großmächtigen Herrn zu widersprechen. Wir haben also Durst, und weil es nach Eurer Herrlichkeit Befehl Wein von Carcavellos sein soll, in dem wir ihn löschen, so werdet Ihr schon etwas Silber statt Kupfer an uns wenden müssen. Euer Gnaden Bedingung aber —"

„Ist einfach und wird euch nicht beschweren," versetzte der Angebettelte, dessen Stimme in dem Gesichte des stattlichen Mannes in der Schlucht einen eigentümlichen Ausdruck von Spannung hervorrief. Der Lauschende hatte

sich jetzt seinem weidenden Maultiere und dem Pfade genähert, den die Sprechenden herabkommen mußten, und vernahm alles folgende noch besser als zuvor:

„Hier habt ihr, was eure Kehle begehrt, dafür fordre ich von euch, daß ihr mir das Wasser in der Schlucht allein laßt und euch an den Wein haltet. Wo der Weg die große Straße erreicht, steht links bereits die erste Schenke.“

„Wir danken Euch für die Weisung, gnädiger Herr!“ hörte man den ersten Sprecher wieder sagen. „Die Rast am Wasser wollen wir Euch nicht vergällen, und wenn zufällig eine schöne Ziegenhirtin dort weidet, so habt Ihr die gute Stunde mit Eurer Freigebigkeit wohl verdient.“

Der launige Fluch, mit welchem der Reiter antwortete, ging in dem Gelächter einer ganzen Anzahl von rauhen Stimmen unter, dann schollen taktmäßige Tritte, der Lauschende sah fünf oder sechs Männer in zerlumpten Wämsern, aber mit guten Waffen, die Senkung des Weges herab und an der andern Seite der Schlucht wieder emporeilen. Sie hielten ihr Versprechen, warfen aber neugierige Blicke in die schattige Wildnis hinein. Sichtlich enttäuscht entdeckten sie nur den Mann in dunkler Kleidung, der jetzt seine Klinge vor sich in das Moos gestemmt hatte und sich mit beiden Händen auf den Korb derselben stützte. Der Einsame hätte ihre spöttischen Bemerkungen, daß sich die vermutete schöne Hirtin in einem einäugigen, bärtigen Manne auflöse, vernehmen können, wenn er nicht jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem von der andern Seite herabkommenden Reiter zugewandt hätte. Schon in der nächsten Minute wieherte der Rappe der unverhofften Gesellschaft des Maultieres entgegen, und fast zugleich entrang sich den Lippen des

ersten Ankömmlings ein lauter Ausruf: „Manuel! Manuel Barreto!“

Blitzschnell griff der Angerufene wieder nach den Zügeln, die er lässig hatte herabhängen lassen, seine Augen wandten sich fragend zu dem Rufenden, und über sein ganzes gebräuntes Gesicht ging ein lichter Schein frohen Erkennens: „Bei den Wunden des Heilands — Ihr seid es, Senhor Luis?“

Er trieb sein Pferd durch den schäumenden Bach, um den Pfad zu kürzen, und sprang dann ohne weiteres aus dem Sattel, indem er den Rappen sich selbst überließ. Senhor Luis war ihm mit stürmischer Freude entgegengeeilt, hielt aber jetzt zögernd inne, bis er die Arme des andern weit geöffnet sah und dieser mit herzgewinnender Stimme sagte: „Was besinnt Ihr Euch, Freund? Ich bin der Alte, selbst ein bißchen älter geworden und hochbeglückt, Euch zu begegnen! Unverhofft — aber zu guter Stunde! Euch hat die Sonne Afrikas noch mehr gebräunt als die indische! Daß Ihr von Goa nach Sofala gegangen war't, wußte ich aus den Briefen meines filzigen Vetters, des Gouverneurs — von Eurer Heimkehr ahnte ich nichts! Ich wünsche Euch Glück, daß Ihr den törichten Vorsatz, Portugal nicht wiederzusehen, noch zu rechter Zeit aufgegeben habt, um ein Stück Abendsonnenschein daheim zu genießen!“

Senhor Luis löste sich aus der Umarmung des ältern Mannes, der ihn fast um Kopflänge überragte, und ging mit ihm wieder dem Ruheplatz unter den Korkeichen zu, den er eben verlassen hatte. Sein Gesicht abwendend, als wollte er den wiedergefundnen Freund das bittre Lächeln nicht wahrnehmen lassen, das seine Lippen zusammenzog, erwiderte er: „Euer Vetter, Herr Pedro Barreto,

hätte mich beinahe dazu gebracht, mein kindisches Gelübde zu halten! Es ist nicht sein Verdienst, daß es für mich nicht Nacht geworden ist an der heißen, unwirtlichen Küste von Ostafrika!"

„Ich weiß, ich weiß", fiel Herr Manuel ein, indem er sich auf den bemoosten Felsblöcken niederließ und den wiedergefundnen Freund zu sich herabzog, um besser in das edelgeschnittene, aber bräunlich blasse und sorgengefurchte Gesicht des etwa fünfundvierzigjährigen Mannes blicken zu können. „Es ist Euer Poetenschicksal, Luis Camoëns, daß Ihr Euch in Menschen und Dingen fortgesetzt täuscht und die eigne adlige Empfindung in klägliche Seelen hineinträgt. Mein Vetter Pedro ist einer der armseligsten Wichte dieses allergläubigsten Königreiches und der größte Narr von Portugal obendrein! Es mag ein gutes Stück Arbeit gewesen sein, dem Hochmut des würdigen Herrn die tägliche Nahrung zu reichen — aber Ihr hättet nach allem, was Ihr in Goa erlebt habt, ein wenig bedenklicher in der Wahl Eurer Reisegesellschaft und, verzeiht mir, ein weniger klüger sein sollen."

Luis Camoëns schlug das dunkle Auge nieder und sagte, nachdem er einen Augenblick gezögert hatte: „Erfuhret Ihr noch nie, daß ein ärmliches Mißgeschick uns ebensowohl verwehren kann, klug, als edel und großmütig zu handeln? Ich sehnte mich aus Asien fort und meinte, es sei schon ein Gewinn, der Heimat ein paar hundert Meilen näher zu kommen. Das war denn freilich ein Irrtum, ich fand mich in Sofala ferner von dem Lande meiner Sehnsucht, als einst an der Küste von China! Doch ziemt es mir nicht, zu klagen, da Ihr mich so freundlichen Empfangs würdigt. Laßt mich lieber wissen, wie es Euch ergangen ist, seit wir zuletzt bei Jorge Pinto

am Hafendamme vor Goa Kanariensekt tranken und von Lissabon und den Bergen von Cintra träumten."

„Es ist mir besser ergangen, als ich verdient habe," entgegnete der Edelmann schlicht. „Ihr wißt, daß ich Erbe der Güter meines Oheims Antao Ribeiro ward. Als ich aus Indien heimkehrte und in mein Recht trat, hatten mir die Verwalter und die Behörden des Königs beinahe die Hälfte von allem gelassen, was vorhanden gewesen war! Ihr werdet gestehen, daß Dame Fortuna mich noch hold angelächelt hat. Seitdem sitze ich zwischen Berg und Meer, auf meinem Landgute Almocegema, einem alten Maurenschlosse, sehe das Brot, das ich esse, und den Wein, den ich trinke, wachsen, und lobe Gott vor allem für den hellen, kühlen Quell im Hofe, den ein braver Hassan oder Omar, dem das Haus einst gehörte, in Stein gefaßt hat. Dort müßt Ihr bald sitzen, Senhor Luis, es ist schattig wie hier und das Wasser so köstlich wie dieses. Habt Ihr Euern Durst hier schon gestillt?"

„Gewiß, indem ich Eurer gedachte!" antwortete Camoëns höflich und wies den Hornbecher vor, aus dem er vorhin getrunken hatte. Manuel Barreto ergriff ihn mit einer lebhaften Bewegung und rief erstaunt: „Wahrhaftig der Becher aus dem Horn des Ungetüms, das wir hinter Pantschim erlegten! Ihr habt ihn gut bewahrt, mir wird der fröhliche Jagdtag und alles, was sich an ihm begab, mit einem Male wieder lebendig!"

„So wißt Ihr auch, daß nicht wir beide das Nashorn erlegt haben, daß es von Euerm Stoß allein zusammenbrach, und daß wir nicht hier beisammensäßen, wenn der gute Stoß nicht zur rechten Zeit gekommen wäre!" versetzte Camoëns. „Der Becher, den Ihr in Goa fertigen

ließet, ist nicht wieder von meiner Seite gekommen, ich habe ihn oft gefüllt, immer aber dabei dankend Eurer gedacht, Manuel, selbst wenn mir in böser Stunde das Leben zur Last war!"

„Aber das alles könnten wir daheim unter den alten Säulen meines Hofes auch besprechen," sagte der Edelmann, der während dieser Unterredung im Gesicht des Wiedergefundnen mehr gelesen hatte, als Luis ahnte. „Sagt mir, woher und wohin des Weges, mein Freund, und wie bald ich hoffen darf, Euch als willkommnen Gast an meiner Pforte zu begrüßen?"

Manuel Barreto lächelte dabei dem neben ihm Sitzenden so ermutigend, so herzlich bittend zu, daß die ausweichende Antwort, die Camoëns eben hatte geben wollen, auf dessen Lippen erstarb. Mit einer Bewegung, die er nicht mehr zu verbergen suchte, entgegnete der Dichter:

„Mein Mißgeschick führte mich hier herauf, Senhor Manuel. Seit meiner Heimkehr hat mein Leben nur noch dem Werke gehört, das Ihr ja kennt! Das große Gedicht suchte ich zu vollenden und in würdiger Weise meinem Volke darzubieten. Ich ließ es mich Anstrengungen genug kosten, der Dichtung den erhabnen Schutz zu sichern, ohne den bei uns nichts mehr gedeiht. Es ist nicht leicht, zu unserm jungen König zu dringen, und mehr als einmal, wenn mir ein Gönner den Weg zu ihm öffnen und ebnen wollte, lag ich krank in Lissabon oder war sonst verhindert, mich am Hofe des Königs zu zeigen. In voriger Woche empfing ich die Botschaft, daß mich der allergläubigste König sehen wolle, wenn ich zuvor eine Woche oder etwas länger auf dem Lande zugebracht hätte. Ihr wißt, daß in der Hauptstadt die Pest gewütet hat

und noch umherschleicht; Dom Sebastian ist von seinen Ratgebern genötigt worden, die gesunde Bergluft von Cintra zu suchen, und niemand, der unmittelbar von Lissabon kommt, wird zu ihm gelassen. Ich ermöglichte einen Aufenthalt in Pedro Branca und ritt heute morgen von dort zum Königsschlosse hinauf."

„Nun, und dann?" fragte Manuel Barreto lebhaft, da Camoëns mit einem Ausdruck von Unmut plötzlich innehielt.

„Dann fand ich, daß der Wind im Schlosse rascher umspringt als der Monsun im Indischen Meere!" versetzte Herr Luis. „Ich drang nicht weiter als bis zum Grafen von Porto Santo vor und mußte hören, daß der König gerade heute an mein weltliches Gedicht nicht denken könne, da er sich für das Heil seiner Hauptstadt geistlichen Übungen hingebe. Ich bat zuerst und stürmte alsdann, beides vergeblich. Niedergeschlagen mußte ich aus dem Palaste wieder abziehen, und da ich es ganz unmöglich fand, jetzt unverrichteter Sache und in der Glut dieser Sommertage nach Lissabon zurückzukehren, so dachte ich nach Santa Cruz hinaufzureiten, und die weltberühmte Gastfreundschaft des Klosters für einige Tage in Anspruch zu nehmen. Vielleicht ist unter den frommen Vätern einer oder der andre, der, den Musen geneigt, mir den Eingang zu König Sebastians Gemächern zu öffnen vermag. Auf alle Fälle will ich hinauf — man sagt, Saa da Miranda, der Dichter, habe dort oben Gastfreundschaft genossen und Frieden gefunden!"

Manuel Barreto hatte aufmerksam den Worten seines Kriegsgefährten gelauscht, aber zuletzt, als er bemerkte, daß der Ausdruck von Camoëns' Gesicht immer finsterer ward und der Sprecher zu Boden blickte, sich scheinbar ein wenig abgewandt. Auch als Herr Luis jetzt schwieg,

hielt der Edelmann das Auge auf die beiden Tiere gerichtet, die im Vordergrunde der Schlucht nebeneinander grasten, und warf leicht hin: „Ich fürchte, Ihr werdet die Brüder von Santa Cruz weniger gastfrei finden, als ehedem. Sie wissen sich kaum der ungestümen Bittgänger zu erwehren, die fast täglich an die Klosterpforten pochen. Seit die Schiffe der Pest wegen nicht mehr im großen Hafen von Lissabon anlegen, sondern auf den kleinen Reeden längs der Küste, seit die Gerüchte von großen Kriegszügen unsers jungen Königs immer neue Abenteurer ins Land ziehen, wimmelt es da oben von unwillkommnen Wallfahrern; für edle Gäste ist weder Raum noch guter Wille mehr vorhanden. Ihr habt ja vorhin an den Strolchen, die mit mir herabkamen, ein Pröbchen gehabt, welches Volk dort oben haust. Als ich vor zwei Stunden das Kloster verließ, in dem ich alljährlich eine Seelenmesse zu Ehren meines Oheims höre, lagen sie reihenweis in und vor den Gängen. Mich dünkt, Ihr werdet wenig Behagen und noch weniger Frieden in Santa Cruz finden, mein Freund, und da Ihr doch entschlossen seid, nicht nach Lissabon zurückzugehen, so ist Euch vielleicht genehm, mich gleich nach Almocegema zu begleiten. Ich bin Hagestolz, keine Hausfrau braucht Vorbereitungen zu treffen — mein braver Joao ist daran gewöhnt, daß ich mit Gästen heimkehre, also besinnt Euch nicht lange, schlagt ein, Freund Luis, und denkt, daß, je rascher Ihr kommt und je länger Ihr verweilt, die Freude und Ehre für mich um so größer sein wird!“

Dankbar sah Camoëns den Edelmann an, der ihm so herzlich entgegenkam. Aber nach kurzem Bedenken schüttelte er das Haupt und sagte: „Eure Einladung würde einen Granden von Spanien verpflichten, geschweige denn

einen armen Krieger und Poeten. Sobald ich meinen nächsten Zweck erreicht habe, will ich keine Schwelle in Portugal eher und lieber überschreiten als die Eure, und verweilen, so lange es Euch immer gefällt. Aber verzeiht mir, wenn ich heute nein sage und mein Ziel im Auge behalte, so hart und mühselig der Weg auch sein mag. Ich habe nur eins noch im Leben zu tun, mein Gedicht, die einzige Frucht meines Daseins, ans Licht zu bringen! Ich habe Jahrzehnte daran gesetzt, es zu vollenden — jetzt darf ich keine Mühe scheuen, um ihm die Gunst meines Königs und meines Volkes zu erwerben. Ich muß Dom Sebastian sehen und sprechen."

„Müßt Ihr?" fragte Manuel Barreto und vermochte bei aller Höflichkeit einen gewissen Unmut nicht zu verbergen. „Ihr sagt selbst, daß Ihr zunächst geringe Aussicht habt, vor das Antlitz unsers jungen Herrn zu gelangen" —

„Und wäre die Aussicht noch geringer, Senhor Manuel, ich müßte ihr nachgehen!" unterbrach der Dichter die Einrede des ältern Freundes. Seine Wangen überzogen sich mit einer fieberhaften Röte, aus seiner Stimme und seiner Haltung verlor sich für einen Augenblick die edle Gelassenheit, die ihn sonst auszeichnete. Er holte tief Atem und kämpfte offenbar mit sich selbst, ob er Barreto mehr mitteilen solle, als er schon getan. Herr Manuel kam ihm jedoch zuvor und hub nach einigem Zögern wieder an: „So erlaubt, daß ich Euch meine geringe Hilfe anbiete, Camoëns, und gewährt mir dafür die Gunst Euers Besuchs! Wenn Ihr bei Hofe nichts wollt als eine kurze Unterredung mit dem König und die Übergabe Euers Gedichts, so reichen die spärlichen Verbindungen, die ich dort noch habe, wohl dazu aus, Euch morgen oder einen Tag später den Zutritt zu verschaffen. Ich begleite

Euch nach Cintra hinab, wir nehmen gemeinsam Herberge bei Bartolomeo Otaz, der als Steuermann auf der Ormusflotte gedient hat, und ich versuche, Euch morgen die Viertelstunde zu erwirken, auf die Ihr das Heil Eurer Seele gesetzt habt. Dann begleitet Ihr mich nach meinem Gute, auf alle Fälle aber gestattet Ihr mir, daß ich von Stund an Euer Gastfreund bin, denn durch unser erwünschtes Begegnen und durch den Eigenwillen, mit dem ich Euch hindre, das Kloster aufzusuchen, habe ich ein doppeltes Anrecht darauf."

„Es stünde mir schlecht an, Eurer Freundschaft zu widersprechen," entgegnete Camoëns ernst. „Nur ein Wort erlaubt mir. Ihr wißt nicht, könnt nicht wissen, was mein Werk für mich bedeutet und durch welche Fügungen und Verhängnisse die Vollendung der „Lusiaden" für mich der Zweck des Daseins geworden ist. Indes glaubt mir ohne Beteuerung, daß das Heil meiner Seele an der Erreichung dieses Zieles hängt, und da Ihr ritterlich und großherzig und mein Freund seid, so habt Nachsicht damit, daß ich in dieser Sache nicht scherzen kann!"

„Ei Freund, das ganze Leben ist gewaltig ernst, und doch muß man es zu guter Stunde als einen Scherz bebehandeln!" rief der Edelmann. „Ich fürchte, Ihr seid krank und müßt mir um so mehr und um so länger nach Almocegema! Wir werden wohl tun, wenn wir unsern nächsten Weg bald antreten, so schattig und labend auch dieser Fleck Erde ist! Nehmt unsre Begegnung bei diesem Quell als ein Zeichen, daß sich alles nach Euerm Wunsch fügen wird, und laßt uns wohlgemut nach Cintra hinunterreiten. Die Sonne scheint auf den Weg hinab nicht heißer, als sie Euch aufwärts auf dem Pfade zum heiligen Kreuz geschienen hätte."

„Ihr sprecht die Wahrheit!“ entgegnete Camoëns lächelnd. „Wenn Ihr denn durchaus, wie vor Zeiten in Indien, mein Berater, Haushalter und Vormund sein wollt, so darf ich nur mein Glück preisen, das mich Euch begegnen ließ, und bin zu Euern Diensten!“

Der Dichter erhob sich mit dem Edelmanne zugleich von dem bemoosten Felsblocke. Barreto pfiff seinem Rappen, und Camoëns ging, um das Riemenzeug des Maultiers, das ihn heraufgetragen hatte, zu ordnen. Sie waren im Begriff aufzusitzen und die schattige Schlucht zu verlassen, als Manuel Barreto überrascht hinter sich deutete und halblaut sagte: „Wahrhaftig, da kommt noch die Ziegenhirtin, die mir vorhin von den bettelnden Strolchen verheißen wurde!“ Camoëns wandte sich gleichfalls zurück und folgte dem Blicke des Freundes. Es zeigte sich, daß hinter dem letzten Fall des Baches, wo die Felswand schroff und scheinbar unzugänglich in die Höhe stieg, ein Pfad lief, den das braune Moos und überhängendes Dorngestrüpp den Augen der beiden Männer verborgen hatten, und der steil und gefährlich genug erschien. Aber das junge Mädchen, das von dort herabstieg, verriet keine Ängstlichkeit. Rasch und gewandt fand sie mit ihren nackten braunen Füßen die vorspringenden Stellen im Gestein, hier und da griff ihre kleine Hand ohne Zagen in das dornige Gestrüpp, und die letzte steile Senkung des Felsens glitt sie mit einer Sicherheit herab, welche deutlich zeigte, daß sie den Pfad nicht zum ersten Male zurücklegte. Da sie von fern hastig winkte, so überließen Barreto und sein Gefährte Roß und Maultier noch einmal sich selbst und gingen der Kommenden einige Schritte entgegen. Im Schatten der Korkeichen neigte sich die Hirtin demütig vor den beiden Herren und

küßte Herrn Manuel, der ihr zunächst stand, den Saum des Gewandes. Dann strich sie die dichten blauschwarzen Haare, die ihr ins Gesicht gefallen waren, mit der Hand zurück und sagte, indem sie die dunkeln Augen auf die beiden Männer richtete, im breitesten Dialekt des portugiesischen Landvolkes: „Verzeiht, edle Herren, daß ich euch anzusprechen wage! In meine Hütte dort oben hat sich ein fremdes Mädchen geflüchtet und angstvoll verborgen, die von unsrer Sprache nur wenige Worte weiß! Sie sagt kaum mehr, als: Verbergt mich! sieht abgerissen aus, aber ist kostbar gekleidet und doch nicht wie unsre Edeldamen. Sie ist, glaube ich, eine Heidin, wenn ich das Zeichen des heiligen Kreuzes mache, tut sie es nicht nach. Aber sie schaut mich so traurig und schmerzvoll an, wie eine Mutter Gottes unter dem Kreuze. Und weil ich euch unten am Quell rasten sah, so faßte ich mir ein Herz und kam herab."

„Und nun meinst du, wir sollen mit hinauf?" fragte der Ritter, während Camoëns voller Verwunderung schwieg. „Du hast dich vielleicht von einer Zigeunerin erschrecken lassen, Sanchita, oder wie du sonst heißt — am Duero ziehen viele Banden des ägyptischen Volkes umher."

„Ich heiße Joana, gnädiger Herr, und weide meine Ziegen für die hochwürdigen Schwestern von Santa Eufemia," antwortete das Mädchen. „Die Zigeuner kenne ich wohl — die Fremde gehört nicht zu ihnen. Ich weiß mir keinen Rat! sie schmiegt sich angstvoll in meine Hütte und will nicht hervor. Sie war beinahe verschmachtet, ich habe sie mit Milch und Brot gelabt, ich hatte nichts andres."

„Wohlan denn!" rief Manuel Barreto. „Wir wollen versuchen, wie weit wir dir und deinen Ziegen nachklettern

können. Mein Pferd und Euer Maultier müssen wir inzwischen freilich der Obhut des Himmels befehlen — aber du hast mich neugierig und mitleidig zugleich gemacht, Joana. Kommt, kommt Luis, es wird unserm Abendessen in Cintra und unserm Vorhaben für morgen nichts schaden, wenn wir eine Stunde länger hier oben bleiben und wieder einmal gemeinsam auf ein Abenteuer ausziehen."

Camoëns folgte bereitwillig den Schritten des Freundes, der fester und gewandter, als seine Jahre vermuten ließen, die nassen Felsstufen in der Nähe des Wassersturzes betrat. Die Ziegenhirtin sprang leichtfüßig voran, indem sie immer auf die Stellen des aufwärts führenden Pfades zeigte, wo sich fester Fuß fassen ließ. Barreto, der es ihr nach Möglichkeit nachtat, kam, mit einigen Rissen an Hand und Gewand, der Führerin rasch nach, Camoëns klimmte langsamer empor; ein paarmal mußte Manuel ihm helfend die Hand reichen. Mit schweren Atemzügen erreichten beide Freunde die Höhe des Felsens, als die kleine braune Hirtin längst oben stand und mit eifriger Gebärdensprache den Emporklimmenden zu verstehen gab, daß ihr seltsamer Gast noch vorhanden sei und ihr so rätselhaft wie zuvor dünke.

Es war eine weite Fläche, ringsum wieder von höhern Felsen umschlossen, die sich vor den Augen der Ankömmlinge auftat. Der Bach, der mit so wildem Ungestüm in die Schlucht hinabstürzte, floß durch das Hochtal in mannigfachen Windungen und hielt die Pflanzendecke, die hier den steinigen Boden überspann, frisch und grün. Eine üppige Weide dehnte sich bis an die Ränder des Plateaus aus und gestattete Joanas Herde, sich weithin zu verbreiten. An einen der großen bemoosten Felsblöcke, die auch hier zerstreut umher lagen, lehnte sich die

mit Maisstroh gedeckte Hütte, das Obdach der jungen Hirtin. Ein paar wettergespaltene Korkeichen gaben dürftigen Schatten, während die Nachmittagssonne heiß auf der grünen Fläche lag, und die aus der kühlen, dunkeln Schlucht auftauchenden Männer schützten unwillkürlich die Augen mit der Hand; Joana schlich ihnen auf den Zehen voran und mahnte sie, die Fremde nicht plötzlich aus dem Schlummer zu schrecken.

Aber die Mahnung der Hirtin kam schon zu spät; aus der Tür der Hütte tauchte ein bleiches Gesicht mit angstvollem Ausdruck auf — und Herr Manuel sprang rasch an den Eingang hinan. Einen Augenblick später würde das junge Mädchen, der er jetzt seine Hand auf die Schulter legte, entflohen sein und sich sinnlos den Abhang zur nächsten Schlucht hinabgestürzt haben. Jetzt sank sie vor Barreto nieder, ein Erbarmen flehender Blick aus großen, sanft glänzenden braunen Augen, ein leise wimmernder Laut ergriffen das Herz des wackern Ritters. Die Fremde mochte wie die Ziegenhirtin fünfzehn oder sechzehn Jahre zählen, aber ihre Gestalt war größer und entwickelter als die des portugiesischen Dorfkindes. Die Züge vom edelsten Schnitt, die Kleidung von kostbarem grünen Seidenstoff, ein Gürtel, der durch zwei prachtvolle Rubinen zusammengehalten ward, verrieten Barreto, daß die unter seiner Hand Zitternde unmöglich eine Zigeunerin sein könne. Ungeduldig winkte der Fidalgo seinen Freund heran und rief ihm entgegen: „Sie scheint eine Maurin! Ihr waret unser Dolmetscher auf dem Seezug im roten Meere, sucht Euer Arabisch zusammen und schafft uns Licht über die Arme."

Camoëns war mit einigen Schritten bei der Strohhütte, Joana blieb ihm zur Seite und sagte leise: „Er-

schreckt sie nicht, Herr, und seid nicht hart gegen sie!“ Doch ohne auf die Kleine zu achten, bemühte sich der Dichter schon, die ängstlich zusammengekauerte Fremde sanft emporzurichten, und sprach sie, wie ihm Barreto geheißen, arabisch an. Das jugendliche Gesicht erhellte sich bei seinen ersten Lauten, gespannt hörte sie seine Ansprache und erwiderte in leisem Tone, aber mit rasch fließenden Worten, so daß Camoëns Mühe hatte, ihrer Rede zu folgen. In seinen Zügen mischte sich der Ausdruck inniger Teilnahme mit dem ernsten Zweifels, und mehr denn einmal vernahm er kopfschüttelnd die Aussage der Sprechenden. Als sie einen Augenblick erschöpft innehielt, wandte er sich zu dem Freunde und rief halb gereizt: „Was sollen wir glauben, Manuel, was soll ich dieser hier sagen? Sie will die Tochter eines großen Emirs vom Rande der Wüste sein, nach räuberischem Überfall und Mord der Ihren in das Frauengemach eines maurischen Prinzen entführt! Um verhaßter Umarmung zu entgehen, sei sie vor drei Tagen entflohen und hoffe nun Hilfe bei uns, den Fremden! Sie scheint nicht zu wissen, daß das Meer zwischen hier und ihrer angeblichen Heimat rollt, und erzählt uns ein Märchen nach der Weise der Frauen ihres Volkes. Soll ich sie mild oder hart auffordern, die Wahrheit zu sprechen?“

„Fragt sie zuerst, wie der Gebieter heißt, dessen Gunst sie flieht!“ versetzte Barreto nachdrücklich und hörte, wie Camoëns an die Maurin, die ihren schwarzen Lockenkopf demütig gesenkt hatte, einige arabische Worte richtete. Sowie von den Lippen der Fremden deutlich der Name Mulei Mohammed klang und der Dichter fragend auf seinen Freund hinsah, brach der letztere los: „Dachte ich's doch! Die Arme lügt schwerlich — den erlauchten Mohren-

prinzen, den sie nennt, haben wir als Gast in Portugal und, wie es scheint, sein Harem dazu. Jetzt forscht weiter und sucht zu erfahren, was sich das unglückliche Geschöpf bei seiner Flucht gedacht hat, wie sie hierher kommt und auf wessen Hilfe sie hofft."

Camoëns hatte sich schon wieder zu der schönen Maurin gewandt und nahm alle arabischen Erinnerungen zusammen, um sich verständlich zu machen und das Mädchen zu verstehen. Eine bewegte Wechselrede folgte, welcher Barreto und die kleine Ziegenhirtin, trotz ihrer Unverständlichkeit, mit gespannter Teilnahme lauschten. Camoëns' Züge verrieten mit jedem Augenblick mehr, daß ihm die Fremde die tiefste Teilnahme einflöße. Die Maurin selbst verharrte in der ihrem Stamme eigentümlichen Ruhe, mit über der Brust gekreuzten Armen hörte sie, was der Portugiese zu ihr sprach, in leisem Tone antwortete und erzählte sie, und nur ihre Augen, bald von den dunkeln Wimpern halb verschleiert, bald blitzartig aufleuchtend, offenbarten die Bewegungen ihres Innern. Nach hundert Fragen und Antworten sagte Camoëns endlich: „Sie nennt sich Esmah und ist wirklich in das Harem des Mulei Mohammed aufgenommen worden und mit den andern Frauen und Sklavinnen des Emirs in unser Land gekommen. Sie scheint zuerst in Lissabon und neuerdings auch im Gebirge gewesen zu sein" —

„In Pena Verda, das dem Infanten Dom Henriques gehört, es ist alles richtig," fiel Manuel Barreto ein, den grauen Knebelbart zausend.

„Erklärt mir um Gottes willen, Freund, wie der Mohrenprinz mit seinem Harem in dies allergläubigste Königreich kommt! Er scheint hier Hof zu halten und Herr über Leben und Tod der Seinigen zu sein."

„Gewiß, so verhält es sich!“ versetzte der Edelmann. „Wir glauben mit ihm den Angelhaken zu besitzen, der uns die Königreiche Fes und Marokko in die Tasche zieht, und dulden darum, was wir sonst mit Feuer und Schwert ausrotten möchten. Ein andermal davon, Freund Luis, jetzt berichtet, was Ihr von der Armen erfahren habt.“

„Die Frauen waren streng bewacht, sie sahen nur die schwarzen Verschnittnen des Mulei, den Esmah haßte und dessen Weib sie nicht werden wollte. Sie hat danach irgendwie in Erfahrung gebracht, daß sie hier in einem christlichen Lande lebe und daß, wenn sie Christin werde, sie vor dem Emir und seinen Wünschen geschützt sei. Sie ist entflohen in der verworrenen Hoffnung, daß jeder Portugiese sie aufnehmen und schützen könne, und daß die Taufe am nächsten Wasser bereit sei. Sie hat mit Mühe und während ihr die Verfolger schon auf den Fersen waren, für die erste Nacht Aufnahme in einem Nonnenkloster gefunden, aber die Schwestern haben sie mit guten Wünschen weitergeschickt, sobald sie erfahren hatten, wer sie sei und was sie begehre. Dann ist die Ärmste hungrig, mit blutenden Füßen zwei Tage über das Gebirge geirrt, hat niemand gefunden, der ihre Sprache und ihre paar Worte Portugiesisch verstand, und hat sich vor jedem nahenden Manne versteckt, als sei er ein Häscher Mulei Mohammeds! Erst unsrer kleinen Ziegenhirtin hier hat sie zu vertrauen gewagt, und jetzt bittet sie inständig um unsre, um Eure Hilfe, Barreto, da ich ihr gesagt, daß ich ohne Euch wenig zu tun vermöchte.“

Mit wachsendem Ernst vernahm Herr Manuel die Worte des Freundes, teilnehmend blickte er auf die junge Fremde; Joana, die von allem, was Camoëns sprach, nur

das eine begriffen hatte, daß ihr seltsamer Gast in schwerer Gefahr und hilfsbedürftig sei, erhob bittend ihre braunen Hände, der Edelmann aber verharrte längere Zeit in überlegendem Schweigen. Endlich hub er an:

„Da wird schwer zu helfen sein! Selbst wenn wir einen Priester finden, der die Geflüchtete ohne lange Vorbereitungen tauft, wird sie eine Zeitlang verborgen bleiben müssen, und ich weiß nicht, ob mein Gut der rechte Platz dazu wäre. Doch gilt es den Versuch! Zunächst aber mußt du das Beste tun, Joana! Du mußt die Arme zwei oder drei Tage hier behalten, mußt sie in deiner Hütte versteckt halten. Hier herauf gelangen die Späher des Mohrenprinzen schwerlich! Inzwischen aber läßt sich überlegen, was weiter zu tun ist. Hast du Brot für dich und sie für einige Tage?"

„Kaum genug, edler Herr!" versetzte die Hirtin schüchtern. „Sancho Perez der Klosterschaffner sendet mir jeden Samstag mit einem Knaben, was für die Woche für mich reicht, es ist nicht für zwei zugemessen, doch teile ich mit der armen Fremden gern, was ich habe."

„Wir werden dir durch einen Burschen oder eine Alte, auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen kann, Brot und Datteln und etwas Wein heraufschicken," erwiderte Manuel Barreto. „Inzwischen ist es gut, wenn sich Esmah soviel als möglich unter deinem Strohdach hält, Joana! Man wird sie nicht bei dir suchen, aber auch dem schlimmen Zufall darf man keine Hand bieten. Und jetzt, Freund Luis, laßt uns an unsern Weg und an unser Vorhaben in Cintra denken. Die Sorge, ohne die der Mensch nicht leicht eine Straße einschlägt, haben wir uns ja aufgeladen! Sagt der schönen Spröden, daß wir ihr helfen wollen, so gut wir es vermögen, und daß sie hier für den Augen-

blick am sichersten sei. Selbst im äußersten Falle können sie Joana nichts anhaben, die die Fremde nicht versteht und nicht zu wissen braucht, wer diese ist."

Camoëns wandte sich abermals zu der jungen Maurin und wiederholte ihr in arabischer Sprache, was Barreto riet und anordnete. Esmah gab durch dankende Blicke und wiederholte Verneigungen gegen den Edelmann zu erkennen, daß sie gehorchen und dem gütigen Helfer völlig vertrauen wolle. Joana reichte sie dabei die Hand und beteuerte gegen Camoëns, daß sie sich nicht scheue, mit der hilfreichen jungen Ziegenhirtin viele Tage allein zu sein. Ihre innigen Dankesworte blieben ernst und kurz und bestärkten den Dichter in der Überzeugung, daß die Flüchtige aus edelm Stamme und, in der Weise ihres Volkes, von edler Bildung sei. Er schied nur zögernd von der schönen Bedrängten und schaute, als Barreto schon wieder seitwärts vom Absturz des Baches hinabzuklimmen begann, wiederholt nach der Hütte zurück, wo die Maurin jetzt mit der Linken den Nacken der kleinen Joana umschlungen hielt. Die Sonne, die schon niederging, wob ihre letzten Strahlen wie einen Glorienschein um die gleich dunkeln und doch so verschiednen Häupter beider Mädchen — Camoëns sah mit wundersamer Bewegung auf die Gestalten zurück, von denen er vor kaum einer Stunde noch nichts geahnt hatte und die für ihn und Barreto nun schon ein Stück Schicksal geworden waren.

Der Rückweg zu den Korkeichen, unter denen ihre Tiere grasten, war nicht leichter als das Niedersteigen an einem steilen Wall. Manuel Barreto hatte bereits festen Boden erreicht und ermutigte den Gefährten, ihm rascher zu folgen. Lachend versuchte Camoëns einige

Sprünge und ward dabei inne, daß seine jugendliche Gewandtheit noch nicht völlig geschwunden sei; die Heiterkeit, mit der Herr Manuel ihm zuschaute und ihn unter den Eichen empfing, zwang ihm selbst ein fröhliches Lachen ab.

„Und jetzt in den Sattel, Freund!" rief der Edelmann, nachdem er und Camoëns ein wenig Atem geschöpft hatten. „Wir müssen trachten, vor Abend nach Cintra hinabzukommen, die Herberge unsers alten Steuermannes ist, seit der König in Cintra Hof hält, bei Sonnenuntergang oft genug überfüllt, und wir würden uns in keinem andern Hause so wohl fühlen als gerade dort!"

Barretos Pferd stand auf einen kurzen Pfiff schon neben seinem Herrn; Camoëns hingegen mußte sein weidendes Maultier, das die Zügel nachschleifte, erst einfangen und herzuführen. Mit portugiesischer Höflichkeit bot Herr Manuel dem Genossen sein Roß an und stieg nicht eher in den Bügel, als bis Camoëns dankend den Tausch abgelehnt und sich auf sein Maultier geschwungen hatte. Und nun verließen sie die schattige Schlucht, mehr mit der Begebenheit der letzten Stunde als mit ihrem unverhofften Wiedersehen beschäftigt. War es doch, als sie draußen den Pfad erreichten, den jeder von ihnen allein emporgekommen war, beiden Männern zumute, als wären sie schon wieder jahrelang beisammen.

Zweites Kapitel.

Die Freunde ritten jetzt, dicht aneinander gedrängt, auf dem schmalen Felswege, das Städtchen Cintra zu Füßen. Der Pfad, der abwechselnd steil anstieg und sich

wiederum rasch senkte, bog bald um einen Vorsprung des Gebirges und führte dann an Schluchten entlang, die überall einen Rest alten Waldes bargen, am Kloster San Joao vorüber, an dessen Pforte Camoëns diesen Morgen umsonst gepocht und von dem er sich aufwärts gegen Santa Cruz gewendet hatte. Jetzt schien er so gefesselt von dem Blick in das Tal, das zur Hälfte schon im Schatten, nur gegen West noch im Lichte der niedergehenden Sonne lag, daß er das Kloster gar nicht wahrnahm und daß Barreto sein Schweigen endlich brechen mußte. Er lenkte den Blick des Freundes von der goldschimmernden Kuppel der Erlöserkirche und den langgestreckten Mauern des Königsschlosses, die auf den gegenüberliegenden Hügeln sichtbar waren, auf die dunkelblaue, vielgezackte Bergkette im Hintergrunde, um die sich schwere purpurne Wolken lagerten. „Erinnert Ihr Euch, sagte er, des Spätnachmittags, da wir vom Sturm von Dharwar heimkehrten und den Bergzug über Goa uns gegenüber hatten? Die roten Wolken, die sich dort drängen, sehen aus wie alte Bekannte aus Indien, und mir ist, als wären sie uns übers Meer nachgefolgt, um uns unsre Gedanken von damals wieder zuzutragen. Wißt Ihr noch, wie wir über die Rätsel des Weltlaufs sprachen und Ihr Euch umsonst mühtet, zu ergründen, warum dasselbe Ding einmal Recht und das andre Mal Verbrechen sei? Mich dünkt, wir können unser Gespräch von damals hier fortsetzen. Was meint Ihr zu der Geschichte der Maurin, die wir dort oben verlassen haben? Ist sie nicht ein ganzes Stück Weltlauf? Vor fünfzig Jahren, da unsre spanischen Nachbarn bei weitem noch nicht so fromm waren, als wir heute sind, haben sie den armen Tropf, den Inka Atahualpa von Peru, der in

seinem Leben nichts von unsern Sitten und Gesetzen gewußt hatte, wegen Vielweiberei erdrosselt. Und heute bieten wir die Alguazils des allergläubigsten Portugal auf, um dem marokkanischen Emir ein entflohenes Mädchen in sein Harem zurückzuschaffen, das er im Palast des strengen Königs Sebastian hält."

„Verzeiht, mein Freund, mich kümmert heute das Schicksal der Armen mehr als aller Weltlauf!" erwiderte Camoëns. „Ihr bezeugtet nicht allzu große Lust, sie durch die Taufe vor ihren Verfolgern sicherzustellen?"

„Nein, wahrlich nein!" versetzte Herr Manuel kurz. „Wie sich der König zu Mulei Mohammed gestellt hat, ist's noch die Frage, ob wir leicht einen willigen Priester finden würden, der dem Zorn des Königs trotzt. Wenn aber auch — wer sagt Euch, daß diese Rettung nicht das Verderben der jungen Esmah wird? Meint Ihr im Ernst, daß das Taufwasser alle Gewohnheiten und Gebräuche des Maurenkindes wegwaschen wird? Die Inquisition ist wachsam, beinahe allwissend und wenn ihr die neue Christin von vornherein zur besondern Fürsorge empfohlen wird, so könnte es leicht geschehen, daß der Mohrenprinz seine Rache durch den Arm des heiligen Amtes erhielte."

„Ihr sprecht bitter und fast finster!" rief Camoëns. „Ihr seid, wie ich aus allem merke, mit dem Regiment unsers jungen Königs wenig einverstanden und vielleicht durch den Undank gekränkt, mit welchem den alten Kämpfern für die Krone begegnet wird."

Barreto machte eine leicht abwehrende Bewegung. „Ich denke nicht daran, Luis! Der wäre ein Narr, der forderte, daß ein nachlebendes Geschlecht sich an Taten und Leiden seiner Vorgänger erinnern sollte; auch hat

mir Gott gegönnt, daß ich ohne Not und in völliger Ruhe meinem letzten Tage entgegen lebe! Was mich bekümmert, ist nicht mein Schicksal, sondern das meines Volkes! Ich bin an Bord eines Schiffes, das rasende trunkne Steuerleute zwischen Klippen und auf die Klippen lenken. Denkt Ihr anders darüber, so laßt uns von andern Dingen sprechen, ich habe mich gewöhnt zu schweigen und meinte es nur unsrer alten Freundschaft schuldig zu sein, Euch nichts zu verhehlen."

Der Dichter neigte sich nachdenklich auf den Hals seines Tieres und wich dem prüfenden Blicke Barretos aus. „Ihr sprecht in Rätseln für mich, Manuel — Ihr müßt mir die Lösung selbst geben. Ich kehre aus Indien heim und habe mich noch kaum zurechtgefunden, ich spüre nur, daß eine andre Luft durch Portugal weht als vor einem Vierteljahrhundert. Ich meine, daß König Sebastian die ruhmreichen Vorfahren überstrahlen will, und hoffe, daß Gott ihm sein Heldentum gönnen wird. Dabei aber merke ich und nie mehr als heute an Euch, daß viele an der Kraft und der glücklichen Hand des Königs zweifeln, und ich fürchte, Ihr gehört auch zu ihnen."

„Ihr habt recht, bei Gott, ich zweifle an allem, was ihn seine Leiter beginnen lassen, und mißtraue allem, was ihm seine Ratgeber ins Ohr flüstern. Aus dem Portugal unsrer Jugend ist ein Land geworden, das reif ist zum Falle! Mit nagender Sorge sehe ich, daß sie den König in einen ruhmredigen Kreuzritter verwandeln, der auf nie erhörte Abenteuer sinnt. Die Pläne, die der trotzige Knabe zu hegen vermeint, sind im Eskorial geschmiedet — die Väter der Gesellschaft Jesu verstehen sich auf jede Kunst und wissen auch Briefe zu tragen, die ungeschrieben bleiben. Ihr werdet den König sehen, vielleicht hören,

dann sagt mir, ob ich ihm zu viel tue und ob meine Sorge eine eitle ist."

„Senhor Manuel — Ihr, der Krieger von Ormus und Pantschim! — zweifelt daran, daß die Portugiesen neue Siege zu den alten fügen werden?"

„Warum sollte die Zahl unsrer unfruchtbaren Siege nicht vermehrt werden?" fragte Barreto ruhig dagegen. „Wir bedürfen ihrer nicht und haben jedes Unglück zu fürchten! Portugal ist verarmt, wir können Herren des Meeres und der Küsten, aber nicht Herren der Erde sein. Unser Volk ist tapfer, doch nicht zahlreich, und die Eroberungen in Afrika und Indien haben das Land stark entvölkert! Wir leben nicht auf einer seligen Insel, weit draußen in der Atlantis, sondern haben den Koloß der spanischen Weltmacht drohend uns zu Häupten. Ihr tragt ja jeden Tag unsrer Geschichte und jedes Schicksal unsers Volkes in der Seele, wie ein Vater die Erlebnisse und Geschicke seines Kindes, meint Ihr, daß wir von Madrid her je Gutes zu erwarten haben? Setzt den Fall, daß unser König mit dem größten Teile der wehrfähigen Mannschaft vor Fes liegt oder sonst einer Stadt, die der Wüste näher ist als dem heimatlichen Meere, daß hier ein Grenzstreit entsteht, daß im Norden des Königreiches irgend ein törichter Lärm oder Aufruhr, den man mit Gold hervorrufen kann, zum Ausbruch kommt, zweifelt Ihr an der Einmischung Spaniens? Und zuletzt: unser König ist unvermählt, der glorreiche Stamm Manuels des Großen steht auf seinen zwei Augen! Wenn den König, den seine geistlichen Ratgeber so schlachtendurstig machen, ein Kriegerschicksal träfe, so würde es der Hof von Madrid an glänzendem Trauergepränge nicht fehlen lassen, aber glaubt Ihr, Freund Luis, daß König Philipp

und die Seinen im geheimen Staatsrate auch trauern würden?"

Der Edelmann hatte leidenschaftlich gesprochen, sein Ton war immer rauher geworden, er überließ es dem Begleiter, seine letzten Gedanken zu erraten. Und er lächelte bitter, als Camoëns bei der nächsten Biegung des Pfades, den sie hinabritten, unwillkürlich um sich blickte, ob niemand ihr Gespräch belauscht habe. „Habt Ihr auch schon gemerkt, daß es hier gilt, die Zunge im Zaum zu halten, und daß es Gefahr bringen kann, wenn sie sich nicht schmiegt, wie sie es jetzt in Coimbra lehren? Wer an den afrikanischen Plänen des Königs zweifelt oder die Vermählung Dom Sebastians um des Landes willen fordert, ist ein gefährlicher Mensch, beleidigt nicht nur die geheiligte Majestät, sondern vor allem die heilige Kirche. Von dem Kloster zu Belem und dem großen Ordenshause der heiligen Väter der Gesellschaft Jesu zieht ein schlimmer Hauch über das Königreich hin — Gott schütze Portugal!"

Beide Männer lüfteten zugleich die breiten Hüte. Barretos Gesicht wandte sich frei und voll dem neben ihm Reitenden zu, und Camoëns erkannte in den Zügen des Freundes, welchen Schmerz dies Gespräch in der Seele desselben erweckt hatte. Um so peinlicher war es ihm, seine entgegengesetzte Meinung unverhohlen kundgeben zu müssen. Allein er fühlte, daß nichts Unausgesprochenes zwischen ihm und dem großherzigen Manne bleiben dürfe, der ihm so arglos und vertrauend sein Herz öffnete.

„Ihr seid schon ein Jahrzehnt wieder in Portugal, Senhor Manuel," hub er an, während sie nach einem kurzen Halt ihren Weg fortsetzten. „Ihr steht viele n

Dingen näher als der arme Dichter, der in einem Winkel von Lissabon Zuflucht gesucht hat! Aber Ihr sagt es selbst, daß mir dieses Land und meines Volkes Schicksal mehr als mein eignes am Herzen liegen, und ich darf Euch nicht verschweigen, daß ich bessere, ja daß ich die stolzesten Hoffnungen hege! Wahr ist's, daß ein neuer Geist den Hof, das Volk belebt, daß auch mir vieles fremdartig schien, was ich bei der Heimkehr vorfand. Muß es darum ein verderblicher Geist sein? Ist ein kleines heldenhaftes Volk nicht am besten bewehrt, wenn es nicht nur in Christi Namen, sondern vom feurigsten Glauben beseelt in den Kampf zieht? Schlägt Euch das Herz nicht auch höher bei dem Gedanken, daß die Minarets von Marokko das Kreuz tragen werden, und daß das glorreiche Banner Portugals über allen Häfen bis zur großen Wüste wehen soll? Ihr wißt, daß ich mein Leben daran gesetzt habe, den Ruhm Portugals zu preisen! Ich wähnte, da ich in Indien an meinem Gedicht schrieb, die Höhe für überschritten und unser bestes Heil der Vergangenheit angehörig. Da tut sich mit einem Male eine Zukunft auf, vor deren Sonnenglanz alle Glorie alter Tage zum armseligen Kerzenlicht wird — soll der Dichter der letzte sein, der glaubt und hofft? Selbst wenn ich im einzelnen Zweifel hege, selbst wenn das neue Leben, das ich in Portugal finde, mir in schlimmen Stunden das Herz preßt — ich leugne nicht, daß es so ist —, so bleibt es meine heiligste Pflicht, mich dem Geiste, der mein Volk beseelt und erhebt, treu und auf jede Gefahr anzuschließen!"

„Und was hättet Ihr mit diesem Geiste zu schaffen, Luis Camoëns?" fragte Barreto. „Was kümmert den freien Dichter die Glut, die fanatische Mönche und Inquisitoren, Glücksjäger und schmeichlerische Hofleute anfachen?

Wie könnt Ihr glauben, daß Unternehmungen, die von solchen ersonnen werden, die Taten der da Gama und Albuquerque überstrahlen sollen? Fragt unter den Fidalgos und den Bauern umher, ob sie sich nach der Eroberung maurischer Königreiche sehnen und ob sie Glück und Heil von Dom Sebastians Frömmigkeit hoffen!"

Camoëns schien die letzten Worte seines Freundes völlig zu überhören. Er sah in das Tal hinab, aus dem, jetzt dicht unter ihnen, die flachen Dächer und die weißen Häuser von Cintra sichtbar wurden, über allen ein rosiger Widerschein der roten Wolken, die den Reitern zu Häupten zogen. Der Anblick ergriff den Dichter mächtig: „Seht, seht, Manuel, wie schön dies Land ist! Wie könnte ich mich von seinem Leben trennen? Was mein Volk will, muß auch ich wollen; wehe dem Dichter, der seine Seele von den Seinen scheidet!"

„Der gewaltige Florentiner, den ich durch Euch kennen lernte, hat anders gedacht," versetzte Barreto mit großem Ernst. „Hätte Dante der Sünde und dem Verrat seiner Landsleute schmeicheln oder nur zustimmen wollen, so würden die Terzinen seiner Hölle nicht wie Posaunenklang dröhnen! Aber laßt uns abbrechen für heute, Freund! Wenn Ihr vor dem Könige gestanden haben werdet, sprechen wir weiter! Gleich dort um die Felsecke tut sich das Gehöft des Bartolomeo Otaz auf, der sich freuen wird, Euch wiederzusehen."

Camoëns antwortete nichts mehr, denn Barreto hatte eben mit einem leichten Schlag auf den Bug des Maultieres auch dies in schärferen Trab gesetzt, und beide Reiter flogen nun an den ersten weißen Häusern vorüber, die am Bergabhang standen, und dann auf breiterer ebner Straße dahin. Die Luft wehte ihnen zwischen Gehöften

und Gärten wärmer und dumpfer entgegen, und die mannigfachsten Laute des Lebens schlugen zugleich an ihr Ohr. Hinter den dornigen Hecken hervor ertönten Stimmen und helles Gelächter: in einem Kreis junger Burschen, der sich mitten auf der Straße gesammelt hatte, erklang eine Mandoline, und von der Tür einer Schenke her scholl den beiden Freunden ein lustig lauter Zuruf und das Klirren zinnerner Becher entgegen. Die Zecher waren jene dienstlosen Schiffsleute, die auf dem Wege von Santo Cruz herab Barreto angebettelt hatten und ihm jetzt mit geschwungenen Hüten zu verstehen gaben, daß sie seinen Rat wörtlich befolgt hatten. Der Edelmann nickte den wilden Gesellen freundlich zu und bog dann um die Felsecke, die er seinem Gefährten von oben herab gezeigt hatte. Zwischen zwei mächtigen weitschattenden Platanen tat sich ein wohlgehaltener Hof auf, den von drei Seiten Ställe für zahlreiche Pferde umgaben, während die vierte von dem langgezogenen Hauptgebäude der Herberge gebildet ward. Das Tor dieses Haupthauses stand weit geöffnet, in das Halbdunkel, das im Hofe bereits herrschte, leuchtete das große Herdfeuer der Küche am linken Ende des Hauses hinein und würzige Rauchwolken quollen den Ankömmlingen verheißungsvoll entgegen. In dem flurähnlichen Hauptraume der Herberge konnten sie schon beim Eintritt zahlreiche Gesellschaft wahrnehmen. Bartolomeo Otaz, der Wirt, war auf den lauten Anruf Barretos aus der Tür geeilt und half nach einem Winke des Edelmannes zuerst Camoëns und dann erst seinem ältern Gastfreunde aus den Bügeln. Der ehemalige Seemann verneigte sich ehrerbietig vor Senhor Manuel und seinem Begleiter und sagte dann: „Ihr kommt heute zur guten Stunde, Herr. Es ist munter an Bord, und viel edle Gäste ehren mein Haus.“

„Hoffentlich hast du noch Raum für ein paar, die sich nicht minder edel dünken, alter Knabe!“ versetzte Herr Manuel heiter. „Unsre Tiere dürfen wir deinem Sancho wohl anvertrauen, aber zeige uns die Lagerstätten, die du für uns übrig hast, und sorge dann für ein Mahl, das mich vor meinem Freunde nicht beschämt! Erkennst du den Herrn nicht, Bartolomeo?“

„Doch, doch, Herr!“ antwortete Otaz. „Wir haben nordwärts von Ormus Seite an Seite gekämpft, und am Abend des Tages von El Amram war Euer Name auf allen portugiesischen Lippen, Herr Luis Camoëns! Ihr seid später heimgekehrt als wir alle — meine Augen sahen Euch seid manchem Jahre nicht, aber Ihr seid nicht gealtert.“

„Senhor Luis kommt soeben heim und erfreut mich mit seinem Besuche,“ rief Barreto. „Zuvor aber wollen wir einen Tag oder etliche bei dir rasten, und darum führe uns hinauf und tue dein Bestes für alte Kriegsgefährten.“

„Es tut mir wohl, daß du dich meiner erinnerst, Bartolomeo,“ sagte der Dichter freundlich. „Dein Gesicht habe ich nicht so gut behalten wie du das meinige, aber jeder Krieger und Seemann, der mit mir in Indien war, steht meinem Herzen nahe. Bist du glücklich daheim und hast du dich drein gefunden, dein gutes Schiff mit einer Herberge zu vertauschen?“

„Nun, am Steuer hätte ich doch nicht länger stehen dürfen,“ rief Otaz und streckte, indem er den beiden Freunden zu der steinernen Treppe voraufschritt, die vom Hofe ins obere Geschoß des Hauses führte, einen halb verstümmelten rechten Arm aus dem Ärmel seines Schifferwamses hervor, das er noch immer trug. „Hier herauf, Senhor Manuel! Die beiden schönen

Kammern, die ich noch frei habe, sind für Euch und Senhor Luis. José wird Euch Wasser und reine Tücher bringen, und ich lasse unten im großen Raume sogleich den Tisch für Euch rüsten."

Er zeigte und führte einen Gang entlang, der an der Außenseite seines Hauses wie eine Galerie hinlief und hinter dessen offnen steinernen Bogen ebenso viele Türen zu den einzelnen Gemächern des obern Geschosses führten. Gang und Zimmer hatten kühlende Steinplatten zum Fußboden, in den beiden Gemächern, die Otaz seinen Gästen anwies, lagen kunstreich geflochtene Binsenmatten vor den niedrigen, aber guten Lagerstätten. Sonst war die Ausstattung beider Gemächer nicht reich, je ein Gestell mit Waschgeräten, eine Rohrbank und ein Betschemel vor einem Heiligenbilde ließen viel leeren Raum. Senhor Manuel wies Camoëns freundschaftlich das hintere der beiden Zimmer an, da es seine Pflicht sei, den Schlummer seines Gastes zu behüten. Bartolomeo Otaz lachte zu dieser ritterlichen Artigkeit über das ganze zerwetterte Antlitz.

„Ihr bleibt allezeit, der Ihr waret, gnädiger Herr!" rief er. „Wer in der Welt würde zweifeln, daß Ihr Euer Schwert für einen Freund wie Senhor Luis zieht! Doch zum Glück ist's bei mir am Bord nicht üblich, Strolche und fahrende Gesellen aufzunehmen, und Eure Schlafnachbarn in nächster Nähe sind edle Herren von der Gesandtschaft, die der König von Spanien vor kurzem wieder an unsre junge Majestät abgeordnet hat. Ihr werdet mehr davon wissen als ich — was ich als Wirt erfahren, ist nur, daß die Herren bescheiden begehren und vornehm zahlen! Ihr werdet zwei von ihnen unten finden! Doch verzeiht mein Geschwätz, Herr! José soll in wenigen Augenblicken bei Euch sein."

In der Tat erschien der verheißene krausköpfige Bursche, der sich José nannte, einige Minuten später bei den Freunden und half ihnen diensteifrig sich vom Staube des Tages befreien. Barreto und Camoëns blieben währenddessen schweigsam, sie hatten auch, solange sie auf den Diener harrten, nur wenige Worte gewechselt, welche verrieten, daß ihre Gedanken noch fort und fort auf der Höhe des Kreuzberges verweilten. Als sie sich anschickten, in die große Halle des Hauses hinabzusteigen, flüsterte Camoëns nur: „Der Bursche, der uns bedient, ist ein Algarbier, meint Ihr nicht, daß er schweigsam und pfiffig genug sei, um unsern Wünschen zu entsprechen?" Barreto machte eine verneinende Bewegung und setzte, ehe sie dann vom Hofe aus die Halle betraten, rasch hinzu: „Schlagt Euch für heute die Maurin und was mit ihr zusammenhängt, aus dem Sinn und hütet Eure Zunge nach allen Seiten. Ihr seid, wie ich merke, fremd geworden in Portugal, ich aber weiß, warum ich Euch warne!"

Camoëns konnte nichts mehr erwidern, der ältere Freund stand schon in dem weiten Raume, in welchem eben auf den Tischen einzelne Lichter angezündet wurden, während man von der Schwelle aus über die Hofmauern herüber den letzten Schein des Tages auf den westlichen Bergen wahrnehmen konnte. Der Dichter versagte sich nicht, noch einmal nach den Höhen zu blicken, auf denen er mit seiner Sorge weilte, dann folgte auch er Barreto an einen der Tische, die mitten in dem großen Flur auf einer besondern Erhöhung standen. Bartolomeo Otaz erwartete seine neuesten Gäste bereits an diesem Tische, der in kurzer Zeit mit bunten Tüchern, mit Schüsseln, Tellern und Bechern, mit Wein und Brot ausgerüstet worden war, und zu dem ein sauber gekleideter Knabe

schon die gebratenen Seefische auf silberner Platte herantrug. Senhor Manuel nickte dem Eifrigen freundlich zu und lud Camoëns zum Sitzen ein. „Ihr müßt matt vor Hunger sein! Bartolomeo soll erfahren, daß wir nicht so genügsam sind wie die spanischen Herren, die er gegen uns gerühmt hat, und wir wollen seine Hausfrau besser als durch Fasten ehren. Was gedenkt uns Frau Barbara auftragen zu lassen, Bartolomeo?

„Diese Fische, Herr, eine Olla und die besten Kapaunen, die unser Hof zu liefern vermag," versetzte Otaz. „Und nun erlaubt, daß ich einen Augenblick nach meinen andern Gästen sehe, wenn ich wiederkehre, werdet Ihr mir sagen können, ob der Wein, den ich aufgesetzt habe, der rechte ist. Die Herren am dritten Ehrentisch sind die Abgesandten seiner katholischen Majestät an unsern König!"

Der Wirt ging die Stufen hinab, Barreto und Camoëns sahen, wie er die Runde im großen Raume machte. Die dunkelgekleideten beiden Spanier an einem der Nebentische, die eben ihr Mahl beendet hatten und mäßig den roten Wein von Vascon mit Wasser tranken, kümmerten sich um die neuen Ankömmlinge scheinbar nicht. Um so mehr Augen sahen diese aus dem untern Teile der Halle auf sich gerichtet. In dem ungewissen Lichte, das in dem Raume herrschte, unterschieden die Freunde erst nach und nach die einzelnen Gruppen, und Barreto erklärte seinem Gefährten, daß die Mehrzahl der Anwesenden aus Leuten bestehe, die dem Hofe nach Cintra gefolgt seien.

„Dort sehe ich ein halb Dutzend Trabanten der Schloßwache, Fähndrich Miraflores an der Spitze. Der da drüben im roten Kleide ist Meister Joao Ribeiro, des Königs Hausmeister, und mit ihm der Kammerdiener und

Geheimschreiber des Kardinal-Infanten Heinrich — beide in ihrer Art mächtige Herren. Neben der Falltür zum Keller sitzen Schiffer und Steuerleute, Bartolomeos alte Kumpane, die sich allabendlich hier zusammenfinden. Die Fremden zunächst der Türe nach dem Hofe kenne ich nicht — sie sehen aber dem Bettelgesindel aus Galizien und Leon, das die frommen Väter von Espinosa ins Land und an den Hof schicken, verwünscht ähnlich. Die Burschen erweisen auch dem Mönch dort, der nur Wasser zu seinen gesottenen Fischen trinkt, verdächtige Ehrerbietung! Das Beste bleibt, die Augen auf Frau Barbaras Olla zu richten — eine so vortreffliche kann ich Euch selbst in Almocegema nicht verheißen."

Camoëns' Blicke waren denen Barretos gefolgt, der dies alles, ohne sein Mahl zu unterbrechen, leicht hingeworfen hatte. So hungrig Luis sich beim Niedersetzen gefühlt hatte, so wenig vermochte er jetzt das gute Beispiel nachzuahmen, das ihm der ältere Freund gab. Die Gesichter und Gestalten, die vor ihm auftauchten, nahmen seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch, und die Erläuterungen Barretos erweckten offenbar in seiner Seele keine heitern Vorstellungen. Besorgt musterte er vor allen die Fremden und den Barfüßermönch, nach denen auch Barreto schärfer als nach den übrigen hingesehen hatte. Camoëns handhabte jetzt eigentlich nur zum Schein die Gabel und hub endlich in gepreßtem Tone an: „Meint Ihr nicht, daß Leute, wie die dort, für ein Stück Geld zu jedem Bubenstück, auch zur Aufgreifung und Auslieferung eines schutzlosen Weibes bereit wären?"

„Warum nicht?" entgegnete Barreto. „Aber ich sagte Euch schon, daß Ihr Euch für heute nicht um die Maurin beunruhigen sollt. Sie wird sicher genug bei der kleinen

Joana sein, und wir dürfen im Augenblick nichts für sie tun. Wir sind neu hier angekommen, und ich mag nicht zählen, wie viele Augen unsre ersten Schritte überwachen. Morgen, wenn sie wissen oder zu wissen glauben, was wir hier wollen, findet sich eher eine Stunde, in der wir unbeobachtet sind. Jetzt aber kränkt unsern braven Bartolomeo und sein Weib nicht durch Verschmähung ihrer guten Gaben und bedenkt, daß Leute hier sitzen, die es sogar zu Buch nehmen werden, wenn Ihr nicht eßt."

„Wer Euch hörte, Manuel, der müßte wahrlich glauben, daß in ganz Portugal neben jedem Tische ein Späher und unter jedem Dache ein Verräter weile," sagte Camoëns lächelnd und versuchte zugleich der Aufforderung des Freundes nachzukommen. „Ihr müßt schlimme Erfahrungen gemacht haben, seit wir uns nicht gesehen haben, und werdet meinen poetischen Träumen wenig Beifall schenken."

„Doch, doch, mein Freund, soweit Eure Träume der ruhmreichen Vergangenheit zugewandt sind," antwortete der Edelmann immer in demselben ruhigen Tone, der genau darauf berechnet schien, nicht bis zu dem Tische zu dringen, an welchem die schweigsamen Spanier saßen. „In meinem Hause fürchte ich weder Späher noch Verräter, dort laßt uns vom Schicksale des Vaterlandes reden. Heute und hier aber erzählt mir nur, wie es Euch auf der Heimfahrt ergangen ist, und wie Ihr Euch in Lissabon wieder eingewohnt habt."

„Meine Abenteuer endeten mit dem Aufenthalte bei Eurem Vetter," sagte Camoëns. „Die heißen Tage in Sofala waren die letzten, aus denen ich Euch berichten könnte, daß ich etwas andres getan, als die Verse meines Gedichtes zu feilen. Wollt Ihr von Gnu- und Gazellenjagden hören? Die afrikanische Sonne hatte mir

Adern, Hirn und Herz so ausgetrocknet, daß ich aus einem Poeten zu einem Jäger ward, der in der einzigen Zerstreuung, die jene elende Küste bietet, das Elend seiner Lage zu vergessen trachtete. Die Rückfahrt aus Afrika nach Portugal war so ungewöhnlich glücklich, daß ich beinahe eine Verheißung in ihr gesehen hätte. Wir schifften wie Vasco da Gama und seine Helden auf dem Rücken stiller Fluten, von sanften Winden getrieben! Es ist die lichteste Erinnerung, die ich heimbrachte, sie soll mein Gedicht schließen, Freund Manuel. Von meiner Einrichtung in Lissabon wollt Ihr hören? Sie ist meinem Geschick angemessen; wenn ich meine Handschrift ausnehme, könntet Ihr meine gesamte Habe für ein oder zwei Goldstücke auf jedem Trödelmarkte kaufen."

„Das meinte ich natürlich nicht, Camoëns! Ich wüßte nur gern, ob Ihr in Lissabon einsam oder gesellig lebt, ob Ihr dort Freunde aus früherer Zeit oder aus Indien heimgekehrte gefunden habt, ob Ihr Euern Tag einigen oder allen Musen widmet, da Ihr selbst sagt, daß Euer großes Werk vollendet sei."

„Bis zum Ende geführt, beendet, wenn Ihr so wollt," versetzte der Dichter, der jetzt begriff, daß sein Freund ein Gespräch führen wollte, das von jedermann gehört werden konnte. „Vollenden? Wer möchte sich rühmen, ein Vorhaben, das unendlich ist und seiner Natur nach die Kräfte eines Sterblichen übersteigt, zur Vollendung geführt zu haben? Aber heiße Sehnsucht nach Vollendung habe ich getragen, trage sie noch, und ganz vergebens — des bin ich sicher! — habe ich nicht gearbeitet. Viel vermag ich nicht mehr zu bessern — in allem Menschenwerke gibt es einen Punkt, wo der Mensch sich bescheiden muß, daß allein die Gottheit vollkommen sei. Was ich

noch tue, ist für die Augen der Welt beinahe wie nichts, selbst Ihr, Manuel, dem die Kunst nicht fremd ist, würdet erstaunen, wie viele Tage vergehen, ehe es mir gelingt, einen Zug meines Gedichtes deutlicher, einen Vers volltönender zu machen. Eben darum fühle ich, daß es Zeit ist, abzuschließen. Die Lusiaden gehören schon nicht mehr mir, sondern dem Könige und dem portugiesischen Volke."

Barreto nickte teilnehmend und zustimmend, er hatte wahrgenommen, daß die Sorge um das Schicksal seines Gedichtes Camoëns auch jetzt die blassen Wangen rötete. „Ihr habt recht, mein Freund," sagte er kurz, „und weil es so ist, darf die Veröffentlichung nicht allzulange mehr verschoben werden. Ich versprach Euch, Eure Sache bei dem Könige zu führen, und bin überzeugt, daß ich nie in besserer vor unserm jungen Herrn das Wort genommen habe. Eure Handschrift wird uns hoffentlich nach meinem Hause begleiten, denn mich verlangt, alles zu vernehmen, was Ihr in den Jahren seit unsrer Trennung in Goa gedichtet habt."

Er hatte absichtlich die Stimme lauter erhoben und seinen nächsten Zweck damit erreicht. Die Spanier am dritten Tische, die seit Camoëns' Auseinandersetzungen kein Wort mehr verloren hatten, lächelten einander geringschätzig zu. Es dünkte ihnen offenbar nicht der Mühe wert, sich weiter um Senhor Manuel und seinen einäugigen Begleiter zu kümmern. Einige Minuten später erhoben sie sich mit höflichem, aber kurzem Gruße von ihren Sitzen und verließen die Halle. Und da eben jetzt Bartolomeo Otaz eigenhändig seinen ehemaligen Kriegsgefährten die Kapaunen am Spieße auftrug, erachtete Barreto den Augenblick zu einem harmlosen Geplauder mit dem Alten für gekommen und fragte:

„Nun, Bartolomeo, was hört ihr Neues in Cintra und vom Hofe, den ihr ja schon seit Monaten bei euch habt? Der König — Gott schütze ihn! — ist wohlauf, aber mehr weiß ich nicht, und erführe gern von dir so viel, daß sie mir im Schlosse nicht auf tausend Schritte den Bauer von Almocegema anmerken.“

„Ihr scherzt, Herr!“ versetzte der Wirt, indem er Camoëns ein Stück des Geflügels vorlegte. „Was wir hier erfahren, ist nicht viel mehr, als was das ganze Land weiß. Doch sind wir seit ein paar Wochen alle fröhlich, weil es heißt, daß der König seinen Sinn geändert habe und an Vermählung denke. Herr, wenn das wahr würde, ich wäre imstande, mir zum Freudenfeuer mein eignes Dach über dem Kopfe anzuzünden!“

„Du bleibst immer der hitzige, heißblütige Wilde!“ schalt der Ritter, lächelte aber Bartolomeo wohlwollend zu. „Wenn deine Kunde probehaltig befunden würde, wäre sie freilich die beste, die je ein portugiesisches Herz erfreut hätte. Laßt uns einen Becher darauf leeren, Freund Luis, daß Bartolomeo als Prophet erkannt werde.“

„Man sagt, daß es diesmal dem Könige Ernst sei,“ fuhr Otaz flüsternd fort. „Die vom Schlosse wollen selbst schon wissen, daß die jüngste Gesandtschaft des Königs von Spanien wegen dieser erlauchten Vermählung in Cintra weile.“

„Der heilige Jakob von Compostella helfe ihnen dann unverrichteter Sache heim,“ fiel Barreto dem Erzähler ins Wort. „Wenn die Spanier die Braut aussuchen wollen, so ist's um des Königs Glück und Portugals Hoffnungen geschehen. Das weißt du so gut, Bartolomeo, wie ich, und darum hoffe ich, des Königs Räte werden es besser als wir beide wissen. Vorderhand ist die Hauptsache,

daß unser junger Herr einen Entschluß gefaßt hat. Was weißt du davon, Mann — welches Wunder soll seinen Sinn gewandelt haben?"

„Ich kann Euch wenig berichten, Senhor Manuel," entgegnete Otaz, der noch immer am Tische seiner Gäste stehen blieb und nur dann und wann José einen Wink gab. „Man erzählt sich, daß der König, der früher den Damen und aller Fröhlichkeit abhold war, jetzt heitere Gesellschaft liebe, und daß der Hof, der doch wahrlich einem Kloster glich, seit ein paar Wochen wie verwandelt sei. Die Leute, die das Huhn im Ei wachsen hören — Miraflores da unten ist einer von ihnen —, versichern, daß nur die schönen Augen der jungen Doña Catarina, der Tochter des Grafen Palmeirim, diese Wandlung bewirkt hätten."

„Schere dich zum Keller hinab mit deinen Neuigkeiten!" rief der Edelmann, der bis hierher behaglich gelauscht hatte. „Bring einen frischen Schlauch auf Deck, Alter, und die Torheiten, die dir das Hofgeschmeiß zuträgt, laß unten im Raum. Will uns der Narr glauben machen, König Sebastian, der bisher keine Frau angesehen hat, sei urplötzlich ein Amoroso geworden, der vor jedem Strahl aus schönen Augen dahinschmilzt. Eile dich, eile dich, Bartolomeo, deine Neuigkeiten wecken uns Durst!"

Herr Manuel trieb den Wirt so eifrig an, daß dieser, wenn auch mit gekränkter Miene, durch die Falltür verschwand, die zwischen den erhöhten Sitzen und der Küche des Hauses zum Keller hinabführte. Er hatte nicht bemerkt, daß die plötzliche Veränderung in Barretos Gesicht und Stimme durch Camoëns veranlaßt war. Die Nennung des Grafen Palmeirim und seiner Tochter hatte

den Dichter offenbar in besondrer Weise erschüttert. Er blickte wie von einem Zauberspruche gebannt dem hinwegeilenden Otaz nach und wandte nur zögernd, wie widerwillig, sein Gesicht dem Freunde zu.

„Ihr bleibt doch immer, der Ihr waret!“ sagte Manuel in dem freundschaftlichen Tone eines leisen Vorwurfes. „Euer Gesicht ist jederzeit der Verräter Eurer Seele; so war es in Goa vor dem Vizekönige, so ist es hier vor unserm alten Steuermanne. Was kümmert Euch Graf Palmeirims Tochter, die erst während der langen Jahre Eurer Abwesenheit geboren und herangewachsen ist? Warum ergreift Euch der Name eines Mannes, den Ihr mir nie unter Euern Freunden in der Heimat genannt habt?“

„Er ist freilich mein Freund nicht gewesen, denn ich habe ihn meines Erinnerns niemals erblickt,“ entgegnete Camoëns, indem er über den Tadel in Barretos Ansprache leicht hinwegging. „Meinen Feind darf ich ihn ebensowenig nennen, ich fürchte, daß er kaum meinen Namen gehört hat. Wenn mich sein Name dennoch so mächtig ergreift, daß ich mich vergaß, so erratet Ihr, daß ich guten Grund dazu habe. Habt Ihr niemals von andern vernommen, was mich aus Portugal hinwegtrieb? Daß ich selbst über das Leid meines Lebens schwieg und mich nur der Muse vertraute, werdet Ihr nicht tadeln — es ziemt sich, alles Unabwendbare schweigend zu tragen. Doch hatte ich gemeint, es wäre Euch, der viel früher in die Heimat zurückgekehrt ist als ich, ein Laut vom Leide meiner Jugend ins Ohr geklungen. Soviel ich von den Menschen erfahren habe, pflegen sie ihren Haß länger zu hegen als ihre Neigung, und so dachte ich, daß Euch einer oder der andre meiner alten Gegner erzählt hätte,

warum ich vorzeiten vom Hofe König Joaos verbannt wurde!“

„Ich erfuhr, daß Ihr in jungen Jahren durch einen Liebeshandel Anstoß gegeben hättet,“ sagte Barreto. „Mehr wollte ich nicht hören, ich habe mir's zum Grundsatze gemacht, von den Schicksalen und namentlich von den Irrtümern meiner Freunde nur das zu erfahren, was sie selbst enthüllen.“

„Hättet Ihr den Namen meiner Geliebten gehört,“ sagte Camoëns, sein Gesicht dem Freunde ruhig zuwendend, „so würdet Ihr zu gleicher Zeit gewußt haben, daß Luis Camoëns sich der süßesten und heiligsten Empfindung seines Lebens keinen Augenblick zu schämen hatte, und weshalb es mich tief erschütterte, als unser Wirt gleichgültig jenen stolzen Namen aussprach, mit dem die Geliebte, hartem Zwange nachgebend, vor zwanzig Jahren den ihren vertauschte!“

„So habt Ihr Catarina de Atayde, welche die Gemahlin des Grafen von Palmeirim war, geliebt!“ versetzte Manuel Barreto und verbarg sein Erstaunen nicht. Er wollte mehr sagen, aber in diesem Augenblicke trat der Wirt, der den so eilig begehrten Wein vom Keller heraufbrachte, wieder an den Tisch der beiden Freunde und unterbrach die weitere Rede seines Gastes. Bartolomeo Otaz mochte sogleich in den Zügen Senhor Manuels lesen, daß für jetzt an eine Fortsetzung des Geplauders nicht zu denken sei. Und da sich eine Anzahl seiner Gäste im untern Raume von den Tischen erhob, so ergriff er den Vorwand, mit einem entschuldigenden Worte: „Ihr verzeiht, Herr, ich muß den Burschen da unten gute Nacht bieten!“ die ernst vor sich hinblickenden Männer wieder zu verlassen.

Die weite Halle war jetzt beinahe leer geworden. Auf der Erhöhung saßen nur noch die beiden Freunde, im untern Raume die wunderlichen Zecher zunächst dem Eingange, die einen dichten Kreis um den Barfüßermönch geschlossen hatten, und seitwärts einige wenige von Bartolomeos alten Schiffsgenossen. Die Lichter waren zum größten Teile von dem geschäftigen José ausgelöscht, nur auf den noch besetzten Tischen und auf dem, den die Spanier vorhin verlassen hatten, flackerten noch einige Kerzen. Durch das offne Tor schwoll die Nachtluft mit frischerem Zuge herein und zerstreute die Dünste des Weines. Camoëns atmete tief auf und sah sich dann mit einem verwunderten Blicke in dem großen, leeren Raume um, er las in Barretos Gesicht die Aufforderung, sein Schweigen zu brechen, und hub endlich widerstrebend an:

„Fühlt Ihr nicht auch, Manuel, daß wir so wenig Herren unsrer Erinnerungen wie unsers Schicksals sind? Die hellsten Sterne in unsrer Brust steigen zuzeiten und an Orten wieder empor, wo wir ihrer kaum froh werden können. Ich habe in den Mondnächten zu Goa, als wir aus Palmengärten auf das endlose Meer hinaussahen, die Lippen gegen Euch geschlossen und muß sie nun unter dem Dach dieser Schenke öffnen! Ihr sagtet ganz recht — Catarina Atayde hieß sie, die mir das reinste Glück und das bitterste Leid vergangner Tage gebracht hat, und Ihr wußtet, als Ihr den teuern Namen ausspracht, auch schon, warum die heiße Liebe des armen Hofjunkers zur Tochter eines großen Hauses, eines der wenigen, die an den Schätzen Indiens fürstlich reich geworden sind, zu der jugendlich schönen Ehrendame, die dem Könige, Dom Joao, selbst wohl gefiel, nur ein kurzer Traum mit schlimmem Erwachen sein konnte! Mein Herz

und die heilige Kirche haben mich meist vor ketzerischen Gedanken behütet; doch der Frage, warum unsre Verdammnis dadurch erhöht worden sei, daß der Mensch die Abgründe nicht erkennt, die ihn vom Menschen scheiden, entschlug ich mich nie! Ich weiß nicht, ob Raben und Sperber dem Schicksal grollen, nicht Falken und Aare zu sein, aber wenigstens ward ihnen der Trieb nicht in die Brust gelegt, sich mit Adlerweibchen zu paaren und sich in ewig unstillbarer Sehnsucht zu verzehren. Bei fünfundzwanzig Jahren fliegen unsre Wallungen und Wünsche weit über die Mauern hinweg, an denen man sich das Hirn zerschmettern soll. Mit mir war es nicht anders, und da ich das Flügelpferd ritt, dünkte mich jedes Hindernis vollends ein Spott, und ich wähnte eigens deshalb im Königsschloß Aufnahme gefunden zu haben, um das Herz der schönen Catarina mit meinen Sonetten zu bestürmen. Das war Jugendwahn — Jugendeitelkeit, doch meine ich noch heute, Gott müsse die Kraft, die er meinen stammelnden Worten und Reimen versagte, in meine Augen gelegt haben, denn die Holdselige neigte sich mir zu und wußte mir, obschon von tausend lauernden Blicken umspäht, dennoch zu zeigen, daß sie meiner Sehnsucht, meiner stumm beredten Huldigung nicht zürne. Ihr wißt, wie ungestüm junge Herzen schlagen, wenn sie nur durch Pflicht und Zwang getrennt sind, und Ihr erlaßt mir die Erzählung, wie wir selbst im Palast von Belem uns fanden, als wären seine Prachtgärten freie Fluren. Mein Mund hat in beglückter Stunde auf Catarinas Munde geruht, mein Herz an ihrem Herzen geschlagen — mehr nicht, mehr nicht, Senhor Manuel, und schon das war zuviel! Wohl hat mich die Erinnerung an jene Stunden aufrecht erhalten, als ich in der Verbannung zu Macao, in welt-

ferner Öde und bittrer Armut mich fragte, warum mir edles Blut, hochstrebender Sinn und die Glut der Dichtung verliehen worden seien? Ach, in tausend Nächten, in denen ich versucht war, Hand an mich zu legen oder Gottes dunkeln Ratschluß zu lästern, trat Catarinas Bild in all seiner Reinheit und Schöne vor mich und mahnte mich, daß ihre Liebe mir mehr gegeben habe, als ich je verdient. Ich hielt mich an der Erinnerung aufrecht, die mir kein schlimmes Geschick entreißen konnte, doch fragte ich mich stets zugleich, ob es nicht besser gewesen wäre, daß Catarina mich niemals erblickt hätte. Was uns für immer trennte, sah alltäglich genug aus: unsre Neigung wurde verraten, oder wir verrieten sie selbst. Eine kurze Haft für mich — nur vierundzwanzig Stunden, Manuel! — ein Befehl des erzürnten Königs, der mich nach Santarem wies, eine zweimonatliche Einschließung Catarinas in das adlige Kloster Senora de Necessidades, ein königlicher Rat, mich dem nächsten Seezuge gegen Marokko anzuschließen, wenn ich je wieder die Gunst des Herrschers erlangen wolle, dann ein strenges Gebot, mich jedes Versuchs zu enthalten, das edle Fräulein de Atayde zu sehen oder ihr eine Botschaft zu senden — dies reichte hin, uns für immer zu trennen! Als ich aus dem Hospital zurückkehrte, wo ich nach dem Seetreffen von Ceuta monatelang an jener Wunde danieder gelegen hatte, die mich ein Auge kostete, da war Catarina auf ein einsames Landgut ihrer Familie in den Bergen von Beira geschickt. Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß mich keines Königs Befehl abhalten konnte, nach ihr zu forschen und zu suchen. In heißer Sommerglut und in allerhand Verkleidungen durchstreifte ich das Gebirge, zog wochenlang neben gabenheischenden Bettelmönchen von Hof zu Hof, fand und

verlor die Spur der Einzigen und ahnte damals nicht, daß ich mehr als einmal an der rechten Stelle vorübergegangen war. Erst Jahre nachher, in Indien, habe ich bedacht, daß die Familie, vielleicht auch der König, mich überwachen ließen und daß ich mich auf jenen traurigen Wanderungen wohl Leuten anvertrauen mußte, die im Solde des Hauses Atayde standen. Enttäuscht, gebrochen, fieberkrank kam ich während der Herbstregen nach Lissabon zurück, und hier erfuhr ich, daß Catarina nach dem Willen der Ihrigen und des Königs mit dem Grafen von Palmeirim verlobt sei. Da überwältigte mich neben meinem heißen Schmerze das Gefühl meiner völligen Ohnmacht, ich sah klar, daß für mich alles vorüber sei und ich der Geliebten wenigstens den Jammer ersparen müsse, mich fernerhin auf ihrem Lebenswege zu sehen. So befahl ich sie allen Heiligen und mich meinem Geschick und schiffte mich nach Goa ein. In Indien drang jahrelang keine Kunde von der unwandelbar Geliebten zu mir — die erste brachte mir ein junger Landsmann, der frisch aus Europa kam, auf die öden Klippen von Macao — es war die Kunde von Catarinas Tode! Gott weiß es, Senhor Manuel, wie tief ich um das junge Leben getrauert habe, und daß ich mein eignes Dasein gern hingegeben hätte, um das ihre zu erhalten. Da Gottes Ratschluß sie abberufen hatte und mich leben ließ, so konnte ich nichts tun, als ihr Tränen weihen und mein armes Leben unter den Schutz der Verklärten stellen. Denn obschon ich nach der Vorschrift unsrer heiligen Kirche für sie betete, wollte es mir nie in den Sinn, daß ich die Makellose, Herrliche wo anders zu suchen hätte als unter den Seligen des Paradieses, und wenn ich an mein eignes Ende dachte, so erfüllte mich nur mit Weh-

mut, daß meine Sünden mich noch lange, lange von der Wiedervereinigung mit ihrem reinen Geiste trennen mußten! Ich habe die Nächte nicht gezählt, Manuel, die ich der Erinnerung an Catarina Atayde gelebt habe, ich muß nur wünschen, daß ihrer mehr gewesen wären, denn ich habe den Odem Gottes nie lebendiger um mich gefühlt, als wenn ich ohne Bitterkeit, ohne Groll über mein und ihr Geschick die Stunden, die ich mit ihr verbracht — die einzig seligen meines Daseins, Manuel! — still wieder durchlebte. Leider, leider kamen auch Tage und Nächte, in denen ich das empörte Herz nicht bezwang und mein Schicksal verfluchte: daß es mir versagt worden, was ich Hunderttausenden gewährt sah, daß ich mit ungestillter Sehnsucht durch ein verworrenes Leben gehen mußte, an dem meine Seele keinen Anteil nahm. Ich fürchte, Ihr und andre edle Genossen, die ich in Indien gefunden, habt oft genug unter meiner finstern Laune und meinem jäh aufwallenden Blute gelitten, Ihr wußtet nicht, was ich in mir trug und wie schwer ein Mensch sich darein schickt, sein Erdenglück als verloren zu erachten!"

„Ihr hattet Euer Talent und Euer Werk!" sagte Manuel, der bis dahin schweigend, aber teilnehmend Camoëns' Erzählung gelauscht hatte.

„Gewiß, ich hatte sie, und mit ihnen hatte mein Leben einen Zweck!" rief der Dichter. „Ich wäre ohne sie im Abgrunde des Leides versunken oder der schnöden Armut erlegen, die meine Amme war, und, weil sie mich gewiegt hatte, nie von meinem Pfade wich! Aber, Freund Manuel, eine Stunde Glück an geliebtem Herzen hätte alle Stunden aufgewogen, in denen mich die Lusiaden über mein dunkles und dürftiges Geschick erhoben! Mein

Gedicht ist beendet, und ich würde jetzt umsonst versuchen, die einzelnen Tage, an denen ich einen frohen Schauer des Gelingens spürte, wieder wachzurufen. Doch von jenen Tagen und Stunden, in denen ich Catarina geschaut, sie still verehrt habe, meiner und ihrer Liebe gewiß geworden bin, steht jeder Augenblick in meiner Erinnerung, und ich sehe die Geliebte vor mir, als hätte ich sie heute gesehen! Selbst jetzt, selbst hier ist es, als ob das milde Licht ihrer Augen Trost in meine Seele gösse! Dort im Dunkel schwebt ihre Gestalt, ich sehe sie von dem weißen und purpurnen Gewande umwallt, das sie bei unsrer letzten Begegnung im Garten des Schlosses von Cintra trug. Wenn ich morgen die geheiligte Stelle wieder betrete, wird mir Catarinas süßes Gesicht in dem ihrer Tochter wieder aufleben?"

„Stellt das dem Traumgott anheim, Luis!" sagte Barreto. „Mich dünkt, wir sollten die Ruhe suchen, die wir verdient haben. Laßt auch die alten Schmerzen, da Ihr sie nicht begraben könnt, wenigstens ruhen. In Almocegema müßt Ihr mir mehr sagen von dem, was Euer Herz erfüllt, obschon ich nun alles weiß, was Ihr gelitten habt, mein armer Freund! Habt Ihr, während wir sprachen, auf das Gesindel dort unten geachtet? Sie sind in Streit geraten und rühren ihre trunknen Zungen immer gewaltiger. Auch Bartolomeo hat ihnen umsonst Frieden geboten, versteht Ihr, warum sie hadern?"

Der Wirt kam hastigen Schrittes die Stufen zu der Erhöhung herauf und trat an den Tisch der beiden Freunde, die sich erhoben hatten. Er zeigte mit zorniger Gebärde auf die Männer, die beim Tor seiner Halle saßen und halb wie Landstreicher, halb wie Wallfahrer aussahen. Im Verlauf der letzten Stunde hatten sie

mehr als einen Schlauch geleert und während des Trinkens die Köpfe immer dichter zueinander geneigt, obschon sich keiner von den übrigen Gästen um sie zu kümmern schien. Jetzt war ihr Geflüster in ein lautes Gebrüll übergegangen, das der Kapuziner mit erhobnen Händen und zornigen Blicken umsonst zu dämpfen suchte. Otaz lenkte die Blicke seiner edeln Gäste vor allem auf einen kleinen, hagern Galizier mit eigentümlich vorstehenden Augen und schlichten schwarzen Haaren, die ihm in dichten Strähnen um die Stirn hingen.

„Da habe ich ein schönes Gesindel an Bord genommen,“ sagte er grollend, „Spitzbuben, die des Königs Galgen zieren würden und die irgend ein Schelmenstück im Schlosse vorhaben! Sie streiten sich darum, wer den König am besten belügen soll. Verstünde ich ihr Zigeunerwelsch besser, so würde ich mit meinem alten Enterhaken dazwischenfahren und das Deck fegen. Hört ihr, ihr Herren?“

„Und ich sage noch einmal, daß ich drei Teile von den zehn will!“ scholl von unten die Stimme des blassen Galiziers, indem der Sprecher die begütigende Hand des Mönches zornig von seiner Schulter schleuderte. „Drei Zehnteile, oder Ihr sollt erleben, daß die Engel in mir so stumm bleiben wie die Karpfen des heiligen Antonius! Was — weil Ihr ein Paar Sandalen zerrissen, wollt Ihr mit mir gleich teilen? Drei von zehn oder ich tue vor König Sebastian das Maul nicht auf, und Ihr könnt mit leerem Beutel heimgehen, auch Ihr, Fray Gerundio!“

„Habt Ihr's gehört, Senhores? Soll ein Untertan des allergläubigsten Königs dergleichen unter seinem eignen Dach mit anhören?“ schrie Otaz. „Die Halunken

wollen im Stall übernachten, sie sagten, weil der Herr und Heiland auch im Stroh gelegen habe, aber jetzt glaube ich, weil sie es nur bequem haben wollen, ein paar Pferde oder Maulesel zu stehlen."

„Jedenfalls wollen wir nach den unsern sehen, Bartolomeo!" versetzte Barreto und gab dem Wirt einen Wink, ihm schweigend zu folgen. Sie stiegen von der Estrade herab, gingen an den Streitenden vorüber, die übrigens bei ihrem Herannahen auf einen Augenblick verstummten. Aber sobald alle drei aus der Tür auf den Hof getreten waren, scholl ihnen wüstes Gezänk, mit frechem Gelächter untermischt, nach. Manuel ergriff Bartolomeo, welcher zurück wollte, beim Arm und sagte ruhig: „Du hast die Burschen einmal aufgenommen, vielleicht ist's zum Guten. Nimm einen oder den andern von ihnen auf die Seite und suche herauszubringen, was sich für einen guten Zug Wein von solchen Gesellen erfahren läßt. Jetzt zeige uns, wo mein Pferd und Herrn Luis' Maultier herbergen! Und sage mir eins: hast du einen Menschen im Hause oder weißt du einen in Cintra, der beim Tagesanbruch einen Weg für mich tun und danach schweigen kann, wie du selbst zu schweigen verstehst?"

„Gewiß, Herr, gewiß! Jayme Leiras, der Matrose auf unsrer Galeere war, ist zuverlässig! Was soll er für Euch tun?"

„Einen Korb Brot und was du sonst im Hause hast, vor allem auch Früchte und Wein auf die halbe Höhe des Kreuzbergs bringen. Im Hochtal der Mutter aller Gnaden weidet Joana, die Ziegenhirtin, an sie übergibt er mit einem Gruß von mir und Luis Camoëns die Lebensmittel, im übrigen sieht er nichts und spricht noch

weniger! Willst du das auf dich nehmen? Dürfen wir darauf zählen, daß geschieht, was wir wünschen?"

„Es ist so gut wie geschehen, Herr!" erwiderte Otaz. „Beim Frühmahl sollt Ihr wissen, daß Jayme Euern Willen getan hat."

„So kommt, Camoëns, und laßt uns nach den Tieren sehen!" schloß Barreto, den Ställen zuschreitend. „Wenn es jemand der Mühe wert findet, unser Tun und Lassen hier zu belauschen, so muß er wissen, warum wir unsern Wirt mit in den Hof genommen haben. Dann wollen wir unser Lager aufsuchen. Der Tag war heiß, und, wenn mich nicht alles trügt, wird auch der morgende nicht kühler für uns werden!"

Drittes Kapitel.

Als Camoëns am folgenden Morgen erwachte, sah er die Tür seines Gemachs nach der Galerie geöffnet, draußen aber an der Steinbrüstung des Ganges lehnte Barreto und schaute in Bartolomeos Gehöft hinab, aus dem allerlei Laute des Lebens heraufdrangen. Mit einem Blicke nahm der Dichter wahr, daß sein Freund, obschon er das gleiche dunkle Gewand trug, wie am Tage zuvor, heute stattlicher geschmückt erschien. Von dem breitkrämpigen Hute wallten krause schwarze Federn, vom Halse hing eine schwere goldne Kette und eine Medaille mit dem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Brust, das Schwert steckte in einem kostbaren Gürtel und an den braunledernen Reitstiefeln glänzten goldne Sporen. Camoëns

sprang rasch vom Lager empor, auf dem er nach Soldatengewohnheit halb bekleidet geruht hatte, und blickte mit verwundertem Auge auf Barreto, der ihn lächelnd grüßte. „Ist's so spät, Senhor Manuel?" fragte der Erwachte. „Ihr seid schon zu einem Ausgange gerüstet?"

„Ich komme von ihm zurück!" antwortete der Gefragte. „Wißt Ihr nicht, daß sich früh erheben muß, wer zu einer vertraulichen Unterredung mit unserm jungen Herrn gelangen will? Vor und bei Sonnenaufgang gewährt König Sebastian Audienzen, dann ist er bis zum Abend nicht sichtbar. Ich war im Schloß und drang zu ihm durch. Eure Angelegenheit ist geordnet, Ihr sollt heute am Abend feierlich empfangen werden, und der König wird die Gunst gewähren, die Euch für Euer Werk unentbehrlich dünkt. Dankt mir nicht und laßt uns lieber darauf sinnen, wie wir Euch bei Hofe aufführen. Ihr könnt den Laffen ihren Prunk lassen, aber sie dürfen auch nichts über Euch zu lachen haben."

„Ich werde es darauf ankommen lassen müssen," versetzte Camoëns, und ein Schatten des Unmuts zog über sein Gesicht. „Alle Kostbarkeiten, die ich mein nenne, seht Ihr in meiner Hand, den großen Smaragd in der Agraffe, die mein Wams zusammenhält, hat mir der Maharadscha von Dharwar für Dienste verehrt, die ich ihm mit dem Schwerte geleistet. Er muß mein einziger Schmuck bleiben! Neben Euch, mein Freund, werde ich freilich sehr unscheinbar auftreten." —

„Seid kein Tor, Camoëns!" unterbrach ihn Barreto. „Ich habe diese Kette und andern Tand in Verwahrung bei Otaz, ich bedarf seiner nur hier, in den seltenen Fällen, in denen ich einmal zu Hof komme — in Almocegema wären die Dinge unnütz. Wie gern teilte ich sie

mit Euch zur Hälfte, wüßte ich nicht, daß Euer Stolz die Annahme solcher Gabe verschmäht. Wohl aber müßt Ihr mir erlauben, daß ich Euch mit Hilfe einiger braven Bürger von Cintra ausstatte, ich stehe noch von Pantschim her in Eurer Schuld, Ihr dürft durchaus nicht trotzen, erinnert Euch nur, ich habe damals aus Eurer Beute die reichsten Gewänder und Seidenstoffe ohne ein Wort der Widerrede angenommen."

„Wie viele Male begehrt Ihr denn in Eurer Großmut, Eure Schulden zurückzuzahlen, Senhor Manuel?" rief Camoëns. „Doch Ihr habt mir heute schon einen so großen Dienst geleistet, daß der kleinere daneben kaum in Anschlag kommt — ich füge mich Euerm freundschaftlichen Willen. Jetzt aber sagt mir, da Ihr doch schon ein Stück Tag hinter Euch habt, wißt Ihr auch bereits etwas von droben?"

Statt der Antwort trat Barreto vom Steingang in Camoëns Schlafgemach und flüsterte ihm nur ein kurzes „Alles steht gut!" zu. Dann fügte er laut hinzu: „Wir haben einen langen Morgen vor uns, Freund Luis, erst um sechs Uhr will der König Euch und mich sehen."

„Wir tun vorher einen Ritt in die Berge?" fragte Camoëns, der den Blick des Freundes nach den Holzwänden, welche die einzelnen Gemächer voneinander trennten, wohl verstanden hatte.

„Ich denke nicht, Luis!" gab Barreto jetzt laut zur Antwort. „Wir müssen uns heute in Cintra halten und, bevor Ihr den König sehen könnt, einigen Herren, die um ihn sind, die schuldige Ehrerbietung erweisen. Unsre Freunde in Santa Cruz können wir an jedem andern Tage besuchen, das alte Kloster steht fest, und wir finden es immer wieder."

Camoëns, der sich inzwischen angekleidet hatte, ließ das Gespräch fallen, er begriff jetzt völlig die Meinung Barretos. Der Zufall schien auch die Vorsicht desselben rechtfertigen zu wollen. Denn in dem Augenblicke, wo die beiden Freunde aus der Tür auf den Gang traten, verließen ihre Nachbarn, die Spanier von der Gesandtschaft, ihre Gemächer und schritten der großen Außentreppe zu. Sie grüßten, als sie Barretos und Camoëns' ansichtig wurden, mit zurückhaltender Würde und trugen völlige Gleichgültigkeit zur Schau, so daß Camoëns mit halb ungläubiger Miene den ältern Freund hinter den verschwindenden Spaniern dreinmurmeln hörte: „Sie wissen alles und fangen alles auf, und wenn Ihr im Traum gesprochen habt, Luis, so ist's bei ihnen gebucht! Laßt uns einen Morgentrunk tun und danach das Freie suchen!"

Eine halbe Stunde später verließen Camoëns und Barreto den gastlichen Hof Bartolomeos. Sie schlugen den Weg durch die Hauptstraße des Fleckens nach dem Königspalaste ein, der, an die Bergwand gelehnt, in ernster Pracht auf die Häuser und Gärten von Cintra herabschaute. Die Morgensonne blitzte in den unabsehbaren Fensterreihen des Schlosses und umspielte Säulen und Simse. Camoëns richtete seine Blicke unverwandt nach dem mächtigen Bau und seinen breiten, mit hochstämmigen Laubbäumen bepflanzten Terrassen. So lange war es her, daß er auf ihnen verweilt hatte, ihm war die Jugend und der beste Teil des Lebens darüber hingegangen, dort oben aber schien alles unverändert! Manuel Barreto sah kaum flüchtig nach dem Schloß und der funkelnden Kuppel über dem Hauptportal hinauf; dafür betrachtete er sorgfältig die Eingangstüren der Häuser längs der Straße

und unterbrach nach einigen Minuten das stumme Hinbrüten seines Begleiters, indem er anhub: „Dort drüben wohnt Aranda, der Kaufherr, wie er sich nennt. Er muß Euch bis diesen Nachmittag mit allem Nötigen, vor allem mit einem reichen Gürtel und Wehrgehäng für Eure gute Klinge, auch mit einem Kragen von Brabanter Spitzen versorgen. Sowie wir ihn benachrichtigt haben, führe ich Euch durch das linke Seitentor des Palastes zu meinem alten Gönner, Portugals bestem Manne, den Portugal leider nicht lange mehr sein nennen wird.“

„Ihr meint den Marschall des Christusordens, den erlauchten Antonio Pacheco,“ entgegnete Camoëns ohne Zögern. „Er hat noch die glorreichen Tage Albuquerques gesehen und muß fast neunzig Jahre alt sein. Ich habe mich längst gesehnt, seines Anblicks gewürdigt zu werden, und merke nun wohl, daß ich immer tiefer in Eure Schuld geraten soll, Manuel!“

Barreto kam zu keiner Erwiderung, denn die morgenstille Straße ward mit einem Male in einer Weise belebt, welche die beiden Männer zwang, aufzumerken. Sie mußten einem Reitertrupp ausweichen, der auf dem Wege von Pena Verda daherkam und dicht vor Arandas stattlichem Hause in den Weg nach San Pedro einlenkte. Ein lärmender, gaffender Haufe von Bettlern, braunen Buben und einzelnen neugierig zuschauenden Bürgern umgab die Reiter, von denen etwa zehn bis zwölf mit dunkeln Gesichtern, buntschimmernden Trachten und mit krummen Schwertern sofort als Mauren zu erkennen waren. In der Mitte der fremden Krieger ritten zwei Neger mit auffallend häßlichen, wulstigen Gesichtern in frauenhaft lange, weiße Gewänder gehüllt, an der Spitze des Trupps aber ein portugiesischer Alguazil und zwei seiner

bewaffneten Diener. Der Staub, den die Vorläufer des Zuges und die dichtgedrängten Rosse aufwirbelten, verhüllte nur einen Augenblick lang die Gestalten, Dom Manuel tauschte mit Camoëns einen bedeutsamen Blick und die kurz hingeworfenen Worte: „Die Leibwache Emir Mulei Mohammeds, des Marokkaners!“ setzten letztern unliebsam ins klare. Der Dichter bemeisterte seine Bewegung so weit, daß nur die größere Blässe seines Gesichts und ein unmutiges Zucken seiner Lippen dem nebenstehenden Freunde verrieten, was er beim Anblick der maurischen Reiter dachte. Senhor Manuel, der sehr ernst nach dem Alguazil hingeblickt hatte, lächelte still in sich hinein, als er den ganzen Trupp und einen guten Teil seines zerlumpten Gefolges ohne Zögern die Straße nach San Pedro einschlagen sah. Die Verfolger waren offenbar ohne alle Spur ihres flüchtigen Wildes, das konnte wenigstens für den Augenblick zur Beruhigung dienen. Sobald sie sich durch die lärmende Menge hindurchgedrängt und die freie Straße wieder gewonnen hatten, sagte Camoëns mit jenem Ungestüm, das von Zeit zu Zeit aus seiner Natur hervorbrach:

„Es ist im Grunde unrecht, daß wir an andres denken, als an die Rettung des Mädchens. Ihr seht, Freund Manuel, daß Gefahr im Verzuge ist, und selbst das Schicksal meines Gedichtes will mir unwichtig erscheinen, wenn ich an das Menschenleben denke, das sich unserm Schutze vertraut hat.“

„Ihr vergeßt nur, Freund, daß es allein möglich ist, die Maurin zu retten, wenn wir an andres wenigstens zu denken scheinen,“ entgegnete der Edelmann. „Ich verliere die Arme nicht einen Augenblick aus dem Sinne und habe bereits hundert Pläne ersonnen und wieder

verworfen, wie wir sie ungesehen nach Almocegema geleiten könnten. Der Himmel wird uns wohl noch erleuchten, für jetzt ist Esmah in guter Sicherheit bei der kleinen Joana; wir aber haben um so mehr Grund, uns Dom Antonio Pacheco vorzustellen."

Camoëns verstand die letzten Worte des Freundes nicht ganz, er bemühte sich indes, die halb unruhige, halb zornige Besorgnis zu beschwichtigen, die sich seiner bemächtigt hatte. Er folgte Barreto in das Haus des Kaufmanns, wo ein kurzer Austausch von Worten genügte. Aranda versprach, bis zum Spätnachmittag alles herbeizuschaffen, was Senhor Manuel für seinen Freund verlangte. Und nun schritten beide schweigsam den allmählich ansteigenden Pfad empor, Camoëns erwachte aus seinem Nachsinnen immer nur dann, wenn sein Begleiter einen Gruß mit Begegnenden wechselte, die vom Schlosse herabkamen. Erst als sie die untere Gartenterrasse erreicht hatten und nun nicht die große Freitreppe des Palastes, sondern eine weit nach rechts gelegne Seitentreppe betraten, richtete er eine Frage an Barreto, worauf dieser antwortete:

„Dom Antonio bewohnt das kleine Schloß, das ehedem dem Oheim König Johanns gehörte. Der Alte liebt die Stille, und wenn ihn nicht seine Pflicht zuweilen in den Palast führt, vermeidet er ihn beinahe so sorglich wie ich."

Nach einigen Minuten Steigens gelangten beide zu dem mit mächtigen Kastanien bewachsenen Bergvorsprunge, auf dem sich, von den Riesenbäumen fast versteckt, das viertürmige kleine Schloß erhob. Die Trabanten, die den Eingang und die Vorhalle hüteten, schienen Senhor Manuel zu kennen, sie grüßten unterwürfig und richteten

keine Frage an die Eingetretenen, als diese durch den hochgewölbten Gang zur Linken den Weg nach der Wohnung des greisen Ordensmarschalls einschlugen. Ein hohes, weites Zimmer, dessen Türen nach dem Gang weit geöffnet waren und in dem sich ein einziger Diener mit dem Abstäuben von Waffenstücken zu schaffen machte, die zum Schmucke der Wand dienten, bildete das Vorgemach. Der Diener, eine kleine Gestalt mit braunem, gerunzeltem Gesichte, trat auf der Stelle den Ankommenden entgegen — Camoëns sah, daß er gewohnt war, den Zugang zu seinem Herrn sorglich zu hüten. Manuel Barreto begrüßte ihn wie einen alten Bekannten, indem er ihn sogleich ansprach: „Guten Morgen, Gines! Hat Dom Antonio die Messe schon gehört und fühlt er sich heute kräftig genug, die zu empfangen, die ihm gern ihre Verehrung bezeigten? Ich bitte um die Erlaubnis, ihm einen Freund, Senhor Luis Camoëns, zuzuführen, einen tapfern Ritter, der in Indien gefochten hat und vor kurzem nach Lissabon heimgekehrt ist.“

Gines blickte wohlgefällig auf Camoëns und vor allem auf das Tuch, welches die Augenhöhle des Dichters verhüllte. „Der Marschall hat heute die erste Frühmesse gehört, und ich denke, daß er sich freuen wird, Euch, Senhor Manuel, und Euern Freund bei sich zu sehen.“

Er verschwand in das Nebenzimmer, öffnete schon einige Augenblicke später wieder die Tür und lud die Freunde zum Eintritt bei dem greisen Pacheco ein. Barreto ergriff Camoëns, der ehrfurchtsvoll zögerte, bei der Hand und trat mit ihm, während sich beide verneigten, dem hohen Lehnstuhl gegenüber, von dem sich Dom Antonio, eine gewaltige, trotz seiner neunundachtzig Jahre wenig gebeugte Gestalt, erhob, sobald er seiner

Besucher ansichtig ward. Aus dem faltenreichen, aber braunen und kräftigen, von einem weißen Vollbart umrahmten Gesichte des alten Helden richteten sich ein paar schwarze Augen auf Camoëns. Antonio Pacheco trug die dunkle Ordenstracht, die goldne Kette des Christusordens über dem Gewande, an seinem Gürtel hing neben dem Rosenkranze eine kurze, kostbare Waffe orientalischen Ursprunges.

„Ihr seid willkommen!“ sagte der Alte. „Doch Ihr erlaubt, daß ich meinen Sitz wieder einnehme. Die Last meiner Jahre ist für die Füße allmählich zu schwer geworden.“

Während sich der Marschall auf seinem Sitz wieder zurechtrückte, nahm Barreto das Wort: „Dom Antonio — ich habe den König unsern Herrn gebeten, Senhor Luis Camoëns gnädig zu empfangen. Mein Freund hat an meiner Seite bei El Amram und Dharwar gefochten, hat Portugal zu Land und zur See mit Ehren gedient. Doch nicht um das Lob seiner Tapferkeit zu vermehren, will ich ihn vor den König stellen, sondern weil er Portugals Ruhm durch sein Wort heben und mehren wird. Er hat ein großes Heldengedicht, das Werk eines ganzen Lebens, zum Preis der Taten vollendet, an denen auch Ihr, Dom Antonio, in Eurer Jugend wie in Euern Mannestagen reichen Anteil genommen habt. In der unsterblichen Fahrt des Vasco da Gama zur Küste Indiens faßt er all unsern alten und neuen Ruhm zusammen. So viel ich von dem Werke kenne, so weit darf ich es rühmen, und Portugal wird nicht ferner nach einem Virgil seufzen, wenn es Camoëns recht erkennt!“

Camoëns hatte das Haupt gesenkt; ein reines Glücksgefühl zu dieser Stunde und vor diesem Manne

ein Lob zu empfangen, das ganz aus Barretos Herzen kam, ließ ihn verstummen. Erst als er die Blicke des alten Helden teilnehmend auf sich ruhen sah, sagte er schlicht:

„Ich kam hierher, um Euch zu verehren, erlauchter Herr, und wähnte nicht, daß von meinem Werke die Rede sein würde. Ich darf nur sagen, daß ich hoffe, es sei der Taten und der Helden nicht völlig unwert, deren Gedächtnis es der Nachwelt überliefern soll. Ihr seid der letzte, Dom Antonio, der das Große gelebt hat, was ich nur nachträumen durfte, von Euch werde ich vernehmen können, wo ein Hauch des echten Geistes mein Gedicht belebt."

Der alte Pacheco nickte kaum merklich, aber sein Gesicht erschien in diesem Augenblicke jünger, frischer. „Ich stehe, wie Ihr seht, zu jeder Stunde auf der Schwelle der Ewigkeit, ich darf kaum hoffen, noch das Hervortreten Euers Werkes zu erleben. Fügt es der Himmel, daß mir noch einige Monate gegönnt sind, so will ich mich von Herzen daran erfreuen, daß ein Nachklang großer, guter Zeiten durch Euch auf die Lebenden und die Künftigen kommen soll. Der Nachklang käme zu rechter Stunde und täte uns wahrlich not. Ich habe mich seit vielen Jahren darein gefunden, daß es bei mir Abend geworden ist, aber ich hätte gern mein Land und mein Volk im Schimmer des vollen Tages hinter mir gelassen. Nun muß ich fürchten, daß es Nacht werden wird, eine Nacht, hinter der kein Tag kommt. Gott kann alles fügen, doch so weit meine alten Augen sehen, hat er nie ein Volk wieder erhoben, das sich einmal selbst fallen ließ. Mahnt sie auf, Senhor Luis, mahnt alle, den König an der Spitze, ihrer wahren Pflichten nicht zu vergessen und Portugals Heil zu bedenken!"

Die dunkeln Augen des alten Kriegers blickten zu Boden und waren von schweren Stirnfalten überschattet, im Klang seiner Stimme kämpfte der verhaltene Groll mit der gewohnten ruhigen Würde. Barreto sah bedeutsam auf Camoëns, der Dichter mußte des gestrigen Zwiespalts mit dem Freunde beim Herabreiten von der Höhe von Santa Cruz gedenken. Doch verneigte er sich jetzt nur vor Pacheco und entgegnete bescheiden: „Wollet bedenken, Dom Antonio, daß ich als Dichter dem Könige nichts zu sagen vermöchte, was er nicht tausendmal besser von Euch vernähme!“

„Ihr versteht mich falsch!“ rief der Greis nachdrücklich. „Solange Antonio Pacheco noch lebt und atmet, wird kein Schritt geschehen, der den König und das Land ins Verderben stürzen müßte. Man wird sich noch einmal besinnen, wo Portugals wahre Stärke liegt, man wird wissen, daß unsre schlimmsten Feinde im Escorial sitzen, man wird von dem großen Heereszuge nach Afrika, in den uns die Spanier hineintreiben möchten, wohl träumen, ihn aber nicht ausführen. Doch Ihr seht, daß ich mich jeden Tag bereit halten muß, vor Gottes Thron zu treten. Und ich fürchte, daß nach mir keines einzelnen Stimme den König vor seinen schlimmen Ratgebern und seinen eignen Träumen warnen wird. Die Stimme ganz Portugals vermag es allein, und seid Ihr unser Dichter, Luis Camoëns, so erhebt diese Stimme!“

„Herr,“ antwortete Camoëns, „ich danke es nur der Freundschaft Senhor Manuels, daß der König mich vor sich lassen will, ich werde es ihm zu danken haben, wenn ich der Majestät mein armes Werk zueignen darf. Wie könnte ich hoffen, daß meine Stimme so mächtig an das Ohr unsers Herrn schlüge, als Ihr fordert?“

„Erhebt sie aus der Tiefe Eurer Liebe zu unserm Lande und befehlt den Erfolg Gott!“ sagte der alte Held feierlich. „Ihr vermögt vielleicht mehr, als Ihr hofft, denn in unsers jungen Königs Brust lebt trotz allem ein Gefühl dafür, was ein wahrer König seinem Volke schuldig sei. Nicht Eure Stimme soll Dom Sebastian aus Euerm Gedichte vernehmen, sondern die Stimmen Vasco da Gamas und Albuquerques.“

„Vergeßt die Eure nicht, Dom Antonio!“ mahnte Barreto ehrfurchtsvoll. „Mein Freund weiß Euch Dank, daß Ihr seine Zuversicht gehoben habt. Laßt Euch Camoëns befohlen sein und kommt uns mit einem Worte zu Hilfe, wenn der König wider Erwarten zögern sollte, zu nehmen, was unser Dichter ihm bietet.“

Der Marschall wandte sein Gesicht Senhor Manuel zu, in seinem Blicke lag eine feste Verheißung. Aber er blieb stumm und schien zu erwarten, daß seine Besucher sich verabschieden würden. Seine Blicke irrten zerstreut nach dem Fenster, seine Hand blätterte schon wieder in dem großen Folianten, den Reisen Marco Polos, in denen er gelesen hatte. Aber nach einiger Zeit, als er Barreto noch warten sah, fragte er: „Bringt Ihr noch etwas von draußen in meine Einsamkeit? Gibt es etwas, wobei Ihr meinen Beistand begehrt?“

„Vielleicht, Dom Antonio!“ entgegnete der Edelmann. „Kennt Ihr einen Priester, der ein christliches Werk tun — eine junge Heidin taufen kann, ohne dafür Gefahr zu laufen, weil er in Euerm Schutz ist?“

Das Haupt des Greises war im Augenblicke zuvor so tief auf den Tisch, zu dessen Seite er saß, gesenkt gewesen, daß Camoëns gefürchtet hatte, er werde vor ihren Blicken einschlummern. Jetzt blitzte ein Strahl in seinem Auge

auf, er erhob sich mit allen Zeichen, daß er wach und rüstig sei, und entgegnete ruhig: „Bevor ich Euch darauf antworte, Barreto, müßte ich wissen, warum die Taufe, von der Ihr sprecht, nicht von jedem christlichen Priester vollzogen werden kann. Wer läuft Gefahr, wenn er dem Himmel eine Seele zuführt?"

Kurz und gedrängt berichtete Senhor Manuel, was ihm und Camoëns gestern auf dem Berge von Santa Cruz begegnet sei, wie sie die flüchtige Maurin vorläufig geborgen und sich leider noch auf dem Wege zum Schlosse herauf überzeugt hätten, daß die Verfolgung des Mädchens schon begonnen habe. Der Marschall preßte den zahnlosen Mund fester zusammen, Camoëns hatte den Eindruck, daß der Greis Laute des Zornes und Schmerzes während der Erzählung Barretos unterdrücken wollte. Als Barreto geendet hatte, sah Dom Antonio von den Freunden hinweg und durch das einzige große Fenster des Gemachs auf die Laubwand hinaus, die sich wie ein mächtiger grüner Schirm erhob. Er sann offenbar über andres nach, als über die Antwort, die er Manuel Barreto zu geben hatte.

„Ihr bringt mir schwer zum Bewußtsein, daß die Wolken sich tiefer und tiefer auf unser Land senken," hub er endlich an. Der König weiß natürlich nicht, was in seinem Namen geschieht, aber das ändert wenig am Unheil dieser Tage. Was gedächtet Ihr zu tun, wenn jenes Mädchen, das Ihr Esmah nennt, die heilige Taufe empfangen hätte?"

„Ich würde ihr eine Zufluchtsstätte in meinem Hause eröffnen. Sie kann unter die Obhut meiner alten Base Donna Uracca treten, die ein warmes Herz für das Unglück hat," versetzte der Gutsherr von Almocegema. „Doch nur

die Christin könnte ich mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen Auslieferungsforderungen verteidigen."

„Ich werde Euch übermorgen in der Frühe den Priester senden, dessen Ihr bedürft," schloß der Marschall die Unterredung. „Haltet Euch selbst oder einen sichern Führer am Aufgang zu dem Hochtal bereit, in dem sich die Arme verbirgt, und verständigt Euch bis dahin mit ihr. Jetzt lebt wohl, Manuel, und auch Ihr, Luis Camoëns. Fügt es der Himmel, daß wir uns nicht wiedersehen, so danke ich euch diese Stunde, die mir bürgt, daß auch in dieser Zeit noch einige portugiesische Herzen so schlagen, wie alle schlagen müßten. Gott nehme euch in seinen heiligen Schutz und behüte eure Wege!

Barreto und Camoëns schieden mit Ehrfurcht von dem alten Krieger. Sie nahmen beim ersten Schritt nach der Tür wahr, daß Gines schon in dem Gemache selbst bereit stand, ihnen diese zu öffnen. Indem sie, von ihm geleitet, das Vorzimmer betraten, sagte der Diener: „Ihr verzeiht, daß ich hereinkam, während mein Herr noch zu euch sprach. Aber Meister Pedro, der Arzt, hat befohlen, daß Dom Antonio niemand länger als eine halbe Stunde bei sich sehen soll, und ich vermag so wenig für meinen Gebieter zu tun, daß ich von dem wenigen nichts versäumen will."

„Du tust recht, Gines! Wenn du zufällig gehört hast, was zwischen Dom Antonio und uns gesprochen ward, so weißt du auch, daß kein Laut davon über die Mauern dieses Gemaches hinausklingen darf."

„Ich höre nur, was mir mein Herr befiehlt und was ihn angeht," versetzte Gines, und seine Augen schauten fast wehmütig aus den Falten des verwetterten Gesichtes hervor. „Ruft Gott den teuern Mann hinweg, den er uns

noch lange gönnen wolle, so ist mir mein Platz im Kloster der Schweiger zu Atalaia schon bereit. Euer Diener, Senhor Manuel, und der Eure, Herr — Gott behüte eure Wege."

Camoëns lächelte leicht, als Gines sie genau in der Weise seines Gebieters verabschiedete; Barreto war zu düster gestimmt, um darauf zu achten. Beide Freunde verließen das kleine Schloß, stiegen die Treppe zur untern Terrasse hinab und betraten alsbald wieder den Weg nach dem Flecken Cintra. Im Hinabsteigen kehrte der ältere Freund seine schmerzlich bewegten Züge dem Dichter zu und sagte leise, aber nachdrücklich:

„Ihr habt gehört, Luis, was der verehrungswürdigste Mann Portugals von der Zukunft fürchtet, die diesem Lande droht. Ihr wißt jetzt mindestens, daß ich mit meiner Sorge nicht allein stehe. Der greise Held ist gewohnt, stumm zu dulden; so fällt ein Wort von ihm schwerer ins Gewicht, als die endlosen Klagen von uns andern. Denkt an den Alten, Camoëns, wenn Euch dort drüben" — er deutete auf den hinter ihnen liegenden großen Palast — „andre Klänge ans Ohr dringen oder sich gar in Eure Seele schmeicheln wollen."

„Ich danke Euch für die Stunde bei Antonio Pacheco!" entgegnete der Dichter mit herzlichem Ton. „Sie hat mich nur in dem Entschlusse bestärkt, Eurer Führung zu vertrauen, solange Ihr mir diese Führung gönnen wollt. Da Ihr die Sorge um unsre Schutzbefohlene so rasch von meiner Brust gewälzt habt, so werde ich leichtern Mutes vor den König treten und erwarten, was der Himmel und das Geschick meiner schwachen Kraft gönnen wollen."

„Hütet Euch wenigstens, vor dem König die christ-

lichen Heiligen und die heidnischen Götter zugleich anzurufen!" schloß Senhor Manuel in besserer Laune als zuvor, während beide Freunde dem gastlichen Hause, das Bartolomeo Otaz sein Schiff hieß, mit raschen Schritten wieder zueilten.

Viertes Kapitel.

Der Abend desselben Tages sah in den beiden großen Sälen des Königsschlosses von Cintra, die im untern Geschoß lagen und sich nach der breiten Westterrasse öffneten, eine glänzende Versammlung. Ein frischer Hauch vom Meere herüber, der die prachtvollen indischen Teppiche, die als Türschmuck dienten, leise bewegte und die Kerzen der goldnen Wandleuchter unruhig flackern ließ, strömte durch die offnen Türen herein. Die Lichter waren sämtlich angezündet, obschon über den Laubkronen der Terrasse der Himmel noch hell genug erglänzte, und die Sonne wie ein mächtiger Feuerball zwischen den Netzen purpurner Wolken hing. Die meisten der in den Sälen Versammelten drängten sich an den Türen zur Terrasse zusammen, um das prächtige Schauspiel des Sonnenunterganges zu genießen, blickten aber dabei häufig nach der großen, geschlossenen Pforte des zweiten Saales zurück, durch welche der König eintreten mußte, wenn er, wie heute abend, im größern Hofkreise erschien. Mitten im lebhaften Austausch ihrer Begrüßungen und Gespräche behielten Herren und Damen die Stelle wohl im Auge, die sie beim Nahen des Königs einzunehmen dachten. So kam es, daß Barreto und Camoëns, die still und mit mehreren

andern zugleich in den vordern Saal eintraten, nur von wenigen der schon Anwesenden wahrgenommen wurden. Der Haushofmeister des Palastes, der alle Ankommenden empfing, ward durch ein paar Worte Senhor Manuels unterrichtet, wer der unbekannte Begleiter des Edelmannes sei, und führte Camoëns seitwärts zu einer kleinen Gruppe von Männern, die, gleich ihm, zum ersten Male vor dem jungen König erscheinen sollten. Barreto schritt indes tiefer in den Saal, um einige der Hofleute zu begrüßen, von denen einer und der andre dann auch freundlich zu dem Dichter trat. Schon wenige Minuten später klirrten draußen vor dem zweiten Saale die Partisanen der Palastwache, der Ruf des wachthabenden Hauptmanns verkündete, daß der König komme. Ein Rauschen ging durch beide Säle — die Türen nach der Terrasse hin und die Nischen der geöffneten Fenster wurden augenblicklich leer, eine Doppelreihe von Damen und Herrn säumte den Weg, den der König von der Eintrittstür bis zu den Sesseln nehmen mußte, die unter einem sammtnen Baldachin für ihn und diejenigen aufgestellt waren, die er in seine unmittelbare Nähe ziehen würde. Barreto war sofort neben seinen Freund getreten, so daß der König beide zugleich wahrnehmen konnte. Wenige Minuten später erschien Dom Sebastian auf der Schwelle des Hauptsaales — Camoëns ward seines jungen Herrschers zum ersten Male ansichtig.

Die mittelgroße Gestalt des Königs fiel durch ungewöhnliche Kraft des Auftretens und jeder Bewegung auf. Das Haupt war von dichtgelocktem blonden Haar bedeckt, ans dem schmalen, weißen Gesicht leuchteten blaue Augen hervor, die dem Gesicht gleichwohl keinen milden Ausdruck verliehen, denn eine schwärmerische, weltvergessene Glut

brannte in ihnen. Der König sah gleichsam über sich hinaus, sein Blick verweilte auf den Dingen vor ihm immer nur kurz und flüchtig. In seinem Gefolge erschienen einige Hofherren, sein Beichtvater in der Ordenstracht der Gesellschaft Jesu und zwei andre Geistliche, welche eine ganze Gruppe von Priestern begrüßten, die in der Nähe des ersten Fensters versammelt stand. König Sebastian, der höchstens fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte mit Ausnahme seines vierzehnjährigen Pagen, des jüngsten Sohnes des Herzogs von Braganza, und seines Kaplans nur ältere Männer um sich; Barreto nannte flüsternd die Namen einiger. Ehe er jedoch damit zu Ende kam, stand der junge Fürst vor der Gruppe, der sich Camoëns und Barreto angeschlossen hatten, und sagte laut und über den ganzen Saal hinweg vernehmlich: „Willkommen an meinem Hofe, Manuel Barreto! Du nahst dich selten, aber bringst, wenn du kommst, Gutes! Du hast mir verheißen, mir einen Dichter zuzuführen, welcher, nachdem er sein Blut für Portugals Ehre und Herrschaft vergossen, sein ganzes Leben für den ewigen Ruhm unsers Landes eingesetzt hat?"

Barreto legte seine Hand leicht auf die Schulter des Freundes: „Hier, erhabner Herr, ist Luis Camoëns, der es seit Jahren als Belohnung seines Lebens und seiner Lieder ersehnt hat, Eurer Majestät sein großes Gedicht zu Füßen legen zu dürfen!"

Camoëns ließ sich auf ein Knie nieder und sah zu dem König empor, dessen Auge fester und länger auf ihn geheftet blieb, als es Dom Sebastians Gewohnheit war. Der Dichter bot dem Könige in beiden Händen den Band mit der Handschrift seines Gedichts. Graf Vimioso, der Großkämmerer, der neben dem König stand, war schon

im Begriff, auf den ersten Wink desselben das Buch in Empfang zu nehmen. Sebastian verhinderte indes die Überreichung, indem er Camoëns aufzustehen befahl, und sagte:

„Ich heiße auch dich an meinem Hofe willkommen, Luis Camoëns, und verleihe dir das Recht, jederzeit an demselben zu erscheinen! Dein Gedicht nehme ich mit Dank entgegen, aber ich will den ersten Laut davon aus deinem eignen Munde hören, und zwar noch diesen Abend. Ich hoffe, daß dein Werk dem Rufe entspricht, der ihm vorangeht, und daß deine Muse die des Glaubens ist!"

Camoëns gab ohne Zögern zur Antwort: „Meine Muse ist die Vergangenheit Portugals, Herr! Eure Majestät weiß, daß in ihr kein Blatt ist, auf dem nicht Taten zur Erhöhung des Kreuzes verzeichnet stehen. Mir hätte es so wenig geziemt, etwas hinzuzufügen, als hinwegzunehmen, ich wollte und durfte nur der Herold der Wahrheit sein, die Ruhm genug ist."

„Du sprichst, wie es dir als Dichter wohl ziemt!" schloß der König die Unterredung. „Wenn ich dein Gedicht kenne, will ich auch von deiner Teilnahme an den kriegerischen Zügen in Indien erfahren. Du kommst eben zur rechten Zeit heim, das Feuer neu anzufachen, das ehedem in jeder portugiesischen Brust geglüht hat und wieder glühen soll."

Dom Sebastian schritt, begleitet von denen, die mit ihm in den Saal eingetreten waren, jetzt durch die Reihe der Kavaliere und Damen, und richtete an eine Anzahl derselben kurze Worte. Seine Unterredung mit Camoëns, die laute Betonung seiner Gunst und des Wunsches, noch heute einen Teil des Gedichtes zu vernehmen, hatte die

Blicke der ganzen Versammlung auf den seither Unbekannten neben Senhor Manuel Barreto gelenkt. Der Dichter sah sich von vielen begrüßt, an deren Türen er in den letzten Monaten und Wochen vergeblich gepocht hatte, er hörte, wie in den Gesprächen, die den Saal durchschwirrten, überall sein Name genannt ward. Sein Herz schlug höher und mit dem Ausdrucke stummen Dankes wandte er sich zu Barreto, der ihm in dem Gedränge der Begrüßenden und Beglückwünschenden treulich zur Seite blieb. Ein Lächeln gutmütigen Spottes über die plötzliche Teilnahme an dem Dichter und seinem noch unbekannten Werke, das auf Barretos Zügen sichtbar ward, nahm Camoëns in dem Glückgefühl dieser Stunde um so weniger wahr, als der ältere Freund ihn trotz dieses Lächelns mit großer Sorgfalt durch die Gesellschaft hindurch leitete.

Während der König langsam seinen Umgang durch beide Säle hielt, Barreto und Camoëns in dem dichten Kreise standen, der sich jetzt von neuem um sie bildete, hatten sich kleine Gruppen der Anwesenden nach den Fenstern zurückgezogen und beobachteten von dort aus das bunte Getümmel. Zu einem ältern Manne in geistlichem Gewande, der in der Nische des letzten Fensters lehnte und kein Auge von Senhor Manuel und seinem Freunde verwandte, trat mit leisen, selbst auf dem Marmorboden des Saales kaum erklingenden Schritten Pater Tellez Almeida, der Kaplan des Königs — ein junger, höchstens vierundzwanzigjähriger Priester, in dessen hagerm, blassem Antlitz Nachtwachen und unablässige Andachtsübungen schon tiefe Furchen gezogen hatten. Er neigte sich nicht tief, aber sichtlich mit Demut vor dem ältern Geistlichen, der ihm mit flüchtigem Wink bedeutete, sich nicht beim Gruße aufzuhalten und näher, ganz nahe zu

ihm heranzutreten. Über der Adlernase des alten Priesters, des Priors von Belem, funkelten ein paar schwarze Augen, die noch einmal auf Camoëns gerichtet und dann Pater Tellez rasch zugewandt wurden:

„Wer hat dem König Luis Camoëns zu solcher Aufnahme empfohlen? Manuel Barreto hätte das nicht vermocht" —

„Dom Antonio Pacheco, der Ordensmarschall!" versetzte der junge Kaplan. „Er war diesen Nachmittag eine Viertelstunde bei dem König, man hörte ihn eindringlich sprechen."

„Was wißt Ihr von Camoëns, Bruder Tellez? Ist die Gunst, die unser Herr dem Dichter zuwendet, ein ungefährliches Spiel, kann er die Auszeichnung verdienen, die man ihm so freigebig voraufgewährt hat?"

„Laßt uns das hoffen, Herr!" antwortete der junge Priester. „Zu Goa hat sich Camoëns nicht an die Unsern gehalten, und wenn er auch nicht in dem Verdachte ketzerischer Meinungen stand, so war er doch nach Dichterart lau gegen die heilige Kirche, und mehr bekümmert um sein Gedicht als um sein Seelenheil. Ihr seht selbst in wie bedenklichen Händen er hier ist."

„Ich sehe es, aber das ist die Frage nicht!" sagte der Prior von Belem in dem leisen und doch scharf und bestimmt klingenden Tone, den er zuerst angeschlagen hatte. „Auch ein weltliches Gedicht kann geistliches Werkzeug werden, wenn ihm der rechte Geist an oder auch von der rechten Stelle eingehaucht ist! Sucht zu erkunden, ob der Dichter vielleicht unsrer bedarf, und kümmert Euch ein wenig um sein gegenwärtiges Leben! Über das Vergangne will ich in Erfahrung bringen, was uns nützen kann. Und seid ganz Ohr, wenn er alsdann zu lesen

anhebt, falls der König seines Vorsatzes in einer Stunde noch eingedenk ist."

„Ich habe ein Gelübde getan, beim Lesen weltlicher Bücher und beim Klange weltlicher Musik meinen Rosenkranz zu beten."

„Ich dispensiere Euch für heute davon, Bruder Tellez," antwortete der Prior. „Ihr sollt hören, was Luis Camoëns uns bringen wird. Ich weiß doch, daß Ihr seinerzeit in Coimbra im Virgil und Theokrit gut Bescheid wußtet, sucht Eure alten Künste hervor."

Trotz der kleinen Schmeichelei, die in den letzten Worten lag, sprach der Prior von Belem kalt und kurz, mit schlecht verhohlener Geringschätzung der Gelübde des jungen Priesters, zu Tellez Almeida. Dieser neigte nur das Haupt, zum Zeichen, daß er gehorchen wolle, und verstand den Wink aus den funkelnden schwarzen Augen, daß die Unterredung zu Ende sei, recht wohl. Aber er entfernte sich nicht, so daß der Prior endlich hinwarf: „Habt Ihr mir noch etwas zu sagen, Bruder Tellez?"

„Gewiß, hochwürdigster Herr!" entgegnete der Kaplan, und jetzt blitzte in seinen Augen ein Strahl auf, den der Prior mit Überraschung sah. „Ich wagte schon vor Wochen auf die Gefahr hinzudeuten, in welcher der König steht. Er betet noch alle Morgen, daß Gott ihn keusch erhalten und ihm Siege im Kampfe für den Glauben schenken wolle. Aber ich fürchte, er betet nur noch mit den Lippen, nicht mit dem Herzen. König Sebastian sieht Donna Catarina Palmeirim jeden Tag, und in seinen Augen flammt die Sünde. Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, hat schon die Ehe gebrochen, spricht der Herr!"

„Donna Catarina ist nicht vermählt!" sagte der Prior von Belem trocken. „Was wollt Ihr mit Euern Worten sagen?"

„Daß Gefahr im Verzuge ist, daß die Tochter des Grafen von Palmeirim vom Hofe hinweg muß, da es doch noch Monate anstehen kann, bis der König den Feldzug gegen Marokko antritt. Daß Ihr und des Königs Beichtvater nicht länger zögern dürft, unserm jungen Herrn ins Gewissen zu reden."

„Ihr seid unerfahrner, als sich in Euerm Amt geziemt. Sobald der König Pater Rafael, seinem Beichtvater, sträfliche Gedanken vertraut, wird es dieser an Mahnungen nicht fehlen lassen und mit der Gnade des Höchsten den jungen König vor einem Fehltritte bewahren. Wenn uns jetzt gelänge, die junge Dame, von der Ihr sprecht, vom Hofe zu entfernen, so würden wir vielleicht eben damit den König in ihre Arme treiben. Wißt Ihr nicht, daß man die Könige dieser Welt zum Schlimmen anstachelt, wenn man ihnen etwas unerreichbar macht, worauf sie ihren Wunsch oder Willen gerichtet haben? Dom Sebastian muß sich selbst finden, Eure und unsre Kraft kann ihn nicht behüten — womit ich nicht gesagt haben will, daß Ihr nicht auch ferner die Augen offen halten sollt."

Bruder Tellez Almeida kämpfte mit sich, ob er schweigend hinweggehen oder noch mehr sagen solle. Der Prior von Belem hatte sich abgekehrt und sah aus dem Fenster über die Terrasse hinweg, bis der Kaplan unmittelbar neben ihn trat und ihm zuflüsterte:

„Ihr müßt mir verzeihen, Herr — ich kann Eure Ruhe nicht teilen. Bedenkt, welch ein Beispiel König Sebastian der Welt bis heute gibt — ein König, ein Krieger, der kindliche Reinheit bewahrt und die Sünde irdischer Liebe als die schwerste aller Sünden erkennt! Er entsagt der Ehe, die sein Volk von ihm hofft und stürmisch

begehrt, nur um der himmlischen Krone sicher zu sein! Und nun gefährdet ihn die Versuchung, die schwerste, mit welcher der Mensch Tag und Nacht streitet, und Ihr wollt ihm jede Unterstützung in solchem Kampfe versagen?"

„Tut, was Eure Pflicht ist, nicht mehr noch minder," antwortete der Prior mit strafender Schärfe im Tone. „Ihr stellt zu wenig Gott anheim. Wenn er es geschehen lassen will, daß der König strauchelt, so wird er ihn auch wieder aufrichten. Im Gefühl seiner Makellosigkeit könnte sich der junge König vielleicht überheben und die Leitung mißachten, die ihm gewährt ist — im Bewußtsein einer Sünde würde er demütig und dankbar sein. Ich sage nicht, daß es so kommen müsse, teile Eure Besorgnisse für den König nicht und will Euch nur zu Gemüte führen, daß einem Priester ein wenig Vertrauen auf die Vorsehung wohl ansteht!"

Der Ausdruck der Bestürzung auf dem Gesichte des jungen Kaplans unterschied sich seltsam von dem Ausdrucke heiterer Ruhe in den Zügen des Priors. Tellez Almeida beugte sich auf die lässig gefalteten Hände des hohen Geistlichen herab, küßte diese und stammelte:

„Herr, wenn Ihr denn keinen Wert darauf legt, daß der König keusch und makellos bleibt, so gedenkt, daß Ihr ein Portugiese seid wie ich, wie wir alle! Laßt Dom Sebastian eine christliche und fürstliche Ehe schließen und helft seinem ruhmwürdigen Stamme die Krone dieses Landes für fernere Zeiten sichern. Bedenkt die Zukunft, Herr!"

„Ich sehe mit Erstaunen, Bruder Tellez, wie sehr Ihr von weltlicher Sorge bewegt werdet. Der König ist unser wie Euer Herr, will er sich vermählen — wer kann ihn hindern? Aber uns Söhnen der Kirche ziemt es nicht, ihn

zur Ehe zu drängen, wie Ihr wohl wißt. Eure Furcht um die Zukunft des Landes teile ich nicht. König Sebastian ist ein treuer Sohn der Kirche. Wenn es jedoch Gott gefiele, ihn ohne Nachkommen abzurufen, fiele sein weltliches Erbe an Spanien, und ich hoffe, daß Ihr König Philipp für so gläubig und so getreu haltet wie unsern jungen Herrn! Jetzt geht in die Nähe des Königs zurück und achtet auf Luis Camoëns!"

Tellez Almeida gehorchte augenblicklich und ohne noch ein Wort zu verlieren, er wendete sich aus der Fensternische gegen die Mitte des Saales hin, wo Barreto und Camoëns noch immer von Begrüßenden und Glückwünschenden umdrängt waren. Niemand in dem glänzendem Kreise hatte auf die verdüsterte Miene des jungen Kaplans acht, nur der Prior von Belem blickte ihm nach, jetzt wieder mit dem ruhigen Ernst, den er im allgemeinen zur Schau trug. Auch Bruder Tellez fand die Selbstbeherrschung des Priesters rasch wieder; er zuckte nur unmerklich, als sich die Flügeltüren des Hauptsaales am untern Ende öffneten und gleichzeitig am oberen Ende der König aus dem Nebensaal, in dem er verweilt hatte, rasch wieder eintrat. Die Aufmerksamkeit der Versammlung teilte sich augenblicklich zwischen den am untern Saalende erscheinenden Damen und zwischen König Sebastian, der mit ungestümer Bewegung den Eingetretenen entgegeneilen wollte, aber offenbar infolge einiger Worte, die ihm Graf Vimioso zuflüsterte, seinen Schritt mäßigte und zuletzt in der Mitte des Saales stehen blieb. Da man ehrerbietig vor ihm und der kleinen Gruppe seiner Begleiter zurückwich, so entstand auf der Stelle ein leerer Halbkreis, der sich erweiterte, um auch den Damen, die von den Gemächern der Königin-Witwe her kamen, Raum zu geben.

Es waren zwei ältere Frauen in dunkler Kleidung und zwei jüngere in leuchtend prächtigen Gewändern, die zugleich in den Halbkreis traten und den König ehrfurchtsvoll begrüßten. Aber wie Dom Sebastians funkelndes Auge nur eine derselben wahrnahm, so richteten sich auch die Blicke aller nur auf die schlanke Mädchengestalt in einem Obergewand aus Silberstoff, das über ein Unterkleid von purpurnem Sammet herabfiel. Die dunkeln Haarwellen des schönen Mädchens waren von einem Diadem gehalten, aus dessen goldnen Blättern große Rubinen als Blüten herausleuchteten. Niemand in diesem Kreise, am wenigsten Dom Sebastian, sah jedoch auf Gewand und Juwelen der schönen Catarina Palmeirim. Die edle Schönheit ihrer Züge war von jugendlichem Liebreiz überhaucht, der einen Widerschein in dem Gesichte des jungen Königs zu erwecken schien. Dom Sebastians düster ernster Ausdruck verlor sich schon, als er des Mädchens ansichtig ward, und wandelte sich jetzt in einen Schimmer von Heiterkeit, der keinem der Anwesenden entging. In dem Zusammendrängen der glänzenden Versammlung, dem bewundernden, vielbedeutsamen Stimmengeschwirr, das sich erhob, war sogar ein halb erstickter Aufschrei nicht gehört worden, der mitten im Gedränge erklang, und da alle Blicke nach dem König und der ihm gegenüberstehenden Dame gekehrt waren, hatte niemand auf das Gesicht und das weitgeöffnete Auge des Dichters acht, der mitten im Gewühl der Hofherren verschwand und dessen Hand sich krampfhaft um den Arm Manuel Barretos klammerte. Camoëns hatte in dem Augenblicke, wo die Damen und unter ihnen Catarina Palmeirim eintraten, mit einem der alten indischen Befehlshaber, denen ihn Barreto vorgestellt hatte, wenige Worte gewechselt, und war erst durch das Rauschen und

Flüstern der Umstehenden veranlaßt worden, sich nach dem Könige hinzuwenden. Sein Blick fiel zugleich auf das froh erhellte Gesicht des jungen Fürsten und auf die schönen Züge des Mädchens — dem Aufschrei, den er mit plötzlichem Besinnen, wo er sei, zurückzudrängen suchte, folgte ein langes, atemloses Hinstarren nach der holden Erscheinung. Ohne es zu wissen, hatte sich Camoëns in die vordere Reihe des dichten Halbkreises gedrängt und Barreto mit sich gezogen. Der letztere war zum Glück der einzige, der in dieser Minute den Freund ansah, er allein verstand auch, was in dessen Seele vorging, hatte das Gefühl, daß Camoëns sein übervolles Herz erleichtern müsse, und flüsterte ihm zu: „Sie gleicht ihrer Mutter wundersam, ist es nicht so, Freund?"

„Gleicht? — Sie ist es selbst — so wahr Gott lebt!" entgegnete der Dichter in leisem Tone, durch den seine glückselige Erregung hindurchzitterte. Sein Auge hing dabei fort und fort an den Zügen der jungen Gräfin, mit welcher jetzt der König sprach, und haftete auf der Bewegung ihrer Lippen, als ob er an dieser den Klang ihrer Stimme erraten könne. Barreto unterdrückte ein heiteres Lächeln über die Verzückung des Freundes nicht; da diese aber nicht enden wollte und Senhor Manuel mit einem Male bemerkte, daß Tellez Almeida, der Kaplan des Königs, in Camoëns' Nähe stand und sehr aufmerksam den Blicken des Dichters folgte, so mahnte er ihn durch ein paar rasche Worte, sich zu besinnen: „Hütet Euch wohl, Luis! Wenn es Euch glücklich macht, in der Tochter die Mutter wieder zu erkennen, so bergt dies Glück vor fremden Augen. Tretet mit mir zurück und gönnt dem Schwarme nicht den Anblick Eurer Tränen!"

„Ihr habt recht, Freund!" sagte Camoëns, wie aus

einem Traume auffahrend und das tränenfeuchte Auge mit der Hand deckend. „Führt mich, wohin Euch gut dünkt! Die holde Erscheinung wird ja nicht in einem Augenblicke wieder verschwinden.“

Während er so leise und doch für diesen Kreis immer noch zu laut zu Barreto sprach, leitete ihn dieser aus dem dichten Gedränge an eines der offenstehenden Fenster, deren tiefe Nischen jetzt völlig leer waren. Camoëns blickte noch einmal zurück, er konnte von hier aus nur den König wahrnehmen, Haupt und Gestalt der schönen Catarina Palmeirim war durch die Gruppe verdeckt, in der er eben selbst gestanden hatte. Hoch aufatmend beugte er sich hinaus — unter den Bäumen der großen Terrasse herrschte jetzt völliges Dunkel, ein würziger Hauch strömte von den blühenden Orangen dicht vor den Fenstern zu ihm heran.

Camoëns blieb einige Minuten stumm, dann sprach er mehr zu sich als zu dem Freunde: „Wenn dies kein Traum ist, so waren es die zwanzig Jahre, die ich fern von der Heimat verbrachte! Dort stehen die Bäume, unter denen ich Catarina Atayde so oft begegnete, hier betäubt der gleiche Duft mein Hirn, den ich an ihrer Seite geatmet, dadrinnen steht sie selbst, schön wie einst, und ich frage mich, ob in Wahrheit Jahre und Meere, Schlachten und Leiden zwischen gestern und heute liegen?“

Manuel schwieg, obschon er die leidenschaftlichen Worte des Freundes nicht ohne Besorgnis vernahm. Der Dichter aber stand einige Augenblicke in Sinnen verloren, dann setzte er leise hinzu: „Und es ist auch nur ein böser Traum, daß mehr als zwei Jahrzehnte verflossen sind, ich fühle Mut und Jugend, ich sehe mein Leben, das so eng und kurz geworden schien, sich wieder in blaue Fernen

ausdehnen! O mein Freund, welche Wunder können sich in einer Stunde Raum zusammendrängen!"

„Ich gönne Euch wahrlich diese gesegnete Stunde!" entgegnete Barreto, seine Hand auf die Schulter des Verzückten legend. „Doch vergeßt nicht ganz, daß es die Tochter ist, die Ihr eben geschaut habt, nicht Eure Unvergeßliche selbst! Und sucht Euch zu fassen, denn wenn ich nicht völlig irre, kommt dort Graf Vimioso, um Euch zum König zu rufen. Ihr habt es selbst gewünscht, daß man Euer Werk in diesem Kreise zuerst hören möchte, jetzt zwingt die Hörer durch Eure Haltung, daß sie auch fühlen und erkennen, was Ihr ihnen gebt!"

Camoëns verstand so viel von der Mahnung des Freundes, daß er sich umkehrte und dem näher kommenden Hofherrn ruhig entgegensah. Einen verwunderten Blick, welchen der Graf auf Camoëns' leere Hände warf, deutete Barreto richtig, er nahm von einem nebenstehenden Sessel die Handschrift der Lusiaden auf, die der Freund in seiner Erregung achtlos dorthin geworfen hatte. Der Dichter errötete ein wenig und nahm sein Gedicht aus Manuels Hand wieder entgegen, Graf Vimioso trat mit einer Verbeugung heran und sagte: „Senhor Luis Camoëns, der König, unser Herr, will Euch die Ehre erweisen, einen Teil Eures Werkes anzuhören. Man wird Euch einen Sitz dem des Königs gegenüber bereitstellen, Ihr werdet Euch niederlassen, sobald Euch der König das Zeichen dazu gibt. Wenn Ihr den Gesang, oder wie Ihr es sonst nennt, beendet habt, so erhebt Ihr Euch, neigt Euch vor dem König und erwartet, ob es Seiner Majestät gefallen wird, weiteres von Euch zu vernehmen."

Der kühl höfliche, geschäftsmäßige Ton Vimiosos rief Camoëns ganz in die Wirklichkeit zurück. Er erwiderte

würdevoll: „Ich danke Euch, Herr Graf! Doch weiß ich, was ich der Ehrfurcht vor dem König und was ich mir selbst schuldig bin!“ und wandte sich dann zu Barreto: „Ihr werdet mir nahe bleiben, Senhor Manuel? Ich lese dem König zuerst die Abenteuer der Lusitanenflotte in Mozambique, die Ihr in andrer Fassung von mir schon zu Goa vernommen habt.“

„Ich werde sie mit Freuden wieder hören,“ versetzte Barreto und kehrte, dem Grafen Vimioso folgend, mit Camoëns zugleich in den glänzenden Kreis zurück, den sie vor kurzem verlassen hatten. Dom Sebastian saß jetzt unter dem Baldachin, ihm zur Rechten hatte sich eine Gruppe von Damen niedergelassen, unter denen Camoëns sofort Catarina Palmeirim herausfand. Zur Linken des Königs schlossen sich dichtgedrängt die anwesenden Edelleute zusammen — aller Blicke ruhten wieder auf Camoëns, als dieser neben einen dem Sitze des Königs gegenüber gestellten Sessel trat und der Anrede des jungen Herrschers wartete. Der König ward durch die plötzlich eintretende Stille aufmerksam gemacht, er brach sein Gespräch mit dem Prior von Belem ab und wandte sich zu dem harrenden Dichter: „Laß dich nieder, Camoëns, und erfreue uns und alle die Unsrigen, die von den ruhmreichen Taten ihrer Ahnen zu hören verlangen, mit einem Teile deines großen Werkes, von dem ich hoffe, daß seine Vollendung einst unsrer Regierung zum ewigen Ruhme gereichen soll!“

Camoëns segnete in diesem Augenblick in Gedanken den greisen Antonio Pacheco, der dem König eine so hohe Meinung von dem Werte seines Gedichtes eingeflößt hatte. Stolze Genugtuung über die Ehren dieser Stunde erfüllte sein Herz, er gehorchte ruhig der Weisung des

Königs, schlug seine Handschrift auseinander und sagte: „Erhabner Herr, möge mein Werk reich erfüllen, was Eure Gnade sich von demselben verheißt! Ich beginne ohne Zagen, es sind die edelsten Töchter und Söhne Portugals, zu denen meine Muse spricht."

Barreto hatte wahrgenommen, daß Camoëns' letzter Aufblick von seiner Handschrift der schönen Catarina Palmeirim galt, die in der ersten Reihe der Damen saß und erwartungsvoll ihr Haupt dem Dichter zuwandte. Einen Augenblick später begann Camoëns zu lesen, die Flotte des Vasco da Gama glitt auf den prächtig wogenden Oktaven seines Gesanges den Inseln an Afrikas Ostküste entgegen. Nur wenige Minuten senkte sich Camoëns' Auge auf die Blätter, die er in seiner Hand erhielt, dann erhob er sein Haupt und sprach in freiem Erguß. Die Bilder und Verse seines Gedichtes lebten in seiner Seele neu auf, und die sichtliche Spannung, die beifälligen Blicke, mit welchen die glänzende Versammlung seinem Vortrag lauschte, beschwingten seinen Ton und liehen seinen Zügen einen Ausdruck feierlicher und stolzer Ruhe. In seiner Seele wogten jetzt die großen Erinnerungen, die sein Gedicht erfüllten, und die eignen Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit traumhaft ineinander; mit dem Strande von Melinde, an welchem Gamas Heldenschar gastliche Aufnahme findet, tauchten dem Dichter die Monde empor, wo er selbst an diesem Strande gelagert, sehnsüchtig über das Meer geblickt und einen Tag wie diesen herbeigesehnt hatte. So oft er jetzt in dem Kreise um sich sah und sein Blick auf das leise vorgeneigte Haupt der jungen Gräfin Catarina fiel, beseligte ihn die Gewißheit, daß die Stunde ihm mehr bringe, als er im Traume jemals gefordert und gehofft hatte. Immer

deutlicher fühlte er, daß er die Teilnahme der Hörer gewinne; selbst König Sebastians unruhige, in die Ferne blickende Augen hefteten sich, von den Bildern gefesselt, welche Camoëns' Dichtung heraufbeschwor, fester auf den Dichter. Daß der Prior von Belem gleichglütig hinter dem Sessel des Königs stand und mit kalter, gelangweilter Miene auf die Lauschenden sah, nahm vielleicht nur Manuel Barreto wahr. Seine Freundschaft für den Dichter unterschied selbst in den entzückten Gesichtern der Versammelten scharf den wirklichen Anteil, den sie nahmen, und die höfische Gewohnheit, zu bewundern, was der König bewunderte. Doch waren so viele Mienen freudig erhellt, die stolzen, schönen Züge der jüngern Edelleute so lebendig bewegt, in den Augen älterer Frauen blitzte mehr als einmal, wenn auf Camoëns' Lippen verschollene Namen wieder auflebten, ein Strahl liebender Erinnerung auf, die jüngern letzten sich so unbefangen an dem Wohllaute der Verse, daß Barreto es doch nicht bereuen konnte, dem Dichter die Pforte dieses Saales erschlossen zu haben. Mit Rührung erinnerte auch er sich, in wie andern Umgebungen er vor Jahren in Macao und Goa die ersten Gesänge der Lusiaden vernommen hatte, und erquickte sich an der Vollkommenheit, die Camoëns inzwischen seinem Werke gegeben. Als der Vortragende schloß, ging unwillkürlich ein Flüstern des Beifalls durch den glänzenden Kreis, und dann erst wandten sich die Blicke zu König Sebastian, welcher sich von seinem Sitze erhoben hatte und mit einer jugendlichen Aufwallung, die selten genug bei ihm war, Camoëns zu sich heranwinkte: „Komm zu mir, Luis Camoëns! Du bist in Wahrheit der Dichter meines Landes und Volkes, so laß mich für Portugal danken! Unsre Taten, vergangne und — gefällt

es Gott — künftige, werden in deinem Werke leben! Ich heiße dich noch einmal im Vaterlande und an meinem Hofe willkommen."

Bei diesen Worten schloß der König den Dichter in seine Arme, diesmal ward das Gemurmel im Kreise der Versammelten beinahe zu einem Getöse, lauter, beifälliger Zuruf erscholl von allen Seiten, und der Prior von Belem bemerkte mit Mißfallen, daß selbst Tellez Almeida, der kein Wort der Vorlesung verloren hatte, unter den Beifallrufenden war. Die freudige Erregung machte erst dann einem neuen erwartenden Schweigen Platz, als Dom Sebastian, an Catarina Palmeirim herantretend, zu der jungen Edeldame sagte: „Ich darf Senhor Luis nicht befehlen, uns noch einen Teil seines Werkes hören zu lassen. Aber einer Bitte, die von schönen Lippen kommt, widersteht kein ritterlicher Dichter, wollt Ihr Euch nicht um uns alle das Verdienst erwerben, die Bitte auszusprechen?"

Die schöne Gräfin erglühte, aus ihren dunkeln Augen fiel ein Blick auf den König, von dem selbst der scharf dreinschauende Kaplan nicht erriet, ob er einen Dank für die hohe Auszeichnung oder einen stummen Vorwurf bedeute. Doch faßte sie sich sogleich, wandte ihr Gesicht halb zu Camoëns und rief: „Da Eure Majestät ihren Wunsch geäußert hat, bedarf es für Senhor Luis Camoëns meiner schwachen Bitte nicht. Soll ich sie jedoch tun, so bitte ich ihn, uns einen Gesang seines Werkes vorzutragen, an dem wir Frauen noch besondern Anteil nehmen können!"

„Also die lieblichste und anmutreichste Episode deines Gedichtes, Senhor Luis," setzte der König hinzu, während sich Camoëns vor dem schönen Mädchen ehrfurchtsvoll verneigte. Catarina lächelte ihm dankend zu und sagte

leiser als vorher: „Nicht als ob wir Frauen mindern Anteil am Ruhme unsrer Väter nähmen! Aber Eure Dichtung enthält gewiß auch Seiten, auf denen Stürme und Kämpfe schweigen!“

„Gewiß', Herrin,“ entgegnete Camoëns. „Ihr wißt freilich noch nicht, und ich wünschte, Ihr erführt es nie anders, als aus der Dichtung, daß die brennendsten Wunden nicht in Schlachten geschlagen werden!“

Während Camoëns sich mit hoher Genugtuung anschickte, der Aufforderung Dom Sebastians und Catarinas zu folgen, entschlüpften Manuel Barreto die Worte: „Sie brauen alle an dem Tranke, der ihn taumeln machen wird!“ Da der halblaute Ausruf für seinen nächsten Nachbar völlig unverständlich blieb und von den übrigen keiner auf ihn achtete, so gewann der wackere Edelmann Zeit, sich wieder zu fassen und sein Mißbehagen unter der ruhig teilnehmenden Miene zu verbergen, die hier von den meisten zur Schau getragen ward. Camoëns hatte inzwischen seinen Sitz dem Könige und der jungen Gräfin Catarina gegenüber wieder eingenommen und begann, nachdem Dom Sebastian das Zeichen zum allgemeinen Schweigen gegeben, einen der Gesänge seines großen Gedichtes zu lesen, in welchen er die Schicksale jener holden Iñes de Castro feierte und beklagte, die zum Opfer ihrer Leidenschaft für den Prinzen Pedro ward. Eine eigentümliche Bewegung ging durch die Versammlung, sobald der Name Iñes von Camoëns' Lippen fiel, alles lauschte mit sichtlicher Spannung, und es war gut für den Dichter, daß er, vom Gegenstande hingerissen, weder die Blicke wahrnahm, die von einzelnen in dem großen Kreise getauscht wurden, noch die Veränderung in den Zügen König Sebastians. Der junge Herrscher hatte eben noch huldvoll dem Dichter

zugelächelt, jetzt erhielt sein Gesicht die trübsinnige Starrheit zurück, die ihm sonst eigen war, die Augen blickten wieder weit über Camoëns und den dichtgedrängten Kreis hinaus, gleichsam durch die Wände des Saales hindurch. Tellez Almeida, der Kaplan, faltete, von den andern ungesehen, die Hände: erkannte er doch den Ausdruck, den er auf dem Gesichte des Königs am liebsten sah und in letzter Zeit, vor allem am heutigen Abend, allzuoft vermißt hatte. Camoëns sprach sich immer tiefer in die Empfindung hinein, die seinen Gesang erfüllte, die feiner fühlenden Hörer konnten leicht ermessen, daß eine eigne schmerzliche Erinnerung die Strophen durchhauchte, welche von den Lippen des Dichters klangen. Den sichtlichsten Anteil an dem Vortrage nahm offenbar Catarina Palmeirim. Das schöne Mädchen saß regungslos, die großen schwarzen Augensterne erglänzten in feuchtem Schimmer. Camoëns vergaß darüber, daß er sich zunächst an den König zu wenden habe. Die Hofgesellschaft nahm seine Bewegung wahr, hatte aber auch längst bemerkt, daß der König nicht mehr wie vorhin aufmersam und ergriffen sei, und verharrte daher, als Camoëns wiederum endete, in Schweigen. Doch hielt das Schweigen nicht lange an. Denn der König, aus seinem Hinbrüten erwachend, und sich sammelnd, gab das Zeichen zum lauten, rauschenden Beifall und rief dem Dichter zu: „Ich danke dir, Camoëns, danke dir auch hierfür, obschon einer meiner Ahnen in der traurigen Geschichte der schönen Inês eine wenig rühmliche Rolle spielt und die Rache, die Dom Pedro nach seiner Thronbesteigung genommen, eines Königs kaum würdig war. Sage selbst, ob dein Gesang nicht anders lauten und jubelnd ausklingen würde, wenn Pedro der Infant schon Pedro der König gewesen wäre?"

Dom Sebastians Ansprache war von allen gehört worden, und auch die Antwort des Dichters: „Gewiß ist es, wie mein königlicher Herr sagt, aber es frommt dem Dichter so wenig wie dem Menschen überhaupt, die Ratschlüsse Gottes umzudeuten!“ klang vernehmlich genug, obwohl sie mit zitternder Stimme gegeben ward. In dem Augenblicke, wo der König zu ihm sprach, hatte sich Camoëns erinnert, was am Abend zuvor Bartolomeo Otaz, sein und Barretos Wirt, über die Bewunderung des Königs für die Tochter des Grafen Palmeirim gesprochen hatte; er hatte die dunkle Glut wohl bemerkt, die durch die Worte des Königs und die Blicke vieler Umstehenden auf dem Gesichte der jungen Gräfin hervorgerufen wurde. Seine Antwort verriet nichts von dem Weh, das sich mit einem Male in das Glücksgefühl dieser Stunde mischte, eher hätte seine Haltung auffallen können. Catarina Palmeirim hatte sich dem Dichter einen Schritt genähert, sie durfte erwarten, daß er zu ihr treten und auch ihren Dank entgegennehmen würde. Aber Camoëns blieb an die Stelle gebannt, an der er von Dom Sebastian angeredet worden war, obschon sich der König inzwischen hinweggewandt und ein Gespräch mit dem Grafen Vimioso und dem Prior von Belem begonnen hatte.

Da entschloß sich das schöne Mädchen, welches den Schatten auf seinem Gesichte wohl wahrnahm, sich ganz zu ihm zu wenden und ihm mehr als ein zeremonielles Wort zu gönnen: „Ich spreche für alle meine Schwestern, wenn ich Euch danke, daß Ihr das Gedächtnis der edelsten und unglücklichsten Frau unsers Landes in Euerm Gedichte rein und verklärt fortleben laßt. Ich höre von der verwitweten Herzogin von Braganza, daß ich Euch nicht so

fremd bin, Senhor Luis, als ich glauben mußte. Ihr habt meine Mutter gekannt?"

Camoëns' Auge richtete sich fest und hell auf das schöne Gesicht, das zu ihm emporblickte. „Gewiß, Herrin," versetzte er bewegt, „ich habe die Verehrungswürdige gekannt. Ihr gleicht der Unvergessenen in jedem Zug und jedem Klang Eurer Stimme so, daß mir seit einer Stunde zu Sinne ist, als wäre mir Catarina Atayde auferstanden."

„Man hat mir oft gesagt, daß mir die Mutter, die ich früh verloren, ihr Gesicht vererbt habe; wollte Gott, daß auch ihre Tugenden die meinen würden! Ihr werdet sicher öfter an den Hof des Königs kommen, Ihr müßt mir viel von der Teuern erzählen, wenn Ihr mich erst länger und besser kennt."

„Was braucht es der Zeit, und was könnte ich je Besseres von Euch wissen, Gräfin Catarina, als daß Ihr die wahrhaftigen Züge Eurer Mutter tragt wie ihren teuern Namen!" entgegnete Camoëns. „Ihr ahnt nicht, was Ihr von mir fordert, edles Fräulein, wenn Ihr von vergangnen Tagen zu hören begehrt. Seid indes gewiß, daß Eure Mutter unter den Heiligen des Himmels ist und jetzt auf Euch und mich herabblickt und sich unsrer Begegnung freut!"

Es war ein Klang in den Worten des Mannes, der Catarina Palmeirim ergriff und dem sie gern weiter gelauscht hätte. Doch empfand sie, daß hier weder Ort noch Stunde sei, um mit Camoëns länger zu sprechen; das Antlitz des Königs drückte Befremden über ihr Gespräch mit dem Dichter aus, die alte Herzogin von Braganza gab ihr aus den Reihen der Damen ein Zeichen, das von ihr nicht unbeachtet bleiben durfte. Sie sann einen

Augenblick nach und sagte: „Ich kann hier nicht länger verweilen. Bittet Euern Freund, Senhor Manuel Barreto, Euch der Herzogin vorzustellen, die Eure Dichtung höchlich bewundert hat, und wartet der großen Dame morgen oder in den nächsten Tagen auf. Bei ihr dürft Ihr mir von meiner Mutter erzählen, soviel Euch und mich verlangt."

Sie hatte diesmal so leise gesprochen, daß selbst Tellez Almeida, welcher in nächster Nähe stand, mit der Absicht, sich kein Wort des Mädchens verloren gehen zu lassen, nichts als den Namen der Herzogin hörte. Als Camoëns sich dankend und zustimmend verneigte, nahm Catarina bereits ihren Sitz neben der alten Dame, deren Obhut sie anvertraut war, wieder ein und schien eilig von ihrer Unterredung mit dem Dichter zu berichten, wenigstens wandten sich ihre Blicke fortgesetzt nach diesem zurück, bis plötzlich der König aufs neue zu den Damen trat und die Herzogin einer langen Unterredung würdigte, die ihm Gelegenheit genug gab, seine Augen an der anmutigen Befangenheit der schönen Catarina zu weiden.

Camoëns war im Begriff, sich aus dem glänzenden Gedränge um den König herauszuwinden, um wieder an Barretos Seite zu kommen, als ihn der Kaplan des Königs ansprach: „Erlaubt, Senhor Luis, daß ich Euch meinen Glückwunsch zu Euern seltenen Gaben und Euerm großen Werke ausspreche. Ich hoffe, Ihr wißt es selbst, daß Eure Lusiaden ein Geschenk Gottes sind, ein Geschenk, mit dem Euch auch die höchste Verantwortung auf die Seele gelegt ward. Tragt Sorge, daß jeder Laut und Hauch in Eurer Dichtung nur Edles in den Herzen Eurer Hörer erwecke."

„Und zweifelt Ihr daran, ehrwürdiger Bruder?"

entgegnete Camoëns ruhig. „Gibt es Edleres und Erhebenderes als die ruhmreichen Taten erlauchter Vorfahren, welche unter Gottes Schutz das, was unmöglich schien, verwirklicht und dies kleine Land zu einem Weltreich umgewandelt haben?"

„Ich sage nichts gegen den Hauptinhalt Euers Werkes, soviel ich davon zu erkennen vermag," flüsterte der junge Priester und legte vertraulich seine Hand in Camoëns' Arm, um ihn zu einer stilleren Ecke des Saales zu geleiten. „Ihr hört, wie es um uns her von Eurer Schöpfung widerhallt, alle Sinne sind von dem heldenhaften Schwung ergriffen, der Eure Dichtung hebt. Aber Ihr seht und hört auch, wie der König aus Eurer Schilderung irdischer Leidenschaft keineswegs klar die Mahnung vernahm, daß ein Gesalbter des Herrn die irdische Liebe vor allen Sünden fliehen müsse!"

Eine Flut widerstreitender Gefühle durchschwellte bei dieser Ansprache die Seele des Dichters. Der Kaplan lenkte seinen Blick wieder auf Dom Sebastian, welcher so dicht vor Catarina Palmeirim stand, daß ihr Atem sein Gesicht umwehen mußte, und, während er mit der Herzogin von Braganza sprach, fortgesetzt seine Augen in die Catarinas senkte. Zu jeder andern Zeit würde Camoëns aufwallend die mönchische Strenge des jungen Priesters zurückgewiesen haben, jetzt beschlich ihn der Wunsch, daß König Sebestian die Anschauung seines Kaplans wenigstens dies eine Mal noch teilen möge. Mühsam brachte er den Gemeinplatz hervor: „Ihr wißt, Ehrwürdiger, daß die Dichtung nicht zu allen Stunden und auf alle Herzen gleich wirken kann!" und nie war ihm Barretos freundschaftlicher Beistand willkommener gewesen als in diesem Augenblicke. Senhor Manuel hatte sofort bemerkt, daß

Camoëns von dem Kaplan beiseite geführt wurde, und war einfach der Abneigung gefolgt, die er gegen die geistlichen Umgebungen seines König hegte, indem er rasch an das ungleiche Paar hinanschritt.

„Kommt mit mir, Freund Luis!“ sagte er schon von weitem. „Hier im Saale sind noch manche edle Herren, die Euch gern ihre Teilnahme an Euerm Werke aussprächen. Ihr habt erreicht, daß aller Herzen höher schlagen und alle Erinnerungen an unsre alte Ruhmesstraße nach Indien lebendig wurden.“

„Senhor Luis vergißt hoffentlich nicht, in seinem Gedichte daran zu mahnen, daß wir ein wenig zu hastig nach Osten gedrungen sind und daß weite Länder der Heiden, die dem Kreuz gewonnen werden müssen, noch dicht vor den Seepforten Portugals liegen!“ versetzte Fray Tellez mit scharfem Tone, zog sich aber mit einem leichten Gruß an Camoëns zurück, ehe Manuel Barreto die erzürnte Antwort zu geben vermochte, welche sein Gesicht verhieß. So klang es, wenigstens lauter als in diesem Palast üblich war, hinter dem Kaplan drein: „Diese Gesellen möchten jedermann in ihre Pläne verstricken, der Beste ist ihnen nicht zu gut, der Schlechteste nicht schlecht genug — hütet Euch vor ihnen, Luis, von heute ab seid Ihr ein Stein in ihrem Spiel. Der König wird sich bald entfernen, und wir kehren dann an unsern Bord zurück, wie Otaz sagt. Jetzt laßt Euch noch die Brüder Evora zuführen, alte Inder gleich uns; sie waren mit uns auf der Ormusflotte und erinnern sich Euer wohl. Euern Zweck hier habt Ihr ganz erreicht, Euer Name ist auf aller Lippen, Euerm Werke sieht jeder, der zu lesen vermag, erwartend entgegen, und so hoffe ich denn, wir verziehen nicht zu lange in

Cintra und brechen in den nächsten Tagen nach Almocegema auf."

„Sobald wir Esmah geborgen haben," entgegnete Camoëns, den die Stimme Barretos aus dem wirren Traume der letzten Stunde gleichsam erweckte.

„Ihr habt recht, das ist unsre andre Sorge, beinahe größer als die um Euer Gedicht, die uns Dom Antonio, der Marschall, so freundlich lösen half," nickte Barreto. „Lauscht einen Augenblick auf die Stimmen umher, Ihr hört, welchen gewaltigen Eindruck Eure Gesänge hinterlassen haben. Sie sprechen noch immer davon und sind freudig erregt; das ist mehr, als am Hofe, und zumal an diesem Hofe, billigerweise erwartet werden konnte."

Camoëns drückte in überwallendem Dankgefühle dem Freunde die Hand und gedachte eben Barreto von seinem Gespräche mit Catarina Palmeirim zu berichten, als ein seltsames, in diesen Räumen ganz unerklärliches Geräusch aus dem Nebensaale ihn und Barreto und hundert andre in der Gesellschaft aufschauen ließ. Ein Bußlied, in kläglichem, heulendem Tone von rauhen und rohen Kehlen angestimmt, erscholl in unmittelbarer Nähe. Die Klänge schlossen jeden Gedanken aus, daß der König sie zur Unterhaltung seiner Gäste angeordnet habe. Kaum eine Minute später überschritt eine seltsame Prozession die Schwelle des großen Hauptsaales, stieß rücksichtslos die Hellebardiere der königlichen Leibwache zurück, die den Wallern den Eintritt wehren wollten, und teilte den schimmernden Kreis bis zum Sitze des Königs. Dom Sebastian war mit einer Miene des Unwillens aufgesprungen, aber vor seinem blitzenden Auge erhob sich die Hand des Priors von Belem und mahnte ihn, dem eintönigen Gesange zu

lauschen. Dieser ging mit einem Male aus dem Bußlied in ein altes Kreuz- und Streitlied wider die Mauren aus den Tagen des Cid über und erweckte rasch genug den Anteil des Königs. Die Singenden standen zu dichter Gruppe geschlossen, Camoëns und Barreto erkannten an ihrer Spitze sofort den Barfüßer aus Otaz' Herberge, den zanklustigen Galizier vom Abend zuvor und seine Gesellen, ja sie nahmen schließlich in der Gefolgschaft der Wackern ein paar der Seeleute wahr, welche Barreto auf dem Kreuzberge angebettelt hatten. Die kecken, verwetterten und weinfrohen Gesichter schauten wunderlich aus den frisch übergestülpten Kapuzen hervor, einer der Burschen lachte Barreto breit an und sagte: „Alles nach Gelegenheit, Herr, in so frommem Palaste gilt ander Lied als auf der Landstraße, und gegen die Mohren fechten wollen wir ja doch!" Er erhielt und erwartete keine Antwort und drängte sich hinter seinen Gesellen dichter an den König heran. Den Grafen Vimioso, welcher schützend vor Dom Sebastian trat, schob der Prior von Belem eigenhändig so zur Seite, wie er ihn vom Altar hinweggeschoben haben würde, die plumpen Gestalten in groben, schmutzigen Kutten standen zwischen den Edelleuten in seidenen, goldgestickten Gewändern und vertrieben die Damen von ihren Sitzen. Nur die Priester in der Hofgesellschaft schienen ihnen Ehrfurcht einzuflößen, ihnen allein gelang es auch, einen kleinen Raum vor dem Könige freizuhalten. So wie der rauhe, schlachtendurstige Gesang endete, streckte der Galizier, der sich von dem scheinbar abwehrenden Barfüßer gewaltsam losriß, seinen hagern braunen Arm aus der Kutte hervor und ließ ihn schwer auf die Schulter Dom Sebastians niederfallen. Der König stand wie gebannt und schaute fragend den Prior von Belem an, der schmutzige Bursche

aber, der hier als Prophet galt, schrie mit kreischendem Tone, in schlechtem Portugiesisch, jedoch bis in die letzte Ecke vernehmbar: „Ich höre die Stimmen der Engel, allergläubigster König, sie treiben uns her zu dir — niemand kann ihnen widerstehen!“ Der Schaum stand ihm dabei vor dem Munde, die grünlichen Augen rollten, das häßliche Gesicht des Galiziers richtete sich zur Decke des Saales empor. „Die Engel befehlen mir, deiner Hoheit den Sieg zu künden, wenn du nicht durch längeres Zögern die Huld der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen verscherzen willst, die jetzt mit dir sind. Dieser Fuß soll die Mohren von Marokko zertreten, dieser Leib soll mit dem Schwerte des Triumphes gegürtet werden, dies gesalbte Haupt soll alle Kronen Afrikas bis zur Wüste empfangen! Zeuch aus, König, zaudere und zage nicht! Wisse, daß die Engel um dein Banner rauschen. Überhöre ihre Stimme im Munde der Armen nicht, denen sie die Pforten deines Palastes aufgetan haben.“

Während diese wilden Worte dem König ins Ohr geschmettert wurden, blickten seine Augen weiter als je zuvor in die Ferne, man sah deutlich, daß sich andre Bilder in ihnen spiegelten als die teppichgeschmückten Wände des Saales und die bunten Gruppen, die starr gebannt saßen und standen. Erst als der galizische Prophet mit seinem Munde dem Gesichte des Fürsten zu nahe kam, machte Sebastian unwillkürlich eine Gebärde des Ekels, wandte sich aber dann zum Prior von Belem und sprach langsam und vernehmlich:

„Sorge dafür, Dom Joao, daß diese Heiligen reich beschenkt werden, und laß ihnen in ihrer Sprache wissen, daß Sebastian von Portugal keine Mahnung des Himmels verachtet, wer auch ihr Träger sei! Ihr Herren, die ihr

mit Raten und Rüsten nie enden zu können meint, euch gilt dies Zeichen mehr als euerm Könige!"

Indem er so sprach und den Grafen Vimioso und andre Männer seiner Umgebung mit den Augen suchte, fiel sein Blick auch auf Camoëns, der, sprachlos und befangen wie alle Anwesenden, den Vorgang mit angesehen hatte. „Auch an dich ergeht die Mahnung, Dichter!" rief der König. „Laß dein Gedicht von dem Geiste durchhauchen, dessen Wehen du eben verspürt hast. Portugals und unser aller Zukunft liegt in Afrika!"

Camoëns schwieg ehrfurchtsvoll; eine Antwort blieb ihm um so mehr erspart, als die Wallfahrer, welche Tellez Almeida und einer seiner geistlichen Brüder aus dem Saale führten, das Bußlied, mit dem sie eingetreten waren, wiederum anstimmten. In der schwülen Befangenheit, die in dem ganzen Kreise herrschte, schien jeder sich zu scheuen, den andern anzusehen, und doch verlor der Dichter eine Gestalt, ein Gesicht nicht aus dem Auge. Catarina Palmeirim war ruhig auf ihrem Sitze neben der Herzogin von Braganza geblieben, die alte Dame hatte mit einer gebieterischen Handbewegung ein paar der Pilger aus ihrer nächsten Nähe verscheucht. So saß das Mädchen jetzt allein neben ihr, totenblaß, mit weitgeöffneten Augen, einen Ausdruck halb tiefen Mitleids, halb zorniger Verachtung in den schönen Zügen, ihre Hände hatte Catarina ein paarmal erhoben, um die Ohren vor all dem Widrigen, Verhaßten zu schließen, und doch sanken dieselben jedesmal kraftlos in den Schoß zurück, und kein Laut der rauhen Lieder, keine Silbe von den erregten Worten des Königs entging ihr. Durch Camoëns' Seele aber schwoll es wie ein Hauch plötzlicher Hoffnung, als er deutlich erkannte, daß die Empfindungen der jungen Gräfin denen Dom

Sebastians widerstritten. Neben der Entrüstung über das unwürdige Gaukelspiel, das mit dem Glauben und der kriegerischen Leidenschaft des jungen Königs getrieben wurde, lebte ein dunkles Gefühl in ihm, als ob er dennoch den ganzen Vorgang zum Glücke dieses Tages zählen dürfe! Er atmete mit allen andern wie befreit auf, als Dom Sebastian, gleich nachdem der galizische Prophet und sein Pilgergefolge den Saal verlassen hatten, sich mit stummem Gruß und nur von dem Prior von Belem begleitet zurückzog, aber er stimmte in den Zornlaut nicht ein, der aus dem Munde Barretos kam und an mehr als einer Stelle des Saales in dem brausenden Stimmengewirr, das sich sofort nach dem Weggange des Königs erhob, Widerhall fand. Camoëns sprach kein Wort, er starrte den Damen nach, die sich erhoben hatten, er sah mit banger Empfindung Catarina Palmeirim scheiden, ohne noch einen Gruß, einen Blick mit ihr tauschen zu können; erst der kräftige Druck der Hand Barretos auf seine Schulter brachte ihn zum Bewußtsein des Augenblickes zurück. Er hörte den Freund sagen: „Kommt, laßt uns gehen, wir sind jetzt völlig überflüssig, und die Brüder Evora sprechen wir besser morgen in ihrem Hause als heute abend und hier! Der traurige Aufzug schlug unsre Freude hart nieder, und doch ward ich durch ihn gewiß, daß es immer noch, selbst in der Umgebung des Königs, eine Zahl von echten Portugiesen gibt.“

Camoëns war es lieb, die Prachtsäle hinter sich lassen zu können, die jetzt für ihn lichtlos waren. Er sah wie durch einen Nebel die durcheinander wirrenden Gestalten, von denen die meisten den Türen beider Säle zustrebten. Rechts und links Grüße tauschend, von einem und dem andern der Edelleute, die ihre Wohnung im

Palaste hatten und sich jetzt in den weiten Gängen desselben verloren, im Hinweggehen noch freundlich angesprochen, gelangte Camoëns an der Seite Barretos bis zu jenem Tore, das auf den Haupthof mündete, aus dem man nach Cintra hinabstieg. Noch unter dem Torbogen ward in den lodernden Zorn Barretos Öl gegossen. Finstern Blickes hatte der Edelmann den Hauptmann der Trabanten angesprochen, der hier befehligte: „Welcher Cherub hat Euch beiseite gedrängt, Senhor, als die barfüßigen Waller in des Königs Säle einbrachen?“ Der Hauptmann zuckte die Achseln: „Es hat sich keiner der Himmlischen zu bemühen brauchen. Dom Joao, der Prior von Belem, hat mir drei neue Leute unter meine Abteilung gebracht, welche die Engel so gut pfeifen hören als der Prophet aus Coruña. Die braven Neulinge hatten gerade zufällig ihre Posten verlassen, als der Zug heranrückte. Ich darf natürlich nicht bezweifeln, daß dies eben Fügung des Himmels gewesen!“ Manuel Barreto drückte dem Hauptmann, der selbst noch vor Entrüstung zitterte, abbittend die Hand, dann aber, indem er Camoëns seinen Arm reichte, um ihn auf den rechten Weg zu leiten, brach der ganze mühsam verhaltene Ingrimm des Edelmanns los: „Ihr seht, wie es steht, Luis, und mit welchem Winde wir zum Teufel fahren. So wie der König Miene macht, seinen schlimmen Beratern zu entschlüpfen, finden sie ein Mittel, ihn in den öden Gedankenkreis zurückzuzwingen, in den sie ihn erst selbst gebannt haben! Und wie armselig ist ihr ganzes Rüstzeug! In jeder schlechten Schenke wissen sie, wer diese Galizier hierher gebracht hat und wozu sie verschrieben worden sind! Und uns, die wir es ebensowohl wissen, uns schließt eine falsche Ehrfurcht den Mund, und wir schauen blöde dazu drein. Selbst der

Eindruck Euers großen Gedichtes soll schließlich dienen, den König in seinem Taumel zu erhalten! Sie werden schon eine Handhabe dafür finden. Ich aber wollte, wir säßen in Almocegema und das Meer rollte zwischen dort und hier!“

Der Dichter konnte den Wunsch des Freundes nicht teilen, er wußte wohl, was ihn so plötzlich an Cintra bannte, und hätte doch um nichts in der Welt seine Empfindung dem Grollenden vertrauen mögen. Die Nacht war still und warm, der Mond, der über der großen Bergkette im Westen des Palastes stand, überglänzte die Straße zwischen den Gartenmauern, auf welcher die beiden Männer talwärts schritten. Die ostwärts liegenden Terrassen und Gärten des Königsschlosses hoben sich wie dunkle Wände gegen das silberhelle Licht ab, Camoëns aber starrte von Zeit zu Zeit schweigend in das Dunkel hinein, die Gänge unter den Riesenakazien, deren berauschender Duft herüberwehte, erschlossen sich vor seinem innern Auge, obschon er sie seit einem Vierteljahrhundert nicht betreten hatte, er sah sie erhellt und belebt, traumhaft flossen die Züge Catarinas, der längst geschiedenen wie der lebenden ineinander, eine schlanke Mädchengestalt erschien ihm zwischen dem dunkeln Gezweig. Das stumme Hinschreiten neben Barreto, das ihm eben noch wohltätig gewesen war, dünkte ihn jetzt unheimlich. Er versuchte sich äußerlich zu fassen und brach, an Barretos Worte anknüpfend, das Schweigen: „Was nun auch kommen möge, Manuel, mit dem heutigen Abend hat für mich und mein Werk ein neues Leben begonnen. Seid darum nicht spröde in Euerm Stolze und laßt Euch meines Herzens wärmsten Dank gefallen!“

„Ich nehme ihn so gern, als Ihr ihn gebt,“ sagte

Barreto. „Wollte Gott, der Abend hätte ungetrübt für uns enden können. Da es nicht so ist, wollen wir uns zu fassen suchen, wie es alten Kriegern ziemt. Je rascher Ihr jetzt die Lusiaden hinaussendet, um so besser wird es sein — sie können noch bei manchem die Besinnung wecken!"

„Ihr kommt immer wieder auf das eine, auf Eure Sorge über den afrikanischen Plan des Königs zurück," entgegnete Camoëns leise, gleichsam befangen. „Haltet Ihr denn jeden glücklichen Ausgang für unmöglich?"

„Auf einen siegreichen hoffe ich kaum — auf einen guten gewiß nicht!" antwortete Barreto und legte wie beschwichtigend seine Hand auf die Schulter seines Begleiters. „Aber lassen wir diese Sorge ruhen, bis wir ihr bei mir daheim ins Antlitz sehen können. Ihr hört heute in Euerm Herzen Lerchengeschmetter, und mein Rabengekrächz will schlecht dazu stimmen. Laßt uns lieber an das Nächste, an morgen denken. In der Frühe schickt Dom Antonio seinen Priester, und am Nachmittag müssen wir hinauf, um dem armen Heidenkinde zu sagen, was wir für sie zu tun vermögen."

Camoëns machte ein Zeichen der Zustimmung, dann sagte er nach längerer Überlegung: „Werden wir die einzigen Taufzeugen für Esmah sein, Manuel?"

„Wißt Ihr noch andre Paten?" fragte der Edelmann zurück. „Der Marschall und sein getreuer Knappe sind zu alt, um dort hinaufzusteigen, wo Joanitas Ziegen weiden."

„Ich meine, daß wir der neuen Christin mit dem Sakrament den Schutz edler Frauen sichern könnten," versetzte Camoëns nach einigem Zögern.

„Und die erste dieser edeln Frauen heißt Catarina Palmeirim, nicht so?" rief Barreto. „Eure Einbildungs-

kraft ist so lebendig wie je, sie strahlt verschwenderisch ihr eignes Licht über die gesamte Welt aus. Wähnt Ihr im Ernste, daß diese junge Gräfin freier sei als ihre Mutter, und eine Pflicht auf sich nehmen werde, die ihren Ruf, ihre Stellung bei Hofe, ihre Zukunft bedrohen könnte? Ihr vergeßt, daß wir Esmah gegen den Willen des Königs und gegen die Erwägungen der hohen Staatskunst unter den Schutz des Kreuzes flüchten wollen."

„Ich weiß nur, daß auch Catarina Atayde, ihre Mutter, zu einer edeln Tat, bei welcher Gott und Menschen zugleich gedient ward, den Mut besessen hätte," erwiderte Camoëns.

Barreto konnte in diesem Augenblicke seine Züge nicht unterscheiden, aber aus dem Klange der Worte entnahm er, daß der Reizbare gekränkt sei, und gutmütig brach er das verstimmende Gespräch mit dem Ausrufe ab: „Man muß an einem Tage nicht alles erleben wollen. Morgen bedenken wir Euern Vorschlag noch einmal, und Ihr werdet selbst erkennen, was ihm entgegensteht!"

Camoëns antwortete nichts mehr. Er empfand die nachgiebige Güte des Freundes, aber er vermochte nicht dankbar dafür zu sein, in der Erregung seines Gefühls schien es ihm, daß Barretos Seele in Klugheit gleichsam erstarrt sei und keiner andern Stimme mehr Gehör gebe. Wie eine plötzliche Erleuchtung war ihm der Gedanke aufgegangen, das Abenteuer mit Esmah der jungen Gräfin und, wenn es sein mußte, auch der Herzogin zu vertrauen, und er hatte an der hilfreichen Bereitwilligkeit Catarinas so wenig gezweifelt, als an der Milde der Gottesmutter. In raschem Traume hatte er an den Einfall, die Tochter des Grafen Palmeirim zur Taufzeugin Esmahs zu erwählen, unbestimmt wogende Bilder geknüpft, aus denen

allen Catarina Palmeirim hervorblickte. Barretos kühler Zweifel schnitt ihm so jäh durch seine Hoffnung, als vorher die patriotischen Sorgen des Freundes durch die Stimmung, die der Abend im Palaste in ihm erweckt hatte. Ihm war es, als sei Manuel Barreto in diesen letzten Stunden um ein Jahrzehnt älter und er um viel mehr Jahre jünger geworden — seine Seele lechzte nach Mitteilung, und doch schloß er die Lippen wie ein Jüngling, der seine heiße Empfindung väterlichem Tadel nicht preisgeben will. Barreto fühlte es, daß Camoëns jetzt lieber allein sei, doch standen sie bereits vor Otaz' Herberge, und die Anordnungen, die gestern abend getroffen worden waren, ließen sich nicht ändern. Auch verriet Camoëns nichts von seinem Wunsche, bei der Abendmahlzeit blieb er schweigsam, doch nicht stumm, und erbat sich von dem Freunde Mitteilungen über mehr als einen der Männer, denen er heute am Hofe begegnet war. Barreto gab bereitwillig Auskunft, schützte aber bald ungewöhnliche Müdigkeit vor und zog sich in die Kammer zurück, die ihm Bartolomeo Otaz neben Camoëns eingeräumt hatte. Die heiterer werdende Miene des Dichters zeigte, wie willkommen ihm die Einsamkeit war. Barreto bezwang den Unmut, der sich seiner bemächtigen wollte, und bot dem Freunde so herzliche gute Nacht wie am gestrigen Abend.

Camoëns hörte durch die dünne Holzwand, wie sich Barreto aufs Lager warf, er wollte es ihm nachtun und setzte sich dann doch auf den hölzernen Schemel, der vor seinem eignen Bette stand. Er hatte das Licht ausgelöscht und hielt die Atemzüge an, als wenn Barreto an diesen erraten könne, daß sein Nachbar wache. Die Bilder des Abends zogen abermals an ihm vorüber, und je länger er dem Erlebten nachsann, um so stärker empfand er die

selige Unruhe, mit der er von Catarina Palmeirim geschieden war. Das erregte Blut wogte heftig gegen seine Schläfen und pochte ein heißes Glückverlangen wach, das seit undenklichen Tagen geschlummert hatte. Was sich auch in seinen Weg werfen mochte — er mußte ein neues Leben beginnen, an diesem Abend war es entschieden worden! Eine Stimme, die er nur noch im Traume, aus unnahbaren Fernen vernommen hatte, war heute wieder an sein Ohr geklungen, er vernahm sie fort und fort, und als er sich nach stundenlangem stummen Hinbrüten in die Decke seines Lagers begrub, tönte sie in ihm noch nach. Die Empfindung, daß jede ungenützte Stunde ein Raub an seinem neuen Leben sei, beschlich ihn.

Der rasche Herzschlag ungewohnter Hoffnung erweckte den Dichter nach kurzem unruhigen Schlafe noch vor der Sonne. Als er wenige Minuten später auf die Galerie hinaustrat und durch den offnen Bogen über den Hof hinwegsah, waren die Spitzen der Berge in das erste Frührot getaucht, über der ganzen Tallandschaft erblickte er dämmergrauen Himmel, tiefere Stille als in der Nacht herrschte weit umher. Vor Barretos Tür tretend, hörte er drinnen die Atemzüge des fest Schlummernden. Und so an allen Türen, an denen er mit unhörbaren Schritten vorüberging, so im Hofe, den er über die große Treppe erreichte und in dem ein einziger halbwacher Pferdeknecht seine Tränkeimer am Brunnen füllte und dem Kavalier, der zu so früher Stunde das Gehöft verließ, wie einer Traumerscheinung nachstarrte.

Der Dichter schlug ohne Besinnen denselben Hauptweg durch den Flecken zum königlichen Schloß ein, den er gestern mit Barreto mehr als einmal gegangen war. Er wollte in der Kirche des Palastes eine Frühmesse hören

und dann durch die Gärten herabsteigen, die er und sein Begleiter in der Nacht zur Seite gelassen hatten. Eine Hoffnung, die er sich nicht eingestand, regte sich neben dem einfachen Vorsatze. Wäre es ihm nur um die Andacht zu tun gewesen, so brauchte er die steile Treppe nicht hinaufzusteigen, rechts von ihm klangen die Glocken der Kirche San Miguel, und links die des Jesuitenkollegiums und riefen zur Messe. Ihn aber zog es dem roten Lichte entgegen, das über den Bergen schimmerte. Vor zwanzig Jahren, ehe er sich nach Goa eingeschifft hatte, war es Hofbrauch gewesen, daß die Damen der Königin den ersten Morgengottesdienst besuchten; wenn der Brauch noch bestand, konnte er der Herzogin und ihrer Pflegebefohlenen bei der Pforte begegnen, die von der Schloßkirche zu den Gartenterrassen führte. Und geschah dies, so wollte er, unbekümmert um Barretos Bedenken, nur jener Eingebung folgen, die ihm riet, für Esmah Teilnahme und Hilfe bei Catarina Palmeirim zu suchen. Der kühle, stille Morgen hauchte ihm eine geheime Zuversicht in die Seele, daß er richtiger fühle als sein alter Kampfgenosse, daß sein leidenschaftliches Ungestüm besser sei als Barretos mißtrauische Weisheit! Er empfand im voraus, welches Glück für ihn darin liegen würde, wenn er die übervorsichtigen Bedenken des Freundes siegreich widerlegen könnte. Je tiefer er dem Manne verpflichtet war, der ihm die Pforte neuer Lebenshoffnung erschlossen hatte, um so mehr drängte es ihn, auch seinerseits dem Vereinsamten eine Herzensfreude zu bereiten und die Wolken zu zerstreuen, die sich um sein Haupt lagerten.

Mit diesen Gedanken blieb Camoëns auf seinem Pfade bergaufwärts allein. Im Flecken hatte wenigstens hier und da, aus einer Tür oder über eine Hofmauer

hinweg, ein Menschengesicht nach ihm geschaut, aber die große Straße zum Palast, bis an das Tor hinauf, war zu dieser Stunde völlig leer, ja selbst als Camoëns die Höhe erstiegen hatte und das Tor durchschritt, waren die Wachen, die ermüdet in das rosige Morgenlicht starrten, die einzigen lebenden Wesen. Erstaunt sahen sie einen vom Tale Emporkommenden durch das Tor treten; aber da Camoëns über den Hof hinweg der Kirche zuging, hemmten sie ihn nicht.

Die Messe hatte schon begonnen und Camoëns konnte sich nur mit langsamen Schritten dem Altar nähern. Die Kirche schien so leer zu sein wie draußen der Schloßhof, einige Gestalten in den Betstühlen zunächst dem Altarplatze vermochte er im Zwielicht des Raumes zu erkennen. Während er einige Minuten in stiller Andacht an einer der Säulen lehnte, fielen von draußen die ersten Sonnenstrahlen durch die östlichen Bogenfenster und ließen einen Teil des Altarplatzes, sowie Gesichter und Gestalten unterscheiden. Das Licht durchzuckte Camoëns wie eine freudige Verheißung; nahm er doch mit dem ersten Aufblick unter den dunkelgekleideten Frauen, die auf den purpurnen Samtkissen links vom Altar knieten, die Herzogin von Braganza und Catarina Palmeirim wahr. Und jetzt, wo kein Prunkgewand die schlanke Gestalt umhüllte, sondern das einfache Morgenkleid ihre Glieder umfloß, wo die reinen Züge still und ernst und doch so jugendlich schön aus dem schwarzen Schleier heraustraten, jetzt ergriff ihn die Ähnlichkeit derselben mit denen der Mutter noch tiefer als gestern und überwältigte ihn fast. Um seine fromme Stimmung war es geschehen, so gern er auch seine Gebete mit denen des jungen Mädchens vereint hätte! Nur die Gewohnheit war eben mächtig genug, ihn im rechten

Augenblicke niederknien zu lassen, sein Blick glitt über Altar, Priester und Monstranz hinweg und weilte einzig auf der Gruppe der andächtigen Frauen. Er hielt selbst dem zürnenden Blick stand, den ihm die Herzogin zusandte, ward doch die unmutige Bewegung der alten Dame zum Anlaß, daß Catarina Palmeirim emporsah und die Anwesenheit des Dichters bemerkte. Eine leichte Erregung malte sich in ihrem Gesichte, Camoëns merkte, daß sie seiner Anwesenheit galt, und verwandte keinen Blick mehr von dem jungen Mädchen und ihrer erlauchten Beschützerin.

Ehe die Messe völlig zu Ende ging, näherte er sich jener Tür der Kirche, welche — dies wußte er aus alten, unvergeßlichen Tagen — zu den Gärten hinausführte. Aus diesen Gärten stieg eine besondre Freitreppe zum linken Flügel des Palastes empor, den die Königin-Witwe, Dom Sebastians Großmutter, bewohnte. Camoëns setzte voraus, daß die Frauen vom Garten aus die Kirche betreten hätten und auf dem gleichen Wege in ihre Gemächer zurückkehren würden. Unter dem Dache der Bäume auf- und abgehend, mußte er ihnen hier begegnen, und war jetzt entschlossen, für Esmah zu sprechen, wenn er auch nur einen Laut der Ermutigung vernähme. Daß ihm eine Unterredung mit Catarina, bei der sich ihre Seele erschließen mußte, vielmehr am Herzen lag als das Schicksal der Maurin, gestand er sich nicht ein. In wunderlich erhobner und zugleich zaghafter Stimmung blickte er in die taufunkelnden Gärten hinaus und sah von Zeit zu Zeit nach der Pforte zurück, aus der das Heil dieses Morgens kommen mußte. Wenn die Herzogin und die junge Gräfin wider all sein Hoffen nicht diesen Pfad nach ihren Gemächern zurückgingen, so wollte er dies als ein Zeichen

betrachten, daß Barreto im Recht, er selbst im Unrechte sei. Und so versuchte er, mit jeder verfließenden Minute unruhiger, sich zur Ruhe zu zwingen, indem er sich an den Stamm der großen Platane lehnte, die der Kirchenpforte gegenüberlag. In ihrem Schatten hielt er sich in dem Augenblicke verborgen, in welchem sich die Tür in der rundbogigen Nische wieder öffnete und die beiden Frauen auf den Stufen zur Gartenterrasse erschienen. Die Herzogin warf einen verwunderten Blick auf den sonnenüberglänzten, leeren Raum, Catarina aber hatte sofort den Harrenden wahrgenommen und gab der Herzogin einen Wink. Diese gebot offenbar dem jungen Mädchen keinen Schritt gegen den Platanengang hin zu tun. Die alte Dame aber ging ohne Zögern dem Dichter entgegen und sagte mit ruhiger Bestimmtheit: „Was begehrt Ihr von uns, Senhor Luis? Ein Mann wie Ihr treibt nicht müßiges Spiel, wie es den leichtfertigen, jungen Narren dieses Hofes zuweilen beliebt und stört die stille Andacht von Frauen nicht ohne ernsten Anlaß. Ihr habt uns etwas zu sagen?"

„In der Tat, erlauchte Frau," versetzte Camoëns, den bei dieser unerwartet scharfen Ansprache ein Zweifel beschlich, ob er den rechten Augenblick gewählt habe. „Ich fühle mich nicht so rein, wie Ihr in Eurer Güte voraussetzt, und doch nicht so schuldig, wie ich Euch nach diesem Geständnis erscheinen mag. Ich bin so lange durch fremde Lande gepilgert, ohne daß ein heller Strahl heimatlicher Schönheit meinen Weg erhellt hat, daß mich dieses Licht nur allzumächtig anlockt. Eure holde Pflegebefohlene weckt mir zudem die seligsten und schmerzlichsten Stunden, die ich durchlebt, aus dem Grabe" —

„Ich weiß, ich weiß davon, Senhor!" fiel ihm die

Herzogin ins Wort. „Ihr tätet besser, ruhen zu lassen, was nach Gottes Willen vorüber ist. Und wenn es Euch durchaus drängt, meinem Kinde Eure Dichtergabe zu beweisen, so solltet Ihr für Eure Sonette eine bessere Zeit als die Stunde nach der Morgenandacht suchen. Komm hierher, Catarina, es ist Senhor Luis Camoëns, der des Glaubens lebt, daß er dir gestern abend seine Huldigung nicht deutlich genug dargebracht habe und dies jetzt mit einem Sonett — oder ist's eine Kanzone, Herr Luis? — nachholen will."

„Ihr irrt Euch, erlauchte Frau," entgegnete Camoëns, dessen Wangen beim Spott der alten Dame von flüchtiger Glut überhaucht wurden. „Ich habe nie zu den Poeten gezählt, denen rasch auf die Lippe springt, was ihnen die Muse geschenkt hat. Ich würde Zeit und Ort schicklicher zu wählen verstehen, wenn ich Donna Catarina mit meinen Liedern zu erfreuen glaubte. Aber mich dünkt, daß es für die Bitte um ein Werk des Erbarmens keinen bessern Augenblick geben könne, als den, in welchem ich Euch nahe!"

„Ihr habt recht, Senhor!" sagte Catarina eifrig, ehe die Herzogin ihrer Pflegebefohlenen das Wort abzuschneiden vermochte. „Was ist Eure Bitte, wem und womit könnte ich helfen? Für welchen Unglücklichen sucht Ihr Beistand und erweist mir die Ehre, dabei auch an mich zu denken?"

Catarina stand Camoëns gegenüber, und der Blick des bewegten Mannes verweilte mit Entzücken auf dem schönen Gesicht, das mit dem Ausdrucke mitleidiger Teilnahme und eines kleinen Trotzes, welcher der Herzogin galt, noch lebendiger und reizvoller erschien, als er es gestern gesehen. Er vergaß, daß er nicht zu der jungen

Gräfin allein sprach, und rief: „An Euch allein habe ich gedacht, Herrin, an Euch allein konnte ich denken. Fände ich bei Euch nicht die Milde und das Erbarmen, die ich für eine Unglückliche erflehe, so wüßte ich nicht, wo in der Welt ich sie suchen sollte!“

Und nun, angefeuert durch den Blick, den ihm Catarina schenkte, hub Camoëns an, seine Geschichte zu erzählen und schilderte die Lage des schönen Maurenkindes, das sich bei der Hirtin auf dem Kreuzberge verborgen hielt, in immer ergreifenderen Worten. Er verhehlte im heißesten Eifer zu helfen die Gefahr nicht, die mit jeder Hilfeleistung an Esmah verbunden sei. Er sah wohl, daß durch die Züge des Mädchens ein Schatten der Befremdung flog, als er mit Barretos Worten von den politischen Plänen König Sebastians sprach, aber da er nur Catarinen im Auge behielt, so blieb ihm der Eindruck des zürnenden Unmuts erspart, mit welchem die Herzogin seiner Erzählung folgte. Hätte er das Gesicht der stattlichen Dame, die finster zusammengezogenen Brauen, die dicht geschlossenen Lippen gesehen, so würde ihm der Mut zu der Bitte gefehlt haben, mit der er seinen erregten Bericht schloß: „Und nun Ihr alles wißt, Herrin, nun ermeßt Ihr auch, wie not der jungen Maurin nicht nur eine christliche Taufzeugin, sondern eine Freundin und Beschützerin tut! Wollt Ihr der Stimme Eures Herzens Gehör geben, wollt Ihr die fremde Blüte aufrichten und mit dem Tau Euers Mitleids erquicken, Donna Catarina?“

„Ihr tut dem Könige schweres Unrecht, wenn Ihr ihm zutraut, daß er der armen Esmah, die sich zum wahren Glauben wenden will, seinen Schutz versagen werde,“ rief Catarina, ehe die Herzogin zu Worte zu kommen vermochte. „In mir sollt Ihr Euch nicht irren, Senhor

Luis, ich bin bereit, mit allem, was ich vermag, der Unglücklichen beizustehen. Hättet Ihr und Senhor Manuel gleich besseres Vertrauen zum Könige gehabt, so würdet Ihr meiner nicht bedürfen! Doch laßt mich wissen, wann und wo die Maurin die heilige Taufe erhalten wird" —

„Catarina, was willst du zusagen?" fiel jetzt die Herzogin ein. „Seit wann verfügst du über dich, ohne den Rat deiner mütterlichen Freundin einzuholen?"

„Wann hat mich meine andre Mutter je gehindert, eine Christenpflicht zu üben?" rief Catarina. „Du würdest mich selbst antreiben, wenn ich zu zögern vermöchte — und vor Senhor Luis, der auf den Grund der Herzen schaut, brauchen wir keine Masken! Ich will die Patin Esmahs sein, und du, meine Mutter, wirst mir sagen, was außerdem in meinem Vermögen steht!"

Sie hatte sich der Herzogin leidenschaftlich genähert und lehnte ihr Gesicht an die Wange der stattlichen Frau, die sich umsonst mühte, eine kalte und strenge Miene zu zeigen und endlich mit Rührung auf das schöne Mädchen und mit einer Art zürnender Teilnahme nach Camoëns schauend, sagte:

„Ihr gefährdet mir Glück und Frieden meines Kindes und ruft sie vor der Zeit zu Wagnissen auf, Senhor! Wenn Ihr übrigens fortfahrt, Geschick und Heil andrer, die Euch zufällig in den Weg kommen, so auf Eure Schultern zu laden, so werdet Ihr daneben an Euerm eignen Glücke nicht schwer zu tragen haben, Luis Camoëns!"

„Ich wollte ihr und mir wünschen, daß die junge Esmah einen mächtigern und glücklichern Helfer gefunden hätte, als mich und selbst als meinen Freund Manuel Barreto, daß sie zum Beispiel Eure Knie schutzflehend umfaßt hätte, hohe Frau!" antwortete der Dichter, dessen

Stimmung sich in dem Maße hob, als er die junge Gräfin seinen Wünschen und Bitten sich zuneigen sah. „Ihr werdet zugeben," fuhr er fort, „daß keiner, dem die Verfolgte vor Augen kam, sich das Mitleids und der Teilnahme entschlagen konnte, zu denen ich mich bekenne! Auch Ihr werdet Gräfin Catarina nicht hindern, der Regung ihres Herzens zu folgen und sich des armen Mädchens anzunehmen, das durch meinen Mund ihre Milde anfleht!"

„Sie hat einen beredten Sprecher gefunden, Senhor Luis!" entgegnete die Herzogin. „Ich zweifle nicht, daß die junge Heidin, die Ihr in den Schoß der Kirche flüchten wollt, wunderbar schön ist, sonst würden Eure Worte minder drängend sein."

Camoëns antwortete nur mit einer stumm abwehrenden Gebärde, die von der alten Dame und dem schönen Mädchen gleich gut verstanden wurde, und die Herzogin lächelte vor sich hin; sie las besser in Camoëns' Zügen, als er ahnte, sie wußte, daß er um Catarinas Willen ihren Spott so ernst abwies. Sie erachtete es für gut, einen weitern Wortaustausch zwischen ihrer Pflegebefohlenen und dem Dichter zu verhüten und schloß:

„Wenn Ihr darauf besteht, Senhor Luis, und Catarina auf die Torheit nicht verzichten will, bei der Taufe dieser Heidin als Pate zu dienen, so laßt uns im Laufe dieses Tages wissen, wo die Handlung vollzogen werden soll und wer der Priester ist, den Euch Dom Antonio senden will. Catarina hat sich seit einiger Zeit, im Geleite ihres alten Ehrenkavaliers, in der Falkenjagd geübt, es wird also nicht zu sehr auffallen, wenn sie einen Morgenritt in die Berge unternimmt. Inzwischen wollen wir überlegen, was für Euern heidnischen Schützling weiter geschehen kann, wir werden dem edeln Manuel Barreto

und Euch noch heute mitteilen, was in unsern Kräften steht! Für jetzt lebt wohl und seid nicht zu stolz auf Euern gelungnen Überfall, ich füge mich Eurer törichten Bitte nur, um mein Kind nicht allzusehr zu kränken, sie wird bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfahren, was es in der Welt auf sich hat, den Wallungen des Mitleids zu folgen.“

„Ihr wißt das freilich, Herzogin, denn ich lese in Euerm Gesicht, daß Ihr es tausendmal getan habt und immer wieder tun werdet!“ rief Camoëns. „Ich aber flehe zu allen Heiligen und bin gewiß, daß die helfende Hand gesegnet sein wird, die Gräfin Catarina mir bietet.“

Er küßte ehrfurchtsvoll die Hand der alten Dame und die Catarinas, die ihm mit einiger Verwirrung dargeboten ward. Er tauschte noch einen Blick mit dem schönen Mädchen, die von dem unerwarteten Erlebnis dieses Morgens tief bewegt erschien, in ihren Augen las er die feste Zusicherung, daß keine Vorstellung, die ihr die Herzogin vielleicht noch machen könnte, sie an der Erfüllung ihres Versprechens hindern werde. Dann schlugen beide Frauen den Rückweg in die Wohnung der Herzogin ein. Voll freudiger Empfindung sah ihnen der Dichter nach, die Stunden schienen seit dem gestrigen Abend, ja seit dem Mittag, an dem er auf der Höhe des Kreuzberges Barreto begegnet war, nur Glück und ungewohntes Gelingen in ihrem Schoße zu bergen.

Sobald er Catarinas Gestalt nicht mehr erblickte, trat er aus dem Platanengange heraus und wandte sich zu einer freien Stelle, an der er Palast und Gärten neben und unter sich sah. Noch hing der Tau in tausend Tropfen funkelnd an den Büschen und Blumen der Terrassen, noch spielte ein letzter Morgenhauch in den Laubkronen der

riesigen alten Bäume, aber schon war es voller Tag, und das leuchtende Blau des Morgenhimmels weissagte einen schwülen Mittag. Dem einsamen Manne aber war morgenfrisch zumute, er empfand es kaum, daß die Sonnenstrahlen ihm schon brennender aufs Haupt fielen, sein Blick glitt wie trunken über das unveränderte Bild der Prachtgärten, und er knüpfte im wachen Traume wiederum vergangne Tage mit den gegenwärtigen zusammen. Er hatte vergessen, wie vergrämt und müde er noch zwei Tage zuvor aus den Vorzimmern des prangenden Schlosses dort nach Cintra hinabgegangen und nach dem Kloster zum heiligen Kreuz aufgebrochen war. Die Warnungen Barretos hielt er durch die letzte halbe Stunde für siegreich widerlegt, und wie ein Mann, der nach langer, schwanker Fahrt wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt, schritt er durch die Königsgärten nach Otaz' Herberge hinunter, um dem Freunde zu berichten, was ihm der Morgen schon gebracht habe.

Fünftes Kapitel.

Über dem Hochtal der Mutter aller Gnaden ward es Morgen, die höchsten Bergspitzen glänzten von Frührot umflossen, während die Weiden und Wälder an ihrem Fuß noch in das dämmernde, lichtlose Grau getaucht erschienen, mit dem die kurze Sommernacht scheidet. Durch den Korkeichen- und Ulmenwald, welcher die Schlucht gegen la Pena hin erfüllte, stiegen um diese Stunde Camoëns und Barreto empor, von Jayme Leiras, dem ehemaligen Matrosen, geführt und von dem braunen algarbischen

Burschen aus Otaz' Herberge begleitet, der einen mächtigen Packen auf seinen Schultern trug. Je näher sie dem Aufgange zu der Trift kamen, auf der die Strohhütte Joanas der Ziegenhirtin stand, um so schnellere Schritte machte Camoëns und ließ sich durch die Spottworte nicht halten, mit denen der ältere Freund seine Eile zu mäßigen suchte. Beide Männer waren wie zur Jagd gerüstet und hatten in der Tat unter dem Vorwande einer Fuchsjagd Otaz' Herberge vor Tau und Tag verlassen und einen nähern, aber beschwerlichern Weg zu dem Hochtal eingeschlagen als jenen Pfad, der sich von der Straße nach dem Kloster zum heiligen Kreuz abzweigte. Jayme Leiras, der Führer, war am gestrigen Tage durch den gleichen Wald zweimal zu der Zufluchtsstätte des fremden Mädchens hinaufgestiegen und jedesmal mit guter Botschaft nach Cintra zurückgekehrt. Er hatte noch vorhin, als Camoëns den felsigen Abhang, der die Waldschlucht und die Fläche des Hochtals schied, hastiger aufwärts zu klimmen begann, ruhig den Bericht wiederholt, den er gestern am Spätabend abgestattet hatte: „Ihr braucht nicht zu eilen, Senhor. Den ehrwürdigen Pater Henriques habe ich noch vor Sonnenuntergang zu der jungen Heidin geleitet, und da er ihre Sprache versteht, hieß sie den weißhaarigen Alten tausendmal willkommener, als mich mit meinen paar Worten. Seid unbesorgt um die Kleine, er wird sie nicht allzu scharf ins Gebet genommen haben!“

Camoëns aber beachtete die freundliche Mahnung nicht, sondern wandte sich zu Barreto, welcher die rüstige Kraft einsetzend auch jetzt neben ihm blieb und sagte: „Ich bin unruhig, Manuel, in diesen beiden Tagen hat uns das Glück so anhaltend gelächelt, daß ich in der letzten Stunde seinen Unbestand fürchte.“

„Gott verhüte diesen Unbestand, um Esmahs und Euertwillen," versetzte Barreto, und Camoëns sah trotz des Dämmerlichts und seiner Hast recht wohl, wie ernst die Züge des Freundes wurden. „Ihr habt wider unsre ursprüngliche Absicht mehr Menschen ins Geheimnis gezogen, als gut ist, und würdet Euch schwer beruhigen können, wenn wir noch im Hafen selbst scheiterten. Ich hoffe jedoch, daß wir guten Mutes von Joana und ihren Ziegen scheiden werden."

Sie standen jetzt, einen Augenblick Atem schöpfend, am Südrande der Talmulde, an deren Nordende sich die Eichen und das Strohdach der Hirtin erhoben; der Dichter spähte nach diesem Ziele hinüber, von dem sie noch durch eine Viertelstunde Weges getrennt waren, und antwortete dann erst auf den leisen Vorwurf, der in Barretos Worten lag: „Ihr habt recht, Manuel, meine Sorge ist töricht. Wenn Ihr der Umgebung Dom Antonios, des Marschalls, und seines Paters Henriques sicher seid, so bin ich noch viel gewisser, daß die Herzogin von Braganza und die Gräfin Catarina unser und ihr eignes hilfreiches Vorhaben mit keinem Laut gefährdeten!"

„Es sei so, Gott gebe es!" entgegnete der Edelmann. „Ich kann nur wünschen, daß alles glücklich vorüber und unser Häuflein auf dem Wege nach Almocegema sei. Mit Bartolomeos Hilfe habe ich alle Einrichtungen so getroffen, daß unser Aufbruch morgen in der Frühe erfolgen kann."

„Und Ihr glaubt noch immer, daß das maurische Mädchen bei Eurer Base Uracca in besserer Obhut sein wird als bei Donna Catarina, die sich ihrer annehmen will?"

„In besserer Obhut wage ich aus schuldiger Ehrfurcht

vor der edeln, jungen Dame nicht zu sagen," erwiderte Barreto. „In größerer Sicherheit unbedingt und — Euer Wort in Ehren, Luis — ich glaube, daß die Herzogin die neue Christin niemals ohne Sorge an der Seite ihrer Pflegebefohlenen erblicken würde. Niemals wenigstens, so lange der Mohrenprinz in Portugal verweilt."

„So müssen wir den Damen von Zeit zu Zeit Nachricht vom Ergehen Esmahs geben," sagte Camoëns, den der Gedanke, Cintra morgen verlassen zu sollen, mit tiefem Unbehagen erfüllte. „So viel ich weiß, liegt Eure Besitzung nahe genug an Cintra, um einem oder dem andern von uns einen Tagesritt hierher zu gestatten."

„Einen Tag hierher und den nächsten zurück," antwortete Barreto mit einem leichtem Lächeln. „Meine Pferde stehen immer zu Eurer Verfügung, auch Otaz wird sich stets freuen, wenn Ihr eine Nacht zu ihm an Bord steigt. Und dort kommt Joana uns entgegen, ihr Gesicht glänzt heller als der Morgen, also steht alles wohl, und wir dürfen uns des Tages freuen."

Die Ziegenhirtin, die beinahe den ganzen schmalen Pfad durch das Hochtal zurückgelegt hatte, um sich vom Herannahen der Freunde zu überzeugen, bekundete in der Tat schon von fern ihr Entzücken. Sie riß das rote Kopftuch herab, mit welchem sie ihre langen, schwarzen Haare umhüllt hatte, und schwang es den Männern entgegen, zugleich vernahmen sie ihren jauchzenden Ruf, der besser als alles andre den guten Stand der Dinge bezeugte. Camoëns hatte Barretos Hand gedrückt und stürmte jetzt voraus, um der erste zu sein, der aus dem Munde des Mädchens genaueres erführe. Joana nickte ihm freundlich zu, antwortete auf seine ungestüme Frage, ob schon eine Dame mit ihren Dienern von Cintra herauf

zu der Strohhütte gelangt sei? „Nein, Herr, nur der gute Pater ist seit gestern Abend bei uns, und betet mit Esmah!“ blickte dabei aber nach Barreto, als wolle sie ihren weitern Bericht durchaus bis dahin verschieben, wo Senhor Manuel sie hören konnte. Zum Glück war der wackere Fidalgo so rasch zur Stelle, daß Camoëns die absichtliche Zögerung des Mädchens nicht bemerkte.

„Tausend Dank, edle Herren,“ sagte die Kleine, als Barreto jetzt dicht neben ihr stand und dem fröhlich dreinblickenden Mädchen freundlich die Hand auf den Kopf legte. „Unsre arme Flüchtige ist glückselig, daß ihr Pater Henriques in ihrer eignen Zunge zuredet und sie die Gebete lehrt.“

„Und Ihr habt Euch die zwei Tage daher wohl vertragen?“ fragte Barreto heitern Tones. „Ihr seid gut ausgekommen mit dem wenigen, was wir Euch durch Jayme Leiras heraufsenden konnten?“

Die Hirtin lachte hell auf: „Nicht die Hälfte von allem haben wir anrühren können, Senhor! Esmah braucht nicht viel mehr, als eine wilde Taube und bringt keinen Tropfen Euers guten Weines über ihre Lippen. Ich habe hoch gelebt, wie sonst nur am Festtage der heiligen Eufemia, und hätte ich nicht beständig die Furcht der armen, schönen Fremden vor ihren Verfolgern geteilt, so müßte ich ja kugelrund geworden sein.“

So plaudernd setzten sie den Weg über die grüne Fläche fort, die sich jetzt zu erhellen begann. Das Morgenlicht floß von den Bergen herab, blitzende Strahlen fielen wie erste Pfeile der Sonne über die riesigen Steinblöcke des Hochtals. Jayme Leiras deutete auf eine rote Wolke, die breit über die letzte Spitze am Talrande lagerte und sich verdunkelte, statt sich zu vergolden. Er ver-

kündete gleichmütig, daß dort ein Mittagsgewitter heraufziehe. Barreto entgegnete, daß bis Mittag noch viele Stunden verstreichen müßten, und mahnte nur den jungen Burschen, ihnen rascher zu folgen. Indem sie Joanas Hütte näher kamen, sahen sie, daß an dem Bache, welcher von dort in die kleine Waldschlucht hinabrauschte, aus der die Ziegenhirtin vor einigen Tagen Barreto und Camoëns zu Hilfe gerufen hatte, ein greiser Mann in priesterlicher Tracht neben Esmah auf einem Felsstücke saß und ihr anhaltend zusprach. Die Maurin lauschte ihm mit einem Ausdrucke kindlichen Vertrauens, der sich bis in ihre Haltung hinein kundgab. Sie wandte das Gesicht zu dem höher Sitzenden empor und legte zwar nach ihrer Gewohnheit ihre Arme über die Brust, hielt aber zugleich nach seiner Weisung andächtig ihre kleinen Hände gefaltet. Camoëns war der erste, der im Heranschreiten den Widerschein glückseliger Sicherheit und neuer Lebenshoffnung auf den schönen Zügen erblickte, die er beim ersten Begegnen mit Esmah von Furcht entstellt gesehen hatte. Er hemmte unwillkürlich seine Schritte und faßte Barretos Arm:

„Das Morgenlicht ist auf ihrem süßen Gesichte und in ihrer Seele!“ flüsterte er dem Gefährten zu. „Sie schlägt die großen, braunen Augen zu dem Priester auf; als ob er ihr Gottes Hauch unmittelbar spenden könnte.“ Barreto war nicht minder bewegt als sein poetischer Freund, aber getreu seiner Natur entgegnete er ernst: „Möge ihr diese Stunde in jedem Betracht zum Heile ausschlagen!“

Camoëns fühlte eine leise Regung von Unwillen über die endlosen Bedenken, die selbst in dieser Stunde die Welt nicht leuchten und schimmern sehen wollten. Indes blieb nicht Zeit zu einem Zwiste. Esmah, die zwar

unverwandt zu Pater Henriques aufsah, aber das feine Ohr ihres Stammes besaß, hörte die Schritte der Herannahenden, und Pater Henriques nahm zugleich die Männer jenseits des Baches wahr. Er neigte sich zu Esmah und sagte ihr noch wenige Worte, um Barreto und Camoëns, die inzwischen die Steine überschritten hatten, die hier eine rohe Brücke über das Wasser bildeten, laut willkommen zu heißen. Indem er mit ihnen zusammentraf, nahm er Barreto, der mit einem Dank beginnen wollte, das Wort von den Lippen.

„Dom Antonio, der Marschall, hat mich hoch geehrt, indem er mir Eure Bitte wegen jenes Mädchens vortrug, Senhor Manuel," begann er mit einer Stimme, deren milder Wohllaut den rasch erregbaren Dichter augenblicklich für ihn gewann. „Ich gab Euch recht, daß in diesem besondern Falle keine Zeit zu verlieren sei, obschon ich sonst kein Freund von hastigen Bekehrungen bin. Ich ging darum schon gestern am Spätnachmittage hier herauf, Eure Schutzbefohlene zu sehen und ihren Seelenzustand zu erforschen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sich im Drange ihrer Umstände zu unsrer Kirche wendet, aber es kann ja keine Sünde sein, sich in höchster Not des Lebens in Gottes Schoß zu flüchten. Ihre Seele ist empfänglich für die heilige Lehre, und ich glaube es verantworten zu können, daß ich ihr diesen Morgen die Taufe erteile und ihr auch den Namen Esmah lasse, wie sie gebeten hat."

„Und Ihr, Pater Henriques, Ihr habt die Nacht in Gebeten verwacht?" fragte Barreto, dem es nicht entging, daß der greise Priester bleich und erschöpft aussah.

„Nicht ganz, Herr Manuel!" gab er ruhig zur Antwort. „Die Hirtin und ihre Gefährtin wollten mir

den Schutz der Hütte dort angedeihen lassen und sich auf dem Moose unter freiem Himmel betten. Ich gedachte jedoch der Zeit, da ich dem Missionshause zu Malakka vorstand, und gewohnt war, mein Nachtlager unter Bäumen zu nehmen. Meine alte Decke aus Indien hat mir noch einmal gut gedient, und ich habe zwei Stunden oder drei recht erquicklich geschlafen. Allein ich wollte nicht von mir sprechen, ihr Herren! Mich bekümmert das weitere Schicksal dieses armen, fremden Kindes — Dom Antonio sagt mir, daß Ihr auf Euern Gütern eine Zufluchtsstätte für sie eröffnen wollt, Senhor Manuel. Glaubt Ihr, daß Esmah dort in voller Sicherheit sei?"

„So sicher, als irgendwo in Portugal," versetzte der Ritter, während Camoëns sich abwandte. Er mochte nicht vernehmen, was Barreto dem Pater des weitern darlegte — seine Hoffnungen für Esmahs Zukunft richteten sich nicht auf Almocegema und die greise Base Manuels. Und gleichwohl trug er Bedenken, sich mit einer Mahnung an Catarina Palmeirim in die Unterredung zu mischen. Zu unbestimmt war doch, was ihm die junge Gräfin und die Herzogin von Braganza am gestrigen Morgen verheißen hatten. Sehnsüchtig und unruhig blickte er, noch ehe er Esmah begrüßte, über jenen Teil des Hochtals hinweg, zu welchem von Cintra herauf ein dritter Weg führte; er wußte durch einen Brief der Herzogin, daß Catarina mit ihrem kleinen Gefolge diesen Weg emporkommen würde. So scharf er ausspähte, noch nahm er im Westen nichts wahr als den halb überwachsenen Pfad, das Felstor am Waldrande, und nicht weit davon das verwitterte Steinbild der allerheiligsten Jungfrau, von welchem diese Einsamkeit den Namen führte. So folgte

er Barreto und dem greisen Priester zu Esmah und flüsterte nur der kleinen Hirtin zu:

„Du hast helle und scharfe Augen, Mädchen — schau dort hinüber, und sobald du die Dame erblickst, die wir erwarten — sie ist samt ihren Begleitern zu Roß! — so gib mir ein Zeichen, damit ich sie selbst hierher geleiten kann.“

Inzwischen war Barreto zu Esmah hingetreten, sie neigte sich vor ihm und machte in einiger Verwirrung eine Bewegung, als ob sie den Schleier herabziehen wolle, den sie seit ihrer Flucht nicht mehr trug. Pater Henriques gab, da Camoëns noch immer traumverloren in die Ferne starrte, den Dolmetscher ab, und verhieß seinem Taufkinde in Senhor Manuels Namen Aufnahme und Schutz in dessen Hause. Mit befangener Scheu, aber doch aufatmend, versuchte Esmah ihren Dank in wenigen portugiesischen Worten, welche sie von Joana erlernt hatte, dem hilfreichen Edelmanne kundzutun. Herr Manuel bemerkte dabei erst, daß sein Freund hinter ihm statt ihm zur Seite blieb, er rief Camoëns laut an und sagte scherzend: „Kommt, kommt, Luis, Ihr kümmert Euch nur um die schöne Patin, die Ihr gewonnen, und vergeßt, daß der holde Täufling das gleiche Recht auf Eure Teilnahme hat.“ Camoëns wandte sich sogleich an das maurische Mädchen, dessen Augen von Barreto zu ihm glitten. „Esmah weiß, daß ich nicht minder um sie gesorgt habe als mein ritterlicher Freund und nur minder mächtig bin. Dafür habe ich versucht, dir eine Freundin zu gewinnen, die dein Geschick behüten kann wie ein Engel Gottes. Ich hoffe, daß sie in kurzem vor dir stehen und dein Herz gewinnen soll. Ihr gib dich hin, ihr schenke dein ganzes Vertrauen und fühle das Glück, an ihrer Seite zu leben.“

Esmah sah mit erstaunten Augen Camoëns an und fragte leise: „Lebt die Frau, von der du sprichst, Herr, im Hause meines Beschützers?“

Ihm aber ward die verneinende Antwort für den Augenblick erspart, denn eben schwang Joana, die vorhin einen der mächtigen verstreuten Felsblöcke erklettert hatte, wieder ihr rotes Tuch über dem Haupte und rief weithin schallend: „Sie kommen! sie kommen!“ Nächst Camoëns, der augenblicklich mit schnelleren Schritten den Weg einschlug, auf den Joana hindeutete, richteten auch Barreto, der Priester und Esmah ihre Blicke den Kommenden entgegen.

Das scharfe Auge der Maurin unterschied schon jetzt die Züge der jungen Dame, die voranritt. Ein Glanz der Befriedigung und Hoffnung leuchtete in Esmahs braunen Augensternen auf, je deutlicher sie den Ausdruck der Güte in dem jugendlich schönen Gesichte der Gräfin Palmeirim erkannte. Donna Catarina saß auf einem der schlanken lichtgrauen Jagdpferde, welche von den kanarischen Inseln kamen, ihre Begleiter, der alte Stallmeister Miraflores und ein ebenso alter Falkenwärter, der noch im Dienste des Hauses Atayde gestanden hatte, ritten dunkle Pferde von andalusischer Zucht. Die junge Dame sowohl als ihre Begleiter waren gleich Barreto und Camoëns scheinbar zur Jagd gerüstet. Im dunkeln Reitkleid, den Hut mit wallender Straußenfeder geschmückt, die Hand mit den Zügeln auf dem Halse ihres Pferdes ruhend, ritt Catarina heran. Camoëns atmete befriedigt auf, als er sah, daß die junge Gräfin allein kam, er hatte gefürchtet, daß die Herzogin ihre Pflegebefohlene geleiten würde; jetzt überkam ihn das Gefühl, als ob plötzlich eine Schranke zwischen ihm und dem jungen Mädchen falle. Sie hielt ihr Pferd an, ehe

es Camoëns gelang, diesem in die Zügel zu greifen, aber sie gestattete lächelnd, daß er ihr aus dem Sattel half, und setzte ihren Fuß in seine Hand, ohne daß ihr Stallmeister, der gleichfalls aus dem Sattel glitt, es hindern konnte. Senhor Miraflores runzelte ingrimmig die Stirn, allein weder seine junge Herrin noch Camoëns achteten auf seinen Verdruß. Camoëns neigte sich noch einmal vor der lieblichen Erscheinung und sagte: „Ihr habt Euch des Schlafes beraubt, Herrin, um unserm Schützling das zeitliche und ewigliche Heil zu sichern, Ihr seht, daß Euch der Himmel dafür mit dem goldensten Morgen belohnt. Ihr findet uns bereit, und Pater Henriques sagt, daß auch die junge Maurin wohl vorbereitet zu dem rettenden Schritt sei, den sie mit Eurer Hilfe tun soll.“

„Ich wünsche ihr von Herzen beizustehen,“ entgegnete die junge Gräfin. „Führt mich zu ihr und lehrt mich sie kennen. Sagt ihr, daß ich wie eine Schwester gegen sie handeln will. Ihr Gesicht ist fein und edel — aber hat niemand daran gedacht, daß sie mit der Taufe auch Tracht und Sitte unsers Landes annehmen sollte?“

„Gewiß, Herrin — Barreto, der an alles denkt, hat auch dies vorgesehen. Wenn Ihr mir die Ehre gönnen wollt, Euch zu Pater Henriques und Esmah zu geleiten, so könnt Ihr selbst der Maurin Anweisung geben, was sie tun soll.“

„Ich werde ihr helfen!“ sagte Catarina mit einem flüchtigen Blicke nach Joanas Hütte. Eben trat Barreto herzu und begrüßte die junge Gräfin ehrerbietig, aber mit einem Anfluge väterlicher Vertraulichkeit. Er verstand augenblicklich einen fragenden Blick Catarinas, die selbst unter so ungewöhnlichen Umständen nicht vergaß, daß

Senhor Manuel ein besseres Recht habe sie zu führen als Camoëns. Als Barreto jedoch lächelnd beiseite trat und dem Paare Raum gab, legte Catarina ihre Hand in die des Dichters und überließ den beiden Begleitern, die mit ihr gekommen waren, die Sorge für die Pferde. Esmah, die während dieser Minuten fast bewegungslos geharrt, jedoch unablässig prüfend nach der jungen Gräfin herübergesehen hatte, senkte beim Herannahen Catarinas das Haupt und schien im Begriffe, sich der edeln Portugiesin zu Füßen zu werfen. Aber Catarina öffnete der Fremden herzlich die Arme und rief, nachdem sie einen Kuß auf die Stirn Esmahs gehaucht, Camoëns zu: „Sagt ihr, Senhor Luis, daß ich sie lieb gewinnen, ihr eine Schwester sein werde, und daß sie ohne Furcht an ihre Vergangenheit denken soll. Wir werden alles, was ihr droht, mit dem Wasser der heiligen Taufe auslöschen!“

Camoëns blickte Barreto mit stolzer Genugtuung, beinahe herausfordernd an, Senhor Manuel nickte nur beifällig zu den Worten der Gräfin, Pater Henriques aber nahm das Wort und sagte:

„Da wir beisammen sind und Ihr, Fräulein, entschlossen seid, eine hohe und heilige Pflicht auf Euch zu nehmen, so laßt uns auch nicht zögern. Du mußt dich umkleiden, Esmah,“ wandte er sich an die Maurin, „Joana wird dir gern beistehen, und wir können, da es dein ernster und freier Wille ist, dich zu uns zu wenden, alsdann die Taufe vollziehen.“

„Du kennst Esmahs Herz, mein Vater,“ versetzte das Mädchen in ihrer heimatlichen Sprache. „Du weißt es, daß ich mich hoffnungsreich zum helfenden Heiland und seiner allerseligsten Mutter wende, und daß michs verlangt, mehr von der göttlichen Lehre zu hören als ich zur Stunde weiß.“

Pater Henriques machte bekräftigend das Zeichen des Segens, Joana, die dienstwillig nähergekommen war, wollte schüchtern zurücktreten, als sie die junge Edeldame ihren Arm um den Leib der Maurin legen und diese geleiten sah. Esmah aber streckte die Hand nach ihrer kleinen Freundin aus und ließ dieselbe nicht. Gräfin Catarina sah einen Augenblick verwundert auf die Ziegenhirtin, dann besann sie sich auf alles, was ihr Camoëns von den jüngsten Schicksalen der Flüchtigen berichtet hatte, und gönnte der Kleinen, die zur Linken Esmahs ging, ein freundlich ermunterndes Wort. Der junge Bursche, welcher mit Barreto und Camoëns gekommen war, hatte schon längst sein Bündel vor der Hütte niedergelegt und sich dann zu Jayme Leiras zurückgezogen. Die Begleiter der Gräfin, Stallmeister und Falkner, hatten die Pferde unter der vordersten der zerwetterten Eichen angebunden, das unnütze Jagdgerät in der Nähe des Baumes zusammengestellt und näherten sich jetzt gleichfalls der Männergruppe, die den seltsam verschiednen drei Frauengestalten bis zu Joanas Hütte nachblickte. Der greise Stallmeister zeigte durch den steifen Gruß, den er Senhor Manuel und dem Priester gönnte, so unverhohlen sein Mißvergnügen über die Lage, in der er sich fand, daß Barreto sich gedrängt fühlte, ihm ein begütigendes Wort zu gönnen. Er winkte ihn zu sich und lobte ihn, daß er Donna Catarina so trefflich und sicher auf dem selten benutzten Jagdpfade durch die Pinienschlucht hier heraufgeführt habe. Miraflores jedoch zeigte sich für die gute Meinung des Ritters unempfänglich.

„Ich tat meine Pflicht, nicht mehr noch minder, erlauchter Herr Manuel," entgegnete er. „Jetzt aber wollte ich, daß die Frau Herzogin mir eine andre Pflicht auferlegt hätte. Ich verstehe nicht, was hier vorgeht, und

merke nur, daß meine junge Gebieterin nicht hier sein sollte. Was die Tochter des Grafen Palmeirim tut, muß die ganze Welt wissen können, Euer Tun aber scheut das Licht!"

„Scheut das Licht!" rief Barreto. „Siehst du denn nicht, Alter, daß die Gottessonne schöner als je hier aufgeht, und wagst du angesichts des ehrwürdigen Pater Henriques zu bezweifeln, daß wir ein christliches Werk vorhaben?"

„Ihr wißt, was ich meine, Senhor!" antwortete mit unverändert grämlicher Miene der Stallmeister. „Gottes Sonne geht über vielem auf, was sich besser in Dunkel hüllte, und mancher Priester hat seine Hand zu Werken geboten, die christlich genug waren, aber schweres Leid im Schoße bargen. Meine junge Herrin soll nicht bloß rein vor Gott und allen Engeln, sondern auch stolz vor der Welt dastehen, und es ziemt sich für die Gräfin Catarina Palmeirim nicht, daß sie in Gesellschaft einer heidnischen Fremden und einer Ziegenhirtin gesehen wird."

Barreto spürte eine Anwandlung heftig zu werden, bezwang sich jedoch und warf nur leicht hin: „Warte eine Stunde, alter Murrkopf, und du wirst jeder Besorgnis um deine Herrin enthoben sein." Camoëns jedoch, der mit wachsender Entrüstung die rauhen Worte des Stallmeisters vernommen hatte, widerstand seiner Aufwallung nicht und rief, indem er den Alten mit funkelnden Augen maß:

„Die erste Pflicht eines getreuen Dieners ist, seine Herrin nicht leichtfertig zu tadeln. Ihr könnt es getrost Donna Catarina anheimstellen, wem sie ihre Nähe gönnen will. Euch ziemt es, Eures Dienstes zu warten und bei allem übrigen zu schweigen."

Das grämlich starre Gesicht des alten Miraflores belebte sich im Zorn, aus seinen grauen Augen blitzte ein Strahl des Hasses gegen Camoëns, und unbekümmert um Barreto und den Priester erwiderte er in noch rauherem Tone als zuvor:

„Es sieht Euch ganz ähnlich, daß Ihr nach den Folgen Eurer Handlungen wenig fragt, Senhor Luis. Ihr habt vorzeiten schweres Leid über das alte Haus Atayde gebracht. Dank Euch ist Donna Catarinas edle Mutter im Leben nicht wieder froh geworden, jetzt steht Ihr bereit, auch das Glück der Tochter aufs Spiel zu setzen, ohne Euch würde die junge Gräfin nicht hier oben sein, und wollte Gott, ich hätte sie erst von hier wieder heimgeleitet, und Ihr dürftet ihren Weg nie mehr kreuzen!"

In demselben Augenblicke faßte Camoëns erbleichend an den Griff seines Schwertes, die Hand des Alten fuhr nach seiner Waffe, und Barreto trat mit zürnender Miene und strafend erhobnem Arm zwischen die Streitenden. Der Stallmeister wandte sich mit einer Gebärde nach seinem Genossen, dem Falkner, die denselben aufzufordern schien, die bittere Ansprache zu bekräftigen. Zum Glück fand keiner von beiden Gelegenheit, noch ein unbesonnenes Wort zu sprechen. Der greise Priester, der den Wortwechsel nur von ferne vernommen hatte, empfand doch, daß jeder Zwist rasch erstickt werden müsse, und zog Camoëns an seiner Hand gegen die Hütte Joanas hin, aus der in der rechten Minute die Frauen wieder hervorgetreten waren. Die Maurin erschien in ein schlichtes weißes Gewand von landesüblichem Schnitte gehüllt, von ihrer frühern Tracht hatte sie nur den Gürtel mit den Rubinen behalten, an ihrer Brust trug sie ein goldnes, mit Perlen umsäumtes Kreuz, das ihr Gräfin Catarina umgehängt

hatte. Die fremdartige Schönheit Esmahs trat auch in der neuen Kleidung hervor, Camoëns verglich sie im stillen mit der Schönheit Catarinas und mußte sich widerstrebend eingestehen, daß die Maurin der edeln Tochter seines Volkes nicht zu weichen habe. Auch die kleine Hirtin hatte sich nach ihrem Vermögen festtäglich geschmückt, sie lachte selig verschämt über die Ehre, zur Seite so prächtiger Damen zu schreiten, und über den glücklichen Ausgang sorgenvoller Tage. Pater Henriques blickte befriedigt auf die ernsten und dennoch erwartungsvollen Mienen Esmahs, sie schien in der Stimmung, welche er für diese Stunde wünschen mußte. Er selbst wollte sich eben mit einem stummen Gebete zur Spendung des Sakraments vorbereiten, als er Barretos Stimme dicht an seinem Ohr vernahm.

„Verzeiht, daß ich Euch noch einmal aufhalte, mein Vater," sagte der Fidalgo. „Ich werde es Luis Camoëns und der Gräfin allein überlassen, der neuen Christin als Taufzeugen zu dienen, und mich neben den beiden störrischen Alten halten, damit wir von ihnen keine Störung zu befahren haben. Und nun tut mit Gott, was Gott segnen wolle!"

Pater Henriques konnte nur eine zustimmende Bewegung machen, Camoëns hätte aufjauchzen mögen, daß er während der Taufe allein neben Catarina stehen sollte — ihm dünkte alles Gewinn, wodurch er ihr näher kam. Barreto ersparte dem beglückten Freunde selbst jede höfliche Einrede, indem er sich rasch zu den Begleitern der Gräfin Palmeirim zurückbegab und den Stallmeister leise aber nachdrücklich ansprach:

„Ihr werdet hier neben mir bleiben und du, Miraflores, wirst keinen Schritt tun, kein Wort sprechen, bis

der Priester dort seines Amtes gewaltet hat. Könntest du dich nicht bezähmen, so würdest du dich dreifach zu verantworten haben, vor mir, vor der erlauchten Herzogin und deiner jungen Gebieterin!"

„Mit alledem weiß ich nicht, ob ich es vor Gott verantworten kann, wenn ich Euch jetzt gehorche!" murrte der Stallmeister. Aber die Haltung, die er annahm, und in der er fast wie ein Holzbild starr hinter dem Edelmanne stehen blieb, bürgte Barreto dafür, daß er keine Störung der feierlichen Handlung versuchen würde. Pater Henriques hatte, während Barreto zu dem Alten sprach, die Frauen und Camoëns zu den Steinen am Wildbache zurückgeführt, wo er in der Frühe belehrend und betend neben Esmah gesessen hatte. Mit kurzen Worten hatte er Catarina noch erklärt, warum Barreto nicht Taufpate Esmahs sein könne. Die junge Gräfin sandte einen zürnenden Blick nach ihren Begleitern, einen dankbaren nach dem sorglichen Barreto, und wandte sich dann zu Camoëns, dem sie mit leiser Stimme sagte: „Ich bin glücklich, daß es kein Fremder, sondern der Freund meiner Mutter ist, der heute und hier neben mir steht, und ich danke Euch, daß Ihr mich zu diesem Schritte ermutigt habt!" Camoëns empfand bei diesen Worten des schönen Mädchens die stolzeste Freude, und doch durchzuckte ihn zugleich ein Schmerzgefühl, für das er keine Deutung wußte. Er hatte nicht Zeit, seiner wundersamen Empfindung nachzusinnen, denn die Stimme des Priesters, welcher die Taufzeugen beim Namen aufrief und mit einem kurzen Gebete die heilige Handlung einleitete, weckte ihn zu voller Teilnahme am Augenblicke. Esmah war auf Pater Henriques' Geheiß neben dem Steine, der eine goldne Schale trug, niedergekniet, Gräfin Catarina und Camoëns legten je ihre Rechte auf

die Schultern der Maurin, während Joana sich bereit hielt, die Schale voll Taufwasser aus dem klaren Bache zu schöpfen. Esmah blickte vertrauend zu dem Pater und den beiden neben ihm Stehenden empor — mit ihnen zugleich sah sie in den strahlenden Morgen hinein, der die Fläche des Hochtales, die Felswände und den Bergzug im Hintergrunde vergoldete. Die ganze sonnenüberglänzte Talbreite schimmerte mit dem Stück lichten Himmels über ihr um die Wette, die farbigen Morgenwolken schienen in die Waldschlucht hinabzusinken, die im Westen die grüne Einsamkeit begrenzte. Nur die dunklere Wolke über der Spitze von Santa Eufemia stand unverändert und scheinbar unbeweglich am Rande des Horizonts. Die erste Stunde des blauen, sonnigen Sommertages war noch so still, daß das Rauschen des Wildbaches weithin hörbar sein mußte und der laute Schrei eines Eichelhähers aus dem tiefer liegenden Walde bis hier herauf drang. Die wenigen herzlich mahnenden Worte, die Pater Henriques an die Taufzeugen richtete und für Esmah in arabischer Sprache wiederholte, waren auch der Männergruppe, die ferner stand, wohl vernehmlich. Manuel Barreto sah mit Rührung auf das junge Geschöpf, das sich in dieser Stunde so entschlossen von seiner Vergangenheit trennte. Sein Blick streifte dann die beiden Taufzeugen, Catarina Palmeirim, die mit frommer Sammlung und einem Ausdrucke kindlicher Güte neben der Knienden stand, und den Freund, der trotz seiner ritterlichen Haltung mit leuchtendem Auge nur nach der jungen Gräfin blickte und mehr ihren leisen Atemzügen als den Worten des Priesters zu lauschen schien. Eben schöpfte Joana, dem Winke Pater Henriques' gehorchend, das Taufwasser aus der Flut in die goldne Schale, eben sprach der Pater die

weithin schallenden Worte: „Und so nehme ich dich, wie du freien Willens begehrst, in die Gemeinschaft der einen christlichen Kirche auf und taufe dich Esmah Luisa Catarina!“ als Barreto bemerkte, daß die hinter ihm stehenden Männer sich unruhig verhielten und Miraflores, der Stallmeister, leise, aber heftig auf Jayme Leiras und den alten Falkner einsprach.

„Seid still!“ sagte Senhor Manuel ernst und gebietend. „Und kniet mit mir nieder, wenn Pater Henriques den Segen über die Getaufte spricht.“

„Ich habe keine Zeit, muß unsre Pferde bereit machen,“ versetzte Donna Catarinas Stallmeister rauh und heftig. „Dort drüben aus dem Walde naht irgendwer, und da meine Gebieterin hier nicht gesehen werden soll, so laßt uns so bald als möglich auf dem andern Wege hinab.“

Barreto hatte sich, dem stummen Winke des Priesters folgend, auf die Knie niedergelassen. Pater Henriques wiederholte in beiden Sprachen den Segen und schloß mit dem Gebete des Herrn. Hinter Barreto aber war nur der Bursche aus Otaz' Herberge niedergekniet, Miraflores hatte ein paar heftige Schritte gegen die Eiche hin getan, an welcher die Pferde ruhig grasten. Jayme Leiras und der Falkner, dessen Augen so scharf waren wie die seiner Vögel, hielten ihn an beiden Armen zurück: „Ihr bemüht Euch umsonst, die dort Herankommenden sind zu Roß und holen uns alsbald ein!“

„So wollte ich, daß das Wetter den Senhor Luis und die neugetaufte Heidin erschlüge!“ brach der Alte los und schüttelte die haltenden Hände von sich ab. „Habt Ihr gehört, Herr?“ rief er Barreto an, dort brausen Reiter herauf, die schwerlich Gutes bringen. Hätte sich

Euer Pater mit der vermaledeiten Taufe gesputet, so könnte meine Gebieterin längst zu Pferde sitzen und brauchte sich nicht hier und mit Senhor Luis dem Reimschmied finden zu lassen!"

Miraflores mäßigte sich so wenig mehr, daß jeder Laut seiner Zornrede bis zu Catarina Palmeirim hindrang, die eben mit zärtlicher Bewegung die Neugetaufte, in deren dunkelm Haar die Tropfen des Wassers wie Perlen zitterten, umarmt hatte. Jetzt ließ die junge Gräfin Esmah aus ihren Armen und winkte mit verändertem Gesicht den zürnenden Alten zu sich heran. Zum ersten Male in seinem Leben gehorchte der Stallmeister seiner Gebieterin nicht, er hatte wahrgenommen, daß nun auch Barreto unruhig ward und, nachdem er sich des von Westen nahenden Reitertrupps vergewissert hatte, zu der Gruppe hinstürmte, die um Pater Henriques vereint stand und jetzt aus dem Gottesfrieden der letzten Viertelstunde geweckt ward.

„Es naht sich eine berittne Schar — wir wissen nicht, in welcher Absicht sie hier heraufkommen! Wären es die Diener Mulei Mohammeds, so dürfen sie Esmah hier nicht finden — Joana, du kennst den Pfad, der längs des Wasserfalls zu der Schlucht hinabführt. Leite Esmah dort hinunter, verbergt euch, so gut ihr könnt — wir andern wollen die Kommenden aufzuhalten suchen."

„Gewiß, Herr, und sogleich!" rief die Ziegenhirtin, die mit gesundem Sinne die Gefahr begriff und die Gedanken Barretos erriet. Sie faßte blitzschnell die neue Christin bei der Hand: „Komm mit mir, es wird dir nicht zu schwer fallen!" und verschwand hinter ihrer Hütte und dem Felsblock, an dem die Hütte lehnte, während der Edelmann mit fliegenden Worten den Zurückbleibenden

darlegte, wie man sich den unwillkommenen Fremden gegenüber verhalten müsse. Die herankommenden Reiter scheuchten Joanas Ziegenherde gegen die Hütte und den Abhang hinter der Hütte zurück, eine wirre Unruhe herrschte, und der alte Miraflores versagte sich nicht, seiner Herrin die grollendste Miene zu zeigen, die er aufzubringen vermochte. „Bei der Glorie des Hauses Palmeirim, Donna Catarina — Ihr hättet Euch und mir diese Stunde ersparen müssen! Wenn die braune Heidin ins Paradies kommen soll, so hätte eine minder edle Hand als die Eure hingereicht, ihr die Pforte zu öffnen!"

Unterdes hatten Jayme Leiras und der Falkner unausgesetzt den näherkommenden Reitertrupp im Auge behalten. Der erstere rief Barreto bereits zu, daß es Landsleute und keine Mauren seien, die im Trabe das Tal durchmaßen. Der Falkner aber stand auf einem der Felsblöcke, streckte den Kopf immer weiter vor und riß die Augen auf, als ob er etwas ganz Besondres wahrnehme. Noch einmal blickte er den Heranreitenden scharf entgegen, dann rief er mit einem Ton, in dem sich Entzücken und plötzlicher Schreck wundersam paarten: „Der König — der König!"

Eine Minute später erkannten alle hier Versammelten, daß es Dom Sebastian war, der auf einem Rappen dem hinter ihm dreinkommenden Gefolge voranjagte, und der sein Ziel offenbar an Joanas Hütte zu finden gedachte.

Sechstes Kapitel.

Dom Sebastians Augen schweiften, als er unter dem Schatten einer der zerwetterten Eichen plötzlich sein Pferd zurückriß und dann das dampfende Tier im Schritt

heranlenkte, nicht wie sonst über das Ziel hinaus. Sie hefteten sich fest und prüfend auf die Gruppe seiner Untertanen. Sein von der Jagd und dem scharfen Ritt frisch gerötetes Gesicht zeigte einen eigentümlichen Ausdruck: das Entzücken über den Anblick der jungen Gräfin Palmeirim war noch nicht völlig von dem Mißbehagen verscheucht, mit dem er Camoëns und Barreto in der Gesellschaft Catarinas bemerkt hatte. Ganz unerklärlich war dem Könige die Anwesenheit eines dienenden Priesters vom Christusorden — in seiner Seele zuckte ein Argwohn auf, den er nur mühsam hinter einem Scherz verbarg: „Meinen Morgengruß, Donna Catarina! Wie oft habe ich vergeblich gestrebt, Euch, schöne Gräfin, auf einem Jagdzuge zu begegnen — heute finde ich Euch unverhofft mit diesen Edelleuten und dem Hochwürdigen hier. Ich will hoffen, Pater, daß du nicht für die Gräfin und einen von ihnen deines Amtes gewaltet hast?“

Aus dem Tone des erregten Fürsten klang es wie eine verhaltene Drohung. Catarina richtete unerschrocken und mit so heller Fröhlichkeit im Gesichte ihre Augen auf den König, daß er die seinen unwillkürlich niederschlug. „Erhabner Herr,“ sagte sie mit anmutiger Verneigung, „Ihr wißt wohl, daß die Gräfin Palmeirim nicht zum Traualtar treten wird, ohne ihres Königs Zustimmung eingeholt zu haben. Ew. Majestät werden sich nicht erinnern, daß ich um Erlaubnis zu meiner Vermählung gebeten habe.“

Die stolze Fassung des jungen Mädchens befreite auch die Männer, wenigstens die drei, welche mit Catarina unmittelbar vor dem Könige standen, von der Betroffenheit, die namentlich Camoëns nicht völlig verleugnet hatte. Barreto hatte nur eines Augenblickes bedurft, um sich zu

entscheiden, daß der König die Wahrheit erfahren müsse, und stand schon im Begriffe, dem Herrscher unaufgefordert die Vorgänge dieses Morgens zu erläutern, als Dom Sebastian, dessen Jagdgefolge inzwischen herangekommen war, aus dem Sattel sprang und, indem er die Sorge für sein Pferd einem der Reitknechte überließ, sich ritterlich vor der jungen Dame verneigte und den Männern einen huldvollen Gruß gönnte. Dabei fragte er: „Sind das dort eure Jagdpferde, ihr Herren, und habt ihr hier nur eine kurze Rast gehalten? Wollt ihr euch unsrer Jagd anschließen, oder ist euch die Sonne schon zu hoch gestiegen, um uns zu folgen?“

Er hatte blitzschnell die Zahl der Pferde und die der anwesenden Männer verglichen, Stallmeister Miraflores und der alte Falkner waren seinem Blicke nicht entgangen, Barreto erriet, daß der König sich nur zu vergewissern wünsche, ob er beim Heimritt die junge Gräfin und ihre Begleiter allein zur Seite haben würde; Camoëns aber, der in den Zügen Catarinas las, wie peinlich ihr die Spannung dieser Minuten war, sprach entschlossen, fast ungestüm Dom Sebastian an: „Dem Auge Ew. Majestät kann es nicht entgehen, daß uns ein andrer Zweck hier zusammengeführt hat als die Jagd. Pater Henriques hat soeben eine junge Heidin in den Schoß der heiligen Kirche aufgenommen, die Gräfin und ich haben ihr als Taufzeugen gedient, und da Gott es fügt, daß Ihr, allergnädigster Herr, uns heute naht, so erflehen wir den Schutz und die Gnade Ew. Majestät für die neue Christin!“

Die Herzen aller, die in diesem Augenblicke vor dem König standen, schlugen unruhiger, und selbst Pater Henriques senkte einen Augenblick die Augen, als er den

König erbleichen sah. Sie fühlten, daß ein Sturm im Anzuge sei. Dom Sebastian sagte mit scharfer Betonung: „Ich hoffe, daß es deine oder Senhor Manuels Sklavin war, die ihr hier in der Einsamkeit taufen ließet?"

„Nein, erhabner Herr, um keine Sklavin — um eine edle Flüchtige handelt es sich, deren Sehnsucht nach dem Heil Pater Henriques gestillt hat! Wenn Eure Majestät mir Gehör gönnen will, so berichte ich getreu, wie wunderbar sich alles dies begeben hat!"

„Ich brauche es nicht zu hören, Luis Camoëns, ich errate es!" entgegnete der König und heftete die blauen Augen mit eigentümlich kaltem Ausdruck auf den Dichter und seinen Freund. „Ihr habt der entflohenen Sklavin des Prinzen Mulei Mohammed, meines erlauchten Bundesgenossen, Zuflucht gewährt und habt sie taufen lassen, um sie ihrem Gebieter entziehen zu können! Ihr habt übel getan, wenn ihr mein königliches Gebot, dem Maurenfürsten zu Wiedererlangung des Mädchens behilflich zu sein, nicht gekannt, und schlimmer, wenn ihr demselben getrotzt habt! Pater Henriques wird wissen, ob er vor seinen geistlichen Obern diese heimliche Taufe verantworten kann, an der Ihr, Gräfin Catarina, nie hättet teil nehmen sollen!"

„Man hat mich gelehrt, der König sei allezeit der Schutzherr unsers Glaubens und der Schirmherr aller Bedrängten," fiel das erglühende Mädchen dem Zürnenden ins Wort. „Von meinem König wußte ich, daß er jeden seiner glorreichen Namen mit tausendfachem Rechte trägt. Von Eurer Majestät brauchte ich nicht zu fürchten, daß sie mir um der Erfüllung einer heiligen Pflicht willen zürnen würde — auf Eurer Majestät großes Herz durfte ich vertrauen und einer unglücklichen Mitschwester ohne

ärmliches Zagen die Hand reichen. Ihr seid größer, mein König und Herr, als Eure Räte. Ihr solltet jetzt auch diese Edelleute, die nur in Euerm Sinn gehandelt haben, nicht mit den Worten Eurer Räte bedrohen."

Dom Sebastian folgte mit ebenso sichtlichem Erstaunen wie die drei Männer, neben denen Catarina Palmeirim stand, den leidenschaftlichen Worten der jungen Gräfin. Während Barreto und der Priester nur empfanden, wie edel und mutig die junge Gräfin zwischen den Zorn des Königs und sie trat, leuchtete in Camoëns' Gesicht ein Ausdruck triumphierenden Stolzes, innerer Beseligung auf. Der Dichter vergaß, daß er noch immer nur drei Schritte von seinem Herrscher stand, dessen Stirn unmutig gerunzelt und dessen Lippen zornbleich waren, und suchte durch einen glühenden Blick zu danken. Der König aber fühlte, daß dies ein entscheidender Augenblick sei, daß er dem Bilde, das Catarina in ihrer Seele trug, entsprechen müsse oder für immer in den Augen des Mädchens des Glorienscheins beraubt sein werde, den sie ihm lieh. Und obschon ihm das Beginnen Barretos und seiner Genossen mit jeder Minute vermessener und strafwürdiger erschien, so durfte doch dieser Morgen ihm nicht verloren gehen, er bezwang seinen Groll und lächelte wenigstens der mutigen Sprecherin zu:

„Es ist nicht ganz so, wie Ihr wähnt, Donna Catarina, ein König hat oft die Pflicht, nicht seines Herzens Wallung, sondern die Weisheit seiner Diener zu Rate zu ziehen. Gleichwohl will ich Euer Vertrauen nicht täuschen und das, was die Herren in guter Absicht und in Unkenntnis der Verhältnisse getan haben, mit dem Schilde meines königlichen Willens decken. Eure Schutzbefohlene soll frei bleiben, und um ihrer holden Patin willen werde ich es

auf mich nehmen, ihren seitherigen Herrn zu begütigen. Und nun, Pater Henriques, führt mir das Mädchen vor, um deretwillen Wunder geschehen; denn ein Wunder muß ich's nennen, daß Ihr und Manuel Barreto und unser Dichter, der Euch erst seit zwei Tagen kennt, und nun selbst der König sich im gleichen Gefühl für die Fremde begegnen! Wo habt Ihr Euern Täufling?"

„Wir wollten das Mädchen Eurer Majestät nicht vor Augen bringen, als bis wir unsre Kühnheit eingestanden und der Armen, die noch wenig von unsrer Sprache versteht, einen gnädigen Blick gesichert hätten," versetzte Barreto. „Ich werde eilen, Esmah herbeizuholen."

„Laßt mich gehen, Manuel, damit ich der Maurin erklären kann, wie glücklich sich alles fügt," sagte Camoëns, mit einer Verbeugung die Erlaubnis auch König Sebastians erbittend. Ihn drängte ein dumpfer Unmut hinweg, der stumme Dank, den Gräfin Catarina dem Edelmute des Königs zollte, währte ihm zu lange, er fühlte etwas heiß in sich aufwallen, nicht Eifersucht, denn zur Eifersucht hatte er kein Recht, aber etwas, das ihn an die Tage gemahnte, da König Johanns glühende Blicke auf Catarinas Mutter geruht hatten, wie jetzt die Dom Sebastians auf Catarina Palmeirim. Mit raschen Schritten schlug er den Weg am Wasserfall hinab ein, auf dem sich vorhin Joana mit Esmah entfernt hatte. Der König sah dem Enteilenden mit einem Blicke nach, welcher Barreto veranlaßte, den Arm des Priesters zu ergreifen und sich mit demselben bis zur Hütte der Ziegenhirtin zurückzuziehen. Offenbar wünschte er, mit Catarina allein zu sprechen — er hielt durch einen gebieterischen Wink die Diener der jungen Dame fern, die sich in demselben Augenblicke näherten, in welchem Barreto und der Pater hinwegtraten.

In den Augen des Königs flammte ein Strahl, vor welchem Catarina Palmeirim die ihrigen niederschlug, sein Atem wehte sie heiß an, als er mit leiser, aber leidenschaftlich zitternder Stimme anhob: „Nur um Euretwillen, Gräfin, verzeihe ich den Frevlern ihre unbefugte Einmischung in die großen Angelegenheiten meines Reiches, um Euretwillen will ich der neuen Christin gnädig sein, darum sagt mir, was Ihr für sie wünscht, und erspart mir, mit Manuel Barreto und Camoëns viel darüber zu sprechen."

„Warum wollen Eure Majestät die Gerechtigkeit und Großmut ihrer Seele zur bloßen Laune herabsetzen?" entgegnete Catarina leise. „Da Ihr mir zu wünschen gestattet, Herr, so bitte ich, das maurische Mädchen bei mir im Palast behalten zu dürfen, nicht als meine Dienerin, denn sie ist edelgeboren, wie mir die Herren sagen, sondern als Gesellschafterin und Gespielin."

Sie sah den König bei dieser Bitte ernst und doch kindlich vertrauend an. Dom Sebastian versagte sich einen Seufzer darüber nicht, daß die junge Gräfin immer wieder seinem fürstlichen Sinne zuschrieb, was er als Ausfluß seines leidenschaftlichen Gefühls betrachtet wissen wollte.

„Ich hatte Euch im voraus gewährt, was Ihr erbitten würdet, Donna Catarina!" gab er in etwas gereiztem Tone zur Antwort. „Ihr werdet natürlich auch begehren, Eure Schutzbefohlene und neue Gespielin mit Euch zu nehmen und mich nicht durch Eure Teilnahme an meiner Jagd erfreuen können?"

„Und warum nicht, allergnädigster Herr?" fragte Catarina dagegen. „Esmah kann im Geleit Senhor Manuels und seines Freundes, die ihre ersten Beschützer

waren, nach Cintra hinabkommen, mein Stallmeister und Falkner sind mit mir, Eure Majestät hat zu gebieten, ob ich ihrem Jagdzug folgen soll oder nicht!"

„Ich gebiete Euch nichts!" versetzte Dom Sebastian, und wieder traf der Blick, vor dem Catarina Palmeirim schon einmal zu Boden gesehen hatte, das schöne Mädchen. „Wenn Ihr nicht freiwillig und weil auch Ihr Freude dabei empfindet, meine Jagdlust zu teilen begehrt, so war es unnütz, daß ich mich dieses unverhofften Begegnens freute!"

„Ihr wißt, Herr, wie hoch mich Eure Einladung ehrt," sagte Catarina, die den gereizten Ton, in dem der König die letzten Worte gesprochen hatte, völlig zu überhören schien. „Erlaubt, daß ich, bis Senhor Luis wiederkehrt, meinem alten Miraflores die nötigen Weisungen gebe."

Sie winkte ihren Stallmeister zu sich heran, der mit verdrossener Miene die umständlichen Vorgänge der letzten Viertelstunde mit angeschaut und, als Dom Sebastian seine Annäherung zurückgewiesen hatte, von seinem Unmut beinahe überwältigt worden war. „Der König darf alles — doch ich möchte den sehen außer dem König, der mir verbieten wollte meine Pflicht zu tun!" hatte er gemurrt. „Es ist meine klare Pflicht, neben meiner jungen Gebieterin zu bleiben, und mir ist, als hätte ich heute viel hartnäckiger auf meinem Platze bestehen sollen. Wo der verruchte Poet seinen Fuß hinsetzt, wächst ein Unheil für das Haus Palmeirim aus dem Boden."

Mit erfreutem Gesicht folgte er jetzt dem Winke Catarinas und war, während er vor dem König auf die Knie fiel und sich steif und mühselig wieder erhob, ganz Ohr für ihre Weisung. „Laß unsre Pferde rüsten, Seine

Majestät wünscht, daß wir der Jagd des Königs folgen!" sagte sie mit lauter Stimme. Leiser fügte sie hinzu: „Geh zum Jägermeister des königlichen Gefolges, das dort hält, erkundige dich, wohin wir reiten und wie lange die Jagd währen wird!"

Die Zufriedenheit, mit welcher der Alte diese Befehle vernahm, ward ihm durch die Rückkehr von Senhor Luis Camoëns getrübt. Er sah, daß Barreto und der Priester von der Hütte aus den Emporkommenden winkten, sich zu beeilen. Gleich darauf erklomm Camoëns den Rand der Hochfläche. Er führte Esmah, die ihm ohne Zagen folgte; an einer andern Stelle tauchte Joanas dunkler Kopf auf, nur schüchtern wagte sie sich in die Nähe ihrer Hütte und schaute mit weit geöffneten glänzenden Augen den König an. Dom Sebastian, welcher inzwischen eifrig zu Catarina gesprochen und ihr mit der Zutraulichkeit eines Knaben von seinen einsamen und gefährlichen Jagden in der Sierra Estrella erzählt hatte, schien die Hirtin gar nicht zu bemerken, sein Blick war Camoëns und Esmah entgegengerichtet, um seine Mundwinkel lag mit einem Male wieder ein böser, starrer Zug, der den sich Nähernden wenig Gutes verhieß. Doch ruhig und zuversichtlich sah Catarina auf den jungen Herrscher, und Dom Sebastian fühlte, daß er in ihrem Banne stehe. Er redete die Maurin in ihrer Heimatsprache an, wünschte ihr Glück zu ihrer Bekehrung und zu dem Schutze der Gräfin Palmeirim, den sie gewonnen habe und hoffentlich stets verdienen werde, und wandte sich dann jäh und abgerissen, nach seiner Weise, zu Camoëns:

„Du hast mit Senhor Manuel dies Werk begonnen, Luis Camoëns, nun führe es auch zu Ende, soweit du vermagst. Geleitet dies Mädchen nach Cintra hinab in

unsern Palast, zur Herzogin von Braganza. Und laßt jederman wissen, daß wir die junge Maurin unter unsern königlichen Schutz genommen haben! Die große Sorge, wie Mulei Muhammed zu begütigen sei, habt ihr auf den König geworfen; von dir zumal, der du doch Portugals Geschick und Ruhm in deiner Seele wägst, hätte ich Klügeres erwartet. Doch ich tadle dich nicht, du hast nach dem Maße deiner Einsicht gehandelt. Jetzt tut, was Euch noch ziemt, alles Weitere will ich von Donna Catarina hören. Manuel Barreto, du wirst dich noch einmal bei mir zeigen, ehe du nach deinem Landsitze zurückkehrst! Pater Henriques, grüße mir den Ordensmarschall, und mögest du Freude an der Seele erleben, die du der heiligen Kirche gewonnen hast! Geh mit Gott, Esmah Catarina und bete fleißig zu deiner Schutzheiligen! Und nun, Herrin, wenn es Euch beliebt, denken wir an unsre Jagd, es soll ein Morgen werden, wie wir noch keinen erlebt haben!“

Das Gesicht des Königs, das während seiner Ansprachen an alle andern nur ein künstliches Lächeln zur Schau getragen hatte, leuchtete in froher Erwartung wahrhaft auf, sobald er sich zu Catarina Palmeirim wandte. Die junge Gräfin schien von der unruhigen Hast des Gebieters noch nicht ergriffen, sie umarmte Esmah und nahm von den Männern, in deren Schutz sie die neue Christin ließ, längeren Abschied. Der alte Miraflores hatte ihr graues Jagdpferd längst herangeführt, auch Dom Sebastian hatte seinem Gefolge ein Zeichen gegeben, sich bereitzuhalten, und noch sprach Catarina zu Manuel Barreto und befahl ihm Grüße für die Herzogin und die treueste Sorge für Esmah. Der König merkte, daß er seinen Wunsch zum Aufbruch wiederholen müsse, er trat Catarina wieder um einen Schritt näher und befahl

Miraflores, das Pferd, das dieser am Zügel hielt, noch näher heranzuführen. „Ihr gestattet, Donna Catarina, daß ich Euch in den Sattel helfe!“ sagte er und bot ihr ritterlich die Hand. Sie hörte erglühend sein Drängen und wagte nicht länger zu zögern. Aber noch vom Pferde herab, und während der König selbst seinen Rappen bestieg, grüßte sie die Zurückbleibenden. Miraflores, der den alten Falkner angewiesen hatte, sich dicht hinter ihm zu halten, wollte den Platz neben seiner jungen Gebieterin einnehmen, den ihm die Sitte zusprach, Dom Sebastian jedoch scheuchte ihn mit einem Blitz aus seinen blauen Augen bis zu dem eignen Gefolge zurück, das sich in gemessenem Abstande von dem jungen Herrscher hielt. Und nun überließ sich der König dem wilden Ungestüm seiner Natur, er lenkte mit der einen Hand sein Pferd und griff mit der andern in die Zügel, die die junge Gräfin hielt, im schärfsten Trabe flog er an dem Häuflein seiner Begleiter vorüber und denselben Weg talwärts, den er vorhin emporgekommen war. Das Jagdgefolge brauste hinter ihm drein, die Blicke der zurückbleibenden Männer, Esmahs und Joanas hafteten nur auf dem Paare, das sie noch lange auf dem sonnenüberglänzten Wege wahrnehmen konnten. Sie alle hatten den übermütig jauchzenden Laut gehört, mit welchem sich der König aus dem Bügel in den Sattel schwang, und hatten den freudigen Schein gesehen, der auf seinem Gesichte lag, als er allein neben dem schönen Mädchen hielt. Barreto und der Priester blickten ernst einander an, Camoëns aber starrte traumverloren den Enteilenden nach, es waren sichtlich schlimme Träume, die in seiner Seele erwachten. Leise sagte er zu Barreto: „Ich weiß nicht, ob ich es für ein Glück oder für ein Unglück halten soll, daß ich in dieser Stunde kein Pferd mein

nenne. Mir ist, als müßte ich hinter dem König dreinjagen und jedes Wort erlauschen, das er zu Catarina Palmeirim spricht! Ich liefe Gefahr zu vergessen, was ich der Majestät unsers Herrschers schulde."

„Ihr würdet es nicht vergessen, Freund, weil Ihr nicht allein seid und weil Ihr wißt, was Ihr unsrer Schutzbefohlenen und Donna Catarina schuldet, die ja nur auf Euer Wort hier heraufgekommen ist!" erwiderte Barreto.

Camoëns fühlte den scharfen Tadel in den ruhigen Worten des Freundes und flüsterte ihm zu: „Versteht mich nicht falsch, Manuel. Eben weil ich die Gräfin überredete, an Esmahs Taufe teilzunehmen, weil ich die Ursache bin, daß der König sie hier antraf, möchte ich sie vor jedem Unheil wahren!"

„Würdet Ihr es ein Unheil nennen, an Dom Sebastians Seite den Thron von Portugal zu teilen?" fragte der Fidalgo und sah den Erregten mit einem Blicke an, der Camoëns verriet, daß der ältere Freund auf den Grund seiner Seele hinabschaue. Er drückte Barreto schweigend die Hand und wandte sich dann zu Esmah, die er aufforderte, sich zum Gange nach Cintra bereit zu halten und von der Ziegenhirtin Abschied zu nehmen. Das Mädchen eilte sofort zu Joana hin, die vom Eingange ihrer Hütte aus noch immer nach dem Westen hinüberschaute, wo eben die letzten Reiter des königlichen Jagdgefolges zwischen den Felsentoren verschwanden, aus denen die ganze Herrlichkeit vor einer Stunde unerwartet aufgetaucht war. Esmah legte zärtlich ihren Arm um den Nacken der kleinen hilfreichen Freundin und schmiegte ihre Wange an die sonnenbraune des Hirtenkindes, Joana verstand auch ohne die wenigen gebrochnen Worte, daß Esmah hinweg

müsse, und stammelte, während ihre Augen sich mit Tränen füllten, schlichte Segenswünsche für die Scheidende. Diese fand es schwer, sich aus den umschlingenden Armen der Hirtin loszuwinden, bis ihr Barreto zu Hilfe kam und zu Joana sagte: „Laß es gut sein, Kind, es ist kein Abschied für immer, du sollst Esmah Catarina, der du im Unglück beigestanden, auch im Glück wiedersehen. Aber jetzt halte sie und uns nicht auf. Wir müssen vor Mittag in Cintra und in Sicherheit sein, nicht nur wegen des Gewitters, das sich dort über der Waldschlucht immer deutlicher zusammenballt; sie wissen drunten in der Welt noch nicht, daß Esmah jetzt von Kirche und König zu gleicher Zeit in Schutz genommen ist, wir dürfen, bis sie es wissen, Mulei Muhammeds Häschern nicht begegnen. Wir haben erfahren, daß sie heute Esmah in andrer Richtung suchen, sie sind schon früh nach der Küste hin ausgezogen, also müssen wir vor ihrer Rückkunft den Palast erreichen!"

Joana nickte und trennte sich rasch mit einer letzten Umarmung von Esmah. Senhor Manuel reichte der Kleinen die Rechte und steckte mit der Linken ein paar große Goldstücke mit König Sebastians Bild in ihren Gürtel. Auch Camoëns und Pater Henriques nahmen herzlich Abschied, und Jayme Leiras, der alte Seemann, versagte sich nicht, Joana mit einem Kusse zu beteuern, daß sie recht getan habe und ein tapferes Kind sei. Der kleine Zug, den wiederum der Bursche aus Otaz' Herberge schloß, hatte sich schon in Bewegung gesetzt, als Manuel Barreto mit plötzlichem Besinnen noch einmal zu Joana zurückeilte.

„Noch ein Wort, Kleine," sagte er, als er wieder vor ihr stand und sie ihr gutes Gesicht zu seinem emporrichtete. „Bist du an die frommen Schwestern von Santa

Eufemia gebunden oder willst du mit mir nach meinem Gute kommen? Es gibt auch dort Ziegen zu hüten und mancherlei sonst zu tun — du sollst es in Almocegema so gut und besser haben als hier! Nicht daß es nötig wäre, ich glaube, du bist hier oben so sicher als irgendwo — doch wäre es mir lieb, mein Auge auf dir zu behalten!“

Joana suchte umsonst nach einer Erwiderung, gleichwohl las der Edelmann ihre Antwort auch von den stummen Lippen, die sich öffneten und wieder schlossen, und aus den verlegen zu Boden gesenkten Augen.

„Schon einen Liebsten?“ sagte er teilnehmend. „Dem Schatz würde der Weg nach meinem Gute zu weit sein? So behüte dich Gott und die Mutter aller Gnaden, Joana, und habe noch einmal Dank für alles, was du an Esmah getan!“

Er verließ sie wieder, Joana blickte ihm feuchten Auges nach und sprang dann leichtfüßig zu ihren Ziegen auf den höchsten der verstreuten Felsblöcke hinauf, um die Scheidenden noch weithin grüßen zu können. Die Männer führten Esmah zwischen sich und legten den Pfad durch das Hochtal, der schon sonnenheiß ward, rasch zurück. Als der kleine Zug den eifrig und teilnahmvoll nachschauenden Augen des Mädchens entschwand und sie auch drüben im Westen nichts mehr wahrnahm als die Felsen, den Waldrand und das alte Muttergottesbild, legte sie sich auf das braune Moos des Steinblockes und überließ sich träumend der Ruhe. Die grüne Fläche lag wieder so einsam und sonnenüberglänzt wie vor den wunderbaren Erlebnissen, die in ihrer Seele nachklangen, aber das Rauschen des Baches, das Summen der wilden Bienen und der würzige Duft der roten Quendelblüten wiegten

Joana heute so wenig in Schlummer als die merkliche Schwüle der Luft. Sie lag und sann und folgte mit ihren Träumen dem Könige und der schönen jungen Dame, welche vor wenigen Stunden unter ihrem Strohdache verweilt hatte. Nur weil sie gewiß war, daß ihre Hand in der Hand Donna Catarinas geruht habe, weil sie sich jedes gütige Wort, das die Gräfin zu ihr gesprochen, wieder vorsprechen konnte, blieb sie auch gewiß, daß sie den König gesehen habe, daß es der König gewesen sei, der Donna Catarina wie im Sturme davongeführt hatte. Die Kleine schützte die Augen mit der Hand vor der leuchtenden Sonne zu Häupten und sah besorgt nach den dunkeln Wolken, die sich dichter und dichter um die Bergspitzen lagerten. Es fiel ihr schwer aufs Herz, wo die junge Gräfin und der König jetzt wohl weilen möchten, und ob jene den schimmernden Palast in Cintra, den sie selbst nur einmal gesehen, vor Losbruch des Gewitters erreichen würden.

Der Reiterzug, dem die Gedanken der jungen Hirtin nachflogen, hatte längst die Sohle der Waldschlucht erreicht, die sich westwärts vom Hochtal der Mutter aller Gnaden gegen Quintinha hinzog und in die großen Forsten um Pena Verde ausmündete. Dom Sebastian hatte, sobald die nachschauende Gruppe aus den Augen schwand, die Zügel des Jagdpferdes seiner Begleiterin fahren lassen. Nachdem er gewiß war, daß sein und Donna Catarinas Gefolge in gehörigem Abstand hinter ihnen bleibe, ritt er langsamer. Aber weder der König noch die junge Gräfin sprachen zunächst ein Wort, Dom Sebastian kämpfte im stillen noch mit dem Groll darüber, daß ein paar seiner Untertanen seinen Willen gekreuzt hatten und daß er um des Mädchens Willen nachgegeben hatte, welches jetzt stumm

und fast scheu neben ihm ritt. Durch Catarinas Seele wogten die Erlebnisse der letzten Tage und des heutigen Morgens und trübten ihr die klare Sicherheit, mit der sie bis heute aller Welt und auch dem Könige gegenüber gestanden hatte. Sie ahnte, daß ein Unausgesprochenes zwischen ihr und dem König sei, und konnte zu dieser Stunde nur wünschen, daß es unausgesprochen bleibe. Sie hatte Dom Sebastian heute anders gesehen als je zuvor und war zum ersten Male in seiner Gegenwart von Furcht beschlichen worden. Und doch — als er endlich sein Schweigen brach und mit leisem Vorwurfe fragte, warum sie so stumm bleibe, und als er immer eindringlicher zu ihr sprach, fühlte sie wieder den Zauber, der in seiner Stimme lag. Er hatte ihr eine Felswand mit wenigen schroffen Vorsprüngen gezeigt und ihr erzählt, daß er vor einigen Wochen gewagt habe diese zu erklimmen, in der Hoffnung junge Falken aus dem hochhängenden Neste zu rauben, die er ihr zu bringen beabsichtigt habe. Als Catarina nur leise erwiderte, sie könne nicht wünschen, daß der König sich um ihretwillen in Gefahr setze, lächelte er geringschätzig über das Wort Gefahr und sagte dann: „Ihr wollt nicht von meiner Jagd sprechen — Ihr zürnt mir noch, Herrin — ich bin Euch hart erschienen. Aber Ihr wißt nicht, wie mich jedes Hindernis schmerzt, das mich auf dem Siegeswege aufhält, den ich mein Volk in Afrika führen will! Tag und Nacht sehe ich die Minaretts von Marokko vor Augen, auf die ich Gottes Kreuz pflanzen muß, und leider, leider, kann ich dabei der Hilfe des ungläubigen Fürsten nicht entbehren, dem Euer Täufling entflohen ist. Da war es wohl verzeihlich, daß ich nicht sogleich gut hieß, was die Herren Barreto und Camoëns beliebt haben.“

„Ihr habt Euch groß und gnädig erwiesen, Herr!“ sagte Catarina leise, „und mir, der Unerfahrenen, ziemt kein Urteil über das, was Eure Majestät sonst sagt.“

Der junge König richtete sich heftig in den Bügeln empor, sein Gesicht zeigte wieder einmal jene Blässe, die bei großer Erregung mit jäher Röte abwechselte: „Ihr sollt zu mir nicht so sprechen, Donna Catarina, nicht so! Wie lange habe ich darauf gehofft, Euch einmal in Wald und Feld zu begegnen, mit Euch reden zu können, wie mit niemand in der Welt, von Euch zu hören, was mir keiner an meinem Hofe und keiner in meinem Lande sagt! Gerade hier in meinen Jagdgründen, wo ich sonst immer frei atmen konnte, preßt Ihr mir das Herz, als wenn wir im Palast zu Lissabon stünden, die Herzogin neben Euch und Pater Tellez hinter mir!“

„Ich verstehe Eure Majestät nicht!“ entgegnete Catarina und wandte ihr Gesicht von dem König hinweg. „Welch ein Recht hätte ich, meinem erlauchten Herrn zu widersprechen, und weshalb dürfte ich wagen, was keinem Eurer Untertanen zusteht?“

„Das Recht gibt Euch die Bitte, die ich nicht zum ersten Male an Euch gerichtet habe, Gräfin Catarina!“ sagte Dom Sebastian und dämpfte die Stimme so, daß niemand aus dem Gefolge einen Laut derselben vernehmen konnte. Ich will aus einem Munde und am liebsten auf der Welt aus dem Euern die reine Wahrheit hören, Herrin! „Ich weiß wohl, daß auch der größte König sie nicht befehlen darf, doch ich hoffte, daß Ihr tiefern Anteil an mir nähmet und mir Euers Herzens Meinung nicht vorenthalten würdet. Ihr schweigt im Kreise meines Hofes, Donna Catarina; löst Euch auch die Stille hier die Lippen nicht, so gebe ich jede Hoffnung auf.“

Der junge Fürst ritt, indem er dies sprach, mit dem schönen Mädchen unter schlanken Kastanien hin, die rechts und links vom Wege standen und deren Laubkronen sich zu einer Art grüner Halle verschränkten. Wo der moosüberwachsene Boden sich nur etwas erhob, drohten die Zweige den Reitenden ins Gesicht zu schlagen; Dom Sebastian vergaß trotz aller Erregung des Augenblickes nicht, sie vor dem Haupte seiner schönen Begleiterin zurückzubiegen. Die Sonne, die zum Mittag stieg, drang auch hier herein, das Licht floß an den Ästen und Stämmen herab und flirrte durch das dichteste Laubdach; so oft der König einen Zweig hob, schien er goldne Funken über das Haupt seiner Begleiterin zu schütten. Catarina konnte in der grünen Dämmerung den düstern Ausdruck seines Gesichtes nicht wahrnehmen, aber der Klang seiner letzten Worte und die ritterliche Sorgfalt, die er auch jetzt für sie zeigte, ergriffen sie so, daß sie ihre stummen Gelübde kluger Vorsicht brach und aufwallend rief:

„So laßt mich Euch sagen, Herr, daß es mich schmerzt, wenn Ihr Menschen Euer Ohr leiht, denen die Niedrigkeit und die Lüge auf der Stirn geschrieben steht, wie das Gezücht, das vor zwei Abenden zu Euch herankroch! Laßt mich sagen, daß es mir königlicher schiene, Eure Majestät leistete auf alle Eroberungen Verzicht, als daß Ihr in Eurem Lande den Mohrenfürsten mit seinen Stummen und Henkern duldet und ihm Gewalt gebt — daß Ihr" —

„Ihr werdet aus dem Sattel stürzen in Eurem Eifer, Herrin!“ unterbrach der König die Schöne, die in der Tat vergaß, daß sie ein Pferd zu lenken hatte, und erst, als Dom Sebastian hilfreich ihren Arm ergriff, die Gefahr bemerkte. Der König zürnte offenbar nicht, aber er schwieg einige Minuten, und als sie den Schatten

der Kastanien hinter sich ließen und eine Strecke auf sonniger, baumloser Straße ritten, vernahm Catarina einen tiefen Seufzer. Vor sich hinblickend sagte der junge Fürst:

„Ich habe es gefürchtet, daß Ihr denkt, wie Ihr eben kundgabt, Donna Catarina! Ich fühle mich oft versucht, wie Ihr zu denken, doch hat man mich gelehrt, der eignen Wallung immer zu mißtrauen und sie niederzukämpfen! Ihr verzeiht mir eine Frage: „Seid Ihr sicher, daß Euer Beichtiger streng und rein und ohne Wanken in unserm heiligen Glauben ist?"

„Ich bin es gewiß!" versetzte die junge Gräfin, die mit Befremden die Frage vernommen hatte. Eure Majestät sieht, daß ich besser getan hätte, in Ehrfurcht zu schweigen; meine Torheit, meine kindische Offenherzigkeit laßt Ihr auf meinen Beichtvater zurückfallen, Herr!"

„Nicht doch, nicht doch!" murmelte König Sebastian, „ich bin Euch dankbar, daß Ihr zu mir sprecht, wie Ihr fühlt, und ich habe dort oben schon nach Euern Worten getan. Versagt mir das Glück nicht, Eures Herzens Meinung zu vernehmen! Wüßtet Ihr, wie oft ich einsam durch diese Täler gestreift bin und nach einem wahren Worte heißer gelechzt habe, als nach einem Trunk aus dem Quell! Im Palast meinten sie, daß ich mit Eifer den Wildkatzen nachstellte, die im Dickicht der Bergschluchten hausen, und mögen oft über meine Jagdlust gescholten haben, wenn ich nur darüber grübelte, ob ich mein Alleinsein als ein Unglück oder als eine Gnade Gottes betrachten solle. Wüßtet Ihr, wie öde, wie furchtbar zuzeiten das Alleinsein ist, es würde Euch nicht reuen, mir eine Stunde wie diese gegönnt zu haben!"

Catarina Palmeirim sah und hörte mit wachsendem

Wangen auf den König. In ihrer Seele regte sich ein tiefes, zartes Mitleid für den jungen Herrscher, welcher sonst so schroff und unnahbar erschien und jetzt sein innerstes Herz vor ihr enthüllte. Zugleich aber fühlte sie eine dunkle Furcht, sie wußte nicht, was der nächste Augenblick bringen würde, und rang umsonst nach einem Worte, das dem König ihre Teilnahme ausdrücken und ihn dennoch hindern mußte, ihr mehr zu sagen. Sie blickte rückwärts, ob das Gefolge nicht rascher herankomme, allein Senhor Casalinho, des Königs Jägermeister, hielt die Reiter fortgesetzt in gleichem Abstand und verhinderte selbst den alten Miraflores, sich seiner Herrin auch nur um eine Pferdelänge zu nähern. Ihr war zumute, als ob die Luft schwüler und schwüler würde, die Pinien, die hier zwischen dem Laubholz wuchsen, strömten in der Mittagsglut ihren Harzduft weithin aus, und Catarina zog ihren Hut tiefer in die Stirn, um die Augen besser vor den heißen Strahlen zu schirmen oder um die Blicke Dom Sebastians abzuwehren, die erwartend auf sie gerichtet waren. Sie öffnete und schloß die Lippen wieder und fühlte, daß sie in Gefahr stand, dem Könige ihren tiefen Widerwillen gegen seine Umgebungen und namentlich gegen den Prior von Belem zu verraten. Doch wartete der König selbst nicht ab, daß sie sich zum Sprechen zwang.

Auf den Eingang zu einem engen Felstale deutend sagte er: „In jenem Waldgrunde hätte ich heute morgen gejagt, Herrin, wenn mir nicht die Kunde geworden wäre, daß ich Euch bei der Mutter aller Gnaden finden würde. Da hielt ich mich nicht und strebte Euch nach, und nun möchte ich, daß Ihr alles sähet und vernähmet, was mir wert ist. Ihr tragt doch keine Scheu, mir dort hinein zu folgen? Der Weg ist ein wenig unbequemer als dieser,

aber mit einem guten Pferde wie dem Euern völlig gefahrlos. Ich will Euch die Plätze zeigen, wo ich den letzten Bären bestanden habe, der in dieser Schlucht hauste, und wo ich ganz allein den Eber niederstieß, dessen Hauer ich der Herzogin sandte. Und vor allem den Quell, an dem mir der heilige Jakob vom Schwert erschienen ist und mich in dem Gedanken des Zuges gegen Marokko bestärkt hat! So oft ich in meinem Vorsatze wankend wurde, habe ich an dieser Stelle Glauben und Zuversicht wiedergewonnen. Mir ist, als könnte ich besser zu Euch reden, wenn Ihr die stillen Plätze alle zuvor geschaut habt, an denen ich meine glücklichsten Stunden verlebt habe."

Catarina hauchte auch jetzt nur mühsam hervor: „Gern werde ich sehen, Herr, was Eurer Majestät gefällt, mir zu zeigen!" In dem gleichen Augenblicke aber fuhr ein Windstoß daher und wirbelte eine Staubwolke um den König und Catarina auf. Als das junge Mädchen betroffen emporblickte, nahm sie wahr, daß das Stück blauen Mittagshimmels über dem engen Felstale und dem Waldrande, an dem sie hielten, halb verfinstert war. Gleichzeitig galoppierte der Jägermeister des Königs heran, hielt zwar in respektvoller Entfernung, aber doch so, daß er von dem jungen Fürsten verstanden werden konnte, und sagte: „Erlauchter Herr! so viel sich hier urteilen läßt, zieht ein schweres Wetter über die Berge von Najarros heran. Eure Majestät wolle entscheiden, ob der Ritt fortgesetzt werden soll."

Dom Sebastian vernahm mit Unmut die Worte des ehrerbietig harrenden. Ehe er noch etwas erwidern konnte, drängte der alte Miraflores sein Pferd an Senhor Casalinho vorüber und rief der Gräfin zu: „Es ist keine Zeit zu verlieren, Herrin, wenn Ihr noch vor dem

Schlimmsten Cintra erreichen wollt. Die Wetter, die von dort herüberkommen, pflegen die raschesten und die zornigsten zu sein.“

Wie zur Bekräftigung der Warnung trieb ein neuer plötzlicher Windstoß, der zu Füßen der Pferde Sand und vertrocknetes Laub aufwirbelte, hoch über den Reitern dunkle, gelbgeränderte Wolken in wildem Fluge hin. Auf Augenblicke ward der Himmel wieder heller, doch nur um alsbald von tiefer hängenden Wolkenmassen aufs neue verfinstert zu werden. König Sebastian blickte mehrmals empor, ehe er sich entschloß zu sagen:

„Ich weiche keinem Wetter, doch möchte ich Euch in Sicherheit wissen, Donna Catarina! Wenn Ihr es nicht vorzieht, Zuflucht in der Jagdhütte zu suchen, die ich mir eine Stunde von hier im Dickicht der Xerdaschlucht errichten ließ, so gebe ich den Befehl, den Rückweg nach Cintra einzuschlagen.“

Obschon Catarina in den Zügen des Königs den Wunsch las, daß sie den Schutz seiner Jagdhütte vorziehen möchte, so entgegnete sie doch rasch: „Eure Majestät, ich bin es meiner mütterlichen Beschützerin, der Herzogin, schuldig, sie nicht in peinlicher Sorge um mich zu lassen!“

„Wie Ihr wollt, Gräfin, wie es Euch gefällt!“ sagte Dom Sebastian und scheuchte mit einem Blicke den Stallmeister Catarinas zu dem übrigen Gefolge zurück. „Wollen wir zurück, so müssen wir die nächste Straße einschlagen, du kennst sie, Casalinho, reite uns vorauf und führe uns gut!“

Der Jägermeister bat um Erlaubnis, das Gefolge in Kenntnis zu setzen, eine Minute später kam er zurück: „Eure Majestät gestattet, daß wir im schärfsten Trab

reiten, vielleicht erreichen wir Cintra noch vor Losbruch des Wetters!"

„Vorwärts also!" sagte der König, indem er seinen Mißmut bezwang. „Vielleicht sehen die Dinge hier schlimmer aus, als sie in Wahrheit stehen. Je weniger Ihr Euer Pferd schont, Donna Catarina, umso früher wird die Herzogin von ihrer Unruhe erlöst."

Die kleine Reiterschar stob weiter, als ob sie der Gewitterwind beflügelte, welcher sich in der Talschlucht verfangen hatte. Hinter ihnen drein grollten die ersten zwischen den Bergen widerhallenden Donner, vor ihnen durchleuchtete ein zackiger Blitz die dunkle Wolkenwand, die sich ins Tal hereinsenkte. Catarinas Pferd bäumte erschreckt auf, der König, der wieder in die Zügel seiner Begleiterin griff, riß es nieder und sagte lächelnd: „Mein Roß scheut nicht, ich habe es an den Blitz von Geschützen gewöhnen lassen."

Sie vermochte nichts zu antworten. Die fremdartigen Erlebnisse dieses Tages begannen sie zu überwältigen, sie empfand plötzlich die erstickende Schwüle und Schwere der Luft und hatte jetzt nur den einen Gedanken, ins Freie hinauszukommen. Beim Licht der nächsten Blitze bemerkte sie, daß die Felswände bereits zurücktraten, die Straße breiter ward und der Laubwald an sanftern Abhängen emporstieg. Das Gewitter grollte noch immer nur von ferne, aber die Blitze folgten sich häufiger, der Donner klang rascher hinter ihnen drein, Catarina sah, daß auf dem Hute des Königs bereits die ersten schweren Tropfen lagen. Wo sich der Blick nach Westen auftat, rauschte der Regen wie eine fließende Wand nieder, und ungeheure Wolkenballen wälzten sich den Reitern entgegen.

„Es ist noch eine Stunde bis Cintra," bemerkte der

König. „Ihr hättet auch für Euch besser getan, Donna Catarina, meinen Vorschlag anzunehmen. Ich hätte Gelegenheit gefunden, Euch noch so vieles zu sagen! Nun der Tag so früh und so unhold zu Ende geht, ist mir, als ob er nicht gewesen wäre. Ich habe wieder einmal die Gunst der Stunde verscherzt! Und Casalinho gallopiert, als jagte er mit den Wolken um die Wette.“

Der Jägermeister, der von Zeit zu Zeit mahnend nach Dom Sebastian und seiner schönen Begleiterin zurückschaute, hatte guten Grund zur drängendsten Eile. Die Laubkronen des dichten, weitgedehnten Waldes wogten wie ein sturmgepeitschtes Meer, längs der Straße hin klang das Gekrach brechender und splitternder Äste, und nun stürzten auch die Wolken, die ihnen zu Häupten standen, in wilden Güssen herab. Der auftreffende Platzregen, der durchs Laub rauschte, verschlang noch anhaltender als der Donner den Klang der Worte. Der König fuhr fort zu Catarina zu sprechen, ohne daß sie von seiner Rede mehr verstand, als daß er sie zu ermutigen suchte. Er selbst schien der Wut des Wetters kalten Gleichmut entgegenzusetzen, aber er sah bedauernd und bewundernd zugleich auf die schöne Gestalt an seiner Seite. Catarinas leichte Gewänder schmiegten sich regennaß immer mehr an den schlanken Leib an, die Locken ihres Haares lösten sich unter dem vom Hute herabträufenden Wasser, sie mußte alle ihre Kraft aufbieten, um sich im Sattel zu halten. Von Minute zu Minute riß ein zackiger Blitz den schweren Dunstvorhang entzwei, hinter dem das Land in Feuer zu stehen schien, dann wurde es wieder halbe Nacht um die Reiter, so daß sie nicht vor und nicht hinter sich zu sehen vermochten. Catarina Palmeirim senkte mit einem klagenden Ruf ihr Auge tiefer und blickte auf den Weg, über den rasch

entstandne Wildbäche hinrauschten. Der König beugte sich so zu ihr hin, daß sein Ohr ihrem Munde nahe kam. Mit bebenden Lippen sagte sie: „Die Welt scheint mir verwandelt, Herr, mir ist, als würden wir Cintra niemals wieder erblicken!“

„Wir können nicht mehr weit davon sein!“ rief der König. „Mir scheint die Welt auch verwandelt, immer und immer, wenn ich an Eurer Seite bin! Mir ist, als wüßtet Ihr von einem Leben, von dem ich nichts weiß, und bei jeder Pfeilwunde meines Schutzpatrons! ich will dies Leben kennen lernen!“

Catarina Palmeirim hätte nichts mehr zu erwidern vermocht, auch wenn der rollende, hundertfach wiederhallende Donner nicht jeden Laut verschlungen hätte. Der König sah, daß das junge Mädchen in äußerster Erschöpfung sich auf den Hals ihres Pferdes neigte, er hielt an und ließ das Gefolge näher kommen. Nach seinem Wink nahmen Miraflores und der alte Falkner das Pferd der Gräfin zwischen die ihrigen, der Stallmeister schoß dabei einen Blick auf den König, der klagend sein sollte und in Wahrheit ingrimmig zürnend war. Dom Sebastian achtete auf den Alten nicht, er sah nur auf die todbleiche Catarina und trieb mit ungeduldigem Zuruf vorwärts. Und so jagte der Reitertrupp in wildester Hast durch die immer neu herabstürzenden Wettergüsse hindurch, dem Schlosse von Cintra entgegen, das jetzt, beim grellen Lichte der Blitze, auf Augenblicke aus der Dunkelheit hervortrat, um alsbald wieder, wie eine Fata Morgana, hinter dichtgeballtem und wildzerflatterndem Gewölk zu versinken.

Siebentes Kapitel.

Wieder schimmerten am warmen Sommerabend die Prunksäle und endlosen Zimmerreihen des Schlosses von Cintra im Kerzenglanz, während sich die Strahlen der untergehenden Sonne noch in den Bogenfenstern des riesigen Baues brachen. Niemals, seit König Sebastian hier Hof hielt, ja niemals, seit er regierte, waren die großen Feste im Palast so rasch aufeinander gefolgt, als in diesem schwülen, gewitterreichen Sommermonate. Die Zahl der Gäste des Königs schien mit jedem Abende zu wachsen, in ganz Cintra war kein Dach, unter dem nicht Edelleute aus allen Teilen des portugiesischen Landes herbergten. Am heutigen Abend hatte Graf Vimioso, der Großkämmerer, wiederum eine Flucht von Gemächern öffnen lassen müssen, weil die weiten Empfangssäle dem Andrange nicht genügten. Durch alle vordern Räume flutete, rauschte, gleißte eine Woge buntfarbiger Gewänder, leuchtenden Goldes, wallender Federn, funkelnder Steine; alle Schätze Brasiliens und Indiens schienen zur Schau gestellt und blendeten die Augen der wenigen, die hier dieses Anblickes nicht gewohnt waren. In langen Reihen und dichtgedrängten Gruppen erfüllten die Geladnen namentlich die beiden großen Säle und jene Zimmer, die unmittelbar an die Säle grenzten. In den weiter zurückliegenden Gemächern, die den Hof der Trabanten umschlossen, herrschte größere Stille und im Gegensatze zu den Haupträumen wohltuende Kühle. Die drei mächtigen Wassersäulen, die aus den Brunnenbecken im Hofe emporstiegen, sandten einen frischen Hauch durch die geöffneten Fenster, und Herr Manuel Barreto, der sich halben Leibes aus einem dieser Fenster nach den Spring-

brunnen hinausbeugte, war nicht der einzige Gast des Königs, der klüglich diese Zuflucht aufgesucht hatte. Der wackere Edelmann hatte auf dem Wege bis in das letzte der mäßig erhellten Zimmer manchen ehemaligen Kampfgefährten, manchen Gutsnachbar begrüßt, der gleichfalls Luft schöpfen wollte. Wenn er dennoch allein zu sein strebte, so war es nur, um den Fragen nach dem Freunde auszuweichen, der vor einer Stunde mit ihm in den Königssaal eingetreten war und den er umsonst mit sich aus dem Glanze und Geschwirr der großen Versammlung in diese Einsamkeit zu ziehen versucht hatte.

Beide Freunde hatten vorhin den König und die Gräfin Palmeirim seit dem Morgen bei Joanas Hütte zum ersten Male wiedergesehen. Dom Sebastian hatte Barreto mit kühler Gelassenheit, Camoëns jedoch mit seinem gnädigsten Kopfnicken begrüßt und noch während des Handkusses lachend zu dem Dichter gesagt: „Du siehst, Senhor Luis, ich habe Donna Catarina glücklich durch alle Wetter heimgeleitet. Man hat mir berichtet, daß du während des schlimmen Nachmittages aus Sorge um die Gräfin schier von Sinnen gewesen bist! Dort ist sie — schöner als je, also entrunzle deine Stirne und bringe ihr deine Huldigung!“ Dabei hatte der König auf das schöne Mädchen gedeutet, das, wiederum an der Seite der Herzogin, in der ersten Reihe der Damen saß. Camoëns hatte ohne Zögern Catarina begrüßt und dann atemlos ihrer Erzählung von dem Heimritt gelauscht. Er war so in dem Augenblicke befangen gewesen, daß erst der hinzutretende Barreto die nächstliegende Frage nach Esmahs Ergehen getan hatte. Auch dann war es Barreto nicht gelungen, Camoëns von den Augen Catarinas loszureißen, wieder und wieder hatte es den Dichter in die Nähe der Gräfin

gezogen, und noch eben jetzt hatte er die Aufforderung Barretos: „Kommt, kommt, Luis — laßt uns einen frischen Atemzug tun!“ vollständig überhört. Senhor Manuel hatte sich unmutig und allein nach den Hinterzimmern am Hofe der Trabanten begeben und lauschte nun hier bald auf das Rauschen des Brunnens draußen, bald auf das gleichmäßige Geräusch ferner Stimmen und auf die vereinzelten Schritte, die über die Marmorfußböden der benachbarten Gemächer klangen. In der Stille, die um ihn herrschte, sann er über die jüngsten Erlebnisse nach und gestand sich mit Sorge, daß ihm seit Jahren die nächste Zukunft nicht so dunkel erschienen sei als heute.

Viel Zeit ward Manuel Barreto in dieser Stille nicht gegönnt. Indem er, auf den plätschernden Brunnen hinausblickend, noch darüber nachsann, ob der heutige Abend wohl geeignet sei, sich die Erlaubnis zu seiner Heimkehr vom Könige zu erbitten, vernahm er hinter sich Stimmen, von denen er wenigstens die eine, die des Priors von Belem, wohl kannte. Dom Joao erschien mit Tellez Almeida und mehreren andern Priestern des königlichen Haushaltes und mit einem Edelmanne, den Barreto gleichfalls schon in der Umgebung Dom Sebastians gesehen zu haben glaubte. Wenige Schritte von der Schwelle blieb der Prior stehen, sein mißmutiges Gesicht und ein paar flüchtige Worte zu seinen Begleitern verrieten, daß er darauf gerechnet hatte, dieses Gemach leer zu finden. Er trat höflich grüßend zurück, Barreto aber spürte kein Verlangen, in der Nähe gerade dieser Männer zu verweilen. Er ging an ihnen vorüber und hatte das Gefühl, daß ihm die Blicke aller folgten, es war ihm selbst, als ob sich die Schritte eines oder des andern der kleinen

Gesellschaft an seine Sohlen hefteten, aber er blickte nicht eher hinter sich, als bis ihn das bunte Gewühl der vordern Zimmer und Säle aufs neue umfing. Dann versagte er sich nicht, dem graubärtigen Pedro Evora, seinem Kampfgefährten aus Indien, mit einer zornigen Gebärde zuzuflüstern:

„Dort hinten tritt eben wieder des Königs geistlicher Rat zusammen, Dom Joao von Belem hat den Vorsitz. Was sie reden, ist vom Übel, was sie raten, ist Unheil — wir werden's morgen oder etliche Tage später verspüren!"

„Nicht doch, Manuel — diesmal habt Ihr unrecht!" entgegnete der Fidalgo. „Wenn Ihr heute den König beobachtet hättet, wie ich oder Euer poetischer Freund, so würdet Ihr nicht zweifeln, daß eine neue Zeit im Anzuge ist."

„Glaub's, wer kann!" versetzte Barreto und blickte wiederum nach der Zimmerreihe zurück, von der er herkam. „Ihr laßt euch heute alle von einem Traume wiegen, aus dem man euch mißtönig aufwecken wird. Ich hoffe auf nichts, bevor nicht der König den Prior von Belem in das letzte algarbische Kloster verbannt; Ihr wißt recht wohl, daß dies niemals geschehen wird."

Er überließ es Evora, über das Vernommene nachzudenken; durch die offne Tür des großen Hauptsaales bemerkte er eben, daß Camoëns, wie vom Beginn des Abends an, fast unbeweglich in dem Kreise von Edelleuten verharrte, der den König umgab. Dom Sebastian aber stand im eifrigen Gespräche mit der Herzogin von Braganza und ihrer schönen Pflegebefohlenen, sein Gesicht strahlte in jugendlicher Heiterkeit, das Lächeln, das er von Zeit zu Zeit auch seinen Umgebungen gönnte, war das eines Glücklichen. Um so befangner und düsterer schaute

Camoëns drein, und selbst als Barreto wieder neben ihn trat und mit leiser Mahnung seine Schulter berührte, ließ der Dichter nicht ab, die Augen und Lippen des Königs voll gespannter Teilnahme zu beobachten, während der Ausdruck seiner eignen Züge immer leidvoller wurde.

In dem Gemache, welches Manuel Barreto vor dem Prior von Belem und seinen Genossen geräumt hatte, weilten inzwischen die Geistlichen und der Edelmann, um Dom Joao Rede zu stehen. Der Prior hatte Tellez Almeida mit einem Winke hinter Barreto drein entsendet, der Kaplan war der Weisung augenblicklich gefolgt und hütete, als er zurückkam, um so lieber, auf- und abschreitend, das Zugangszimmer zu dem letzten Gemache, als er nicht zu hören verlangte, was der Hochwürdige sprach und sich berichten ließ. Dom Joao war ermüdet auf die einzige Polsterbank gesunken, die sich in dem kühlen Raume vorfand, er gönnte seinen Gliedern Rast, aber sein Gesicht zeigte ruhelosen Eifer. Er heftete seine dunkeln Augen auf den Edelmann, welcher ihm hierher gefolgt war, und sagte dann:

„Wenn Ihr also nichts wißt als die Tatsachen, Senhor Truëba, so berichtet diese kurz und klar, laßt Euer Schelten und Klagen. Wann ließ Euch der König rufen?"

„Gestern in der Stunde vor Sonnenuntergang," erzählte der Edelmann. „Er sagte mir rasch und herrisch, daß er einen besondern Befehl für mich habe, und zögerte dann doch, ihn auszusprechen. Ich stutzte sogleich, er nahm es zum Glück nicht wahr, weil er sich nach dem Fenster gekehrt hatte. Und dann gebot er mir ein halbes Dutzend Hellebardiere von der Palastwache zu nehmen und den galizischen Mönch und die Pilger, welche mit

ihm in Otaz' Herberge hausten, zu verhaften und sie in den Turm des alten Schlosses zu führen. Ich konnte natürlich nichts andres tun als ihm gehorchen, und pries meinen Heiligen, daß ich, noch ehe ich den Saal der Trabanten erreicht hatte, auf Bruder Eustazio stieß und ihm zuraunen konnte, was im Werke sei. Ich brauchte Zeit, bis ich mir meine Begleiter ausgesucht hatte, und führte dann meine Schar auf dem längsten Wege nach Cintra hinunter. Der König hatte mir ausdrücklich befohlen, kein Aufsehen zu erregen, sonst hätte ich auch das nicht wagen können."

„Euer Wagemut scheint nicht der größte, Senhor!" sprach der Prior geringschätzig. „Ihr fandet also die Pilger in Otaz' Gehöft nicht mehr vor und kamt natürlich unverrichteter Sache zurück. Wie nahm der König Euern Bericht auf?"

„Wunderlich!" entgegnete Senhor Truëba. „Er ließ es sich dreimal wiederholen, daß die Pilger eine Stunde, ehe ich mit meinen Häschern gekommen sei, ihren Heimweg angetreten hätten. Dann ward er nachdenklich und sah nach dem großen Bilde der allerheiligsten Jungfrau, das in seinem Arbeitsgemache hängt. Zuletzt entließ er mich mit einem stummen Winke und als ich, kühn geworden, ihn fragte, ob ich reitende Alguazils nachsenden solle, rief er: ‚Nein, gewiß nicht!' so eifrig und hastig, als hätte ich ihm etwas Unerhörtes angesonnen!"

„Ihr geht rasch von der Verzagtheit zur Kühnheit über," sagte wiederum der Prior. „Man soll die Könige dieser Welt nicht in Versuchung führen, es war genug, daß die Majestät ihren schlechten Einfall, die frommen Pilger in ihrer Herberge aufgreifen zu lassen, schweigend zurücknahm, Ihr durftet kein Wort von Verfolgung äußern."

„Ich wußte gut genug, nachdem ich einmal das Nest bei Otaz leer gefunden, daß niemand den Mönch und den Engelseher samt ihrer Rotte wieder erblicken würde, und wenn der König alle Gerichtsboten von Portugal zu Pferde steigen ließe," antwortete Senhor Alfonso Truëba und verneigte sich ehrfürchtig vor Dom Joao.

„Mit alledem ist uns noch wenig geholfen," grollte der Prior. „Seid Ihr gewiß, daß der König seit vorgestern nachmittag, wo er mitten im Gewitter mit der jungen Gräfin Palmeirim aus den Bergen zurückkehrte, Manuel Barreto und seinen Poeten nicht empfangen hat?"

„Darüber kann ich Euch beruhigen," erwiderte Truëba. „Sofern die Herren den König nicht bei Dom Antonio, dem Marschall, erwartet haben, den Seine Majestät gestern zweimal besuchte, so bürge ich Euch dafür, daß sie ihn erst vorhin erblickten. Was bei Pacheco geschehen ist, weiß ich freilich nicht. Prinz Mulei Mohammed, der Marokkaner, der den König zu sprechen begehrte, ward zum Marschall beschieden und verließ eine Stunde darauf die Wohnung des Alten mit zornfunkelnden Augen. Ihr wißt, daß der König jenes maurische Mädchen in seinen Schutz genommen hat, welches Senhor Barreto und Luis Camoëns vor zwei Tagen zur Herzogin von Braganza geleitet haben. Es ist dieselbe, welche dem Emir aus dem Käfig von Pena Verda entfloh, und er weiß, daß er sie nicht wieder erhalten soll."

„Überlaßt ihn seinem törichten Zorn," warf der Prior leicht hin. „Uns kümmert es nicht, ob der Mohrenprinz eine Beischläferin mehr oder weniger besitzt! Für uns ist nur wichtig, daß der König in dieser Angelegenheit einem neuen fremden Einfluß folgt, einem Einfluß, dem wir begegnen müssen. Tretet zum Fenster dort,

Bruder Bartolomeo — faßt den Hof scharf ins Auge, daß wir nicht etwa vom Brunnen aus belauscht werden. Ihr aber, Bruder Marcos, geht zur Gesellschaft zurück und gebt dem Grafen Juan Navarrete von der spanischen Gesandtschaft einen Wink, daß er uns hier findet. Euch, Truëba, empfehle ich, Euer Amt als des Königs Türhüter in diesen Tagen doppelt ernst zu nehmen, es darf niemand zum König ein- und von ihm ausgehen, den Ihr nicht seht."

„Hochwürdiger Herr, Ihr sinnt mir Unmögliches an! Die, von welcher wir am meisten fürchten, daß sie den König irre leite, kommt schwerlich durch jene Tür, die ich hüte, zu unserm jungen Fürsten," lächelte Truëba.

„Schämt Euch doppelt, der Sünde und der Torheit!" rief der Prior und sah den Kämmerling strafend an. „Hättet Ihr recht und Gräfin Catarina käme insgeheim zum König, so brauchte uns das wenig zu beunruhigen. Der König würde rasch genug Reue empfinden. Wir haben viel ernstere Sorgen zu hegen, und es kann Euch nicht entgangen sein, daß Donna Catarina von der Herzogin von Braganza nur zu gut beraten wird. Der Alten würde es gefallen, Portugal eine Königin zu geben und als Schwiegermutter das Reich zu lenken. Seine Majestät darf nicht unter solchen Einfluß geraten, wir müssen mit allen Mitteln den Kriegszug nach Afrika beschleunigen. Und dazu werdet Ihr euch nach Kräften anstrengen, und jeder von euch wird unweigerlich das Seinige nach unsrer Weisung tun."

Die Männer, die um den Prior standen, neigten zustimmend das Haupt, Senhor Truëba verriet durch eine lässige Gebärde, daß er keine besondern Hoffnungen auf die Weisungen des priesterlichen Herrn setze; da aber

durch die Vorderzimmer neue Schritte heranklangen, so schwieg er wie die andern. Und da sich Don Juan Navarrete in der Tür zeigte, so bedurfte es nicht einmal eines Winkes des Priors, um seine bisherigen Begleiter alsbald verschwinden zu lassen. Dom Joao blieb mit dem Spanier allein, nur von Zeit zu Zeit ward der im Nebengemach unmutig auf- und abwandelnde Kaplan des Königs sichtbar. Für den Grafen Navarrete hatte sich der Prior aus seiner bequemen Stellung erhoben, lud ihn jedoch alsbald ein, neben ihm auf dem Polster Platz zu nehmen. Der Gesandte entsprach der Aufforderung und fragte: „Ist es etwas Besondres, das Ihr mir zu sagen habt, Dom Joao, oder wolltet Ihr nur von dem reden, was heute alle Welt sieht?"

„Und was sieht alle Welt?" fragte der Prior dagegen, statt die Frage Navarretes zu beantworten.

„Die Glut des Königs, die in hellen Flammen emporschlägt," versetzte der Spanier heiter, indem er den gewohnten würdevollen Ernst seines Wesens verleugnete. „Er wirbt vor den Augen seines ganzen Hofes um die Gunst der schönen Catarina, und ich gestehe Euch gern, daß es mir leid ist, auch nur eine Szene des wunderbaren Schauspiels zu versäumen."

„Ihr sprecht leichtfertiger, Herr Graf, als einem Abgesandten des katholischen Königs ziemt," sagte der Prior. „Bedenkt Ihr auch, daß der Schluß des Schauspiels, das Euch so sehr behagt, die Krönung der Königin Catarina von Portugal und Algarbien sein kann?"

„Gewiß habe ich es bedacht, hochwürdiger Herr," versetzte der Spanier. „Dies träfe sich so glücklich für meinen erhabnen Herrn, daß ich noch nicht mit Sicherheit auf solchen Ausgang zu hoffen wage."

Der Prior von Belem maß den spanischen Gesandten mit einem Blicke, der minder höflich war als seine Worte. Denn während er nur entgegnete: „Ihr kennt dies Land und dies Volk nicht genug, Herr Graf!“ schaute aus seinen Augen deutlich die tiefste Geringschätzung für Navarrete heraus. Der Graf ließ sich indessen nicht beirren, er fuhr ruhig fort: „Laßt mich Euch sagen, daß König Philipp selbst eine unebenbürtige Heirat mit einer Untertanin als einen besonders günstigen Fall zu betrachten geruhte, als er mir in Segovia seine Befehle erteilte. Mir scheint, daß Seine katholische Majestät auf diese Weise am besten dem Vorwurf entginge, seinem Vetter von Portugal die Freuden der Ehe zu mißgönnen und doch seine Ansprüche auf Krone und Land aufrecht erhielte.“

„Wenn dies wirklich die Meinung Euers Königs ist, so befindet sich der erhabne Fürst in einem bedauerlichen Irrtume,“ sagte der Prior nachdrücklich. „Merkt wohl auf, Herr Graf! Die Furcht der Portugiesen, der kastilischen Krone anheimzufallen, ist stärker, viel stärker als jedes andre Gefühl. Wenn König Sebastian sich mit einer Dame aus gutem und edlem Blut vermählte, wie die junge Gräfin Palmeirim unzweifelhaft ist, so würde das Land ihm zujauchzen, und höchstens ein paar neidische große Häuser würden der Königin Catarina nicht aufrichtig huldigen. Niemand in Portugal würde wagen, den Infanten aus solcher Ehe den Anspruch auf die Krone dieses Reiches zu bestreiten, ja man würde Gut und Blut für die Nachkommen des alten Königshauses um so williger einsetzen, je trotziger ihr Spanier das Erbrecht derselben bestrittet. Sagte Euch König Philipp nicht ein Wort, daß Ihr in portugiesischen Dingen vor allem meiner Erfahrung vertrauen solltet, Graf Navarrete?“

„Gewiß, gewiß, Dom Joao!“ antwortete der Gesandte. „Ihr seht jedoch die Dinge in einem Lichte, das mir völlig neu ist. Und wenn ich Euch recht gäbe, Hochwürdiger, was würdet Ihr mir nun raten? Ihr könnt nicht leugnen, daß meine alte Kunst diesmal unanwendbar ist. Es war leicht, den König im allgemeinen zu einer Vermählung zuzureden und danach jedem einzelnen Vorschlage schwere Bedenken gegenüberzusetzen, spottleicht, solange es sich um ferne Prinzessinnen handelte, von denen Dom Sebastian höchstens ein Bild erblickte. Doch damit gegen die junge Schönheit zu streiten, in deren Augenschimmer er wandelt“ —

„Dennoch werdet Ihr Eure Pflicht wie seither tun müssen,“ unterbrach der Prior die Auseinandersetzungen Navarretes. „Ihr als Weltmann habt den unschätzbaren Vorteil, der Leidenschaft des Königs schmeicheln zu dürfen, Ihr könnt ihm selbst andeuten, daß es einem großen Fürsten unverwehrt sei, sich eine Herzensfreundin so schön und klug wie Donna Catarina zu gesellen. Aber laßt ihn keinen Augenblick im Zweifel, daß Euer königlicher Herr gegen die Rechtmäßigkeit solcher Heirat protestiert und Himmel und Erde in Bewegung setzen wird, sein besseres Recht gegen unebenbürtige Kinder König Sebastians zu wahren.“

Graf Navarrete lauschte bestürzt und verdrossen den Worten des Priors, deren Ton immer schärfer und fast gebieterisch geworden war. So sehr er bemüht war, sich der höhern Einsicht Dom Joaos unterzuordnen, so konnte er doch nicht umhin, noch einmal einzuwenden: „Und wenn ich tue, was Ihr ratet, und Euer König dennoch bei seinem Entschlusse beharrt, steht die Angelegenheit dann nicht um so viel schlimmer für uns?“

„Er wird aber seinen Entschluß nicht festhalten, wenn Ihr den rechten Ton anschlagt," antwortete der Prior. „Ihr solltet Dom Sebastian kennen, solltet wissen, daß er vor keiner Gefahr zurückschreckt, aber in seinem Gewissen wie in seinen Vorsätzen leicht beirrt wird. Ihr müßt reden, denn wir können es nicht sein, die ihm von einer christlichen Ehe mit Donna Catarina abraten."

Der Gesandte hatte inzwischen aus den Mienen des Priors mancherlei herausgelesen, was unausgesprochen blieb. Er seufzte und sagte, indem er sich langsam von seinem Sitze erhob: „Ihr werdet recht behalten wie immer, Dom Joao. Und wenn Ihr Euch zufällig einmal irren solltet, so wird der Irrtum nichts kosten als einen Gesandten; König Philipp kann mich ja abberufen und erklären, daß ich meine Vollmachten überschritten hätte. Habe ich Euch jetzt ganz verstanden, Hochwürdigster?"

„Vollkommen, Herr Graf," erwiderte der Prior von Belem ruhig. „Und nun sorgt allein noch dafür, daß man Euch und mich heute abend und in den nächsten Tagen so wenig als nur immer möglich beieinander sehe!"

Graf Navarrete murmelte undeutlich etwas, das nicht für den Prior bestimmt war, und aus dem derselbe nur die Worte: „Armer junger König!" heraushören konnte. Dom Joao, der jetzt sicher wußte, daß der Spanier seinen Winken gehorchen würde, versagte sich jede Entgegnung und verließ mit höflichem Gruße den kühlen Raum. Den zurückbleibenden Grafen verlangte es nicht, dem Gespräche zu lauschen, welches der Prior im nächsten Zimmer mit Tellez Almeida anknüpfte. Er erriet, daß sich der erlauchte geistliche Herr wegwerfend genug über sein langsames Verständnis äußern würde. Er wartete noch geraume Zeit, nachdem die Priester ihren Rückweg angetreten hatten,

ehe auch er die vordern Räume wieder aufsuchte. Das Gewühl in den Festsälen war noch dichter und bunter geworden als eine halbe Stunde zuvor, es schien unmöglich, daß irgendwer unter den vielen Hunderten, die sich hier drängten, den Grafen Navarrete vermißt haben sollte. Und doch war ihm unbehaglich zumute, und nachdem er sich einen Augenblick in dem schimmernden Kreise gezeigt hatte, in dessen Mitte der König stand, zog er sich in den Nebensaal zurück, wo er sich zu einer Gruppe von portugiesischen Edelleuten gesellte. Er wechselte gleichgültig-höfliche Worte mit den ritterlichen Herren und sah seine Voraussicht erfüllt, daß in Gegenwart des spanischen Gesandten das eine Gespräch verstummen werde, welches sonst überall den Saal durchschwirrte.

Trotz der vorgerückten Abendstunde und des frischern Hauches, der aus den schattenreichen Gärten durch die geöffneten Fenster hereinwehte, war es in den Prachtsälen des Palastes schwüler und schwüler geworden. Die Fächer der Damen zeigten sich in unablässiger Bewegung, und den kühlenden Getränken, von zahlreichen Dienern auf goldnen Platten umher geboten, ward häufiger zugesprochen als bei andern ähnlichen Gelegenheiten. Wie eine buntschillernde, träg bewegte Flut wogte die Menge der Geladnen zu dem Saal heran und von ihm hinweg, in welchem König Sebastian verweilte. Es gab genug unter den Gästen des Königs, die seit einer Stunde zehnmal gegangen und gekommen waren und deren Augen doch immer auf das gleiche Bild fielen. Denn wenn auch der junge Herrscher von Zeit zu Zeit einen der Auf- und Abwandelnden zu sich heranrief, ja wenn er ein und das andre Mal an der Reihe der sitzenden Damen entlang ging, so wandte er sich nach kurzem Gespräch wieder und wieder zu der

Herzogin von Braganza und der Gräfin Palmeirim. Die umsichtige Herzogin hatte sich vergeblich bemüht, für sich und ihre Pflegebefohlene einen Platz in der schimmernden Reihe zu behaupten. Der Wunsch des jungen Fürsten, mit der jungen Gräfin ungehemmt und ungehindert zu sprechen, war nur zu wohl verstanden worden, unmerklich hatten ältere und jüngere Damen ihre Sessel zurückgerückt, so daß sich der Abstand zwischen ihnen und der Herzogin immer erweitert hatte. Je weniger die Nächstsitzenden auf diese Weise von der Unterredung Dom Sebastians und Catarinas zu erlauschen vermochten, um so gespannter ruhten alle Blicke auf den Zügen des Königs und dem Mienenspiele des schönen Mädchens. Der freudige Schein, der bis vor wenigen Minuten das Gesicht Sebastians erhellt hatte, war jetzt verschwunden, der jugendliche Herrscher sah noch immer mit glänzenden Augen auf Catarina, aber um seinen Mund zuckte es halb zornig, halb wehmütig, und man sah deutlich, daß er eifrig und eindringlich zu der jungen Gräfin sprach. In der Tat hatte Catarina den König durch einige Worte über seine kriegerischen Pläne leidenschaftlich erregt.

„Um aller Heiligen willen, könnt Ihr in Wahrheit daran zweifeln, daß es Gottes Stimme sei, die mich gegen Marokko ins Feld ruft, auch wenn Ihr recht hättet, daß die verschwundnen Pilger Betrüger wären? Ich träumte, daß jedermann in meinem Reiche mir Sieg und Glück wünsche, und Ihr — gerade Ihr, Gräfin Catarina, verschließt Eure Seele gegen das heilige Vorhaben, das die meine bis zum Zerspringen erfüllt?“

„Eure Majestät weiß, daß ich ihr hundert Siege und die höchsten Ehren aus der Tiefe meines Herzens wünsche,“ entgegnete Catarina. „Daß ich vor den Gefahren zittre,

nach denen Euch verlangt, Herr, das müßt Ihr der Schwäche des Weibes verzeihen; würdet Ihr es gut heißen, mein König, wenn ich nicht um Euch bangte?"

„Es kann mir kein Haar meines Hauptes gekrümmt werden!" sagte der König mit feierlich schwärmerischem Tone. „Gottes Hand, die mich über das Meer weist, wird sich auch schirmend über mich breiten, daran zweifelt Ihr doch nicht, Herrin?"

„Ich flehe zur heiligen Jungfrau darum!" erwiderte das junge Mädchen hastig. „Aber Ihr habt die schwere Pflicht auf meine Seele gelegt, Euch die Wahrheit zu sagen, soweit ich sie kenne. Ich darf Euch nicht verhehlen, Herr, daß ich nicht allein zittre. Hunderttausende in Euerm Lande bangen davor, daß Eure Majestät über das Meer geht, das Land ohne Schutz läßt. Die Zukunft liegt nicht hell und glorreich vor ihren Augen, und sie wagen zu denken, daß es die erste Pflicht des Königs sei, des Landes Zukunft zu sichern!" —

Catarina verstummte plötzlich, und ihre Augen, die dem forschenden und vorwurfsvollen Blicke des Königs kühn begegnet waren, senkten sich zu Boden. Ein Lächeln der Herzogin, das aufblitzte und verschwand, brachte ihr zum Bewußtsein, daß gerade sie nicht mehr sagen dürfe, wie sehr sie auch ihr selbstloser Eifer dazu anspornen mochte. Es überwallte sie heiß bei dem Gedanken, daß sie schon zuviel gesagt habe, doch war sie zu erregt, um das Gespräch mit einer leichten Wendung abbrechen zu können.

Dom Sebastian, der einige Augenblicke auf ein weiteres Wort des Mädchens geharrt hatte, sagte jetzt lauter als zuvor und auch den gespannt lauschenden nächsten Umgebungen vollkommen verständlich:

„Der König denkt wie die Hunderttausende, von denen Ihr sprecht, schöne Herrin, er wird den Boden Afrikas nicht betreten, ohne zuvor für seines Landes, seines Hauses Zukunft Sorge getragen zu haben! Dann aber, Donna Catarina, wie denkt Ihr dann über die Heerfahrt nach Marokko und den heiligen Krieg?"

„Erhabner Herr," antwortete Catarina, und so sehr sie nach Fassung rang, so wenig vermochte sie jetzt ein Zittern zu verbergen, „was kommt in so ernster, so heiliger Frage auf die Stimme eines Mädchens an? Ich hege nur einen Wunsch, wenn ich die Gefahr von Eurer Majestät geheiligtem Haupte nicht mit meinem armen Gebete abzuwenden vermag, sie zu teilen. Aber Ihr, Herr, Ihr müßt zuvor die Stimme Euers Volkes hören!"

„Und wie soll ich sie hören?" fragte Dom Sebastian fast ungeduldig. „Soll ich wie Harun-Al-Raschid, der Ungläubige, verkleidet Lissabon oder ganz Portugal durchstreifen? Soll ich die Cortes berufen und ihnen den großen Plan vorlegen, der nur gelingen kann, wenn er mein und meiner vertrautesten Räte Geheimnis bleibt?"

„Herr, ich weiß Euch auf solche Fragen nicht zu antworten," flüsterte Catarina. „Ich weiß nur, daß ich um Euch bange und gerne an jedes Haus und jede Hütte klopfen möchte, damit das Herz Portugals, das für Euch schlägt, statt meiner Euch Antwort gäbe. Seht dort, Herr, dort steht Luis Camoëns! Ihr habt es selbst schon gefühlt, daß er wie kein Zweiter das Schicksal und den Ruhm unsers Landes in der Seele trägt. Laßt ihn reden, fragt ihn, ob der Zug nach Afrika Euch und dem Lande Heil bringen kann, erkennt seine Stimme für Eures Volkes Stimme, Herr!"

Der König ließ seinen Blick von Catarina Palmeirim

über den schimmernden Kreis, der ihn umgab, hinweggleiten und einige Zeit fest auf Luis Camoëns verweilen. Dabei sagte er jetzt wieder leise, unhörbar wie vorhin: „Ihr habt in kurzer Frist den Dichter hochhalten lernen, Donna Catarina. Soviel ich weiß, saht Ihr ihn am gleichen Abend mit mir zuerst?"

„Gewiß, Eure Majestät," entgegnete Catarina unbefangen. „Aber Senhor Luis Camoëns war mir kein Fremder mehr von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, daß er meine Mutter gekannt und sie hoch verehrt hat. Ich danke ihm zudem, daß er die Maurin Esmah retten half, und habe in der Stunde, wo er sich um Beistand für sie an mich wandte, erprobt, daß er reinen Herzens wie ein Kind ist. Was Euch aus seinem Gedicht entgegentönt, wird Wahrheit sein!"

„Senhor Luis mag sein Glück preisen, das ihm eine Meinung gewonnen hat wie die Eure, Donna Catarina! Nicht alle, die gleichen Glückes wert sind, erringen dasselbe. Euer Dichter will mir sein großes Gedicht zueignen, aus ihm werde ich also die Stimme vernehmen, der Ihr so hohen Wert beilegt und die ich schon um Euretwillen nicht geringschätzen darf. Mein Vertrauen ruht dennoch mehr auf Euch als auf ihm, Herrin! Fragt Euer eignes Herz, ob Ihr dem König helfen wollt, seine ganze Pflicht gegen sein Land zu tun, ob Ihr, wenn er sie getan hat, ihm den Heerzug nach Afrika auch dann noch widerraten oder Glück und himmlischen Lohn desselben teilen wollt. Ich trage es nicht länger, daß Ihr der entscheidenden Antwort ausweicht, Catarina, und wenn Ihr Sebastian nicht hören wollt, wird Euch der König gebieten müssen, Euch zu entscheiden."

Ehe Catarina ein Wort zu erwidern vermochte, erhob

sich die Herzogin von Braganza, die der ganzen Unterredung und namentlich der letzten leidenschaftlichen Ansprache des Königs mit halber Befriedigung und halbem Unmut gelauscht hatte. Sie faßte mit großer Würde die rechte Hand ihrer schönen Pflegebefohlenen und neigte sich ehrfurchtsvoll vor dem jungen Herrscher:

„Die Antwort, die Eure Majestät begehrt, kann die Gräfin Palmeirim Euch heute und hier nicht geben, allergnädigster Herr. Wenn es Euch gefallen sollte, die Frage in meiner Wohnung zu wiederholen, nachdem Eure Majestät im Staatsrat ihren unerschütterlichen Entschluß verkündet hat, Portugal eine Königin zu geben, so wird dem König die Antwort werden, die ihm und uns ziemt.“

Catarina schien sich der mütterlichen Beraterin völlig zu überlassen. Sie stand blaß und lautlos auf den Arm der Herzogin gestützt in der Mitte des glänzenden Kreises und dem König gegenüber. Sie fühlte, daß die Augen von mehr als dreihundert Menschen, welche sich im Saal und an den offenen Türen aller Nebenräume drängten, auf sie gerichtet waren, der schimmernde Ring um sie und den König ward enger und enger, die Decke des Saales über ihr schwankte, und die schwüle Luft und die heißen Wohlgerüche verdichteten sich zu einem farbigen Nebel. Es war ihr, als ob sie aus diesem Nebel heraus nur noch Dom Sebastian sehe. Der Blick des Königs hing noch immer an ihren bleichen Lippen, zugleich aber klang die Stimme der Herzogin an ihr Ohr:

„Komm, komm, mein Kind — Seine Majestät gewährt uns gnädigst Urlaub. Du hast Ruhe und ein stilles Gebet zu deinen Schutzheiligen nötig. Der König fordert nicht, daß wir jetzt hier verharren!“

Die Herzogin faßte die Hand des zitternden Mädchens

fester in die ihre und zog Catarina ein paar schwankende Schritte hinweg. Die junge Gräfin brachte auch jetzt keine Silbe hervor, aber in ihren Augen leuchtete ein Schimmer auf, der des Königs Züge wieder erhellte, ohne Wort hatte die Scheidende ihn wissen lassen, daß ihr Leben ihm gehöre.

„Gute Nacht, Frau Herzogin — gute Nacht, Gräfin!“ rief Dom Sebastian mit so lauter Stimme, daß seine Worte überall in dem weiten Raume gehört wurden, in welchem mit einem Male das hundertstimmige Gespräch und selbst das Rauschen der Gewänder und Fächer verstummt war. „Gute Nacht und auf Wiedersehen morgen!“ Im Tone des Königs war ein Aufjauchzen, ein heller, silberner Klang von Glück und Hoffnung unverkennbar, die Männer, die den jungen Herrscher genauer kannten, sahen einander bedeutsam an, Casalinho, der Jägermeister, flüsterte dem Grafen Vimioso zu: „So hell, so lustig hörte ich sonst seine Stimme nur auf der Jagd, wenn er eine große Gefahr siegreich bestanden hat!“

Die Wirkung des frohen Klanges aber ward augenblicklich und weithin sichtbar. Sowie die Herzogin und Gräfin Catarina jenem Ausgang der Festsäle zugeschritten waren, der in der Richtung des von ihnen bewohnten Palastflügels lag, teilte sich der bunte Schwarm in zwei dichte Reihen, die Nacken und Rücken der meisten, die hier standen, beugten sich tiefer und ehrfurchtsvoller als je zuvor vor der ältern und der jungen Dame, mehr als ein bewundernder Blick folgte Catarina, und viele der ältern Edelleute versagten sich ein freudig zustimmendes Gemurmel nicht. Catarina wäre am liebsten durch die blitzenden, zischelnden, sich beugenden und grüßenden Reihen hindurch geflogen, die Herzogin an ihrer Seite gestattete

ihr jedoch nicht, auch nur einen Schritt rascher zurückzulegen, als es die Sitte gebot. Bis an die Pforten des Saales schaute ihr König Sebastian fast unbeweglich nach, und die Türhüter, die seinen Blick wohl bemerkt hatten, rissen vor Catarina Palmeirim die Türflügel auf, als trüge sie schon die Krone.

Wie die Tür von beiden Seiten hinter der Entschwebenden zufiel, schien der wundersame Bann gelöst, der in den letzten Minuten auf der ganzen großen Gesellschaft gelegen hatte. Wieder durchschwirrte ein hundertstimmiges Gespräch den Saal, und wer unsichtbar durch denselben hindurchgegangen wäre, würde aus jeder Gruppe heraus den Namen Catarina Palmeirim vernommen haben. Der König winkte seinen Großkämmerer Vimioso und den jugendlichen Herzog von Braganza, seinen Pagen, zu sich heran und begann einen Umgang durch die Reihen, die sich auch auf seinem Wege bildeten. Der erste, vor dem Dom Sebastian stehen blieb, war Graf Juan Navarrete, der Gesandte König Philipps, der unmittelbar bevor der König sich zu ihm wandte, hastige, leise Worte mit Tellez Almeida getauscht hatte. Der junge Kaplan war an den Spanier herangetreten, während alle Welt der Herzogin und Catarina nachsah. Graf Navarrete kehrte ihm nur flüchtig eine Schulter zu, ein kurzes, fast geringschätziges: „Was soll's?“ klang in das Ohr des Priesters. „Dom Joao, der Prior, läßt Euch sagen, daß ihm Gefahr im Verzug scheine und daß Ihr morgen, wie üblich in der Frühe, eine Audienz bei Seiner Majestät nachsuchen möchtet!“ Mißmutig warf der Graf hin: „Sagt dem hochwürdigen Herrn, daß ich selbst die Augen offen habe und nur der Gelegenheit warte, mein Gesuch an den König zu bringen.“ Und kaum war Fray Tellez in das zweite Glied der ge-

drängten Reihe zurückgewichen, so bemerkte Graf Navarrete, wie nahe ihm der König und die eben begehrte Gelegenheit seien. König Sebastian, der dem stattlichen Grafen jederzeit eine gewisse Vorliebe bezeigt hatte und ihm auch jetzt den huldvollsten Gruß gönnte, berührte die Schulter des Gesandten. Noch lag der Glücksschimmer, den die letzten Augenblicke mit Catarina Palmeirim hervorgerufen, auf den Zügen des Königs, und sein Ton war hell und klangreich wie vorhin: „Ihr macht Euch kostbar diesen Abend, Senhor Embajador!“ sagte er lächelnd. „Ich wünsche Euch morgen früh in meinem Kabinett zu sehen, ich habe eine Mitteilung, die ich am liebsten durch Euch Seiner katholischen Majestät übermittle. Um fünf Uhr morgens, wenn es Euch beliebt.“

„Eure Majestät kommen gnädig meinem eignen Gesuche zuvor. Ich wollte um Gelegenheit bitten, Euch, erhabner Herr, eine Angelegenheit vorzutragen, die für den Dienst meines Gebieters und für Eurer Majestät eignes Wohl von Wichtigkeit ist und keinen Aufschub duldet.“

Ein Schatten flog über Dom Sebastians Gesicht, seine blauen Augen senkten sich fragend in die Augen des spanischen Gesandten. Graf Navarretes Gesicht ließ nichts von dem erraten, was in seiner Seele vorging, ehrerbietig harrte er der weitern Ansprache des Königs. Dieser blieb unschlüssig noch einen Augenblick bei Don Juan stehen, dann wandte er das blonde Haupt zur Rechten und sagte kühl: „Also bleibe es bei der Stunde nach Sonnenaufgang. Du hörst, Vimioso, daß ich Graf Navarrete erwarte und daß er keiner besonderen Meldung bedarf.“

Ein flüchtiges Kopfnicken und eine lässige Handbewegung verrieten dem erfahrenen Gesandten, daß sich der

König von Portugal von der erbetenen Audienz wenig Freude verspreche. Von dem Spanier hinweg trat Dom Sebastian weiterschreitend in einen Kreis portugiesischer Edelleute, die ihn allesamt mit freudestrahlenden Mienen und erwartenden Blicken begrüßten. Seine Augen suchten nach Barreto und Camoëns, die er vorhin mitten in diesem Kreise erblickt hatte, aber da er ihren Namen nicht nannte, fand der Großkämmerer, obschon er die Meinung des Königs erriet, keinen Anlaß, die beiden Männer herzuzurufen.

Barreto war es gewesen, der wenige Minuten zuvor Camoëns in den zweiten Festsaal entführt und ihn mit unwiderstehlicher Nötigung der Pforte und Schwelle zugedrängt hatte, welche von der westlichen Langseite dieses Saales an die große Gartenterrasse stießen. Mit immer wachsender Besorgnis hatte Manuel Barreto in der letzten Stunde neben dem Dichter verweilt und dessen gewaltsam unterdrückte schmerzliche Bewegung wahrgenommen. Die leisen Mahnungen, mit denen er ihn aus dem wilden phantastischen Traume zu wecken suchte, den Camoëns mit wachem, dunkelglühendem Auge träumte, waren verhallt. Sowie Catarina Palmeirim aus dem Saale verschwunden war und Barreto plötzlich bemerkte, daß der Prior von Belem mit scharfer Aufmerksamkeit in Camoëns' Zügen las, da faßte der Fidalgo den Arm des jüngern Freundes und sagte: „Ihr müßt hier hinweg, Luis — müßt Euch draußen besinnen, was Ihr Euch schuldet. Schon ein freier Atemzug wird Euch wohltun nach dieser heißen Stickluft!"

Und so hatte er den Willenlosen, dumpf vor sich nieder Starrenden nach der Marmorbrüstung der Terrasse geleitet; die Luft, obschon schwül genug, berührte sie doch

mit frischerem Hauche. Camoëns tat jetzt selbst einige rasche Schritte unter den Bäumen hin und bis zum Rande der Mauer. Es war tiefe Nacht, die Königsgärten lagen in dunkeln, ununterscheidbaren Massen unter ihnen; die einzelnen Sterne, welche mit Einbruch der Nacht aufgeblitzt waren, schienen in den feuchten, schweren Wolken verlöscht, die den beiden Männern zu Häupten standen. Im äußersten Westen zeigte sich am Horizonte ein flammender roter Streif, der mit jeder Sekunde schmäler ward. Camoëns hatte ihn kaum ins Auge gefaßt, als er sich zu seinem Begleiter wandte:

„Dort habt Ihr mich, wie ich bin, Manuel. Die verschwimmende Glut dort, den letzten Widerschein der niedergehenden Sonne, habe ich für eine Morgenröte gehalten. Das letzte Licht erlischt beim Hinabtauchen in die große Flut — möchte es auch mit meinen Tagen so sein.“

„Ihr sprecht in Rätseln,“ erwiderte Manuel, indem er sich vergewisserte, daß ihnen niemand von drinnen auf die Terrasse gefolgt sei. „Kommt zu Euch selbst zurück, Luis, und was Ihr auch in diesen Tagen geträumt habt — Ihr konntet doch in Wahrheit keine Hoffnung hegen, konntet nicht wähnen, daß Euch die Tochter an die Stelle der Mutter treten würde!“

„Wißt Ihr so genau, Manuel, wo ein Mensch innehält, der nach neuem, nie gekanntem, stets ersehntem Leben lechzt? Wußte ich's doch selbst nicht bis diesen Abend, wie verwegen ich träumte! Ihr habt ganz recht: es ist Wahnsinn, zu erwarten, daß das Glück dem Alternden in den Schoß werfen werde, was es dem Jugendmutigen, in der Fülle der Kraft Stehenden versagte. Und doch, doch! in mir schreit's auf — jene Stimme, die mich

nie betrog, daß ohne den König ein Wunder geschehen sein würde."

„Eure innere Stimme täuscht Euch gleichwohl," versetzte Barreto. „Über den Ausgang dieser plötzlichen Werbung des Königs um Catarina Palmeirim habe ich meine eignen Gedanken — Euch würde es wenig geholfen haben — wenn auch das Auge des Gebieters nie auf die Schöne gefallen wäre. Ihr müßt Euch sammeln — und wir müssen hinweg, so bald als möglich."

„Müssen wir?" fragte Camoëns halblaut und in einem Tone, der sein schmerzliches Widerstreben verriet. „Und glaubt Ihr im Ernste, daß es helfen werde? Mir ist, als wäre ich an den Boden dieses Schlosses festgeheftet und sollte schauen und schauen, wie mein Traum Stück um Stück dahinsinkt, und mich selbst verhöhnen, daß ich ihn geträumt habe. Es wird schwerlich lange währen, bis die Entscheidung da ist!"

„Viel zu lang für Euch — für uns, Camoëns!" entgegnete der Edelmann. „Laßt uns noch diesen Abend den König um Urlaub bitten — und morgen in der Frühe nach Almocegema reiten. Ich bin sicher, daß Ihr an meinem Herde von dem Fieber genesen werdet, das Euch erfaßt hat. Ich tadle Euch nicht und werde Euch nicht mit armselig verständigem Geschwätz Gift in die Wunde träufeln. Aber wenn Ihr Euch nicht selbst aufgeben, wenn Ihr auch nur um Euers Werkes willen leben wollt, so muß das erste sein, daß wir gehen."

„So kommt denn — kommt!" sagte Camoëns, sich plötzlich gewaltsam aufraffend. „Wenn ich den König noch einmal sehen und verehren muß, kann es nicht bald genug geschehen. Ich möchte mein Auge auf den Grund seiner Seele senken, um zu wissen, was er der Herrlichen sein

wird. Dürfte ich es ihm mit einem Blicke ins Herz glühen, daß nur der ihrer wert ist, der um ihretwillen alles vergessen, für sie alles opfern kann."

Im Dunkel vermochte Barreto die Züge des Freundes nicht zu unterscheiden und die heiße Glut im Gesichte desselben nicht wahrzunehmen. Aber Camoëns' Stimme offenbarte ihm genug, und so sagte er nach kurzem Besinnen:

„Wollt Ihr mir geloben, Luis, mich ruhig hier zu erwarten, so erspare ich's Euch, jetzt vor den König zu treten. Ich werde ihn wissen lassen, daß Ihr Euch nicht völlig wohl fühlt und Euch vor ihm zeigen wollt, sobald der Druck Eurer Lusiaden zu Ende geführt sei, oder sobald er es wünsche. Er wird nicht anstehen, uns in Gnaden zu entlassen, und ich erachte es für einen Gewinn, wenn wir Cintra und diesem Palaste den Rücken kehren. Haltet Euch eine Viertelstunde hier still und laßt mich mit dem Könige sprechen."

„Ihr seid und bleibt der Hilfreiche!" antwortete Camoëns. „Tut, was Ihr selbst für das Beste erkannt habt, Manuel, und seid gewiß, daß Ihr mich hier findet, wie Ihr mich jetzt verlaßt, vielleicht schon um ein Teil ruhiger!"

Während Barreto ohne Zögern sich in den Saal zurückbegab, blieb Camoëns still, nur von Zeit zu Zeit schwer atmend, an der steinernen Brüstung der Terrasse stehen und versuchte nach jener Stelle hinzublicken, an der sich vorhin der Glutstreifen gezeigt hatte. Aber nur ein blasser Schein unterschied sich noch von dem Dunkel, das Gärten und Tal gleichmäßig einhüllte. Er vermied es, sich nach dem Schlosse hin zu wenden, aus dessen Fenstern überall noch Lichtschein hervordrang. Die Bilder der

letzten Tage, und vor allem die der letzten peinvollen Stunde, drängten sich hastig durch sein Hirn, und aus allen hervor leuchtete ihm Gesicht und Gestalt Catarinas. Umsonst versuchte er sich jetzt zu fernen Zeiten zurückzuversetzen, wie ein Schauer durchrieselte ihn die Erkenntnis, daß er in dem heißen, glücklechzenden Traume der letzten Tage nicht nur den kümmerlichen Frieden der Gegenwart, sondern auch die selig-schmerzliche Erinnerung verloren habe, die ihn über das Weltmeer und wiederum zurück in die Heimat begleitet hatte. In tiefer Trauer stützte er das Haupt in die Hände, und indem seine Lippen mehr als einmal den Namen Catarina wiederholten, wußte er selbst nicht mehr, ob es die Lebende, ob es die Längstgeschiedene sei, an die er in diesem Augenblicke, mit sich selbst hadernd, dachte.

Der einsame Mann, welcher, nächtige Gedanken in der Seele, von der Nacht umfangen dastand, konnte nicht ahnen, wie nahe ihm jenseits des Walles von hochstämmigen Rosen, der die Terrasse nach Süden abschloß, das Fenster war, aus dem Catarina Palmeirim zu gleicher Stunde in das Dunkel hinaussah und seiner, nicht leidvoll, nicht mit bitterm Schmerze, aber mit einer dunkeln Empfindung dachte, die sie selbst nicht auszudeuten wußte. Hauchte der feucht und schwül daherstreichende Westwind die sehnsüchtigen Laute, mit denen Camoëns ihren Namen aussprach, dem jungen Mädchen in die Seele? oder war es nur der Nachhall jenes scharfen, scheltenden Klanges, mit dem soeben die Herzogin den Namen Luis Camoëns genannt hatte? Catarina sah die Züge des Dichters lebendig vor Augen, und sie schienen mit rührender Bitte zu ihr zu sprechen.

Als die junge Gräfin vorhin neben der Herzogin die

mächtige Palasttreppe emporgestiegen war, die zu ihrer gemeinsamen Wohnung führte, hatten die Damen an der Schwelle des großen Vorgemachs beinahe ihre ganze zahlreiche Dienerschaft versammelt gefunden. Kammerfrauen, Diener und selbst die Pagen der Herzogin umringten den riesigen grauköpfigen Neger Absalon, der vor langen Jahren mit dem Vater der Herzogin von der Guineaküste nach Lissabon gekommen war. In seinem noch immer gebrochnen Portugiesisch hatte der Mohr den Erstaunten berichtet, daß ihn vor einer Stunde, als er vom Flecken nach den Gärten des Schlosses heraufgekommen sei, einer der Verschnittnen des Prinzen Mulei Mohammed angesprochen und ihm eine hohe Belohnung verheißen habe, wenn er dem fremden, im Hause der Herzogin aufgenommenen Mädchen den Inhalt eines kleinen Kristallglases in ihren Morgentrank schütten wolle. In seiner Bestürzung hatte Absalon mit sinnlosem Nicken geantwortet und das Glas war in seine Hände geglitten. Als aber der Versucher eine Hand voll Goldstücke nachfolgen zu lassen gedachte, hatte der Betroffene seine Besinnung zurückgewonnen und war in die nächtig dunkeln Gänge des Gartens entflohen. Das Glas mit wenigen Tropfen von dunkelgelber Flüssigkeit war in dem Augenblicke von Hand zu Hand gegangen, als die Herzogin und Catarina hinter den voranleuchtenden Fackelträgern über die Schwelle ihrer Wohnung getreten waren. Sobald der Herzogin der Vorfall berichtet worden war, hatte sie ihrer greisen Kammerfrau das verhängnisvolle Kristallgefäß aus der Hand genommen und streng gefragt, ob Esmah etwas von der Erzählung des Negers erfahren habe? Und als ihr die Antwort zuteil geworden war, daß die junge Maurin schon zur Ruhe gegangen und bis jetzt ohne Ahnung von der ihr drohenden Gefahr geblieben

sei, hatte die Gebieterin im strengsten Tone jede Mitteilung an das fremde Mädchen untersagt. Sie hatte die überlieferte Flüssigkeit mit geringschätzigem Lächeln geprüft und der Dienerschaft zugerufen, daß dieselbe nichts weniger als ein Gift sei — dann aber doch ernst befohlen, keine fremden Diener und überhaupt keine Unbekannten die Wohnung betreten zu lassen. Danach hatte die Herzogin selbst die tiefergriffene und bestürzte Catarina in ihre Zimmer geleitet und hier war es gewesen, wo die feste, willensstarke Frau in einen lauten Weheruf ausgebrochen war und den Einfall des träumenden Poeten verwünscht hatte, Esmah unter den Schutz dieses Daches und ihres geliebten Pfleglings zu stellen. Umsonst hatte Catarina die Erzürnte und Erregte zu beruhigen gestrebt. Indem die Herzogin die kleine Phiole, in der sie ein tödliches Gift ganz wohl erkannt hatte, im Badegemach in das große wassergefüllte Marmorbecken ausgoß und eigenhändig das Wasser entrauschen ließ, hatte sie wiederholt ausgerufen, daß Camoëns ihr und Catarina und selbst der Fremden eine Lage geschaffen habe, in der sie keine Stunde vor Erneuerung solcher Frevel sicher wären. Für den Augenblick hatten selbst die Erlebnisse des Abends vergessen geschienen, und erst als Catarina, wieder gefaßt, der Herzogin zugerufen hatte, daß ja Esmah im besondern Schutze des Königs stehe, da hatte die Herzogin ihre Pflegebefohlene umarmt und leidenschaftlich gerufen: „Möchtest du wahr sprechen, Kind, und zur Macht auch bald, bald das Recht erhalten, den König an seine Pflicht zu mahnen. Immer bleibt es ein Mißgeschick, daß uns Senhor Luis mit der Sorge um jenes Mädchen belastet hat, während wir um dich sorgen müssen, Catarina! Der König ist des reinsten Willens voll und liebt dich, wie du es verdienst, und

dennoch — dennoch sehe ich Schatten über deinen Weg fallen. Es wäre besser gewesen, wenn es heute nicht Hunderte von Neidern und geheimen Gegnern vernommen hätten, daß er dich zu seiner Königin begehrt. Gute Nacht, Catarina, mögen alle guten Engel um dich sein, der neue Tag uns Licht in jedem Sinne bringen und den Willen des Königs stärken."

Catarina hatte zu diesen zweifelnden Worten der mütterlichen Freundin nur gelächelt, hatte leise erwidert: „Der König wird das Rechte finden und tun!" und danach der Herzogin sorglose, erquickliche Ruhe gewünscht. Sie hatte noch den Gutenachtkuß auf ihrer Stirn gefühlt, als sie an das breite, offne Fenster getreten war. Und nun lauschte sie seit langen, langen Viertelstunden in die lautlose Stille der Gärten hinaus, suchte vergebens im Dunkel Berge und Wolken zu unterscheiden, vergebens ihre Gedanken bei dem König, bei den Blicken und Worten festzuhalten, die an diesem Abend zwischen ihm und ihr gewechselt worden waren. Wider Willen entsann sie sich jetzt, wie bleich Camoëns drunten in dem schimmernden Kreise im Königssaal gestanden hatte, wie leidvoll der Ausdruck seiner Züge, wie unverwandt sein Blick ihr zugekehrt gewesen war. Es fiel ihr ein, daß sie nur flüchtige Worte mit ihm gewechselt hatte und daß er wohl auf mehr gehofft haben könnte. Catarina wußte nicht, unter welchem geheimen Zwang sie jeder Begegnung gedachte, die sie seither mit dem Dichter gehabt. Ein Ton in seiner Stimme, ein ernster Zug um die geschlossenen Lippen, deren sie sich erinnerte, offenbarten ihr jetzt mit einem Male, daß der Freund ihrer Mutter wenig Glück gekannt habe, ein tiefes und zartes Mitleid mit dem einsamen Manne beschlich sie und mischte sich mit den frohen Schauern, die jeder Ge-

danke an den jungen König ihr erweckte. Und seltsam, indem sie hier, in der nächtlichen Ruhe, wechselnd Esmahs, Camoëns' und des Königs gedachte, stand plötzlich der sonnenhelle Morgen vor ihrem Blick, an dem sie mit Camoëns im Hochtal der Mutter aller Gnaden verweilt hatte, und dann wieder der schwüle Mittag und die wilden Unwetter, durch welche sie an Dom Sebastians Seite geritten war. Eine tiefe Sehnsucht, dem Freunde ihrer Mutter mehr und besseres zu sein, als die Verklärte es jemals vermocht hatte, ergriff sie mit geheimer Gewalt. Und dazwischen wogte dann das Bewußtsein auf, daß Dom Sebastian in seiner Weise nicht minder glücklos sei als Luis Camoëns; mit der Nachtluft, der sie ihre brennende Stirn bot, drangen die Laute wieder an ihre Seele, in denen der junge König ihr sein tiefstes Leben vertraut hatte. Als sich die widerstreitende Empfindung in einen Tränenstrom löste, ward sie sich bewußt, daß ihr Herz dem König gehöre. Und dabei fühlte sie doch noch immer den bittenden Blick Camoëns' auf sich gerichtet und gelobte sich, wenn jemals die stolzen Hoffnungen dieses Abends Wirklichkeit würden, seiner vor allen andern zu gedenken.

Achtes Kapitel.

Es war die schattigste und prächtigste Stelle in dem schattenreichen Garten des Gutes Almocegema, wo sich am goldnen Septembermorgen der Gutsherr und sein Gast Luis Camoëns zum Frühmahl niedergelassen hatten. Das alte Maurenkastell, dessen Westtürme sich vor Jahr-

hunderten unmittelbar über der Küste erhoben haben mochten, hatte jetzt zwischen sich und der Flut des Weltmeeres einen breiten, sandigen Dünenstreifen, an dem sich die Wogen brachen und der die landeinwärts gelegenen Felder und Triften des großen Besitzes schirmte. Das Schloß selbst aber war wohlerhalten, die breite Mauer des Außenwerkes gegen das Meer hinüber durch Erdaufschüttung und das Anpflanzen von Lorbeerhecken in einen grünen Wall verwandelt, über dessen eine Ecke sich zum Überfluß die vielästige Krone der mächtigen Platane streckte, die König Diniz vor Jahrhunderten im Hofe des eroberten Maurenschlosses angepflanzt haben sollte. Der tieferliegende Hof, zu dem von diesem Wall steinerne Stufen hinabführten, war ganz und gar in einen dicht bewachsenen Garten verwandelt; unter der Platane auf dem begrünten Wall aber befanden sich ein Steintisch und steinerne Bänke. Von hier ließ sich zugleich ein Stück der blau schimmernden, ruhelos bewegten See und die Laubfülle der Baumreihen überschauen, aus denen der Garten hauptsächlich bestand. Über die Baumkronen ragte das schlichte Viereck des Haupthauses, ein farbiger Backsteinbau mit zierlichen Mauerzinnen, der sich jetzt, in der Morgensonne, minder ernst als sonst vom Grün der Gärten abhob.

Manuel Barreto sah mit geheimem Behagen, daß sein Gast nicht müde ward, sich an der Doppelaussicht zu laben, welche der Sitz unter der Platane des Königs Diniz gewährte. Der Fidalgo versagte sich zwar nicht völlig, den Freund an Speise und Trank zu erinnern, mit denen der Tisch reich besetzt war, aber er überließ ihn im ganzen der träumerischen Stimmung, in welche der Aufenthalt zu Almocegema Camoëns versetzt hatte.

Etwa ein Monat war seit dem Tage verstrichen, an welchem Barreto seinen Gefährten in die Stille dieses Landsitzes geleitet hatte. Und schon eine Reihe von Tagen hindurch hatte der Schloßherr mit voller Befriedigung wahrgenommen, daß die schmerzliche Dumpfheit, in welcher Camoëns anfänglich dahingelebt hatte, von seinem Wesen und aus seinen Zügen wich, daß er den alten Ausdruck neu gewann. An mehr als einem Morgen hatte ihn Barreto erblickt, wie er ihn bei der ersten Wiederbegegnung auf der Höhe des Kreuzberges begrüßt hatte. Stunde um Stunde war Senhor Manuels Gast klarblickender und mitteilsamer geworden, seit vorgestern hatte er sich entschlossen, die Handschrift seiner Lusiaden vor dem Freunde neu aufzuschlagen, um ihm nach und nach alle Gesänge des großen Gedichts, die Barreto noch nicht kannte, mitzuteilen. Und Senhor Manuel, obschon er die stolze Schöpfung des Dichters wahrlich zu genießen und zu würdigen verstand, war noch beglückter durch Camoëns' sichtliches Wiederaufleben, durch die milde Ruhe seines Gesprächs, als durch die reichen Bilder und die klangvollen Oktaven seines Werkes. Nur eines hatte ihm noch Sorge bereitet: daß der Name Catarina Palmeirim seit dem Eintritt in Almocegemia nicht über Luis' Lippen gekommen war. Heute aber schien es auch mit dieser Zurückhaltung vorüber, denn mitten in die Unterredung über die köstliche Frische des Morgens und den leuchtenden Glanz des Meeres hinein warf Camoëns plötzlich die Frage:

„Habt Ihr wirklich keine neuern Nachrichten vom Hofe, Manuel? Ist es gewiß, daß der König von Cintra nach Lissabon zurückgeht, um den Rüstungen näher zu sein, und daß gerüstet wird?“

„An den Rüstungen ist leider kein Zweifel,“ ent-

gegnete Barreto. „Nach dem, was ich aus der Hauptstadt und den Häfen von Lagos, Faro und Tavira vernehme, wird vieles vorbereitet, ohne daß der König darum weiß. Und Dom Antonio, der Marschall, ist leider so hinfällig, daß sein Wort nicht mehr auf den König zu wirken vermag."

Barreto hatte sich abgekehrt, er schien bereit, in jedem Augenblick das Gespräch abzubrechen. Allein Camoëns hatte offenbar die krankhafte Scheu überwunden, mit der er vor wenigen Wochen allen Erinnerungen an Cintra aus dem Wege gegangen war.

„Doch des Königs Vermählung, die vor der Heerfahrt nach Afrika stattfinden sollte — was hört Ihr darüber, Manuel?"

„Nichts — oder so gut wie nichts!" versetzte der Schloßherr einigermaßen zaudernd. „Der König kommt zu keinem Entschluß. Er hat, alsbald nach unsrer Entfernung und während alle Welt auf die Ankündigung harrte, daß er die Gräfin Catarina zur Königin erheben wolle, sich zu Bußübungen in das Kloster Flores zurückgezogen und die junge Dame, die er liebt, eine Woche lang nicht gesehen. Seitdem ist er wieder jeden Tag stundenlang an ihrer Seite erblickt worden. Niemand weiß, was demnächst geschehen wird. Ich fürchte, der innere Kampf, in dem er sich befindet und der von seinen Ratgebern geschürt wird, endet mit einer Entsagung und der Einschiffung nach Marokko!"

Camoëns' Gesicht zeigte dem sorglich prüfenden Blicke Barretos ruhige Fassung. Mit leiser Stimme sagte er: „Ihr scheint recht zu behalten, doch ich vermag es nicht zu verstehen, daß Dom Sebastian zögern kann. Und wenn es kommt, wie Ihr meint, wie wird sie es tragen — was soll aus ihr werden?"

Manuel Barreto rückte vertraulich näher an den Freund heran, dem er bis jetzt gegenüber gesessen: „Entschlagt Euch dieser Sorgen, Luis, bis alles klarer ist. Sträubt Euch gegen jede Versuchung, Euch in den Zauberkreis zurückzuziehen, der für Euch weder Glück noch Hoffnung einschließt. Ihr könnt die bittere Entsagung, die Catarina Palmeirims Los sein wird, wenn Gott nicht unmittelbar ein Wunder tut, weder abwenden noch mildern, könnt nur gefährden, Freund, was Ihr eben gewonnen habt. Allzulange wird die Entscheidung ja nicht auf sich warten lassen, und wenn Ihr Euch dann stark genug fühlt, sie ohne Rückfall in Euern Traum, ohne bittere Sehnsucht wiederzusehen, so widmet Ihr Euer Mitgefühl und Eure ritterlichen Dienste. Jetzt und bis Ihr ganz fest und völlig geheilt seid, haltet Euch fern, die Sorge um Euer Heil ist mir die nächste."

„Wer Euch hörte, müßte glauben, daß Ihr aus Freundschaft für mich hart und selbstsüchtig zu werden vermöchtet!" rief Camoëns mit einem flüchtigen Lächeln. „Wie kann ich wissen, ob ich geheilt bin, bevor ich wieder in die Augen geblickt habe, in denen so viel Glück und Weh liegt? Und was käme am Ende darauf an, wie mir zumute ist, wenn ich ihr jetzt von Nutzen sein könnte?"

„Eben weil Ihr so denkt, müßt Ihr meiner Freundschaft gestatten, Euch ein wenig zu behüten," versetzte Barreto. „Ihr werdet, dessen bin ich seit den letzten Tagen gewiß, die wilden Wünsche besiegen und den Schmerz, den sie Euch bereitet, dazu. Euer Morgen und Mittag war schwer und schwül genug; wenn je ein Mensch, so habt Ihr ein Recht auf einen sonnig-hellen Abend, den sollt und müßt Ihr gewinnen! Für heute laßt es genug sein an diesem Gespräch und bedenkt meine Worte mit

Nachsicht. Wann meint Ihr, daß wir die Handschrift Euers Werkes nach Lissabon bringen sollen?"

„In einem Monat erwartet sie der Buchdrucker," sagte Camoëns. „Bis dahin muß mir eine Erleuchtung kommen, was ich dem König zu Eingang und Ausgang des Gedichts sagen soll."

„Schmettert ihm mit Posaunenklang in Ohr und Herz, was er seinem Volke und Lande schuldig ist!" rief aufwallend der Edelmann. „Sagt ihm, daß er sich ehrt, wenn er die edelste Tochter des Landes zu sich auf den Thron Manuels des Großen erhebt, und laßt ihn nicht in Zweifel, daß der Weg gen Marokko ihn und uns ins Verderben führt."

Camoëns blickte über den begrünten Wall und die öde Dünenstrecke nach den Wogen hinaus, die von einem sanften, kaum merklichen Südostwinde leicht gekräuselt wurden. Vor seinem innern Auge belebte sich die Flut, auf der ein einziges fernes Segel zu erblicken war, mit mächtigen, waffenschimmernden Schiffen, endlosen Segeln und bunten Flaggen, und es währte einige Minuten, ehe er die Bilder verscheuchte, die vor ihm aufstiegen. Ernst, fast bekümmert wandte er sich zu seinem Gastfreunde zurück:

„Ihr wißt, Manuel, meine Überzeugung ist minder fest als die Eure! Wäre der König vermählt und Portugals Unabhängigkeit durch sein blühendes Haus gesichert, ich wüßte wahrlich nicht, ob ich ihn nicht selbst zu dem Kreuzzuge aufriefe, von dem er träumt. Doch freilich, wie die Dinge jetzt liegen, mögt Ihr recht haben, ich hoffe auf eine glückliche Eingebung, mit der ich ihn warnen kann, ohne ihn zu kränken!"

Barreto hatte offenbar noch eine Erwiderung auf

den Lippen, schwieg aber, als er seines Hausmeisters Joao unter dem spitzbogigen Tor, das vom Haupthause in den Garten führte, ansichtig ward. Mit sicherm Blick ersah er, daß sich der Alte rascher heranbewegte, als es sonst, selbst unter dem schattigen Laubdach dieser Baumgänge, der Fall war. Er rief ihn daher schon von weitem an: „Was gibt's, Joao? Was treibt dich aus deiner Halle so eilig hierher? Ist Besuch gekommen? Ist einer von den Brüdern Evora in Sicht?"

Der Hausmeister, gleich seinem Herrn eine hohe und feste Kriegergestalt, ein Fünfziger, dessen dunkles Haar sich kaum an den Schläfen grau zu färben begann, schüttelte den mächtigen Kopf und rief: „Kein Besuch, Herr, aber eine Botschaft, und wie mich dünkt, keine frohe. Jayme Leiras aus Otaz' Herberge ist auf einem Klepper von Cintra herübergekommen, er muß vor Tagesanbruch weggeritten sein, will auch jetzt nichts als einen Trunk Wasser über die Lippen bringen, bis er Euch und Senhor Luis Camoëns gesprochen hat."

„Ei, so führe ihn hierher," sagte der Schloßherr mit einiger Ungeduld. „Was hast du ihn warten lassen! Um ein Gericht Fische sendet unser alter Bartolomeo keinen besondern Boten, es muß etwas Wichtigeres sein. Mach' rasch, Joao!"

„Er wollte nicht mit allem Staub des Weges vor Euch treten, Senhor," verteidigte sich Joao. „Er soll alsbald vor Euch stehen. Aber schade ist's dennoch, daß Ihr Jayme nicht im Sattel gesehen, es hätte Euch für heute zu lachen gegeben."

Während der Minuten, die verstrichen, bis der ehemalige Matrose im Geleite des Hausmeisters herbeikam, vermieden Barreto wie Camoëns miteinander zu sprechen.

In den Zügen des letztern malte sich eine heftige Unruhe, Barreto erriet nur zu gut, daß er die unerwartete Botschaft aus Cintra mit seinen geheimen Gedanken an Catarina Palmeirim in Verbindung brachte. Als nun Jayme Leiras, den schwarzen, spitzigen Hut zwischen beiden Händen drehend, die Stufen emporstieg, rief Senhor Manuel dem ehemaligen Matrosen entgegen: „Sei willkommen, Jayme, und komm' hier herauf. Wie steht es in Cintra und mit dem greisen Marschall?"

„Sie läuteten im Konvent der Christusritter und in allen Kirchen die Totenglocken für den tapfern alten Herrn, als ich abritt, er ist ja verwichene Nacht heimgegangen," antwortete der Bote. „Doch nicht darum hat mich Bartolomeo an Euch abgeschickt. Ich bringe leider schlimmere Kunde."

Er hielt räuspernd inne, Barreto, welcher bei den letzten Worten Jaymes das traurig gesenkte Haupt fast zürnend erhoben hatte, verstand die wunderliche Gebärde des Boten und sagte: „Fahre nur ruhig fort. Was dir Otaz zur Bestellung an mich mündlich vertraut hat, darf mein Joao immer hören."

„Es werden's noch viele hören müssen, Herr!" versetzte Jayme Leiras, und durch sein rauhes Gesicht zuckte es vor Wehmut und Ingrimm zugleich. „Bartolomeo läßt Euch also melden, daß er, nach Eurer Weisung, Herr, mich jeden zweiten Tag abgeschickt hat, um nach Joana, der kleinen Ziegenhirtin, zu sehen und ihr zu bringen, was sie etwa bedarf. Es ging ihr immer recht wohl, zweimal habe ich selbst das fremde Fräulein, die wir damals tauften und die jetzt im Schlosse wohnt, zu ihr geleitet — Joana hatte eine große Freude daran. Es sollte ihre letzte sein! Gestern am Nachmittage fand ich

die gute Kleine zwanzig Schritte von ihrer Hütte tot auf dem Rasen — erwürgt! — die Schnur noch um den Hals — die starren Händchen krampfhaft zum Gebet gefaltet! Ihre Herde weidete um sie herum, und die Ziegen leckten ihr die Hände, sie konnten nicht begreifen, daß Joana nicht mehr mit ihnen um die Wette herumsprang."

Die Tränen, die der ehemalige Seemann im Auge hatte, verhinderte ihn, Barreto und Camoëns genau ins Gesicht zu sehen, die Bestürzung und Erschütterung beider malte sich nicht nur in ihren Zügen, sondern zeigte sich auch in ihrer ganzen Haltung. Ehe Barreto eine Frage tun konnte, fuhr Jayme fort:

„Ihr könnt denken, Herr, daß ich trotz meines Jammers genau auf alles achtete! Die Schnur, mit der sie erdrosselt worden, war von maurischem Geflecht — ich wußte es ohne Besinnen, wer den feigen Mord an dem armen Kinde vollbracht hat und warum Joana gestorben ist! Nach den Fußspuren haben sich drei Männer an sie herangeschlichen und sie an ihrem Ruheplatze überfallen — wenigstens haben Schreck und Schmerz für sie nur eine Minute gewährt!"

„Und was habt Ihr getan?" fuhr Camoëns auf. „Rieft Ihr den Richter des Königs und Zeugen hinzu? Habt Ihr schon Anklage erhoben?"

„Nein, Senhor!" erwiderte Jayme und wandte sein Gesicht fragend Barreto zu. „Nachdem ich mich fürs erste ausgeweint, trug ich die Tote unter ihr Strohdach, die Schnur löste ich von ihrem Halse, sie ist in Bartolomeos Händen für Euch — bis Ihr kommt! Dann wartete ich, bis ihr Liebster, der bei den frommen Frauen von Santa Eufemia Waldhüter ist, herzu kam und hatte ihm die schlimme Kunde mitzuteilen und ihn, so gut ich konnte,

zu trösten. Es waren ein paar schwere Stunden, die ich nicht noch einmal erleben möchte. Er ging, um einige Kameraden aufzubieten, und sie versprachen abwechselnd bei der Leiche der Kleinen Wache zu halten, damit die heidnischen Hände, die sie ermordet haben, sich nicht etwa noch an der armen Hülle Joanas vergriffen. Dann eilte ich zu Otaz hinunter, sagte ihm, was geschehen sei, und stieg auf den Klepper, um Euch herzuzurufen."

Der Gutsherr, welcher sich vor einigen Augenblicken unbewußt wieder auf die Steinbank niedergelassen hatte, stand auf, und sagte:

„Ihr habt bei dem traurigen Falle recht und klug gehandelt, besonders du, Jayme! Die Gerichte des Königs können hier nicht helfen. Wenn es überhaupt eine Sühne für den ruchlosen Frevel gibt — wenn es eine gibt, Luis! ich zweifle daran! — so kann sie nur von dem König selbst kommen. Als er Esmah Catarina seinen Schutz verhieß, war die arme kleine Hirtin in die Verheißung eingeschlossen. Ich muß unmittelbar vor Seine Majestät treten, vielleicht empfindet er, wie schwer nicht nur Recht und Sicherheit im Lande, sondern auch seine Ehre und Würde beschimpft sind! Bis wir unsre Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen haben, laß dich erquicken, Jayme; ich hoffe, dein Pferd ist bereits versorgt, und Joao steht mir dafür, daß dir nichts mangele!"

Jayme Leiras dankte dem Gutsherrn durch eine stumme Gebärde, der Hausmeister faßte ihn am Arme und flüsterte: „Kommt, kommt, Mann, es ist keine Zeit zu verlieren, und Ihr braucht Kräfte für den Rückweg."

Joao, der jede Falte im Antlitz Senhor Manuels kannte, erriet, daß sein Gebieter mit dem ritterlichen Gast allein zu bleiben wünsche. Sobald er seinen Diener und

den Boten zwischen den Stämmen der Feigenbäume dahin gehen sah, wandte sich Barreto in der Tat zu Camoëns, der wortlos und in sichtlicher Trauer zu Boden blickte. „Das schlägt jäher und härter als ein Blitz in unsern Frieden ein! Die arme Joana ist das Opfer ihrer hilfreichen Güte geworden, ich hätte darauf bestehen müssen, daß sie mir hierher folge, und hätte ihren Liebsten in den Kauf nehmen sollen. Freilich wenn Mulei Mohammed seine Stummen und Henker über Land schicken darf, als wären wir hier in Marokko, so würde Almocegema die kleine Hirtin nicht besser geschützt haben, als ihr einsames Weidetal. Wißt Ihr einen bessern Rat, als daß wir Joana mit allen Ehren bestatten und Gerechtigkeit fordernd vor den König treten?"

„Daß wir Esmah Catarina warnen!" versetzte Camoëns. „Wenn der Mohrenprinz an allen Rache zu nehmen gedenkt, die zu Esmahs Befreiung geholfen haben, so mögen leicht noch andre bedroht sein als das arme Mädchen. Ich rede nicht von uns."

„Ich weiß, Freund!" fiel ihm Manuel in die Rede. „Doch ich bitte Euch, laßt die Warnung an die andern meine Sorge sein. Ihr ermeßt selbst, daß Esmah und ihre holde Beschützerin, die im Königspalast wohnen, nicht unmittelbar Gefahr laufen, und daß es genügt, wenn auch sie erfahren, was ich dem König zu sagen gedenke. Ihr aber gelobt mir eins! Es wäre vielleicht das beste, Ihr hieltet still hier aus, bis ich zurückkomme; doch will ich Euch nicht ansinnen, was Euch unerträglich scheinen wird. Begleitet mich nach Cintra in Otaz' Herberge und zur Mutter aller Gnaden hinauf. Helft mir feststellen, was sich nötig erweist, und die arme Joana bestatten. Dann aber laßt mich allein vor den König treten und

vermeidet es, den Palast und Gräfin Catarina wiederzusehen. Bringt meiner Freundschaft und Eurer Ruhe das Opfer einer schmerzlichen Stunde. Ich sehe alles gefährdet, was ich diesen Morgen gewonnen wähnte, wenn Ihr jetzt in den Zauberkreis zurückkehrt, dem ich Euch mit Mühe entrissen habe. Wollt Ihr mir geloben, was ich erbitte?"

„Wer darf an sich selbst denken, wenn Glück und Leben andrer, die ihm mehr gelten als sein eignes armes Ich, auf dem Spiele stehen?" sagte Camoëns mehr vor sich hin als zu dem drängenden Gastfreunde. „Ich folge keines Mannes Rat lieber als dem Euern. Doch wie kann ich Euch geloben, fern zu bleiben, wenn es vielleicht gilt, ein geliebtes Haupt zu schützen!"

„Ihr wißt wohl, daß ich nicht zögern würde, Euch zu rufen, wenn es das gälte!" rief Manuel. „Nein, nein, Luis, betrügt Euch nicht, in Eurer Seele wallt der törichte Wunsch auf, wieder neben Catarina zu stehen und Euch am Lichte ihrer Augen zu sonnen — Ihr müßt die Wallung besiegen und mir vertrauen! Für Euch ist durch die Trauer um Joana nichts an der Lage geändert, die wir vor einer Stunde klar sahen, also ergebt Euch und seid versichert, daß es zu Euerm Besten sein wird."

Nicht widerstrebend, aber zögernd und mit einem seltsam prüfenden Blick in Barretos Gesicht bot Camoëns seinem Gastfreunde die Hand. „Ihr wollt es, Ihr sagt es, Manuel, Euch widerstehe ich nicht. Doch nicht wahr, Ihr setzt in Cintra alles ein, um Gewisses über den König und Gräfin Catarina zu erfahren, und Ihr verschweigt mir nichts von dem, was Ihr vernehmt?"

„Ich sage Euch im voraus, daß es noch lange währen kann, ehe etwas entschieden wird, doch was ich höre, ver-

schweige ich Euch nicht!“ versetzte Barreto. „Jetzt laßt uns an unsre traurige Pflicht denken. Ihr nehmt eines meiner Pferde, und Joao begleitet uns. Noch eins: wir müssen uns vielleicht darauf gefaßt machen, daß wir nicht nur die arme Kleine, sondern auch Dom Antonio zur Gruft zu begleiten haben. Wer weiß, ob man nicht am Hofe eine rasche Beisetzung des alten Helden beliebt, um ihm einen Teil der Ehren, die ihm gebühren, vorenthalten zu können. Dom Joao, der Prior, hat den Marschall gehaßt, wie nur ein Priester zu hassen vermag, und der König — doch nein! — ich will ihm in meinem Grimm nicht unrecht tun, vielleicht bewahrt er dem Alten die Ehrfurcht, die er ihm im Leben gezeigt hat, über den Tod hinaus. Laßt uns gehen, Luis! Die arme, arme Joana! Sie hat es erfahren müssen, daß dies keine Welt für kindliche Güte ist.“

Camoëns teilte die Trauer wie den Groll des Freundes, aber er fand kein Wort der Zustimmung. In seiner Seele regte sich ein dumpfer Zweifel, ob ihn und Barreto an Joanas Ende nicht eine Schuld treffe. Vielleicht war der jungen Hirtin die Ruhe, in der er selbst und sein Freund sich hier gewiegt hatten, verhängnisvoll geworden! Vor wenigen Minuten hatte Barreto seinen Handschlag empfangen, daß er von Cintra still und ohne das königliche Schloß betreten zu haben, nach Almocegema zurückkehren wolle, und schon jetzt, während er mit dem Gutsherrn dem Haupthause zuging, fühlte er eine geheime Versuchung, da selbst zu sehen und zu hören, wo niemand, auch der nächste Freund nicht, Auge und Ohr für ihn sein konnte. Zunächst galt es freilich an Barretos Seite treu auszuharren und die geheimsten Wünsche still in sich zu verschließen.

Kaum eine Stunde später, als Jayme Leiras in Almocegema eingetroffen war und während die Sonne der Mittagshöhe zustieg, ritten vier schweigsame und in sich gekehrte Männer durch die dürstenden Maisfelder und über die sommerlich verstaubten Heiden den schattenreichen Bergen der Serra da Estrella entgegen. Camoëns erinnerte sich keines Rittes, selbst aus seinem Kriegerleben, der ihm heißer und drückender erschienen war. Der Gegensatz zwischen der Stimmung eines Morgens, welcher milde Ruhe, ja eine Art Hoffnung in seine Seele geträufelt hatte, und der düstern des sonnenhellen Tages, lastete schwer auf des Dichters beweglichem Gemüt. Ein neuer dumpfer Schmerz hatte die alten Qualen zu gespenstigem Leben erweckt, der Ausblick in die Zukunft erschien mit einem Male wieder völlig lichtlos. Zum Überfluß gesellte sich das Bewußtsein des geheimen Zwiespalts, den er zwischen sich und Barreto empfand, auch auf diesem Wege zu seinen dunkeln Gedanken. Jayme Leiras, den auf die Länge das allgemeine Schweigen zu drücken begann, versuchte durch Erzählungen über die großen Flottenrüstungen in Lissabon und Lagos die Stirnen der Herren zu entrunzeln. Camoëns lauschte mit einiger Teilnahme den Schilderungen des alten Matrosen, Barreto aber, den heute jede Mahnung an den Seezug nach Afrika peinlicher als sonst berührte, schnitt weitere Berichte, zu denen Jayme Lust zeigte, mit den Worten ab: „Schweigt von dem unseligen Zug, der Menschenopfer verschlingt, noch ehe er begonnen hat. Unsre kleine Hirtin war das erste, es werden ihr mehr folgen, als du zählen kannst, Jayme!“

Camoëns konnte dem Zürnenden nicht widersprechen, in dieser Stunde weniger als je, und doch, doch vermochte er Manuels bittere Hoffnungslosigkeit nicht völlig zu teilen.

Wie oft schon, so spiegelten sich auch eben jetzt die goldglänzenden Kuppeln der Minaretts von Marokko in seinem Auge, und durch sein Hirn zog die Frage, ob er nicht als Mitkämpfer an Bord der vaterländischen Flotte steigen sollte? So versank er in jenes dumpfe Hinbrüten, in dem das wirkliche Erlebnis zum Traum wird. Ein Traum schien es, daß er durch Schluchten und Wälder an Barretos Seite zum Hochtal der Mutter aller Gnaden emporkam, wie ein Traumbild erblickte er die grüne Einsamkeit, über welcher die buntfarbigen Wolken des Spätnachmittags hinwegzogen. Wie im Traum betrat er die Hütte mit dem strohenen Dach und starrte auf die kleine Leiche, die dort auf ihrem schlichten Lager gebettet lag. Der Schmerz, der bei dem Anblick der Toten durch seine Seele schnitt, die lauten Wehklagen und Verwünschungen des jungen Waldhüters und seiner beiden Genossen, die an Joanas entseelter Hülle Wacht gehalten hatten, weckten ihn für kurze Minuten auf, und leidenschaftlich nahm er an den Fragen teil, die Manuel Barreto zur Feststellung des Frevels an die Anwesenden richtete. Er versuchte auch den weinenden Pero, den Liebsten der jungen Ziegenhirtin, zu trösten und stimmte eifrig zu, als dieser die ritterlichen Männer bat, sich um ein Grab im Schatten des Klosters von Santa Eufemia für Joana zu bemühen. Doch als Manuel begann, die Einzelheiten der Bestattung zu ordnen, und Camoëns ersuchte, gleich jetzt nach dem Kloster hinüberzureiten und am Spätabend nach Otaz' Herberge in Cintra zu kommen, da ward der Träumer mit einem Male inne, daß sein stummes Sinnen fort und fort Catarina Palmeirim gegolten habe, an deren Seite er die Tote zuletzt erblickt hatte, die jetzt in ärmlicher Verhüllung vor ihm lag. Er beherrschte sich noch einmal und erklärte

seine Bereitwilligkeit, sich sofort wieder in den Sattel zu schwingen. Doch die inständige Weise, in der er Barreto beschwor, beim Hinabkommen nach Cintra genaue und zuverlässige Kunde über Esmah die Maurin und Catarina Palmeirim einzuziehen, verriet sein geheimstes Empfinden. Barreto richtete einen mahnenden Blick auf den Freund und äußerte kurz, er werde es an keiner Erkundigung fehlen lassen, hege übrigens um die im Schutz der Herzogin von Braganza stehenden Mädchen keine Sorge. Camoëns blieb nur übrig, seine Bitte zu wiederholen und alsbald aufzubrechen.

Der Weg zum Kloster Santa Eufemia verließ nicht weit von dem steinernen Gnadenbilde das Hochtal, senkte sich rasch in die Waldungen hinab und führte dann als breite Straße an den langgestreckten Hügelreihen hin, auf denen der berühmte Wein der Klosterfrauen wuchs. Einer von Peros Kameraden, welcher Camoëns den Weg zeigte und mit dessen Pferde gut Schritt hielt, war offenbar der Meinung, daß der Trauer um die Hirtin genug sei und pries geschwätzig die Vorzüge des Klosterweines, ohne eine Erwiderung zu ernten. Camoëns war jetzt einzig darauf bedacht, sein trauriges Geschäft im Kloster rasch zu Ende zu führen, der armen Joana ihre Ruhestätte zu sichern und die Seelenmessen zu bestellen, die Barreto freigebig verheißen hatte. Nichts, was zwischen Joanas Hütte und dem ersehnten Cintra lag, sollte ihm Teilnahme abgewinnen, selbst das schimmernd rosige Licht, in welches die Hügel und die Straße getaucht erschienen, mahnte ihn nur daran, daß der Abend hereinbreche und daß er vor der Nacht an Bartolomeos Deck sein wolle.

So war es ihm eine unwillkommene Kunde, daß der rüstig an seiner Seite schreitende Waldhüter, als sie etwa

noch eine Wegstunde bis zu dem Kloster zurückzulegen hatten, mit scharfen Augen ein Gefährt erspähte, das auf der Straße von Flores daherkam und offenbar in ihre Straße einlenken wollte. Der Versuchung, sein Pferd in Trab zu setzen, widerstand Herr Luis im Hinblick auf seinen Führer. Doch mit um so größerm Unmute sah er die Entfernung zwischen dem heranrollenden, mit zwei Maultieren bespannten Wagen und sich selbst immer kleiner werden. Der Waldhüter blickte fortgesetzt nach dem Fuhrwerke zurück und rief nach einigen Minuten: „Es ist Rodriguiz, der Klosterschaffner von Flores, der die Maultiere führt, Senhor, und ein Priester der Gesellschaft Jesu sitzt im Korbe des Wagens.“ Unwillkürlich lenkte Camoëns sein Pferd nach rechts, zum äußersten Rande der Straße, in der Meinung den Wagen vorüberfahren zu lassen. Doch in demselben Augenblicke hörte er sich bei seinem Namen angerufen, und es war noch hell genug, daß er Fray Tellez Almeida, den Kaplan des Königs, so gut erkennen konnte, wie dieser den Reiter schon seit längerer Zeit erkannt hatte. Nun galt kein Zögern mehr, Camoëns erwiderte den Gruß des jungen Priesters, ritt an den Wagen heran und sprach sein Erstaunen aus, Tellez auf diesem einsamen Wege begegnen.

„Eine Verwandte unter den Schwestern von Santa Eufemia, die plötzlich erkrankt ist, hat mich aus meinen Pönitenzen abrufen lassen,“ sagte ruhig der Kaplan. „Ich bin vor längerer Zeit mit dem Könige nach Flores gegangen und habe seit drei Wochen dort der verheißenen Wiederkunft Dom Sebastians geharrt — leider umsonst. Kommt Ihr vom Hofe, Senhor Luis, und wißt Ihr näheres von unserm jungen Gebieter?“

Camoëns erachtete es für genügend, mit stummem

Kopfschütteln beide Fragen zu verneinen, und ritt mit zerstreutem Wesen neben dem aufmerksam Beobachtenden her. Tellez Almeida entschloß sich noch einmal, das Schweigen zu brechen: „Ich vergaß, daß Ihr auf Senhor Manuel Barretos Güter gegangen waret. Hoffentlich ist es eine frohe Veranlassung, die Euch hierher zurückgeführt hat?"

Camoëns hob den Kopf, aus seinem dunkeln Auge fuhr ein Blitz auf den Frager herab. Er setzte voraus, daß Fray Tellez um den Mord Joanas wisse und nahm die Frage als einen versteckten Hohn auf. „Ich reite zum Kloster, um eine Grabstelle für ein armes, erwürgtes Lamm zu erbitten, ehrwürdiger Bruder, und ich weiß nicht, ob Euch das Freude bereitet."

„Um des Heilands willen," rief Fray Tellez, „doch nicht Eure Maurin? Esmah Catarina?" Der Ausdruck des Erschreckens in seinem Gesicht war so überzeugend, daß Camoëns begriff, der Kaplan wisse von dem Vorgange noch nichts, obschon die Frage verriet, wie gut er die Gefahr kenne.

„Ihr seid auf der richtigen Fährte; nur ist es diesmal ein minder edles Wild, das erlegen ist," entgegnete er finster. „Die kleine Hirtin Joana, welche die flüchtige Maurin zuerst in ihre Hütte aufgenommen hat, ist von den Dienern des Marokkaners ermordet worden, mitten im Frieden unsers Königs und im Schutze der Kirche, in dem sie ihre Herde weidete!"

„Ihr werdet bitter ungerecht, Senhor Luis," sagte der Priester mit leisem, schonendem Tone. „Nicht jeder Frevel läßt sich hindern, und Ihr werdet hoffentlich weder Seiner Majestät noch der heiligen Kirche die Schuld an jenem Unheil beimessen, das Gott aus unerforschlichen

Gründen geschehen ließ! Klagt gegen die Mörder beim König, wenn Ihr gewiß seid, daß es Diener des Emirs waren! Ich zweifle nicht daran — Ihr aber dürft nicht vergessen, daß Ihr und Manuel Barreto den heidnischen Fürsten in dem verletzt habt, was ihm das Heiligste, der Kern seiner Ehre ist. Ihr müßt den König schon um deswillen anrufen, weil der Schlag, der die arme törichte Helferin getroffen hat, sicher über kurz oder lang auf die eigentlich Schuldige fallen soll. Am besten wäre es, Eure Schutzbefohlene bliebe irgendwo versteckt, bis der Emir sich mit dem Könige nach Tanger eingeschifft hat."

„Wollte Gott, er schwämme schon auf den Wellen — Mulei Mohammed meine ich — nicht den König!" versetzte Camoëns. „Das beste wäre, der König jagte den Maurenprinzen allein in seine Wüste zurück; doch daran ist nicht zu denken."

„Und warum das beste, Senhor?" fragte der Kaplan geschmeidig. „Verlangt es Euch so gewaltig, daß unser junger Fürst die Gelübde breche, die er seit Jahren geleistet hat? Ich verstehe mich wenig auf weltliche Gefühle und Hoffnungen, allein mich dünkt doch, daß Ihr, gerade Ihr, eher Ursache hättet, den König auf fernen Kriegspfaden als hier im Lande zu wünschen!"

Camoëns wünschte in diesem Augenblicke, daß es schon Nacht wäre, damit der im Wagen sitzende Priester die Glut nicht gewahre, die er selbst auf seinen Wangen brennen fühlte. Die Äußerung, die Tellez Almeida lässig hingeworfen hatte, durchschauerte Camoëns doppelt, sie verriet ihm, daß andre um den Traum und den Schmerz wußten, welche er für sein und Barretos Geheimnis hielt. Und sie enthüllte ihm einen verborgnen Wunsch seiner Seele. Er hatte den Gedanken noch nicht klar gedacht, daß der

König demnächst gehen, Catarina Palmeirim bleiben könne; gleichwohl war es ihm in diesem Augenblicke, als spreche der Jesuit nur aus, was seit Wochen in ihm lebte; er mußte sich Gewalt antun, um den Ton zu bewahren, in dem er seither mit Tellez Almeida gesprochen hatte.

„Von mir ist nicht die Rede, Ehrwürdiger!“ sagte er. „Ob der König Gelübde geleistet hat, weiß ich nicht; doch der Schwur, seinem Lande und Volke getreu zu sein; war vor allen Gelübden. Portugal bangt vor der Heerfahrt nach Afrika, und so wird Dom Sebastian auf seines Herzens Wunsch Verzicht leisten müssen!“

„Bangt denn auch Ihr, Senhor Luis — Ihr, der Sänger unsers alten Ruhmes?“ fragte der Priester. „Mich dünkt, ich lese in Eurer Seele, daß Ihr nicht vor Schlachten und Gefahren, vor kühnen Taten, sondern vor einem Untergange zittert, dem die Völker anheimfallen, die nichts mehr zu Gottes Ehre und für ihre eigne Herrlichkeit wagen.“

Camoëns schwieg, auch dies Wort des jungen Priesters schlug in seine Seele; er mochte weder zustimmen, noch widersprechen. Unwillkürlich lenkte er sein Pferd einige Schritte weiter von dem Wagen ab, in dem Fray Tellez saß. Der Kaplan aber, der dies Ausweichen scheinbar nicht bemerkte, fuhr lebhafter fort:

„Ihr seid zu lange fern aus dem Lande gewesen, Ihr wißt nicht, wie not diesem Volke ein läuterndes Bad des Mutes, der Anspannung aller Kräfte, selbst der Not und der Sorge tut! Der König fühlt das Rechte, wenn er auch noch zu jung ist, immer das Rechte zu tun. Er muß die ganze Kraft Portugals einsetzen, muß einen großen Schlag wagen. Dann werden sie ihm vertrauen, ihm williger folgen, wenn er sein Volk die Pfade führt, welche er früh als die rechten erkannt hat.“

Camoëns' finstrer werdende Mienen, die der Sprechende auch in der zunehmenden Dämmerung noch unterschied, mahnten ihn, daß er keinen verwandten Ton im Herzen seines Begleiters erwecke. So schwieg auch der Priester einige Minuten und hob dann ruhig wieder an:

„Seid Ihr andrer Meinung, Senhor, teilt Ihr die Furcht der Kleinmütigen, die des Apostels Wort ‚Alles ist euer' vergessen, und die da wähnen, das Leben würde ärmer werden, wenn eine Zeit wiederkäme, in der ein christliches Volk sich völlig der Führung der heiligen Kirche vertraut? Wohlan! ich will es der Zeit überlassen, Euch hierin eines bessern zu belehren. Das aber werdet Ihr empfinden wie ich, daß es einem König übel ansteht, seine Jugend, die ruhmreich sein könnte, in nichtigem Treiben zu vergeuden und im Müßiggang die Töchter seines Landes zu verderben!"

Überrascht, fast bestürzt, vernahm Camoëns die heftigen Worte, die zu dem Kleide und zu der demütigen Haltung, welche Fray Tellez selbst hier im Wagen zeigte, wenig passen wollten. Rasch gab er zur Antwort: „Ihr richtet streng und sprecht kühn, ehrwürdiger Bruder — ich wage nicht, Euch auf diesem Pfade zu folgen."

„Hat man Euch auch erzählt, daß meinem Kleide zu mißtrauen sei?" sagte der Kaplan mit einem kurzen Lächeln. „Ich will Euch nicht verhehlen, daß ich von Herzen wünschte, Euch zu überzeugen, Eure Hilfe für meinen Zweck zu gewinnen, den ich für einen Gott wohlgefälligen halten muß! Ich würde wie Tausende treuer Portugiesen Dom Sebastian freudig zugejauchzt haben, wenn er die schöne Gräfin Palmeirim als Ehegemahl heimgeführt hätte. Ich weiß besser als andre, wie oft der junge König dem Himmel ewige Keuschheit gelobt hat,

doch ich hätte Tag und Nacht für ihn gebetet, daß ihm der Allmächtige den Bruch seiner Gelübde nicht anrechnen wolle! Nicht in Euch allein wallt das Blut für dies Land und König Manuels ruhmreichen Stamm, Senhor; auch unter diesem Kleide schlägt ein Herz dafür, und ich gestehe Euch, daß ich schon den reichsten Segen des Himmels auf das Haupt der neuen Königin herabgerufen habe. Es sollte nicht sein."

„Was sollte nicht sein?" fragte Camoëns ungestüm. „Was der König heute nicht tut, kann er morgen vollbringen, Hochzeit läßt sich an jedem Tage halten. Was wißt Ihr, was könnt Ihr wissen, daß Ihr so bestimmt sprecht?" Hinter den rauhen, hastigen Worten barg sich eine heftige Bewegung; er beugte sich, soviel er konnte, zu den Lippen des Kaplans hinüber.

„Daß Gräfin Catarina niemals die Krone tragen wird, das weiß ich," erwiderte Tellez Almeida. „Ich sollte Euer Beichtiger sein, Ihr nicht der meine, Senhor Luis; doch da es einmal so ist, so laßt mich gestehen, daß ich gegen meinen Beruf und meine Gelübde Tränen darum geweint habe, das schöne Haupt nicht im königlichen Brautschmuck erblicken zu sollen. Doch was kümmert es Euch, wie dem Kaplan des Königs zumute war! Nur wie ihm jetzt zumute ist, sollt Ihr noch wissen, Senhor. Da der König den Schritt, den ihm Gott um seines Volkes willen verzeihen würde, nicht wagen und tun wird — nein, er wird ihn nicht tun, und wenn Ihr mir noch tiefer grollt! — so sehe ich nur einen Weg für ihn. Er hat sich der irdischen Wünsche zu entschlagen, die über ihn mächtig geworden sind, er muß sich der Sehnsucht vergangner Jahre erinnern und der Welt das leuchtende Beispiel eines Herrschers geben, der als Ritter Christi rein und

makellos durch diese Welt der Sünde schreitet. Der König darf sich nicht selbst verlieren, seine Seele nicht beschmutzen, und am wenigsten darf er seine Liebe entweihen und mit wilder Leidenschaft die bedrängen, die seines Thrones wert wäre und mit der er seinen Thron nicht teilen kann."

„Er darf es nicht! er soll es nicht!" sagte Camoëns mit dumpfem Groll vor sich hin.

Fray Tellez wußte jetzt, daß er den rechten Ton angeschlagen habe, er sah, daß der Dichter in wilder Unruhe im Sattel hin und her rückte. „Und wenn Ihr tausendmal wahr sprächt, was vermag ich dabei zu tun? Habe ich ein Recht, dem König gegenüberzutreten, wie seine geistlichen Berater? Und hätte ich's, was hofft Ihr von meinem Wort, wo das Eure sich machtlos erweist?"

„Der König muß hinweg aus der Nähe Donna Catarinas!" sagte der Priester jetzt wieder leiser als zuvor und noch feierlicher. „Er muß sich stählen und heiligen zugleich in dem Gedanken an seine große Pflicht. Er darf von nichts anderm mehr träumen als vom heiligen Kriege und von dem großen Siege auf afrikanischem Boden. Helft dazu, so werdet Ihr Ehre und Seligkeit der Jungfrau schirmen helfen, deren Bild Euch ins Herz gewachsen ist, Luis Camoëns!"

Camoëns hatte nicht die Kraft, dem Pferde die Sporen zu geben, wie er einen Augenblick in Versuchung war. Die Worte des Priesters schienen in seinem Hirn hundert Bilder zugleich entfesselt zu haben, die einander jagten; er wollte nichts erwidern und stammelte doch willenlos: „Und was vermöchte ich zu dem guten Werke beizutragen, Fray Tellez? Was gelte ich dem König? Was wollt Ihr mit Eurer Lockung?"

„Wenn Euch mein Wort eine Lockung dünkt, so seht es als ungesprochen an," versetzte der Kaplan. „Was Ihr beim König vermögt? Nehmt an, die Versuchung zu bleiben und der Drang zu gehen seien zwei gleichgefüllte Schalen; der Tropfen, den Ihr in die eine gießt, bringt die Entscheidung, welche von beiden steigen, welche fallen soll."

„Genug und zu viel, Ehrwürdiger!" rief Camoëns. „Ihr mögt es gut meinen, mir aber kann Euer Wink nicht frommen. Laß uns ein ander Mal über den König sprechen, wenn ich meiner besser mächtig bin als heute, wo mir Weh und Zorn den Sinn umnachten!"

„Richtet ihn zum ewigen Licht empor, so werdet Ihr Klarheit empfangen," sagte der Priester. „Wir sind übrigens zur Stelle; Ihr könnt Euerm Begleiter, der schwer keucht, etwas Ruhe gönnen. Hier sind die Pforten von Santa Eufemia, und dort seitwärts vor der Kirche liegt der Friedhof, auf dem Ihr für die arme Hirtin ein Grab sucht."

Die Straße trat aus den Weinhügeln heraus, eine grüne Fläche, von der jetzt die weiße Mauer des Klosters selbst im Halbdunkel sich deutlich abhob, tat sich vor Camoëns' Augen auf. Über die Fläche schwoll den Herankommenden ein kühler, beinahe kalter Abendwind entgegen. Camoëns spürte ein leises Frösteln und fühlte doch zugleich, daß sein Gesicht und sein Leib glühten. Er trieb das Pferd so ungeduldig dem Klostergebäude entgegen, daß der begleitende Waldhüter zum ersten Male hinter ihm zurück bleiben mußte. Es drängte ihn, aus der Gesellschaft des Kaplans hinweg zu kommen, sein Geschäft im Kloster so rasch als nur immer möglich abzutun; er sehnte sich, allein zu sein, allein mit sich und der wilden Unruhe,

dem zornigen Weh, die ihn während des Gesprächs mit Tellez Almeida ergriffen hatten. Und so waren sie kaum am Klostertore angelangt, als Camoëns sich fast ungestüm von dem Kaplan trennte und das Anerbieten des Priesters, seine Bitten bei der Äbtissin zu befürworten, nicht einmal mehr vernahm.

Er begehrte von dem erstaunten Pförtner rasche Meldung bei der hochwürdigen Oberin des Klosters und Rast und Erquickung für sein Pferd, da er noch diesen Abend nach Cintra zurück müsse. Der alte Torhüter wandte umsonst ein, daß die Äbtissin zu dieser Stunde niemand, am wenigsten einen Fremden, empfangen werde. Camoëns beharrte darauf, daß sein Geschäft keinen Aufschub bis zum andern Tage leide. Der Waldhüter, der ihn von der Hütte Joanas bis hierher geführt hatte, war inzwischen gleichfalls in das Pförtnerhaus getreten, und seine Erzählung von dem, was im Hochtal der Mutter aller Gnaden geschehen sei, machte den Pförtner doch wankend, ob er das ungewöhnliche Verlangen des Ankömmlings nicht erfüllen müsse. Während Camoëns noch einmal wiederholte, daß und warum er die Äbtissin sprechen müsse, und der Pförtner zögernd nach dem Strange der Glocke griff, durch welche in dringenden Fällen der Klosterschaffner herzugerufen ward, kam schon eine dienende Schwester mit dem Auftrage, den Edelmann, der in der Vorhalle weile, auf der Stelle in das Kloster selbst und zur Äbtissin zu führen.

Nicht zwei Stunden später, doch schon bei völliger Nacht, bestieg der rastlos Umhergetriebne heute zum dritten Male sein Pferd, um auf der geraden Straße, die über Kloster Flores nach Cintra führte, den Rückweg anzutreten. Er hatte seinen Führer von vorhin nach Kräften belohnt

und das Anerbieten desselben, ihn auch nach Cintra zu begleiten, freundlich zurückgewiesen. Er hatte ihm wie dem Pförtner vertraut, daß die hochwürdige Oberin von Santa Eufemia schmerzliche Teilnahme an dem Schicksale ihrer jungen Hirtin gezeigt, die Bestattung Joanas auf dem Friedhofe des Klosters ohne Zögern bewilligt, ja selbst erlaubt habe, daß die kleine Zahl von Männern, die heute in der Hütte der Ermordeten versammelt gewesen sei, morgen in der Frühe den Sarg Joanas zur Gruft geleiten dürfe. Er hatte darnach jede Erfrischung, welche Pförtner und Schaffner gastfrei angeboten, bis auf einen Trunk des braungoldnen Klosterweins abgelehnt, und nun rückte er sich im Sattel zurecht und ermunterte mit kurzem Zurufe das Pferd zum Galopp auszugreifen. Noch als er schon im Bügel stand, hatte ihn der Waldhüter gefragt, ob er keine Besorgnisse wegen der verruchten Mohren hege. Er hatte nur zurückgerufen: „Ich fürchte sie nicht!“ als er bereits die Straße dahinbrauste. Unwillkürlich hatte er bei diesen Worten doch an den Gürtel gegriffen, an dem sein Schwert hing und in dem sich ein malaisches Dolchmesser mit doppelter Schneide barg. Er wiederholte noch einmal für sich selbst: „Ich fürchte sie nicht!“ und hörte dabei sein Herz pochen und wußte doch, daß es nicht um die Gefahr war, die ihm von Meuchlern auf dem nächtigen Ritte drohen konnte.

Die Straße war nachtstill, zwischen den Hügeln hallte der Hufschlag seines Pferdes wider, aus dem großen Klosterwalde, der zur Rechten blieb, klangen einzelne schrille Laute, die Camoëns mit geübtem Jägerohr als die von Vögeln und kleinen Raubtieren unterschied. Zugleich aber meinte der Einsame andre Stimmen zu vernehmen, die aus seiner Seele klangen und durch das Gespräch mit Tellez

Almeida erweckt worden waren. Wieder und wieder hörte er jeden Ton, in welchem der Priester zu ihm gesprochen hatte, hörte sich selbst aufschreien: „Er hat recht, hat tausendfach recht, der König muß hinweg, hinweg, und wär's in ein Kriegergrab in der Wüste! Die Herrliche taugt ihm nicht zu seiner Königin — so will ich sie davor schützen, seine Buhle zu werden." Dazwischen schrillten Hohnworte des Zweifels: „Was wähnst du, was vermagst du? Hast du nicht an Barreto deine Ehre verpfändet, ihr Antlitz zu meiden und sie ihrem Geschick zu überlassen?" Dann war's auf Augenblicke, als ob es in ihm so stumm würde, wie es um ihn her war, und in solchen Augenblicken empfand er, welche Versuchung in den Worten des Kaplans gelegen habe; er trieb sein Pferd an, als könne er mit der Schnelle des Tieres die verworrenen Stimmen hinter sich lassen wie den Wald, die Rebenhügel und die vereinzelten Lichter, die seitwärts aus dem Kloster von Flores schimmerten. Aber schon vernahm er sie aufs neue, und aus dem wilden Gewühl der Bilder, die er im Dunkel zu sehen, der hundertfältigen Laute, die er zu hören meinte, klang ein Ruf immer schriller, immer stärker, und jetzt fuhr der einsame Reiter vor dem wirklichen Klang seiner eignen Stimme zusammen. Denn nur er war es gewesen, der selbstvergessen, im Krampf seiner Seele, laut in die Nacht hinausgerufen hatte: „Der König muß — er muß hinweg!"

Wie er schließlich Cintra und die Herberge des Bartolomeo Otaz erreicht hatte, hätte Camoëns, als er in den Hof einritt und aus dem offnen Bogengang im obern Geschoß von Barreto und seinem Joao zu gleicher Zeit angerufen ward, selbst nicht sagen können. Joao und Jayme Leiras standen neben ihm, als er vom Pferde

stieg. „Ihr habt gewaltig ausgeholt, Herr,“ sagte der erstere, „das Pferd ist in Schweiß gebadet.“ Barreto kam rasch die Stufen der Treppe herab, als er sich überzeugt hatte, daß der Ankömmling Camoëns sei, den er seit längerer Zeit nicht ohne Bangen erwartet hatte. Auch Otaz, der Wirt, trat mit brennendem Fichtenast herzu, um den Hof zu erhellen. Barreto sah im Lichte der Fackel das Gesicht des Freundes: „Was ist Euch widerfahren, Luis, habt Ihr Meuchler oder Gespenster gesehen?“

„Keines von beiden,“ versetzte Camoëns. „Mein Geschäft war traurig genug, und zum Überfluß hatte ich Tellez Almeida, des Königs Kaplan, eine Stunde zum Begleiter. Wir dürfen morgen früh fünf Uhr die Leiche Joanas in den Friedhof von Santa Eufemia betten.“

„Ich danke Euch! Wir sprechen vor dem Schlafengehen weiter davon,“ sagte Barreto. „Kommt herein, Luis, es sieht da drinnen kriegerisch aus, als ob der Zug nach Marokko morgen beginnen sollte. Aber in dem Getümmel wird man auf unser Leid weniger achten, als wenn es leer und still am Deck wäre.“

Camoëns atmete auf, es wäre ihm unheimlich gewesen zu dieser Stunde, in dieser Stimmung mit dem Freunde allein zu sein; wußte er doch im Augenblick nicht, ob er Manuel die ganze Unterredung mit Fray Tellez mitteilen sollte. Er folgte dem Voranschreitenden durch die Tür und sah in der Tat den großen Flur des Hauses von buntem Leben erfüllt. Otaz hatte Mühe, die mit ihm Eintretenden zu dem Tisch auf dem Herrensitz, den er für sie bewahrt hatte, hindurch zu steuern, Camoëns erkannte im Umblicken wohl den Raum, aber kaum einen der Gäste wieder. Dort im hintern Winkel, bei der Falltür, die zum Keller führte, saßen allerdings einige der alten Schiffs-

genossen des Wirts, aber sie waren so dicht von allerhand abenteuerndem, fremdem Seevolk umdrängt, daß Bartolomeo ihnen kaum zu ihrem gewohnten Abendtrunk zu verhelfen vermochte. Sonst wogte es wie ein Mohnfeld in dem weiten Schenkzimmer, wohl über hundert rote Schiffermützen und unter ihnen weinrote Gesichter drängten sich und neigten sich zueinander. Von einem der dicht besetzten Tische erhoben sich, als Barreto und Camoëns vorüberschritten, mehrere kräftige Männergestalten; Senhor Manuel erkannte die Seeleute, die ihn unmittelbar vor der ersten Wiederbegegnung mit Camoëns vom Kloster zum heiligen Kreuz bettelnd herabbegleitet hatten und einige Tage später im Gefolge des galicischen Propheten im Palaste eingedrungen waren. Heute hatten sie die alten Lumpen, in denen er sie zuerst, und die Pilgerkutten, in denen er sie danach erblickt hatte, von sich geworfen, in neuen Schifferjacken und mit breiten, grell-bunten Schärpen stellten sie sich dar, rückten die Mützen und riefen den ritterlichen Herren einen fröhlichen Gruß zu. Über Barretos vergrämtes Gesicht zuckte doch ein Lächeln, und er sagte wohlwollend: „Nun, Ihr Schelme, ist euch die Pilgerkutte zu heiß geworden, habt ihr Aussicht, wieder an Bord zu kommen?“

„Wir sind für Seiner Majestät Schiffe geworben — es wird Ernst,“ sagte der älteste und längste der braunen Gesellen mit einem gewissen Stolze. „Die Pilgerei, Senhor, war ein lästiges und schlechtes Gewerbe — man zerriß sich die letzten Schuhsohlen, und am Ende sah es aus, als ob man doch nur dem Galgen zuliefe. Euer Wohl, Herr! wir sind eben dabei, Admiral Casalinhos Handgeld zu vertrinken.“

„Laßt's Euch wohl bekommen und tut dann Eure

Pflicht," erwiderte Barreto. „Wißt Ihr, wohin der Engelseher und der spanische Mönch gekommen sind, die Euch in des Königs Saal führten?"

Der Matrose verzog das Gesicht: „Ich glaube wohl, daß sie glücklich dort sind, von wo sie hergekommen. Sie haben eine kühle Heimreise gehabt, immer bei Nacht, und soviel ich weiß, aus einem Klosterkeller in den andern! Aber Ihr seht, Senhor, Gott ist mächtig in dem Schwachen; obgleich der Prophet gewarnt wurde, daß ihm der König freies Quartier bei der heiligen Inquisition zudenke, haben doch unsre Buß- und Schlachtlieder das ihrige getan: der Kreuzzug geht bald unter Segel, und diese hier" — er zeigte auf sein und seiner Kameraden kurze Schwerter — „bekommen hoffentlich gute Arbeit."

Barreto wandte sich ab und stieg ohne zu antworten nach dem Sitze und Tische hinauf, wo Camoëns sich schon niedergelassen hatte. Jetzt, im Lichte der Lampen, die auf den Herrentischen brannten, nahm er erst wahr, wie bleich und unruhig Camoëns' Gesicht war. Er war indes zu sehr in seinen Gedanken befangen, um eine Frage darnach zu tun. „Ihr hört, Luis, wie es steht. Wir werden morgen dreimal begraben: in der Frühe die kleine Joana, am Nachmittage Dom Antonio, den teuern Helden, und vom Morgen bis zum Abend unsre letzte Hoffnung, daß die unselige Unternehmung, die den König und Portugal verderben wird, noch abgewendet werden könne."

„Laßt den König ziehen, Manuel! und wenn er selbst sieglos wiederkehrt, den Maurenfürsten, den Würger, bringt er doch nicht wieder mit!" erwiderte Camoëns leisen Tones, aber doch heftig.

Barreto schaute von dem Mahle, das er noch kaum berührt hatte, auf: „Habt Ihr das aus der Unterredung

mit dem Kaplan davongetragen? Ihr vergeßt, was auf dem Spiele steht, und daß kein Portugiese, der ein Herz in der Brust und ein Hirn hat, das ihm die Jesuiten nicht umnebelt haben, Dom Sebastian zu diesem Schritte raten darf! Noch vom Schiffsbord müßte man den König herabreißen, wenn man die Macht dazu hätte!"

„Ich weiß nicht erst seit heute, daß Ihr so denkt!" entgegnete Camoëns, indem er den aufwallenden Unmut bezwang. „Und Ihr müßt mir heute wie immer verzeihen, wenn ich nicht völlig Eure Überzeugung teile!"

Barreto ahnte nicht, daß der Freund in diesem Augenblicke still bei sich beschloß, ihm von der Begegnung und Unterredung mit Tellez Almeida nicht mehr mitzuteilen, als was Barreto wissen mußte, von der Erregung des Zurücktrittes aus Santa Eufemia aber nichts zu verraten. Wohl fuhr es Camoëns durch den Sinn, daß Barreto es nicht um ihn verdient habe, ihm irgend etwas zu verschweigen, doch wozu sollte der erneute Zwist über des Königs Pläne führen? Und was Camoëns jetzt den heißen Wunsch hegen ließ, daß Dom Sebastian fern sein und auf lange Zeit fern verweilen möge, davon durfte Barreto zu allerletzt erfahren. So zwang sich der Dichter, einen leichtern Ton anzuschlagen, zwang sich, selbst der Küche der Frau Barbara Ehre anzutun und zwischen drein zu vernehmen, wie Barreto über den nächsten Tag verfügt habe. Der Fidalgo wußte bereits jetzt, daß er die Klage wider Mulei Mohammed erst nach der feierlichen Bestattung des greisen Pacheco erheben könne. Er setzte voraus, daß Camoëns alsbald nach dem Trauergepränge mit Joao wieder nach Almocegema zurückkehren werde. Und Camoëns widersprach nicht. So unmöglich es ihm dünkte, Cintra zu verlassen, ohne von Catarina gehört, ohne sie gesehen

zu haben, so war doch die Sehnsucht, mit sich allein zu sein, so mächtig in ihm, daß er nur sagte: „Wenn Ihr sicher seid, Manuel, daß mein Verweilen Euch nicht nützen kann, so bleibt es bei der Abrede. Morgen Abend reite ich“ —

„Nicht bei Nacht,“ fiel ihm Barreto ins Wort. „Es war gewagt und töricht, daß ich Euch heute den Weg von Santa Eufemia her allein zurücklegen ließ, Ihr bringt morgen die Nacht noch hier am Bord zu und brecht am Samstag mit dem Frühlicht auf!“

Durch Camoëns' Seele ging der Gedanke, daß der Abend ihm vielleicht die Möglichkeit biete, der Gräfin Palmeirim zu begegnen. Barreto fuhr in seiner gütigen Weise eifrig fort: „Ihr dürft mich schon um deswillen nicht zum König begleiten, weil Ihr demnächst mit Euerm großen Werke vor ihn zu treten habt! Er soll Eure Gabe nicht mit unmutigen Erinnerungen an die Klage empfangen, die ich erheben muß!“

„Ihr sorgt zu viel um mich, zu wenig um Euch!“ entgegnete Camoëns. „Ihr werdet mich verweichlichen, Manuel, so daß ich keinem Sturme mehr zu widerstehen vermag! Heute aber laßt uns dennoch alsbald zur Ruhe gehen, ich fühle, daß der Tag schwer war, und das Getöse hier im Flur tut mir nicht wohl.“

„Und was sagt Ihr zu dem Schwarm, der hier tobt und in des Königs Solde steht?“ fragte Barreto, indem sein Auge über die neben und unter ihnen Sitzenden hinglitt.

„Nun, sie sehen kriegerisch und kräftig genug aus und werden den Mauren zu schaffen machen,“ versetzte Camoëns. „Unsre Freunde vom Kreuzberg gefallen mir so besser als in den Pilgerkutten.“

„Mir auch!“ erwiderte Barreto. „Doch Hoffnung kann mir dies zusammengekehrte Schiffsvolk nicht erwecken. Man wirbt eben auf gut Glück an, was sich darbietet! Das Land ist zu menschenleer, um dem König eine Rüstung geben zu können, wie er sie für das große Abenteuer bedarf.“

Camoëns folgte dem Blicke Barretos, entgegnete aber kein Wort. Die kühnen Gesichter, die blitzenden Augen, die lauten kräftigen Stimmen der Seeleute und Soldaten, die heute die Halle bevölkerten, erfüllten seine Seele mit besserer Zuversicht, als Barreto kund gab. Gleichwohl erschrak er über sich selbst, wenn er bedachte, wie wenig er bis diesem Augenblick daran gedacht habe, ob König Sebastian mit guter oder unzulänglicher Rüstung die Fahrt nach Afrika antrete. Zerstreut und gesenkten Hauptes ging er hinter Otaz, der voranleuchtete, und hinter Barreto drein auf dem Wege nach dem obern Geschoß und versuchte umsonst seine Gedanken bei dem nächsten, bei der toten Joana und ihrem Begräbnis am andern Morgen, festzuhalten. Fort und fort irrten sie zu Tellez Almeida zurück, oder sie zeigten ihm einen noch fernen Tag — buntes, kriegerisches Getümmel im Hafen von Lissabon, eine Königsgaleere unter wehenden Flaggen, die ins Meer hinausfuhr und von der Abschiedsgrüße an die am Ufer Zurückbleibenden gewinkt wurden. Unter den Zurückbleibenden sah er sich selbst, sah die Herzogin und Gräfin Catarina. Und so rief ihn, als sie auf dem Bogengange und vor den Schlafzimmern standen, den gleichen Räumen wie bei der ersten Einkehr in diesem Hause, erst die Frage Barretos in die Gegenwart zurück: „Was habt Ihr vom Kaplan des Königs erfahren, das Euch so sichtlich bewegt, Luis?“

„Daß der König uns Gräfin Catarina nicht zur Königin geben wird!“ antwortete er kurz.

„Es mag Euch schmerzen, kann Euch indes nicht überraschen nach allem, was Ihr schon wußtet. Gute Nacht, Freund! Das beste Labsal in Trauer wie in bangen Zweifeln ist eine Stunde festen Schlummers — ich wünsche ihn Euch und mir.“

Damit zog sich Barreto in sein kleines Gemach zurück, er wollte offenbar Camoëns den Anlaß nehmen, sich über das Schicksal der jungen Gräfin in Klagen zu ergehen. Camoëns atmete auf, daß er, ohne dem Freunde ein unwahres Wort berichten zu müssen, die tiefe Erschütterung, in der er den Abend verlebt hatte, in der eignen Seele verschließen konnte. Seine Hoffnung auf das Heilmittel des Schlafes war gering, doch Barreto sollte es nicht gewahr werden, wenn die Nacht eine schlummerlose blieb. Nach wenigen Minuten war es ihm, als ob er die ruhigen Atemzüge Barretos höre — er lauschte noch einmal und streckte sich still aus, um durch nichts den Schlummer des Nachbars zu stören. Fast gemahnte es ihn wie an den Vorabend einer Schlacht, wenn er sein Haupt auf den zusammengerollten Mantel gelegt und mit Fassung die Möglichkeiten des kommenden Tages überdacht hatte. Und wie vorzeiten, geschah es wider sein Erwarten auch heute: die Erregungen des Tages, der dreifache Ritt, hatten ihn tief ermüdet, und wenn Barreto jetzt noch wach gewesen wäre, hätte er bald merken können, daß Camoëns rasch entschlummert war.

Tief, aber nicht ruhig war sein Schlaf. Wechselnde Träume bewegten ihn heftig, eben noch hatte er sich selbst erblickt unter dem riesigen Mangobaum, am Abhange vor Dharwar, wo er sich mit Barreto und andern Kriegs-

genossen in der Nacht vor dem Sturm der indischen Feste gelagert hatte. Das Haupt ruhte auf einem Stein, die Manteldecke darüber gebreitet, er fuhr plötzlich auf, neben ihm und Barreto raschelte es, glitt kühl an seiner Hand hin, erwacht sah er im Morgenlicht die Cobra, die zwischen den schlummernden Kriegern hindurch geschlüpft war, pfeilschnell den Abhang hinabschießen. Und wie er jetzt, der Schlange nachstarrend, in die grüne Wildnis hineinblickte, die sich zum Tale senkte, schwand mit einem Male das milde, silberne Licht, und die sanften Wellen der Mangowaldung wandelten sich in ein brausendes Meer, über dem die dunkeln Sturmwolken dahin jagten. Der Träumende kämpfte in den Wogen, nach der Küste schwimmend trug er die Handschrift seiner Lusiaden am Busen. Dann war es ihm, als donnere das empörte Meer die kriegerischen Oktaven des eignen Gedichts, und dann stand er am Land und vernahm von andern Stimmen die Verse, die Jñes de Castro und ihr Liebesgeschick feierten und beklagten. Die opfermutige Heldin kniete vor dem zürnenden König und ihren Henkern und bot den Schwertern ihren Nacken. Mit einem Male wandelten sich die Züge des Traumbildes deutlich in diejenigen Catarinas, statt König Alfonsos stand Dom Sebastian vor der Schönen und stieß ihr, die flehend die Hände gegen ihn erhob, das eigne Schwert in den Busen; dem Träumer war's, als sei er in eine Säule durchsichtigen Kristalls gebannt, aus der ohne eine Regung alles schauen müsse. Dann mußte er die steinerne Fessel gesprengt haben, er lag frei in einem engen, halb dunkeln Raume, von dem er nicht wußte, ob es eine Zelle oder eine der schattigen Lauben von Almocegema sei. Und jetzt schwebte eine Gestalt auf den still Daliegenden zu, er schlug die Augen auf, blickte der Nahenden immer ge-

spannter entgegen, es waren die Züge Catarinas, er versuchte sich emporzurichten, sie aber hatte sich schon zu ihm herabgebeugt, er fühlte ihren Kuß auf seiner Stirn, ihr Mund war rot und heiß, der seine aber bleich und kalt, ein schmerzlicher Zorn wallte in ihm auf, daß er der Heißersehnten so regungslos, so kalt begegne, es zuckte wild durch seinen ganzen Leib, als gälte es immer noch, eine starre Rinde zu sprengen. Und indem er zuckte, hob er in Wahrheit das Haupt vom Kissen, und das erste Morgengrau fiel von dem Bogengange draußen auf die Matten seines Schlafgemachs und auf sein Lager. Von den wirren Bildern des Traumes schaute er das erste und das letzte: die Schlange, die plötzlich zwischen ihm und Barreto hinglitt, eine alte wirkliche Erinnerung, und Catarina Palmeirim, die Lebende, Blühende, die ihn umfaßte und küßte, jetzt im Wachen am deutlichsten. Er entsann sich, daß er so schwer und so lebhaft immer nur vor entscheidenden Tagen seines Lebens geträumt habe. Wie er sich vom Lager erhob und die Stunden des heutigen Tages im voraus überdachte, dünkte es ihm nicht unmöglich, daß eben wieder einer dieser Tage aufgedämmert sei. Er stieß die Tür nach dem Gange auf, und aus dem Hofe kam schon Joao, der in der Nähe der Pferde geschlafen hatte, um die Herren zu wecken.

Und doch schienen ihn Traum und Vorahnung zu täuschen; der Tag brachte kein Erlebnis, das Camoëns so tief bewegte, als gestern Morgen die erschütternde Kunde vom Morde Joanas, vom Hinscheiden des greisen Marschalls Antonio Pacheco, und als am Abend der Ritt nach Santa Eufemia und von dort nach Cintra. Im Morgenrot betteten sie droben in dem Hochtal der Mutter aller Gnaden Joana, die Hirtin, in ihren schmucklosen Sarg, auf den Schultern

Peros und seiner Kameraden ward derselbe den Weg hinab und die Straße entlang getragen, die Camoëns gestern zum großen Teile an der Seite von Tellez Almeida zurückgelegt hatte. Barreto und Camoëns folgten zu Pferde dem kleinen Trauerzuge, dem in den ersten Morgenstunden beinahe niemand begegnete. Kurz vor dem Kloster überließen sie die Rosse der Sorgfalt Joaos und durchschritten, hinter dem Sarge, die schmale Pforte des Friedhofes, die weit geöffnet stand. Die Frühsonne schien hell, und die dienenden Schwestern des Klosters, die auf Befehl der Äbtissin dem Begräbnis Joanas beiwohnten, hatten ganze Körbe voll Spätblüten gepflückt, um den Sarg des armen Kindes damit zu überschütten. Der alte Nonnenpriester Galvez freilich schwang so mechanisch sein Weihrauchfaß und murmelte so eintönig anteilslos seine Gebete, daß Barreto und Camoëns sich fast entrüstet von ihm abwandten und ihre Gebete still für sich sprachen. Der ehrliche Schmerz des Waldhüters, die Teilnahme seiner Genossen und die Tränen in den Augen einiger Laienschwestern versöhnte die Männer einigermaßen; im Hinweggehen versagte sich Barreto aber doch nicht zu murmeln: „Wäre es nicht schöner gewesen, wenn wir die Ziegenhirtin dort oben, dicht bei ihrer Hütte, begraben hätten, wo das hohe Gras über ihren kleinen Hügel wüchse und nur der Bursch, der Pero, und in Jahren einer von uns hinkäme, um der guten Kleinen zu gedenken?“ Camoëns nickte dem Freunde beistimmend zu, allein seine Gedanken waren schon nicht mehr bei Joana und ihrem Grabe. Er hatte an einem Fenster des Klosterflügels, der an den Friedhof stieß, ein bleiches Gesicht mit dunkeln Augen bemerkt, und König Sebastians Kaplan wohl erkannt. Barreto hatte denselben zum Glück nicht gesehen und

deutete auf dem Zurückritt nach Cintra die düstere Schweigsamkeit des Freundes lediglich auf die Trauer um den Tod der jungen Hirtin.

Auch der Nachmittag, an dem sich beide Freunde in Otaz' Herberge stattlich rüsteten, um am Trauergepränge für den Marschall des Christusordens teilnehmen zu können, brachte nichts von dem Unverhofften, Plötzlichen, dem Camoëns in träumerischer Befangenheit entgegen harrte. Wohl war der Unterschied und der Gegensatz zwischen Morgen und Nachmittag groß. Statt des stillen, grünen Hochtals und des einsam liegenden Klosters mit seinem Friedhofe die Umgebungen des Schlosses und die Straßen Cintras, beide vom wildesten Getümmel und drängenden Massen erfüllt, statt der dürftigen Bestattung der Glanz und Pomp einer großen Trauerfeier. Doch Camoëns hatte ja gestern genug von dem Gepränge vernommen, mit welchem die Leiche des greisen Marschalls von dem kleinen Schlosse herab und zu der Kapelle auf der Straße nach Lissabon geleitet werden sollte, an der die Ritter des Christusordens ihr geschiednes Oberhaupt erwarten und den Sarg nach ihrer Begräbniskirche in der Hauptstadt überführen würden. Er hatte im voraus gewußt und mit Barreto besprochen, daß der König und sein Hofstaat dem Sarge Pachecos bis zu der Übergabestelle folgen würden, hatte sich zuvor vergewissert, wo sein Gastfreund und wo er selbst in dem Zuge ihren Platz finden könnten. Und nun er in der Masse der Leidtragenden untertauchte und seine Stelle in einer Gruppe von Edelleuten fand, die gleich ihm erst kürzlich am Hofe vorgestellt und dennoch alle viel jünger waren als er selbst, da fühlte er vollends, daß Herz und Sinn nicht bei diesem feierlichen Prunk seien.

Camoëns empfand aufrichtigen Schmerz um den Tod des greisen Helden, welcher ihm edle Teilnahme bewährt hatte; er hätte gern alle seine Gedanken bei der Erinnerung an Pachecos Ruhmestaten festgehalten, aber umsonst kämpfte er gegen die Geister des verflossenen Abends. Wie er diesen Morgen nur halb bei der schlichten Bestattung Joanas gewesen war, so fühlte er auch jetzt, daß er ohne den rechten Anteil in dem endlosen glänzenden Zuge mitschritt. Vor ihm und über ihm rauschten umflorte Banner, doch ihr Wallen und Wehen führte seine Seele heute nicht in vergangne Tage zurück. Nicht was gewesen war, nur was kommen sollte, was die nächste Stunde bringen würde, befing ihn. Als er bei einer Wendung des Weges die Fidalgos an sich vorüberschreiten sah, Barreto und die Brüder Evora erkannte, als er wahrnahm, in welcher Trauer sie nach dem großen goldnen Kruzifix blickten, das den Wagen überragte, auf dem der Sarg des Marschalls stand, da empfand er schmerzliche Scham, daß er, er mochte wollen oder nicht, eben den Tag herbeisehnte, vor welchem diese edeln und ernsten Männer heute mehr als je zuvor bangten. Die Zeremonie näherte sich rasch ihrem Ende, die Hunderte, die dem Trauerzuge gefolgt waren, drängten sich um die Kapelle, in welcher nur Dom Sebastian und seine Umgebung und die vornehmsten der Christusritter Raum fanden. Camoëns sah und vernahm nicht das mindeste von der feierlichen Übergabe, alles aber, was in den dichtgedrängten Reihen gesprochen ward, zwischen denen er verschwand, und was an sein Ohr drang, erfüllte ihn mit tiefem Widerwillen. Das flüsterte, zischelte, raunte von gleichgültigen Dingen, von der Sorge um einen guten Abendtrunk für heute, vom Staube der Straße bis Lissabon, von den siebenhundert

fremden Seeleuten und Knechten, die in den letzten Tagen für den Dienst des Königs geworben worden waren, von den kostbaren Pferden, mit denen Dom Sebastian heute Morgen die Brüder Casalinho — den Jägermeister wie den Admiral — beschenkt hatte. Nirgends ein Wort, ein Laut, die verraten hätten, daß diesen Leidtragenden der Tod des besten Helden von Portugal sonderlich zu Herzen gegangen wäre. Je mehr der Dichter ihrer nichtigen Gleichgültigkeit inne ward, umso brennender verlangte es ihn, besser zu sein als sie und wenigstens diese Stunde mit ganzer Seele der Erinnerung an Antonio Pacheco zu leben. Und eben in dieser Stunde gelang es ihm dennoch nicht, die dunkle Unruhe und Spannung zu besiegen, die ihn erfüllte und seinen Blick von Zeit zu Zeit über das schimmernde Gepränge von Menschen, Waffen, Bannern, Wappenschilden und Heroldstäben hinirren ließ.

Camoëns atmete erst freier, als sich die geschlossenen Reihen löſten, die Massen, welche die Kapelle umstanden hatten, rückwärts zu fluten begannen und der König mit seinem Gefolge zu Pferde stieg, um in seinen Palast zurückzukehren, nachdem er den Trauerwagen mit der Geleitsschar der Christusritter an sich hatte vorüberziehen lassen. In dem wirren Getümmel, das unmittelbar darauf entstand, strebte Camoëns sich mit Barreto rasch wieder zusammenzufinden. Und indem er nach dem Freunde umherblickte und mit Grüßen nach rechts und links den Menschenschwarm teilte, sah er Barreto noch in der Nähe der Kapelle an dem Stamme eines Ahornbaumes gelehnt, neben ihm einen jugendlichen Reiter, welcher zurückgeblieben war, als der König und sein Gefolge vorüberbrausten. Der herankommende Camoëns erkannte den jungen Herzog

von Braganza, den Pagen des Königs, und hörte Senhor Manuel zu demselben sprechen: „Habe Dank, Fernan, und sage deiner erlauchten Mutter, daß ich in einer Stunde zu ihren Befehlen bin. Ich würde Cintra nicht verlassen haben, ohne ihr aufzuwarten, doch da sie mir die Ehre erweist, mich rufen zu lassen, so komme ich noch diesen Abend und darf nach deiner Botschaft erwarten, ihr willkommen zu sein."

Der Page grüßte und trieb sein Pferd mit leichtem Schlage an, um den König und seine Begleiter einzuholen. Camoëns bemerkte, sowie sich Barreto zu ihm wandte, daß sich in den Zügen des Freundes ein Schatten von Sorge dem Schatten der Trauer beigesellt hatte. Manuel legte seinen Arm in den von Camoëns und sagte: „Kommt mit mir zu Otaz zurück! Ich hatte darauf gezählt, einen ruhigen, erinnerungsreichen Abend mit Euch zu verleben, doch es scheint, daß uns erst in Almocegema so wohl werden soll. Die Herzogin von Braganza verlangt mich zu sprechen — ich fürchte, sie hat mir ein schwer bekümmertes Herz auszuschütten. Wer wäre nicht bekümmert in diesen Tagen?"

Camoëns war es, als ob Barreto vermeide, ihn anzusehen, er erwiderte daher nur: „Ihr werdet erfahren, daß die Herzogin meine Sorgen um Esmah und Catarina Palmeirim teilt. Die Kunde von der Ermordung der kleinen Hirtin wird auch in den Palast gedrungen sein; alle, welche an Esmahs Befreiung Anteil genommen haben, mögen auf der Hut sein. Wir aber sollten die schutzbedürftigen Frauen keine Stunde außer Augen lassen!"

„Wollt Ihr Euer Versprechen zurücknehmen, Luis, mit dem frühesten Morgen nach meinem Gute heimzukehren?" fragte Barreto in bekümmertem Tone. „Ich kann mir

vorstellen, daß sich Euer Herz dagegen empört; doch wenn mein Rat Euch noch gilt, so geht unbedingt nach Almocegema. Hier weht eine Luft, die keinem gedeihlich ist, geschweige denn Euch, Luis."

Jetzt hatte Manuel doch dem jüngern Freunde sein Gesicht ganz zugewendet, Camoëns konnte in diesem wieder einmal den Ausdruck warmer, selbstloser Teilnahme und ehrlichen Bangens erblicken. Überwältigt vom Augenblicke entgegnete er rasch: „Wenn Ihr selbst, von der Herzogin zurückkehrend, noch der Meinung sein werdet, daß wir hier überflüssig sind, so bleibt es bei unsrer Abrede, ich halte schon morgen wieder unter König Diniz' Baum Siesta."

Er verschwieg, daß er noch immer insgeheim auf diesen Abend, auf ein Begebnis, ein Schicksal harre. Doch sah er deutlich, daß auf Barretos Lippen ein Wort lag, welches ungesprochen blieb, und erriet, daß der Freund vor eben der Stunde bange, auf welche er hoffte. Am liebsten hätte Barreto dem Dichter das Versprechen abgenommen, ihn ruhig in Otaz' Gehöft zu erwarten. Das feine Gefühl des wackern Fidalgo verbot ihm, seinem Wunsche und seiner Besorgnis Ausdruck zu geben. Barreto empfand, daß er seit gestern Abend gegen eine dunkle Macht in Camoëns Seele rang, die nicht er, noch irgend ein Freund, die nur der Dichter selbst besiegen konnte. Er scheute sich, den Widerspruch, den Camoëns noch in sich verschloß, voreilig herauszufordern. Langsam ging er darum neben dem in sich gekehrten Freunde zur Herberge zurück; indem beide von den Heldentaten Dom Antonio Pachecos auf den malaiischen Inseln und in Malakka sprachen, verbargen sie vor einander, was jeden im Innersten bewegte.

Nur zögernd und immer wieder nach dem Freunde zurücksehend, der am Tore des Gehöftes stehen blieb, trat Manuel Barreto seinen Weg zum Palast empor an. Camoëns hatte leicht hingeworfen, daß er inzwischen einen Gang in die grüne Umgebung des Fleckens tun wolle. Wiederum überwand sich Senhor Manuel, eine Bitte, die ihm auf der Zunge lag, ungetan zu lassen. Er trennte sich mit einem kurzen: „Auf ein glückliches Wiedersehen also!" Camoëns sah ihm bewegt nach und gedachte des Traumes der verwichenen Nacht. Wenn heute noch etwas Entscheidendes geschehen sollte, so ward es Zeit: die Wolken über den Königsgärten und den fernern Bergzügen begannen sich abendlich zu färben, der West trug die erquicklichste Kühle vom Meere daher, das Getümmel der Scharen, die von dem großen Trauergepränge zurückkehrten, verlor sich zwischen den Häusern oder auf den Wegen, die ins Land hinaus führten. An Camoëns, der still unter dem Torbogen lehnte, gingen bereits einzelne Abendgäste der Herberge grüßend vorüber. Er durfte in jeder Minute erwarten, von dem Steuermann-Wirt oder Barretos Hausmeister Joao angerufen zu werden. Um dem zu entgehen, trat er zunächst vom Tore hinweg und ging dann ziellos längs der Aloehecken und der Maulbeerpflanzungen hin, welche die kleinen Gärten der Bürger einschlossen. Er hätte so gern dem Schicksal einen Schritt entgegengetan, hätte versucht, Catarina Palmeirim zu sprechen, doch schien das vollends unmöglich, seit er Barreto bei der Herzogin von Braganza wußte. Auch wollte er sein Gelöbnis soweit halten, daß er den Palast selbst nicht betrat. Unruhig sinnend, unablässig vorwärts eilend, erinnerte er sich auf einmal jenes Teiles der Schloßgärten, nach denen er in der zweiten Nacht, die er seit seiner

Heimkehr aus Indien in Cintra verbracht, sehnsüchtig träumerisch hinübergeschaut hatte. Deutlich, mit allen Einzelheiten stand ein Bild von ehemals vor seinem Auge; wenn zwanzig Jahre dort nichts verändert hatten, so mußte es möglich sein, hinter der alten Kirche des heiligen Martin und ihren Priesterhäusern Eingang in jenen stillsten, einsamsten Teil der Gärten zu gewinnen, ohne den Hof des Schlosses zu betreten, ja ohne zum Schloß emporzusteigen. Auf der untersten Terrasse der Gärten, die sich unmittelbar über dem Städtchen erhob und von der man nach der Talschlucht von Collares hinausblickte, lag die schattige, verborgene Stelle, die in seiner Erinnerung geheiligt war. Wenn der lauschige grüne Platz und der Akaziengang, der zu ihm hinführte, noch vorhanden waren — sie wenigstens wollte er heute Abend wiedersehen, dagegen konnte auch Manuel nicht zürnen. Mit plötzlich erwachender Ortskenntnis schlug er sich zwischen Mauern, Gärten und Hecken zu der verwitterten Kirche hindurch, deren spitzer Turm über ein Gewirr von Hütten emporragte. Er fand sich bald auf Wegen, auf denen ihm — ganz wie vorzeiten — nicht ein Mensch begegnete. Er entdeckte den Pfad und die ausgewaschnen steinernen Stufen, welche dicht hinter der Kirche bergauf führten, er sah, ganz wie er sie gekannt, die altersgraue Mauer des Königsgartens und die breiten, riesigen Laubkronen über der Mauer. Nur das Pförtchen, dessen er sich zu entsinnen meinte, vermochte er nicht mehr zu entdecken. War es im Laufe der Jahre vermauert worden oder nie vorhanden gewesen, hier war nirgends ein Eingang zu gewinnen. Nur einige Minuten indes verharrte er unschlüssig, dann schlug er sichern Fußes den schmalen Weg ein, welcher zwischen Mauer und Felsabsturz vorhanden war, sah

prüfend am Gestein und zu dem über die Mauer gestreckten Geäst empor und hatte rasch, was er suchte. Ein paar hervortretende Zacken, ein mächtiger, abwärts gebogner Ast waren erspäht, sein Fuß betrat die Zacken, sein Arm faßte den Ast, er hob sich mit einem sichern Schwung auf die Mauer, an die sein Schwert klirrend anschlug, einen Augenblick später stand er hochatmend am Fuße des Baumes und im Garten des Palastes.

Es war ein Boskett, wie die königlichen Gärten deren wohl hundert aufwiesen, in dessen Schatten der Eindringling jetzt stand. In üppiger Fülle umschlang sich hier dunkles und lichtgrünes Laub, dichtgedrängte Büsche schlossen die Bosketts von der davorliegenden Terrasse beinahe völlig ab, zwischen die hochstämmigen Akazienreihen, welche die Rundungen miteinander verbanden, fiel kaum noch ein letzter Schein des Abendlichts. Der Boden war hier nicht mit glänzendem Kies überschüttet, Moose und Gräser hatten ungestört einen weichen, dichten Teppich wirken können, auf dem die Schritte unhörbar wurden. Alles, alles war hier wie vor zwei Jahrzehnten, nur dichteres Gezweig hemmte den Ausblick, nur schwärzlicher schien die dunkle Rinde der Bäume geworden. Camoëns vergaß in der Tat, während er den Akaziengang durchwandelte, zwischen den Büschen hervor und über die Terrasse hinwegblickte, die unruhige Erwartung, die ihn hierher getrieben hatte. Mit dem ersten Schritte zwischen die Magnoliensträuche, die vor ihm standen und hinter ihm zusammenschlugen, ward er ganz von der Erinnerung an längst vergangne Tage ergriffen. So hatten ihn die blütenschweren Zweige umrauscht und umhüllt, wenn er in seliger Verborgenheit auf Catarina Atayde geharrt hatte; von jener Terrasse, über deren bunte Steinfliesen heute wie

damals der Abendsonnenstrahl zitterte, hatte sie sich unbemerkt aus dem Gefolge der Königin-Witwe verloren und war unter den Akazien erschienen, um ihm eine oder zwei Minuten des Glückes zu schenken. Unhörbar, wie damals, glitt sein Fuß über den Rasen, gleich linde, schmeichelnde Luft umhauchte ihn; dem Heute völlig entrückt, sah er zu den alten Bäumen empor und grüßte sie als verschwiegne Freunde unvergeßlicher Zeit. Was er seit Wochen nicht mehr vermocht hatte, an jene Catarina zu denken, deren verklärtes Bild vor der lockenden Schönheit, dem leuchtenden Augenglanze ihrer Tochter verblaßt war, in dieser Einsamkeit vermochte er es, und vermochte nichts andres. Glück und Leid jeder Stunde, die er, vor seiner Einschiffung nach Indien, hier verlebt hatte, wachten auf; mit stiller Andacht, immer langsamer, ging er von Baum zu Baum und fühlte sich hier wunderbar gebannt. Es ward dämmeriger zwischen dem dichten Grün, während draußen die weite Tallandschaft im Glutlicht des sonnigen Septemberabends schwamm. Camoëns weilte so in vergangnen Stunden, daß er das Verrinnen der gegenwärtigen nicht spürte. In der Stimmung, die ihn hier überkam, erstarben die leidenschaftliche Unruhe, die Sehnsucht und das Bangen des Tages, selbst der geheime Wunsch, die lebende Catarina wiederzusehen. Die tiefe Stille des Ortes, die Erinnerung, welche ihn belebte, gaben ihm mit einem Male jene ernste und milde Fassung zurück, in welcher er bei der Heimkehr aus Indien an der vaterländischen Küste gelandet war. Er empfand, daß, wenn er jetzt Barreto neben sich hätte, er mit ihm zu einem neuen Einklang von Grund seiner Seele gelangen könne.

Nicht lange währte der Zauber dieser Stunde, nicht lange die ungestörte Einsamkeit, in der sich Camoëns auf

einmal wieder Herr seines Schicksals, seiner Zukunft wähnte. Der Schall von Tritten auf den Steinplatten der Terrasse weckte ihn und ließ ihn zugleich tiefer in den Grund des Bosketts zurücktreten, in dem er verweilte. Seine nächste Regung war, hier jeder Berührung mit Menschen auszuweichen. Nicht einmal danach umschauen, wer herankomme, wollte er, und doch erkannte er, eben im Zurückweichen, den alten Miraflores, den Stallmeister der jungen Gräfin Palmeirim. Da er wußte, daß der alte Junker einen törichten Haß gegen ihn hegte, schien es Camoëns unwürdig und komisch zugleich, gerade vor ihm das Feld zu räumen. Keine Minute später verließ Miraflores, nachdem er scharf umhergespäht, auch einen vergeblichen Blick in den halbdunkeln Akaziengang geworfen hatte, die Terrasse wieder, ganz, als ob er sich nur überzeugt hätte, daß niemand hier verweile. Mit dem Blute, das ihm zu Häupten schoß, wallte in Camoëns wieder auf, was er eben besiegt zu haben meinte. Wenn nicht alles trog, kam jetzt der Schicksalsaugenblick, den ihm sein Traum verheißen, den er seit dem Morgen unbewußt entgegengesehen hatte! Klopfenden Herzens, sein Auge zu äußerster Anstrengung zwingend, sah er nach dem höher liegenden Teile der Gärten empor, von dem sich einige schattige Wege hierher herabsenkten. Seine Spannung ward bald genug erhöht statt gelöst, denn aus einem der Wege trat König Sebastian — unsichern Schrittes, wie es Camoëns vorkam — und lehnte sich in erwartender Haltung an das steinerne Geländer der Terrasse. Der König kehrte der prächtigen Aussicht den Rücken, Camoëns, der im Verborgnen stand, war es, als müßten die weitblickenden blauen Augen des jungen Herrschers ihn demnächst entdecken, so fest er sich auch an den dunkeln Stamm der Akazie schmiegte und so

dicht ihn die Büsche umfingen. Er wußte ohne Besinnen, daß der König — hier im einsamsten Teile der Gärten — Catarina Palmeirim begegnen wolle. Mit einer Spannung, als könnte sein nächster Herzschlag ihn töten, hielt Camoëns die Wege und den einsam harrenden König zugleich im Auge. Dom Sebastians Mienen erschienen verdüstert, leidvoll — wider Willen regte sich in Camoëns' Seele ein gewisses Mitleid für seinen jungen Fürsten — doch zugleich schoß es heiß durch seine Seele, ein unerklärbares Gemisch von Furcht, von zorniger Eifersucht, von Groll und wildem Trotz. So stand er und wartete mit dem König zugleich, nur Minuten, welche ihm dennoch fast endlos dünkten.

Und dort, dort herab kam langsam — ganz wie er es gewußt und gefürchtet — Catarina Palmeirim, im dunkeln Gewand, den schönen Kopf mit der schwarzen Mantille halb verhüllt, und doch eine lichte Erscheinung, deren Reiz den armen Lauscher wieder sinnberückend ergriff. König Sebastian trat der Nahenden mit sichtlich freudiger Bewegung entgegen, sein Gruß suchte umsonst der tiefen, ehrfurchtsvollen Verneigung des schönen Mädchens zu wehren, seine Stimme zitterte, als er sie ansprach: „Ihr seid gekommen, Herrin, ich danke Euch im voraus tausendfach, daß Ihr mir diese Stunde gönnt."

„Ich habe Eurer Majestät Befehl gehorchen können," entgegnete zögernd Catarina, „weil meine mütterliche Freundin von Sorgen und Pflichten andrer Art in Anspruch genommen war. Ob ich hätte gehorchen sollen, mögt Ihr selber entscheiden, Herr!"

„Nennt Ihr einen Wunsch, eine Bitte, Befehl, Donna Catarina?" sagte der König errötend und mit schmerzlichem Ton. „Dann befiehlt Euch auch der Pilger, dem Ihr einen Fajardo in seinen Muschelhut werft."

„Wer das Recht hat, Gehorsam zu fordern, sollte vielleicht nicht bitten, Eure Majestät,“ versetzte die junge Gräfin. „Was frommt es Euch, Herr, daß ich Euch gegen den Willen und Rat meiner treuen Pflegerin hier begegne?“

„So mögt Ihr auch fragen, was dem Eingekerkerten ein Lichtstrahl frommt!“ rief Dom Sebastian lauter und ungestümer. „Soll ich Euch tausendmal wiederholen, was sie Euch und mir angetan haben, Catarina? Euch wiederum sagen, daß ich nicht tragen kann und will, was sie mir auferlegen! Die Bürde die sie Entsagung und Königspflicht nennen, schneidet mir ins Fleisch, ins Mark hinein, wolltet Ihr mich auch nicht vom kleinsten Teil für einen armen Augenblick entlasten?“

Camoëns sah, daß Catarina vor den leidenschaftlich klagenden Worten, vielleicht vor den flammenden Blicken des Königs ihre Augen zu Boden senkte, und vernahm nur mit Mühe ihre leisere Erwiderung: „Ihr irrt Euch, erhabner Herr! Die Bürde, an der Ihr wild rüttelt, wird schwerer. Ich vermag nicht mehr, als mein armes Gebet bewirken kann; warum wollt Ihr mir fort und fort das beschämende Gefühl meiner Ohnmacht erneuern? Wenn ich jemals törichte Hoffnungen gehegt habe, so habe ich doch Eure Majestät mit der Klage um sie nicht gekränkt, die Entsagung, die Ihr, Herr, für Eure Pflicht hieltet, mußte mir dreifach für die meine gelten. Wozu erneuert Ihr Euch die bittere Erinnerung an einen Wunsch, dem die Erfüllung versagt bleiben muß? Wäre es nicht besser, Ihr gebt mir Urlaub von Euerm königlichen Hofe und ließt mich in der Stille von Santa Eufemia für Euer Heil flehen?“

Über König Sebastians Züge ging ein Wetterleuchten

grollenden Unmuts. Er hatte auf die ergebungsvolle Miene Catarinas, von der sich Camoëns in seinem grünen Versteck tief ergriffen fühlte, nicht geachtet, und sagte jetzt mit vorwurfsvollem, beinahe rauhem Ton: „Euch scheint leicht zu fallen, Herrin, was mir noch immer unmöglich dünkt. Ich leide Qualen um Euch, und Ihr, Ihr habt Lust, mir das Almosen Euers Anblicks zu versagen."

Und nun erglänzten Catarinas Augen in einem Schimmer der den König die seinen niederschlagen ließ. Halb war es ein Aufblitzen schmerzlicher Entrüstung, halb ein Strahl alles verzeihender Milde und Liebe. Das Mädchen trat einige Schritte von dem jungen Fürsten zurück und erwiderte zitternd: „Herr, es ist der Verlassnen teuerstes Gut, zu wissen, daß ihr König um ihretwillen Schmerzen leidet! Doch dieser einzige Schatz läßt sich nicht mehren, noch mindern! Eure Majestät muß glauben, daß ich ihn heilig bewahren werde, so lange ich lebe." —

Camoëns vernahm jede Silbe ihrer Worte, sah die hervorbrechenden Tränen, und mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um seinen innern Anteil nicht durch eine ungestüme Bewegung zu verraten. Der König rang sichtlich nach einer Antwort, er faßte, ohne daß sie ihm im Augenblicke zu widerstehen vermochte, beide Hände Catarinas und küßte sie wiederholt, um ihr Abbitte zu leisten.

„Donna Catarina", sagte er mit flehendem Ton, vergebt mir und versprecht mir nur eines, daß Ihr meinen Hof nicht verlassen, mir nicht die Hoffnung nehmen wollt, Euch von Zeit zu Zeit zu sehen und ein Wort von Euch zu hören. Ihr wißt nicht, daß es wieder schaurig öde um mich ist, wie um einen Lebendigbegrabenen, der nur das Echo seiner eignen Worte hört!

„Herr, ich darf Euch nicht versprechen, Euch hier wieder zu begegnen!“ versetzte Catarina, ihre Hände der Umklammerung des erregten Königs entwindend. „Es ist ein Unrecht gegen Eure Majestät, vielleicht ein Frevel gegen das Land, daß ich heute Euerm Rufe gefolgt bin!“ Dann nahm sie, trotz der Tränen in ihren Augen, wahr, daß der König sich nicht länger beherrsche, und floh mit einer flehenden, abwehrenden Gebärde nach dem Laubtor zurück, aus dem sie vorhin hervorgetreten war und unter dessen Zweigen sie laut nach Miraflores rief. Dom Sebastian hatte sich, noch ehe sie enteilte, mit überwallender Leidenschaft auf die Knie vor ihr geworfen, hinter der Fliehenden drein klangen die Rufe: „Catarina! Geliebte!“ und als der König inne ward, daß er sie nicht zurückzurufen vermochte, schlug er in wildschmerzlicher Bewegung beide Hände vor sein Gesicht und sprang dann empor, heftig am Geländer der Terrasse rüttelnd. Über den Leib des Lauschers ging ein Schauer; Camoëns fühlte, daß der König, wenn er jetzt des Unberufenen ansichtig würde, das Schwert ziehen und ihn niederstoßen müßte; er wußte auch, so sehr er seinem jungen Herrscher grollte, daß er die eigne Waffe gegen diesen nicht erheben werde. Und doch war es nicht das, was ihn jetzt beklommener atmen ließ und ihm schwer auf dem Herzen lag. Der junge König hatte sich rasch wieder gefaßt, in der Haltung, die ihm sonst eigentümlich war, schritt er noch einmal die Steinplatten der Terrasse auf und ab und trat dann den Rückweg zum obern Teil der Gärten und zu seinem Palaste an. Camoëns verharrte noch einige Minuten nach dem Weggange des Königs lautlos, regungslos, als fürchte er, daß das Rascheln der zurückschlagenden Zweige den Verschwindenden zurückrufen könne. Erst als er völlig gewiß war, daß er in der

grünen Stille wiederum so allein sei wie vor dem Erscheinen des Königs und der Gräfin Palmeirim, verließ er seinen Zufluchtsort und schritt durch den Akaziengang, der jetzt nächtig dunkel vor ihm lag, jener Stelle der Mauer wieder zu, über die er sich vorher geschwungen hatte. Sein Traum von Catarina Atayde samt dem Frieden, den er aus holder Erinnerung gesogen, waren dahin! Jetzt war alles spannende, drängende, sorgenvolle Gegenwart — jeder Laut, den Catarina Palmeirim und der König getauscht hatten, lebte in seinem Gedächtnis, jede Miene der beiden in seiner Seele. Fray Tellez hatte recht, tausendmal recht; wenn der König blieb, so vermochte das schöne Mädchen seinem Schmerze und seinen Bitten nicht lange mehr zu widerstehen. Camoëns sah zwischen den Kronen der Akazien nach dem Nachthimmel empor, an dem einzelne Sterne aufblitzten. Über die Terrasse kam aus dem tiefer liegenden Tale ein letzter warmer Abendhauch, Camoëns bot ihm seine Stirn, ohne wohltätig berührt zu werden. Hinter dieser Stirn brauste und klopfte es fiebrisch, das Wort: „Er muß hinweg!" trat nicht wie gestern auf seine Lippen, aber er vernahm nur das eine, vernahm es tausendstimmig. Was auch Barreto und das eigne Gewissen sagen mochten, jetzt war es entschieden, daß er alles, was sein war, Kraft, Leben und Ehre einsetzen mußte, Catarina gegen die drängende Leidenschaft des Königs beizustehen! Wild und unklar wogten Bilder dessen, was geschehen solle und könne, in Camoëns' Seele; gewiß war, daß er dem Könige so rasch als möglich sein Gedicht zu Füßen legen und in dem Gedicht zu ihm sprechen müsse, wie ihm jetzt und nur wie ihm jetzt ums Herz war. Die letzte Stunde hatte ihn gestählt, wenn es sein mußte, sogar zum Kampfe mit Barreto.

Wie er langsam und noch mehr als einmal nach dem Boskett zurücklauschend, aus dem er herkam, sich der Mauer und den an ihr stehenden Bäumen näherte, ergriff ihn aufs neue die Stimmung, die ihn bei seinem Eintritt hier erfaßt hatte. Das Bild der verklärten Catarina trat neben das der lebendigen, ihm war es, als befehle ihm zu dieser Stunde Catarina Atayde ihr Kind und rufe ihn auf, um ihretwillen alles sonst in der Welt zu vergessen und zu opfern! Er beugte sein Haupt wie vor einer sichtbaren Gestalt, vor einem wirklich gehörten unwiderstehlichen Gebot, und mit festerem Entschluß, aber auch mit schwererem Herzen als er gekommen war, verließ er die Königsgärten auf dem gleichen Wege.

Neuntes Kapitel.

Drei Tage nach der feierlichen Bestattung Dom Antonio Pachecos, des Ordensmarschalls, saß am Spätnachmittage Camoëns im Hofe von Almocegema in der Nähe des prachtvollen Brunnens, der nächst der Platane des Königs Diniz als die größte Merkwürdigkeit des alten Maurenschlosses galt. Die zierlichen zackenbogigen Arkaden, die im Viereck den Hof umschlossen, von schlanken Säulen getragen, von üppigem Grün umrankt, öffneten sich überall nach dem großen Brunnenbecken, aus dem eine silbern glänzende Wassersäule emporstieg; aus den Mäulern von zwölf Delphinen rauschten starke Wasserstrahlen scheinbar auf das Marmorpflaster des Hofes herab und verschwanden im Boden, um den Brunnen wieder neu zu speisen, alles

atmete Kühle und friedliche Abgeschlossenheit. Camoëns, der sich mit seiner Handschrift und allerhand Schreibgerät in der Halle westlich vom Brunnen niedergelassen hatte, aus der er mit wenigen Schritten zu seinen eignen Gemächern gelangen konnte, hätte hier in Farben und Düften schwelgen können. Jenseits der rauschenden, sprühenden Wasser erhob sich eine Gruppe von schlanken, dichtverwachsenen Büschen, an der zu allen Jahreszeiten Blüten prangten. Doch obschon er seit einer Stunde nach den Strahlen und den scharlachroten Kelchen der Granatbüsche hinblickte, die dort aus dem Grün leuchteten, so war seine Seele doch weit von dem Brunnen und den Büschen; ein harter, innerer Kampf, quälende Unschlüssigkeit malte sich in den Zügen des Mannes, seit er vorhin die eifrig und dennoch umsonst gehandhabte Feder hatte sinken lassen.

So entschlossen, so fest war er gewesen an jenem Abend, als er schweigsam und in sich gekehrt aus den Königsgärten von Cintra nach Otaz' Herberge zurückgekommen war und Manuel Barreto unruhig und sorgenvoll seiner harrend gefunden hatte. Schweigsam und in sich gekehrt war er in den Stunden geblieben, die er mit seinem Gastfreunde noch verbracht, er hatte gespannt dem Berichte gelauscht, den ihm Manuel von den Klagen der Herzogin über des Königs Wankelmut, von ihrer Besorgnis um Esmah gegeben hatte. Seinerseits aber hatte er eine Frage Barretos erwartet, was ihm widerfahren sei, und die Frage war nicht getan worden, obschon Barreto das bleiche Aussehen, die stumme Verschlossenheit seines Genossen wahrlich nicht entgangen sein konnte. Ohne dem Freunde sein Herz zu öffnen, hatte Camoëns am Morgen nach jenem Abend sich zur Rückkehr nach Almocegema im Ge-

leite Joaos angeschickt. Erst in dem Augenblicke seines Wegrittes, als er Barreto vom Pferde herab die Hand reichte, trieb es ihn zu sagen: „Findet guten Empfang beim König Manuel und gute Statt für Euer Wort! Wißt auch, daß ich den König und Gräfin Catarina gestern erblickt und gehört habe. Ich sah sie — zu Euch sei's gesagt — auf meinem Abendgange, im untern Schloßgarten, gesprochen habe ich natürlich nicht zu ihnen und meine Gegenwart haben sie nicht bemerkt. Die erlauchte Herzogin irrt sich, wenn sie wähnt, der König habe auf Liebe und Liebesglück verzichtet und befehle ihre Pflegetochter dem Himmel. Ich weiß, daß es anders und schlimmer ist. Für meinen Teil kann ich nur einen Wunsch noch hegen, daß Dom Sebastian nicht lange mehr Gelegenheit habe, ein schutzloses Herz zu bedrängen! Glaubt mir, daß es keinen andern Weg gibt, die schöne Catarina vor dem Schlimmsten zu bewahren, als daß der König dahin zieht, wohin ihn der Geist treibt. Für heute wünsche ich Euch einen guten Tag, Manuel, und werde Eurer Ankunft in Almocegema still harren."

„Grüßt mir mein Haus und findet Frieden unter seinem Dache!" entgegnete der Fidalgo mit großem Ernste. „Wenn Ihr über des Königs Begegnung mit Catarina Palmeirim nachsinnt, so vergeßt nicht, daß Donna Catarina vielleicht als ein glückliches Schicksal erscheint, was Ihr das Schlimmste heißt. Täuscht Euch nicht selbst, Luis! Und nun Gott befohlen, ich komme, sobald meine Pflicht hier erfüllt ist."

Die kurze Unterredung hatte auf dem ganzen Ritte bis Almocegema in Camoëns' Seele nachgeklungen. Aber sein Wille war durch dieselbe nicht erschüttert worden, mit düsterm Ernst, doch ohne Schwanken hatte er alle

poetischen Huldigungen, die zur Zueignung der Lusiaden an König Sebastian begonnen worden waren, vernichtet und in der Stille, die ihn umfing, eine Reihe neuer Oktaven niedergeschrieben. Sie flossen ihm nicht frei, nicht strömend wie sonst in die Feder; doch ließ er nicht ab, an ihnen zu schmieden und zu feilen. Die Morgen auf dem grünen Walle unter der großen Platane, die Nachmittage angesichts des kühlen Brunnens galten der Arbeit, während deren er sich unablässig das Bild Catarinas heraufbeschwor, wie sie den König bittend abzuwehren gesucht hatte und vor ihm entflohen war. Er hatte bei jeder Strophe, die er vollendete, empfunden, daß sie seinem Gastfreunde das Herz schwer machen werde, und ihm selbst war sie wahrlich nicht leicht gewesen. Aber er hatte sich wieder und wieder zugerufen, daß es eine eherne Pflicht zu erfüllen gelte, und bei sich beschlossen, daß er alsbald nach Barretos Heimkunft das gastliche Haus verlassen und nach Lissabon gehen wolle, wo er den beschleunigten Druck seiner großen Schöpfung zu überwachen gedachte.

Und nun saß er doch wieder unschlüssig, von heißen Zweifeln bedrängt, unter den maurischen Hallen, an dem kühlsten, erquicklichsten Platze. Heute in aller Frühe war ihm ein kurzer Brief Barretos zu König Diniz' Baum gebracht worden, welcher um Entschuldigung für Manuels längeres Ausbleiben bat und zugleich verhieß, daß der Schreiber vor Ablauf des Tages in seinem Hause eintreffen werde. Während der Dichter den kurzen Zeilen nachsann und aus den flüchtigen Buchstaben des Briefes zu erraten trachtete, ob Barreto seinen Zweck beim Könige erreicht habe oder nicht, war sein Auge plötzlich auf ein Schauspiel gelenkt worden, das auf der öden Strandfläche vor sich ging, die sich zwischen Almocegema und dem

Ufer des Meeres hinzog. Die Mittagssonne brannte heiß auf den weitgedehnten sandigen und steinigen Dünen, die große Flut rollte eintönig wie sonst gegen die Sandhügel und die Schilfgestrüppe, welche man vom Walle des alten Maurenschlosses aus übersah. Da mit einem Male ward die Einsamkeit der endlosen Fläche belebt, auf dem Wege, der von dem alten Strandturm Calhao de Corvo hierher führte, zeigten sich Reiter, auf der Flut schaukelte eine Anzahl von Flachbooten mit bewaffneter Mannschaft, die von jenem Turm daher gekommen sein mußten und hier zu landen strebten. Nur einige Minuten hatte Camoëns gewähnt, daß eine Gefahr im Anzuge sein könne, bald genug hatte er in dem Reiter, der mit wenigen kriegerisch gerüsteten Begleitern am Strande auf- und abjagte und gegen das Meer hin den Booten mit heftig befehlenden Gebärden winkte, niemand geringeres erkannt als seinen jungen Herrscher. Gefesselt von dem wunderlichen Vorgange hatte er im Zuschauen Sinn und Zusammenhang desselben begriffen. Die von ungeschickten Ruderern gelenkten Boote erreichten nur teilweise die trockne Düne, die größere Zahl von ihnen blieben zwischen den schilfbewachsenen Lachen der Außendüne stecken. Als jedoch die in den Fahrzeugen stehenden Bewaffneten zögerten, auf der Stelle herauszuspringen und durch Wasser und Schilf die Strandhügel zu gewinnen, galoppierte Dom Sebastian in leidenschaftlicher Erregung am Ufer hin und wieder und schien entschlossen, sein Pferd und sich selbst in die Flut zu werfen. Seine wiederholten Befehle zwangen endlich die jungen Mannschaften, ihr Zögern aufzugeben; etwa eine Viertelstunde, nachdem Camoëns das erste kriegerische Getümmel vernommen hatte, lagen die Boote verlassen, von wenigen Männern bewacht, am Strande.

Landeinwärts aber, von dichter Staubwolke umhüllt, bewegten sich im gewaltsamen Lauf die vier- oder fünfhundert Gerüsteten, die der König über die heiße, öde Dünenfläche mehr mit sich fortriß, als daß er sie führte. Bis zu dem grünen Wall, von welchem Camoëns, sich weit vorbeugend, das merkwürdige Schauspiel mit ansah, schallten die wilden Zornrufe, die leidenschaftlich gegebnen Befehle des jungen Fürsten, Herr Luis konnte deutlich wahrnehmen, daß der König sich selbst so wenig schonte als die Leute, die er über die unwegsame Ebne, durch den heißesten Sonnenbrand dem Kirchturm von Sarrazola zukeuchen ließ. Das letzte, was Camoëns unterschied, war, daß das überanstrengte Roß Sebastians unter seinem Reiter zusammenbrach, der König sich, ohne einen Augenblick zu zögern, zu Fuß an die Spitze seiner Schar setzte, während ein paar Reitknechte bei dem gestürzten Tiere zurückblieben. Camoëns wußte jetzt, daß er eine jener Übungen geschaut habe, von denen ihm schon Bartolomeo Otaz und danach Joao, Barretos Hausmeister, soviel erzählt hatten. Der junge Herrscher hatte einige hundert Bürgerssöhne seiner Hauptstadt zu einer Schar vereinigt, mit der er die härtesten Anstrengungen und Entbehrungen teilte, um sie und sich für die Landung und den Feldzug in Marokko vorzubereiten.

Ob er wollen mochte oder nicht, Camoëns hatte die erschreckende Dürftigkeit der Mittel, der Rüstung selbst, in diesem Schauspiel erkennen, hatte über das Geschaute nachdenken und sich an so vieles erinnern müssen, was er früher von seinem Gastfreunde vernommen hatte. Über den Tag der Abfahrt des Königs von Lissabon zum ersten Male hinausdenkend, hatte auch er plötzlich jene dunkle Besorgnis, jenes Bangen verspürt, von denen er den Freund

befangen sah, so oft der Pläne Dom Sebastians gedacht wurde. Umsonst hatte Camoëns sich auch jetzt wieder zugerufen: „Der König muß hinweg!“ und das Bild Catarinas heraufbeschworen. Mit unwiderstehlicher Gewalt war heute das Bewußtsein über ihn gekommen, daß der König nicht allein gehe; scheu und mit verdüstertem Sinn hatte er sich wieder zu seiner Handschrift zurückgewendet und mit den Versen gerungen, die er begonnen hatte. Was er sich fest vorgesetzt hatte, dünkte ihm mit einem Male wieder unmöglich, ein Frevel, die Herausforderung eines ungeheuern Schicksals — und das gleichmäßige Plätschern des Brunnens vor ihm weckte den kriegerisch stolzen Klang in seinen Worten nicht wieder, mit dem er den König emporzurufen und hinwegzuscheuchen gedachte!

Aus dem schmerzlichen Halbtraum, in dem er bald zu dem Brunnen hinaus und bald auf die Blätter herab sah, die halb beschrieben vor ihm lagen, weckte ihn der Schall von Tritten und Stimmen in dem sonst stillen Hause, er erriet alsbald, daß Barreto von Cintra heimgekehrt sein müsse. Sonst war er freudig aufgesprungen und dem Gastfreunde entgegen geeilt, wenn derselbe nur von einem Ritt oder Gang zu den Gutsnachbarn zurückgekommen war, und heute versagten ihm Seele und Glieder gleichmäßig den Dienst, er hätte wünschen können, daß Barreto erst bei Nacht angelangt wäre. Noch diesen Morgen im Trotz seiner Entschlüsse würde er das klare Auge Manuels nicht gescheut haben, jetzt, wo er die schweren Gedanken und Zweifel, die ihm das Kriegsspiel vorhin erweckt hatte, umsonst zu besiegen versuchte, zögerte er, dem Freunde gegenüber zu treten. Er lauschte den Tritten in dem entfernteren Gange, er hörte dann Joao in dem naheliegenden Gemach Barretos sprechen und

vernahm, wie der Hausherr ungeduldig sagte: „Doch wo hast du ihn zuletzt gesehen, Joao? er kann unmöglich im Hause sein, er hätte mein Kommen gehört.“ So aufgemahnt, erhob sich Camoëns nun doch von seinem Sitze, tat mühsam einige Schritte unter den Arkaden hin und rief halblaut: „Seid Ihr es wirklich, Manuel?“ War Barreto schon der Schwelle nahe gewesen oder hatte er bei dem ersten Laute seines Gastes sein Gemach durcheilt, er trat fast augenblicklich heraus und begrüßte Camoëns voll herzlicher Freude. Mit dem ersten Blick vergewisserte er sich, daß der Dichter die Handschrift der Lusiaden neben seinem Sitz liegen hatte, und fragte alsbald lächelnd: „Weilt die Muse bei Euch, Luis, daß Ihr selbst meinen rauhen Tritt überhören mögt? Ich bin glücklich, Euch hier in gutem Frieden zu finden und selbst wieder nach meinem Brunnen zu schauen. Es waren harte Tage, die über uns gekommen sind, ich hoffe, sie sind vorüber. Nach allem, was ich in Cintra erlebt, dachte ich mit Freuden hierher, wo ich Euch wußte, ein ungewohntes Gefühl nach so manchem Jahre, das ich völlig einsam verbracht habe. Wahrhaftig, ich ritt darauf los wie einer, der zu seinem jungen Weibe eilt, und ich denke, ich war fröhlicher als mancher Ehemann, trotz allem!“

„Trotz allem, Manuel?“ fragte Camoëns, den die herzliche Weise, mit der ihn Barreto begrüßte, aus dem dumpfen, willenlosen Hinbrüten erweckt hatte. „Habt Ihr wirklich in allen diesen Tagen nicht zu Dom Sebastian durchdringen können?“

„Zu ihm wohl, Freund Luis, nicht bei ihm!“ versetzte der Hausherr mit trübem Lächeln. „Ich stand dreimal vor dem König; mit mir haben die Brüder Evora, selbst Graf Vimioso, der Großkämmerer, ihn beschworen, Ge-

rechtigkeit zu üben und die mutmaßlichen — was sage ich mutmaßlichen! — die gewissen Mörder Joanas ergreifen zu lassen. Im Eifer der ersten Untersuchung verriet Dom Sebastian, daß auch gegen Esmah Catarina bereits zwei Mordversuche unternommen worden sind. Ich wußte es bereits von der Herzogin von Braganza, die die junge Maurin treulich hütet und sie doch lieber heute als morgen aus dem Palaste hinwegsenden möchte. Der König schwur, daß er Esmah zu schützen, Joana zu rächen wissen werde, und dann hielt er inne und — beschied mich auf den folgenden Tag, weil er den Fall doch erst mit seinen Räten besprechen müsse. Seine Räte sind der Prior von Belem und Fray Rafael, der nach Dom Joaos Augenwinken des Königs Gewissen lenkt. Da wußte ich bereits, wie er sich fassen würde, und betrat am zweiten Tage des Königs Empfangssaal schon ohne große Hoffnungen. Dom Sebastian war denn auch düster, zerstreut, schweifte mit seinen Augen in die Ferne und sagte mir kurz, daß sich alle meine Angaben in bezug auf Joanas Tod bestätigt hätten. Und dann setzte er gesenkten Blickes hinzu, daß er seinen erlauchten Bundesgenossen, den Prinzen Mulei Mohammed, aufgefordert habe, seine Diener, welche eines Mordes dringend verdächtig seien, in Haft nehmen zu lassen. Es sei ihm unmöglich, Gewaltschritte gegen einen Fürsten zu unternehmen, der sich seinem Schutze vertraut habe, im Augenblicke ein länderloser Flüchtling und darum um so mehr der peinlichsten Rücksicht seines Gastfreundes würdig sei. Übrigens beruhe ein großer Teil seiner eignen Hoffnungen für entscheidende Siege in Afrika auf dem Bündnisse mit dem Marokkaner, und gegenüber den großen Sorgen für sein Reich könne die Sorge um Sühne für den Mord der kleinen Ziegenhirtin doch kaum

in Betracht kommen. Ihr mögt denken, was ich Seiner Majestät erwiderte, und ich muß es meinen Freunden und selbst dem Grafen Vimioso, der nicht mein Freund ist, nachrühmen, daß sie mir wacker beigestanden haben. Diesen Morgen ließ mich der König abermals rufen und teilte mir mit, daß ihm Mulei Mohammed einen Brief in arabischer Sprache geschrieben und ihm eröffnet habe, daß die drei bezichtigten Diener von ihm schon zwei Tage vor Empfang der königlichen Botschaft in geheimer Sendung nach Afrika hinübergeschickt worden seien. Vimioso schwur, daß er einem von den Schurken, und zwar dem, den er für den eigentlichen Henker halte und in welchem auch Absalon, der Mohr der Herzogin von Braganza, denjenigen erkenne, der ihm Gift für Esmah übergeben habe, noch Tags zuvor in Pena Verda begegnet sei. Der König war höchlich verlegen und ward, wie immer, wenn er verlegen ist, barsch und rauh. Er brach mit der Bemerkung, daß kriegerische Übungen seine Gegenwart erforderten, die Audienz kurz ab. Ich schied von ihm mit tausend stummen Flüchen wider den Feldzug in Afrika; ein lautes Wort, daß ich ein Bündnis für unheilvoll halten müsse, welches den König hindre, Gerechtigkeit zu üben, habe ich mir nicht versagt."

„Die kriegerischen Übungen habe ich vom Wall Euers Schlosses gesehen," sagte Camoëns. „Wenigstens das war kein Vorwand! Die Schlachtrufe und das Waffengerassel schreckten mich von meiner Arbeit empor, und ich mußte schauen, was nicht danach angetan war, eines alten Kriegers Herz zu erheben."

„Eure Arbeit, Luis?" fragte Barreto ablenkend. „Seid Ihr dahin gediehen, das Werk für druckreif zu erklären, und habt Ihr die langgesuchte Widmung an den König gefunden?"

„Ihr werdet keine Freude an dem erleben, was ich gefunden habe," versetzte der Dichter zögernd. „Versucht habe ich, dem König zu sagen, was mich jetzt das Unvermeidliche dünkt. Auch die Stille hier hat mich nicht anders denken gelehrt, als ich Euch in Cintra sagte."

Er verstummte plötzlich und deutete auf die Blätter, die auf der Handschrift seines Gedichts obenauf lagen. Barreto, dessen Gesicht wachsende Unruhe verriet, griff gleichfalls nur zögernd danach und ließ seine Augen über die Verse hingleiten. Er las einmal und wieder, und seine Lippen sprachen eintönig die Worte nach, die er vor sich sah:

„Und du, in guter Stunde uns geboren,
Zum Hort der alten Freiheit uns geweiht,
Von Gott zum sichern Hoffnungsstern erkoren,
Daß wachse stets die kleine Christenheit:
Du neues Schrecknis für den Speer der Mohren,
Verhängnisvolles Wunder unsrer Zeit,
Von Gott, der alles lenkt, der Welt geliehen,
Um alle Welt für Gott nur zu erziehen!

Du starker König, dessen weite Lande
Die Sonne sieht, sobald der Osten graut,
Und, wenn sie niedersteigt am Himmelsrande,
Und wenn das Mittel unsrer Welt sie schaut,
Der Ismaels Gezüchte Schmach und Bande
Bereiten wird, wie unser Herz vertraut,
Zu dessen Füßen Türk' und Heide sinken,
Die noch die Flut des heil'gen Stromes trinken.

Zu deinem Dienst hat sich mein Arm bewehret,
Zu deinem Lob die Muse mich beschwingt;
Das fehlt mir nur, daß deine Huld mich ehret,
Von der die Tugend ihren Preis erringt.
Wenn diese mir des Himmels Gunst gewähret,
Wenn dir die Tat des Liedes wert gelingt,
(Wie mir mein ahnungsvoller Geist vertraute,
Wenn er dein gottgeweihtes Streben schaute):

Wenn mehr als vor dem Antlitz der Meduse
Des Atlas Höh'n vor deinem Blicke graut,
Daß siegend dich die Flur von Ampeluse
Als Herrn Marokkos und Trudantes schaut,
Erhebt die frohe, die gepries'ne Muse
Vor aller Welt dich in des Liedes Laut,
Daß du, der Alexander unsrer Zeiten,
Nicht um Homer Achilles sollst beneiden."

Immer langsamer, immer tonloser hatte Barreto das Blatt herabgelesen, während Camoëns gedankenvoll und mit sichtlichem Unbehagen nach dem plätschernden Brunnen hinaussah. Der Fidalgo schien ein Wort des Freundes zu erwarten, und erst als dieser hartnäckig schwieg, sagte er leise: „Spottet Ihr meiner oder Eurer oder des Königs, Luis? Ihr wolltet im Ernst diese Verse, die mich ein Hohn dünken, dem König vor Augen bringen?"

„Ich weiß es nicht, ob ich es tun werde," entgegnete Camoëns. „Gestern und noch diesen Morgen war ich fest entschlossen, dem König dies und nichts andres zuzurufen. Ob ich an seinen Sieg glaube oder nicht, es ist nicht meine Pflicht, ihn zurückzuhalten! Ich wünsche ihm den strahlendsten Sieg! ich hoffe, daß derselbe den portugiesischen Fahnen in Marokko so wenig fehlen wird als in Indien — doch Ihr wißt, warum ich Dom Sebastian hinwegwünsche."

„Damit Catarina Palmeirim den König nicht mehr sieht und dafür Euch sehen kann?" fragte Barreto mit einer Schärfe und Bitterkeit zurück, wie sie Camoëns gegenüber noch nie laut geworden war. In der gleichen Minute bereute er auch schon diesen Ton und faßte liebevoll Camoëns' Schultern, um das abgewendete Gesicht des Freundes zu sich zurückzulenken. „Nicht doch, nicht doch, Luis, Ihr ahnt es ja nicht, was Euch treibt

— Ihr vermeint sogar in Euerm Sinne ein Opfer zu bringen."

„Und das wollte, das will ich auch!" rief Camoëns ihn unterbrechend. Er schien im aufwallenden Zorne die Kraft und das Selbstgefühl wiederzugewinnen, die er vorhin, mit sich allein, plötzlich schwinden gefühlt hatte. „Ich bringe das höchste Opfer, das ein Mann um seiner Liebe willen bringen kann, ich stehe in Gefahr, wegen dieser Verse Eure und manches trefflichen Mannes Freundschaft zu verlieren, ich werde vielleicht eine schwere Last von Reue auf mein Gewissen laden, wenn unsre Fahnen nicht siegreich wären. Doch um Catarinas willen würde ich mein Leben opfern und nehme nichts aus, was zu diesem armen Leben gehört."

„Vor allem bleibt gerecht, Freund, und vergeßt nicht, daß eine Freundschaft wie die unsre auch härtere Proben bestehen muß als den Irrtum des einen oder des andern von uns. Und dann sagt mir, warum Euch doch wieder ein Zweifel gekommen ist, Dom Sebastian zum Kreuzzug aufzurufen? Ich sehe, daß Ihr zögert" —

„Vielleicht war es eine plötzliche Mahnung an Euch!" sagte Camoëns widerstrebend. „Ich ward heute Mittag des Königs und seiner Leibschar ansichtig, und es überkam mich, daß, wo wir in Indien nur zu zwei- oder dreihundert beisammen waren, wir anders dreinschauten als des Königs heutige Waffengefährten. Vielleicht sah ich mit Euren Augen, Manuel! Und ich sollte es nicht — ich dürfte nichts andres bedenken, als was ich in den Königsgärten mir geschworen! Eben sagte ich, daß es nichts gibt, was ich für Catarinas Glück und Ehre nicht zu opfern vermöchte."

„Eure Ehre, Euers Gewissens Ruhe werdet Ihr doch

ausnehmen, Luis?“ entgegnete Manuel, und jetzt war ein unwiderstehlich herzlicher Klang in seiner Stimme. „Ihr würdet nicht zögern, nicht zweifeln, wenn nicht etwas im Kern Euers Herzens gegen Euern Entschluß und Euer Opfer spräche. Ich will offen sein, Freund: ich bin überzeugt, daß es kein Mittel mehr gibt, die Pläne des Königs aufzuhalten und das Unheil abzuwenden, das sein Glaubens- und Ruhmestraum über Portugal heraufbeschwört! Ob Ihr mit diesen Versen den König bestärkt, ob Ihr ihn feierlich abmahnt, es wird kommen, was kommen muß! Ihr aber dürft keinen Teil daran haben und, wenn Ihr nicht selbst überzeugt seid, daß des Königs Zug unserm Lande zum Heile dient, sich an die Taten anreiht, denen Ihr Euer bestes Leben geweiht und die Ihr besungen habt, auch nicht das kleinste Sandkorn in die schwankende Wagschale des königlichen Entschlusses werfen!“

„Ihr tragt Eure Seele in die meine!“ rief Camoëns und versuchte sich von Barreto loszumachen. „Euer Blut wallt, Euer Herz schlägt ruhiger als das meine, ich kann nicht wägen und prüfen wie Ihr. Eine dunkle Gewalt treibt mich vorwärts, eine andre hemmt mich! Klar weiß ich nur eins: daß ich es nicht ertrage, Catarina, die holde Schutzlose, diesem König in die Arme sinken zu sehen, der nicht Herz und Mut genug hat, sie zu sich auf seinen Thron zu heben, diesem König“ —

„Diesem König, den Ihr gleichwohl als einen andern Alexander preisen wollt, welcher Afrika zu seinen Füßen sehen wird!“ fiel Barreto mit ernster Miene und Stimme ein. „Merkt Ihr wirklich nicht, Luis, daß die dunkle Gewalt, die Euch treibt, Euer Begehren nach Catarinas Jugend und Schönheit ist und jene andre, die Euch

innehalten heißt, Euer Gewissen, das Ihr umsonst zu übertäuben sucht?"

„Helfe mir Gott, ich begehre Catarina nicht!" rief Camoëns. „Ich habe den Traum überwunden, der mich bei ihrem ersten Anblick heiß, mit unwiderstehlicher Macht überkam, ich vergesse nicht mehr, daß sie das Kind meiner Jugendgeliebten ist, ich aber mit jedem Schritte den Lebenspfad abwärts steige. Doch umso wilder empört sich mein Blut bei dem Gedanken, sie verderben zu sehen, umso heiliger dünkt mich die Verpflichtung, für sie und über sie zu wachen."

„Und wer bürgt Euch, daß Ihr über sie wacht, wenn Ihr Dom Sebastian von ihr entfernen helft?" fragte Senhor Manuel. „Gibt es keinen andern Weg für Euch, als den, auf dem Ihr alles einsetzt, was Euch bis dahin heilig war! Euer Leben galt der Ehre und Herrlichkeit unsers Landes, unsern wahren Helden und unserm echten Ruhm, Ihr dürft den König nicht über Vasco da Gama und Albuquerque hinausheben, am wenigsten wenn Ihr nicht selbst überzeugt seid, daß sein Kriegseifer dem Lande zum Heil gereichen wird. Und das seid Ihr nicht, Luis, verzeiht meine rauhe Offenheit, doch im tiefen Herzen ahnt Ihr Schlimmes, wie ich, und darum noch einmal: überwindet diese Versuchung!"

„Ich wäre vielleicht überzeugt und glaubte an den gewissen Triumph des Königs, wenn ich in den letzten Monden nicht gelernt hätte, mit Euerm Auge zu sehen, mit Euerm Ohre zu hören!" entgegnete der Dichter. „Alles, was Ihr sagt, gleicht Euch und nicht mir, ich gebe Euch recht, und in demselben Augenblick schreit eine Stimme in meiner Brust dagegen auf! Dringt heute nicht weiter in mich, ich will noch einmal mit mir zu Rate gehen,

ich will Gott bitten, daß er mir einen Ausweg zeige, auf dem ich unterlassen kann, was Ihr mir zum Verbrechen macht, und doch nicht die Hände in den Schoß legen muß, wo es sich um Catarina handelt."

„Mich dünkt, Ihr könnt nur einen Weg gehen, Freund!" sagte Barreto. „Schreibt Catarina Palmeirim, was Euch bewegt, beruft Euch auf das Andenken ihrer Mutter und warnt sie mit so ergreifenden Worten, als das Gefühl Euch eingibt, tretet ihr offen gegenüber, tut, was ihr vermögt, und befehlt den Erfolg Gott."

„Laßt dies Gespräch für heute ruhen, Manuel!" rief Camoëns. „Ich liebe Euch so und danke Euch so viel, daß ich um Euretwillen tun würde, was ich um meiner selbst willen nicht tue! Gönnt mir Fassung und Einkehr bei mir selbst! Ich fühle Eure Treue und verstehe es wohl, daß Ihr mich wider mich selbst schützen wollt. Aber ich will Euch nicht abermals etwas geloben, was ich vielleicht nicht zu halten vermöchte."

Barreto nickte ernst zu den letzten Worten. Die Freunde waren während ihres Wortwechsels unter den offnen Arkaden auf und abgegangen — jetzt ließ sich der Hausherr auf einen Sessel nieder, der unter dem ausgezackten Bogen der Halle, dem Brunnen gegenüber, stand und deutete auf den Sitz gegenüber, den Camoëns vorhin inne gehabt hatte.

„So laßt uns Abendrast halten! Joao mag Eure Handschrift und Eure Bücher in Euer Zimmer tragen und dafür sorgen, daß wir einen Trunk Wein zur Erquickung erhalten. Der Abend verspricht wunderbar schön und mild zu werden, und wir gehen einer Reihe von köstlichen Tagen entgegen. Ich habe, als ich heute über die Heide von Evora und durch meine Weinberge am

Ponedo ritt, hundert Anzeichen davon wahrgenommen. Stellt Eure ruhelose Wanderung ein, Luis, wenn die Seele Frieden haben soll, müßt Ihr auch dem Leibe Rast gönnen."

So zögernd, als ob er noch immer ein inneres Widerstreben zu überwinden habe, nahm Camoëns seinen Sitz ein und schob sein Schreibgerät zusammen. Die Blätter, die obenauf lagen und die Barreto vorhin gelesen hatte, wog er einen Augenblick in der Hand, aber er zerriß sie nicht, sondern barg sie sorgfältig in den Band mit der Handschrift der Lusiaden. Joao erschien auf Barretos ersten Ruf, und ehe eine Viertelstunde verging, war der Tisch zwischen ihnen mit Wein und köstlichem Wasser, mit Brot und Früchten besetzt. Barreto schenkte sich und Camoëns aus den Steinkrügen ein und lächelte dem Freunde ermutigend zu, als dieser sich noch einmal abwandte und sich die friedliche Rast des Augenblicks versagen zu wollen schien.

„Kommt, kommt, Luis," sagte er, „der Tag war heiß bis auf die letzte Stunde, der Abend soll und will uns entschädigen. Die Sonne schickt uns noch einen Gruß, wie ich ihn liebe, man wird des Lichtes und der Kühlung zugleich froh — laßt also die Abende, nach denen wir seither umsonst verlangt haben, gleich heute beginnen."

In der Tat bot jetzt der viereckige Hof von Almocegema einen entzückenden Anblick. Das Stück Abendhimmel über demselben glich einem farbigen Baldachin mit purpurnen und lichtgoldnen Streifen, im Hofe selbst und unter den Arkaden herrschte ein Halbdunkel, in welchem nur noch die schäumenden Wasserstrahlen des Brunnens heller erglänzten. Aus dem Schlosse und den Gärten jenseits drang kein Laut, seit die Schritte Joaos und der

Diener verhallt waren. Barreto überließ Camoëns noch einige Minuten seinen Gedanken und begann dann wieder: „Ich hoffte, als Ihr hierher kamt, Luis, daß Ihr an diesem Platze Wurzel schlagen solltet, wie ich es getan habe. Ich weiß nicht, ob der Emir, der den Hof und den Brunnen dort für sich einrichten ließ, mit seinem Geiste in der Wassersäule geblieben ist, aber ich habe an tausend Abenden das Wehen dieses Geistes verspürt. Der Friede dieser Stelle dünkt mich wünschenswerter als alles sonst in der Welt."

„Ihr wollt mich weise machen, wie Ihr seid, Manuel!" antwortete Camoëns, sich zu einem heitern Tone zwingend. „Ich fürchte, dem Heiden, der Euer Schloß erbauen und Euern Brunnen fassen ließ, hat Eure heitere Lebensweisheit nicht genügt, sicher saß er unter diesem Bogen nicht allein."

„Nun in das Alleinsein bin ich eben auch hineingewachsen und habe es nicht gewählt," versetzte der Fidalgo gutmütig. „Als ich von Indien zurückkam, bedachte ich mich noch manchen Monat, ob ich nicht eine junge Hausfrau dort drüben in die Frauengemächer einführen sollte, in deren Arabesken die Koransprüche noch gemalt stehen. Als ich jedoch über dem Nachsinnen mein Haar täglich grauer werden sah, fand ich mich lachend mit meinem Glückstraume ab und bin nicht schlimmer dabei gefahren. Glaubt Ihr nicht, daß dem Schiffer, der am Abend nach Wetter und wilden Stürmen überschaut, was er am Ufer geborgen hat, wohler sein kann als dem, der am Morgen mit vollen Segeln in die hohe See steuert?"

„Nein, Manuel, nein!" rief Camoëns. „Ich fühle anders als Ihr! Wer gescheitert ist, mag mit den letzten Planken, die ihm bleiben, lieber ein neues Boot als eine

Hütte zur Rast zimmern! Es ziemt dem Menschen nicht, sich einem widrigen Geschicke zu beugen."

„Wer sagt, daß er sich beugt, wenn er gegeneinander abwägt, was er noch einzusetzen und bestenfalls noch zu gewinnen hat?" fiel der Hausherr dem erregten Gast ins Wort. „Ihr seid jünger als ich — seid ein Dichter, einer der Glücklichen, die im Gemüte länger jung bleiben als andere! Dennoch ist auch für Euch die Zeit gekommen, wo Ihr den Streit mit dem Geschicke wenigstens nicht mehr suchen dürft. Hofft Ihr denn auch, das Werk Euers Lebens noch einmal zu tun und der Welt eine zweite Lusiade zu geben?"

„Ihr spottet meiner, Manuel," entgegnete Camoëns, und selbst in der Dämmerung sah Barreto den Gegenübersitzenden erröten und hastig seine Züge mit der Hand an der Stirn beschatten.

„Wahrlich, ich spotte nicht! Ich rufe nur wach, was in Eurer eignen Seele lebt, Luis! Ihr müßt empfinden, daß für uns beide die Zeit gekommen ist, wo wir handeln und leiden dürfen, wie es fällt, aber das Leben nicht neu beginnen können! Doch wir wollten dies Gespräch nicht fortsetzen, weiß der Himmel, wie wir wieder hineingeraten sind! Habt Ihr nicht etwas zu erzählen? einen Hirtenschwank, ein Abenteuer, an denen Ihr sonst reich waret? Ich denke noch an den Abend von El Amram, wo wir vor der Flotte der persischen Seeräuber lagen, mit der wir andern Tages handgemein werden mußten, und Ihr die ganze Mannschaft unsrer Galeere mit der Geschichte von Gines dem Diebe wachhieltet, der dem Bischof den Ring vom Finger und dem Richter die Hosen vom Leibe stahl."

„Ihr habt es nur zu sehr erfahren, daß ich arm auch

an Scherzen geworden bin," erwiderte Camoëns. „Seit Eurer Abreise aus Indien und vollends seit meiner eignen Heimkehr war mir nie mehr zumute, wie vorzeiten im Feldlager, das fröhliche Lachen floh, wie es scheint, auf Nimmerwiedersehen."

„Glaubt, daß es wiederkehrt, sobald Ihr Eure Seele erlöst und den Zwiespalt Eurer Wünsche geschlichtet habt!" versetzte Barreto. Er sprach es halblaut und rückte dann seinen Sessel dicht an Camoëns' Sitz heran, um die Hand des alten Freundes zu fassen. Beide Männer wußten jetzt, daß es vergeblich sein würde, diesen Abend nach einem harmlosen Geplauder zu trachten. Jedes Wort, das aus andern Quellen sprang, mündete doch wieder in die Stimmung ein, die ihre Seelen durchwogte — es war besser, sich schweigend nahe zu bleiben. Die Dämmerung ging zwischen den Mauern des Hofes rasch in völliges Nachtdunkel über, immer frischer wehte es vom Brunnen her, dessen Rauschen die tiefe Stille unterbrach. Aus dem Gebüsche hinter dem Brunnen flogen große Leuchtkäfer auf und glühten zwischen den Schlingpflanzen, welche in den Zackenbogen der Arkaden emporrankten. In Camoëns' Seele wachte die Erinnerung auf, wie oft er in wüster Ferne von einem Hafen geträumt hatte, dem ähnlich, der ihn hier schützend umfing. Er erwiderte den Handdruck Barretos und bot dann wieder, ohne einen Laut, sein Gesicht der Kühlung und den leise sprühenden Tropfen, die bis zu ihrem Sitze drangen. Als sich der Hausherr nach länger als einer Stunde erhob, um sein Gemach aufzusuchen, standen die Weinbecher der Freunde beinahe noch unberührt. Doch leerte Camoëns den seinen mit einem herzlich klingenden Worte auf das Wohl Barretos, dieser gab ihm das Wort zurück, und wider

ihre sonstige Gewohnheit schieden Wirt und Gast mit einer Umarmung.

Hinter dem Fenster von Barretos Schlafgemach erlosch bald, nachdem der Gutsherr die Türe desselben hinter sich zugezogen, das Licht. Anders war es bei Camoëns. Er hatte die bronzene Lampe mit drei Flammen, die mitten auf dem Tische seines geräumigen Zimmers stand, gleich bei seinem Eintritt weiter zurückgeschoben, auch die Handschrift seines Gedichts rückte er hinweg und schlug den großen Prachtband von Dantes Göttlicher Komödie auf, welchen er aus Barretos kleinem Bücherschatze mit auf sein Zimmer genommen hatte. Er spürte einen dunkeln Trieb zu lesen und traf im Blättern den furchtbaren achtzehnten Gesang der Hölle, der die Strafe der Schmeichler im Höllenpfuhl schildert. Dabei ließ er die Tür, die nach dem Bogengang und dem Hof führte, offen, und mehr als einmal erklang sein Tritt zwischen der Schwelle seines Gemachs und dem Brunnen. Immer aufs neue kehrte er zu den strafenden Terzinen des Florentiners zurück, und immer wieder sprach er vor sich hin: „Die Drohung gilt mir nicht, trifft mich nicht. Ich schmeichle dem König nicht um Ehre oder Lohn, ich bestärke ihn nur in seinem festgefaßten Vorsatz, die Straße zu ziehen, die seine und unsre Väter gezogen sind. Ich mahne ihn nicht ab, weil sein Bleiben Unheil und unsagbares Leid für die eine bringt, die ich bewahren und schirmen muß. Ich begehre nichts für mich, ich will Manuel und mir selbst schwören, Catarina nach der Abreise des Königs nicht zu sehen. Nicht doch, nicht doch! was hätte es für Sinn, wenn der König in Afrika weilte und sie inzwischen sehnsüchtig unbewußt der Rückkehr des Siegers harrte? Gesteh dir's ein, Camoëns, daß du heimlich noch hoffst! Und wäre es

denn Sünde, daß ich noch einmal einen tiefen, labenden Zug vom goldensten Lebenswein tun möchte, ehe die große Nacht kommt?" Er ging hinaus und kehrte ins Gemach zurück, die Nacht draußen war mild und klar, so oft er unter den Arkaden nach dem gestirnten Himmel aufsah, innen aber dünkte sie ihm jederzeit wieder schwül, wolkenschwer und sternenlos. Jedes Wort, das Barreto zu ihm gesprochen, jede düstere Miene, die er ihm gezeigt hatte, lebten dem einsam mit sich Ringenden neu auf, der rastlose Gedanke an Catarina und ihr künftiges Schicksal stritt wider Barretos Mahnungen und wider die eignen Zweifel.

Selbst als er sich endlich auf sein Lager geworfen hatte, blieb er lange wach und sah das erste Grau der Dämmerung durch Fenster und Türspalte hereinscheinen. Dann war es ihm, als hörte er Tritte auf den bunten Steinen vor seiner Tür, leichte, zagende und schwere, seltsam gedämpfte Tritte dicht nebeneinander. Wie er auffuhr, war alles still und er selbst endlich so matt, daß er sich jetzt nicht erhob. Und danach träumte er sicher, denn mit einem Male sah er die Halle draußen vom Frühlicht rosig erhellt und ein bekanntes Gesicht, Jayme Leiras aus Otaz' Herberge in Cintra, schaute verstohlen in sein Gemach herein und zu ihm hinüber.

Auch Barreto hatte noch lange des Freundes und seiner unseligen Huldigung an König Sebastian gedacht, zu welcher den Verblendeten die geheime Leidenschaft trieb. Doch war der Gutsherr dann nach seiner kräftigen Gewohnheit tief entschlummert und lag traumlos auf dem breiten Polsterbette mit seinen farbigen Decken. Auch bei ihm stahl sich der Morgenstrahl, der in die Arkaden drang, durchs Fenster, er ward es ebensowenig inne, wie daß

die Tür seines Gemaches leise und zögernd geöffnet wurde. Ruhig atmend, den Kopf auf die kräftige Hand gestützt, das männliche Gesicht vom ersten Frühlicht beschienen, schlief Manuel Barreto und merkte es nicht, daß ein Schatten zwischen ihn und die Helle glitt, eine verschleierte Gestalt sich dem Fußende seines Lagers näherte, mit gefalteten Händen einige Augenblicke stehen blieb und dann mit wundersamer Leichtigkeit, die herabhängenden Decken unhörbar zurechtlegend, sich zu seinen Füßen auf das Polster dieses Lagers hinstreckte. Den Schleier hatte die Erscheinung beim Eintritte emporgeschlagen, im blaßbraunlichen Gesichte glänzten die großen braunen Augen, aus denen stille Ergebung, ängstliche Sorge und ein Fieber der Spannung zugleich sprachen. Es war Esmah Catarina, die in dunkler Hülle, den schönen Kopf in scheuer Erwartung gehoben, jetzt zu Füßen des schlummernden Hausherrn lag und, aufs neue die Hände faltend, allen Segen des Himmels auf das Haupt des Mannes herabzurufen schien, der hier vor ihr ruhte.

War es die Zeit von Manuels Erwachen, hatte Esmah, als sie sich halb emporzurichten suchte, doch mit ihrem Frauengewande gerauscht — Barreto schlug plötzlich und mit einem Male voll und klar die Augen auf. Er fuhr empor und ließ sein Haupt wieder auf das Kissen sinken, als müsse es eine Traumgestalt sein, die er vor sich sah, einen Augenblick später wußte er, daß die Gegenwart der jungen Maurin unbegreifliche, aber holde, warmatmende Wirklichkeit sei. Über sein kräftiges Gesicht hin erglühend, zog der stattliche Mann unter seinen Decken die Füße unmerklich höher, an die sich Esmahs schlanker Leib angeschmiegt hatte. Sie erhob, sowie sie seines Erwachens gewiß war, die Hände bittend gegen ihn, und

ihre Lippen bewegten sich, ohne daß ein Laut hervorkam. Er aber rief: „Esmah — Esmah Catarina! Um Gott und der heiligen Jungfrau, wie bist du hierher gelangt, wer hat dich hierhergeführt?“

Sie kreuzte in ihrer alten Weise die Arme über der Brust und sagte in dem gebrochenen Portugiesisch, das sie inzwischen erlernt hatte: „Jayme Leiras, Herr, hat mich hierher geleitet. Die Herzogin kann mich im Palaste nicht länger schützen, gestern wurden ich und Gräfin Catarina vor einem Stummen des Emirs, der sich in den Palast eingeschlichen, nur eben noch gerettet. Die Herzogin übergibt mich deinem Schutze, Herr! Ich aber komme zu dir, wie Ruth zu Boas kam, du wirst tun, was dir gefällt!“

Von einem nie gekannten, halb bangenden, halb glückseligen Schauer ergriffen, sah Senhor Manuel die zarte, jugendliche Gestalt zu seinen Füßen, sah ihr Gesicht, ihre strahlenden Augen mit rührender Bitte auf die seinen gerichtet, er suchte nur zu verhindern, daß Esmah seine Füße umklammerte. Ihr Ausruf wie Ruth zu Boas! und der Strahl ihrer Augen wirkten auf ihn wie Lenzhauch und berauschender Wein, er faßte Esmahs zu ihm emporgestreckte Hände und sagte: „Mein Schutz ist dir gewiß, Esmah! Du sagst, daß du zu mir kommst wie Ruth zu Boas, ich verstehe es nicht, Kind, was du damit meinst. Willst du meine Tochter, willst du mein Weib sein? — du selbst mußt in dieser ersten Stunde entscheiden, und wie du entscheidest, wird es gehalten werden im Angesicht Gottes und der allerheiligsten Jungfrau.“

Dabei ging doch ein Zittern durch den Leib des Fragers, seine Augen, in denen ein Hoffnungsglanz war, hingen an den Lippen des Mädchens. Esmah neigte das

Haupt noch einmal auf ihre heimische Art, dann flüsterte sie: „Dir allein vertraue ich, Herr, dir aber ganz! Deine Tochter würde ich sein, wenn du es befiehlst, dein Weib, wenn du es willst!“

Schamvoll und vom süßesten Liebreiz umflossen, saß sie in ergebener Haltung vor ihm — ihre erste Bewegung war gewesen, ihr Gesicht wieder vor den Augen des entzückten Mannes zu verhüllen, zu dem sie dies gesprochen. Dann besann sie sich, daß der, dem sie sich zum Kinde oder zum Weibe gegeben hatte, selbst unter ihrem Volke ein Recht habe, sie unverhüllt zu schauen. Und so schlug sie nur die Augen nieder und heftete sie auf den Teppich zu Füßen des Lagers. Manuel Barreto aber, der in diesem Augenblicke draußen Schritte vernahm, zog unbekümmert um alles den Kopf Esmahs an seine mächtige Brust und rief ihr ins Ohr: „So sollst du sein, was mir das beste Recht gibt, dich zu schützen — mein Weib, Esmah! und alle meine Jahre mögen ein Dank für diese gesegnete Stunde werden!“

Esmah schmiegte sich willig in die Arme des beglückten Mannes, ihr Gesicht schaute zu dem seinen empor, und sie bot ihm ihre Lippen. Selbstvergessen küßte er sie, doch schon im nächsten Augenblick faßte er sich, und da die Schritte unter den Arkaden wieder in die Nähe seiner Tür kamen, fragte er mit starker Stimme: „Bist du es, Jayme Leiras?“ Und als die Stimme des ehemaligen Matrosen von draußen erklang: „Zu Euerm Befehl, Senhor!“ so rief Barreto aufs neue: „Öffne die Tür und nimm Donna Esmah Catarina noch einige Minuten in deine Obhut, Jayme.“ Er ließ das erglühende Mädchen dabei aus seinen Armen und hüllte sich bis an die Schultern in die Decke, die vorhin herabgeglitten war.

Esmah saß wieder zu seinen Füßen und erhob sich, als die Tür aufging und mit der vollen Morgenhelle Jayme Leiras' ehrliches Seemannsgesicht in das große Gemach hereinschaute. Aus ihren und seinen Augen las der Wackere, was hier vorgegangen sei, er unterdrückte jedoch den jauchzenden Ton, der aus seiner Brust emporstieg, und lauschte nur den Weisungen des Hausherrn, der mit jugendlicher Lebendigkeit und hellem Klang in der Stimme sagte: „Du hast Esmah zu mir geleitet, Jayme, und mein Dank dafür soll dir nicht ausstehen. Damit er voll werde, nimm dich ihrer jetzt noch einige Augenblicke an, zeige ihr meinen Hof und meinen Brunnen im Tageslichte. Ich bin in kurzem bei euch, ich werde dir selbst die Tür zu deinen Gemächern erschließen, Esmah."

Jayme Leiras begriff, daß Manuel Barreto sich vom Lager zu erheben wünschte. Er beeilte sich, Esmah, die schon der Schwelle zuging, nachzufolgen, und geleitete die erstaunt um sich blickende in den Hof hinaus, über dem jetzt das erste Frühroth sichtbar ward. Die Maurin prüfte Mauern, Zinnen, Säulen und Bogen, das Marmorbecken und die Delphinköpfe des Brunnens — alles gemahnte sie wunderbar an die Heimat, die so fern und nun so unwiderruflich hinter ihr lag. Ehe sie noch dazu gelangte, eine Frage an Jayme zu richten, stand Manuel Barreto vor ihnen. Er mußte sich in stürmischer Eile angekleidet und dennoch Zeit gefunden haben, sein schlichtes Alltagsgewand mit einem festtäglichen von braunem brabantischen Sammet zu vertauschen. Er rief schon unter den Arkaden Esmah entgegen: „Ein rosiger Morgen, mich dünkt, der rosigste, den ich je erlebt habe! Jayme Leiras, es soll dir wahrlich zugute kommen, daß du die Herrin von Almocegema zuerst an ihren Brunnen geleitet hast. Schöpfe

mit der Hand aus dem Strudel, Esmah, und trinke von dem Wasser, damit du heimisch hier wirst! Du aber, Jayme, springe nach dem Vorderhause, rufe Joao herzu, sage ihm kurz, wen du von Cintra hierher gebracht hast, und bedeute ihm, die flinksten und anstelligsten Dirnen, die im Hofe sind, zum Dienste der Herrin hierherzusenden. Was ihr von Gepäck mitgebracht habt, mag Joao dort hinüber schaffen lassen.“ Er wies dabei auf die östlich vom Brunnen gelegenen Fenster und Türen; Jayme Leiras nickte zum Zeichen seines Gehorsams und entfernte sich augenblicklich nach dem Saale neben Senhor Manuels Zimmer, der als Durchgang von dem Innenhause und Hofe nach dem Vordergebäude betrachtet wurde und ihm wie das ganze Haus Almocegema wohlbekannt war. Sowie er verschwand, ergriff Barreto die Hand des Mädchens und geleitete Esmah über den Hof hinweg unter jenen Teil der Arkaden, der vor den verschlossenen Zimmern lag. Auf seinem Gesichte war ein innerer Kampf wahrnehmbar, während er eine verschlossene Tür öffnete und sie und die Bogenfenster aufstieß, die sich rechts und links von der Tür befanden. Ein großes Gemach mit Nebenräumen im Hintergrunde, an denen nur die schließenden Teppiche fehlten, tat sich vor den Augen Esmahs auf, mit dem ersten Blick nahm sie wahr, daß diese halbleeren Zimmer von größerer Pracht waren, als der Raum, welchen sie diesen Morgen betreten hatte. Sie wollte die Schwelle überschreiten, als Barreto sie noch einmal zurückhielt und mit plötzlichem Ernste sagte: „Esmah — ich habe dich als Herrin dieses Hauses begrüßt, und das sollst du sein, wie du über diese Schwelle schreitest, so — oder so! Aber ich habe vielleicht Unrecht getan, als ich vorhin so hastig nach der kostbaren Gabe griff, die du mir ins Haus

trugst! Du bist gegen mich ein Kind, Esmah, ich muß dich fragen — so schwer es mir fällt — ob du morgen und an allen folgenden Tagen wieder tun und sagen würdest, was du vorhin getan und gesagt hast? Noch einmal, Kind — mein Schutz, so weit er reicht, ist dir gewiß — und" —

Esmah ließ ihn nicht aussprechen. Sie hatte mit ihren großen braunen Augen um sich gesehen, ob der Hof und der Bogengang noch so einsam sei wie zuvor, jetzt lehnte sie ihr Haupt an Barretos Schulter und umschlang mit ihren Armen den Nacken des Mannes. „Esmah weiß, was sie tut, Herr!" flüsterte sie. „Als mir gestern die Herzogin sagte, daß ich hinweg müsse, Schutz bei dir zu suchen, dachte ich, daß du kein Weib hättest, Herr, und daß du Esmah vielleicht nicht verschmähen würdest. Schon als Gräfin Catarina vor kurzem mit mir die Geschichte der Ruth las, wußte ich, wem ich vertrauen müßte, wie die Moabitin dem Boas!"

Es war ein frohes Erbeben, mit welchem Barreto die schöne jugendliche Gestalt aufs neue in seine Arme schloß. Er hob sie über die Schwelle und flüsterte ihr zu: „Das sind fortan deine Gemächer, Esmah."

„Und die deinen, Herr!" versetzte sie erglühend. Er folgte ihr gleichwohl nicht, sondern rief der in das Gemach Hineineilenden nach: „Nicht früher, Esmah, als bis wir vor dem Altar gestanden haben, und das soll geschehen, sobald du selbst es willst!"

Esmah neigte mit einem reizenden ergebenen Lächeln ihren Kopf, sie besann sich offenbar einmal wieder, daß sie hier nicht in ihrer Wüstenheimat, und daß sie eine Christin sei. Barreto aber hörte jetzt herankommende eilige Schritte, aus der Tür des Saales traten nacheinander Jayme und

Joao, die alte Schaffnerin und zwei, drei junge Dorfmädchen. Jayme schleppte sich mit dem wohlverschnürten Ballen, der Esmahs Kleider und kleine Habseligkeiten enthielt, der Hausmeister hatte keine Zeit und Geduld, dem Wackern dabei zu helfen, denn er stürmte auf seinen Herrn los: „Ist es wahr, Senhor, was der alte Seewolf berichtet?“ Und er prallte zurück, als er Esmahs auf der Schwelle der zum ersten Male geöffneten Frauengemächer ansichtig ward. Der Gutsherr deutete auf das schöne Mädchen und rief laut: „Jayme fabelt nicht, Joao, hier steht die Herrin von Almocegema, der ihr Treue geloben und halten werdet! Heran, ihr Mädchen, dient Esmah gut, helft ihr die Gemächer wohnlich zu machen und sich selbst nach der durchwachten Nacht umzukleiden und zu erquicken! Bleib hier zurück, Joao, du, Schaffnerin, trage mit den Mädchen dort das Gepäck in Esmahs Zimmer. Halte dich zu mir, Joao, sie ist nicht daran gewöhnt, daß ein Mann ihr Gemach betritt! Sorge, daß ein gutes Frühmahl unter König Diniz' Platane aufgetragen wird, ich will inzwischen Luis Camoëns wecken, der vor allem wissen muß, welches Wunder sich hier begeben hat!“

Der Hausherr drängte die alte Schaffnerin und die dienenden Mädchen sich rasch zu Esmah hineinzubegeben und Tür und Fenster der Frauengemächer wiederum zu schließen. In den übervollen Becher seines wundergleichen Glückes fiel in dem Augenblicke, wo er Camoëns' Namen nannte, ein bitterer Tropfen — er hatte im Entzücken der letzten Stunde den Freund vergessen — und jetzt durchschauerte ihn die Gewißheit, daß dieser seinen Jubel nicht teilen könne und werde. Er winkte, ehe sich die Tür hinter Esmah schloß, der Lieblichen noch einmal zu, dann ging er mit eilenden Schritten, an denen gleich-

wohl das Gewicht einer plötzlichen schweren Sorge hing, über den Brunnenhof hinweg, um entschlossen an Camoëns' Tür zu pochen. Er hatte nicht mehr nötig, den Gast erst aufzustören; als er die Augen erhob, nahm er wahr, daß Camoëns wach und angekleidet unter dem Bogen seiner Tür stand und ihm mit gespannter und erstaunter Miene entgegensah. Manuel konnte nicht erraten, wie viel der Freund von den Vorgängen dieses Morgens bereits gesehen und verstanden habe, mit versagendem Atem rief er ihm zu: „Unser Schützling ist hier, Esmah, die Maurin!" Luis Camoëns' Auge richtete sich fest, allzufest, wie es Manuel bedünken wollte, auf seine Züge und Lippen, und mit einiger Verwirrung fügte der Gutsherr hinzu: „Mulei Mohammed hat, scheint es, einen Anfall auf Esmah machen lassen, sie ist glücklich bewahrt geblieben. Die Herzogin von Braganza aber hat den Mut verloren, und hat sie hierher entsendet, wo sie das Mädchen für besser geborgen hält. Sie hat recht — ich werde — wir werden sie gegen alle Mohrenprinzen von Afrika zu schützen wissen!"

„Manuel, gewiß, wir schützen Esmah hier," entgegnete Camoëns mit einem seltsamen Ausdruck und Ton, welche Barretos Behagen nicht erhöhten. „Aber wer schützt drüben in Cintra und später in Lissabon Gräfin Catarina? Fühlt Ihr auch jetzt nicht, Manuel, daß der Emir aus Portugal hinweg muß, was es auch kosten möge?"

„Ich fürchte ihn nicht!" rief der Fidalgo, der zu sehr von seinem eignen Geschicke bewegt war, um dem Gedankengange des Freundes völlig folgen zu können. „Dach und Mauern von Almocegema sollen sich wider die Heiden fester erweisen, als einst für sie! Und da mir Esmah das Recht gibt, Tag und Nacht an ihrer Seite zu sein — doch Ihr wißt ja nicht, was geschehen ist! Ihr habt nichts

Schöneres, Holderes in all Euern Gedichten ersonnen! Esmah hat auf ihrer einsamen Flucht ihr künftiges Leben bedacht und — will mein Weib werden, Luis! Faßt Ihr's ganz, Freund — fühlt Ihr's, daß mir zumute ist wie einem, der Jahre lang unter einem Baume gelegen hat, der ihm immer nur Schatten und wiederum Schatten gespendet? Und eines Morgens erwacht er und über ihm schimmert der Baum in Blüten, die Düfte umwehen ihn und die Blüten fallen auf ihn herab, dem Träumer ins Gesicht! Wißt Ihr, welch ein Leben uns hier aufgehen wird?"

„Uns?" fragte Camoëns, und abermals war ein seltsamer Glanz in dem Auge des Dichters, den sich Manuel Barreto nicht zu deuten wußte. „Mir, wolltet Ihr sagen! Erfahrt Ihr es jetzt selbst, wie wenig wir Herren unsers Schicksals sind? Noch gestern Abend spracht Ihr, daß wir beide das Leben nicht neu beginnen könnten, und heute hebt Ihr ein Leben, von dem Ihr Euch nichts träumen ließt, mit frischem Mute an. Wer weiß, vielleicht trägt auch mir der dürre Baum, der mir nicht einmal Schatten gegeben, Laub und alle Blütenpracht zugleich!"

Barreto stand erschrocken, nicht vor den Worten, aber vor dem gepreßten Klange derselben, der nur zu sehr verriet, daß die Ruhe, die der Dichter äußerlich zeigte, in seiner Seele nicht vorhanden war. Herzlich faßte Manuel beide Hände des Freundes und sagte: „Bei allen Heiligen, ich würde Euch gönnen, Euch vor tausenden und wahrlich fast lieber als mir, daß die Blüten auf Euer Haupt herabgesunken wären! Doch vergeßt nicht, Luis, daß sie mir wunschlos und sturmlos, wie ein rechtes Gottesgeschenk geworden sind, daß ich, wenn Esmah nicht selbst begehrte, mein Weib zu sein, sie wie eine Tochter halten und ehren

würde! Wenn Ihr es vermögt, tragt mir keinen Schatten in den hellsten Tag meines Lebens, und vor allem geht hinüber, Esmah zu begrüßen, wenn sie aus ihren Gemächern wieder hervortritt."

„Was wußte sie von ihr — von Catarina Palmeirim zu berichten?" fragte Camoëns dem Gastfreunde folgend und brachte ihm zum Bewußtsein, daß er im seligen Taumel der vergangenen Stunde danach nicht gefragt habe. Doch hielt Barreto den forschenden Blick des Freundes tapfer aus und sagte: „Esmah mag Euch selbst erzählen, was sie von der Gräfin weiß. Catarina ist im Schutze der Herzogin und des Königs und hat meine künftige Herrin zu ihrem Schritte ermutigt."

„Im Schutze des Königs!" sagte Camoëns leise vor sich hin — Barreto hörte es gleichwohl und zürnte sich einen Augenblick ernstlich, daß ihn das Glück so unbedachtsam mache. Doch eben kam Joao und lachte über sein ganzes Gesicht und sprach Camoëns an: „Was sagt Ihr, Senhor, daß dies alte Haus nun doch noch eine junge Herrin erhält? Das Frühmahl unter König Diniz' Baum ist gerüstet und alles bereit. Herr, wenn nur das Glück nicht wie der Goldvogel ist, der auffliegt, sobald man ihn laut anruft!"

„Ich denke nicht, Joao; was gut begonnen ward, muß guten Bestand haben!" erwiderte der Gutsherr, während sein Blick mit geheimer Sorge immer wieder auf den Zügen seines Gastfreundes ruhte. „Laßt uns nicht zögern, Luis, wir können Esmah einen Gruß von außen in ihre Gemächer rufen und ihr sagen, daß wir sie unter der Platane erwarten."

Camoëns, der fühlte, daß er unfreundschaftlich an Barreto handle, zwang sich zu einem Lächeln: „Hoffentlich

läßt uns die Schöne noch so viel Zeit, daß Ihr berichten könnt, wie Ihr aus dem zufriedenen Einsiedler von Almocegema plötzlich zum Bräutigam geworden seid."

„Die Geschichte ist kurz," flüsterte Barreto vertraulich, und auf seinem Gesichte lag ein so heller Schein der Glückseligkeit, daß Camoëns ihm unwillkürlich teilnehmender lauschte. „Alles, was ich Euch zu sagen vermöchte, könnt Ihr im Buche Ruth der heiligen Schrift lesen. Sie kam bei Nacht, lagerte sich zu seinen Füßen und verhieß dem erstaunt Erwachenden sein Weib zu sein. Wie ich's verdient habe, weiß ich nicht; daß ich's ihr lohnen will, wenn Gott mir hilft, brauche ich Euch nicht zu beteuern! Ich hoffe so lange zu leben, um sie schützen und leiten zu können, bis sie ganz in unsere Welt hineinwächst. Wollt Ihr etwas für mich tun, so redet in ihrer Sprache mit ihr und sucht zu erfahren, womit ich ihr kindliches Vertrauen erworben habe."

Beide Freunde standen jetzt vor der Türe, hinter der sie die Stimmen Esmahs und ihrer neuen Dienerinnen hörten und unterschieden. Barreto pochte bescheiden an und rief: „Senhor Luis Camoëns, dein Pate, ist mit mir hier, Esmah, er möchte dir seinen Morgengruß entbieten. Sobald du fertig bist, laß dich von Teresita, die den Weg kennt, zum Garten und zu dem Baume geleiten, wo wir deiner warten wollen. Du mußt hungrig sein, Kind, nach dem weiten nächtigen Wege — das Frühmahl steht für dich und uns bereit."

„Ich werde deinem Gebote folgen, Herr!" klang es von innen. „Soll ich wirklich mit dir und deinem Freunde am Tische sitzen?"

„Gewiß, Esmah, du wirst es oft müssen, wenn du eine portugiesische Edelfrau werden willst," lachte der

Fidalgo, und Camoëns sah, wie ein Ausdruck glücklichen Übermutes sein Gesicht verjüngte. „Auch darfst du nicht Herr zu mir sagen, du wirst dich gewöhnen müssen, meinen Namen Manuel zu gebrauchen, Esmah Catarina!"

Esmah öffnete zum Zeichen ihres Gehorsams ein Fenster ihres Gemachs, sie hatte ihr dunkles Reisegewand mit einem weißen, rotgesäumten vertauscht. Ihr schönes Haar war von einem goldnen Netze gefesselt, Stirn und Augen hatte sie nach alter Gewohnheit gesenkt, aber erhob sie frei, sobald Camoëns' Anruf ihr Ohr traf.

„Ich grüße dich dreifach, Esmah!" sagte der Dichter auf Arabisch. „Als meine Schutzbefohlene, als Braut meines glücklichen Freundes, als Freundin der edeln jungen Dame, welche dir zu deinem Namen den ihren gegeben hat. Ich hoffe, du kannst mir Gutes von Gräfin Catarina erzählen, mir sagen, daß sie gesund und glücklich sei, wie sie es verdient."

„Ich kann dir nicht ganz sagen, was dein Herz wünscht, Herr!" erwiderte das Mädchen schlicht. „Gräfin Catarina, die der Allmächtige segnen wolle zu jeder Stunde, ist nicht krank — aber sie ist immer ruhelos und oft traurig — sie kann nicht glücklich sein. Sie weint nicht, aber sie starrt viele Stunden schweigsam vor sich hin und verbringt mehr Tage im Gebet, als Glückliche tun."

Manuel Barreto sah die Schatten auf Camoëns' Stirn, die er so gut kannte, er erriet, wovon gesprochen werde, und suchte die Unterredung rascher zu endigen. „Kommt, kommt, wir haben drüben auf dem Walle Zeit, dies und noch viel mehr zu besprechen. Esmah bedarf sicher noch einer Viertelstunde für sich und wird uns alsbald nachfolgen!" So aufgemahnt, vermochte Camoëns

nicht mehr zu zögern und begleitete Barreto durch das vordere Haus und den Garten nach dem begrünten Wall über der Düne. Die Freunde betraten diesen, als eben die Sonne voll über dem Meere zu erglänzen begann. Die Nacht war windstill gewesen, die unabsehbare Flut netzte, leicht bewegt, den Strand, und der Schaum auf den Kämmen der Wogen zerstiebte heute rascher, flüchtiger als sonst. Hinter ihnen im Osten lagen noch rot angeglühte Wolken auf den Bergzügen, der weite lichtblaue Horizont über der See verhieß einen hellen Herbsttag, wie ihn der Gutsherr gestern abend prophezeit hatte. Manuel Barreto schaute mit Augen über den Wall, die Düne, die Flut hinweg, als ob er dieses Anblickes zum ersten Male froh werde, Camoëns fühlte nach, was ihn in diesem Augenblicke bewegen mußte. So dumpf und verworren ihm selbst zumute war, widerstand er der warmen Regung nicht, die ihn antrieb, Manuel in die Arme zu schließen und ihm zu sagen: „Nehmt diesen Morgen als eine gewisse Verheißung! Das neue Leben und das Glück, die Euch aufgehen, werden so beständig sein, als irgend ein irdisches ist."

Barreto nickte ihm dankend zu und sah wieder mit glänzenden Augen über den schimmernden Flutspiegel hin. „Seltsam ist's," entgegnete er, „ich darf so wenig sagen, daß ich dies Glück ersehnt, als daß ich es verdient habe. Und doch ist mir jetzt, als hätte es kommen müssen, als fülle der Wundervogel mit den goldnen Schwingen das Nest nur aus, das ich ihm längst bereitet."

In Camoëns' Brust fanden die träumerischen Worte des älteren Freundes einen Widerhall, den Barreto nicht wecken wollte, noch ahnte. Camoëns rief es nicht laut, aber in ihm klang es unablässig: „Und ich — ich habe

dies Glück ersehnt mit jeder Kraft meiner Seele, jedem Tropfen meines Bluts — warum sollte es mir nicht zuteil werden?" Deutlicher als die Morgenglocken, welche jetzt aus den Tälern von Ponedo und Collares in die Stille hier hereintönten, vernahm Camoëns diese innere Stimme, sie schwieg auch nicht, als Esmah in lieblicher Verschämtheit unter der Platane erschien und mit glücklich erstauntem Gesicht um sich und in die schimmernde, bewegte Ferne hinaussah. Als dann König Diniz' Baum sein Laubdach über sie wölbte, der Glockenklang und das gleichmäßige Rauschen des Meeres zu den Bänken herdrang, auf denen sich Barreto neben Esmah und Camoëns beiden gegenüber niederließen, stillte sich seine innere wilde Erregung auf Minuten, er vermochte es, dem verlobten Paar ruhigen Anteil zu zeigen. Er selbst riet Barreto die Trauung nicht um einen Tag zu verzögern, da er doch an eine laute, rauschende Hochzeit nicht denken, und Esmah als Gemahlin eines angesehenen portugiesischen Edelmannes in größerer Sicherheit sein werde. Senhor Manuel sah fragend auf Esmah, diese aber flüsterte ihm zu, daß sein Wunsch und Wille auch der ihre sei. So sagte denn der Gutsherr mit beglücktem Blick auf Esmah, mit dankbarem auf Camoëns: „Ihr habt recht, und alles fügt sich glücklich. Pater Henriques, der Esmah die Taufe erteilt hat, ist nach dem Tode Dom Antonios, des Marschalls, auf seine Pfarre in Collares zurückgekehrt, er wird nicht zögern, uns zu trauen. Wir brauchen keine Zeugen — Ihr werdet der einzige sein, Luis, und da es sonst keiner Vorbereitungen bedarf, so reite ich gleich jetzt zu dem guten Priester hinüber, und ehe die Sonne dort ins Meer niedergeht, können wir verbunden sein."

Er legte — zum ersten Male in Camoëns' Gegen-

wart und auch jetzt nur auf einen flüchtigen Augenblick — den Arm um Esmahs schlanken Leib. Camoëns brachte noch einen Scherz über die Lippen: „Ihr seht, Manuel, bei Euch trifft das spanische Sprichwort zu: ‚Wem Gott den Weg bahnen will, dem schiebt er selbst die Kiesel beiseite.‘ Wie in Voraussicht des heutigen Tages seid Ihr bei Esmahs Taufe verhindert worden, ihr Pate zu sein — jetzt würde es Euch Aufschub verursachen, wenn Ihr den Dispens des Bischofs bedürftet.“

Schon die leicht hingeworfenen Worte waren ihm schwer geworden, das helle, fröhliche Lachen seines alten Gefährten berührte ihn fast schmerzlich. Er beherrschte seine Mienen und seine Lippen, wie kaum jemals zuvor, kein Mißlaut sollte den Glücklichen diese Stunde stören. Doch fühlte er wohl, daß er nicht lange solchen Zwang wider sich selbst zu üben vermöge. Als der Tag höher stieg und Barreto sich anschickte, Esmah in ihre Zimmer zurück zu geleiten und selbst den Ritt zum Pfarrer von Collares anzutreten, atmete Camoëns aus der Tiefe seiner Brust auf, nie war ihm das Alleinsein nötiger gewesen als jetzt. Er hatte, während des Frühmahls und mitten zwischen den Zukunftsplänen der Verlobten, immer aufs neue nach Catarina Palmeirims Leben geforscht und mehr vernommen, als die erzählende Esmah wußte und als er an Barreto verriet. Er hatte, so oft er von den Beiden hinwegblickte, das Gesicht Catarinas, das Gesicht mit dem süßen, schwermütigen Ausdruck, bittend vor sich gesehen. So schien es ihm wie eine Erlösung, daß er jetzt mit sich selbst und dem Sturme in seinem Innern unter der Platane zurückblieb. Ritterlich küßte er Esmahs Hand und stammelte einen Glückwunsch, bei dem sie dankbar und doch befremdet zu ihm aufsah, so stürmisch umarmte

er den weggehenden Freund, daß es diesem zu andrer Stunde wohl aufgefallen wäre. Unverwandt blickte er den beiden durch den Garten und bis an den Eingang des Hauses nach, dann aber wandte er sich schnell von den verschwindenden, aneinandergelehnten Gestalten ab und sagte vor sich hin: „Sie tun recht, sie greifen nach dem Glücke, das ihnen wie eine reife Frucht vom Baume fällt. Das Wüstenkind, die neue Ruth hat für sich — der Himmel weiß es — das gute Teil erwählt. Barreto folgt seinem klaren Gestirn, was zögere ich, dem meinigen zu folgen? Was habe ich seit Monden getan, um Catarina auch nur wissen zu lassen, daß ich in der Welt sei? Ich muß zuvor frei werden, muß von hier hinweg! Was es auch koste, wie es auch ende, ich will neben ihr stehen, sie soll mich nicht vermissen, wenn die Stunde kommt, da sie meiner bedarf, wie Esmah heute Manuels!"

Camoëns sah noch einmal auf das Meer hinaus, doch andre Bilder standen vor seinem Auge, als die leise an die Dünen anschlagende Flut und die bunten Fischersegel beim Turme von Calhao de Corvo. Jede Sehnsucht, jeden heißen Wunsch des unbeglückten Mannes hatte das Erlebnis dieses Morgens in ihm emporgestürmt. Er wollte selbst die nächste Stunde nicht mehr verlieren, ging an den Steintisch unter dem Platanenbaum zurück, riß ein Blatt aus der Schreibtafel, die er mit sich trug, und schrieb mit fliegendem Griffel die Zeilen an den Herrn dieses Hauses, die dieser in Camoëns' seitherigem Gemach vorfinden sollte, wenn er von Collares zurückkäme, zu einer Stunde, in welcher der Dichter Almocegema längst verlassen haben wollte:

„Habt tausend Dank, Manuel Barreto, für alles, was Ihr mir waret und sein wolltet. Mich treibt es

hinweg, nach Lissabon, nach Cintra, zurück an den Hof, in die Nähe der einen, die meiner sicher mehr bedarf, als Ihr in Euerm jungen Glücke. Catarina will ich opfern, was ich vermag, und nichts ausnehmen, selbst Eure Freundschaft nicht, Manuel. Der König und sein heidnischer Bundesgenosse müssen hinweg, und das Wenige, was ich dazu beizutragen vermag, will ich keinen Tag mehr unterlassen. Der Ausgang wird ein Gottesgericht sein, dem ich mich willig und nicht ohne gläubige Hoffnung unterwerfe! Könnt Ihr mir das Gefühl erhalten, das Euch seither für mich beseelte, so wird es mir eine Erquickung in den schwülen Tagen sein, denen ich entgegengehe Euers Glückes in Esmahs Armen bin ich gewiß, und verlasse Euch voll froher Zuversicht, wenn auch nicht ohne den Schmerz der Trennung!"

Zehntes Kapitel.

Ein hochsommerlicher Sonnenuntergang tauchte den weiten Hafen von Lissabon, die angrenzenden Teile der Stadt und den königlichen Palast in funkelndes Licht und rote Glut. Die Masten und die halbgehißten Segel der großen Flotte, deren Schiffe in drei langen Reihen den Hafen fast erfüllten, schienen in Brand zu stehen, und Tausende von müßigen Zuschauern, die sich um und zwischen Tausende von Geschäftigen drängten, richteten ihre Augen nach den überglühten Mastspitzen, den rosig schimmernden Leinwandflächen, unter denen sich am Bord der dunkeln Schiffe ein wirres Getümmel bewegte. Die

Einschiffung des Heeres, mit dem König Sebastian nach Afrika segeln wollte, sollte morgen im Laufe des Tages erfolgen, doch schon heute fuhren Hunderte von Booten unablässig zwischen den steinernen Uferbrüstungen und den Schiffen hin und her, tausendstimmiges Geschrei erfüllte den Platz vor der Allerheiligenkirche und die abschüssigen Straßen, welche zum Hafen führten. Geschütze, Waffen, Zelte, Lebensmittel wurden mit tobendem Lärm zum Ufer gebracht, endlose Züge von zweirädrigen Karren, von Maultieren und Lasteseln teilten die am Hafen versammelten Massen. Von schwatzenden, rufenden und gebietenden Stimmen, von dem Rasseln der plumpen Räder, dem Wiehern der Tiere, dem Klatschen der Ruder und tausendfältigem Geräusch ward beinahe das Aveläuten auf den Türmen übertönt. Und selbst als endlich die Lärmenden und Geschäftigen die Mahnung vernahmen, tausend Häupter sich senkten, tausend Hände sich falteten, währte die Stille nur wenige Minuten; unmittelbar nach dem Gebet erhob sich aufs neue das Getöse, das vom Palast nach dem Hafen und vom Hafen nach dem Palast zurückzufluten schien. Auf allen Straßen, die aus dem Königsschloß zu überschauen waren, zogen noch kleine Trupps von wunderlich, ja schlecht gerüsteten Kriegern heran, Kronvasallen vom Minho und Douro, welche mit wenigen Dienern dem Aufruf Dom Sebastians Folge leisteten und sich dem Auge ihres Kriegsherrn zeigen wollten, bevor sie sich einschifften. Das Getümmel vor dem Schloßportal nach der Stadtseite war minder groß als das im Hafen; aber dichte Menschenmassen drängten sich auch hier und staunten die staubbedeckten Landjunker aus der Serra da Peneda und das Häuflein Licentiaten und Studenten von Coimbra an, die mit dem König ins Feld ziehen wollten.

So oft sich der König auf dem großen, vorspringenden Balkon des Palastes zeigte, schollen die Rufe der einziehenden Krieger und der Zuschauer zu ihm empor.

Dom Sebastian dankte dem brausenden Jubel, welcher von Zeit zu Zeit zu ihm aufstieg, immer nur durch karges Kopfnicken, durch Erheben seiner Hand gegen den rotglühenden Abendhimmel, eine Bewegung, die den Erregten ins Gedächtnis rufen sollte, daß Gott seinen Segen zu dem großen Vorhaben geben müsse. Der junge Herrscher zeigte sich in voller kriegerischer Rüstung, sein Gesicht aber sah schmal, bleich und überwacht aus, und die, welche ihm näher standen, nahmen auf seinen Wangen große, fieberisch gerötete Flecken und unterhalb der Augen dunkle Ringe wahr. In den blauen Augen war ein schwärmerisch erwartender Ausdruck, unmutig wandte sich der König ab, sobald einer seiner soldatischen Begleiter ihn auf die unzulängliche Rüstung der unten vorüberziehenden Freiwilligen aufmerksam machte, ja den Obersten der deutschen Knechte in portugiesischem Sold hatte vorhin ein zürnend ungnädiger Blick getroffen, als er eine Bemerkung über die verrosteten Spieße und Tartschen im Gefolge einiger braven Fidalgos nicht zu unterdrücken vermochte. Solange die Züge der ankömmenden Hilfsmannschaften währten, blickte der König in gespannter Aufmerksamkeit herab und schien sich an jedem Dutzend neuer Krieger zu erfreuen; so oft sich aber hinter den kleinen, bewaffneten Scharen die müßige, gaffende Menge zusammenschloß, richteten sich seine Augen sehnsüchtig über den Platz vor dem Palast hinaus und schienen die Häusermassen von Lissabon zu durchdringen und den Scharen entgegenzuschauen, die beim Abendlicht die letzten Kräfte aufboten, um die Hauptstadt noch vor dem Dunkelwerden zu erreichen.

Seitwärts von dem Balkon, auf dem der König verweilte, zog sich eine Folge von Gemächern, die wie alle Räume im Palaste an diesem Abend von Menschen erfüllt waren. Das große Zimmer, das dem Saale mit dem Balkon zunächst lag, diente Dom Joao, dem Prior von Belem, und einer Gruppe von seinen Vertrauten zum Aufenthalt. Aus den Fenstern des Gemaches übersah man den Platz mit den wogenden Volksmassen und erblickte gelegentlich das Gesicht des Königs im Profil, wenn er sich ein wenig über das Eisengeländer des Balkons vorneigte. Dom Joaos schwarze Augen funkelten in unverhohlener Befriedigung über alles, was er wahrnahm, um den hochmütigen Mund und die Nasenflügel zuckte ein Etwas, das er gern verborgen hätte und doch nicht mehr verbergen konnte. Neben ihm stand Pater Rafael, König Sebastians Beichtvater, der, in demütiger Haltung, den Worten des Priors lauschte und dabei einen gelegentlichen Hagelschauer von Vorwürfen über sich ergehen ließ: „Ihr habt Unrecht, Rafael, daß Ihr sagt, der Zuzug tröpfle zu langsam, und nachzählt, wie viel Hunderte von bewaffneten Dienern die Fidalgos mit sich führen! Nachdem der große Entschluß einmal gefaßt ist, kommt es nur darauf an, daß das wohl eingeleitete Unternehmen keine Verzögerung erleidet. Es ist genug, daß der König bis zur letzten Stunde seine Streitkräfte sich mehren sieht, daß die kriegerische Glut, in der er steht, sich nicht wieder abkühlt. Ihr seht den großen Zusammenhang der Dinge nicht! Nehmt ein Beispiel! Wäre es Euch nachgegangen, so hätte ich im letzten Herbst und um Weihnachten Fray Tellez für seine unbefugte Einmischung in des Königs Gewissensangelegenheiten hart gestraft und ihn aus der Reihe der königlichen Kapläne gestrichen. Jetzt sagt selbst,

wer mit dem König nach Afrika gehen sollte, da Ihr es nicht wollt und könnt! Fray Tellez Almeida ist der rechte Mann, den ich bis zur rechten Stunde aufbewahrt habe. Ihr würdet jetzt minder ruhig hier stehen und Euch für den Feldzug rüsten müssen, wenn ich Eurer zänkischen Laune gewillfahrt hätte!"

„Wäre es Gottes heiliger Wille gewesen, daß ich die Gefahren des Königs teilen sollte, so würde ich mich ihm zu fügen gewußt haben," versetzte Pater Rafael. In seiner Stimme war dabei ein Klang von Zaghaftigkeit, und er ließ alsbald die gefalteten Hände wieder auseinandergleiten. Dom Joao begnügte sich, den Gottergebnen mit einem Blicke zu messen, unter welchem die frommen Falten in Pater Rafaels Gesicht plötzlich schlaff wurden. Ohne ein Wort ließ ihn Dom Joao stehen und wandte sich dann Senhor Truëba, dem Kämmerling, entgegen, der aus der Tür zum großen Saale trat, aber wie der Staub auf seinem Wams und der Schweiß auf seiner Stirn verrieten, von unten und außen kam. Der Prior hatte ihn zum Hafen gesendet und schritt jetzt mit den Worten auf ihn zu: „Ihr bleibt lange aus, Senhor, und wußtet doch, daß wir jeden Augenblick zu Seiner Majestät gerufen werden können."

„Hochwürdigster Herr, es ist leichter von der Menschenflut nach dem Hafen hinab, ja ins Meer hineingespült zu werden, als, gegen sie ankämpfend, zurückzukommen!" entgegnete Truëba verdrießlich. „Versucht es, rascher wider den Strom zu schwimmen! Halb Lissabon drängt sich um den Hafen, und der Himmel weiß, wie viel tausend Landleute dazu! Die Einschiffung geht langsam von statten, die Anstalten scheinen vielfach ungeschickt, die Kreuzfahrer, welche nach Sonnenuntergang ankommen, werden wohl ihr

Nachtlager auf dem Straßenpflaster nehmen müssen. Ein Durcheinander, wie das am Hafen, habe ich noch nicht gesehen" —

„Und wie ist die Stimmung im Volke? Kriegerisch gehoben, siegesfreudig?"

„Nicht mehr, als an den Tagen zuvor, ja mich dünkt weniger!" antwortete Truëba. „Einzelne indische Krieger und die Bettelmönche von San Antonio allein prophezeien aller Orten den Triumph Portugals und des Königs. Die Menge lauscht müßig und stumpf und gafft verwundert drein, als wäre das Ganze ein Faschingszug! Die Bürger und Edelleute, so viel sich unter das Volk mischen, verhehlen ihre Befürchtungen schlecht, auf den Herzen der meisten liegt ein Druck. Wenn sie könnten, hielten sie den König noch heute, noch morgen zurück."

„Sie vermögen es zum Glück nicht!" sagte der Prior ruhig. „Die Regentschaft ist eingesetzt, die persönliche Ausrüstung des Königs vollendet, seine gläubige Zuversicht spottet jedes Hindernisses! Wehe dem, der jetzt noch einen Einspruch versuchen möchte."

„Man erzählt sich unten, daß eine Abordnung der Fidalgos und des Stadtrates von Lissabon beim König gewesen sei, ihn um Aufschub der Abfahrt und des Feldzuges zu bitten, und daß er ihnen zur Antwort erteilt habe, er werde sie seiner Zeit nach Marokko bescheiden und ihnen dort im kaiserlichen Palast erwidern, was ihnen gebühre. Ein paar Dutzend Schreier jauchzten dem tapfern Königsworte zu, die meisten blieben auch da stumm und schauten trübe und besorgt drein. Die alten Weiber, auch solche in Hosen, erzählen sich von düstern, unheilvollen Anzeichen, andre beten für den König und das Reich so inbrünstig, als stünden die Mohren vor den

Toren von Lissabon, anstatt daß unsre Flotte und unser Heer demnächst an ihre Pforten pochen werden."

„Verzeiht, Senhor Truëba!" unterbrach Fray Bartolomeo, einer der Geistlichen, die seither stillschweigend neben dem Prior gestanden hatten, den Redestrom des Kämmerlings, „es sind nicht nur furchtsame und zaghafte Gemüter, die sich schlimmer Ahnungen nicht erwehren können. Seit Wochen ist des Königs heidnischer Bundesgenosse, der so lange sein Gast war, Prinz Mulei Mohammed, nach Afrika übergesetzt; man hat nicht gehört, daß sich seine Völker für ihn erhoben hätten, er streist mit wenigen hundert Reitern zwischen Küste und Wüste umher. Die tausendmal verheißene spanische Hilfe ist im letzten Augenblicke ausgeblieben, von den Edelleuten leistet ein Teil nur widerwillig Heeresfolge und ein andrer entzieht sich ihr ganz, selbst der König, so fest er auf die Gnade der Himmlischen baut, wird zuzeiten von Besorgnissen ergriffen."

„Gewiß nur, wenn er Leute wie Euch gesprochen hat, Bartolomeo!" sagte der Prior mißmutig. „Ziemt es uns, kleingläubiger zu sein als er, der sich seinen Schutzheiligen ganz vertraut und der es weiß, daß der Unternehmung zu Gottes Ehre auch Gottes Beistand nicht fehlen wird? Schämt Euch, schämt Euch, Bruder, daß Ihr am Vorabend des Triumphes noch gezittert habt."

Fray Bartolomeo nahm die Scheltworte Dom Joaos demütig hin, aber eine bekümmerte Miene verriet, daß er dessen prahlerisch zur Schau getragene Zuversicht nicht teile. Er verlor sich still aus dem Zimmer, während der Prior mit Truëba und Fray Rafael an das geöffnete Fenster zurückkehrte. Auf und über dem Schloßplatze war es inzwischen beinahe Nacht geworden, die Massen waren

nur noch undeutlich zu erkennen. Der König und seine Umgebung schickten sich eben an, vom Balkon zurückzutreten, als ein weithin hallendes Trompetengeschmetter von San Roque herab ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf sich zog. Es war eine Schar junger Edelleute, die prächtig beritten und, soviel sich erkennen ließ, in Prunkgewändern, dem Heere des Königs zuzogen. Selbst der Prior von Belem versagte sich ein Kopfschütteln nicht: „Die Herren hätten besser getan, ihre Pferde daheim zu lassen, die Überzahl der Reiter muß auf der Flotte lästig werden! Der König freilich träumt von Reiterschlachten, in denen er sich an der Spitze der Geschwader ins dichteste Getümmel stürzt."

Er brach ab, weil ihm die vertrauliche Miene nicht gefiel, die Senhor Truëba statt seiner sonstigen Unterwürfigkeit zeigte. Und da sich der König, nachdem er die zu Roß unter dem Balkon haltenden Ankömmlinge begrüßt hatte, jetzt wirklich zurückzog, so erhielt auch Dom Joao einen schicklichen Vorwand, Senhor Truëba zu verlassen und sich in den Saal zu begeben, der eben durch Wachsfackeln erleuchtet ward und in dem sich Hunderte zusammendrängten, die ein Abschiedswort vom König zu empfangen oder ihm ein solches zu sagen hofften. Das Fackellicht fiel, nur einen kleinen Teil des Saales erhellend, grell auf einzelne Gruppen, während andre völlig im Dunkel standen. In dem großen, leeren Prachtsaal, der lange nicht benutzt, erst seit gestern geöffnet worden war, herrschte eine dumpfe Luft, und da die Mehrzahl der Versammelten entweder schwieg oder nur flüsternd sprach, so hatte selbst Dom Joao den Eindruck, daß die ganze Szene einem düstern Trauergepränge gleiche. König Sebastian durchschritt die Reihen, mit seinen unmittelbaren Begleitern

und den Männern, denen er die Regierung seines Königreiches anvertraut hatte; er blieb vor dem Prior stehen und sagte: „Wie ist's, Dom Joao, lockt dich's nicht zu Gottes Ehre noch einmal ein Schwert umzugürten, wie in deiner Jugend? Nimm meinen Dank für alles, was du in den jüngsten Monaten getan hast, das große Werk zu fördern und die Schwankenden zu festigen! Doch sähe ich dich auch drüben gern an meiner Seite und kann mir denken, daß dir das Herz kriegerisch aufwallt, wenn du uns an Bord gehen siehst!"

„Eure Majestät weiß, daß die Zeiten der kriegerischen Bischöfe und Priester vorüber sind," entgegnete der Prior von Belem. „Der Erlöser selbst hat Petrus untersagt, das Schwert zu führen, und die Beschlüsse des hochheiligen Konzils von Trient gestatten mir die Wallungen des Blutes nicht, denen Ihr, mein König, folgen dürft!"

Dom Sebastian warf nur kurz hin: „So mußt du dich freilich in Demut fügen." Sein Blick glitt bereits von dem Priester hinweg und traf jetzt mit zürnender Schärfe die Brüder Evora, die mit tiefen Verbeugungen dem Könige glückliche Fahrt und siegreiche Heimkehr wünschten.

„Ihr bleibt daheim, Pedro und Diniz?" redete er sie grollend an. „Freilich werdet Ihr lieblicher in Euern Lauben wohnen, als wir in den Zelten am Strande von El Arisch. Ich stelle mir vor, daß Eure Schwerter, die Ihr müßig an der Wand rosten laßt, vor Unmut in den Scheiden zucken."

Der ältere der Brüder Evora richtete sich hoch auf: „Eure Majestät, mein und meines Bruders Schwert haben sich satt an Heidenblut getrunken, als wir Diu in Indien für die Krone von Portugal verteidigten! Wir

haben Euch nicht verhehlt, daß wir einen spanischen Angriff auf das Königreich fürchten, während der König, die Blüte des Adels und der Jugend fern in Afrika sind. Vielleicht ist es gut, daß ein paar alte Soldaten zurückbleiben, um die Bauern zu führen, welche nötigenfalls die Heimat schützen müssen."

Dom Sebastian wandte dem kühnen Sprecher mit heftiger Bewegung den Rücken. Der jüngere der beiden Brüder, denen der junge Herrscher so entschieden Ungnade zeigte, errötete tief und sagte so laut, daß ihn alle Umstehenden hörten und selbst der König ihn noch hätte vernehmen können: „Du sagst die Wahrheit, Pedro, sieh dir Dom Joao an! Aus seinen Augen leuchtet die Freude, daß wir so weit sind, und ich wette mein Erbgut, daß seine Boten bereits nach dem Escorial reiten."

„Lerne schweigen, Diniz!" entgegnete der ältere Evora. „Denen, die danach trachten, das Land an Spanien zu überliefern, weckt der Schmerz, den wir darüber empfinden, nur ein Behagen mehr."

Die beiden Brüder tauchten in eine Gruppe unter, in der sich ihre Gesinnungsgenossen zusammengeschart hatten. Der König hatte inzwischen seinen Blick durch andre Reihen gesandt und ging mit rascheren Schritten dem Ende des Saales zu. An einer der Säulen, welche die umlaufende Galerie trugen, stand Luis Camoëns. Sein Gesicht schien wie das des Königs bleicher und schmäler geworden, sein Auge folgte jeder Bewegung Dom Sebastians, und doch erbebte er, als der Fürst mit seinem Gefolge dicht vor ihm stehen blieb, ihn huldvoll grüßte und seine Stimme laut erhob: „Sieh da, Luis Camoëns, ich freue mich, auch dir noch einmal danken zu können! Dein großes Werk hat Wunder gewirkt, mich selbst in

meinem Vorsatz gestählt und tausend Zagende zur Hoffnung bekehrt. Deine Lusiaden kamen zur guten Stunde, Dichter, und daß du all unsern vergangnen Ruhm dennoch nur als Verheißung des künftigen größern ansiehst, der von morgen ab beginnen soll, das hat wie ein Blitz in manche träge Seele geschlagen! Ich habe dir dein Gedicht und den Zuruf, mit dem du mich und mein Volk zum Kreuzzug wider Afrika aufgemahnt hast, seither nur karg lohnen können! In den Schatzkammern von Marokko werde ich Mittel finden, auch deiner zu gedenken, für jetzt lebe wohl, Camoëns, und rüste dich zu Gesängen, in denen Taten gefeiert werden, die Gottes und der heiligen Kirche würdiger sind, als die Fahrt des Vasco da Gama."

Selbst in dem ungewissen Fackellichte mochte der König wahrnehmen, daß Camoëns' Kleid verschossen und ärmlich erschien. Die schmerzliche Unruhe im Gesicht des Dichters sah oder beachtete er nicht, er reichte ihm gnädig seine Hand zum Kuß. Indem Camoëns sich auf diese herabbeugte, war ihm, als sollte er vor die Füße Dom Sebastians hinschlagen. Einer aus der großen Gruppe derer, welche die königlichen Worte mit angehört hatten, faßte ihn am Arm, als der König weiter ging, lehnte ihn einen Augenblick an die Säule und führte ihn dann aus dem Gedränge hinweg zu einem der Ausgänge des Saales.

„Ich danke Euch, Fray Tellez," sagte Camoëns, als sie draußen standen, wo ihnen aus den großen Rundbogengängen des Palastes und von der Riesentreppe her eine frischere Luft entgegen strömte. „Es fehlte wenig, so hätte ich dem König ins Antlitz geschleudert, daß meine Widmung der Lusiaden Lüge und nichts als Lüge ist!"

„Warum sprecht Ihr von Lüge?" fragte der Pater ruhig zurück. „Ihr wünscht dem König und unserm Heere

den Sieg, denn Ihr könnt ihn dem Sultan von Marokko nicht wünschen! Ihr hofft, daß die Cherubim um unsre Fahnen rauschen und legt den Ausgang in Gottes Hand! Was klagt Ihr Euch selbst an? Und warum wollt Ihr verzweifeln, da sich jetzt alles fügt, wie Ihr es gewollt und ersehnt? Morgen geht der König in See, ich begleite ihn nicht mehr als sein Kaplan, sondern als sein Beichtvater. Eure Angebetete blieb im Schloß zu Cintra zurück und wenn sie selbst morgen kommt, die Abfahrt der Flotte zu schauen, so seid Ihr es, der neben Donna Catarina stehen wird. Der König ist jetzt zu sich selbst und auf den rechten Pfad zurückgekehrt, überlaßt es mir, ihn darauf zu erhalten!"

„Ihr wißt nicht, wie schwül und gepreßt mir zumute ist," entgegnete Camoëns. „Meinte ich doch vorhin an der Tür zu des Königs Gemächern den alten Miraflores, den Stallmeister der Gräfin Palmeirim, zu sehen, von dem ich weiß, daß er des Königs Leidenschaft genährt und den Vertrauten gespielt hat. Es mag sein, daß ich mich irrte, aber ich habe in dem halben Jahre, seit meiner Flucht aus Almocegema, zu Bitteres erduldet. Ich spreche nicht von der Kargheit des Königs und meiner Not, obschon wenig fehlte, daß ich von der Gnade, am Hofe erscheinen zu dürfen, keinen Gebrauch mehr machen konnte! Das Unwürdige soll man hinabwürgen, doch nicht wiederkäuen! Aber ich darf von den innern Leiden sprechen, die ich erduldet habe, seit ich nach Euerm Rate mit meinem fertigen Werke und seiner Widmung wieder vor den König trat. Schien es doch an jenem Tage, als ob seine ganze Seele in Flammen himmelan schlüge und keine Woche vergehen würde, daß er sein Banner am Mast seines Königsschiffes entfalten würde. Da durfte ich hoffen, daß

das Opfer, welches ich gebracht, und das Ihr weder zu wägen noch zu messen versteht, Fray Tellez, nicht vergebens gebracht sei. Dann aber reihten sich Wochen zu Wochen und Monden zu Monden, da ward geraten und widerraten, gerüstet und abgerüstet, dreimal mußte ich an jedem Tage fürchten und dreimal hoffen! Der König ging von Cintra nach Lissabon zurück und durchmaß in wilder Unruhe bald seine Waffenplätze, bald seine Jagdgründe. Ihr aber, Fray Tellez, und ich, wir wußten, was ihn hielt, ihn zögern ließ! Die flüchtige Begeisterung, die mein Gedicht hier und da im Lande geweckt, verrauschte, an mein Ohr schlugen die Zornrufe, ja die Flüche derer, die im Seezuge nach Marokko Portugals Untergang sehen. Wüßtet Ihr, welche Qualen ich erlitten, was es für Tage waren, an denen ich keinen Vorwand fand, der Gräfin Catarina meine Aufwartung zu machen und doch den König vor ihrer Tür von seinem Roß springen sah, was für Nächte, wo ich um das Schloß von Cintra kreiste, immer in der Furcht, ihm zu begegnen, von ihr kommend, zu ihr gehend! Stellt Euch vor, Tellez Almeida, daß Ihr um eines, Gott weiß welchen, aber um eines Euch heiligen Zweckes willen Euern Glauben gewechselt oder verleugnet hättet!"

„Senhor Luis, das geht zu weit, Ihr frevelt wider Gott, indem Ihr mich beleidigt!" unterbrach ihn der Jesuit.

„Stellt Euch das vor," fuhr Camoëns unerschüttert fort, und stellt Euch dazu vor, daß Ihr bangen müßtet, es umsonst getan zu haben, und dann sagt mir, daß Ihr ruhig den Ausgang erwartet haben würdet. Die letzten Tage habe ich am stärksten gelitten, ich wähnte, der König müsse einen entscheidenden Schritt tun, und Donna Catarina könne dem Rate und der Obhut ihrer mütter-

lichen Freundin trotzen. Und selbst heute, Fray Tellez, schleichen die Stunden. Aufatmen, klar sehen, klar fühlen werde ich erst wieder, wenn der König wirklich an Bord, wenn die Flotte hinweg ist! Wollte Gott, es wäre schon morgen um diese Stunde!"

„Ihr frevelt in Eurer irdischen Leidenschaft fort und fort," versetzte Tellez Almeida. „Aus Eurer Besorgnis, wie aus Euerm Groll wider den König klingt es heraus, daß Ihr selbst nicht reinen Herzens seid. Wolltet Ihr nichts als Gräfin Catarina und den König vor der Sünde behüten, Ihr würdet heute wenigstens nicht zweifeln, daß Euch Gottes Beistand gewiß ist. Geht in Euch, Senhor Luis, prüft Herz und Nieren, ob Donna Catarina in Euerm Schutze besser bewahrt sei als in dem des Königs."

„Ihr wißt so gut wie ich, Fray Tellez, daß es Eurer Mahnung nicht bedarf," entgegnete Camoëns unmutig. „Das Höchste, was mein Herz wähnen und wollen könnte, wäre, daß mir Gräfin Catarina ihre Hand schenkte — und das wage ich nicht zu wähnen! Aber ich hoffe, daß sie mir vergönnen wird, mich, sobald Dom Sebastian zu Schiff ist, ganz ihrem Dienste zu widmen."

„Verbergt Euch nicht selbst die Wahrheit," unterbrach ihn der Priester. „Ihr glüht und hofft Euern entsagenden Worten zum Trotz und zählt darauf, Euern ritterlichen Dienst mit einer Brautkrone gelohnt zu sehen. Ich will für Euch beten, Camoëns, selbst für Eure irdischen Wünsche; mein Amt, den König bei seinen Gelübden zu erhalten, kann es nur erleichtern, wenn Ihr in der Zwischenzeit und bis wir aus dem Feldzuge wiederkehren, die Gräfin Palmeirim zur Gemahlin gewinnt. Und jetzt verzeiht mir, ich habe die wenigen Reisevorbereitungen, deren ich

bedarf, noch nicht getroffen. Lebewohl sage ich Euch morgen am Hafen, bevor ich ins Boot steige."

Tellez Almeida machte das Zeichen des Segens und ging mit unhörbaren Tritten durch die lange Galerie, welche sich neben dem großen Thronsaal hin erstreckte. Camoëns sah ihm mit düsterer Miene einige Minuten nach und stieg dann, langsam und wie tief ermüdet, die große Palasttreppe hinab. In der halben Dunkelheit, die hier herrschte, nahmen die zahlreichen Begegnenden die schmerzliche Verstörung des Herabsteigenden nicht wahr. Ihm aber war sein eigner Traum, dem er fast willenlos lebte, noch nie zuvor, selbst in Almocegema und an Barretos Tische nicht, so töricht, so aller Hoffnung bar erschienen, als jetzt, da Fray Tellez zu ihm gesprochen! Was wußte der Priester vom Leben und von lebendiger Glut! wie leicht dünkte es ihm, eine Leidenschaft zu besiegen, gegen die der König selbst schon mit der Glut seines Glaubens, mit der Erinnerung an seine Gelübde und dennoch umsonst gerungen hatte! Wie rasch fiel dem Beichtiger das Wort von den Lippen: „Wenn Ihr in der Zwischenzeit die Gräfin Palmeirim zur Gemahlin gewinnt!" wie wenig ahnte er, was alles zwischen Camoëns und so herrlichem sinnberückendem Ziele lag! In bitterer Sorge rief sich der Dichter seine Jahre, sein verlornes Auge, seine Armut ins Gedächtnis und spottete seiner selbst, daß er je habe hoffen können. Wahrlich, genug und zuviel des Glückes für ihn würde es ja schon sein, wenn er sich hinfort dem schönen Mädchen täglich nähern, ihr ritterliche Verehrung und unermüdliche Hingebung erweisen dürfe. Und dennoch, dennoch — durch die Dumpfheit seines Gefühls und alle trüben Erwägungen dieser Stunde blitzte ein lichter Gedanke immer wieder hindurch: „Der König geht morgen

hinweg — das eine, das nächste ist erreicht!“ Indem Camoëns sich vorsetzte, unmittelbar nach der Abfahrt der Flotte eine Wohnung in Cintra zu suchen, wo die Herzogin mit ihrer Schutzbefohlenen jedenfalls bleiben würde, überschlug er im stillen die dürftigen Mittel, mit denen er es ermöglichen mußte, den längern Aufenthalt an dem nunmehr verödeten Hoflager zu bestreiten.

Fast in demselben Augenblicke, in welchem Luis Camoëns das Schloß verließ und in das Getümmel der Gassen hinaustrat, hatte oben im Saale, an der Schwelle zu seinen Gemächern, die er heute nacht — nur der Himmel wußte auf wie lange Zeit — zum letzten Male bewohnen sollte, König Sebastian seine Begleiter, die neuernannten Reichsregenten und den Jägermeister Casalinho, verabschiedet, auch eine flüchtige Frage nach Tellez Almeida, seinem neuen Beichtvater, getan. Als ihm gesagt ward, daß dieser mit Luis Camoëns hinweggegangen sei, erhellten sich die Mienen des Königs, und mit einer Art von Ungestüm, unbekümmert um die tiefen Verbeugungen der zahlreich im Saale Versammelten, riß er selbst die Tür zu einem kleinen Durchgangsgemache auf und warf sie dröhnend wieder ins Schloß. Von dem einzigen Sitze in dem beinahe dunkeln Raume fuhr der vertraute Diener des Königs empor, der schweigend, vielleicht schlummernd, dort seines Gebieters gewartet hatte. Dom Sebastian sagte im Vorübereilen nur: „Der alte Miraflores ist hier?“ und wandte sich auf ein leises: „Ja, Majestät!“ zu der weiterführenden Tür. Das Gemach, das er jetzt betrat, war von einem Bündel Wachskerzen auf einem großen silbernen Wandleuchter erhellt, der alte Stallmeister der Gräfin Palmeirim stand unmittelbar neben demselben, seinen Blick, wie es schien, starr auf ein Bild des heiligen

Sebastian mit den Pfeilwunden gerichtet, er wollte, als er des Königs ansichtig ward, in die Knie sinken. Der junge Herrscher hinderte ihn daran und sagte mit zitternder Stimme: „Du hast einen Brief für mich, Miraflores?" Der Alte erwiderte den blitzenden, fast zornigen Blick des Königs nur mit einer wunderlichen Gebärde: er schüttelte den Kopf, legte den Finger auf die dünnen Lippen und zog seine rechte Schulter hoch, um die Aufmerksamkeit seines Fürsten auf den halb zurückgeschlagenen Brabanter Teppich zu lenken, der den Eingang in das dritte Zimmer verhüllte. Dom Sebastian atmete hörbar und preßte die Rechte an sein hochschlagendes Herz: „Sie ist gekommen, wirklich gekommen, um mir Lebewohl zu sagen?" Miraflores vermochte nur wiederholt zu nicken, bis der König seine Fassung wiedergewann und ihm mit einem Ausdrucke, der jede Widerrede untersagte, zuflüsterte: „Geh hinaus, Miraflores, geh zu Simao, ihr beide haftet mir mit euerm Kopfe dafür, daß niemand unberufen hier eintritt. Ich muß die Gräfin allein sprechen."

Ohne dem Davonschleichenden nachzusehen, wandte sich der König zu jenem dritten Zimmer, das gleich dem zweiten kerzenhell war und über dessen Schwelle er zögernd trat. Im Hintergrunde des Gemaches, ganz in der Nähe eines mit violettem Sammet überzognen Betschemels, der unter einem Muttergottesbilde des Valencianers Ribalta stand, erblickte Sebastian die, nach welcher sein Herz in diesem Augenblicke mehr lechzte als nach dem Ruhme des Glaubensstreiters, der ihm ja ohnehin gewiß blieb. Catarina Palmeirim zeigte ihm ihr totenblasses Gesicht und den schönen Kopf unverhüllt, sie hatte die Mantilla auf ein Ruhebett geworfen, das an der Langwand des großen Zimmers lehnte. Ihre Lippen waren geschlossen, die dunkeln

Augen blickten weitgeöffnet, aber doch starr dem Eintretenden entgegen, der König trat betroffen einige Schritte wieder zurück und sagte: „Ihr seid gekommen, Donna Catarina, Ihr habt es doch nicht übers Herz gebracht, so hart zu bleiben, als Euer gestriger Brief war."

„Ihr wolltet es ja — Eure Majestät hätte Erbarmen zeigen und mir nicht mehr antworten sollen!" entgegnete das schöne Mädchen, immer noch mit dem finstern Ausdrucke ihres Gesichts, der den König auf die Stelle zu bannen suchte, an der er vorhin stehen geblieben war. Doch Sebastian war von seiner eignen Empfindung zu sehr überwältigt, um in diesem Augenblicke diejenige der jungen Gräfin zu verstehen.

„Ihr wolltet mir Lebewohl bieten, Catarina," sagte er, ihr langsam nähertretend. „Ein letztes Lebewohl sollte immer sanft sein! Vergeßt es nicht, daß ich morgen früh auf lange, lange Zeit, vielleicht auf immer von Euch gehe!"

Sie widerstand dem Blicke und den schmerzlichen Lauten nicht; um nicht von seinen Armen umschlossen zu werden, kniete sie plötzlich vor dem König nieder: „Geht nicht, geht nicht, geliebter Herr! Alle meine Träume, alle meine Gedanken an Euch weissagen mir Leid und schweres Unheil!"

„Ihr wißt, daß nichts in der Welt mich mehr zurückhalten kann, daß meine Krone und meine Ehre verpfändet sind," entgegnete der König und versuchte mit sanfter Gewalt die Kniende emporzurichten. „Dieser Platz ist nicht der Eure, Catarina, mir würde es ziemen, zu Euern Füßen zu knien, wenn Ihr nicht herb und unerbittlich gewesen wäret. Ich scheide morgen von allem, was mir in der Welt lieb war, auch von Euch, Herrin, und wenn

mir der Tod durch ein Maurenschwert bestimmt ist, so gehe ich einsam, dürstend und ungelabt, wie ich gelebt habe. Ihr habt mir die Pforte zum besten erschlossen, was die Erde zu bieten hat, und habt sie wieder vor mir zugeschlagen, als meine Königspflicht mir verbot zu tun, was ich so gern getan hätte, die Krone auf Euer geliebtes Haupt zu drücken. Nein, sagt nichts, ich weiß, daß Ihr recht habt und ich unrecht, und doch, doch war es hart von Euch, und ich hoffe, daß es Euch nie reuen wird!"

Catarina Palmeirim erhob sich trotz König Sebastians Drängen nicht vom Boden, aber ihre Augen, die sie zu ihm emporgewandt hatte, füllten sich mit Tränen, um ihre Lippen zuckte es wild: „Sagt nichts mehr, Herr, gönnt mir einen Augenblick Ruhe. Ich kann Euch nicht scheiden lassen, wie Ihr es sagt — — ich will, ja ich will mit Euch gehen!"

Catarina richtete sich bei ihrem letzten Ausrufe an der Hand des Königs vom Boden auf, eine jähe Glut färbte ihr blasses Gesicht, und schluchzend warf sie sich in die geöffneten Arme Sebastians. Der König, der fast taumelnd die plötzliche Wandlung ihrer Empfindungen und ihrer Mienen inne ward, hatte doch noch Kraft genug, die Wankende zu stützen. Er bedeckte ihre Locken, ihre Stirn, ihren Mund mit wilden Küssen und stammelte wieder und wieder ihren Namen, bis Catarina aus der krampfhaften Erschütterung der letzten Minuten erwachend ihre strömenden Tränen trocknete und ihm ins Ohr flüsterte: „Ich gehe mit Euch, geliebter Herr, ich frage nichts mehr nach der Herzogin, die mir doch grollt, ob ich heute nach Cintra zurückkehre oder nicht. Ich will bei Euch, mit Euch sein, und weil ich es bin, weil Ihr

an mich zu denken habt, Herr, so schont Ihr Eurer in dem wilden Feldzuge und setzt Euch nicht jedem feindlichen Geschosse und jedem verderblichen Sonnenbrande aus? Um meinetwillen werdet Ihr Euerm Ungestüm gebieten, ist's nicht so, geliebter Herr?"

„Muß ich Euch nicht geloben, was Ihr begehrt, Catarina?" sagte König Sebastian hochatmend. Zur ungeeignetsten Minute kam ihm, während Catarinas Haupt auf seiner Schulter ruhte und sie ihn noch mit feuchtschimmernden Augen, aber mit glücklichem Lächeln hingebend anblickte, der Gedanke an Tellez Almeida in die Seele, er fühlte, wie ihn neben dem glühenden ein kalter Schauer feindselig berührte, und wandte flüchtig sein Haupt, um dem Blicke Catarinas nicht zu begegnen. Gleich darauf umschloß er das bebende Mädchen wieder und sagte leidenschaftlich: „Du labst einen Verschmachtenden, Catarina, aber ihm ist, als müßte er in der Wonne der Labung vergehen!"

„Und ich darf dir auf jedem Pfade folgen, mein König? Du wirst mir auch in Afrika gestatten, dein Haupt in meinem Arm zu betten?" fragte Catarina drängend und entzog Dom Sebastian ihre Lippen, um ihn nicht an der ersehnten Antwort zu hindern.

„Willst du im Kleide meines Pagen mit mir gehen, Catarina?" fragte statt der Antwort der König, den Sorgen und Bedenken gespenstig zu umwirbeln begannen. „Wir werden im Lager sein, Geliebte, der König muß sich dem Gesetze des Krieges zuerst fügen!"

Er hatte es nicht ausgesprochen, daß der Kriegsherr kein Ärgernis geben dürfe, aber sie, die Stolze, Scheue, hatte ihn gleichwohl verstanden. Mit einer Ruhe, die ihm das tiefste Herz ergriff, sagte sie: „Ich muß so viel,

so viel, hinter mir lassen, Herr, daß ich dir leicht auch meine Frauenkleider noch opfern kann. Dein Schlachtendurst läßt mir Ärmsten keine Wahl; da meine Bitten dich hier nicht halten können, muß ich dir folgen, du bist der Gebieter und wirst bestimmen, wie es geschehen soll. Sie drängen dich hier alle, alle hinweg, in die Speere der Mohren hinein!"

Sie brach ihre Klage kurz ab, ihre Hände falteten sich zärtlich über den seinen, ihr Antlitz verbarg sich an seiner Brust, der König empfand, daß sie im Innersten erschüttert sei, und strebte sie emporzurichten: „Was schiltst du auch jetzt noch den heiligen Kampf, der mir unsterblichen Ruhm und dir und mir das Paradies gewinnen soll, Catarina? Willst du allein zagen, du, die Mut genug hat, mir zu folgen? Jede Stimme, die ich vernahm, drängte mich hinüber, nur die deine rief mich zurück. Auch dein gepriesener Dichter, Catarina, auch Camoëns, hat mich zur Tat gerufen!"

„Ich weiß es, Herr," entgegnete sie schlicht, und ein Ausdruck von Trauer beschattete ihr Gesicht. „Von ihm hätte ich besseres gehofft. Aber laß ihn, laß alle, vergönne mir nur neben dir zu bleiben! Vielleicht wendet mein schwacher Arm eine Gefahr von dir ab, die mein Gebet nicht abwenden konnte."

Sie starrte vor sich hin, der König erriet, daß ihre Gedanken weit vorauf übers Meer flogen, daß sie ihn und sich selbst im Getümmel des Krieges schaute. Eine erlösende Hoffnung blitzte in ihm auf, er zog das Mädchen an sich und sagte: „Sei mutig, Catarina! Wenn der Sieg meine Fahnen krönt, wenn ich Moluk von Marokko stürze und Mulei Mohammed als meinen Vasallen auf den Thron zurückführe, wenn Portugal mir zujauchzt und Afrika

vor mir zittert, so brauche ich auch Spanien nicht mehr zu scheuen. Der Sieger darf tun, worauf der sieglose, unversuchte König mit Schmerz verzichten mußte, darf dich zu seiner Königin krönen."

Catarina Palmeirim sah den König mit einem Blicke an, aus dem es deutlich sprach, daß sie an alles eher denke als an die Krone. Sie entwand sich ihm nicht, ihre Augen weilten mit voller, sich selbst vergessender Zärtlichkeit auf seinen Zügen, war ihr doch, als ob sie mit ihrer Hingebung alles Unheil das sie drohen sah, von seinem Haupte wenden könne. Der junge Fürst überließ sich einige Minuten dem berauschenden Gefühle dieses Alleinseins, dann aber fuhr er empor: „Ich muß Sorge tragen, daß auf meinem Schiffe, in meinem Zelte und hier alles zu deiner Aufnahme bereitet werde, wenn du mir unwiderruflich folgen willst, Catarina."

„Dürft Ihr wirklich noch zweifeln, Herr?" fragte sie mit sanftem Vorwurfe. „Kann ich auch wiedernehmen, was ich Euch eben gegeben habe? Richtet alles ein, wie Ihr es für gut und passend erachtet, aber sorgt, daß ich Euch sicher zur Seite bleiben darf, Euer Mahl, Euer Zelt teile, keine Stunde ohne Euch sein muß."

Er vermochte nur stumm zu nicken, die Wellen des Glückes rauschten zu jäh, zu sturzähnlich über seine Seele, er mußte einige Minuten hinweg, es war mehr zu bedenken, und er bedachte mehr, als die Liebende ahnte. Ohne Zögern öffnete er die Tür zu dem letzten Gemache seiner Wohnung, es war sein eignes Schlafzimmer. Sein Haupt zu Boden senkend, um sich den Anblick ihres Erglühens zu ersparen, deutete er über die Schwelle: „Harre kurze Zeit hier, teure Herrin, hier wirst du sicher sein! Ich rufe rasch Simao und noch einen meiner Diener, der

mit mir geht, sie und dein alter Miraflores sollen die Einzigen sein, die um das Geheimnis wissen!"

Er preßte seine Lippen noch einmal auf ihren heißen Mund und eilte nach dem Vorgemach, in das er vorhin den Begleiter der Gräfin hinweggeschickt hatte. Noch unter der Tür warf er einen glühenden Blick nach Catarina und gleich darauf einen scheuen nach dem Bilde seines Schutzheiligen über dem Betschemel. Es zog ihn gewaltsam, unwiderstehlich nach dem Lichte zurück, in dem er Catarinas Gesicht und Gestalt erblickte, und doch fühlte er zugleich eine geheime Regung, dem ersehnten, endlich beschwornen Glücke zu entfliehen und wiederum allein in die Nacht hinauszustürmen, die inzwischen angebrochen war.

Während die kurze Sommernacht das Königsschloß und die Hauptstadt umdunkelte, trat gleichwohl keine völlige Ruhe und Stille ein. Durch die finstern Straßen und Gassen klangen noch lange nach Mitternacht die taktmäßigen Tritte einziehender Krieger, im Hafen flammten die Lichter an Bord der Schiffe auf und verstummten die befehlenden Rufe nicht, zwischen Schloß und Hafen herrschte ein gedämpftes Geräusch, aus dem von Zeit zu Zeit das Stampfen und Wiehern von Pferden, das Geklirr von Waffen lauter hörbar ward. Und sobald die Dunkelheit in den ersten fahlen Morgenschein überging, sprang das bewegte Leben, das wilde Getöse des verflossenen Abends wie aus tausend verborgnen Quellen wieder empor und durchrauschte als ein wirbelnder Strom die große Stadt. Die Tore des Palastes waren noch fest geschlossen, die dichten purpur-samtnen Vorhänge hinter den Fenstern der königlichen Gemächer wehrten noch das Eindringen des Tageslichtes ab, das schon in die Höfe des weiten Gebäudes fiel und auch hier Hunderte zu ihren

letzten Zurüstungen erweckte. In den Straßen, die zum Hafen führten, wuchsen der Zustrom und das Getümmel mit den vorrückenden Minuten, schon mußten sich die bewaffneten Scharen, die wirklich den Einschiffungsplätzen zustrebten, mit Gewalt den Weg durch die hemmenden, hin- und herwogenden Massen bahnen. Ehe noch die ersten Sonnenstrahlen die Türme der Kirchen und die Mastspitzen der Flotte vergoldeten, standen Bürger und Volk von Lissabon, die Tausende der zur Stadt geströmten Landleute in dichten, undurchdringlichen Reihen zu beiden Seiten der Allerheiligenkirche, in welcher das feierliche Hochamt vor der Einschiffung des Königs stattfinden sollte und von deren Hauptportal bis zum Innenhafen ein breiter Raum durch Soldaten und die königlichen Trabanten frei gehalten wurde. Die Kirche, deren sämtliche Pforten weit offen standen, war noch leer, nur wer zum kriegerischen Gefolge des Königs oder zum Hofe gehörte, hatte hier Zutritt. Man sah von außen einzelne Gestalten zwischen den Säulenreihen hingehen, sah Kirchendiener und Chorknaben still geschäftig sich bewegen. Und während am Hafenquai dröhnender Lärm von den Schiffen und den hunderten herüber- und hinüberschießender Boote erscholl, blickte die zusammen gepreßte Menge hier schweigsam, ernst und fast düster auf die Vorbereitungen zum Hochamt wie zur Einschiffung, und starrte nach den Männern, die sich in den freigehaltenen Räumen frei bewegen konnten.

Luis Camoëns befand sich unter diesen wenigen. Nach kurzer traumschwerer Ruhe hatte es ihn in aller Morgenfrühe aus seiner schweigsamen Wohnung hinweg, am Palast vorüber, nach dem Hafen hinabgetrieben. Je näher die entscheidende Stunde rückte, umso leidenschaftlicher bangte er ihr entgegen, ihm war fieberisch heiß, und

die frische Luft kühlte ihm die Stirn nur auf Augenblicke. Er hatte, im Gedanken an die kirchliche Feier, an die erwartete Begegnung mit der Herzogin von Braganza und ihrer Pflegbefohlenen sich so stattlich gekleidet, als er es vermochte, ließ sich aber jetzt, unbekümmert um Gewand und Schmuck, zwischen den Haufen der Gaffer, der hastenden Schiffsleute und Lastträger hin- und herschieben und suchte den Standort am Ufer zu gewinnen, von dem aus man das Königsschiff am besten wahrzunehmen vermochte. Er gab sich nicht Rechenschaft, warum er so unablässig die mächtige Galeere im Auge hielt; selbst als er sich auf das Zeichen besonnen hatte, das ihm das Recht zum Eintritt in die Kirche und in den freien Raum zwischen Kirche und Hafen gab, blickte er von den Stufen des Portals hinab und über die dichtgescharten Tausende hinweg, immer wieder nach dem glänzenden Schiffe, zu dem unaufhörlich Boote mit hohen Lasten hinan fuhren. Als sich die Kirche zu füllen begann, trat Camoëns ein und ging an den Schranken hin und wieder, hinter denen sich die Sitze der Damen befanden. Jede Minute meinte er die Herzogin von Braganza und die Gräfin Palmeirim eintreten zu sehen, ein paar Sitze in der ersten Reihe, die leer blieben, sah er bestimmt als die ihrigen an. Aber die wachsende Unruhe ließ ihn nicht bleiben, er trat wieder hinaus, schritt aufs neue bis zum Hafen vor und wandte sich nochmals zurück; schon begann es auch in dem bisher freigehaltenen Raume enger, drangvoller zu werden, und jetzt erscholl der Donner der Schiffsgeschütze und der Glockenklang von den Türmen der Allerheiligenkirche zugleich, das Zeichen, daß der König seinen Palast verlassen habe. Hastig gewann Camoëns die Stufen zur Kirche wieder, den Eingang ins Innere fand er schon von zahlreichen Zuschauern versperrt,

die ein so gutes Recht hatten, hier zu sein, wie er selbst. Er konnte von seinem Platze aus den Raum vor dem Hochaltar, wo der König die Messe hören sollte, und die Reihen der Damen zugleich erblicken; die Herzogin und Catarina nahm er noch immer nicht wahr. Nach dem schimmernden, waffenglänzenden Zuge, der sich durch das hintere Portal der Kirche hereinbewegte und den breiten Mittelgang derselben erfüllte, sah er nur flüchtig, sein Blick heftete sich immer unablässiger, starrer auf die leerbleibenden Sitze in der ersten Damenreihe. Er erkannte, daß sich dort anmutige Häupter zu einander neigten, dunkle Augen auf den leeren Sitzen weilten, flüsternde Worte getauscht wurden. Ihm stockte im dichten Gedränge der Atem; mit seiner Andacht beim beginnenden Hochamt, mit den Gebeten für das Heil des Königs und des vaterländischen Heeres, nach denen es ihn, mitten in seiner Unruhe, ernstlich verlangt hatte, war es nun doch vorbei. Er hob sich auf den Zehen, um wenigstens gewiß zu sein, daß der König in dieser Stunde in der Kirche nicht fehle. Dort, gegenüber dem Altar, inmitten eines glänzenden Gefolges, sah er Dom Sebastian deutlich genug. Wie gestern, sah der König bleich und überwacht aus, und doch war ein andrer Ausdruck auf seinem Gesichte als am Abend zuvor, da er Camoëns im Thronsaal angesprochen hatte. Ein freudiger Schimmer glänzte aus seinen Augen, ein Lächeln, wie der Nachglanz seliger Stunden umspielte des Königs Lippen, Camoëns wußte sich das nie geschaute Licht in diesen Zügen nicht zu deuten, Dom Sebastian blickte — vor dem Siege — wie ein Sieger drein!

Das Hochamt, das der Patriarch selbst abhielt, dehnte sich für Camoëns, dessen Stirn glühte, dessen dumpfe Erregung von Augenblick zu Augenblick wuchs, fast endlos

aus. Längst, ehe mit vollem Glockengeläute und stärkerem Geschützdonner die Wandlung verkündet ward, brauste und dröhnte es vor seinen Ohren, das überanstrengte Auge begann den Dienst zu versagen, schon unterschied er zwischen den Säulenreihen nur noch ein buntes Gewirr von glänzenden Trachten, von demutvoll geneigten Häuptern. Über den Gruppen auf den Stufen der Kirche kreisten Schwärme unruhig flatternder Tauben, sie waren um diese Stunde gewohnt, auf diesem Platze zu rasten und fanden ihn bis auf die letzte Steinplatte unzugänglich. Camoëns war es, als sehe er seine wild durcheinander schwirrenden Gedanken lebendig vor sich. Er versuchte umsonst, sich aus der pressenden Reihe, in der er stand, zu einer freiern Stellung durchzuarbeiten; erst als drinnen in der Kirche endlich der Segen gesprochen war und die Trabanten, die dem Zuge des Königs voranschritten, aus dem Portal auftauchten, fühlte er sich plötzlich die Stufen herabgetragen und ward in dem breiten Raume zwischen Kirche und Hafen seiner selbst wieder mächtig. Eilend stürmte er dem Tajo zu, und es gelang ihm, einen Platz am Ufer zu gewinnen, von dem aus er das prächtige Flutbecken mit der Flotte und das wogende Meer von Köpfen und Leibern ringsumher gleich gut überschaute, ohne so unfrei zu sein wie eben vor den Pforten der Allerheiligenkirche. Sein Blick ward wiederum scharf und hell und flog über die Reihe der Wagen hin, die hinter den Zuschauermassen aufgefahren waren und aus denen Frauen die Einschiffung des Königs und seiner Edelleute sehen wollten. Doch so erwartungsvoll Camoëns' Blick von einer Gestalt zur andern flog, er mußte rasch erkennen, daß sie, um die er bangte, so wenig dort sei als in dem Gotteshause. Sie hatte dem König in Cintra Lebewohl

gesagt, sie wollte ihren Schmerz um die Trennung von ihm nicht öffentlich zeigen — Camoëns erblickte in düsterm Nachsinnen neue Hindernisse auf dem Wege zu Catarinas Herzen! Doch was auch kommen mochte, jetzt wenigstens wollte er freier atmen, wollte er der Minute gewiß sein, in welcher der König den Fuß ins Boot und aufs Schiff setzte. Und so zwang er sich, dem königlichen Zuge entgegenzublicken, der, von der Kirche herabkommend, zum Teil die Ufertreppen erreicht hatte und sich angesichts der Flotte dichter zusammendrängte.

So oft hatte Luis Camoëns diese Stunde vorausgeträumt, daß er jetzt auf das volle Leben im strahlenden Morgensonnenschein wie auf ein Traumbild hinblickte. Schimmernde, bunte Gewänder, goldne Ketten und Gürtel, Zieraten aller Art, silbern leuchtende Harnische, funkelnde Schwertgriffe und Schwerter glänzten um den König, der unter dem purpurnen Banner mit den goldnen Kastellen und den blauen Schilden stand, das an Bord seines Schiffes entfaltet werden sollte. Prunkvoll erschienen die Scharen der jungen Edelleute, der Leibwächter, die Dom Sebastian zu Hunderten umgaben. Um so dürftiger und unzulänglicher war die Ausstattung und Bewaffnung der Tausende von gewöhnlichen Kriegern, die rechts und links von den aus der Kirche hervorgeströmten Scharen der Einschiffung entgegensahen. Eine Verwirrung, in der niemand mehr ordnete und befahl, herrschte sichtlich unter den deutschen Soldknechten, unter der Schar der Lissaboner Bürgerssöhne, die sich weigerten, ihren Platz in der Nähe des Königs zu räumen. Dazu wuchs das Getöse an Bord der Schiffe, schwere Tritte, Ketten- und Ankerklirren, Trompetensignale, hundertfache Rufe und ein dumpfes, eintöniges Geräusch klangen durcheinander, da-

zwischen scholl schreckhaft das Krachen zusammenstoßender Transportschiffe von der rechten Seite des Hafens. Die Aufregung der abschiednehmenden wie der müßig gaffenden Gruppen ringsumher wuchs und ergriff auch den Dichter, er grüßte mit Hand und Mund eine Reihe von Bekannten, die zum Heere des Königs gehörten und fragte sich dazwischen wieder, wie lange Dom Sebastian noch zu zögern gedenke? Mit einem Male hörte er sich aus einem Trupp von jungen Kriegern angerufen, die eben auf der Ufertreppe dicht unter ihm in die schwankenden Boote einsteigen wollten. Er sah hinab, und ein Bursche aus Barretos Dörfern, den er ein paarmal im Schloß zu Almocegema gesehen, grüßte, die Lederkappe schwingend, zu ihm herauf: „Mit Gott, Senhor Luis! Grüßt den Herrn, sobald Ihr ihn seht! Er hatte seinen Leuten allen untersagt, der Werbetrommel zuzulaufen. Ich habe es doch nicht lassen können, legt ein Wort für mich ein, er soll mir nicht zürnen, wenn ich glücklich heimkehre."

„Bist du schon lange bei der Truppe, Fernan?" fragte der Dichter, den die unverhoffte Mahnung an Almocegema wundersam berührt hatte. „Wann hast du Senhor Manuel zuletzt gesehen, und wie ergeht es ihm und seiner jungen Gemahlin?"

„Ich denke glücklich, Senhor!" rief der junge Soldat lachend. „Vor einem Vierteljahre, da ich Penedo verließ, hatten wir ein seltenes Fest: Omar, der stumme Mohr des Marokkoprinzen, mit welchem wir drüben ins Feld ziehen werden, hatte einen Anfall auf Donna Esmah, unsers Herrn schöne junge Frau, unternommen, und Senhor Manuel ließ den schwarzen Schuft an die dürre Korkeiche hängen, die an der Straße nach Cintra steht! Seitdem ist die Schloßherrin sicher und Senhor

Manuel vergnügt. Doch Ihr seht, Herr, die Bootsleute werden ungeduldig!"

„Schwatz du und der Teufel!" sagte der Hauptmann des Trupps, der mit entblößtem Degen die Einschiffung seiner Leute überwachte und dem redseligen Fernan einen leichten Schlag mit der flachen Klinge versetzte. „Steig ein, Bursche, und du dahinten gleichfalls. Wir müssen rasch hinweg, dort kommen die Schaluppen, die Seine Majestät und ihr Gefolge zum Hauptschiffe hinüberführen sollen!"

Camoëns nickte dem jungen Krieger noch einmal freundlich zu, eine Minute später stießen die gefüllten Boote schon ab, während andre, die mit den besten Bootsleuten der Flotte besetzt waren, zur Aufnahme des Königs und seiner glänzenden Umgebung an die große, mittlere Ufertreppe heranfuhren. Camoëns wollte des Augenblicks, in dem der König den Fuß vom Boden seines Landes hinwegsetzte, nicht verlustig gehen, besann sich auch, daß er Tellez Almeida Lebewohl zu sagen habe. Die dunkle Ordenstracht des Priesters hatte er schon längst zwischen den prächtig leuchtenden Wämsern und den hellblitzenden Harnischen entdeckt, die den König umringten. Er trat von dem erhöhten Steine, auf dem er gestanden hatte, herab und legte die wenigen Schritte bis in die Nähe des Königs und seines Kreises ungehindert zurück. Die Augen der Tausende von Zuschauern waren, in atemloser Spannung, alle auf die Gruppe gerichtet, welcher der Dichter zustrebte. Der Lärm, der Camoëns umbraust hatte, verstummte mit einem Male, ein Schauer der Stille ging durch die erregten Massen, selbst auf den Schiffen der Flotte schwieg das Getöse, ehrfurchtsvoll entblößten sich Tausende von Häuptern. Auch Camoëns hatte den Hut abgenommen

und hob die Hand zum Auge, um sich vor dem blendenden Lichte zu schützen; er merkte erst jetzt, in diesem feierlichen Schweigen, daß die Sonne heiß brenne und er todmatt sei. Sein Blick suchte Tellez Almeida und kehrte doch wieder rasch zum König zurück, auf dessen Gesicht der träumerisch glückliche Ausdruck noch sichtbar war, den Camoëns vorhin wahrgenommen hatte. Indem Dom Sebastian ins Boot stieg, aus welchem ihm Admiral Casalinho, der das Königsschiff der Flotte führte, die Hand reichte, wandte er sich noch einmal nach dem Ufer, um den tausendstimmigen Zurufen zu danken, die jetzt von allen Seiten laut wurden. Ungeduldig gab er zugleich das Zeichen zur Abfahrt, es war, als strebe er in unruhig-sehnsüchtiger Erwartung nach dem Deck seines Schiffes. Die Heil- und Segensrufe, die ihm zuklangen, erschollen laut und anhaltend genug, und doch brausten sie nicht zuversichtlich gen Himmel, verhaltenes Schluchzen, wehmütiges Bangen, ein Ton, der den Schutz aller Heiligen für den jugendlichen Herrscher erflehte, war in ihnen! Auch Camoëns hatte aufjauchzen wollen, und eben doch, wie von plötzlicher Todesahnung erfaßt, nur: „Fahrt wohl, mein König, Gott schütze Euch!" gerufen. Und in diesem Augenblicke, als Dom Sebastian halb unmutig von den Rufern hinweg- und der Flotte zublickte, ward Camoëns von einer heftigen Erregung erfaßt, in der er vergaß, auf den König und das Gefolge der jungen portugiesischen Edeln weiter zu achten. In eine seitwärts liegende Schaluppe war Tellez Almeida, der Beichtvater, mit zwei königlichen Kaplänen eingestiegen, Camoëns hatte deutlich gesehen, daß der finster vor sich hinblickende Priester ihm auswich und nicht Lebewohl sagen wollte. Und indem er noch bangend erwog, was Fray Tellez' Rückhaltung zu bedeuten haben

könne, entdeckte er auf einmal zwischen der Schar von Hausbeamten und Dienern, die dem König ins Feld folgen sollten und zum Ufer drängten, während die Boote mit Dom Sebastian und seinen nächsten Begleitern schon auf der Flut tanzten, ein wohlbekanntes Gesicht. Es war der alte Miraflores, der Stallmeister der Gräfin Catarina — wie kam er hierher ohne seine Herrin? was fiel ihm ein, sich unter des Königs Diener zu mischen und seine Füße auf die Stufen zum Wasser hinab zu setzen? Das Blut schoß Camoëns heiß zu Kopfe und drohte ihm die Besinnung zu rauben, er sah Miraflores in eines der Boote steigen, sah das Gesicht des Alten mit einem unverkennbaren Ausdrucke von Hohn auf sich gerichtet. Miraflores stand in fester Haltung dicht an der Spitze des Bootes, neben dem führenden jugendlichen Seemanne, dem er eifrig zusprach. Und ehe Camoëns die Bestürzung, mit der ihn die Erscheinung, die Miene des Alten packte, nur etwas von sich abgeschüttelt hatte, begann der Ruderer mit wohlklingender Stimme ein altes Volkslied, das so an Camoëns' Ohr schlug, als ob es ihm, ihm allein zugesungen würde:

„Der Fürst von Portugal
Baut Schiffe kühn und stark,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz.

Baut Schiffe, kühn und stark,
Und schickt aufs Meer sie bald,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz!

Baut Schiffe stark und kühn,
Und schickt aufs Meer sie früh,
Und mit ihm zieht vom Hafenplatz,
Mein Töchterlein, dein Schatz!“

Wie zum Takte der Ruder klang das Lied des Schiffers, in den Endreim fielen die Ruderknechte auch andrer Boote ein, und Camoëns, der mit irrem Blicke dem entschwebenden Boote, dem singenden Schiffer und dem greisen Miraflores nachstarrte, fühlte sich von dem Blitze gestreift und gelähmt, der ihm sein dunkles Bangen und Ahnen jäh und grell erhellt hatte. Aber nur wenige Minuten währte es, daß er unbeweglich stand, wild sprang er die Stufen hinab, drängte die Palastdienerschaft, soweit sie ihm nicht ehrfurchtsvoll auswich, zur Seite. Aus seiner Tasche riß er ein Goldstück hervor, eines der letzten, die er sein nannte, warf es dem Schiffer des nächsten Bootes in die Mütze und sich selbst in das Boot, indem er dem verdutzten Ruderer zurief: „Nach dem Schiffe des Königs! Jede Minute ist kostbar!“

Der Bootsführer gehorchte dem Anrufe trotz des Murrens, das die am Ufer Zurückbleibenden, der Einschiffung ungeduldig Harrenden, sofort erhoben. Da Camoëns allein in dem kleinen Fahrzeuge saß, flog dasselbe den andern übervollen Booten rasch voraus und glitt zwischen die Reihen der Kriegsschiffe hinein, von denen wiederum dröhnendes Getümmel und brausender Lärm erscholl. Camoëns hätte die Worte, die der Schiffer an ihn richtete, nicht verstehen können, auch wenn er minder betäubt und erregt gewesen wäre. Wußte er doch nicht einmal, ob ihn Miraflores wahrgenommen hatte, als sein kleiner Kahn an dem großen, in dem der Alte saß, vorübergeschossen war, unterschied er doch nicht, ob das gleiche Lied, das ihn vorhin so mächtig durchzuckt und jede bange Ahnung in peinvolle Erwartung verwandelt hatte, hinter ihm dreinklang, oder ob es andre Lieder waren, von denen er abgerissene Töne zwischen dem Schreien, dem Waffen-

rasseln und dem Schlagen der Wogen an die Schiffe vernahm. Der Wilderregte hätte nicht sich noch andern zu sagen vermocht, was er am Bord des königlichen Schiffes wolle, eine dunkle Gewalt trieb ihn der niederschmetternden Gewißheit entgegen, die seiner dort harrte, und doch ermunterte er mit Zeichen und Mienen den verwunderten Bootsmann zur äußersten Anstrengung. Keine Viertelstunde später, als der König selbst an Bord gekommen war, stieß das kleine Boot, in dem sich Camoëns augenblicklich emporrichtete, an die königliche Galeere, von der die Schiffsleitern noch in die Flut herabhingen. Indem er hastig ein Tau zum Hinaufspringen erfaßte, hörte er doch die Frage des Schiffers noch: „Kommt Ihr zurück, Senhor? soll ich Euer warten?“ und beantwortete sie mit einem kurzen: „Warte, wenn es dir gefällt!“

Und schon klomm er empor, schon stand er am Bord und überschaute das breite, von Menschen wimmelnde Verdeck des Königsschiffes. Ein Gefühl von Schwindel drohte ihm das Auge zu verdunkeln, als er die Reihen der benachbarten Schiffe entlang blickte, die in heftiger werdender Bewegung hin- und herschwankten. Er faßte die nächste Schiffsplanke, um fester zu stehen und klarer zu sehen — er mußte sich bezwingen, wenn nicht alles, was er getan, warum er gekommen war, vergeblich sein sollte. Warum war er gekommen — was suchte, was wollte er hier? Ein bunter Schwarm von Dienern und Trabanten, die goldschimmernde Gruppe der jungen Edelleute, die sich auf dem Hochdeck um den König drängte, welcher in kriegerischem Waffenschmuck vom Schiffsrand auf die Flotte, den Hafendamm und die Türme seiner Hauptstadt zurückschaute — was sollte er sie fragen? Keine weibliche Gestalt war auf dem Deck zu sehen, mit

stummer Verzweiflung wandte er sich ab und suchte trotzig, unbekümmert um alle, zwischen Kisten und Ballen, die im Raum verstaut wurden, die Türen zu den Kajüten. Ehe er sie erreichte, fühlte er sich von einer Hand zurückgehalten, die sich mit wahrhaft ehernem Griff um seinen Arm legte. Er sah auf, Tellez Almeida stand neben ihm.

„Seid Ihr doch gekommen, Senhor Luis?" fragte er mit leiser Stimme. „Wollt Ihr sie noch einmal sehen? Dort — dort ist sie! Erkennt Ihr sie nicht trotz all Eurer Liebe und Leidenschaft, so seht Ihr auch, wie alles irdische Neigen Trug und Torheit ist!"

Er deutete auf die wenigen Gestalten, die einen Schritt hinter dem Könige auf derselben Erhöhung des Verdecks standen und das Morgensonnenlicht auf den Kuppeln des Palastes und des Klosters zum Herzen Jesu zittern sahen. Camoëns fuhr zurück, sein Herzschlag stockte, seine Lippen wurden blasser: der junge Page mit dem die Stirne tief beschattenden Hut — er glich ihr, er blickte mit ihren Augen auf Dom Sebastian, und ein Strahl leuchtete aus diesen Augen, den Camoëns noch nie wahrgenommen. Sie war es selbst, er wußte es, und gleichsam wider seinen Willen entrang sich den zuckenden Lippen die Frage: „Seid Ihr gewiß, daß es die Gräfin ist und — daß sie mit dem König nach Marokko geht?"

„Wie weit sie mit ihm geht, weiß Gott allein!" versetzte der Jesuit, und seine Blicke hefteten sich düster und drohend auf den König und die schlanke, zarte Gestalt des angeblichen Pagen. „Seid gewiß, zu lange soll der Taumel der Sünde nicht währen — ich denke, daß der König mir beichtet, bevor wir drüben in Afrika ans Land steigen."

Camoëns hatte Mühe, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen; die schmerzliche und hilflose Verzweiflung, die ihn ergriffen hatte, und die kalte, ruhige Zuversicht des Priesters, der so gar nichts nach ihm fragte und den nichts kümmerte, als das gebrochene Gelübde, standen in einem Widerspruche, der die Lachmuskeln reizte. Er fühlte ein Verlangen in sich aufwallen, nach dem erhöhten Deck hinzustürzen, die Hand Catarinas zu ergreifen und sie von der Seite Dom Sebastians hinwegzureißen. Gleichwohl blieb er neben Tellez Almeida stehen, starrte regungslos nach dem Pagen und wich mit allen andern zurück, als Admiral Casalinho plötzlich quer über das Deck schritt und gebieterisch ausrief: „Klar Deck — klar Deck! Wer nicht zum Schiff gehört, räume dasselbe auf der Stelle! Es ist der Wille des Königs! Auch Ihr, Senhor Luis — Gott befohlen, gehabt Euch wohl!“

Der Geschäftige eilte weiter, etwa ein Dutzend Menschen lösten sich aus den dichten Gruppen auf dem Vorderdeck, klimmten die über Bord hängenden Leitern wieder hinab, Camoëns befand sich unter ihnen — er wußte selbst nicht, warum er so sorglich Fuß vor Fuß setzte und nach dem Schiffer umblickte, der ihn hierhergeführt hatte. In dumpfer, stumpfer Gleichgültigkeit betrat er sein Boot; er nickte nur, als ein paar Bürger von Lissabon, die von ihren Söhnen Abschied genommen hatten und gleich ihm vom Schiffe des Königs hinweggedrängt wurden, um Mitnahme nach dem Ufer baten. Er sah starr in die Flut hinab und erhob den Kopf erst wieder, als das kleine Fahrzeug die langen Schiffsreihen hinter sich hatte und das dicht erfüllte Verdeck wieder sichtbar ward, auf dem Catarina Palmeirim noch immer bei König Sebastian stand. Aus dem Boote und von der Ufertreppe, auf der

er sich fand, ehe er die Landung bemerkt hatte, schaute Camoëns unverwandt nach der schlanken Gestalt hinüber, die ihm so vertraut gewesen war, die ihm heute so fremd dünkte und mit der die letzte Hoffnung seines Lebens entschwinden mußte. —

Und jetzt ging ein Rauschen und Brausen durch die unabsehbaren Volksmassen, die im Sonnenbrande um das Hafenbecken gedrängt standen. Der Teil der Flotte, der der Ausfahrt zunächst lag, entfaltete alle Segel und steuerte dem Meere zu, die hintern Schiffsreihen, auch das schimmernde Schiff des Königs kamen in Bewegung. Camoëns fühlte sich mitten in dem brennenden Schmerze, den er und er allein unter den Tausenden empfand, von der allgemeinen Sorge, die hier jedes Gesicht verdüsterte, mit ergriffen. Er besann sich, was für alle, für sein Land auf dem Spiele stand, in der Verstörung und Empörung seines Herzens mußte er an Manuel Barreto und seine tausendfachen Warnungen denken. Der König und das Heer und — sie, neben der er zu stehen gedacht hatte, fuhren dort hinweg, er aber hätte sich am Ufer niederwerfen und verzweiflungsvoll bald für Catarina und bald um einen Sieg beten mögen, an den er in dieser Stunde so wenig mehr glaubte als der Freund, den er verlassen hatte.

Elftes Kapitel.

Wo die riesigen Hafenmauern von Lissabon nach Süden in einen langen, immer schmäler werdenden Steindamm ausliefen, der von einer Rundung mit einem kleinen

Wachtturme beschlossen wurde, einem Turme, auf dem bei Nacht ein Leuchtfeuer entzündet werden konnte, stand an heißem Augustmittag, auf der Außenseite der steinernen Rundung, ein ungleiches Paar von Männern und blickte auf das leicht bewegte Meer hinaus, während der alte Matrose, der hier als Wächter ergraute, seinen gewohnten schattigen Sitz in der Höhlung des Turmes, zwischen Tür und Wendeltreppe, ruhig beibehielt. Mochten die beiden Fremden, der blasse Senhor, der seit Wochen schon beim Morgengrauen und oft noch am Spätabend hier erschienen, und der ehemalige Steuermann mit dem verstümmelten Arme, welcher heute zum ersten Male mit dem Senhor gekommen war, über die endlose Flut hinstarren und die Segel am Horizonte zählen — was kümmerte es den im Schatten Sitzenden? Als der Edelmann mit dem tiefen, glühenden und dem erloschenen Auge vor etwa einem Monat zum ersten Male den Steindamm dahergewandelt war und bei ihm gerastet hatte, war der Alte mißtrauisch gewesen. Seit er jedoch wußte, daß sein Besucher nichts wollte, als die Einfahrt der kleinen Schiffe beobachten, die in Zwischenräumen von mehreren Tagen von Tanger herüberkamen und im Außenhafen Anker warfen, sah er ihn ruhig kommen und gehen. Die Schiffe hatten, wie selbst der Turmwächter wußte, Boten und Briefe aus Afrika an Bord, ihnen allein galt die Teilnahme des still Harrenden. So oft von einem dieser Fahrzeuge ein Boot ausgesetzt ward und dem Innenhafen und den großen Kais am Tajo zuruderte, so oft war der geheimnisvolle Gast des alten Turmwächters den Steinwall eilends zurückgestürmt, um zuerst am Landungsplatze des Bootes zu stehen. Seit nunmehr zehn Tagen hatte er übrigens umsonst seine Blicke stundenlang über das Meer geschickt;

kein Schiff, das die kleine purpurne Flagge mit den goldnen Kastellen trug, hatte sich je gezeigt. Als heute der Edelmann gar mit einem Begleiter, der sich Bartolomeo Otaz von Cintra nannte, wieder bei dem Wachtturme erschienen war, hatte der alte Wächter in sich hineingelacht: „Drei Augen sehen freilich besser als eines, doch wo nichts zu erspähen ist, kann auch das eine schon zu viel sein!“ Und jetzt dehnte er sich gleichmütig in der Kühle des Turmes, ohne sich um seine Gäste weiter zu bekümmern.

Draußen aber, auf dem wenige Schritte breiten, mit rohen Steinplatten belegten Raume zwischen Turm und Meer, tauschten Luis Camoëns und sein Begleiter, nachdem sie zum hundertsten Male seit dem Morgen die Flut überschaut und sich versichert hatten, daß kein Fahrzeug der erwünschten Art herankomme, ihre Besorgnisse und ihre geheimsten Gedanken: „Du siehst, Bartolomeo, daß leider kein Segel in Sicht ist. Ich gebe dir mein Wort, daß ich jeden Tag, seit wir die Nachricht erhielten, daß der König mit der Flotte Tanger verlassen habe, hier verweilte und die Ankunft eines der Postschiffe, die von Afrika herüberkommen, hätte wahrnehmen müssen! Die Sorge, die mich daheim nicht ruhen läßt, treibt mich mehr hierher, als mir lieb ist. Die Regentschaft kann keine neuern und am wenigsten schlimme Nachrichten haben, und was sich gestern in Cintra herumgeflüstert hat, sind die düstern Gerüchte, die seit Wochen wie Vampyre durchs Land schwirren, unser letztes Herzblut heischend!“

Der Herbergswirt von Cintra sah Camoëns mit Mienen an, in denen sich die alte scheue Ehrfurcht und Befremdung und schlecht verhehltes Mitleid seltsam mischten. Er bemerkte, während er scheinbar den Abstand zwischen

der Flut und dem Gemäuer maß, daß mit Camoëns, seit dieser im vorigen Jahre so oft sein Gast gewesen war, eine entschiedne Veränderung eingetreten sei. Die stattliche Haltung des ritterlichen Dichters war in eine leicht gebeugte verwandelt, sein Gesicht von geheimem Gram tief gefurcht, ja der wackere Otaz wehrte sich vergebens gegen die Besorgnis, daß Senhor Luis Not leide. Gleichwohl vermochte er nichts andres zu erwidern als: „Gott gebe, daß Ihr Euch nicht täuscht, Herr! Die schlimmen Nachrichten vom Heere, wegen deren ich nach Lissabon gekommen bin, können jedoch von Ceuta nach Gibraltar und über Land zu uns gelangt sein. Die Herzogin von Braganza, die für sich selbst schon seit der Abfahrt des Königs und ihrer schönen Pflegetochter, von der man sagt, daß sie mit dem König entflohen sei, in tiefer Trauer gewesen ist, hat gestern Briefe von ihren spanischen Vettern erhalten, die bei San Lucar sitzen, und gleich darnach angeordnet, daß ihre sämtliche Dienerschaft in Trauer gekleidet werden soll. Unsre Regenten haben vielleicht dennoch Botschaften und verheimlichen sie dem Volke! In allen Straßen, durch die ich gekommen bin, sah ich bestürzte, blasse Gesichter, hörte unheilvolles Geflüster. Verzeiht mir, Herr, aber vielleicht ist dieser Euer Platz nicht mehr der rechte, um die Wahrheit aus erster Hand zu haben."

„Es kann, es darf nicht sein!" entgegnete Camoëns mit einem ergreifenden Ausdrucke schmerzlicher Verstörung und offenbar vergessend, zu wem er sprach. „Was geschehen ist, war wahrlich entsetzlich genug, doch so viel Schuld, wie du wähnst, häuft das Schicksal nicht auf ein Haupt." Und wie erwachend fügte er hinzu: „Du sagst es selbst, Otaz, von Spanien aus werden die schlimmen

Nachrichten ins Land geworfen, du solltest doch erraten können, was der Zweck solcher Ausstreuungen ist."

„Mögt Ihr recht haben, Senhor!" wiederholte Bartolomeo Otaz. „Eure Zuversicht kann ich leider nicht teilen, es liegt ein Unglück in der Luft, schwerer als ein Gewitter, man kann nur beten, daß es nicht zu zerschmetternd einschlage. Senhor Manuel Barreto, Euer Freund, hat nie Gutes von diesem Zuge geweissagt, er wird recht behalten. Euch aber kann es nicht frommen, Herr, wenn Ihr fürder Eure Tage hier verbringt. Was kommen soll, kommt, es wird Euch wenig dienen, ob Ihr es eine Stunde früher oder später vernehmt. Geht zu Euerm Freunde nach Almocegema, oder wenn Ihr das nicht wollt, nehmt Herberge bei mir in Cintra, es wird Euch alles besser sein, als daß Ihr hier auf die Unglücksboten aus Afrika harrt und Euer Herz mit tausend schlimmen Möglichkeiten martert."

„Es soll nicht sein, es wird nicht sein!" murmelte Camoëns vor sich hin und hob das ermüdete Auge wieder empor, um es abermals von der schimmernden Wogenmasse und dem heißen Blau des Mittagshimmels blenden zu lassen. „Die letzten Botschaften lauten, daß der König und sein Heer den Marsch von Arzilla nach El Arisch antreten wollten, im Lager herrschte glückliche Zuversicht, es fehlte nicht an Festen und Spielen, und wenn sie deren Königin war, so müssen die Herzen der Unsrigen höher geschlagen haben, und der Sieg war ihnen gewiß!"

Mit wachsendem Mitleid hörte Otaz die starrsinnigen wie die träumerischen Worte, die er nicht recht verstand, aber aus denen er doch erriet, wie verdüstert Camoëns' Sinn sei. Sein eignes ehrliches Herz war von schwerer Sorge um den König, das Heer und das Land erfüllt,

aber ihn dünkte, daß Senhor Luis noch ganz andre Lasten auf der Seele habe. Er versuchte noch einmal den vertraulichen Ton früherer Tage anzuschlagen: „Kommt mit mir zurück, Herr! Nicht nach der Stadt meine ich — hinaus aufs Land! Was auch geschehe, Ihr werdet es leichter tragen, wenn Ihr nicht allein seid. Freude ist nirgends in ganz Portugal zu finden, aber auch Trost läßt sich schwer gewinnen, wenn man völlig allein ist."

Camoëns machte eine abwehrende Bewegung, als Otaz auf den Weg zurückdeutete, den sie gemeinsam gekommen waren. „Gehe in Frieden heim, Bartolomeo," sagte er dann, „und habe Dank für die gute Meinung. Ich sagte dir beim ersten Begegnen, daß ich nicht daran denken dürfe, Lissabon zu verlassen, bis wir Gewißheit haben; gute Gewißheit begehre ich, Otaz, nicht Trost! Du weißt nicht, was mich bewegt, und ich kann es dir nicht erklären, doch glaube mir auf mein Wort, daß es für mich am besten ist, wenn ich hier ausharre, bis Botschaft kommt. Und gelobe mir noch eins: wenn du wieder in Cintra sitzest und Manuel Barreto bei dir vorspricht, so sage ihm nicht, daß du mich gefunden hast und wie du mich gefunden hast."

„Euer Wunsch soll mir ein Gebot sein, Senhor Luis," versetzte zögernd der Herbergswirt. „Ihr müßt besser wissen als ich, was Euch frommt, ich wüßte Euch lieber im Hause von Almocegema oder bei mir am Bord, als hier an diesem öden Strandturme. Wenn ich Euch nicht nochmals begegne, Herr, so mögen Euch die heilige Jungfrau und alle Heiligen in ihren Schutz nehmen und es fügen, daß wir uns an besserm Tage wiedersehen als am heutigen! Ihr werdet leider erfahren, daß Bartolomeo Otaz kein müßiger Schwätzer ist!"

Camoëns reichte dem Weggehenden die Hand und geleitete ihn ein halbes Hundert Schritte auf dem Molo zurück. Er war seit Wochen allen Menschen ausgewichen, soviel er es nur vermocht hatte, doch heute morgen hatte ihm das unvermutete Zusammentreffen mit dem ehemaligen Seemanne und dessen herzliche Ansprache flüchtig wohlgetan. Danach freilich, als er auch aus Bartolomeos Munde die schlimmen Gerüchte vernahm, die seit einigen Tagen durch Lissabon liefen und beim Vorüberschreiten an schwatzenden Gruppen selbst in sein Ohr geklungen waren, hatte ihn das Verlangen erfaßt, wiederum allein zu sein. Und darum nickte er jetzt Bartolomeo zwar freundlich zu und blickte ihm noch einige Minuten nach, dann aber schritt er doch nach der Rundung zurück und setzte sich, sein Schwert neben sich legend, auf die durchglühten Steinplatten an einer Stelle nieder, wo eben der Turm ein wenig Schatten zu spenden begann.

Und nun lag er wieder, das unabsehbare Weltmeer zu Füßen, von dem eine verlorne Welle von Zeit zu Zeit die steinerne Böschung und seine Sohlen netzte, und mußte um Jahre zurückdenken, an jene Zeit, wo er an tausend Tagen auf dem felsigen Strande des Eilands Macao gelegen und in bitterer Einsamkeit und dumpfer Sehnsucht in die Wasserwüste des indischen Ozeans hinausgeblickt hatte. Damals hatte ihn der Gedanke, daß er das große Werk seines Lebens noch zu tun habe, und die reine Erinnerung an Catarina Atayde, seine Jugendliebe, aufrecht erhalten und über die trostlose Öde seiner Tage erhoben — heute war das große Gedicht vollendet, heute weilte er im Vaterlande, das er damals mit heißen Tränen ersehnt hatte, und dennoch war es in seiner Seele nächtiger als in den dunkeln Tagen der Verbannung! Er hatte den

Einklang mit sich selbst, hatte die Freundschaft mit Manuel Barreto dem heißen Verlangen nach neuem Leben und spätem Liebesglück geopfert, er war selbst bereit gewesen, für ein Lächeln Catarinas und für das Bewußtsein, sie beschützen zu können, jede selbstsüchtige Hoffnung niederzukämpfen — und mit alledem hatte er nichts erreicht, als sie in die Arme des Königs, in ein Leben voll Abenteuer, voll äußerer, voll schwerer innerer Gefahr zu treiben. Über ihm waltete ein Verhängnis, er mußte des indischen Sprichworts von dem unseligen Manne gedenken, der Palmen pflanzte und einen Giftbaum wachsen sieht. Seit der Stunde, in der er Catarina Palmeirim in Knabentracht am Bord von König Sebastians Schiff erblickt hatte, war kein Laut über sie und ihr Leben zu ihm gedrungen. So viele Boten aus dem Lager er befragt hatte — keiner von allen hatte von jenem Pagen des Königs, den Camoëns mit schmerzlich zuckenden Lippen und niedergesenkten Augen beschrieb, das geringste gewußt, keiner hatte ihm sagen können, daß er unter den wenigen Frauen, die sich in Tanger und Arzilla im portugiesischen Lager gezeigt, eine Dame von dem Rang und der Schönheit der Gräfin Palmeirim wahrgenommen habe. Catarina war für ihn verschollen, und Camoëns kannte in dem großen Lissabon niemand, der mehr von ihr wissen konnte, als er selbst. Die Schwelle der Herzogin von Braganza wagte er nicht zu überschreiten, mußte er doch fürchten, daß die Herzogin ihrer Schutzbefohlenen unversöhnlich zürne, und hätte er doch selbst jetzt und nach allem, was geschehen war, kein scheltendes, kränkendes Wort wider Catarina ertragen können. Sie hatte ihm das zweite tiefe und unstillbare Weh seines Lebens zugefügt, aber sie trug so wenig Schuld daran, als vor Zeiten ihre Mutter.

Es war sein Unstern, der ihn bei der ersten Begegnung mit Catarina für sie entflammt, sein Unstern, der ihn über ihr Gefühl verblendet hatte. Wie stolz hatte sie Dom Sebastian noch an jenem Abende widerstanden, als er beide in den Gärten von Cintra belauscht hatte, wie leidenschaftlich hatte der jugendliche König sie umworben, wie verzeihlich schien es dem Dichter, daß sie in entscheidender Stunde von der eignen geheimen Leidenschaft besiegt worden sei! Glücklich, wie er selbst sie gemacht haben würde, konnte sie an der Seite des Königs nie werden; aber zürnen durfte er nicht ihr, nur seinem eignen Mißgeschick, seiner Ohnmacht und Armut! Wenn er niemals Almocegema betreten, dort nicht wochenlang gesäumt hätte, wäre es vielleicht möglich gewesen, ihr zu sein oder zu werden, was er nun nicht mehr träumen durfte. Als er sich endlich mit gewaltsamem Entschluß von Manuel Barretos Hause getrennt hatte, war sein Entschluß schon viel zu spät gekommen!

Alles dies wogte durch Camoëns' Seele, eintönig, unablässig wiederkehrend, wie die Wellen, die an den Steindamm schlugen und deren Schaum wider das graue Gemäuer des Wachtturmes sprühte. Und doch suchte er umsonst seine Gedanken bei Catarina Palmeirim festzuhalten, umsonst jeden Gedanken an das Geschick König Sebastians und des vaterländischen Heeres abzuwehren, vergeblich rief er grollend in sich hinein: da dem König der höchste Gewinn geworden sei, könne es ihm an jedem andern nicht fehlen. Und selbst wenn ihn der Sieg nicht krönen sollte, wenn der Fürst von dem großen Zuge ruhmlos heimkam, wie er schon einmal von Tanger zurückgekehrt war, so wollte Camoëns darum nicht trauern. Aber mitten in diesen trügerischen Vorsätzen überlief es

ihn heiß, er empfand, daß die dumpfe Furcht in seiner Seele, die Ahnung eines ungeheuern Unheils, vielleicht gar einer Schmach der vaterländischen Waffen, unablässig wuchs, er wiederholte sich alle düstern Weissagungen Barretos, er gedachte jenes letzten frevelnden Briefes an den Freund, in welchem er den Ausgang seines Wagnisses als ein Gottesurteil berufen hatte. War das Urteil nicht schon an jenem Morgen wider ihn gefallen, als Catarina Palmeirim auf dem Königsschiffe hinwegfuhr? Es durfte ihn nicht härter, nicht zerschmetternder treffen, es war höchste und letzte Zeit, daß mindestens gute Botschaft aus Afrika kam.

So lag er in unerquicklichem Sinnen und im stummen, grimmigen Hader mit sich selbst am Meeresrande und achtete die Tropfen, die von einer zerbrechenden Welle in sein Gesicht sprühten, als einzige Erquickung, er merkte, daß die Stunden verrannen, und fand nicht die Kraft, die Stundenschläge von den Türmen zu zählen.

Da, mit einem Male, kam Leben und Bewegung in ihn, in der Richtung der See, in welcher er und Otaz vorhin umsonst ausgespäht hatten, tauchten ein paar dreieckige Segel, ein kleiner Schiffsrumpf auf; vom Südost rasch daher getrieben, steuerte ein Fahrzeug dem Strande näher. Es hielt sichtlich nicht auf den Hafen und die Einfahrt des Tajos, sondern auf die südliche Außenreede zu; je gespannter Camoëns hinüberblickte, umso gewisser ward ihm, daß der alte Wachtturm, neben dem er jetzt stand, das Merkzeichen des herankommenden Schiffes sei. Bald ward es klar, daß das wunderlich aussehende, unsicher gesteuerte Fahrzeug nach der sandigen Einbuchtung südlich vom Molo strebte, wohin sich sonst nur Fischerbarken wandten. Einen Augenblick durchzuckte Camoëns der Ge-

danke, daß es maurische Piraten von El Arisch sein könnten, welche die Küste heimsuchten, bald aber konnte er Gestalten auf dem Deck unterscheiden und glaubte deutlich zu sehen, daß die Herankommenden Landsleute seien. Immer seltsamer schien ihm das Gebahren der Schiffer, immer höher wuchs seine eigne Erregung. Und als vollends das Schiff nur wenige hundert Schritte von dem Steindamme auf den Ufersand lief und alsbald zwei Boote aussetzte, als Camoëns erkannte, daß die gesamte Bemannung vom Deck herab in die Boote sprang, da verließ er eilends den Wachtturm und stürmte den Landenden entgegen. Er wußte, daß es keine Botschaft von Heer und Flotte sein könne, wie er sie sonst hier erwartet hatte, aber von Afrika mochten die Schiffer doch kommen. Jetzt nahm er wahr, daß es Bewaffnete waren, welche die Boote erfüllten, warf einen Blick nach dem alten Turmwächter zurück, der gleichfalls aufmerksam geworden und unter die offene Pforte seines Turmes getreten war, dann schritt er entschlossen auf die Kommenden los, die eben ihren Booten entstiegen und den Steindamm aufwärts klommen. Indem er die emportauchenden Köpfe der Männer schärfer ins Auge faßte, fuhr er unwillkürlich zusammen, denn den ersten, der ihm zunächst war, erkannte er, trotz der blutbefleckten Binde, welche dieser um Stirn und Hinterhaupt geschlungen trug, und trotz seines halb verwilderten, halb erschöpften Aussehens, deutlich. Es war der Seemann, den er in der Stunde seines Wiedersehens mit Barreto in der Nähe des Klosters zum heiligen Kreuz an der Spitze wilder Genossen erblickt und den er dann in kriegerischem Schmucke und in kriegerischer Laune in Otaz' Herberge wiedergesehen hatte. Jetzt stand jener im durchnäßten Schifferwams, mit zerrissener Schärpe, im Gürtel noch das kurze Schwert,

aber ohne Hut und Schuhe, keuchend auf dem Steindamme, und neben ihm wuchs ein Dutzend andrer Gestalten, alle gleich wüst, gleich verstört und matt, die meisten mit Wunden und armseligem Verbande, die Böschung des Dammes empor. Camoëns, der noch immer auf den Vordersten schaute, bemerkte an dem verwundert erschrockenen Blicke des braunen Gesellen, daß auch dieser ihn erkannt habe. Er war mit einem Sprunge neben ihm, faßte ihn heftig am Arme und rief ihm zu: „Mensch, wo kommst du her? Wem gehört das Schiff, das Ihr dort verlaßt? Und warst du nicht bei der Flotte oder beim Heere des Königs?"

„Recht, ganz recht, Senhor, ich war auf der Flotte und auch beim Heere," sagte der Angerufene und trat auf dem Steindamme hin und her, als ob es ihm wohltue, festen Boden unter den Füßen zu haben. Die mit ihm Gelandeten starrten verwundert auf den Mann, der sie hier aufhielt, einigen von ihnen ward es offenbar schwer, sich aufrecht zu erhalten.

„Und wo ließt Ihr die Flotte, wo das Heer?" fragte stürmisch Camoëns. „Seid Ihr Fahnenflüchtige oder Verschlagene?"

„Wo die Flotte zur Zeit ist, weiß ich nicht!" versetzte der Seemann mit dumpfer Stimme. „Admiral Diogo da Sousa hatte uns mit zwei kleinen Schiffen, welche Lebensmittel ins Lager führen sollten, in eine Bucht, halbwegs zwischen El Arisch und Arzilla, geschickt. Wir brachten die Ladung ans Land und gerieten mit unserm Zuge mitten in die Mordschlacht, die um Mittag noch toste. Das Heer — König Sebastians Heer, Senhor! — liegt am Ufer des Luccos, bei den Sandhügeln von Alcacer, erschlagen; wie wir hier stehen, sind wir allein von tausenden,

die um uns fielen und starben, zur Küste entronnen und haben das Schiff erreicht, das Ihr dort seht! Wer sonst noch lebt, wir wissen es nicht!"

Camoëns blickte starr auf den Sprechenden, und dann auf dessen Begleiter, von denen sich einige näher herandrängten, als ob sie ihren Genossen schützen wollten. Er vermochte nicht zu sprechen und hatte das Ungeheure, das in den wenigen abgerissenen Worten des Seemanns lag, noch nicht erfaßt. Einer der Ankömmlinge, welcher eine schwere Schulterwunde mit dem Rest seines Linnenhemdes verbunden hatte und mit offenem Wams und nackter Brust vor Camoëns stand, rüttelte den Bestürzten am Arme und sagte: „Wir merken, Senhor, daß wir die ersten sind, welche die Unglückskunde hierher tragen! Das Unheil ist schon vor zehn Tagen geschehen und wird seitdem um nichts besser geworden sein, aber erfahren müßt Ihr hier, was wir dort ertragen mußten!"

„Der König und des Königs Umgebung und — Haus, was wißt Ihr von ihnen?" stieß Camoëns hervor, und sein Blick wie die Farbe seines Gesichts verrieten deutlich, daß er die Botschaft der Flüchtlinge zu begreifen anfing.

„Ihr fragt mehr, Herr, als wir wissen!" entgegnete der Krieger. „Da, Nuno Nunez und Joham Zorro und Pero Ayras haben gleich mir vom frühen Morgen bis zur Nachmittagssonne in den Schlachtreihen gestanden, und meine Wunde habe ich erst empfangen, als nur noch verlorne Haufen und keine Reihen mehr stritten. Mir ist, als hätte ich des Königs großes Banner und ihn selbst noch unter diesem Banner fechten und auf die Mohren eindringen sehen, als wir selbst keinen Streich mehr tun konnten und denen da — er deutete auf den Seemann

— nachtaumelten, weil sie den Weg zur Küste zu kennen behaupteten. Joham und Nuno dagegen versichern, daß sie den König schon eine halbe Stunde früher hätten fallen sehen. Wenn Ihr hier noch nichts erfahren habt, Herr, so werden sie wohl recht haben."

„Um aller Heiligen willen! Ihr wagt ja Kopf und Leben, wenn Ihr solchen Bericht ins Volk schleudert und nicht besser sagen könnt, was aus König Sebastian geworden ist! Wißt Ihr nichts, gar nichts von den Begleitern des Königs, von denen, die im Lager um ihn und bei seinen Zelten waren? Haben die Marokkaner denn das Lager der Unsern erobert?" fragte Camoëns, und sein Blick hing so flehentlich gespannt an den Lippen des wunden Soldaten, daß dieser unwillkürlich ein paar Schritte vor dem drängenden Frager zurücktrat.

„Ich wüßte nicht, wer es ihnen hätte wehren sollen!" rief der Ankömmling. „Noch einmal, Senhor! wir sind keine Memmen, die in der Schlacht ihre Fahne verlassen haben! Wir haben gestritten, so lange wir konnten, und an das nackte Leben erst gedacht, als alles verloren war. Es gibt kein portugiesisches Heer mehr, versprengte Häuflein gleich unserm irren vielleicht nach der Küste und suchen die Flotte; was die Mohren nicht gefangen haben, liegt erschlagen, tausend bei tausend, und es werden wenige darunter sein, die ihre Wunden im Rücken tragen! Wenn der König lebt, werdet Ihr es bald genug hören, das Lösegeld wird nicht klein sein, das der siegreiche Sultan von Fes begehren wird."

„Das ganze Heer!" sagte Camoëns vor sich hin und nahm seine schmerzende Stirn zwischen beide Hände, als ob er eine völlig dunkle, verworrene Erzählung vernähme, in die er Klarheit und Sinn hineinbringen möchte. „Wie

war es möglich, daß wir eine solche Niederlage erlitten, daß die Schlacht ohne Rettung verloren ging und alles, alles geopfert ward?"

„Wie es möglich war?" fragte der Soldat finster dagegen. „Malt es Euch aus, wie es um unser Heer stand: glühende Sonne über wüsten Sandflächen und dornigtem Gestrüpp, und weit und breit kein Schatten, keine andere Erquickung für unsere Scharen, die seit vierundzwanzig Stunden weder Brot noch sonst etwas erhalten hatten, als das trübe Wasser des Flusses! Im Heere des Feindes die zehnfache Übermacht, Heuschreckenschwärme leichter Reiter, deren Pferde frisch waren, während die unsern ihre Kräfte bei dem Marsche von Arzilla bis zur Ebene von Alcacer erschöpft hatten! Vor Beginn der Schlacht eine schlaflose Nacht, denn der König ließ die Unsern vor dem Morgengrauen wecken! Nehmt dazu, Senhor: vor der Schlacht befahlen auf unserer Seite alle und in der Schlacht keiner! Dom Sebastian warf sich gleich zu Anfang mit den Edelleuten seines Hauses und seinen Leibwachen auf den Feind, und jeder, der einen Haufen führte, tat, was ihm das rechte schien. Die schwerbewaffneten Deutschen erstickten in ihren Harnischen, als sie im Anlauf an den Feind zu kommen suchten, jeder Oberst stritt für sich ohne Plan, und niemand übersah das Schlachtfeld im ganzen. Wir verließen unser Lager, wo uns Hügel und Gräben notdürftig gegen den Anprall der Mohren gedeckt hatten, wir sollten von einer Wagenburg umschlossen werden, aber die Vortruppen unter dem großen Banner des Königs, das Dom Luis de Menezes trug, waren schon mit den Marokkanern handgemein, ehe ein Karren heranfahren konnte. Unsere Geschütze feuerten wenige Male und waren dann nutzlos, wir konnten sie nicht in die ungestüme Vor-

wärtsbewegung hineinreißen, und sie standen den Nachdrängenden im Wege. Ob die Heiden von ihrem Sultan, der während der Schlacht gestorben sein soll, oder vom Satan selbst geführt wurden, weiß ich nicht, aber sie wurden gut geführt. Sie hatten den Fluß vor sich und die Mauern ihrer Stadt Alcacer zum Stützpunkte, sie widerstanden uns im Mittel der Schlacht in trotzigen, dichten Massen und dehnten auf beiden Flügeln ihre Geschwader immer weiter aus, so daß selbst wir gemeinen Krieger sahen, daß unsere Gewalthaufen in der Begier, sie nicht entrinnen zu lassen, sich zu weit auseinander zettelten. Bald danach, als die Sonne gegen den Mittag stieg, begannen die Mohren in endlosen Zügen vorzudringen, unsre Reihen schmolzen zum Erschrecken, und auf das Gerücht, daß im Rücken des Heeres das Lager und alle Geschütze genommen seien, fingen die schlechtbewaffneten Leute, die hinter den Deutschen und den Reitergeschwadern des Herzogs von Aveiro gestanden hatten, an, sich zu zerstreuen. Der Feind drang immer heftiger auf uns ein, die Schar, bei der ich war und die Dom Antonio, der Prior von Crato, führte, suchte sich mit den Scharen, die um den König waren, zu vereinigen. Wir konnten noch deutlich erkennen, wie der König an der Spitze von ein paar hundert Reitern sich wieder und wieder auf die maurischen Reihen warf, ohne sie durchbrechen zu können, wir sahen das goldne Kruzifix, das Fray Tellez Almeida, des Königs Beichtvater, hoch trug, weithin glänzen, und des Königs Banner ging noch von Hand zu Hand. Aber rechts und links von uns wirbelte der stäubende Wüstensand und der Pulverdampf in immer dichteren Wolken, unter den Hufen der arabischen Reiterhaufen knickten die Scharen, die sich ihnen entgegenwarfen, wie Halme im Felde zusammen, zwischen Blut-

lachen und Leichenhaufen erhoben und sammelten sich stets weniger Kämpfer, rings war alles Sonnenbrand, wilde Flucht und Todeskampf. In den letzten beiden Stunden, da wir fochten, hat keiner mehr einen Befehl vernommen — das christliche Heer ward zwischen den ungeheuern Massen der Ungläubigen schier zermalmt, es war, als ob der rollende Wüstensand unter unsern Füßen sich in Rosse und Reiter verwandelte. Der Weg, auf dem wir flüchteten, war mit den Leichen der Mohren bezeichnet, dazwischen lagen die unsern. Mit meinen Augen sah ich den Herzog von Aveiro und Dom Ayras de Silva, den Bischof von Porto, Dom Jayme von Braganza und Don Francisco de Aldana, den Obristen der Spanier, tot liegen, auch Fray Tellez, der das Kreuz noch in seiner blutigen Hand hielt, lag da mit klaffender Stirnwunde! Andre werden Euch andre Namen nennen können, wenn Ihr's begehrt."

„Der König hatte Pagen um sich," sagte Camoëns, dessen Erschütterung selbst die halbverwilderten Flüchtlinge ergriff, mit heiserer Stimme. „Saht ihr sie weder lebend noch tot?"

„Nein, Senhor, keinen von ihnen, sie werden liegen, wo Seine Majestät geblieben ist. Gott tröste Euch, wenn Ihr einen Sohn unter ihnen hattet, es werden sich viel tausend Väter in Portugal trösten müssen. Und nun haltet uns nicht länger auf, wir wollen von hier aus die Straße nach Setubal einschlagen, wo wir im Hospital der barmherzigen Brüder Unterkunft und Hilfe zu finden hoffen. Wir sind nicht die Leute, die auf Straßen und Plätzen von Lissabon verkünden mögen, was geschehen ist; der erste Bote von einem großen Unheile läuft stets Gefahr für sich selbst, und die frommen Brüder in Setubal

werden schon sorgen, daß unsere Nachrichten zu den Ohren der Regenten kommen."

„Wenn Ihr etwas für uns habt, zu einem Trunk unterwegs, so gebt es uns nur! unsere Löhnung wird mit dem Seckelmeister auf dem Felde von Alcacer verloren sein," mischte sich der braune Seemann, Camoëns vertraulich zunickend, ins Gespräch.

Camoëns griff hastig und verlegen in die Taschen seines Wamses und legte einige Geldstücke in die entgegengestreckten Hände. „Es tut mir leid, daß ich Euch nur wenig geben kann, ich bin selbst arm — doch zu einem Trunke reicht es wohl!" Er verstummte und wandte sich von den Flüchtlingen hinweg, die ihrerseits den Damm hinabeilten und dann eine Seitenstraße einschlugen.

Der Soldat, der die Schlacht geschildert hatte, schien sie zu führen, er war auch der einzige, der noch einen Blick nach Camoëns zurücksandte und dessen Gesicht dem Erschütterten, Verstörten zum andern Male die Gewißheit erweckte, daß er keine wilden Lügen, keine phantastischen Schiffergeschichten, sondern grausige, niederschmetternde Wahrheit gehört habe. Camoëns lechzte umsonst nach einem freien Atemzuge, ihm war zumute, als könne er auf derselben Stelle, auf der er das Entsetzliche vernommen hatte, enden, und doch trieb es ihn gewaltsam hinweg, hinein zur Stadt, an jeden Ort hin, an dem er hoffen konnte, Näheres und vielleicht ein Wort über das Schicksal Catarinas zu vernehmen. Wie eine neue Last zu der alten, die seine Seele schon trug, überfiel ihn der Gedanke, daß er vergessen habe, nach Mulei Mohammed, dem Emir, zu fragen, welcher bei Alcacer an der Seite König Sebastians und seines Heeres gefochten hatte. Wehe der Ärmsten, wenn sie in dessen, wehe ihr, wenn sie überhaupt in die Hände

seiner Landsleute gefallen war! Er mußte alles versuchen, von ihr zu hören, und gestand sich doch zugleich ein, wie aussichtslos jeder Versuch sein würde. Durch sein Hirn zuckten wilde, wechselnde Bilder, er sah Catarina Palmeirim klagend und verzweifelnd über das Schlachtfeld irren, sah sie auf elender Flucht oder in maurischer Gefangenschaft — mit dem Könige zugleich oder ohne ihn, und dann ergriff ihn wild das Gefühl seiner Ohnmacht, er schlug sich vor die fieberheiße Stirn und murmelte vor sich hin: „Da gähnt die Kluft wieder, die ich Tor vergaß! Selbst wenn ich das letzte, was ich habe, Leib und Leben für sie hingeben wollte, die Mohren würden des schlechten Tausches spotten — ein alternder Mann für ein blühendes junges Weib! Doch das überlebt sie nicht, es kann nicht Gottes Wille sein, sie in neue, tiefere Schmach zu stürzen, um mich zu treffen."

In seiner dumpfen Verzweiflung eilte Camoëns noch einmal nach dem Wachtturme zurück, um dem alten Wächter, seinem Genossen an so vielen Tagen, in leidenschaftlich fliegenden Worten die erschütternden Nachrichten mitzuteilen. Mit stumpfer Neugier lauschte der Alte der Unheilskunde; dann sagte er: „Es wird nicht so schlimm sein, wie die Flüchtlinge berichten. Der König und die großen Herren haben sicher Mittel gefunden, sich zu retten oder zu lösen, die armen Burschen pflegen es allein zu sein, welche die Zeche bei solchem Kriegsgelage zahlen. Ist es aber wahr, ist König Sebastian wirklich tot, so haben wir die Spanier im Lande, ehe viel Zeit hingeht."

Camoëns folgte diesen lauten Betrachtungen schon nicht mehr. Sowie er sah, daß der Hafenwächter ruhig blieb, hatte er sich von ihm hinweggewandt und den Weg über den Molo nach dem Innenhafen und von dort zur

Stadt eingeschlagen. Den ersten Menschen, denen er begegnete, sah er es an, daß er nicht der Alleinwisser eines schweren Geheimnisses sei, wie er im Anfange seines Weges geträumt hatte. Wo der Steindamm an den Innenhafen stieß, waren eben ein paar Schiffe ausgerüstet worden, die dem König nachgeschickt werden sollten. Jetzt hatten Schiffsleute und Lastträger die Arbeit eingestellt, standen in dichten Gruppen, rufend, flüsternd, heftig gestikulierend, zum Teil laut weinend beisammen, Camoëns wußte im Vorübergehen schon, wovon sie sprachen. Sie riefen ihn an, ohne ihn zu kennen: „Wißt Ihr schon, Senhor?“ Er konnte nur stumm nicken, sie sahen an seinen Zügen, daß er alles wußte. Je weiter er kam, um so deutlicher ward es, daß inzwischen noch andere Boten der vernichtenden Niederlage nach Lissabon gelangt seien als die Flüchtlinge, welche gegen Setubal hinabgezogen waren. Ein brausender, verworrener Lärm, in den sich die Trauerglocken zahlreicher Kapellen und Klöster mischten, scholl dem Näherkommenden entgegen, an dem prächtigen Kai, an dem sich vor nicht zwei Monden König Sebastian und sein glänzendes Gefolge eingeschifft hatten, drängten sich Hunderte von wilderregten Menschen um einen Mann zusammen, der laut redend auf jener steinernen Erhöhung stand, welche die Hafenmauer von der Straße für Fuhrwerke trennte. Die schmerzvollen Ausrufe: „Der König! König Sebastian! Unser tapferes armes Heer!“, die in Camoëns Ohr drangen, ließen ihn über das, was der Unbekannte verkündete, nicht im Zweifel. Zum Überflusse entdeckte er unter der Menge, welche dort dicht gedrängt stand, den wackern Herbergswirt von Cintra, von dem er sich vor wenigen Stunden getrennt hatte. Camoëns brachte es nicht übers Herz, an dem einzigen in dieser Masse vorüberzugehen, den er aus

bessern Tagen kannte. Er faßte schweigend seine Hand, und Otaz wandte sich hastig zu ihm herum: „Ihr seht, Senhor Luis, daß ich keine Gespenster sah! Wollte der Himmel, ich hätte sie gesehen, denn daß es so, so ganz vernichtend, so trostlos niederschmetternd kommen sollte, als ob Gottes härtester Zorn über Portugal wäre, das habe auch ich nicht gefürchtet! Herr, was soll aus uns, aus diesem armen Lande werden?"

„Wer ist der dort auf dem Steine? Was erzählt er? Wie hat sich die Unglückskunde mit einem Male verbreitet? unterbrach Camoëns den Schluchzenden.

„Es ist einer von den reitenden Boten, die der spanische Gouverneur von Cadiz mit dem Berichte von der Unglücksschlacht hierher gesandt hat. Er ist aber nicht der einzige! Wie aus der Erde stiegen die Unheilsboten mit einem Male auf, es ist, als hätten sie alle auf einen Tag und eine Stunde gewartet. In Lagos sind zwei Schiffe eingelaufen, die drei Tage nach der Schlacht in Arzilla abgesegelt waren. Sie haben ein paar Versprengte von Alcacer und einige aus des Königs Dienerschaft gebracht, welche er in Arzilla zurückgelassen hatte! Sie wissen von dem entsetzlichen Ende nicht mehr als jetzt wir alle!"

„Weißt du nicht, Bartolomeo, wo ich einen von diesen Dienern finden, ihn selbst hören könnte? fragte Camoëns, der bei Otaz' letzten Worten aus seiner schmerzlichen Betäubung für einen Augenblick erwachte.

„Ich habe nur erfahren, daß sie mit den aus der Schlacht Entronnenen und unsern Regenten nach dem Schlosse des Dom Henrique geeilt sind, des Kardinal-Infanten, der unser König sein wird, wenn Dom Sebastian wirklich in der Schlacht gefallen ist. Ob nicht doch einer von

ihnen in Lissabon geblieben ist, weiß ich Euch nicht zu sagen, Senhor. Die Leute vom Schlachtfelde widersprechen einander in allem, was sie sagen; unter dem Volke will noch keiner an den Tod des Königs glauben."

Camoëns hörte schon nicht mehr, was Bartolomeo ihm nachrief. Ihn trieb es weiter, zum Palast, zum Profeßhaus der Gesellschaft Jesu, zum Franziskanerkloster, zur Admiralität, in der die Regentschaft ihren Sitz genommen hatte, überallhin, wo er eine schwache Hoffnung hegen durfte, Nachrichten und irgend eine Gewißheit über Gräfin Catarina zu erlangen. Völlig unbekümmert um das Gedränge, in das er geriet, ließ er sich von den Massen, die in wilder Erregung vom Hafen gegen das Königsschloß hinwogten, forttragen. Ganz Lissabon war jetzt in Aufruhr, die Unheilskunde, welche am Morgen noch scheu und leise durch die Hauptstadt geschlichen war, scholl jetzt von tausend Lippen, abenteuerliche Gerüchte, ja Wundererzählungen, wie der König gerettet worden, wohin er geflüchtet sei, wurden von den Ecksteinen derselben Straßen laut verkündet, durch welche eine feierliche Prozession von Lissabonern Ratsherren mit schwarzen Bannern zog und nach alter Sitte um den Tod des Königs feierlich wehklagte. Die nächsten auf- und abwogenden Volkshaufen vernahmen die eintönigen Rufe des Ratsherren, stimmten in die schmerzlichen Klagelaute ein, wiederholten murmelnd die kurzen Gebete für des Königs Seele und lauschten dann wieder den Berichten Unbekannter, die genau wissen wollten, daß Dom Sebastian in der Nacht nach der Mohrenschlacht die Festung Arzilla erreicht habe und mit der geretteten Flotte in den Tajo zurückkehren werde. Die dumpfe Stille, welche seit Wochen über der großen Hauptstadt gelegen hatte, war plötzlich einem fieberhaften Leben

gewichen, Camoëns hatte das Gefühl, so oft er sich durch eine der wehklagenden, zürnenden und schwatzenden Scharen hindurchwand, als seien alle Menschen von einem Taumel der Furcht und des Schmerzes ergriffen. Er selbst war am wenigsten frei davon, von Zeit zu Zeit merkte er, daß er durch Straßen irre, die nicht an seinem Wege lagen, und dann fragte er sich bitter, was denn sein Weg sei? Den Gedanken, in die einsame, dürftige Wohnung zu flüchten, in der er verborgen dahingelebt hatte, seit er wieder in Lissabon war, wies er weit von sich. Wie ein Traum am hellen Tage überkam ihn eine plötzliche Sehnsucht nach dem Schatten von König Diniz' Platane und dem hellen Springbrunnen von Almocegema, ein Verlangen, Barreto die ganze Pein zu enthüllen, in der er zur Stunde lebte. Sobald er ernst darüber nachdachte, wußte er auch, daß er um nichts in der Welt dem Freunde hätte begegnen mögen, jetzt, wo jede dunkle Vorhersagung desselben in Erfüllung ging und wo sein eignes Gewissen ihn hart anklagte. In der Nähe der Kirche do Carmo traf der Dichter auf einen Volkshaufen, welcher eine Gruppe älterer Bürger umgab, die laut um ihre erschlagenen Söhne jammerten und grimmige Verwünschungen auf die Häupter aller herabriefen, die zu dem Zuge nach Afrika geraten hatten. Er sah betroffen auf die schmerzerregten und tränenüberströmten Gesichter, die wild erhobnen Arme und Fäuste, er hörte, zusammenschauernd, die wilden Drohungen wider Dom Joao von Belem, wider Pedro Alcacova und die Räte, denen der König die Regierung des Landes vertraut hatte. Ihn selbst kannte hier niemand, er brauchte, mitten durch die Wütenden hindurchschreitend, keine Furcht zu hegen. Aber es war ihm, als seien in dem wilden Aufschrei, den Klagerufen und Flüchen der Masse nur die

tausend Stimmen laut geworden, die in der eignen Seele wider ihn aufschrien. Jene Verse seiner Lusiaden, in denen er König Sebastian zum Kampfe gegen die Heiden aufgerufen, dröhnten strafend in ihm wieder, und er wußte, daß er sie nicht zum Schweigen bringen könne!

Endlich stand er vor der geschlossenen Pforte zum Profeßhaus der Jesuiten, in welchem er während des vorjährigen Herbstes Fray Tellez Almeida mehr als einmal besucht hatte. Er zog auch heute, wie er es gewöhnt war, die Torglocke, und erst nachdem er dies getan, kam ihm, wie eine Eingebung, der Gedanke, nach Fray Rafael, Tellez' Vorgänger, zu fragen, ihm zu berichten, was er über das Ende des jüngern Ordensbruders vor wenigen Stunden auf dem Steindamm beim alten Wachtturme vernommen hatte. Als der Pförtner ihm nach einigem Zögern öffnete und er die kühle, hohe Vorhalle mit ihren Heiligenbildern betrat, beklemmte ihn die ungestörte, feierliche Stille, die hier herrschte. Auf sein Verlangen, Fray Rafael zu sprechen, ward er bedeutet, daß sämtliche Bewohner des Hauses eben zu Totengebeten für Dom Sebastian vereinigt seien und er daher im Sprechzimmer warten möge. Er selbst hatte seit dem Zusammentreffen mit den Flüchtlingen von Alcacer nicht mehr am Tode des Königs gezweifelt. Dennoch ergriff es ihn von neuem mit schmerzlicher Gewalt, daß man auch hier dieses Ausganges gewiß sein mußte. In dem schmucklosen Sprechzimmer ging er ruhelos auf und ab, die halbe Stunde, die er hier verlebte, dehnte sich dem Erregten in qualvoller Weise aus, er mußte sich sagen, wie verschwindend gering die Aussicht sei, hier etwas von dem zu hören, was ihm allein noch wissenswert dünkte, und dennoch zwang er sich, geduldig auszuharren.

Da vernahm er leise Tritte — Fray Rafael, nach der Gewohnheit des Ordens von einem andern Ordensbruder begleitet, kam in das Gemach. Er blickte einigermaßen überrascht auf seinen Besucher, machte aber das Zeichen des Segens und hub selbst an: „Wir sehen uns zu schwerer Stunde wieder, Senhor Luis! Es sind harte Prüfungen, die es Gott gefallen hat, uns und diesem Lande aufzuerlegen. Und was führt Euch an solchem Tage zu mir, zu uns? Vermag Euch dies Haus einen Dienst zu leisten?"

„Ich denke nicht, ehrwürdiger Bruder," versetzte Camoëns. „Ich kam zu Euch, um Euch wissen zu lassen, was mir einer der Flüchtlinge vom afrikanischen Schlachtfelde berichtet hat. Euer Ordensbruder, Fray Tellez, der auch mir wohlwollte, hat seinen Eifer für den Glauben mit dem Leben bezahlt; ein Soldat, der mir zuverlässig erschien und der bei den barmherzigen Brüdern in Setubal Zuflucht gesucht hat, will ihn unter den Toten des Schlachtfeldes erkannt haben."

„So ließen uns unsre Brüder, die zum Dienste der Besatzung in Arzilla sind, gleichfalls schon wissen," entgegnete Fray Rafael ruhig. „Sie hoffen, daß man ihnen den Leichnam des Beneidenswerten, der den Märtyrertod gefunden hat, ausliefern werde. Der neue Sultan von Marokko ist uns nicht feindlich gesinnt, er hat selbst König Sebastians Leiche der Sorgfalt gefangener Portugiesen vertraut, er wird, hoffen wir, nicht zögern, auch die unsers Bruders gegen Lösegeld zur christlichen Bestattung zu überlassen."

Camoëns hörte aus der Antwort des Jesuiten heraus, daß man im Ordenshause nicht erst seit einigen Stunden Nachrichten habe; aufwallend und mit einer Bitterkeit, die

er nicht zu besiegen vermochte, sagte er: „Ich wußte nicht, ehrwürdiger Bruder, daß Ihr Euch in dem unübersehbaren Elende und Unheile so rasch schon christlich gefaßt hättet! Da Ihr jedoch alles zu wissen scheint, verzeiht mir noch eine Frage. Haben Euch die Ordensglieder in Arzilla nicht auch berichtet, ob unter den jungen Toten aus des Königs Umgebung etwa ein Mädchen — ein Weib gefunden worden ist, das Seine Majestät in Pagentracht ins Feld begleitet hat? Oder vermögt Ihr, sofern Ihr nichts erfuhrt, noch jetzt nach dem Schicksal einer Unglücklichen, das mir schwer auf dem Herzen liegt, forschen zu lassen?“

Camoëns' Blick richtete sich mit Spannung auf die beiden Priester, es war ihm, als ob sich diese rasch angesehen und ein Zeichen gewechselt hätten. In seiner Erregung meinte er selbst ein flüchtiges, höhnisches Lächeln auf Fray Rafaels Lippen wahrgenommen zu haben. Der Jesuit senkte die Augen zu Boden, besann sich kurz und sagte dann tonlos ruhig: „Meint Ihr die Gräfin Palmeirim mit Eurer Frage, und wißt auch Ihr von der Versuchung, welcher König Sebastian leider auf kurze Zeit erlegen ist? Auf das Schlachtfeld, auf dem der König einen heiligen Tod als Glaubenskämpfer gefunden hat, ist die unheilige Verführerin nicht gelangt! Das wißt im voraus. Der selige Fray Tellez ist in seiner Pflicht nicht säumig gewesen und, dank seinem Zuspruche, hat sich unser junger Herrscher rasch auf sein besseres Selbst besonnen. Schon in Tanger war bei Dom Sebastian der sündige Rausch verflogen, Gräfin Catarina ist auf des Königs Gebot daselbst zurückgeblieben, und wir haben den Trost, daß der König zu den Vorsätzen seiner makellosen Jugend zurückgekehrt war, manchen Tag, ehe ihn Gott zu den

Scharen der streitbaren Heiligen erhob! Wenn Euch daran liegt, daß die Gräfin Palmeirim kein bloßes Schwert blinken gesehen, hinter den festen Mauern von Tanger war sie, glaube ich, sicher genug!“

Camoëns verspürte eine Anwandlung, den Priester, der so verächtlich-gleichgültig von Catarina sprach, an Schultern und Kehle zu packen und ihn zur Abbitte zu zwingen. Gleichwohl durchschauerte ihn mit dem Zorne zugleich ein Gefühl plötzlicher Erlösung, durch die dumpfe Enge, die ihn seit Stunden umfangen, drang es wie ein Strom von Luft, er erinnerte sich an Fray Tellez in dem Augenblicke der Abfahrt und fühlte, daß der ältere Priester, der so ernst gefaßt vor ihm stand, in bezug auf Catarina die Wahrheit gesprochen habe. Wie schwer auch die Last des Schmerzes noch auf ihm lag, um einen Teil ward ihm leichter, Catarina lebte wahrscheinlich, und sie bedurfte seiner vielleicht mehr denn je, wenn auch anders, völlig anders, als er ehedem geträumt hatte! Er verbeugte sich vor Fray Rafael, dankte kurz für die tröstliche Nachricht, und während er noch vermeinte, die dunkeln, prüfenden Augen der beiden Ordensbrüder auf sich ruhen zu fühlen, stand er schon wieder jenseits der Torschwelle, mitten auf dem Platze vor dem Profeßhause, mitten in dem endlosen Jammer und Getümmel, die ganz Lissabon erfüllten.

Unheimlich widerspruchsvoll, wie niemals zuvor, war es jetzt Camoëns inmitten dieses Getümmels zumute. Er empfand wie die klagenden Tausende, zwischen denen er sich hindurch und wieder nach dem Hafen drängte, und dennoch verschieden von ihnen! Das Unheil der Niederlage, die düstre Aussicht in die Zukunft, in der sein Vaterland in spanische Hände fallen mußte, brannten in seiner

Seele, er sah im Geiste das Schlachtfeld von Alcacer mit den Leichen derer bedeckt, die vor kurzen Wochen streitfroh und ruhmesdurstig durch eben diese Straßen gezogen waren, die glutroten Wolken, in denen die Sonne niederging, gemahnten ihn heute so seltsam an Blut — und doch war es ihm, als habe mit einem Male sein Dasein, mitten in all dem Jammer, wieder einen Zweck erhalten. Er erblickte in dem trostlosen Dunkel ein Licht, flackernd und schwankend, aber dennoch erreichbar. Er schlug abermals den Weg zum Hafen ein, nicht um in dumpfer Spannung neuen erschütternden Nachrichten aus Afrika entgegenzuharren, sondern um zu erforschen, wie bald ein Schiff nach Tanger hinüberfahren werde. Ein paarmal blickte er auf die Spange seines Wamses, in welcher der große Smaragd des Maharadscha von Dharwar noch funkelte, und ein schwaches Lächeln stahl sich über sein Gesicht. Es war gut, daß er dies einzige Kleinod noch zu opfern hatte, denn völlig mittellos durfte er die Ausfahrt nach Catarina Palmeirim nicht wagen.

Fort und fort kehrten seine Gedanken zu ihr zurück: aus den kurzen, verächtlichen Worten des ehemaligen königlichen Beichtvaters erriet er, was vorgegangen war, was die Ärmste gelitten haben mußte. Sie hatte dem Könige ihr volles, reines Herz, ihre Jugend und Schönheit freudig hingegeben, um nach wenigen Tagen den Ermahnungen Fray Tellez Almeidas schnöde aufgeopfert zu werden. Und während sie sicher in der dunkeln, engen Maurenstadt am afrikanischen Strande auf das Wiedererwachen von Dom Sebastians Neigung und Leidenschaft gehofft hatte, war die Kunde seines jähen Todes zu ihr gedrungen! Camoëns dachte an Catarina mit einem tiefen Mitleid, aus dem jede selbstsüchtige Regung, jeder Traum glücklicher Zu-

kunft verflogen war. Er wollte und begehrte nichts mehr, als der Gebrochenen den Rest seines unnützen Lebens zu weihen, und schon erfüllte es ihn mit heißer Ungeduld, daß ihn ein Stück Weltmeer und eine Reihe von Tagen von dem traurigen Verbannungsorte Catarinas trennten.

Der Abend sank heute auf Lissabon herab, ohne Abendruhe zu bringen. Die erregten Volksmassen, welche die Straßen durchzogen und in immer lautere Verwünschungen aller Ratgeber ausbrachen, die den König und Portugal in die unselige Unternehmung gestürzt hatten, lechzten dabei nach neuen Erregungen, nach Einzelheiten des ungeheuern Unglücks. Weil sie wußten, daß die königliche Flotte der Vernichtung entgangen sei, scharten sie sich um das Hafenbecken, als ob die Segel der Kriegsschiffe in der nächsten Minute sichtbar werden könnten. Camoëns suchte sich einen Pfad zum Hause der Admiralität zu bahnen, wo er am ehesten erfahren konnte, ob morgen ein Schiff nach Tanger gehe oder nicht. Ehe er indes den Eingang zu dem langgestreckten Gebäude gewann, unter dessen Fenstern gleichfalls tobende, drohende Volkshaufen standen, vernahm er aus einer Gruppe von Schiffern und Hafenwächtern, daß vom Wachtturme am südlichen Molo zwei Schiffe aus Tanger signalisiert seien. Die Nachricht bannte ihn auf die Stelle, an der er sie vernommen hatte. Nicht wahrscheinlich, aber möglich war es doch, daß sich an Bord dieser Fahrzeuge jemand befand, der die Gräfin Palmeirim in Tanger gesehen hatte und ihm ein Wort, ein tröstliches Wort über sie berichten konnte.

Von den gewaltsamen Eindrücken des Tages tief erschöpft und völlig stumm, lehnte sich Camoëns an einen

der Pfeiler mit eisernen Ringen, an denen die landenden kleineren Fahrzeuge festgelegt wurden. Er sah über die Hafenflut hin, in welcher sich die letzten farbigen Wolken spiegelten, und vernahm hinter sich den brausenden Lärm, aus dem immer aufs neue Wehklagen, Gebete und Verwünschungen erschollen. Ihm war unsäglich schwer und wirr zumute, er fühlte, des Königs gedenkend, bald die tiefste Trauer, bald einen raschverlodernden Zorn über das Weh, das Dom Sebastian der Gräfin Catarina bereitet hatte. Dazu erfüllten stumme Anklagen wider sich selbst seine Seele; so oft er der Toten auf dem fernen Wüstenschlachtfelde gedachte, ergriff ihn ein dumpfer Schauder und er mußte den Rest seiner Kraft aufbieten, um aufrecht zu bleiben. Dann scheuchte er auf Minuten die quälenden Gedanken von sich und blickte den beiden Schiffen entgegen, welche im Halbdunkel langsam, viel zu langsam für seine brennende Ungeduld von der Reede heraufsegelten. Es ward immer nächtiger rings umher, der Hafenvogt ließ ein paar Pechpfannen anzünden, deren greller Schein weit hinaus auf das Wasser und weit über den Platz leuchtete, die rote Helle lockte neue Menschenschwärme heran, und die Kunde, daß jene beiden Schiffe von Tanger kämen, flog von Mund zu Munde. Camoëns achtete nicht auf die Gesichter derer, die sich hinter ihm sammelten, er hörte nicht, daß sein Name mit drohendem Murren genannt ward. Auch an Bord der Schiffe wurden jetzt Lichter entzündet, sie näherten sich der Landestelle, die Bemannung drängte sich nach dem Vorderteil, Ankerketten rasselten und starke Taue wurden ans Ufer geschleudert. Eines derselben traf Camoëns an der linken Schläfe und betäubte ihn für eine kurze Zeit. Über die hölzernen Landebrücken erdröhnten Tritte, vom Bord erschollen

Weherufe, die aus den Reihen der am Ufer stehenden erwidert wurden, die erregte Menge umringte die ersten Männer, welche vom Deck herüber kamen, und vernahm enttäuscht und dumpf grollend, daß keine Geretteten von Alcacer, sondern nur Verwundete aus früheren Gefechten an Bord seien. Indem Camoëns wieder zum Bewußtsein kam und unter den aus dem nächsten Schiff steigenden umherblickte, wen er ansprechen könne, schlug eine Stimme an sein Ohr, die er, zusammenschreckend, erkannte, er vernahm durch das Getöse die bittenden Worte: „Gebt ein wenig Raum, ihr Leute! und verhelft mir, wenn ihr könnt, zu einer Sänfte oder einem Maultier für meine kranke Dame! Ich werde den, welcher mir herzuruft, was ich bedarf, nach Kräften reich belohnen."

Camoëns wandte sich blitzschnell um, der zweiten Landebrücke entgegen, durch den weithin wallenden Rauch der Pechpfanne sah er den Sprecher, den alten Miraflores, Gräfin Catarinas Stallmeister, deutlich vor sich. Dieser beugte sich, ohne Camoëns zu erblicken, nach dem Rande des Schiffes zurück und bot seine Hand einer schlanken Frauengestalt, die in dunkle Gewänder gehüllt war und deren Gesicht niemand wahrnehmen konnte. Der Herzustürzende jedoch würde sie erkannt haben, und wäre sie noch tiefer und dichter verschleiert gewesen. Er drängte die Männer und Frauen, die zwischen ihm und der Landenden waren, hastig gewaltsam beiseite, er stand bebend am Weg, im Augenblicke, wo die Verhüllte den Fuß auf das Ufer setzte, er beugte seine Knie vor ihr und ein halb erstickter Anruf: „Herrin — seid Ihr es selbst?" hemmte den ersten Schritt, den sie tun wollte. Camoëns, der in schmerzlichster Bewegung und wildem Entzücken zugleich die Hand der Erschrocknen zu erfassen strebte und dabei stammelte:

„Ihr seid gerettet, Gräfin — das ist Gottes Gnade mitten in Gottes Zorn," merkte nicht, daß die, welche er aufhielt und anrief, bestürzt vor ihm zurücktrat, daß in ihrer Stimme ein dumpf drohender Klang war, als sie fragte: „Luis Camoëns, was wollt Ihr hier und von mir?" Der Kniende rief wieder: „Die Sorge um Euch, Herrin, trieb mich rastlos, es war sicher Gottes Finger, der mich hierher wies. Erlaubt, daß ich Euch nach meiner schwachen Kraft Beistand leiste, und verfügt über mich wie über Euern letzten Knecht."

Catarina Palmeirim hatte eine Bewegung gemacht, als ob sie aufs Schiff zurückfliehen oder die dichte Menschenreihe vor ihr durchbrechen wolle. Als sie sah, daß sie dem Manne, der seine Hände flehend zu ihr erhoben hatte, nicht ausweichen könne, schlug sie den Schleier zurück, das bleiche, edle Gesicht, dem folternder Gram und Tränen seine Schönheit nicht geraubt hatten, ward sichtbar. Aber aus diesem Gesichte blitzten die dunklen Augen jetzt nicht verweint, sondern zornsprühend auf Camoëns, in Catarinas Zügen lebte ein Ausdruck wilden Hasses auf, mit bitterm Tone zürnte sie: „Schreckt Euch Dom Sebastians Schatten nicht? Was wähnt und wagt Ihr? Ihr habt mit Euerm falschen Lied des unglücklichen Königs Entscheidung herbeigeführt, Ihr vor allen habt ihn betörend, ruhmverheißend in die Speere der Mohren hinein getrieben, als ihn mein Flehen ein letztes Mal zögern ließ!"

Camoëns blieb sprachlos, er machte nur eine heftig abwehrende Gebärde, die der leidenschaftlich Zürnenden nicht entging, aber sie veranlaßte ihm einen Schritt näher zu treten und unbekümmert um die hundert andern, die ihre Worte mit hören mußten, ihre Stimme neu zu erheben: „Müht Euch nicht ab, mir zu widersprechen, Luis

Camoëns — ich kenne Euch jetzt ganz! In der unseligen Stunde, da Fray Tellez Almeida Dom Sebastian aus meinen Armen und von meiner Seite riß, als er grausam und plump unser kurzes Glück zertrat und mein Liebesopfer in den Staub warf, nannte er mir auch Euern Namen. Er ließ mich erkennen, was Euch zur Begeisterung für den fluchwürdigen Krieg getrieben, er hatte die Stirn, als ich ihn um Erbarmen für mich bat, mich an Euch, an Eure Dienste zu verweisen! Doch lieber will ich als Büßerin bettelnd vor den Türen der ärmsten Klöster stehen, als diese Dienste annehmen. Gott verzeihe Euch — wie er mir verzeihe! Reiche mir deinen Arm, Miraflores, wir dürfen hier nicht länger verweilen. Nach dem Kloster der heiligen Anna, wie ich es gesagt."

Catarina verstummte und wollte sich rasch und hart von Camoëns abwenden, und zögerte dann doch, ohne zu wissen warum. Als sie aber im roten Lichte, das die Landungsstätte und den Kreis der Menschen erhellte, die erschrocknen, teilnehmenden, neugierigen Blicke empfand, die auf sie gerichtet wurden, hüllte sie sich rasch in ihren Schleier und griff wankend nach dem Arme des alten Miraflores. Camoëns tat einen einzigen lauten Aufschrei — und während in der gedrängten Zuschauermenge, die sich vor der hohen Frauengestalt bereitwillig und ehrerbietig öffnete, sein Name unter Flüchen und Drohungen lauter und lauter gerufen ward, lag der Träger dieses Namens bewußtlos zwischen den todeswunden Kriegern, welche man aus den Tangerschiffen getragen und am Ufer niedergelegt hatte.

Zwölftes Kapitel.

Im Sonnenuntergange eines Frühlingsabends, in dem die blühenden Gärten längs des Tajo wie die Wellen des Stromes in rosiges Licht getaucht schienen und die scheidenden Sonnenstrahlen die ersten berauschenden Düfte der Lenznacht hervorzulocken begannen, gingen in einem entlegenen Stadtteile von Lissabon drei Gestalten hin und wieder, die in minder stillen Straßen durch die Verschiedenheit ihrer Erscheinung, wie durch den Eifer ihres Gesprächs aufgefallen wären. Hier freilich, zwischen den langgestreckten Garten- und Hofmauern, über die man von fern einige Gebäude und sonst nur lange Reihen von Baumwipfeln emporragen sah, die in voller Blütenpracht standen, begegnete den dreien so gut wie niemand, und Senhor Manuel Barreto hatte auch vorhin, als er seiner jungen Gemahlin aus der Sänfte half und die Träger nach einer weit zurückliegenden Kirchenpforte wegschickte, die einsame Straße mit umso größerer Zufriedenheit begrüßt, als er den Mann in ihr harren sah, den er hier zu finden gewünscht hatte. Bartolomeo Otaz, der ehemalige Steuermann, war mit stürmischer Eile auf seinen alten Gönner zugeschritten, aber die edle Haltung und die fremdartige Schönheit der jungen Frau neben Senhor Manuel ließen ihn bald etwas zögern und zuletzt mit einem ungeschickten Versuche enden, der Dame den Saum des dunkelgrünen reichen Seidenkleides zu küssen. Esmah Catarina, die Otaz aus Erzählungen ihres Gatten kannte, reichte ihm lächelnd ihre Hand zum Kuß und sah gleich Barreto erwartend auf die Lippen des Wackern, die sich heute nicht öffnen wollten.

„Nun Alter, wir sind deinem dringenden Rufe gefolgt und hoffen, daß du diesmal glücklicher gewesen bist, als früher wir selbst!“ hub Barreto an. „Sowie mir Jayme Leiras die Kunde brachte, daß du eine Spur des verschollenen Freundes aufgefunden hättest, brachen wir von Almocegema auf. Wir wären früher hier gewesen, doch du weißt, wie es steht, das Land ist unsicher und wimmelt von spanischen Dieben und Strolchen, die Quartier machen für den Herzog von Alba und König Philipp, die nachfolgen werden. Ich konnte mit meiner Frau nicht ohne bewaffnetes Gefolge zur Hauptstadt kommen. Aber es ist besser, so wenig wie möglich davon zu sprechen. Was weißt du über Camoëns?“

Otaz zog die krause Stirn in noch tiefere Runzeln, als gewöhnlich. Er erwiderte leise, von Esmah ein wenig abgewandt: „Ich hatte die Wohnung gefunden, in der er sich verbarg, wie ein wundes Edelwild in der Höhle. Erlaßt mir zu sagen, welch eine Wohnung es war — freilich dem Himmel näher als der Erde — in den hohen Häusern, die Mascarenhas, der Bahiakaufmann, hinter der Praca da Figueira errichtet hat, im fünften Geschoß, eines Edelmannes und vollends eines Mannes, wie er, unwürdig; allen heiligen Nothelfern sei Dank, daß er von dort hinweg ist!“

„Ich fürchtete es, daß er in tiefster Not wäre,“ versetzte Manuel Barreto. „Doch wenn er hinweg ist, wo sollen wir ihn finden, was weißt du? Laß uns nicht warten, Bartolomeo!“

„Ich höre, daß er Aufnahme im Hospital der heiligen Anna gefunden hat,“ sagte Otaz. „Ich wollte Euer Kommen erwarten, Herr, ehe ich dort anpochte, wollte hören, wie Ihr zu helfen gedenkt —

„Zuerst müssen wir erfahren, Freund, ob er uns sehen will und kann!" fiel der Fidalgo dem Geschäftigen ins Wort. „Dreimal war ich in Lissabon, seit die Unheilskunde von Alcacer uns zu Boden warf, dreimal bot ich alles auf, den Freund zu finden, seitdem du mir von deiner Begegnung mit ihm an dem Tage, wo die Kunde hierher gelangte, erzählt hast; an jedermann, der ihn auch nur flüchtig kannte, habe ich mich gewandt, immer aufs neue, immer umsonst. Du weißt, Esmah, daß wir längst fürchten mußten, er lebe in tiefster Bedrängnis. Warum sollte ich es dich nicht wissen lassen, Bartolomeo? Als ich meine Auswanderung aus unserm unglücklichen Lande vorzubereiten begann, die nun beschlossene Sache ist, suchte ich einen Teil meines Gutes in Juwelen anzulegen, die man leicht mit sich führen kann. Und unter den köstlichen Steinen, die mir die Juwelenhändler von Lissabon vorlegten, fand sich auch der Smaragd, den ich wohl kenne und den Camoëns in bessern Tagen nicht von sich ließ. Als ich diesen erblickte, wußte ich alles, und doch blieb er unauffindbar, selbst der Drucker seiner Lusiaden konnte mir nichts sagen, als daß er ihn bei dem großen Totenamt für König Sebastians Seele zuletzt gesehen habe, und daß er damals krank und verstört gewesen sei. Der Mann hatte nicht sonderlich darauf geachtet; wie sollte er auch! krank bis ins Mark und verstört waren wir alle, nachdem gekommen war, was kommen mußte! Daß sich Camoëns selbst in solcher Lage nicht zu mir wandte, verrät mir nur zu wohl, daß er das Tafeltuch zwischen uns zerschnitten wähnt und vielleicht selbst fürchtet, daß mir sein Unglück nicht heilig sein werde. Ich habe redlich um ihn gebangt, seit er — am Tage unsrer Trauung, Esmah! — mein Haus verließ, und doch muß ich mich

selbst jetzt fragen, ob es ihm wohltätig sein wird, uns wiederzusehen. Der Ärmste muß innerlich Schweres erlitten haben, und er muß schwer krank sein, Bartolomeo, im Hospital des Annenklosters nehmen sie nur solche Kranke auf."

Der Herbergswirt von Cintra sah forschend Barreto an, er konnte dessen Meinung im Augenblick nicht erraten. Ehe er ein Wort der Erwiderung fand, rief Esmah, die jetzt der Landessprache völlig mächtig war, lebhaft: „Umso weniger laß uns zögern, Manuel! Wenn dein Freund traurig, hilflos und krank ist, so mußt du dreifach eilen, zu ihm zu kommen. Wir senden Otaz voraus, der sich überzeugt, daß Senhor Luis wirklich in dem Hospital des Klosters Aufnahme gefunden hat, und wir bitten den Arzt oder einen Priester, daß er ihn auf unsre Ankunft vorbereitet. Ob er es wollen mag oder nicht, er muß unsre Hilfe annehmen, wenigstens ich habe ein gutes Recht auf ihn, da er mir in schweren Tagen hilfreich gewesen ist."

Barreto sah glückselig auf das junge Weib, das sich so frei und sicher an seiner Seite bewegte, und aus deren braunen Augen ein tiefes Mitgefühl für die Trauer ihres Gemahls und doch zugleich die Zuversicht jugendlichen Mutes leuchtete. Bartolomeo Otaz nickte zu dem, was er hörte, und drückte seine Zustimmung auf seine Weise aus, indem er kurz sagte: „Die Pforte zum Annenhospital findet sich in der nächsten Straße. Die Straße steigt ein wenig den Hügel aufwärts; wenn Ihr mit Eurer Herrin langsam folgen wollt, Senhor Manuel, so habe ich Zeit genug, meine Frage zu tun und für Euch, wie für mich, um Einlaß zu bitten. Wollte Gott, Ihr fändet Senhor Luis in glücklicheren Umständen, als Ihr glaubt, und sein

Wort vermöchte über Euch, was unser aller Bitten nicht vermochte! Ihr denkt noch immer daran, das Land zu verlassen?"

„Mehr als je, Alter!" entgegnete der Schloßherr von Almocegema. „Du bist verständig genug, um zu wissen, wie es hier steht. König Sebastians alter Oheim, der die Krone trägt, wird nicht viel Jahre zu leben haben, Portugal fällt — dank König Sebastian, seinen Klostergelübden und seinem Maurenzug! — in spanische Hände. Der Prior von Belem und die Gesandten des katholischen Königs, die vor zwei Jahren unter deinem Dache herbergten, haben das Netz wohl gestrickt, dem wir uns nicht entwinden können. Unser Schwert liegt zerbrochen bei Alcacer, und es wird langer Zeit bedürfen, ehe es wieder zusammengeschweißt werden mag! Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich gern mit dem Lande leiden würde. Allein König Philipp würde mir selbst dazu wenig Zeit gönnen. Ich stehe obenan auf der Liste derer, die er zum Tode bestimmt hat. Als ich vor zwanzig Jahren mit Dom Antonio Pacheco an seinem Hofe war, habe ich mir den Haß des katholischen Königs durch ein allzu keckes Wort zugezogen, König Philipps Haß aber verzeiht und vergißt nie. Auch hätte er es allzu leicht, mich tief ins Leben zu treffen, seit ich Esmah mein Weib nenne! Du weißt, wie sie Christin ward, und wie leicht es die Diener des heiligen Amtes haben würden, sie von meiner Seite zu reißen und zum Scheiterhaufen zu schicken, und das, Freund Otaz will ich nicht erleben! Ich gehe, sobald König Henrique die Augen schließt, Almocegema soll hinfort den Hospitaliten gehören gegen die Verpflichtung, immer ein halbes Dutzend portugiesischer Krieger oder Seeleute im Hause aufzunehmen, die in Indien gefochten haben, so

lange sich deren melden. Jetzt aber laß uns an nichts und an niemand denken, als an ihn, den wir suchen."

Er wandte sich nach Esmah um, die einen rotblühenden Mandelbaum betrachtend, hinter den beiden Männern einige Schritte zurückgeblieben war, und deutete durch einen Blick seinem Begleiter an, nach Verabredung vorauszueilen. Bartolomeo verstand die stumme Mahnung und obschon er gern seinem ingrimmigen Schmerze über alles, was er von dem Edelmanne vernahm, Luft gemacht hätte, mußte er sich doch eingestehen, daß sich dazu ein andrer Tag und eine bessere Stunde finden werde. So schritt er rüstig die Straße entlang, in der die Begegnung stattgefunden hatte, den Hügel empor, von dem der große Klosterbau herabsah. Manuel Barreto und sein Weib waren wieder allein, Esmah legte ihren Arm fester auf den ihres Gemahls und blickte einige Minuten schweigsam in seine Züge. Ihre ernsten, prüfenden Augen begegneten einem mutigen Lächeln, gleichwohl sagte sie leise: „Ich hörte es wohl, Manuel, daß es vor allem die Sorge um mich ist, die dich von Herd und Heimat treibt. Ich wußte es nicht, als ich flüchtig und hilfeflehend zu dir kam, womit ich dein Leben belastete, geliebter Mann, sonst hätte ich an jenem Abend, als ich mich durch Jayme Leiras von Cintra nach Almocegema führen ließ, doch wohl gezögert."

„Die heilige Jungfrau sei gepriesen, Esmah, daß du es nicht wußtest!" rief der Edelmann. „Ich kann dir kein Opfer bringen, welches du mir nicht zuvor reich gelohnt hättest, und mein Entschluß, Portugal zu verlassen, sobald es in des spanischen Königs harte Hände fällt, wäre auch gereift, wenn ich noch allein durchs Leben ginge. Ich hoffe, daß wir auf Malta ein andres Almo-

cegema gewinnen werden, und wenn nicht, uns selbst, unser Glück werden wir dort erhalten, so lange es Gott gefällt. Wollte der Himmel, wir könnten noch einige Jahre glücklicher Ruhe mit unserm armen Freunde teilen."

„Ich wünsche nichts Besseres, aber ich wage es nicht zu hoffen," versetzte Esmah, indem sie neben Barreto langsam die Hügelstraße hinaufzusteigen begann. „Ich habe nie völlig verstanden, was der Grund seiner plötzlichen Trennung von dir, von uns war, Manuel, aber ich bitte dich, berühre ihn mit keinem Worte mehr, wenn wir Luis Camoëns wiedersehen."

„Ich möchte ihm wohl- und nicht wehtun," versetzte Barreto. „Nicht ich, sondern er wird es sein, welcher des Vergangnen gedenkt. Ich werde ihn bitten, um deinetwillen alten Zwist und Dinge, die längst eitel und nichtig geworden sind, ruhen zu lassen. Dort ist die Pforte des Hospitals, Esmah, und Otaz hat Einlaß gefunden. Fast will michs bedünken, als wäre er in seiner schlichten Treue der bessere Mann von uns beiden, er hat nicht abgelassen, nach Camoëns' Schicksal zu forschen, hat tagelang wieder und wieder Lissabon nach seiner Spur durchsucht, sich von keinem Mißlingen abschrecken lassen, und wir danken es ihm allein, wenn wir den Freund finden."

Sie gingen im Abendlichte von Zeit zu Zeit stillstehend an der Klostermauer hin, und ehe sie die große Pforte des Hospitals erreichten, zeigte sich ihr belobter Gefährte schon wieder unter derselben. Er winkte den Näherkommenden in einer Weise, aus der sie errieten, daß er erwünschten Bescheid erhalten habe. Der Herr und die Herrin von Almocegema beschleunigten jetzt ihre Schritte, sie sahen im Näherkommen, daß ein greiser Priester und der Türhüter des Hospitals hinter Bartolomeo Otaz

standen und ihnen entgegen blickten. „Euer Freund ist hier, Senhor Manuel — leider schwer krank, wie Ihr gefürchtet habt," flüsterte der Herbergswirt, während er von der Schwelle hinweg trat, um Barreto und seine Gemahlin einzulassen. Sie grüßten ehrfurchtsvoll den alten Priester, dessen klare, milde Züge und dessen Gestalt Esmah an Pater Henriques mahnten, der sie getauft und getraut hatte. Ehe Barreto eine Frage zu tun vermochte, nahm der Priester das Wort und sagte: „Ich vernehme von diesem Manne hier, Senhor Manuel Barreto, daß Ihr Luis Camoëns, den Dichter, sucht und ein Freund des Kranken seid, der ihn zu sehen und zu trösten begehrt. Er hat seit wenigen Tagen hier Aufnahme gefunden, niemand ahnte ja, daß der Ruhmreiche in hilfloser Verborgenheit lebe und der Barmherzigkeit andrer bedürfe. Wir würden es heute noch nicht wissen, wenn nicht eine der Schwestern, die sich hier der Krankenpflege und frommen Übungen widmen, vor Monaten selbst in lange, schwere Krankheit gefallen wäre und in dieser Krankheit den Namen Camoëns unablässig genannt hätte. Die Kranke schien sich einer Schuld gegen ihn zu zeihen; um ihrer Genesung, ihrer Seelenruhe willen begannen wir Nachforschungen nach seinem Schicksale. Er war seit dem großen Unglück, das über Portugal hereingebrochen, nirgends mehr öffentlich gesehen worden, es hielt schwer, ihn aufzufinden, und als es endlich gelang — aber Ihr werdet selbst sehen, Herr, und auch Ihr, edle Frau, wie wir ihn fanden. Immerhin war es ein Tropfen Linderung für die gequälte Seele unsrer Genesenden und Erquickung auch für den Sterbenden, daß er in dies Haus gebracht ward."

„Ihr glaubt, daß seine Tage gezählt sind?" fragte Barreto in tiefer Bewegung.

„Ich fürchte, seine Stunden sind es, Senhor!“ entgegnete ernst der Hospitalpriester, indem er den Besuchern voranschritt. Esmah aber hielt Manuel zurück und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich errate, wer die fromme Schwester ist, welche in der Unruhe ihrer Krankheit um sein Schicksal Sorge getragen hat! Die Herzogin von Braganza hat mir die Wahrheit gesagt, als ich sie flehentlich um ein Wort über Catarinas Schicksal bat. Sie lebt, sucht für sich Frieden in Werken des Erbarmens für andre,“ sprach sie kurz und ihr finsteres Gesicht erhellte sich für einen Augenblick, dann brach sie rasch ab. „Du warst es, Manuel, der an ihren Tod glaubte; jetzt aber bin ich gewiß, daß Catarina sich hier verbirgt, und daß ich auch sie sehen werde.“

Sie folgten dem greisen Priester durch die hochgewölbten Gänge des Erdgeschosses und hielten die Schritte inne und den Atem an, als er vor einer Zelle stillstand. Esmah richtete einen fragenden Blick auf den ehrwürdigen Führer und flüsterte: „Ist es hier, mein Vater, wo unser Freund weilt? Und pflegt ihn jene Schwester, von der Ihr sagtet?“

„Niemand pflegt ihn, als die alte Schwester Ines,“ entgegnete der Priester mit einiger Befangenheit. „Der Kranke darf nicht wissen, daß die, welche um ihn und für ihn gesorgt hat, in diesem Hause weilt, nur Euch ward es gesagt — vielleicht wäre es meine Pflicht gewesen, auch gegen Euch zu schweigen!“

„Seid unbesorgt, Ehrwürdiger, wir werden Euer Vertrauen zu ehren wissen,“ versetzte Barreto und wandte sich dann zu seinem Weibe und seinem alten Steuermann. „Geht Bartolomeo voran und bereitet ihn auf unser Kommen vor?“

„Nicht doch!“ fiel Esmah mit lebhafter Bewegung

ein. „Ich werde zuerst eintreten, mein Anblick wird ihn nicht erschrecken, noch erregen. Ihr aber harrt meines Rufes und sollt nicht lange harren."

Der Hospitalpriester hatte die Tür zu der Zelle geöffnet, Esmah folgte ihm lautlos in das hochgewölbte längliche Gemach. Es war völlig schlicht: eine Strohmatte über dem steinernen Fußboden, ein gutes Lager, ein Holztisch, ein Sessel für die Pflegerin und ein schlichtes Kruzifix bildeten die ganze Ausstattung. Aber das geöffnete einzige Fenster war hoch und breit, der Blick des hier Ruhenden konnte auf die blühenden Bäume des Klostergartens schweifen und ein Stück des lichten Abendhimmels sehen. Der Kranke, der niemand als den Priester oder die pflegende Ordensschwester erwartet hatte, wandte sein Haupt langsam der Tür zu, Esmahs Augen, die sich augenblicklich mit Tränen füllten, schauten in ein bleiches Gesicht, mit tiefen Leidensspuren, aber von edlem, stillgefaßtem Ausdruck. In Camoëns' Auge blitzte, wie sie hinter dem Priester hervortrat, ein Strahl des Erkennens auf, er streckte die Hände vor sich hin, sie wußte nicht, ob seine Bewegung freudig oder abwehrend sei, aber sie trat rasch an sein Lager heran, bot ihm ihre Wange und sagte herzlich: „Gott sei gepriesen, daß Ihr es seid, Senhor Luis, Manuel wollte an das Glück des Wiederfindens nicht glauben, ich aber war gewiß, daß Ihr zu uns gekommen sein würdet, wenn die Krankheit nicht Euern Vorsatz gehemmt hätte."

Camoëns schüttelte leicht das Haupt: „Ich wagte nicht zu hoffen, Herrin, daß Euer Gemahl meiner noch ohne Groll und Fluch gedenke. Ich habe es nicht um ihn verdient und hätte seinen Zorn in Reue und Demut getragen. Ist es aber anders, ist er in Lissabon, so laßt

ihn wissen, daß ich ihm gern vor dem letzten Scheiden noch ein Wort gesagt hätte."

Esmah lächelte dem Erschütterten so herzlich zu, daß er die Wahrheit erkennen mußte. „Ihr seid mit Manuel gekommen," sagte er lauter. „Er vermag vielleicht meinen Ruf zu hören; wenn er's vermag, so weiß er, daß ich mich nach ihm sehne."

Der Priester trat einen Schritt nach der Schwelle, aber Barreto, dem vor der Zellentür kein Wort entgangen war, kam seinem Winke zuvor. Er stand alsbald neben Esmah, und die Arme des Kranken umschlangen die hohe, kräftige Gestalt des Fidalgo. Auch Otaz schlich in die Zelle, blieb aber an der Tür stehen und blickte gleich dem Priester mit feuchten Augen auf das Wiedersehen der Freunde, welche lange Minuten kein Wort fanden. Das tränenüberströmte Gesicht Barretos beugte sich liebevoll zu Camoëns' Haupt herab, das wieder auf die Kissen gesunken war. Endlich richtete sich Camoëns von neuem empor und sagte laut und ruhig: „Ich habe mich auf ein Gottesgericht berufen, Manuel, und Gott hat gerichtet! Daß Ihr zu mir gekommen seid, nehme ich als ein tröstliches Unterpfand, daß meine Reue den Irrtum meines Herzens aufgewogen hat. Ich habe gebüßt, wie ein Mensch büßen kann, habe in öder Verzweiflung, in bitterer Not und trostloser Einsamkeit gelitten, als trüge ich allein die Schuld am Elend des Vaterlandes und am Niedergange unsers alten Ruhmes. Ihr wißt es, Manuel, daß auch ohne mich geschehen wäre, was auf uns allen liegt, Ihr wißt auch, wie ich dazu gekommen bin, mit meiner Dichtung den Brand zu schüren, der Portugal verzehrt. Daß Ihr mir vergeben könnt, stärkt meine Hoffnung, daß mir bei Gott vergeben sei!"

„Sprecht nicht von Vergebung, Luis!“ bat Manuel Barreto. „Hat Euer Irrtum mir weh getan, so tat er es immer nur um Euretwillen! Meßt Euch keine größere Schuld bei, als die Ihr tragt und mit Tausenden teilt — faßt neuen Mut, neue Hoffnung!“

„Mut zum Ende, Manuel, Hoffnung auf Gottes Erbarmen,“ antwortete ruhig der Kranke. „Habt innigen Dank, daß Ihr meine letzten Stunden schöner erhellt, als es der Frühlingssonnenschein draußen vermochte — Dank, daß ich Euch glücklich neben Frau Esmah schauen darf. Meine Schuld wog doch schwerer, als die der Tausende, und ich sühne sie wahrlich auch schwerer. Ihr wißt, daß mein Leben keinen Zweck und keine Frucht gehabt als jenes Werk, das den Ruhm und die Ehre unsers Volkes feiert und das nun mit Portugal selbst, mit dem Glanze unsrer Seefahrten und Siege, mit dem Namen der Lusitanen in Vergessenheit sinkt!“

„Luis Camoëns, was sagt Ihr?“ rief Barreto aufwallend. „So gewiß unser Volk nicht untergeht, so gewiß die Welt unsre Taten nicht vergißt, so gewiß werden Eure Lusiaden leben. Eine schwere Zeit ist gekommen — König Sebastians unseliger Zug und sein unglückliches Ende haben dem Lande die Kraft zum augenblicklichen Kampfe gegen Spaniens Übermacht genommen. Aber Ihr, in dem die Seele unsers Volkes gelebt, Ihr müßt es fühlen, daß unsre Unterwerfung nicht dauernd sein kann, daß die Portugiesen keine Spanier werden und über unsern Gräbern bessere Tage aufgehen werden, als die gegenwärtigen. Euer Gedicht wird leben, wird ein Denkmal und Zeugnis unsers unvergänglichen Ruhmes, unsers heiligen Rechtes sein, ein eigen Volk zu bleiben. Eure Gesänge werden wach erhalten, was der Spanier einschläfern, lebendig,

was er töten will! Ich habe Euch nie ein Wort gesagt, Freund, das nicht tief aus meiner Seele kam, heute sage ich Euch: entschlagt Euch unedeln Kleinmuts und seid stolz, daß Euer Werk eine Kraft mehr ist, die dies Land und dies Volk besitzen, um dem Untergange zu trotzen!"

Mit einem wunderbaren Aufleuchten in seinen Zügen hatte Camoëns den Worten Barretos gelauscht, dann senkte sich sein Blick, und er hauchte kaum hörbar: „Und wenn es kommt, wie Ihr liebevoll verheißt, Manuel, wenn das Land sich dereinst neu erhebt, so steht zwischen mir und dem Andenken bei meinem Volke, um das ich mein Leben eingesetzt habe, jene unselige Huldigung an König Sebastian, die nur halb aus meinem Herzen kam, die mich zerbrochen hat vor meiner Zeit."

„Befehlt das der Zukunft, die gegen Euch nicht unbilliger sein wird, als gegen unsern unglücklichen jungen König. Haltet nur das eine bis in Eure letzte Stunde fest, daß Ihr für die Prüfung, die uns bevorsteht, den Glanz, den Mut, den Lebenshauch unsrer großen Tage in Euer Gedicht gerettet habt. Will's Gott, so erfahrt Ihr noch selbst, was Eure Gesänge uns in der Zeit der Trübsal bedeuten werden. Ich verlasse Portugal, Luis, sobald die Krone an Philipp von Spanien fällt, ich gehe, um Esmahs willen, nach Malta, und überlasse meine Güter den Rittern auf jenem Eiland, um Esmah, wenn ich nicht mehr bin, einen mächtigen Schutz zu sichern. Ich lasse Euch nicht, nachdem ich Euch wiedergefunden, Ihr werdet genesen, werdet mit mir gehen!"

„Ich muß Euch allein erfahren lassen, Manuel, was mein armes Werk zu wirken vermag," entgegnete der Dichter. „Seht mich an und sagt Euch selbst, ob ich auf etwas andres hoffen darf, als auf ein Grab in heimischer

Erde. Euch mögen so gute Tage blühen, als es fern vom Vaterlande gibt, und in Eurer Todesstunde sei es Euch ein Trost, daß Ihr Erquickung in mein wundes Herz geträufelt habt. Ihr wißt nicht, was ich erlitt, Manuel, für mich allein erlitt, neben dem, was alle erleiden. Catarina Palmeirim, für die ich mich zu opfern glaubte, hat mir ihren Haß, ihre Verachtung ins Gesicht geschleudert, hat mich des Unwürdigsten angeklagt in dem Augenblicke, wo ich des einzigen Wunsches voll war, der Gebeugten, Schmerzgebrochnen zu dienen. Das war mehr, als ein Mensch trägt, in jener furchtbaren Stunde ist mir der Mut zum Weiterleben erstorben. Wenn Ihr sie noch einmal sehen solltet, laßt sie wissen, daß sie mir zuviel getan hat, und daß die Strafe, die ich verdient habe, nicht von ihr hätte kommen sollen. Oder meint Ihr, daß eben dies gerecht gewesen?"

„Ich meine nichts, Luis, als daß Ihr der Ärmsten nicht grollen dürft. Nach dem Entsetzlichen, das sie erlebt, war sie ihres Urteils schwerlich Herr, aber wir reden zu anderer, besserer Zeit darüber. Jetzt ist Bartolomeo Otaz hier, der so treu nach Euch gesucht hat, der nach Euerm Anblick verlangt; wollt Ihr ihn nicht sehen?"

Camoëns gab mit einem Blick seine Einwilligung, Otaz war schon herzugetreten, und der Kranke hieß ihn mit Lächeln willkommen. „Du wirst es keinen guten Tag nennen, Bartolomeo, an dem wir uns wiedersehen, und dennoch, wie unendlich besser ist er als der, an dem wir uns zum letztenmal begegneten!"

Er behielt Otaz' braune kräftige Hand in seiner Linken, seine Rechte ruhte noch immer in Barretos Händen. Sein Auge schloß sich für eine kurze Zeit, weder er noch selbst Manuel hatten bemerkt, daß Esmah aus der Zelle

unhörbar hinweg geglitten war. Der Priester war ihr gefolgt, war alsbald zurückgekehrt und machte jetzt, als Barreto empor und betroffen um sich sah, ein beruhigendes Zeichen. Senhor Manuel erriet augenblicklich, was sein Weib hinweggetrieben habe, er sah wieder auf Camoëns herab, der im Halbtraum der Erschöpfung lag, aber nach kaum einer Viertelstunde wieder erwachte. Er schien über das eben Erlebte nachzusinnen, und da er Esmah nicht gewahr wurde, so richtete er sich lebhaft auf und fragte: „Euer Weib, Manuel — ich sehe sie doch noch hier? Wir taten gut, sie gegen König Sebastians heidnischen Bundesgenossen und gegen den König selbst zu schützen — und Ihr, Ihr seid ganz glücklich?“

„Ihr sollt und müßt es in Almocegema sehen, Camoëns!“ lächelte Barreto. Er wollte mehr sagen, aber die Worte erstarben ihm zwischen den Lippen. Es war dämmerig in dem hohen Gemach geworden, in dem letzten Tagesschein, der mit dem Blütenduft zugleich ins Gemach quoll, erkannte der Fidalgo, daß die Erregung dieser Stunde Camoëns' Gesicht verklärt, ihm aber keine neue Kraft gegeben hatte. Er bedeutete den schluchzenden Otaz, sich zu bezwingen, und rückte mit liebevoller Sorgfalt das Kissen wieder zurecht, auf welches Camoëns Arm und Haupt stützte.

Vom Gange draußen erklangen leichte Tritte, Barreto unterschied, daß es nicht nur die Esmahs waren. Auch der Kranke sah in plötzlicher Unruhe nach der Tür, über die Schwelle traten zwei Frauen, Hand in Hand, Esmah in ihrer Jugendblüte, ihrer reichen weltlichen Tracht, und eine schlanke Gestalt im dunkeln Kleide der Schwestern von Santa Anna, mit bleichem Gesicht, aus welchem die dunkeln Augen in unsäglicher Wehmut herausschauten. Die Bleiche kam so langsam näher, als ob es ihr nicht leicht

falle, die wenigen Schritte bis zum Lager des Kranken zurückzulegen. Aber sie folgte willig der Leitung Esmahs, und während Camoëns noch immer ungewiß auf die Erscheinung hinblickte, stand sie neben ihm, beugte sich zu ihm nieder, ihre Lippen küßten ihn und mit zitternder Stimme sagte sie: „Zürnt mir nicht zu schwer, Luis Camoëns, und klagt mich nicht zu hart an, wenn Ihr vor Gottes Thron meiner Mutter begegnet. Ich habe Euch in meines Herzens Bitterkeit schwer weh, schwer Unrecht getan, ich hätte mein Leben hingegeben, es gut zu machen, und doch, ohne Esmah, ohne die Schwester, die ich Euch danke, nicht die Kraft gefunden, zu Euch zu kommen. Wollt Ihr mir sagen, daß Ihr mir verzeiht?"

„Euch verzeihen, Herrin? daß Ihr mich unter die Seligen erhebt?" fragte Camoëns, und ein Schein der Jugend und des Glückes war mit einem Male auf seinem Gesicht, seine Stimme klang wieder hell wie in seinen guten Tagen. „Manuel, unsre Träume werden doch wahr, was ich jetzt lebe, träumte ich schon, als ich neben Euch an Otaz' Bord lag. Habt tausend Dank, Esmah! möge jeder Eurer Schritte so gesegnet sein, als Eure Schritte heute waren!"

Sie drängten sich alle näher zu ihm heran, Catarinas Hand lag kühlend auf seiner Stirn, Esmah und Manuel faßten seine Hände. Sein Auge leuchtete auf, mit seligem Ausdrucke rief er: „Catarina! Catarina!" — sie errieten, daß er eine lichte, verklärte Gestalt vom Jenseits und das bleiche Mädchen neben seinem Lager nicht mehr unterscheide. Als der Hospitalpriester gleichfalls herzu trat, war Luis Camoëns, den geliebten Namen auf den Lippen, in den großen, seligen Traum hinüber geschlummert.



Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

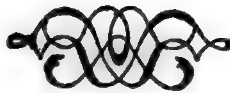
Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Siebenter Band

Novellen I



Dresden und **Leipzig**
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Inhalt.

Vor Leyden.

Durch die Oktobernacht, die mit rauhem Westwind, vom Deutschen Meere herüberwehend, kalt und unerfreulich begann, glänzten Reihen auf und nieder tauchender Lichter. Wer das Auge fest auf sie gerichtet hätte, würde Schiffslaternen vermutet und weiterhin trotz des Dunkels die schwarzen Rümpfe, die Masten von mehr als hundert Fahrzeugen erblickt haben, die auf der weiten Flut schaukelten. Gewiß eine seltsame Flut: unabsehbar wie das Meer, und doch vom stärksten Winde nur leicht geschwellt, doch von Erdhügeln, von zahllosen Baumkronen, von Turmspitzen und Dächern überragt! Im Hintergrunde leuchtete ein mächtiger Feuerschein über dem Wasserspiegel und ließ auf einem Dutzend der ruhenden Schiffe die schlaff hängenden Segel, das Tauwerk und die Gestalten der Bemannung erkennen. Das Chaos schien hier angebrochen: mitten aus den Wogen erhoben sich Feuersäulen, den Nachthimmel rötend. Die Insassen des Bootes, das der ankernden Flotte zusteuerte, erstaunten nicht, sie wußten zu gut, daß die Dörfer Zoetermer und Benthuyzen mit Kirchen und Türmen emporflammten, während die Wasser schon durch ihre Gassen und Gärten rauschten. Es war die Nacht vom ersten zum zweiten Oktober 1574. Die schwarze Flut, über die das Boot dahinglitt, bedeckte die reichen Felder Hollands, war vom Meer durch freiwillig zerstörte Deiche hereingeströmt und sollte die Flotte der Niederländer vor das hartbedrängte

Leyden tragen, das von den Spaniern umschlossen war. Jene Männer, welche, auf dem Deck der Schiffe lagernd, ein reiches Mahl hielten, konnten keinen Bissen und keinen Becher zum Munde führen, ohne daß ihnen die verschmachtenden Tausende in der nur stundenfernen Stadt vor Augen traten. Sie sahen auf die im Westwind höher und höher steigende Flut mit halber Befriedigung und hörten die Uhr des brennenden Turmes von Zoetermer die elfte Stunde verkünden. Diese Nacht noch mußte vergehen, ehe der Kampf mit den Spaniern beginnen konnte, die die letzten Dämme zwischen der Stadt und der Flotte besetzt hielten und mit wachsendem Grauen auf die heranschwellende Flut und die Schiffe der Niederländer blickten.

Die Barke hatte sich den Reihen der Schiffe genähert und fuhr zwischen den plumpen hoch über die Flut ragenden Rümpfen dahin. Eine hohe Männergestalt, in schützende Mäntel gehüllt, das Haupt vom dunklen breitkrämpigen Hute bedeckt, unter dem ein bleiches, krankes, aber ernst entschlossenes Gesicht hervorsah, stand aufrecht in ihr. Einige Begleiter saßen dem Stehenden zunächst und richteten ihre Worte lediglich an ihn, der mit dem Blick seiner Augen den führenden Schiffern die Richtung anwies. Die ersten Worte, die in der Barke erklangen, wurden in französischer Zunge gesprochen. „Ihr habt seltsame Anstalten getroffen, Monseigneur“, sagte ein kleiner Edelmann zu dem Aufrechtstehenden. „Einer verhungernden Stadt Brot zu bringen, überschwemmt Ihr die Ernten einer Provinz und werft das Brot des ganzen Landes in die Flut. Nichts für ungut, mein Prinz, wir in Frankreich haben dergleichen nicht erlebt.“

„Ist es so unerhört, Herr de la Chaillerie,“ fragte der Angeredete, „daß alle Kinder eines Hauses darben,

um eine todkranke Schwester am Leben zu erhalten? Bei uns ist dies wohl in jeder Fischerhütte, jedem Weberhaus geschehen, warum soll's das Land seinen Leuten nicht nachtun? Wenn Gott uns Erfolg schenkt, werden die Felder zu trocknen, die Dämme wieder zu füllen sein — jetzt gilt's nur, Leyden zu retten!"

„Wenn Ihr noch des Erfolgs gewiß wäret, Monseigneur," entgegnete der Franzose. „Aber was ich zwischen Tag und Nacht von den Schanzen der Spanier unterscheiden konnte, flößt mir wenig Hoffnung ein."

„Es wird alles und mehr geschehen, als in Menschenkräften steht," sprach der Prinz mit ruhiger Festigkeit, indem er zugleich die Schiffer anwies, ihr Fahrzeug einem zunächst liegenden zweimastigen Fahrzeuge zuzuwenden. Ein Anruf von demselben, eine kurze Antwort aus der Barke — und von dem Schiffe, über das Schiff, entlang die dichtgedrängte Flotte, klang der Ruf: „Oranien! Oranien! der Statthalter!" Lautschallend, jubelvoll, auf allen Schiffen ein tosendes Leben weckend, ward die Ankunft des Prinzen verkündet. Von den nächsten Schanzen der Spanier blitzten zwei, drei Kanonenschüsse durch die Nacht. — „Sie salutieren!" sagten die Begleiter des Prinzen, indem sie sich erhoben. „Sie wollen zeigen, daß sie wach sind," entgegnete Wilhelm von Oranien, und stieg an Bord der „Arche von Delft", wo ihm Admiral Boisot, der trotzige Meergeuse und Führer der Flotte, entgegentrat. Ihn umgaben die wilden Gestalten seiner Seeländer, schlachtendunkle, wetterharte Gesichter, auf den Hüten den Halbmond mit der Umschrift: „Lieber türkisch, als papistisch", am Gürtel die breiten Messer, die Enterbeile, die schon so viel blutige Arbeit getan hatten und der morgigen harrten. Dem Prinzen drängten sich die Männer mit

heiteren Mienen entgegen und das Lachen nahm sich auf ihren struppigen, narbigen Gesichtern aus wie ein Sonnenstrahl im dunklen Geäst. Oranien richtete kurze Worte an sie und trat dann mit Boisot und anderen Schiffsführern zur Beratung zusammen, während der Jubel über seine Ankunft die Flotte noch erfüllte. In rascher, kurzer Weise frug er nach dem Stande der Dinge. — Boisot deutete nach den von den Spaniern besetzten Dämmen hinüber und sagte:

„Noch zwei Schanzen, bei Zoetervoude und Lammen, liegen zwischen uns und Leyden! Den Damm, auf dem die eine steht, greif' ich morgen an. Aber die Durchfahrt ist schmal, und das erste Schiff, das ihn erzwingt, wird nasser vom Blut, als vom Wasser sein!"

„Sucht Freiwillige, gebt ihnen einen Führer, der lieber sterben, als Leyden wieder den Rücken kehren will," antwortete der Prinz.

„Das wollen wir alle!" rief der Geusenadmiral. „Kein Mann auf der Flotte, der anders dächte! Aber das ist's nicht, was ich brauche, Prinz; ich suche einen, der hieb- und kugelfest wenigstens für den Tag ist. Ihr versteht mich: Einen, der nach Leyden kommen muß, und dem selbst der Teufel, der mit den Spaniern ficht, nichts anhaben kann!"

Wilhelm von Oranien lächelte unmerklich zum Aberglauben Boisots. Aber er schien dennoch das Wort desselben im Herzen zu bewegen. Sein Blick flog prüfend über die Gruppe der wilden Seehelden, die ihn umgab, und wendete sich dann nach den Schiffen, welche in langen Reihen auf der Flut lagen. Mit raschem Entschluß winkte er dem Admiral und seinen Begleitern: „Laßt uns den Mann suchen, der das erste Schiff gegen den Damm führt,

laßt uns Umfahrt halten!“ Dabei sprang er schon wieder in die Barke, die ihn zu Boisots Galeere herangetragen hatte und jetzt unter schnellen Ruderschlägen zwischen den Schiffen auf und ab schoß. Hier stieg der Prinz an Bord, dort begnügte er sich, die Mannschaft aus dem Boote zu grüßen, — überall aber brauste ihm der Jubel des Willkommens und vertrauender Zuversicht entgegen.

Nur auf dem mittleren der drei Schiffe, die seitab von den anderen dem brennenden Dorfe zunächst lagen, war der laute Ausbruch der Freude alsbald wieder verstummt. Hier erwartete man den Admiral und den Prinzen nicht, auf dem vorderen Deck zeigte sich die auf- und abschreitende Schiffswache und eine einzelne, fast regungslose Gestalt, ein Mann, der in die Nacht hinaus und unverwandt nach der Richtung hinblickte, wo hinter der Flut, hinter Dämmen und Schanzen die bedrängte Stadt lag. Des Mannes Gesicht war noch finsterer als das der Genossen, und zudem von zwei breiten, kaum geheilten Hiebwunden entstellt. Die Genossen, die auf dem hintern Deck um ein Kohlenbecken saßen und über diesem ihr Mahl bereiteten, riefen den einzelnen nicht herzu, aber behielten ihn fort und fort im Auge. Sie folgten seinen Bewegungen — wenigen Schritten, mit denen er nach halben Stunden den Platz wechselte — voller Teilnahme. Und ihre Aufmerksamkeit auf ihn hinderte sie, dauernd in den Jubel einzustimmen, mit dem die Flotte die Ankunft des Statthalters begrüßte. Sie hatten nicht acht auf das, was um sie her vorging, und sprachen, ihre Stimme dämpfend, wenn auch noch rauh und vernehmlich genug, über jenen, der starr und unbeweglich nach den spanischen Schanzen hinübersah.

„Ich fürchte,“ sagte Jan von der Goos, der Steuermann vom nächstliegenden Schiffe, „wenn Erich Engel-

brecht noch eine Nacht vor Leyden statt drinnen verlebt, so ist's um seine arme Seele geschehen. Schaut er doch bereits aus, als könnte er jeden Augenblick von Sinnen kommen; die Augen funkeln so wild, daß er bald seine Leute nicht mehr von den Spaniern unterscheiden wird."

Cornelis ter Decken, der den „Egmont", eines der gefürchtetsten Geusenschiffe, befehligte, fiel ihm ins Wort: „Gott weiß, er ist wilder, als selbst an dem Tage, wo er zu mir an Bord kam und meine Männer ihn in den ersten Stunden fast wieder ins Meer geworfen hätten, so raste und tobte er!"

„Das war in Spanien?" fragte der Steuermann.

„Zu San Ciprian an der galizischen Küste, wo ich mit dem ‚Egmont' auf spanische Schiffe lauerte," erwiderte ter Decken. „Ich war den Kanal hinabgegangen und unfern der Inseln Dieu auf drei Galeeren von der spanischen Armanda gestoßen. Drei waren selbst für den ‚Egmont' zu viel und wir entgingen ihnen, indem wir südwärts hielten. An der spanischen Küste machten wir gute Beute, brannten wohl zehn papistische Kapellen aus und schreckten die Dörfer zwei Stunden landein. Vor San Ciprian ankerten wir, meine Burschen hatten vernommen, daß ein Schiff mit Wein im Städtchen erwartet werde. Am dritten Tage, wo wir dort lagen, kommt Klas Klaszoon, mein Steuermann, mit drei Männern und schwört, daß sie beim Wassereinnehmen am Strand einen Landsmann von Leyden, Erich Engelbrecht, gesehen, der vor ihrem Anblick nach der Stadt geflüchtet sei. Ich lachte des Märleins, denn wie käm' ein Holländer lebendig und freien Fußes nach Spanien! Aber am nächsten Tag, da ich an Bord lehne und seewärts spähe, ob sich das spanische Weinschiff nicht zeigen will, kommt vom Hafen der Stadt her ein Kahn auf den

‚Egmont‘ zugeschossen, den ein Mann zugleich steuert und rudert. Hinter ihm drein ein wohlbesetztes Boot, um so eiliger, je näher der Kahn meinem Schiff war. Und als er mit gewaltiger Stimme in unserer Sprache mir zurief: „Nehmt einen bedrängten Landsmann an Bord!“ mußte ich dem Klafzoon wohl glauben, daß es der leibhaftige Engelbrecht sei. Ich wendete ein paar Kugeln dran, ihm das verfolgende Boot vom Leibe zu halten — und er klomm an Bord, wo er niederstürzte wie eine geschlagene Robbe. Er vergalt zur Stelle meinen Dienst und teilte uns mit, daß die Galeeren von Corunna wider uns ausgelaufen wären. Wir lichteten flugs am selben Abend die Anker, suchten und fanden dann unsern Heimweg um Irland und die Orkneys, während die halbe spanische Armanda auf den ‚Egmont‘ im Kanal lauerte. Aber die ersten Tage war's mit dem Engelbrecht schier nicht zum Ertragen! Daß er nicht Trank noch Speise nahm, hätten ihm meine Männer wohl vergeben, aber daß er unaufhörlich tobte, wütete, lästerte, sich und die Welt verfluchte und jede Stunde frug, ob Holland in Sicht sei, ward ihnen unheimlich. Ein verwirrtes Gerede von einer Frau mit grauen Haaren, vom Vaterland, von Brot, dazwischen von Weibern und Teufeln, endete Tag und Nacht nicht; wir hielten ihn für besessen. Just hatte er ausgetobt, als das Schiff zum erstenmal wieder zum Kampfe mit Spaniern kam. Wir stehen, wenn's ein Feindesdeck gilt, allesamt nicht unter den schlechten Männern, aber mit Erich Engelbrecht nimmt es keiner von uns auf. Zehnmal, seit ich ihn zu San Ciprian an Bord nahm, habe ich an seiner Seite gefochten, und ich weiß, daß niemand wie er dem Tod in die Zähne lacht.“

„Er will sterben? Er hat schwere Schuld auf der

Seele?“ fragte Jan von der Goos zögernd und mit einem scheuen Blick nach dem Vorderdeck.

„Das letzte mag sein,“ entgegnete der Kapitän des „Egmont“ leiser, „aber doch sucht er den Tod nicht. Als wir in Medemblick einliefen, war das Erste, was wir vernahmen, daß Leyden belagert sei, daß der Statthalter das Land überschwemmen lasse und uns mit der Flotte zum Entsatz schicken werde. Da wandelte sich Erich Engelbrecht um, raste und lästerte nicht weiter, sondern ward stummer als die Flut. Im Kampfe vor Brill nahm er das Schiff, das er jetzt führt, taufte es ‚Der verlorene Sohn‘, und harrt nun mit uns seit Wochen, daß uns das Wasser bis vor Leyden tragen soll. Mit Lebensmitteln ist kein Schiff wie dieses gefüllt, und der Engelbrecht wacht über ihnen, als wären es Schätze, für die er die Erde kaufen könnte. Gleich der Flut fällt und steigt seine Seele, jeder verlorene Tag macht ihn finsterer und wilder, bei jeder Kunde von der Not in Leyden wird er zorniger, jede Sturmflut, die uns vorwärts kommen läßt, hellt sein Gesicht auf! Seit gestern aber, wo uns die Dämme nochmals hemmen, wo die Brieftauben die Meldung bringen, daß in der Stadt kein Bissen Brotes mehr vorhanden ist, schaut er Tag und Nacht nach Leyden hinüber, wie ihr ihn dort seht.“

„Was ist's mit ihm? Wußte Klas Klaszoon, sein Landsmann, nichts davon zu sagen?“ drangen einige Hörer in Cornelis ter Decken.

Der Führer des „Egmont“ war im Begriff, verneinend zu antworten, als plötzlich der Mann, dem all' diese Fragen und Reden galten, seinen Platz auf dem vorderen Deck verließ und in den Kreis um das Kohlenbecken trat. Seine blauen Augen blitzten die Männer so herausfordernd an,

daß die seines eigenen Schiffes betroffen zur Seite wichen; dann sagte er, sich neben ter Decken niederwerfend:

„Klas Klaszoon weiß nichts, aber Erich Engelbrecht kann euch selbst sagen, was ihr gerne hören wollt. Es ziemt den Geusen wenig, wie alte Weiber einen Rocken abzuhaspeln; doch mögt ihr Recht haben, daß ihr mir nicht traut und euch fragt, ob Gottes, ob Satans Geist mich treibe. Ihr alle sucht hinter den Dämmen dort nur die Stadt und die verschmachtenden Landsleute, die euch für Befreiung und Labung preisen werden. Ich sehe nicht Stadt noch Bürger, ich suche ein Weib mit weißen Haaren und Kummerfalten auf der Stirn, ein altes Weib, das hungert, und das letzte Brot, dessen sie vor dem Grabe bedarf, vielleicht aus meiner Hand nimmt, vielleicht, — obschon sie einmal geschworen hat, nie wieder einen Bissen mit ihrem verlorenen Sohne zu brechen."

„Deine Mutter lebt in Leyden?" fragte der Steuermann.

„Gott geb' es, daß sie lebt!" rief Erich Engelbrecht. „Wir waren alle in Leyden angesessen, auch vor der Not, die über die Provinzen kam, wohlangesehen und nicht arm. Mein Vater Ludwig gehörte zum Rat der Stadt, unter den Augen des Trefflichen ward ich zwanzig Jahr alt. Da sandte er mich nach Deutschland, die Heilkunst zu lernen, und ich saß in Heidelberg und Erfurt zu den Füßen berühmter Lehrer, ich zechte und schwärmte mit frohen Genossen, während daheim Albas Heer das Land überzog und Freiheit und Leben der Provinzen unter seine Füße trat. Auch Ludwig Engelbrecht, mein Vater, mußte den schweren Gang vor den Blutrat tun, hinter dem es nur noch einen, den zum Galgen, gab. Er starb auf dem Markt von Brüssel, wie tausend Männer vor ihm, tausend nach ihm. Über ein Jahr hatte ich in Deutschland nichts

von daheim vernommen, die Kunde von seinem Tode war die erste, die mir zuteil wurde."

„Preise Gott, daß du nicht daheim warst," fiel ihm finster der Führer des „Egmont" in die Rede. „Es haben mehr Söhne in den Niederlanden auf Albas Befehl am Blocke ihres Vaters stehen müssen, und ich wenigstens weiß, warum kein Spanier am Leben bleibt, zwischen dem und diesem Messer nur mein Wille liegt."

„Ich preise Gott nicht, — ich wollte, der Herzog hätte mich gezwungen, meines Vaters Tod zu schauen," fuhr Erich Engelbrecht auf. „Weil ich nicht daheim war, weil ich mich in der Fremde ausweinte, erst kam, nachdem schon zwei Jahre vorüber waren, nur darum habe ich nicht zu den ersten gehört, die auf die Geusenschiffe stiegen. Wohl tobte ich, schwur Rache und wollte unter Ludwig Nassaus Fahnen treten, als er von Deutschland nach den Provinzen zog. Aber der rechte Zorn, der nur atmet, nur ißt und trinkt, weil er Zeit zur Vergeltung braucht, ward nicht lebendig in mir. Ich mußte friedlich heimkehren, Mutter und Schwestern saßen bettelarm zu Leyden — natürlich hatte der Blutrat all unser Gut für den frommen König Philipp eingezogen und Ludwig Engelbrecht nur sterben müssen, weil sie einen Schrein mit harten Talern in seinem Besitz wußten. Jetzt war's an mir, für die Darbenden zu sorgen; ich übte meine Kunst und erwarb eben so viel, daß sie nicht bittre Not litten. Meine Schwestern wurden trotz des Elends der Zeit von denen heimgeführt, mit denen sie versprochen waren, bald lebte ich mit der Mutter allein. Sie war gebrochen seit des Vaters Tod, kaum setzte sie ihren Fuß aus dem verödeten Hause. Doch so finster sie auch vor sich hinblickte: jeden Abend, wenn ich heimkam, das frische Brot, das ich unter dem Mantel trug,

hervorzog, in zwei Hälften brach und mit ihr teilte — jeden Abend kehrte ein dankbares Lächeln auf ihr liebes Gesicht zurück. Werdet nicht ungeduldig — wenn ihr erst einmal Nacht um euch habt, lernt ihr auch, wie die Kinder, vom letzten Sonnenstrahl reden. Unsere Tage in dem kleinen Hause am Ryn, vor dem Gras wuchs und das keines Menschen Fuß betrat, verflossen nicht heiter, doch wir waren so glücklich, als in dieser bösen Zeit irgendwer in Holland sein konnte. Hoffnung für das Land schien nirgends — und ich zwang mich, an nichts zu denken, als an meinen Beruf, und die alte Frau, deren Stütze ich war.

Das ging, so lange es gehen konnte, und wenn es je Heilige gegeben hat, so zählte gewiß keiner unter ihnen erst fünfundzwanzig Jahre! Bald sah ich mehr nach den Mädchen von Leyden, als nach meinen Büchern und Kräutern; die Mutter merkte es, daß ich manchen Abend spät heimkam und oft nach dem Imbiß noch einen Gang den Ryn hinab tat. Sie ward darum nicht finsterer, ja, die Hoffnung, bald wieder eine Tochter im Haus zu haben, glättete mehr als eine Falte auf ihrem Gesicht. Sie nickte mir jetzt zu, wenn ich abends unser Brot teilte, und sagte wohl: ‚Erich, bald wirst du dreimal teilen müssen und trägst es nicht selbst mehr unterm Mantel heim!‘ Hätte sie damals schon gewußt, welchen Weg ich am liebsten nahm, so hätte sie nicht so gesprochen, und noch heute weiß ich nicht, wie ich ihre hoffenden Worte je anhören konnte, ohne in Scham zu erglühen. Es lag damals eine kleine Schar spanischer Musketiere von Julian Romeros Brigade zu Leyden im Quartier. Ich war, wie wir alle, den spanischen Teufeln auf Schritt und Tritt ausgewichen — zwar fühlte ich nicht den rechten Haß, den ich heute hege,

gegen sie, aber mir hätte doch gegraut, einem die Hand zu reichen oder Becher an Becher mit ihm zu sitzen. Da wollt' es der Satan, daß ich bei der Obermühle, wo der Kapitän Alfuente hauste, während ich ausging, die schöne Müllerstochter zu grüßen, eines andern Mädchens ansichtig wurde, in dem ich freilich die Spanierin zur Stelle erkannte, deren schöne Augen mich aber zwangen, ihr näher zu kommen. Sie blickte nicht nach mir hin, sie sah in den Strom, der matt zu ihren Füßen schlich, und ich konnte sie unbemerkt belauschen. Schön war sie, wie kaum ein Mädchen in den Provinzen, das sag' ich noch heute, obschon ich ihr wahres Gesicht seither schauen mußte. Aber damals, als ich sie zuerst sah, schienen mir ihre Züge voll Milde, und mich trieb's hin zu ihr, um auch ihre Stimme zu vernehmen. Ich redete sie an, sie verstand unsere Sprache ein wenig, und ich sah, wie ihr Gesicht bei meinen Worten froh aufleuchtete. Sie sagte sogleich: ‚Ich danke Euch für Euren Gruß, er tut wohl, hier, wo niemand von Eurem Volke mit uns spricht!' Und in dem Augenblicke vergaß ich den Herzog, den Blutrat und alles, und dachte nur mit Scham daran, daß ich stets vom Wein aufgestanden war, wenn ein Spanier in die Schenke trat.

Manuelita hieß sie, war Kapitän Alfuentes Tochter, hatte in Leyden ihre Mutter verloren und fühlte sich fremd und verlassen genug, mir zum Abschied zu sagen: ‚Laßt Euch wiedersehen!' Und ich — kam heute, kam morgen, kam alle Tage, zählte die Stunden, bis die siebente schlug, ich brach an unserm Abendtische das Brod mit Hast und aß es voll Ungeduld, während die Mutter heimlich schlau lächelte. Die dunkeläugige Spanierin ward mein Sinnen und Trachten, sie bestrickte mich so, daß ich bald vergaß, über welches Pflaster ich schritt und auf welchen Fluß

wir blickten, sie entrückte mich allem, was mir sonst lieb war! Nach ihren ersten Küssen war ich nicht mehr derselbe Mann wie zuvor. Sonst hätte ich keinen Schatten im Antlitz meiner Mutter sehen können, ohne daß mir das Herz schwer ward, und jetzt saß ich leichten Mutes bei ihr, ließ sie von einem Töchterlein aus der Rynmühle träumen und lechzte indes nach den Lippen Manuelitas. Ob diese mich je geliebt hat, weiß ich euch nicht zu sagen, aber ich sollte es denken, wenn ich mich erinnere, vor wie stattlichen Landsleuten, die bei Ihres Vaters Fahne standen, sie mir den Vorzug gab. Wie ich sie geliebt, möget ihr an dem Ende ermessen, das es mit meinen Leydener Tagen nahm.

Nie erfuhr ich, wer meiner Mutter zuerst die Kunde gebracht, warum ich allabendlich zur Rynmühle eilte und wen ich dort in meine Arme schloß. Vielleicht schalt bereits ganz Leyden über mich, ehe der alten Frau ein Wort zu Ohren kam. Aber eines Abends, da ich heimkehrte und ihr am Tisch gegenüber saß, nahm ich wahr, daß sie nicht mehr lächelte, sondern daß schwere Tropfen über ihr Gesicht rollten und daß sie mir finster nachsah, als ich, ihren Tränen zum Trotz, den Hut in die Stirn drückte und davonstürmte. Und just an diesem Abende mußte Manuelita zärtlicher, heißer, selbstvergessener als zuvor sein, an dem Abend wußte sie mir den Eid abzuküssen, daß ich sie nie und nimmer verlassen wolle. Ich schwur, während mir vor Augen stand, daß der Mann einer Spanierin von seinen Mitbürgern gemieden sein würde, daß ich das Mädchen nie in meines Vaters Haus führen könne. Ich sah es vor mir, daß ich zuletzt an ihrer Seite aus dem Lande wandern müsse, und ich schwur dennoch! Daß die Entscheidung so nahe sei, ahnte ich

nicht, ja, ich wähnte, wie jeder in seinen Freveln, daß sich eine Hand vom Himmel strecken werde, das Geschick zu wenden, das der Mensch sich selbst bereitet.

Am nächsten Tage flog durch Leyden die Nachricht, daß ihr gesiegt hättet, daß Brill von den Wassergeusen genommen sei. Alle Herzen in Holland pochten ungestüm bei dieser Kunde. Zum erstenmal seit vier entsetzlichen, trostlosen Jahren erwachte die Hoffnung, daß es noch Freiheit und Rettung geben könnte. Mit kaum verhaltenem Jubel sahen die Bürger Hauptmann Alfuentes Fähnlein aufbrechen, das Brill wiedererobern helfen sollte. Noch marschierten die Dränger trotzig genug durch die Gassen von Leyden, aber sie lasen schon auf allen Gesichtern, daß ihnen niemand mehr von den Provinzen als ein Grab im Dünensande oder im Meere gönnte. Niemand außer mir! Ich zitterte jetzt nicht, wie alle andern, um das Schicksal von Holland, sondern um das von Manuelita. Als ich diesen Abend in den Flur trat, fand ich die Mutter meiner harrend, sie rief mir auf der Schwelle entgegen, ob ich gehört, daß auch Enkhuyzen sich für Oranien erhoben habe, daß die Spanier im ganzen Lande vertrieben werden sollten. Ich horchte auf und trat betroffen vor den blitzenden Augen der alten Frau zurück. ‚Ende das schnöde Spiel, Erich, es wird Zeit, — zieht dich's nicht zu den Geusen?‘ Ich schüttelte den Kopf und wir saßen uns am Tische stumm gegenüber. Als ich mich zum Gehen erhob, klang mir aus dem Munde der Mutter nach: ‚Es kann dein Ernst nicht sein, Erich, du wirst nimmer vergessen, wo ich dich geboren habe und wie dein Vater gestorben ist!‘

Die Mahnung an den Tod meines Vaters schnitt mir durch die Seele, und doch zog's mich zu Manuelita. Diese fand ich in tiefer Bestürzung: der plötzliche Marschbefehl,

den ihr Vater erhalten, die feindlichen Blicke ringsum hatten ihr heiße Tränen entlockt, und sie bat flehentlich, meiner Liebe nicht zu vergessen. Vielleicht sind Leute unter euch, die solchen Bitten eines Weibes widerstanden hätten — aber ich gelobte ihr, was sie begehrte, und als ich mich in der Nacht endlich losriß, als ich heimschritt, verfluchte ich die Erhebung meines Volkes und den Krieg, der mein Glück zu stören drohte! — Laßt mich kurz sein über diese Tage. Mit jedem neuen Morgenlicht kam eine neue Kunde von Aufstand und Sieg, mit jedem Tag schaute die Mutter strenger, prüfender in mein Gesicht, mit jedem Abend ward ihr Blick verächtlicher, schien sie mehr und mehr zu zögern, ob sie das Nachtmahl mit mir teilen solle. Ich aber verschloß mein Ohr vor allen Mahnungen, die ertönten, ich hörte nur die Manuelitas, die sich an mich hielt, wie an den Balken, der im Schiffbruch die Rettung verbürgt, und den ihr mit dem Fuße hinwegstoßt, nachdem ihr ihn erst mit Armen umklammert habt!

Auch Leyden erhob sich endlich und vertrieb die wenigen Beamten Albas, die noch zurückgeblieben waren. Am Tage, wo vom Rathaus Oranien zum Statthalter ausgerufen wurde, verließ meine Mutter das Haus und zog mit dem strömenden Volkshaufen zum Markt. Gewiß trieb sie die Hoffnung dahin, ihren Erich trotz allem unter den Männern zu erblicken, die zu den Waffen gegriffen hatten. Doch der Sohn weilte indessen bei Manuelita, ließ die Tränen seiner Mutter fließen und bemühte sich, die zu trocknen, die das spanische Mädchen über Hauptmann Alfuentes Fall weinte. Von Brill war die Todespost an eben dem Morgen angelangt, wo die Leydener ein Herz faßten, und war mir schon zuvor ihr Trachten gleichgültig, ja verhaßt gewesen, so brachte mich an diesem Morgen der tosende

Jubel in den Straßen, während ich die Liebste in ihrer Kammer klagend und weinend fand, schier zur Wut. Warum sollte unsere Liebe unter den bösen Tagen leiden, an denen nicht ich, nicht Manuelita schuld trug? So sagte ich ihr und mir, und sie mit plötzlichem Entschluß rief mir zu: ‚Laß uns aus diesem Lande, das nur Blut trinkt, entfliehen. Ich habe ein kleines mütterliches Erbe zu San Ciprian in Spanien, dort werden wir glücklich sein, und das Meer wird zwischen uns und diesem Unglücksboden rollen!‘ — ‚Und meine Mutter?‘ frug ich. ‚Gib ihr alles, was du hast; laß deine Sippen für sie sorgen — aber komm mit mir. Habe ich nicht auch Vater und Mutter verloren? Bleibt mir mehr, als dir?‘ Halb in Küssen, halb in Tränen erstickte sie jedes Wort, was ich noch zu sagen gedachte, nur mein Versprechen: ‚Sei es, wie du willst — ich folge dir durch die Welt!‘ durfte über meine Lippen gleiten. Ich blieb bei ihr den ganzen langen Frühlingstag, über dem Ryn strahlte die Sonne, aus dem Garten der Mühle lachte mir frisches Grün entgegen, aber als mir durch den Sinn flog, daß ich dies alles bald nicht mehr und nie wieder sehen würde, preßte ich Manuelita nur heftiger in meine Arme. Wir kamen überein, daß ich meine Angelegenheiten in nächster Woche ordnen, dann heimlich mit Manuelita nach der nächsten, von den Spaniern noch besetzten Hafenstadt abreisen sollte. Ich schritt diesen Abend meinem Hause zu — Gott vergebe mir's heut und in Ewigkeit — als hätte ich einem tyrannischen Herrn zu trotzen, nicht als gälte es einer alten Mutter das Herz zu brechen. Ich trat ein und war nicht zu sehr betroffen, sie bitter weinend zu finden, hatte ich doch sie und mich seit guter Zeit daran gewöhnt. Sie forschte nicht, wo ich gewesen war, sondern sagte mit

halb erstickter Stimme: ‚Die Waffen, die dein Vater getragen, sind dir zu schwer, mein Sohn? Ich sah dich am Rathaus nicht mit ihnen.‘ — ‚Es wäre uns allen besser, wir dächten nicht an Waffen, und hätten nie daran gedacht,‘ gab ich gereizt zur Antwort. Dies gesagt, glaubte ich einen Blitz aus den Augen meiner Mutter zucken zu sehen, mindestens wurden sie trocken und blieben starr auf mich gerichtet. ‚Damit du eine spanische Dirne herzen und ungescheut mit ihr buhlen könntest, möchte das Land unter den Füßen der Spanier zertreten werden?‘ sagte sie kalt. ‚Wer gibt Euch ein Recht, so verächtlich von meiner Liebsten zu reden?‘ fuhr ich auf. ‚Liebste?‘ fragte die alte Frau höhnisch zurück. ‚Nennst du das Liebe, wenn du dich an ein Weib hängst, vor der du geflohen sein würdest bis ans Ende der Welt — wenn du ein Herz hättest? Kannst du vergessen, daß sie aus dem Volke stammt, zwischen dem und uns ein Strom unschuldig vergossenen Blutes fließt? Vergessen, daß bei deines Vaters Todesgang Hauptmann Alfuente die Trommel rühren ließ, — so frag' ich dich nur, ob du meinst, daß dies Mädchen dich liebt, wie ein Weib den Mann lieben soll?! Hat sie den Segen deiner Mutter begehrt, hat sie je verlangt, daß du sie in dein Haus führst? Erich, ich sage dir, wo ein Mann liebt und geliebt wird, da wachsen alle guten Kräfte in ihm, da rafft er sich empor, selbst aus der Schande! Du aber versinkst darein, du vergissest, was dir obliegt, hörst den Ruf deines Landes und die Mahnung aus dem Grabe des Vaters nicht, du spottest meiner, und das nennst du Liebe!‘ Ich ward verwirrt, im Gewissen fühlte ich die Wahrheit jedes Wortes, aber trotzig sagte ich: ‚Mein Weib soll Manuelita werden, deinen Segen erbitte ich. Nur in dies Haus konnt' ich sie nicht führen,

selbst wenn sie es möchte, Haß und Mißtrauen würden sie auf der Schwelle belauern. Wozu sollten wir hier bleiben? Die Welt ist weit, und in diesem Lande steht ohnehin kein Glück mehr zu hoffen!'

Niemals vergess' ich den Augenblick, wo diese Worte aus meinem Munde kamen! Ich saß der Mutter gegenüber und während ich mit den Lippen frevelte, brachen meine Hände das Brot, das wir bis zu diesem Tage treu geteilt hatten. Da sprang sie auf einmal empor, stieß den Schemel um, auf dem sie gesessen hatte, schleuderte das Brot zur Erde, und stieß mich, als ich ihr nahekam, mit zitternden Händen hinweg. ‚Ich sehe, was du mit deiner Liebe geworden bist!' rief sie. ‚Ein Sohn, der den Tod seines Vaters ungerächt läßt, ein Mann, der in dieser Zeit, wo Weiber und Kinder von Krieg träumen, an Glück denkt! Hebe dich weg, Erich! Ich schwör's zu Gott, daß diese Hand so wenig wieder einen Bissen aus der deinen nehmen, als dir den Segen zur Sünde geben soll! Tue, was du nicht lassen kannst; wer Vater und Vaterland seiner Lust opfert, gibt auch noch die Mutter drein.' Und während ich keines Wortes mächtig stand, wendete sie ihren Blick von mir hinweg, eilte aus dem Flur und schloß die Tür des Gemachs, in das sie vor mir flüchtete. Ich habe ihr Gesicht nicht wieder erblickt, und sie steht vor meinen Augen, wie sie das Brot, das ihr meine Hand reichte, zur Erde warf und den Fluch über mich sprach!

Während er noch in meinem Ohre klang, fühlt' ich's nicht, daß er verdient sei. Grollend und rasch entschlossen eilte ich aus dem Vaterhause und stürmte zu Manuelita, die erstaunt war, mich noch an diesem Abend wiederzusehen, und die ich gefaßter fand, als ich nach dem Schmerz, in dem ich sie verlassen hatte, denken durfte. Jetzt war's an ihr,

mich zu trösten, und sie tat es mit Liebesworten und schnellem Entschluß. Was ich an Gold und Geld besaß — wenig genug — schaffte ich herzu, auch Kapitän Alfuentes Hinterlassenschaft war schnell zusammenzuraffen. Ich weiß noch heute nicht, ob es nur die Furcht vor den Leydenern war, die das Mädchen trieb und drängte, oder ob sie fürchtete, daß bei mir, wenn die erste Erregung vorüber, das Gewissen erwachen würde. Sie war mir jetzt alles, und ich sah in dieser und mancher folgenden Nacht nur sie, — kaum im Traum schreckte mich der Anblick der armen, alten, zürnenden Frau! Wir schlugen den Weg nach Süden ein, in Brabant und Flandern waren die Spanier noch Herren. Bevor wir zum Hafen von Antwerpen kamen, hatte Manuelita, mit der mich ein Feldpater im ersten spanischen Lager traute, ihre alte Munterkeit wieder erlangt. Hörte ich sie doch mit ihrem Vetter, einem Fähnrich Alonzo, über den Tod ihres Vaters und noch mehr darüber scherzen, wie sie einen Holländer davor bewahre, Ketzer und Rebell zu werden. Als ich solchen Ton vernahm und dazu das Augenspiel mit Alonzo sah, überkam mich plötzliche Furcht; in meiner Seele wachten die drohenden Worte der alten Mutter auf, aber noch ehe wir ins Schiff stiegen, hatten ihre Lippen alle Furcht hinweggeküßt, und ich fuhr als ein Glücklicher mit ihr nach Spanien.

Mancher von euch ist zur Walfischjagd mit ins Nordmeer gefahren. Hat keiner dort Schiffbruch erlebt, ist keinem da begegnet, was ich aus dem Munde so vieler gehört habe? Wenn ein Fahrzeug nach wochenlangem Kampf mit dem Eise zerschellt, die Mannschaft in die Tiefe versinkt, da soll es vorkommen, daß einer und der andere sich auf eine Scholle rettet und auf ihr wie auf einem

Boote im Meer dahintreibt. Aber die Kälte, das flimmernde Eis, die roten Nordlichter und die Sonne um Mitternacht verwirren ihm Seele und Sinne: er meint zwischen Gärten und Wiesen zu fahren, er lacht, er jauchzt, er singt die Lieder seiner Jugend, wähnt sich selig tage- und nächtelang, bis er aus seinem Fieber erwacht und die Eisberge und das kalte wüste Meer um sich sieht. Wer das erlebt hätte, dem braucht' ich nicht zu sagen, wie mir's erging und was ich erfuhr! Wir kamen nach San Ciprian, wo Manuelita ein Häuschen mit Garten und Weinberg hart am Hafen besaß. Die kleine spanische Stadt, am Meer zwischen hohen Bergen gelegen, würde mir besser behagt haben, wenn ich nicht verwunderten, wenig freundlichen Blicken auf jedem Schritt begegnet wäre. Ich sah die Spanier niemals ihr Mißtrauen, kaum ihre hochmütige Verachtung gegen unser Volk verbergen. Noch vergaß und verschmerzte ich alles, wenn ich bei meinem Weibe war und sie liebreich um ihren lieben Holländer waltete. Noch träumt' ich von Glück — aber schon wallte mein niederländisch Blut empor, wenn ich die Männer von San Ciprian über König Philipps Krieg mit den ketzerischen Abtrünnigen sprechen und uns tausendfach zur Hölle hinabfluchen hörte. Schon hatte ich Tage, wo ich über das Meer hinblickte, ob kein Geusenschiff Jagd auf spanische Gallionen mache! Was mir daheim am Ryn und zwischen den Gassen von Leyden so gleichgültig erschienen war, begann nun an meiner Seele zu nagen. Und bald mocht' ich tun, was ich wollte, ich sah die Mutter vor mir und hörte ihre letzten Worte; nur in Manuelitas Arm verschwand, was mich peinigte; wenn ich an ihrem Munde hing, vergaß ich noch immer Heimat und Welt! Eben darum empfand ich's sofort, als ihre Lippen meinen Kuß minder heiß erwiderten, ihre Augen

minder hell glänzten. Was kümmerte sie auch das Weh, das an meinem Herzen nagte, was die Reue, die mich nachts emporschreckte! Aber sie sah mich oft mißmutig, finster, unhold, und wenn sie mich je geliebt hatte, so verkehrte sich nun ihre Glut in Kälte, ihre Hingebung in Widerwillen. Nicht an einem Tage, nicht so, daß ich's schon gewußt hätte, als ich's zu fürchten begann. Leise und schweigend zog die Gewißheit, Manuelita sei meiner satt und überdrüssig, mir in die Seele, und nun erst fand ich mich elend, wie ich's verdient hatte. Die verlassene, verratene Heimat trat mir allstündlich vor Augen, ein brennendes Verlangen erfaßte mich, die Mutter wiederzusehen, den Fluch abzuwenden, der auf meinem Haupt ruht. Manuelita dachte nicht mehr daran, solche Gedanken hinwegzuschmeicheln, ich mochte mich jetzt mit ihnen aufs Lager strecken, mit ihnen erwachen, sie blieb teilnahmlos. Und als Vetter Alonzo, der Fähnrich, in San Ciprian erschien, wußte ich bald genug, daß er meine Stelle in ihrem Herzen einnahm. War er zugegen, so sah ich wieder die lachende, lockende Manuelita, sah wieder den Sonnenschein auf ihrem Gesicht, der mir sonst heller schien, als jener, der über der blauen Bai vor unsern Fenstern glänzte. Und wenn ich jetzt bedachte, was ich meinem Weibe geopfert, um ihretwillen hinter mich geworfen hatte, und nahm die verstohlenen Blicke wahr, die mit Alonzo getauscht wurden, die Blicke, die deutlich genug sprachen: ‚Wie traurig, daß der Holländer zwischen uns steht,' so erfaßte mich trotzige Wut. Seit mich dieser Verdacht quälte, verließ mich selbst die Sehnsucht nach daheim, ich nahm's für mein vorbestimmtes Schicksal, ein fremdes Weib zu freien und dann argwöhnisch über sie zu wachen. Fahrt nicht ungeduldig empor; weil es anders ward, darf ich sagen, wie es sonst

war. Ich weiß nur zu wohl, daß in den letzten Tagen, die ich in Spanien verlebt, Manuelita noch einmal meine ganze Seele erfüllte, nur daß Eifersucht und Zorn an die Stelle der Liebe getreten waren. Der ‚Egmont‘ kreuzte eben vor dem Hafen von San Ciprian, und ich dachte nicht an die Heimkehr, um die ich zuvor gebetet hatte. Tag und Nacht prüfte ich jeden Schritt, den Alonzo zu meinem Weibe tat, fest entschlossen, die Schmach, die sie mir sannen, nicht zu erdulden. Ich fürchtete nur ihre Untreue, nichts mehr, nichts weniger. Und als ich endlich an einem Mittag, wo ich das Haus verließ, mich aber wachsam in der Nähe hielt, Alonzo Alfuente meine Schwelle betreten sah, als ich bereit stand, beide zu überraschen, ward ich selbst durch ihren unerwarteten Austritt aus dem Hause betroffen. Noch folgte ich dem Paare nach, überzeugt, daß sie eine Stätte für ihre buhlerische Liebe suchten. Noch lag meine Hand am Schwertgriff, ich meinte, gegen Alonzo ziehen zu müssen, und schritt, zitternd vor Erwartung, bei welcher Kupplerin sie sich bergen würden, hinter beiden drein. Aber als ich sie eine gewisse Straße von San Ciprian betreten sah, überkam mich plötzlich ein anderer Verdacht, der mich wie ein eisiger Hauch durchschauerte und mich augenblicklich stille stehen hieß. In dieser Straße wohnte Fray Sebastiano, ein Dominikanermönch, der Beauftragte der heiligen Inquisition. Von der Furcht erfaßt, daß Manuelita samt ihrem Vetter über dessen Schwelle treten könne, blickte ich ihnen unbeweglich nach. Sie blieben vor der Tür des Mönchs stehen, mein Weib schien einen Augenblick zu zögern und umkehren zu wollen. Ich sah den Fähnrich eifrig zu ihr sprechen, sie bei der Hand fassen und an die Tür pochen, ich sah beide in der geöffneten verschwinden. Was in mir in jener Stunde vorging, will

ich euch und mir erlassen! Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß Manuelita und Alonzo mich vor dem höllischen Tribunal, das sie dort das heilige Amt taufen, als Ketzer anklagen würden. Ich wußte, daß mir ein Kerker, und danach der Scheiterhaufen gewiß sei, auch hatte ich, seit ich in Spanien lebte, schon erfahren, wie blitzschnell das heilige Amt seine Opfer zu ergreifen pflegte, und wie viel hundert Arme ihm in jeder Stunde zu Gebot waren. Und dennoch dachte ich kaum an Rettung durch das Schiff, das vor dem Hafen auf der See schaukelte. Dennoch wollte ich bleiben und schwur, Manuelita und ihren Buhlen den Preis der nichtswürdigen Tat nicht erwerben zu lassen. Ich dachte Alonzo niederzustoßen, mochte mir dann das Ärgste geschehen. Aber das Paar trat nicht allein wieder aus dem Hause, sie erschienen im Geleit des Fray Sebastiano, der lächelnd und mit sichtlichem Eifer an ihrer Seite schritt. Zur Stelle rief er zwei, drei Bürger an, die eben die Straße daher kamen, und jetzt waren Manuelita und der Fähnrich von so vielen umgeben, daß ich darauf verzichten mußte, die Nichtswürdigen zu treffen! Hinter Häusern und Hecken verborgen folgte ich der Schar, sie schlug den Weg zum Hafen ein. Woran ich noch nicht gedacht hatte, das befürchtete der Mönch: er eilte, mir jeden Weg zur Flucht und Rettung abzuschneiden, und Manuelita, um deretwillen ich am Heiligsten gefrevelt hatte, war an seiner Seite! So überwältigt von Schmerz und Groll war ich noch nicht, daß nicht sofort, als ich den Vorsatz Fray Sebastianos begriff, der Wunsch nach Rettung in mir aufgestiegen wäre. Auf raschen Füßen, den Mönch samt seiner Begleitung weit hinter mir lassend, erreichte ich den Hafen. In den ersten Kahn sprang ich, löste Kette und Ruder, legte ein und befahl mich der

Gnade Gottes! Ich kam fast bis zum Ausgang, ehe Frau Sebastiano, Manuelita und Alonzo des Hafens und meiner ansichtig wurden. Der Dominikaner schrie laut auf, als er mich auf dem Wasser erblickte, Manuelita rief meinen Namen, es war der letzte Laut, den der Wind vom Lande zu mir trug. Auf einen Wink sah ich Alonzo, und ihm nach wohl ein Dutzend Männer, in ein Boot springen, sah am Hafendamm die halbe Stadt zusammenströmen. Die Verfolger rührten zehn Ruder zugleich, ich hatte nur eines — weit draußen lag der ‚Egmont‘, und kürzer und kürzer ward der Vorsprung, den ich gewonnen hatte! Doch raffte ich unverzagt die letzten Kräfte zusammen — wenn der Fluch der Mutter an mir erfüllt werden muß, so sollte es nicht durch das Weib sein, um das ich ihn auf mich nahm. Cornelies ter Decken hat euch gesagt, wie ich zu ihm an Bord kam, und ich meine, ihr wißt nun, warum ich wie von Sinnen zwischen den Männern stand, die für ihre Heimat gekämpft hatten, derweil ich kosend und buhlend im Lande des Todfeindes saß, zwischen Männern, deren Hand die Provinzen segnen, während die meine so verachtet ist, daß eine alte Mutter kein Stück Brot mehr aus ihr nehmen mochte!“

„Du hast deine Hand seitdem wohl gebraucht, es ist kein Besserer unter uns,“ unterbrach Jan von der Goos den Erzählenden, dessen Ton immer grollender und schmerzlicher geworden war.

„Meint ihr?“ rief Erich Engelbrecht emporspringend. „Ich muß es erfahren, bevor ich glauben kann, daß meine Sünde gebüßt ist. Ihr wißt, wie es in Leyden steht — und nur darum hoffe ich! Sie hungern alle drinnen — auch die alte Frau wird hungern, wird nach Brot verlangen und vielleicht der Tage gedenken, wo ihr Sohn mit ihr

teilte. Und wenn ich ihr nahe, in der einen Hand das Schwert, das ich im Kampfe geführt, in der andern die Labung, nach der sie lechzt: denkt ihr nicht, daß sie ihren Schwur vergessen und, wie dereinst, nehmen wird, was ich ihr biete? Das hoffe ich, darum lebe ich, und hier liegen wir und kommen nicht vorwärts. Aber länger trag' ich's nicht, ich will der Erste in Leyden sein und sollt' ich auch der Letzte werden, der bleibt!"

„Verlaßt Euch darauf, Ihr sollt der Erste sein!" sagte hier plötzlich eine Stimme, bei deren Klang der dicht um Erich Engelbrecht geschlossene Kreis sich weit öffnete. Wilhelm von Oranien, der mit seinen Begleitern, von allen unbemerkt, dem Schiffe näher gekommen war und dasselbe bestiegen hatte, stand schon längst hinter der Gruppe der Geusen, hatte mit einem Wink Schweigen geboten und die Erzählung des Leydeners mehr als halb vernommen. Jetzt, als er sprach und gegen Erich und ter Decken vorschritt, brachen die Männer vom „Egmont" und vom „Verlornen Sohn" in den betäubenden Jubel aus, der den Prinzen rings auf der Flotte begrüßt hatte. Erfüllt von einem Gedanken, achtete er kaum auf die Jauchzenden und streckte Erich Engelbrecht seine Rechte entgegen.

„Schlagt ein, Herr Engelbrecht!" fuhr er fort. „Ich habe ein Wörtlein von Eurer Geschichte vernommen, ich muß Euch loben, daß Ihr Verlangen tragt, allen voran in Leyden einzuziehen. Nur den Lammer Damm und den Durchbruch gilt es noch; wollt Ihr dort im Kampf morgen voranstehen, so wird Euch nichts hindern, mit Eurem Schiffe der Erste in der bedrängten Stadt zu sein. Ihr seid nicht der Mann, ein paar spanische Kugeln und Schwerthiebe zu scheuen — wollt Ihr?"

„Ob ich will!" rief der Gefragte. „Nennt mich einen

Hund, wenn mich dies Wasser lebend zurückträgt, bevor ich den Lammer Damm überstiegen. Gebt Befehl, erlauchter Herr, daß von meinem Schiffe, sobald der Morgen graut, der erste Schuß fallen darf, und ich steh' Euch für den Damm und den Durchbruch!"

„Sei es, wie Ihr sagt," entgegnete der Oranier. „Gute Nacht, ihr Männer, und bessern Tag morgen! So Gott will, gehen unsere Brüder in Leyden heute zum letztenmal hungrig schlafen — auch Eure Mutter, Erich Engelbrecht! Kommt, Boisot, ich muß noch zur Nacht wieder gen Delft!"

Freundlich grüßend, noch einen festen, vielbedeutenden Blick auf Engelbrecht zurückwerfend, sprang der Prinz vom Deck des „Verlornen Sohnes" in seine Barke und nahm den Weg zum Schiffe Boisots. Der Geusenadmiral gab, ihm folgend, kurze Befehle; nach ihm und dem Prinzen verließen auch die Männer des „Egmont" das Fahrzeug. Erich aber schritt wieder zu seinem alten Platz auf dem Vorderdeck und schaute, wie zuvor, unverwandt nach Ost, wo Leyden lag und die ersten Schimmer des Tages aufdämmern mußten.

Wilhelm von Oranien und seine Begleiter blieben schweigend, so lange der Klang ihrer Stimmen auf den Schiffen noch hörbar sein konnte. Als dann die Barke weiter zwischen Baumwipfeln und Dächern hinglitt, holte der Prinz tief Atem und sagte zu Boisot: „Es hat sich wohl gefügt, daß wir den rechten, den besten Mann trafen. Ich fasse Mut, daß der Durchbruch gelingt, denn auf der ganzen Flotte mag es keinen Zweiten geben, dessen Leben und Hoffen nur hinter den Wällen der Stadt liegt."

Der Admiral und ein zweiter Begleiter des Prinzen gaben durch Gebärden ihre lebhafte Zustimmung zu er-

kennen. Der kleine französische Herr, der dicht neben Wilhelm von Oranien stand, zuckte die Schultern, — wie er glaubte, unmerklich. Aber dem scharfen Blick des Statthalters entging die Bewegung nicht, und mit einigem Unmut sagte er:

„Ihr scheint auch diesmal anderer Meinung, Herr de la Chaillerie, und glaubt, daß ich einen bessern Mann in das Vordertreffen der Flotte hätte stellen sollen. Dünkt es Euch nicht genug und nahezu ein Wunder, daß ich diesen fand? Alle die Tausende auf der Flotte hegen noch andern Wunsch und Willen als den: Brot nach Leyden zu bringen; ihm hängt Heil und Seligkeit daran, seine Seele ist nur davon erfüllt!"

„Ihr mögt recht haben, Monseigneur, Ihr seid ein Menschenkenner," entgegnete der Franzose mit höflichem Lächeln. „Nur schien mir, der wackre Kapitän verschmerzte die Untreue seines Weibes noch nicht so, daß kein Gedanke, als der an seine Mutter, auf dem Grunde seiner Seele Raum hätte."

„Nun, die Dame Manuelita — hieß sie nicht so? — wird doch der Satan nicht zum zweitenmal nach Holland führen?" rief Boisot, und der Prinz bekräftigte dies Wort durch einen verweisenden Blick auf den französischen Edelmann. Herr de la Chaillerie äußerte nichts mehr, die Fahrt zum Admiralsschiff ward schweigend zurückgelegt. Hier angekommen, versammelte Wilhelm von Oranien noch einmal die Befehlshaber, nahm Abschied von ihnen und dem Schiffsvolk, und schickte sich zur Rückfahrt nach Delft an, von wo er am Nachmittag gekommen war. Seine Mienen zeigten Hoffnung und Besorgnis zugleich; Herr de la Chaillerie, der seinen Platz neben ihm behauptete, mochte wahrnehmen, daß die Augen des Prinzen sich noch

lange nach jenen drei Schiffen hinwendeten, die beim Scheine der brennenden Dörfer auf der Flut sichtbar waren. Zuletzt von der ganzen Flotte entschwanden sie den Blicken, und der Franzose wußte, daß Wilhelm von Oranien auf der weitern Fahrt nur ihrer und vor allem des „Verlornen Sohnes“ gedachte. Die ernste Stimmung des Prinzen schien auch Chaillerie zu bedrücken, er blieb stumm, bis die Barke unterwegs bei einem einsamen Landhaus anlangte, das auf einem Hügel aus der Überschwemmung hervorragte. Hier verabschiedete er sich von dem Statthalter, dem Weiterfahrenden noch von der Türstufe des Hauses nachrufend:

„Ich wünsche, morgen der Erste zu sein, gnädiger Herr, der Euch Nachricht vom Entsatz bringt. Ich bin hier dem Kampfe um zwei Stunden näher als Ihr, und wenn ich auch, dem Befehl meines Königs gehorchend, nicht an Bord der Flotte gehen darf, so werden mein Fernrohr und meine besten Wünsche ihrem Vordringen folgen.“

„Tut so und habt gute Nacht, Herr de la Chaillerie,“ rief der Prinz herüber, und der Franzose verharrte ehrerbietig so lange auf der Schwelle, als er die davonfliegende Barke noch wahrnehmen konnte. Ehe er dann an die Tür pochte, ward ihm von innen geöffnet, und er erblickte seinen Diener, der mit einiger Ängstlichkeit den Herrn begrüßte.

„Was hast du, Baudry? Was gibt es?“ fragte dieser und erhielt zur Antwort, daß er schon seit dem Nachmittag erwartet werde. Ein Bote des Obersten Valdez, des spanischen Befehlshabers vor Leyden, habe Wein und Früchte gebracht und dabei dringend eine Rücksprache mit Herrn de la Chaillerie begehrt. Die Mienen des französi-

schen Edelmanns wurden bei dieser Meldung verdrossener und finsterer, er eilte mit raschen Schritten die Stiege empor und riß ungestüm die Tür seines Zimmers auf. In einem Sessel ruhend harrte hier ein Spanier, der halb ein Soldat, halb Diener zu sein schien, und Herrn de la Chaillerie ehrerbietig emporspringend begrüßte. Ehe er Zeit fand, ein Wort hervorzubringen, rief der Franzose hastig:

„Was wollt und sucht Ihr bei mir, Geronimo? Warum bringt der Oberst meine Ehre durch geheime Sendung in Gefahr? Was denkt Valdez? Soll ich beim Prinzen von Oranien für einen Spion gelten?"

„Der Oberst versieht sich zu Eurer Freundschaft des Besten," entgegnete der Bote. „Stets hat er Euer als Freund gedacht und mich gesendet, um zu erfahren, ob Ihr ihm in seiner Bedrängnis einen Rat verweigern werdet."

„Sagt Eurem Herrn, wenn er sich wahrhaft als meinen Freund erweisen wolle, so möge er auf jeden Verkehr mit mir verzichten, so lange mich des Königs Befehl an den Prinzen von Oranien fesselt. Gottes Tod! ich brauch' ihn nicht wissen zu lassen, daß ich von Herzen bei Euch und nicht bei den holländischen Rebellen bin. Aber da mein König für gut befindet, mit ihnen zu verhandeln, und mich damit betraut, so muß ich eben vergessen, daß ich im spanischen Lager Freunde habe. Nehmt Euren Wein — ich will keinen Tropfen davon. Doch sagt Oberst Valdez, daß, wenn ich auch nur Sumpfwasser bei den Holländern bekäme, ich keinen Becher leeren würde, ohne seine Gesundheit zu trinken! Und seht wohl zu, Geronimo, wie Ihr sicher wieder ins spanische Lager kommt: die Holländer sind auf der Flut wachsam, und trocknen Fußes fandet Ihr keinen Weg hierher!"

„Das laßt meine Sorge sein, gnädiger Herr! Aber soll ich meinem Obersten, der in Bedrängnis ist, nichts als diesen Euren Gruß bringen? Wißt Ihr nicht, daß am Ausgange der Belagerung Ehre und Kriegsruhm Eures Freundes hängt? Er fordert nicht, daß Ihr für ihn die Schiffe der Geusen zählen, ihm die Pläne Oraniens schreiben sollt. Aber er sagte mir: ‚Frag' um Rat, Geronimo, und wenn de la Chaillerie einen hat, so wird er ihn seinem Freunde Valdez nicht verweigern!‘

Der französische Edelmann kämpfte sichtlich zwischen der Pflicht, zu schweigen, und dem Verlangen, zu sprechen. Endlich winkte er den vertrauten Diener des Oberst Valdez näher zu sich und sagte mit Nachdruck:

„Geht, Geronimo, geht auf der Stelle! Wenn Valdez sein Auge über den Lammer Damm wachen läßt, wird er wohltun. Und hat er, wie ich glaube, einen jungen Kapitän namens Alonzo Alfuente bei seinen Fahnen, so mag er diesem den Platz bei der Durchfahrt vertrauen. Mehr darf ich und will ich nicht sagen. Gott befohlen!“

Der Spanier lauschte den Worten so gespannt, als ob er ihren Klang und Sinn zugleich überbringen wollte. Den Wink des Edelmannes wohlverstehend, verschwand er fast in dem Augenblicke aus dem Zimmer, wo dieser das letzte Wort sprach. Herr de la Chaillerie stand einige Minuten wie halb beschämt, dann kehrte das heitere Lächeln auf sein Gesicht zurück und er murmelte vor sich hin:

„Mag es Valdez gedeihen und den Prinzen ein wenig beschämen. War er doch zu sicher, daß jener verlorene Sohn nichts in der Welt mehr empfinde, als den Drang, sein Brot nach Leyden zu tragen und mit seiner Törin von Mutter zu teilen!“

Während der Stunden, in denen all dies geschah, stiegen die Wasser, die sich meilenweit über das Land breiteten, höher und höher. Bei den Schiffen der Geusen maß man mit wachsender Zuversicht die anschwellende Flut; in den spanischen Verschanzungen, die sich zwischen der Flotte und dem bedrängten Leyden erhoben, sahen die tiefer stehenden Wachen das Wasser ihre Füße benetzen und wichen auf die Dämme zurück. Hier wie dort wurde der Morgen klopfenden Herzens erwartet. Doch so laut auch Belagerern und Befreiern das Herz schlagen mochte: eine Stunde landeinwärts, hinter den Wällen der Stadt, sahen Tausende dem Lichte mit bangerer, verzehrender Sehnsucht entgegen. Tagelang hatten die Hungernden von allen Türmen Leydens die Geusenflotte wahrgenommen, tagelang mit bald hochflackernder, bald verlöschender Hoffnung das Wasser vor ihren Mauern wachsen, sinken und wiederum wachsen gesehen. Schon seit mancher Nacht erquickte auch die Erschöpftesten kein Schlaf mehr; in der Stunde, in der vielleicht der Hunger schwieg, wurden sie von der Erwartung emporgescheucht. „Sie kommen! sie kommen!“ war schon hundertmal von freudebebenden Lippen ertönt und so oft wieder in Tränen der Enttäuschung erstickt worden, daß gestern, als die Flotte näher und näher kam, die stumme Erwartung, die wiederum jede Brust erfüllte, keinen Laut mehr fand. Auch heut, in den Stunden zwischen Mitternacht und Dämmerung, schritten die Bürger, die von den Wällen abgelöst wurden, mit manchen andern, die brennende Unruhe und der Jammer ihres Hauses auf die Straßen trieb, dem hohen Wartturm entgegen, der dem Dorfe Lammen zunächst lag. Sie klommen zu seiner Spitze empor und sahen mit einer Art düsterer Freude den Feuerschein der brennenden Dörfer am nachtdunklen

Himmel. Lauschend vernahmen sie die unruhige Bewegung im Lager der Dränger, hörten von den Dämmen den Taktschritt marschierender Truppen, den Schall spanischer Kommandoworte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs die Zahl derer, die auf der Höhe des Wartturms dichtgedrängt ihren] Platz fanden. Mit der Morgendämmerung stiegen auch Frauen die schmalen Wendeltreppen auf und ab, und in müden, verweinten Augen blitzte ein Strahl der Freude auf, wenn sie sich der Gegend zuwandten, wo Masten und Wimpel der Geusenschiffe sichtbar waren. Das Frühlicht ließ nur bleiche, abgezehrte Gesichter, nur matte, schwankende Bewegungen bei allen hier Versammelten erkennen. Selbst Herr Adrian van der Werft, der Bürgermeister der Stadt, der eine würdige, stolze Haltung zu bewahren suchte, zitterte merklich, als er um die sechste Stunde den Turm erstieg. Er stützte freilich im Emporsteigen sein junges Weib, dem zwei Knaben folgten, auf deren blasse Gesichter die Mutter mit Bekümmernis zurückblickte. Aber dennoch wäre Herr Adrian fester aufgetreten, wenn ihn nicht, gleich allen, die bange Furcht dieser Stunden überwältigt hätte. Ehrerbietig wichen die Gruppen auf dem Turm zur Seite; er winkte sie zu sich heran, indem er ausrief: „Wir teilen gleiche Not, und mögen also auch die Hoffnung teilen!" Dann trat er an die Brüstung und blickte mit den andern in die Ebene hinaus, in welcher die stundenbreite Flut, graue Nebel und Oktoberhimmel nur wenige bestimmte Umrisse erkennen ließen. Mit Spannung wartete auch Herr Adrian auf den Donner der Geschütze.

Dicht zur Seite des Bürgermeisters und neben dessen Frau drängte sich jetzt eine Greisin, die allen Umstehenden bekannt schien. Keiner hatte acht auf sie, obschon ihr

Gebaren jedermann seltsam dünken mußte. Denn unablässig strich sie die silberweißen Flechten, die breit über ihrer Stirn lagen, zurück, als könne sie dadurch die Sehkraft der halberloschenen Augen erhöhen. Und unermüdlich bewegten sich ihre Lippen in leisem Gebet, erhob sich ihr Gesicht mit flehendem Aufblick zum Himmel. Die Entbehrung stand mit noch tieferen Runen in diesem Gesicht geschrieben, als in dem der andern, und doch blieb sie die Einzige, die nicht hastig um sich blickte, als der Diener Adrian van der Werfts mit einer irdenen Schüssel erschien, auf der eine Art von Gebäck rauchte. In jedem Auge, außer dem der alten Frau, glänzte Lüsternheit. Der Bürgermeister sagte schmerzlich: „Dies ist Brot von Kleien und Nesseln — wenn noch eine Nacht ohne Hilfe verstreicht, werden wir morgen auch das vermissen!“ Er zerteilte den schwarzen Klumpen und bot die Stücke an alle, die sich um ihn drängten. Auch der Greisin reichte er eins der Stücke, sie wies es aufwallend zurück:

„Um meiner Sünden willen darbt ihr alle — wie dürft' ich euch den Bissen vom Munde nehmen?!“

Schon trat ein anderer herzu, um die traurige Spende gierig aus der Hand van der Werfts zu nehmen, dessen junge Frau, während sie zu essen versuchte, in bittere Tränen ausbrach. Der Bürgermeister, der den Hut tiefer in die Stirn drückte, um seine eigenen feuchten Augen nicht sehen zu lassen, rief mit erzwungner Strenge: „Warum bist du nicht im Haus geblieben, Siegbrit? Daß ihr Frauen doch stets zuerst die Not unerträglich finden, unser Herz zu allem Kummer mit unnützen Tränen beschweren müßt!“ — —

Er unterbrach sich plötzlich und eine glühende Schamröte überflog sein Gesicht. Er hatte, während der rauhen

Worte, seinen Teil des elenden Mahles rasch verzehrt und sah jetzt, wie sein Weib den ihren zu drei Vierteilen an die beiden Knaben gab, die mit hungrigem Verlangen zu ihr aufblickten. Sich wegwendend und an die dunklen Worte anknüpfend, die ihm die alte Frau vorhin erwidert hatte, sprach er rasch zu dieser:

„Ihr tut übel, Frau Engelbrecht, daß Ihr Euch zu allem Elend dieser Tage noch eine Reue aufbürdet, die Euch nicht zukommt. Daß Ihr Eurem pflichtvergessenen Sohn die Tür gewiesen und lieber gedarbt, als aus seiner Hand genommen habt, was Ihr zum Leben braucht, das wird Euch von keinem zur Unehre gerechnet. Und wenn Ihr nicht andere Sünden zu bereuen habt, warum fürchtet Ihr dann, daß dies Unheil um Euretwillen die Vaterstadt betroffen hat? Warum wollt Ihr auf Eure alten Schultern die Last nehmen, die uns allen auferlegt ward?"

„Ihr habt unrecht, nicht ich, Herr van der Werft," entgegnete die Greisin in heftiger Erregung. „Will Gott Euch prüfen, so will er mich strafen. Habe ich damals meinem Erich anders als hart zugesprochen, habe ich seiner geschont, wie eine Mutter doch soll? Mußt' ich alte Frau die erste sein, die vergaß, daß heißes Jugendblut oft wider den edlen Sinn im Menschen streitet? Mußt' ich ihn hinwegstoßen, wo ich ihn an mein Herz hätte ziehen sollen, damit er zur Besinnung komme? Hab' ich je einen Schritt getan, ihm zu zeigen, daß er seine Liebe an eine Unwürdige dahinwarf? Ihr — Ihr hättet ein Recht gehabt, ihn streng an seine Pflicht gegen Stadt und Land zu mahnen; ich hätte gedenken sollen, wie treu und wacker er sich zuvor gegen mich erwiesen! Redet mir nichts, — das Brot, das ich ihm, der so redlich mit mir teilte, vor die Füße warf, wird mir und euch allen mit bitterm Hunger heimgezahlt!"

Der Bürgermeister wollte offenbar der Greisin antworten. Aber ehe er die Lippen öffnete, schlug an sein und aller übrigen Ohr der beginnende Kanonendonner. Vom Lammer Damm herüber krachten die Geschütze der Spanier und der Geusenflotte, die Tore der Stadt wurden gleichzeitig von den Belagerern beschossen. Mit wilder Spannung lauschten Männer und Frauen, selbst die Knaben Adrian van der Werfts, nach dem Schall des Kampfes bei den Dämmen. Auf dem Turme begann ein fortwährendes Auf- und Abwogen, Boten aus allen Teilen der Stadt kamen zu dem Bürgermeister oder wurden von ihm entsendet, Bürger eilten die schmale Stiege hinab, den ihrigen das gewisse Nahen der Helfer zu verkünden, während viele andere emporbrängten, um gleichfalls einen Blick hinaus zu tun. Stunde um Stunde verging — jede schien heute sechstausend für sechzig Minuten zu zählen. Denn der Mittag kam heran, und noch immer war nichts zu erschauen als dunkles Gewühl und hoch aufwallende Pulverwolken. Die Angst wie die Freude der Erwartung malten sich auf allen Gesichtern, nur Adrian van der Werft zeigte jetzt wieder entschlossene Ruhe. Die Greisin dicht neben ihm stand in zuckender und nach stummen Pausen laut aufstöhnender Ungeduld. Um die zweite Stunde mochte es sein, als sich durch die Menge auf dem Turm ein Bewaffneter drängte, schweiß- und staubbedeckt, in seinen Zügen wilde Erregung. Nach dem Bürgermeister rufend, begann er mit fliegender Hast:

„Sie kommen gewiß — sie kommen! Der Damm von Zoetervoude ist überstiegen, die Geusen sind diesseits. Drei Schiffe, den andern voran, kanonieren mit den Schanzen bei Lammen, — dort müssen sie durchbrechen,

dort stehen die Spanier mauerdicht. Wenn sie Hilfe aus der Stadt erhielten . . .!" —

Tief aufatmend, vollendete er nicht, aber rings erklang es: „Er hat recht, — wir müssen hinaus! Ein Ausfall! ein Ausfall!" Adrian van der Werft gebot mit einem Blicke seines Auges Stille; rasch frug er: „Sahest du selbst, was du eben berichtest?"

„Ich und Pieter Kollenbusch wagten uns hinaus, und kamen schwimmend und watend bis zum Lammer Holz. Von dort konnten wir den Damm und das Wasser bis Zoetervoude überschauen. Ich sah die Geusenschiffe wenden, konnte die Männer auf ihnen unterscheiden. Ja, fast wollt' ich schwören, ich hätte an Bord des vordersten Schiffes Jan Erich Engelbrecht, der früher hier Medikus war, erkannt. Euren Sohn, keinen andern, Frau Engelbrecht!"

Selbst in diesem Augenblick, wo die vernommene Kunde die Versammelten überwältigte, blickten dennoch alle auf die Greisin. Diese starrte erst wie betäubt den Sprechenden an, dann leuchteten ihre Augen, sie richtete sich empor und rief dem Bürgermeister eifernd zu:

„Mein Erich auf den Schiffen? Mein Sohn bei den Geusen! Seht Ihr nun, wie ich an ihm gesündigt habe? Er kommt, er hat den Gedanken nicht ertragen, daß seine Mutter hier verschmachten soll! Er ist da und sucht die, die ihn mit Füßen von sich stieß. Und ich stehe hier und fliege ihm nicht entgegen? Er naht auch für Euch, und Ihr zaudert, ihm die Tore zu öffnen! Was zögert und wartet Ihr? Er hat einen weiten Weg zurückgelegt und darf wohl hoffen, daß wir ihm auf der letzten Strecke entgegenkommen!"

Van der Werft und die Männer, die sie umgaben,

suchten mitleidig die wild erregte Greisin zurückzuhalten. Aber Frau Engelbrecht stieß sie alle mit plötzlichem Entschluß und ungeahnter Kraft zur Seite und flog die schmal gewundenen Stufen so blitzschnell hinab, daß ein seltsam jauchzender Ton zur Platte emporklang, ehe nur einer ihr nachgeeilt war.

„Gebe Gott," rief droben van der Werft, „daß deine Augen dich nicht täuschten, Jan, daß du wirklich Erich Engelbrecht gesehen hast. Ein Ausfall wird sicher von unsern Helfern erwartet, und wir wollen eilen, ihn zu ordnen. Aber laßt kein Weib aus dem Tore, und am wenigsten diese, die den Tod finden würde, ehe sie ihren Sohn in die Arme geschlossen hätte. Ruft die Bürgerhauptleute zu mir, haltet euch alle mit euren Waffen bereit, und dann laßt uns sehen, wo wir den Befreiern nützen können!"

Aber während dies noch gesprochen ward, erreichte drunten die Greisin im hastigen Lauf das Ausfallpförtchen zunächst dem Turm. Noch hatte es der Wächter, der Pieter Kollenbusch und dessen Gefährten eingelassen, nicht wieder verschlossen. Hätte sich jetzt zur offenstehenden Tür ein spanischer Musketier hereingedrängt — er würde den wackern Bürger minder bestürzt haben, als die plötzliche Erscheinung der alten Frau, die ohne Zögern, ohne ein anderes Wort, als den lauten Ausruf: „Sie kommen! Mein Sohn kommt!" hinausstürzte und schon nach zwei Minuten zwischen den Trümmern der eingeäscherten Vorstadt verschwunden war. Kanonendonner und Musketenfeuer erschollen in diesem Augenblick stärker als zuvor, und der Wachthaltende besann sich, daß der einzige schmale Pfad, der hier noch über das Wasser hervorragte, unmittelbar auf Lammen hinführe. Kein

Wunder, daß er tief aufseufzte und den heraneilenden Bürgermeister samt seiner zum Ausfall gerüsteten Schar auf die Frage nach Frau Engelbrecht nur mit einer Gebärde stummen Bedauerns antwortete. Niemand forschte weiter — aller Herzen waren von banger Erwartung und Hoffnung erfüllt und keiner stand der alten Frau näher. Hunderte von matten Kämpfern, von blassen, abgezehrten Gestalten zeigten sich rings auf den Mauern und sanken sich in die Arme oder blickten tränenlos zu Boden, je nachdem der Schall des Kampfes sich zu nähern oder zu entfernen schien. Wer hätte der Greisin gedenken sollen, die, ihrer Sinne nicht mächtig, ihrer Umgebung nicht achtend, zwischen der Flut und der Zerstörung ringsum dem in Geschützrauch gehüllten Damme zustrebte? Mit nachtwandlerischer Sicherheit schritt sie dahin. Vor sich erblickte sie die spanischen Schanzen, rechts und links marschierende Truppen, oder Böte, mit Bewaffneten angefüllt. Am Tore von Leyden, das schon weiter hinter ihr lag, nahm sie das Gewühl eines Kampfes wahr und wußte, daß Adrian van der Werft mit den Seinen die Dränger angegriffen. Sie murrte verdrossen: „Warum kommen sie nicht auf diesem Weg meinem wackern Erich entgegen?" und stieg den Hügel empor, der sich vor ihr erhob. Zu ihren Füßen lag der Lammer Damm mit dem Gewimmel seiner Verteidiger. Ihr Herz schlug heftig, als sie auf der Flut die Segel dreier Geusenschiffe und weiter die der ganzen Flotte heranschwellen sah. Kein Gedanke an Gefahr kam in ihre Seele, entschlossener, eiliger als zuvor setzte sie ihren Weg fort, der auf die spanische Schanze zu führen schien. Wunderbar genug blieb die Greisin von all den Tausenden unbemerkt, die zu dieser Stunde die Dämme und Pfade ringsum bedeckten. Jedes

Auge schien gleich dem ihren nur nach dem Wasser und den Schiffen gerichtet, und so konnte es geschehen, daß sie zwischen den spanischen Piken und Musketen der Schanze auf dem Damm und bei der Durchfahrt näher und näher kam.

Dort aber blitzte es auf und ab, leuchteten Waffen und erscholl das Getöse harten Kampfes. Erst um Mittag hatte Admiral Boisot seine Geusenflotte den letzten spanischen Werken entgegengeführt. Und während die holländischen Schiffe auf der ganzen Linie den Geschützkampf gegen die spanischen Werke eröffneten, trieben der „Verlorene Sohn" und der „Egmont" hart vor den Lammer Damm, und mit kundigem Auge ersah Cornelis ter Decken die mächtigen erdwallgeschützten Schleusentore, durch die die Flotte gelangen mußte. Mitten im Kugelregen deutete er dem Führer des „Verlorenen Sohnes" die Richtung an und ließ ihm dann den vorderen Platz. Erich Engelbrecht stand heut auf seinem Schiffe wie am Abend zuvor, finster entschlossen, fast unbeweglich, das Auge nach den Türmen von Leyden gerichtet, aber seine Befehle so kurz, so scharf erteilend, daß die Männer seines Schiffes stolz auf ihn blickten. Im Gürtel trug er neben Schwert und Dolchmesser ein Brot, er zeigte es den Gefährten und rief mit lauter, weitschallender Stimme: „Will's Gott, so wird dies heut am Abend nicht verschmäht!" Im Augenblick, wo die Mannschaft beider Schiffe dem Ruf des Führers zujauchzte, stießen sie auf die spanischen Wachtböte, die dicht vor der Schleuse lagen und aus denen ein rollendes Musketenfeuer den „Verlorenen Sohn" wie den „Egmont" begrüßte. Rechts und links stürzten tapfere Männer über den Schiffsrand in die trübe Flut, mehr als einer lag blutend auf dem Deck und mühte sich trotz der Wunde, sein Beil nach den verhaßten Spaniern zu schleudern.

Erich Engelbrecht stand aufrecht wie zuvor; aber der Ausdruck seiner Züge war wunderbar verändert. Die breiten Narben, die sein Gesicht entstellten, unterliefen plötzlich mit Blut, sein Auge, eben nur auf das Dammtor und die Schanze gerichtet, heftete sich jetzt stier auf den Trupp der spanischen Musketiere. Cornelis ter Deckens Stimme erscholl: „Vorwärts, vorwärts an das Tor!“ Aber für Erich bedurfte es des Zurufs nicht; einem Rasenden gleich, befahl er seinem Steuermann, mit dem Schiff auf den Damm zu stoßen. Und ehe noch dem Befehl genügt war, maß er die Höhe der Schanze, sprang mit gewaltigem Satze vom Schiff auf den Damm und rief seine Leute, von denen ihm nur eine Anzahl folgte, zum Sturm. Mit einem Schlage schien die Besonnenheit Erichs zu toller Wut umgewandelt; aus dem Gürtel hatte er sein Schwert gerissen, sah nicht vorwärts, nicht zurück, nur über sich nach der Schanze, wo neben dem spanischen Feldzeichen ein Kapitän der feindlichen Musketiere stand. Höhnisch lachte dieser auf die anstürmenden Geusen, und deren Führer zumal, herunter. Mit Blicken des tödlichsten Hasses spähte Erich Engelbrecht empor — jenen allein hatte er im Auge, als er rasend, seine Schiffsgenossen weit hinter sich, den Wall hinaufstürmte. Aus zwei Wunden blutend fand er sich wenige Augenblicke später zurückgeschleudert — doch ohne Besinnen sammelte er seine gelichtete Schar zu neuem Anlauf. Keiner, außer Erich, hatte noch des spanischen Kapitäns acht, über dessen bräunlich schönes Gesicht das Hohnlächeln ging. Aber so oft Erich dies Gesicht wahrnahm, faßte ihn rasender Zorn, und fort und fort suchte er in gewaltigen Anläufen den spanischen Wall zu stürmen. Cornelis ter Decken, der bisher noch auf seinem Schiff geblieben war, sprang jetzt gleichfalls auf den Damm,

eine spanische Kugel streifte zum Willkomm sein Gesicht. Er achtete ihrer nicht, sondern faßte Erich Engelbrechts Arm:

„Besinne dich, Bruder — hier wird es nicht gehen! Wir verlieren die Kraft und die Leute, laß uns zur Sammlung kommen!“

„Aber wir müssen hier durch!“ schrie Erich Engelbrecht auf. „Soll uns dieser Dreckhaufen hindern? Soll der Bube, mit dem ich noch abzurechnen habe, hinter uns drein lachen und sich dann am Jammer der verschmachtenden Stadt weiden? Ihn muß ich treffen und stürzt' ich mich mit ihm zugleich in die Flut hinab!“

Cornelis ter Decken folgte dem Blick Erich Engelbrechts. Er sah zu der spanischen Schanze hinauf, wo der Kapitän zwischen halb verzogenen Rauchwolken stand; er frug hastig: „Wer? Wen mußt du treffen?“ und hörte fast zugleich den erbitterten Ausruf: „Alonzo! Alonzo Alfuente!“ und einen neuen Befehl zum Sturm. Nur ein Trupp der Geusen stürmte waffenrasselnd hinter dem Führer drein, dessen Ungestüm mehr lähmend als befeuernd auf die Männer zu wirken schien. Auf der Höhe des Walls aber schwang der spanische Kapitän die Partisane, seine Musketiere mit höhnischen Worten zum Widerstand anfeuernd: „Schlagt drein! Stürzt sie hinab! Ihr Führer entsprang dem heiligen Amt und dem Scheiterhaufen — greift ihn lebendig! Steht fest — er wußte sein Ehebett nicht gegen mich zu schirmen und wird uns die Schanze nicht nehmen!“ Wildes Jauchzen und rohes Gelächter beantwortete droben, ein lauter Aufschrei der Wut drunten den Spott Alfuentes. Im nächsten Augenblick kreuzten sich Piken und Schwerter der Spanier und Geusen. Erich Engelbrecht faßte dem Kapitän gegenüber auf dem Walle festen Fuß, vor der Wucht seines breiten Schwertes wich

Alfuente abwehrend einige Schritte zurück. Kaum sah er ihn weichen, so stützte sich der Führer des „Verlorenen Sohnes“, dessen Erbitterung mit jeder Sekunde wuchs, auf seine Waffe und schwang sich empor. Mit der einen Hand das spanische Feldzeichen umklammernd, mit der andern das Schwert schwingend, stand er dem gehaßten Feinde gegenüber. Die spanischen Soldaten drängten zurück, die Geusen auf Erichs Zuruf vorwärts — einen Augenblick schwankte die Entscheidung. Aber mit einer Kraft des Hasses, die jener, die aus den Augen des Leydeners blitzte, nichts nachgab, warf sich Alonzo Alfuente dem Wütenden aufs neue entgegen. Blitzschnell, übergewandt fing er die wuchtigen Streiche Erichs auf, und plötzlich rollte dieser, vom Schwerte des spanischen Kapitäns getroffen, den Wall hinab. Mit neuem Mut erfüllt fochten die Spanier, während die Geusen, durch den Fall ihres Führers verwirrt, den Wall verließen, zum Teil schon in die Flut zurücksprangen und schwimmend ihre Schiffe zu erreichen suchten. Cornelis ter Deckens Stimme drang umsonst befehlend, beschwörend durch das Getümmel, das Vertrauen aller hatte zu fest auf dem gestanden, der blutend am Boden lag, und auf den der Spanier lautspottend herablachte. Wenige Männer eilten zu ihm hin, ter Decken rief weithinschallend:

„Vorwärts, vorwärts, ihr Männer! — Was befällt euch? — was zaudert ihr? Dort hinauf, die hungernde Stadt sieht uns entgegen!“

In diesem Augenblick richtete sich der Verwundete halb empor. Seine Augen öffneten sich weit und blickten wiederum aufwärts, aber nicht nach dem höhnenden Gegner. Mit letzten Kräften sprang er auf seine Füße, beide Arme ausbreitend, neubelebt!

„Die hungernde Stadt?“ klang seine Stimme. „Die

hungernde Mutter willst du sagen, Cornel! Siehst du sie nicht, dort, dort oben, wie sie mir flehend die Arme entgegenstreckt?"

Überwältigt vom Anblick hielt er einen Augenblick inne. Hoch auf der spanischen Schanze, noch über den Häuptern der Kämpfer, zeigte sich eine Frauengestalt und schien hilfeflehend herabzusehen. Ihr weißes Haar, von einem Strahl der Abendsonne beleuchtet, ihre gefalteten Hände waren allen erkennbar. Aber ehe noch die wunderbare Erscheinung von den Spaniern wahrgenommen ward, raffte Erich Engelbrecht das Schwert auf, das ihm vorhin entfallen war, und sprang dröhnend, allen unerwartet, noch einmal empor. Mit so gewaltiger Kraft und Erbitterung unterlief er den höhnenden Alfuente, daß dieser vom bloßen Anprall zur Erde stürzte und nur vom Blut aus der Wunde seines Gegners überströmt ward. Mit stählernen Armen riß Erich den Spanier wieder auf und schleuderte ihn, zwei Schritt zurückspringend, vom Wall hinab in die Flut. Unter schallendem Jubel brachen gleichzeitig rechts und links die Geusen durch die Reihen der Spanier, die plötzliche Erscheinung der alten Frau, die gewaltige Erhebung ihres Führers riß sie zu einem letzten siegreichen Sturme fort. Den Damm entlang flohen die erschrockenen Verteidiger, sprangen in die Flut oder wurden hinabgestürzt. Und betäubend mischte sich mit den Schlachtrufen der Angreifer, dem Getümmel der Geschlagenen, neuer Geschützdonner.

Erich Engelbrecht schien taub beim Todesgestöhn und Siegesjubel, blind für das Gewühl ringsum. Als aber — allen andern im Schlachtlärm unhörbar — eine schwache Stimme den Namen „Erich" rief und zwischen den Rauchwolken auf der Höhe des spanischen Werkes ein dunkles

Frauengewand, eine wankende Gestalt sichtbar wurden, da horchte er jauchzend auf und stürzte trotz seiner Wunde vorwärts: er hörte, er sah die Mutter! Dort stand sie, mit leuchtenden Augen, wie aus einem wüsten Traum erwacht, sah den Sohn zu ihren Füßen und war im Begriff, sich zu den Seinen zu werfen, als er sie in seinen Armen auffing. Er sprach in der Erschütterung des Augenblicks kein Wort zu ihr, aber als ihr Auge an seinem Gesicht, seiner Gestalt niederglitt, sah der starke Mann, der Krieger, der vom Blut seiner Wunden bedeckt war, die alte Frau demütig bittend an, und fast zitternd bot er ihr das Brot dar, das er im Gürtel trug. Sie nahm es, ihre Augen leuchteten, ihre welke, zitternde Hand brach ein Stück Krume davon und wehrte dabei den heißen Küssen nicht, mit denen Erich sie bedeckte. Die Kampfgenossen aber, die sich rasch herzugefunden hatten, jauchzten laut auf, als sie sahen, wie Mutter und Sohn zwischen den Trümmern der Schlacht und der Verwüstung sich fest umschlossen. Keiner frug, wie die Greisin zur Höhe der spanischen Schanze gelangt sei, nur Erich sagte bebend: „Dich haben Engel Gottes hierhergetragen und beschirmt!"

„Ich fand nur diesen Weg aus der Stadt," antwortete sie, die Wunden des Sohnes geschäftig verbindend. „Ich sah nur nach euren Schiffen und ward von den Feinden nicht erblickt. Ich hörte, daß du kämst, und mußte dir doch ein paar arme Schritte entgegentun! Auch trug ich's nicht länger, daß die Stadt um meinetwillen litt — ich wußte, daß du da warst, ihre wie meine Not zu enden!"

Wie eine Mahnung erklangen die Worte der Greisin. Erich Engelbrecht schloß die Mutter nochmals in seine Arme, dann hoben die Geusen ihn und sie in ihre Schiffe.

Krachend waren schon die Pforten der Durchfahrt zerschlagen worden, rauschend die Wasser von rechts und links zusammengeströmt. Auf ihnen schwammen jetzt der „Verlorene Sohn" und der „Egmont", gefolgt von wohl hundert Schiffen, den großen Kanal hinab, der nach Leyden führte. Von den Türmen klangen ihnen die Glocken entgegen, und im letzten Abendlicht fuhr die Flotte der Geusen zwischen den Mauern und Häusern der geretteten Stadt ein. Tausende standen erwartend, freudeweinend, erlösungstrunken zu ihrem Empfang. Auf dem Deck des ersten Schiffes erblickten die Bürger Erich Engelbrecht, der seine Mutter umschlungen hielt. Hundertstimmig, mit betäubendem Jubel grüßten sie den Sohn Leydens, als den ersten der Retter. Der Führer des „Verlorenen Sohnes" aber blickte schamrot nieder und schloß der freudebebenden Greisin den Mund, als sie ihn pries. „Lobe mich keiner!" rief er ihr zu. „Was wäre geschehen, wenn ich dich nicht erblickt hätte? Glaubt' ich nicht, als ich vorhin verwundet zu Boden stürzte, daß ich nicht würdig sei zur Rettung der Stadt? Hab' ich Anteil an ihr, so hab' ich ihn nur durch dich. Gott hatt dein Herz gelenkt, daß du dem Reuigen auf halbem Wege entgegenkamst — dich und deine Liebe mögen sie preisen!" —

Am nächsten Nachmittag fuhr Wilhelm von Oranien auf der Barke, mit der er vor zwei Tagen die Flotte besucht hatte, nach Leyden. Die gleichen Begleiter wie vorgestern waren um ihn, auf die gleiche Flut blickte sein Auge, aber hinter den halb in Trümmer gesunkenen spanischen Werken lag die befreite, jubelerfüllte Stadt, die im Überfluß die Tage des Mangels vergaß. Ringsum zeigten sich die Spuren des Kampfes vom Tag zuvor — der Prinz achtete kaum darauf, sondern lauschte dem Bericht

Boisots über die letzten Stunden der Belagerung und den Entsatz. Als aber der Geusenadmiral Erich Engelbrechts und dessen gedachte, was sich mit ihm begeben hatte, rief Wilhelm von Oranien dem französischen Edelmann an seiner Seite triumphierend zu: „Und was meint Ihr nun? Was sagt Ihr jetzt? Hatte ich nicht den Rechten und den Besten gewählt?"

Herr de la Chaillerie fuhr bei der Frage des Statthalters aus trüben Gedanken empor. Unter den spanischen Leichen, die den Schanzen bei Lammen zunächst von der Flut auf den Damm geschleudert waren, hatte er den jungen Musketierkapitän Alonzo Alfuente erkannt und war bei diesem Anblick erblaßt. Sich zusammenraffend, gewaltsam lächelnd, sagte er:

„Der Erfolg entscheidet für Euch, Monseigneur. Doch habt Ihr schwerlich voraussehen können, daß Eurem Helden die Mutter mitten unter den Piken und Musketen der Spanier entgegenstürzt, — oder liegt auch das im Glauben an die Vorherbestimmung?"

„Gewiß nicht," entgegnete ruhig, fast feierlich Wilhelm von Oranien. „Aber ich vertraute und werde allezeit vertrauen, daß einer Reue wie der Erich Engelbrechts, einem Willen zur Umkehr gleich dem seinen, auf halbem Wege Hilfe zuteil wird, wenn er ihrer bedarf. Ich zweifle so wenig daran, wie am Himmel selbst, und Ihr mögt vielleicht meinen Glauben teilen, da Ihr jetzt das Freudengeläut von den Türmen Leydens vernehmt!"

Die Wiedertäufer.

Es war Hochsommertag und das Emstal hinab leuchteten die hellen Garben von den Feldern, und hoben sich gegen Wiesen und Baumgrün nicht minder scharf ab, als der lichte Streif des Flußgebietes von der dunkeln Ebene nach Westen. Das Auge mochte auf diese hinausblickend dem Emstal zunächst grüne Sumpfstellen unterscheiden, die im Sonnenstrahl glitzerten, oder Streifen erkennen, die die rote Blüte des Heidekrautes bedeckte, — sonst aber lag das stundenbreite mächtige Moor, aus dem Dünste und Dämpfe schwelten, in brauner unabsehbarer Einförmigkeit. Hart am Moor waren noch dürftige Felder mit Buchweizen bestellt, ein Torfbruch bildete die letzte Spur des Lebens, und ein dunkles, trübseliges Wasser, das der Ems zuschlich, schien der einzige Weg zu sein, der von den Wohnstätten der Menschen in die Wüste hineinführte, die sich an der Grenze zwischen dem Münsterland, Ostfriesland und den „Provinzen" erstreckte, wie sie zu dieser Zeit — im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts — noch genannt wurden. Die Straße im Emstal lief längs des Stromes hin und mindestens geschah es selten, daß ein ganzer Zug von Reitern den Weg hart am Moor herab suchte und zum Frühmahl auf dem letzten baumbewachsenen Hügel rastete, an dessen Fuß der braune Moorboden heranragte.

So selten es aber geschah: heute war es der Fall. Einer von den Reitern war im scharfen Trab vorauf-

geeilt und hatte, den Hügel überschauend, die andern herzugewinkt. Sie kamen, und der Anblick der moosbewachsenen Anhöhe mit drei riesigen schattengebenden Linden schien allen zu behagen. Sie stiegen ab und pflöckten die Gäule am Abhange an, wo hartes Gras in verlorenen Halmen wuchs. Dann schritt der, der zuerst angelangt war und sein Roß noch am Zügel führte, den beiden älteren Männern entgegen, denen die übrigen den Vortritt ließen. Der eine, ein hochgewachsener Fünfziger, dessen Gestalt vorzeiten schlank gewesen sein mochte, nun aber mit Überfülle prangte, lachte beifällig:

„Ihr habt recht, Jungherr, der Platz ist gut zur Rast und einem Morgenimbiß. Man sollte nicht meinen, daß ein so wüster Fleck Erde mit so erquicklichem Schatten gesegnet sei, und ich lobe Euer scharfes Auge, daß Ihr ihn zuerst wahrgenommen."

Der Belobte, ein junger Mann, der fünfundzwanzig Jahre zählen konnte und vor den andern Reitern durch Haltung und Tracht ausgezeichnet war, wollte just an den beiden vorüber und das Saumroß mit den Vorräten entlasten helfen. Aber er sah sich von dem Zweiten der Alten verhindert, der mit gedämpftem, doch gebieterischem Tone sprach:

„Laß das, Friedrich! Es war genug und schon zu viel, daß du voraufrittest, was einer von den Knechten verrichten konnte. Jetzt mögen sie das Frühmahl beschicken und du sitzest zu uns."

„Mein Roß überlaß ich keinem," entgegnete halb gehorchend, halb trotzig der Jungherr. In seinem blauen Auge blitzte es dabei flüchtig auf, — aber er wich dem strafenden Blick des Älteren aus und schien nur auf den grauen vlämischen Hengst, den er führte, zu achten.

Er gab sicher zu dem hohen, starkgebauten Rosse einen trefflichen Reiter ab, sein Wuchs war stattlich, sein längliches Gesicht jugendlich frisch und vom vollen dunkelblonden Bart wohl eingerahmt. Obschon er wildlederne Unterkleider, wie die umstehenden Reiter, und ein Schwert am Gürtel trug, verriet mancher kleine Zug, daß er kein Krieger sei. Mit dem ältern Manne, der zuletzt gesprochen, verband ihn Geschlechtsähnlichkeit und ein Ausdruck steif-ehrbarer Würde, der zur Zeit mehr in Ratssälen, als in Feldlagern heimisch war. Nur schien der Jüngere in unbewachten Augenblicken lebendiger, beweglicher, während der Ältere keine unbewachten Augenblicke haben mochte.

Der letztere war mit seinem Altersgenossen zuerst auf dem Hügel angelangt, wo beide im Schatten der mächtigsten Linde niedersaßen, durch deren Verästungen kaum ein Streif des blauen Mittagshimmels schimmerte. Herr Kurt tom Plan, der Ratsherr von Emden, streckte sich behaglich auf das Moos und nestelte seine Waffe vom Gürtel. Der andere aber hielt sich auch jetzt, als ob er auf dem Richterstuhle säße, und sah argwöhnisch nach der Stelle, wo sein junger Vetter den grauen Hengst festband, während die Reisigen einen Weinkrug, mächtige Wildbraten und Schinken herzutrugen. Herr Kurt griff frisch nach Becher und Messer, um einen Schluck und Schnitt vorzukosten, ehe die Tafel völlig bestellt war. Dabei sagte er:

„Greift zu, Herr Nicolaus, daß uns der Vorrang etwas nütze. Ich glaube, Ihr seid noch im Zorn über den Jungherrn, und muß Euch sagen, daß Ihr unrecht habt. Was hat es dem jungen Burschen geschadet, daß er den Platz zum Frühtrunk für uns suchte? Und wahrhaftig, auch wenn er das Saumroß abladen half, wäre ihm der

Pelz noch nicht von der Schaube gefallen, und er bliebe noch immer Herr Friedrich Lorenzen!"

„Das versteht Ihr nicht," entgegnete Herr Nicolaus nicht ohne Hochmut. „Der Teufel der Neuerung geht in der Welt umher und verschlingt mehr Seelen, als wir zählen können, Herr Kurt. In Hamburg und Lübeck, auch anderorts, haben die alten Geschlechter Mühe genug, ihre Rechte und Ehren zu wahren, und müssen wach bleiben, daß sie nicht über Nacht unter den Pöbel fallen. Wenn unsere jungen Leute selbst vergessen, wozu sie geboren sind, wenn sie den Herrn leichtfertig zur Seite werfen, so wird zu böser Stunde niemand den Herrn in ihnen erkennen!"

„Gemach! gemach!" rief der Ratsherr von Emden. „Es kann einer sein Schwert zu führen verstehn, braucht es aber nicht blank auf Märkten und Kirchweihen zu tragen. Ihr seid übersorglich, Herr Nicolaus, doch wird zu Hamburg vieles anders sein als bei uns, und Ihr sprecht vielleicht aus übler Erfahrung."

Herr Nicolaus Lorenzen richtete sich, fast heftig, noch mehr in die Höhe und versuchte seinen Kopf aus den breiten Schultern zu heben, was ihm nur unvollkommen gelang. Sein rotes rundes Gesicht mit scharfen grauen Augen, das zuvor nur Hochmut und beobachtende Schlauheit zeigte, drückte in diesem Augenblicke noch ein Etwas aus, das sich Herr Kurt tom Plan nicht zu erklären wußte. Die scharfen Blicke des Hamburger Herrn waren plötzlich von dem jungen Manne hinweg und dem Embener zugewandt. Herr Friedrich kam indessen näher, die Reiter hatten sich längst unter den beiden andern Bäumen gelagert. Der Ratsherr von Emden, dem die Lauerblicke des Herrn Nicolaus lästig fallen mochten, rückte ein Stück von ihm hinweg und gab dem jungen Manne zwischen

sich und seinem Vetter Raum. Friedrich dankte jedoch und setzte sich an der andern Seite des bunten Teppichs nieder, der Tafeltuch und Tisch zugleich bildete. Er begann schweigsam zu essen, und da auch die beiden ihm gegenüber kein Verlangen zeigten, ihre Zwiesprache wieder aufzunehmen, so hörte man nur die Worte der Reiter, die während des Mahls karg genug fielen.

Der Mittag mochte herangekommen sein, selbst im Schatten der Linden ward die Luft schwül, und nach Osten über der Ems zeigten sich weißliche, dichter werdende Wolken. Die Reiter, der Jungherr, auch Herr Kurt tom Plan achteten mehr auf den Schinken und ihren Wein, als auf den Horizont. Herr Nicolaus Lorenzen hatte nach wenigen Bissen sein Mahl beendet und leerte seinen Becher, während er die Augen schon längst wieder in der weiten Ebene umhersandte. Das Moor hatte er gleich den andern jetzt im Rücken, vor ihm lag das grüne Flußtal, in dem er Weiler und Kirchtürme unterschied, und das im Gegensatz zu dem Wege, den sie gekommen waren, ihm erquicklich und anmutig dünken mußte. Gleichwohl zeigte sein Gesicht eher Mißmut und einige Minuten lang ein düsteres, gezwungenes Lächeln, das von den Begleitern unbemerkt blieb. Er kehrte sich zuletzt wieder zu diesen und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Was tun wir nach der Rast, Herr Kurt? Wie weit sind wir herabgeritten, und wo weilen wir eigentlich jetzt?“

Der Emdener Ratsherr gab rasch Bescheid:

„Fünf Stunden von Leer mögen wir sein, Herr Nicolaus, und zwischen den Wegen haben wir nun zu wählen. Gerade hier herab am Flusse hin können wir heut Dörpen und morgen Meppen erreichen. Gehen wir über die Ems und halten uns südwärts, so kommen wir

nach Sögel. Alles wohl überlegt, ist dies vielleicht die geratenste Straße. In den Wäldern am Hümmling birgt sich mancherlei Gesindel, warum soll nicht auch eine Bande von Wiedertäufern da Zuflucht gesucht haben?"

Das Gespräch zwischen beiden Herren ward laut genug geführt, daß die Reiter jedes Wort hören konnten. Sie achteten indes nicht früher darauf, als bis sie Herrn Nicolaus mit Nachdruck und schneller als sonst entgegnen hörten:

„Ihr irrt, Herr tom Plan, Ihr irrt. Ich habe es schon diesen Morgen gesagt, daß wir zu weit abwärts ritten, — jetzt mein' ich, wir müssen bald an den Grenzen des Bischofs von Münster sein? Auf dem Hümmling mögen Ägypter und Landstreicher hausen — doch keine Wiedertäufer! Hättet Ihr mich gehört — nach West oder Ost mußten wir von Emden reiten, nicht hierher. Jetzt hat unser Zug Lärm im Lande gemacht und es soll mich nicht wundernehmen, wenn die Schwarmgeister und Antichristen ihre Schlupfwinkel mit andern vertauscht haben."

„Es wird ihnen doch schwer werden, uns zu entgehen," sagte der Ratsherr von Emden, dessen behagliche Rast durch den scheltenden Widerspruch des Hamburgers gestört war. „Ich versteh' Euch indessen noch immer nicht, Herr Nicolaus. Warum sollen wir nicht im Münsterschen so gut suchen, als in unserer Nachbarschaft? Die Spuren, die wir haben, weisen hier her, warum ihnen nicht folgen?"

„Der Rat von Hamburg hat mich nicht gesandt, daß ich unnütz unsichern Spuren folge. Weil das Unwesen der Täufer sich bei uns wiederum gezeigt, weil wir sichere Wissenschaft haben, daß ihre Sendboten von Friesland bis zu uns streichen, darum kam ich nach Emden. Ihr ließt mich hoffen, daß wir einträchtig handeln und das Unheil an der Wurzel fassen würden, und jetzt reiten wir

ins Blaue und suchen Wiedertäufer — im Münsterlande!"

Der Hamburger Senator lachte bei seinen letzten Worten höhnisch auf, Herr Kurt dagegen blickte immer verdrossener auf den Sprecher, der dann gemessener weiterredete:

„Wißt Ihr nicht, welches Gericht vor vierzig Jahren die Taufgesinnten in Münster getroffen hat? Glaubt Ihr im Ernst, daß dort noch ein Wiedertäufer haust? Mich dünkt, daß uns des Bischofs Amtleute ins Gesicht spotten werden, wenn wir die Missetäter bei ihnen suchen, wo sie vor Menschengedenken mit Feuer und Schwert ausgerottet sind! Nein, Herr Kurt — wir müssen andere Straßen einschlagen, wenn wir zum Ziel kommen wollen, sonst verstreicht der Sommer und wir haben nur die Reiter zu zahlen."

Für den Ratsherrn von Emden war es mit den Freuden des Mahls vorüber, selbst den eben gefüllten Becher ließ er unausgetrunken. Er fühlte das Gewicht der Gründe, die Herr Nicolaus Lorenzen vortrug — und doch wollte er sich nicht überwunden geben. Ehe er antworten konnte, mischte sich auch einer der Reiter in den Wortwechsel. Es war ein kräftiger Mann, der einige vierzig Jahre zählen und seit mehr als zwanzig Jahren vielen Herren gedient haben mochte:

„Ihr habt recht, gestrenger Herr! Ich bin in der bischöflichen Stadt Warendorf zu Haus und kann mich gut erinnern, wie mit den Täufern zur Zeit verfahren ward, als sie den großen Aufruhr in Münster erregt und den Schneider Jan von Leiden zu ihrem König gekrönt hatten. Als ein Bube von acht Jahren sah ich zehn Wiedertäufer an einem Tage radbrechen — und der heilige Lambert weiß, wieviel ihrer sonst gerichtet wurden!"

Der Hamburger Ratsherr schien durch die unverhoffte Bundesgenossenschaft so wenig erbaut, als der von Emden, ja der Jungherr, der ihm gegenüber saß, und während all dieser Reden seinen ältern Vetter kaum beobachtet hatte, glaubte jetzt ein flüchtiges Zittern desselben wahrzunehmen.

„Laßt Eure alten Blutgeschichten, Veit — Herr tom Plan weiß selbst, was zu tun ist," sagte Herr Nicolaus, ungeduldig den Reiter zurückweisend. Der schwieg und ließ mit seinen Genossen die Reste des Mahls verschwinden. Eine peinliche Stille trat ein, Nicolaus Lorenzen wartete sichtlich auf die Entschließung des Emdeners und dieser warf endlich kurz und mürrisch hin:

„So meint Ihr, daß wir umkehren sollen? Und den Amtleuten zu Meppen und Sögel nicht einmal Nachricht geben von dem, was uns hierhergeführt hat?"

„Das mögen wir mit einem Brief tun," erwiderte der Hamburger. „Wir aber kehren nach Leer zurück und nehmen unsern Weg durch das Reiderland nach Gröningen. Ihr werdet sehen, wir kommen zum Zweck: aus den Provinzen schleicht sich das Gift der Wiedertäuferei in unsere Städte, und zu jedem Teufelsreis, das auf Eurem oder unserm Grund und Boden aufwuchert, ist der Same von dort herübergeweht."

„Ich könnte Euch mit Eurer eigenen Waffe schlagen," lächelte Herr Kurt, der seinen Gleichmut wiedergewann. „In den Provinzen fehlt es nicht an Hinrichtungen der Elenden, und doch meint Ihr sie zahlreich dort zu finden?"

„Nur in den großen Städten, im volkreichen Brabant und Holland herrscht die Strenge und flößt Schrecken ein," entgegnete der Ratsherr von Hamburg. „Hier an unsern Grenzen, zwischen den Mooren, in den verborgenen kleinen

Städten haben die Irrlehrer und Sektierer Zuflucht gefunden und — Ihr werdet sehen! — finden sie noch."

Herr Kurt tom Plan nickte einverstanden, der Wortwechsel begann ihn zu ermüden. Er sah wie zufällig in die Landschaft hinaus und nahm die weißen Wolken im Ost wahr.

„So reiten wir, wie und wohin Ihr wollt," sagte er dann. „Vor Nacht mag es ein Wetter geben — aber jetzt haben wir noch Zeit zur Rast, die uns not tut. Laßt uns eine Glockenstunde schlummern und dann die Pferde ein wenig antreiben. Zur Vorsicht können wir auf dem Rückweg dem Voigt zu Steenfelde einschärfen, daß er auf die Gegend hier acht hat."

Der wackere Senator von Emden hatte sein Haupt schon auf das Moos niedergelegt, wo es zwischen den Wurzeln der Linde am üppigsten wuchs. Nach kurzem Besinnen folgte auch Herr Nicolaus Lorenzen dem Beispiel, nachdem er zuvor noch den jüngern Vetter angesprochen und ihn angewiesen hatte, die Knechte alles Nötige tun zu lassen und sie lediglich in Obacht zu nehmen. Herr Friedrich machte ein flüchtiges Zeichen des Gehorsams und blieb aufrecht neben den schlafenden Männern, während ein Reiter die Becher, den Teppich und was sonst zum Mahl gedient hatte, wieder hinwegnahm. Ein anderer schritt dem Abhang zu und sah nach den Pferden; die übrigen, deren in allem wohl fünfzehn waren, streckten sich gleichfalls zum Schlummer. Bald stand der Jungherr auf dem Hügel allein aufrecht, und da er sich an den breiten Stamm der Linde lehnte und seine Hand auf dem Schwertgriff ruhte, gewann es den Anschein, als bewache er die Ruhe, die hier gepflogen ward.

Der Ratsherr von Hamburg hatte noch einigemal

aufgeblickt, er schien so wenig schlummern, als vorhin essen zu wollen. Zuletzt gewannen es die Hitze des Tages und der weiche Moosboden über ihn. Er schlief bald fester als die andern — doch stiegen aus den Lindenzweigen keine guten Traumgeister zu ihm herab. Er stöhnte, röchelte schwer, und sein junger Verwandter sah ihn erschreckt zusammenzucken. Herr Friedrich wendete sich kurz um und sagte vor sich hin:

„Er hat wieder soviel von Autorität, Gottes Ordnung, unseren Ehren und Rechten gesprochen, daß er nur von Aufruhr träumt. Gewiß wälzt sich ein Haufe den Jungfernstieg herauf und will Bäcker und Pelzer unter die Ehrbaren vom Rat eindrängen. Oder er ist nahe dran, die heimlichen Wiedertäufer zu greifen, und sie entkommen ihm ins Blaue, ins Moor hinein!“

Der junge Mann stieg über einige der Schlafenden hinweg, um an den jenseitigen Rand des Hügels zu gelangen. Seine Augen schlossen sich unwillkürlich, als er aus dem Baumschatten in das volle Mittagslicht trat, das über dem Moor glänzte. Gleichgültig, ohne zu spähen, sah er auf die einförmige braune Fläche hinaus. Aber jedes Zeichen des Lebens mußte in dieser Öde von selbst in die Augen fallen. Und so ward er plötzlich jenseit der letzten Buchweizenfelder, zwischen Rissen und Brüchen des Moors, einer menschlichen Gestalt ansichtig, die mit schneller Bewegung über die Fläche dahinglitt. Sie mochte vorher bis zum Rand des Hügels gekommen sein, — konnte zwischen dem Gestrüpp an seinem Fuß gelauscht haben. Von Zeit zu Zeit verschwand sie völlig, ohne daß Herr Friedrich das Wie und Wohin begriff, — dann tauchte sie behend wieder auf. Der junge Mann folgte ihren Bewegungen, seine Teilnahme wuchs, als er wahrnahm, daß es ein

Weib sei, das allein über den wüsten und traurigen Boden hinschritt. Er blickte noch einmal auf die Schläfer zurück, sprang den niederen Hügel hinab und arbeitete sich ohne viel Besinnen längs der Buchweizenfelder durch den fußhohen Staub. Bald vertauschte er diesen mit Sumpf, sein Fuß trat auf unsichere Stellen, — schon ward er unschlüssig, als sich mit einem Male vor seinen Augen ein schmaler, tiefer, in mannigfachen Windungen gehöhlter Graben auftat, den er vom Hügel herab nicht wahrgenommen hatte. Kein Zweifel, daß die Gestalt diesen wunderlichen Pfad verfolgt hatte. Herr Friedrich fühlte sich durch seine unerwartete Entdeckung zu entschlossener Eile angespornt. Er drängte sich in dem Graben vorwärts, der nur jetzt, im Hochsommer, einen trocknen Weg bieten mochte und ebenso plötzlich wieder endete als er begonnen hatte. Der junge Mann stand einige Augenblicke nachsinnend. Vorsichtig sah er über den Rand der Höhlung, die ungefähr Mannestiefe hatte. Er blickte auf eine weitere Fläche des Moorlandes, dicht vor Augen lag ein dunkles Gewässer, auf dem braungrüne Binsen wucherten. Jenseit der Flut zeigte sich eine leichte Schwellung des Bodens — auf ihr ruhte die weibliche Gestalt, die Herr Friedrich jetzt deutlich erkannte. Er unterschied die Züge des jugendlichen Gesichts, die Farbe des Gewandes, — er meinte, sie mit wenigen Schritten erreichen zu können.

Entschlossen schwang er sich aus der Vertiefung empor und stand an dem dunklen Wasser. Im gleichen Augenblick aber hatte ihn das Mädchen, deren Augen scharf schienen, wahrgenommen. Sie ließ einen kurzen Aufschrei hören, sprang von der Stelle, auf der sie ruhte, hinweg und wandte sich zur Flucht. Die Hülle ihres Hauptes entglitt ihr, eine Fülle blauschwarzen Haars fiel über den

Nacken und das grobe wollene Gewand, das ihre schlanken Glieder nur bedeckte, nicht verbarg. Arme und Füße waren nackt, von großer Schönheit. Friedrichs Anruf klang zu ihr hinüber, sie bedachte sich einen Augenblick und wandte noch einmal ihr Gesicht dem Rufer zu. Ihre Züge waren von Angst entstellt, die dunkeln Augen schlossen sich halb, als sie nach ihm hinsah. Und ehe er seine Stimme erheben konnte, war sie dicht vor seinen Blicken entschwunden, im Boden versunken oder wie sonst entrückt?

Der junge Mann stand in heftiger Erregung in der schweigenden Einsamkeit. Die Erscheinung, plötzlich und fremdartig, glich einem Trug der Heide, und dennoch war alles so lebendig, so greifbar wirklich gewesen. Das grobe Gewand um die Glieder, die nackten Füße mit den Spuren des Moorbodens, über den sie dahingeeilt waren, die herabrollenden schwarzen Haare konnten keinem Luftgebild angehören. Zum Überfluß lag dort drüben im Staube die Kopfhülle von bräunlicher Wolle! Herr Friedrich sagte sich wohl, daß das Mädchen zu den Torfgräbern gehören möge, die im Moor hausten; aber er ward nicht ruhig, nicht gleichmütig dabei. Das angstvolle, scheue Gesicht trat ihm wieder vor Augen, und er sann vergebens, warum der erste Anblick ihn so wundersam ergriffen habe. Prüfend sah er noch einmal auf die dunkle Flut, durch die es eine Furt geben mußte. Als er nichts entdeckte, schlug er zögernd den Rückweg nach dem Hügel ein. Zweimal kam er auf der kurzen Strecke in Gefahr, die trügerische Decke der Sümpfe zu betreten, die ihn umgaben. Ehe er den Lagerort erreichte, begegneten ihm schon einige von den Reitern, die er schlummernd verlassen hatte. Sie suchten unter Rufen und mit so hastigem Eifer nach dem Jungherrn, daß sie das Buchweizenfeld am Fuße des Hügels

zertraten. Und von oben herab tönte dem Rückkehrenden die rauhe Stimme des Ratsherrn von Hamburg entgegen:

„Wo schweifst du umher, Friedrich? Läßt uns unnütze Zeit verlieren, und streichst durchs Moor, wie ein Torfgräber? Die Reiter haben gesattelt, Herr Kurt, der die Wetter kennt, treibt zur Eile, und der Jungherr steigt ohne ein Wort zu sagen davon. Hast du gedacht, im Sumpf dort die Schätze zu finden, nach denen dir der Sinn steht?"

Friedrich ward hochrot, aber er schien gewöhnt zu schweigen. Erst nach einigen Augenblicken, in denen Herr Nicolaus vor sich hinmurrte, entgegnete er ruhig: „Ihr wißt, daß Ihr irrt, Herr! Ich habe einen Gang in das Moor hineingetan, weil mir schien, daß es hier Wege gibt, und Ihr selbst befahlt, auf alles acht zu haben, was uns auf eine Spur führen kann."

„Spuren hier — wo nichts Lebendiges haust bis Holland, als die Moorteufel!" höhnte Herr Nicolaus. „Du wärst just der Mann, einen Reiterzug zu führen und mit Mann und Roß im Schlamm zu verschwinden!"

„Ihr schlugt einen gefährlichen Pfad ein, Jungherr," fiel Kurt tom Plan ein. „Wer nicht landkundig ist und hier geboren, meidet solchen Weg, und für uns ist dort nichts zu erholen."

Der junge Mann hatte das Wort schon auf den Lippen, das die beiden Ehrenfesten beschämen mußte. Aber es war ihm, als sähe er das angstvolle Gesicht der Gestalt im Moor vor sich, und er würgte seine Rede schier gewaltsam hinab, denn auch von den Reitern lachte einer und der andere laut auf. — Schweigend ging er nach seinem Pferde, — Herr Kurt rief zwei Knechte herzu, die ihm in den Sattel helfen mußten. Der Ratsherr von Hamburg

schwang sich für seine Jahre gewandt und behend auf. Wie er auf dem Rappen saß und ihn lenkte, schaute er stattlicher drein, als zuvor im Moose des Hügels. Man sah, ihm war nur wohl, wenn er befahl und in unzugänglicher Würde auf andere herabblickte. Herr Kurt tom Plan sprach beim Ritt in das Flußtal vertraulich mit den Söldnern seiner Stadt. Der Ratsherr von Hamburg verlor an die Seinigen nicht ein Wort, selbst mit dem eignen Vetter pflog er kein Gespräch, außer daß er im Augenblick des Aufbruchs den Rappen dicht an ihn hinanlenkte und, von den andern ungehört, sagte:

„Du suchst eigene Wege — hüte dich wohl! Rede nichts dawider, ich habe, seit wir von Ritzebüttel aufbrachen, die Augen nicht nur für die Wiedertäufer offen gehalten. Achte auf meinen Pfad und sei gewiß, daß jeder andere dir nicht zum Heil gereicht! Für den Zweck unseres Rittes laß mich sorgen, dich kümmere nur mein Geheiß!“

Er überließ es dem jungen Mann, die Worte, die mit finsterem Blick und schneidig herbem Ton gesprochen wurden, zu bedenken. Eine Minute später ritt er neben dem Ratsherrn von Emden, der den Pfad ins Emstal einschlug und tief aufatmete, als der kleine Zug sich zwischen Kornfeldern und einzelnen grünen Hecken bewegte. Das weiße Gewölk am Horizont war dichter und dunkler geworden, die Luft schwüler, ein heißer Windhauch fuhr über die ungemähten Felder dahin und raschelte auf den gemähten zwischen den Garben. Beide Ratsherren und der alte Reiter an der Spitze des Zugs zeigten Besorgnis, ob vor dem heranziehenden Wetter der nächste Weiler oder einsam liegende Hof zu erreichen sein werde. Sie lenkten die Pferde nach dem Strome hinab, an dessen Lauf sie zu Wohnungen gelangen mußten.

Indes war Herr Friedrich mit einem der jüngern Reisigen hinter dem ganzen Zuge zurückgeblieben. Er wiederholte die eben gehörte Ansprache seines Vetters und fügte dann, gegen den Reiter gewendet, mit unverhaltnem Grimm hinzu:

„Du hörst und siehst, wie es zwischen uns steht. Möchte ich nicht gleich hier den Hengst herumreißen und das Weite suchen, ehe ich dies länger trage? Was sagst du, Walter?"

„Und wohin wollt Ihr?" fragte der jugendliche Reiter, dessen Gesicht Teilnahme aussprach. „Mir folgen? Der Werbetrommel zulaufen? Euer Blut für fünf Reichsgulden im Mond feilbieten? Nein, Jungherr — ich hab's Euch zuvorgetan und rate keinem, mir's nachzutun! Mich dünkte das Leben daheim zu karg, der Alte zu hart, der Ohm zu mürrisch, das Gewerbe nicht lustig! Jetzt friert mich nach daheim und ich sag' Euch, Ihr würdet nach Eurem Herde klappern, sowie Ihr Handgeld genommen hättet."

„Du hast Vater und Mutter zu Haus — nicht, Walter? Säßest jetzt vielleicht auf der Meisterbank, hättest eine schmucke Dirne von Erfurt heimgeführt — wenn du geblieben wärst! Was hab' ich vom Bleiben, was hält mich daheim? Meine Eltern hab' ich kaum gekannt, unter seiner Zucht bin ich aufgewachsen," erwiderte Friedrich, nach Herrn Nicolaus deutend. „So lang' ich denken kann, war ich Holz in seinen Händen, er schnitzte und färbte mich, wie ihm recht dünkt! Wenn ich's weiß, daß ich eigen Fleisch und Blut habe — Vetter Nicolaus trägt keine Schuld daran. In ganz Hamburg ist kein Mann, der seinen Sohn hielte, wie er mich! In strenger Ehrbarkeit wachsen Tausende auf: hochmütig sind alle, die Ehren und

Güter haben, — aber ihm tut es in Hochmut und sträflichen Mienen keiner zuvor. Da ist nicht ein Tag, an dem er nicht strenger würde und sich mächtiger spreizte! Die Armensünder, die in seine Hände fallen, geben sich verloren, und über wen er Gewalt hat, der verlernt Lachen und Hoffen! Ich bin der Ehrbarkeit, des ganzen Treibens matt und müd', und lieber wär' ich ein Reiter oder Schiffer, als der Vetter des Amtmanns von Ritzebüttel!"

„Das läßt Euch der Zorn sagen," versetzte Walter. „Wenn Ihr Herrn Nicolaus in Amt und Reichtum folgt, wird Euch anders zumut sein, und lieft Ihr in die Welt, so würdet Ihr nie vergessen, daß Ihr in Hamburg Ratmann und Gebietiger sein könntet. Es liegt sich weich auf der Hoffnung und gar hart, wenn sie verloren ist!"

„Hoffnung?!" rief Friedrich mit vollem Ingrimm. „Nennst du eine Hoffnung, daß er mir nicht gestattet die Handelschaft zu treiben, klein zu beginnen, gleich hundert andern? Mein Vater ist arm gestorben, Herr Nicolaus sagt, daß er ein Vergeuder gewesen sei — ich muß es glauben. Aber mehr wie zehnmal hätte ich mir ein eigenes Wesen gründen können, und nie hat er geduldet, daß ich mich von ihm löste! Er hat selbst Söhne, Walter, von seinen Gütern habe ich nichts zu erwarten — aber ich mußte der Jungherr bleiben, damit er in seiner Sippe keinen kleinen Kaufmann, keinen Kramer und Makler hat! Ich wollte aus Hamburg gehen, nach London oder Bergen, und ihm so ersparen, was ihm Schimpf dünkt. Er aber läßt mich nicht davon, ich soll seine Faust auf meinem Nacken fühlen, ich soll ihm Ehre bringen, in den Rat treten, und damit das alles sein kann, denkt er mich an Elsbeth Langenscheidt, die Tochter des großen Brüggefahrers, zu verkuppeln. Ihr Antlitz ist gelb, trotz einer

Quitte, sie ist kaum größer als die Hofzwergin der Herzogin von Celle, doch für jeden Zoll, der ihr fehlt, hat sie tausend Mark zu bringen! Ich sträube mich wie ein Dieb wider den Galgen — aber wie will ich zuletzt widerstehen? Das ist die Hoffnung, auf der ich mich betten soll, Walter!"

„Ich nähme jedes Weib, wenn ich heimkommen könnte und dürfte, Jungherr!" entgegnete der Reiter.

„Aber ich nicht!" sagte Herr Friedrich entschlossen. „Mich verlangt nicht nach daheim, mich ekelt das ganze Wesen, in dem ich bin wie ein Gefangener. Steif, ehrbar, gespreizt wie die Pfauen, unbarmherzig gegen die Armen und Niedern, in der Gottesfurcht finster und sauer, so ist der Vetter, so sind seine Söhne und sein Haus. Nicht regen und rühren soll ich mich, und ich bin des prunkhaften Elends zum Tode müd'! Ich habe einen Freund, einen jungen Kaufherrn in London, der mich mehr als einmal schon übers Wasser gefordert hat, auch geh' ich noch hinüber, und wenn es des Gestrengen letztes Stündlein würde! — Sie mögen sich andere Helfer zu ihrem Regiment und ihren Blutgerichten suchen!"

Der Reiter erschrak bei den letzten Worten des jungen Mannes sichtlich, während er die ersten mit heiterm Wohlgefallen vernommen hatte. Beide hatten sich dem Zug wieder angeschlossen, und Walter wagte nicht eher zu sprechen, als bis sie abermals zurückblieben. Dann sagte er:

„Um Christi willen, Jungherr, Ihr haltet zu den Wiedertäufern?"

Friedrich Lorenzen wandte sich erzürnt nach dem Frager, alle seine Mienen zeigten unverhohlenen Abscheu:

„Zu den Täufern?! Rasest du, Walter, oder was fällt dir bei? Wollte Gott, daß nie einer von ihnen Ham-

burg heimlich betreten hätte! Ich weiß nichts von ihrem Irrglauben, und du hältst nicht fester am Evangelium als ich! Vielleicht sind sie todeswürdig — aber wäre es nicht genug, denen nachzustellen, die in die Städte kommen und lehren? Sie aufspüren in ihren Schlupfwinkeln, sie hetzen wie Wölfe und Luchse, Reiterzüge rüsten, um ein Dutzend foltern und abtun zu können, dünkt mich grausam und niedrig! Im Rat zu Hamburg sprachen viele wider die Sendung meines Vetters, fanden hinreichend, wenn man die Schwärmer bei sich strafe und den Bremern und Emdenern überlasse, an ihrem Teil das Gleiche zu tun. Herr Nicolaus aber, der ein blutiger und gewaltiger Widersacher der Täufer und aller Schwarmgeister ist, ließ nicht ab in die Väter der Stadt zu dringen, bis man ihn nach Emden sandte und uns mit ihm. Im Schloß von Ritzebüttel griff er selten Missetäter, und ihm ist's zuzeiten so not, den Stab zu brechen, wie einem andern ein guter Trunk oder ein Reigen!"

Herr Friedrich hätte vielleicht noch nicht geendet, wäre nicht sein Name von der Spitze des kleinen Reiterzugs erklungen. Er trabte rasch an der Schar vorüber; der junge Walter murmelte ihm nach:

„Straff muß die Zucht des Gestrengen sein; selbst mit dem Groll wider ihn auf der Lippe läßt ihn der Jungherr nicht warten!"

In der Tat hielt Friedrich schon neben den beiden Ratsherren, die ihn herzugerufen hatten. Sie schienen unschlüssig, ob sie den Weg fortsetzen sollten. Zur Seite, hart am Fluß, sah man Mauern und Dächer eines Gehöfts, von Baumwuchs umgeben. Das Wetter aber, das vorhin von fern gedroht, hing jetzt gleichsam über ihren Häuptern. Herr tom Plan verlangte Einkehr im Moorhof, Herr

Nicolaus Lorenzen wollte weiterreiten und verhehlte seinen Unmut nicht, als auch Friedrich für das Bleiben sprach.

„Auf eure Weise verlieren wir diesen ganzen Tag, und können Wochen brauchen, bis wir nach Leer oder nach Groningen hinüberkommen,“ sagte er grollend. „Das Wetter verweht der gleiche Wind, der es herangetrieben hat!“

Ein Blitz aus der dunkeln Wolke, die über ihnen stand, und raschfolgender Donner sparten dem Ratsherrn von Emden die Erwiderung. Die Reiter drängten sich zusammen und in dichter Schar trabten sie in den Moorhof ein, wo die Knechte sich mühten, die Garbenladung zweier riesiger Wagen unter Dach zu bringen. Der Anblick des Reiterzugs lähmte ihre Arme und Mienen zugleich, sie starrten die Eindringlinge unbeweglich an und ließen sie im Regen halten, der eben herabzurauschen begann. Herr tom Plan frug in der Mundart des Landes nach dem Hofwirt, erpreßte aber nur zögernde, mißtrauisch wortkarge Antwort:

„Der Moorbauer ist blind und seit vierzig Jahren nicht über sein Wesen hinausgekommen. Was könnt Ihr von ihm wollen, was sucht Ihr hier?“

„Schutz vor dem Unwetter, ihr Narren, nichts weiter! Wo ist der Sohn des Alten?“ rief Herr Kurt.

„Bei den Schafen in der Heide!“ sagten die Knechte. Der Ratsherr sah sich zweifelnd um, Herr Nicolaus Lorenzen suchte auch im Unwetter seine Haltung zu behaupten, die Reisigen fluchten und lärmten. Da fiel tom Plans Auge auf den großen, aus Torf erbauten Stall an der rechten Hofseite. Er zeigte auf ihn hin, im Nu sprangen die Reiter von den Pferden und rissen die Tür desselben auf. Die Hürden verrieten, daß er für Rosse nicht bestimmt sei, doch war das Rasendach dicht und bot

eine Zuflucht. Buntes, lautes Getümmel erfüllte in wenig Augenblicken die Mauern, während an der Scheuer gegenüber die Knechte noch immer in starrer Verwunderung lehnten. Im offenen Tor des Hauses, über dessen Balkengiebel altersschwarze plumpgeschnitzte Pferdeköpfe prangten, zeigte sich jetzt der Besitzer des Hofes: ein weißhaariger Siebziger, dessen mächtiger Leib vom Alter nicht gebeugt, dessen Antlitz wetterhart und faltig, doch bei alledem frisch erschien. Er war erblindet, aber in seinem eigenen Haus und Hof trat er mit der Sicherheit eines Sehenden auf. Sein Ruf drang durch den rauschenden Regen zu den Knechten, wie zu den Fremden. Die Reiter, in der Tür des Stalles gedrängt, hatten nicht acht auf den Ratsherrn von Hamburg, der bei der Erscheinung des Alten dessen Knechten wunderlich glich, so starr, regungslos und besorgt hafteten Lorenzens Blicke auf ihm.

„Wer seid ihr? Was begehrt ihr hier?" hatte der Blinde gefragt und von Herrn Kurt die gleiche Antwort erhalten wie seine Leute. Der Moorbauer hörte den Embdener nickend an, dann lud er die unerwarteten Gäste unter sein Dach. Das Ungewitter ward mit jedem Augenblick heftiger; unter herabstürzenden schweren Güssen durchschritt die Schar noch einmal den Hof und trat in den großen Raum des altsächsischen Bauernhauses, wo auf mächtigem Herd das Torffeuer glühte und rauchte. Der Alte rief einen Knecht, ließ hölzerne Schemel zum Herde rücken und hieß die Herren und ihre Begleiter willkommen. Die Reiter, deren Wämser und Koller durchnäßt waren, strebten zum Feuer, Herr Nicolaus sonderte sich auch jetzt von ihnen und rückte zur Seite, so daß er im dunkelsten Winkel des fensterlosen Raumes saß, den innen die glühende Asche nur wenig erhellte. Von Zeit zu Zeit ließ ein

leuchtender Blitz die Züge und Gestalten derer erkennen, die zunächst am Tor blieben, unter ihnen der Hausherr und der junge Friedrich. Als dieser vorhin zur Einkehr im Moorhof riet, hatte ihn nicht die Sorge vor dem Unwetter bewegt. Aber er spürte geheimes Verlangen, über die Gestalt, die er wenige Stunden zuvor im Hochmoor erblickt hatte, eine Kunde zu erhalten. Die Leute im Hof mußten alle Bewohner der Einöde jenseit des Emstals kennen. Herr Friedrich stand jetzt längst neben dem Alten, ohne eine Frage zu tun. Die Reiter schwatzten lärmend, Herr tom Plan und der Senator von Hamburg erwarteten stumm das Aufhören des Gewitters. Der Blinde ließ auf den Tisch von Eichenholz in der Mitte des Raumes einen schweren Block des landüblichen Brotes, Salz und Rauchfleisch aufstellen und lud seine Gäste hinzu. Nur einige der Reisigen kamen näher, andere riefen, daß sie sich erst vor kurzem vom Mahle erhoben hätten. Aber der Greis achtete darauf so wenig, als auf alle anderen Reden. Er verriet keine Neugier, so ungewöhnlich die Erscheinung von Reisigen in dieser einsamen Gegend auch war, er schien völlig anteillos. Herr Friedrich mußte sich entschließen, das Eis zu brechen, die erste Frage zu tun:

„Ihr lebt hier einsam, von aller Menschenhilfe weit entfernt!"

„Von Menschenhilfe? Ja! Gott ist überall!" sagte der Blinde und wendete sich nach der Seite des Raumes, wo am geschwärzten Pfosten ein hölzernes Kruzifix und ein Heiligenbild hingen. Der junge Mann schloß daraus, daß der Moorbauer mit den Seinen der alten Kirche angehören müsse. Er entgegnete daher nur:

„Ihr habt recht — aber einsam liegt Euer Hof

darum doch! Wie weit habt Ihr zu den nächsten Menschenstätten?"

„Den Fluß hinab zwei und hinauf drei Stunden. Über dem Wasser ist ein anderer Hof, auch wohnen Kohlenbrenner am Busch."

„Und dort nach West hinüber — im Moor?" fragte der Hamburger und verriet durch die Lebhaftigkeit seines Tones dem scharfen Ohr des Blinden, daß er diese Frage hauptsächlich habe tun wollen. Der Greis verbarg eine flüchtige Bewegung seines Gesichts, indem er sich umwandte. Dann sagte er ruhig:

„Nach West? Im Moor? Wer sollte dort wohnen! Arme Leute bauen sich Hütten zum Torfgraben und verlassen sie wieder — wie Zugvögel ihre Nester! Ich habe Nachbarn rechts und links gehabt, gediehen ist keiner, das Moor gibt nicht so viel, daß sie nur ihr Leben fristen mögen!"

„Und wer wohnt jetzt dort drüben, beim Hügel mit den großen Linden?" fuhr der junge Mann hartnäckig fort.

„Beim Hügel mit den Linden! Ich wüßte nicht, daß im letzten Jahre dort Hütten gestanden hätten. Aber seht selbst zu — es wühlen vielleicht ein paar arme Torfgräber dort herum. Auf dem Moorhof hat sich keiner gezeigt."

Der Ton des Alten blieb ruhig, teilnahmlos. Er beschickte kleine Hausgeschäfte und kehrte sich an das Getümmel um ihn her wenig. Herr Kurt tom Plan, der die Unterredung zwischen dem Bauer und dem Jungherrn vernommen hatte, war von seinem Sitz am Feuer aufgestanden. Er trat ans Tor und sah hinaus: das Gewitter zog hinweg, seine Donner verrollten in der Flußniederung, aber der Regen rauschte unablässig herab. Indem der

Ratsherr nur darauf zu achten schien, behielt er den Blinden im Auge. Mit plötzlicher Wendung gegen ihn sagte er dann:

„Ihr müßt ob der Fragen des Jungherrn nicht erstaunen, Alter. Wir ziehen im Land umher, Missetäter zu greifen. Zu Hamburg, zu Bremen und Emden sind Wiedertäufer gesehen worden, es heißt, daß sie auch in Eurer Gegend hausen."

„Wiedertäufer?" sagte der Greis mit verändertem Tone. „Wiedertäufer? Meint Ihr solche, die vor vierzig Jahren den Stuhl des Bischofs von Münster umgestürzt, die Türme vom Dom geworfen und ganz Münster mit Blut und Greueln gefüllt haben? Sucht Ihr die, die zehn Jungfrauen zu Weibern nahmen, und im Elend verderben ließen, was sie in Schmach gestürzt hatten? Die blutigen Schwärmer und Propheten, oder wen sonst?"

„Ei, Moorhofbauer, du scheinst wohlerfahren in den alten Geschichten," sagte von seinem Sitz der Herr Nicolaus. „Schlimm, daß du blind bist, du könntest uns sonst vielleicht helfen, die Schwarmgeister auszurotten."

„Ich bin blind," entgegnete der Alte langsam, jede Silbe wägend, „ich bin blind, aber ich höre wohl. Hier auf den Hof kommen jahraus, jahrein wenige Menschen, und wes Menschenstimme ich einmal vernommen habe, den vergess' ich nicht und erkenne ihn mit meinem Ohre wieder!"

Herr Nicolaus antwortete mit keinem Laut, er hatte sich an einen Balken zurückgelehnt und saß völlig im Dunkel. Der Emdener Ratsherr aber fuhr ungeduldig gegen den Alten fort:

„Nein, deine blutigen Propheten suchen wir nicht. Sie modern längst auf den Richtstätten, aber ihr Wahn hat Söhne und Enkel angesteckt, und wir wollen sie ihr

Wesen nicht treiben lassen, bis es zum zweitenmal kommt, wie in Münster. Ihr wißt nichts von Wiedertäufern?"

„Nichts, als was sich vor vierzig Jahren begeben," rief der Blinde. „Als wär' es gestern geschehen, weiß ich, wie damals Entflohene aus Münster ins Emstal kamen, vor den Bluträchern Schutz zu suchen, und wie sie in die Welt zerstoben."

Herr tom Plan wendete sich nach dem Herd zurück und gab Friedrich einen Wink, ihm zu folgen. Gleich darauf verließ der Moorhofbauer den Raum und man sah ihn quer über den Hof nach seiner Scheuer schreiten. Tom Plans Blicke flogen ihm nach, dabei sagte der Ratsherr: „Dieser Mann weiß etwas — wir dürfen nicht ohne weiteres hinweg von hier!"

„Weiß etwas!" — fiel spöttelnd Herr Nicolaus ein. „Jawohl, die alten Geschichten von Matthiesen und Jan von Leyden, von Knipperdolling und Krechting, gut beim Torffeuer, um spinnenden Dirnen die Haut frösteln zu machen."

„Ihr versteht Euch schlecht auf das Volk hierzuland, Herr Nicolaus," rief der Embener gereizt. „Der Alte war heftig erregt, schon die harmlosen Fragen des Jungherrn nach den Leuten im Moor machten sein Gesicht zucken, und da er von den Täufern in Münster sprach, klang seine Stimme zitternd und seltsam! Der Alte weiß etwas — alt oder neu — und ich meine, wir sollten nicht alle von dannen reiten."

„Wenn er ein heimlicher Wiedertäufer ist, so habt Ihr einen wundersamen Weg eingeschlagen, Herr Kurt," sagte Nicolaus Lorenzen. „Ihr habt ihm rundweg gesagt, daß wir den Täufern nachstellen, und er kann sich nun hüten. Aber tut, was Ihr mögt, greift ihn und laßt ihn peinlich befragen!"

In Friedrichs Gesicht schlug bei diesen Worten helle Glut auf, der Ratsherr von Emden schüttelte mit sichtlichem Verdruß das Haupt:

„Der Moorhofbauer ein Täufer? Mit Vergunst, Herr Niclas, so viel wissen wir bei uns von den Leuten im Emstal, daß es nicht der peinlichen Frage bedarf! Der Alte verabscheut die Wiedertäufer wie uns Evangelische — trotzdem kann er von ihren Schlupfwinkeln und Wegen wissen! Ich bin der Meinung, daß wir hier auf dem Hof den Jungherrn mit einigen Reitern lassen, um jeden, der kommt und geht, wohl zu überwachen. Wir reiten nach Leer und schicken Streifer nach beiden Seiten des Flusses — Ihr werdet sehen, daß wir zum Ziel kommen."

Herr Nicolaus Lorenzen schien währenddes die Frage erwogen zu haben und zu einem Entschluß gekommen zu sein. In seinem Gesicht zeigte sich der harte, hochmütige Ausdruck wieder, und er sagte aufstehend:

„Ihr werdet sehen, daß wir Zeit und Mühe verlieren. Aber es sei, wie Ihr sagt! Nur meine ich, daß wir hier Veit mit drei Knechten und nicht den Jungherrn lassen, der mit uns reiten mag."

Herr Friedrich, dessen Antlitz sich beim Vorschlag des Emdeners fröhlich erhellt hatte, wendete sich jetzt unmutig hinweg. Der junge Walter stand in seiner Nähe, er flüsterte ihm zu: „Du siehst, er trägt den Gedanken nicht, daß ich vierundzwanzig Stunden frei von ihm bleibe!" und strebte vom Herd wieder dem Haustor zu. Doch hielt er inne, als er die Antwort tom Plans vernahm:

„Nicht also, Herr Nicolaus! Ihr dürft schon der Reiter halber dem Veit nicht höhere Ehre zuwenden, als Eurem leiblichen Vetter! Der Jungherr muß bleiben, und ich will für ihn einstehen, daß er's an sich nicht fehlen läßt."

„Du hast einen rasch vertrauenden Freund an Herrn Kurt gewonnen," sagte der Ratsherr von Hamburg zu dem jungen Mann, der wieder zum Feuer trat. „Ich will keinen Einspruch tun, halte dich klug und gehab' dich wohl! Laßt uns aufbrechen, Herr tom Plan — damit wir vor Nacht nach Leer kommen."

„Ihr seid heute seltsam, Herr Nicolaus, bald kalt, bald hitzig!" entgegnete der Embener. „Erst muß Euer Vetter wissen, was er zu tun hat, wir haben Abrede über Weg und Zeit zu nehmen."

„Tut, was Ihr wollt," sprach Herr Nicolaus. „Ihr treibt diese Sache, Ihr mögt sie auch ordnen. Ich will indes die Reiter satteln lassen, und hoffe, daß Ihr nicht zu lang' verzieht." Damit stand er von dem Schemel auf und ging über den Hof, nach dem Stall, in dem sie vorhin die Rosse geborgen hatten.

Die Reiter folgten ihm großenteils nach, nur Walter und zwei andere hielt Friedrich zurück.

„Ihr bleibt mit mir, wir werden einige Tage hier im Hof hausen! Was sagen wir dem Bauern, Herr Kurt? Soll ich ihn als Gast ansprechen oder wie im Krieg ohne Worte im Haus bleiben?"

„Tut das erstere. Ihr werdet besser wählen," antwortete der Ratsherr von Emden. „Behaltet alles wohl im Auge, spürt in der Umgegend, hört, ob dem Blinden oder seinen Knechten ein Wort entfällt. Streift Ihr nach dem Moor, so laßt die Rosse dahinten und schaut Euch lieber nach einem Kahn um. Entdeckt Ihr etwas, so sendet uns Botschaft nach Leer. Vor allem habt acht, ob Leute auf dem Hof einsprechen, die der Bauer nicht an seinem Herde sitzen läßt."

Der junge Mann hörte aufmerksam die Worte Herrn

Kurts und geleitete diesen auf den Hof hinaus. Eben zogen die Reiter ihre Pferde aus dem Stall, im Getümmel des Aufbruchs erteilte Herr Nicolaus mit lauter Stimme seine Befehle, und niemand achtete auf den Hofherrn, der am Tor seiner Scheuer stand und lauschte. Der Regen begann nachzulassen, ein Strahl der untergehenden Sonne blitzte zwischen den Wolken hindurch und beleuchtete das Bild, das der Hof darbot. Die Reiter, die sich aufschwangen, die Knechte des Bauern, die auf die klirrenden Waffen und die bunten Wämser mit Neugier hinstarrten, sahen nicht, wie Herr Nicolaus seinen jungen Verwandten herzuwinkte. Selbst Herr tom Plan vernahm nichts von der Zwiesprache der beiden. „Achte wohl auf mein Wort," sagte der Ratsherr von seinem Pferde herab. „Bist du ein Mann, der auf eignen Füßen zu stehen vermag, wie du dich oft wider mich gerühmt hast, so zeig es hier. Ich glaube nicht, daß Herr tom Plan recht hat. Hat er aber, stößest du auf Täufer und Taufgesinnte, so triff sie ohne Zaudern mit der Schärfe des Schwerts. Rotte die Frevler aus, tilge sie hinweg!"

„Ohne Verhör — ohne Urteil und Recht?" fiel der junge Mann ein, dessen Züge sein innerstes Erschrecken deutlich genug aussprachen.

„Ich sehe schon, daß du zum Regiment nicht geschaffen bist," entgegnete höhnisch Herr Nicolaus. „Glaubst du, daß es unsere Absicht sei, die Gefängnisse von Hamburg mit den Rottenstiftern und Schwärmern zu füllen? Tu, wie ich dir sage — zeig dich wie ein Mann, der Dank des Rats soll dir nicht fehlen, und erkenn' ich, daß ich mich in dir geirrt, so will ich abstehen von der Heirat mit Langenscheidts Tochter, und du sollst dir ein Weib suchen, das dir gefällt. Bringst du mir aber Gefangene,

bürdest Hamburg die Kosten und mir die Last auf — so sprich nie wieder ein Wort, daß du auf eigenen Füßen stehen willst und kannst!" —

Ohne ein anderes Abschiedswort ritt der Ratsherr dem Ausgang des Gehöfts zu, Herr Kurt tom Plan grüßte vom Rosse herab die Zurückbleibenden, und gönnte selbst dem blinden Bauer einen kargen Dank für die Aufnahme. Herr Friedrich, betäubt und bestürzt vom Zuletztgehörten, blickte den Abziehenden so unverwandt nach, daß sein Vetter drohend auf ihn zurückschaute. Walter mußte den Jungherrn erinnern, daß der blinde Bauer um weitere Herberge angesprochen werden solle. Friedrich wandte sich zum Alten und teilte kurz sein Begehr mit. Der Moorhofbauer tat wiederum keine Frage, er wies auf ein Gelaß, in dem er Stroh und Heu bewahrte, und sagte kurz: „Herrenraum hab' ich nicht im Haus, und wollt Ihr bleiben, so müßt Ihr Euch strecken und fügen! Wer ungeladen kömmt, darf um Bett und Mahl nicht rechten!"

Damit ging er hinweg. Friedrich befahl den Reitern, die müßig umherlehnten, auf alles im Hause ein Auge zu haben — doch den Blinden und sein Gesinde schalten zu lassen. Mägde kamen erst jetzt herzu und wagten die Ställe zu beschicken. Vorhin, beim Hereinbruch so vieler Bewaffneten, waren sie in das Dunkel der Scheuern geflüchtet. Es war sehr leicht zu sehen, daß allen im Gehöft das Bleiben der Fremden lästig dünkte. Aber auch Friedrich wäre jetzt lieber aufgebrochen. Ihn hatte es verlangt, fern von Herrn Nicolaus zu bleiben, — insgeheim blitzte der Wunsch auf, der Erscheinung im Moor nachzuspüren. Erst bei den Worten des Ratsherrn, seines Vetters, trat ihm der erteilte Auftrag mit seinen möglichen Folgen vor Augen. Wohl dachte er daran, mit welchem

Widerwillen er diesem Zug gefolgt sei, und schwur sich, der blutigen Weisung nicht zu gehorchen, was auch kommen möge. Und doch konnte er nicht hindern, daß ihn beim Gedanken an den verheißenen Lohn ein Schauer erfaßte, daß er tief Atem holen mußte! Er sollte frei vom Druck werden, sollte die schwere Hand nicht mehr über sich fühlen! Fast hätte er beten mögen, daß sein Zurückbleiben vergeblich sei, daß die Stunde der Versuchung ihm fern bleibe. Als sein Blick auf Walter fiel, erinnerte er sich der Zwiesprache vom Nachmittag, und einen Augenblick überkam ihn das Verlangen, jetzt zu tun, was er so oft geträumt: den grauen Hengst aus dem Stalle zu ziehen und die Straße nach Westen zu suchen. Aber in der nächsten Minute verwarf er den Gedanken und schalt ihn Fahnenflucht.

Während er zwiespältig, unschlüssig Vergangenes und Künftiges bedachte, entging dem jungen Mann das Gegenwärtige. Mit einiger Unruhe bemerkte er nun, daß der blinde Hofherr weder in seiner Scheuer, noch drinnen am Herd zu erblicken war. Walter und die beiden andern Reiter hatten ihn nicht beobachtet, eine Frage an die Knechte blieb ohne Antwort. Herr Friedrich streifte durch den Hof, trat in das Eichengehölz, das das Haus vor dem Nordwestwind schirmte. Er prüfte achtsam die Wege nach dem Fluß, die ganzen Umgebungen des Moorhofs. Weder den Bauer noch sonst einen Menschen nahm er wahr, und verdrossen entfernte er sich mehr und mehr in die Felder, die um den Hof herum und längs der Ems lagen. Er stieß auf Knechte des Blinden, dieser selbst war nicht zu sehen.

Und doch hatte der Alte, dicht vor den Augen des Jungherrn, denselben Stall betreten, in dem die Pferde der Fremden noch wieherten. Von einem Gerüst an der

Hinterwand störte sein Anruf einen Schläfer auf, der vorhin, während die Reiter eindrangen, nicht einmal erwacht schien, jetzt aber bei seinem Namen sich aus dem Stroh wirrte, in dem er lag.

„Was soll's?" fragte er den Blinden, der dicht vor ihm stand.

„Kennst du den Weg nach dem Friesenhof im Moor? Zu den Hütten beim Friesenhof, Hinrich?" klang die Gegenfrage. Der Liegende, ein alter Heideschäfer, dessen brauner Kittel von der Wolle seiner Tiere bereitet war, blickte erschrocken auf den greisen Bauern und sagte zögernd:

„Den Weg zum Friesenhof? — Ich bin ihn vor zwanzig Jahren einmal gegangen — dann habt Ihr verboten, daß einer von uns nach jener Seite des Moors treibe. Ich weiß kaum, ob der Friesenhof noch steht!"

„Aber die Leute dort leben? Das weißt du doch?" fuhr der blinde Hofherr fort. Der Schäfer richtete sich vollends auf und sprang auf seine Füße, um sich zu vergewissern, daß er nicht falsch höre. Den ernsten, fast feierlichen Ausdruck im Gesicht seines Herrn sah er auch im Halbdunkel des Stalls und entgegnete nun:

„Ich denk' es und habe seit lange nicht gehört, daß eines unter ihnen gestorben wäre! Sie senden hier und da zu mir nach Kräutern, und wenn ihre Kühe nicht Milch gaben, haben sie manchmal einen Eimer vom Moorhof erbeten. Wollt Ihr auch das nicht dulden?"

„Du mußt diese Nacht den Weg zum Friesenhof machen. Du mußt den Leuten dort sagen, daß Reiter im Land streifen, daß ihre Missetat noch nicht vergessen ist unter den Menschen, und daß sie Zuflucht suchen mögen, wo sie können!" sprach der Blinde.

„Ihr laßt die Leute dort warnen — Ihr, der sie

scheut wie die Pest — und nie einen von ihnen sahet und spracht?" rief der Schäfer.

„Ich lasse sie warnen, Hinrich, weil Gott sie ansehen und richten wird. Sie haben mit Kindern und Kindeskindern seit vierzig Jahren fern von den Menschen im Moor gelebt, ich glaube, die Menschen haben ihr Recht an sie verloren. Und die heute hier waren, hatten nie ein Recht! Such den Weg zum Friesenhof und sage ihnen, was ich dir geheißen."

„Ich will es tun, sobald der Tag graut. Bei Nacht fänd' ich den Weg nicht," antwortete Hinrich. „Der Hof liegt drei Stunden von hier, mitten zwischen dem nassen Moor. Auch haben sie Gräben gezogen und den Bach vertieft, ich glaube nicht, daß einer zu ihrer Wohnstätte gelangt, den sie nicht einmal selbst geführt haben."

Der Blinde sagte kein Wort mehr, er verließ den Schäfer und schritt sicher zwischen den Hürden dem Stalltor zu. Er befahl Hinrich noch, den fremden Pferden Futter zu reichen, und ging dann zu seinem Wohnhaus. Am Herdfeuer saßen zwei der Reiter und Herr Friedrich. Walter strich noch zwischen den Scheuern umher. Der Jungherr war von seinem vergeblichen Weg in Busch und Feld gereizt zurückgekommen, er rief dem Greise entgegen:

„Wo wart Ihr geblieben? Wir riefen nach Euch!"

„In meinem Schafstalle," sagte der Bauer ruhig. „Ihr habt eure Pferde dort, und wenn ich nicht Sorge für sie getragen hätte, würden sie sich übel genug befinden." Friedrich wendete sich ab, obschon der Blinde die Röte der Beschämung, die seine Wangen überflog, unmöglich sehen konnte. Er schichtete frischen Torf auf das Herdfeuer und suchte mit den Knechten, die ihr Nachtmahl ein-

nahmen, zu sprechen. Aber bald ward er, bald wurden seine Reiter der einsilbigen verdrossenen Erwiderungen müde.

Friedrich erhob sich zuerst, um den Raum zum Schlafen aufzusuchen. Er ließ den Bauern und dessen Knechte vernehmen, daß er eine wechselnde Nachtwache ordnete, und beobachtete scharf ihre Mienen dabei. Aber diese blieben gleichmütig, es schien, daß alles Tun und Treiben der ungeladenen Gäste die Bewohner des Moorhofs nicht berührte. Sie boten, bis auf den Hofherrn, keinen Nachtgruß, und unter Fluchen über das ungastliche Volk warfen sich endlich die Reiter auf ihre Strohbündel. Bald verstummte alles im Moorhof, nur der Tritt des Wachthaltenden klang auf dem festgeschlagenen Boden. Stunde um Stunde verrann, kein Laut, außer dem Aufbrüllen einer Kuh, dem Wiehern der eigenen Rosse, ward von dem sorglich Lauschenden gehört. Die Felder umher, der Eichenkamp und der Strom lagen schweigend, von den Nebeln der feuchtkühlen Sommernacht umwogt. Kein Wunder, daß der Wachteifer der Reiter erlahmte. Als mit der ersten Dämmerung Herr Friedrich selbst aus der Scheuer trat, um Walters Stelle einzunehmen, blickten beide umher und nahmen so wenig wahr, als die andern zuvor. Denn Hinrich, der Schäfer, der in diesem Augenblick aus einer Luke des Gehöfts in den anstoßenden Busch stieg, drückte sich lautlos und ohne einen Zweig zu verschieben hinter dem grünen Wall hinweg, kroch in seinem braunen Kittel über den Weg und richtete sich erst in die Höhe, sobald er wußte, daß ihn die dichten Nebel über dem Moor verbargen. Dann schritt er frank und mit voller Sicherheit dem dunklen Wasser zu, das vom Moor herüber zur Ems schlich.

Auf dem Gehöft blieb es auch nachher tief ruhig.

bis sich die Knechte zur Morgenarbeit erhoben und die Reiter ihre Pferde nach dem Strom führten, sie zu tränken und zu reinigen. Herr Friedrich sah währenddes vom Herdfeuer aus, wohin ihm der Moorhofbauer Milch und Brot bringen ließ, dem kommenden Tag ins Auge. Es war der erste, den er mit dem Gefühle, frei und Herr seiner Schritte zu sein, begrüßte. Er durfte heute seinen Weg selbst suchen, und war sicher, ihn von Herrn Nicolaus' grollendem Antlitz nicht gekreuzt zu sehen. Er hätte aufatmen, aufjauchzen mögen, — doch das Bewußtsein seines finstern Auftrags verließ ihn nicht und der Zweifel, was er zunächst zu tun habe, gesellte sich hinzu. Walter, der zuerst kam, um das Frühmahl zu teilen, riet ihm, gemeinsam vom Strom aus an einem Nebenfluß vorzudringen; er hatte erkundet, daß alte Wege vom Emstal durch das Moor nach Westfriesland hinüberführten. Nach kurzem Besinnen wies indes der Jungherr den Vorschlag des Reiters zurück:

„Wir würden viele Tage brauchen, bis wir nur eine erste Spur fänden, wenn wir ungeteilt bleiben, Walter. Diesen Morgen wollen wir uns zerstreuen, und jeder mag vom Strom aus ein Stück die Pfade erspähen, die nach West und Ost ins Land führen. Es muß sich zeigen, welche betreten sind, — am Abend finden wir uns hier zusammen und morgen wählen wir einen mit Bedacht und nicht auf gut Glück!" Walter blickte den jungen Gebieter überrascht und mit Besorgnis an. Friedrich erriet leicht, was ihm durch den Sinn blitzte. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Gewiß, Walter — am Abend finden wir uns zusammen, ich reite nicht heimlich von dannen!" Er verschwieg aber auch jetzt die Begegnung vom Mittag des gestrigen Tages und verriet nicht, warum er für sich den rückwärts nach

dem Lindenhügel liegenden Teil des Landes wählte, um die Pfade zu erkunden. Der Hofherr und seine Leute, die im Raum ab und zu gingen, achteten weniger als je auf die Fremden. Sie sahen ihnen nicht nach, als diese gemeinsam durch den Eichenkamp schritten, und nur weil einige Knechte auf das Feld zogen, nahmen sie wahr, daß sich die Reiter, die ihre Pferde im Gehöft zurückließen, oberhalb der Felder trennten. Der Jungherr wendete sich nach Südwest, die drei andern in verschiedenen Richtungen gegen das Moor hin.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, lichter Tag lag über der weiten Ebene, der Tau auf den Wiesen verschwand schon, der warme Morgen ließ einen glutheißen Mittag ahnen. Friedrich Lorenzen schritt denselben Weg, den er gestern mit den beiden Ratsherrn und der Reiterschar gekommen war. Sobald er sich allein sah, strebte er eifrig, und ohne auf die Gegend umher und die Pfade, die sich vielfach verschlangen und kreuzten, zu achten, dem Hügel mit den Linden zu. Was ihn trieb und drängte, wußte er selbst kaum. Er sagte sich lachend: „Wenn Vetter Niclas meinen Weg ahnte, würd' er höhnend sagen, hab' ich nicht recht über ihn? Kaum sieht er sich frei — so gelüstet's ihn, einer fremden Dirne nachzulaufen!" — aber er tat darum keinen Schritt zögernder. Das Bild des Mädchens stand lebendig vor seiner Seele, er wollte und mußte wissen, wer sie war und warum ihn ihre Erscheinung fremd und doch wieder vertraut ergriffen hatte. Friedrich hatte niemals Torheit und Freiheit der Jugend gekostet — das neue Gefühl, von keinem Auge bewacht, keinem Einspruch gehemmt dahinzuschreiten, erfüllte ihn ganz, seine Brust hob sich, und mit immer schnellern Schritten gelangte er nach der grünen Anhöhe, die weit

über die Gegend hin mit ihren mächtigen Baumkronen sichtbar war.

Er klomm den Hügel hinan, wo sie gestern die Pferde angepflöckt hatten. Im feuchten Moos stieß er auf die Spuren des Mahls, er sah die Stelle, wo Herr tom Plan geruht, und blickte vom Abhang jenseit der Linden auf das Moor hinaus. Die dürftigen Buchweizenfelder, die Gräben, die Lachen zwischen den dunkeln Erhebungen des Bodens, fernhin eine Sandzunge mit wucherndem Heidekraut unterschied er jetzt im Morgenlicht besser, als gestern in der Mittagsglut. Aber die Gestalt war nicht zu gewahren und, so scharf er weithin spähte, kein anderes Zeichen von Leben erkennbar, als was er schon am Tage zuvor entdeckt hatte. Die Sonne zerteilte auch über der fernen Fläche die Nebel, der Umkreis erweiterte sich, aber in all der Öde erblickte er keinen Punkt, der ihm Hoffnung eines Zieles eingeflößt hätte. Der junge Mann stieg endlich hinab und versuchte den Pfad wieder zu finden, dem er gestern gefolgt war. Er gelangte bald genug zu der braunen Flut, jenseit deren er das Mädchen zuerst und zuletzt deutlich erblickt, ihre Züge und die Schönheit ihrer Gestalt erkannt hatte. Unschlüssig wie gestern prüfte er die Lache, und da er nirgend eine Furt entdeckte, entschloß er sich rasch, sie zu umgehen. Doch fand er es schwierig, zwischen den nassen, einsinkenden Stellen des Moors die zu erreichen, die einen Pfad abgaben, und je höher der Tag stieg, um so unsicherer wurde der Gang. Im flirrenden Sonnenstrahl schien der Boden oft trocken, und wich dennoch unter den tastenden Tritten des jungen Mannes. Nach stundenlangem Mühen gewann er die Heidestrecke, die gleich einer Insel aus der braunen Einöde des Moors ragte. Schwärme surrender Insekten flogen

um die roten Blüten, die Heide, in die sich Friedrich zu kurzer Rast streckte, war brennend heiß. Und vor sich und hinter sich blickte er auf eintönig dunkle Flächen, so daß ihn fast ein Grauen überkam. Jetzt erst schalt er das Suchen nach dem fremden Mädchen Torheit! Wie wollt' er die finden, die vielleicht am äußersten Saum der stundenweiten Ebene lebte, vielleicht in einer der Heiden, deren sich mehrere in der Ferne vom dunkeln Boden abhoben. Wie er da lag mit müden Gliedern, mit brennendem Durst, mit mattem Blick auf die Moorferne, hätte ihn der Vetter Ratsherr schauen sollen, um des Abenteuerlustigen zu spotten! Und doch — sobald er des Ratsherrn und seiner Sippen und Hamburgs gedachte, faßte ihn ein trotziges Entzücken, so weltfern, so frei und allein zu sein. Wär' es mit gesunden Sinnen zu träumen gewesen — er hätte in diesen Einöden bleiben mögen, allem Druck von daheim für immer zu entrinnen.

So indes mußte er an den Rückweg denken, der Tag war verloren. „Gebe Gott, daß Walter und die andern auf ihrer schnöden Suche nicht glücklicher gewesen sind, als ich auf der meinen,“ murmelte er im Erheben vor sich hin. Der Pfad war jetzt leichter zu finden, — so sehr auch Friedrichs Seele vorhin von einem Wunsch und Gedanken erfüllt war, er hatte doch scharf auf jede Windung des gewonnenen Weges geachtet, und gelangte in nicht halb der Zeit zur Umgebung des Lindenhügels, die er beim Vorwärtsdringen gebraucht hatte. Daß er minder wohlgemut daherschritt, als am Morgen, nahm ihn nicht wunder. Als er in die Nähe der Stelle kam, wo gestern das Mädchen verschwunden war, stand plötzlich das Bild wieder vor seinen Augen, wie ihr im Entfliehen die Kopfhülle entfiel. Und als er nun wahrnahm, daß

diese jetzt nicht mehr auf jener Stelle liege, durchzuckte ihn die Gewißheit, daß die Fremde wiedergekehrt sein müsse. Hatte sie noch gestern im Unwetter oder heut am Morgen diesen Boden betreten, war sie ihm entgangen, während er eifrig nach ihr suchte? Mit verstärkter Gewalt kehrte die Empfindung zurück, die ihn gestern erfaßt und diesen Morgen durch die Einöde getrieben hatte! Er stieg die Höhe hinan — aber ehe er droben war, klang ein plötzlicher Schreckruf mit seinem eignen freudigen Aufschrei zusammen: und indem er mit einem Sprung empor auf dem Hügel stand, hinderte er den Sprung abwärts, den eine Fliehende versuchen wollte. Zitternd sank sie dicht vor Friedrichs Füßen nieder: es war das fremde Mädchen, das er gestern erblickt hatte und das jetzt aus dem Schatten der Linden aufgescheucht war. Ihr Gesicht, aus dem große dunkle Augen hervorleuchteten, richtete sich flehend zu ihm empor. — Er war seiner selbst so wenig mächtig, daß er ihr beinahe den Weg freigegeben hätte, ihm zum zweitenmal zu entrinnen. Er stand vor ihr — kaum minder, nur in anderer Weise erschrocken, und da er die Hand am Schwertgriff hielt, wagte die Unbekannte keinen Schritt. Erst als sie wiederum einen Laut schmerzlicher Angst hören ließ, fand Friedrich ein Wort zu ihr:

„Was zitterst und stöhnst du, Mädchen? Fürchtest du Gewalt — schau' ich aus wie ein Mörder?"

„Wer Gewalt hat, braucht Gewalt; du trägst ein Schwert!" sagte sie, in ihrer Stellung verharrend. Ihre Sprache, ihr Ton klangen anders, als die des Landvolks umher, fremdartig wie ihre Erscheinung. Der junge Mann löste ruhig den Gürtel, an dem er das Schwert trug, so daß es zwischen ihm und ihr in das Moos glitt:

„Bist du nun ruhig? Aber knie nicht vor mir — steh' auf oder sitze, wie es dir gefällt."

Sie zitterte noch immer. Das blasse bräunliche Antlitz zeigte in jedem Zug ihr Verlangen, zu fliehen, doch auch, daß der Bann der Furcht über ihr lag. Friedrichs Worte schien sie nicht zu hören — und minutenlang war sie wie abwesend. Dann sagte sie stockend, aber leidenschaftlich:

„Willst du nicht Gewalt brauchen — willst du barmherzig sein, so laß mich fliehen und sieh mir nicht nach. Mir bringt es Heil, dir wird's der Vater lohnen, wenn du mir Gnade erweisest." Der Jungherr stand bestürzt — beim Worte „der Vater" erfaßte ihn der Gedanke, daß die Fremde der verhaßten Schwärmersekte angehören möge. Sein Antlitz verfinsterte sich, indem er fragte: „Du bist aus der Gemeinschaft der Täufer?"

„Ich bin — die ich sein muß," entgegnete das Mädchen, und zum Ausdruck der Furcht gesellte sich der des Trotzes. „Wenn du mich töten willst, so tue es hier und gleich, laß mich nicht von deinen Genossen quälen."

Sie beugte sich auf das Moos hernieder, ihren Nacken gleichsam darbietend. Im Herzen des jungen Mannes regte sich tiefes Mitleid mit der Armen, er erschrak vor der Wirkung seiner Frage, und indem er dem blassen bebenden Mädchen die Hand reichte, sie aufzurichten, sagte er rasch:

„Ich schwöre dir, daß ich dir kein Leid tun und dich frei von hier gehen lassen werde, wohin du begehrst!"

„Schwöre nicht! — aber ich will dir glauben," rief das Mädchen, wieder emporblickend. Sie zitterte nicht so heftig als zuvor, die Angst verschwand aus ihren Zügen, nur ein scheuer Ausdruck blieb ihr auch jetzt und schien

ihr zu eigen. Statt aufzustehen, sank sie noch mehr zurück, doch kniete sie nicht länger vor dem jungen Manne, sondern saß ihm gegenüber. Friedrich stand unschlüssig, erregt und nach Worten suchend. Je länger er auf diese jugendliche Gestalt in dem groben, einfach geschnittenen Gewande, auf dies Gesicht blickte, um so seltsamer ward ihm zumute. Sein Blut wallte, er fühlte Teilnahme und Furcht zugleich, dabei beschlich ihn wieder und wieder die Empfindung, als kenne er ihr Antlitz nicht erst seit dem vorigen Tage. Er raffte sich zu einer neuen Frage zusammen, die die Fremde unmöglich erschrecken konnte:

„Wie heißest du, Mädchen? Kommst du jeden Tag hierher?"

Sie sah ihn mißtrauisch zaghaft an. Aber Friedrichs blaue Augen, die mit teilnehmendem, nicht forschendem Ausdruck auf ihr ruhten, schienen ihr Mut zur Antwort einzuflößen.

„Hilla heiß' ich," versetzte sie. „Hierher kam ich bis heut oft um die Mittagszeit — weil ich diese Bäume liebe. Ich werde niemals wieder hier sein!"

„Und woher kommst du, warum willst du diesen Platz meiden, Hilla?" fuhr der junge Mann fort. Sie schüttelte den Kopf, ihre Lippen bewegten sich mehrmals, als hielte sie ihre Erwiderung zurück, endlich rief sie herb:

„Wärest du edel und wolltest mild und barmherzig sein, du fragtest mich nicht! Du kommst aus der Welt und gehst in die Welt. Du zitterst nicht, wenn dir Menschen begegnen, und mußt nicht zu Gott um Errettung bitten, wenn du von einem Auge gesehen wirst. Du kannst frei auf allen Wegen gehen und lernst nicht den Tieren in der Heide ab, wie du dich verbergen sollst. Freue dich deines Glücks — aber frage mich nichts mehr!"

Friedrich fühlte sich von der Rede Hillas durchschauert — sie blickte sehnsüchtig verlangend nach dem grünen Emstal, nach der Welt hinüber. Sie pries sein Glück — dem er gern zu jeder Stunde entflohen wäre. Sein Mitleid, sein Anteil wuchs, aber doch konnte er den Ausruf nicht unterdrücken:

„Du trägst die Schuld, Hilla, wenn du zittern und bangen mußt. Reiß den verdammlichen Irrtum aus deinem Herzen, löse dich von der Wiedertäuferrotte, — rette Seele und Leib! —"

Er hielt plötzlich inne; mitten im evangelischen Eifer, der ihn erfaßte, fiel ihm bei, daß sie vielleicht nie ein anderes Wort, als das ihrer Genossen gehört habe und das seine nicht verstehen könne. Aber er traf auf einen Blick des Mädchens, der ihn verwirrte, und sah ihr Antlitz von leichter Glut überhaucht:

„Du bist zur Welt gekommen, wo dein Vater und deine Mutter gelebt haben! Du mußt das Geschick deiner Eltern tragen und wirst nicht gefragt, ob es dir wohlgefällt. Der Vater aber ist überall und wer in ihm ist, kann auch Weh erdulden, das er nicht verschuldet hat!"

Friedrich Lorenzen verstummte vor der Wiedertäuferin, die jetzt aufrecht vor ihm stand. Sie hob ihren Fuß zum gehen, sie sah ihn bittend an — ihm war's, als dürfe er sie nicht von hier lassen. Er hatte schier vergessen, wo und wer er sei, jetzt mahnte ihn der flehende Ausdruck ihres Gesichts daran. Noch eine Frage, eine Warnung hatte er auf der Lippe. Doch war er schon zur Seite getreten, die Gestalt des Mädchens glitt an ihm vorüber. Ihre Hände winkten ihm den Dank, daß er sie entrinnen lasse, und Abschied zugleich. Sie stieg den Hügel hinab — noch sah er ihr nach. Aber vom Rande des Moors

kam ein letzter bittender Blick, er gedachte ihres Worts und trat unter das Laubdach der vordersten Linde, um ihrem Pfad nicht mit den Augen zu folgen. Überwältigt vom Erlebnis wie von der Mühsal des Tags warf er sich in das Moos — auf dem Platze, von dem sie in die Welt geblickt hatte, aus der sie gebannt war.

Hilla folgte zuerst mit flüchtigen Schritten dem Wege, den Friedrich gestern und heute gefunden hatte. Als sie aber an die Flut kam, die den jungen Mann beide Male aufgehalten, stieg sie, das Gewand emporraffend, an der Stelle in das braune Wasser, die am tiefsten schien. Steine mußten hier liegen, leicht und sicher gelangte sie hinüber, jenseits zogen sich Gräben, zwischen den Schilflachen, den einzelnen Höhen des Bodens geführt, oft unterbrochen, daß niemand einen zusammenhängenden Weg dort geahnt hätte. Das Mädchen glitt über den Boden, durch die Gräben, zwischen den Sümpfen schnell dahin. Ihre Art hatte etwas von der eines flüchtigen Tieres. In nicht viel über einer Stunde legte sie einen Weg zurück, der sie weit über eine Meile von dem Lindenhügel hinweg nordwestlich in das Hochmoor hinein führte. So oft sie freie Stellen betrat, die Gräben verließ, blickte sie mit ängstlicher Spannung, aber mit sicherem scharfem Auge um sich, und näherte sich mehr und mehr einer Heidestrecke, die im Glanze der sich tief nach Westen neigenden Sonne schimmerte.

Hier schien ihr Ziel. Aufatmend, mit hochklopfendem Herzen stand sie auf den ersten Matten still. Die Heide senkte sich zwischen zwei Rücken des Hochmoors wie ein Tal, ein dürftiges Kieserngebüsch bestand sie nach Nord, am Moor ragten Hütten aus Reisern und Torf erbaut, aus denen Rauch wirbelte. Lange Buchweizenfelder liefen

von der Heide in ausgetiefte Flächen des Moors — auf ihr selbst weidete eine Zahl von den kleinen braunen Schafen dieser Landstriche.

Aus dem Grund der Vertiefung ragten Tor und Dach eines kleinen Hofes hervor, ein altverfallener Steinbau, der mit dem Torf des Moors, mit Stroh- und Schilfdächern wieder wohnlich gemacht schien. Das Ganze atmete Abgeschlossenheit — ängstlich schienen die dürftigen Felder hinter den Höckern des Moors angelegt, versteckt waren die Körbe, aus denen Bienenschwärme flogen — sorglich wachte der Mann bei den Tieren, daß keines über den Rand der Heide hinausirrte.

Hillas Kommen störte die Beschäftigung niemands. Einige Männer und Frauen schnitten mit Sicheln ein Feld, ein Mädchen von Hillas Alter, die ihr unter dem Tor des Hofes begegnete, trug den Arbeitern Milch zu. Sie grüßte mit freundlichem Nicken, — und schaute verwundert auf, als Hilla hastig und fast zitternd sagte:

„Wo ist Vater Berndt?"

„In seinem Gelaß — was hast du?" entgegnete die andere, auf deren Gesicht sich fast der gleiche scheue, ängstliche Zug zeigte, den vorhin der junge Mann auf dem Antlitze Hillas gesehen hatte.

Ohne Antwort zu geben, verschwand die Gefragte in dem Haupthaus des Hofes, das vom Erdgeschoß des ehemaligen Steinbaus gebildet wurde. Ihr Tritt hallte durch den Herdraum, zur Seite desselben trennte eine Art Tür, aus Schilf und Binsen kunstreich geflochten, ein kleineres Gemach vom großen Raum. Hinter ihr blickte ein greiser Mann, dessen Antlitz Furche an Furche zeigte, und dessen Kraft von Alter und Krankheit gebrochen schien, der Kommenden entgegen. Das düstre, tief leidende Antlitz

des Alten erhellte sich bei Hillas Erscheinung. Es schwebte etwas wie ein Lächeln um die dünnen Lippen, und die welke, zitternde Hand legte sich in die des Mädchens. Um seine Glieder hing ein langes Gewand, in Stoff und Farbe den Kleidern gleichend, die Hilla und alle Bewohner der einsamen Heide trugen. Er hatte sich von dem mit Fellen belegten Sitz erhoben, der samt einem rohen, zum Tisch dienenden Brett, auf dem wenige Bücher lagen, die ganze Ausstattung des Gemachs bildete. Nur an der grauen Steinwand im Hintergrund hing ein wunderlicher Schmuck: eine schwergoldene Kette, daran eine rohgeprägte Münze, auf der ein scharfes Auge die Jahreszahl 1534 erkennen konnte.

Eine Bibel, die auf den Knien des Alten gelegen hatte, war beim Eintritt Hillas auf den Sitz geglitten. Er hätte sich gebückt, sie zu erheben, allein er nahm die heftige Erregung des Mädchens, ein nie zuvor erblicktes Leuchten ihrer Augen wahr und fragte alles andre vergessend: „Was ist dir begegnet, mein Kind? Was treibt dich heim, Hilla?"

„Ich bin dem Tod entronnen, Vater Berndt," sagte Hilla, in der Erinnerung erbebend. „Wider deine Warnung war ich am Mittag zum Lindenhügel gegangen. Ich fand ihn leer und meinte wie in allen Sommern dort ungesehn ruhen und auf die ferne Welt schauen zu können. Aber kaum lag ich im Moos, — so sprang, aus dem Moor kommend, der junge Reiter vor mir auf, der mich gestern verfolgt hat, und diesmal entfloh ich nicht — er ließ mich entrinnen, nachdem er mit mir gesprochen."

„Und du sagtest ihm, Kind?" — der Greis sprach nicht aus, er schien vor seiner eigenen Frage zu schauern.

„Nichts — nichts, als daß ich Hilla heiße. Eher

hätt' ich mich töten lassen, als euch verraten. Er weiß nicht, welchen Weg ich ging, er war mild und gütig gegen mich!"

Die Blicke des Greises ruhten auf der jugendlichen Gestalt. Hillas Antlitz war gesenkt, schwere Tränen quollen aus den dunkeln Augen, sie schluchzte heftig:

„Ich werde nie wieder zu den Linden gehn, — ich werde hier beim Hof leben und sterben. Du sagtest sonst oft, daß Gott uns einen Tag senden könnte, Vater Berndt — ich sehe den Tag nicht mehr!"

Der Alte verstand das Gefühl, das die Jugend des Mädchens überwältigte. Sie hatte sich zu seinen Füßen gesetzt und sah wie trostsuchend zu ihm auf. Aber der Ausdruck seines Gesichts war noch schmerzlicher, als der des ihren.

„Gott straft uns am härtesten im Weh derer, die wir lieben," murmelte er. „Zehntausendfach lieber nähme ich nun den Tod auf mich, dem ich entflohen, wenn ich euch allen — zumal dir, Hilla, mein Kind, die Pforten des Lebens öffnen könnte! Das Los der Kinder und Kindeskinder bedachten wir nicht, als wir, in diese Öde flüchtend, in Hunger und Kälte, in jeglichem Mangel unsre Frevel büßten — und uns doch des gewonnenen Daseins erfreuten! Es muß enden, daß ihr unter Sünden leidet, an denen ihr keinen Teil habt! Doch wenn ihr hinaustretet, schutzlos und hilflos — so ist euch das Verderben gewiß! Wirst du den jungen Reiter, will er dich wiedersehen, Hilla?"

„Nie, nimmer!" rief das Mädchen. „Keinen Schritt gehe ich wieder von euch, keinen von dir, Vater Berndt. Aber Detlev sage noch heut und zum letztenmal, daß er nie wieder um mich werben mag. Ich will keines Mannes

Weib sein, es soll kein Kind von mir in der Heide und im Moor seine Höhle graben und vor dem Auge der Menschen fliehen."

Jedes ihrer Worte erschütterte den Greis sichtlich. Er rang nach Entgegnung, doch nur dumpfe, unverständliche Laute des Wehs kamen über seine Lippen. Hilla nahm kaum wahr, daß ihr Schmerz ihn tief beugte, als sie ihre Tränen unterdrückte und schweigsam vor sich niedersah. Aber ehe noch der Greis seiner heftigen Bewegung Herr ward, klangen wieder Tritte und diesmal männliche durch den Herdraum. Ein junger Mann, nach Gesicht und Tracht von verwildertem Aussehen, die Spuren der Arbeit im Moor an sich tragend, das Antlitz gerötet, trat in das enge, kahle Gemach. Er grüßte den Greis und das Mädchen:

„Friede sei mit dir, Vater Berndt! Friede sei mit dir, Hilla! — Ich trage leidige Botschaft. Vor einer Stunde kam zu uns in der Heide, wo wir ein neues Feld zu gewinnen suchen, Steffenhinrich, der Schäfer des Moorbauern draußen an der Ems. Sein Herr läßt uns sagen, daß Reiter im Land streifen, daß unsre Missetat noch nicht vergessen sei unter den Menschen, und wir Zuflucht suchen möchten, wo wir könnten! Etliche der Reisigen lagern im Moorhof, andre sind nordwärts gezogen, und der Schäfer schien zu meinen, daß sie nicht so bald weichen würden."

„Wo sollen wir Zuflucht finden?" fragte Hilla erregt. „Wenn uns die Öde nicht mehr schirmt, wohin sollen wir fliehen?"

„Wir fliehen auch nicht," sagte der junge Mann trotzig entschlossen. „Sie sollen uns schwer finden, und wenn sie vom Moorhof am Wasser herkommen, nimmer.

Selbst Hinrich, der Schäfer, hat den Friesenhof nicht wieder erblickt und ist in vielen Stunden nur zu uns in der Heide gelangt. Kämen sie aber doch, so kann das Moor ihrer viele verschlingen."

Die hellen Augen des jungen Mannes zeigten ein unheimliches Feuer, aber der Greis, der seine Botschaft mit Fassung vernommen hatte, blickte ihn so an, daß er sie niederschlug.

„Lastet nicht Mord auf eure Seelen, haltet euch rein von den Sünden der Väter! Verbergt euch, wenn es zum äußersten kommt — ihr kennt die Stelle. Flüchtet zu rechter Zeit alles Gerät dahin, womit wir uns gefristet und dem Boden das Leben abgewonnen haben. Besser wär's freilich, euer Elend und dies Dasein in der Einöde endete! Lebte Franz von Waldeck noch, der vor vierzig Jahren Bischof zu Münster war, so würd' ich sprechen, gehe hin, Detlev, tritt vor ihn und sage ihm, daß von den Männern, die ihm einst Münster verwüstet, die ihn und die Christenheit bekriegt haben, einer seiner Rache entronnen, einer noch am Leben ist. Sag' ihm, die Zangen, mit denen Johann von Leyden und Knipperdolling zerrissen wurden, könnten noch einmal glühend gemacht werden für den, dessen Zunge zuerst zum Aufruhr gemahnt, dessen Wort Tausend und Abertausend ins Elend gestürzt hat, für Berndt Rothmann! Er würde, wenn er das hörte, euch kein Haar krümmen — des bin ich gewiß."

Der Alte sank matt auf seinen Sitz zurück. Detlev hatte ihn mit düsterem Schweigen gehört. Hilla suchte dem Erschöpften, irr vor sich Hinblickenden beizustehen.

„Höre nicht, was er sagt," flüsterte sie dem jungen Manne zu. „Uns ist er ein Vater — ohne seinen Rat, seinen Zuspruch wären unsre Väter und Mütter hier

elend verdorben! Wenn er nicht mehr ist, dann kommt wohl ein Tag, wo wir von hier fliehen und, so Gott will, ein neues Leben beginnen mögen."

„Das ist dein Traum, Hilla — du allein begehrst hinaus in die Welt," unterbrach sie Detlev finster. „Wir andern verlangen nicht danach, die Felder, die wir dem Moor abgewonnen und mit unserm Schweiße gedüngt haben, zu verlassen. Du allein, seit du dich weigerst, nach dem Willen des Vaters und unserer Sitte mein Weib zu werden, blickst aus unserm Gottesfrieden hinaus!"

Das Mädchen kämpfte sichtlich, bei dem Worte Gottesfrieden nicht in lautes, bittres Lachen auszubrechen. Sie wendete sich von dem Zürnenden hinweg und antwortete ihm erst, als sie sich gefaßt:

„Ihr alle begehrt wie ich, nicht immer Ausgestoßene, Gehetzte, Gebannte zu bleiben. So lange wir hier sind, wird es nie anders sein als heute. Auch wenn keine Reiter nach uns streifen, werden wir die Täufer heißen, und alles Volk umher wird uns scheuen! Der Blinde im Moorhof hat uns Gutes erwiesen, er warnt uns vor der Gefahr, aber an unserm Herd wird er niemals niedersitzen, noch wir an dem seinen!"

Der junge Mann wurde bittrer und gereizter — er faßte das Mädchen unsanft am Arm:

„So geh' doch hinaus in deine Welt — laß uns hier zurück. Du kannst mit uns Schlimmes erfahren, wenn die Reiter Feld und Hof entdecken und wir uns zu den Gruben flüchten müssen! Sie können uns die Ernte zertreten, die Herde davonführen, die Hütten verbrennen — ein harter Winter, Hunger und Leid kann folgen, geh' in deine Welt, so lange die Sonne scheint!"

Da erwachte der Alte aus dem wirren Halbschlummer,

in den er gesunken war. Die Worte Detlevs schienen an sein Ohr geklungen zu sein, aufblickend und strafend rief er: „Laß Hilla in Frieden! Sie teilt Not und Leid getreu, sie hat vierzehn Wochen an deinem Bett gesessen, als du am Moorfieber daniederlagst!“ — „Laß ihn schelten, Vater Berndt,“ sagte Hilla. „Er weiß, daß ich nicht von hier weichen werde, als bis ihr alle weichen könnt. Und er schmäht mich nur, weil mein Herz sich nicht zu seinem Willen neigt!“

Sie wollte aus dem Gemach eilen, Detlev hielt sie zum zweitenmal zurück. In dem Antlitz des jungen Mannes war ein seltsames Gemisch von Liebe und Zorn, von Trotz und Scheu zugleich ersichtlich. Gepreßt sagte er: „Wer soll Hilla danken, was sie an uns tut, wenn er doch von ihr verschmäht wird?! Will sie Leid mit uns teilen, warum nicht auch Freud' — warum nicht alles, was wir haben? Wir waren einträchtig, bis du begonnen hast hinauszuverlangen, bis du mir versagtest, was ich in Gottes Namen begehrte.“

„Deinen Dank bedarf ich nicht,“ entgegnete das Mädchen. „Versagt hab' ich's in Gottes Namen, weil ich fühle, daß unser Elend einmal enden muß. Wir müssen es tragen — warum sollen wir's auch Kindern vererben? Ich will zu den Gruben im Moor mit euch gehen, aber nach mir sollt' es niemand, wenn ich euren Sinn zu lenken wüßte! Jetzt komm', Detlev, Vater Berndt zürnt uns noch wegen des leidigen Zwistes! Wir wollen hinaus, wollen beschicken, was not tut!“ Hilla erriet, daß der Greis dem Gespräch der beiden mit wachsendem Wehgefühl lauschte. Ihre eigene Erregung beherrschend, so daß der jüngere Mann nicht ahnen konnte, was das Mädchen eben dem Greis vertraut hatte, zwang sie, voranschreitend,

Detlev, ihr zu folgen. Er schien noch mehr als ein Wort auf dem Herzen und der Lippe zu haben, und ging ihr verdrossen nach. Sie traten miteinander in den Hofraum. Zwischen den Torfmauern stand schon eine Gruppe der Bewohner, Männer und Frauen von reifem Alter, nur ein Knabe und das junge Mädchen, dem Hilla zuerst begegnet, zwischen ihnen. Alle waren beschäftigt, Ackergerät und den dürftigsten Hausrat auf eine hölzerne Schleife zu laden, alle zeigten ängstliche Eile und blickten forschend von Zeit zu Zeit über die blühende Heide und die Öde des Moors dahin. Als Detlev und Hilla sich zu ihnen gesellten, grüßten sie still und fuhren emsig mit ihrem Tun fort. Dann brachen sie auf, um die wertvollste Habe in den Gruben zu bergen, die sie draußen in den Senkungen des Hochmoors angelegt. Es schien nicht das erstemal, daß sie diese Arbeit der Sorge und Furcht verrichteten.

Über der Heide und der endlosen dunkeln Ebene leuchtete währenddes der letzte Abendschimmer. Tief im Abend umgaben rote Wolken die sinkende Sonne, während sonst der Horizont von dem blaßgrünen Duft überhaucht erschien, der der Dämmerung voraufgeht. Keines von allen, die jetzt die Schleife über Heide und Torfhügel dahinzogen, sah nach dem lichten West, aller Augen blieben auf den dunklen Saum des Moors im Ost gerichtet, von woher ihnen die Gefahr kommen sollte. Nur karge einsilbige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, die Männer schienen zu hoffen, daß ihr Hof und ihre Felder den streifenden Reitern entgehen würden.

„Wenn uns nicht einer der wenigen verrät, die draußen von uns wissen,“ sagte Detlev, als sie mit einbrechender Nacht die Gruben erreichten, „so haben wir

diese Arbeit sicher umsonst getan. Der Hof liegt wunderbar versteckt, das haben unsre Väter verstanden."

„Sie hatten es Grund!" erwiderte ein älterer Mann, und der tiefe Seufzer, der seiner Rede folgte, belehrte Hilla, daß nicht ihr allein das Herz schwer war. Sie arbeitete mit heißem Eifer, sie strebte, nur an den Augenblick zu denken und den Mittag zu vergessen. Doch war's vergebens. So oft die Männer von den Spähern, den Verfolgern sprachen, die sie bedrohten, so oft dachte sie des jungen Reiters, der sie hatte entrinnen lassen. Beim Beginn der Nacht sah sie über die weite Fläche, die vor ihr lag, und wenn ihre Augen den Lindenhügel nicht erreichten, so flogen ihre Gedanken weit über ihn hinweg. Sie rührte sich gleich den andern, aber kein Wort kam über ihre Lippen, das jenen Hillas Geheimnis verraten hätte.

Im tiefsten Dunkel war die Arbeit beendet. Die Bewohner des einsamen Hofes rüsteten sich zur Rückkehr. Beim Morgengrauen beschlossen sie ihre Felder zu schneiden und die Frucht zu bergen. Für die Nacht übernahmen Detlev und zwei andere Männer zu wachen — Hilla wollte sich zu ihnen gesellen. Aber der junge Mann wies sie rauh zurück:

„Wir gehen nicht bis in die Welt, Hilla, wir bleiben im Moor! Du magst im Hofe wachen, wenn du nicht ruhen kannst."

Das Mädchen, in deren Antlitz es schmerzlich zuckte, kehrte sich dennoch stillschweigend hinweg. Sie dachte des Greises, der vielleicht ihrer Pflege bedurfte, und ging mit den andern. Doch wandte sie sich mehr als einmal zurück, den Gestalten nachzusehen, die nach Ost über das Moor schritten. Je weiter die Nacht vorrückte, um so mehr wuchs ein Gefühl dumpfer Angst in ihr, bald war ihr,

als müsse sie die Männer, die dort im Dunkel verschwanden, hierherrufen, bald, ihnen nacheilen. Ihr bewahrtes Geheimnis lag wie eine schwere, niederbeugende Last auf ihrer Seele. Und dazu fühlte sie, wie sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war. Immer regungsloser, immer unwillkürlicher richtete sich ihr Blick hinüber, wo meilenfern das Emstal lag. Sie sah Strom und Bäume, Mauern und Dächer deutlich vor sich, die sie nie erblickt, wie Schatten glitten die Flächen der Heide, des Hochmoors an ihr vorüber, und plötzlich erkannte sie sich selbst. Mit blassem Gesicht, mit wirr herabfallendem Haar, im braunen Gewande, saß sie auf einem starken grauen Pferde, der junge Reiter hinter ihr, sie stützend. Sie ritten nicht in die Weite, sie sah Roß und Reiter und sich selbst dem einsamen Hof zutraben, aus dem ein einziges halb verdecktes Licht schimmerte. Und wie ihre Augen sich starrer und starrer durch das Dunkel bohrten, sah sie, daß dort der Greis ihr und dem Reiter entgegentrat und vom Pferde half, während sie hier zwischen den Heimkehrenden dem Tore des Hofes erst zustrebte. Da brach ihre Kraft, und mit einem lauten Aufschrei stürzte sie mitten in der Heide zusammen. Die Frauen drängten sich mitleidig um sie, sie aber, sich rasch emporrichtend, sah zitternd noch einmal nach dem Friesenhof. Das einzelne Licht schimmerte nahe dem Boden, das Tor war offen, aber niemand in ihm. Die Erscheinung war verschwunden, und Hilla stand beschämt, zitternd zwischen den Frauen, die sie mit Fragen bestürmten. Sie mußte sich schelten lassen, daß sie angstvoller als alle sei, und erwiderte nichts. Als sie indes dicht an den Hof gelangt war, blickte sie durch das Fenster, das zum Gemach des Greises gehörte. Mit ihr lauschte das andere junge Mädchen.

„Vater Berndt schläft ruhig, Else,“ sagte Hilla rasch und entschlossen. „Du magst in seiner Nähe bleiben. Mich leidet's in dieser Nacht nicht im Hofe, ich muß zu denen, die über uns wachen. Detlev soll mich nicht wieder zurücktreiben, ich muß!“

Und ehe Else oder eine der Frauen etwas entgegnen konnte, zog sie das dürftige Gewand fester um die Schultern und schritt über die Heide zurück, durch den kühl daherstreichenden Nachtwind und in die dunkle Öde hinaus, — mit Schnelle und Sicherheit der Spur der Männer folgend, die sich vorhin von ihnen geschieden hatten und nach Ost gegangen waren.

Zur Stunde, wo Hilla im wachen Traum den jungen Reiter wiedererblickte, dachte dieser mit banger Teilnahme der Wiedertäuferin. Als sie diesen Mittag in den Moorgräben bei dem grünen Hügel verschwand, hatte sich Friedrich überwunden, ihr nicht nachzusehen. Er war bestürzt und betäubt von der seltsamen Begegnung, die er zuvor so eifrig gesucht hatte. Die Sonne stand schon tief, als er sich endlich vom Moos zwischen den Linden erhob, um den Rückweg zum Moorhof anzutreten, in dem er seine Genossen finden mußte. Er ging den Weg in unschlüssigem Sinnen, wie er das Erlebte vor sich und anderen verbergen solle. Ihn überkam mit eiserner Gewalt die Furcht vor der kommenden Stunde. Wenn einer seiner Reiter, wenn Herr Nicolaus und Herr tom Plan Spuren gefunden hätten, daß im Moor sich Wohnstätten verbargen, — was würde, was konnte geschehen? Der junge Mann eilte rascher zwischen den Feldern dahin, von quälenden Gedanken vorwärts getrieben, in Zweifeln und Sorgen, die er bis diesen Tag nicht gekannt. Was er tun und lassen solle, wußte er nicht, nur eine Gewißheit lebte in ihm:

der Fremden durfte kein Haar gekrümmt werden, er selbst mußte sie, wenn es not tat, schützen. Er sann schon nicht mehr, warum ihn die Erscheinung des Mädchens, bei allem Abscheu vor ihren vermeinten Genossen, so tief ergriff. Es war, und daß es einmal nicht so gewesen, lag in seinem Sinne weit hinter ihm!

Es dämmerte, als er den Moorhof erreichte. Die Herde ward eben eingetrieben, ein Wagen mit Garben schwankte auf dem letzten Teil des Wegs vor ihm her, bei der Scheuer stand, wie gestern, der blinde Hofherr, alles, was vorging, mit seinem Lauschen so gut überwachend und lenkend, als wenn sein Augenlicht nicht erloschen wäre. Er hörte den Jungherrn kommen, hielt aber an sich, bis Friedrichs Gruß erklang.

„Eure Reiter sind oft am Tage hier gewesen und haben nach Euch geforscht. Einer von ihnen ist vor einer Stunde aufgesessen und stromab geritten," sagte der Moorbauer rauh, gleichgültig und doch gespannt auf jeden Ton des jungen Mannes lauschend. „Einer! — welcher? warum ist er fort?" fragte Friedrich erregt.

„Der, den Ihr Walter nennt. Er kam seit Mittag dreimal auf den Hof, er fragte nach Euch und ward mit jedem Mal jäher und rastloser! Zuletzt fluchte er lästerlich, sattelte sein Pferd und sprengte davon, daß mir's noch in den Ohren schallt."

Friedrichs Herz pochte ungestüm, er atmete schwer — dies alles klang unheilvoll. Hatte Walter Wiedertäufer gefunden und flog den Ratsherren nach, sie auf die Spur zu führen? Einen kargen Trost fand er in der Gewißheit, daß er um die gleiche Stunde, wo Walter zuerst nach ihm gefragt, selbst das Wiedertäufer-Mädchen auch gewarnt hatte. Sie mußte jetzt längst bei den Ihren —

den Schwärmern sein, alle konnten sich geflüchtet haben! — Auf der Schwelle des Herdraumes sah er die beiden andern Reiter, die ihm Herr tom Plan gestern vertraut. Sie waren nach ihrem Bericht weit über die Heide, zwischen den Sümpfen, gestreift, hatten jedoch nichts gefunden, als verlassene Torfgräberhütten, deren es viele im Hochmoore gebe. Von Walter wußten sie nichts, waren ihm nicht begegnet, und zuletzt wieder auf den Hof gekommen, als er schon nach Norden geritten war.

„Aber hier bei dem trotzigen Bauernvolk selbst spür' ich manches," setzte zuletzt Konrad, der langgewachsene Bremer mit dem trotzig rohen Gesicht, hinzu. „Ein alter Bursch im braunen Schäferkittel geht auf dem Hofe ab und zu, raunt mit dem blinden Schelm, der uns Übles sinnt, und ich kann schwören, daß ich ihn sagen hörte, wir würden Not haben, unsere Schwerter und Stiefeln aus dem Moor heimzubringen und nach keinen Gefangenen Begehr tragen."

Friedrich achtete nicht sonderlich auf die Anklage des Reiters, — er trat ins Haus, an den Herd, wo wieder, wie gestern, das Torffeuer glühte, trotz der Tageshitze, die in den offenen Raum gedrungen war. Er schob sich einen Schemel zum Herd und saß lange, ohne ein Wort zu seinen Reitern oder dem Hofherrn zu sprechen, der ihm ins Wohnhaus gefolgt war. Speise und Trank wies er nicht zurück, aber indem er dem Leibe sein Recht gewährte, war leicht zu sehen, daß sein Sinn bei anderen Dingen weilte, als bei dem vor ihm rauchenden Bohnengericht.

Wie es dunkler und dunkler in dem großen Raume wurde, der sein Licht nur durch das offene Tor nach dem Gehöfte hin empfing, wuchs die Unruhe des jungen Mannes. Der heiße Tag hatte ihn ermattet, und doch hätte er um

keinen Preis den beiden Reitern folgen mögen, die zu ihren Strohbündeln gingen und fest schliefen, als Friedrich einen Blick in den Raum tat. Im Hofe schien niemand seine rastlose Weise zu beachten. Die Knechte des Moorbauers verschwanden einer nach dem andern, zuletzt saß nur der Blinde am Herd und lauschte den Schritten seines Gastes, den es vom Wohnhaus über den Hof und vom Hoftor wieder zum Wohnhaus trieb.

Nur einmal brach der Alte das Schweigen. Friedrich war wieder dicht neben ihn getreten und starrte regungslos in die glühende Asche. Plötzlich legte sich die Hand des Blinden auf seine Schulter, und mit eintönig eindringlicher Stimme sagte er: „Wenn Ihr saht, was Ihr nicht suchen solltet, so schließt Eure Augen. Laßt das Gericht dem Herrn und maßt Euch nicht an zu strafen, wo nicht wider Euch gefrevelt ward.“

Der junge Mann fuhr aus seinem finstern Hinbrüten auf und wandte sich zu dem greisen Hofherrn: „Was wißt Ihr von den Leuten im Moor? Wer sind sie? Seit wann leben sie dort?“ — „Ich weiß nichts von Leuten im Moor — mich verlangt es nicht, von ihnen zu wissen,“ entgegnete der Bauer. „Wißt Ihr etwas, so tut nach meinen Worten, und Ihr werdet Ruhe finden.“

Friedrich wollte zürnend erwidern — doch der Alte schritt vom Herd hinweg zur Kammer, in der sein Lager stand. Der junge Mann ging wieder nach dem Gehöft und blickte noch einmal auf die schlummernden Reiter, ohne sich ihnen zuzugesellen. Ihm war so schwer zu Sinn wie nie, selbst in den trübsten Tagen daheim nicht. Noch gestern hatte er von Freiheit, von einem Ritt ins Weite geträumt, und jetzt — um des fremden Mädchens willen hätte er gern zu Hamburg am Abendtisch des Rats-

herrn gesessen und die Schmähungen des Harten ertragen! Er vergaß, was er noch diesen Morgen empfunden hatte, und rechtete bitter mit sich, daß er nicht besser auf Hillas Sicherheit gedacht, um ihrer selbst willen nicht ernster nach ihrem Wohnort geforscht hatte. Der Blinde mußte von ihr und ihrem Wohnort wissen — aber ihm war kein Wort zu entreißen, und so rückte die Nacht Stunde um Stunde vor und Friedrichs stumme Sorge und Rastlosigkeit wuchs.

Er verließ den Hof und stieg durch die Felder zu einer kleinen Anhöhe unweit des Eichenkamps hinauf. Die Nacht war lichtlos — das Tal entlang schied sich nur der Streif des Wassers von der Dunkelheit, in der Felder, Gehege, Baumwuchs und Wiesen zusammenflossen. Nach West, wo das Moor lag, blickte Friedrich unverwandt.

Plötzlich war ihm, als sähe er dort ein Licht auftauchen, verschwinden und wieder auftauchen. Schien es weithin über die Ebene und verriet Hillas Wohnstätte? Oder war es ein Irrlicht aus den Sümpfen, die sich meilenweit über das Land zogen? Er heftete sein Auge schärfer auf den fernen Schein, geraume Zeit trat jener auf einem Punkte aus der Finsternis hervor — dann aber war kein Zweifel, daß er näher und näher kam, sich dem Flußtal zu bewegte. Und jetzt glaubte der junge Mann auch die Art des Lichtes zu erkennen — es mußten Fackeln sein, die hoch getragen wurden. Erregt, des Schlimmsten gewärtig, stieg er von der Anhöhe und suchte den Pfad längs der Ems. Einen Augenblick verschwand der Schein, im nächsten war er auch hier ersichtlich, und zu gleicher Zeit schlug Hufschall an Friedrichs lauschendes Ohr. Kehrte Walter mit den Ratsherren von Leer zurück, oder kamen sie aus dem Hochmoor, aus dessen Richtung

das Licht zuerst erglänzte? Immer schneller wurden die Schritte des Jungherrn dem nahenden Reiter entgegen. Er mußte den andern voraussprengen, denn der Fackelschein, der so grellrot die Nacht durchdrang, war noch nicht zu den Feldern heran und der Hufschlag erklang schon zwischen ihnen. Über die Stoppeln hinweg, auf den Pfad zum Moorhof einlenkend, flog der Reiter näher, als ihn Friedrichs Anruf traf: „Walter! Woher und wohin?"

„Wir haben sie — wir hoben das Teufelsnest aus!" jauchzte der Reiter, sein Pferd zum Stehen zwingend. „Gott sei Lob, Jungherr, daß Ihr hier seid, wir trugen schon Sorge um Euch!"

„Wen habt Ihr?" sagte Friedrich tonlos, obschon er keiner Antwort bedurfte.

„Drei Männer und ein Weib," rief Walter. „Ich fand diesen Morgen die Spur zu ihren Höhlen im Moor — ein Mann hier vom Hof mußte den Weg kurz zuvor gemacht haben! Ich kam zweimal und dreimal zurück, Euch zu suchen, zuletzt besorgt' ich, daß auch Ihr einen Fund getan hättet, aber in die Hände der Schwarmgeister gefallen wäret. Es litt mich nicht länger, ich jagte nach Leer und mahnte die Herren dort auf. Herr Niclas, Euer Vetter, spottete meiner und glaubte mir nicht, aber Herr tom Plan trieb zum Aufbruch. Wir kamen bei Nacht auf das Moor und ich verlor schon den Weg, auf den ich so sicher gemerkt. Aber unsere Reiter streiften rechts und links — den armen Werner von Osnabrück haben wir leider im Sumpf verloren. Und just um Mitternacht wird's gewesen sein, als wir plötzlich ein Feuer sahen und es umstellten. Vier fielen in unsre Hand — dort kommen sie! — Hellauf, Jungherr, wünscht mir Glück, es war mein erstes Reiterstücklein!"

Doch kein Laut kam über Friedrichs Lippen. Hätte der Reiter im Nachtdunkel das Gesicht des jungen Mannes zu erkennen vermocht, so todesblaß, so verzerrt von Entsetzen und ohnmächtigem Grimm, ihn würde ein Grauen erfaßt haben. Dort herab leuchteten die Fackeln, dort klang der Lärm des herankommenden Reitertrupps, ihm sah Friedrich mit einer letzten verschwindenden Hoffnung entgegen.

„Welch ein Weib fingt ihr? Eine Alte?" preßte er mühsam, halb von Sinnen, hervor.

„Nein, eine junge Dirne — soviel ich bei Nacht sah, eine schöne Teufelin!" sagte Walter lustig, und rief zugleich über das Feld die Kommenden an: „Der Jungherr lebt, ist nicht in die Hände der Baalsrotte gefallen!"

Aus dem Reiterzug ließen sich grüßende Stimmen vernehmen. Friedrich zwang sich, einige Schritte vorwärts zu tun, und da er die Augen nicht hinwegwenden konnte, starrte er wie gelähmt auf die Kommenden. Zwischen den Reitern, den Fackeln, deren schwarzer Rauch im Nachtwind weithin quoll, erkannte er schon jetzt Hilla! Ein Strang schnürte ihren Arm an den Sattel ... sie wankte mit halbgeschlossenem Auge daher. Detlev und die zwei andern Männer aus dem Moor trugen Ketten und wurden vorwärts gestoßen, hinter allen trabten die Ratsherren von Emden und Hamburg. Herr tom Plan hob sich vergnügt im Sattel, Herr Nicolaus blickte finstrer, würdevoller als je vor sich hin und nahm Friedrich noch nicht wahr. In der nächsten Minute jedoch, wo die ersten Reiter den jungen Mann erreichten, dessen Auge auf der frostzitternden Gestalt der Gefangenen ruhte, sah Herr Nicolaus auf. Eben hatte auch Hilla ihr Auge geöffnet, ihr Blick traf auf Friedrich und ein dumpfer Laut des

Wehs entrang sich ihrer Brust! Sie wandte mit einer Gebärde des Abscheus sich alsbald wieder hinweg, — Friedrich hatte erfaßt, daß ihm dieser Abscheu galt — der Ratsherr aber im gleichen Augenblick das blitzartige Aufleuchten im Antlitz des gefangenen Mädchens wahrgenommen. Er sah seinen jungen Vetter mit blassem, schier verstörtem Gesicht vor dem Blick der Fremden erbeben, und ohne ihn zu grüßen, eilte er mit drohender Miene an ihm vorüber.

Dem jungen Mann aber wäre in diesem Augenblicke das zürnende Antlitz aller Ratsherren der ganzen Hansa ein Spott gewesen! Aus seinen Zügen wich der Ausdruck schmerzlicher Betäubung, finsterer Ernst trat an dessen Stelle. Der Blick der Gefangenen hatte in Friedrichs Seele den Entschluß entzündet, sie zu befreien — koste es und komme, was da wolle! Er folgte gesammelt dem Trupp, der, die Nachtstille mit wildem Lärm erfüllend, zum Moorhof eilte und gegen die Mauern des Gehöftes wie zum feindlichen Überfall heranbrauste. Als die Reiter durch das Tor quollen, unter höhnenden Worten die Gefangenen nach der Scheuer trieben, ihre Fackeln am Stroh der Dächer abstrichen, klirrend in alle Räume des Wohnhauses eindrangen, da erwachten nicht bloß die beiden schlummernden Reisigen. Der blinde Hofherr, seine Knechte und Mägde erhoben sich, und während die letzteren grollend und der Gewalt weichend zum Herd flüchteten, trat der Bauer unerschrocken die beiden Ratsherren an, die beifällig zuschauten, wie Hilla und die gefangenen Männer im Innern der Scheuer an starke Pfosten gefesselt wurden. Friedrich stand abseits, er kämpfte seinen Drang nieder, zuzuspringen und der rohen Gewalt zu wehren — er mußte ertragen, was er nicht wenden konnte, ohne die Hoffnung

drein zu geben, die er mitten im Grauen dieser Stunde gefaßt hatte. Er hörte die Worte des Blinden, der mit starker Stimme durch all das Getümmel rief:

„Gestrenge Herren, mein Hof ist nicht der Turm des Büttels, und ihr brecht hier herein, ohne mich, der frei auf seinem Erbe sitzt, auch nur zu fragen. Ihr treibt meine Knechte aus dem Stroh, Eure Reiter drohen, wie ich höre, mir das Dach anzuzünden — ich weiß nicht mehr, bin ich Herr im Moorhof oder seid Ihr es?"

„Wir wissen es selbst nicht, Alter!" entgegnete scharf Herr Kurt tom Plan. „Bist du sicher, daß du nicht verdienst, zu diesen geworfen zu werden?" — er zeigte auf die Gefangenen — „so trotze uns nicht! Wir werden hier weilen und tun, was unser Amt heischt, und du wirst dich fügen! Findet sich aber, daß du von denen im Moor gewußt hast, so gilt's auch noch ein Wort mit dir. Haltet den Bauern im Auge, ihr Burschen!"

Die letzten Worte wurden zu den Reitern gesprochen. Herr Nicolaus war während dieser Szene völlig stumm geblieben; als aber die Knechte sich allmählich zerstreuten und die Ställe des Gehöftes zu Lagerplätzen wandelten, als die Fackeln ringsum verloschen, winkte er dem jungen Vetter, ihm ins Wohnhaus zu folgen. Streng und finster ging er voran, den Blinden, der ihm im Wege stand, stieß er rauh und gewaltsam zur Seite. Friedrich blieb einige Schritte hinter ihm und sah noch aus dem Tor nach der Scheuer zurück, in der er Hilla gefesselt wußte und vor deren Tür zwei Reiter auf Strohbündeln Wacht hielten. Dem Ratsherrn entging dies nicht und die Zornader auf seiner Stirn schwoll mächtig. Doch sprach er bei allem Grimm zu Friedrichs Erstaunen gedämpft, als wolle er seine grollenden

Worte vor dem Hofherrn und den Knechten nicht vernehmen lassen:

„Was für Blicke wirfst du auf die wiedertäuferische Dirne? Brennt dir die sündige Glut innen so — daß sie hell herausschlägt, sobald du einen üppigen Leib erblickst, und ist das der Grund, warum du dich daheim dem Verlöbnis mit Elsbeth Langenscheidt weigerst? Hat dich's darum hinaus nach Bergen und London getrieben, um geheimer Buhlschaft zu pflegen? Sieh dich wohl vor, unter den Lorenzen hat ehrbare Zucht geherrscht, seit das Geschlecht blüht, und du sollst nicht am guten Leumund der Unsern rütteln!"

Dem jungen Mann war es, als folgte der zürnenden Rede des Gestrengen ein rauhes, heiseres Lachen — Herr Nicolaus selbst schaute wild auf und umher. Aber niemand war zu entdecken und so glitt der zornige Blick des Ratsherrn zu Friedrich zurück, der schweigend stand und aufatmete, daß Herr Nicolaus die Wahrheit nicht ahnte. Und doch schoß ihm das Blut ins Antlitz — er fühlte, daß ihn die Schönheit Hillas ergriffen, ihn vergessen gemacht hatte, wer sie war.

Das Hinzutreten Kurt tom Plans befreite ihn für den Augenblick. Der Emdener schien seit gestern verändert, an die Stelle behaglicher Ruhe war eifernde Tätigkeit getreten — auch jetzt kam er, mit Herrn Nicolaus vom Schicksal der Gefangenen zu sprechen. „Wir haben wenig zu tun," sagte der Ratsherr von Hamburg. „Die kaiserlichen Edikte aus den Provinzen galten auch in Friesland, laßt alsbald den Henker von Emden kommen, daß er die Rotte mit Feuer von der Erde hinwegtilge. Finden wir die andern, so geschehe ihnen das gleiche."

„Nicht so hitzig, Herr Nicolaus, nicht so stürmend!"

entgegnete Herr Kurt. „Noch wißt Ihr, wissen wir nicht, ob sie Täufer sind, mit dem Scheiterhaufen haben wir Zeit bis Emden. Ich will wissen, ob Ihr glaubt, daß wir sie hier verwahren oder mit der Frühe unter sicherm Geleit weiterschicken sollen?“

„Tut, was Ihr mögt, wenn Euch mein Rat mißfällt!“ rief zornrot Herr Nicolaus. „Wenn Eure Weisheit zweifelt, ob sie Frevler sind, ich bin es gewiß! Hätt' ich allein den Zug unternommen, so wahr mir Gott helfe, sie hätten schon den nächsten Morgen nicht mehr lebendig gesehen. Was soll nach Eurer Meinung denn geschehen, wenn wir nicht Gericht halten über sie?“

„Wir müssen die andern zuerst greifen. Ist es Euch recht, so teilen wir uns morgen. Ihr nehmt zwölf unserer Reiter und folgt den Spuren im Moor, die Walter sich zu finden getraut, ich reite ins Münsterland und biete dort die Amtleute auf!“

„Ihr sollt nicht sagen, daß ich Zwist und Hader mit Euch gesucht hätte, Herr Kurt,“ entgegnete der Ratsherr von Hamburg. „Wir wollen es halten wie Ihr meint.“ In seinen Mienen ging während dieser Worte eine Veränderung vor, die von niemand als von Friedrich bemerkt ward. Eine Art Freude blitzte in dem starren Gesicht auf, sowie Herr tom Plan sich wandte, und den jungen Mann überrieselte ein Schauer, als er in die Augen des Gestrengen sah. Auch aus ihnen sprach ein Entschluß, und vielleicht hätte Herr Kurt nicht so ruhig sein Lager neben dem Herd gesucht, hätt' er so fest und forschend in das Antlitz seines Genossen geblickt, wie Friedrich.

Schon graute der Sommermorgen, als die letzten im Haus sich zur Ruhe begaben. Die Knechte schlichen zu ihrem Lager über den Ställen, den Mägden hatte der blinde

Hofherr die Kammern des Wohnhauses geöffnet, sie vor dem fremden Reitervolk zu schützen. Am Herd schlief auf seinen Mantel gestreckt Herr tom Plan, — ihm gegenüber Herr Nicolaus. Nach Friedrich hatte niemand wieder gefragt. Er weilte noch immer im Herdraum und warf sich zuletzt auf die Truhe, die an der Vorderwand stand, um in sich Ruhe zu gewinnen und den nächsten Schritt zu bedenken. Wohl drängte es ihn, durch den Hof zur Scheuer zu eilen, der Gefangenen ein Wort des Trostes zuzurufen. Aber er mußte den Morgen erwarten, auch hielt ihn ein Gefühl des Argwohns in diesem Raum zurück. Herr Nicolaus hatte die Augen geschlossen, er atmete schwer, und doch war Friedrich überzeugt, daß er nicht schlummere. Fort und fort behielt er ihn im Auge, und so oft der Ratsherr sich aufrichtete, suchte er in dessen Mienen zu lesen und sich den Ausdruck zu deuten, den er zuletzt wahrgenommen hatte.

Entschlossen, was er selbst tun wollte, war der junge Mann seit dem Augenblick, in dem er Hilla gefangen daher führen sah. Das Mädchen mußte gerettet, geborgen werden — an ihre Genossen dachte er nicht, wohl aber fielen ihm jetzt die dunkeln Worte bei, die der blinde Hofherr diesen Abend gesprochen hatte. Würde der Bauer ihm beistehen, trotz des Heiligenbildes neben seiner Tür? Und was wurde aus ihm selbst, wenn er tat, was er jetzt erwog? Die Gedanken dieser Tage tauchten wieder auf, er mußte fliehen, mußte sich selbst ein Leben gewinnen, in der Heimat, neben dem Vetter, war seines Bleibens nicht mehr. Friedrichs Auge schloß sich nicht, ungeduldig sah er den Tag wachsen und durch das offene Haustor hereindämmern. Keine Zeit durfte verloren werden, — denn sicher war es Unheil, was der Vetter, der auf seiner Lagerstätte sich so unruhig hin und her warf, im Sinne trug.

Der Morgen glänzte endlich voll über dem Gehöft, die Reiter hatten sich erhoben, Friedrich sah mit pochendem Herzen von seinem Platz aus, daß jetzt Walter am Eingang der Scheuer Wacht hielt, den Gefangenen drinnen Wasser und Stücke schwarzen Brotes reichen ließ. Im Herdraum war zum erstenmal seit Jahren das Torffeuer erloschen, aber niemand von den Bewohnern des Hauses erschien, es wieder zu entzünden. Friedrich sprang zuletzt auf und trat selbst an den Herd, in der Asche nach Funken störend. Da richtete sich auch Herr Nicolaus in die Höhe und sagte:

„Laß das! Wir bedürfen kein Feuer, wir reiten sofort. Du kommst mit mir — ich werde dich keinen Tag mehr außer Augen lassen!"

Auch Herr tom Plan erwachte. Er sah verwundert um sich, und als er hörte, daß weder der Hofherr noch sein Gesinde sich gezeigt, lachte er hellauf:

„Sie zürnen uns, daß wir ihren Hof ungebeten zur Herberge für Missetäter entweiht haben. Dies Volk hierzuland ist störrisch und der Alte, der nur mit den Ohren sieht, der Trotzigste unter ihm."

Herr Nicolaus kehrte sich ab, als mißfalle ihm schon das Wort, das an diesen Bauern verschwendet ward. Er trat hinaus und gab Befehl zum Aufbruch. Die Reisigen gehorchten mürrisch und lässig, sie waren seit gestern mit Hin- und Widerreiten angestrengt worden, und noch verhieß die Miene des Ratsherrn kein Ende. Herr tom Plan erstaunte ob des Eifers, den sein Genosse entfaltete.

„Ihr wollt mich zum Säumigen machen, Herr Niclas," lachte er. „Aber wenn es sein muß, reite auch ich ohne Frühtrunk, und ich hoffe, Ihr sollt von mir hören. Wenn Ihr heut oder morgen einen Fang tut, so schafft sie alle nach Leer, der Moorhof dünkt mich kein sicherer Gewahrsam."

„Laßt mir die Sorge!“ sagte der Ratsherr von Hamburg. Er schied zwei von den Knechten aus, die Gefangenen zu bewachen und auf den Moorhof acht zu haben. Zwei andere gesellten sich zu Herrn Kurt — mit den übrigen vertraute sich Herr Nicolaus der Führung Walters. Der junge Reiter war so von seinem Glück erfüllt, daß er nicht wahrnahm, wie sich Friedrich kalt von ihm abwandte und ihm keines der freundlichen Worte gönnte, die er sonst jeden Tag an ihn gerichtet hatte. Walter saß, der erste von allen, schon zu Pferd und schwur, daß er jedes Nest der Täufer zu finden wisse, — wozu Herr Nicolaus beifällig nickte. Friedrich bestieg ohne ein Wort sein graues Roß, — er zwang sich, als jetzt die Tür der Scheuer geöffnet ward, nur einen flüchtigen Blick hineinzutun. Er sah, daß die Gefangenen auf den Garben des Kornes ruhten und mit stumpfem Gleichmut ihr Geschick zu erwarten schienen. Das Mädchen hatte die Augen geschlossen, — ihre Brust hob sich in schweren Atemzügen, sie schien während der Nacht viel geweint zu haben, ihr blasses Gesicht war fiebrisch gerötet. — Friedrichs Entschluß ward unerschütterlicher — er faßte noch im Hinwegreiten den klaren Plan zur Ausführung. Der Letzte im Zug, der sich, Herr Nicolaus und Walter voran, durch die taunassen Wiesen bewegte, nahm er den Moorbauer am Rande seines Eichenkamps wahr. Er lenkte sein Pferd zu ihm hin und sagte leis:

„Ihr mahntet mich gestern, Gott das Gericht zu lassen. Nicht ich trage die Schuld, wenn es anders kommt, nicht mit meinem Willen sollen die Armen in Eurer Scheuer verderben. Sprecht, wenn Ihr könnt, zu dem fremden Mädchen, und sagt ihr, daß der Reiter, der sie einmal entrinnen ließ, ihre Fesseln lösen wird, noch ehe

die Nacht kommt!“ Der Blinde horchte auf, sein Antlitz schien sich zu erhellen. Doch entgegnete er mit warnendem Ton:

„Weckt nicht Hoffnung, der Verzweiflung folgt! Ihr seid jung und habt Mut, aber nicht Macht! Was wollt Ihr tun?“

„Sagt dem Mädchen, was ich sprach!“ rief Friedrich. „Ich muß jetzt hinweg, wenn ich mein Wort lösen will.“

Er trieb sein Roß an und sprengte dem Zuge nach. Herr Nicolaus blickte eben nach ihm um und wies ihm mit strenger Handbewegung den Platz zu seiner rechten Seite an. Links ritt Walter — die andern Reiter folgten.

„Wir müssen uns noch mehr nach Nord halten, als gestern am Abend,“ sagte Walter. „Die Heide, auf der wir die Frevler trafen, streckte sich weithin, und nach der Aa hinüber schienen viele Sandzungen im Moor zu liegen.“

Friedrichs Blick leuchtete auf in Hoffnung. Die Wohnstätte der Menschen, zu denen Hilla gehörte, mußte viel tiefer nach Süd gelegen sein, — ein Weg durch das Moor nach Drenthe war es gewiß. Sobald es ihm möglich ward, zurückzubleiben, sich vom Zuge zu lösen, durfte er glauben, daß die Rettung des Mädchens gelinge. In heißer Ungeduld erwartete er den günstigen Augenblick; so oft er dem Ratsherrn ins Auge sah, schlug ihm das Herz höher, straffte sich der Zügel des Rosses in seiner Hand. Nicht ihm allein galt die finstre Strenge, nicht ihm das eisige Lächeln, mit dem Herr Nicolaus den Eifer Walters belohnte. Kein Zweifel, daß auch er einen Entschluß gefaßt hatte! Friedrich dachte der Mahnung, die ihm gestern aus dem Munde seines Vetters geworden, und meinte dessen Blicke nur zu gut zu verstehen.

Sie waren indes längst zum Rande des Hochmoors

gekommen. Walter ritt auf und ab, bald fand er die Spur seines gestrigen Weges. Er führte schmal über die trocknen Stellen dahin, sumpfiges Land blieb zu beiden Seiten, Herr Nicolaus mochte noch so finster dreinschauen, es ward notwendig, sich zu vereinzeln. Rechts und links tauchten Heiderücken auf, Knechte wurden entsendet, sie zu durchforschen. Friedrich verharrte noch immer an der Seite seines Vetters. Aber mit einem Auge, das von der Erregung wunderbar geschärft war, sah er schon jetzt die Stelle des Pfades, bei der er die Schar zu verlassen gedachte. Und als sie, eine Senkung des Moors, erreicht wurde, blieb er wie zufällig zurück. Bei dem letzten Blick, den er auf Herrn Nicolaus warf, sah er, daß er lange unvermißt bleiben werde. Mehr als einer der Reiter war jetzt vorauf — der Ratsherr mochte ihn unter diesen vermuten, niemand, wenn der Himmel nicht wider ihn war, würde meinen, daß er zurück nach dem Emstal jage! Er schloß die Augen, drückte dem Hengst die Fersen in die Weichen und hatte, als er zehn Minuten später wieder umblickte, den suchenden Reitertrupp schon aus den Augen verloren. Mit Windeseile, über Sumpfstellen, die man vorhin umgangen hatte, kühn hinwegsetzend, flog er dahin. Er betete zitternd um eine Stunde Vorsprung — und rastete nicht, selbst als er an den Fluß gelangte und an seinem Ufer zum Moorhof aufwärts ritt. Erst als ihm die Mauern des Gehöfts vor Augen standen, schöpfte er einen Augenblick Atem. Noch einmal überdachte er, was zu tun sei, klar stand es vor seiner Seele, blitzartig mußte es geschehen! Und nun trabte er zwischen den Mauern ein, scheinbar ohne Hast, mit gleichgültiger Miene sich im Sattel wiegend.

Die beiden wachthaltenden Reiter sahen sein Kommen

mit Verwunderung. Aber kurz und scharf klang sein Befehl, aufzusitzen und stracks nach Leer zu sprengen, wo Herr Nicolaus ihrer bedürfe. Kein Zittern der Stimme verriet die Sorge des Jungherrn, kein Argwohn erfaßte die Reisigen, sprach doch der Vetter des strengen Gebieters zu ihnen. Sie fragten gleichmütig, wer die Gefangenen hüten werde, und Friedrichs Antwort: „Ich selbst, eilt euch!“ trieb sie rasch zu den Ställen. Der junge Mann ließ sein eigenes Roß dahin führen und lehnte indes mit künstlicher Ruhe an der Tür, hinter der er Hilla und ihre Unglücksgenossen gefesselt wußte. Der Tag blieb heute wolkig und kühl — Friedrich aber war's, als ob er brennende Luft atme, unablässig flog sein Blick die Straße am Fluß hin. Keine verräterische Staubwolke stieg empor, doch die Minuten der kostbaren Zeit verstrichen, die Reiter hasteten sich nicht und suchten im Wohnhaus des Bauern nach einem Imbiß für den Weg. In stummer, verzehrender Ungeduld schritt Friedrich vor der Tür auf und ab, von drinnen glaubte er schmerzliches Stöhnen zu vernehmen, seine Hand legte sich unwillkürlich an das Weidmesser, mit dem er die Bande Hillas zu trennen gedachte. Endlich schwangen die beiden sich auf: „Gradaus nach Leer, Jungherr?“ klang ihre Frage noch einmal. „Nach Leer!“ preßte er hervor, mit wachsender innerer Qual, noch immer zu vorsichtiger Beherrschung gezwungen.

Jetzt trabten sie durch das Tor, jetzt wurden sie zwischen den Feldern, jetzt am Fluß sichtbar. Länger hielt sich der junge Mann nicht, er riß den hölzernen Riegel zurück, schleuderte mit dem Fuß die Tür auf und trat in den wüsten Raum ein, in dem sich das Geschick seines Lebens entscheiden mußte. Bei seiner Erscheinung fuhren die Männer auf, — Detlev, der kräftigste unter ihnen,

warf ihm einen haßerfüllten Blick zu. Er aber, ohne auf sie zu achten, beugte sich rasch zu dem Mädchen nieder und zerschnitt die Stränge, die ihre Arme fesselten. Hillas Augen öffneten sich erst, als die Bande herabfielen und ihre Arme kraftlos in ihren Schoß sanken. Nicht erfreut, nicht entsetzt, wie in der Nacht zuvor, blickte das Mädchen jetzt auf den jungen Mann. Sie schien gleichsam abwesend, — ihre dunkeln Wimpern füllten sich mit Tränen und ihre Lippen zuckten, während sie stumm blieb. Tiefstes Mitleid ergriff Friedrich, und erst nach einigen Minuten vermochte er zu sagen:

„Steh auf, Hilla — ich will dir die Freiheit geben. Nicht ich trug die Schuld, daß du hier bist."

Das Antlitz des gefangenen Detlev ward von dunkler Röte überflogen, seine Fäuste ballten sich, er lachte wild auf, als er sah, daß Hilla den jungen Reiter kenne. Das Mädchen nahm den Grimm ihres Genossen nicht wahr. Aber sie erwachte plötzlich zu neuem Leben und rief: „Ich will nicht frei sein, wenn diese gefangen sind und leiden! Laß mich — ich danke dir für den Willen!"

„Geh doch mit ihm — jetzt tut sich die Welt vor dir auf," fiel Detlev ein. „Du siehst, wie sehr es ihn hinaus verlangt — geh, Hilla, und laß uns!"

Friedrich in seiner Erregung war es, als höre er fernen Hufschlag. Erschrocken über die Weigerung des Mädchens, über die höhnenden Worte des Gefangenen, die er nicht verstand, half er doch mit starkem Arm Hilla von den Garben empor:

„Tu' einen Schritt nach der Tür, Hilla, atme auf, blick' hinaus und du wirst frei sein wollen. Deine Genossen lös' ich wie dich, aber zögre nicht! Ich wage dies alles allein, und die Stunde ist kurz gemessen!"

Während er sprach, begann er den gefangenen Männern die Fesseln abzunehmen. Es war nicht leicht für ihn, aber jetzt sprang Hilla hinzu, ihr scharfes Auge, ihre gewandte Hand standen ihm bei. Bald erhob sich Detlev, bald waren die beiden andern Gefangenen befreit. Sie schauten mehr betroffen und störrisch als dankbar auf den jungen Mann — nur Hilla warf sich plötzlich zu seinen Füßen und sagte zitternd: „Wohin sollen wir gehen? Ist unser Vater gefangen, unser Hof verbrannt? Wo finden wir Schutz, wo Obdach?"

„Ich weiß nichts von den Euren," rief Friedrich. „Wenn sie in den Heiden an der Aa wohnen, droht ihnen Gefahr und euer Geschick!"

„Dort wohnen sie nicht," antwortete Detlev. „Wer aber bist du, daß du Hilla kennst und uns hier lösest, und was begehrst du von uns?" „Daß ihr euch eilt!" eiferte Friedrich. „Ich muß wie ihr fliehen, weil ich euch freigebe. Ihr kennt Pfad und Land, ihr werdet leichter in Sicherheit kommen, als ich selbst! Wo ihr aber auch hausen möget, eures Bleibens in dieser Gegend ist nicht! Die mit mir kamen werden nicht ruhen und rasten, bis sie alle Täufer aufgespürt und hinweggetilgt haben! Flieht darum, so weit euch die Füße tragen!"

Hilla hatte mit angstvoller Spannung den Worten Friedrichs gelauscht: „Du willst fliehen um unsertwillen, Herr! Tue es nicht, Herr, geselle dich nicht zu den Ausgestoßnen!" Sie hatte ihre Hände flehend erhoben und ließ sich nicht vom Zornblick der Genossen beirren. Friedrich wandte sich zu ihr, im gleichen Augenblicke aber ward er fast von den eben befreiten Männern zu Boden gerissen. Sie folgten einem Wink Detlevs, stürmten aus der Scheuer hervor, über den öden Hof hinweg, ins freie Feld hinaus,

die Furcht, daß er andern Sinnes werden, sie wiederum zurückhalten könnte, hatte sie erfaßt. Hilla stand allein neben dem jungen Mann, die hellen Tränen stürzten aus ihren Augen hervor, und unter Schluchzen sagte sie: „Ich hätte Not und Tod mit ihnen geteilt, sie aber fragen nicht, was mir geschieht. Und doch hat Detlev mich noch gestern zum Weibe begehrt!"

In Friedrichs Seele fachten die Worte des Mädchens schlummernde Glut an. Er blickte auf die anmutige Gestalt, er sah in das ernste, tränenüberströmte Gesicht, und tiefstes Mitleid, heißes Verlangen, die Gewißheit, daß sie gleich ihm nach einem neuen Leben begehre, schmolzen in ein Gefühl und in stürmisch drängende Worte zusammen:

„Er hat dich zum Weib begehrt und du hast dich geweigert? Was klagst du ihm nach, Hilla? Ich bin flüchtig, Mädchen, flüchtig gleich dir selbst; ich muß zu dieser Stunde alles meiden, alles hinter mir lassen, was ich bis heut mein nannte, ich muß durch die Länder reiten und nach einer Stätte trachten, da ich endlich mein Haupt niederlegen kann; willst du die Stätte teilen, willst du mir folgen, Hilla?"

Er faßte leis ihre Hand, sie aber schlang ihre Arme um ihn und jauchzte auf. „Wohin du willst, über die Erde hinweg und unter die Erde! Nur Vater Berndt und die Unseren laß mich zuvor warnen — ich hätte nie Ruhe an deiner Seite, wüßt' ich sie nicht geborgen."

„Wer ist Vater Berndt?" fragte Friedrich zusammenzuckend, — eine drohende Wolke zog über seine Stirn — zu hart und herb ward er in dieser Minute daran gemahnt, aus welcher Mitte Hilla entstammt sei. So jäh überkam ihn der alte Ingrimm, der Abscheu, daß er die Wiedertäuferin beinahe von sich gestoßen hätte, daß ihm einen

Augenblick lang zumute war, als müsse er ohne sie und vor ihr fliehen. Erst als sie die dunklen schwermütigen Augen bittend zu ihm aufschlug, er aus ihren Zügen die ganze Fülle ihres Vertrauens zu ihm strahlen sah, faßte er sich und sagte:

„Dein Wille mag geschehen. Wir wollen unsern Weg durch das Moor nehmen und du magst die Deinen warnen! Jetzt laß uns keinen Augenblick mehr verlieren, oder für uns und für sie wird es zu spät."

Hilla folgte ihm in den Hof. Schauer der Furcht und des Glücks überrieselten sie wechselnd. Friedrich eilte hastig zum Stall, — die Reiter hatten vorhin vergessen, seinem Rosse den Sattel zu nehmen — er führte es hinaus. Nur an Hilla und sich denkend, nur auf den Weg achtend, auf dem die Verfolger kommen mußten, sah er nicht, daß der blinde Hofherr unter der Tür seines Wohnhauses erschien. Erst als er das Mädchen vor sich aufs Roß hob, klang die Stimme des Alten über das Gehöft hinweg: „Ihr tut was recht ist, Jungherr, — uns aber hier im Hof wird dafür der Zorn der Euren treffen!"

Bestürzt hielt Friedrich noch einmal sein Pferd zurück. Der Moorhofbauer aber fuhr fort: „Laßt Euch dies nicht kümmern — ich weiß vielleicht ein Wort, das Wasser in die Zornglut des gestrengen Herrn von Hamburg träuft! Reitet dahin — Gott geb' Euch Glück, und sagt denen draußen im Moor, daß mich der Fluch reut, mit dem ich sie einst von meiner Schwelle getrieben habe."

Er trat zurück ins Haus, den bang Umherblickenden nicht länger zu hindern: Hilla schmiegte sich dichter an Friedrich, der endlich dem Roß einen Schlag gab, die Zügel schießen ließ und, wie er durch Flur und Stoppeln dem Moor beim Lindenhügel zuflog, sein und Hillas Ge-

schick dem Himmel befahl. Der Nachmittag war weit vorgerückt, doch völlige Tageshelle umher, und mit Sorge blickte der junge Mann über die weite Ebene. Die Luft strich kühl aus Nordwest herüber, noch trug sie keinen Schall von Waffen und Reitern heran. Über dem Moor wogten dichte Nebel, die ihn einzuhüllen versprachen, schon lag das grüne Flußtal hinter ihm, schon ritt er an dem Hügel vorüber, von dem er Hilla vor zwei Tagen zuerst wahrgenommen. Mit der Sorge mischte sich banges Entzücken; so lautlos das Mädchen blieb, so beredt sprach jeder Zug, jeder Blick, den sie zu Friedrich emporrichtete. Wie ihr Atem ihn anwehte, wie er sie fester umschlang, während frischer Wind ihn und das Roß umspielte, empfand er den Hauch des Glücks und der Freiheit. Und doch ward er nicht ruhig, und immer blieb ihm zumut, als ob außer der holden Gestalt, die sich vor ihm an die Mähne des Rosses klammerte, hinter ihm ein lastender drohender Alp sitze und den Ritt hemme! Pfeilschnell hätte er enteilen mögen, und nun kamen die Strecken des Moors, wo Hilla sich warnend und deutend erhob, wo er Schritt um Schritt sichern Pfad suchen mußte, während er wähnen konnte, daß Herr Nicolaus und seine Reiter ihm nachbrausten!

Der Moorhof aber, der so viel Getümmel in wenigen Stunden gesehen, lag lange nach Friedrichs Hinwegritt in stummer Ruhe. Vom grünen Wall, der sich längs seiner Wiesen zog, hatte der blinde Hofherr dem Hufschlag des grauen Rosses nachgelauscht, bis er fern verklang. Dann war er hinabgestiegen und stand zwischen den Mauern seiner Ställe, deren Tore weit offen klafften. Mit Fuß und Hand fühlte der Blinde die Verwüstung um sich her: verstreutes Stroh über dem Boden, Asche eines Lagerfeuers,

das die Reiter mitten auf dem Gehöft entzündet, — selbst an eine klirrende Fessel stieß er im Gehen, die einer der vorhin Befreiten noch im Fliehen von sich gestreift hatte. Er blieb ruhig dabei, während Hinrich, der Schäfer, der hinzukam, in laute Verwünschungen ausbrach. Als dieser begann, die alte Ordnung des Hofes wiederherzustellen, unterbrach ihn der Blinde:

„Laß alles, wie es ist! Wir sind noch im Wetter — sie haben nicht ausgerast und kommen noch einmal. Der Jungherr hat die Männer und die Dirne aus dem Friesenhof befreit und reitet mit ihr ins Land!“

Er deutete dabei hinüber nach West. Das Antlitz des Schäfers zeigte bei den Worten seines Herrn schwere Sorge: „Das habt Ihr geschehen lassen? Sie werden kommen, Euch Schuld geben, Euch als einen heimlichen Täufer ansehn, Euch vor ihr Gericht ziehen.“

„Was sollte ich, der blinde, wehrlose Mann, gegen den Jungherrn, der das Schwert führt, tun? Sie werden wüten, aber vor ihr Gericht ziehen sie mich nimmer, des bin ich so gewiß, wie meines toten Auges! Diese nicht, der nicht, der an ihrer Spitze reitet —!“

Hinrich horchte auf, aber der Moorbauer verstummte plötzlich, und der Schäfer wußte, daß jetzt kein Wort mehr aus seinem Munde gehen würde. Der Ton des Alten hatte ihn durchschauert, er sann dem dunkeln Wort nach und bezwang die Furcht vor den Fremden. Als Stunde um Stunde verrann ohne sie zurückzuführen, fing er an zu hoffen, daß sie vielleicht nie wiederkehren würden! Schon begannen die grauen Wolken, die heut die Sonne verhüllten, zu dunkeln, die Kühle des Tags wandelte sich in feuchte Kälte, — vom Moor herüber breiteten sich die Nebel wie fallende Tücher auf die Wiesen um den Hof.

Und noch immer herrschte Stille — noch immer hörte man nur das Rauschen des Windes in den Eichen und über der Ems. Um den Herd saßen, wie sonst, die Knechte und Mägde des Hofs — sie alle wußten jetzt, was am Tage geschehen war, und alle waren mit dumpfer Besorgnis erfüllt.

Noch war es nicht völlig Nacht, als die stumme Ruhe wie am Abend zuvor unterbrochen wurde. Unter Rasseln und Dröhnen, mit Flüchen, die schon von fern erklangen, flogen die Reiter heran — im gleichen Augenblick flüchteten die am Herd Sitzenden in verborgene Winkel des Hauses. Nur der Hofherr und der Schäfer harrten des Sturms. Zwei, drei waren voraufgesprengt, sie warfen einen Blick in die Scheuer, in der sie Hilla und ihre Genossen verlassen hatten, rissen ihre Pferde wieder herum und riefen der heranrauschenden Schar wilde Worte zu. Neben dem Ratsherrn, dessen Antlitz in Zorn gleichsam getaucht war, ritten die beiden Knechte, die Friedrich vor wenigen Stunden nach Leer gesandt hatte. Sie stürmten in den Hof, sie riefen mit brüllender Stimme nach dem Jungherrn, dem Bauern, und als der Blinde jetzt auf die Schwelle seines Wohnhauses trat, rissen ihn zwei und drei zwischen ihren dampfenden Gäulen nach der Mitte des Hofs, wo Herr Nicolaus mit heiserer, von Wut halb erstickter Stimme ihn anherrschte: „Wo ist der Bube, der mit Lug und Trug hier geschaltet hat? Wo sind die Gefangenen, die Euch anvertraut waren?“

„Mir vertraut, Herr!“ rief der Moorbauer, mit starkem Arm einen Reiter zurückschleudernd, der die Faust gegen ihn erhob. „Mir vertraut? Euer Vetter, der Jungherr, ritt mit ihnen hinweg! Soll ich wissen, wohin er sich wandte? Habt Ihr Argwohn wider mich, Herr, so

führt mich nach Emden, ich will Euch Rede stehn über alles, was Ihr begehrt."

Es klang etwas wie Hohn aus den Worten des Greises; wilde Verwünschungen der Reiter ertönten ringsum, der Ratsherr aber sagte ingrimmig:

„Lug und Trug — bei Euch wie bei dem Buben, den die böse Lust von Sinnen bringt. Ihr wollt Rede stehn: so sprecht, ob Ihr nie von einem Friesenhof gehört habt, der kaum eine Meile von Eurem eignen Hofe liegt! Warum schwiegt Ihr davon, als wir Euch frugen? Ihr wißt nicht, wohin der Jungherr, der meinen Namen schändet, entflohen ist — Ihr wißt nicht, wo er sich mit seiner Buhle bergen mag — so wißt Ihr doch den Weg zu jenem Hof?"

„Der Friesenhof?" sprach der Blinde gedehnt. „Vor fünfzig Jahren gab es einen solchen draußen im Moor, der Blitz setzte ihn in Brand, — der Bauer zog hinweg, — in den Trümmern sollen dann Torfgräber, auch landflüchtige Leute gehaust haben. Ich kenne den Weg zu ihm nicht, ich war nie im Moor!"

Die Reiter tobten immer wilder, sie waren in Zorn über den Tag, der ihnen keinen Augenblick Ruhe gebracht, — sie drangen drohend auf den Blinden ein, der dem Ratsherrn fest gegenüber stand. Über den Lärm hin ertönte plötzlich Walters Stimme: „Wenn der Bauer den Pfad nicht kennt, mag ihn der Schäfer finden. Er war oft im Moor — noch gestern sah ich ihn dort — auf seiner Spur sucht' ich die Täufer, mit denen Herr Friedrich jetzt entflohen ist!"

Der Ratsherr zitterte in Grimm, so oft der Name seines jungen Vetters genannt ward. Auf Hinrich, der zurückweichen wollte, warf er einen Wutblick, indem er

ihn anrief: „Du wirst uns führen! Zur Stelle, Bursch, in dieser Nacht will ich den Hof erreichen, und ich schwöre, daß ich das Nest nicht leer finde! Wenn ihr euch weigert, oder neuen Trug spinnt, sollt ihr den Tag nicht mehr sehen!"

Hinrich blickte ratlos auf seinen Herrn — dessen Gestalt, statt sich zu beugen, höher und höher zu wachsen schien. Mitten im Getümmel, das ihn umgab, umtoste, fragte er ruhig: „Lebt der Alte im Friesenhof noch, Hinrich?" „Er lebt!" raunte der Schäfer, während ihn die Reiter dichter umdrängten.

„So führe den strengen Herrn!" rief mit laut erhobener Stimme der Blinde. „Führ' ihn, da du den Pfad kennst, führ' ihn zur Stelle, wie er begehrt und laß Gottes, was danach kommt!" Der Ton des Alten klang gemessen, fast feierlich, einige der Reiter blickten betroffen auf ihn, einen Augenblick ward es still im Hofe. Aber Herr Nicolaus, der im Zorn nichts vernahm als das Wort „führ' ihn," entgegnete finster:

„Er wird mich führen, ob Ihr wollt oder nicht! Hier bleibt Walter und sorgt mit dir, Konrad, daß der Bauer seinen Hof nicht verläßt und nicht Tücke wider uns übt. Ihr andern eilt euch — wohlauf, Bursch, wir sind bereit. Befiehl deine Seele dem Teufel, wenn du uns nicht ehrlich zu führen denkst! So Herr tom Plan zurückkommt, Walter, laß ihn wissen, was geschehen ist und daß Langmut und Milde zu Ende gehen!" Hinrich ließ sich lautlos einen Stab reichen, die Reisigen scharten sich um den Ratsherrn, eine Fackel ward entzündet, und abermals ritten sie in die Nacht hinaus, die über dem Lande lag. Die Knechte scheuten fast, in der Nähe des Gebieters zu bleiben, der mit Schlägen und Stößen den

Schäfer zur Eile trieb, und dessen Augen über alle hinblitzten. Selbst der strengen Würde vergaß er in seinem Ingrimm:

„Seht euch vor, daß ihr nicht in Satans Schlingen fallt! Die wiedertäuferische Buhlerin, die den Jungherrn verführt, soll im Feuer ihre Glut kühlen, meiner eigenen Sippe will ich nicht schonen, — aber hütet auch ihr euch! Wer Dirnen kost, wer mir ins Antlitz trotzt, wer erlahmen will, nun es gilt die frevelnde Rotte hinwegzutilgen, der soll meinen Zorn fühlen!"

Selbst die trotzigen Söldner schwiegen zu den harten Worten. Sie mochten des Augenblicks gedenken, in dem der Ratsherr an diesem Nachmittag erfuhr, daß Friedrich sich nicht zwischen den Moorbrüchen verirrt habe. Die Reiter, die der Jungherr nach Leer entsendet hatte, waren unfern des Orts auf Herrn Nicolaus und seine Schar gestoßen und mit wilden Fragen empfangen worden. Als der Ratsherr vernahm, daß Friedrich allein bei den Gefangenen geblieben sei, stand die Wahrheit lebendig vor seinen Augen, ihn selbst aber erfaßte so jäher Grimm, daß er fast ohne seine Reiter davongesprengt und zum Moorhof zurückgekehrt wäre. Die Ausbrüche seiner Erbitterung wurden wilder und wilder, so daß jetzt, wo die Schar über die Heide dahinritt, Veit, der alte Landsknecht, voll Unmut raunte:

„Herr Niclas stellt sich schier an, als habe er der Welt Sünde zu tragen, rast am Ende nur, weil wir wissen, was geschehen ist. Wär's uns nicht zu Ohren gekommen, daß der Jungherr mit der Wiedertäuferdirne einen Schlupf zu wilder Hochzeit sucht, so wollt' ich schwören, er fänd' die Sünde nicht gar so verdammlich!"

Hinrich der Schäfer schritt indes, die Fackel hoch-

tragend, dem drängenden Ratsherrn rüstig voran. Zur Seite eines Wassers, das dem Fluß zuschlich, über endlose Strecken des Moors führte der Pfad. In tiefer Nacht lag die Einöde, nur auf Schritte ersah man den braunen Boden, die gelben Dünste, die wie Rauchwolken von ihm aufstiegen, das Gestrüpp und die Lachen vor sich. Kein Laut erhob sich, kein Tier flog auf und nichts als der Tritt der Rosse, das Klirren der Waffen, die zornigen Worte, mit denen Herr Nicolaus sich selbst, seine Reiter und den Führer antrieb, verhallten in der Nachtstille. Schmäler und schwieriger zeigte sich der Pfad, mehr als einmal schlug der Ratsherr nach Hinrich und herrschte ihm ein grimmiges: „Du führst uns irr', Bube!“ zu. Aber der Schäfer wandte sich ruhig zu ihm und erwiderte kalt:

„Wollt Ihr zum Friesenhof, Herr? oder wohin begehrt Ihr? Ich selbst war in zwanzig Jahren nicht dort — aber hier, dieser oder kein Weg führt dahin!“

Und ein Murmeln der Reiter belehrte den Zornigen, daß sie seinem Drängen kaum noch zu folgen vermochten. Er sah nicht nach ihnen, und weiter und weiter unter heftigem Schelten ging der nächtliche Ritt. Hinrich zündete an der herabgebrannten Fackel eine zweite an, den Stumpf warf er in das Sumpfland zur Seite, wo er zischend erlosch. Unsichrer ward der Tritt der Pferde, schon blieb ein und der andere Reiter weit zurück und hielt mit seinem durch die Nacht hallenden Ruf den Zug auf.

„Laßt die Schurken im Morast ersticken, wenn sie nicht folgen wollen,“ zürnte Herr Nicolaus. „Ihr Rufen wird die Brut, die hier haust, noch warnend aufschrecken, — vorwärts, Bursch, oder mein Gaul soll dich treiben!“

Hinrich verdoppelte seinen Schritt, er hob die Fackel höher, und der Ratsherr sah den Hohn nicht, der sich

über das runzlige Antlitz des Heideschäfers breitete. Aus der Ferne klangen Rufe und Flüche, immer brüchiger ward das Moor, breite Gräben mußten übersprungen werden, Veits Schimmel stürzte mit seinem Reiter: aber Herr Nicolaus hielt nicht an, und Hinrich flog jetzt leichtfüßig zwischen einer Vertiefung des Moors dahin. Kaum zwei der Reiter folgten mit Herrn Nicolaus der hochgeschwungenen Fackel, den andern war sie entschwunden. Vor dem Ratsherrn tat sich ein Blick in die Heide auf, die mitten im Moor und an deren Rand der Friesenhof lag. Noch unterschied er nichts, aber das Anschlagen eines Hundes verkündete ihm, daß das Ziel nicht fern sei und spornte all seinen wilden Eifer. Er setzte die letzten Kräfte des Rosses ein, und wie das Tier die Matten der Heide und festen Boden unter den Hufen fühlte, stob es mit ihm vorauf, und jetzt blieb selbst Hinrich zurück. Im Nachtdunkel hoben sich die grauen Mauern aus der Senkung des Moors, ein Licht schien dort zu schimmern, und an den Hütten aus Torf vorüber brauste Herr Nicolaus, von nur einem Reiter gefolgt, bis zum Tor des Hofs. Das Tor war versperrt, er sprang vom Rosse, unter seinem Fußtritt brach das morsche Holz zusammen. Er sah nicht, wie draußen in der Heide die Fackel des Schäfers erlosch, hörte die fernen Rufe seiner Reiter nicht mehr und stürmte dem Lichtschein entgegen über eine steinerne Schwelle.

Geblendet prallte er hier einen Augenblick zurück. Aus der Tür quoll dichter Rauch, auf dem Steinherd glühte ein mächtiges Torffeuer, in der Zwinge brannte hell der Leuchtspan. Aber mitten in der Blendung hörte er einen Ruf des Entsetzens und auch ohne den Ruf hätte er Friedrich erkannt, der von einer Bank, auf der Hilla ruhte, emporsprang und sein Schwert vom Boden

aufraffte. Vom Grimm zu neuer Stärke geschwellt, hallte jetzt die Stimme des Ratsherrn durch den Raum: „Laß die Waffe, Bube! — Buhlst du hier in der Höhle der Frevler und Schwärmer? Sind die Täufer noch die alten und pflegen der Lust des Fleisches? Weg mit der Waffe, sag' ich — oder meine Reiter sollen dich zu Boden strecken! Verlangt dich's, die Dirne zu schützen, so schirm' sie vor den Flammen, — der Scheiterhaufen ist ihr gewiß!"

Er stürzte wild auf Hilla los, einmal schleuderte ihn Friedrich kräftig zurück — der Reiter eilte zur Hilfe heran, da tat sich die geflochtene Tür des Nebengemachs auf und der Greis, der dort hauste, erschien in ihr. Voll fiel das Licht des Fichtenspans über sein Gesicht, auf seinem dunkeln Gewande glänzte die goldene Kette, die sonst an der Wand gehangen hatte. Laut, scharf und schneidig klang seine Stimme durch den Raum: „Der Scheiterhaufen?! Ist das alles, was du an Liebe für dein Enkelkind hast, Nicolaus Lorenzen?!"

Der Ratsherr wandte sich — seine funkelnden Augen wurden glasig, starr blickte er auf den Heranschreitenden, das zornrote Gesicht wurde bleicher als das Hillas und Friedrichs. Er taumelte rückwärts und faßte den Stein des Herdes:

„Berndt!" schrie er auf. „Bernhard Rothmann!"

„Bernhard Rothmann — du siehst recht, Nicolaus! Der Sprecher des Königs Johann von Leyden in den Tagen, wo du, ein Hauptmann der Täufer, auf den Wällen von Münster standest! Du hast dich gewandelt in vierzig Jahren, seit wir uns nicht erblickten! Da die Täufer als blutige Schwärmer in ihrem Zion rasten, warst du einer von ihnen, und seit sie still im Herrn, reumütig ob der Dinge leben, die vorzeiten geschahen, nur

nach Frieden und stillem Gebet trachten, seitdem verfolgst du sie blutig. Du warst ihr Genosse, da wildes Gelüst und blutige Greuel unter ihnen herrschten — und bist nun ihr Feind geworden, und eiferst wider sie gleich Saulus! Als du jung warst, nahmst du in Münster fünf Frauen, und heut willst du den Jüngling strafen, weil er ein Weib nach seinem Herzen begehrt. Ruf' deine Häscher, Niclas Lorenzen, laß deine Enkelin greifen, du kannst sie auf dem Hügel verbrennen, unter dem dein Lieblingsweib Elsbeth und deine Tochter ruhen!"

Tiefes Schweigen, nur vom Stöhnen des Ratsherrn unterbrochen, der schlotternd am Herd lehnte, folgte den Worten des Greises. Im Gang draußen drängte sich Hinrich und noch einer der Reiter hinzu, andere schienen dem Tore zu nahen. Bernhard Rothmann sprach wieder:

„Willst du die reisigen Knechte herzurufen, oder willst du allein sein mit uns, mit deinen Kindern?"

Herr Nicolaus machte ein Zeichen, das Friedrich, der bisher selbst wie betäubt gestanden, sich deutete. Er schritt nach der Tür und sagte mit starker Stimme zu Hinrich: „Haltet die Reiter von hier hinweg. Sie mögen Obdach im andern Gemach suchen — mein Vetter wird sie rufen, wenn wir ihrer bedürfen. Wir haben zu reden und zu rechten — niemand außer uns braucht es zu vernehmen."

Der Schäfer, der erstaunt und doch mit plötzlicher Ahnung der Wahrheit auf den Vorgang blickte, mühte sich, der Weisung zu gehorchen. Es mochte ihm schwer werden, vom Tor her schollen wilde Flüche der kommenden Reiter, mehr als einer spähte doch in den Herdraum, wo Hilla jetzt zu den Füßen ihres Verfolgers gesunken war und zu ihm emporsah, während sein Auge von ihren Zügen auf das Antlitz Rothmanns und von dessen Gesicht

zu dem ihren irrte. Er war noch immer keines Wortes mächtig, Frostschauer schüttelten ihn, und mit dumpfer, ernster Stimme fuhr der Greis aus dem Friesenhofe fort:

„Hast du so leicht vergessen, was hinter dir liegt? Ich sah dich zuerst, als ich, vom trunknen Wahn betört, das Evangelium dahinwarf und mit Matthiesen und Jan, dem Schneider, der Prophet von Münster hieß. Du warst damals dem Väterhaus zu Hamburg, gleich Tausenden, entflohen, um in Münster das neue Reich, die neue Welt zu finden — du warst voran unter den blutigen Kämpfern, du standest wider mich, als Johann von Leyden sich zum König aufwarf und meine Stimme dagegen sprach. Du ließest dir die Gebote des Königs von Zion wohl gefallen — hast du niemals mehr des Hauses am Ludgertor zu Münster gedacht, wo du in Prunk lebtest, in Fülle schwelgtest, wo fünf jugendliche Frauen deiner harrten? Ich seh' ihre Gesichter noch lebendig vor mir — auch derer, die ich seit Münster nicht mehr erblickt, und du, dem sie angehörten, hast ihrer so vergessen, daß du im Enkelkind dein Weib nicht wiedererkennst?"

„Dies Mädchen — meine Enkelin? Und wie kommt sie zu dir? Wie kommst du hierher? — Die Welt glaubte dich im letzten Kampfe zu Münster gefallen!" stammelte wirr der Überwältigte.

„Aber du wußtest doch, daß das Schwert mich verschont!" entgegnete Rothmann. „Vergaßest du auch jenen Wintertag, da nach dem Fall der Stadt unsere Genossen unter Henkershand in tausendfacher Marter endeten? Du warst, gleich mir, verborgen geblieben, du standest, gleich mir, unter den Tausenden, die auf das blutige Schauspiel starrten, dich hüllte, wie mich, ein Bauernkittel ein und du hattest mit mir die gleiche Hoffnung, im Getümmel

des hinausströmenden Volkes aus Münster zu entkommen. Mir ist, als fühlte ich deinen kalten Angstschweiß noch, da ich deine Hand faßte, dich erkennend. Und am Mittag jenes Tages führte ich dich, der vor Angst schier von Sinnen war, aus der Stadt, an meiner Seite bist du mit anderen Genossen entronnen. Eines Morgens, im Walde von Freren, fanden wir flüchtige Frauen von Münster, dein Weib Elsbeth, die ein Kind von dir trug, mit ihnen. Und zwei Tage später, Niclas Lorenzen, da wir im Moorhof drüben an der Ems vergebens Rast gesucht hatten, warst du verschwunden. Elsbeths Tränen flossen um dich — nie haben wir wieder von dir vernommen, bis heut! Nun hör' ich, daß du damals heimgekehrt bist, daß verborgen blieb, wem du gesellt warst, daß du seit dreißig Jahren im Rate deiner Stadt sitzest, rechtgläubig, ehrbar, streng in Worten und Werken! Ich höre, daß du Schwärmer verfolgst, das brausende Blut der Jugend verdammst, — ich sehe, wie du hier hereinbrichst — wie du diesen, die nichts wollen als ein Leben gewinnen, den Tod drohst. Du hast zu viel vergessen, Nicolaus — so lang auch die Zeit ist!"

„Und du — du, Berndt Rothmann?" stöhnte noch immer fassungslos der Ratsherr.

„Ich — ich hatte Zeit, meiner Sünden zu denken, Gott ließ mir Jahre um Jahre seit jenem Morgen. Mit dem Häuflein der Unglücksgenossen sucht' ich damals Schutz im Hochmoor. Einer der Männer bei uns kannte die Trümmer dieses Hofs in der Heide. Unter Hunger und Kälte zogen wir ein, unter Not und Elend, mit steter Todesfurcht rangen wir der Heide und dem Moor Felder ab, unter Zagen wagten wir nach Holland hinüber das Wenige zu bringen, was wir gewannen. Uns mangelte

oft alles — und mit uns waren Frauen ohne Männer, unter uns wuchsen Kinder ohne Väter empor! Wie die Jahre verrannen und der Wahn von uns wich, der uns in Münster erfüllt, wie ich erkannte, was ich gefrevelt und welche Blutschuld auf meiner Seele lastet, da nahm ich unser Leben im Moor, die Öde und die Entbehrung willig dahin, und so haben wir gelebt — seit vierzig Jahren! Die aus Münster kamen, sind bis auf mich alle hinübergegangen, ein neues Geschlecht wuchs hier empor, und ihm durft' ich Lehrer der Schrift, durft' ich Berater und Helfer sein, ihm durft' ich dienen, um zu sühnen, was auf mir lastet. Ich vergaß nicht, was ich einst getan, und hätt' ich's vergessen wollen, du hast gesorgt, daß noch in meinen letzten Tagen die Reue wie Bergeslast auf mir lag, daß ich für die zittern mußte, die die Frevel und Sünden ihrer Väter — unsere Sünden, Nicolaus Lorenzen! — nicht geteilt haben und nun doch darunter litten. Du kommst, auf diesem Boden, über den deine Füße dereinst geflohen sind, nach Täufern zu suchen, nach Schwarmgeistern, nach Baalspropheten, du, der ehedem dienend am Stuhle Jans von Leyden gestanden hat?"

Flehend erhob hier der Ratsherr die Hände gegen den zürnenden Greis:

„Hab' Erbarmen, Berndt Rothmann — so wahr du selbst auf Erbarmen hoffst! Was mich hierhertrieb, weiß ich selbst kaum, es war ein dunkles Verlangen, zu wissen, ob jede Kunde von dem, was einst war, in der Zeit verweht sei — eine Furcht, daß ein anderer hier Spuren von anderen Täufern finden möchte, als ich suchte."

„Wohl," rief Rothmann bitter, „andere Täufer, arme Grübler in der Schrift, Gläubige, die auf das

tausendjährige Reich hoffen, — Männer und Frauen, deren Sinn und Wandel so rein und friedlich ist, daß sie vor der bloßen Kunde von dem schaudern, was du und ich getan, die verfolgst, die verdammst du! Und diesem hier, der nichts verbrochen, als daß er begehrt, nicht in deinem Zwang und Druck zu leben, ihm drohst du mit Schmach und Tod!"

„Ich wäre schon vor zwei Tagen von diesem Boden gewichen, ich sah die Schatten vor mir, die du anrufst," sagte der Ratsherr. „Ich ward schier gezwungen, hier zu bleiben, ich ahnte Unheil, seit ich den Blinden im Moorhof erkannte und er meiner Stimme lauschte. Ich wäre gewichen — der Ratsherr von Emden und jener junge Tor hielten mich, und nun es so kam —"

„Nun es so kam, dachtest du in Feuer und Blut die Schatten zu tilgen — nicht so, Nicolaus Lorenzen?!" fiel der Greis ein.

Ein neues Schweigen folgte, der Leuchtspan war herabgebrannt, und im Halbdunkel, nur vom Schein des Feuers überflogen, standen die Gestalten. Friedrich hatte die kniende Hilla erhoben und mit sanftem Zwang von dem Ratsherrn hinweggeführt, irr und fast hilfesuchend blickte der Stolze, Strenge auf den Greis und den jungen Mann. Mit gepreßtem Herzen sprach er:

„Und das Mädchen, Rothmann, ist die Tochter meiner Tochter? Dies Mädchen, das sich Friedrich zum Weibe erwählt, wie du sagst?"

Er wollte auf die zitternde Hilla zuschreiten, in deren Antlitz jener Zug lebte, den Friedrich im ersten Augenblick wahrgenommen und den er sich bis heut nicht zu deuten gewußt. Wie aber jetzt der Ratsherr näher kam, trat der junge Mann mit heftiger Bewegung, wie schützend, vor das Mädchen und rief ihm zu:

„Zwingt Euer Herz nicht, Vetter Nicolaus. Hilla ist aufgewachsen ohne Liebe und jetzt hat sie Liebe gefunden, die sie mit Gottes Hilfe schirmen wird. Zwingt Euch nicht — es kann Euch nochmals widerfahren, daß Ihr auf Kinder und Kindeskinder trefft und ihnen den Feuertod droht."

Herr Nicolaus wich zurück — und lehnte abermals starr und stumm am Herd, bis er klanglos fragte: „Und was soll geschehen, Bernhard Rothmann? Wie soll dies alles enden?"

„Meine Zeit ist um!" versetzte der Greis, „ich preise Gott, daß er mich bis zu dieser Stunde erhalten hat. Die ich hier die Meinen nannte, hat der Schreck dieser Tage in die Welt zerstreut, ich hoffe, daß es ihnen wohlgehe auf Erden! Denn sie sind nicht Täufer, wie du wähnst, ich und du sind die einzigen in dieser Öde, denen die Wiedertaufe geworden ist. Wenn ich nicht mehr bin, kann selbst die Gerechtigkeit, die du draußen geübt hast, keine Schuld an ihnen finden. Ich werde keinem irdischen Richter mehr Rede stehn, nur dem einen über uns. Dir wird leichter sein, wenn du mich nicht mehr unter den Lebenden weißt. Diese hier aber laß in Frieden ziehen, übers Meer, wohin ihn junger Mut und Hoffnung treiben, und wo ihm Hilla lohnen mag, daß er sich ihrer erbarmt hat."

Herr Nicolaus erwiderte lange mit keinem Laut, Bernhard Rothmann sank erschöpft auf die Bank, auf der vorhin das Mädchen geruht hatte, Friedrich und Hilla umschlangen sich fester und lächelten in neuer Hoffnung, während die düstern Blicke des Ratsherrn zu ihnen hinüber irrten.

„Und mit mir, was wird mit mir? Die Reiter, der Heideschäfer haben deinen Ruf vernommen, sie sitzen drüben

und raten und reden, ich kann nicht nach England hinüberziehen, wie Friedrich, kann nicht sterben wie du," schrie Herr Nicolaus auf. „Ich muß zurück in die Welt, zurück nach Hamburg!" —

„So recht, Niclas Lorenzen," sagte der Greis mit matter werdender Stimme. „Du selbst — das ist's, woran du denkst und was dich kümmert. Du sagst die Wahrheit, das Gerücht wird sich an deine Fersen heften, sie werden munkeln und deuten in deiner Welt. Aber vierzig Jahre hast du ehrbar, streng und freudlos gewaltet, — das Gerücht wird nicht haften an dir und deinem Namen. Bei dir selbst steht's, es schweigen zu machen. So dich aber gelüstet, sobald ich dahin bin, diese hier zu verfolgen und in deiner Weise die Spuren zu löschen, die zurück zu den Tagen von Münster führen, so sei auch gewiß, daß das Gerücht vom Boden erstehen und tausendfältig wider dich zeugen wird!"

„Mich gelüstet nichts — ich war der Verfolger und bin zum Verfolgten geworden!" sagte der Ratsherr düster. „Was soll und kann ich für Euch tun?" fügte er, den Blick auf das junge Paar gewendet, hinzu. „Nichts, Vetter Niclas, ich begehre nichts von Euch," entgegnete Friedrich. „Hütet Euch allein, mich in Hamburg oder im Stahlhof zu London zu schmähen, und dann laßt mich dahinfahren und sorgt für Euch selbst."

Der Ratsherr erwachte bei diesen Worten aus seiner halben Erstarrung. Er ging rasch durch den Raum, und ehe es Friedrich hindern konnte preßte er einen Kuß auf die Stirn Hillas. Das Mädchen schauerte unter der Berührung ihres Ahnen zusammen und flüchtete sich zu Rothmann, in dessen Schoß sie ihr tränenüberströmtes Antlitz verbarg. Herr Nicolaus aber sah bittend auf

Friedrich: „Ich muß zu meinen Reitern, muß ihnen deuten und sagen!" — Er vollendete das Wort nicht, aber der junge Mann verstand ihn: „Ich folge Euch!" und schritt ihm zu der Schwelle nach, über die der Ratsherr hereingestürmt war. Hilla hatte die Knie des Greises umschlungen, und seit langen Jahren zum ersten Male leuchtete sein reuegefurchtes Antlitz in kurzer Seligkeit auf: Nicolaus Lorenzen wendete sich zitternd hinweg, Friedrich aber blickte schweigend glücklich auf das Mädchen. —

Am nächsten Tage war die Sommersonne leuchtend aufgegangen. Die Heide schimmerte mit tausend Blüten, über dem dunkeln Hochmoor zitterten goldene Strahlen. Bei den Mauern des alten Friesenhofs, der wieder leer und einsam stand, hatten die Reiter des Ratsherrn von Hamburg und Hinrich der Schäfer am Morgen ein Grab bereitet und in ihm den Greis gebettet, den sie am Abend zuvor erblickt und der in der Nacht verschieden war. Mit düsterm, krankem Antlitz hatte der Ratsherr, laut weinend und fest in den Arm Friedrichs geschmiegt das fremde Mädchen den letzten Blick auf die Leiche getan. Keiner von den Reitern wußte, wer der Alte sei, den sie in der Heide zur letzten Ruhe betteten, der einzige, der mit Herrn Nicolaus den Hof erreicht hatte, und der Schäfer blieben schweigsam. Am Grabe hatten sie sich getrennt, und jetzt war nach beiden Seiten die Öde des Moors von Gestalten belebt. Nach Ost zum Emstal hinüber ritten Herr Nicolaus und die ihm in verflossener Nacht zum Moor gefolgt waren. Ohne Wort, ohne strengen Befehl, mühsam sich auf dem Rappen haltend, saß der Gebieter, ohne Scheu und laut klangen hinter ihm die Stimmen der Reiter, die sich das Geschehene deuteten. Nach Nord-

west aber, wo der Weg vom Moor zur See führte, trug ein graues Roß Friedrich und Hilla. Längst war der Zug, der zum Flußtal hinüber strebte, ihren Augen entschwunden. Von einer Hebung des Moors blickten sie zum letzten Male mit feuchtem Auge auf die Heide, die fern im Sonnenlicht lag, — dann umschlangen sie sich fester und wandten ihre Blicke hinaus, neuem Leben, neuer Hoffnung entgegen.

Die Flut des Lebens.

„Nehmt den Steinkrug, Pater, und rückt näher zum Feuer! S' ist ein guter alter Ungar, den mir Jablonicz, der mährische Pascher, gebracht hat! Wir brauchen nicht zu sparen, denn auf das Weihnachtsfest haben wir ein Fäßlein Auslese! Der Sturm draußen läßt auch nach — Ihr werdet einen ruhigen Heimweg haben, ich geleite Euch bis an die Waldecke, wo der Hohlweg von Grafenstein auf die Straße mündet. Von da könnt Ihr nicht fehlgehen nach Eurer Einsiedelei — also seid hübsch munter und tut mir Bescheid!"

Der Angeredete, ein rüstiger Greis in der braunen Kutte der Franziskaner, der auf einem Schemel am Tische des weiten Gemachs saß, schaute mit behaglichem Lächeln zu dem eifrigen Sprecher hinüber. Dieser stand vor dem mächtigen Herde und warf soeben einen Arm voll Scheite auf das hoch emporschlagende Feuer, das mit seinen Flammen den hohen Raum besser und lustiger erhellte, als die kleine metallne Lampe, die vor dem Pater auf dem Tische brannte. Der Hausherr zeigte eine kräftige, schlanke Gestalt und ein jugendlich frisches Gesicht, aus dem ein Paar dunkelfeurige Augen zu dem Alten hinüber blitzten. Der scharfe, sichere Blick, der stattliche, braune Knebelbart gaben den hübschen Zügen des jungen Weidmannes einen Ausdruck der Entschlossenheit, der über seine Jahre hinausging. Er mochte deren etwa dreiundzwanzig zählen. Der Franzis-

kaner, der jetzt seinen Schemel erhob und ihn zum Herde heranrückte, konnte leicht dreifach so alt sein. — Der junge Mann trug ein verschossenes grünes Jagdwams, das dennoch knapp und beinahe zierlich den schlanken Körper umschloß, und hatte die hohen Jagdstiefel mit einfachen Schuhen vertauscht. Die schwere Büchse mit der eisernen Stützgabel und ein Jagdspeer hingen seinem Sitz am Feuer zunächst — im breiten hirschledernen Gurt aber blitzte ein Jagdmesser von künstlicher Prager Arbeit, auf dessen Griff sich eine kräftige Hand von Zeit zu Zeit gewohnheitsmäßig stützte. Er setzte sich dem Pater gegenüber, füllte ihm und sich selbst das Glas und horchte dann mit der Miene eines, der längst daran gewöhnt ist, dem eintönigen Windbrausen, das von Zeit zu Zeit über sein Dach dahinfuhr. Jedesmal, wenn ein langgezogener, heulender Ton sich vernehmen ließ, stieß er den Schürhaken tief in das Herdfeuer, als solle die auflodernde Flamme und die behagliche Glut dem Alten Mut machen, trotz Wind und Wetter zu bleiben.

Der Mönch dachte offenbar nicht ans Gehen. Er horchte, wie sein junger Wirt, auf die langgezogenen, klagenden Töne, mit denen der Wind sich im First des Hauses und den Wipfeln der umstehenden Bäume verfing. Er blickte in die Tiefe des Gemachs hinein, wo allerhand Geräte in den Ecken, Waffen und Kleider an Pfosten und das schwere Holzwerk der Decke von aufzüngelnden Flammen erhellt wurden und gleich darauf wieder in Dunkelheit versanken. Nach langer behaglicher Pause hob er endlich an:

„Euer Haus, Erich, ist diesen Herbst fester und wärmer geworden, Ihr werdet's brauchen können! Es gibt einen harten und frühen Winter, wenn nicht alle Anzeichen trügen!“

„Meine Anzeichen trügen nicht,“ lachte der Jäger

vergnügt. „Die Singvögel zogen schon im Anfang September dort hinunter und Hasen und Füchse haben dichtere Pelze, als seit vielen Jahren! Richtet Euch immer darauf ein, Pater Sebald, daß wir in unserm Walde einfrieren, und sorgt, daß Euch der gestrenge Herr auf Grafenstein für die Klause brav Holz anfahren läßt. Ich spüre den Winter morgens schon hart, wenn ich vom warmen Bett auf und in den Wald hinaus muß."

„Darum tät Euch eine junge Frau gut, die Euch morgens länger daheim hielte!" sagte der Franziskaner mit schlauem Lächeln und prüfendem Blick auf die stattliche Gestalt des jungen Försters. In Erichs Gesicht schlug eine glühende Röte empor, die Pater Sebald nicht entging, so tief er auch scheinbar seine Augen in den Weinkrug senkte.

„Traf ich das Rechte?" fragte er dann. „Werdet Ihr, noch ehe das Jahr des Herrn 1620 abläuft, eine Hausfrau hier hereinführen? Mir ist's leid, daß ich Euch nicht mit einem hübschen Kinde in meinem Waldkirchlein zusammengeben darf und dem lutherischen Pfarrer in Heuersbach diese Sorge für Euer Glück überlassen muß. Aber Freunde und getreue Nachbarn bleiben wir doch, Erich, und ich denke zu drei wird sich's hier noch hübscher sitzen, als zu zwei."

„Ihr könntet einem ja schier in ein Glück hineinreden, Pater Sebald," erwiderte nach einer kleinen Pause der Förster mit hörbar tiefem Atemzuge. Die rasche Glut, die vorhin auf seinen Wangen loderte, war schon wieder verschwunden, ja dem Einsiedler, der dem jungen Gastfreund vertraulich näher gerückt war, kam es beim ungewissen Schein des Feuers vor, als wäre Erich in den letzten Augenblicken blässer geworden. Er saß eine Weile

ganz still, sah seitwärts in die herabsinkenden Herdflammen, die er jetzt zu nähren vergaß, und wandte sich dann wieder zu Pater Sebald:

„Nein, nein, Pater — ich denke wahrhaftig an kein Mädchen in Grafenstein und weit und breit hier herum. Ich will keine Frau hier hereinbringen, ich bin gar nicht gesinnt, wie Ihr Euch denkt, mir ist zumut, wie Ihr Euch nie denken möget!"

„Ihr habt unrecht, Erich, solltet einen alten Freund hören. Wer Weib und Kind entbehrt, weil es Gottes Gebot und sein Beruf so will, weiß darum doch, daß andere sie nicht entbehren können. Hier im wilden Wald kann das einsame Leben nicht früh genug enden!"

„Und wär's dann zu Ende?" rief Erich mit erhobener Stimme, „wenn ich mich heute mit irgendeinem der Mädchen zusammengeben ließe? Mir ist immer zu Sinne, als wäre ich noch ganz jung, als habe das Leben noch gar nicht angefangen. Wenn ich morgens hinausgehe in den weiten Wald und höre nichts als das Rauschen der Bäume und der Quellen auf den Elbwiesen und zuzeiten das Glöckchen Eurer Waldkapelle, und stundenweit, weiß ich, ist kein Mensch außer Euch und mir, da fasse ich manchmal an Büchse und Weidmesser, wie ein Mensch, der sich fürchtet! Ihr wißt wohl, daß ich's nie tue. Und wenn ich am Abend heimkomme und das schwarze, spitze Dach meines Forsthauses kaum zwischen den Bäumen erblicken kann, da faßt mich's an, als wäre ich hundert Stunden und Meilen von allem Leben fern!"

„Das würde anders sein, wenn Euch aus Eurem Forsthaus das Feuer auf dem Herd hell entgegenschiene, wenn ein liebes Gesicht aus der Tür nach Euch lugte."

„Nein, nein, Pater — es wäre drum nicht besser!"

entgegnete Erich träumerisch vor sich hinblickend. „Wir wären doch allein und weit, weit vom Leben! Ein Tag schliche wie der andere dahin und ein Jahr käme zum andern, und am Ende stünden ich und mein Weib mit grauen Haaren, und die Kinder wüchsen groß und der Tod käme, ehe man nur gelebt hätte!"

„Ihr seid ein wunderlicher Heiliger, Erich!" fiel ihm Pater Sebald ins Wort. „Wenn Euch so sehr nach lustigem Leben verlangt, warum bittet Ihr Euren Herrn nicht, Euch nach Grafenstein oder Heuersbach zu setzen, wo die Forsthäuser im Dorf und nahe daran stehen? Bis heute dachte ich, dies einsame Haus hoch am Kamm des Gebirges und die Nachbarschaft des Waldbruders wären Euch just recht und lieb."

„Das sind sie auch, Pater," sagte der junge Förster mit warmem, herzlichem Ton und reichte dem alten, besorgt dreinsehenden Freunde die Hand. „In die Dörfer verlangt mich's nicht, dort ist das Leben so weit als hier. Solange es einmal so sein muß, weiß ich mir nichts Besseres, als hier oben mit Euch allein zu hausen und jeden Abend auf Euer Kommen zu warten. Gebt Euer Glas her, Pater Sebald, und laßt mich das Feuer schüren, es ist wahrhaftig über meinem törichten Schwatzen halb niedergebrannt. Aber auf meinem Sinne bleib' ich doch. Mir ist's immer, als säß' ich hier oben an einem Quell, der zwischen Moos und Steinen tröpfelt und ganz verborgen hinrieselt. Kaum kann ein Durstiger die Lippen dran netzen! Aber drunten geht der Strom und Tausende sehen ihn rauschen und trinken aus seiner vollen Flut."

„Euer Bild ist wahrer, als Ihr glaubt, Erich, und Ihr frevelt, ohne es zu wissen, wider Gott, der es wohl mit Euch gemacht hat!" rief der Alte erregt. „Hier oben

am Quell ist der Trunk, den Ihr tut, klar und rein; drunten risse Euch der Strom vielleicht in seine wilden Wellen! Ihr ahnt nicht, wie tückisch und reißend sie sind! Was wolltet Ihr drunten, Erich? Wir leben hier friedlich, einträchtig beisammen, trotzdem ich zur Messe läute und Ihr lutherisch getauft seid. Drunten im ganzen Böhmen schlagen sie sich die Schädel ein und füllen ihre Tage mit Mord und Greuel, um ihren Glauben zu erweisen. Dieser Tage erst sollt' es bei Prag eine große Schlacht geben. Jablonicz wußte davon zu erzählen. Der treibt nun im Strom, nach dem Ihr Euch sehnt. Möchtet Ihr seinesgleichen sein — solch Leben führen?"

„So meinte ich's nicht," versetzte der junge Förster, gedankenvoll mit seinem Weidmesser spielend. „Vor mehr als einem Jahre, als sie in Prag den neuen König und die schöne Königin aus dem fernen Insellland krönten, als die Welt voll war von all der Pracht und Herrlichkeit und die Leute bei Tausenden nach Prag zogen, da war mir's wie einem, den am schwülen Sommertag die Flut lockt. Da zog's mich hinab und ich blieb dann doch, weil mir zu rechter Zeit einfiel, daß ich ein Narr sei und bei der ganzen Pracht und Lust von fern stehen würde. An dem Strom hätte ich vermutlich mehr dürsten müssen, als an meinem Waldquell, und so überwand ich mein Gelüst!"

„Seht Ihr wohl, Erich, wie toll Euer Traum ist?" hub Pater Sebald wieder an. „Der König, den sie da auf Libussas alten Thron erhoben haben, hat Tage voll Sorgen und Nächte voll Kummer — ob's seiner Königin besser zumute ist, weiß keiner zu sagen! All die Pracht und Herrlichkeit der Feste ist zerstoben, sie sind jetzt gar nüchtern und bedrängt da unten und die Wogen der Welt spielen übel mit ihnen!"

„Ihr versteht mich ganz falsch, Pater!“ sagte der Förster und schaute vor sich hin, als sähe er nicht in die frisch entfachte Flamme seines Herdes, sondern in eine endlose, dämmernde Ferne hinaus. „Es müßte nicht Pracht und Lust und Taumel sein — nur Leben, nur die große volle Flut! — Und wenn sie einem überm Haupt zusammenschlüge — man wäre doch mitten drin! —“

„Jetzt frevelt Ihr im Ernst,“ rief der Franziskaner von seinem Sitz aufstehend. „Ihr habt, trotz Eures Katechismus, Eure Gebete vergessen: führe uns nicht in Versuchung! Kommt, kommt, Mann, gebt mir das Geleit, ich will diese Nacht für Euch um Erlösung vom Übel törichter Wünsche beten. Habt Ihr bei Eurem Durst nach der Flut niemals daran gedacht, daß sie Euch wegspülen, in den Grund hinabreißen könnte?“

Der junge Förster erwiderte nichts, aber der Ausdruck seines Gesichts verriet, daß er durch die eindringlichen Worte des alten Freundes nicht überzeugt sei. Es lag ein Zug durstiger Sehnsucht und unruhigen Verlangens in ihnen, den der Franziskaner freilich schon an manchem Abend geschaut, aber bis heute auf seine Weise gedeutet hatte. Pater Sebald zog die braune Kapuze über sein Haupt und griff nach einem derben Dornstock, der neben der Tür lehnte. Erich schlüpfte schweigend in die großen fuchspelzenen Jagdstiefel, nahm den Hut und goß den Rest des Weins im Kruge in die beiden Gläser.

„Einen Trunk noch!“ sagte er lächelnd. „Dann wollen wir gehen und morgen abend wieder friedlich beisammen sitzen. Bei uns verrinnt ja ein Tag wie der andere, so muß wohl auch ein Abend dem andern gleichen!“

Der Pater erwiderte nichts. Er tat schweigend Bescheid und öffnete die Tür des Gemachs, die zu einem

kleinen Vorraum führte. Aus diesem traten beide in die kalte, schneehelle Novembernacht hinaus, die über den Bergen lag. Auf wohlgehaltenem Waldpfad schritten sie dann ihrem Ziele zu. Aber nur karge, einsilbige Worte wurden gewechselt. — Jeder bewegte in seinem Gemüt die Unterredung des verflossenen Abends. Der Sturm hatte sich beinahe völlig gelegt, nur vereinzelte Windstöße brachen aus höher liegenden Waldstrecken hervor und wirbelten den Schnee auf den Lichtungen zu verstiebenden Wolken auf. Im Walde selbst lag der Schnee dicht und fest, er knirschte unter den Füßen der Männer und verhieß eine kalte Nacht. Weder Erich noch der alte Franziskaner achtete sonderlich darauf. Erst als sie nach einer Stunde ihr Ziel erreicht hatten, wandte sich der junge Mann in fragendem Tone zu Pater Sebald:

„Was meint Ihr, sollte ich heute nicht bis zu Eurer Klause mit hinaufsteigen und die Nacht bei Euch bleiben? Es ist doch rauher und wilder, als wir gedacht haben."

„Was fällt Euch ein, Erich?" lachte der Alte. „Es bleibt bei unserm Vertrag; hier scheiden sich allabendlich unsere Straßen! Und Ihr nehmt den geraden Weg zu Eurem Hause — keinen Reviergang mehr!"

„Ich denke nicht daran! Gute Nacht denn und auf morgen abend!" rief Erich dem Pater nach, der mit kräftigem Handdruck von ihm geschieden war und seinen Pfad aufwärts verfolgte. Drei Wege kreuzten sich hier: die große Straße, die über die Berge hinlief und viele Stunden weiter nach Schlesien hinabführte, der tiefe Hohlweg von Grafenstein herüber, der durch den dichten Wald fast wie ein Schacht emporstieg und hier auf die Straße mündete, und ein Fußweg, der hoch über der Straße zu der Waldkapelle des heiligen Veit leitete, bei der Pater

Sebalds einsame Hütte stand. Erich konnte den rüstigen Alten noch eine Weile mit den Augen verfolgen, zwei-, dreimal klang ihm des Mönchs gewohnter Abschiedsgruß „Gott mit Euch!“ noch ins Ohr — dann wandte er sich zum Heimgang. Er blickte in den Hohlweg hinab, dessen weißschimmernde Ränder sich bald im Dunkel verloren, er sah an den beeisten Stämmen empor, lauschte ein paarmal stillstehend dem Wind, der in den Waldschluchten drunten wimmernd verklang. Es war heut wie immer — und immer wie heut! Kein Zweig, kein Stein, kein Laut war anders, und doch schritt Erich wie verzaubert seines Wegs. Sein Herz schlug erregt und das Gespräch an seinem Herde klang in ihm nach.

Beinahe hatte er sein Haus erreicht, als sein Auge, das rasch umhergeblickt hatte, plötzlich gebannt ward. Zu gleicher Zeit stand er still und wandte das Haupt rechts, gespannt lauschend. Der Wald hatte hier eine breite Lichtung und über weite Schneefelder hinweg, die den Abhang des Gebirges bedeckten, sah man tief zu Tal. Da war's ihm, als ob dort unten in der Tiefe, wo er nicht Haus noch Hütte wußte und die Straße einsam zwischen den Vorsprüngen der Riesenberge hinlief, ein breiter Feuerstreif aufflammte. Und zu gleicher Zeit trug der Wind, der, jetzt plötzlich umsetzend, von unten herauf wehte, Töne empor, die sein scharfes Jägerohr als ungewohnt erkannte und doch nicht unterschied. Er holte tief Atem, er spähte schärfer und schärfer hinab, bald war's, als laufe der Feuerschein weithin, bald, als komme er empor, und mit ihm drangen die Töne näher! Eine wilde Spannung und Erregung kam über den jungen Jäger, die Traumbilder seines Hirns vermischten sich mit dem, was er in der Tiefe sah, und die schwankenden Feuerstreifen, die ver-

worrenen Klänge, die Windstöße dünkten ihm Wogen! Er stand hier oben auf einsamer Waldhöhe und die brausende gewaltige Flut des Lebens schwoll zu ihm heran!

Plötzlich versank vor seinem Auge alles, was er eben zu sehen geglaubt hatte. Weithin erglänzte nichts, als der Schnee und das Eis, blieb nichts zurück, als das Brausen des Windes, der ihm jetzt kältend durch Mark und Bein schauerte.

Erich wußte nicht, hatte er geträumt oder gesehen, was ihn so heftig erregte. Eine lange Weile stand er noch in der Lichtung, die tiefe Stille und Öde der Winternacht umfing ihn. Seufzend und kopfschüttelnd raffte er sich auf und erreichte sein Forsthaus. Das Feuer auf dem Herde war herabgebrannt, die kleine Lampe erloschen. Aber eine behagliche Wärme durchströmte den Raum, von der Asche auf dem Herd leuchteten noch rotglühende Funken. Der junge Förster setzte sich dorthin, wo vorhin Pater Sebald gesessen, und starrte, in sich verloren, auf den Aschenhügel, in dem Funke um Funke verglomm. Wie lange er so gesessen und sein dunkles, einsames Geschick bedacht, wußte er sicher selbst nicht. Aber eine Stunde und mehr mußte verflossen sein, als ihn ein plötzlicher Schlag an die Tür seines Hauses aus dem verworrenen Traum emporschreckte. So selten es vorkam, daß ein verirrter Holzknecht, ein Saumtierführer oder streifender Jäger nachts in Erichs Forsthaus Obdach suchte, es war doch schon mehr als einmal geschehen. Aber in diesem Augenblick, nach den Erlebnissen dieses Abends, durchfuhr der eine dumpfe Schlag an die eichene Bohlentür den jungen Mann mit einer Gewalt und Macht, als bedeute er ein ungeheures Ereignis! Rasch, ohne der Vorsichtsmaßregeln zu denken, die er sonst getroffen, ohne nur eine Frage

zu tun, zog er den Riegel zurück. Die Tür ging auf und ließ ihn draußen im Mondlicht eine bekannte Gestalt erblicken.

Erich hätte laut auflachen mögen, als er den schwarzen struppigen Vollbart, das durchwetterte Antlitz und die kleinen stechenden Augen des mährischen Paschers Jablonicz erkannte. Er zog jahraus, jahrein über das Gebirge, mit Fuhrwerk, mit Warenbündeln, mit geheimen Briefen. Erich wie andere, die ihn kannten, und bei denen er einsprach, wußte kaum recht, was der wilde Gesell trieb, kümmerte sich auch nur soweit um ihn, als Jablonicz ihm Wein und mancherlei Bedürfnisse zuführte. Sobald er ihn erblickte, wich die heftige Spannung der letzten Stunde von ihm.

„Ihr seid's, Jablonicz!“ sagte er, gleichgültig, ja mit einem Ton merklicher Enttäuschung. „Wo zum Teufel kommt Ihr so spät nachts her? Das Feuer auf meinem Herd ist schon ausgebrannt, es muß Mitternacht sein. Aber wenn Ihr einen Trunk und einen Bissen kaltes Wildbret begehrt —“

„Nichts begehr' ich — ich bringe, Erich Wallram! — bringe Euch Glück und Ehre und Gold, soviel Ihr haben mögt!“ sprudelte der Mährer hervor, der jetzt mitten im Gemach stand und seine beiden Hände auf Erichs Schultern legte. Bei dem Lichtspan, den der Förster rasch angezündet hatte, nahm er in Jablonicz' Zügen die wildeste Erregung wahr. Die struppigen Haare hingen dem schwärzlichen Gesellen tief ins Gesicht herein, seine Lippen waren in unaufhörlicher zuckender Bewegung, er atmete rasch und stoßweiße, wie ein Mensch, der todmatt ist, und sich doch nicht Zeit zur Ruhe gönnen will. Als er Erichs Blick mit zweifelndem Ausdruck auf sich gerichtet sah, fuhr er wieder heraus:

„Was steht Ihr und starrt mich an, Erich Wallram? Rasch müssen wir sein, wenn wir den großen goldnen Preis gewinnen wollen. Führt mich auf dem nächsten Waldpfad zu Eurem Grafen Harrach auf Grafenstein. Der ist der rechte Mann dafür — der wird sie nicht entrinnen lassen! Sie kommen wahrhaftig — sie ziehen diese Straße herauf und wir brauchen nur das Garn zu stellen, so fliegen die Vögel ins Netz!“

„Von wem sprecht Ihr denn? Seid Ihr toll oder trunken, Jablonicz?“ fragte Erich, dem es nur mit Mühe gelang, sich von dem unheimlichen Besucher loszumachen. „Wer kommt? Wer zieht die Straße herauf?“

„Die bis vor fünf Tagen in Pracht und Prunk auf dem Hradschin saßen!“ rief Jablonicz. „Friedrich von der Pfalz mit seiner blonden Königin! Aus und vorbei ist's mit der ganzen Königsherrlichkeit. Am Weißen Berge halten die Raben ein Festmahl an Friedrichs toten Soldaten, sonst kann der Bettelkönig keinem Menschen eine Schüssel Suppe mehr vorsetzen! Die Bayern haben gesiegt und Ferdinand von Steyermark, wollte sagen Ferdinandus der Andere herrscht in Prag!“

Erich Wallram blickte wie betäubt auf den erhitzten Sprecher, der ihn wiederum bei beiden Schultern gefaßt hatte.

„Versteht Ihr mich recht, Mann? Aus ist's, ganz aus mit ihnen — das nackte Leben suchen sie zu retten und fliehen über Eure Berge! Nach Breslau wollen sie! Ihr Troß war groß, als sie aus Prag zogen, er ist Stunde um Stunde kleiner geworden! — Sie können nicht Widerstand leisten, wenn eine Handvoll entschlossener Männer ihnen die Straße sperrt. Euer Graf, Erich, und wir! Macht fort, laßt uns die Zeit nicht müßig verlieren! Dreißigtausend Goldgülden hat der Kaiser als Preis auf

den Kopf des Pfälzers gesetzt! Graf Harrach wird im Fürstenhut prangen — wir aber haben ausgesorgt fürs Leben, wenn wir sie fassen!"

„Was kommt Euch an!" fiel der junge Förster dem dunkeln Gesellen endlich ins Wort. „Ich habe mich nie um die Händel der Welt und noch weniger um Euch bekümmert. Aber das weiß ich doch, daß Ihr den Pfälzer Euren König geheißen!"

„Der Teufel weiß es!" rief der Mährer wild aus. „Vielmal hab' ich mir die Sohlen wund gelaufen bis nach Siebenbürgen und heimliche Botschaften an den wilden Bethlen Gabor getragen. Mit Undank hat er mich belohnt — mich einen Betrüger, Lügner gescholten — einen Hund geheißen — wäre er noch Herr geblieben, hätt' er mich hängen lassen! Jetzt hat sich der Hund an seine Fersen geheftet, Ihr sollt der Jäger sein, Wallram! Den kürzesten Weg zu Eurem Grafen, kommt! kommt! sonst kommen sie!"

Der junge Jäger holte tief Atem — ihm war es, als ob dunkle Wogen und Wellen in seiner Seele aufrauschten! Das Blut schoß ihm ins Gesicht, seine Augen hefteten sich fest an Jablonicz, der ungeduldig treibend vor ihm stand.

„Ich wollt's ja so!" sagte er klanglos. „So kommt denn, der kürzeste Weg ist der beste!" Bereitwillig folgte ihm der Mährer aus dem Hause. Hätte er ahnen können, was durch den Sinn Erichs fuhr, er hätte keinen Fuß vor den andern gesetzt!

Der junge Förster war in diesem Augenblick entschlossen, den wilden Gesellen unschädlich zu machen. Plötzlich, wie alles an diesem Abend, war ihm der Gedanke gekommen, noch wußte er nicht wie! Wenige Schritte

vom Hause führte der Pfad an einer Schlucht vorüber. Wie er ihrer ansichtig ward, durchfuhr ihn der Gedanke den Mährer hinabzustürzen! Schon gelangten sie zu der Stelle, wo Erich den Begleiter zum vernichtenden Stoß packen mußte, da trat plötzlich Pater Sebalds Bild vor seine Seele und zugleich fiel sein Blick auf einen hölzernen Verschlag, der am Wege stand und in dem er sonst einige Vorräte geborgen hatte. Mit raschem Entschluß und gewandter Stärke ergriff er Jablonicz, der nur einen lauten Aufschrei hören ließ, riß die Holztür des Verschlags auf und stieß den wilden Gesellen in den dunkeln, engen Raum hinein. Er schlug die Tür zu und schob den schweren Blockriegel von außen vor. Drinnen warf sich der Überwältigte einmal mit der vollen Wucht seines Leibes gegen die Tür, deren Festigkeit seines Tobens spottete. Dann schollen wilde Flüche, mit heiserem Gelächter über Erich untermischt, heraus.

Erich hörte weder die einen noch das andere. Fliegenden Schrittes war er zu seinem Hause zurückgekehrt und wandte sich von dort nach der Straße. Mit verhaltenem Atem, mit gespanntem Blick, wie im Fieber glühend, lauschte und spähte er den Weg hinaus. Deutlich unterschied jetzt sein Ohr zwischen den Windstößen menschliche Stimmen, Gewieher und Hufschlag von Pferden. Und dort schwollen sie heran, die roten, feurigen Wellen, die sein erhitztes Hirn vorhin geträumt hatte! Lichter und Fackeln schwankten auf und ab und leuchteten dem dunklen Zug voran, der die Straße daherkam. Erich stürzte ihm wie trunken entgegen; jetzt traf sein Blick auf Rosse und Waffen, auf verhüllte Gestalten. Die Fackeltragenden hoben die Stümpfe ihrer Fackeln höher, ein Gewirr von Stimmen in deutscher und in böhmischer Sprache und in Zungen, die der

junge Förster nie bisher vernommen hatte, schlug an sein Ohr. Mitten im Getümmel drängender Menschen, bäumender, scharrender Pferde, schwerbeladner Saumtiere, fiel Erichs Auge auf eine hohe schlanke Frauengestalt, die halb ruhend auf einer mit Decken und Pelzen belegten Tragbahre saß. Aus den Umhüllungen ihres Hauptes hervor quollen die üppigen blonden Locken; ihre strahlenden blauen Augen blickten fest vor sich hin und richteten sich eben auf den jungen Weidmann, als dieser von den vordersten Bewaffneten des Zuges ergriffen und zwischen die Pferde der Reiter hineingedrängt wurde.

„Wer seid Ihr? Was tut Ihr hier? Was stellt Ihr Euch seiner Majestät in den Weg?“ fragten mehrere rauhe Stimmen im drohenden Tone.

„Ich bin der Förster dieses Waldes und dies ist mein Haus!“ versetzte Erich Wallram ruhig.

„Der Wald gehört?“ frug eine Stimme aus dem Hintergrund des Zuges.

„Dem Grafen Harrach auf Grafenstein“, erklang die Antwort. Unzufriedenes Gemurmel ließ sich aus der Gruppe der Männer hören. Die schöne Frau aber wandte sich rasch zu Erich, der dicht vor ihrer Trage auf die Knie gesunken war.

„Steht auf, junger Jäger! Ich hoffe, Ihr seid ein treuer Böhme und werdet Eurem König und Eurer Königin gern einige Stunden Rast unter Eurem Dache gönnen! Wir sind von der — Reise ermüdet, unsere Dienerschaft ist zum Teil vom Weg abgekommen — Euer Dach soll uns schirmen, Euer Herd erwärmen!“

Erich stammelte nur undeutliche Worte zur Erwiderung. Die holde Erscheinung, der milde Klang der Stimme berauschten ihn. Aber die flüchtige Königin, die deutlich

auf seinem Gesicht las, kehrte ihr Haupt zu dem neben ihr zu Pferd haltenden Herrn, dessen Gestalt und Gesicht in der dichten Pelzumhüllung fast unkenntlich waren.

„Laßt uns hier rasten, mein Gemahl. Die Anstrengungen dieser Tage waren für mich und Euch fast zu groß! Wenige Stunden Ruhe werden uns die Kraft zurückgeben — vielleicht erreicht uns ein Teil unseres verlorenen Gefolges.“

„Die Verlorenen finden uns schwerlich wieder — wir werden noch mehr verlieren, Elisabeth!“ entgegnete die Stimme des Königs dumpf und vor Anstrengung fast klanglos. „Die Rast möchte ich dir gönnen, aber vielleicht erreichen uns Tillys wallonische Reiter, während wir zu ruhen wähnen.“

„Verzeihung, Majestät, daß ich ins Wort falle,“ sagte einer der bewaffneten Reiter, die König Friedrich umgaben. „Wir haben von Prag her fast zwei Tage Vorsprung, ich sandte meinen Leibjäger mit dem besten Pferde diesen Nachmittag wohl sieben Stunden auf unsere Straße zurück, er hat sich erst in der Nacht wieder an uns angeschlossen und weit und breit keine feindlichen Streifer getroffen. Hier herauf drang noch nicht einmal die Kunde von der Schlacht.“

Der König ließ nur einen dumpfen Laut hören, der Zustimmung oder Widerspruch bedeuten konnte.

Die hohe Frau gab inzwischen ein Zeichen, das von allen verstanden ward. Man ließ Erich vorangehen und die Tür zu seinem Forsthaus weit öffnen. Ihm nach folgte der Zug und ehe der junge Weidmann zur Besinnung gekommen war, füllten blendender Lichtschein und brausendes, buntes Leben sein dunkles, einsames Haus.

Wie sie alle hereingekommen waren und Platz ge-

funden hatten, wer sie waren, die um ihn schwirrten, ihm zuriefen und befahlen, Erich wußte es nicht! Die Fackeln, die von den Dienern hingepflanzt wurden, wo sich ein Raum zeigte, ließen ihn nur die Gestalten erkennen. Er stand eifrig schaltend am Herd — denn indem sie über die Schwelle schritt, hatte ihm die Königin gesagt: „Zündet ein wenig Feuer an!“ Prasselnd schlugen alsbald die Buchen- und Eichenscheite zur Esse des Herdes empor, ihre Glut rötete das bleiche Gesicht der jungen Frau, die sich auf denselben Sessel gesetzt hatte, auf dem vorhin der Franziskaner gesessen. Neben ihr stand der König mit gramgefurchtem, mißmutigem Antlitz. Der verhüllende kostbare Pelzmantel war auf den Boden des Gemachs geglitten, er schob ihn unter die Füße seiner Gemahlin. Sein reiches gesticktes Kleid trug die Spuren der eiligen Reise, das schlichtere des Begleiters, der hinter ihm ehrerbietig harrte, schien noch die der Schlacht zu tragen, es war rauch- und staubgeschwärzt, vielfach zerrissen. Das schwarze Auge dieses Begleiters prüfte abwechselnd und mit einer Art Unruhe die Mienen des Königs und der Königin. Erich sah von seinem Standort aus deutlich, wie peinlich die hohen Flüchtlinge den Zwang empfanden, mit dem über ihre Blicke und Worte gewacht wurde. Der König öffnete seine wortkargen Lippen zu einem Befehl.

„Seht hinaus, Graf Kinsky, wie die Rosse untergebracht sind! Stellt Wachen aus und laßt sie häufig ablösen. Schickt alle, die nichts zu tun haben, hier herein, an Schlaf ist doch nicht zu denken und die Leute sollen um meinetwillen ihre Glieder nicht erfrieren!“

„Ihre Majestät aber werden in diesem Getümmel wenig Ruhe finden!“ wendete der Graf mit einer Ver-

beugung vor der Königin ein. Elisabeth machte eine ungeduldige Bewegung mit ihrer schönen Hand:

„Geht, geht, Graf," sagte sie. „Vollzieht die Befehle des Königs! Ihr aber bleibt hier!" wandte sie sich zu Erich, der wenige Schritte vor ihr stand und den Kavalier begleiten wollte. Dann blickte sie dem Grafen nach und sagte nach einer Pause zu ihrem Gemahl: „Er gehorcht doch!"

„Er gehorcht noch!" versetzte der unglückliche König bitter und nachdrücklich. „Auf ihn zähle ich kaum mehr — wenn er bis Breslau getreu bleibt, wird er meinen, ein übriges getan zu haben. Einer nach dem andern fällt ab — Gott allein weiß das Ende!"

Das Auge der Königin glitt jetzt auf den jungen Weidmann, in dessen Zügen ein tiefer, mitleidiger Ausdruck sichtbar wurde. Sie brach das Gespräch mit ihrem Gemahl ab, um nach Erich Wallrams Namen zu fragen. Wie er ihn genannt hatte, sagte sie mit bewegtem Tone:

„Der Name unseres ersten Gastfreundes auf dieser traurigen Reise soll bis auf bessere Zeiten in unserm Gedächtnis bewahrt bleiben! Ihr werdet uns am Morgen, soweit die Straße durch Eure Wälder führt, geleiten, nicht wahr, Erich Wallram?"

Der junge Mann hätte zu den Füßen der schönen, königlichen Frau stürzen mögen, die ihn bittend anlächelte. Um sein Besinnen war's geschehen, seit er im Strome trieb! Er hatte nur Augen, nur Sinn für die Gäste an seinem Herd. Einmal glitt sein Blick auf die wirren Gruppen, die das Gemach sonst erfüllten. Er sah, daß die bärtigen, betreßten Diener zunächst der Tür am Boden gelagert waren und seine Wintervorräte heißhungrig verzehrten. In der Mitte des Raumes zechten andere von

dem kostbaren Ungar, den er für das Weihnachtsfest bewahrt hatte. Flüchtig glitt ihm einmal durch den Sinn, wie Pater Sebaldus das Forsthaus morgen Abend finden, was er sagen werde! Dann aber war's ihm doch, als habe mit dieser Stunde ein neues Leben angehoben und das alte sei unwiderruflich zu Ende. Mit dem Pagen der Königin, einem blonden, jungen Engländer, wartete er den hohen Flüchtlingen bei dem kargen Mahl auf, das er ihnen noch zu bieten vermochte. So rasch verstanden sich ihre Blicke und so sicher trafen sich ihre Hände, als wären sie seit Jahren Genossen im gleichen Dienst. Er hatte vergessen, was draußen vorging, seit sich eine Welt im engen Raum seines Hauses drängte.

Elisabeth von Böhmen hatte eben das Glas mit dem braungoldnen Ungarwein, das ihr die Hand des Jägers bot, zum erstenmal an ihre Lippen gesetzt. Da trat Graf Kinsky durch die Tür wieder ein, beschneit, mit sturmgerötetem Gesicht.

„Alles ist ruhig und sicher, mein königlicher Herr!" sagte er herankommend. „Die Wachen sind ausgestellt und halten die Straße, die wir kamen, weit im Auge. Die Pferde sind leidlich untergebracht — und Ew. Majestät Kämmerer ordnet das Gepäck zur morgenden Reise besser, als es gestern sein konnte! Wenn Ew. Majestät zu ruhen vermöchten, kann ich für Eure Sicherheit bürgen. Noch eins, mein König, eben habe ich in Euer Recht der Gnade eingegriffen, Ihr werdet es meinem Eifer zugut halten."

König Friedrich sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blick an:

„Wer wäre so elend, daß er meiner Gnade bedürfte, Kinsky?"

„Doch, doch!" versetzte der Graf, ohne durch den Ton

des fürstlichen Flüchtlings aus seiner Fassung gebracht zu werden. „In einem kleinen Kerker unweit dieses Hauses fand ich einen Mann, der ehedem Ew. Majestät Dienste geleistet. Es ist ein gewisser Jablonicz — unser trefflicher Gastfreund hat ihn wohl wegen Holz- oder Wildfrevel seiner Freiheit beraubt. Er rief Ew. Majestät Gnade an und ich willfahrte dem armen Burschen."

„Jablonicz?" fragte der König zurück und suchte sich zu besinnen. „Ich kann mich nicht erinnern, weiß nur, daß der Name zu denen gehört, die mir Graf Matthias Thurn oft nannte, zu den vielen Namen, die ich nie, nie hätte hören sollen."

Er schloß wie müde die Augen — der Blick der Königin ruhte besorgt auf ihrem Gemahl. Wie aber Elisabeth von Böhmen ihr Haupt wandte, sah sie den jungen Herrn des Hauses blaß, mit der Miene der tiefsten Bestürzung vor sich stehen. Ein Blick kaum beherrschten Ingrimms schoß auf den Grafen Kinsky hinüber, der Förster rang offenbar mühsam nach Worten. Ehe noch die erschrockene Königin eine Frage zu tun vermochte, rief Erich mit halberstickter Stimme:

„Graf Kinsky — was habt Ihr getan?! Der Mann, den Ihr befreit, kam vor einer Stunde hier herauf, sann mir an, den König und die Königin zu verraten! Ich gedachte ihn unschädlich zu machen, hatte seiner vergessen! Ihr aber laßt ihn frei, jetzt wird er unterwegs zu meinem Herrn, zum Grafen Harrach sein, Euch — uns alle zu verderben!"

Die königlichen Flüchtlinge hatten sich beide von ihrem Sitz erhoben, ihre Augen trafen sich und trafen die des jungen Weidmanns, ein Gedanke war in ihren Blicken! Friedrich von der Pfalz suchte, während die Königin vom

Augenblick überwältigt ihr Gesicht verhüllte, in dem unergründlichen dunklen Auge und dem steinern gewordenen Gesicht des böhmischen Grafen zu lesen.

„Was muß ich glauben, Graf Kinsky?“ hob er gepreßt an. „Seid Ihr so frevelhaft unbedacht — oder habt Ihr mit nur zu gutem Bedacht gehandelt? Ich klage Euch nicht an, rechtfertigt Euch vor Gott und Eurem Gewissen, warum Ihr einem Mann, der uns Unheil sinnt, zur Freiheit halft!“

„Mein königlicher Herr!“ sagte Graf Kinsky, auf Erich deutend. „Diesem Mann scheint die Ehre, königliche Häupter unter seinem Dach zu beherbergen, den Sinn zu verwirren oder er will durch vorgespiegelte Gefahr den Wert seiner Dienste erhöhen! Wer kann und soll Ew. Majestät Sicherheit hier bedrohen? Die feindlichen Reiter sind schnell, aber sie fliegen noch nicht, soviel ich weiß!“

Erich Wallram kämpfte wie in Fluten. In seinem Innern warf er sich hart vor, den gefährlichen mährischen Mann nicht in die Schlucht hinabgestürzt zu haben, hier hörte er sich angeklagt und sah den Schatten auf dem Gesicht des flüchtigen Königs dunkler und dunkler werden. Aber Zeit an sich selbst zu denken blieb ihm nicht — die Gefahr, in welcher die schwebten, die sich seinem Hause anvertraut hatten, wuchs mit jedem verlorenen Augenblick. Er kniete zu den Füßen der Königin und hob seine Hände gegen sie empor:

„Verzeiht meine Sorge und Kühnheit, hohe, königliche Frau. Wir leben hier oben so einsam, so fern von aller Welt, daß ich nicht weiß, ob jener Jablonicz Wahrheit gesprochen. Aber wenn es wahr ist, daß auf Eure Häupter ein goldner Preis gesetzt ward, dann fürchte ich, daß der Mann, den Graf Kinsky befreit, bei meinem

Herrn, dem Grafen Harrach, offenes Ohr und eine willige Hand findet! Wenn Ihr jetzt ohne Verzug die große Straße einschlagt, könnt Ihr noch gerettet werden! Nur ein Hohlweg führt vom Schloß Grafenstein auf die Straße herüber, den Hohlweg müssen sie kommen, wenn sie Euch erreichen wollen. Mit einem halben Dutzend entschlossener Leute könnt' ich im Hohlweg jeden Verfolger stundenlang aufhalten!"

Wie er so kniete, ging ihm wohl dumpf durch den Sinn, was nachher mit ihm geschehen würde. Doch schaute er unverwandt und drängend zum Gesicht der hohen Flüchtlinge empor. König Friedrichs Blick glitt unschlüssig und wirr von dem böhmischen Grafen auf den jungen Förster und mit dumpfer, gepreßter Stimme sagte er:

„Wem soll ich nun trauen, Elisabeth? Auch dieser kann ein Verräter sein!"

Über das Gesicht der Königin ging es wie ein himmlisches Leuchten. Ihre blauen Augen hefteten sich fest, durchdringend auf Erich, dann rief sie aufwallend:

„Traut diesem, mein Gemahl! Nie hat ein Verräter solche Züge getragen. Laßt uns sofort aufbrechen und tun, was er rät, auch er wird, wo nötig, sein Wort lösen."

Ihre weiße, schlanke Hand ruhte einen Augenblick auf Erichs Schulter. Ihm war's, als ob er dankend aufjauchzen müsse. Graf Kinsky suchte seine Erregung unter dem Eifer zu verbergen, mit dem er den raschen Aufbruch anordnete. Tosender und schwirrender als vorhin beim Eintritt drängte der Menschenschwarm in die Winternacht hinaus. Es war die Stunde gegen Morgen, wo die Kälte schneidender und empfindlicher wird; Murren und Flüche über die jäh unterbrochene Rast wurden laut genug und drangen bis zu den Ohren des königlichen Paares. Friedrich und Elisabeth saßen, von wenigen Getreuen umgeben,

noch am Feuer, das Erich vorhin entzündet hatte. Draußen wurden Bündel geschnürt und Rosse geschirrt — nur wenige der Diener dachten daran, ihre Waffen zu prüfen. Einige Männer tauschten rasche Blicke, schwangen sich hastig auf die Pferde und trabten von dem Hause hinweg — nicht die Straße, die vor ihnen lag, sondern jene hinab, die sie gekommen waren. Kinsky trat mit der Meldung ins Haus, daß drei böhmische Leibtrabanten den königlichen Reisezug verlassen und den Weg nach ihrer Heimat eingeschlagen hätten. Erich kam es vor, als ob der Graf, der in unterwürfig ehrerbietiger Haltung seine Meldung machte, ein verstohlenes Lächeln dabei nicht verbergen könne. Die Königin zeigte den Ausdruck stolzer Verachtung, der Pfälzer aber erhob sich und sagte gefaßt:

„Komm, komm, Elisabeth! Und wenn wir allein fliehen sollten — dies unwürdige Schauspiel kann nicht früh genug enden!"

Sie traten hinaus, Elisabeth von Böhmen lehnte den Tragsessel ab, den an Stelle der Entflohenen andere Diener ergriffen hatten, und verlangte ihr Pferd, das der junge englische Page herbeiführte. Erich sprang hinzu und hielt der hohen Frau den Bügel, ein dankbarer Blick fiel auf ihn — und doch atmete er gepreßt und ihm war zumut, wie einem, der auf hoher uferloser See treibt. Er schritt noch einmal in sein Forsthaus zurück, das weite Gemach lag mit den Spuren dieser Nacht, beim letzten Schein der verlöschenden Fackelstümpfe, häßlich verwüstet vor ihm. Wild erregt griff er nach seinem Jagdspieß, nach der mächtigen Hakenbüchse und schlug dann die Tür hinter sich zu — er hörte draußen laut und lauter seinen Namen rufen. Die tausendmal ersehnte Flut war gekommen — sie riß ihn hinweg, wer mochte wissen wohin?

Der Zug des flüchtigen Königs war schon in Bewegung. Nur der junge Engländer hatte Erichs geharrt und sprach ihn im gebrochenen Deutsch hastig an:

„Zeigt uns die Straße zur Rettung! Ihr meint es treu mit der Königin — diese Männer da voran sind allzumal Schufte und würden den Judaslohn gern verdienen, den Graf Kinsky sicher schon in seiner Tasche hat. Wär' ich der König, ich ließe ihn niederstoßen."

Wilder und wirbelnder fühlte sich Erich von den Wogen erfaßt! Er hätte auflachen und fragen mögen, warum er allein von allen der Treue sein solle, doch strebte er nur mit mächtigen Schritten den Zug zu erreichen. Wie er herankam, sah er, daß die Königin nach ihm zurückgeblickt hatte.

„Wir sind auf der rechten Straße, Erich Wallram?" fragte sie, während er neben ihrem weißen Pferde herschritt. „Und wo — wo ist der Hohlweg, von dem Ihr spracht, aus dem die Gefahr kommen müßte?"

„In einer Stunde kommen wir dorthin, Majestät!" entgegnete Erich. „Ihr möchtet befehlen, wer mit mir dort bleiben und für Eure sichere Reise wachen wird!"

Auf den Lippen der Königin erstarb die Frage, was aus den Männern werden sollte, die diesen Dienst übernähmen. Sie wandte sich in englischer Sprache zu ihrem Gemahl. Erich lauschte einige Augenblicke den fremden unverständlichen Worten. Wie die breiten beeisten Baumstämme längs der wohlbekannten Straße vorüberglitten, dachte er wohl daran, daß ein Sprung in den Wald ihn aus der Flut ans sichere Land retten könne. Und doch wußte er, daß er den Sprung nicht tun werde — jetzt nicht und niemals! Die Minuten verrannen, der Zug

trabte und schritt mit immer größerer Eile dahin — Erich folgte ihm willig und willenlos!

Und nun ward der Hohlweg erreicht, dem seit einigen Minuten, seit ihn die Hand des Försters zuerst gezeigt hatte, die Gesichter aller im Zug gespannt und sorgenvoll entgegenblickten.

Er lag still und halbverschneit, wie zur Stunde, wo Erich an dieser Stelle von Pater Sebald geschieden war! Der junge Förster schritt in den Weg hinein, der sich dunkel nach Grafenstein hinabzog. Kein Licht blitzte auf, kein verdächtiger Laut war zu hören. Er blickte an den steilen Wänden der Wegseiten empor, es schien unmöglich sie zu erklimmen. Der Zug hielt zunächst auf der großen Straße; Erich Wallram kam zurück und verneigte sich noch einmal tief vor den königlichen Flüchtlingen:

„Hier allein ist die Gefahr! Laßt mit mir sechs oder acht der zuverlässigsten von Euren Leuten zurück und Ihr sollt fünf, sechs Stunden sichern Vorsprung haben. Dafür bürg' ich Euch, königlicher Herr!"

Auf einen Wink Friedrichs gesellten sich wenige Bewaffnete zu Erich. Auch der junge Engländer sprang vom Pferd und trat zu ihnen. Das Auge Elisabeths weilte mit dankbarer Rührung auf dem mutigen Pagen — dann aber schien sie sich zu besinnen. Sie streifte den Handschuh ab und zog einen Ring von ihrem Finger. Sie neigte sich gegen den jungen Jäger und sagte mit klarer Stimme:

„Ihr wagt viel für uns und setzt alles aufs Spiel! Wir vertrauen Euch ganz! Nehmt diesen Ring, Wallram, nicht als Dank, sondern als ein Zeichen, daß Ihr hohen Anspruch auf unsern königlichen Dank habt."

Der flüchtige Böhmenkönig murmelte einige Laute,

die sich Erich als Dank deuten mochte. Der Zug setzte sich auf einen Wink Graf Kinskys rasch wieder in Bewegung, die müden Pferde wurden angetrieben. Erich wähnte noch einen Blick der Königin zu erhalten. Aber die hohe Frau sah jetzt nur noch auf den jungen Landsmann, der ihre Hand küßte und auf seine Knie sank. Minutenlang konnte man in der mondhellen Nacht noch alle Gestalten im Zug unterscheiden — bis sich die Straße tiefer hinabsenkte und alle zugleich verschwanden.

Die Augen Erichs und des jungen Engländers trafen sich, ein Entschluß war in ihnen zu lesen. Der Förster stieß am Ausgang des Hohlweges die Gabel seiner Büchse tief in den harten Boden — er wies den Bewaffneten den Platz an, wo sie mit ihren Partisanen den Pfad sperren konnten. Dann flog sein Blick den gegenüberliegenden Weg empor, der zu Pater Sebalds Klause führte. Der alte Franziskaner mochte im kurzen Morgenschlummer ruhen, ohne Ahnung, wie jäh und wild die Wogen, vor denen er gewarnt, seinen jungen Freund erfaßt hatten!

Die Straße heran, nicht aus dem Hohlweg hervor, klang Hufschlag. Erich, der Page und die bewaffneten Männer, rauhe gleichgültige Soldknechte, schauten auf. Graf Kinsky kam des Wegs zurück, auf dem er vorhin mit den hohen Flüchtlingen verschwunden war. Leicht und sicher lenkte er sein Pferd, er ritt heran und rief der Gruppe am Hohlweg zu:

„Ihr seid Narren, ihr Männer, wenn ihr für diese da unten sterbt. Ihnen krümmt man kein Haar, wenn die Verfolger sie erreichen, euch läßt der Kaiser hängen!"

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und flog die Straße in der Richtung nach Böhmen hin. Hinter ihm drein aber krachte, das Echo weckend, ein Schuß aus

Erichs Büchse, wilder Grimm über den hohen Verräter hatte den Jäger überwältigt. Mit dem Schuß aber ward plötzliches unheimliches Leben geweckt. Den Hohlweg herauf tönten wilde, verworrene Laute, Geräusch schwerer, stampfender Tritte. Die böhmischen Männer neben Erich und dem Pagen sahen sich an, sie traten zueinander. Schrill klangen ihre Stimmen in das Ohr des Erregten:

„Der Kinsky hat recht! Ihnen geschieht nichts — uns geht's an den Hals! Werft die Waffen weg, Brüder, und zieht friedlich eurer Straße."

Sie zogen nicht ihrer Straße, sie flohen eilends dem Grafen Kinsky nach. Der junge Engländer murmelte grimmige Flüche, Erich Wallram lud verächtlich lachend seine Büchse. Der Page warf einen wehmütigen Blick nach der Straße zurück, wo sein Pferd frierend, gesenkten Ohres stand. Erich holte tief Atem, es galt einen letzten Entschluß. Er verstand die Sprache des Jünglings nicht, aber er las in dessen Seele. Rauh und fast befehlend sagte er:

„Dringt der Haufe dort unten wirklich heran, so halten wir beide ihn so wenig auf, als ich allein. Fürchten sie aber meine Büchse, so braucht's nur meiner! Steigt zu Pferd, Herr, sagt Eurer Königin, wie es hier steht, und sorgt, daß sie auf ihrer Flucht die letzten Kräfte von Roß und Mann dransetzen."

Zwei-, dreimal widersprach der Jüngling. Aber Erich sah seinen Blick aufleuchten, als jener endlich gehorchte. Behend schwang er sich in den Sattel, im rasenden Galopp ritt er die Straße hinab. Den Segenswunsch, den er dem treuen Deutschen noch zurief, verschlang der Morgenwind, der sich erhob, und der Hufschlag seines Rappen!

Die Flut des Lebens, die um Erich gerauscht hatte, sank tief! Wie am Abend zuvor stand er einsam in dem heimischen Forst; nur an Rückkehr zu seinem Herd durfte er nicht denken. Der tobende dunkle Schwarm kam den Hohlweg höher herauf — er feuerte seine Büchse mit sicherer Hand ab. Er lud und feuerte wieder, er sah deutlich, wie der Haufe zurückwich, aufs neue näher kam und vor jedem seiner sicher gezielten Schüsse wiederum in der Tiefe verschwand. Viertelstunde um Viertelstunde verrann — eine grimmige Lust an dem wilden Spiel kam über ihn, und das Herz schlug ihm höher bei dem Gedanken, daß jede Minute für die holde flüchtige Königin gewonnen sei. Da klang verdächtiges Geräusch über ihm, Steine und Erde bröckelten von der Höhe herab, wo der Wald am Hohlweg hinzog. Er sah empor, er hörte Stimmen und Tritte, sie klangen wie Wellen über seinem Haupt. Eine wohlbekannte Stimme schlug an sein Ohr — er hörte Jablonicz, den Mährer, mit wildem Fluch ausrufen:

„Es ist nur Wallram, der Förster, der uns hier die Straße sperrt." Waffen rasselten über ihm — er zuckte einen Augenblick, dann sah er aufs neue fest in den Hohlweg hinaus. Wieder krachte sein sicherer Schuß in den herandrängenden Schwarm — wieder wich dieser tobend und heulend zurück. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß aus der Höhe, Erich Wallram brach getroffen zusammen und umklammerte im Fall seine Büchse. Von der Straße heran klang Geräusch von Schritten, klang Hufschlag zugleich. Jablonicz und die Männer über dem Gestürzten wichen plötzlich ins Dickicht des Forstes zurück — auch im Hohlweg wurde es bald still. Ein Trupp von Reitern, die noch König Friedrichs Feldzeichen trugen, sprengte die Straße daher. Und von seinem Waldkirch-

lein herab kam Pater Sebaldus, den die Schüsse emporgeschreckt hatten und der im Augenblick, wo Erich zusammenbrach, den Ort des Kampfes erreichte. Mit tiefem schmerzlichen Stöhnen warf sich der Alte neben Erich nieder. Er nahm das Haupt des tödlich Verwundeten in seine Arme — er hauchte die Augen und Lippen an, die sich schließen wollten. Da richtete sich Erich Wallram empor — er sah starr auf die Reiter, die um ihn hielten, und erkannte ihr Abzeichen. Mühsam stammelte er:

„Euer König und — eure Königin sind dort hinab! Wenn ihr treue Männer seid, so haltet an dieser Stelle wenig Stunden und dann folgt ihnen nach. Sagt auch der Königin, wie ihr mich hier gefunden habt.“

Er schloß die Augen und öffnete sie noch einmal gegen den alten Franziskaner. Seine Hand, die in der des Alten ruhte, hielt krampfhaft den Ring, den ihm Elisabeth von Böhmen gegeben:

„Ihr hattet recht, Pater Sebald!“ flüsterte er. „Der Strom geht hoch und reißt einen Menschen jäh hinab! Nicht noch einmal würd' ich mir wünschen, was über mich kam! Aber tun würde und müßte ich doch und immer wieder, wie ich heut' getan habe! Lebt wohl, Pater Sebald, und gedenkt meiner treu, treuer — als die schöne Königin tun wird!“

Bis zum hellen Morgen hielten die Reiter an der Waldstraße. Als sie nach Schlesien hinabritten, stieg der alte Franziskaner mit geröteten Augen und wankenden Schritten zu seiner Kapelle empor. Drunten aber an der Waldecke, unter Schnee und Tannenzweigen, lag ein einsamer Toter, über den die Flut des Lebens hinweggebraust war!

Violanda Robustella.

Am blauen sonnigen Pfingstmorgen ritt Herr Georg von Buol, ein junger rhätischer Edelmann, der am Tage zuvor an der Spitze bewaffneter Bündner über den unwegsamen Alpenpaß des heiligen Bernhardin aus dem Rheinwald gekommen war, das Tal von Misocco hinab. Hinter ihm tönten die Glocken des Fleckens Cremeo, vor ihm die des Dorfes Soazza, ein warmer Luftstrom, der von Süd kam, trug den Glockenschall an sein Ohr und umschmeichelte das jugendfrische aber männliche Gesicht, das blonde lockige Haar des Reiters. Die Talsenkung, in die er, auf den schlanken Hals seines braunen Rosses vorgebeugt, hinabsah, schwoll ihm mit ihrem üppigen Grün, ihren leuchtenden Farben gleichsam entgegen. Über ihm streckten die mächtigen Edelkastanien ihre Zweige hin; soweit sein Auge reichte, standen die zierlichen, hellen, laubreichen Bäume einzeln und in anmutigen Gruppen im welligen Grund und stiegen hoch an den steilen Bergwänden des Tals empor. Herr Georg war wie berauscht von der Pracht und Fülle, die sich zum erstenmal im Leben vor ihm auftat. Zwischen Kastanien, Maisfeldern, halbwilden Rebengärten und Maulbeerbäumen, lehnten sich die Häuser des Dorfes Soazza an einem mächtigen Hügel, hoch auf diesem prangte die stattliche Kirche mit weithin schimmernden grellfarbigen Bildern an ihren Wänden. Am Fuße des Hügels aber standen zwei kleine, unter Bäumen errichtete

Kapellen einander gegenüber und bildeten eine Art Tor zu der großen Kirche. Zwischen den Kapellen und der Hauptkirche, den Hügel hinab und hinauf drängte sich Volk in bunten fremden Trachten, laute begrüßende Stimmen schollen dem Ankömmling entgegen und dieser vergaß im Augenblick ganz, daß er an der Spitze bewaffneter Männer in dies Tal herübergekommen sei, um eine aufrührerisch gesinnte Bevölkerung zu überwachen. Er sah lächelnd auf das bunte Getümmel und atmete mit einem Wohlgefühl, das sich in allen seinen Mienen ausdrückte, die weiche Luft des prächtigen Junimorgens ein. Ihm war zumute, als hebe ein neues Leben für ihn an, alles, was er sah und fühlte, war ihm fremd, und doch schien ihm wieder, als sähe er nur lebendig vor sich, was er schon lange verborgen in seiner Seele getragen hatte. —

So schwang er sich in der Nähe der beiden Kapellen aus dem Sattel und ließ sein Pferd in den Händen eines der Einwohner von Soazza, die sich dienstfertig und unterwürfig, die bunten Mützen in der Hand, um ihn drängten. Er stieg mit raschen Schritten nach dem Gotteshaus empor, doch war an der gleichgültigen Weise, mit der er an den gemalten Bildern vorüberging, die zwischen Kapellen und Kirche standen, alsbald zu erkennen, daß er der heiligen Mutterkirche fremd sei. Und die Reihen, die sich so bereitwillig vor ihm öffneten, schlossen sich hinter ihm mit lautem Gemurr und halblauten Verwünschungen. Halb galten sie dem stattlichen jungen Ketzer, der unbeirrt, ja sichtlich fröhlich seinen Weg verfolgte, halb den Reitern, die ihrem Befehlshaber auf dem Fuße nachdrängten und sich's nicht sonderlich kümmern ließen, daß ihre staubigen Wämser und Lederkoller mit den Festkleidern der Männer und Frauen von Soazza in allzunahe Berührung kamen.

Nach wenigen Minuten hatte Georg Buol die Spitze des Hügels erreicht. Unter einer mächtigen alten Ulme, die über den Steinschwellen der Kirchenpforte eine Art Laubdach wölbte, standen die vornehmsten Einwohner des Dorfes und der nächsten Ortschaften — ein Kreis stattlicher, reich gekleideter Gestalten. Sie hefteten ihre Blicke mehr fest als neugierig auf den Näherkommenden. Nur einer, der vor den andern stand, lüftete zum Gruß das sammetne Barett. Er zeigte ein breites gelbes Gesicht, mit spitzigem grauen Bart und leicht ergrauendem Haupthaar — unter hoher aber wenig gewölbter und scharfkantiger Stirn lagen dicke, buschige Augenbrauen und in tiefer Höhlung kleine aber scharfe schwarze Augen. Der etwa fünfzigjährige Mann schien das Haupt des ganzen Kreises, seine Kleidung von schwerem braunen Sammet, mit reicher Silberstickerei, war prächtiger als die der andern. Georg Buol erkannte ihn auf der Stelle — es war der Doktor Francesco Robustelli, ein Arzt, der vordem auf der Insel Malta ein Vermögen erworben und sich nun in seinem heimischen Tale niedergelassen hatte. Und zugleich fiel ihm bei, daß der Doktor der Bruder jenes Ritters Jacopo Robustelli sei, der drüben im Veltlin Pläne und Ränke spann, um die italienischen Landschaften von den drei Bünden im hohen Rhätien loszureißen und unter die Herrschaft der Spanier im benachbarten Mailand zu bringen. Er erinnerte sich, daß ihm die Bundeshäupter zu Chur von dem Arzte viel Schlimmes geweissagt und mitgeteilt hatten, daß Doktor Franz in seinem Hause verdächtige Priester und Mönche beherberge, daher am schärfsten unter allen Einwohnern des Misox im Auge zu halten sei. Und so geschah es, daß der junge Hauptmann und Talammann die kalte aber höfliche Begrüßung

Robustellis mit einer scharfen warnenden Ansprache und dem Bedeuten erwiderte, daß man wohl wisse, in welche Zettlungen der Doktor samt vielen andern Talbewohnern verstrickt sei. Doktor Robustelli hörte die Worte Buols mit gespannter Aufmerksamkeit, auf seinen Lippen war ein Lächeln, aber aus seinem Auge blitzte ein Strahl ohnmächtigen Zorns. Der junge Hauptmann bereute beinahe schon, zu viel gesagt zu haben — der nächste Augenblick ließ ihn die Heftigkeit seiner Worte noch tiefer bedauern. Denn während er dem Arzt fest in das erregte Gesicht blickte, legte sich plötzlich eine schmale weiße Hand auf den Arm Robustellis, eine schlanke Frauengestalt wurde neben ihm sichtbar und der junge Mann sah zwei leuchtende blauschwarze Augen halb zürnend, halb neugierig auf sich gerichtet. Das schöne Gesicht von edlem Schnitt, das Georg Buol dicht vor sich sah, war vom Schmelz reiner Farben leis angehaucht, die Augen, die bald hellschimmernd, bald von dunkler Tiefe schienen, wandten sich erst zu Boden, als das Mädchen die Befangenheit gewahrte, die jetzt den jungen Hauptmann überkam. Die Flut ihres dichten schwarzen Haars hielt ein goldenes Netz, dessen glänzende Fäden auf den weißen Nacken herabfielen, ohne ihn zu verhüllen. Sie trug ein knapp anliegendes Gewand aus weißem, mailändischem Tuch, von einem goldenen Gürtel umschlossen, der Reiz und die jugendliche Fülle ihrer hohen Gestalt wurden durch dies Gewand eher gehoben als verhüllt. Der junge Edelmann fühlte, daß eine heiße Glut sein Gesicht überhauchte und daß ihn eine plötzliche Verwirrung befiel, die den Blicken Doktor Robustellis nicht entgehen konnte. Da nun Georg Buol zugleich die Augen aller andern auf sich gerichtet sah, zwang er sich, von dem schönen Mädchen hinwegzublicken, und sagte im

Kreise umhersehend: „Vielleicht waren wir in Chur zu argwöhnisch. Doch komme ich auf alle Fälle ohne Zorn und Groll. Ihr aber werdet wohltun, wenn ihr alle Verbindung mit den Spaniern in Mailand und den Männern im Veltlin abbrecht, die Verrat an Graubünden sinnen. Und nun kein Wort mehr davon — ich kam nicht, um euer Pfingstfest zu stören, sondern es mit euch zu feiern."

Ohne daß er es wußte und wollte, ruhten seine Blicke wieder auf dem Gesicht des schönen Mädchens, die einen Schritt zurückgetreten war und, wie er deutlich bemerken konnte, die Perlen ihres kostbaren Rosenkranzes hastig durch die Finger gleiten ließ. In diesem Augenblick klang über ihnen erneutes kurzes Geläut — die Messe drinnen nahm ihren Anfang. Doktor Robustelli, der bei den letzten Worten Buols eine gewisse Spannung gezeigt hatte, fragte den jungen Mann noch rasch, ob er jenem Zweige seiner Familie angehöre, der der alten Kirche treu geblieben sei. Und während sich in seinen harten Zügen eine Art lauernder Hoffnung malte, sah Georg Buol, daß das Gesicht des schönen Mädchens einen Augenblick freudig aufleuchtete. Er konnte nur schlicht erwidern, daß der Doktor sich irre, daß er zu den Evangelischen gehöre, daß ihm aber der Friede des Glaubens und die Rechte seiner katholischen Landsleute so heilig seien, als sein Eid. Dabei trieb es ihn, die Wirkung seiner Worte auf das schöne Mädchen zu beobachten. Sie blickte sehr ernst und fast traurig auf ihn und klammerte sich fest an den Arm des Doktor Robustelli, als dieser mit einem kalten Gruß von dem jungen Hauptmann Abschied nahm und durch die Kirchenpforte schritt. Georg Buol sah ihm und ihr und den andern, die dem Arzte rasch folgten, nach wie einer, der

nicht weiß, ob er vom Traume erwacht, oder zu träumen beginnt.

Doch verließ er endlich den Platz vor der Kirchenpforte, der jetzt beinahe menschenleer war, und wandte sich zu seinen Soldaten, die in einiger Entfernung standen und mehr als einen verwunderten Blick unter sich getauscht hatten. Johann Flürs aus dem Oberhalbstein, der riesige graubärtige Wachtmeister, war gerade dabei, aus seinen Erfahrungen im Veltlin den Kameraden mitzuteilen, daß es nie und nimmer gut tue, den welschen Weibern in die Augen zu blicken, als der junge Hauptmann herankam und allen befahl, sich in ihre Quartiere im Dorfe Soazza zu begeben. Da Buol auf die rauhe Anfrage des alten Flürs, ob er selbst nicht mit hinabkomme, nur kurz zur Antwort gab, er habe hier noch zu verweilen, so blieb den Reitern nichts andres, als zu gehorchen. Der junge Mann blickte ihnen nach, wie sie zu ihren Rossen hinabgingen. Dann sah er sich um und nahm wahr, daß an der Schwelle der Kirche, gerade unter dem steinernen Bilde der heiligen Rosalie, ein alter Bettler saß. Er warf ihm im Vorübergehen ein Silberstück in den Hut und fragte mit so gleichgültigem Tone, als er nur vermochte, ob das Mädchen, das an Doktor Robustellis Seite gestanden, dessen Tochter sei. Der Bettler antwortete mit verschmitztem Augenniederschlag, Madonna Violanda sei nur die Nichte des Arztes. Sowie der Alte dies gesagt hatte, verlor Georg Buol die künstliche Ruhe, die er zur Schau getragen, und forschte mit einer gewissen Heftigkeit, ob Violanda in der Tat ein Kind jenes Ritters Jacopo Robustelli sei, der zu Grossotto im Veltlin saß und als das Haupt der aufrührerisch gesinnten Katholiken galt. Der Bettler lachte bei dem Eifer des bündischen Herrn

in sich hinein und gab nach einigem Zögern zur Antwort: der gestrenge Talammann irre, der Vater der Jungfrau sei ein Kaufherr zu Plurs gewesen und vor zwei Jahren mit seiner Stadt und seinen Mitbürgern bei dem furchtbaren Sturz des Berges Conti verschüttet und begraben worden, während sich seine Tochter Violanda eben zum Besuch im Hause ihres Oheims, des Doktors von Soazza, befunden habe. Er fügte hinzu, daß Madonna Violanda im Hause des Oheims ein hartes Leben führe, und sagte zuletzt mit plötzlichem Aufschlag seiner listig funkelnden Augen:

„Einen gesegneten Morgen, Junker, und wenn Ihr einmal etwas an die Nichte des Doktors zu bestellen habt, so erinnert Euch, daß Battista Calzo an dieser Kirchtüre sitzt und gern dienstwillig ist!"

Georg Buol hatte sich schon von dem Bettler weggewandt, bei dessen letzten Worten erglühte er und fragte sich erschrocken, ob denn sein Gesicht aller Welt die seltsame Bewegung seines Innern verraten habe? Er flüchtete sich gleichsam zu der Gruppe mächtiger Kastanien, die den Westabhang des Kirchenhügels bestand. Indem er sich in das dichte trockene Moos unter den Bäumen niederwarf, suchte er seiner wirren Gedanken Herr zu werden. Zuerst atmete er tief auf, daß seine jähe Furcht, die schöne Violanda könne die Tochter des verrufenen Ritters Robustelli sein, sich als nichtig gezeigt hatte. Dann aber schoß ihm die Frage durch das Hirn, was denn für ihn zu fürchten sei, auch wenn der dreiste Bettler eine andere Antwort erteilt hätte. Er stützte seine Stirn in beide Hände und fand sie heiß und brennend. Wie ihn in der Frühe der Zauber des Pfingstmorgens, die Pracht des südlichen Tals mächtig ergriffen hatte, als könne er des

kaum genossenen Anblicks nie wieder entbehren, genau so hatte das Anschauen der schönen Violanda auf ihn gewirkt. Ein heftiges Verlangen, sie zu sehen und wiederzusehen, ihr nahe sein zu dürfen, lebte plötzlich in ihm, und dabei war ihm doch, als wäre es nicht eine halbe Stunde, sondern unendlich lange Zeit, daß ihn dies Verlangen ergriffen. Indem er dem wunderbar rätselhaften Erlebnis noch nachsann, blitzte flüchtig der Gedanke auf, während er hier liege, könne die Familie Robustelli die Kirche durch die große Pforte auf der Südseite verlassen, die er nicht im Auge hielt. Und dieser Gedanke genügte, den jungen Mann von seinem Sitz empor zu treiben. Dann aber hielt er doch seinen Fuß zögernd zurück, denn fast im gleichen Augenblick überflog ihn die Glut sehnsüchtiger Wünsche und die Glut der Scham über so plötzliche Hast und Leidenschaft!

Allmählich kam er der Kirche wieder näher — den Blicken des Bettlers, der sich an der großen Pforte sonnte, suchte er auszuweichen. Durch Fenster und Pförtchen drangen einzelne Töne der Messe an sein Ohr — sie riefen ihm nur das Bild des Mädchens, das jetzt da drinnen kniete, vor die Seele. Er meinte die bunten Gruppen der betenden Frauen und aus allen hervorleuchtend die klaren Züge, die schimmernden Augen zu sehen, die ihm schöner und lockender erschienen, als alle Schönheit und Jugend, die er je daheim geschaut hatte. Während er unruhig bewegt auf und ab ging, geschah, was er träumte. Von allen Seiten taten sich die Eingänge der Kirche auf, aus ihnen hervor traten einzeln und in kleinen Gruppen alle Frauen, die vorhin zur Messe gegangen waren — aber nicht einer der Männer begleitete sie! Einen Augenblick erinnerte sich Buol seines Amtes

und wurde bei diesem außergewöhnlichen Anblick von Besorgnis und Mißtrauen ergriffen. Dann fiel ihm bei, daß er selbst diesen Morgen dem Pfarrer von Soazza eine mahnende Ansprache an das Talvolk gesandt habe, die jetzt sicher vor den Männern in der Kirche verlesen wurde. Beruhigt lächelte er, was sollte die ernste Warnung vor Aufruhr und Umtrieben den Frauen und Mädchen, was sollte sie vor allen ihr? Da es gewiß nur wenige Minuten währen konnte, bis auch die Männer aus der Kirche kamen, so drängte sich Georg mit raschem Entschluß an die Seite des Mädchens, die er bei ihrem Hervortritt mit sicherm Blick sofort erspäht hatte: sie schlug zu seinem Erstaunen den Weg nach der Baumgruppe ein, von der er kam. Sie ging ruhig neben ihrer Begleiterin, einer ältlichen Frau in gedrückter, beinahe unterwürfiger Haltung, aber mit scharfen Zügen und Augen. Beide nahmen den Nachfolgenden nicht eher wahr, als bis sie unter den Ulmen stillstanden und den jungen Hauptmann dicht bei sich erblickten. Die Alte ließ einen Laut des Verdrusses hören, Violanda aber wandte ihm in ruhiger Fassung ihr Gesicht entgegen und erwiderte den tief ehrerbietigen Gruß des Nahenden mit leichter Neigung des schönen Hauptes. Dabei blickten ihn ihre tiefen Augen mehr forschend als fragend an, er aber gewann plötzlich den Mut, den ernsten prüfenden Blick für eine Frage zu nehmen, und sich bei Madonna Violanda darüber zu entschuldigen, daß er sie für einige Augenblicke der Begleitung der Ihren beraubt habe. Das Gesicht des jungen Mädchens verriet eine gewisse Verlegenheit, ihre Antworten wurden mit klarer, aber leicht zitternder Stimme gegeben, so daß das Gespräch der beiden etwas Einsilbiges behielt. Georg Buol fühlte den wunderbaren Schauer, der

ihn beim ersten Anblick dieses Mädchens erfaßt hatte, wiederkehren. Die Gegenwart der Alten erschien ihm beengend, peinlich — im ersten Augenblick, als sie hinwegsah, wurde sein Ton freier, wärmer, und hastig sagte er, daß er sein, den Talbewohnern verhaßtes Amt nicht gesucht, daß er es nur mit Widerstreben angenommen habe, sich aber doch jetzt glücklich preisen müsse, es erhalten zu haben. Dunkle Glut überflog bei diesen Worten Violandas Wangen, sie versuchte einen Augenblick den jungen Mann zürnend anzuschauen. Aber an Stelle des Unwillens trat alsbald ein ganz andrer Ausdruck — dankbares Entzücken, Scheu und Mitleid mischten sich in den schönen Zügen. Die alte Eustazia blickte noch immer gelangweilt nach der Kirche hinüber. Violanda näherte sich einen Schritt dem jungen Manne und flüsterte — indem ihr Gesicht plötzlich die Farbe ihres Gewandes erhielt:

„Ihr scheint redlich und gut, darum flieht von hier, so rasch Ihr könnt. Sie sinnen Euch Böses und niemand meint es wohl mit Euch!“

Georg vernahm mit freudigem Schreck die raschen Worte. Die Warnung selbst berührte ihn kaum, er glaubte zu verstehen und zu wissen, was das Mädchen meine, ihn beglückte nur die plötzliche Erregung, die unverhoffte Teilnahme Violandas. Er versuchte in raschen zitternden Worten sein plötzliches Gefühl, sein Glück auszudrücken. Aber die Laute seiner Stimme drangen schon an das Ohr der alten Eustazia, die sich argwöhnisch dem jungen Paar wieder zuwandte und, mit finsterem Blick auf den rhätischen Edelmann, die Hand Violandas faßte. Georg vernahm noch, wie sie in ihrem lombardischen Dialekt das schöne Mädchen schalt — er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht gegen die alte Hüterin loszubrechen.

Violanda ging mit gesenkter Stirn neben Eustazia, sie wagte keinen Blick rückwärts — und erwiderte auf das Schelten der Alten und den Ausruf, daß sich kein Mädchen soweit vergessen dürfe, die Worte junger Männer anzuhören, errötend nur, daß der junge Talammann ihr besser und redlicher erscheine, als die jungen Männer des Tals und ihrer Heimat. Die alte Eustazia aber wiederholte kopfschüttelnd:

„Sie wollen alle nur eines, das Schlimmste! Darum darfst du es von keinem hören, als dem, den dir der Doktor Francesco zum Manne bestimmt. Komm — komm, Kind — dort treten sie aus der Kirche heraus — alle Heiligen mögen segnen, was sie drinnen beschlossen haben!"

Violanda bebte über den ganzen schlanken Leib — ihre Hände falteten sich halb unbewußt zu einem Gebet — sicher nicht zu dem, das Eustazia verlangte. Die Alte sah nur zurück nach dem jungen Hauptmann, und da dieser Violanda nicht aus den Augen ließ, ja mit zögernden Schritten folgte, so führte sie ihre schöne Pflegebefohlene um so rascher und trotziger dem Doktor Robustelli entgegen, der, eifrig mit mehreren Männern sprechend, von der Kirchenpforte herankam. Bei der eiligen Annäherung seiner schönen Nichte und der alten Eustazia blickte der Arzt verwundert auf, und als der knöcherne Finger der Alten auf den jungen Edelmann zurückdeutete, schlug rasche Zornröte im gelben Gesicht des Doktors empor. Das Gespräch der Männer verstummte, und sowie Padre Giovachino, der Theatiner von Como, hinzukam, der drinnen in der Kirche die Messe gelesen hatte, gingen sie sämtlich auf Georg Buol zu — nachdem Doktor Robustelli Eustazia eine Weisung ins Ohr geraunt hatte, infolge deren die Alte ihre junge Pflegebefohlene alsbald

den Kirchenhügel hinabführte und mit ihr in einem der größeren Häuser von Soazza verschwand.

Der junge Hauptmann sah dies alles wohl, das heiße Blut schoß auch ihm dunkelrot ins Antlitz — aber er dachte an Violanda und wartete das Herankommen der Männer aus dem Misoccotale nicht ab. Mit einem finster warnenden Blick auf die Gruppe, aus der ihm jetzt unverhohlen feindliche Gesichter nachstarrten, grüßte er und schritt dann zur Straße hinab, an der er vorhin vom Pferde gestiegen war. Als er an den Bildstöcken mit der roh gemalten Passion vorüberkam, mußte er zur Sonne emporblicken, die noch längst die Mittagshöhe nicht erreicht hatte, um gewiß zu werden, wie kurze Zeit verstrichen sei, seit er den Kirchenhügel emporgestiegen war. Er setzte sein Roß in Trab, als er aber an dem dunkeln steinernen Hause vorüberritt, in dessen Tür Violanda Robustella vorhin eingetreten war, ließ er das Tier im langsamen Schritt gehen. Erst als alles Emporblicken zu den schießschartenähnlichen, eisenvergitterten Fenstern umsonst blieb, drückte er die Sporen ein und erreichte bald weit draußen vor dem Dorfe den Hof des Podesta, in dem ihm sein Quartier bereit gehalten wurde.

Die Männer auf dem Hügel hatten ihm gespannt nachgesehen; bei jeder Rosseslänge mehr, die der junge Hauptmann sich entfernte, trat ein Ausdruck der Erbitterung unverhüllter in ihren Gesichtern hervor. Der Theatiner erhob drohend den Arm und rief Georg Buol den christlichen Wunsch nach, daß ihn der Arm des Herrn wie König Sanherib treffen möge. Doktor Robustelli entgegnete mürrisch, der bündische Herr sei schlimmer als der Assyrerkönig, der habe mindestens seine Frauen mit sich geführt, während dieser sogleich nach den ihren begehre. Ein

dritter der Männer lächelte boshaft zu diesem Zornausbruch des Arztes. Er zeigte eine hohe hagere Gestalt, ein Gesicht, in dem die Knochen so energisch hervortraten, daß das ganze Antlitz gleichsam aus Ecken und Höhlen zu bestehen schien. Aus der tiefsten der Höhlen aber funkelten dann ein paar schwarze Augen so beweglich hervor, daß Doktor Robustelli die Hand vor seine Augen hielt und leise, aber ingrimmig zu Padre Giovachino sagte: „Paravicis Blicke sind wie wilde Katzen, die auf einen einspringen möchten; 's ist ein wüster Habenichts, ein verdorbener Leutnant, den selbst die Venezianer, die wahrlich nicht heikel sind, aus dem Dienst gejagt haben, ein unheimlicher Geselle! Der Ritter Jacopo, mein Bruder, muß nicht recht bei Sinnen gewesen sein, daß er diesem Mann für seine Dienste die Hand unserer Nichte zugesagt hat. Lieber lasse ich sie ganz unvermählt und behalte sie bei mir, ehe ich den Stolz und die Hoffnung unseres Hauses solchem Gesellen hingebe."

Der Pater indes verwies dem Arzt nachdrücklich seine Rede und fragte ihn mit gerunzelter Stirne, ob er wirklich einen Kämpfer der Kirche um seinen verheißenen Lohn zu betrügen denke? Es stehe übel um die heilige Sache, wenn solche Gesinnungen unter ihren Häuptern sich verbreiteten, nicht umsonst solle Signor Paravici Hand und Gut Violandas erhalten, sondern, wie der Doktor wohl wisse, für große und schwere Dienste, die nahe bevorstünden. Wenn der tapfere Soldat kein Vermögen habe, so möge Doktor Robustelli bedenken, daß heute mancher in Haus und Hof sitze, der in einem Monat Gott danken werde, am Bettelstab über die Berge flüchten zu können. Der Pater zeigte dabei talaufwärts nach den blauen Höhen des Bernhardin und wandte sich von dem Arzte hinweg

zu Signor Paravici, der argwöhnisch einzelne Worte des Gesprächs erlauscht hatte. Doktor Robustelli, von der Strafpredigt des Mönches wenig erbaut, sprach seinen Groll gegen den wohlhabendsten seiner Nachbarn scharf aus und wiederholte, daß er nicht daran denke, dem Gurgelabschneider Paravici zum Lohn für sein Handwerk seine schöne Nichte zu geben. Messer Gregorio, der Ölhändler, gab phlegmatisch zur Antwort, wenn der Doktor nicht schon eine Frau hätte, so würde er denken müssen, Herr Francesco wolle Violanda für sich behalten. Der Arzt aber schlug das Kreuz und erwiderte eifrig: „Auf schöne Töchter baut wohl eine geringe Familie ihre ganze Hoffnung emporzukommen. Warum soll ein stattliches Haus, dem eine Perle, wie unsre Violanda, geworden ist, sie dem ersten besten an den Hals hängen?" Vielleicht wäre es auch zwischen den beiden Alten zu einem Zwist gekommen, wenn Padre Giovachino nicht die Aufmerksamkeit aller umstehenden Männer auf sich gezogen hätte. Er ermahnte sie, da man mit dem neuen Talammann und seinen evangelischen Soldaten ebensoviel Späher ins Tal gesandt habe, wachsam und vorsichtig zu sein. Jede Abrede sei getroffen, jeder Mann wisse, was ihm zu tun obliege. Alle Ketzer sollten an einem Tage zu gleicher Stunde hinweggetilgt werden. Ritter Jacopo Robustelli zu Grossotto, des Arztes wackrer Bruder, werde Botschaft senden, zu welchem Zeitpunkte die Erhebung im Veltlin losbreche. „Seid alle bereit," schloß er, „und erhaltet eure Nachbarn in der Pflicht. Wer Waffen braucht, holt sie bei Nacht aus dem Hause des Signor Paravici zu Lostallo und verbirgt sie dann wohl, wer eine wichtige Nachricht hat, trägt sie unbemerkt zu Doktor Robustelli. Den Segen des heiligen Ambrosius und des ehrwürdigen Erzbischofs

von Mailand bringt in kurzer Frist ein würdiger Bruder des Klosters Jesu zu Mailand! Wenn ihr in den nächsten Tagen an Doktor Robustellis Seite einen Apothekergehilfen erblickt, so wißt ihr, daß der Segen gekommen ist. Inzwischen geht mit Gott und keiner vergesse seines Eides: vor dem Tage des Zorns keinen Evangelischen zu warnen, und an dem Tage des Zorns keinen zu schonen, wäre er auch sein Bruder, Vetter oder Freund!"

Die Umstehenden nickten stumm zu den Worten des Mönches, ein Ausdruck von düsterem fanatischen Groll, von wilder Erwartung lag auf allen Gesichtern. Padre Giovachino war der erste, der diese Stimmung wieder verscheuchte, er wandte sich zu dem hagern Signor Paravici und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen:

„Doktor Francesco wird uns ein Mittagessen geben und wir haben noch einen weiten Weg zurückzulegen."

Doktor Robustelli zuckte bei dieser Einladung an den verhaßten Abenteurer so zusammen, als ob er Signor Paravici am liebsten schon jetzt die Mahlzeit gesegnet hätte. Aber seine Freunde und Nachbarn nahmen rings um ihn Abschied, er mußte sich beherrschen, so gut er konnte. Sowie die Männer auseinandergingen, nahmen Signor Paravici und der Theatiner den schweigsamen Arzt in ihre Mitte, gingen mit ihm zur Landstraße hinab und nach dem großen schwärzlichen Steinbau hinüber, der etwa hundert Schritte von der Landstraße in einem halbverwilderten Rebengarten gelegen war. Achtungsvoll ließ Doktor Francesco den Theatiner vorangehen, trat aber dann rasch vor Signor Paravici über seine Schwelle und überließ es dem betroffenen Gast ihm nachzufolgen.

Doktor Robustelli war nicht der einzige Mann in Soazza, der an diesem Mittag ungebetene Gäste an seinem

Tische sah. Die bündischen Soldaten, die mit Hauptmann Buol aus dem Rheinwald herübergekommen waren, lagen in verschiedenen Häusern des reichen Dorfes. Doch überall begegneten sie verdrossenen Mienen, finsteren Blicken. Nur wenige von ihnen verstanden die Mundart des Tals, die wenigen fingen einzelne Worte auf, die ihnen keinen Zweifel an der feindseligen Gesinnung der Einwohner ließen. So kam jetzt einer nach dem andern der rauhen Männer zu dem Hause, in dem Georg Buol sein Quartier genommen hatte, um dem jungen Hauptmann alle Besorgnisse mitzuteilen. Dieser saß in einem hohen Gemach, in dem der Boden mit schweren Steinplatten erquickliche Kühle aushauchte. Nach dem Garten hin, der im Mittagslicht flimmerte, war das einzige Fenster des Gemaches mit einer dichten, kunstreich geflochtenen Matte verhangen — halbe Dämmerung herrschte in dem weiten Raum. Doch war es Georg jetzt beim Kommen und Gehen seiner Reiter zumute, als habe er nur das Sonnenlicht abgesperrt und die ganze, heiße, dumpfe Schwüle des Mittags dringe ihm doch ins Gemach. Er hätte ums Leben gern die glückselige Stimmung des Morgens festgehalten — nun wollte der Tag sein Recht und seine Sorge! Mit scharfem Ohr unterschied der junge Führer in den Berichten der Soldaten, was müßiges Geschwätz und was Besorgnis erweckend war. Ruhig, sicher ordnete er den Wachtdienst an und gab Befehle, daß sich im Falle eines plötzlichen feindseligen Losbruchs der Talbewohner die kleine Schar im Schutze des Hauses sammeln solle, das er selbst bewohnte. Er sandte vertraute Boten mit Briefen nach Chur, nach Cläven und Sondrio an die bündischen Amtleute und sagte zuletzt dem alten Johann Flürs, der mit finstrer Sorgenmiene und kopfschüttelnd in seinem Gemach

stand: „Gebt Euch zur Ruhe und erwartet, was kommen wird, wie Männer. Die Sachen sehen nicht drohender aus, als wir wußten, ehe wir in Chur den Befehl erhielten, ins Misox zu gehen!"

Der Alte aber nahm allen seinen Mut zusammen und entgegnete mit rauher und mürrischer Stimme, daß allerdings alles um viel schlimmer stehe, als diesen Morgen, weil die Tochter oder Nichte des gelbhäutigen Arztes ihrem jungen Hauptmann den Sinn berückt habe. Zürnend widersprach Herr Georg — mit der Rede des Alten drängte die Welt sich frech in seine geheimste Empfindung hinein, deren er selbst noch nicht gewiß war. Ohne ihn überzeugt zu haben, trieb er den alten Soldaten mit Scheltworten von sich, und blieb in wunderbarem Zwiespalt zurück. Freilich war es eine Torheit, jetzt und hier an ein Mädchen und an dies Mädchen zu denken! Und doch stieg das Bild Violandas in all ihrem Liebreiz beständig wieder vor ihm auf. Er dachte daran, im Hause Robustelli ohne weiteres vorzusprechen und zum Vorwand eine Unterredung über die Landesangelegenheiten zu nehmen. Zu rechter Zeit fiel ihm noch bei, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach dabei nur in das gelbe lauernde Gesicht des Arztes und nicht in das seiner schönen Nichte sehen werde. Dann erinnerte er sich des Bettlers unter dem Bilde der heiligen Rosalie. Vielleicht vermochte ihm dieser wenigstens zu sagen, zu welcher Stunde an andern Tagen das Mädchen zur Messe komme. Und kaum war dieser Gedanke aufgeblitzt, als Georg Buol Hut und Schwert nahm und rasch den Weg nach dem Kirchenhügel einschlug. Das Dorf lag noch in der Mittagsstille. Die Blumen in den Gärten umher hauchten stärkere Düfte aus, bunte Falter, die in ganzen Scharen vor ihm aufflogen, belebten die menschenleere

Gasse, durch die die Straße sich hinwand. Auf einer und der andern Schwelle saßen halbnackte braune Kinder, die hinter dem hohen blondbärtigen Manne mit der blitzenden Waffe erschrocken das Kreuz schlugen. Georg Buol stieg so eilig zu der Kirche hinauf, als ahne er, wer in diesem Augenblick auf der andern Seite emporkomme! —

Doktor Robustelli hätte an alles in der Welt eher gedacht, als daß der verhaßte Ankömmling an diesem Tage die Kirche von Soazza noch einmal aufsuchen werde. Vor einer Viertelstunde hatte er unter Schelten über ihre laue Frömmigkeit seine Nichte zu einem stillen Gebet aus dem Hause getrieben. Denn mit jeder Minute war dem galligen Arzte Signor Paravici unerträglicher erschienen. Der Soldat hatte zwar bei Tisch breit und prahlerisch von allen Einzelheiten des großen Schlages gesprochen, der gegen die Evangelischen geführt werden sollte und der wechselweis in den Klöstern von Mailand und in den Tälern des Veltlin geplant worden war. Aber er hatte dabei die schöne Violanda, die den Tisch bedienend ab und zu ging, mit seinen Augen verschlungen, er hatte zwei-, dreimal eine Berührung ihrer Hand gewagt und ein Gespräch mit ihr angeknüpft. Und so kurz und einsilbig auch das Mädchen geantwortet hatte, Doktor Francesco hatte doch jedesmal wie bei einem Biß gezuckt und war immer zerstreuter und einsilbiger geworden. So hatte er zuletzt, alles andere vergessend, seine Nichte selbst hinweggeschickt und auch die Einrede Padre Giovachinos, daß es noch längst nicht Vesper sei, unbeachtet gelassen.

Violanda Robustella hegte auf ihrem Gange trübe Gedanken. Sie wußte etwas davon, daß ihre Hand dem ehemaligen Offizier in venezianischen Diensten versprochen sei. Und da sie ihn nie ansehen konnte, ohne daß ein

Schauer über ihren schlanken Leib ging, so sann sie darüber nach, ob dies das ganze Leben so fortdauern werde. Wäre Signor Paravici minder abstoßend und unheimlich gewesen, so würde sie vielleicht versucht haben, ihn mit freundlicheren Augen zu betrachten. Denn im Hause des Oheims ward sie herrisch und hart gehalten, und wenn der Doktor Francesco gelegentlich freundlicher zu ihr sprach und sie selbst liebkoste, war ihr doch selten wohl dabei zumut. Alle seine Liebe galt ihrer Schönheit, sie erinnerte sich gut genug, daß er zur Zeit einer schweren Krankheit sie lieber tot als häßlich gewünscht hatte. So fiel ihr jetzt schwer aufs Herz, wie wenig frohe Stunden das Leben habe und wie rasch eine solche Stunde vorübergehe, eine Stunde wie an diesem Morgen, wo sie die zauberische Wirkung beglückt hatte, die ihre Jugend auf den jungen Hauptmann sichtlich hervorbrachte. Sein Gesicht, wie er ihr nachgeblickt hatte, lebte in ihrer Seele, und daher war sie minder erschrocken, als er selbst, als sie auf dem Hügel wenige Schritte von der Kastaniengruppe, jetzt plötzlich mit Georg Buol zusammentraf!

Die Bestürzung des jungen Mannes war eine freudige — durch Violandas Seele zuckte im ersten Augenblick nur der Gedanke, ob ihr Oheim selbst darum gewußt habe, daß der Talammann hier verweile? Sie verbarg ihre Freude so wenig als ihr Erstaunen. Aber instinktmäßig, ohne Laut, ohne Zeichen der Begrüßung strebten beide der schützenden Baumgruppe zu, die sie mit ihrem üppigen Laub neugierigen Blicken von unten entzog. Und dort angekommen, wo sie sich vor wenigen Stunden allein gesehen hatten, streckte der junge Mann beide Hände mit einem bittenden Blick aus — Violanda, die Augen niederschlagend, überließ ihm ihre Hand und sagte dann, nach

einem gleichgültigen Wort haschend und doch zitternd und erregt:

„Euer Amt treibt Euch viel hierher, Herr von Buol. Fürchtet Ihr unsere Kirche so sehr?“

Sie warf dabei einen Blick auf das Gotteshaus zurück, einen Blick, bei dem Georg zu anderer Zeit erraten haben würde, daß immerhin etwas von daher zu fürchten sei. Er aber ward jetzt nur inne, daß die schöne hohe Gestalt in anmutiger Haltung an seiner Seite stand. Er hielt sich achtungsvoll einige Schritte fern, doch der Hauch seines Mundes bewegte leis eine Locke ihres Haars, der Duft der Blüten, die sie im Gürtel trug, wehte ihn berauschend an. Er pries sein Glück, das ihn abermals und zu bessrer Stunde als diesen Morgen heraufgeführt habe, sowie er aber sah, daß sie unmerklich von ihm wich und scheu die Entfernung zwischen den Bäumen und der Kirchenpforte maß, bezwang er sein ungestüm pochendes Herz und fand einen Ton der Unterredung, dem das schöne Mädchen mit größerer Ruhe lauschte. Sie lehnte leicht an einem der Baumstämme, der junge Mann vor ihr stützte sich auf sein Schwert, das so lässig in seiner Hand ruhte, als sei es von jeher ein Stab gewesen — und so tauschten sie Wort um Wort und sahen sich immer länger, immer tiefer in die Augen. Entzog Violanda ihre blauen Augensterne dem Blick des jungen Mannes auf einige Minuten — so mußte sie doch alsbald wieder auf ihn hinsehen, ihn strafend anblicken, wenn er ihre Hand wie traumvergessen ergriff. Wie sie begonnen hatten, ihre jungen Erlebnisse zu tauschen, hätten beide wenige Minuten später selbst nicht mehr gewußt, aber gespannt und anteilvoll lauschte jedes von ihnen jedem Laut des andern. Georg Buol hörte von Violandas frohen Kinderjahren, die sie

verlebt, als ihr Heimatort Plurs noch über der Erde stand — er vernahm von dem traurig eintönigen Dasein, das sie seitdem im Hause des Oheims geführt hatte, von der Strenge der Base und der Furcht des schönen Mädchens, daß ihr auch kommende Tage nicht heller leuchten würden. Das alles klang aus ihren Worten heraus — und Georg vernahm es mit dem scharfen Ohr wachsender Leidenschaft, obschon Violanda ihr Leid in sich verschließen und ihm nur von ihren kleinen Freuden, ihrem täglichen Tun und Treiben sprechen wollte. Auch das Mädchen wußte bald, daß der stattliche Talammann aus deutscher Familie zahlreiche Sippen im ganzen bündischen Land, nur keine nächsten Verwandten habe. War bei Violanda der Schmerz um die Eltern, die ihr vor wenigen Jahren beim Untergange ihrer Heimatstadt entrissen worden waren, noch frisch — so wußte sich der junge Mann auf die Zeit kaum zu erinnern, in der ihm ein Mutterauge geleuchtet hatte. Er saß, seit er auch den Vater verloren, einsam in dem großen öden Schloß im Münstertal, das ihm zu eigen war, Jugendmut, Lebenslust und innere Unruhe hatten ihn gleichmäßig dazu getrieben, sich in den Dienst der Bundeshäupter zu Chur zu stellen. Durch seine Erzählung aber klang ein mutig zuversichtlicher Ton! „Das Glück würde ich zu finden und zu halten wissen — besonders seit Gott es mir so nahe gezeigt hat!“ wagte er zuletzt auszurufen. Die schöne Violanda blickte hinweg, als fürchte sie, zu viel zu hören, ihr Gesicht erglühte von den heißen Worten und mit zitternder Schnelle sprach sie wieder von ihren Blumen und vom großen Gedicht des Tasso, dem einzigen Buche, das sie, außer Heiligengeschichten und Andachtsbüchern, kannte. Sie beklagte den jungen Krieger, der von den Heldenbildern im „Befreiten

Jerusalem" nichts wußte, und gewann ihm das Versprechen ab, daß er die Abenteuer Tancreds und Rinaldos kennen lernen wolle, obschon er trotzig hinwarf, daß ihn an Italien nichts entzücke, als das Land und die holden Frauen.

Inzwischen wurde das rasch geführte, bunt wechselnde Gespräch der beiden, in dem keines beachtete, daß die Sonne schon tief im West stand, allmählich einsilbiger. Auf drängende Zusprache hatte Violanda Robustella einen der Moossitze unter den Bäumen eingenommen. Der junge Hauptmann atmete, wie er allmählich verstummte, immer schwerer und schwerer. Der Busen des schönen Mädchens hob und senkte sich, ihre Augen suchten den Boden und weilten doch wieder auf dem freudig belebten Gesicht Georg Buols. Beiden aber war seltsam traumhaft zumut. Als trenne das Gezweig der Kastanien, unter denen sie weilten, sie von der ganzen Welt und als liege meilenfern, was sich doch dicht vor ihren Blicken ausdehnte: die Kirche mit den grellen Bildern und den Heiligengestalten, das Dorf mit seinen Steinhäusern und Rebengärten, so blickten sie hinunter! Violanda, die niemals die Berge nach Norden überschritten hatte, sah in diesem Augenblicke das große steinerne Haus, zwischen Schneebergen und Tannenwäldern, das ihr Georg geschildert hatte, mit all seinen Gängen, Treppen und Gemächern. Auch der junge Mann sah sich daheim und vor dem mächtigen Herd der Halle seines Hauses. Aber die hier in weißem Gewand, zwischen den bemoosten Steinen saß, sah er auch dort in der getäfelten Halle des Hauses Buol; er sah die Flammen des Herdes ihr Gesicht erhellen, wie jetzt die Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laub

lten. Selbstvergessen schlug er beide Hände vor die

Augen, um das lockende Bild eine Minute länger festzuhalten, so daß Violanda erschrocken das Schweigen brach und ihn fragen wollte, was ihn erfaßt habe. Doch ehe nur die Frage halb getan war, erstarb sie auf ihren Lippen — sie wußte, was ihn bewegte, und hilflos, wie zu letzter Rettung, ergriff sie den Rosenkranz, dessen Kügelchen durch ihre Finger rollten, ohne daß sie Gebete sprach. — Georg aber trat ihr einige Schritte näher, so daß seine Augen tiefer und tiefer in die ihren blickten! Sie sah, halb bangend, halb beglückt, zu ihm auf und in diesem Augenblick war ein Gedanke in ihren Seelen, eine mahnende innere Stimme sprach zu beiden, daß sie miteinander fliehen, die Welt hinter sich lassen sollten! Wer es ihnen zugehaucht, und wie jedes im Blicke des andern den gleichen Gedanken las, der ihn bewegte, das wußten sie nicht! — Auch währte es nur einen seligen Augenblick, daß es den beiden jugendlich blühenden, von geheimnisvoller Macht ergriffenen Menschen vorkam, als sei es ein leichtes, sich selbst zu leben und die ganze andere Welt zu vergessen! — — —

Sie waren noch so beieinander — ihre Lippen hatten sich noch nicht berührt, ihre Hände nur flüchtig gestreift, als die Welt in der unliebsamen Gestalt des Doktor Francesco Robustelli auf sie eindrang. Der Arzt hatte seine Mittagsgäste, Padre Giovachino und Signor Paravici, endlich auf den Weg nach Lostallo geleiten dürfen. Bis dahin war ihm das lange Ausbleiben seiner schönen Nichte nur willkommen gewesen. — Sowie er jedoch die beiden aus dem Gesicht verloren, und dem ehemaligen venezianischen Leutnant ein paar schlimme Segenswünsche nachgemurmelt hatte, war er von Besorgnis über Violandas langausgedehnte Andacht erfaßt worden. Und so kam er den

Kirchenhügel empor — rechtzeitig erblickt, so daß das junge Mädchen ihren Platz dicht neben Georg Buol verlassen konnte — nicht früh genug, um ihr noch Zeit zur Flucht in die Kirche zu lassen, auf die ihre erste Bewegung abzielte. Und nun war es wunderbar, wieviel in einem blitzschnell getauschten Blick zwischen dem jungen Manne und dem schönen Mädchen gesprochen wurde. Sie wußten jetzt, daß die letzte Stunde sie tiefer verbunden hatte als Worte und Schwüre — im Auge Georgs blitzte ein mutiger Entschluß auf, seiner Empfindung Ausdruck zu verleihen und Doktor Robustelli gegenüberzutreten wie ein Mann, der Rechte auf ein Weib gewonnen hat. Aber Violanda erriet seine Bewegung und bat mit flehendem Blick, nicht so zu tun. Der junge Hauptmann, obschon er kaum begriff, warum, und sich innerlich dagegen sträubte, gehorchte doch der stummen Bitte, die in rührender Hilflosigkeit an ihn gerichtet wurde. Sein Gesicht veränderte sich gleich dem Violandas, und in dieser Minute sahen beide mit Schmerz den Schimmer glückseliger Hoffnung auf dem Gesicht des andern verschwinden.

Dabei war es doch Georg Buol, den dieser Schmerz am stärksten traf. Denn mit einer ungeahnten Kraft der Beherrschung oder Verstellung — wie es dem Erregten vorkam — zeigte Violanda plötzlich die rückhaltende, scheue, befangene Miene, die ihm an diesem Morgen bei der ersten Begegnung aufgefallen war. Georg konnte nicht wissen, wie natürlich dieser Ausdruck dem schönen Mädchen beim Herannahen ihres Oheims sei. Doktor Francesco runzelte die Stirn gewaltig und kam mit zornig raschen Schritten herbei. Er herrschte Violanda an, warum sie hier verweile und aus der Kirche nicht

sofort den Heimweg angetreten habe? Gegen den jungen Talammann aber ließ er sich höhnisch über das besondere Wohlgefallen vernehmen, das dieser an der Kirche oder dem Kirchenhügel genommen habe. Je stärker die Zornadern auf der gelben Stirn des Doktors anschwollen, um so ruhiger ward Georg Buol, der anfänglich seine Bewegung nur mühsam bemeistert hatte. Er antwortete, daß ihm äußerstenfalls der Hügel ganz wohl zur Anlage einer Befestigung geeignet erscheine, und ernüchterte damit den Arzt so weit, daß dieser Violanda anherrschte, ihm zu folgen. Als Georg Buol sich nach der Sitte von dem Mädchen verabschieden wollte, trat Doktor Francesco dazwischen, konnte aber nicht hindern, daß sich ein langer, bang sehnsüchtiger Blick Violandas und ein ermutigender Georgs begegneten.

Noch ehe Doktor Robustelli mit seiner Nichte die Straße erreicht hatte, richtete er die zornige Frage an Violanda, wie sie mit dem verhaßten Deutschen abermals zusammengetroffen sei? Violanda konnte mit Wahrheit beteuern, daß er ihr neben der Kirche begegnet sei und den erbitterten Oheim daran erinnern, daß sie ohne seinen Befehl die Kirche an diesem Nachmittag nicht besucht haben würde. Der Arzt gab hastig zur Antwort, so lange Hauptmann Buol in Soazza sei, solle sich Violanda auf die Andacht am Hausaltar beschränken und selbst mit Eustazia nicht ausgehen. Und als das Mädchen bei dieser Ankündigung sichtlich zitterte und ihre Augen von dem Oheim wegwandte, sagte dieser mit einem Ton, der gleichsam alle Härte seines Wesens zusammenfaßte: „Du saugst hoffentlich aus dem frechen Übermut, mit dem der bündische Herr dich anschaut, keine törichten Hoffnungen. Wenn es aber der Fall wäre, so ersticke gleich hier jeden

Gedanken daran. Niemals wird eine Tochter unseres Hauses einem Ketzer über die Berge folgen!"

Violanda vergaß sich in ihrem Schmerz und gab heftig zur Erwiderung, sie habe um so weniger solche Träume hegen können, als sie ja wohl wisse, daß keiner der unglücklichen Deutschen über den Bernhardin zurück in seine Heimat kommen werde, da sie alle dem Tod durch feigen Mord geweiht seien! Doktor Robustelli blieb, so nahe auch jetzt sein Haus war, erschrocken neben dem wilderregten Mädchen stehen, deutete nach dem Kirchenhügel zurück und flüsterte ihr zu:

„Wenn du so viel weißt, Dirne, und wenn dir der fremde Bube schon so wert ist, so wär's ja ein leichtes, ihm und dir zu helfen. Du brauchst nur umzukehren, ihm zu verraten, was du von dem Plane kennst, der unsere Kirche und unser Volk vom Joche der fremden Ketzer befreien soll. Dann wird's ein Strafgericht geben, daß fernerhin keiner der Deinen, die dich erzogen und behütet haben, deinen plötzlichen Liebeswünschen mehr im Wege steht!"

Violanda war es, als tue sich die ganze ungeheure Kluft, die zwischen Georg Buol und ihr lag, in diesem Augenblicke erst auf! Sie gab dem Oheim keine Antwort, aber in ihrem matter werdenden Blick, ihrem Zittern las Doktor Francesco, daß er niemals von seiten des Mädchens einen bewußten Verrat seiner Pläne zu befürchten haben werde. Vor dem unbewußten aber meinte er sich durch Maßregeln der Strenge und der Vorsicht schützen zu können. Sowie sie ins Haus eingetreten waren, rief Robustelli seine Gattin, deren gelbliches, runzelvolles Gesicht wie ein Abglanz des seinigen erschien, und die alte Eustazia herbei, indem er ihnen befahl, bei Tag und

Nacht Violanda nicht aus den Augen zu lassen. Dabei ergoß sich eine Flut von Verwünschungen über die Pein, erwachsene Mädchen zu hüten, aus dem Munde des Arztes. Die schöne Violanda wagte kein Wort der Erwiderung. Dafür aber erteilte Frau Gemma Robustelli ihrem Gemahl höhnisch den Rat, doch die Heirat Violandas mit Signor Paravici zu beschleunigen, um mit einem Male aller Sorge und Pein überhoben zu werden. Doktor Robustelli gönnte seiner Gattin einen verweisenden Blick und murrte ein Wort von Perlen, die man nicht vor die Säue werfe. Und als Frau Gemma ihren Rat wiederholte, rief der Arzt nur, indem er Violanda kopfschüttelnd betrachtete: „Die Törin könnte mich wahrhaftig dazu treiben," woraus die verzagende Jungfrau den Trost schöpfte, daß ihr Vormund sie wenigstens nicht alsbald zur verhaßten Ehe mit dem venezianischen Abenteurer zwingen werde. Dennoch betrat das schöne Mädchen die steinernen Stiegen und ihr kleines Zimmer im ersten Stockwerke, in dem sie sonst am liebsten geweilt hatte, heute wie einen Kerker. Sie sah in den goldnen Abend hinaus — mit der Erinnerung an die eine selige Stunde, in der sie plötzlich von einem anderen Leben geträumt hatte — und dennoch hoffnungsloser als je!

Georg Buol war besser zumute — das schroffe Auftreten Doktor Robustellis hatte trotzige Entschlüsse geweckt. In ihm klang nach, was Violanda von ihrem Leben verraten hatte, das Gefühl tiefsten Mitleids mit ihrer Lage und aufjauchzender Stolz, daß er der Mann sei, die holde Geliebte zu beglücken, mischten sich mit seiner rasch entflammten Leidenschaft und gaben ihr gewaltige Stärke! In seinem Quartier versammelte er beim Nachtessen seine Reiter, ihre Gespräche galten, wie am Nach-

mittag den bedrohlichen Mienen der katholischen Talbewohner und der gefährlichen Lage, in der sich die kleine Schar befand. Der junge Hauptmann flößte den Männern, die er befehligte, die eigene Entschlossenheit ein und der Vorschlag, den Johann Flurs machte, sich nach dem hochgelegenen Weiler San Bernardino am Südabhang des Berges zurückzuziehen, um so der Hilfe aus dem Rheinwald näher zu sein, wurde allgemein verworfen. Georg Buol hätte jetzt und heute um keinen Preis den Ort und das Tal verlassen mögen. Aber umsonst sann er die langen Stunden der Sommernacht, wie er eine neue entscheidende Begegnung mit Violanda herbeiführen könne. Zum Schmerz, daß der selige Nachmittag so jäh und roh gestört worden, begann sich eine dumpfe, ahnungsvolle Furcht zu gesellen, daß ihm dunkle Stunden bevorstünden. — Georg Buol verbrachte im Nachsinnen über Vergangenes und Künftiges die erste schlaflose Nacht seines Lebens. Je länger sie währte, um so lichter ward das Bild des schönen fremden Mädchens, um so gewisser das Gefühl, daß der verflossene Tag über sein und ihr Leben entschieden habe!

Der nächste Tag, ein Festtag wie der vorangegangene, verfloß Georg Buol in seltsamer Weise. Er glich in nichts dem sonnigen Morgen, dem Spätnachmittag von gestern, so goldener Sonnenschein auch über dem Misoccotale lag! Der junge Edelmann eilte freilich, sobald die Glocken zur Frühmesse riefen, auf den Kirchenhügel, aber anstatt in Violandas schwarzblaue Augen mußte er heute in die stechenden ihrer Tante Gemma und der alten Eustazia blicken. Doktor Francesco Robustelli aber trat dem Talammann noch schroffer und feindseliger gegenüber, als am verflossenen Tage; an seinem höhnischen Lächeln

erriet der letztere, daß es vergebens sei, Violanda zu erwarten. Und dazu drangen von Stunde zu Stunde schlimmere Nachrichten zu Georgs Ohren. Es ward ihm von verdächtigen Zusammenkünften der eifrigsten Katholiken das ganze Tal entlang berichtet. Anzeigen liefen ein, daß seit Monaten ein reger Verkehr mit den Glaubensgenossen im Veltlin und der benachbarten Grafschaft Cläven stattfinde. Vor dem Orte Lostallo waren Maultiertreiber, aus dem Herzogtum Mailand kommend, angehalten worden, die unter ihren Strohgebinden mit Wein verborgene Waffen eingeführt hatten. Evangelische Hausväter von Soazza und anderen Orten des Tals kamen, um dem jungen Hauptmann ihre Sorgen und Befürchtungen mitzuteilen. Georg Buol hörte alle und tröstete, so gut er vermochte, er zeigte sich unermüdlich in seiner Pflicht. Aber nie zuvor war ihm die Welt härter, herber und aufdringlicher erschienen. So oft er nach einer Beratung und Unterredung, wie sie der Lauf des Tages mit sich brachte, sich Violandas Bild vor Augen rief, so oft schien sich ein neues Hemmnis zwischen ihm und ihr aufzutürmen. Und doch mußte er ihrer fort und fort gedenken. Je mehr Warnungen ihn umschwirrten, desto tiefer prägte sich der Augenblick von gestern, in dem sie die erste Warnung an ihn gerichtet, in seine Seele. Wieder und immer wieder zuckte der Gedanke auf, eine unbewachte Stunde zu finden, in der er das Mädchen sehen und sprechen — und dann, wenn ihn der Blick in ihre Augen nicht getäuscht hätte, mit ihr fliehen könnte! Erinnerte er sich aber, daß er hier ein Amt und eine Pflicht habe, so verwünschte er tausendmal deren Übernahme und vergaß, daß er nur dadurch Violanda erblickt habe, die ihm mit einem Male Zweck und Ziel seines Daseins schien.

Inzwischen hatte das junge Mädchen in eben diesen Stunden weit härtere Anfechtungen zu bestehen, als Georg Buol. Gemma Robustella, ihre Base, und die alte Eustazia drangen wechselweise mit höhnischen Reden auf sie ein und beschuldigten sie wiederholt, den jungen Edelmann schon früher gesehen und gekannt zu haben. Jetzt sei er nur um ihretwillen und um das geheime Einverständnis fortzusetzen, nach Soazza gekommen. Die alte Eustazia fragte, hinter welchen Hecken sich Violanda mit ihrem Buhlen trauen zu lassen gedenke, da sie doch wohl wisse, daß sich kein Priester ihrer Kirche und kein Prädikant der Evangelischen finden werde, der sie mit dem rhätischen Herrn verbinde. Und als das bedrängte Mädchen bei allen Heiligen beteuerte, daß sie den jungen Hauptmann am gestrigen Tage zuerst im Leben erblickt habe, trat ihr Frau Gemma näher und sagte mit stechendem Blick und erhobner Stimme: „So schwöre, Violanda, schwöre hier auf den Nagel vom Roste des heiligen Laurentius, daß du den Talammann verabscheust und nicht anders an ihn denkst, als an die Evangelischen alle — daß du nichts tuen willst, ihn zu retten oder zu warnen!“ Auf solche Ansprache ward das schmerzbewegte Gesicht des jungen Mädchens noch bleicher, ihre Lippen öffneten sich zu einer Entgegnung und schlossen sich doch wieder ohne einen einzigen Laut. Frau Gemma und die alte Eustazia aber fanden ihrem Verstummen gegenüber Kraft und Grund zu erneuten Schmähungen. Doktor Robustelli, der ab und zu ging, ward sichtlich von der Furcht gepeinigt, daß seine Nichte schon etwas von dem verraten habe, was sie nur unvollkommen wußte; unter harten Drohungen suchte er jedes Wort ihres Gespräches mit Georg Buol zu erpressen und ward durch die Antworten

Violandas nicht beruhigter. Was er im Dorfe wahrnahm, das Kommen und Gehen der Evangelischen des Misoccotals im Quartier des jungen Hauptmanns, das geschäftige Hin- und Wiederreiten der bündischen Soldaten, erfüllte ihn mit wachsender Sorge. Widerwillig, aber von der Not gedrängt, ging er am Spätabend nach Lostallo, um sich mit Signor Paravici zu beraten und den Vorschlag zu tun, die Unternehmung, die doch wohl verraten sei, aufzugeben und hinüber auf mailändisches Gebiet zu flüchten, wo der Herzog von Feria, der spanische Statthalter, die treuen Söhne der Kirche sicher gegen die Wut der bündischen Strafgerichte schützen werde. — —

Während solchergestalt die Welt auf ihre Weise dabei war, das Glück der Liebenden, das noch kaum ein Glück heißen durfte, von Grund aus zu zerstören, schien der Zufall den sehnsüchtigen Wünschen Georg Buols entgegenzukommen. Gegen Abend, während er in schweren Gedanken in seinem Quartier saß, langte ein Bote von Chur an und brachte einen Brief der rhätischen Bundeshäupter, in welchem sie die Befehle, die sie Georg Buol bei seinem Abgang erteilt hatten, ausdrücklich zurücknahmen. Es ward ihm völlig freigestellt, ob er mit seiner Mannschaft die Evangelischen des Misoxtales nach einem höher gelegenen Punkte als Soazza, oder ob er sie in das Rheinwaldtal hinübergeleiten wolle. Auf alle Fälle sollte er nichts gefährden und nach seinem Ermessen für die Sicherheit der bedrohten Protestanten und seiner kleinen Truppe sorgen. Es sei unmöglich, aus der Masse umherschwirrender Gerüchte und zweideutiger Anzeigen die Wahrheit zu erraten, unzweifelhaft aber werde im Veltlin und allen katholischen Talschaften Unheil geplant, und von den Spaniern in Mailand drohe Gefahr. Das beste werde

also sein, wenn Herr Buol sich entschlösse, nach dem Rheinwald zurückzugehen und dort, den Übergang über die Paßhöhe wahrend, Verstärkungen abzuwarten.

Indem der junge Mann diesen inhaltschweren Brief überlas, ward ihm zumut wie einem, der aus dunklem Schacht auftauchend, zuerst ein fernes blaues Flämmchen und dann immer wachsender, strahlender, heller das Sonnenlicht erblickt! Er barg das Papier in seinem Wams, er jauchzte hell auf und ergriff seinen Hut. Wenn es ihm jetzt gelang, nur eine Viertelstunde zu Violanda Robustella zu sprechen — ihr nur einen Brief, einen Boten zu senden — so konnte, so mußte alles gut werden! Er barg sie mit sich hinüber in den Schutz seiner Heimatsberge — und dann mochten die drohenden Wetter hereinbrechen, er wollte ihnen mit freier Stirn und mit festerem Herzen als heute entgegensehen!

Die Trompete seiner Reiter scholl durch Soazza, um die kleine Schar zusammenzurufen. Rasch verständigte er die Männer über die erhaltenen Weisungen und befahl ihnen, sich von jetzt an zu jeder Stunde des Tags und der Nacht zum Aufbruch bereit zu halten. Sie gaben stumm und laut ihr Einverständnis zu erkennen und beeilten sich zu Pferde zu steigen, um den einzelnen Evangelischen im Misoccotal die Nachricht zu überbringen, daß es leicht nötig werden könnte, jenseits des Berges eine augenblickliche Zuflucht zu suchen. Georg Buol ließ allen seinen zerstreut wohnenden Glaubensgenossen entbieten, sich von heut an mit Weib und Kind und ihrer wertvollsten Habe bereit zu halten, auf die erste Botschaft und bei Nacht auf ein Feuerzeichen vom Dach der Podesteria zu Soazza sich in eben diesem Hause zu vereinigen. — Sowie er aber der Pflicht genügt hatte, wurde der Gedanke an

Violanda lebendiger und stärker als je. Und als er nach langem Träumen und Brüten begriff, daß er dem Zufall nichts überlassen dürfe, ging er, um den Bettler Battista Calzo zu suchen, der ihm gestern so rasch seine Dienste angetragen hatte und in solchen Dingen erfahren sein mußte. Ihm vertraute er einen Brief an Madonna Violanda — schüchtern und dringend, nur um einige Augenblicke flehend und doch verratend, daß er das ganze Leben wolle — einen Brief, der in seinen stammelnden italienischen Worten das unruhige Wogen seiner Seele verriet. Inzwischen der junge Hauptmann ging, den verschmitzten Battista zu suchen und sich seine Willfährigkeit und Verschwiegenheit mit Gold zu sichern, eilten seine Reiter auf der Straße dahin und stiegen da und dort vor den Häusern evangelischer Talbewohner ab. Nach Lostallo war Johann Flürs, der alte Wachtmeister, geritten. Er kam bei einem Hause vorüber, in dessen Maulbeerpflanzung er Signor Paravici und Doktor Robustelli von Soazza in eifrigem Gespräch auf und ab wandeln sah. Hans konnte sich nicht versagen, einen grimmig herausfordernden Blick nach den beiden Welschen zu richten, den Signor Paravici mit einem nicht minder höhnischen beantwortete; der Arzt aber, dessen Mut schon ins Wanken gekommen war, wurde durch die kecke Art des alten Bündner Soldaten so betroffen gemacht, daß er eifrig auf Signor Paravici lossprach und ihn zu seiner plötzlich gefaßten Absicht, den Aufstandsplan lieber aufzugeben, zu bekehren versuchte. Der schwärzliche Abenteurer, der in seiner lockern, halb schmutzigen Haustracht, Pistolen und Messer im Gürtel, mehr einem Bravo als einem Soldaten glich, hörte zwar die Auseinandersetzungen des Arztes aufmerksam an, ja ein Zug in seinen Mienen

verriet, daß ihm die Gründe Robustellis keineswegs verächtlich erschienen. Gleichwohl antwortete er zuletzt doch nur mit einem heisern Lachen und den energisch gesprochenen Worten: „Ihr wollt mich glauben machen, daß Ihr den Mut verloren hättet, Doktor? Ihr habt nichts als den Willen verloren, mir Eures Bruders Wort zu halten. Wo keine Arbeit ist, blüht kein Lohn, drum möchtet Ihr, daß ich die Hand vom Werke abzöge, um mir dann Violanda zu verweigern. Wißt aber, daß ich die Arbeit so sicher tuen, als den Lohn seinerzeit fordern will. Ihr — Ihr könnt nicht zurück. Ihr müßt mit uns vorwärts. Je früher wir dem deutschen Hunde, der sich seit gestern so frech hier hereingedrängt hat, ein Eisen zwischen die Rippen jagen, um so besser für uns alle!“

Doktor Robustelli, der die prahlerischen Worte vernahm, aber dabei das Antlitz Paravicis genau beobachtete, gab keineswegs nach. Ehe er jedoch mit all seiner Beredsamkeit und seinen Beteuerungen irgend einen Eindruck auf den venezianischen Abenteurer hervorbrachte, wurde die Fortsetzung des Gesprächs unterbrochen. Die alte Magd, die Signor Paravicis geringen Haushalt besorgte, trat zu den beiden Männern heran und flüsterte ihrem Herrn etwas ins Ohr. Paravici blickte auf den Arzt hin, der vergebens einen Laut der Meldung zu erlauschen suchte, und sagte dann mit vielbedeutendem Ton: „Wir werden sogleich Rat aus der besten Quelle empfangen — Euer Apothekergehilfe ist angekommen!“

Doktor Robustelli zuckte zusammen, er wußte, daß es von diesem Augenblick an für seine Rückzugsgedanken zu spät sei. Und indem er Signor Paravici antrieb, den eben angelangten Fremden zu begrüßen, sann er nach, wie er seine eignen Bedrängnisse und Befürchtungen

diesem am besten darstellen werde. Ehe er noch zu einem Entschlusse gelangte, trat schon der Hausherr mit dem neuen Ankömmling wieder in den Garten. Der letztere, eine kleine knochige Gestalt mit bleichem schmalem Gesicht, in dem kluge, forschende und unergründliche dunkle Augen allein auffielen, trug den häßlichen gelbroten Rock, in dem Apotheker und Apothekergehilfen in den italienischen Städten prangten. Er bewegte sich darin so eigentümlich behend, so sicher, als ob nie ein anderes Kleidungsstück auf seinen Leib gekommen wäre. Mit unterwürfiger Verbeugung trat er vor Doktor Robustelli hin, und dabei schoß doch aus seinem Auge ein Blitz, der den Arzt auf der Stelle belehrte, daß die äußere Weise des Fremden nur für die draußen Vorübergehenden gelte. Verlegen stammelte er ein Willkommen und suchte noch nach Worten, die eine Verständigung einleiten sollten, als Signor Paravici in rauher eilfertiger Weise gegen den angeblichen Apotheker losbrach:

„Werdet Ihr glauben, hochwürdiger Bruder — ich sollte sagen Messer Luigi — daß unser Doktor hier verzagt? Seit gestern ist, wie Ihr wißt, der Bündner Hauptmann Buol ins Tal gekommen. Ein stoßender federprunkender Geier, der augenblicklich ausgewittert hat, daß Signor Francesco in seinem Schlage die schönste Taube hegt, und sich nun vermißt, zu gleicher Zeit uns seine Fänge fühlen zu lassen und die Taube daneben zu erbeuten! Unser wackrer Arzt ist erschrocken, daß die Taube dem Geier ein wenig entgegenflattert, und meint an nichts anderes denken zu dürfen, als seine Taube zu behüten. Er fürchtet, daß die Liebe den Blick des Talammanns schärfen wird, so daß er Augen für unser Vorhaben bekommen möchte. Als ob es so schwer wäre,

den Übermütigen abzuweisen und um so fester unsern Plan zu verfolgen. Ritter Jacopo hat mir seine Nichte verlobt, möge es dem Doktor gefallen, sie mir gleich jetzt zum Weibe zu geben, so zieht er den Blick des Geiers von seinem Dache auf das meine. Ich aber — glaubt mir, Hochwürden — bin der Mann, mein Dach vor allen Geiern der Welt zu schirmen und ihnen zu rechter Zeit den Hals abzudrehen!"

Doktor Robustelli wollte auf die wüste Prahlerei des Abenteurers rasch entgegnen. Aber ein verächtlicher Zug im Gesicht des verkappten Priesters gebot ihm Schweigen. Mit langsamer scharfer Betonung sagte dieser:

„Ich heiße Luigi — Luigi Grosso, Apothekergehilfe von Vicenza! Vergeßt das nicht, Signor Paravici, wenn Ihr der Mann seid, der Ihr Euch rühmt! Ihr habt unrecht, so verächtlich von dem bündischen Hauptmann zu sprechen, der nach unsern Nachrichten ein kluger, umsichtiger, mutiger Mann sein soll. Ihr aber," wandte er sich zu dem lauschenden Robustelli — „Ihr habt doppeltes Unrecht. Einmal, weil Ihr wegen der paar Reiter, welche die Bundeshäupter zu Chur in das Tal senden, an unsrer heiligen Sache verzagt, sodann, weil Ihr den Wink des Himmels, der uns auf alle Weise fördert und schützt, nicht verstehen wollt! Konnte uns etwas Besseres geschehen, als daß der Bündner Hauptmann von törichtem Verlangen nach Eurer Nichte ergriffen ward? Schlägt ihn nicht Gott auf solche Weise mit Blindheit? Eure Pflicht war's und ist's, seine Torheit zu nähren, nicht aber, ihn zurückzustoßen. Ein erbitterter Liebhaber sieht scharf, — ein glücklicher blöde, was greift Ihr nicht mit beiden Händen zu und öffnet ihm alle Pforten Eures Hauses?"

Doktor Robustelli stand bei den Worten des Jesuiten völlig bestürzt. Nur schüchtern wagte er eine Frage, was denn aber geschehen solle, wenn Violanda das Spiel für Ernst nehme, ihr Herz und ihr Glück an den jungen Hauptmann verliere. Luigi Grosso verzog die dünnen blutleeren Lippen zu einem Lächeln und versetzte nach kurzem Besinnen, daß es nicht ungewöhnlich sei, daß eine Familie die Tochter an einen Mann verlobe und das Verlöbnis nach einiger Zeit wieder aufhebe — namentlich, wenn gewichtige Gründe dazwischentreten. Und wenn unglücklicherweise Madonna Violanda minder lenksam und gehorsam sei, als er gehofft habe, so besitze die heilige Mutterkirche Zuchtmittel wie Tröstungen. Und als Doktor Francesco mit einer Stimme, die halb vor Furcht, halb vor Entrüstung zitterte, hinwarf, ob es wirklich die Meinung Messer Luigis und derer, die ihn gesandt, sei, daß er in solchem Spiel Ehre und Seelenheil seiner Nichte gefährden solle, da klang durch die demütige Erwiderung ein so harter metallischer Ton hindurch, daß sie völlig wie der Befehl einer harten, unbeugsamen Gewalt erschien:

„Es ist allerdings meine Meinung, Signor Francesco, daß Ihr den Herrn von Buol in Euer Haus einführen, ihm Eure Nichte verloben und so am besten alle über Euch und uns umlaufenden Gerüchte widerlegen müßtet! Doch seid Ihr mein Herr — und werdet um so mehr tuen, was Euch gefällt, als Euch ja noch immer freisteht, von uns zurück und zu den anderen hinüber zu treten! Ich wollte Euch nur einen demütigen Rat erteilen!"

Doktor Robustelli entgegnete, daß der Rat Luigis wohl der beste sein werde — Signor Paravici aber stand völlig wie betäubt und sein verbissener Ausdruck verriet, wie bitter leid ihm jetzt seine ungestüme Hast und sein

Groll gegen den Arzt taten. In der Art des Priesters, in der Sicherheit, mit der er sich über alle Vorgänge des verflossenen Tags unterrichtet gezeigt hatte, und in seinen raschen Entschließungen lag etwas tief Niederdrückendes für die beiden Verschwörer, sie fühlten, daß sie zu Werkzeugen wurden, wo sie geglaubt hatten, frei und selbstherrlich zu handeln. Luigi Grosso hielt unterwürfig das Haupt gesenkt und schien bereit, seinen angeblichen Herrn nach Soazza zurückzubegleiten. Der Arzt warf einen Abschiedsblick auf Signor Paravici, in dem sich seine Bestürzung noch deutlich kundgab, versuchte jedoch dann eine Haltung voll ruhiger Sicherheit wieder anzunehmen, die den verkappten Priester täuschen sollte. Auf dem Wege zum heimatlichen Dorfe ließ sich der Jesuit herbei, dem Arzte zu sagen, daß er im Kloster zu Mailand den Namen Fra Lazzaro führe, vergaß aber nicht, Doktor Francesco nochmals einzuschärfen, daß er für ihn der Apothekergehilfe Luigi Grosso bleibe. Dann erging er sich in kurzen Worten über die Pläne der katholischen Partei im Veltlin und ließ in diesem Gespräch erkennen, daß die Fäden der Verschwörung weit besser in seiner als in der Hand des Arztes lägen. Doktor Robustelli ward nicht leichter zumut, als er sich mit seinem Begleiter seinem Hause näherte und im Gehen bedachte, daß er von Stund' an bis zum entscheidenden Tage die dunkeln durchdringenden Augen des unheimlichen Fremden über sich fühlen werde.

Vor der Schwelle seines Hauses schlenderte Battista Calzo, der Bettler, im Sonnenschein auf und ab. Doktor Robustelli hätte ihn am liebsten mit Scheltworten von der Tür vertrieben — aber die Rücksicht auf den demütig hinter ihm Schreitenden verbot ihm jedes Wort. Wer

konnte jetzt wissen, ob der müßige Bettler nicht auch zum Plan gehörte! Luigi Grosso nestelte mindestens aus einem dünnen Beutelchen ein paar Kupfermünzen hervor und fing dabei den höhnischen Blick auf, mit dem der Bettler dem Arzte in seinen Flur folgte. Sowie sie drinnen standen, flüsterte der Apothekergehilfe seinem Herrn zu, daß der Müßiggänger draußen ihm schwerlich Gutes bringe oder sinne.

Doktor Francesco dachte im Augenblick an Violanda. Er rief nach ihr und erfuhr von der alten Eustazia, daß sie sich still in ihrem Zimmer halte und mit niemand gesprochen habe. Die Hüterin wußte selbst nicht, daß Battista Calzo, der in solchen Dingen Erfahrene, Gelegenheit gefunden hatte, dem schönen Mädchen den Brief Georg Buols in die Hand zu spielen. Und während sich der Arzt mit Luigi Grosso nach dem Raum begab, den er seine Apotheke nannte, um ihn dort einzuweisen, im Grunde aber, um über alles Nächste und auch über das Schicksal seiner schönen Nichte mit ihm zu sprechen, saß Violanda in ihrem kleinen Schlafgemach und las mit glänzenden Augen und klopfendem Herzen die schwerwiegenden Zeilen, die Georg Buol an sie gerichtet hatte.

Es war ein schmales Zimmer mit nur einem vergitterten Fenster über dem Rebengarten. Das schmucklose Bett, die Sessel von Reisstroh, der geschnitzte Schrein und zunächst der Tür die Nische, in der sich ein kleiner Hausaltar befand und vor der ein Betschemel stand, ließen kaum für wenige Schritte Raum. Violanda aber hätte aufspringen und hastig das Gemach hin und wieder gehen mögen — ihr war's, als sei mit Georgs Briefe die Welt aufgetan und sie müsse gleich jetzt die ersten Schritte wagen. So oft jedoch von draußen ein Laut klang,

schauerte sie in sich selbst zusammen und barg das Blatt, das sie so gewaltig erregte, in ihrem Busen. Das junge Mädchen las wieder und wieder die Gelübde Georgs, sie, wenn sie ihm folgen, ihn beglücken wolle, zu seinem Weibe zu machen, und fragte sich bald erschrocken, wie es denn möglich sei, daß der fremde Mann nach so kurzen Stunden eine solche Frage und Forderung an sie richten könne, bald jauchzte sie beglückt auf, daß es dennoch möglich geworden! Georg beschwor sie, sich den Ihrigen, die nie ihr Bestes gewollt hätten, ohne Schmerz zu entreißen und ihm zu vertrauen. Aus jedem Worte seines Briefs blickten die klaren, festen, treuen Augen des jungen Mannes Violanda an — bei jedem Wort meinte sie die klangvolle Stimme zu hören, deren gebrochenes Italienisch so tief in ihre Seele gedrungen war. Und doch — vor der Kühnheit seiner Forderung schrak sie zurück — indem sie fühlte, daß er recht habe und daß für Georg von dem Oheim und all den Ihrigen nichts zu hoffen sei! Sie hätte Georg erblicken, sprechen, ihn trösten, ihn vor dem drohenden Unheil schirmen, für ihn sterben mögen! Aber fliehen — aus dem Hause und dem Schutz der Ihrigen fliehen, — wie war das möglich? Sie sollte tun, ohne Überlegen tun, woran sie bis gestern nie gedacht hatte. Und wie ihr jetzt klar ward, daß sie nur bestürzt und befangen sei, aber kein Abscheu, kein Entsetzen sie erfaßte, schlug sie das Kreuz und rief ihre Schutzheilige an, die stumm blieb und Violanda mit ihrem pochenden Herzen und ihrem inneren Kampf allein ließ.

Sie wollte Georg Buol schreiben, daß sie nie daran denken dürfe, aus dem Hause des Oheims, der sie doch, so hart er sei, beschützt und gehegt habe, zu entweichen, daß sie sein Weib nicht sein könne und für ihn beten

wolle. Aber wie sie endlich ein Blatt gefunden hatte, versagte ihr die Hand den Dienst — sie zitterte vor jedem Wort, was er dahin deuten könnte, daß sie ihm zürne. Dann war's ihr, als ob sie mit jedem Federzuge eine Hoffnung morde. Zuletzt standen einige Zeilen auf dem Papier — ihre Feder glitt eifriger darüber hin, Violanda beschwor Georg, sie nicht mehr zu sehen und das Tal rasch zu verlassen. Sie wisse sicher, daß man ihm das Ärgste sinne. Aber sowie sie dies schrieb, fielen ihr die Worte Doktor Francescos und die alten Erzählungen von der blutigen Strenge der Herren in Chur gegen alle Verdächtigen bei. In unrechte Hände gelangt, konnte das Blatt ihren Oheim und alle die Ihren verderben. Das heiße Blut stieg Violanda ins Antlitz, sie zerriß ihre Zeilen und schlug laut weinend die zitternden Hände vor das Gesicht.

So saß sie am Fenster des Gemachs, als Doktor Robustelli nach langer Beratung mit Luigi Grosso zu ihr eintrat. Violanda fuhr auf, bleich, zitternd, tränenüberströmt. Zu andrer Stunde, noch diesen Morgen, hätte der Oheim sie scharf nach dem Grunde dieser Tränen gefragt und die Wahrheit ihr abgerungen. Jetzt schien er den erregten Zustand Violandas gar nicht zu beachten. Mit schmeichelndem Tone, den sie auch zu den besten Stunden nicht vernommen hatte, sprach Doktor Francesco zu ihr — so daß sie schon bei seinen ersten Worten erstaunt und tief betroffen zu ihm aufsah. Er warf flüchtig hin, daß ihr Widerwille gegen Signor Paravici gewachsen scheine und daß sie wohl wisse, daß er nie mit dem Plan ihres Oheims Jacopo einverstanden gewesen sei, sie dem venezianischen Soldaten zu vermählen. Bisher hätte er dennoch geglaubt, dem Willen des Bruders nachgeben zu

sollen. Aber seit gestern, wo sie so sichtlich von der Erscheinung des jungen Talammanns ergriffen worden sei, denke er anders. Er könne nicht glauben, daß Herr von Buol eine Familie, die der seinen mindestens gleichkomme, durch ein bloßes Liebesspiel beschimpfen wolle. Wenn er aber ernste Absichten auf Violandas Hand habe, so sei ihm dies eben jetzt hoch willkommen. Sie wisse, daß mancherlei wildes Gerede gegen die bündischen Herren im Tal laut geworden, auch mancher Plan gefaßt worden sei, der Verdacht und Zorn der Herren in Chur erregt hätte.

Da nun jetzt alles darauf ankomme, den Verdacht zu zerstreuen, da auf seinen Betrieb jeder Plan gegen die Evangelischen aufgegeben sei — so könne ihm nichts Besseres geschehen, als daß ein angesehener bündischer Edelmann wie Herr Georg Buol durch eine Werbung um Violanda bezeuge, daß auch von seiten der Evangelischen Frieden und Freundschaft gehalten werden solle. Wenn es Violandas Meinung sei, daß der junge Talammann eine Neigung für sie gefaßt habe, so koste es ihr nur ein Wort, er selbst werde ihn in sein Haus laden und beglückt sein, wenn in einer glücklichen Verbindung Zwist und Groll der letzten schlimmen Zeiten versöhnt würde.

Violanda hatte zwar ihren Oheim während seiner langen Rede fest angeblickt — aber von dem Unbehagen, das Doktor Francescos Züge von Zeit zu Zeit überflog und von dem Augenniederschlag, mit dem er ihren vermeintlich prüfenden Blicken auswich, dennoch nichts gesehen. Sie war zu überwältigt von der gewaltsamen plötzlichen Wendung ihres Schicksals, die ihr aus der Rede des Oheims entgegentrat — das Glück rauschte wie eine Sturzflut über ihr Haupt, einige Minuten lang war ihr, als müsse

sie in einen lauten, endlosen Jubelschrei ausbrechen oder Doktor Francesco um den Hals fallen und ihn mit Küssen ersticken. Dort über die Schwelle war er mit der Botschaft unendlichen Glücks gekommen und wie wenig hatte gefehlt, daß sie über diese Schwelle als flüchtige, verlorene Frevlerin entflohen war. Violanda stand dem Oheim, der mit einem Male den kühnsten Wünschen ihres Herzens genügte, mit dem Gefühl geheimer Schuld gegenüber. Als aber seine Fragen drängender wurden, ob er auch recht in ihrem Herzen gelesen habe und Georg Buol in sein Haus laden dürfe, da erwachte in dem Mädchen das Bewußtsein wieder. Wie sie mit einem Male und mit aller Stärke die Erinnerung an die vergangenen Wochen und noch an den gestrigen Tag überkam, wußte sie nicht — aber der unlösbare Widerspruch zwischen dem Verhalten Doktor Robustellis bis zu diesem Morgen und in diesem Augenblick trat überwältigend vor ihre Seele, die sich eben der seligsten Hoffnung erschließen wollte. Und als Doktor Francesco fast befangen wiederholte, ob Hauptmann Buol auch von Herzen willkommen sein werde, trat sie plötzlich vor ihn hin, legte wie beschwörend die Hand auf seine Schulter und sah ihm tief in die Augen. Ihre Stimme versagte ihr beinahe und doch hörte Doktor Robustelli jeden Laut, indem sie in ungestümer Bewegung stammelte:

„Nein — nein, Oheim — Ihr werdet mich nicht täuschen wollen! Ich danke der Jungfrau und allen Heiligen, die Euren Sinn so plötzlich gewandelt haben, und ich segne Euch, wenn Ihr mild und gütig seid. Ich bin Eure gehorsame Tochter und muß tuen, was Euch gefällt. Aber wenn Ihr mich jetzt betröget — jetzt, Oheim! es wäre unser aller Unglück!“

Violanda erbebte bei den eigenen herben Worten, Doktor Robustelli entgegnete scherzend, er sehe jetzt mehr als genug — die Leidenschaft mache Violanda schon blind und ungerecht. Aber so sehr er sich zu beherrschen verstand — vor dem seligen Schimmer, den Violandas Augen nach seiner beruhigenden Zusprache zeigten, vor dem rührend dankbaren Ausdruck, der ihre Mienen verklärte, als sie sich jetzt an ihn schmiegte, überlief es ihn heiß, und eine Verwünschung gegen Luigi Grosso, der dies Gaukelspiel gefordert hatte, erstarb auf seinen Lippen. Violanda ließ sich in ihrem Glücksrausch kaum abhalten, selbst der alten Eustazia das große Geheimnis zuzujubeln. Als ihr der Oheim sagte, daß er doch erst Herrn von Buol hören, sprechen müsse, lächelte sie so siegesgewiß, so schalkhaft, daß dem Arzte beinahe alle Verstellung entschwunden wäre und er sie zornig gefragt hätte, ob sie heute Georg Buol, trotz seiner Verbote, erblickt habe. Aber auch bei Violanda fehlte wenig, daß sie den Brief des jungen Hauptmanns triumphierend hervorzog, nur ein dunkles Gefühl, daß es besser sei, sie schweige, hielt sie davon zurück. Doktor Francesco verließ seine Nichte, um ihr nicht länger in das glückstrahlende Gesicht sehen zu müssen. Auf dem Flur vor dem Gemach stieß er auf Luigi Grosso, der sich anscheinend mit Mörser und Keule zu schaffen machte — und dem er mit kaum verhaltenem Ingrimm zuflüsterte:

„Ich habe getan, was Ihr begehrt, ehrwürdiger Pater. Beschwöre ich mir damit Unheil in mein Haus, so mag es die heilige Kirche verantworten. Violanda liebt den rhätischen Edelmann und wird zu ihm stehen, wenn wir ihm den Weg zu ihr bahnen!“

„Ich bin Luigi Grosso, der Apotheker“ — versetzte

der Jesuit. „Was Ihr tut, tut Ihr unserer heiligen Sache, der Gefahr droht, wenn es nicht gelingt, den Bündner einzuschläfern und abzuziehen. An Madonna Violandas Zukunft und Seelenheil laßt uns denken, wenn unser Tag gekommen und vorüber ist. Vergeßt Euch nicht so oft, Doktor Francesco — sprecht lieber zu mir, wie Euch ums Herz sein wird — verdrossen und zornig!"

Doktor Robustelli ging, die Frauen seines Hauses von dem gefaßten Entschluß und seiner Unterredung mit Violanda in Kenntnis zu setzen. Er kam sich wie vertauscht in seinem eigenen Hause vor und verwünschte innerlich zehntausendmal die Stunde, in der er an den Plänen seines Bruders gegen Graubünden zuerst Anteil genommen hatte. Frau Gemma und die alte Eustazia erstarrten bei der Kunde, die ihnen Doktor Francesco gab. Die Gattin des Arztes faßte sich zuerst und rief zürnend, ihr sei alles genehm, was die hochmütige Dirne aus dem Hause bringe, und wenn ihr Gemahl so plötzlich seinen Nacken vor den deutschen Ketzern beuge, könne sie den ihren doch hoch tragen. Die alte Eustazia sah scharf und fest in Doktor Francescos Gesicht und versank darnach in hartnäckiges Schweigen. Der Arzt aber brach rasch auf und rüstete sich zum Gange nach dem Hause des Podesta, in dem der junge Talammann im Quartier lag.

Georg Buol harrte daheim schmerzlich einer Antwort durch Battista Calzo. Der Bettler war zwei- und dreimal bei ihm erschienen und hatte ihm mitgeteilt, daß Madonna Violanda den Brief wohl erhalten habe, sich aber seitdem nicht am Fenster zeige. Georg sandte ihn jedesmal mit der Weisung hinweg, sich dennoch in der Nähe des Robustellischen Hauses zu halten. Wachsende Besorgnis, daß sein Schreiben zu ungestüm, zu kühn ge-

wesen sei, beschlich ihn, und die argwöhnischen Blicke, mit denen er sich von dem alten Flürs überwacht fühlte, vermehrten seine Unruhe. In dieser Stimmung ward er durch den Besuch Doktor Francescos überrascht. Er glaubte anfänglich seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ihm der alte Wachtmeister den Namen des Arztes nannte. Zwei-, dreimal mußte Johann Flürs mit grollendem Nachdruck die Meldung wiederholen — dann stand Georg Buol auf und ging dem unerwarteten Gast rasch einige Schritte entgegen. Das Herz schlug ihm mächtig — er mußte annehmen, daß sein Brief in die Hände von Violandas Vormund gefallen sei, und war entschlossen, in diesem Falle dem zürnenden Arzt frei und trotzig gegenüberzutreten. Die Haltung Robustellis jedoch verriet nichts von Zorn oder Erbitterung. Ruhig und freundlicher, als ihn Georg Buol seither erblickt, begann er damit, dem jungen Hauptmann einige begütigende Worte über sein Auftreten gestern zu sagen. Es sei nicht nur der Verdruß über das Mißtrauen gewesen, das die Bundeshäupter zu Chur durch die Sendung Buols und seiner Reiter an den Tag gelegt hätten. Er hätte alsbald bemerkt, daß Herr Georg an seiner jungen Nichte Wohlgefallen fände — er habe sie mit Augen angesehen, wie mindestens hierzulande der Mann nur die verlobte Braut anblicken dürfe. Es hätte ihn erzürnen müssen, daß der junge Hauptmann, die Landessitte schwer mißachtend, ein Liebesspiel mit der Tochter eines angesehenen Hauses gesucht — während ihm, dem unabhängigen, wohlbegüterten Edelmann aus gutem Hause jede Werbung freigestanden hätte. In einer ernsten Unterredung mit seiner Nichte, worin er dieser allerdings untersagt habe, den Talammann zu sehen und zu sprechen, hätte Violanda verraten, daß sie auf

solche Werbung von seiner Seite hoffe. Er wisse nicht, wie Georg Buol gesinnt sei, und einem Robustelli stehe es am allerwenigsten an, eine Tochter seiner Familie dem Fremden, dem Evangelischen anzutragen. Aber Violandas Glück und Friede liege ihm vor allem am Herzen und so sehe er sich gedrungen, Georg Buol um eine kurze Erklärung zu bitten. Irre sich das junge Mädchen, so sei sie für ihre Torheit, den Schmeichelworten eines jungen Soldaten zu trauen, freilich hart gestraft — aber er werde sie dann auf der Stelle nach einem mailändischen Kloster schicken und erst in Monaten in sein Haus zurücknehmen. Täusche sich aber Violanda nicht, so müsse er — der Doktor — versuchen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, den er nie zuvor gehegt habe: seine Nichte, den Stolz seines Hauses, an einen Fremden und Andersgläubigen zu vermählen.

Der ernste, gehaltene Ton, in dem Doktor Robustelli das alles äußerte, die scheinbar freimütige Würde, mit der er dem jungen Edelmann gegenüberstand, verfehlten ihren Eindruck auf Georg Buol nicht. Sie verscheuchten im Nu das mißtrauische Erstaunen, mit dem der rhätische Edelmann zuerst die Eröffnungen des Arztes aufgenommen hatte. Je länger der Arzt sprach, um so öfter ward er von Georg unterbrochen, der mit hastigen Worten sein Glück, seine Geneigtheit, jedem gerechten Wunsch von Violandas Familie zu genügen, ausdrücken wollte. Als Doktor Francesco geredet hatte, wiederholte der junge Mann stürmisch, daß er keines Besinnens bedürfe. Er habe gefürchtet, daß er bei Violandas Familie auf harten Widerstand stoßen würde, und um so mehr sei er jetzt beglückt, daß er sich geirrt habe, und um so inständiger müsse er bitten, Doktor Francesco auf der Stelle begleiten

und seines Glückes völlig gewiß werden zu dürfen. Der Arzt ward bei der freudigen Hast Georgs siegesgewisser und ließ ein Wort fallen, daß er hoffe, durch diesen Schritt allein allen bösen Verdacht zu zerstreuen, der in Chur gegen ihn angeschürt und von seinen Feinden im Misoccotale geflissentlich genährt worden sei. Buols Gesicht ward bei diesen versuchend hingeworfenen Worten merklich ernster, er entgegnete nach kurzem Besinnen, daß er für gewiß hoffe und glaube, der Doktor sei an den Umtrieben seines Bruders, Signor Paravicis und anderer nicht beteiligt, daß er auch gern seine Vermittlung für einen Frieden mit der Regierung der drei Bünde anbieten wolle, aber doch vor allem darauf bestehen müsse, daß sich Francesco Robustelli von allen gefährlichen und zweideutigen Verbindungen löse. Der Arzt kniff die Lippen schlimm zusammen und fand keine Erwiderung; in sich hinein murrte er über Luigi Grossos Torheit, ihn zu einer so demütigenden Rolle zu treiben, die jetzt nicht einmal den gewünschten Erfolg zu versprechen schien. — Aber er faßte sich alsbald, stimmte lau und flüchtig den Worten des Talammanns zu und trieb Georg dann, ihn nach seinem Hause zu begleiten, wozu dieser, dessen Gesicht in Seligkeit und Hoffnung strahlte, wahrlich nicht getrieben zu werden brauchte.

Die schöne Violanda hatte sich — auf Zureden ihrer Tante Gemma und der alten Eustazia — ehrbar im großen Wohngemach des Robustellischen Hauses halten und die friedliche Einführung Georg Buols über die Schwelle erwarten wollen. Als sie jedoch aus den Fenstern des Erdgeschosses ihren Oheim mit dem geliebten Manne zurückkommen sah und das leuchtende Auge, das hoch erhobene Haupt Georgs erblickte, hielt sie sich nicht — sie

eilte durch die Tür, sie traf mit dem Eintretenden noch im Flur des Hauses zusammen. Einen Augenblick schienen beide jugendliche Gestalten wie festgebannt — dann aber, überwältigt von dem ungeahnten Glück dieser Begegnung, sanken sie einander in die Arme und Violanda vernahm den scheltenden Zuruf ihrer Hüterin so wenig, als Georg den verlegen grimmigen Ausdruck im Gesicht Doktor Francescos erblickte. Erst als sie im langen, heißen Kusse die Seligkeit der ersten Umarmung ausgeatmet hatten, besannen sich beide Liebende auf die Umstehenden. Über ihr ganzes Gesicht erglühend, wendete sich Violanda zu den Ihrigen — Georg Buol aber machte eine Bewegung gegen die Frauen, die für seinen leidenschaftlichen Ungestüm um Verzeihung bitten sollte. In diesem Augenblick traf Violandas Auge zugleich auf die Mienen ihres Oheims und seines im Hintergrunde des Flurs stehenden Gehilfen, des vermeinten Luigi Grosso. Im Austausch der Blicke beider Männer aber lag ein Etwas, das die erregte Violanda plötzlich aus ihrem Jubel, ihrer Hoffnung herabstürzte und sie wie mit einem Schlage erkennen ließ, daß zwischen den beiden ein Unheil geplant sei. Nur einen Augenblick später lächelte Luigi Grosso dem zitternden Mädchen so freundlich vertraulich zu und hatte Doktor Francesco ein so herzliches Wort für sie, daß Violanda wenigstens vermochte, den lauten Aufschrei zu unterdrücken, der sich aus ihrer Brust hervordrängen wollte. Aber sie stand wie verwandelt und ließ sich fast widerstrebend von dem geliebten Manne über die Schwelle führen. Wie ein Glaube stand es seit dem verhängnisvollen Blick ihres Oheims und des neuen Hausgenossen fest in ihrer Seele, daß es nicht Doktor Francescos Ernst sei, sie und Georg in Frieden glücklich zu machen.

Auch Georg Buol konnte mitten in seinem Glücksrausch das plötzlich veränderte Wesen Violandas nicht entgehen. Er aber schob es rasch auf die Einwirkung der älteren Frauen der Familie, die auch, als man sich drinnen im Zimmer gegenübersaß, dem fremden Werber um Violanda kalte, abgeneigte Mienen zeigten — woraus Violanda nur schloß, daß Tante Gemma und die alte Eustazia von den Plänen und Beredungen der Männer unmöglich viel wissen könnten. Indem sie versuchte, sich Georg einen Augenblick allein zu nähern und ihm ein sorgendes Wort zuzuflüstern, sah sie, daß jede ihrer Bewegungen von den scharfen, durchdringenden Augen Luigi Grossos überwacht wurde. Und nun fiel ihr noch bei, daß keiner der Apothekergehilfen, die ihr Oheim im Hause gehabt, so vertraulich und unaufgefordert in das Familienzimmer eingetreten sei. Eine immer heftigere Unruhe überkam sie und befing sie so ersichtlich, daß zuletzt Georg, ohne der andern zu achten, an sie herantrat und ihr bittend und mit zärtlicher Besorgnis zuflüsterte, ob diese Stunde sie denn minder beglücke als ihn. Violanda wandte ihr Gesicht nach dem Fenster, ihr war es, als ob der unheimliche Hausgenoß die Worte von ihren bewegten Lippen abzulesen verstände — und hauchte dann hastig: „Trau ihnen nicht, Georg! Sie meinen es auch jetzt noch falsch — sie sinnen uns Unheil und gewiß kein Glück!“

Georg Buol blickte betroffen auf. Sein Gesicht ererglühte, seine Stimme erhob sich nur wenig, aber es war ein harter, scharfer Klang in ihr, der Violanda an den ersten Augenblick mahnte, in dem sie den Geliebten gesehen — er entgegnete nur:

„Ich hoffe, daß du dich täuschest, Mädchen. Weh ihnen, wenn sie meinen, ihr Spiel mit uns, mit mir und

meinem Vertrauen treiben zu dürfen! Wir wissen die Reuigen zu schonen und die Schuldigen zu strafen. Aber du irrst, Violanda, du irrst sicher — trübe dir und mir und ihnen den goldnen Tag nicht!“

Er umfaßte sie sanft und führte sie zu den Ihrigen zurück, denen er sein heiteres, offenes Gesicht mit rasch wiedergewonnener Ruhe zuwandte. In Violanda aber zitterte der eherne, drohende Ton, mit dem Georg gesprochen, gewaltsam nach. Mit einem Male, und mitten in ihrem Liebesjubel, traten ihr die Erzählungen aus ihrer Kindheit vor die Seele, wie hart und unbarmherzig die bündischen Gemeinden über das katholische Volk geherrscht, sie entsann sich der Erschütterung, die sie vor wenigen Jahren bei der Nachricht von den blutigen Strafgerichten zu Thusis und dem Märtyrertode des Erzpriesters Nicolo Rusca empfunden hatte. Und bei der bloßen Vorstellung, daß den Ihrigen ein ähnliches Los beschieden sein könnte, fühlte sie sich ebenso durchschauert, wie bei der Furcht, daß ihrem Geliebten und dem kaum gewonnenen Glücke ein Unheil drohe. In derselben Stunde, die ihr unverhoffte Erfüllung ihrer heißen Herzenswünsche brachte, empfand Violanda die ganze eherne Gewalt der Welt über sich. Wenn sie sich vor Doktor Francesco und den Seinen niedergeworfen und darum gefleht hätte, ihren Geliebten und sie selbst nicht zu täuschen, so würde sie strafenden Blicken und zürnenden Worten begegnet sein. Wenn sie versucht hätte, Georg unter Mitteilung von allem, was sie wußte und ahnte, noch deutlicher, noch drängender zu warnen, so würde sie schweres Unglück auf die Ihrigen herabbeschworen haben. Sie fühlte es den Worten Georgs an, daß selbst, wenn Doktor Robustelli jetzt zur Umkehr entschlossen sei, der Bündner Hauptmann

nicht vergeben werde, was zuvor geplant worden war. Um keinen Preis durfte sie ihre Familie der Rache der erzürnten Gebieter, auf deren Seite auch er stand, überliefern! Und doch wieder um jeden Preis mußte sie ihn bewahren, wenn ihm Gefahr von den Ihren drohte.

Wie eine Flut von wirren, wechselnden Bildern trieb das alles durch den Sinn des erregten Mädchens und erfüllte sie mit herbem Schmerz, während sie sich auf Georgs Arm lehnte und sein Auge beglückt an ihren schönen Zügen, ihrer anmutigen Gestalt hing. — Frau Gemma, immer in kalter, ruhiger Haltung gegenüber dem jungen Edelmann, rüstete inzwischen eine Art Mahl, und als Doktor Robustelli Georg einlud, an seinem Tische und neben seiner Nichte Platz zu nehmen, klang sein Wort gastlich und freundlich genug. Buol war völlig überzeugt, daß Violanda von falscher Besorgnis erfüllt sei — er konnte nicht begreifen, welchen Zweck der Arzt mit einem Spiel, wie es Violanda fürchtete, erreichen wolle. Für ihn stand es ja fest, daß er in seiner Wachsamkeit und Sorge nicht nachlassen würde. In solcher Stimmung ging er leicht auf das Gespräch über Welthändel und Landesangelegenheiten ein, das Doktor Francesco anzuknüpfen wußte und an dem auch Luigi Grosso, der einen bescheidenen Platz neben der alten Eustazia am unteren Tafelende gesucht hatte, mit wenigen Worten teilnahm. Robustelli verhehlte nicht, daß ihm die Behandlung der katholischen Untertanen der Bünde hart und rauh dünke — fügte aber hinzu, daß er allen Trotz und alle Verbindungen mit dem Auslande als falsches Mittel ansehe. Georg Buol stimmte den Worten des Arztes bei und warf munter hin, daß, wenn alle Landsleute und

Glaubensgenossen dem Beispiel des Arztes folgten, die Dinge bald besser stehen würden. Violanda, die des Platzes neben dem geliebten Manne nicht froh ward, glaubte bei diesen Worten ein höhnisches Lächeln zu sehen, das, rasch verschwindend, um Doktor Francescos Lippen spielte. Georg aber nahm nichts davon, auch nichts von der Art wahr, mit der der wortkarge Apothekergehilfe die Mienen der Liebenden bewachte, in wachsender Sicherheit des Glücks hielt er Violandas schlanke Hand in der seinen und führte sie mehr als einmal verstohlen an seine Lippen.

So kam der Abend heran, Buol fühlte, daß es Zeit sei, das Haus zu verlassen, in das er so unverhofft und so stürmisch-plötzlich eingetreten war. Er erhob sich und nahm von Violanda Abschied. Dann bat er Doktor Robustelli um Erlaubnis, als erklärter Bräutigam seiner Nichte sich täglich hier einfinden zu dürfen, und erhielt diese bereitwillig. Indem er zur Tür ging, tauschte er einen langen Blick mit Violanda und erweckte in ihr das Bewußtsein, wie wenig sie die unverhoffte Gunst dieser Stunde genossen habe. Unbekümmert um die Anwesenden eilte das erregte Mädchen Georg über die Schwelle nach und erreichte ihn, ehe er aus dem Hause trat. Sie legte ihr Haupt an seine Wange und stammelte all die zärtlichen Laute, die in der letzten Stunde vor der Gegenwart Luigi Grossos und der alten Eustazia verstummt waren. Georg umfing wie berauscht die schöne bebende Gestalt, die sich in seine Arme schmiegte, als wollte sie sich schon heute für immer festhalten lassen, und dann doch nach einem heißen Kuß flüchtig enteilte und im Dunkel des Flurs verschwand.

Violanda hoffte in der Einsamkeit ihres Gemachs den Widerstreit der Empfindung zu schlichten, der in ihr

wogte. Indem sie aber ihren Fuß auf den ersten Stein der Treppe setzte, fühlte sie sich plötzlich am Arme erfaßt, und als sie mit einem leisen Aufschrei zurückfuhr, erkannte sie ihren Oheim. Doktor Robustelli versuchte wohl den Ton festzuhalten, mit dem er heute Georg Buol und auf Augenblicke selbst das Mädchen getäuscht hatte. Doch klang ein anderer, halb drohender Ton durch seine Worte, als er Violanda hastig ansprach:

„Du glühst ja in Liebe, Violanda! Vergiß nicht, was du den Deinen schuldig bist — bis zum Tage, wo dich dein Mann in sein Haus führt, steht dir deine Familie näher als alle Verlobten der Welt! Dein rasches Glück macht dich leichtsinnig, — hüte dich wohl!“

Wenn Violanda noch eines Worts zur Bestätigung ihrer dunklen Furcht bedurft hätte, so hatte Doktor Francesco in diesem Augenblick das Wort gesprochen. Sie wußte und erriet jetzt alles und entgegnete mit schmerzlich zitternder Stimme: „Ich verstehe Euch, Oheim! Es ist nicht Euer Ernst und war es nie, mich Georg zum Weibe zu geben. Ihr wollt ihn täuschen, einschläfern, um ihn besser morden zu können! Sagt nichts dagegen, ich würde Euch nicht glauben. Aber seid barmherzig, gestattet mir, ihn zu warnen, ihm zu helfen, und ich schwöre Euch, daß ich, sobald er in Sicherheit ist, nie wieder von ihm sprechen und Euch in allen Stücken gehorsam sein will. Nur betrügt mich nicht und lockt ihn nicht durch mich ins Verderben!“

„Du bist wahnsinnig, Mädchen!“ brach Doktor Francesco los. „Ich überwinde mich und lade den Fremden, den Ketzer zur Werbung in mein Haus, ich nehme es auf mich, Signor Paravicis Groll über unser gebrochenes Wort zu tragen, und hoffe von dem allem nur, daß das

wahnsinnige Gerücht über unsere Pläne und die stete Gefahr, die über unsern Häuptern schwebt, abgewendet sein sollen; und du, statt mir auf den Knien zu danken, bist die erste, die das Unheil heraufbeschwören wird. Hauch es nur deinem Bündner in die Ohren und sei gewiß, daß sie aus mir herausfoltern werden, was du in deinem liebeskranken Hirn träumst!"

„Es ist gut, Oheim!" unterbrach Violanda den Schwall geifernder Worte, die der Arzt hervorstieß. „Es ist gut, vergebt mir meine Torheit — wenn es Euch so dünkt — und habt allen Dank, den Ihr verdient."

Ihre Entgegnung klang herb und hart — Doktor Francesco blieb betroffen am Fuß der Treppe stehen, indes das junge Mädchen rasch hinaufstieg. Durch das Dunkel im Flur klang ein leiser, fester Tritt, Robustelli ward inne, daß er nicht allein war und nie allein gewesen war. Er ließ Luigi Grosso ganz nahe kommen und neigte seinen Mund dem Ohre des verkappten Priesters entgegen. Selbst in seinem flüsternden Ton machte sich mühsam verhaltener Zorn Luft: „Ihr habt gehört!" sagte er zitternd. „All unser Spiel und die Demütigung, die es für mich und mein Haus mit sich bringt, ist umsonst. Sie glaubt uns nicht — und wird ihn warnen und sein Zorn wird auf uns fallen, ehe unser Plan reif ist."

„Ihr seid stürmisch und feig zugleich, Doktor!" erwiderte Luigi Grosso mit kalter Ruhe. „Wenn wir unser Spiel wirklich verlören, trügt Ihr allein die Schuld — Eure Nichte müßte blind sein, wenn sie Euch nicht ansehen sollte, mit welchem Groll Euch ihre Liebkosungen und das leise Geplauder mit dem jungen Mann erfüllen. Doch beruhigt Euch — unser Zweck ist erreicht! Was sie ihm auch sagen mag — Gewißheit kann sie ihm nicht

geben! Weil er aber hofft und für möglich hält, daß sie irrt, weil er an seine künftigen Verwandten nicht eher Hand anlegen wird, als bis er muß und ihn die Pflicht zwingt, wird er Tag um Tag verstreichen lassen und so — wird unser Tag kommen. Steht in Geduld, Doktor Francesco, die heilige Kirche wird Euer Opfer zu belohnen wissen." — —

Die nächsten Tage und Wochen bestätigten jedes Wort Luigi Grossos. Georg Buol und Violanda sahen sich täglich, aber sie wurden ihrer Liebe nicht froh, ihres Glückes nicht sicher. In Violandas Seele kämpften dumpfe Besorgnis des Augenblicks und die Sehnsucht, sich den frohen Aussichten der Zukunft zu überlassen, einen schweren Kampf. Georg Buol aber rang zwischen dem Wunsch, Doktor Robustelli und die Seinen unbeteiligt an den Plänen zu finden, von denen es jeden Tag gewisser ward, daß sie mindestens bestanden hatten, und zwischen der Furcht, überlistet, überrascht zu werden. Die evangelischen Einwohner des Tals vermochten sich schwer dareinzufinden, daß der junge Talammann in Doktor Robustellis Hause wie in Freundes Haus verkehrte. Sie trugen Anklagen, schlimme Erinnerungen und Gerüchte gegen den Arzt zu allen Begleitern Georgs. Keiner seiner Reiter trat mit klirrenden Sporen oder rasselndem Schwert in sein Gemach, ohne eine Warnung mitzubringen. So oft er einer solchen nachging, die Schritte des Arztes, Luigi Grossos und aller Hausgenossen überwachen ließ, so oft zeigte sich die Grundlosigkeit aller Angaben und Befürchtungen. Seine arglose, offene Seele litt unter alledem. Warm und aufrichtig würde er jetzt Robustelli vertraut haben, wenn Violanda seine glückliche Stimmung geteilt, wenn aus ihrem Auge der Strahl hoffender Liebe geleuchtet hätte.

Aber wunderbar: wie die goldenen Sommertage dahineilten, ward Violandas Auge matter, ihr Wesen, so oft Georg kam, zerstreut, schweigsam, beinahe kalt, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Blick, ein leidenschaftlicher selbstvergessener Laut dem geliebten Manne verraten hätte, daß sie für ihn lebe und nur an ihn denke. Georg empfand die Wandlung im Anfang kaum, dann aber kam sie ihm Tag für Tag lastender zum Bewußtsein. Es war, als berge Violanda ein Geheimnis — und doch, sobald er in sie drang, antworteten ihm nur Tränen und zerstreute Worte. Bald dämmerte in Georg der Verdacht auf, daß es nicht mehr der Argwohn gegen die Ihrigen, nicht mehr die Sorge um ihn sei, von denen sie bewegt werde. Sollte er, seitdem die Welt sein Glück pries, den Wankelmut des Glücks erfahren? Wie ein Schauer zog das Bewußtsein durch seine unerfahrene Seele, daß er eine so selige, so rein glückliche Stunde, wie die erste, in der er mit Violanda unter den Kastanien des Kirchenhügels zusammentraf, nicht wieder erlebt habe. — Und wenig wollte ihm frommen, daß er mit der schönen Geliebten mehr als einmal bei der Kirche der heiligen Rosalie im Schatten der alten Bäume weilte. Er schalt laut und leise darüber, daß Violanda nach der Landessitte von der alten Eustazia begleitet wurde. Aber eine innere Stimme sagte ihm, es sei nicht die alte Hüterin, die zwischen ihm und dem vollen Gefühl des Glückes stehe — es sei Violandas Wesen selbst.

Georg hatte die einsamen Nächte nicht belauscht, die Violanda seit dem Abend ihrer Verlobung durchwacht hatte. Drohend stand vor ihrer Seele der Gedanke, daß sie entweder ihrer Familie einen schmählichen Untergang bringen, oder ihren Geliebten der dunkeln Gefahr, an die

sie heute glaubte und an der sie morgen zweifelte, blind entgegentreiben lassen müsse. Wohl schrie es in ihr auf, sich das Recht ihrer Liebe zu wahren und dann mutig zu erwarten und zu tragen, was Gott verhängt habe. Aber Violanda war in zu engen Schranken aufgewachsen, sie hatte in der entscheidenden Stunde, da Georg Buol sie zu sich rief, den Mut des freien Entschlusses nicht gewinnen können. So betete sie zu ihren Heiligen um einen rettenden Ausweg aus der Wirrnis ihrer Gedanken und Empfindungen und glaubte ihn gefunden zu haben. Wenn Georg sich selbst von ihr losriß und sie zürnend verließ — — dann waren die Ihren gerettet und sie und ihre Liebe trugen mindestens keine Schuld an allem, was später geschah. Er aber würde in Sicherheit, würde frei sein und sie ein heiliges Recht gewinnen, den Fernen zu beweinen. Konnte sie nie die Seine werden, ohne an ihren Nächsten zu freveln, so würde doch Signor Paravici und, nach ihrem Opfer, auch der Oheim, jedes Recht an sie verloren haben.

Es waren wunderliche Trugschlüsse eines bedrängten Frauenherzens, in die sich die schöne Violanda hineinlebte. Eine Stunde der Liebe, ein vertrauendes Gespräch mit Georg, oder eine wirkliche Gefahr des Geliebten würden sie aufgerüttelt haben. Aber das eine behinderte die geheime Überwachung, unter der Violanda fort und fort stand, und von der andern verriet sich nicht das leiseste Anzeichen. Violanda wußte, daß seit dem Tag ihrer Verlobung mit Georg Buol alle die geheimen Beratungen, die prahlenden Tischgesellschaften im Hause ihres Oheims aufgehört hatten. Er konnte die Wahrheit sprechen — konnte die Teilnahme an den wilden Plänen von sonst aufgegeben haben. Aber — der Tag ihrer Verlobung

war auch der erste, an dem Luigi Grosso das Haus betreten hatte. Und der dunkle, unbesiegbare Argwohn des jungen Mädchens, daß aller Friede nur Schein sei, daß im geheimen der Mord- und Aufstandsplan fortgesponnen werde, kehrte jedesmal aufs neue wieder, so oft sie in das bleiche, scharfe Gesicht des Apothekergehilfen schaute, mochte er nun am Mörser stehen, mit ihrem Oheim sprechen oder schweigsam und demütig am Familientische sitzen.

Georg Buols leise Besorgnis und sein Unmut aber gingen unter allen Eindrücken dieser Tage allmählich in Zürnen und schmerzliche Besorgnis über. Es war die Mitte des Julimonats, und nachdem einige Wochen hindurch Ruhe geherrscht hatte und die kleine Bündnermannschaft allmählich in ihrer Wachsamkeit nachzulassen begann, kamen wieder Nachrichten über die Berge und aus dem untern Misoccotale, die zu neuen Vorsichtsmaßregeln zwangen. Und jetzt glaubte auch Georg eine wachsende Veränderung im Betragen des Arztes und seiner Familie wahrzunehmen. Er war ihnen nie nahe gekommen und solange er nicht an Violanda zweifelte, hatte es ihn wenig beirrt. Am liebsten wäre er, gleichviel ob Gefahr drohen mochte oder nicht, mit allen Seinen über den Bernhardin zurückgegangen. Aber würde Violanda sich unter den Seinen noch finden?

Es war an einem heißen Vormittag, um die Stunde, in der Georg selten das Haus Doktor Robustellis zu betreten pflegte, als er plötzlich und unerwartet im großen Gemache der Familie erschien. Er wollte auf die Möglichkeit seines Abschieds für kurze Zeit vorbereiten, er wollte hören, ob man bereit sei, ihm im äußersten Falle zu folgen! Lag dem Arzt so unendlich daran, sein Tun von dem seines Bruders geschieden zu sehen, so war er in dem deutschen Teile Räthiens sichrer vor allem Verdacht, als

in diesen Tälern, die der Schauplatz blutiger Ereignisse werden konnten. Doch sowie der junge Hauptmann seine Gedanken nur andeutete, trat ihm Doktor Francesco schroff gegenüber. Niemals werde er seine Heimat verlassen, nie sich von seinen Mitbürgern trennen. Als Georg scharf zurückfragte, ob er zu diesen Mitbürgern auch stehen wolle, wenn sie Rebellen seien, so fehlte wenig, daß dem zornblassen Doktor ein heftiges Ja über die Lippen gekommen wäre. Nur die Gegenwart Violandas hielt ihn zurück. Er entgegnete nur, daß die Gerüchte, die von Aufruhr und Mordplänen sprächen, sich schon hundertmal als falsch und erlogen bewährt hätten, daß es auch diesmal so sein werde. Auf alle Fälle habe er schwere Bürgschaften gegeben, daß es ihm Ernst sei mit seiner Treue für Bünden. Dabei blickte er nach der angstvoll lauschenden Violanda hinüber, in deren Wangen dunkle Röte stieg. Georg antwortete, auch darum sei er gekommen, zu erfahren, wann er Hoffnung habe, seine Braut heimzuführen. Und nun war es, als fliege ein Blitz der Freude über das Gesicht des Arztes, als er achselzuckend erwiderte, je ruhiger die Zeiten blieben, um so eher werde sich das bestimmen lassen. Herr von Buol müsse selbst fühlen, daß, wenn er mit seinen Sorgen irgendwie recht habe, die Stunde zu Hochzeitsfesten nicht angetan sei. Georg sagte voll Haltung, aber mit merklich schärferem Tone, ihm scheine im Gegenteil zu bedrohlicher Stunde das Weib um so eher in den Schutz des Gemahls zu gehören.

Violanda hatte während dieser Reden still auf ihre Arbeit — eine Altardecke, die Frau Gemma stickte und an der sie die Nichte teilnehmen ließ — gebeugt gesessen, obschon sie merklich zitterte. Jetzt trat Georg zu ihr heran und fragte, was sie darüber denke. Sie antwortete, ohne

die Augen zu ihm zu erheben, daß sie ihrem Oheim Gehorsam schulde, so glücklich sie der Tag machen werde, an dem sie ihm folge. Und als Georg mit scharfer Betonung ihr wiederholte, daß ihn seine Pflicht als Talammann und Befehlshaber seiner Reiter vielleicht noch heute zwingen könne, aufzubrechen, plötzlich ohne Abschied zu gehen, daß er nicht wissen könne, wann er wiederkehre, erwiderte sie mit leiser, von Tränen halb erstickter Stimme, sie werde beten, daß Gott ihn beschütze. Unwillig wiederholte er zweimal fragend ihren Namen: „Violanda? Violanda?!" und setzte leise hinzu, er denke wirklich an den Abschied — er erwarte ein Wort — eine Botschaft von ihr, so sei alles wieder, wie an jenem Pfingstnachmittag! Sie beugte ihr Haupt noch tiefer — sie sah ihm mit einem erlöschenden Blick nach, aber sie folgte ihm nicht, obschon er auf dem Flur und der Schwelle des Haustores noch zweimal ihrer harrend verweilte. Erst als er hinweg war, erhob sich Violanda von ihrem Sitz, sie eilte unter strömenden Tränen nach ihrem kleinen Gemach, um Gott zu danken, daß er gehe, daß er gerettet sei — was auch geschehen und aus ihr werden möge.

Doktor Francesco war, sobald seine Nichte, deren Betragen ihn selbst mit Erstaunen erfüllt hatte, aus dem Zimmer war, im Begriff, sich mit einem frohen Aufjubeln für allen erlittnen Zwang schadlos zu halten. Aber seine Freude ward rasch gedämpft — es war der Tag der Überraschungen für ihn! Luigi Grosso und Signor Paravici erschienen gemeinsam, doch nicht einträchtig, denn sie maßen einander mit bedrohlichen Blicken. Der Arzt sah betroffen, daß sein Apothekergehilfe den gelbroten Rock mit einem dunkeln Reisekleide vertauscht hatte, das sich seiner wahren Tracht annäherte. Messer Luigi war in

geheimer, beinahe feierlicher Stimmung: „Ich habe Botschaft aus Mailand erhalten! Der Tag des Unternehmens ist festgesetzt — und morgen zum Losbruch bestimmt. Nach reiflicher Erwägung glauben aber die Häupter unsrer Sache, daß es besser sei, von einem Aufstande in diesem Tal gänzlich abzusehen. Das Misoccotal ist zu abgelegen, kann vom Veltlin aus keine Hilfe erlangen. Wer daher glaubt, daß er nach allem, was geschehen, hier nicht sicher sei, dem läßt Ritter Jacopo Robustelli seinen Gruß und Schutz entbieten. Ich selbst gedenke morgen nach Grossoto aufzubrechen.“ —

„Wir aber wollen unsere Sache nicht aufgeben, ehrwürdiger Bruder!“ fiel Signor Paravici zornrot und vollkommen außer sich dem Jesuiten in die Rede. „Meint Ihr, wir sollen die Bündner der Mordnacht, ich solle den Mann entrinnen lassen, der auf Euren Betrieb meine Rechte genossen, der um der heiligen Sache willen öfter in dies Haus treten durfte, als ich — der noch jetzt hochmütig auf uns herabblickt und nach Euren Weisungen wohl ferner über uns gebieten soll? Wir schlagen los und in dieser Nacht lieber als in der nächsten! — Zu lang, viel zu lang, Fra Lazzaro, haben wir uns von Euch bestimmen lassen. Doktor Francesco, wollt Ihr umsonst die Schmach dieser Wochen getragen haben?“

„Tut, was Ihr nicht lassen wollt,“ entgegnete der Jesuit ruhig. „Wir handeln nach Plan und höherer Weisung. Wir haben gewisse Kunde, daß eine starke Bündner Kriegsmacht durch das Schamser Tal und den Rheinwald vorrückt — also ist dies Tal für uns verloren.“

„Und wenn es wäre!“ flammte der venezianische Abenteurer auf — „so wollen wir dennoch zuvor tuen, was unser Herz begehrt. Kommt, kommt, Doktor Francesco,

mag dieser den Staub von seinen Füßen schütteln, wir wollen die unsern rühren — es ist höchste Zeit."

So schieden die Verbündeten im hellen Groll voneinander. Noch ehe der Abend herankam, verließ der, der seither Luigi Grosso geheißen hatte, das Haus des Arztes und schlug die Straße nach Bellinzona ein. Er hinterließ für Doktor Francesco einen warnenden Brief, wenigstens, sobald er seine Rache vollbracht habe, auf mailändisches Gebiet zu flüchten und sich von dort mit seinem Bruder im Veltlin zu vereinigen. Dann verschwand er, rasch, geräuschlos und kalt, wie er gekommen war.

Je weiter aber dieser vielbewegte Tag dem Abend näher rückte, um so dumpfer, unruhiger, verworrener ward es in Georgs Innern. Die Gefahr, in der er und die Seinen vielleicht schwebten, kümmerte ihn jetzt so wenig als zuvor, er hatte bereits seit zwei Tagen alle seine Reiter in dem Hause, das ihm selbst zum Quartier diente, vereinigt und allen, die seinem Schutz anvertraut waren, eben dies Haus als Zufluchtsort bezeichnet. Aber die wachsende Verzweiflung, daß ihn Violanda getäuscht, verraten habe, daß das lebendige Gefühl in seiner Seele, das er noch jetzt in aller Stärke empfand, Torheit und Lüge sein solle — trieb ihm mit jeder Stunde sein heißes Blut rascher nach Stirn und Wangen und erfüllte ihn mit Zorn und Scham. Sie stieß ihn von sich — umsonst hatte er den ganzen Tag auf eine Botschaft geharrt, die ihn zu ihr rief! Sie hatte seine Drohung gehört, heute ohne Abschied von dannen zu reiten — und keine Frage, kein Wort drang zu ihm. Es schien ihr eben recht, daß er sie verließ, das Spiel war zu Ende, sie glich ihren Sippen, denen er und denen sie selbst mißtraute. — —

Und doch — es zog ihn gewaltsam zu ihr, er sträubte

sich gegen die warnende Stimme in seinem Innern, er sprach den eigenen Trotz zur Ruhe und näherte sich wiederum, wie an manchem Abend zuvor, dem Hause des Doktor Robustelli. Die Gassen von Soazza lagen heute auffallend stumm — der letzte warme Abendhauch flutete durch sie hin, er rührte Weinreben und Sträucher, er mischte die Düfte der Oleander und der gelben Lilien, die vor dem Garten des stattlichen Pfarrhauses wuchsen, er schmiegte sich weich und mild um jede Stirn und Wange, die sich ihm darbot. Aber fast nur Kinder spielten vor den Häusern, einzelne Frauenköpfe schauten aus den höhlenähnlichen Fenstern, und wo sie den jungen Talammann erblickten, erschien im letzten Licht der untergehenden Sonne ein eigentümlich starrer Ausdruck auf den Gesichtern. Georg Buol sah nichts davon, er schritt seines Weges und wich bald von der großen Straße ab. Er barg sich im Schatten einer alten Kastanie, die schon völlig im Dunkel lag, und schaute gedankenvoll zu den Bergen hinauf, deren höchste Spitzen in Abendglut getaucht schimmerten, während die steilen Wände breite, dunkle Schatten ins Tal warfen. Wie ein Strahl von dort oben war dem Erregten der Lauf der letzten Tage vor die Seele getreten, mit einem Male stand es vor ihm, daß er seit gestern Violanda auch nicht einen Augenblick gesehen, kaum ein unbelauschtes Liebeswort mit ihr getauscht habe. Und so ergriff ihn der Gedanke, sie heute allein, ungesehen und ungehört von den andern, zu erblicken. Beinahe erschrocken, daß er nicht längst versucht habe, was so einfach, so naheliegend war, erfaßte ihn ein Zittern der Hoffnung und des Bangens zugleich. Wenn er sie fand, sah, sprach, wie er jetzt träumte, konnte noch alles gut werden. Und wenn sie ihm allein, unbe-

wacht von des Doktors und Tante Gemmas strafenden Blicken, dasselbe bleiche, kalte, verschlossene Gesicht zeigte, wie gestern und die Tage daher — dann war eben alles vorüber! — —

Lange Zeit harrte der Erregte an der Stelle, die ihn den Blicken der wenigen Vorübergehenden verbarg. Ungeduldig hob er mehr als einmal den Fuß — aber noch war es nicht völlig Nacht, und nur bei Nacht wollte er die Schwelle des Hauses Robustelli betreten. Er erinnerte sich, daß, so oft er gekommen war, Violanda nie in dem kleinen Saal verweilt hatte, sondern stets gerufen worden und aus ihrem Gemach herabgekommen war. Darauf stand in dieser Stunde seine Hoffnung. So hielt er sich still und lautlos, bis der Schlag der zehnten Stunde auf dem Kirchturm von Soazza hell und deutlich durch die nachtdunkle Luft zu ihm drang. Er brach auf und erreichte mit hastigen, aber kaum hörbaren Schritten das Haus des Doktors. Der Hofhund schlug an, aber da er Tritt und Stimme Buols kannte, ließ sich das Tier leicht beschwichtigen. Der Flur lag dunkel, der junge Mann glaubte die alte Eustazia hüsteln zu hören und drückte sich einen Augenblick gegen die großen geschnitzten Arzneischränke, die am Aufgang zu der steilen Treppe standen. Dabei drang aus dem kleinen Saal im Erdgeschoß Stimmengeräusch und mancherlei Geklirr zu seinen Ohren, das ihn zu anderer Stunde stutzig gemacht hätte. Doch jeder Gedanke, jedes Lauschen des jungen Mannes galt jetzt nur dem, was im oberen Stock des Hauses vorging. Entschlossen, aber noch immer an sich haltend, trat er in der Dunkelheit Stufe um Stufe höher. Sowie er auf dem oberen Flur stand, erspähte er einen Lichtschein, der durch eine der Türen am Ende des Flurs fiel.

Pochenden Herzens, aber mit jedem Augenblick an entschlossener Sicherheit wachsend, versuchte er in dem ungewissen Lichte die Türen zu zählen. Es war kein Zweifel, dort mußte Violandas Gemach sein. Und nun schritt er näher, unbekümmert, daß seine Tritte auf dem Steinboden an der gewölbten Decke widerhallten. Er lauschte achtsam noch einmal. Von drinnen glaubte er verhaltenes Weinen, tiefe Seufzer zu vernehmen. Da hielt er sich nicht länger, mit einem Druck auf das Schloß sprang die unverriegelte Tür auf und Georg stand auf der Schwelle, drei Schritt von dem kleinen Hausaltar, an dem Violanda Robustella tränenüberströmt kniete und jetzt ihr Gesicht halb erschrocken, halb aufleuchtend, zu ihm emporwandte. Georg Buol konnte nicht wissen, daß sie dort vor der steinernen Nische mit dem schlichten Marienbild Gott und die heilige Jungfrau gepriesen hatte, daß er heute nicht im Kreise ihrer Familie erschienen, daß er fort und gerettet sei! So hatte Doktor Robustelli der angstvoll und bleich im Hause umhergehenden Nichte vor wenigen Stunden gesagt und so viel Hohn und Zorn hinzugefügt, daß das Mädchen an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifelte. Sie hatte sich im Gebet niedergeworfen, ihren Heiligen für seinen rettenden Trotz gedankt, aber ihren Tränen freien Lauf gelassen. Wie er von ihr gegangen war und nach allem, was nun folgen sollte, durfte sie nicht hoffen, ihn im Leben wiederzusehen. Und als er darum jetzt plötzlich vor ihr stand — überwältigte sie der unverhoffte Anblick so, daß sie, alle Rückhaltung, alles außer sich und ihm vergessend, mit einem ersterbenden Aufschrei emporsprang, in seine ausgebreiteten Arme stürzte und den Geliebten an sich preßte, als würde er ihr im nächsten Augenblicke wieder entrissen werden. Er beugte sich zu ihr herab — und wie seine

warmen Lippen den ihren nahekamen, fühlte Violanda, daß die ihren bleich und kalt seien, und sog sich am Munde Georgs fest, von dem Leben und Wärme zu dem ihren herüberströmten.

Beglückt, im Innersten erschüttert und doch wieder tief betroffen, stand der Eindringling und fühlte die holde Gestalt in seinen Armen ruhen. Er wollte reden, fragen, aber ehe er ein Wort vorbrachte, hauchte Violanda ihm ins Ohr, daß sie seine Güte, ihr diesen Abschied zu gönnen, niemals vergessen werde. Er wiederholte verwundert, fast zürnend, das Wort Abschied und fügte hinzu, daß er von keinem Abschied wisse und daß er, wenn er daran denke, von hier zu gehen, sie mit sich nehmen werde. Und erst bei diesen Worten schien Violanda aus dem halben Traum, in dem sie schwebte, zu erwachen. Sie riß sich los von ihm, sie verriegelte mit Hast ihre Tür und schob die Lampe, die auf dem vorderen Teil des Altars gebrannt hatte, in den Hintergrund der Nische zurück, so daß das kleine Gemach, in dem nichts stand als ihr Ruhebett, ein Schrein und wenige Strohsessel, nur matt erhellt war. Und wie sie dies alles tat, zeigte sich auf ihrem Gesicht der wundersam befangene angstvolle Ausdruck wieder, den Georg schon so manchen Tag wahrgenommen und den er umsonst zu verscheuchen gesucht hatte. Aber ihre Küsse brannten noch auf seinen Lippen, in dem schlichten, weißen Hausgewand, das üppige, dunkle Haar gelöst und frei über die Schultern wallend, erschien sie ihm zugleich holder, anmutiger als je. Er trat wieder auf sie zu — und wollte sie an sich ziehen — sie aber wehrte ihn ab und sagte stockend und sich besinnend: „Wie kommst du hier herein? Und warum fliehst du nicht?“ Und als er ruhig zur Antwort gab, daß er nie an Flucht gedacht habe

und frei am lichten Tage das Tal verlassen werde, befiel sie heftiges Zittern, indem sie willenlos ihr Haupt wiederum an seine Schultern lehnte. Der junge Mann drang mit ernsten, beschwörenden Worten auf sie ein, ihm ihr seltsames Wesen, ihre Erregung zu erklären, und fragte zuletzt mit einer Art Heftigkeit, ob es noch ihr Ernst sei, sein Weib zu werden? Violanda preßte ihm ihre Hand auf den Mund, als erschrecke sie über den lauten Ton, und stammelte unter Schluchzen: „Niemals — niemals — ich bin deiner nicht wert!"

Georg Buol aber, der, statt das Dunkel erhellt zu sehen, sich in neue Dunkelheiten gestürzt sah — ließ sich mit diesem Wort nicht, wie sie Miene machte, zur Tür drängen. Tiefes Mitleid und glutvolles Verlangen rangen in ihm, und da er nicht ahnte, was Violanda bewegte und beängstigte, so strebte er sie zu beruhigen. Er schloß sie von neuem in seine Arme und begann ihr heimlich zuzuflüstern, wie in dieser Stunde alle seine Hoffnungen und Bilder des goldenen, unvergeßlichen Pfingstnachmittags neu erwacht wären. Er widersprach jedem dunkeln Wort, mit dem sie sich anklagte und immer aufs neue aus seinem Arm zu lösen strebte. Allmählich ward sie ruhiger — sie begann seinen Worten zu lauschen. Er sprach von dem stillen Tale, in dem sein altes Schloß lag, von den Arvenwäldern weit umher, von den Schneebergen, im Mondlicht erglänzend, die sie aus den Fenstern ihrer und seiner Gemächer schauen werde. Längst wehrte sie ihm nicht mehr, wenn er zwischen dem flüsternd geführten Gespräch ihre Lippen, ihren Nacken küßte — sie hatte vergessen, wo sie war, und auch für Georg verschwammen Heut und Einst — Traumhoffnung und Wirklichkeit ineinander! Das einzige Fenster von Violandas Gemach stand

weit offen — aus dem verwilderten Rebengarten am Fuß hauchten würzige Düfte herauf. Tiefer und tiefer bestrickte der Zauber der stillen Sommernacht die beiden Liebenden — heißer wehte ihr Atem — glutvoller blickten sie sich in die Augen — zuletzt immer inniger, seliger, selbstvergessener ruhten sie auf Violandas Lager — Mann und Weib! Das Flüstern erstarb in heißen, stummen Küssen und die Stunden der Nacht rannen ungezählt dahin.

Sie wußten nicht eher, was geschehen war, als bis plötzlich durch die Nachtstille unruhiges Geräusch, das zu gleicher Zeit auf den Gassen des Dorfes und im Hause selbst erwachte, zu ihnen hereindrang. Und als Violanda emporfuhr, noch eben glühend und nun wiederum so bleich, versuchte der Geliebte sie noch zu halten. Im nächsten Augenblick aber sprang auch er auf und stand, aus jedem Liebesrausch erwacht, spannend und lauschend. Denn draußen vom Kirchenhügel her scholl mit einmal in dumpfen Tönen die Sturmglocke über das nachtstille Soazza hin, auf dem Flur vor Violandas Gemach aber klangen schwere drängende Tritte, brüllende Stimmen und klirrendes Waffengetös. Von der Dorfgasse herauf krachten nacheinander fallende Schüsse — Violanda eilte zur Tür, wider die von draußen schwere Fußtritte schmetterten, und warf sich dagegen, indem sie mit flehend erhobenen Händen Georg anrief: „Rette dich — rette dich — dort hinaus — in den Garten — die Mordnacht bricht los!“ — „Die Mordnacht?“ fragte Georg tonlos und sah mit blitzenden Augen nach dem zitternden schönen Weibe hin. „Die Mordnacht! die sie so lange geplant!“ rief verzweifelt Violanda, die jetzt zugleich Georgs Worte und die wütenden, drohenden Stimmen ihres Oheims und ihrer Landsleute vernahm. „Violanda! das wußtest du und locktest mich

dennoch?" schrie Georg auf, dem es jetzt war, als sei er von einem Mordstahl schon getroffen. „Verräterin, der nichts heilig ist!" Und dabei faßte er den Rahmen des Fensters und stieß mit energischer Kraftanstrengung das morsch im Rahmen hängende eiserne Gitter in den Garten hinab. In demselben Augenblick kreischte draußen Signor Paravici: „Laßt mich — laßt mich — ich muß voran — er ist sicher bei ihr! Madonna Violanda, heißt Euren Buhlen ein Stoßgebet sprechen!" Der wilde Abenteurer rüttelte die Tür, daß sie in ihren Angeln erbebte, und sprengte das Schloß — Georg Buol aber hatte den gefährlichen Schwung und Sprung von der Höhe herab einen Augenblick früher getan und der hereinflutende Haufe traf nur auf die ohnmächtig zusammengebrochene Violanda, die Gemma Robustella und die alte Eustazia mit gellender Stimme zu erwecken suchten.

Noch taumelte der junge Hauptmann von dem Sprung, als er sich mit starkem Arm drunten erfaßt fühlte. Halb betäubt wollte er dem vermeinten Angreifer den Schwertgriff ins Gesicht stoßen — aber eine heisre Lache schlug an sein Ohr, es war Johann Flürs, der Oberhalbsteiner, der ihn hier erwartet hatte. „Rasch, — rasch, Herr Buol!" rief er ihm zu, „Ihr habt zu lang' droben verweilt. Ich drang, sowie die ersten Schüsse der Schurken im Dorf fielen, ins Haus ein und suchte Euch — sie fuhren auf und ich fürchte schier, daß ich sie Euch auf den Hals gehetzt! Doch war's Zeit, kommt, kommt, sie flüchten schon von rechts und links zu uns!" Während dieser Worte zog der Alte, die Reben niedertretend und den Weg bahnend, den jungen Hauptmann mit sich fort. Georg folgte ihm willenlos, er fühlte sich von dem Erlebnis der letzten Stunde wie vernichtet. Zeit zum Besinnen blieb

ihm freilich nicht. Die Sturmglocken schollen mit vermehrter Gewalt, man hörte sie deutlich aus dem ganzen untern Misoccotale. Überall schien Unheil und Vernichtung im Gang. Und doch stießen die beiden Dahinstürmenden erst dicht vor ihrem Quartier auf ein Hindernis. Pater Giovachino, der Theatiner, hatte sich hier einem Trupp der Seinen vorangewagt und war eben im Nachtdunkel dabei, ein armes evangelisches Weib aus Lostallo aufzuhalten, das mit ihren beiden weinenden Kindern den verabredeten Zufluchtsort zu erreichen strebte. Sein Eifer gereichte ihm zum Unheil. Denn die beiden Heranstürmenden erkannten ihn nicht sobald, als sie der hilferufenden Frau beisprangen. Johann Flürs stieß mit so wilder Gewalt sein breites kurzes Schwert in die Seite des Paters, daß dieser beinahe lautlos im freien Felde zusammenbrach — das erste und fast einzige Opfer der wilden Nacht, die er so sorgfältig vorbereitet hatte.

Denn sowie der junge Hauptmann und sein Begleiter den Hof erreichten, der zum Sammelpunkt diente, fanden sie die Schar der bündischen Reiter und die kleine Zahl der Evangelischen, denen die Mordnacht gelten sollte, vollzählig beisammen. Die längst verabredeten Maßnahmen hatten sich bewährt. Wohl lag der Ausdruck der Angst und der Todesfurcht auf den verstörten Gesichtern mancher Frauen, wohl erschienen einige Männer völlig verwirrt und fassungslos. Aber die Mehrzahl empfand nur den Grimm über den tückisch mörderischen Überfall, nur Sorge um das Schicksal der Glaubensgenossen im Veltlin und den andern Tälern. Mit blitzenden Augen nahmen sie die bereit gehaltenen Waffen, die ihnen die Soldaten darboten. Nur für den Augenblick war man in Sicherheit, noch galt es den schweren Rückzug durch das obere Tal,

die Flucht über die Höhen des Bernhardin. Georg Buol kam es vor, als würden so viel zürnende, vorwurfsvolle Blicke auf ihn gerichtet, als ihm kampffreudige oder angstvolle Gesichter entgegenschauten. Er suchte sich gewaltsam zu fassen — aus der Erstarrung, die sein Wesen erfaßt hatte, emporzureißen. Mit fieberhafter Eile, aber mit scharfem, sicherm Blick traf er die Ordnung des Rückzugs. In das Gehöft und das Haus herein scholl von draußen stärker und stärker das Gebrüll der fanatischen Schar, die Paravici sammelte und führte. Sie nahmen offenbar an, daß die Evangelischen sich in dem festen Hause zu verschanzen und zu verteidigen gedächten, und schickten sich zu dessen Berennung an. Der Irrtum der Gegner und die dunkelste Stunde der kurzen Sommernacht begünstigten den Abzug der Schar, die Georg führte. Ein kleiner Trupp bewaffneter Männer schritt voran, Frauen und Kinder zu Fuß, auf Maultieren und Eseln folgten — der Talammann mit seinen Reitern schloß und deckte den Zug. Rasch brach dieser aus dem Gehöft hervor ins freie Feld und lenkte, die Ortschaften, aus denen die Sturmglocken ertönten, umgehend, erst weit hinter Cremeo in die Straße ein. Der Aufbruch der Bedrohten erfolgte fast im gleichen Augenblicke, wo ein wilder verworrener Aufschrei, ein Wutgeheul der draußen versammelten Masse verriet, daß die Leiche Pater Giovachinos gefunden worden sei. In der nächsten Minute krachten Schüsse in die Fenster des verlaßnen Gehöftes, in der übernächsten hatte der tobende und rasende Haufe die Schar der Rückziehenden entdeckt und stürzte sich hinter ihr drein. Aber nur Signor Paravici und zehn, zwölf seiner Getreuen waren voran — die große Masse prallte vor den scharfen Schüssen und Stößen, den kräftigen Anritten, mit denen

Buols Reiter den nächtigen Zug der Evangelischen deckten, wieder und wieder zurück. Die mutige Schar, in der jeder einzelne verloren gewesen wäre, hatte den Tod nur eines tapferen Soldaten zu beklagen und vermochte, jede Kraft von Roß und Mann einsetzend, auch ihre wenigen Verwundeten mit weiter zu führen.

Doch waren es furchtbare Stunden, und als der frühe Sommermorgen heraufdämmerte und die Straße zum Bernhardin frei und ohne Hindernis vor den Rückziehenden lag, schauten sich nur fiebrisch gerötete oder bleiche, verstörte Gesichter in dem rastlos dahindrängenden Zuge an. Und kein Antlitz war blässer und verstörter, als das des tapfern jungen Führers, der in der ersten Stunde, wo sich Signor Paravici mit seinem Haufen an ihre Fersen geheftet hatte, der Entschlossenste, Todesmutigste gewesen war, um freien Paß zu schaffen. Er blickte, sobald ein Augenblick der Ruhe kam, die Verfolgung nachließ, so gramvoll, so tieftraurig vor sich hin, daß es den bündischen Soldaten nicht entging und sie sich teilnehmend und kopfschüttelnd ansahen. — War denn alles, was er erlebt hatte, war die Seligkeit der verflossenen Stunde, oder war dieser nächtige Zug durch ein empörtes Tal, dem die Glocken nachheulten und Schüsse nachkrachten, ein wüster Traum? Und wie konnte, wie durfte er fernerhin an Violanda denken, die ihm jetzt nur vor Augen stand, in der unseligen Minute, wo er selbstvergessen in ihrem Gemach geweilt und Mörder, deren Pläne sie kannte, an die Tür dieses Gemaches gepocht hatten? — Das Hirn drohte ihm zu zerspringen und er atmete förmlich auf, wenn eine neue Not dieser Stunden, ein wildes Herandrängen der Verfolger, ein verwundeter Mann oder ein Weib, der die Kräfte versagten, ein weinendes Kind

seine Sorge erforderten und ihn aus seinen wirren Gedanken, in die er gleichsam untertauchte, emporrissen. Mit dem vollen Anbruch des Tages war der Bernhardin erreicht. Die Verfolger waren jetzt schon seit einer Stunde weiter und weiter zurückgeblieben. Die Schar der Flüchtlinge konnte eine kurze Rast halten und dann den steilen Weg empor antreten, auf dem sie wußte, daß sie nicht mehr überfallen oder überwältigt werden könne. Alle schauten hoffend zu der schroffen Paßhöhe hinauf, über der die rotangehauchten Morgenwolken lagen, alle bis auf Georg Buol. Dieser starrte in das Tal zurück, in dem die Nebel wogten, und spähte hinüber, wo der Turm von Soazza lag. Eine wußte er dort, die er nie wieder erblicken und deren süßes, trügendes Gesicht er dennoch sein Leben lang vor sich sehen würde!

Denn der schmerzlich Bewegte, der so hoffnungslos und freudlos in das Tal hinabschaute, konnte nicht ahnen, daß zu dieser Stunde drunten auf den rauhesten, verstecktesten Pfaden längs der Bergwände ein Mädchen oder junges Weib der gleichen Straße zustrebte, die er an der Spitze der Seinen emporritt. — Violanda Robustella hatte, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, mit zitternder Angst die Glocken und den Waffenlärm, mit tiefem Schauder die wilden unweiblichen Hohnreden ihrer Base Gemma und der alten Eustazia vernommen. Sie wußte nicht, ob Georg lebend entronnen oder tot sei, und sie hatte nicht den Mut, zu ihren Heiligen zu beten, in deren Namen draußen alle Greuel verübt wurden. Dazu sah sie die Augen Frau Gemmas forschend und argwöhnisch auf sich gerichtet — es ward ihr nicht vergönnt, sich in ihr Gemach zurückzuziehen. In der Halle des Doktors aber drängten sich heute die Männer — und brachten wechselnd, mit geschäftigem Eifer die Nachricht,

daß sich die katholische Bevölkerung weit umher erhoben habe. Dann klang es doch durch all die wilden Reden hindurch, daß die Evangelischen aus dem Misox glücklich entronnen wären und unter dem Schutze Buols und seiner Reiter nach dem Bernhardinpaß flüchteten. Zu der wilden Prahlerei, daß Signor Paravici den Tod des Pater Giovachino an den Bündnern rächen und deren Hauptmann eigenhändig erschlagen werde, lächelte das Mädchen verächtlich. Ein wunderbares, seliges Gefühl der Befriedigung überkam sie, als sie mit dem herannahenden Morgen immer gewisser ward, daß der Mann ihres Herzens dem drohenden Tode entronnen sei. Und doch blieb mitten in diesem Gefühl ein dumpfer Druck, eine wachsende Angst zurück. Sie wagte nicht an die Nacht zu denken, fliegende Glut der Scham wechselte mit dem Erblassen der Furcht, sobald ihr der Gedanke kam, einer der Ihren, irgend einer im Dorfe könne Georgs Flucht aus dem Hause ihres Oheims bemerkt haben. Das herabgestürzte Fenstergitter gab dem finstern, eifersüchtigen Argwohn Doktor Robustellis neue Nahrung. Als es gegen den Morgen hin gewiß wurde, daß die Evangelischen entronnen waren und Signor Paravicis mordlustige Schar nur wenige alte Männer und Frauen, die in Cremeo in ihren Häusern geblieben waren, erschlagen habe, ging ein himmlisches Leuchten über Violandas Gesicht. Doktor Robustelli aber sagte ingrimmig: „Er ist auf und davon, und obschon er besser tot läge, für dich ist er tot! Preise die heilige Jungfrau und unsere Vorsicht, daß du ihm nicht verfallen bist. Denn hätten wir ein Jahr zuwarten müssen und wärest du inzwischen sein Weib und die Mutter seines Kindes geworden — ich zerschmetterte das Haupt dieses Kindes hier auf der Schwelle."

Damit ging der Doktor hinaus — Violanda blieb erstarrt zurück. Doch nur einen Augenblick erstarrt, die Worte des Oheims waren zugleich ein Schwert und ein Licht gewesen — ein Schwert, das den letzten schwachen Faden zerschnitt, der sie an die Ihrigen band, ein Licht, das ihren Weg erhellte. Sein Weib — war sie nicht sein Weib? Und die Mutter seines Kindes — wie das Wort durch ihre Seele zitterte und geheime Saiten erklingen machte — konnte sie nicht die Mutter seines Kindes werden? Was hatte sie hier zu suchen — was verweilte sie hier — warum hatte sie in dieser Nacht nicht lösende Worte gefunden? Aber zu zögern war hier nicht — einige Minuten genügten zum Entschlusse wie zur Tat. Sie warf über das dünne leinene Morgengewand, das sie trug, ein dunkles, schlichtes Übergewand, sie band ihr Haar empor und wand den Schleier darum, sie ließ ein Stück Brot und die goldene Kette, die ihr Georg Buol geschenkt hatte, in die Gürteltasche gleiten — dann floh sie hinaus in die Morgennebel, die sie alsbald den Blicken aller, die nicht ganz nah waren, entziehen mußten. Wie im Sturm war es über sie gekommen, daß ihr Platz nur bei ihm sei, dem ihre Seele gehörte! Und selbst wenn er sie von sich stieße, wie in der schlimmsten Stunde dieser Nacht — dann mußte sie einsame Wege suchen und durfte die Ihren, von denen sie innerlich geschieden war, nicht wiedersehen.

Mit fliegender Hast verfolgte sie ihren Weg, bis sie auf dem Bergpfad längs der rechten Talseite stand. Dann hielt sie an sich — und prüfte hochatmend ihre Kraft. Es waren viele unendliche Stunden bis hinüber zum Rheinwald, wo sie hoffte, die erste Kunde von ihm zu erhalten. Aber es mußte gewagt sein, und ohne Zögern

trat sie den weiten Weg an, ehe der Tag vollends heraufstieg. Von der Straße herüber vernahm sie den wüsten Lärm der umherziehenden Scharen, in erregten Augenblicken fuhr sie zusammen und glaubte der hagern Gestalt des Signor Paravici gegenüberzustehen, der ihr die blutbefleckte Hand entgegenstreckte. Und wenn sie dies Bild weit von sich scheuchte und an den geliebten Mann dachte, dann sah sie zitternd den Ausdruck seines Gesichts, den sie zuletzt geschaut hatte, — seine zürnenden Worte durchschauerten ihr heißes Herz wie ein Frosthauch! Und doch blieb sie aufrecht und trug die Mühen des steilen beschwerlichen Weges. Niemals hatte sie ihr Tal verlassen und jetzt sah sie sich von der schaurigen Öde kahler Felsmassen umgeben, durch die ein hundertfach gewundener, immer steilerer Weg hinaufführte. Kein Laut drang durch die Stille, als das Rauschen des Bergwassers, das zur Seite ihres Pfades zu Tal stürzte und sie mit sich wieder hinabzulocken schien. Sie aber sah nur empor, wo immer steiler, immer höher die Paßhöhe winkte, und wenn sie zuletzt erschöpft zusammenbrach, so war es, weil der ersehnte Gipfel sich unerreichbar in die Wolken zu verlieren schien. Die Sonne glänzte schon heiß auf den steinigen Pfad — Violanda mußte ihre brennenden Füße ruhen lassen. Sie sank auf einen der Steine, die mit gelbbraunem Moos überwachsen am Wege lagen. Und wie sie in der schweigenden Öde um sich schaute, an sich selbst herab, und ihr zerrissenes, bestäubtes Gewand wahrnahm, stand mit einmal der Morgen vor ihren Augen, wo sie, festlich geschmückt, inmitten des wogenden Volkes den Mann zuerst gesehen hatte, der ihr Schicksal geworden war. Sie brach in Tränen aus und senkte schluchzend ihr schönes Haupt in den Schoß, da sie sich völlig allein wähnte.

Über ihr herabbröckelndes Gestein brachte sie wieder zu sich. Als sie aufschaute, glaubte sie zuerst eine Gemse zu erblicken — bei näherem Hinsehen nahm sie eine der braunen Ziegen wahr, die auf den Alpen weiden. Mit unbeschreiblichem Gefühl erfüllte sie in dieser Öde das erste sichere Zeichen menschlichen Lebens, es mußten Hirten in der Nähe sein und die Hirten mußten von Georg Buol und der Schar wissen, die er über diesen Berg geführt hatte. Mit erneutem Entschluß stand das Mädchen auf und trat die Bergwanderung wieder an. Bald erblickte sie über sich einen Mann in dem braunen Kittel der Bergamasker Hirten. Um ihn zu befragen, eilte sie so rasch vorwärts, als ihre sinkenden Kräfte zuließen.

Hätte sie gewußt, wer es war, der von hochoben her, mit sicherm Tritt, aber den Weg prüfend und scharf vor sich hinblickend, ihr bald näher kam, bald hinter den Felswindungen verschwand, sie hätte keinen Schritt zu tun vermocht. — Georg Buol hatte wenig früher, als die bleiche zitternde und doch so entschlossene Violanda am Fuß des Berges stand, die Paßhöhe des Bernhardin mit den Seinen erreicht. Noch ehe sie völlig droben anlangten, scholl den glücklich Geretteten wildes Jauchzen und hundertstimmige Begrüßung entgegen. Zwischen dem steinernen Zufluchtshaus und dem grünen See des Gipfels lagerten bewaffnete bündische Mannschaften, die am andern Tage, wenn ihre Verstärkungen nachgerückt waren, das Misox hinabsteigen sollten. Sie hießen die Flüchtlinge mit landsmannschaftlicher Herzlichkeit willkommen, räumten den Frauen und Kindern das große steinerne Haus, den Männern Plätze an ihren Wachtfeuern ein, schickten sich zur Bewirtung und Erquickung der Müden an und umdrängten vor allem das Pferd des Führers, dem sie einmal um das andere Heil

riesen, während Georg Buols eigne Reiter nicht müde wurden, ihren Hauptmann zu preisen. Indem aber Georg vom Pferde stieg und mit einer Gebärde des Unwillens vor allem den alten Johann Flürs zum Schweigen zu bringen suchte, entgegnete dieser mit rauhem Lachen: „Was sträubt Ihr Euch, Herr, und zeigt finstre Mienen! Ihr allein habt drunten in dem verwünschten Tale gewonnen, während wir andern nur verloren haben. Wir erbeuteten nichts, und ließen zurück, was wir mitbrachten. Ihr bringt Eure Freiheit heim und habt den Kranz der schönen Violanda Robustella dazu gewonnen!“

Emporfahrend gebot der junge Edelmann dem wilden alten Gesellen Schweigen. Aber das Wort des Alten klang in ihm nach und plötzlich, wie in verwirrender Dunkelheit ein Lichtpunkt hervortritt, trat ihm der gestrige Abend in anderem Lichte als seither ins Bewußtsein: Violanda hatte sich ihm ergeben, rückhaltlos, schrankenlos! Und er — er war geflohen, ohne auch nur nach ihrem Schicksal zu fragen — ohne Gedanken an ihre kommenden Stunden und Tage, ja, er hatte sie mißhandelt. Und mit einem Male sah er vor sich, was ihm in der Wirrnis, im Getümmel entschwunden war: daß ihr letztes Wort an ihn eine Warnung und das Letzte, was er von ihr gesehen hatte, ein Versuch gewesen war, die Mordgesellen, die ihn bedrohten, aufzuhalten. Sie konnte schuldlos sein, sie war sicher minder schuldig, als er gewähnt hatte — und er war geflohen und hatte sie hilflos zurückgelassen!

Mit so brennender Scham, so wilder Ungeduld erfüllte ihn diese Erkenntnis, daß er in der ersten Stunde der Rast umzukehren und heimlich in das Tal einzudringen beschloß. Und da er wußte, daß er den heftigsten Widerstand seiner Leute zu erwarten habe, so vertraute er sich

nur dem Obersten von Salis, der die Truppen auf dem Bernhardin befehligte, an. Er sagte ihm, daß seine Ehre unbedingt und gebietrisch fordre, daß er sich noch einmal in das Tal hinabwage — er beschwor ihm dabei hilfreich zu sein. Der Oberst, der betroffen dreinsah, wagte doch nach einem Blick in die erregten Mienen seines jungen Vetters nicht zu widersprechen, er lieh die Hand dazu, daß sich Georg Buol in die Tracht eines der Bergamasker Hirten hüllte, die hier oben ihre Schafe weideten. Er beschwor ihn nur, nicht unnötig sein Leben aufs Spiel zu setzen — und sandte dann, ohne daß der junge Hauptmann darum wußte, einige wackere Soldaten, Landsleute Georgs aus dem Münstertal, hinter ihm drein.

Hundert Pläne und Entschlüsse fassend, einen nach dem andern verwerfend, aber beherzt und ohne Zagen eilte dieser die Höhen wieder hinab. Und mit jedem Schritt, den er abwärts tat, war ihm, als gewinne er ein Stück seines Gewissens, ein Stück der hoffenden Liebe zurück, die ihn trotz allem Wirrsal und Widerstand beglückt hatte. Er hoffte in den vielen Stunden seines Weges ein Mittel zu ersinnen, Violanda zu sehen und zu sprechen, und ehe er noch eine Stunde abwärts der Paßhöhe war, hatte er sich hundertmal zugeschworen, daß nichts auf der Welt wieder zwischen ihn und sein Weib treten solle!

So mutig, so entschlossen sich aber auch Georg Buol gedünkt hatte — er war's, der, als er einer Gestalt unter sich ansichtig ward, die ihn von fern an Violanda erinnerte, zu zittern begann! Er war's, als vom untern Teil des Wegs eine Stimme zu ihm herandrang, deren Klang ihm den Atem stocken machte, der zu wanken begann und sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte. Violanda hatte ihn in dem zottigen braunen Hirtenmantel

nicht erkannt. Aber sie sah den Mann, den sie anrief, mit der Hand nach seiner Brust greifen, als habe ihn ein Stoß getroffen, sie sah ihn am Rande des Weges zusammensinken. Und noch ehe sie zu ihm hinaufgekommen war, hatte er sich neu erhoben, kniete vor ihr im Wege und streckte ihr flehend und nichts als ihren Namen stammelnd beide Hände entgegen. Violanda faßte mit einem jauchzenden Ruf seine Hände und küßte seine Stirn und setzte sich neben ihm nieder und ließ, von Ermattung und Glück zugleich überwältigt, ihr Haupt in seinen Schoß sinken.

So saßen sie auf der wilden Höhe, dicht vor dem strudelnden, schäumenden Bergwasser — Felswände und Felstrümmer ringsum — über allem hin der leuchtende blaue Sommerhimmel, zu dem sie emporblickten. Beider Antlitz war tiefgefurcht von der Erschütterung der letzten vierundzwanzig Stunden, den Anstrengungen des Tages. Beider Lippen waren bleich, und beiden versagte die Kraft zur Rede. Aber in beider Augen glänzte ein Strahl, wie er heller und schimmernder nicht am Nachmittag des seligen Pfingsttages erglänzt war. Auf beider Mund lagen wortlose Gelübde, die sie mit den Augen lasen, und wie sie sich endlich von der Stelle erhoben, an der sie sich gefunden hatten, wandten sie keinen Blick nach dem Tale hinunter — ihre Füße strebten nach der Höhe und ihre Gedanken flogen weit über diese hinweg.

Droben drängten sie sich durch den Kreis der staunenden, jauchzenden Männer, bis sie bebend vor Oberst Salis standen. Georg Buol begehrte, im Falle er bei den Scharen bleiben müsse, gutes und sicheres Geleit für seine Braut nach seinem Hause im Münstertal. Der Oberst, der inzwischen von Johann Flürs und Georgs

Reitern genug von den Tagen in Soazza erfahren, stand erschüttert vor dem jungen Paare, aus dessen Mienen so viel Glück und so viel Leid sprach. Er kämpfte seine Bewegung gewaltsam nieder und sagte mit fröhlichem, mutigem Tone:

„Geht — geht, Vetter Georg — wer wollte Madonna Violanda besser geleiten als Ihr? Ruht bis zum Morgen hier aus — und dann eilt nach Eurem Schlosse und bestellt Euer Haus, damit die Welt wieder ein Anrecht auf Euch hat. Eh' ein Mann mit der Welt in Frieden leben mag, muß er seine Liebe vor ihr sicher wissen, — geht mit Gott und gewinnt so reiches Glück, wie Ihr's verdient habt!"

Heimkehr.

Ein geräumiges aber nicht hohes Gemach, mit mächtigen, wohlgefugten Balken zur Decke, mit holzgetäfelten Wänden, die sich an mehreren Stellen zu Schränken vertieften, überall altes, dunkles, sauber gehaltenes Gerät, an den beiden auf das Meer hinausgehenden Fenstern blühende Geranien und sorgfältig gepflegte Blattpflanzen — ein Gemach, aus dem Stille und friedsames Behagen dem Eintretenden entgegenhauchten — was gab es da zu erschrecken? Freilich sah man durch die Fenster, daß das Haus hart am Strande auf mäßiger Höhe lag, der schmale Gartenstreif dicht vor den Fenstern reichte bis zum Dünenabhang und unter dem Abhang dehnte sich das bewegte Meer. Das Brausen der übereinanderrollenden Wogen klang vernehmlich herein und weiße Schaumflocken spritzten von den Wogenkämmen gegen die blanken Scheiben. Aber der Mann, der vorhin das Zimmer mit leisen, vorsichtigen Tritten, gleich als fürchte er jemand zu wecken, durchmessen hatte und nun vom Fenster wie betroffen zurücktrat, sah wahrlich nicht aus, als ob ihn die rollende grüne Flut erschrecken könnte. Das wetterbraune, dabei aber frische und noch kräftige Gesicht des etwa Achtundvierzigjährigen, aus dem ein paar blaue, klare und scharfe Steuermannsaugen herausblickten, mußte mit Ruhe auf ganz andere

Wogenbilder geschaut haben als auf das, welches die Bucht, an der das Fischerdorf sich hinzog, darbot. Auch sah der Betroffene, sichtlich Zitternde nicht eigentlich durch die Scheiben hinaus, sondern heftete sein Auge auf das Fensterkreuz innen, wo in schlichtem Rahmen eine Bleistiftzeichnung in wenig scharfen Umrissen hing — Kopf und Halbfigur eines jungen Mannes darstellend. In den Zügen dieses Bildes hätte wohl auch ein anderer Betrachter als er selbst die Züge des Ankömmlings erkannt, der jetzt, wie zur Vergleichung gestellt, dem Bilde gegenübertrat. Kopfschüttelnd, mit einem ungewissen Blick nahm er wahr, wie sorglich die Efeuranke um den Rahmen der Zeichnung gezogen war. Es schien, als ob er all seinen Mut zusammennehmen müsse, das Ganze noch einmal fest anzuschauen, dann wandte er sich ab und blickte im Gemach umher, etwas ruhiger und gefaßter, obschon das leise Beben, das ihn vorhin befallen hatte, auch jetzt von Zeit zu Zeit wiederkehrte.

Er atmete wie ein Mensch, der nach Fassung ringt und jeden Augenblick wähnt, sie errungen zu haben. Der Ausdruck seines Gesichts war ein wundersam befangener, traumhafter, trotz der festen Züge, der prächtigen Stirn und der klaren blauen Augen. Seine Blicke glitten von Wand zu Wand — von Gerät zu Gerät — es waren lauter kleine, sehr unbedeutende, aber doch sehr wirkliche Gegenstände, auf die er hinstarrte, als sähe er Schatten und Spukbilder. Dicht vor ihm stand ein einfacher Nähtisch, den ein Stück Leinwand halb bedeckte. Aber unter der Leinwand nahm er deutlich ein Kästchen wahr, von dessen blauer, halbverschossener Samteinlage ihm Scheren und kleine Messer mit silberner Fassung entgegenglänzten. Das Silber war dünn abgegriffen — aber jedes Stück

wohlerhalten, man sah den täglichen Gebrauch und die sorgsame Schonung zugleich. Auf einem niederen Schrank von prächtigem dunklen Holze, in der Ecke rechts von der Tür, stand ein Teegerät von japanischem Porzellan, daneben drei schöne Gläser, alles blank, ohne Stäubchen. Unter der Schwarzwälder Uhr war ein Brett mit einfachem Schnitzwerk angebracht, auf dem ein Kompaß und zwei kleine Fernrohre ruhten. Je länger der Mann um sich blickte, um so mehr der kleinen Gegenstände, die im Gemach vorhanden waren, schien er zu erkennen.

Ein feuchter Schimmer seines Blickes verriet die wachsende Erregung — mehr als einmal schloß er die Augen, wie um nichts weiter zu sehen, und öffnete sie dann um so entschlossener. Mit langsamen und wankenden Schritten, als ob er noch an Bord wäre, ging er jetzt in dem Gemach umher, überall musternd — kleine Kästen und Schiebladen und dann die Türen der Schränke öffnend. Sein Gehaben glich aufs Haar dem eines Einbrechers, der nach dem Kostbarsten, Besten noch umhersucht, und doch hätte ein Blick in seine Züge jeden solchen Verdacht abgewehrt. Die Haltung freilich, in der er vorhin über die Schwelle getreten war, hatte sich völlig verändert. Die aufrechte, stattliche, fast zu langgestreckte Gestalt erschien jetzt kleiner, in jeder Pause seines Umhersehens hatten sich der hochgetragene Kopf und Nacken gebeugt, der Leib war gleichsam zusammengesunken.

Und jetzt öffnete er die Tür des letzten in die Wandtäfelung gesenkten Schrankes. Der Drücker des offenen Schlosses war kunstreich im Metallbeschlag verborgen, — kein völlig Fremder hätte ihn ohne weiteres entdeckt und in die Fächer hineinblicken können. Als aber der Forschende in dem oberen Teil des Schrankes ein paar Reihen von

Büchern gewahrte, während sich im unteren Fach mannigfache Papiere wohlgeordnet zeigten, drückte er mit dem gepreßt klingenden Ausruf: „Auch das, auch das noch!“ — dem ersten Wort, das über seine Lippen kam — die Hände vor die Augen. Erst nach einigen Minuten raffte er sich gewaltsam auf und berührte die Papiere. Eine Lage sorgfältig geordneter Briefe, die deutliche Spuren des Lesens und Wiederlesens zeigten, stieß er unmutig zurück, eine zweite mit einzelnen Blättern in einer anderen, weiblichen Handschrift zog er hervor. Das obenauf liegende Blatt enthielt ein paar Verse, er vermochte mit plötzlich hervorbrechenden Tränen nur die ersten Zeilen zu lesen, die er wie unbewußt mit zitternder Stimme nachsprach:

Leis klingt aus jedem Grabe
Ein altes trübes Lied:
Seit ich dich nicht mehr habe,
Weiß ich erst, was mir schied! —

Der Lesende hielt stockend inne, als könne er den Sinn dieser Worte nicht weiter verfolgen. Dann aber schien plötzlich neues Bewußtsein und neue Entschlossenheit über ihn zu kommen. Er legte das Blatt sorgfältig auf den Platz, von dem er es genommen, schloß die Tür des Schrankes, blickte noch einmal langsam prüfend im ganzen Gemach umher — sagte bebend: „Es kann nicht sein! Ich könnte nicht einen Tag hier leben!“ und ging entschlossen der Tür zu. Auf halbem Weg ward er unschlüssig und begann vor sich hinzusprechen: „Sie hat an mich gedacht, nur an mich gedacht — hat mein Andenken treu bewahrt! Warum soll ich nicht genießen, was Gott mir beschert? Sie würde vielleicht glücklich sein und nach nichts fragen, als daß ich wieder heim bin. Aber ich — ich müßte es jeden Tag fühlen, daß ich jahrelang kaum im

Traum an sie gedacht habe. Ihre Treue müßte mir jede Stunde wie ein schwerer Vorwurf auf dem Herzen liegen und am Ende — lief ich zum zweitenmal von der Ärmsten!" Das Gesicht des Seemanns, das sich vorhin einen Augenblick erhellt hatte, als ob ihm eine frohe Hoffnung aufginge, ward wieder finsterer, er tat einen weiteren Schritt nach der Tür hin.

Wie sich diese aber fast im gleichen Augenblick von außen öffnete, war es mit seiner Fassung vorüber, mit einem Ausruf jähen Erschreckens sank er auf den hohen, hölzernen Stuhl, der halben Wegs von der Tür stand, und nahm, überwältigt von der Tatsache, erblickt zu sein, nicht einmal wahr, wer es sei, der ihm im gleichen Augenblick entgegentrat, wo er für immer aus diesen Wänden fliehen wollte.

Die alte Frau jedoch, deren Gesicht erst Befremdung, dann ein tiefes, aber frohes Erstaunen ausdrückte — stand wortlos auf der Schwelle und betrachtete den erschrockenen Mann mit der sicheren Erwartung, von ihm angeredet zu werden. So deutlich sprach diese Erwartung aus den Runzeln des hageren Gesichts, aus den hellen grauen Augen der Alten, die auf ihm ruhten, daß selbst der bestürzte fassungslose Eindringling sie gewahren mußte. Und da er nach einigen besorglichen Blicken auf die Tür, die die Alte nicht wieder hinter sich geschlossen hatte, niemand weiter kommen sah und hörte, so sagte er jetzt laut, heftig, abgebrochen und ohne Freude in Stimme und Blick: „Du bist's — Dörting, kommst du allein? — und wohnst du jetzt hier in diesem Haus?" Die Alte betrachtete den Mann, der sich von dem Sitze wieder erhoben hatte und ihr einen Schritt näher trat, von Kopf bis zu Füßen, dann antwortete sie in einem Ton, der zwischen verhaltener Rührung und hartem Zürnen schwankte:

„Du kannst freilich nicht wissen, Claus Berndsen, was bei dir im Haus vorgeht! Acht lange Jahre hast du Eva deinen Tod beweinen lassen! — Alle im Dorf glaubten dich ertrunken. Und du hast also gelebt und kommst heim — nach so langer, langer Zeit?"

„Ich gehe sogleich wieder!" sagte der Claus Angeredete, die blauen Augen vor dem prüfenden Blick der alten Frau zu Boden senkend. „Ich wäre nicht hereingekommen, hätte ich nicht auf dem Wege hierher erfahren, daß Eva an jedem Sonnabend in Peter Reimers Boot nach Warnemünde fährt! — Darauf baute ich und nun dank' ich Gott im Himmel, daß ich's so gehört und getroffen habe. Ich gehe sogleich wieder, und wenn du barmherzig bist, Dörting Berndsen, so erfährt es Eva nie und nimmer, daß ich hier war!" —

„Gehen, ehe du an deinem Herd niedergesessen bist, Claus? Gehen — wohin denn?" fragte die alte Frau mit halb erschrockenem, halb ungläubigem Tone. Sie verstand offenbar nicht, was der erregte Seemann wollte, und suchte seinem Schamgefühl zu Hilfe zu kommen:

„Recht ist's freilich nicht, daß du Eva und uns alle so lange ohne jede Nachricht von dir gelassen — aber du bist doch da und Eva behält recht, die heimlich an jedem Abend auf deine Wiederkehr gehofft hat, wenn sie auch mit uns tagsüber eins geworden war, daß du dennoch tot sein müßtest. Sie hat nur im Gedanken an dich gelebt!" — —

„Das sah ich und darum muß ich wieder hinweg," unterbrach Claus die Redende. „Ich hatte mich draußen recht, recht sehr nach Eva, nach diesem Haus und nach euch allen gesehnt, die ich noch am Leben treffen würde. Aber so wie ich's finde, hatte ich's niemals gedacht! Konnte

ich wissen, daß Eva die ganze lange Zeit sich um mich gehärmt hat? Als ich's vorhin entdeckte, fuhr mir wohl der sündliche Gedanke durch die Seele, daß ich ein Glückskind wäre und nur nehmen dürfte, was mir wider Verdienst und Würden zuteil wird. Aber so schlecht ich bin — so ganz schlimm steht's mit mir nicht, daß ich mich jetzt herandrängte. Denn sieh, Dörting: heute und morgen und vielleicht noch einen Tag würde Eva nur glücklich sein, daß mich die Fische nicht gefressen haben! Dann aber müßte sie anfangen, ihr Leben und meines zu vergleichen und sich zu fragen, was sie denn an dem Claus wiedererhalten habe? Die Antwort kann ich mir zwar geben — aber sie aus ihrem Mund zu hören, das ertrüge ich nicht! Darum hab Mitleid, Dörting, und lasse nie ein Wort über deine Lippen gehen, daß du mich heute hier gesehen hast. Wenn aber Eva wieder um mich weinen sollte, dann sage ihr, daß ich nicht eine Träne wert gewesen sei — hörst du — schon eine einzige ist zu viel!"

Er hatte den Südwester mit einer rauhen Bewegung auf das Haupt gestülpt und wollte an der Alten vorbei. Sie aber, die jetzt begriff, wie es mit dem heimgekehrten Manne stand, vertrat ihm den Weg zur Schwelle:

„Das kommt ja wohl bei euch Mannsvolk so vor und ist vielleicht die Regel!" sagte sie mit einem gewissen Gleichmut. „Deshalb sind die Tränen doch geweint und sollen getrocknet werden, wo sie es noch können!"

„Ich sage dir aber, daß ich fort will, fort muß! Ich kann nicht in diesem Hause bleiben, wo mir's von jeder Wand entgegenschreit, wie treu Eva meiner gedacht hat!" rief Claus Berndsen mit halberstickter Stimme.

„Ich und immer nur ich — recht wie ein Mannsbild gesprochen!" sagte die Alte dagegen. „Mir kann's

denn recht sein, wenn du hinaustoben willst und draußen auf deine Frau triffst. Du kannst ja, wenn die arme Kreatur vor Freude und Schrecken zusammenbricht, über sie hinwegspringen, wenn dich's so sehr wieder nach deinem Schiffe treibt!"

Der Steuermann erblaßte sichtlich, er hatte auf jedes der Worte der alten Dörte gehört und jetzt sagte er halb bestürzt, halb ungläubig:

„Eva? — ich auf Eva treffen? ist sie denn nicht in Warnemünde?"

„Nein," versetzte die alte Frau kurz. „Ich kam hierher, weil ich sie schon wieder hier oben vermutete. Peter Reimer fand, daß die See heute zu hoch ging für sein Boot, und ist schon vor einer halben Stunde umgekehrt. Das sah ich aus meinem Hause."

„Er war von je ein erbärmlicher Bootführer!" murmelte Claus vor sich hin, die Lippe nagend. Dann sich wieder zur Alten wendend, sagte er mit einer Art Fassung, die wie plötzlich über ihn kam: „So muß ich denn auch das tragen! Besser wird es nicht damit, daß ich sie wiedersehe, denn meines Bleibens kann hier nicht sein!"

„Es wird werden, wie es werden soll!" entgegnete Dörte, die die ganze phlegmatische Ruhe ihres Stammes bereits wiedergewonnen hatte. Sie öffnete mit raschem Druck die Tür nach außen und als sie sah, daß der Ankömmling ihr nicht nachfolgte, ging sie mit eiligen Schritten hinweg, die auf dem Dünensand vor dem Hause rasch verhallten.

Claus Berndsen aber war unter dem immer schwereren Gewicht der Stunde zusammengesunken, er lag jetzt mit dem Kopf auf dem großen Stuhl, in dem er vorhin gesessen hatte, und man sah nichts von ihm als die gebeugte

Gestalt und die dichten blonden Haare. Sein Gesicht verbarg er wie zuvor in den Händen und lange, lange blieb er fast unbeweglich. Ihm wenigstens dünkte es, daß eine unendliche Zeit verstrichen sei, in Wahrheit waren es kaum zehn Minuten, seit die alte Frau ihn allein gelassen hatte. Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, richtete er sein Haupt empor, maß den Raum zwischen sich und dem Fenster und die Hindernisse, die ihn dort am Öffnen und Hinausspringen verhindern konnten. Die hölzernen Kasten, in denen Blattpflanzen und Blumen sorgfältig gezogen waren, mußten sich leicht zur Seite schieben, das Fenster mußte sich öffnen lassen. Er stand vom Boden auf — er ging dem Fenster entschlossen zu — im Herankommen gewahrte er, daß er die Efeuranken, die dort um sein Bild gezogen waren, zerreißen müßte. Er zögerte, und eh' er noch vermochte einen Entschluß zu fassen, hörte er, daß es zu spät sei. Von draußen klangen leichte, aber stürmische Tritte, die Tür ging zum andern Mal auf — auf der Schwelle erschien sie, deren Bild seit einer Stunde und seit manchem schweren Tage in der Welt vor seinen Augen gestanden hatte, sie, vor der er jetzt das Haupt senkte und sie doch wahrnahm, bis auf den kleinsten Zug ihres blassen Gesichts, ihrer schlanken, zierlichen Gestalt. Sie sagte mit zitternder Stimme nur: „Claus, liebster Claus! ist's denn doch möglich?" und streckte ihm die Arme entgegen — er aber rief unter hervorstürzenden Tränen: „Eva — um Gottes willen, Eva!" und machte nur eine abwehrende Bewegung. Dann, als ziehe ihn ihr Blick unwiderstehlich heran, kam er ihr entgegen und kam eben zurecht, um die bewußtlos werdende in seinen Armen zu stützen und sanft auf den großen Stuhl zu lehnen. Er streifte mit seinen

Lippen das volle blonde Haar der vielleicht dreißigjährigen Frau und dann, während ihre Augen geschlossen blieben, ihre Hand aber fest auf seiner Schulter ruhte, glitt er zu ihren Füßen hin und verbarg sein tränennasses Gesicht in ihrem Schoß.

Er hatte in den wenigen Augenblicken auf Evas Zügen alles gesehen, was er zuvor gewußt, was er vorhin aus dem bloßen Anblick seines Hauses und dieses Gemaches erraten hatte. Es war noch das feine, weiche, runde Gesicht mit den halb träumerischen braunen Augen, das ihn an der jugendlichen Eva entzückt hatte. Aber das Gesicht war bleich geworden und mehr als eine Kummerfalte, ein Ausdruck stiller Traurigkeit hatte sich in ihm festgesetzt. Er wußte zu gut, wessen Schuld dieser Ausdruck war, und deshalb wagte er es nicht, den Blick zu ihr emporzuheben. Wie er aus einem Druck ihrer Hand inne ward, daß sie wieder zum Bewußtsein gelangte, stammelte er:

„Es war Dörtings, nicht meine Schuld, daß du mich hast wiedersehen müssen! Ich — hätte nie gewagt, dir wieder unter die Augen zu treten, nachdem ich gesehen, wie du an mich gedacht, und daß du an meinem Andenken gehangen hast, als ob ich dein ehrlicher, braver Mann und nicht ein schlechter, wilder Ausreißer gewesen wäre! Nein, Eva — so darfst du nicht mehr an mich denken, und wenn du mich nicht vergessen kannst — so mußt du mir grollen und fluchen. Besser wär's freilich und mir lieber, wenn du mich für immer vergessen wolltest. Und nun, Eva — behüte dich Gott besser, als ich dich und mich behütet habe, und wenn dir ein Trost ist, daß der tolle Claus nun weiß, was er an seinem Weibe verloren hat, so darfst du auch den Trost behalten!"

Der Steuermann hatte sich wiederum erhoben. Er zog aus der Tasche seiner Schifferjacke eine sorgfältig mit Segelleinen umwundene Rolle hervor, die er leis auf den Tisch zur Seite niederlegen wollte und die im Niederlegen doch hart und schwer klang. Die junge bleiche Frau heftete jetzt zum erstenmal ihren Blick auf sein Gesicht und es war, als ob sie erst aus den gesenkten Augen, den gewaltsam geschlossenen Lippen die Bedeutung der harten Worte des Heimgekehrten errate. Mit einem wilden Aufschrei klammerte sie sich an seinem Halse fest. —

„Du darfst nicht wieder hinweg! — Du sollst nicht wieder zur See!"

„Ich darf nicht hier bleiben," versetzte er mit einer Art dumpfer Festigkeit. „Ich könnte nicht einen Tag hier leben, es wäre die Hölle. Früher oder später müßte ich dir doch wieder heimlich davongehen — wie vor acht Jahren, wenn mich auch jetzt keine Sehnsucht nach wilder Lust und buntem Leben hinaustrieb. Ich kam heim, weil ich mich müde getobt hatte und weil mich mit einmal die Furcht überfiel, ich könnte dich nie wiederfinden, indes mir das wilde Glück Gold in die Taschen fegte. Ich dachte, wenn ich dich fände, du hättest mich längst vergessen oder wärst eines andern Weib oder fluchtest mir, wie ich's verdient habe. Da wollte ich dann sehen, was sich gut machen ließ — was ich abbitten könnte, — ich wollte, wenn es not tat, mich auf deinem Grabe ausweinen. Aber daß du — die ganze Zeit an mich gedacht, dich um meinen vermeinten Tod halb blind geweint hast, indes ich in Palembang und Malakka ein Leben nach meinem schnöden Sinne geführt habe — darauf war ich freilich nicht gefaßt! Wie ich damals davonging und mit dem Rostocker Schuner nach Indien fuhr, dacht' ich kaum

einen Augenblick daran, daß du dich um mich härmen und grämen könntest. Und hätte ich auch daran gedacht — ich wäre doch in die Welt hinausgerannt — mir war's hier in unserem Dorfe und in unserem Häuschen zu schwül und die ganze Ostsee zu eng geworden. Und wie der Schuner bei der Insel Banka scheiterte und der größere Teil der Mannschaft ertrank, wurde mir's fast leicht, denn ich hatte mir's schon vorgesetzt, in Indien zu bleiben und nicht in das graue, kahle Nest heimzukehren. Während du hier um mich getrauert hast, hab' ich mir's wohl sein lassen in aller Lust, während deine Augen trüb wurden und deine Lippen bleich, hab' ich übermütig lachende Augen um mich gehabt und rote Lippen geküßt. So sind viele Jahre verflossen — und ich habe kaum heimgedacht, und wie's endlich über mich kam und ich vor Sehnsucht nach dem grauen Strand und den dunklen Wellen und dem frischen deutschen Wasser fast zu vergehen anfing — da meint' ich dich doch nicht so zu finden! Und wär' mir dies auch nur einmal in den Sinn gekommen, so wär' ich lieber drüben verdorben, als daß ich neues Elend in dein und mein Leben getragen hätte!"

Die bleiche Frau lehnte sich noch immer an den zitternden, hastig sprechenden Mann, der halb in zärtlicher Besorgnis, halb in schmerzlicher Ungeduld sich von ihr zu lösen strebte. Sie hatte während seiner wilden Selbstanklage mehr als einmal die Lippen geöffnet und sie dann, ohne zu sprechen, wieder geschlossen. Jetzt aber flammte eine jähe dunkle Röte in ihrem Gesicht empor, sie trat einen Schritt von dem Beweinten, Wiedererstandenen zurück und sagte fast heftig:

„Gott, der dich heimgeführt, wird meine Gebete und Tränen nicht betrügen!"

„Du hast dich selbst betrogen, armes Weib!“ entgegnete er tief traurig, jetzt mit fast versagender Stimme. „Ich bin nicht der, um den du geweint und dessen Andenken du geehrt hast! und weil ich's nicht bin, so helfe Gott mir und dir! — Mir würde es jede Stunde in der Seele brennen, daß du mir treu gewesen bist, wo ich schmählich untreu war. Ein Sünder kann nicht neben einer Heiligen sein! Drum muß ich hinweg und du mußt mich vergessen.“

Sie hielt ihn nicht, sie vertrat ihm den Weg zur Tür nicht mehr! Ihre braunen Augen ruhten mit einem Ausdruck auf ihm, der ihn hinderte, auch nur den Fuß zu erheben, und nicht wie ein trotziger Entschluß, sondern wie ein Flehen um Hilfe klang es, wenn er noch einmal im Gemach umherblickte und noch einmal sagte:

„Sieh mich nicht so an, Eva — sei barmherzig und laß mich hinweg.“ Eva aber schien jetzt mit sich selbst zu kämpfen. Ein schmerzliches Lächeln und dann ein plötzlicher Entschluß leuchtete in ihrem Gesicht auf, sie faßte den Arm ihres Mannes und flüsterte ihm zu:

„Komm mit mir, Claus — einen kurzen, einen ganz kurzen Gang. Und dann sollst du selbst sagen, ob du bei deiner Eva bleiben darfst — ob nicht!“

Widerstandslos folgte der Steuermann der vorangehenden jungen Frau — er atmete auf, als ihm, hinaustretend, ein frischer, scharfer Meerhauch entgegenwehte und sein Auge über die dunklen rollenden Wogen in der Bucht glitt! Der Himmel war jetzt lichter als eine Stunde zuvor, zwischen den Regenwolken, die der Westwind über Strand und Dorf in die See hinausfegte, wollte sich ein Sonnenstrahl durchdrängen. Eva achtete auf nichts, sie schlug rasch einen Pfad längs der Düne ein, hinter der das

Dorf lag und Claus ging ihr Schritt um Schritt nach — jedesmal das Haupt senkend, so oft sie sich nach ihm umkehrte. Er kannte nach fast einem Jahrzehnt alle Wege und Stege der Heimat noch genug, um zu erkennen, daß ihn Eva zum Friedhof des Schifferdorfes und der umliegenden einzelnen Strandgehöfte führte. Er begriff nicht, was sie dort von ihm wollte, und doch erwachte etwas wie eine Hoffnung in seiner Seele. Die junge, bleiche Frau ging, je näher sie der Mauer des kleinen schlichten Friedhofs kamen, ersichtlich langsamer, aber sie hielt nicht still, sie zog Claus willenlos sich nach. Sie drückte die halbgeöffnete Tür leicht zurück und schritt dann zwischen der ersten und zweiten Reihe der Gräber dahin. Der Friedhof war sorgfältig gepflegt — die künstliche Moosdecke der Gräber und das volle Gebüsch längs der Mauern gestalteten ihn zu einem wunderbar grünen, fast anmutigen Fleck zwischen den kahlen Sandflächen und Dünenhügeln des Strandes. Frau Eva blieb vor einem Grabe stehen, das auf schwarzem Holzkreuz die Aufschrift: „Hinrich Hochhausen, Steuermann," und darunter einen Bibelvers zeigte. Betroffen blickte Claus auf den moosbewachsenen kleinen Hügel und dann auf sein Weib, das jetzt beinahe so zitternd vor ihm stand, wie er vorhin vor ihr, so daß er ihr unwillkürlich näher trat, um sie zu stützen. Sie aber wehrte ihn leis ab, und während ihr Auge sich zu dem Grabe niedersenkte, sagte sie, anfänglich zögernd, dann immer schneller und schneller, als wälze sie sich eine Last von der Seele:

„Ich mußte dich hierherführen, weil ich nicht hören darf, daß du mich lobst und dich anklagst, Claus! — Ich bin nicht so treu, so schuldlos, als du glaubst, ich habe nicht immer dein Andenken heilig gehalten — und du

hättest mich leicht finden können, wie du in Indien gedacht hast. Als du entflohen warst und mich einsam zurückgelassen hattest, wuchs neben dem Schmerz und der Verlassenheit ein recht bitterer Zorn gegen dich in mir auf und ich wollte dir zum Trotz nicht unglücklich sein. Ein Jahr, nachdem ich nichts von dir gehört, war Hinrich Hochhausen von seiner großen Fahrt um die Welt zum erstenmal wieder ins Dorf gekommen — und bald, bald nachdem ich ihn gesehen, hatte er mir's angetan und ich begann zu träumen, daß ich ein neues Glück an seiner Seite finden könnte. Du erinnerst dich vielleicht Hinrichs — weißt, wie er dreinschaute und auftrat."

„Er war ein stolzer, stattlicher Bursch — recht gemacht, die Weiber zu führen, wie es ihm gut dünkte!" sagte Claus mit leiser Stimme.

„Ich wollte nichts Besseres!" versetzte Eva mit einem um Vergebung flehenden Blick. „Er — er achtete wenig auf mich und war bald übermütig, bald freundlich zu mir, ich aber nährte Wünsche, bei denen ich zu zittern begann, daß du zurückkommen könntest. Und selbst, als die Nachricht, daß der Schuner „Maria" gescheitert sei, zu uns kam, selbst da, Claus, weinte ich ehrliche Tränen um dich und dachte doch an ihn — und fing an zu hoffen! — Ich zürnte dir nicht mehr, aber ich wähnte, daß ich dich vergessen, an seiner Seite besseres Glück finden könnte, als mit dir!"

„Das wäre leicht gewesen und brauchte darum kein großes Glück geworden zu sein!" fiel ihr der Steuermann wie ermutigend ins Wort. — „Du hattest recht, tausendfach recht, arme Frau!"

„Der, an den ich mein Herz gehängt hatte, fand, daß ich unrecht hatte! Hinrich Hochhausen ward mit jedem

Tage kälter, gleichgültiger, hochmütiger gegen mich und bald wußte ich, daß sein Sinn nach der Tochter des alten Pankow, des reichen Reeders von Rostock stand! Er fuhr dabei fort, in mein Haus zu kommen, wie er in alle Häuser kam, und mir wie anderen, mit denen er gespielt hatte, sein Glück vor Augen zu stellen. Da begann ich wieder an dich zu denken und dir aufs neue zu zürnen, daß du mich verlassen hättest, und mir war, als könnte ich ihm trotzen, wenn du neben mir stündest. Und so währte das einen langen Winter, einen halben Sommer hindurch. Und am Ende, als Hinrich nach Rostock aufbrach, um Hochzeit mit der Reederstochter zu halten, war ich doch unter den vielen, die ihm Lebewohl sagten, und ohne daß ich's wollte und wußte, glitt mir's doch über die Lippen, daß ich seiner immer im Guten gedenken werde. Da — mir ist, als sähe ich ihn noch vor seinem Boot stehen — da lachte er lustig übermütig und sagte halblaut: ‚Du hast genug an deinen Toten zu denken, Eva — kümmere dich nicht um die Lebenden!' Mir aber war's, als ob mir sein Wort hundertfältig im Ohr widerhallte, und ich wankte heim in mein einsames Haus und hörte ihn immer wieder lachen: Kümmere dich nicht um die Lebenden.

Am gleichen Abend brach ein Sturm herein — in der Nacht schlief niemand im Dorfe — so wild, so toll war das Unwetter und in fast allen Fischerhäusern waren die Männer zur See. Ich lag wie im Fieber und der Sturm wiederholte mir fort und fort Hinrichs Worte und meine Lippen sprachen sie widerstrebend nach. Am folgenden Tage aber trieben Bootstrümmer und Leichen an unsere Küste und unter den Toten trugen sie auch ihn — den stolzen und lebensfrohen Hinrich hierher; sein Boot

war auf der Brautfahrt nach Rostock im Sturme umgeschlagen und die Wellen warfen ihn zu uns zurück. Wohl stand ich bleich und erschrocken und mit tiefem Mitleid unter den Trauernden, und das ganze Dorf trauerte um ihn — aber ich vergaß auch nicht, was er mir zugerufen hatte! Ich dachte nicht mehr allein an ihn — ich dachte an meinen Toten, dachte an dich! Und wie ich sann und sann, da stiegen mir mit einem Male jeder Tag, jede Stunde wieder herauf — jede gute, die ich mit dir verlebt, jede böse, die ich dir bereitet! Da sah ich klar, daß ich auch Schuld trug an deiner Ungeduld, deinem Mißmut, daß ich Schuld trug an deiner Flucht!"

„Halt ein — halt ein Eva! oder du treibst mich doch wieder hinweg!" rief der Heimgekehrte mit einem Male und sein Ton war verändert, eine Fülle von Kraft, von herzlicher Freude klang darin.

„Da hub ich an, mein Unrecht zu sühnen und deinem Gedächtnis zu leben!" fuhr Eva unbeirrt fort, indem ihre Hände die kräftigen, stummgefalteten Hände des Gatten umfaßten. „Ich hub an, alles heilig zu halten, was uns gemeinsam gehört hatte — und pflegte und hegte unser Haus, als das letzte, das einzige, was mir geblieben war vom Leben mit dir. Und von Tag zu Tag ward mir's gewisser, daß wir beide versöhnt wären, und als ich zu zweifeln begann, ob du tot seiest oder lebtest, da durfte ich auch vor einem Wiedersehen nicht mehr zittern! Und dann, dann kamen Nachrichten, daß ein Teil der Mannschaft des Schuners gerettet worden und endlich sprach Dörte einen der Heimgekehrten, und er wollte für gewiß wissen, daß du nicht unter den Ertrunkenen gewesen seiest. Und so habe ich in diesen letzten Jahren neben der Trauer die Hoffnung gehegt, daß Gott uns wohl noch

einmal zusammenführen könnte, und nun, Claus, wirst du meine Hoffnung nicht zuschanden machen!"

Er stand, längst ein besiegter, überwundener Mann, vor dem bleichen Weibe. Ohne es zu wissen, hatte er sie von dem Grabe hinweg bis gegen den Eingang des Friedhofs hin gezogen. Sie stieg, auf ihn gestützt, den Dünenhügel empor, von dem sie unter sich hier den Friedhof und dort ihr Dorf und das Meer erblickten. Eva hielt noch immer Claus' Hand in der ihren und er fühlte, wie sie in Erinnerung der verlebten Stunde zitterte und auf ein Wort aus seinem Munde harrte. Schweratmend sagte er endlich:

„Du willst mit deiner Schuld die meine aufwägen, Eva, du hast gegen den Zentner in meiner Schale eine Feder in die deine gelegt. Aber ich danke dir doch — ich danke dir tausendmal, daß ich bleiben darf, und ich will es versuchen, mit dem Rest meines Lebens zu sühnen, was ich mit dem Anfang gesündigt habe!"

Über dem Meere war es hell geworden und lichte, goldige Streifen durchzogen den Himmel. — Sie sahen einen Augenblick auf die Wogen hinaus — im Gesicht Claus Berndsens stand es deutlich, daß sie ihn nicht zum zweitenmal von der wiedergewonnenen Frau scheiden würden. Neben ihr ging er dem Hause wieder zu, dem er vor einer Stunde hatte entfliehen wollen. Er hatte seinen Arm um Evas schlanken Leib gelegt und ihre Schritte klangen so gleichmäßig von der Düne wider, als wären sie niemals getrennt gewesen.

Der neue Merlin.

Unter Lachen und fröhlichem Geplauder war die kleine deutsche Gesellschaft, die in drei Gondeln von Venedig nach Torcello gekommen war, durch die Weingärten der einsamen Insel gestreift und hatte nach dem Hause geforscht, in dem ein Landsmann, den sie besuchen wollten, schon seit einer Woche Unterkunft gefunden hatte. Aber ehe sie an die kleine, spitzbogige Tür zu pochen vermochten, die einzige in der langen Mauer eines einstöckigen Hauses, das seine Fenster dem Wasser zukehrte, war ihnen ihr Genosse schon aus eben dieser Tür entgegengetreten.

Der junge Kunsthistoriker Friedrich Carstens, der auf dem Eiland verweilte, um seine Studien zur Geschichte der ältesten christlichen Architektur zu fördern, hatte nach rascher Begrüßung seine Freunde und Freundinnen zur Piazza geführt, an derem rechten Ende ein einfaches Weinhaus mit einem schattengebenden Zelt stand. Hier ward der vortreffliche Valpolicella des Sor Cristoforo gekostet und von den aus Venedig mitgebrachten Vorräten ein Frühstück gehalten, bei dem sich frohen Mutes austauschen ließ, was die Ankömmlinge in den letzten Wochen erlebt und geschaut hatten. Die jungen Damen, ganz erfüllt von den Herrlichkeiten Venedigs, stürmten auf Doktor Friedrich Carstens ein, wie lange er noch in der Stille von Torcello verweilen wolle, und erhielten statt der Antwort ein Skizzenbuch mit einer Anzahl Zeichnungen von

Türen und Fenstern, Säulen und Nischen, Karyatiden und Kapitälen gezeigt. Vieles darunter war erst angefangen und harrte noch der Vollendung — alles verriet, mit welchem innern Anteil und welcher Sorgfalt der Kunsthistoriker die Zeugnisse vergangener Tage nachbildete. Die Mädchen blätterten neugierig und wißbegierig in dem Skizzenbuch, und die älteste von ihnen, eine zweiundzwanzigjährige schlanke Blondine mit leuchtend blauen Augen versagte sich nicht, in einer glücklich erhaschten Minute dem jungen Mann die Hand zu drücken. Ihr schienen sein Fleiß und sein Gelingen tiefere Teilnahme einzuflößen als den andern. Über sein Gesicht breitete sich eine frohe Erregung, und seine Finger schlossen sich fest um die schmale, weiße Hand des anmutigen Mädchens. Sie wehrte mit einem raschen und ihm verständlichen Augenwink weitrer Zärtlichkeit, blieb aber an seiner Seite, als er wenige Minuten später die bunte Gesellschaft der Landsleute einlud, ihm zu dem Dom und der Kirche von San Fosca zu folgen, und, wie verabredet, den Führer zu den beiden ehrwürdigen Bauten Torcellos abgab. Der Tag war klar, doch nicht heiß, eine wohltuende Frische, die Hinterlassenschaft schwerer Gewitter, die seit einigen Tagen und namentlich in der letzten Nacht sich über den Lagunen entladen hatten, erfüllte die sonnige Luft, und mit seltner Empfänglichkeit betrat die Gesellschaft die rundbogige Halle, die um das alte Gemäuer von San Fosca herumführte. Der wundersame Reiz, der die einsam und hoch nebeneinander aufragenden Kirchen, die einzigen Reste einer vergangenen größeren Stadt, umspielt, ward von allen empfunden, und Friedrich Carstens sorgte dafür, daß es nicht bloß bei dem flüchtigen Gesamteindruck blieb. Unermüdlich schritt er den andern voran und lenkte ihre Augen auf alle

Merkwürdigkeiten und verborgnen Schönheiten, die er im Lauf der letzten Woche erspäht hatte. Als die Gesellschaft aus dem Halbdunkel des Doms wieder in das Sonnenlicht hinaustrat und noch einmal Dom und Kirche mit ihren Nebenbauten umging, lag auf allen Gesichtern eine ernste Befriedigung, Ungewöhnliches geschaut und erlebt zu haben. Und als einzelne Stimmen das Bedauern aussprachen, daß der seltne Genuß schon vorüber sei und man an die Rückfahrt nach Venedig denken müsse, rief der Kunsthistoriker aus:

„Sie sollen noch ein Wunder von Torcello sehen! Der Garten meines Gastfreundes, der sonst für alle Welt verschlossen bleibt, wird heute geöffnet sein. Signor Felice Constantini hat mir ausdrücklich Erlaubnis gegeben, meine Landsleute in sein Heiligtum einzuführen, und so wenig Sehenswertes an dem Hause ist, so einzig schön ist der Garten. Wenn Sie mir also folgen wollen —"

Die Gesellschaft war offenbar froh überrascht und zeigte sich sofort bereit, sich der Führung des jungen Mannes, der die ganze Fahrt nach Torcello veranlaßt hatte, anzuvertrauen. Friedrich reichte seiner blonden Begleiterin den Arm und schlug dann einen engen, halbverwachsenen Pfad durch die Vignen ein, die hier ein Stück der Insel bedeckten. Nicht lange, so tauchte ein andrer Teil der langen Mauer, an der sie vorhin hingegangen waren, vor ihren Blicken auf, ein zweites Pförtchen zeigte sich geöffnet. Die Gesellschaft folgte ihrem Führer voll Spannung durch die schmale Tür und sah sich innerhalb dieser mit einer gewissen Enttäuschung zwischen Rebenfeldern und Maulbeerpflanzungen, wie sie jenseits der Mauer denn auch vorhanden waren. Doktor Carstens beschleunigte seine Schritte, da er die verwunderten

Gesichter seiner Freunde wahrnahm, und wendete sich nur einen Augenblick mit einem Lächeln des Dankes zu der schönen Begleiterin, die die gleiche vertrauende Miene behielt wie beim ersten Eintritt. Vor ihnen erhob sich, aus festerem Holze gefügt und bis zur Undurchsichtigkeit dicht bewachsen, eine hohe Rebenwand, ein gewölbter Laubengang, der zu allen Tageszeiten Schatten gab und den die deutsche Gesellschaft jetzt betrat. Etwa hundert Schritte zog sich der Gang hinab, durch den unteren Bogen desselben sah man über eine baumumhegte Terrasse hinweg auf die blauschimmernde Lagune und die fernen Bergzüge des Festlandes. Rufe des Entzückens und der Befriedigung drangen zu den Ohren des jungen Cicerone, heiteren Antlitzes wandte er sich zu den Landsleuten zurück, deren Staunen über die einzig schöne Anlage wuchs, je näher sie der Terrasse kamen. Und nun traten sie hinaus in den Halbkreis, der zwischen dem schmucklosen Hause und der Ufermauer von Rebenwänden und Lorbeerhecken, von Orangenspalieren, dichten Gebüschen hochstrebender Zypressen und Coniferen gebildet ward. Eine Nymphe, aus der Schule Canovas, die ihren Krug in ein Marmorbecken von mäßigem Umfang entleerte, bildete den Mittelpunkt der Anlage; von ihr aus bis zum Hause erstreckte sich ein Hügel niederer und hochstämmiger Rosen, aus denen eine große Anzahl von Spätblüten hervorleuchtete. Einige prachtvolle alte Kastanien spendeten der Breite der Terrasse Schatten, rechts und links aber wölbten sich die Lorbeerhecken zu geräumigen Lauben mit mancherlei Sitzen. Doktor Carstens lenkte die Schritte der Gesellschaft nach der links von dem Rebengang gelegenen Laube, die den freiesten und schönsten Ausblick über den farbigen Wasserspiegel und die duftigen Umrisse der Eilande und

der Terra Ferma hinter Mestre gewährte. Tiefe Stille herrschte in dem einsamen Garten, unwillkürlich wandten sich die Blicke einiger aus der Gesellschaft nach den Fenstern des Hauses empor, die sämtlich auf die grüne Terrasse gerichtet waren. Der Kunsthistoriker überließ die Landsleute einige Minuten dem Wohlgefallen an der reizvollen Anlage, dann aber rief er sie zu der Laube heran, in der er selbst mit dem anmutigen Mädchen stand, das auch jetzt neben ihm geblieben war. Vom Hause her erschien ein alter Diener und bot Eislimonade und andere einfache Erfrischungen, die alle willkommen hießen und deren Genuß die Zerstreuten an der Stelle vereinigte, die Carstens von vornherein ins Auge gefaßt hatte. Die stille Betrachtung der schimmernden Flut und der rückwärts liegenden schattenreichen Terrasse ward bald von Ausrufen des Entzückens und bald von Fragen nach dem Hausherrn unterbrochen, der ihnen, den Fremden, so liebenswürdig die verborgene Schönheit dieses Gartens gegönnt hatte. Vor allem begehrte man zu wissen, wie Doktor Carstens den Besitzer der weltfern gelegenen Villa auf Torcello kennen gelernt habe. Denn daß er einer ausdrücklichen Einladung des Signor Constantini gefolgt sei, wußten die Glieder der kleinen deutschen Gesellschaft bereits. Der junge Gelehrte blickte nach den Stufen, die vom Hause nach dem Garten hinabführten, und sagte dann, als sich niemand auf jenen zeigte:

„Die Bekanntschaft habe ich wunderbarerweise einem Bild zu verdanken, mit dem mich Signor Delfin, der Kunsthändler in der Calle San Moisè, ein wenig betrogen hatte. Ich kaufte ein Frauenporträt in der venezianischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts von ihm, das er für einen echten Padovanino ausgab. Bei näherem Betrachten

merkte ich bald, daß es eine ganz moderne, aber vortreffliche Nachbildung eines alten Bildes war, und daß der schöne junge Frauenkopf entschieden aus unserm Jahrhundert stamme, obschon Signor Delfin hartnäckig aus ein paar verräucherten Papieren beweisen wollte, daß es die Züge einer Schönen des Hauses Contarini wiedergebe. Ich habe die verdrießliche Geschichte damals nicht erzählt, weil ich zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte. Während ich aber mit der Calle San Moisè noch auf entschiednem Kriegsfuß stand, erhielt ich plötzlich eine Zuschrift aus Torcello, in welcher der mir bis dahin unbekannte Signor Felice Constantini mitteilte, daß er in Erfahrung gebracht habe, Signor Delfin habe ein Bild, das fälschlich als Padovanino bezeichnet sei und in Wahrheit aus dem vor dreißig Jahren zerstreuten Nachlaß der Familie Parini herrühre, an mich verkauft, und am Schlusse bat, ihm dies Bild, das er genau genug beschrieb, für jeden mir konvenierenden Preis zu überlassen. Natürlich antwortete ich ihm — hocherfreut, mit einer verfehlten Erwerbung einem andern Menschen noch eine Freude machen zu können, — daß ihm das Bild zu Diensten stehe, und nannte ihm die Summe, die ich bei Delfin bezahlt hatte. Schon am nächsten Tage erschien der alte Diener, den Sie eben gesehen haben, überbrachte das Geld mit der dringendsten Bitte des Signor Felice, ihm das Bild sogleich zukommen zu lassen, und eine Einladung voll vornehmer Höflichkeit, der ich um so weniger widerstand, als ich die Bauten von Torcello längst einmal gründlicher zu studieren gewünscht hatte. Ich kam in dies Haus mit der Absicht, einen Tag und eine Nacht zu bleiben, und Sie wissen selbst, wie lange ich nun hier verweile! Signor Felice bietet alles auf, mir den Aufent-

halt hier angenehm zu machen, und obschon ich überzeugt bin, daß es die völlige Einsamkeit ist, die ihn selbst an diesen Ort fesselt, so hat er mich mit der größten Liebenswürdigkeit genötigt, meine Landsleute hier einzuführen. Doch da kommt er selbst, um Sie zu begrüßen!“

Die deutsche Gesellschaft erhob sich von den Sitzen und sah dem heranschreitenden, schon ältlichen Herrn mit begreiflicher Neugier und Spannung entgegen. Signor Felice war nur von mittlerer Größe, aber seine Haltung zeigte eine ruhige, gleichsam bequeme Würde. Sein Gesicht legte in dem scharfen Schnitt der Züge, in der prächtigen Wölbung der Stirn und in den großen dunklen Augen noch heute Zeugnis von jugendlicher Schönheit ab. Doch lag auf diesem Gesicht zugleich ein Schatten, ein starr gewordner Ausdruck wehmütiger Resignation, langer Gewohnheit des Einsamlebens. Die Art, wie Signor Constantini die deutschen Freunde seines Gastes willkommen hieß, hätte nicht verbindlicher, nicht höflicher sein können, und gleichwohl verriet sie, daß er wenig daran gewöhnt sei, Fremde hier zu empfangen. Er sprach die Herren deutsch an, widmete den Damen einige Aufmerksamkeiten und hatte mit Feinfühligkeit bald herausgefunden, daß sein junger Gastfreund dem schönen Mädchen an seiner Seite inniger verbunden sei, als durch die Stimmung eines heiteren Tages. Signor Felice wandte sich daher hauptsächlich zu Fräulein Gertrud, und seine dunklen Augen drückten dem Kunsthistoriker mit freundlichem Blick volle Teilnahme und einen Glückwunsch aus. Fast eine Viertelstunde lang währte die Unterhaltung. Mit einemmal aber ward der Hausherr an dem Schweigen seiner andern Gäste inne, daß man dieser Unterredung lauschte. Eine leichte Verlegenheit malte sich auf seinen Zügen,

doch wandte er sich sogleich wieder mit gewinnender Anmut zu dem ganzen Kreise, der ihn, seinen jungen Gastfreund und Fräulein Gertrud umstand, und sprach die Hoffnung aus, daß man es sich so lange als nur immer möglich in seinem Garten gefallen lassen werde. Er selbst bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen und an einem seitwärts und höher gelegenen Platze seiner Lektüre obliegen zu dürfen. „Meine Gesundheit," sagte er, „verbietet mir seit vielen Jahren, am geselligen Leben teilzunehmen, ich bin nur die Stille meines Gartens gewöhnt, werde es jedoch Ihnen allen als besondere Liebenswürdigkeit anrechnen, wenn Sie mich durchaus als abwesend ansehen und Ihren Landsmann, Doktor Carstens, als Herrn dieses Gartens."

Er sagte dies mit der wohllautenden Stimme, die allen an ihm auffiel. Indem er dann, noch einmal die Gesellschaft grüßend, über die Terrasse zurückging und sich hinter der dichten Zypressengruppe dem Nachblick entzog, gab er seine Gäste ihrer ersten Stimmung zurück. Sie wandten sich wieder der Umschau zu, die sie vorhin entzückt hatte. Die Sonne stand weiter im Westen, und über die Bergzüge der Terra Ferma begannen sich mächtige violette Wolken zu lagern, der Flutspiegel glänzte dunkler, die Schatten der Bäume fielen länger auf die Terrasse — allen aber war's, als ob sie jetzt erst empfänden, in wie tiefer Einsamkeit die Insel und der versteckte Garten auf ihr lagen. Gertrud Heimburg, die neben dem jungen Gelehrten im Bogen der Lorbeerlaube stand, sagte, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt: „Was würden Sie sagen, Friedrich, wenn Sie hier bleiben, hier leben müßten? Glauben Sie, daß Sie die Stille ertragen würden? Mich schauert bei dem Gedanken —"

„Warum nicht, wenn Sie mich hierher bannten, schöne Dame?“ versetzte Doktor Carstens scherzend. „Der Fleck hier ist viel anmutiger und selbst ein wenig größer als die Weißdornhecke, an der der große Merlin gefesselt lag. Wenn Sie also treuer sein und mich ein wenig öfter besuchen wollten, als Viviane, so möchte es nicht zu schwer fallen, in diesem stillen Winkel ein paar Jahre zu verträumen!“

Die Umstehenden mischten sich in das Gespräch der beiden, von denen man längst wußte, daß ihre öffentliche Verlobung bei der Heimkehr nach Deutschland bevorstand. Gertruds Oheim, der Gutsbesitzer Heimburg, in dessen Geleit das junge Mädchen nach Venedig gekommen war, warf trockenen Tones ein, daß es sich doch wohl empfehle, für das geplante Märchen einen stillen Platz in der Heimat zu suchen. Die andern aber riefen mahnend dazwischen, nicht in Rätseln zu sprechen und vor allen Dingen zu sagen, wer Merlin, wer Viviane sei. Friedrich Carstens versetzte strafend: „Wenn ihr lieber Immermanns Dichtungen als den neuesten Roman von Thackeray gelesen hättet, so brauchte ich nicht Erläuterungen zu meinen schönsten Einfällen zu geben! Allzuviel weiß ich von der Sage auch nicht, aber da hier in der Tat ein passender Platz ist, Decamerone zu spielen, will ich wenigstens erzählen, was ich weiß.“

„Erzählen Sie, Doktor, erzählen Sie! Sie sind heute einmal am Wort!“ rief der dicke Gutsbesitzer. „Ich glaube, Sie haben uns hier hereingelockt, Friedrich, um ihre Geschichte anbringen zu können; Sie sind in diesem poetischen Garten zum Dichter geworden und suchen auf diesem Wege ein Publikum für Ihre Erstlinge,“ setzte Herr von Heyden, der Rechtsanwalt, hinzu. Ein paar der jungen

Damen pflichteten diesem Einfall lachend bei, inzwischen aber hatten doch alle Platz genommen und ungeduldige Stimmen riefen: „Also Merlin? — Was ist's mit Merlin und Viviane?"

Der junge Gelehrte blickte eine Minute still vor sich nieder, seine Erinnerungen zu sammeln, und dann hub er an:

„Meine jungen Damen, der sagenberühmte Zauberer Merlinus, dem Gewalt über alle irdischen Dinge verliehen war, trug mit sich wie eine Art Warnung, eine beständige Mahnung an die irdischen Schranken, die auch ihm gesetzt waren, ein schlimmes Wort herum, eine Zauberformel, die, von einem anderen ausgesprochen, ihn für ewig just an die Stelle bannen mußte, an der sich Merlin eben zufällig befand. Ich glaube wohl, daß dies unheimliche Wort keinen Augenblick aus seinem Bewußtsein schwand und beständig auf seine Lippen zu springen drohte. Bei alledem aber gedieh Merlin täglich zu größerer Macht und Herrlichkeit und wußte die leuchtende Tafelrunde des Königs Artus nachhaltig zu bezaubern, so, daß er endlich Herr und Meister dieser wurde. Denn die Paladine des Königs Artus waren nicht zufrieden mit dem Ruf ihres Mutes und ihrer ritterlichen Sitte, sie wünschten auch heilig zu werden und beschlossen, dem Gral, der kurz zuvor seinen Zug von Salvaterre nach Indien vollbracht hatte, nachzuziehen. Die Sehnsucht nach nie erhörten ritterlichen Abenteuern und nach der Herrlichkeit der fernen Ostländer schwellte den Paladinen das Herz, die stolzen Ritter vermaßen sich den Zug zu vollbringen, wenn nur Merlin, der Wundermann, mit ihnen sei und bleibe. Merlin war aber nicht umsonst der Genosse der ritterlichen Herren geworden. So sehr er sich ihnen überlegen fühlte, so

hatte er doch ihre Sitten angenommen und sich ritterlicher Minne ergeben. Seine Herrin war Viviane, eine flatternde leichtherzige Schöne, deren Reize ihn mehr und mehr umgarnt hatten. Merlins Wundergaben dienten ihr für jede Laune ihres unsteten Sinnes und zu täglich wechselndem Spiel — recht wie zum Zeichen, daß eine liebliche Törin den Sinn des Weisesten besiegt und fesselt. Der große Zauberer, der sich die Ehrfurcht der Welt erzwang, flößte der gaukelnden Viviane weder Scheu noch Furcht ein — sie wußte zu gut, was sie ihm galt, und daß seiner Liebsten gegenüber jeder ein Kind wird. Wohl aber erfüllten sie die wundersamen Eigenschaften Merlins mit staunender Neugier und dem geheimen Antrieb, womöglich auch Herrin aller seiner geheimen Kräfte zu werden. Im Walde Brezeliand, in der Bretagne, wohin Merlin täglich zu ihr zurückkehrte, während er König Artus und die Seinen schon Tausende von Meilen weit nach Asien hineingeführt hatte, auf blumigem Rain, um den der Weißdorn seine blühenden Hecken wob, saß Merlin an Vivianes Seite, und immer länger dehnten sich die Stunden aus, die er bei ihr zubrachte, immer kürzer wurden jene, in denen er die Mühen seiner Gefährten teilte und mit seiner Zauberkraft ihre Nöte besiegte. Im Liebesspiel zeigte er ihr verborgene Schätze, mit denen sie übermütig spielte, wie ein Kind mit glänzenden Steinen, offenbarte ihr tiefe Erkenntnisse, die für das Mädchen nur Seifenblasen waren, und fühlte täglich mehr den Drang, sich ihr ganz hinzugeben und auch das letzte Geheimnis, das seine Lippen nur noch mühsam verschlossen, ihr zu enthüllen. Schmeichelnd gewann Viviane ihm alles ab, täglich einige Minuten mehr seiner Zeit, täglich ein Stück von der Vergangenheit, das schwer in seiner Brust geruht hatte und das sie nun

hinwegscherzte wie eine fliegende Feder mit dem Hauch ihres Mundes. Bald ahnte und fühlte sie, daß er noch etwas vor ihr verberge, daß ein Unausgesprochenes zwischen ihnen hin und her woge, und nun hub sie an, unter Küssen und Tränenschauern ihn wissen zu lassen, daß er alles, alles mit ihr teilen müsse! In Merlins Seele war ein schweres Ringen — mitten im Rausch seiner Minne beschlich ihn dunkles Grauen davor, die Macht des geheimnisvollen Wortes in andere Hand zu geben, seiner Betörung zum Trotz sah er dann wohl Vivianes wahres Gesicht. So gewann er noch für manchen Tag die Kraft des Schweigens, bis ihm seine Stunde schlug. Denn Viviane ließ nicht ab, mit flehenden Worten und stummen Bitten in jedem Blick in Merlin zu dringen, so daß seine Seele matt ward und er sich endlich, endlich überwältigt fühlte. Er vertraute der Liebsten, daß es ein Wort gebe, das, von fremden Lippen gesprochen, ihn für immer zum Gefangenen machen müsse. Da erbleichte Viviane und bat ihn, das Wort nicht auszusprechen, und weckte eben damit das Verlangen Merlins, ihr alles zu vertrauen. Sie wollte sich aus seinem Arm winden, ihm war's, als ob er sie festhalten müsse und er flüsterte ihr die verhängnisvollen Laute zu. Aufschreiend wiederholte Viviane das Wort und sank ohnmächtig an Merlins Seite nieder. Der Zauberer aber blieb nach dunkelm Ratschluß an den von Dornhecken umschlossenen Waldplatz gebannt, und Viviane lag umsonst in vergeblichen Reuetränen zu seinen Füßen. So gelobte sie endlich, täglich zu ihm zu kommen, wie er bisher zu ihr gekommen sei, und mit ihm zu tragen, was er und sie verschuldet. Merlin verschloß den ungeheuern Schmerz, den er empfand, still in sich und scherzte, daß er nun völlig in den Händen seiner Liebsten sei, daß nur

sie seinem elenden Dasein noch Licht geben könne, und legte flehend und hoffend sein Haupt in ihren Schoß. Viviane war aller guten Vorsätze voll und kam anfangs oft und lange zu dem sonst so Gewaltigen und nun so Elenden. Er träumte unablässig von ihr und nur von ihr. Wenn der Hag im Morgengrauen stand, fuhr er empor und begann nach ihrem leichten Tritt zu lauschen, wenn die Mittagsstrahlen durch das Laub drangen, wähnte er das Flimmern ihres Gewandes zu sehen, wenn der Abend die Wipfel der Bäume rötete, flammte seine Hoffnung, sie zu sehen, wieder höher auf. Bald, nur zu bald erschien Viviane seltener, schon lockte sie nicht mehr die Minne, sondern nur ihr Schuldgefühl und ihr Mitleid zum Walde und zur Weißdornhecke. Immer flüchtiger, kürzer wurden ihre Besuche, immer karger die Blicke, die sie für den armen, durch ihre Schuld Gefesselten hatte. Im Walde Brezeliand ward es nicht Winter, aber Lenz und Herbst wechselten. Die Wolken jagten über den Wipfeln hin, der Regen rauschte auf das Moos seines Lagers und die Zweige zu seinen Häupten nieder. Sein Haupt ward rasch grau und seine Augen funkelten aus geisterhaft bleichem und faltigem Antlitz der Ersehnten entgegen. Sie aber kam seltener und immer seltener, in verzehrender Sehnsucht zählte Merlin zuerst die Tage, die von einem Male zum anderen verstrichen, und danach kam eine Zeit, wo er sie nicht mehr zählte und beinahe nicht wußte, ob er ihr blühendes Antlitz im Wachen oder im Traum geschaut habe. Aber jedes arme Wort, das sie ihm noch gönnte, blieb in seiner Seele, und den Klang ihrer Stimme suchte er sich ins Ohr zu rufen, wenn die Bäume wieder über ihm rauschten. Am Ende gingen Monde über Monde hin, ehe Vivianes farbiges Gewand

einmal wieder zwischen den Büschen leuchtete. Längst war Merlin in der Welt, in der er geglänzt hatte, verschollen, und die Sage erzählte, daß er mit den Genossen der Tafelrunde auf dem Zuge nach Indien verdorben und gestorben sei. Er aber lebte in dem Waldwinkel, über den der Weißdorn bis zu den Eichenwipfeln emporwuchs, der Tau wusch sein Haupt und bleichte sein Haar, er lauschte dem Sausen der Winde und hielt Zwiegespräche mit Blättern und Blüten. Er harrte Vivianes noch immer, auch als Jahre verstrichen und ihre Augen ihm längst zum letztenmal gelacht hatten. Er wußte nicht, ob sie lebe oder tot sei, er vermochte nichts anderes zu denken, als daß er sie erblicken werde, heute, morgen oder in vielen Tagen. Im wachen Traum sah er die Sträuche grün und die Baumkronen rot werden, die wechselnden Wolken über sich hinziehen, dichter wucherte das Moos um sein Lager und wölbte sich fast zum Grabhügel über dem Lebenden. Was er einst gelebt und genossen, selbst was er gelitten hatte, seit ihn Vivianes Unbedacht an die Weißdornhecke gebannt, war seinem Gedächtnis entschwunden; er rief sich die längst nicht mehr geschauten Züge vor Augen, und der seit vielen Jahren nicht gehörte Klang ihrer Stimme drang wie ferne magische Musik zu seinen Ohren. So lag Merlin still unter den Wipfeln des Waldes, und wenn er nicht in den Hunderten von Jahren gestorben ist, träumt er dort heute noch von Viviane."

Die Gesellschaft hatte still und zuletzt mit verhaltenem Atem der Erzählung ihres Landsmannes gelauscht. Als Friedrich jetzt schwieg, klang ein tiefer Seufzer dicht neben ihm. Überrascht wandte er sich um, aber er wußte, daß hier Gertruds Onkel saß, der über ein Ammenmärchen nicht aufstöhnen würde. In der Tat hatte sich der Guts-

besitzer von seinem Stuhl erhoben und schüttelte mit komischer Miene seine große, schwerfällige Gestalt.

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen!“ sagte er, „sonst wächst auch über uns Gras! Ihre verwünschte Geschichte wird mich wie ein Gespenst in meinen Wald begleiten, da gibt's auch etliche Stellen, an denen man bald genug von Gott und aller Welt vergessen werden könnte. Kommt, kommt, Kinder, wir müssen zu Abend noch auf der Piazza sein und unsern Erzähler seinem Schicksal befehlen!“

Die andern gaben ihre Bereitwilligkeit zur Heimkehr laut zu erkennen. Doktor Carstens wechselte einige leise Worte mit Gertrud und versprach, schon in den nächsten Tagen nach Venedig zu kommen. Darüber überhörte er beinahe die scheltenden Worte, mit denen Gertruds Freundinnen, die beweglichen beiden Schwestern des Rechtsanwalts, auf ihn einsprachen. Man merke, daß ein Mann seine Geschichte erfunden habe, um die Flatterhaftigkeit der Frauen ins schlimmste Licht zu setzen. Dabei sahen die jungen Mädchen den Kunsthistoriker so an, als ob sie ihn im Verdacht hätten, erst an diesem Nachmittage der Erfinder der altersgrauen Geschichte geworden zu sein. Doktor Carstens versprach lachend, wenn sie alle daheim sein würden, das Alter seiner Erzählung nachzuweisen. Im Grunde war er in diesem Augenblick, wo er die Gesellschaft aus dem Garten hinweg und zum Landeplatz der Gondeln geleiten mußte, ein wenig befangen. Es fiel ihm schwerer als er gemeint hatte, die Geliebte mit der frohbewegten Gesellschaft davonfahren zu lassen und hier in der weltfernen Stille zurückzubleiben.

Er dachte einen Augenblick daran, Gertrud diesen Abend nach Venedig zu begleiten und morgen in aller Frühe zu seinen Studien nach Torcello zurückzukehren.

Aber Signor Constantini, sein Gastfreund, nach dem er und die anderen umschauten, zeigte sich nicht wieder, und es erschien dem Gaste doch unerlaubt, nur durch den Diener einen so plötzlichen Entschluß mitteilen zu lassen. So zwang er sich zu bleiben und suchte nur die Eile zu mäßigen, in der die Gesellschaft aus der Laube und dem abendstillen Garten aufbrach. Um die niedergehende Sonne begannen sich die Wolken purpurn zu färben, durch den blauen Nachmittagshimmel zogen hellere, blaßgrüne Streifen. Da der Herr des schönen Besitztums nicht wieder sichtbar ward, trug man Doktor Carstens den Dank aller an ihn auf, und es war natürlich, daß während des Weges durch die Insel die Gespräche vielfach bei dem Manne verweilten, der der übrigen Bewohnerschaft von Torcello so wenig glich.

Gertrud, die wieder an der Seite des jungen Mannes ging, sagte nachdenklich:

„An Ihrer Stelle würde mich Signor Felice beinahe mehr interessieren als der Dom von Torcello. Er scheint ein seltsamer Mann mit einem seltenen Schicksal."

„Vielleicht nicht so selten, als Sie glauben, liebe Gertrud!" erwiderte Friedrich. „Diese alten Italiener sind wundersame Gesellen. In jedem Landstädtchen finden Sie ein paar halbverfallene Palazzi und stille Patrizierhäuser, in denen bald ein einzelner, bald ein älteres Paar, bald eine ganze Familie in einer Zurückgezogenheit leben, die bei uns geheimnisvoll heißen würde."

Das Mädchen hörte die Belehrung ruhig an, sie durfte nicht zweifeln, daß ihr Geliebter mehr von seinem Gastfreund wisse als sie selbst. Bereits standen sie und Friedrich nach kurzem Gange an dem kleinen Steindamm, wo die schwarzen Fahrzeuge und die Gondoliere ihrer harrten. Um sie her schwirrten die Danksagungen und

heiteren Grüße der Begleiter, und so begnügte sich Gertrud, das herzliche Abschiedswort des jungen Mannes leise zu erwidern. Doktor Carstens blieb am Ufer stehen und sah der buntbelebten kleinen Flotte so lange nach, als er im Abendsonnenlicht noch den Kopf und das schöne blonde Haar Gertruds unterscheiden konnte.

Langsam und zögernd schlug Friedrich Carstens den Rückweg nach Signor Constantinis Garten ein; die Erlebnisse des Tages, das Wiedersehen seiner Geliebten, selbst seine Erzählung von vorhin hatten ihn erregt. Er wußte nicht, was ihn zwang, heute jedem Laut, den Gertrud im Laufe des Tages zu ihm gesprochen hatte, nachzusinnen. Es war ein fremder Tropfen in seinem frischen Blute, und er sagte sich schließlich, daß er schon zu lange auf der Insel verweile, und daß ihn der Gegensatz des frischen Lebens, das heute gewaltet, und der tiefen Einsamkeit so wunderlich stimme und bewege.

So schritt er nachdenklich zu der Stelle zurück, an der er vorhin neben Gertrud gestanden hatte. Die Lorbeerzweige, die sich um ihre Stirn gewiegt hatten, spielten zwischen dem Bogen der Laube und berührten seine Wangen; die Ufersäume der Insel leuchteten in der Abendsonne kräftig braunrot, die Lagune aber schimmerte in allen Farben.

Der junge Deutsche blickte rückwärts über den Rasenhügel auf das Haus mit den wenigen Fenstern und den schweren dunklen Vorhängen dahinter und um sich auf die dichten Hecken und hohen Zypressen. Der Platz kam ihm unsäglich beschränkt und jetzt, wo die Sonne nicht mehr in den grünen Winkel hereindrang, unsäglich düster vor. „Merlins Weißdornhecke kann nicht enger gewesen sein!“ dachte er. Und dann flog es durch sein Hirn:

„Was heißt denn eng oder weit? Wenn nun Gertrud mich für immer, ohne Wechsel, ohne weitere Aussicht in eine kleine deutsche Universitätsstadt bannte, wäre ich viel besser daran? Wir haben gut mutig sein, solange uns die Hoffnung aufwärts treibt und uns jenseits des Berges die Erfüllung vorspiegelt. Doch wenn jeder Tag abwärts führt, wenn es Abend werden will und jede Stunde in öder Stille zum Bewußtsein bringt, daß das Leben verloren sei? Wir sprechen wie Merlin frevelnd das Wort, das uns an die Dornenhecke bindet, und doch wäre es vielleicht besser, mit den Tapfern durch die fernste Wüste zu ziehen und, wenn es sein muß, im Kampf zugrunde zu gehen!"

Unwillkürlich war Friedrichs erregtes Denken ein leidenschaftlich lautes Selbstgespräch geworden. Er fuhr jedoch erschrocken aus seinen Träumen auf, als sich eine leichte Hand auf seine Schulter legte und eine wohlklingende Stimme sagte: „Sie irren, mein junger Freund! Es kann uns nichts Besseres geschehen, als daß wir im stillsten Weltwinkel eine Menschenseele finden, die uns von dem uralten Fluch der Einsamkeit, von dem Gefühl erlöst, allein zu sein. Es scheint, daß Sie so glücklich sind, in Ihrer jungen Landsmännin eine solche Seele gefunden zu haben. Aus den Augen Ihrer Geliebten glänzt ein Strahl, der nicht mit der Jugend erlischt, der im Abwärtsgehen heller und goldener in Ihr Leben fallen wird. Lassen Sie nichts in der Welt und nichts in Ihrem eigenen Herzen zwischen sich und diese selige Gewißheit treten. Ob sie nun lang oder kurz währt: sie bleibt das beste, was uns Sterblichen gegönnt ist, und wenn wir sie rein in uns erhalten, wird sie uns in der letzten Stunde nicht verlassen."

Es war Signor Felice Constantini, der so zu Doktor Carstens sprach. Friedrich hatte sich zu ihm gewandt, und sah einen Ausdruck tiefer Teilnahme in den Zügen des alten Herrn. Die milde Ruhe seines Gastfreundes ließ gar keine Betroffenheit über die plötzliche ernste Ansprache bei dem jungen Gelehrten aufkommen, Signor Felice fuhr auch, ohne eine Erwiderung seines Gastes abzuwarten, ruhig fort:

„Sie bedürfen keiner Erklärung, ich weiß nur zu wohl, wie solche Stimmungen Herr über uns werden. Und ich spräche nicht zu Ihnen, wenn nicht Ihr Märchen, das Sie vorhin Ihren Landsleuten erzählt und dem ich, ich darf nicht sagen wider Willen, aber doch ganz willenlos gelauscht habe, da ich mit meiner Lektüre dieser Laube zu nahe gerückt war, mich aufs tiefste ergriffen und mancherlei in mir aufgeregt hätte, was nicht vergessen, nur begraben war. Als ich Sie vorhin erzählen hörte, Signor Federigo, beschlich mich ein wundersames Gefühl, als trügen Sie meine Geschichte vor, und Merlin sei nur eine Verkleidung für mich. Und ich wußte dennoch, daß niemand auf Torcello und in Venedig Ihnen vertraut haben könnte, was zum guten Teile nur in mir lebt, hörte auch bald aus Ihrer Erzählung heraus, daß diese in der Tat eine uralte Sage sei. Aber Ihre Sage — wie ich sie verstehe — hat Leben, Merlins Geschick erneut sich beständig, nur milder, freundlicher, mein junger Freund! Es ist nicht immer Viviane, die Flatterhafte, die uns ein Merlinschicksal bereitet — ich habe es selbst erfahren!"

Signor Felice blickte sinnend über den Wasserspiegel hin und verstummte für einen Augenblick. Vor ihm tauchten offenbar andere Bilder auf, als die farbigen Wolken, die in der Flut widerglänzten, und er kämpfte

sichtlich mit sich, ob er sich der weichen, mitteilenden Stimmung, die ihn ergriffen hatte, überlassen solle. Feinfühlig wollte der junge Gelehrte diesen Kampf beenden und sich mit einem herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit, die Signor Constantini seinen Landsleuten erwiesen, auf sein Zimmer zurückziehen. Aber mit einer raschen Bewegung wandte sich der Hausherr wieder zu ihm:

„Nicht doch, nicht doch!“ rief er. „Ich will Ihnen nicht Rätsel aufgeben — und ich fühle, daß Sie ein Recht haben, mehr zu hören, nachdem ich Ihnen bereits soviel gesagt! Ich war längst geneigt, den Umstand, daß mir durch Ihre Vermittelung ein längst ersehntes, drei Jahrzehnte lang vermißtes Bild meiner unvergeßlichen Gabriella zu dauerndem Besitz verschafft ward, als eine Fügung anzusehen! Es scheint dem Menschen eingeboren, daß er auch ein freigewähltes Los nicht still bis ans Ende zu tragen vermag, er muß das Siegel seiner Lippen brechen und sich mindestens einem erschließen. Wer weiß, ob ich es, trotz allem, einem meiner Landsleute gegenüber vermöchte. Aber Ihr Gesicht hat mir vom ersten Tag an Vertrauen eingeflößt, und jede Stunde, die ich mit Ihnen verbracht, hat meine Zuversicht gesteigert, daß Sie mein Schicksal ehren und mein Geheimnis wahren werden, soweit es gewahrt werden muß! Kommen Sie, kommen Sie, Signor Federigo, setzen Sie sich noch einmal nieder, wo vorhin die Dame Ihres Herzens weilte, und lassen Sie mich von Tagen reden, an die ich seit vier Jahrzehnten jede Stunde gedacht und von denen ich doch zu niemand gesprochen habe, seit mein würdiger Freund Bartolomeo nicht mehr unter den Lebenden wandelt.“

Doktor Carstens gehorchte der Aufforderung seines Gastfreundes, er hatte dessen ehrende Worte nur mit einem

stummen, dankenden Blick beantwortet. Signor Felice ließ sich ihm gegenüber nieder. Aus seinem Gesicht war jede träumerische Verschlossenheit verschwunden, die Züge belebten sich, wie Friedrich es nie zuvor geschaut, und in der Stimme des alten Herrn war mit den Erinnerungen an die Jugend ein jugendlicher Wohlklang erwacht:

„Sie müssen verzeihen, mein junger Freund, daß ich nicht ganz so knapp und kurz erzählen kann wie Sie, obschon meine Geschichte im Grunde viel schlichter ist. Wie Sie schon wissen, stamme ich aus Ragusa, aus einer von den zwei Dutzend patrizischen Familien, die ein paar Jahrhunderte lang unsere Stadtrepublik regiert haben, ohne daß darum die Welt viel Rühmliches von ihnen erfahren hätte. Ich bin der letzte, der sich an der Fabel erlaben kann, daß die ragusanischen Constantinis von einem in Purpur geborenen Herrscher von Konstantinopolis abstammen — und daß ich der letzte sei, ward mir früh genug klar gemacht. Unsere Familie war während des ganzen vorigen Jahrhunderts, wie alle zur Rektorenwürde der Republik befähigten Familien, mehr und mehr verarmt, wir saßen eben alle in prunkender Dürftigkeit in den verfallenden Palästen, aus denen sich längst der Klienten- wie der Dienerschwarm verloren hatte. Meinen Eltern gaben die kriegerischen Wirren zu Anfang dieses Jahrhunderts, der jähe Wechsel der französischen und der österreichischen Herrschaft, den letzten Stoß, ich glaube, daß sie schon zur Zeit meiner Geburt völlig verarmt waren und Mühe genug hatten, sich in der gewohnten Lebensweise aufrecht zu erhalten. Als ich aus dem Kollegium der Benediktiner zu Spalato heimkehrte und die Universität beziehen sollte, erkrankte meine Mutter, wollte mich vor ihrem Ende nicht von sich lassen, und so

verstrichen drei Jahre, in denen ich mich, um nicht träumerisch müßig zu gehen, mit der Geschichte und den Altertümern meiner Vaterstadt beschäftigte. Wenige Wochen, nachdem ein stiller Tod die Leiden meiner Mutter geendet, starb auch mein Vater, er erlosch, als wären die kargen sanften Worte, die meine Mutter in ihrer letzten Zeit noch sprach, sein Lebensöl gewesen. Da ich mündig war, trat ich das Erbe meiner Eltern an — und wußte schon nach ein paar Wochen, daß ich ein Bettler oder eigentlich Schlimmeres als ein Bettler: ein Mensch mit großen Ansprüchen und einigen hundert Franken Rente sei. Die Gewohnheit der Ehrfurcht vor meinen Eltern war die letzte Stütze des morschen Baues gewesen, jetzt griffen die Gläubiger von allen Seiten zu und beschleunigten den Zusammenbruch. Daß ich auch nur die dürftigste Rente behielt, hatte ich lediglich dem Umstande zu danken, daß die kaiserliche Regierung den Palazzo Constantini zu einem Militärhospitale ankaufte, in ganz Ragusa hätte ihn sonst niemand brauchen können.

Sie haben keine Vorstellung davon, junger Freund, wie hilf- und hoffnungslos ein Mensch meines Schlages vor vierzig Jahren war, wie unmöglich es uns erschien, in freier Tätigkeit eine Existenz zu gewinnen, und wie hart die Verpflichtungen drückten, die unter solchen Umständen ein alter Name auferlegte. Niemand wußte mir etwas anderes zu raten, als auf gut Glück die Vaterstadt zu verlassen, was ich ohnehin getan haben würde. Ohne festen Plan schiffte ich mich nach Venedig ein — der dunkle Gedanke, in Padua mit meinen spärlichen Mitteln irgendwelche Studien zu beginnen, die mir eine Zukunft sichern könnten, schwebte mir wohl vor. Doch zunächst wollte ich die Lagunenstadt sehen, die überall in die Ge-

schichte meiner Heimat und auch in die meiner Familie verflochten war. Wo unsere Erinnerungen von einem ungewöhnlichen Lebenslauf, einem ungewöhnlichen Glück wußten, da schimmerten stets die goldenen Kuppeln von Venedig, alle Wunder hatten sich dort ereignet, und ich ging mit einem Gefühl zu Schiff, als könnte auch mir ein Wunder begegnen. Und wenn keines geschah, so sah ich doch die Markusstadt, ich konnte die Gegenwart und mich selbst nicht besser vergessen, und für alle Fälle war ich ja in Venedig auf dem Wege nach Padua. So stieg ich nach einer mehrtägigen Fahrt zwischen den Säulen der Piazzetta ans Land und nahm einen Bettelbuben mit mir, um mich nach San Giorgio dei Schiavoni führen zu lassen, wo sich das Grabmal eines Constantini befindet, der auf der venezianischen Flotte gedient und unter Morosini in der Seeschlacht bei den Dardanellen gefochten hatte. Ich wollte an dem alten Marmor ein stilles Gebet sprechen und danach mit dem Segen des Seehelden meines ungewissen Weges ziehen.

So betrat ich die Kirche und ging umschauend hindurch, um das Denkmal zu suchen, von dem wir eine Zeichnung in unserm Hause zu Ragusa besessen hatten. Die Kirche schien völlig leer, und ich fand bald, warum ich gekommen war. Erst als ich vor dem Hochrelief und dem Namen Angelo Constantini, Ragusaner, Posto gefaßt hatte, entdeckte ich, daß einige Frauen in der Kirche beteten. Ich kümmerte mich nicht um sie, aber als wenige Minuten später eine junge Dame durch eine Seitenpforte eintrat und geraden Weges zwischen mir und dem Denkmal auf einen Altar mit dem Bild der allerheiligsten Jungfrau zuschritt, mußte ich wohl aufschauen. Und das Licht, das plötzlich auf mich fiel, war so blendend, daß alle meine

Mienen Staunen ausdrückten. Die junge Dame war in Trauer, ihr Gesicht tiefernst, und doch flog ein Lächeln über die schönen Züge, als sie meine erstaunten Augen und die Lippen wahrnahm, die sich nicht wieder schließen wollten. Meine Blicke folgten ihr nach dem Altar, sie kniete dort so vor den Stufen, daß sie mich nicht wahrnehmen konnte und ich die schlanke, schwarzverhüllte Gestalt nur vom Rücken geneigten Hauptes sah. Aber sie mußte es fühlen, daß ich nicht betete und mit verhaltnem Atem auf sie hinstarrte. Nach kurzer Frist erhob sie sich wieder — wie sie mir später vertraut hat, störte das Bewußtsein an meiner staunenden Bewunderung ihre Andacht — und ich sah, wie sie den Schleier fester um sich zog und einen unsicheren Schritt von dem Altar hinweg machte. Ich erriet selbst, daß sie ihren Rückweg an der anderen Seite der Kirche antreten wollte. Und dann besann sie sich und schritt doch an mir vorüber, und obschon Platz genug in dem Gange war, trat ich ehrerbietig vor ihr zurück, ihre dunklen Augen ruhten einen Augenblick forschend auf mir und verboten mir, die Stelle, an der ich stand, zu verlassen; ich hätte nicht gewagt, ihr zu folgen, auch wenn ihr Blick nicht so gebieterisch gewesen wäre. Sie haben das Bild Gabriellas gesehen, Signor Federigo, und trotz der Maskentracht, die von einem großen Feste stammt, wohl erkannt, welche Milde und Güte aus den schönen Zügen spricht — ach, eine Güte, viel zu reich, viel zu verschwenderisch für diesen armseligen Planeten, von dem ich, trotz allem, was die Weltweisen sagen, noch immer glauben muß, daß er aus dem Himmel gefallen sei! Ich blieb in San Giorgio zurück, beschaute noch einmal die Helme auf Angelo Constantinis Grabmal und ging davon, als ob ich etwas

Großes erlebt hätte, während ich doch nur eine liebliche junge Frau gesehen hatte. Ich strich in einer seltsamen Fassung durch die Gassen Venedigs und trat in viele Kirchen in der törichten Meinung ein, daß die schöne Andächtige an andern Altären die Gebete fortsetzen könnte, die ich ihr wider Willen gestört hatte. Am Abend gedieh ich seufzend zu dem Entschluß, nächsten Tages die Stadt zu verlassen, weshalb ich in aller Morgenfrühe von meinem steinernen Ahnherrn in Giorgio dei Schiavone notwendig Abschied nehmen mußte. Ich brauchte lange, lange, ehe mir die Stimmung kam, den letzten Blick auf das Grabmal zu werfen. Und ich zögerte damit wirklich — was doch meine geheimste Hoffnung war — die Stunde heran, in der Signora Gabriella hier zu beten pflegte. Wie sie heute eintrat, schien sie kaum überrascht, mich hier zu finden, aber sie gönnte mir weder ein Lächeln noch eine strenge Miene, nur an einer Stirnfalte konnte ich wahrnehmen, daß sie in mir einen der Laffen sah, die die Schleppenträger jeder Schönheit sind und jede zufällige Begegnung als die offene Pforte zu einem Abenteuer betrachten. Mir aber war seltsam zumute, ich fühlte sehr gut, wie recht die schöne junge Dame habe, mir volle Geringschätzung angedeihen zu lassen, und ich beschloß ganz fest, daß heute, oder besser morgen, die Torheit, ihren Spuren zu folgen, ein Ende haben müsse — und doch war mir's zugleich, als stünde ich unter einem geheimen Bann und würde mit jedem Augenblick unfähiger, meine Augen und meine Gedanken auf etwas anderes zu richten als auf die schöne Betende dort. Ich wich und wankte sonach nicht von meinem Pfeiler in der Kirche, schaute unverwandt auf das andächtig gebeugte schöne Haupt und fühlte bis zum Schmerz, wie Traumbilder durch mein

Hirn zogen, jeden Augenblick von der Erinnerung an die Wirklichkeit zerstört wurden und im nächsten Augenblick neu auflebten. Ich sehe Gabriella noch, wie sie sich erhob und in wahrhaft königlicher Anmut vorbeischwebte, und sah auch, als ich mich vor ihr demütig wie ein armer Sünder und doch mit glückseligem Antlitz neigte, daß sie ganz nahe bei mir vorüberschritt. Doch weil sie unverwandt vor sich hinblickte und nur die Sonnenstrahlen zwischen den Pfeilern von San Giorgio schimmern sah, kam es wie ein Trotz über mich: da sie mir keinen Blick gönnte, folgte ich ihr aus der Kirche hinaus und bis nach dem Kanal hin, auf dem ihre Gondel gekommen war. Und das Glück wollte meinem Trotz und dem Gefühl, das mich erfüllte, in jener seltenen Weise wohl, die man in der Jugend einmal oder einigemal erfährt. Der Gondolier der Dame mochte ihre Rückkehr noch nicht erwartet haben und war ein paar hundert Schritte abwärts gefahren, mich aber durchzuckte es wunderlich, als ich sah, daß sie betroffen und unschlüssig am Ufer stand. Ob ich gewagt haben würde, diese Gunst der Umstände zu nützen, weiß ich bis heute nicht; im nächsten Augenblick versuchte sie ein anderer auf seine Weise auszubeuten. Vor Giorgio dei Schiavone wegelagerte zu jener Zeit ein besonders gefürchteter Bettler, gegen den die Heiligkeit des Ortes und die größte Freigebigkeit keinen Schutz gewährten. Er hatte, als Signora Gabriella aus der Kirche trat, ein reiches Almosen erhalten, allein sowie er die junge Frau nach ihrem Gondolier ausblicken sah, stürzte er heran, um sie zum zweitenmale mit einer ungestümen Bitte zu behelligen. Ich nahm wahr, wie sie einen schwachen Abwehrversuch machte, und hörte, daß sie eine gütige Mahnung an den Unverschämten richtete. Ehe ich's hindern

konnte, hatte sie ihm noch ein großes Fünffrankenstück gereicht, der Bettler aber, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand und den Gondolier der Parini aus der Ferne eilig heranrudern sah, entschloß sich kurz, fiel vor der Bedrängten auf die Knie, raffte den Saum ihres Kleides zwischen seine Hände und suchte die empörte und bestürzte Dame mit einem Schwall flehender Worte zu betäuben, deren jedes eine Lüge war. Daß ich nun hinzusprang, den frechen Gesellen am Kragen zurück- und emporriß, werden Sie natürlich finden — und daß ich meinen Lohn, ein leises: ‚Tun Sie ihm nicht weh! Ich danke Ihnen!' und einen langen, aufmerksamen Blick aus den schönen Augen sofort in Empfang nahm, brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen. Der Gondolier war jetzt für mein Glück viel zu rasch zur Stelle, Signora Gabriella stieg ein und setzte sich in den Kissen langsam zurecht, im Wegfahren grüßte sie noch einmal mit leichtem Nicken, aber ich sah deutlich, daß ihre Augen auch nachher noch prüfend zu mir zurückwanderten, und ich hätte wahrhaftig den Versuch gemacht, der Gondel längs des Ufers zu folgen, wenn mich nicht der Augenschein belehrt hätte, daß dieser Versuch schon am Südrande des Campo selbst an einer grauen Mauer enden müsse. Daß ich aber, von meinem Glück berauscht, nun jeden Gedanken an die Abreise weit hinter mich warf und mit Eifer nach den näheren Lebensumständen der Dame zu forschen begann, um derentwillen ich in Venedig verweilte, wird Ihnen begreiflich genug sein.

Vom Sakristan der Slavonierkirche erfuhr ich, daß Signora Gabriella Parini aus dem Hause Parini-Spinelli stamme, vor zwei Jahren einen ältern Vetter geheiratet habe und nun schon über ein Jahr wieder Witwe sei.

Wie eine kaum halbverständliche Sage klang mir die Auskunft ins Ohr, daß die Schöne, soviel jünger als ich, schon so tiefgreifende Schicksale gehabt habe, ich vermochte mir eigentlich nichts dabei zu denken, da ich unter dem lebendigen Eindruck ihrer Erscheinung stand. Ich dankte Gott, daß soviel Anmut und Schönheit lebe und daß ihr Licht mir so warm ins Herz dringe! Mehr wußte ich und wollte ich nicht, und als ich gleichen Tages hinging, mir eine Gondel mietete und vor dem Palazzo Parini auf und ab kreuzte, lebte ich nur der Hoffnung, des süßen Gesichts auch außer der Kirche wieder ansichtig zu werden. —

Mitten in meinen Träumen empfand ich dabei wiederum tief, wie allein, wie freudlos und aussichtslos ich in einer Welt stand, von deren Art und Wesen ich in meinem Winkel von Ragusa nichts erfahren hatte, und die mich unendlich größer und weiter dünkte, als sie war. Gott weiß es, an jenem Sonnentage, wo ich mich still vor dem Palazzo am großen Kanal wiegte, wäre es mir als ein höchstes Glück erschienen, wenn Madonna Gabriella mir nur ein paar Fragen nach meinem Namen und meinem Schicksal vergönnt hätte. Ich brachte es jedoch nicht dazu, auch nur einen Blick zu erhaschen. Über dem breiten Balkon des Palazzo Parini wölbte sich ein türkisches Zeltdach, und Orangenbäume schlossen sich zu einer dichten, dunkellaubigen Wand. Ich starrte umsonst empor und sah nichts als über den hohen Mauern ein Stück blauen Himmels. Und doch stand die Wolke, aus der Glück und Schmerz meines Lebens, unendliches Glück, unendlicher Schmerz, wie Ihr großer Dichter sagt, Signor Federigo? herabfallen sollte, mir schon unsichtbar zu Häupten!

Ich erwachte am Morgen meines dritten Tages in Venedig früh genug und trat zum dritten Male den Weg

nach San Giorgio dei Schiavoni an, das Herz schlug mir unruhiger, als am Tage zuvor, und ich brachte es heute nicht über mich, die Kirche zu betreten, sondern ging auf den Stufen zwischen dieser und dem Kanal auf und ab. Erst als ich die Gondel herangleiten sah, deren rote Sammetkissen schon von fern leuchteten, fiel es mir ein, daß es der schönen jungen Dame peinlich sein könnte, wenn ich ihr hier, vor den Augen ihres Gondoliers und des neugierigen alten Bettlers gegenüberträte. Ich eilte sonach zu der Marmortafel mit dem Namen Angelo Constantini und wollte der ruhig heranschreitenden Signora fest entgegenblicken. Ohne daß ich es wußte, war ich doch wieder in den Schatten des Pfeilers zurückgetreten. Aber diesmal schritt Gabriella Parini nicht an mir vorüber, sondern blieb vor mir stehen und sagte mit einer ruhig ernsten Stimme:

‚Wenn Sie eine Hilfe von mir begehren, mein Herr, warum sprechen Sie nicht?‘ Ich stand erbleichend und wie vernichtet vor der schönen Frau. Ich hatte nicht geahnt, daß mein Auftreten oder gar mein Gesicht meine kümmerliche, wundersame Lage verriet, und noch weniger ahnte ich, daß es weibliche Klugheit sei, die in der einzigen Weise, in der sie sich nichts vergab, ihre plötzlich erwachte Teilnahme an meiner Person betätigen wollte. Ich gab ihr zur Antwort, daß sich die edle Signora irre und ich keine Hilfe von ihr wünsche, ich sei Felice Constantini von Ragusa und aus so edlem Hause wie sie selbst. Wo ich die Worte in der Hast hernahm, weiß ich noch heute nicht, sie strömten mir zu, und ich brauchte nur wenige Minuten, um der anmutig Lauschenden mein ganzes Schicksal zu enthüllen. Ich fand auch den Mut, ganz frei und ruhig in ihre schönen Züge zu schauen, und sah, daß um

ihre Lippen ein schalkhaftes Lächeln spielte, während die Augen ernst und unverwandt auf den Bildern zu ruhen schienen, die ich in hastiger Rede vor sie hinbreitete. Und als ich geendet und eben stockend eingestehen wollte, was mich gestern und heute hierhergeführt, da fiel ein Blick auf mich, welcher mir die beredten Lippen wieder schloß. Aber zu gleicher Zeit sagte Gabriella: ‚Ich bitte Sie um Verzeihung, Signor Felice. Ich sollte Sie einladen, wenn Sie noch in Venedig bleiben — leider verbieten mir aber jetzt die Umstände, Gäste im Hause Parini zu empfangen. Ich erführe jedoch gern mehr von Ihren Schicksalen, und wenn Sie morgen noch hier bleiben, so würde ich Sie bitten, mich auf einer Fahrt zu begleiten, die ich zu einem alten geistlichen Freund unsres Hauses, der jetzt Priester auf Torcello ist, tue. Ich fahre von hier aus mit meiner alten Gesellschafterin, der ich sagen werde, daß ich Sie zur Mitfahrt eingeladen habe. Heute bitte ich Sie, mich hier allein zu lassen, ich möchte nicht, wie gestern, nur zum Schein dort knien.‘

Und dabei strahlte eine so süße Milde aus ihrem Gesicht, und ich war mit einem Schlag ihrer Teilnahme so gewiß, daß ich mich vor ihr neigte wie vor einem Madonnenbild und gehorsam aus der Kirche hinaus ging, mich auch überwand, nicht von fern nach ihrem Weggang und ihrer Gondel zu schauen. Ich weiß nicht, wie ich den Tag und die folgende Nacht äußerlich verbracht habe. In wachen Träumen natürlich — und doch hätte ich mir meine Träume schwer deuten können! Tausend lichte Möglichkeiten des Daseins, die seither nie durch meinen Sinn gegangen waren, gaukelten jetzt vor mir auf und ab, und inmitten all dieser Möglichkeiten stand die eine Gewißheit, daß ich stundenlang neben Gabriella Parini

verweilen würde. Bald dünkte es mich, daß ich ein zweites so strahlendes Glück nie erleben könne, bald wogte mein Blut in ungestümen Wellen, und ich rief mir zu, daß der kommende Tag nur die goldne Pforte zu tausend gleichen Tagen sei. So schritt ich über das Pflaster des Markusplatzes und sah dankbar zu dem geflügelten Löwen auf der Säule empor; er trug offenbar auf seinen Schwingen noch immer märchenhafte Schicksalswendungen daher!

Wir fuhren andern Tags nach Torcello, und ich saß Signora Gabriella gegenüber und tauchte gleichsam im Licht ihrer Augen unter und antwortete auf die Fragen, die sie an mich richtete. Mein ganzes eintönig stilles Leben in meiner Vaterstadt lag offen vor ihr, ich dachte nicht daran, daß ich mit meinen Erzählungen der holdseligen, klugen Gabriella auch meine ganze Seele öffnete. Auf ihren schönen Zügen nahm ich eine Bewegung wahr, die ich ihrem Mitleid mit der dürftig engen, leidvollen Vergangenheit zuschrieb, die hinter mir lag. Ich war noch ohne Ahnung, daß die schöne, stolze junge Frau, die einzige Erbin des großen Hauses Parini-Spinelli, unendlich mehr Mitleid bedürfe und verdiene als ich. Ich sollte bald von Schmerzen erfahren, gegen welche die trübe Öde meiner Jugend und meine äußere Ratlosigkeit nichts bedeuten wollten. An jenem Morgen freilich, an dem ich dies Eiland zuerst betrat, auf welchem ich so tief Wurzel schlagen sollte, blieb mir die traurige Miene, mit der Gabriella Parini über den Flutspiegel hinweg und auf die entschwindende Stadt zurückschaute, so unverständlich wie manches kurze, flüchtige Wort, das die Schöne mit ihrer alten, sonst schweigsamen Begleiterin wechselte. Es war ein blauer, stiller Frühlingstag, von der Adria her kühlte ein frischer Meerhauch die heißen Wangen Gabriellas,

und über Torcello schwebte eine lichte Wolke. Keinen Augenblick jenes Morgens habe ich je aus dem Gedächtnis verloren, und ich sehe alles, alles — selbst den Sonnenstrahl, der über die schlanke Gestalt meiner schönen Begleiterin auf die roten Kissen herabfiel und die Wassertropfen am Ruder des Gondoliers weithin funkeln ließ! Als wir hier ans Land stiegen, wußte ich, daß ich ihr kein Fremder mehr sei, und als wir zusammen nach San Fosca schritten, bat sie mich, bei ihrem alten Signor Bartolomeo, dem Priester, der einst Lehrer und Kustode der Sammlungen im Hause Parini gewesen sei, zurückzubleiben. Sie wolle mir am Nachmittag eine andre Gondel senden, und inzwischen freue sich Bartolomeo darauf, daß ich sein Gast sein werde.

Erst als sie längst nach der Stadt zurückgekehrt war, und als ich mit dem hochwürdigen Bartolomeo bei einem schmalen, aber vergnügten Pfarreressen saß, ging mir auf, weshalb sie mich hier zurückgelassen. Von dem Priester konnte ich alles vernehmen, was zu wissen mir frommte. Und ich vernahm denn auch, daß Gabriella Parini von Jugend auf das unselige Geschick gehabt habe, von armen Vettern umworben und bedrängt zu sein. Alle Zweige ihrer Familie, mit Ausnahme dessen, dem sie selbst als letzte Erbin angehörte, waren beinahe so arm, wie ich selbst! Dem Wunsch ihres Vaters folgend, hatte Gabriella den erträglichsten unter den vermögenslosen Vettern geheiratet. Sie war, wie der Prete vorsichtig andeutete, darüber unglücklich — sehr unglücklich geworden. Und seit kurz nach dem Abscheiden ihres Vaters ein früher Tod ihres Gemahls ihr unerwartet die Freiheit zurückgegeben hatte, waren ihre Tage bedrängter als je geworden. Die dürftigen jungen Nobili hielten sie wie mit

einem eisernen Ringe umschlossen. Sie haßten sich untereinander, und jeder beneidete im voraus den Vetter, der Signora Gabriellas Hand davon tragen würde. Sie überwachten argwöhnisch jeden Schritt und jeden Blick ihrer schönen Base, sie hatten sich in ihrem Palast förmlich heimisch gemacht und waren unter sich stillschweigend übereingekommen, daß die reiche Verwandte weder Witwe bleiben, noch einem Manne außer der Familie die Hand reichen dürfe. Sie wußten wohl, daß sie keinen Zwang üben konnten, welcher der Welt ersichtlich geworden wäre, aber sie zählten auf den stärkeren stummen Zwang, der in den täglichen Gewohnheiten und Umgebungen, in der Begrenzung des persönlichen Verkehrs, in der fortgesetzten Rücksicht auf einen Familienkreis liegt. In dieser Zuversicht bedrängten sie die schöne Verwandte mit ihren Hoffnungen und Wünschen. Gabriella erwehrte sich der ausgesprochnen und unausgesprochnen, jedoch unablässigen Werbungen mit Mühe, sie wollte nicht zum zweitenmale dem tiefen Elend einer Ehe anheimfallen, wie ihre erste gewesen war. Mit jedem Tag wurde ihr das schwerer, und fortgesetzt wuchs der Ungestüm der Bewerber. Mein vierundzwanzigjähriges Blut erhitzte sich bei jedem Wort dieser aufregenden Erzählung Bartolomeos mehr und mehr. Ich leistete im stillen tolle Schwüre und vergaß mich zu fragen, welche Mittel mir zu Gebote stünden, um die holde angebetete Frau von ihrem Freierschwarm zu erlösen. Ich glaube, daß ich träumte, die Vettern, von denen ich noch keinen erblickt, nacheinander zu beleidigen und sie alle vor meinen Degen zu fordern.

In solcher Stimmung kehrte ich am Spätnachmittag nach Venedig zurück. An Padua und meine beabsichtigten Studien dachte ich nicht mehr, meine eigene Lage hatte

ich vergessen und nur die der schönen bedrängten Frau stand vor meinen Augen. Gewiß war mir nur das eine, daß ich sie andern Tags in der Morgenfrühe in der Dalmatinerkirche wiedersehen werde und müsse, daß ich ihr sagen wollte, daß mein Blut und mein Leben zu ihren Diensten stünden! Ach, Signor Federigo, wenn ich Ihnen deutlich machen könnte, was in der Nacht vor jenem Morgen alles durch meinen ungeprüften Sinn ging, wie mir mit einemmal mein dunkles Geschick, mein Alleinstehen in der Welt als eine Fügung Gottes erschien! Ich war frei, ich konnte alles tun und wagen — wenn es Gabriellas Wille war. Und sie mußte ja wohl daran denken, meinen Schutz, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen — wozu hätten sonst die Mitteilungen des Priesters auf Torcello dienen sollen? Sie mögen sich aber vorstellen, wie mir zumute war, als ich, zur gewohnten Stunde die Kirche betretend, umsonst lange und bange auf Gabriella harrte. Sie erschien nicht, und keine Kunde ward mir von ihr zuteil. Wohl nahm ich einmal in der Kirche ein kleines Mädchen wahr, das sich schüchtern umsah, und von der ich einen Augenblick glaubte, daß sie mich aufmerksam betrachte. Aber da das scheue Kind unmittelbar darauf zu einem der Altäre ging und dort einen Veilchenstrauß niederlegte, den es in der Hand trug, so achtete ich seiner nicht weiter. In und vor der Kirche verweilte ich bis zum Mittag, mit jeder Viertelstunde wuchs ein unbeschreibliches Gefühl in meiner Seele. Ich schaute den schmalen grünlichen Kanal hinab, nach den rotbraunen Palastecken hinüber, zwischen denen die Gondel des Hauses Parini hervorschießen mußte, als könnte ich die ersehnte Erscheinung aus den Mauern hervorzwingen. Und als endlich Mittag ward, gab es weder Besinnen

noch Halten mehr für mich — ich schritt am Kanal hinab, bis ich auf den nächsten Gondolier traf und in sein Fahrzeug sprang, mit dem Befehl, mich nach dem Palazzo Parini-Spinelli zu bringen. Unterwegs nahm ich wohl wahr, daß es ein zerlumpter Kerl und eine schäbige Gondel seien, mit denen ich da Auffahrt halten wollte, und flüchtig fiel mir ein, daß man sich zum ersten Besuch in einem großen Hause wohl etwas sorgfältiger kleide, als ich gekleidet war! Doch gleichviel, mich kümmerte nur das eine, daß ich Gabriella Parini sehen wolle, sehen müsse! Und ich trat in die wunderbare, mit farbenglänzenden Bildern des Tintoretto in breiten, halbgebräunten Goldrahmen, mit vermorschten Türkenfahnen und verrosteten Waffen geschmückte Halle, ich ging, da sich kein Mensch zeigte, die große Treppe empor und traf endlich vor der Tür zu einem Empfangssaal den Diener, den Sie kennen und den vierzig Jahre aus einem jungen zu einem recht alten Manne gemacht haben. Er sah verwundert in mein fremdes Gesicht, da ich jedoch ruhig meinen Namen nannte, ging er, seiner Herrin den Signor Felice Constantini zu melden, und öffnete mir gleich darauf die Tür. Ich trat ein und pries Gott, daß die Riesenfenster, trotz der schweren rotseidnen Vorhänge, Licht genug in den großen hohen Raum fallen ließen, um sofort die Herrin meines Herzens, die sich, befangen und bleicher als ich sie sonst gesehen hatte, ein wenig von ihrem Sessel erhob, zu erkennen. Zugleich nahm ich auch zwei junge wohlgekleidete Männer wahr, die sich in ihrer Gesellschaft befanden. Sie betrachteten mich mit einer gewissen höhnischen Spannung, welche durch die stumme Begrüßung nur flüchtig verdeckt und durch mein unsichres Vorschreiten wahrlich nicht gemindert wurde. Ich brachte

nur das Wort Signora hervor, das halb fragend klang und ihr einen glücklichen Anhalt gab. Indem sie mir, mit einem leichten Emporziehen der Augenbrauen, blitzschnell, kaum merklich, ein Zeichen machte, sprach sie mich an wie einen Menschen, den man das erstemal im Leben sieht und über dessen Persönlichkeit man nicht völlig gewiß ist:

‚Signor Felice Constantini von Ragusa? — Sie haben mir Briefe von meinen Verwandten in Spalato gebracht, Sie gehen zu Ihren Studien nach Padua und können sich nur kurz in Venedig aufhalten? Ich bedauere sehr, daß ich heute nicht die Ehre haben kann, Sie zu meinem Pranzo zu sehen — wenn Sie jedoch bis morgen hier verweilen —‘

Ich verstand den zögernden Akzent in ihren letzten Worten gut genug, es galt, die gespannt dreinblickenden Vettern zu täuschen. Ich sprach, so kühl und leicht, als ich es vermochte, mein Bedauern aus, morgen mit dem Frühesten aus Venedig abreisen zu müssen, nahm den dargebotenen Sessel mit so sichtlicher Fremdheit, nannte auf Befragen den Namen des Hotels, wo ich abgestiegen sei, bemerkte, daß ich noch einige andere Besuche in Venedig abzustatten habe, und lehnte schließlich selbst die zu meiner Verfügung gestellte Loge im Teatro Goldoni ab, die mir Signora Gabriella anbot. Ich wußte nicht ganz sicher, ob ich das Rechte getroffen, aber in Fällen, wie der unsere war, entfaltet sich ja ein blitzschnelles, stummes Verständnis. Während dieser ganzen Unterredung blickte ich unausgesetzt nicht Signora Gabriella selbst, aber ein Bildnis von ihr in reicher Tracht des siebzehnten Jahrhunderts an, das an der Wand des Saales hing. Sie kennen das Bild, Signor Federigo, ich werde es Ihnen, solange ich

lebe, danken, daß Sie es in meine Hände gebracht haben. Und die schärfsten Blicke der mißtrauischen Vettern konnten in mir nichts mehr entdecken, als einen Provinzialedelmann, der sich dem stolzen Hause und der großen Dame gegenüber nicht recht heimisch fühlte. Sie konnten nicht ahnen, daß mitten durch die fremden, steifen Worte, die ich mit Gabriella wechselte, ein warmer Hauch süßen Einverständnisses ging, daß uns der Zwang plötzlich eine Freiheit gab, zu der wir wohl sonst erst nach langer Zeit gediehen wären. Die halbe Stunde eines ganz formellen Besuchs, eines gepreßten Gesprächs schloß ein geheimes seliges Leben ein, und als ich die Treppe des Palazzo Parini hinabschritt, da wußte ich, daß mein Hoffen auf ein Wunder in der Wunderstadt mehr als ein Knabentraum gewesen sei!

In der Citta di Ragusa, bei deren Nennung die Vettern der holden Gabriella vornehm gelächelt hatten, ereilte mich schon zwei Stunden später ein Brief von ihrer Hand, die ersten, heilig bewahrten Zeilen! Gabriella sprach in demselben einen milden Tadel über mein gewagtes Kommen aus, das sie gleichwohl begreifen müsse, da eine Botschaft, die mir aus ihrem Hause gesendet worden, unverzeihlicherweise in die Hände eines Kindes gelegt worden sei, das mich in San Giorgio nicht erkannt und gefunden habe. Sie schrieb, daß ich ihre Lage nicht völlig verstehen könne, wenn ich aber jene reine Teilnahme für sie fühle, die sie aus meinen Augen zu lesen glaube, so müßte ich zunächst alles tun, den schon erweckten Verdacht ihrer Vettern zu zerstreuen. Sie bat mich, da ihre Cameriera im Solde eben der Herren stehe, die ich vorhin getroffen, da jedenfalls jeder meiner Schritte überwacht werde, weder mehr zum Palazzo Parini noch nach

der Kirche San Giorgio zu kommen, sondern am nächsten Morgen, wie ich es gesagt, mit dem Postschiff nach Mestre hinüberzugehen und den Anschein zu wecken, daß ich wirklich auf dem Wege nach Padua sei. Wollte ich ihr zuliebe einen Umweg nicht scheuen, so bitte sie mich, den einen Tag in Mestre zu verweilen, am Morgen des nächsten Tages in Campalto eine Barke zu mieten und wieder zu Fra Bartolomeo auf Torcello hinüberzukommen, zu dem sie gehen dürfe, ohne den Argwohn ihrer Verwandten auf sich zu lenken. Ich solle ihr keine Botschaft senden, die leicht in falsche Hände fallen könnte, sie werde am Morgen des zweiten Tages nach der Messe ihre Gondel nach Torcello lenken lassen und es Gott anheimstellen, ob sie mir dort noch ein Wort sagen könne oder nicht.

Ich prägte mir jede Silbe des teuren Briefes wie die Worte eines Gebets ein, und obschon ich von der Gefahr, die es für meine schöne Herrin hatte, mich in ihrem Hause zu sehen, eigentlich nichts begriff, so wollte ich treulich nur tun, was sie mir vorschrieb. Aus ihrem Schreiben wehte mir ein berauschender Duft entgegen und stiegen Bilder auf, wie sie meine Seele noch nie berückt hatten! Aber ich fühlte, daß ich nicht träumen dürfe, und die Kraft erwuchs mir, klar und besonnen und ganz im Sinne Gabriellas zu handeln. Den noch übrigen Tag verwandte ich dazu, meine Reisevorbereitungen zu treffen. Mit einigem Geräusch sicherte ich mir einen guten Platz auf dem Postschiff, ich zog in meinem bescheidenen Hotel mannigfache Erkundigungen über Padua ein, ich ließ mir meinen Paß bei der Polizeidirektion dorthin visieren, kurz ich tat, was ich vermochte, um Späher irre zu leiten, wenn es deren gab. Andern Tags verließ ich in der Frühe die Stadt, in der ich in wenigen Tagen mehr er-

lebt und mehr erfahren hatte, als daheim in vierundzwanzig Jahren. Ich ließ mich in Mestre für die Post nach Padua einschreiben, ich schlenderte nach Campalto und musterte unter der Hand die Barken, dann hielt ich mich, so schwer es mir ward, still in der Herberge, die ich aufgesucht hatte.

Ich wüßte Ihnen kaum zu erzählen, was alles an jenem Tage und in jener wunderlich ungewissen Lage durch mein Hirn ging, und ich merke, Dottore, daß es Zeit wird, mich kürzer zu fassen. Die Sonne geht hinab und drüben will auch die letzte rote Wolke verblassen!

Lassen Sie mich rasch sagen, daß alles wohl gelang. Mein geringes Gepäck ging mit der Post nach Padua, ich selbst meldete im letzten Augenblick dem begleitenden Kondukteur, daß ich erst andern Tags nachfahren würde, weil ich diesen Tag zum Besuch eines Freundes verwenden wollte, dessen Anwesenheit auf einem nahegelegenen Gut ich gestern abend erst ganz zufällig erfahren habe. Auch das ward noch für die etwaigen Nachforschungen von Venedig aus gesagt. Und dann schritt ich wieder hinüber nach Campalto, nahm einen Schiffer in Sold und sprang in die Barke, die mich zum Glück tragen sollte! Zum Glück trotz allem und allem, Federigo! Wir sind nicht Herren über die Zeit, aber Gott sei gepriesen, die Zeit auch nicht über das, was wir wahrhaft erlebt haben, was uns wahrhaft geworden ist! Ich kam glücklich auf diesem Eiland an, Fra Bartolomeo erwartete mich schon unter der Tür und geleitete mich mit einer Art Feierlichkeit in sein Haus, Signora Parini war eine Stunde vor mir angelangt. Mit einem Gesicht, dessen Widerschein ich noch vor mir leuchten sehe, empfing sie mich! Es war nichts Fremdes mehr zwischen uns, nur süße Bewegung und Verwirrung,

deren wir in der ersten Stunde nicht Herr zu werden vermochten. Der Pater wollte uns bald allein lassen, und wir wehrten ihm, bis wir am Ende doch allein zwischen den Weingärten und am Rande der Lagune standen. Da fühlte die holdselige Frau, daß sie mir die Rätsel der letzten Tage lösen müsse, sie hub an zu sprechen und enthüllte in Worten, die mir tief in die Seele drangen und meinen Blick erweiterten, eines jener Frauenschicksale, die trotz aller Nüchternheit dieser Tage wieder- und wiederkehren. Sie bestätigte mir alles, was ich von Pater Bartolomeo schon zuvor gehört, und ich hätte ihr bei jedem Wort zu Füßen fallen mögen und wagte doch nicht, ihre Hand zu berühren. Sie verhehlte nicht, daß sie völlig hoffnungslos in die Zukunft gesehen und nun plötzlich einen rosigen, lockenden Schimmer erblickt habe, wo nur Nacht und grauer Nebel gewesen sei. Noch sei es ein schwacher Schimmer, aber schon für ihn sei sie dankbar! Ich konnte und durfte sie so nicht weiter sprechen lassen, mit leidenschaftlichen, heißen Worten mußte ich ihr sagen, daß ich außer meiner Jugend und einem, so Gott wolle, starken Willen nichts in der Welt mein nenne, aber daß ich mich ihrem Dienste weihen würde und zu jedem Wagnis bereit sei. Meine Blicke verrieten Gabriella nur zu gut, was keines meiner unzusammenhängend hervorstürzenden Worte zu gestehen wagte. Sie entzog mir ihre Hände nicht, die ich leidenschaftlich gefaßt hatte und mit glühenden Küssen bedeckte, aber sie schüttelte liebevoll lächelnd den Kopf und sagte dann mit der Stimme, die ich immer klingen höre, immer und immer! — „Ich muß mehr fordern, Felice! Gewalt und jugendlicher Mut können mir nicht helfen, auch die Reinheit und der Edelsinn nicht, die aus deinen Blicken so unwiderstehlich und rührend zu

mir gesprochen haben! Du mußt mehr für mich tun, mußt um meinetwillen deine Jugend in der Einsamkeit verbringen, mußt den Mut haben, meiner zu harren, am besten auf diesem Eiland, in der tiefsten Verborgenheit! Wenn ich mich, und die mir lieb sind, nicht allen Wechselfällen des Lebens preisgeben will, so muß ich noch ein oder zwei Jahre in Venedig bleiben, ein oder zwei Jahre lang darf keiner meiner habgierigen Verwandten ahnen, daß ich ein neues Glück gesucht habe!“

Ich verstand ihre Worte immer noch nicht ganz, aber eine berauschende Verheißung klang mir aus ihnen entgegen, und ich rief ihr zu: ‚Ich bin dein zu allem, was du begehrst und was dir frommt, Gabriella!‘ Sie schlang weinend ihre Arme um mich und gelobte ihrer Schutzheiligen, die mich zu ihr gesandt habe, tausend Dinge, und nannte mich mit süßen Namen, die ich nie zuvor gehört. Erst nach einer Stunde voll weltvergessener Seligkeit, in der ihr Blick wieder und wieder auf mir ruhte, als sei ich ihr geschenkt worden, faßten wir uns zu einem ruhigeren Gespräch, und ich vernahm ihren Entschluß. Gabriella wollte unverzüglich mein Weib werden, Bartolomeo war um ihretwillen bereit, eine geheime Trauung im Dom zu wagen und im schlimmen Fall den schweren Tadel des Patriarchen auf sich zu nehmen. Ich sollte für sie, aber unter meinem Namen, ein Grundstück erwerben, das herrenlos war und mich daselbst niederlassen. Sie kennen den Garten, das Haus und die Vignen, Signor Federigo! Sie hatten einem alten Signor Bernardo gehört, der sich hierher zurückgezogen und beides der Gemeinde von Torcello vererbt hatte. Von dieser kaufte ich dann in den nächsten Tagen das gesamte Grundstück und bezog es, und heimliche Barken kamen und gingen, um immer noch

die Einrichtung zu verschönern, die mir für mich selbst längst zu reich schien, aber freilich für meine holdselige Herrin nicht reich und schön genug sein konnte, wenn sie auch nur Stunden in jenem Hause zu verweilen vermochte.

Wie mein Herz jenen Stunden entgegenpochte und im Glückgefühl zu springen drohte! Wie ich in der Seligkeit dieser Tage durch die Insel schritt und mit sehnsüchtigem Blick die Heimat meiner Liebe grüßte! Wie mir wundersam zumute war, wenn ich mich besann, daß mich kaum Wochen von dem letzten Tage in Ragusa trennten! Wie ich damit rang, den Gedanken auszudenken, daß ich nach dem nahen Venedig, wo sie lebte, der ich alles sein sollte und die mir alles war, nicht hinüber dürfe, daß die Lagune für mich ein unüberschreitbares Meer bedeuten müsse! Ach Signor Federigo, und wie doch alles untertauchte in der einen Gewißheit des süßesten, überschwenglichsten Glücks! Vierzig Jahre habe ich Zeit gehabt, über die Entschlüsse jener Tage zu sinnen, und oft hat es mich wild ergriffen, daß Gabriella besser getan haben würde, mit dem wenigen, was sie von ihrem Reichtum augenblicklich an sich raffen konnte, mit mir in die weite Welt zu fliehen. Und immer wieder mußte ich mich dann mit dem Worte des orientalischen Dichters beruhigen: Klage die Welle nicht an, die deinen Bruder vor der Heimkehr verschlingt, der Stein hängt auf deinem Dach, der ihn beim Eintritt ins Haus erschlagen hätte! Wer sagt uns, was geschehen wäre, wenn wir es anders begonnen hätten, wer bürgt uns für bessern Ausgang?

Und wir würden die Tage nicht gelebt haben, die hier gelebt worden sind! Lichtvolle, sonnige, gottgeschenkte Tage, mein junger Freund, unwiederbringlich, aber auch unverloren! Kein Monat war verstrichen, seit ich in San

Giorgio die Geliebte zum erstenmal erblickt hatte, als in stiller Morgenstunde drüben im Dom Pater Bartolomeo unsere Hände ineinander legte. Vor der Welt blieb Gabriella Signora Parini, hier war sie mein süßes, angebetetes Weib, die wieder zum Kinde mit mir wurde und mir selig lachend vertraute, daß sie von der ersten Stunde an, in der sie mich am Grabmal meines Ahnherrn erblickt, Vertrauen zu mir gefaßt habe. Die Rosen und die Bäume dieses Gartens sind Zeugen wortlosen und fröhlich lauten Glücks gewesen. Nur ein paarmal in jeder Woche durfte Gabriella die Fahrt nach Torcello und zu mir wagen, niemals durfte sie über Nacht in ihrem Palazzo dort fehlen, denn sie war nur der Treue ihrer Gesellschafterin und ihrer Gondoliere versichert. Ich hielt mich still in diesem Garten und nahm meine Studien zur Geschichte meiner Vaterstadt wieder auf, um die Stunden zu kürzen, in denen ich auf Gabriella verzichten mußte. Es wurde mir schwer, zwischen so seligen Tagen so nüchterne zu leben, und ich fürchte, daß ich mehr geträumt als getan habe. Aber ich half mir doch über die Ungeduld hinweg, der ich zuzeiten verfiel. Fra Bartolomeo reiste für mich nach Padua, trug mir Bücher und Schriften und alles, was ich von Ragusa mit herübergebracht hatte, in diesen Winkel zwischen Rosen und Lorbeeren. Es war in Wahrheit Merlins Hecke, die mich umfing, doch war es keine Viviane, die mich hierher gebannt hatte, sondern ein junges, großherziges Weib, die so voller Liebe und so reichen Glückes wert war, als sie dem Einziggeliebten verschwenderisch gab!

Vier Monate dauerte die selige Zeit, in der ich mich von aller Welt vergessen wähnte, außer von ihr. Im vierten Monat kam Gabriella häufiger und auf ihrem

Gesicht lag ein himmlischer Ausdruck von Zuversicht und froher Erwartung. Sie vertraute mir, daß die Maßregeln, die sie treffen mußte, um sich und ihr Erbe aus der Gewalt der habsüchtigen Verwandten zu lösen, unerwartet schnellen, glücklichen Fortgang hätten, daß mein Exil auf diesem Eiland vielleicht nur noch nach Monaten und jedenfalls nicht nach Jahren zählen werde, daß wir dann gemeinsam in die freie Welt, weit, weit in die Welt, wie sie sagte, fliegen würden.

In so froher Zuversicht trat Gabriella auch das letztemal unter dies Dach! Wo Sie vorhin mit Ihrer Geliebten standen, Signor Federigo, da lehnte ich Arm in Arm mit ihr, in süßem Geplauder. Wie oft habe ich in der langen Zeit, die seitdem verstrichen ist, mir das Hirn zermartert, mir jedes Wort jenes Nachmittags ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber wer prägt in der glücklichen Stunde, der tausend gleiche Stunden folgen sollen, sich Wort um Wort ein? Unvergessen lebt der hoffnungsfrohe Ton Gabriellas in meiner Seele, ich sehe sie scheiden, da die Sonne auf dem Wasserspiegel im West zu ruhen scheint, mein Arm liegt noch um ihren süßen, schlanken Leib, und ich geleite sie zwischen Rebenfeldern bis zu den Steinstufen, wo ihre Gondel liegt. Sie küßt mich heiß, noch einmal und zum letztenmal: ‚Auf Wiedersehen, Felice!‘ Und die Gondel stößt ab, die heißgeliebte, holde Frau steht aufrecht in ihr und kehrt mir ihr Gesicht zu, auf dem sich der rosige Widerschein der Abendsonne und ein mutiges, herzbeglückendes Lächeln begegnen. Dann werden ihre Züge undeutlicher. Die Gondel gleitet dahin und entschwindet langsam meinen Augen — ich sehe Gabriellas Tuch wehen — noch einmal — zum letztenmal!“

Signor Constantini hatte die letzten Worte mit

zitternder Stimme gesprochen und sein Gesicht nach dem Wasser hinausgewandt. Jetzt brach ein schluchzender Laut aus seiner Brust hervor, er barg sein Gesicht in die Hände und vermochte nicht weiterzusprechen. Doktor Carstens saß neben ihm und blickte ernst zurück nach dem Hause, dessen Geheimnis ihm mit einem Male erschlossen war. Vom Flutspiegel her kam ein Hauch, der die brennenden Wangen des Alten und seines jungen Gastes kühlte. Eine tiefe Stille umfing beide, Doktor Carstens war es zumute, als müsse er jeden Atemzug anhalten, um die Stimmung des Augenblicks nicht zu stören. Endlich reichte Felice Constantini dem jungen Deutschen die Hand und versuchte zu lächeln.

„Verzeihen Sie mir, Signor Federigo! Solche Dinge behalten immer die gleiche Gewalt über uns, die Jahre mildern nichts, und wir müssen uns ihnen beinahe willenlos überlassen. Ich mutmaße, daß Sie den trauervollen Schluß meiner Geschichte schon erraten haben. Zwei Tage nach jenem Abend harrte ich in fröhlicher Zuversicht meiner jungen Frau, und als sie am versprochenen Morgen nicht auf Torcello eintraf, beschwichtigte ich die Unruhe, die mich erfassen wollte, mit Freund Bartolomeos verständigen Gründen. Als aber ein dritter und vierter Tag verging und weder Gabriella erschien, noch eine Botschaft, noch ein Brief von ihr erfolgte, da ward auch Bartolomeos Gesicht ernsthaft und sorgengefurcht, und er widerstand meinem Drängen nicht, nach Venedig zu fahren und im Palazzo Parini-Spinelli nach der teuren Herrin zu sehen. Am Spätnachmittag fuhr er hinweg, und schwer überwand ich die Versuchung, zu ihm in das Fahrzeug zu springen, unwürdig erschien es mir, daß ich einem dritten überlassen mußte, sich vom Wohl und Wehe meines Weibes

zu überzeugen. Fünf bis sechs Stunden mußten vergehen, ehe der Priester zurückkam, und zehntausend schlimme Möglichkeiten glitten indessen wie spukhafte Schatten durch meine Seele. Es war beinahe dunkel, als die Barke Bartolomeos zurückkehrte. Ich war rastlos am Ufer auf und ab gewandert und hatte die Barke erblickt, sobald sie als Punkt auf dem Wasser erschien. Ich starrte ihr entgegen und erkannte die Gestalt Bartolomeos lange, ehe ich seine Züge wahrzunehmen vermochte. Aber dem gebeugten Nacken, den lässig herabhängenden Armen entnahm ich schon von weitem, daß er keine frohe Botschaft zu tragen habe! Und als er mir sein Gesicht mit traurigem Ausdruck zuwandte, da schrie ich laut auf, aus seinem Blick streifte mich, wie unser Dichter sagt, der Fittich des Unheils! Fra Bartolomeo erhob sich von seinem Sitz und winkte mich heran, während ich doch mit den Füßen beinahe schon im Wasser der Lagune stand. ‚Gott prüft uns seltsam hart und schwer!‘ sagte er mit eintöniger Stimme. ‚Komm in die Barke, mein Sohn! Tonelli und sein Masetto wollen uns sogleich wieder nach Venedig führen, es ist nicht notwendig, daß du dich ferner verbirgst.‘ Mir ward es dunkel vor den Augen, die schlichten Worte des Priesters dröhnten in meinen Ohren, aber ich hatte mich in einem Nu in die Barke geschwungen, saß an seiner Seite und faßte krampfhaft seine Hände, die er segnend und beschwichtigend auf mein Haupt legen wollte. „Lebt Gabriella noch?“ war alles, was ich hervorbrachte. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zum Himmel und wandte seine tränenschweren Augen von mir ab. Das Ungeheure, das ich jetzt wußte und noch nicht glaubte, durchschauerte mich nur minutenlang, und dann folgten Viertelstunden, wo mir nichts wirklich schien als die Ruder,

die im Wasser auf- und wieder zurücktauchten, und allerhand Getier, das im Nachtwind über die Lagune strich. Ich starrte durch das Dunkel Venedig entgegen und merkte dann doch nicht, wie die Häuser um uns aufstiegen, und fühlte nicht, daß Pater Bartolomeo mich getreulich in seinem Arm hielt. Wir fuhren bei dem Palazzo Parini an, zum zweitenmal trat ich in seine Halle und stieg die breiten Marmorstufen empor. Und wortlos schritten wir in den Saal, der im Licht hoher Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erglänzte, und ich sah Gabriella wieder, zwischen den Palmen und Blumen, mit denen man ihr letztes Lager umkränzt hatte! Sie mußte plötzlich geschieden sein, ihr schönes Gesicht hatte noch all seine Holdseligkeit, nur bleicher war es als sonst, und die Augen, die noch vor vier Tagen so strahlend auf mir geruht, sich so tief in die meinen gesenkt hatten, waren geschlossen. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß der Saal nicht leer war, im Augenblick, da ich mich vor der Schlummernden auf die Knie warf, schlugen flüsternde Stimmen an mein Ohr: ‚Der Ragusaner!‘ sprach die eine. ‚Er ist ihr Liebhaber gewesen, ich sagte es dir wohl!‘ versetzte die andere. Ich achtete der Armseligen nicht, Raum und Stunde waren zu heilig für ein Wort mit diesen, gleich darauf hörte ich Pater Bartolomeos Stimme:

‚Sie irren, Signori! Die heilige Kirche bezeugt durch meinen Mund, daß Signora Gabriella die rechtmäßige Gemahlin des Signor Felice Constantini von Ragusa gewesen ist!‘

Ich fühlte, daß ich nichts mehr zu sagen hätte, senkte mein Haupt und bat Gott und meine verklärte Teure um Tränen.

Was soll ich Ihnen mehr sagen, Federigo? Sie wissen

jetzt alles! Gabriella war zwei Tage zuvor, nach einer plötzlichen, nur wenige Tage dauernden Krankheit jäh dahingerafft worden. Der Arzt gab der Krankheit keinen Namen, mein Schmerz aber war in jenen ersten Stunden viel zu tief und zu heilig, um Erwägungen und Überlegungen Raum zu lassen. Des Verdachtes, daß mein süßes Weib ein Opfer des Muts geworden sei, mit dem sie an meinem Herzen Zuflucht gesucht, daß irgend einer der habgierigen Vettern, den das reiche Erbe verblendet, bei ihrem frühen Ende eine giftmischende Hand im Spiel gehabt, konnten in dunklen Stunden weder Bartolomeo noch ich uns vollständig entschlagen. Doch was hätte es nützen können, den Schleier von Gabriellas frühem Ende zu lüften? Hatte ruchlose Berechnung einen Anteil an meinem unwiederbringlichen Verlust, so war wenigstens die Berechnung zuschanden geworden. Pater Bartolomeos Zeugnis stellte es außer allen Zweifel, daß die Unvergeßliche mir in rechtmäßiger Ehe verbunden gewesen sei, der größte Teil ihres großen Vermögens fiel mir zu, ich habe ihn all mein Lebtag verwendet, so viel Tränen zu trocknen als immer möglich, und ich tue es noch heute zu Gabriellas Gedächtnis. Wie hätte ich sie, die Reine, Edle, immer Hilfreiche, besser ehren können?

Wir kehrten natürlich, als wir Gabriella zur letzten Ruhe gebettet hatten, nach Torcello zurück. Monatelang mußte Bartolomeo für mich leben und handeln, im tiefen Schmerz meines ungeprüften Herzens fand ich nur langsam die Kraft wieder, mich mit dem äußeren Dasein abzufinden. Doch meinte ich damals nicht, Signor Federigo, mich für Jahre und Jahrzehnte in dem Garten einzuschließen, in dem ich mit ihr glücklich gewesen war. Im Gegenteil besprachen mein geistlicher Freund und ich die Pläne zu

einer großen Reise, nach der ich mich über meine Zukunft entscheiden wollte. Aber dies Eiland hielt mich fest, und wie die Tage verrannen, immer fester. Jedesmal, wenn ich mich zur Reise zu rüsten gedachte, fühlte ich, daß ich die Stelle nicht entbehren könne, an der ich mein Weib zuerst und zuletzt umfangen! Ich erhielt mich aufrecht, indem ich die Morgen kommen, die Abende gehen sah über diesem Rasen, diesen Bäumen und diesen Mauern. Ich vermochte Torcello nur an den Tagen zu verlassen, wo ich an ihre Gruft in San Giorgio dei Schiavoni die ersten und die letzten Rosen dieses Gartens brachte. Um mein Leben nicht ungenützt verstreichen zu lassen, nahm ich die Arbeit auf mich, zu der ich im Elternhause und in den besten, seligen Monaten hier eine schwache Neigung gespürt. Sie wissen, daß ich sie so gut getan habe, wie uns etwas in dieser gebrechlichen Welt vergönnt ist. Sie können in gelehrten Zeitungen und Jahresberichten lesen, daß Felice Constantini, um seinen ragusanischen und dalmatinischen Geschichten die höchste Vollendung zu geben, sein Leben beharrlich in der Einsamkeit von Torcello verbracht habe. Jetzt wissen Sie, daß mich Merlins Geschick in diese Enge geführt hat und mich hier festhält. Vivianes Wort, Vivianes Schatten, nur reiner, verklärter! Ich habe es nach schweren Mühen erreicht, daß Gabriellas Staub dereinst mit dem meinen vereint unter den Zypressen dort seitwärts ruhen wird. Bis es dahin kommt, will ich tun, was Ihr Zauberer Merlin tat. Ich lasse die Monde und die Jahre kommen und gehen, lasse Tau und Regen auf diesem grünen Gehege wechseln, ich sehe die Büsche und Bäume wachsen und die Wolken darüber hinziehen. Ich sehe auf die Lagune hinaus, über welche die gleiche Sonne glänzt, in deren Licht sie einst geschieden. Ich sehe im

Dunkel die längst nicht mehr geschauten Züge vor meinen Augen, und der Klang ihrer Stimme, den ich seit vierzig Jahren nicht vernommen, dringt hell und silbern in diesen Lauben und zwischen jenen Wänden an mein Ohr!

Behüte Sie der Himmel, Signor Federigo! Möge in Ihrem Geschick frisches Leben und lichte Erinnerung glücklicher verteilt sein, lange Jahre des Lebens, kurze Monde der Erinnerung! Aber Sie können nichts Besseres leben, als ich gelebt habe, wir alle können es nicht. — Lassen Sie uns ins Haus treten, Michele hat längst die Lichter angezündet und unser bescheidenes Mahl gerüstet!"

Der junge Deutsche drückte seinem alten Gastfreund stumm die Hand. Dann richteten sich beider Blicke nach der Lagune hinaus, die im Nachtdunkel völlig unbeweglich schien. Über sie hinweg grüßten beide gleichbewegt nach der fernen Stadt: Felice Constantini die tote, Friedrich Carstens die lebende Geliebte.

Adolf Stern

Ausgewählte Werke



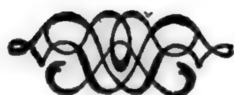
Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Achter Band

Novellen II



Dresden und Leipzig
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Inhalt.

Die Schuldgenossen.

Aus den vergitterten, aber hinter dem Gitter offenen Fenstern im Erdgeschoß eines schmalen Hauses, das am Rio della Misericordia stand, fiel trüber Lichtschein auf die dunkle Flut des engen Kanals. Die nächstgelegenen Kirchen San Marziale und Santa Maria dell' Orto hatten ein Uhr nachts verkündet; in dem menschenleeren Nordviertel der Stadt erscholl zu dieser Zeit kaum ein Schritt, und die feuchte Wärme einer fast schwülen Aprilnacht strich durch stille, schlummernde Gassen. An erhöhten Stellen der Ufer und namentlich auf den kleinen Bogenbrücken leuchteten, seltsam genug in so sommerlicher Nacht, halb herabgebrannte Feuer. Der scharfe Duft verglühenden Wachholderreisigs stieg mit dem langsam hinziehenden graugelben Dampf von ihnen auf. Sie schienen den beiden Gondeln, die in mäßigem Abstand voneinander dem Hause am Rio zufuhren, bis dahin den Weg gezeigt zu haben, wo der vereinzelte Lichtschein eine Stelle des Wassers erhellte. Die vordere Gondel war ein ungewöhnlich breites, hoch überdachtes Fahrzeug, das die beiden seltsam gekleideten, mit breiten Schifferhüten und dunklen Gesichtsmasken bis zur Unkenntlichkeit verhüllten Gondoliere nur mühsam fortbewegten. Die hinter ihr dreinkommende war von hundert anderen schlanken und spitzschnäbeligen Gondeln nicht zu unterscheiden, sie schien völlig leer zu sein und gehorchte dem einen an Bord

stehenden Ruderer mit aller Leichtigkeit. Das große Fahrzeug hielt dicht unter den Fenstern, aus denen der Lampenschein glänzte, einer der Gondoliere schwang sich leicht ans Ufer und erhob sich auf den Zehen zu dem Gitterwerk. Mit einem rohen Lachen rief er seinem auf dem Fahrzeug zurückgebliebenen Genossen nur die Worte: „Noch nicht!“ zu und sprang mit einem Satz auf seinen Standort zurück. Dann stieß er die Stange kräftig auf den Grund. Sein Vordermann machte eine brummende Bemerkung, die hinter seiner Ledermaske verklang, und mit neuer sichtlicher Anstrengung führten beide ihre plumpe, schwerbelastete Gondel durch den engen Kanal in die breitere Flut der Sacca della Misericordia hinaus. Der zurückgebliebene Gondolier brachte währenddessen sein Fahrzeug bis zu der Stelle, wo die anderen vorhin gehalten hatten, legte an und befestigte die Kette an einem der bereitstehenden Pfähle. Er hatte die Worte, die der Verhüllte rief, gehört, trat jetzt an das gleiche Fenster wie sein Vorgänger und sagte, ehe er noch wahrgenommen haben konnte, was drinnen in dem Gemach vorging: „Du lebst, Andrea, und Fra Paolo ist bei dir?“

Von drinnen heraus ward eine Stimme hörbar, die noch stark aber hohl erklang und an der Mauer jenseits des engen Kanals seltsam widerhallte: „Ich lebe, Daniello — bin aber allein. Der Theatiner ist vor drei Stunden hinweggegangen; er meinte, es zieme ihm, in seinem Kloster und nicht hier zu sterben.“

„Also auch er!“ seufzte der Gondolier, und der Kranke im Zimmer hätte hören können, daß er seine Zähne gewaltsam zusammenpreßte, um sie am Schlagen zu hindern. „Ich werde zu dir hineinkommen, Andrea; nur ein Narr wähnt heute noch in Venedig dem Tode

zu entlaufen. Mir liegt nichts mehr daran, zu leben, wahrlich nichts mehr, und wüßte ich ganz gewiß, daß wir dem von San Erasmo nicht drüben begegneten, ich wartete nicht erst ab, bis es der Pest gefällt, mich heranzuwinken."

Das alles sagte Daniello schon mehr für sich als für den Kranken im Gemach drinnen. Er hatte sich dem Eingang des Hauses zugewandt. Im Lichtschein erblickte er auf der Tür ein frisch gemaltes rotes Kreuz. Unwillkürlich sah er nach den anderen Türen des Rio hinüber, die er von hier zu erkennen vermochte, jede trug das gleiche Zeichen. Daniello murrte vor sich hin: „Sie sollten die Farbe sparen und die paar Häuser zeichnen, die noch verschont sind." Aber ohne weiter zu zögern, trat er in das Haus und demnächst in das gewölbte, aber niedrige Gemach ein, in dem sein Kamerad Andrea hoffnungslos an der giftigen Seuche daniederlag, die in diesem Jahre des Herrn 1630 seit vielen Wochen Venedig in Furcht und Trauer versetzte. Die metallene Lampe, die nach außen hin schien, stand auf einer niedrigen Säule von farbigem Marmor, die aus irgend einem verfallenen Palazzo in dies dürftige Gemach geraten sein mußte. An der hinteren Wand war das Bett des Kranken, der in heftiger Fieberhitze, doch vollkommen klaren Bewußtseins, dem Eingetretenen zurief: „Du hättest nicht kommen sollen, Daniello, ich werde es bald überstanden haben, und dir wollten Gott und die Heiligen vielleicht das Leben gönnen."

„Wollen sie mir's gönnen, so werde ich auch gesund von hier gehen, Andrea!" versetzte der Gondolier, indem er dem dürftigen Lager näher trat. Der auf diesem Ausgestreckte schien eine so mächtige Gestalt als der Aufrechtstehende, der den Kopf neigen mußte, um nicht gegen die

Rippen der Steinwölbung anzustoßen. Auch sonst waren die beiden Männer einander ähnlich: der runde Kopf mit buschigem schwarzen Haar und ein gewisser Ausdruck der dunklen Augen war ihnen gemeinsam, selbst ihre Gesichter würden sich geglichen haben, wäre nicht dasjenige Andreas von der Krankheit entstellt, fieberisch gerötet und eigentümlich geschwollen, hingegen Daniellos Gesicht bleich und so hager erschienen, daß Stirn und Backenknochen beinahe eckig hervortraten. Der Gesunde beugte sich furchtlos über den Todkranken und sagte: „Begehrst du noch irgend etwas, Andrea?"

„Gewiß — gewiß, Kamerad!" versetzte eifrig der Kranke. „Das Wasser im Krug ist zu Ende — ich fürchte, auch das in der Zisterne. Wüßtest du mir einen letzten frischen Trunk zu schaffen, Daniello?"

„Und warum nicht?" rief der Gesunde mit einem plötzlichen Aufzucken von Trotz in Mienen und Stimme. „Hier herum müssen manche Zisternen noch gefüllt sein, in Häusern, wo sie längst kein Wasser mehr brauchen! Hab' eine Viertelstunde Geduld, und es soll dir nicht fehlen!"

Und damit nahm Daniello entschlossen den leeren Krug und trat in den Hof des Hauses, wo er sich zunächst überzeugte, daß die runde Zisterne bis auf den Grund ausgeschöpft sei. Dann schwang er sich behend über die nicht allzu hohe Mauer, die diesen Hofraum von einem nächsten trennte, in dem gleichfalls ein Regenbrunnen vorhanden war. Als er sich an diesen herantastete, fand er den hölzernen Deckel geschlossen, doch beugte er nur den Stiernacken ein wenig, setzte beide Hände fest an und brach die dicken Bretter ohne große Anstrengung entzwei. Indem Daniello dabei etwas aus-

glitt, stieß sein Fuß im Dunkeln an einen Gegenstand, der dem Stoß nachgab. Über den Leib des starken Mannes ging plötzlich ein Frostschauer, er brauchte nicht mit der Hand nachzufühlen, um zu wissen, daß dort, wo er hinstarrte, ein menschlicher Körper liege. Er wußte zugleich, daß der Tote auf dem Wege zur Zisterne umgesunken und verschieden sei, und sagte vor sich hin: „Dem Andrea hätte es ebenso ergehen können — gut, daß ich kam! Wer wird morgen oder übermorgen mir den letzten Trunk reichen? Und die Schufte, die neugebackenen Becchini, tuen ihre Pflicht schlecht, schauen nicht einmal in die Höfe. Andrea darf nichts davon erfahren!" Er hatte während dieser Worte den Krug gefüllt, warf noch einen scheuen Blick in den dunklen Raum zurück und machte sich auf den Rückweg. Das Überklettern der Hofmauer zeigte sich jetzt schwieriger als vorhin, aber er entwickelte ein Geschick und eine Sorgfalt dabei, die man der übergroßen Gestalt kaum zugetraut hätte. Kein Tropfen des schwer gewonnenen Wassers ward verschüttet, und zwei Minuten später stand er wieder am Lager seines Genossen, der mit vollem Fieberdurst den Steinkrug an seine Lippen setzte, ihn aber nicht zu fassen vermochte, so daß Daniello ihn halten mußte. Die Augen Andreas richteten sich mit einem so dankbaren Ausdruck auf den Helfer, daß dem rauhen Mann die eigenen Augen feucht wurden.

„Man meint schon Höllenglut brennen zu fühlen," sagte der Kranke, als er endlich den Krug von seinen Lippen ließ. „Fra Paolo hat meine Beichte gehört und schwört mir, daß Gott barmherzig sein wird; ich aber kann ihm nicht glauben, Daniello, wie gern ich's auch möchte. Wenn Leute wie wir dem Teufel nicht zufallen, so geht er immer leer aus. Ich fürchte, daß ich dort

schmachten werde, wo du mir keinen Tropfen Wassers zur Erquickung reichen darfst."

Daniello setzte den halbleeren Krug so heftig auf die Steinfliesen nieder, daß er klirrte. „Und warum willst du dem Mönch nicht glauben?!" rief er leidenschaftlich. „Warum sollten wir verdammt sein, die wir nichts getan haben, als was unsere erlauchten Herren uns geboten hatten? Ist Unrecht geschehen, so falle es auf ihre Seele; wir sind niedrig geboren und haben die Ratschlüsse der Gebietenden nicht zu verantworten!"

Mit Anstrengung richtete sich Andrea auf seinem Lager so weit empor, daß er sich auf beide Hände stützte und Daniello ins Gesicht zu sehen versuchte. „Das dünkt uns wohlfeiler Trost, solange wir mit allen Lebendigen auf der großen Flut schwimmen. Wenn wir aber hinabsinken und sterbensallein sind, Daniello, dann wissen wir mit einem Male, daß wir für uns selbst stehen müssen. Und wenn der ganze Rat der Zehn heute mit mir zugleich stürbe — sie lassen mich doch allein vor den höchsten Richter treten, und ich kann mich auf ihre Befehle nicht berufen!"

„Du marterst dich und mich!" versetzte Daniello kurz, während seine Züge gleichwohl ein düsteres Nachsinnen über Andreas Worte verrieten. „Wir tuen, was uns auferlegt ist; Gott schickt jedem sein Tagewerk und weiß, daß wir keine Freude an unsrem haben."

„Der Tod nimmt uns jede Lüge von den Lippen!" rief der Kranke mit aller Kraft der Stimme, deren er noch fähig war. „Wir sind nicht umsonst sieben Jahre lang die Gondoliere der Zehn und der Drei gewesen und haben auf ihren Befehl wohl hundert Menschen in den Lagunen verschwinden lassen. Dort, unter der Säule,

liegt ein Beutel mit mehr als tausend Zechinen; ich würde nicht ebensoviel Silbergulden besitzen, wenn ich fortgefahren hätte, die Leute vom Rio San Felice den großen Kanal hinauf und hinab zu führen. Gesteh' es ein, Daniello, daß es bei dir nicht anders ist! Ich muß dir den Schatz zurücklassen; wollte Gott, du wüßtest etwas damit zu tun, daß meine Seele Ruhe fände!"

„Ich werde Seelenmessen abhalten lassen bei den Theatinern und den Karmelitern dazu!" beteuerte der Angerufene. Doch Andrea, der schon längst wieder in die Kissen zurückgesunken war, entgegnete ächzend: „Messen tuen es nicht! Du müßtest das Ärgste gutzumachen trachten, was wir getan haben. Nimm all mein Geld dazu und schone das deine nicht, wenn dir Gott Zeit zu solcher Buße läßt."

Die Worte des Kranken hatte Daniello nur verstanden, indem er sich zu ihm herabbeugte. Jetzt blickte er düster auf den Gefährten, dessen Augen geschlossen waren und dessen letzte Kraft in dem langen Gespräch erloschen schien. Daniello öffnete die Lippen zwei-, dreimal nur zu unverständlichen Lauten und stöhnte zuletzt mit einem Atemholen, als ob er Nacken und Rücken unter einer ungeheuren Last beugte: „Gutmachen, was wir auf Geheiß unsrer edlen Herren getan haben? Nicht er noch ich wüßten die Namen der meisten zu nennen, die mit unsrer Gondel hinausfuhren und nicht wieder heimkamen. Fra Paolo hätte ihn kräftiger trösten müssen — ich wollte es ihm danken! Die elende Pest macht uns alle matt, selbst den Glauben und die Zunge eines so wackren Mönchs, wie der Theatiner war."

Daniello fühlte sich in diesem Augenblick selbst unsäglich müde, er sah sich in dem Gemach um und trug

einen hölzernen Schemel dicht bis an das Lager Andreas, wobei er sich doch so setzte, daß ihn der Hauch des Schweratmenden nicht treffen konnte. Kaum hatte er sich niedergelassen, so schreckte ihn die Stimme seines sterbenden Genossen wieder auf. Andrea rief nach Wasser. Daniello hob den Krug zum zweiten Male an den Mund des Dürstenden. Wieder schlürfte der Kranke in gierigen Zügen, bis er mit einem Mal innehielt und mit einer Gebärde hilflosester Verzweiflung das Gefäß so heftig von sich stieß, daß der Rest des Wassers über seine grobe Decke und auf den Boden herabfloß. Dabei griffen seine Arme in die Luft wie die eines Ertrinkenden, und er rief in kläglichem Tone:

„Sie sind um mich, Daniello — alle, alle! Sie ziehen mich hinab — da ist Orlando Cornaro — er fleht nicht mehr um sein Leben, Daniello — er packt mich und will das meine! Erbarmen, Herr — Erbarmen!“

Daniello unterschied deutlich die Worte und die röchelnden Laute dazwischen. Andreas Augen öffneten sich noch einmal und bohrten sich in eine Ecke des Gemachs, in der Daniello nichts erblickte als die leeren Wände und aus der ihn doch ein Schauer anwehte. Der Sterbende hatte durch den Namen Cornaro ein Bild beschworen, das nun auch vor seinen Blicken stand und nicht weichen wollte. Eine Frage an den Kranken erstarb auf Daniellos Lippen, die gebrochenen Augen und der starr gestreckte Körper Andreas belehrten in diesem Augenblick den Frager, daß sein Kamerad in dem Aufschrei von vorhin seine Seele ausgehaucht habe. Seine erste Regung war die unwillkürliche um Erhaltung des eigenen Lebens. Er wich mit unsicheren Schritten von dem Bett des Geschiedenen bis an die Tür zurück, dort stand er ein paar Augenblicke still und lauschte, ob Andrea nicht wieder

erwachen wolle. Aber kein Laut drang von dem Lager her zu ihm. Da besann er sich auf den letzten Willen seines Gefährten, ging nach der Säule, von der die Lampe noch leuchtete. Er schob die Säule kräftig zurück und nahm ohne viel Mühe die Platte im steinernen Fußboden wahr, unter der Andrea seine Ersparnisse geborgen hatte. Was auch mit diesen geschehen mochte — in die Hände der Pestknechte, die am Morgen hier ihre Arbeit tun würden, sollten sie nicht fallen. So hob Daniello den schweren ledernen Beutel auf, in dem der Tote seinen Schatz geborgen hatte, und nahm sich nicht einmal die Mühe, die Säule wieder an ihren Platz zu rücken. Er eilte, aus dem Gemach zu kommen. Indem er die Tür hastig öffnete, drang von draußen ein Strom schwüler Luft herein, und die Lampe, die schon zuvor unruhig geflackert hatte, erlosch in dem Zug zwischen Tür und Fenster. Daniello ließ das dunkle Gemach mit der Leiche Andreas hinter sich, draußen leuchtete ihm von ferne das verglühende Feuer auf der Bogenbrücke bei San Marziale entgegen. Aber bevor er eiligen Schrittes bis dorthin gelangt war, besann sich der erschütterte Mann. Er wandte sich um und ging langsam, unschlüssig Fuß vor Fuß setzend, dahin zurück, von wo er eben entflohen war. Er trat in seine Gondel und warf sich todmatt auf deren Boden, so daß der eine Sitz des Fahrzeuges seinem Kopf zur Stütze diente. Ein dunkler Gedanke, hier schlafen zu wollen, schien ihn beherrscht zu haben. Doch schloß er weder seine Augen, noch machte er einen Versuch, die marternden Gedanken zu verscheuchen, die so gut ein Vermächtnis seines toten Kameraden waren, als der Beutel, den er eben klirrend auf den Boden der Gondel geworfen hatte und über dem er jetzt ruhte. —

Ein dumpfer Druck lag auf Daniellos Hirn, er mußte sinnen und sinnen, wo Andreas Seele nun weile und ob die Verzweiflung, in welcher der Arme dahingefahren, der Anfang viel schwererer Qualen sei. Sieben Jahre hatten sie gemeinsam dem Rat der Zehn und den Staatsinquisitoren gedient, ihre Gondel hatte vom Dogenpalast aus so manchen zum Tode getragen, und nicht ihm noch Andrea war es je eingefallen, nach Schuld und Unschuld der Armen zu fragen, die aus ihrem Fahrzeug in die Flut versanken. Und so fuhr er auch jetzt mitten aus seinem finsteren Hinbrüten noch einmal trotzig auf: „Wer sind wir, daß wir die Taten der Häupter Venedigs verantworten sollen? Wissen wir, ob nicht alle Verurteilten des Todes schuldig waren?“ In dem nachtstillen Kanal und an den verlassenen hohen Häusern hallte sein wildes, kurzes Selbstgespräch seltsam wider, der hohle Klang seiner Stimme ließ ihn alsbald verstummen. Doch wenn er meinte, die Schatten verscheucht zu haben, die ihm der verstorbene Kamerad in seinen letzten Augenblicken heraufbeschworen hatte, so empfand er alsbald, daß dies nicht möglich sei. Der Name Orlando Cornaro trat wieder und wieder auf seine Lippen, und während seine Gondel hier zwischen hohen Brandmauern im schmalsten Streif Wassers festlag, trieb sie in seinen Gedanken weit draußen auf der offenen Lagune, das hohe Castell von San Andrea dell' Lido zur Seite. Sein Genosse und er selbst hatten die Ruderstangen eingezogen und standen eines Winkes des Mannes mit dem unbeweglichen Gesicht, der in der Mitte der Gondel saß, gewärtig. Doch im gleichen Augenblick, wo der Wink gegeben ward, hatte sich ein junger Mann, der gefesselt am Boden lag, seiner leichten Bande entledigt, war emporgesprungen und hatte die

Knie nicht des bestürzten Würdenträgers auf der Gondelbank, sondern des rauhen Andrea umfaßt. Der Mond brach eben mit fahlem Licht durch die Wolkenschichten, die, vom Eiland San Erasmo her, über die Flut hintrieben, und ließ das bleiche, angsterfüllte Gesicht des jungen Nobile wahrnehmen, den beide Gondoliere als den prächtigen Orlando Cornaro erkannten, der seit kurzem aus der Reihe seiner fröhlichen Genossen verschwunden war. „Um meines Kindes willen, Erbarmen!“ rief er Andrea zu und wandte einen flehenden Blick zu Daniello rückwärts. „Ich bin schuldlos, habe nichts verbrochen, als leichtfertig mein Erbe verschwendet! Um meiner Chiarina willen, habt Erbarmen!“ Die beiden rauhen Gesellen standen erschrocken und wie gelähmt; das Mitglied des Rates der Zehn hatte sich von seinem Sitz erhoben und versuchte, indem er mit Augen und Mienen das todkündende Zeichen wiederholte, den Flehenden an den Schultern niederzudrücken. Dabei rief er: „Ihr waret es, Signor Orlando, der kein Erbarmen mit seinem Kinde gezeigt hat!“ Daniello und Andrea stürzten sich, aus halber Betäubung erwachend, auf den Unglücklichen und ergriffen ihn. Sein Wehruf: „Chiara — meine Chiara!“ gellte noch einmal über das stille Wasser, dann schäumte dies hoch auf, und Orlando Cornaro verstummte für immer. Signor Alvise Morosini, der Senator, schüttelte seinen in Unordnung geratenen Sammetmantel zurecht, setzte sich scheinbar ruhig wieder nieder und prüfte mit scharfen Blicken die Gesichter der beiden Gondoliere. Was er auf diesen las, schien ihn nicht zu befriedigen; er gönnte ihnen ein Wort über den Verurteilten, der natürlich so wenig schuldlos gewesen sei als einer von allen, die diesen feuchten Weg gegangen. Orlando Cornaro habe als junger

Witwer, unbekümmert um Schicksal und Zukunft seiner einzigen Tochter, in sinnloser, unedler Verschwendung das Vermögen des edlen Hauses herabgebracht, drei Warnungen des Rates der Zehn keck in den Wind geschlagen und auf den väterlich erteilten Rat, einen Statthalterposten auf Candia anzunehmen, mit Hohn geantwortet. Um das goldne Buch vor einem Schmutzflecken, den Wahnsinnigen vor einem schimpflichen Ende und sein Kind vor Bettlerarmut zu bewahren, habe die Staatsbehörde eingreifen und den unverbesserlich Ruchlosen der Barmherzigkeit Gottes befehlen müssen. — Andrea und Daniello hatten dem Berichte stumm gelauscht und das Zittern, das sie nachträglich befiel, so gut verborgen, als sie vermochten. Sie waren beim Morgengrauen heimgekehrt wie sonst auch, sie hatten wie sonst in der Kirche Santa Maria dei Gesuiti ein Gebet für die arme Seele gesprochen, und wie sonst Signor Alvise vor einer Schwelle und Tür abgesetzt, die nicht die seines Palastes waren. Darnach freilich hatten sie nicht so ruhig geschlummert wie sonst und den ganzen folgenden Tag einander mit scheuen Blicken angesehen. Aber die Zeit war darüber hingegangen — sie hatten jener Nacht zwischen San Andrea dell' Lido und San Erasmo nur gedacht, wenn sie auf ihren gemeinsamen Fahrten stillschweigend den Palazzo zu vermeiden suchten, der Orlando Cornaro gehört hatte. —

Und heute, zwischen Mitternacht und Morgen, vermochte der starke Daniello an nichts andres zu denken, als an die breite, von der hereinschwellenden See bewegte Flut, an das angsterfüllte, flehende Gesicht des jungen Edelmanns. Er atmete schwer in der raucherfüllten schwülen Luft, und es fuhr ihm wohl durch den Sinn, seine Gondel weit in die Lagune hinauszulenken, wo es kühler

sein müsse. Dann war's ihm wieder, als ob Hand und Fuß den Dienst versagen würden, und er blieb am Boden seiner Gondel liegen und fühlte, wie die Last, die ihm sein Genosse im Sterben auf die Seele gewälzt, immer gewichtiger, immer niederdrückender wurde. Die letzten Tage hatten jedes Dasein verändert, auf jedermann lag die dumpfe Sorge, nicht, wie man wohl leben, sondern wie man gut sterben möge. Der rauhe Mann, der in Not und Gefahren keine Furcht gekannt hatte, schauderte jetzt vor einer letzten Stunde wie die seines Freundes Andrea. Umsonst wiederholte er die trotzigen Worte: „Wie konnte jener Narr von uns sein Leben fordern, wer sind wir?" Vor seinem innern Blick stand mit furchtbarer Deutlichkeit der andere Verlauf jener Nacht, wenn Erbarmen und ein Gefühl für das Rechte in Andreas und in seiner eignen Seele gewesen wären. Es hätte nicht mehr bedurft, als daß sie beide dem unglücklichen Cornaro beigesprungen wären und ihr Fahrzeug entschlossen nach der friaulischen Küste gelenkt hätten. Der Staatsinquisitor war ja einer gegen drei gewesen, Daniello allein hätte ihn mit einem Griff seines starken Armes über Bord schleudern können, falls er Widerstand versucht hätte. Von der Nähe der Tre Porti aus aber wäre es so leicht gewesen, in einigen Tagen kaiserliches Gebiet und volle Sicherheit zu gewinnen. Immer wilder wogte es in Daniello auf: „Er war unschuldig, er war in Todesnot, wir hätten ihm helfen müssen! Venedig?! — Was kümmern mich heute die Republik und alle ihre Erlauchten? Die Pest rafft uns alle dahin — am Ende braucht jeder nur den Platz, wo er in Frieden mit sich und mit Gott sterben kann. Verflucht, daß dem Menschen die Einsicht erst mit der Not kommt! Signor Orlando wird uns als seine

Mörder anklagen und wir werden nicht antworten können: Herr, wir wußten nichts von diesem!"

So lag Daniello Barozzi, finster vor sich hinbrütend, in seinem schwarzen Fahrzeug und ließ die Nacht verrinnen. Die Flut trat in den Kanal und schaukelte die Gondel stärker — er merkte es so wenig, als er den kalten Hauch verspürte, der in den ersten Morgenstunden statt des Rauchs der völlig erloschnen Pestfeuer die weißen Dünste, die vom Wasser aufstiegen, vor sich her kräuselte. Der zerknirschte Mann, der sich in diesen Stunden elend fühlte wie nie zuvor, ließ sein müdes Haupt auf die Brust sinken und heftete die Augen, in die kein Schlaf gekommen war, an das Deckbrett der Gondel, auf dem Andrea sonst gestanden hatte und nie mehr stehen würde. Wie endlich das erste Morgengrau sich zwischen den hohen Dächern hereinstahl und ein paar Käutzchen, die ihre Kluft hinter den dunklen Brandmauern des Rio hatten, zu Nest flogen, sprang Daniello mit einem so jähen Ruck empor, daß das trübe Kanalwasser über die Planken seiner Gondel hereinspritzte. Ein Entschluß hatte ihn noch vor dem Tageslicht durchblitzt: „Andrea traf das eine, was noch bleibt: Gutmachen, was wir verbrochen! Signor Orlando hat ein Kind zurückgelassen! Vielleicht ist es in dieser Unheilszeit hilflos, vielleicht haben die Diener seines Hauses die Flucht ergriffen. Ich will nach dem Kinde des Cornaro sehen und jede Stunde Leben, die mir bleibt, jede Zechine, die ich habe, für dies Kind hingeben!"

So stand er in seiner Gondel aufrecht; das Frühlicht beschien ein Gesicht, das blasser und gefurchter, doch auch gefaßter war, als am Abend zuvor. Mit einer plötzlich erwachten Ungeduld sah er den Kanal hinab, es drängte ihn hinwegzukommen und den ersten Schritt auf der Bahn

zu tun, die er jetzt vor sich sah — und doch fühlte er sich hier noch festgebannt. Er mußte Gewißheit haben, daß sein armer Kamerad wenigstens zur Ruhe in den großen Gräbern gebettet werde, die auf San Michele für die Opfer der Seuche bereitet waren. So harrte er, während rings um ihn her der Morgen die geschwärzten Mauern und die Türen mit den roten Kreuzen enthüllte. Die Häuser schienen alle so ausgestorben, wie das Andreas in der Tat war. Kein Schritt klang, kein Menschengesicht zeigte sich an einem der Fenster; noch eine Stunde rann so dahin, und die Dämmrung ward lichter und lichter, ehe sich endlich das Geräusch von Ruderstangen vernehmen ließ. Daniello erkannte an der schleppenden Art, mit welcher ein schweres Fahrzeug vorwärtsbewegt ward, daß es die Pestknechte seien, die ihre Morgenfahrt antraten. Er rief ihnen, auf die Haustür Andreas deutend, schon von weitem entgegen, daß sein Gefährte inzwischen verschieden sei.

„Faßt ihn sänftlicher an, als ihr gewohnt seid, und legt ihn wenigstens so, daß er noch ein Stück Erde für sich allein hat. Im Hofe nebenan liegt noch ein Totes — ich weiß nicht, ob Mann oder Weib — bei der Zisterne! Ich lege euch hier eine Zechine ans Ufer, damit ihr eure Pflicht gut erfüllt. Überzeuge ich mich, daß ihr für den armen Andrea Rotto ein übriges getan habt, so sollen euch zwei oder drei weitere Goldstücke nicht fehlen. Wißt ihr, wie es mit der Krankheit in den Häusern am Rio Polo steht?“

„Wie überall, Sor Daniello!“ sagte einer der verhüllten Schiffer. „Fast in jedem Hause war oder ist die Pest. Sie nimmt seit gestern in allen Quartieren der Stadt noch zu, nur bei den Castellani steht es ein

wenig besser, wenn Ihr Euch dort eine Wohnung suchen wollt."

Der Gondolier des Rates der Zehn machte eine abwehrende Bewegung. Er blieb noch einige Minuten an seinem Platze und sah mit gramvollem Blick, wie die Becchini die Leiche Andreas, die sie in die Decke seines Sterbelagers gewickelt hatten, mit mehr Sorgfalt, als sie sonst zeigten, in ihr Fahrzeug trugen. Dann setzte er seine Ruderstange ein und ließ endlich seine Gondel davongleiten. Er wußte wenigstens, was er zunächst tun wollte, und in seinem Gesicht paarte sich ein Widerschein der quälenden Reue, die ihn erfüllte, mit dem Ausdruck düsterer Entschlossenheit. Indem Daniello den Rio di Felice durchfuhr und über den großen Kanal setzte, war es völlig hell geworden; über der Stadt erschien der Himmel rosig angehaucht und lichtklar. Doch nirgend erschlossen sich Läden und Türen dem neuen Tage. Längs der Ufer schritten in kleinen Trupps die Sbirren, an anderen Stellen häuften die Arsenalotten, die mit der Entzündung der Pestfeuer betraut waren, Holz und Wacholderreisig zusammen. Der große Kanal, sonst um diese Morgenstunde so belebt, zeigte sich auf und ab trostlos verödet. Ein paar der unheimlichen Fahrzeuge mit der schwarzen Fahne, die die Toten der Nacht in den Häusern gesammelt hatten, fuhren schwerfällig den Kanal hinab; ein paar Gondeln, in denen Ärzte oder Geistliche saßen, glitten hin und wieder. Wo Daniello ein menschliches Gesicht wahrnehmen konnte, trug es das Gepräge der Trauer oder der Furcht; lautloser als sonst erschienen die stillen Wasserstraßen, in die er wieder einlenkte und durch die er dem Palazzo Cornaro zustrebte. Er hatte seine Fahrt nur einige Augenblicke unterbrochen, um sich

den Beutel mit Andreas Hinterlassenschaft wie eine Tasche umzuknüpfen, da er bedachte, daß er seine Gondel verlassen müsse. Und während er eifrig dem Ziele entgegenruderte, fühlte er, daß der Vorsatz, den er gefaßt hatte, ihm eine Art trotzigen Lebensmutes zurückgab.

Rasch genug ward ihm dieser neuerwachte Mut gebeugt, als er schon von fern erkannte, daß der Palazzo Cornaro wüst und verlassen schien wie andere der großen Häuser am Rio Polo. Besser hätte es Daniello gedünkt, wenn eine Wache von Slavoniern ihm mit ihren Partisanen das Anlanden verwehrt hätte, als daß die Vorstufen menschenleer waren, der Morgenwind durch die hohlen Fenster des großen Baues strich und die kunstreichen, ehernen Torflügel weit offen standen. Er hatte sich während der letzten halben Stunde das Hirn zersonnen, wie er Eingang in den Palast und Zutritt zu der jungen Signorina Chiara Cornaro gewinnen solle. Jetzt hinderte niemand die Anfahrt und niemand den Eintritt. Ein Gefühl der Bestürzung ergriff ihn, es sah völlig so aus, als ob die Pest hier ihr Unheilswerk bereits getan hätte und das Haus nur darum offen stünde, weil es von niemand mehr bewohnt werde. Daniello meinte die rettende Hand, die er im tiefsten Elend seines Schuldbewußtseins über sich erblickt hatte, verschwinden zu sehen. Er, der geschickte Gondolier, fuhr so unachtsam und gewaltsam an den Stufen des Palazzo auf, daß er beinahe von der Kante seines Verdecks in den Kanal gestürzt wäre. Mit Entsetzen nahm er drinnen von der Vorhalle aus die Flucht geöffneter und völlig leerer Zimmer wahr, in denen sich kein Mensch zeigte. Hastig stieg er die Treppe empor und traf auch oben auf offne Türen und Räume, die seit längerer Zeit nicht bewohnt

gewesen waren. Nur eine einzige Tür rechts vom Treppenaufgang schien fest verschlossen, und ehe der Eindringling sich entschied, ob er hier anpochen oder mit Gewalt zu öffnen versuchen solle, hatten ihn seine zwischen den leeren Marmorwänden widerhallenden Schritte angekündigt und von drinnen ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wer ist hier? Wer seid Ihr? Was sucht Ihr?“

„Um der Signorina Chiara willen, öffnet!“ rief Daniello, der sich jetzt zum erstenmal besann, wie unerhört sein Verlangen selbst in dieser Zeit sei. Den wahren Grund seines plötzlichen Diensteifers für das Haus Cornaro durfte hier niemand von fern ahnen. Aber mit dem Trotz und der Verschlagenheit, die ihm eigen waren, rechnete er auf einen glücklichen Zufall, einen Pfahl, an den er sich festlegen könne, wie er in der Sprache seines Berufs sagte. Und ein solcher fand sich alsbald: die Tür, aus der die Frage erklungen war, tat sich auf, der Kopf einer greisen Frau, deren weißes Haar von einer dunklen nonnenhaften Haube bedeckt war, ward sichtbar und die Stimme wiederholte mit hörbarer Ungeduld die Frage: „Wer seid Ihr und was könnt Ihr von uns wollen?“

„Mich sendet Fra Paolo, der Theatiner!“ versetzte Daniello, dem der Name seines Beichtigers im rechten Augenblick einfiel. „Er hat vernommen, daß im Hause Cornaro viele Diener die Flucht ergriffen haben, daß der Gondolier gestorben ist. Ich bin Daniello Barozzi, ein guter Gondolier, und zu jedem Dienst für die junge Herrin Eures Hauses bereit, solange mir Gott das Leben gönnt.“

Überrascht, aber mit entschiedenem Mißtrauen in ihren Zügen, trat jetzt die Alte in den Saal heraus, der hier das Obergeschoß des Palastes in zwei Hälften teilte.

Ihre Augen ruhten prüfend auf dem bleichen Gesicht Daniellos.

„Wer ist Euer Fra Paolo?“ sagte sie erst zögernd und im Verlauf ihrer Rede eifriger und heftiger werdend. „Was erzählt er Euch für Fabeln? Im Hause Cornaro braucht nicht erst die Pest die müßigen Diener zu verscheuchen, die meisten haben dem Unglück den Rücken gekehrt, schon seit der erlauchte Signor Orlando in der Fremde oder im Grabe verschwunden ist. Von den wenigen, die geblieben sind, ist freilich der arme Fabiano, der Gondolier, vor zwei Tagen gestorben. Die Sbirren wollen durchaus wissen, daß der Arme an der Pest verschieden sei. Unser alter Signor Dottore weiß es besser — Fabiano hat sich über das Schicksal seines Herrn und dieses edlen Hauses gehärmt, bis er lebenssatt ward. Ich selbst könnte mich jede Stunde hinlegen und sterben, ohne daß mich die Pest hinraffte. Da haben sie uns das öde Haus durchräuchert, und, wo Fabiano nur hingetreten ist, Decken, Betten und Hausrat, die beiden Gondeln und die Ruder, alles, was sie greifen konnten, verbrannt. Als ob wir nicht schon ärmlich genug in dem großen Palazzo gesessen hätten!“

„Wenn also euer Fabiano — Gott sei seiner Seele gnädig — hinüber ist, braucht die Signorina um so mehr einen guten Gondolier!“ fiel Daniello der scheltenden Alten ins Wort. „Führt mich zu ihr, zu ihrer Aja, laßt mich mein Wort anbringen!“

„Chiara Cornaro braucht für jetzt keinen Gondolier, und wer weiß, ob sie je wieder einen bedarf!“ sagte die Alte heftig. „Das arme Kind hat wahrlich hier in dem geplünderten Hause schlecht genug gelebt, aber sie war doch daheim und ward von uns auf den Händen getragen!

Jetzt mag die allerheiligste Jungfrau ihre Hände über sie breiten! Gott weiß, was sie mit ihr vorhaben. Wenn sie leben soll, blieb sie hier von der Seuche ebenso wohl bewahrt wie dort drüben — so wahr ich Gemma Maura heiße!"

Daniello, der in höchster Spannung und innerer Pein ihrem Gerede gelauscht hatte, fuhr ungestüm heraus: „So wäre Signorina Chiara nicht mehr hier im Hause? Und wo weilt sie — und wer hat ihr den schlimmen Rat erteilt, bei solcher Zeit den letzten Schutz, den des eigenen Hauses, zu verlassen?"

Die Alte maß mit unvermindertem Mißtrauen den lauten Sprecher. Ihrem scharfen Auge war die leidvolle Unruhe in dem Gesicht des fremden Mannes nicht entgangen, zu deuten wußte sie sich diese nicht. „Wenn Euer Fra Paolo Euch so vieles gesagt hat, warum verriet er Euch nicht, daß sie Madonna Chiara zum Palast Morosini geführt haben, damit sie dort besser vor der Krankheit behütet sei als hier?"

Daniellos Augen hefteten sich so unheimlich starr auf die greise Beschließerin, daß sie ein paar Schritte gegen die Tür zurückwich, aus der sie vorhin gekommen war. Aber der Gondolier war mit einem Schritt wieder neben ihr, legte ihr seine Hand wuchtig auf die Schulter und sagte mit gewaltsam gedämpfter Stimme: „Wo ist das Kind, in wessen Hause? Beim Alvise Morosini von San Stefano? Um der Barmherzigkeit Gottes willen, sagt mir, daß Ihr lügt, oder redet die ganze Wahrheit!"

„Ihr wißt die Wahrheit!" rief die Frau. — „Liegt Euch so viel an dem edlen Kinde — obschon ich Euch nie hier im Hause erblickt habe und am wenigsten damals, als mit dem Verschwinden Signor Orlandos die

große Not über uns hereinbrach —, so seht selbst zum Palazzo Morosini! Das arme Kind hat lauter Freunde, von denen sie bei Lebzeiten ihres Vaters nichts gewußt hat. Signor Alvise hat niemals als Gast unser Haus betreten, da wir hier noch Gäste sahen — er ist nur einmal bei Signor Orlando gewesen, und unser armer Herr kam, als er den Besucher damals auf die Stufen unseres Palazzo geleitet hatte, so bleich zurück, wie wir ihn sonst nur im Zorn gesehen hatten. Aber seit Signor Orlando von jener Fahrt, zu der ihn sein Vetter, der erlauchte Doge, lud, nicht heimgekehrt ist, spielt Signor Alvise Morosini hier den Herrn im Hause. Sein Befehl schnitt uns das Brot vor und maß uns den Wein zu, er ließ den alten Luca, den Hausmeister, allmonatlich zur Sala della Bussole kommen und forderte ihm Rechenschaft über jeden Scudo ab, als wären wir's gewesen, die Signor Orlandos Hab und Gut vergeudeten."

„Und der edle Morosini nahm sich auch der Tochter des Geschiedenen an?" fragte Daniello gepreßt.

„Des Geschiedenen? Wer offenbarte Euch denn, daß Signor Orlando unter den Toten sei? Wir hoffen noch stündlich auf unseres Herrn Wiederkehr!" gab die Alte zurück und betrachtete mit wachsendem Mißbehagen den Eindringling. „Signor Alvise hat bis vor drei Tagen nach Signorina Chiara wenig gefragt und nur Luca die paar Zechinen zugezählt, die für Kleider und Schmuckwerk des armen Kindes ausgegeben werden durften. Da mit einem Male kommt er und reißt sie heraus aus dem Haus ihrer Väter."

„Und er hat sie allein, ganz allein mit sich in sein Haus genommen?" fragte Daniello wieder ungestüm dazwischen.

„Behüte Gott, ihre Aja und ihre Cameriera sind mit ihr!“ versetzte Frau Gemma empfindlich. „Signor Orlando — Gott verzeih' ihm! — hat schlimm gewirtschaftet, aber so bettelarm sind wir doch nicht, daß das arme Kind niemand hätte, der ihm hilfreich zur Hand ist.“

Daniello mochte nichts mehr hören. Er hatte erfragt, was die blöde Alte wußte, und jeder Augenblick Verzögerung dünkte ihn unheilvoll. Er zwang sich, noch zu äußern: „So werde ich meine Dienste dort anbieten müssen, wo Eure junge Herrin weilt. Fra Paolo wird erstaunt sein, zu hören, daß Signorina Chiara nicht mehr hier ist. Gehabt Euch wohl, Frau Gemma!“

„Wir kennen Euren Fra Paolo so wenig als Euch!“ rief die Alte hinter dem Abgehenden drein. Die lange Unterredung, die mit dem Namen endete, mit dem sie begonnen, hatte sie schließlich mit Bangen erfüllt. Verdrossen sagte sie vor sich hin: „Es muß wahr bleiben, in guten Zeiten braucht man in Venedig drei Hüter für die Zunge, in schlechten möchten es dreißig sein.“

Daniello hörte, die Treppe mit wuchtigem Schritt langsam hinabsteigend, bereits nicht mehr, was im Obergeschoß gesprochen ward. In seiner Seele hatte keine andere Vorstellung Raum, als daß Alvise Morosini dem Hause der Cornaro den Untergang sinne und die Zeit der furchtbaren Krankheit dazu benutzen wolle, um auch das schuldlose Kind des schuldig-unschuldigen Orlando zu verderben. Der zerknirschte Mann vergaß völlig, wie jung seine Reue und seine Sehnsucht nach einer tätigen Buße waren, er fühlte nur, daß er in Gefahr stehe, die Frucht beider zu verlieren. Derselbe Gebieter, der die Seele des armen Andrea und seine eigene Seele mit dem Mord des Orlando Cornaro belastet hatte, wollte ihm

jetzt durch ein zweites Verbrechen, zu dem der Senator keine Helfer brauchte, jede Hoffnung rauben, seine schwere Schuld zu sühnen.

Ein verzweifelter Ingrimm erfüllte Daniellos Seele. Und doch gaben ihm der Gedanke an die Allmacht des vornehmen Staatsinquisitors und die rasche Erwägung seiner eigenen Niedrigkeit und Nichtigkeit den klaren Blick und die alte Entschlossenheit seiner Natur zurück. Er wollte Chiara Cornaro retten, Alvise Morosini, dem Rat der Zehn und der ganzen Republik zum Trotz, aber er sagte sich, daß es nur einen Weg zur wirklichen Rettung gebe: eine Flucht mit dem armen bedrohten Kinde, zu der er ihrem gegenwärtigen Hüter die Einwilligung abzwang.

Indem Daniello in seine Gondel stieg und langsamer, als er gekommen war, den völlig einsamen Kanal wieder hinabruderte, sann er unablässig nach, was ihm zunächst obliege. Welchen Schritt zum Ziele er auch tuen mochte, er wagte mit jedem Schritte sein Leben. Und so wenig ihm dies Leben noch galt — er bebte vor der naheliegenden Möglichkeit zurück, daß er in sein eigenes Verderben das Kind mit hinabreiße, das er doch dem Leben und dem Glück erhalten wollte. Bis ihn San Rocco, sein Schutzpatron, erleuchtet haben würde, konnte er nur zweierlei tuen: in seiner Wohnung, die er seit dem gestrigen Morgen nicht betreten hatte, alles zur Flucht vorbereiten und darnach von günstiger Stelle aus den Palast Morosini überwachen. Daniello Barozzi gestand sich ein, daß in glücklicheren Tagen, als den gegenwärtigen, sein Vorsatz auch nicht die leiseste Aussicht auf Gelingen habe. Jetzt, unter dem Druck des Elends, das die Pest über Venedig gebracht, in der halben Auflösung der sonst so

fest gefugten Ordnung der Stadt, bei der Furcht aller einzelnen um ihr Leben, mochte selbst ein unerhörtes Wagnis gelingen. Und warum sollte der Himmel um des schuldlosen Kindes willen seiner Reue nicht zu Hilfe kommen?

Daniello besann sich, während er so rasch als nur möglich seine Vorbereitungen traf, daß er das Mädchen, das mit einem Male alle seine Gedanken erfüllte und um derentwillen er gern sein Leben opfern wollte, überhaupt noch kaum erblickt habe. Er erinnerte sich nur zu wohl, daß er einmal, zwei oder drei Monate nach der Nacht beim Kastell, mit seinem Gefährten Andrea der Gondel des Hauses Cornaro begegnet war und hinter den Fenstern der Gondel ein tief geneigtes Köpfchen mit goldblonden Locken wahrgenommen hatte, auf das Andrea mit Bestürzung hindeutete. Damals war er in heftigem Unwillen gegen seinen Kameraden aufgefahren, der vor einem bleichen, blonden Kinde so erschrecken könne. Und heute trachtete er nach nichts mehr, als das Gesicht jenes Kindes sich zulächeln zu sehen und jenes blonde Haupt vor Gefahren zu schirmen. Das Vermächtnis Andreas erfüllte Daniellos Seele, als hätte er nie einen anderen Wunsch und Willen gehabt. In seiner düstern Junggesellenwohnung, hinter dem Fondaco dei Servi, verweilte er kaum eine Stunde. Er raffte zusammen, was er an Kostbarkeiten besaß, und pries innerlich die Vorsicht, daß er einen großen Teil seiner Ersparnisse nicht in dem schweren Golde, sondern in guten Edelsteinen bewahrt hatte. Auch ehedem hatte ihm der Gedanke an eine Flucht vorgeschwebt, die einst nötig werden könnte — aber freilich hatte er von einer andern Flucht geträumt als der, die er jetzt vorbereitete. Sorgfältig und unter kluger Erwägung aller Möglichkeiten

rüstete er seine Gondel mit den Lebensmitteln aus, die er vorrätig hatte oder in ungefährlicher Nachbarschaft aufzutreiben wußte, selbst an Decken und andere Bequemlichkeiten dachte er, die seiner jungen Schutzbefohlenen zugut kommen könnten. Für sich selbst vergaß er einen Dolch von bester Brescianer Arbeit nicht, den er in seinem schwarzen Kamisol barg. Sobald er fertig war, ließ er die Räume, die er viele Jahre lang bewohnt hatte und den ganzen Rest seiner Habe so gleichmütig hinter sich, als ob er am Abend wiederkehren werde, während er doch kein anderes Verlangen hegte, als das Haus und den Stadtteil, die er jetzt verließ, niemals wiederzusehen.

Es war überflüssig, daß Daniello nun die engsten und versteckteften Wasserstraßen, die zum Palazzo Morosini hinüberführten, einschlug, denn auch die breiten Kanäle lagen im hellen Tageslicht so tot wie in der Dämmerung. Von den Ufern hallten einzelne verklingende Schritte, hier und da der taktmäßige Marsch slavonischer Soldaten, die die Regierung von den Lidi in die Stadt gezogen hatte, um Aufläufe der Verzweiflung und offnen Raub verhindern zu können. Die großen Feuer schlugen wieder von allen Brücken und an allen Ecken empor, ganze Häuserreihen waren bis zu den Dächern hinauf in Rauch gehüllt. Von Zeit zu Zeit scholl durch die Stille das weithin hallende: „Habt acht — habt acht!“ mit dem die Pestknechte ihre unheimlichen Fahrzeuge ankündigten. Noch gestern war Daniello gleichgültig an den Totenschiffen vorübergeglitten, die Gefahr der Ansteckung hatte ihn wenig gekümmert; heute wich er sorglich aus und zurück, sein Leben gehörte ja nicht mehr ihm, sondern einer andern. Der rauhe Mann, der, solange er denken konnte, nur mit den Lippen gebetet hatte, fühlte heute, daß ein Flehen aus

den Tiefen seiner Brust stieg: nur so lange bewahrt zu bleiben, bis er die Nacht bei San Andrea dell' Lido gesühnt habe.

In einem dunkeln Wasserwinkel hinter dem großen Palast Morosini kettete Daniello sein Fahrzeug fest und stieg dann ans Ufer, um womöglich den Stand der Dinge zu erkunden. Er war hier nicht so fremd, um sich nicht zeigen zu dürfen, und der Tod seines Gefährten Andrea gab ihm einen genügenden Vorwand, selbst Signor Alvise Morosini persönlich zu nahen. Doch verlangte ihn zuvor, zu erfahren, wo die junge Chiara Cornaro verweile, und die Hindernisse zu erwägen, die seinem Vorhaben entgegenstehen konnten. Mit scharfem Auge maß er die Mauern, die Fenster und Pforten des großen Gebäudes, das er wohl eine Stunde lang auf den schmalen Uferrändern umging, die es von drei Seiten umfaßten. Er war sicher, daß ihn von drinnen kein Blick treffe, und im Umherstreifen gewann sein Plan immer deutlichere Gestalt. Nicht ein Zweifel an der Gerechtigkeit seines Vorhabens, nicht die leiseste Regung der Furcht um seiner selbst willen überkam ihn. Im schlimmsten Fall, wenn es ihm nicht gelang, den Senator zu überwältigen und mit der Todesdrohung auf den Pfad des Guten zu treiben, blieb ihm doch Zeit, erst ihn und danach sich selbst niederzustoßen. Leicht konnte es sein, daß Signor Alvise der schlimmste Feind des Hauses Cornaro und der einzige war, der das schuldlose Kind seinem Vater nachsenden wollte. So oft der Gondolier an diese Möglichkeit dachte, lief ihm eine fliegende Glut über das bleiche, entschlossene Gesicht und über den Nacken. Er hätte in den Palast hinein und die Treppe zu den Gemächern des Signor Alvise emporstürzen mögen. Aber er hielt an sich; wenn

er nichts vermochte als zu rächen, kam er ja immer noch früh genug.

Als Daniello langsam zum dritten oder vierten Male den Palast umkreiste, kam der Augenblick, dessen er längst gewartet hatte. Einer der Diener Morosinis und just einer derer, die Daniello kannte, trat aus einer Seitenpforte des Hauses, um sich kurze Zeit im vollen Sonnenschein zu ergehen, der, des Elends der Stadt spottend, über Venedig lag. Rasch, und ehe der Diener nach der Gewohnheit dieser Unglückstage zurückweichen konnte, war der Gondolier an seiner Seite. „Fürchtet Euch nicht, Agostino," sage er laut, „ich komme aus gesundem Quartier, am Fondaco dei Servi sind wir noch leidlich von der Krankheit verschont. Ich will von Euch nur hören, ob ich den erlauchten Signor Alvise werde sprechen können — und ob man sich in Euer Haus wagen darf."

„Weiß ich's?" entgegnete verdrossen der Diener. „Wir treiben es wunderlich in dieser Zeit. Als die Pest begann, schickte der edle Signor Alvise drei Viertel seiner Dienerschaft auf die Landgüter bei Belluno — ihn selbst hielten die Staatsgeschäfte hier fest. ‚Je weniger Menschen im Haus, um so geringere Gefahr', habe ich ihn selbst sagen hören. Und: ‚Mein Platz ist im Dogenpalast, die Pest wird sich besinnen, ehe sie wagt, über dessen Schwelle zu treten', gab er mir zur Antwort, wenn ich ihn bat, sich nicht so ungescheut jeden Tag aus dem Hause zu wagen. Und nun —"

„Und nun?" wiederholte Daniello gespannt, indem er einen Augenblick wähnte, daß der Himmel seinen Vorsatz unter besondern Schutz genommen habe und der Staatsinquisitor an der Seuche darniederliege.

„Nun verläßt er selbst seit fünf Tagen unsre Schwelle

nur, um nach San Stefano hinüberzugehen, liegt betend droben vor seinem Hausaltar und schließt sich stundenlang mit seinem geistlichen Berater ein. Und während ihn so die Todesfurcht ergreift, läßt er aus dem verpesteten Palazzo Cornaro drüben am Rio Polo die vierzehnjährige Tochter des Signor Orlando — des heillosen Verschwenders, der den großen Kanal mit Zechinen ausgefüllt haben würde, wenn er nur genug gehabt hätte — mit ihrer Aja und Cameriera hierher kommen, läßt ihnen die besten Zimmer unsres Hauses anweisen und eine Tafel für sie rüsten wie für eine Königin. Als wir Einspruch wagten, kehrte er den strengen Gebieter hervor und ließ uns nur die Wahl, ob wir gehen oder schweigend bleiben wollten. Zwei sind gegangen, ich und Pasquale und ein paar andere geblieben. Am Ende ist's nirgend sicher, und wer mag gern in böser Zeit seinem Herrn den Rücken kehren? Aber es heißt den Teufel herausfordern, wenn man handelt, wie Signor Alvise es tut!"

„Das weiß der Himmel!" rief Daniello sich vergessend. Der verwunderte Aufblick Agostinos gab ihm sogleich seine Besinnung zurück, und er setzte rasch hinzu: „Aber die junge Signorina Chiara? Ist sie wenigstens gesund und fröhlich, braucht ihr keine Besorgnis um sie zu hegen?"

„Was kümmert sie uns?" versetzte der Diener mit polterndem Ton. „Wer weiß von sich selbst, geschweige denn von anderen, ob ihn die Krankheit gezeichnet hat oder nicht? 's ist ein dürftig weinerliches Ding; so stattlich und hochfahrend ihr Vater dreinblickte, so schüchtern sieht sie um sich — ich glaube, sie hat, seit ihr leichtfertiger Vater verschollen ist, nichts getan, als Tränen

vergossen. Und nun, Daniello, wollt Ihr zu unserem Gestrengen, wollt Ihr nicht?"

„Nein, noch nicht," gab der Gondolier hastig zur Antwort. „Mich dünkt, daß der edle Signor Alvise in jetziger Zeit nicht gern mit Geschäften gestört sein mag, und so will ich mindestens nicht zweimal kommen. Ein paar Stunden später hoffe ich zu wissen, was ich jetzt noch nicht berichten könnte; so werde ich mir am Abend Gehör erbitten."

„Und bis dahin werdet Ihr Euch in der Stadt umherbewegen?" fragte Agostino verdrießlich. „Nun, meldet Euch selbst beim Pförtner, wenn Ihr am Abend kommt, man muß seinen Kameraden auch etwas von der Gefahr gönnen, die man jetzt bei jedem Wiedersehen mit alten Bekannten läuft."

Hastig verschwand der Diener wieder in dem Palast; Daniello hörte, wie er alle Riegel der Seitenpforte sorgfältig vorschob. Der Gondolier ging in den Schatten des stillen Winkels zurück, in dem seine Gondel unberührt festlag. Was Daniello Barozzi vernommen, hatte jede Qual in ihm wachgerufen, die er in der verwichenen Nacht empfunden. Wieder sah er bald die angstvollen Züge seines sterbenden Genossen, bald die Orlando Cornaros vor sich. Er war vierzig Jahre alt geworden und hatte sich immer nur um das Nächste gekümmert, Tag für Tag getan, was er und andere seine Pflicht hießen. Und jetzt mit einemmal wandelte ihn tiefes Grauen vor allem an, was er für die heilige Ordnung der Welt gehalten hatte; der Gedanke, daß er vielleicht seine Hand zu lauter Verbrechen geboten, durchfuhr ihn und steigerte die Reue, die er empfand.

Mittag war vorüber, Daniello fühlte, daß seine Kräfte

zu sinken begannen. Er warf sich wieder auf den Boden seines Fahrzeuges nieder, aß von dem mitgebrachten Vorrat und erquickte sich mit einem Trunk Weins. Dabei sann er dem Bericht nach, den ihm Agostino über den Herrn des stolzen Palastes gegeben, an dessen geschwärzten fensterlosen Hintermauern Daniello unablässig emporblickte. War der stolze Patrizier ein Heuchler oder ein Feigling, der dem Tode, den er über Schuldige und Unschuldige verhängt, nicht ins Auge zu schauen wagte? Der Gondolier hatte, so rauh er von Natur war, bis heute noch nie einen Menschen gehaßt. Alvise Morosini haßte er jetzt mit voller Glut, eine zurückgedämmte Welle seines Blutes war gleichsam mit wilder Gewalt emporgesprungen. Daß Andrea nicht in Frieden mit Gott und sich selbst gestorben war, daß er selbst hier auf den Augenblick lauerte, in dem er sein Leben an eine Tat der Reue setzen durfte, war nur Schuld des Mannes aus dem Rat der Zehn.

Daniello war jetzt mit sich einig, daß er mit dem entscheidenden Schritt bis zum Anbruch der Dunkelheit warten müsse. Es war das beste, wenn er sich bis dahin still in seinem Fahrzeug verhielt und, im Fall ihn einer der Sbirren oder eine Wache in diesem Winkel entdecken sollte, sich schlafend stellte. Doch indem er dies bedachte, überwältigte ihn die Erschöpfung, er schlief in Wahrheit ein und schlummerte tief, wenn auch keineswegs sanft. Von Zeit zu Zeit zuckte die große Gestalt heftig zusammen und ballten sich die Fäuste Daniellos wild, zum Zeugnis, daß ihn keine sanften Träume wiegten. Übrigens belauschte niemand seinen Schlaf und seine Träume, kein Schritt und kein Ruderschlag drang in den verborgenen Winkel herein. Der Tag ging zu Ende, ehe Daniello auffuhr und ein paar Augenblicke nachsinnen mußte, um sich zu

erinnern, wer und wo er sei. Im Traum war er schon mit der jungen Chiara Cornaro draußen bei den Tre Porti auf der Flut gewesen und hatte gegen die wilden Wogen gekämpft, die das Meer dort in die Lagune hineinwarf. Wie er sich jetzt halben Leibes emporrichtete, sah er von dem Stück des Brückenbogens bei San Maurizio, das er von hier wahrnehmen konnte, eines der Pestfeuer leuchten und begriff, daß er noch in Venedig sei.

Doch bedurfte er kaum einiger Minuten, um sich völlig zu sammeln. Jetzt mußte getan sein, was er zu wagen gedachte. Kalt und fest prüfte er noch einmal im hereinbrechenden Dunkel die Ausrüstung seiner Gondel, dann kettete er diese los und führte sie um die nächste Ecke in den breiten Kanal, an dem das Wassertor des Palastes Morosini lag. Mit wenigen Schritten stand er vor der geschloßnen Pforte. Er pochte in der besondern Weise an, die nur den Vertrauten des Hauses bekannt war. Ein andrer Diener als Agostino öffnete ihm, nachdem der Gondolier seinen Namen genannt, und empfing ihn mit wenig verhehltem Erstaunen. Der Gondolier begnügte sich zu sagen: „Ich habe eine wichtige Meldung, die keinen längeren Aufschub duldet, für den erlauchten Signor Alvise.“ Dabei trat er tiefer in die Halle, die beinahe dunkel war, während draußen auf dem größeren Kanal und dem Campo San Stefano ein letzter rötlicher Dämmerschein lag. Der Pförtner versetzte mürrisch, auf ein Seitengemach deutend: „So tritt dort hinein und wasche dich zunächst.“ Er führte Daniello vor ein Becken mit Wasser und Weinessig und beobachtete sorgfältig, wie sich der Gondolier Gesicht und Hände wusch. Dann griff er zu einem silbernen Räucherfaß, dessen Inhalt er entzündete; ein scharfer, würziger Duft entströmte dem Gefäß.

Der Pförtner umkreiste hüstelnd den Eingetretenen und sagte endlich: „So wird's wohl genug sein, wenn du nicht aus besonders schlimmer Straße kommst." — „Ich habe den ganzen Nachmittag in freier Luft in meiner Gondel geschlafen," grollte Daniello dagegen. Nach einer letzten Schwenkung des Rauchfasses bedeutete ihn der Pförtner, daß er die Treppe empor folgen möge. Auf dem bronzenen Lichthalter in der Mitte der vierzig Stufen brannte eine einzige Wachskerze und droben vor den Gemächern des Hausherrn eine zweite. Es währte nur einige Minuten, bis Daniello eintreten durfte, aber in diesen Minuten fühlte er, wie ihm das Blut gegen die Schläfe pochte, und er faßte nach der Waffe, die er in seinem Kamisol verborgen hielt.

Auch das Gemach, über dessen Schwelle der Diener ihn treten ließ, war nur spärlich erhellt. Von einem reichen Lesepult, auf dem die Bekenntnisse des heiligen Augustinus und mancherlei Andachtsbücher aufgeschlagen waren, wandte sich der Herr des Hauses dem eintretenden Daniello entgegen. Alvise Morosini war, gleich dem Gondolier, ein Mann in der Mitte des Lebens. Die mittelgroße Gestalt des Senators, von feinem, fast zierlichem Gliederbau, trug einen schmalen, von rötlich blonden Locken umwallten Kopf; ein stattlicher Kinnbart von gleicher Farbe und dichte buschige Augenbrauen gaben dem Gesicht des Patriziers einen entschlosseneren Ausdruck als die weichen Züge und die grauen, zugleich forschenden und unergründlichen Augen. Jetzt lag sichtlich ein Schatten von Unmut, den die Meldung Daniellos hervorgerufen hatte, auf dem Gesicht des Signor Alvise. Er nahm mit dem ersten Blick wahr, daß der riesige Mann, der einen ungeschickten Versuch machte, sich tief vor ihm zu verneigen, in ungewöhnlicher Aufregung

sei — unwillkürlich trat er den einen Schritt, den er Daniello entgegengetan, wieder zurück. Mit wohllautender, eigentümlich gedämpfter Stimme sprach er dabei: „Daniello Barozzi, was führt dich zu mir?"

„Die Pflicht, edler Herr, Euch zu melden, daß mein Kamerad Andrea Rotto der grausamen Seuche erlegen ist!"

„Und du kommst von dem Toten hierher?" fragte das Haupt des Rates der Zehn. Seine Stimme schwoll nicht an, und doch war ein drohender, zürnender Klang in ihr vernehmbar.

„Verzeiht — ich habe eine Nacht und einen Tag verstreichen lassen und komme zu Euch, wie es schicklich ist in solcher Zeit! Ich habe schreiben gelernt, Herr, und hätte Euch durch ein Blatt den Tod des armen Andrea wissen lassen können; aber er hinterließ mir einen ernsten Auftrag, eine Forderung an Euch, Herr!"

„Eine Forderung?" wiederholte überrascht Alvise Morosini. Sein scharfes Ohr unterschied, daß Daniello anders sprach als sonst; in seinem Auge blitzte ein eigentümlicher Strahl auf, er hob den Kopf, um die Züge des Gondoliers genauer zu prüfen. Doch so rasch er war — Daniello, der seit zwölf Stunden diesem einen Augenblick entgegenlebte, kam dem Argwohn des Vielerfahrenen zuvor. Blitzschnell und mit aller Wucht seines starken Leibes hatte er sich auf Signor Alvise geworfen, seine Linke umspannte den Nacken des Senators, seine Rechte ließ den doppelschneidigen Dolch vor den Augen des Überwältigten blitzen, der mit erstarrender Zunge nur die Worte: „Ruchloser! Wahnsinniger!" hervorstieß, während seine Hand das Zeichen des Kreuzes zu machen versuchte.

„Wenn Ihr ruft und mich nicht hört, stoße ich zu! Das Eisen reicht für Euch und mich!" knirschte Daniello.

„Ich will nichts von Euch als eins — aber das eine muß ich haben, um meiner armen Seele willen, um Andreas willen, der sonst verflucht ist! Gebt mir das Leben der jungen Chiara Cornaro, wenn wir lebend aus diesem Gemach gehen sollen!“

Daniello fühlte, wie sich Signor Alvise unter seiner Hand wand, und drückte den Kopf seines Gebieters noch tiefer. Mit heiserem, aber dem Überwundenen völlig vernehmlichen Tone wiederholte er: „Ihr müßt Signorina Chiara mir anvertrauen, sie soll nicht gemordet werden wie ihr Vater!“

„Gottes Finger! Gottes Hand!“ ächzte Alvise Morosini, indem er doch einen neuen verzweifelten Versuch machte, die Faust des Gondoliers, die mit hartem Druck auf seinem Nacken ruhte, wegzustoßen. „Wahnsinniger — was willst du eigentlich von mir, wie soll ich dir das Leben des Mädchens sichern!“

„Meine Gondel liegt unten bereit!“ versetzte Daniello. „Ihr nehmt mich mit zur Tochter des Cornaro, denn ich gehe Euch nicht von der Seite, bis alles getan ist; Ihr befehlt dem Kinde und ihrer Aja, mit uns zu kommen, Ihr geleitet uns den Weg hinaus — den Ihr nur zu wohl kennt. Bei den Tre Porti steigen wir ans Land, wir ziehen unsres Weges, und Euch steht es frei, nach dieser gottverfluchten Stadt zurückzukehren!“

„Ehe ich ein Wort mit dir rede, will ich deiner frechen Faust ledig sein!“ entgegnete der Senator, und es gelang ihm diesmal wirklich, die Linke seines starken Gegners abzuschütteln. „Ich stehe unter deinem Dolch; stoß' zu, wenn du willst, aber besudle mich nicht. Und nun sage, du Wahnsinniger, was dich erfaßt hat, daß du zum frevelnden Empörer wirst!“

„Nennt mich, wie Ihr wollt, Herr!“ versetzte Daniello, mit funkelndem Auge jede leise Bewegung Morosinis scharf überwachend. „Mein Leben gilt mir keinen Quattrin, seit der Tod uns hier mit jedem Luftzug anweht. Aber ich will nicht sterben, wie der arme Andrea gestorben ist, mit der Bluttat auf der Seele, die wir an Orlando Cornaro — und der Teufel weiß an wieviel anderen — begangen haben. Für jenen Mord muß ich Buße tun in einem guten Werk. Ich muß, Herr, muß! Besinnt Euch darum nicht zu lange. Wo habt Ihr das Kind, das Ihr morden wollt wie den Vater?“

Der Senator vom erlauchten Rat der Zehn sah Daniello verstört in das bleiche Gesicht, und seiner Brust entrang sich ein schwerer Seufzer; doch sagte er: „Du fieberst von Mord und Blutschuld, wo die Sorge um den Staat mit gerechtem Urteil einen Frevler aus der Welt getilgt hat! Willst du weiser sein als deine Herren?“

„Ich will nichts, als gutmachen, was ich verbrochen!“ redete Daniello. „Tat ich's auf Euer Geheiß, so wäre Euch jetzt besser, daß Ihr mich nicht daran mahntet. Tröstet Euch am Staat von Venedig in Eurer Todesstunde. — Ich bin kein Nobile und weiß nur zu gut daß der Tod Signor Orlandos schnöder Mord war. Wer seid Ihr im Rat der Zehn, daß Ihr in Gottes Hand greifen wollt, und woher wußtet Ihr, daß es dem Cornaro nicht vielleicht zum Heile gereicht wäre, wenn sein Besitz zerrann? Doch bin ich nicht hier, um Euch zu predigen; gebt Chiara Cornaro in meine Hand, daß ich sie aus Venedig hinausbringe, und dann regiert die Republik, wie es Euch gefällt. An meinen Händen würde kein Blut sein, wenn ich beſſre Obere gefunden hätte!“

„Und ich verzehrte mich nicht in innerer Qual, wenn

du und deinesgleichen uns die Mörderarme nicht geliehen hätten!“ schrie Alvise Morosini jetzt wild auf. „Tor, der du bist mit deinem Dolch und deinen frommen Vorsätzen; meinst du, daß ich nicht hundert Mittel hätte, dich auf dem Wege von diesem Gemach bis zu deiner Gondel unschädlich zu machen und in den Brunnen unter dem Dogenpalaste verfaulen zu lassen! Ich will es nicht, weil dich Gott mit gleicher Reue gestraft hat wie mich, weil wir gleiche Pein leiden! Seit die Pest in Venedig haust, geht der Schatten Orlando Cornaros neben mir, und ich muß Tag und Nacht sinnen, ob ich nicht meine Hand zu dem Urteil gegen ihn hätte weigern sollen.“

„Hättet Ihr wenigstens Erbarmen gezeigt, als er vor dem Kastell San Andrea um sein Leben flehte!“ sagte Daniello grollend. Im ersten Augenblick hatte er das Geständnis des hochgeborenen Herrn für eine List gehalten und seine Waffe nur um so krampfhafter gefaßt; jetzt, wie er in Signor Alvises Gesicht sah, ließ er beschämt und seltsam ergriffen die Hand sinken. Da schlug auch schon die bittere Antwort des Senators an sein Ohr: „Warum hast du und dein Andrea damals nicht Mitleid gefühlt? Hättet ihr das eine Mal eure Hilfe versagt, so wäre diese Stunde nie gekommen, Daniello Barozzi!“

„Laßt uns hier innehalten, edler Herr!“ rief der Gondolier, und ein Teil des unterwürfigen Tones, in dem er sein lebelang zu dem Patrizier gesprochen, kehrte in seine Stimme wieder. „Die Vorwürfe, die wir gegeneinander schleudern, sind wahr und wohlverdient — aber sie frommen zu nichts. Gott hat unsere Taten zugelassen, er nimmt vielleicht in seiner Gnade auch unsere Reue an. Wenn Euch, wie mir, der Tod Orlando Cornaros schwer auf der Seele liegt — warum habt Ihr

dann seine Tochter aus dem Frieden ihres Hauses gerissen?"

„Weil ich wähnte, daß ich sie hier besser vor der Seuche behüten könne, als in dem verfallenen Palast am Rio Polo. Weil mir's nicht Ruhe ließ, daß ich ihr den Vater genommen, und mich ein Traum überkam, ich wollte ihre Jugend hier pflegen lassen und mit meinem Gut die Lücken ausfüllen, die der unselige Orlando in das ihre gerissen. Ich hoffte, da mir ihr Anblick jetzt ein bitterer Vorwurf ist, in ihrem frischen Aufblühen Trost zu finden, und träumte, daß der Allbarmherzige mir einst durch ihr glückliches Lächeln Verzeihung künden würde!"

Alvise Morosini hatte dies mehr vor sich hin als zu Daniello gesprochen, der Gondolier aber kein Wort verloren. „Ihr rietet Euch wohl!" seufzte er. „Just so etwas zog durch mein Hirn. Und nun soll ich die ganze Schuld allein auf der Seele behalten und Ihr der Verzeihung allein gewiß werden, weil Ihr der große Herr seid, Signor Alvise?! Ich habe einen redlichen Anteil an der Reue, wollt Ihr mir nicht auch einen kleinen Anteil an der Buße und Versöhnung gönnen?"

Von dem gewaltigen Manne, der vorhin mit finsterem Entschluß und Trotz dem Herrn des Palastes gegenübergetreten war, schien wenig mehr übrig. Daniello Barozzi stand jetzt in beinahe demütiger Haltung vor dem Staatsinquisitor und hielt den Dolch gesenkt, wie ein Soldat, der seine Waffe übergeben will. Und obschon er seine Forderung noch mit kurzen Worten aussprach, so drückten seine Stimme und seine Augen, die er fest auf Signor Alvise gerichtet hielt, eine flehentliche Bitte aus. Der Senator, der sich nach der furchtbaren Erschütterung der letzten Minuten erst zu sammeln begann, hatte noch keine

Antwort gefunden, als leise an die Tür gepocht wurde. Die beiden, so ungleichen Männer fuhren jetzt gleichmäßig zusammen, Daniello verbarg rasch sein Stilett im Kamisol. Alvise Morosini, der bis hierher noch in gebeugter Haltung an seinem Lesepult gelehnt hatte, versuchte sich stolz emporzurichten und seine würdevolle Miene zurückzugewinnen. Auf ein heiseres „Tretet ein!" öffnete sich die Tür, eine Frauengestalt in dunkler Tracht zeigte sich auf der Schwelle und ein forschendes Augenpaar glitt von dem Herrn des Hauses zu dem fremden Manne hinüber, den die Eintretende offenbar hier nicht zu finden erwartete. Ein stummer Wink Morosinis bedeutete ihr zu sprechen, nach einigem Zögern hub sie an:

„Erlauchter Herr — wir hoffen, daß es nichts zu bedeuten habe, aber wir müssen doch Meldung tun. Madonna Chiara hat sich heute den ganzen Nachmittag nicht recht wohl gefühlt, über Kopfweh und fliegende Hitze geklagt und wir haben sie vorhin auf ihr Lager bringen müssen!"

Ein dumpfer Laut aus dem Munde Signor Alvises und des Gondoliers, der dicht neben dem Senator stand, unterbrach die Mitteilung der Aja, die verwundert sah, daß der Mann aus dem Volke beide Hände des edlen Morosini ergriff und sie zwischen die seinen preßte. Auf dem Gesicht jedes der beiden Männer las die Unglücksbotin, daß die Furcht, von der sie selbst erfüllt war, auch jene erfaßte. Alvise Morosini versetzte nur: „Laßt uns augenblicklich zu ihr gehen, Barbara!" Die Anrede war nur an die Aja gerichtet gewesen, aber Daniello Barozzi blieb kaum einen Schritt hinter dem Senator und folgte über den Bogengang des Palastes nach einer Reihe von Zimmern, in denen vor Jahren die verstorbene Gemahlin

des edlen Hausherrn gewohnt hatte. Eben stürzte die Cameriera des jungen Mädchens aus den Gemächern hervor und rief der Aja mit einer von Furcht und weinerlichem Trotz bebenden Stimme entgegen, daß sie nicht den Ausspruch des Arztes abwarten werde und auf der Stelle hinwegwolle. Weder die Pflegerin der jungen Chiara, noch der Staatsinquisitor und sein Schatten, Daniello, achteten auf das geängstigte, zitternde Mädchen. Signor Alvise fragte vor der Tür noch: „Ist nach dem Arzte gesandt?“ und Barbara begnügte sich, mit stummer Bejahung zu antworten, dann traten sie zu drei in die hohen, spärlich erhellten Zimmer, in denen die Schritte der Männer seltsam widerhallten. Im dritten Gemach brannte eine gläserne Lichtschale mit rötlichem Schein, der Marmorfußboden war mit dichten Teppichen bedeckt, ein prachtvoll geschnitztes Bett mit blauem Betthimmel nahm die halbe Breite des Raumes ein — in dem Bett aber, dessen seidene Decken bis auf den Teppich herabhingen, lag die zarte Gestalt eines etwa vierzehnjährigen jungen Mädchens, und den Eintretenden blickte ein schmales, blasses, schmerzlich verzogenes Gesicht entgegen. Chiara Cornaro hatte weiche und selbst für ihr zartes Alter zu kindliche Züge. Die dunklen, wehmütigen Augen lagen tief in bläulichen Ringen, die reichen lichtblonden Haare des Mädchens umrahmten schlicht die Stirn und fielen über das Kissen auf die Decke herab. Obschon dies Haar die einzige Schönheit des armen Kindes war, so erhöhte die Pracht und Fülle desselben jetzt nur den Ausdruck des Leidens auf ihrem Gesicht. Chiara hob ihren Kopf ein wenig, und als sie ihre Aja erkannte, versuchte sie zu lächeln. Sowie sich jedoch Signor Alvises Gestalt zeigte, bedeckte sie ihre Augen mit den Händen, und man sah

selbst im rötlichen Zwielicht der Ampel und unter der Decke, daß ein heftiges Zittern durch ihren Körper ging. Sie warf sich herum, so daß ihr Gesicht sich nach der Wand kehrte. Aber sie hatte zuvor doch noch Daniello wahrgenommen, der eben zögernd wie in einem verworrenen Traum über die Schwelle getreten war. Vernehmlich genug sagte sie zu ihrer Pflegerin: „Ich habe es dir gesagt, Barbara, sie kommen, um mich zu töten. Wenn du es vermagst, schicke sie hinweg — ich kann die beiden nicht sehen, ich sterbe, wenn ich sie sehen muß!“ Die Aja antwortete mit einem heftigen Kopfschütteln. Alvise Morosini trat näher an das Bett des armen Kindes, aber sein Bemühen, ihre Augen auf sich zu ziehen, blieb vergeblich. Mit düsterer und sorgenvoller Miene hörte er die entschuldigenden Worte Barbaras an, warf noch einen Blick auf Chiara und sagte dann, zu dem stummen Daniello gewandt: „Alle Anzeichen der schlimmen Krankheit fehlen, aber krank ist die Arme. Willst du etwas für sie und für dich tun, so schaffe den Arzt und einen Priester herzu, betritt aber kein Haus, in dem die Pest Einzug gehalten hat. Je eher du zurückkehrst, um so mehr Dank werde ich dir wissen!“

Daniello blickte dem Senator fest ins Gesicht; der letzte Argwohn, daß er hier nur ausgeschlossen und entfernt werden sollte, schwand aus seiner Seele, als er den bittenden, traurigen Ausdruck der Züge Morosinis wahrnahm. Der starke Mann atmete auf, daß er endlich tätig Buße tun könne, und verließ das Gemach mit eilendem Schritt. Als er die Palasttreppe hinabging, erinnerte er sich, mit welchen Empfindungen und Vorsätzen er vorhin hier emporgestiegen sei. Mit wildem Haß gegen Morosini war er gekommen; jetzt, wo er ihn in gleicher

Qual mit sich wußte, schien auch sein Haß verschwunden. Nichts war mehr lebendig und wirklich als das Bewußtsein seiner Schuld und die Angst um das blonde Kind des Orlando Cornaro.

Eine Stunde später fuhren Gasparo Castiglione, der berühmteste Arzt Venedigs, und ein junger Priester von der Kirche San Rocco, dessen unerschrockene Teilnahme an den Kranken in den letzten verhängnisvollen Wochen ganz Venedig gerühmt hatte, in Daniellos Gondel durch die nachtdunklen Kanäle zum Palast Morosini. Der Eifer des Gondoliers, von dessen geheimem Antrieb weder Arzt noch Priester etwas ahnten, und der Klang, den der Name des gefürchteten Staatshauptes hatte, waren von zauberkräftiger Wirkung gewesen. Als Daniello den beiden Männern auf den Stufen des großen Hauses zum Aussteigen die Hand reichte, überkam ihn zum ersten Male seit den letzten achtundvierzig Stunden ein Gefühl der Befreiung von seiner inneren Qual. Aber das Gefühl währte nur einen Augenblick, schon im nächsten vernahm er von dem Pförtner Pasquale, daß bei der Kunde von der Erkrankung des jungen Mädchens wiederum einige aus der kleinen Zahl von Dienern, die bisher im Palast Morosini zurückgeblieben waren, geflüchtet seien. Daniello mußte bei den umständlichen Vorbereitungen zum Eintritt, die Signor Gasparo um keinen Preis unterlassen hätte, Hilfe leisten. Erst dann stieg der Arzt mit einem leisen Seufzer die Treppe empor; er wußte am besten, wie wenig Hoffnung mit ihm kam. Daniello war es zumute, als solle er dem Doktor Castiglione zu Füßen fallen und ihn um das Leben der jungen Chiara anflehen. Signor Gasparo war nicht wenig betroffen, als ihn droben in den Gemächern, die das junge Fräulein bewohnte, der Staats-

inquisitor mit einem Ausdruck im Gesicht entgegentrat, welcher dem Ausdruck im groben Gesicht seines Gondoliers fast Zug um Zug glich. Obschon er in den letzten Schreckenswochen hart und rauh genug geworden war, unterdrückte der Arzt jetzt doch die Bemerkung, daß es sich ja nicht um Weib und Kind, sondern nur um eine Mündel dieses edlen Hauses handle. Er ging schweigend an das Lager des jungen Mädchens und nahm mit neuem Erstaunen wahr, daß ihm nicht nur Signor Morosini, sondern auch der Gondolier über die Schwelle des Krankenzimmers folgte. Er zog die Augenbrauen hoch, aber was der erlauchte Senator hinnahm, brauchte ihn nicht zu verletzen, und so beugte er sich auf das blasse Gesicht der Kranken und nahm nach dem ersten Blick ihre schlanken weißen Hände zwischen die seinen. Ein Lächeln spielte alsbald um die dünnen Lippen des Arztes, er wandte sich nach dem Herrn des Hauses zurück und sagte: „Zündet Eurem Schutzpatron die höchste Wachskerze an, die Ihr finden könnt, Signor Alvise — meiner braucht es hier nicht. Bei diesem edlen Kinde ist nicht das leiseste Anzeichen vorhanden, daß unser schlimmer levantischer Gast hier eingedrungen sei. Signorina Chiara scheint ein wenig leidend, doch mein Platz ist an anderen, schlimmeren Krankenbetten!“

Barbara, die Aja Chiaras, ließ einen frohen Laut vernehmen und umarmte mit schmeichelnden, zärtlichen Worten das blasse Kind. Der Senator und der Gondolier sahen dankbar auf den Arzt, der ein paar Schritte der Tür entgegentat. Signor Alvise faßte die Hand Castigliones. Er wies auf das Himmelbett zurück und flüsterte: „Die gute Kunde soll Euch nicht unbelohnt bleiben, Dottore. Doch Ihr seht, daß meine Schutzbefohlene

weint und sich elend fühlt; hegt Ihr sonst keine Furcht um sie? Habt Ihr kein Mittel, sie zu kräftigen?"

Signor Gasparo besann sich scheinbar einen Augenblick und prüfte noch einmal ernsthaft die Gruppe dort am Lager, in der die junge Chiara ihr Haupt an der Brust ihrer Pflegerin verbarg. „Meiner bedarf es nicht, wahrlich nicht!" wandte er sich dann ernst zu dem Herrn des Hauses. „Vielleicht würde der jungen Signorina andere Luft wohltun, auf Euren Gütern hinter Belluno, Signor Alvise, oder auch auf meinem Gute! — Vielleicht wird ihr das Herz leichter, wenn sie Venedig nicht mehr sieht. Die Tochter des armen Signor Orlando braucht mich nicht — vielleicht wäre ihr mein ehrwürdiger Freund von San Rocco willkommen. Mag sein, daß Ihr mehr darum wißt, Erlauchter, als ich! Ich muß hinweg, wir haben draußen das Schlimmste noch nicht überwunden, und solange ich auf diesen Füßen stehe, will ich tun, was ich vermag!"

Der ernste Mann schritt hinaus, von Morosini bis zur Schwelle des Flures geleitet, und wies noch im Gehen auf den Priester von San Rocco, der einen Sessel im Vorgemach genommen und einige Augenblicke von den Anstrengungen und den Erschütterungen der letzten Tage geruht hatte. Nichts von allem, was im Krankenzimmer drinnen geschehen und gesprochen, war ihm dabei entgangen. Pater Francescos Gesicht war vom edelsten Schnitt, aber so bleich, als ob nie ein Blutstropfen in diesen Wangen geflossen sei; die dichten schwarzen Haare, die noch vor wenigen Wochen, noch beim Beginn der Schreckenszeit seine Tonsur umkränzt hatten, waren grau geworden. Doch sein Haupt trug er ungebeugt und eine milde Ruhe sprach aus seinen Augen, als sie den forschenden Blicken des

Staatsinquisitors begegneten. Er erhob sich und trat mit Signor Alvise an das Lager des edlen Kindes heran.

„Faß dich, Herzchen! Fasse dich!“ flüsterte Jungfrau Barbara der weinenden Chiara zu. „Der ehrwürdige Padre Francesco wird dir Trost einsprechen; Trost, wie du ihn brauchst, Poveretta, denn du bist, dem heiligen Rocco sei Dank, nicht krank, und Gott behüte jedes Haar auf deinem lieben Haupte! Schlage die Augen auf, Kind, und heiße den ehrwürdigen Herrn willkommen.“

„Die allerheiligste Jungfrau möge ihn reich segnen!“ entgegnete Chiara Cornaro, indem sie sich ein wenig emporrichtete. „Aber, Barbara — ich kann nicht sprechen, solange die beiden mich ansehen, Signor Alvise und der fremde Mann dort! Mein Vater, wenn Ihr etwas vermögt, so sorgt, daß sie uns allein lassen, ich werde Euch vertrauen, wie es mir ziemt!“

Der Herr des Palastes und der Gondolier des Rates der Zehn hatten jedes Wort, das das Mädchen an den Priester gerichtet hatte, deutlich vernommen. Alvise Morosini preßte schweigend seine Hände ineinander und blickte düster auf den Teppich zu seinen Füßen. Daniello Barozzi aber vermochte sich nicht mehr zu beherrschen. Wie Posaunen des Gerichts klangen die leisen, zarten Laute des Kindes dort auf dem Lager in seiner Seele, vor seinen Augen standen abermals die Bilder der Nacht bei San Erasmo und der letzten Nacht. Er warf sich vor dem Bett nieder, versuchte die Hand des Mädchens, die in der des Priesters lag, zu erhaschen und stöhnte: „Stoßt meinen Dienst nicht zurück, Signorina! Ich will sein, was Ihr begehrt — Euer Gondolier, Euer Lastträger — der Hund Eures Hauses — nur vergönnt es mir, Euch zu dienen! Um der ewigen Barmherzigkeit willen, sagt nicht nein!“

Eine tiefe Stille folgte; Signor Alvise war zu spät herangeeilt, um den Schuldgenossen an seinem Tun zu hindern oder ein Wort noch aufzuhalten: Barbara und der Priester von San Rocco blickten betroffen auf die am Boden liegende große Gestalt und das flehend emporgewandte hagere Gesicht Daniellos. Die junge Chiara aber sank auf ihre Kissen zurück, wehrte mit beiden Händen ab und sagte: „Laßt mich — laßt mich allein! Mein lieber, mein armer Vater!"

In den wenigen Worten des Mädchens war ein Klang, den Daniello nicht ertrug. Er sprang wieder auf seine Füße empor, schüttelte die kurzen schwarzen Haare, daß sie ihm in die Stirn fielen, und warf einen erbitterten Blick auf Alvise Morosini, der ihn nach der Tür des Gemachs winkte. Pater Francesco tauschte einige leise Worte mit Chiara, dann näherte er sich ernst den beiden Männern und redete den Senator an:

„Laßt mich kurze Zeit mit diesem armen Kinde allein, vieledler Herr. Ihre junge Seele ist erregt, und sie bedarf Ruhe und eines klaren Zuspruchs — verzeiht Ihr inzwischen, wenn sie Euch die Sorgfalt, die Ihr für sie hegt, noch nicht zu danken vermag."

Mit gesenkter Stirn trat Morosini hinter dem Gondolier drein in das Vorzimmer. Pater Francesco schloß die Tür nach dem Schlafgemach des Kindes, Signor Alvise aber riß jene auf, die nach der großen Galerie längs der Treppe führte, um ein wenig Licht in den völlig dunklen Raum fallen zu lassen, in dem er jetzt mit Daniello allein war. Das eine Fenster nach dem Kanal hinaus war schon offen; die Nachtluft, feucht und schwül wie gestern, zog herein und bewegte die schweren Sammetvorhänge, Signor Alvise warf sich auf eine Ruhebank

nahe der Tür, Daniello war zwischen die Vorhänge getreten, um einen freien Atemzug zu tun. Die Blicke der beiden Männer trafen sich — aus jedem Blick sprach nicht Haß, aber bitterer Groll.

„Wärest du heut nicht hierher gekommen, Unglückssohn, so hätte ich wohl ihr Mißtrauen gegen mich überwunden!“ brach der Nobile endlich los. „Dein Galgengesicht hat jeden schlimmen Gedanken in ihr neu geweckt! Ich hätte sie zur Tochter gewonnen und meine Seele befreit und die deine dazu, ohne dein Zutun, du Tor!“

„Hättet Ihr sie nicht aus dem Hause ihres Vaters gerissen, sie hätte sich meine armen Dienste wohl gefallen lassen!“ gab Daniello grollend zurück. „Wenn das Kind ahnt, daß wir um ihres Vaters letzte Stunde mehr wissen als sie selbst, so weiß sie hoffentlich auch, daß nicht wir geringen Leute die Blutbefehle schreiben. Wäre Gott mir gnädig gewesen — ich hätte meine Hände zum Schemel ihrer Füße gemacht.“

Und der harte, starke Mann wandte sich ab, bog sich aus dem Fenster und schaute auf den Kanal hinaus und versuchte im Dunkel die Gondel zu erkennen, mit der er jetzt, seinem Traum nach, schon weit draußen auf den Lagunen sein sollte. Der Herr des Palastes blickte verächtlich zu diesem Kleinmut drein. Er versuchte, seinen Stolz und das ruhige, undurchdringliche Gesicht, das er sonst der Welt gezeigt hatte, für einen Augenblick zurückzugewinnen. „Wenn sie meine Hand hinwegstößt — so habe ich getan, was ich vermocht. Ich will nicht in elender Furcht vor Schatten hinleben, will nicht mit unfruchtbarer Reue meine Tage vergeuden! Ob Orlando Cornaro mit Recht oder Unrecht den Tod erlitten hat — die Republik hat ihn verurteilt. Die Republik spricht mich

los und wird auch einen Narren wie dich nicht vergessen, Daniello!"

„Laßt Euch denn von Eurer Republik Seelentrost geben und eine ruhige Sterbestunde, Signor Alvise!" rief Daniello, und durch seine Stimme klang jetzt ein grimmiger Hohn. „Könnt Ihr Euren Frieden im Rat der Zehn zurückgewinnen — um so besser für Euch! Mir aber, und wenn mich der heilige Vater selbst von der Schuld an diesem Mord losspräche — mir hülfe es nicht. Ein gutes Wort aus dem Munde des Kindes da drinnen gälte mir mehr — doch das Wort werde ich nicht hören!"

Alvise Morosini vernahm die Worte Daniellos, die so ketzerisch klangen und doch einen Widerhall in seiner eigenen Seele weckten. Düster und unruhig schritt er im Vorgemach und draußen auf der Galerie auf und ab, wich dem Blick seines Schuldgenossen aus und blieb von Zeit zu Zeit an der Tür stehen, hinter der Pater Francesco mit der Tochter Cornaros und ihrer Aja zurückgeblieben war. Er vernahm ein Schwirren und Flüstern, aber selbst sein scharfes Ohr unterschied keinen Laut, und mit einem tiefen Seufzer setzte der Nobile die rastlose Wanderung fort. Daniello rührte sich kaum von der Stelle, er starrte bald traurig und gespannt nach der geschlossenen Tür, bald finster hinter Morosini drein, bald träumerisch aus dem Fenster des Gemachs. Draußen herrschte tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit vernahm der Lauscher schwere Ruderschläge und den warnenden Anruf von den Totenschiffen, die die Opfer des Tages nach San Michele führten.

So vergingen fast zwei schwüle Stunden, bis sich mit einemmal die Tür zu Chiaras Schlafgemach öffnete und Pater Francesco heraustrat. Er trug einen Arm-

leuchter, dessen drei Kerzen er drinnen entzündet hatte, in der Hand, der Ausdruck seines Gesichtes war still und ernst. Er setzte den Leuchter auf einem reichen Schrein nieder, der an der Langwand des Zimmers stand, und nahm zugleich das kunstreich geschnitzte elfenbeinerne Kruzifix, das den Schrank zierte, in seine Hand, gab Daniello einen stummen Wink, näher zu treten, und wandte sich dann an den Senator:

„Signor Alvise," sagte er leise, „Barbara Gradi hat mir alles vertraut, was Ihr für Orlando Cornaros Tochter getan habt und welche edlen Absichten Ihr für das vaterlose Kind hegt. Ich fühle Euch nach, wie sehr Ihr unter der Störrigkeit des seltsamen Mädchens leiden müßt — ich habe ihr das Gewissen gerührt und habe ihr auch begreiflich gemacht, was es in einer Zeit wie dieser heißen will, daß sich ihr ein wackerer Mann freiwillig zum Dienst erbietet, wie du getan hast, Daniello Barozzi! Doch die junge Seele Chiaras wird von einer dunklen Furcht gequält, einem, wie ich zu Gott hoffe, törichten Argwohn, den Ihr dem Schicksal des armen Kindes zugute halten müßt. Ihr Vater war ein Wüstling und frevelnder Verschwender — aber ihr Vater! — und sie hat ihn geliebt mit der ganzen Kraft ihrer reinen, jungen Seele. Orlando Cornaro ist verschwunden, ist wahrscheinlich tot; dunkle Gerüchte über sein Ende durchschwirren Venedig und sind bis zu seinem Kinde gedrungen. So hat sich die Angst in ihr ungeprüftes Herz geschlichen, daß jeder, der ihr naht und nach ihrem Schicksal fragt, etwas vom Ende ihres Vaters wisse. Ich habe ihr nicht verhehlt, daß solcher Argwohn Unrecht, ja schwere Sünde werden könne — doch mein Wort allein reicht nicht aus, Frieden und heitere Dankbarkeit in die geängstigte junge Seele zu

bringen. So habe ich ihr denn gelobt, Euch auf das Kreuz des Erlösers zu befragen, ob sie Euch unrecht tut. Schwört mir, daß Ihr keine Schuld am Ende Orlando Cornaros tragt, auch wenn Ihr vielleicht darum wißt, erlauchter Herr, und schwöre du das gleiche, Daniello!"

Alvise Morosini und Daniello waren, wie von dunkler Gewalt angezogen, Pater Francesco näher getreten, der das schimmernde Kruzifix erhoben hatte und ihnen entgegenstreckte. Der Senator suchte mit den bleichen, zuckenden Lippen nach einem Wort, das er nicht fand — auch aus Daniellos Brust entrangen sich nur dumpfe, undeutliche Laute, die sich der Priester von San Rocco deuten mochte. Fester sah er beiden Männern ins Gesicht, langsam senkte sich die Hand mit dem erhobenen Gottesbild; die beiden ungleichen Männer standen zitternd vor ihm, wie von gleichem Frost geschüttelt. Plötzlich sagte der Herr des Hauses: „Ich dürfte schwören, daß ich ohne persönliche Schuld sei — ich weiß nicht, warum der eine die Sünde von zehn Genossen tragen soll. Der Staat von Venedig hat Orlando Cornaro verurteilt, nicht ich! Aber — ich will tragen, was ich einmal auf mich genommen habe! Ich hoffte, Buße zu tun, still, in treuer Fürsorge für die Tochter des Toten. Wenn es nicht sein soll, so nennt mich schuldig — den Eid, den Ihr begehrt, will Alvise Morosini nicht schwören!"

Daniello Barozzi, der die überlegten Worte seines edlen Genossen kaum vernahm, stöhnte nur: „Ich kann nicht schwören. Ich und Andrea Rotto waren seine Mörder. Bittet seine Tochter, daß sie mir um der Barmherzigkeit Gottes willen vergeben und mich um sich dulden soll!"

„Sie wird Euch vergeben, ja, sie hat es schon getan!"

entgegnete Pater Francesco. „Aber die Buße, deren Gott uns würdigt, wählen wir nicht nach unserm Gefallen, sie wird uns auferlegt. Das junge Fräulein da drinnen hat mir geloben müssen, falls ich Euren Schwur zurückbrächte, Euch willig zu vertrauen — ich aber habe ihr gelobt, sie aus diesem Palast hinweg zum Hause ihres Vaters oder aus Venedig zu führen, so Ihr nicht schwören könntet. Ich werde mein Wort einlösen. Ihr müßt begreifen, Signor Alvise, daß, sowie ich in das Gemach da drinnen zurücktrete und dem armen Kinde nicht sagen kann, daß ihr Argwohn völlig grundlos gewesen — Signorina Chiaras Bleibens hier nicht ist. Wollt Ihr Eurer Schutzbefohlenen bis heute eine letzte Guttat erweisen, so stellt uns und ihren Dienerinnen einen der Pässe aus, die es gestatten, diese Stadt zu verlassen. Gasparo Castiglione hat sein Landgut bei Belluno zur Zuflucht für Chiara Cornaro angeboten. Je eher sie dorthin kommt, um so besser wird es sein. Ich will eine der barmherzigen Schwestern zu ihr senden, und Barbara soll ihre junge Herrin bis dahin allein behüten!"

„Ihr sollt den Paß haben!" versetzte Alvise Morosini ruhig, als der Priester von San Rocco ihn erwartungsvoll ansah. „Seine Ausstellung wird mein letztes Tun als Mitglied des Rates der Zehn sein — ich trete noch morgen aus dem Senat der Republik und werde versuchen, einen Weg zur Barmherzigkeit Gottes zu finden. Der Himmel will unsere Buße nicht so leicht sein lassen, als wir sie gewähnt haben, Daniello!"

„Und ich darf Signorina Chiara nicht wenigstens in meiner Gondel bis zur Terra Ferma führen?" murmelte Daniello und streckte seine Hände flehend gegen Pater Francesco aus.

„Dein Anblick könnte ihr Leben gefährden, was du ja nicht willst, Daniello!“ entgegnete der Priester. „Venedig hat heute keinen Mangel an Verlassenen und Bedrängten, denen du dein Reueopfer bringen kannst. Ihre Vergebung soll dir noch einmal ausdrücklich werden, aber jetzt gib Raum und laß die Bedrängte da innen wieder freier atmen!“

Pater Francescos Ton war milder und wärmer geworden als wenige Minuten zuvor, er sah mit erbarmender Teilnahme, wie der Staatsinquisitor und der Gondolier ihre Häupter senkten und in düsterem Schweigen einander gegenüber standen. Seine Hand machte das Zeichen des Segens über sie, unhörbar setzte er das Kruzifix, das er vorhin vom Schrein genommen, wieder an seine Stelle, mit der Rechten deutete er feierlich darauf zurück, während seine Linke geräuschlos die Tür zu dem Innenzimmer öffnete.

Einen Augenblick später waren die Schuldgenossen allein. Alvise Morosini trat, ohne ein Wort zu sprechen, den Rückweg zu jenem Zimmer an, in dem ihn Daniello Barozzi am heutigen Abend zuerst erblickt hatte. Der Gondolier folgte ihm schweigend und hing mit gespannten Blicken an Mienen und Lippen des Senators. Morosini griff alsbald zur Feder und fertigte, während Daniello lautlos harrend stand, den Paß aus, der Chiara Cornaro und drei Begleiterinnen erlaubte, bei Tageslicht die Stadt und die Lagunen zu verlassen. Dann sagte er ruhig:

„Merk auf, Daniello! Die Serviten gründen eine neue strenge Brüderschaft zur Pflege der Pestkranken und aller Unheilbaren. Ich werde morgen alle meine Güter zur einen Hälfte an die Tochter des Orlando Cornaro, zur

andern an die Serviten geben und mich ihrem Orden angeloben!"

Daniello warf sich vor dem Mitglied des hohen Rates der Zehn auf die Knie und stammelte:

„Laßt mir mein Recht, Herr, und meinen Teil der Buße! Ich bin Euch auf den schlimmen Wegen gefolgt, Herr — so Ihr einen guten Weg wißt, so laßt mich ihn mit Euch gehen! Ihr seid es mir und der Seele des armen Andrea schuldig, daß ich in Eurem Orden als demütig dienender Bruder Aufnahme und Hoffnung auf das Heil meiner Seele finde!"

Der Pate des Todes.

Vor einer Viertelstunde war der stattliche, junge Mann im Gasthof auf dem Inselberge angelangt, dem er über den Rennsteig von der „Hohen Sonne" her zugewandert war. Er hatte glücklich eines der letzten freien Kämmerchen für sich zum Nachtquartier erhalten, war hinaufgegangen, um sein Ränzel abzulegen und den Staub eines langen heißen Sommertages im frischen Wasser abzuspülen. Jetzt saß er im großen Gastzimmer, hatte sich bei dem aufwartenden Kellner ein verspätetes Mittagsessen bestellt, erquickte sich mit sichtlichem Behagen an Würzburger Wein und Harzer Sauerbrunnen und richtete, da eben der Wirt selbst in seine Nähe kam, an diesen die Frage: „Sie haben hoffentlich keine Briefe, kein Telegramm für mich — Doktor Buchhoff aus Berlin?"

„Doktor Buchhoff — Erwin Buchhoff?" fragte der Wirt zurück und blickte aufmerksam grüßend den schlanken Fremden mit dem bräunlichen Gesicht, den dunklen Augen und dem kurzgestutzten, dunklen Vollbart an.

„Gewiß, Doktor Erwin Buchhoff! Haben Sie wirklich etwas für mich?" klang die Antwort, und der Frager, der schon aus der Nennung seines Vornamens und der Miene des Wirtes erriet, daß mehr für ihn angelangt sei, als ihm lieb sein konnte, erhob sich von dem Sitze, den er kaum erst eingenommen hatte.

„Allerdings, Herr Doktor — zwei Telegramme, ein

Brief und draußen ist auch schon seit drei Stunden der Kutscher mit dem Wagen aus dem Bergfelder Schloß, der von Brotterode heraufgekommen ist!" Damit wandte sich der Wirt nach dem Nebenzimmer und zu dem Glaskasten, in dem er Briefe und Schriften aufzubewahren pflegte. Der Ankömmling folgte ihm auf dem Fuße, warf einen Blick auf die Handschrift des Briefumschlags und riß dann die verschlossenen Depeschen auf. Indem er sie überflog, konnte der Wirt wahrnehmen, wie eigentümlich scharf und fest das Auge des Fremden auf den wenigen Zeilen ruhte. Doktor Buchhoff entging nicht, daß die kurze Verhandlung mit dem Wirt ihm neugierige Blicke von verschiedenen mit Gästen besetzten Tischen des großen Gastzimmers her eingetragen hatte. So sagte er also leiser, als er seither gesprochen hatte: „Nach diesen Depeschen werde ich heute abend und morgen früh nicht bleiben können — Sie mögen mein kleines Zimmer weiter vergeben! Aber essen muß ich erst hier — ich bin von der siebenstündigen Fußwanderung zu matt und hungrig. Sagten Sie nicht, daß schon ein Wagen und ein Kutscher für mich da wären?"

„Gewiß, Herr Doktor — der Martin Vollborn aus Klein-Schmalkalden, mit einem landgräflichen Jagdwagen!" versetzte der Wirt, der inzwischen in seinem Gemüt die Anstalten, mit denen man nach dem fremden Arzt verlangte, und die Jugend desselben verglichen hatte, und in dessen Augen der Gast an Wichtigkeit wuchs. „Soll ich ihn hereinschicken, ihm sagen, daß der Herr Doktor angekommen sind?"

„Warten Sie, bis ich mich halbwegs gestärkt habe," entschied Doktor Buchhoff. „Wenn er schon stundenlang wartet, wird er ungeduldig sein, und eine kurze Rast

muß ich mir gönnen. Lassen Sie mir mit der Suppe gleich meine Rechnung bringen und sagen Sie dem Zimmermädchen, daß sie meine Tasche und mein Plaid wieder herunterbringt. Ich habe nichts ausgepackt als meine Bürsten und ein Stück Seife."

Doktor Buchhoff begab sich nach seinem Sitze in der Nähe des offenstehenden Fensters zurück, legte die beiden Drahtbotschaften vor sich auf den Tisch und verglich sie noch einmal prüfend. Sie waren klar genug und ließen keinen Zweifel. Die eine lautete: „Doktor Erwin Buchhoff. Inselsberg. Professor Heiding telegraphiert an mich, wie folgt: Schicken Sie mir, wenn irgend möglich, Buchhoff nach Schloß Bergfeld, ober Schmalkalden. Gab ihm Adressen Inselsberg und Schmücke. Willovius." Die andere: „Doktor Erwin Buchhoff aus Berlin. Inselsberg. Bin nicht auf dem Gute. Komme sofort nach Empfang zu mir, Schloß Bergfeld. Heiding." Und da war auch der Brief von Heidings Hand. Er trug, wie Doktor Erwin erst jetzt bemerkte, keinen Poststempel; vermutlich hatte ihn der Kutscher, von dem der Wirt gesprochen hatte, mit hier heraufgebracht. Mit einem leisen Seufzer öffnete der junge Mann das Schreiben, obschon er den Inhalt zuvor wußte. Nachdem er es gelesen, saß er nachdenklich, auf seinem Holzstuhl ein wenig zurückgelehnt. Die Aussicht nach der zum Teil heißen und anstrengenden Fußwanderung über den Rennsteig, ein paar Stunden bergab und waldein im Wagen gerüttelt zu werden, erschien ihm nicht lieblich. Aber im Grunde geschah nur, was er in Berlin vor seiner Abreise voraus befürchtet hatte.

Der ungewöhnlich heiße Hochsommer war bereits bis in den August vorgerückt gewesen und die Morgen und

Abende begannen schon wieder kühler zu werden, ehe es ihm gelungen war, den durchglühten Steinmassen der großen Hauptstadt und den zahlreichen, ernsten Pflichten, die er dort auf sich genommen hatte, aufatmend zu entrinnen. Seit vier Jahren war es die erste Erholung, die er sich auf Wochen oder auf Tage gönnen durfte. Denn der gefeierte Universitätslehrer und Arzt, zu dessen Schülern und jüngeren Beiständen er gehörte, hatte, als Doktor Buchhoff Sehnsucht nach den Alpen verriet, ihn dringend gebeten, sich nicht allzuweit von Berlin zu entfernen. Geheimrat Willovius wollte seine eigene Seebadkur bis zu dem Zeitpunkt verschieben, wo Doktor Buchhoff, der einzige von seinen Assistenten, der ihn schon selbständig vertreten konnte, zurückgekehrt sein würde. Doch auch für die kurze Erholungsfrist hatte der Geheimrat die Möglichkeit, den jungen Kollegen in einem äußersten Fall rasch zurückrufen zu können, lebhaft befürwortet. So hatte sich Doktor Buchhoff entschließen müssen, seine Schritte nur nach Thüringen zu lenken, von wo, wie Willovius fast vergnügt bemerkte, man jederzeit am Tage des Empfangs einer telegraphischen Botschaft wieder nach Berlin zurückzugelangen vermöge. Zur Sicherstellung solcher Botschaft waren die Stationen der geplanten Reise sorgfältig bemerkt worden, nur mühsam hatte Doktor Buchhoff seinen Lieblingsvorsatz, quer über den einsamen Rennsteig zu wandern, gegen den Einwand aufrecht erhalten, daß es von dort überall zu weit zur Eisenbahn sei. Die Nachwirkung dieser Gespräche hatte der junge Arzt in den ersten Tagen seiner Reise nur allzu lebhaft empfunden. Es war ihm, während er die Parks bei Weimar durchstrich und durch schattige Wälder und Waldgründe seinen Weg nach Paulinzelle und Ilmenau ver-

folgte, immer noch zumute gewesen, als klirre ihm eine Fessel am Bein, und so oft Telegraphenstangen seine Straße begleiteten, hatte er sehr argwöhnisch zu den Drähten emporgeblickt, ja, wenn er am Abend die Herberge betrat, die Frage nach Briefen oder Telegrammen für Doktor Erwin Buchhoff ohne seine gewöhnliche ruhige Entschiedenheit hervorgebracht. Erst nach Verlauf einer Woche und nachdem er in Eisenach einen liebenswürdig beruhigenden Brief des Geheimrats Willovius vorgefunden hatte, begann der Reisende zu hoffen, daß es sich um eine überflüssige Vorsichtsmaßregel gehandelt habe und daß er sich der schwer errungenen Ferienwochen ohne Zwischenfall und Unterbrechung erfreuen werde. In dieser Hoffnung hatte Doktor Erwin am Morgen des heutigen Tages bei der Hohen Sonne den Rennsteig betreten, hatte durch die im Morgenwind schwankenden Rahmen des Buchengezweigs noch einmal nach der schimmernden Wartburg zurückgeschaut und war dann in die tiefe Stille, den erquickenden Schatten der übergrünten alten Hochstraße getaucht, um vor dem Spätabend den Gasthof auf dem Inselsberg zu erreichen.

Nun war er an diesem Ziele angelangt, und es gewann den Anschein, als ob der sonnige Tag auf dem einsamen Rennsteig, der hinter ihm lag, der letzte beglückende Reisetag bleiben sollte. Immer wieder blickte er auf Professor Heidings inhaltschwere Zeilen und erinnerte sich, wieviel er gerade am heutigen Tage dieses Paten, seines ersten Lehrers und Wohltäters, gedacht habe. Seit Jahren hatte er heute, auf der stundenlangen, traumstillen Wanderung, hoch über grünen Waldwegen und blauen Hügelzügen, wieder einmal seinen Erinnerungen leben dürfen. Arbeitend, forschend, Tag für Tag und unge-

zählte Nächte hindurch tätig, in seinen wenigen Erholungsstunden im Kreise von Fachgenossen und Freunden weilend, hatte Erwin Buchhoff selten Augenblicke gehabt, in denen er sich selbst gehörte und rückwärts schauen konnte. Heute aber hatte sich aus dem Gedanken, den Rennsteig nur bis zur Schmücke zu verfolgen und dann seinen Paten und väterlichen Freund, den Würzburger Professor Heiding zu besuchen, der die Sommer auf einem ihm gehörigen waldeinsamen Gute in der Nähe von Suhl verbrachte, ein buntes Gewebe von vergangenen Tagen und weit zurückliegenden Erlebnissen hervorgesponnen. So oft sich Erwin auch emporrichtete und sich sagte, daß es der träumerischen zwecklosen Erinnerungen genug sei, so waren doch die Bilder der alten Tage mit dem Harzduft der Tannen, unter denen er hinging, und mit den flirrenden Sonnenstrahlen, die den letzten Morgentau von Zweigen und Halmen sogen, auf ihn eingedrungen. Ob er wollte oder nicht, mit jedem Gedanken an Heiding verband sich das dankbare Gefühl, daß er dem ausgezeichneten Manne im Grunde alles schulde und nur durch dessen aufopfernde Hilfe allen seinen Lebenszielen näher gekommen sei. Wenn er sich heute darauf gefreut hatte, Heiding viel Neues zu berichten: ein paar schwierige Operationen, die ihm glücklich gelungen waren, die Vollendung einer wissenschaftlichen Arbeit, zu der ihm sein alter Lehrer vorzeiten die erste Anregung gegeben hatte, die gewisse Aussicht auf die außerordentliche Professur nach drei Dozentenjahren — so mußte er eben auch der Vergangenheit bis in die Knabenzeit zurück gedenken. Und so hatte er heute sich selbst, den armen Weingärtnersbuben vom Würzburger Frauenberg, wieder erblickt, der mit scheuer Ehrfurcht zu seinem Taufpaten, dem Professor Erwin Heiding, empor-

schaute und sich erst nach und nach bewußt ward, daß der Universitätslehrer Wohlgefallen an seinem aufgeweckten Wesen fand. Er hatte den Ton wieder gehört, in dem ihm Heiding eines Tages ankündigte, daß er die Lateinschule besuchen solle, und sein eigenes weithinschallendes Jauchzen bei dieser Freudenkunde war in seiner Seele neu erwacht. Er hatte, während er über den Heidekrautteppich des Rennsteigs hinschritt, auf viele Jahre zurückschauen müssen, in denen der Schüler, der Student, der junge Arzt immer und überall die Hilfe, die Lehre, den Rat und die nie ermüdende Teilnahme seines Paten gefunden hatte. Was er wußte und war, blieb Heidings Werk, und Erwin Buchhoff würde nie daran gedacht haben, sein Leben von dem des Meisters zu trennen, wenn nicht der Professor selbst, mit der großartigen Selbstlosigkeit, die ihn durchdrang, seinen Paten auf neue Wege gewiesen, ihn von sich hinweg nach Berlin gesendet hätte. Der Erfahrene hatte recht gehabt — recht wie immer! sagte Doktor Buchhoff mitten im stummen Selbstgespräch laut vor sich hin. Aber selbst heute noch empfand der junge Mann, wie schwer ihm doch seinerzeit die Trennung von dem väterlichen und treuen Freunde gefallen war. Mit dem ersten Gedanken an eine notwendige Erholungsreise hatte sich der Wunsch verknüpft, Heiding wiederzusehen, und nur die Gewißheit der Begegnung mit ihm, auch bei der kürzeren Ausfahrt, hatte Erwin ohne allzu schweren inneren Kampf auf die Alpen Verzicht leisten lassen.

Jetzt war ihm das ersehnte Wiedersehen noch an diesem Abend gewiß, aber anders und an andrer Stelle, als er es auf dem einsamen Pfad und im Schatten breitästiger Buchen geträumt hatte. Sein Mittagessen erschien;

er nahm es ohne Hast, doch nicht mit dem Behagen wirklicher Ruhe ein und würzte sich die wenigen leichten Speisen, indem er nochmals Professor Heidings Brief durchlas. Dem mit der Rechnung herzutretenden Wirt sagte er, noch in den Brief blickend:

„Sie können also dem Bergfelder Kutscher wissen lassen, daß ich gefunden bin und daß er anspannen mag, wenn's denn einmal sein muß. Sind Sie im Bergfelder Schloß bekannt? Wer ist die kranke Dame dort — die Prinzessin von Grumbach?"

„Eine jüngere Schwester des Landgrafen Heinrich Durchlaucht! Der alte Landgraf Philipp war dreimal verheiratet, zuletzt mit einer Gräfin Ostheim, von der sie die Tochter ist. Sie soll lebensgefährlich krank sein!"

„Es scheint so," erwiderte der junge Arzt kurz. „Lassen Sie mir noch eine Tasse Kaffee geben und erinnern Sie das Mädchen an meine paar Sachen. Sobald der Kutscher fertig ist, will ich abfahren."

Er hatte die harmlose Redseligkeit des Wirtes unterbrechen wollen und erfuhr alsbald, daß er wohl getan haben würde, mit diesem bis zu seiner Abfahrt zu plaudern. Denn der Wirt erfüllte zwar auf der Stelle die Wünsche und Aufträge seines jungen Gastes, trat aber dann zu anderen Tischen und erzählte, immer den Blick fest auf den Berliner Arzt heftend und die Blicke anderer Reisender auf ihn lenkend. Bald schlugen die Namen der Landgrafen Philipp und Heinrich, der Prinzessin von Grumbach, die er selbst zum erstenmal vernommen, aus dem rücksichtslosen Geplauder verschiedener Gruppen an sein Ohr. Ein älterer Herr — sichtlich ein kleinstaatlicher Beamter, der in allem Hofklatsch der Welt zu Hause schien — ließ, die umsitzenden Gäste belehrend, Doktor Erwin

mehr von dem Hause erfahren, in das er gerufen war, als er vorderhand zu wissen begehrte. Wenn er noch zehn Minuten dort hinüber hörte, würde er in Schloß Bergfeld beinahe so gut Bescheid wissen, als in Geheimrat Willovius' Villa am Berliner Tiergarten — es war Zeit, daß er aufbrach. Zum Glück brachte man ihm den Kaffee und gleich darauf stellte sich auch der Kutscher vor, ein baumlanger Gesell, der gewohnheitsgemäß unter jeder Tür den Kopf in die Schultern zog. Er trug braune Livree mit Silber und grüßte militärisch, der Wirt hatte auf den jungen Arzt gewiesen, aber Martin Vollborn hätte des Fingerzeiges nicht bedurft. Er erkannte den rechten Mann sofort, meldete kurz, daß eingespannt sei und daß, wenn der Herr Doktor sich beeile, man noch vor Nacht an Ort und Stelle sein könne.

„Und mich dünkt, Herr Doktor, der alte Herr Professor, den ich vor drei Tagen aus Suhl geholt, wird froh sein, wenn er Sie zur Seite hat," fügte der Thüringer hinzu. Der Ausdruck seiner Augen, seines Mundes ließen dem jungen Arzt keinen Zweifel, daß ihm eine wohlwollende Anerkennung gewidmet werden sollte.

Er lächelte und sagte kurz: „Professor Heiding ist der Mann, ohne jeden Beistand zu helfen, wenn geholfen werden kann."

„Ich sehe, was ich sehe," meinte Martin Vollborn hartnäckig. „Festes Auge und feste Hand schaden niemalen, das muß ein alter Soldat wissen!"

Erwin Buchhoff fand für gut, nichts mehr zu erwidern, er trat von dem Kutscher und dem Wirt begleitet vor das Haus, an dessen Stufen der hochsitzige, leichte Jagdwagen, mit einem Paar stattlicher Rappen bespannt, hielt. Das kleine Gepäck des Fußwanderers lag auf dem

Rücksitz, dessen linke Hälfte für ihn freigeblieben war. Der junge Arzt stieg auf, der Kutscher hatte die Zügel ergriffen, und die ungeduldig gewordenen Pferde zogen an, ehe sich Martin in den Bock zu schwingen vermochte. Aber mit mehr Gewandtheit, als man der langen, steifen Gestalt zutrauen mochte, kam er zurecht, während der Wagen schon die Straße abwärts rasselte und Doktor Erwin, noch einmal nach dem Gasthof zurücksehend, wahrnahm, daß ihm aus Tür und Fenstern teilnehmend neugierige Blicke genug folgten. Er schlug, der plötzlichen Unterbrechung seiner Reise nachsinnend, die schützende Decke um sich. Hier oben auf der Höhe lag noch immer Abendsonnenschein, die Baumwipfel schimmerten in Gold und Glut, aber aus den tiefer liegenden Talschluchten quoll es kühl empor. Der junge Mann atmete mit Behagen noch einmal den Walddust, der ihn während des Wandertages umhaucht hatte — im Vorgefühl, daß es mit seiner Erholung zu Ende sein werde. Während er gewiß genug war, einer sehr ernsten Pflicht entgegenzufahren, regte sich etwas wie die Lust zu einem Abenteuer in ihm. Die ungewohnte Art, wie der Ruf zu dieser Pflicht an ihn ergangen war, und die Unbekanntschaft mit dem Ort und allen Verhältnissen, denen er auf Wunsch seines alten Lehrers zueilte, gaben einem im Leben des Arztes nicht ungewöhnlichen Ereignis einen fremdartigen Reiz und Hauch.

Die Straße senkte sich tiefer, rechts und links von langen Waldzügen eingesäumt, lag sie schon im vollen Abendschatten, und der junge Arzt sah gedankenvoll an den dunklen, schlanken Tannen bis zu den rotglühenden Spitzen und den farbigen Wolken empor, die über die Spitzen hinzogen. Er hatte den Kutscher gefragt, in welcher Zeit sie Schloß Bergfeld erreichen würden, und war

nach der Antwort wieder verstummt. Er scheute sich, ein längeres Gespräch mit Martin Vollborn anzuknüpfen, so viele Lust dieser dazu verriet. In beinahe drei Stunden hätte sich wohl manches von dem langen Thüringer erfahren lassen — doch eben die einfachste Frage, an welcher Krankheit die junge Dame darniederliege, zu der Professor Heiding gerufen sei, wollte Doktor Erwin nicht über die Lippen. Er mochte keine fremde Vorstellung, kein Vorurteil in sich aufnehmen, bis er seinen Lehrer gesprochen und selbst gesehen habe. So währte es etwa eine halbe Stunde, daß die beiden schweigsam durch den Abend dahinfuhren. Martin Vollborn, der anfänglich die günstigste Meinung von dem jungen Arzte gefaßt hatte, begann an seinem Fahrgast irre zu werden — diese stumme Zurückhaltung schien ihm nicht die Art, mit einem gedienten Manne zu verkehren. Als er den Berliner Doktor wieder ansprach, gedachte er zu ergründen, ob es Blödigkeit oder Hochmut sei, was den jungen Mann abhielt, sich in eine ersprießliche Unterhaltung zu vertiefen. Nachdem er die Erlaubnis erbeten, seine Pfeife in Brand zu setzen, hob Martin an:

„Will's wünschen, Herr, daß ich die Rappen nicht umsonst eingespannt habe — meine aber immer, daß der Professor vom Ruppberger Hof und Sie zu spät geholt worden sind und daß es um unser armes Prinzeßchen geschehen ist; daß sie krank war, hat jedermann schon längst merken können — sie wollten's aber im Schloß durchaus mit dem alten Physikus aus Liebenstein zwingen, der bei der seligen Durchlaucht Leibarzt gewesen! Und nun haben sie's — haben wir's! Denn sie — na, ein herrschaftlicher Diener darf nichts gesagt haben. Aber wahr bleibt doch wahr: Prinzeß Hildegard ist die beste von allen, und wenn

sie stürbe — ich sage Ihnen nichts! Herr Doktor, aber tun Sie, was Sie können! Daß dich —!"

Der letzte Anruf galt dem Handpferd, das vor einem am rechten Straßensaum auftauchenden weiß gestrichenen Stein scheute. Aber der Ruf ward von einer so ausdrucksvollen Gebärde und einem so zornigen Peitschenschlag in die Luft begleitet, daß der Arzt merkte, der Kutscher sei froh, seinem gepreßten Herzen irgendwie Luft machen zu können. Doktor Erwin fühlte zugleich, daß er entweder dem Mitteilungslustigen Stille gebieten oder das Gespräch aufnehmen und lenken müsse. Die halben Worte des Mannes weckten Neugier und Teilnahme und er brauchte ja keine Frage zu tun, die der Krankheit der gepriesenen Prinzessin galt. Er verhalf dem Kutscher zu Feuer und sagte dann, sich neu zurechtsetzend und dem Vorderteil des Wagens ein wenig zugeneigt:

„Wie alt ist eigentlich Eure Prinzeß Hildegard?"

„Neunzehn — nein, zwanzig Jahre muß sie sein! Sie ward in dem Herbst getauft, wo ich zu den Fünfundneunzigern nach Gotha einrücken mußte. Im nächsten Sommer gingen wir nach Frankreich!"

„Und seit wann sind Sie im Dienste der Landgrafen von Bergfeld?"

„Na, das sind auch schon fünf Jahre," entgegnete Martin Vollborn. „Wird aber wohl am längsten gedauert haben, Herr Doktor — wenn's zum Schlimmsten kommt."

Das Gespräch nahm immer wieder die Wendung, die dem Arzt nicht behagte, er suchte abermals auszuweichen und fragte wieder: „Die kranke Dame lebt bei ihrem Bruder, dem Herrn Landgrafen Heinrich? Oder war sie nur zum Besuch dort anwesend und ist während dieses Besuches erkrankt?"

Der Kutscher machte eine heftige, verneinende Kopfbewegung und schien seine Antwort längere Zeit zu überlegen. Ein paar Biegungen der Landstraße nötigten ihn, schärfer acht auf seine Rappen zu haben — als aber die Straße wieder glatt auf den Kirchturm von Brotterode zulief, wandte er sich zum Fahrgast rückwärts und sagte leiser:

„Prinzeß Hildegard lebt das ganze Jahr im Bergfelder Schlosse. Sommers und Winters, Herr Doktor — und pläsierlich ist's da meist nicht. Dem Landgrafen Durchlaucht gehört das Schloß samt allem Zubehör — aber er kommt im Sommer höchstens zwei Monate und ein oder zweimal im Winter auf eine Woche zur Jagd. Die alte Durchlaucht ist eben zu früh gestorben, hat schlecht — so gut wie gar nicht für das arme Kind gesorgt! Hat's wohl anders im Sinn gehabt, aber was hilft ihr das! Nicht daß sie je klagte, Herr Doktor — doch ist im Schloß und Flecken niemand, der nicht wüßte, wie unrecht ihr geschehen ist."

Das Steinpflaster von Brotterode, über das jetzt der Wagen hinrasselte, überhob den immer gespannter lauschenden jungen Mann zunächst der Notwendigkeit, mehr zu hören und zu antworten. Und als das Fuhrwerk bald darauf in das schon beinahe dunkle Trusental einlenkte, bedauerte er nur, daß er der Pracht dieses Felsentales nicht zu besserer Stunde ansichtig werde. Martin Vollborn stimmte eifrig zu, meinte tröstend: „Vielleicht, wenn ich Sie zurückfahre, Herr Doktor," und versagte sich nicht, mit dem Peitschenstock nach malerischen Felsbildungen und mächtigen Baumgruppen hinzuzeigen, um die sich schon Dunkel webte. Doktor Erwin dankte wiederholt für die gute Absicht, mühte sich jedoch nicht, die dämmerigen

Herrlichkeiten noch zu erkennen. Seine Gedanken flogen weit vorauf, fernen, geträumten Lichtern entgegen — seine wachsende Erregung ließ ihn wünschen, bald am Ziele zu sein. Eine Frage, die er zehnmal im Verlauf der Fahrt hinter die Zähne gedrängt hatte, fiel endlich doch von seinen Lippen.

„Durchlaucht der Landgraf Heinrich ist jetzt in Bergfeld und bei seiner kranken Schwester?"

Der Kutscher gab ein ziemlich verdrossenes: „Freilich ist er im Schloß, und lieb ist's ihm schwerlich, daß er da ist!" zur Antwort, und Doktor Erwin merkte, daß das Gespräch in die kaum verlassene Bahn wieder einlenkte. Er kannte jetzt zur Genüge Martin Vollborns Meinungen und fühlte, wie seine eigene Vorstellung von dieser Meinung bestimmt ward. Es war Zeit, daß er selbst sah und urteilte und sich der wunderlichen Stimmung erwehrte, in die ihn das Abenteuer dieses Abends zu versetzen begann. Er war zu einer schwer Erkrankten gerufen, und nichts als eine ärztliche Pflicht lag vor ihm, über deren Art und Umfang ihn sein alter Heiding in der nächsten Stunde aufklären würde. Was gingen ihn die Lebenslage und die Umstände der jungen Dame an, von deren Dasein er heute nachmittag zum erstenmal ein Wort vernommen hatte? — Freilich gelang es ihm doch nicht, die Bilder zu verscheuchen, die fort und fort vor dem inneren Auge vorüberzogen, so daß er sich um so ungeduldiger nach der erlösenden Wirklichkeit zu sehnen begann. Die Fahrt durch die Nacht schien sich immer endloser auszudehnen, seit der Wagen das enge Felstal hinter sich gelassen hatte und durch ebeneres Land rollte. Dunkle, langgestreckte Felder, einzelne stehende Wasser, die der Ausschauende erst im Näherkommen von Feldern und

Wiesen unterschied, von Zeit zu Zeit die aufblitzenden Lichter eines Dorfes, das die Straße zur Seite ließ, um abermals zwischen waldigen Hügeln dunkler hinzuziehen — wiederum Feldbreiten, lange Rasenflächen, weithin sichtbare Lichter wechselten noch fünfviertel Stunden lang, ehe der Wagen entschieden einem der Lichtpunkte näher kam. Jetzt rief der Kutscher: „Dort kommt Bergfeld, Herr!" Jetzt donnerte er über die Holzbrücke eines kleinen Flusses, jetzt durch die lange Hauptstraße eines Fleckens, aus deren niedrigen Häusern spärlich ungleicher Lichtschein drang, und jetzt folgte eine Allee mächtiger Rüstern, dahinter ein von weißen Mauern umschlossener, halbrunder Platz mit Auffahrt und doppelter Freitreppe, alles vom Schein zweier großer Kandelaber am Treppenfuß und bronzener Laternen über der Eingangstür erhellt. Sobald Martin Vollborn mit der Peitsche knallte, eilten zum Überfluß noch ein paar Bediente mit Windlichtern auf die oberen Treppenstufen, ein stattlicher Portier kam dem Aussteigenden bis an den Absatz entgegen, auf dem die beiden Stufenreihen zum erstenmal zusammenliefen, um sich wieder zu teilen.

Das Trinkgeld, das ihm Doktor Erwin darbot, hatte der lange Kutscher mit einer entschiedenen Kopf- und Handbewegung verschmäht. „Tun Sie Ihr Bestes, Herr Doktor! und gute Nacht, Herr!" rief er nach oben, als der junge Mann schon von braun und silbernen Livreen umgeben war. Doktor Erwin hatte im Emporsteigen nichts weiter vom Schloß wahrgenommen als einen kräftig vorspringenden, hohen Mittelbau und zurückliegende Flügel mit zahlreichen lichthellen Fenstern. — Der Portier begrüßte ihn mit Namen und Titel und fragte, ob der Herr Doktor zuerst seine Zimmer sehen oder sogleich Herrn

Professor Heiding aufsuchen wolle, der ihn in der Bibliothek erwarte.

„Lassen Sie mein Gepäck in das Zimmer bringen, das Sie mir bestimmt haben, und führen Sie mich sofort zum Professor, vielleicht ist's dringend!“

Er war ins Haus, in die mit bunten Steinfliesen ausgelegte Vorhalle getreten, ein Diener schritt ihm auf den Wink des Portiers mit dem Leuchter voran. Ein breiter Gang mit zahlreichen Türen, in welchem dicke Teppichstreifen den Schall der Tritte dämpften, mußte zum rechten Schloßflügel führen. Indem der Diener die Hand auf die Klinke einer Tür legte, öffnete sich der Türflügel von innen, und von der Schwelle schaute ein hochgewachsener, bärtiger Mann dem Kommenden entgegen. Sein Gesicht, auf das der Schein der hochgetragenen Lichter fiel, drückte Freude und Betroffenheit zugleich aus, er streckte dem jungen Arzt beide Hände und Arme entgegen und sagte zugleich: „Guten Abend, Erwin! bist du dennoch gekommen? Hast also mein zweites Telegramm nicht erhalten?“

„Nein — wenn Sie telegraphierten, daß Sie mich nicht oder nicht mehr bedürfen,“ entgegnete Erwin Buchhoff, die Rechte des Professors ergreifend. „Ist es — wäre es — schon zu spät?“

„Nein, Erwin — ich wollte nur nach reiferer Überlegung nicht ohne Not deine kurze Erholung unterbrechen. Ich sage dir gleich das Nähere, tritt hier ein, und da du denn da bist, sei tausendmal willkommen!“

Sie hatten noch immer auf der Schwelle und vor der geöffneten Tür gestanden — der Professor Heiding gab dem Diener ein Zeichen, daß er gehen könnte, und zog den jungen Freund in das große Bibliothekzimmer

und nach der Ecke mit den Polsterbänken und der mächtigen Bronzelampe auf dem mit Büchern und Heften bedeckten Tisch, an dem er lesend gesessen hatte. Doktor Erwin empfing den Eindruck eines großen, mit hohen geschnitzten Schränken, Büchergestellen, mit Bildern, Büsten und Bronzen erfüllten Raumes, blickte aber nicht um sich, sondern sah nur auf den väterlichen Freund, der ihn jetzt, wo sie allein waren, noch einmal in die Arme schloß. Er sah mit bekümmerter Überraschung, daß der Professor nicht nur gealtert war, seit er ihn in Würzburg zuletzt erblickt hatte, sondern daß auch sein Gesicht einen Zug des Leidens — oder war es Leid? — aufwies, der ihn erschreckte. Heiding ließ ihm weder Zeit zum Nachsinnen noch zum Reden, sondern sagte:

„Es war ein dummer Einfall von mir, dich hierher zu sprengen! Nur weil ich dich gern sehen wollte — und gestern wirklich glaubte, du könntest mir bei einer schwierigen Operation Beistand leisten! Das ist nun nichts — ich habe mich überzeugt, daß wir nichts tun können — daß es grausam wäre, etwas zu tun! Armes — armes Kind! Du aber, Erwin, siehst aus, wie ich dich in allen guten Stunden geträumt habe. Das ist denn eine wahrhafte Freude, auch wenn uns keine andere hier blüht! Und dein Buch ist fertig und wird mir eine größere Genugtuung sein als dir selbst! Wunderlicher Ort, an dem wir uns wiedersehen, nicht wahr, mein Junge?"

Dabei leuchtete der Professor in dem Raume umher und zu dem Deckengemälde hinauf, einer Nachahmung des Parnaß von Raphael Mengs, die noch in frischen bunten Farben prangte, während die gleichalterigen, schwerseidenen Vorhänge der drei großen Fenster und die seidenen Über-

züge der Polster sich verschossen zeigten. Er setzte die erhobene Lampe wieder auf den Tisch nieder, daß ihr Licht auf eine kleine zur Seite stehende Marmorbüste fiel, und sagte: „Das ist ein Bild meiner armen Kranken, zu der sie mich gerufen haben!"

„Prinzeß Hildegard?" fragte Erwin zurück und blickte fest auf das kleine Kunstwerk, das den Kopf eines etwa fünfzehnjährigen Mädchens mit reinen, kindlichen Zügen und etwas herb geschlossenen Lippen liebevoll wiedergab.

„Weißt du schon ihren Namen?" fragte Professor Heiding zurück. „Sie ist jetzt wohl ein Lustrum älter und die Krankheit hat das Gesicht nicht unberührt gelassen. Aber das Beste in diesem Gesicht: die liebliche Stille und der vertrauende, offene Blick sind ihr geblieben. Hat man dir unterwegs viel von ihr und ihrer Krankheit erzählt?"

„Von der Krankheit so gut wie nichts!" entgegnete der junge Arzt. „Ich mochte nicht fragen und wollte das Wichtigste von Ihnen zuerst erfahren. Bitte, lieber Pate, setzen Sie sich, denn Sie sehen, um die Wahrheit zu sagen, selbst ein wenig erschöpft aus, und dann machen Sie mir klar, was es hier gibt und warum Sie die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aufgegeben haben."

Doktor Erwin hatte den Professor in die Polsterecke zurückgedrückt, die dieser vorhin eingenommen hatte, und sich selbst gegenübergesetzt. Er schien nur Auge und Ohr für den Bericht seines Lehrers und Freundes, während er mit stärkerer Teilnahme und plötzlicher heimlicher Sorge die ihm fremden Furchen in Heidings Gesicht zu deuten suchte. Ihm blieb kein Zweifel — etwas in diesem Gesicht war verändert, er hatte mit dem ersten Blick auf

Schlimmeres als die Wirkung der wenigen Jahre geraten, in denen er seinen Paten nicht erblickt hatte. Und auch das war ihm fremd, war vielleicht ein Zeichen verborgenen Leidens, daß der Professor nicht scharf, kurz und kräftig, wie sonst seine Art gewesen, sondern zögernd und sich mehrfach besinnend sprach:

„Es ist eben nichts zu tun, und ich hätte dich nicht rufen sollen, Erwin. Die arme, junge Prinzessin siecht an einem rätselhaften, inneren Übel hin, ihr Arzt hat sie kurzweg auf sogenannte Verzehrung behandelt und der tiefer liegenden Ursache ihres Zustandes nicht weiter nachgeforscht. Ich war, sowie ich kam, überzeugt, daß es sich um ein Leiden handle, das auf Leber und Lunge und alle inneren Teile wirkte. Bei näherer Untersuchung glaubte ich zu erkennen, daß die junge Dame am Leberechinokokkus leidet, der hochgefährlich geworden ist. Bei dieser Diagnose dachte ich an eine schleunige Operation, die die Kranke möglicherweise retten könnte. Seitdem sind mir doch Zweifel — sehr erhebliche Zweifel — an der Sache gekommen, die Geschwulst kann leicht eine andere sein, scheint mir eine solche, bei der ein operativer Eingriff nutzlos, eine Grausamkeit wäre! Du wirst, wenn du die Kranke gesehen hast und alles in Betracht ziehst, meiner Meinung sein — oder werden!"

Erwin Buchhoff blieb auf diese Auseinandersetzung einige Minuten stumm — er erkannte seinen Lehrer, dessen Blick und Urteil kühn und immer so sicher waren, kaum wieder. Soweit der junge Mann zurückdenken konnte, erinnerte er sich nicht, daß Erwin Heiding eine Operation für notwendig und möglich erachtet, die Vorbereitung zu derselben getroffen hätte und dann wieder schwankend geworden wäre. Er konnte nicht umhin, auch die un-

schlüssigen Zweifel des Professors auf einen krankhaften Zustand zurückzuführen — und wahrlich, dieser Gedanke bekümmerte ihn stärker als die Todeskrankheit der Prinzessin von Grumbach. Heiding hatte sich von seinem jungen Freunde weggekehrt, der endlich sagte:

„So wird es wohl das beste sein, ich sehe die kranke Prinzessin selbst und Sie gestatten mir eine Untersuchung. Wir haben in Willovius' Klinik eine ganze Anzahl ähnlicher Fälle gehabt, lieber Professor, und vielleicht kann ich etwas zur Stütze Ihrer ersten Diagnose beitragen, vielleicht ist die Operation dennoch möglich."

„Ich sage dir, daß ich fest entschlossen bin, das arme Mädchen nicht unnötig zu quälen," entgegnete Professor Heiding. „Ich habe alles erwogen und bin gewiß, das Rechte zu tun — es ist einer von den schweren Fällen, die zum Glück nur selten vorkommen, wo wir so gut wie machtlos sind. Vielleicht wäre es das beste, du ersparteſt dir den traurigen Anblick und Eindruck — da ich deiner Hilfe nicht bedarf, möchte ich dir keinen Teil an meiner Trauer aufladen. Denn das Geschick der schönen und guten jungen Dame erfüllt mich wirklich mit Schmerz, Erwin!"

„Sie haben mir ehedem selbst gesagt, mein teurer Lehrer, daß der Arzt noch immer etwas versuchen darf, versuchen muß, die geheime Heilkraft der Natur zu wecken, deren Grenzen wir nicht kennen," wendete der junge Arzt ruhig ein. Es gelang ihm offenbar nicht völlig, die Befremdung zu verbergen, die ihn mit jedem Augenblick stärker überkommen hatte. Im Wesen des Professors empfand Erwin eine Mischung von Reizbarkeit und Niedergeschlagenheit, von Weichheit und Eigensinn, die er niemals an ihm wahrgenommen hatte und die ihn selbst

jetzt beinahe bedauern ließ, hierhergekommen zu sein. Doch schuldete er dem väterlichen Freunde zu viel und hielt ihn zu hoch, um irgendwelchen Unmut zu verraten, und fuhr ruhiger fort: „Ich glaube nicht, daß ein Arzt schmerzlichen Eindrücken ausweichen darf, wenn er die geringste Hoffnung hat, anderer Schmerzen zu lindern. Lassen Sie mich immerhin meinen Teil tragen, liebster Professor, ich bin nun einmal hier, und wenn ich nach allem, was Sie sagen, schon fürchten muß, daß ich Ihnen nicht viel nützen kann, so möchte ich nicht ganz umsonst gekommen sein. Sie wissen, der bloße Hinzutritt eines neuen Arztes wirkt auf die Kranken belebend, hoffnungerweckend, und warum wollen Sie im schlimmsten Falle der Todkranken diese lichteren Minuten nicht gönnen?“

In Erwin Buchhoffs Stimme war der herzliche Klang, dem Professor Heiding schon vor einem Jahrzehnt und noch früher nur schwer widerstanden hatte, selbst wenn der knabenhafte Pate etwas Törichtes oder Überflüssiges erbat. Auch jetzt nickte er und erwiderte lächelnd und sogar mit einer Art Hast:

„Du kannst recht haben, mein Junge; es tut dem armen Prinzeßchen vielleicht gut, ein frisches und kluges Gesicht wie das deinige zu sehen. An der Sache wirst du nichts ändern können und mir recht geben müssen — aber da sie hier einmal wissen, daß du eintreffen solltest, wirkt es wahrscheinlich günstig, wenn sie dich sieht. Komm, laß uns nach deinem Zimmer gehen, du wirst dich ein wenig zurecht machen müssen, wir sind hier so ungefähr bei Hofe.“

„Aber, lieber Professor, mehr als ein frisches Oberhemd und ein paar Bürstenstriche habe ich nicht an meine Person zu wenden, ich bin auf einer Fußreise,“ wandte

Erwin ein. „Und wo ich hier hausen soll, müssen wir auch erst erforschen; ich habe, wie ich vom Wagen stieg, nur nach Ihnen gefragt, weil ich Gefahr im Verzug glaubte."

„Das ist nun — ich muß sagen leider! — nicht der Fall. Dein Zimmer kann ich dir finden helfen, ich habe verlangt, daß du gleich neben mir einquartiert werdest, und das wird wohl geschehen sein. Wir müssen den Gang nach rechts ein Stück zurück. Dort hinüber liegt eine Flucht Zimmer, deren Fenster in den Garten gehen — ein echtes Stück altfranzösischer Gartenkunst, wie man's selten mehr sieht!"

Professor Heiding leitete während dieser Unterhaltung seinen Paten an einer endlosen Folge breiter Türen vorüber; Schloß Bergfeld mußte größter sein, als es Erwin bei der Anfahrt im nächtigen Dunkel erschienen war. Schon schossen auch von zwei Seiten Diener herzu, der eine von ihnen meldete sich als zur persönlichen Bedienung des Herrn Doktors bestimmt. Heiding überzeugte sich mit einem flüchtigen Blick durch die geöffnete Tür, daß man seinem jungen Freunde zwei schöne Zimmer eingeräumt habe, deutete dann auf eine andere Tür und sagte: „Also mach rasch, Erwin, ich will dich erwarten und dann sogleich zu unserer Kranken führen."

„Ich bin in weniger als zehn Minuten bei Ihnen," erwiderte der junge Arzt schon aus dem Schlafzimmer heraus, wo ihm der Diener den reich ausgestatteten Waschtisch anwies. Er lehnte weitere Dienste ab und eilte, nachdem er die Schuhe gewechselt, seine einfache Toilette zu beendigen, wozu er nach seiner Gewohnheit kaum fünf Minuten brauchte. Als er mit dem Armleuchter wieder in das vordere Zimmer trat, fand er trotz seines Widerspruchs den Diener mit der Bürste in der Hand

und ließ nach kurzem Wortwechsel die Hilfe des Mannes über sich ergehen. Nie im Leben hatte er einem Krankenbesuch mit so wunderlich unklarem Gefühl entgegengesehen, aus den Mitteilungen Heidings hatte er wenig Licht gewonnen — wie eine Furcht beschlich es ihn, daß zum erstenmal sein Erkennen, sein Urteil von dem seines Lehrers abweichen könne, und gleichwohl regte sich ein dunkler, traumhafter Wunsch, daß es so sein möchte. Ungeduldig erklärte er sich für fertig, während der Diener noch eifrig an seinem Sommeranzug herumbürstete; rasch war er an der Tür, die ihm der Professor vorhin bezeichnet hatte. Er nahm sich kaum Zeit, darauf zu achten, daß auch Heiding in einigen Gemächern von etwas verschossener Pracht einquartiert war, sondern rief dem Wartenden, der inzwischen ein Buch ergriffen hatte, aber sichtlich nicht las, von der Schwelle aus zu: „Ich bin zu Ihrer Verfügung, lieber Professor — Sie werden mich doch bei Ihrer Kranken einführen? Und wer ist bei ihr oder um sie?"

„Eine Wärterin aus dem Vinzentiusstift in Fulda und in der Regel Frau Horn, ihre Kammerfrau," antwortete Professor Heiding, indem er den jungen Mann über Gänge und breitere Vorsäle nach dem Teile des Schloßflügels führte, den die Prinzessin bewohnte. Wieder fiel es Erwin auf, daß der ältere Freund auch auf diesem kurzen Gange von Willovius und Erwins zu erwartendem Buche sprach — ganz als ob er dem Gespräche über die Kranke und ihr schweres Leiden ausweichen wollte. So fühlte er selbst eine gewisse Befangenheit, die er mit dem Vorsatz besiegte, sein Auge sorglicherweise offen zu halten und alles, was er erlernt habe, für den Mann einzusetzen, dem er ja alles dankte, was er wußte und war.

In einem Vorzimmer fanden die beiden Ärzte einen älteren Mann in dunkler, schlichter Kleidung, den Heiding mit der Frage begrüßte, ob die Prinzessin schlafe. Als dies verneint ward, sagte der Professor: „Dann bitte, Herr Franke, lassen Sie durch Frau Horn Ihre Durchlaucht wissen, daß der Doktor Buchhoff aus Berlin, mein junger Freund, angekommen sei!"

Der Alte verschwand mit der Meldung in das anstoßende Zimmer, das nur durch einen Türvorhang von dem Vorgemach getrennt war; Heiding unterrichtete mit leiser Stimme seinen Gefährten, daß der Alte der ehemalige Kammerdiener des Landgrafen Philipp sei, der im Ruhestand in einem der kleinen Häuser zwischen Park und Dorf lebe. Seit die Prinzessin von Grumbach schwer krank darniederliege, habe sich Jakob Franke nicht abhalten lassen, bei ihr und für sie Dienst zu tun.

Erwin Buchhoff konnte nichts antworten, denn der Alte kam bereits zurück. Er hielt, wie er heraustrat, den dunklen Türvorhang offen und meldete, daß Prinzessin Hildegard bereit sei, den Herrn Professor und den Herrn Doktor zu sehen. Indem Heiding und sein Schüler an ihm vorüber und in das nächste Zimmer eintraten, sah Jakob Franke dem jungen Berliner Doktor mit zweifelndem Ausdruck ins Gesicht. Er mochte sich den Freund des berühmten Würzburger Mediziners etwas älter gedacht haben. Der alte und der junge Doktor Erwin durchschritten ein größeres, mäßig erleuchtetes Zimmer, in dem nächsten aber empfing sie volle Lichthelle; Frau Horn, die Kammerfrau der Prinzessin, knixte ihnen entgegen, auch sie heftete ein Paar erstaunte Augen auf den Ankömmling. Weder Professor Heiding noch sein Begleiter achteten darauf, die Augen des letzteren richteten

sich fest und mit dem zugleich forschenden und tröstlichen Ausdruck, den nur der ärztliche Beruf gibt, auf ein leidendes aber schönes Gesicht, das ihn von den Kissen des Bettes und unter dem Betthimmel von blauem Atlas hervor ein wenig bänglich ansah. Der Professor trat rasch auf die Kranke zu und sagte freundlich: „Hier, Durchlaucht, erlaube ich mir Doktor Erwin Buchhoff, meinen Schüler und jungen Freund, vorzustellen, den wir auf dem Inselsberge glücklich ergriffen haben und der gern zu Ihrem Beistand gekommen ist.“ Damit führte er den Zögernden näher an das Krankenbett heran — das Köpfchen der jungen Dame, das durch einen Berg von Kissen gestützt ward, versuchte eine leichte Neigung gegen den Vorgestellten, und eine Altstimme, die trotz des befangenen Lispelns klangvoll blieb, schlug an sein Ohr: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie um meinetwillen Ihre Reise unterbrochen haben. Ich danke Ihnen herzlich für den guten Willen, den Sie mir erweisen, ich kann leider kaum hoffen, daß Sie mehr Freude an mir erleben werden als der Herr Professor, und fürchte, daß ich sehr krank bin.“

Der Professor murmelte ein paar ermutigende Worte, Doktor Erwin blickte mit rasch wachsender Teilnahme in die blauen Augen, die sonst wohl strahlend und tief waren, jetzt aber den Wechsel von Mattigkeit und fieberischem Glanz zeigten, der im Gefolge längerer Leiden sich einzustellen pflegt. Er erkannte in dem bleichen Gesicht die reinen und lieblichen Züge wieder, die ihm drüben im Bibliothekzimmer die kleine Marmorbüste des jungen Mädchens gezeigt hatte — und unterschied sie von den entstellenden Furchen des Leidens. Der früh erfahrene junge Arzt wußte schon jetzt, daß die Krankheit der jungen

Dame ein tiefliegendes, schweres Leiden sei und daß die zarte Gestalt unter den blauseidenen Decken geringe Widerstandsfähigkeit besitzen mußte. Er wechselte einen Blick mit Professor Heiding und dann den Platz mit diesem. Die Kammerfrau der Prinzessin schob Lehnsessel für die beiden Ärzte heran, Heiding ließ sich nieder, Erwin nahm stehend und mit einer Verbeugung die Hand der Prinzeß Hildegard in die seine. Er prüfte scheinbar nur den Pulsschlag, in Wahrheit ruhten aber seine Augen auf den Zügen, der ganzen Erscheinung der jungen Kranken mit einem Ernst, einer gespannten Aufmerksamkeit, die er auch durch ein gefälliges Lächeln nicht verbergen konnte. Nach wenigen Minuten legte er mit zarter Sorgfalt die Hand des Mädchens wieder auf die Decke, dann aber hob er leise an: „Durchlaucht werden mir eine kurze Untersuchung gestatten müssen."

Er wußte weder, warum er gezögert hatte, ehe er die unerläßliche Bitte aussprach, noch wie es kam, daß die Glut, die das Gesicht der kranken Prinzessin bedeckte, auch auf seine Wangen übersprang. Heut und hier war eben alles anders als bisher, er war sonst kühl und klar an jede Untersuchung, jede Aufgabe seines Berufes herangetreten, und in diesem Augenblick empfand er in die Seele der Kranken hinein, daß sie ein junges Mädchen und er ein junger, sehr junger Arzt sei. Er faßte sich, so rasch er es vermochte, und fügte mit einem Blick, der für seine Kühnheit um Verzeihung bat, hinzu:

„Sie leiden schwer, Durchlaucht, und unsere ganze Pflicht ist es, Ihnen Linderung und Heilung zu schaffen! Da mir Professor Heiding die Ehre erweist, mich zu seinem Beistand zu rufen, darf ich nichts versäumen, was Ihnen notwendig und hilfreich sein kann, und hoffe,

Durchlaucht lassen mich nicht entgelten, daß ich eben keinen weiteren Anspruch auf Ihr Vertrauen habe als die Empfehlung meines verehrten Lehrers."

Der gütige Ernst dieser Worte wirkte so eindringlich, als sei Doktor Erwin in diesen wenigen Minuten um zwei Jahrzehnte älter geworden. — Die blauen Augen über dem Kopfkissen blickten den hilfseifrigen jungen Mann dankbar an, dann schlossen sie sich, und Prinzeß Hildegard hauchte leise: „Wenn es denn sein muß — — lieber Herr Professor!" Sie zweifelte nicht mehr, daß es sein müsse, aus dem Ton der wenigen Worte aber hörte Heiding den Wunsch heraus, daß er in ihrer Nähe bleiben möge.

Er verständigte Erwin Buchhoff durch einen Blick, daß er zwar die Bitte der Prinzessin erfüllen, ihn jedoch völlig seinem eigenen Eindruck und Urteil überlassen wollte. Während er die Kammerfrau und die Krankenwärterin herzurief, um Prinzeß Hildegard beizustehen, trat der jüngere Arzt zu der Lampe, die auf einem Marmortisch in der Nähe des Bettes stand, schraubte die Flamme höher und rückte die Lampe zurecht, daß der volle Lichtstrahl auf den Teil des Bettes fiel, wo die Kranke lag. Dann zog er aus seiner Rocktasche ein Etui mit Instrumenten, das er stets bei sich führte, und kniete auf dem Teppich vor dem Bett nieder, sein ganzes Wesen ging in Spannung und ernster Teilnahme unter, es trat nicht in sein Bewußtsein, daß es ein Teil eines weißen, schönen Frauenleibes sei, der enthüllt unter seinen Blicken, seinen scharf prüfenden Augen lag. Zehn Minuten oder noch länger hatte Erwin seiner Untersuchung obgelegen, als ihn plötzlich ein tiefer Seufzer der Kranken aufschreckte und ihn sofort enden ließ. Ein Blick zu Professor Heiding aufwärts, der die

Hand der Prinzessin hielt, ein Wink an die Kammerfrau und der junge Arzt stand wieder neben dem Lager, wo die zitternde schlanke Mädchengestalt die seidenen Hüllen fester als zuvor um sich zog. Er brachte durch einige ruhige Fragen die Erschütterung ihres Gemüts ins Gleichgewicht und sagte dann:

„Ich danke Ihnen, durchlauchtigste Prinzessin, und darf Ihnen sagen, daß ich die Hoffnung meines Lehrers und Freundes auf Ihre baldige Wiederherstellung teile. Wir dürfen Sie heute nicht weiter stören, je mehr Sie schlummern können, um so besser wird es für morgen sein! Sie haben doch für den schlimmeren Fall ein Schlafmittel verschrieben, lieber Professor?"

Heiding nickte, er sah seinen Schüler verwundert an — der Nachdruck, den Erwin auf das Wort „morgen" gelegt, und ein Aufleuchten im Blick des jungen Mannes waren ihm nicht entgangen. Aber er fügte auch seinerseits ein paar tröstliche Worte hinzu und wünschte zugleich mit Erwin der Kranken gute Ruhe. Im Heraustreten aus dem Schlafzimmer nahm er wahr, daß die Augen der Prinzessin nicht ihm, sondern seinem jungen Gefährten folgten. Erwin hatte nichts davon bemerkt, er fragte nur kurz: „Wohin, lieber Professor?" und folgte Heiding zur Bibliothek. „Wir sind dort so ungestört als in unseren Zimmern, und der Landgraf, der zum Diner nach Liebenstein gefahren ist, wird bei der Rückkehr mich befragen und dich begrüßen wollen."

Beide blieben schweigsam, bis die Tür des Bibliothekzimmers hinter ihnen ins Schloß gefallen war. Dann machte der Professor eine Handbewegung, als ob er den jungen Freund zum Sitzen einladen wolle, und dann gingen sie beide umher, jeder wartete auf das erste Wort

des anderen, bis Heiding sich vernehmen ließ: „Was ist dein Eindruck? Was sagst du?"

„Daß ich Ihre Belehrung erwarten muß wie ehedem!" versetzte Erwin rasch, aber nicht ohne Nachdruck. „Meine Diagnose ist durchaus Ihre ursprüngliche, die Sie seitdem verworfen haben! Nach meinem Dafürhalten gibt es gar keinen Zweifel — ein Leberechinokokkus, der durch eine Operation beseitigt werden kann und muß!"

„Das war anfänglich meine Meinung — ich glaube es nicht mehr! Hättest du länger untersucht, würde dir die Befürchtung nahe getreten sein, daß es sich um eine Nierenentartung handle, bei der nicht zu operieren ist."

„Das würde sich durch eine Probepunktion feststellen lassen!" rief Erwin und unterdrückte den Nachsatz, daß er an Heidings Stelle schon getan haben würde, was er jetzt vorschlug.

Heiding erriet offenbar, was der junge Mann verschwieg, denn er sagte mit einer Art Erregung: „Was ich getan und gelassen habe, hängt mit meinem Urteil über den traurigen Fall zusammen. Eine Operation auf Leben und Tod, die es doch auch in deinem Sinne bleibt, kann eine Wohltat sein — hier ist sie gewiß keine, glaube mir, Erwin, wenn du mir je geglaubt hast!"

Der junge Arzt lauschte diesen Worten betroffen, ja bestürzt. Seine Furcht von vorhin, daß Heiding selbst leidend und infolgedessen befangen und unsicher geworden sei, erwies sich als nichtig — was ihm unklar gewesen war, erhellte sich mit einemmal — und dennoch, dennoch — hatte er den Professor recht verstanden, konnte er ihn recht verstanden haben? Ein Gefühl schmerzlichen Staunens, eine Wallung des Unmuts drohte ihn zu überwältigen — aber er hielt an sich und fragte nur bewegt:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich mir Ihre Erklärung falsch deute! Glauben Sie wirklich, daß der Arzt in irgend einem Falle das Recht hat, das Mögliche zu unterlassen, weil er nicht einsieht, daß seinem Patienten das Leben frommen kann? In Ihrer Anschauung liegt ein so ungeheurer Widerspruch mit allem, wozu Sie mich erzogen, was Sie mich gelehrt haben —“

„Erwin! Mitleid habe ich dich gelehrt — zum Mitleid habe ich dich erzogen — nicht zu dem ärmlichen des Hundes, der dem armen Lazarus die Schwäre leckt, sondern zum klar urteilenden, kräftig handelnden Mitleid, das dem wahren Heilkundigen ziemt!“ unterbrach Professor Heiding seinen Schüler. „Ich hätte gehofft, daß du mich ohne Auseinandersetzung verstehen würdest, merke aber zu meinem Leidwesen, daß wir uns fremder geworden sind. Setze dich zu mir und laß dir ruhig darlegen, was ich weiß, was ich ahne und meine.“

Erwin wollte der Aufforderung schweigend gehorchen, so gewaltsam sich auch Bitten, Beschwörungen, leidenschaftlicher Widerspruch in ihm regten und nach den Lippen drängten. Aber weder er noch Professor Heiding kamen zu Wort, auf dem Gange vor der Bibliothek klangen eilige Schritte, die Tür ward aufgerissen, eine Stimme rief hastig herein: „Durchlaucht der Herr Landgraf!“ und indem beide Ärzte ihre Augen der geöffneten Tür zuwandten, erschien in dieser ein etwa vierzigjähriger breitschulteriger Herr, dessen Kopf und schmales blasses Gesicht in seltsamem Mißverhältnis zu dem kräftigen Wuchs der Gestalt standen. Er war in Gesellschaftsanzug, trug das große Band eines Hausordens und den achtstrahligen Johanniterstern, sah aber nach einem längeren Diner und einer mehrstündigen Fahrt etwas unordentlich aus.

Er erwiderte die Verbeugung der beiden Gelehrten mit freundlichem Gruß, schnitt Heiding die beabsichtigte Vorstellung Erwins kurz ab, reichte dem Ankömmling die Hand und sagte:

„Heiße Sie willkommen, Herr Doktor, danke Ihnen, daß Sie kommen wollten. Der Professor meint, daß er nichts ohne Sie vermöchte. Hab's schon unten gehört, daß man Sie vom Inselsberg herunter hierher geschleppt hat. Haben meine Stiefschwester schon gesehen? — Und was sagen Sie? Finden Sie es so schlimm wie der Professor heute morgen? Und was ist's eigentlich? Eine Verzehrung — bei der gleichwohl an eine Operation gedacht wird?"

„Prinzeß Hildegard Durchlaucht ist sehr krank!" erwiderte Erwin mit Rückhaltung. „Ich habe die Kranke nur einmal untersucht — bin noch zu keinem unbedingt sicheren Urteil gekommen. Ob eine Operation die Grundursache des Zustandes heben kann, werden wir — mein Lehrer und ich — erst nach einigen Vorversuchen entscheiden."

„Glauben also auch an den Hundswurm?" fragte der Landgraf, ließ sich in einen der Sessel nieder und lud durch einen Wink die beiden Ärzte ein, sich zu ihm zu setzen. „Sag's immer," fuhr er fort, „daß die Schoßhunde den Damen nur Unheil bringen. Verstehe gleichwohl nicht, wie's zu solcher Extremität gekommen! Und sind also Ihrer Sache gewiß, Herr Doktor? Gewisser als der Professor?"

„Ehe ich dies sagen könnte, müßte eine noch genauere Untersuchung — eine gemeinsame — bei Tage vorangehen," gab Erwin rasch zur Anwort. „Auch müßte ich die Krankheitsgeschichte der durchlauchtigen jungen Dame

mit Professor Heiding eingehend besprechen, wozu bisher keine Zeit war."

„Weiß, weiß — sind nicht lang' erst angekommen!" rief der Landgraf. „Wir werden also morgen Bescheid und Entscheid haben! Wäre wünschenswert — in jedem Betracht. Habe keine Vorstellungen von der Möglichkeit einer Operation in solchem Fall! Müssen es jedenfalls in Hildegards Willen stellen, ob sie das Wagnis auf sich nehmen, nicht lieber in Ruhe einschlafen will! — Wäre schlimm, wenn das frische Mädchen in solchem Elend verderben müßte — wünsche euch guten Rat und besten Erfolg, ihr Herren, glaube aber vorderhand nicht recht daran! Nichts für ungut!"

Er hielt inne und schien auf eine Antwort des jungen Mannes zu warten, zu dem er vorzugsweise gesprochen hatte. Da Erwin Buchhoff stumm blieb, nahm Professor Heiding das Wort:

„Auch wir sind weit von frevelhafter Zuversicht entfernt, Durchlaucht, und wollten eben vor Ihrem Eintritt noch einmal alle Möglichkeiten erwägen und prüfen. Hoffentlich haben Ew. Durchlaucht das Zutrauen, daß ich und mein junger verdienter Freund nach ernster Beratung das Rechte treffen!"

„Und wenn auch — was wär's?" sagte der Landgraf nachsinnend. „Die arme Hildegard wird, falls sie kümmerlich am Leben bleibt, wenig genug vom Leben haben! Hat kaum viel bessere Aussichten, als hier im verwunschenen Schlosse zu verhutzeln. Ihre Geburt aus meines Vaters dritter Ehe — ihre ganze Lage — Sie verstehen! Hatte ihre Hand dem Grafen Schlichta zugesagt — sie konnte nicht ruhen, bis die Sache zurückging. Geb's zu, daß der Schlichta nicht viel besser als

ein Abenteurer ist! Aber was denkt so ein Mädchen? Der Schlichta ist nicht schlimmer als die anderen, einer wie alle; soll erst gebacken werden, der Prinz, der für sie paßt! Wird an anderen Bewerbern nicht mehr Freude erleben! Weiß der Himmel, daß sie mir von Herzen leid tut — will ihr wünschen, daß Sie ihr die Gesundheit wiedergeben, bleibt aber ein zweifelhaft Gut für sie! — Hoffe, die Herren gönnen sich heute abend etwas Erholung! Würde mir die Ehre geben, Sie beide zum Abendessen bei mir zu sehen, soupiere aber heut nicht. Lasse für Sie im kleinen Tafelzimmer unten servieren — gute Nacht, meine Herren — will Hildegard noch guten Abend sagen. Gott befohlen!"

„Durchlaucht! — die Kranke schläft vielleicht schon — — sie schien mir aufs äußerste erschöpft!" ließ sich plötzlich Erwins Stimme vernehmen. Er hatte, während der Landgraf sprach, seinen Sessel in das Dunkel zwischen zwei hohen Bücherschränken zurückgezogen, um seine innere Erregung nicht zu zeigen. Jetzt hatte er es doch für Pflicht gehalten, sein Schweigen zu brechen; Landgraf Heinrich hätte, wenn er es der Mühe für wert erachtet, den veränderten Ausdruck im Gesicht des jungen Arztes so gut wahrnehmen können, als ihn Professor Heiding sah. Aber er sagte im Weggehen nur gleichmütig:

„Auch gut — sagen wir lieber guten Morgen! Für Sie, meine Herren Doktoren, gute Nacht und guten Rat!"

Erwin starrte, als sich hinter dem Weggehenden die Tür des Bibliothekzimmers wieder schloß, nach den Goldleisten dieser Tür — oder wollte er nur vermeiden, seinen Paten und Lehrer anzublicken? Der Professor aber sagte alsbald mit einem schmerzlichen Lächeln: „Du hörtest — Erwin?"

„Ich hörte! Der Herr Landgraf von Bergfeld, Durchlaucht, scheint uns Ärzte für eine Art bequemer und billiger Mörder zu halten!“ gab der junge Mann leidenschaftlich zur Antwort und vermied noch immer den Augen Heidings zu begegnen.

„Überreizt und ungerecht, Erwin!“ rief Heiding jetzt auch erregt. „Ist das die Wirkung der Reichshauptstadt? Der Landgraf läßt sich nicht träumen, daß du ihn so mißverstehen könntest. Dir tritt plötzlich entgegen, was ich schon seit einigen Tagen empfunden und erlebt habe. Die arme kranke Prinzessin ist in einer unseligen Lebenslage und allen im Wege. Gerade dieser Bruder gönnt ihr wahrlich das Leben, möchte es ihr sogar nach seiner Weise freundlich gestalten — nur daß er's nicht anzufangen weiß. Ihr Schicksal liegt ihm als eine Last auf der Seele und er sieht überall kein Glück für sie! Der Herr ist wenig gewöhnt, mit seinen Gefühlen und Einsichten hinter dem Berg zu halten — und so verschweigt er uns nicht, daß der Tod für seine junge Stiefschwester das Beste sein könnte, nachdem sie einmal so krank ist.“

„Und Sie, lieber Meister — Sie, eben Sie! — können solche Anschauung teilen?“ fragte Erwin. Er tat sich Gewalt an, um nichts von der Entrüstung und dem Schmerz laut werden zu lassen, die ihn erfüllten; doch Professor Heiding hörte sie aus der sanften Frage heraus. Er ergriff Erwins Hand und sagte:

„Muß ich dich heute daran mahnen, Erwin, daß du mich lange kennst und wie du mich kennst? Es sind schwere, das Herz bedrückende Stunden, in denen unsere wissenschaftliche Einsicht, unser Pflichteifer mit dem menschlichen Gefühl in Widerstreit gerät — doch auch sie müssen bestanden werden. Du zweifelst nicht, daß es nutzlose

Grausamkeit ist, den Todkranken, Sterbenden aus dem Schoße seiner Familie zu reißen, um ihm in Korfu oder Ägypten ein paar freudlose Wochen das nackte Leben zu verlängern, dir wie mir gilt es als unverantwortlich, wenn sie in einer Klinik eine Operation vornehmen, bei der sie von vornherein wissen, daß keine Hoffnung der Erhaltung, der wirklichen Genesung ist!"

„Das alles leidet aber hier keine Anwendung, teuerster Professor!" fiel der junge Arzt ein, dem es schwer wurde, ruhig zu bleiben, und der in seiner Vorstellung den väterlichen Freund auf Haaresbreite an einer Tiefe hinschreiten sah, die schwindelnden Absturz drohte. Der Professor legte abermals beruhigend die Rechte auf Erwins Arm und fuhr leiser, aber mit leidenschaftlichem Tone fort:

„Jetzt vernimm erst, was ich hier gefunden und empfunden habe! Ich wurde durch einen reitenden Boten, dem eine Stunde später der Jagdwagen des Landgrafen folgte, der auch dich vom Inselsberg heruntergeholt hat, von meinem stillen Ruppberger Hofe aufgeschreckt. Der Brief des Landgrafen sagte einfach, daß seine junge Stiefschwester täglich kränker und kränker geworden sei und daß er seine letzte Hoffnung auf den günstigen Zufall setze, daß ein namhafter und ausgezeichneter Arzt in seiner Nähe sei, und hoffe, daß ich die erbetene Hilfe nicht versagen werde. Du siehst schon hieraus, wie unrecht du vorhin dem Herrn getan hast! Als ich die Kranke einen halben Tag beobachtet hatte, spürte ich, daß ein anderer Druck als der des inneren Übels auf ihrem Wesen laste. Eine unbewußte Schwermut — die schlimmste von allen — tat ihrem natürlich einfachen Wesen keinen Eintrag, aber bereitete mir schon Sorge, ehe ich schärfer und klarer sah. Prinzeß Hildegard verriet in nichts Lebensmut,

Sehnsucht nach Genesung, heitere Hoffnung, was doch alles in ihrem Alter nicht fehlen darf. Sie klagte kaum und war liebenswürdig dankbar für jede augenblickliche Erleichterung, die ich ihr verschaffen konnte, aber in all ihrem Dank und all ihrer Liebenswürdigkeit trat eine trübselige Resignation zutage, die mir zugleich wehtat, Sorge machte und mich zwang, Augen und Ohren weit zu öffnen. Da sah und hörte ich denn, daß das arme junge Geschöpf ein verlorenes, überflüssiges Leben führt, im traurigsten Sinne des Wortes. Der alte Landgraf Philipp hat seine dritte Ehe mit der Gräfin Ostheim in einer Anwandlung vorübergehender Leidenschaft, ja seinen erwachsenen Kindern erster Ehe zum Trotz, geschlossen. Er war schon zuvor in seinen Besitzverhältnissen zerrüttet, und die dritte Gemahlin, die übrigens lange vor ihrem dreißig Jahre älteren Gemahl gestorben ist, soll das Ihrige zum Zusammenschwinden des Allodialvermögens beigetragen haben. Erbärmliche Realitäten, mein Junge — aber du weißt, daß menschliche Liebe und menschlicher Haß zu drei Vierteln — schlecht gerechnet! — am Mein und Dein hängen. Durch die dritte Heirat und die angebliche Verschwendung der Mutter Prinzeß Hildegards sollen namentlich die Kinder der zweiten Ehe schwer benachteiligt worden sein, denn der Landgraf, den du vorhin sahst, und seine beiden wirklichen Brüder waren natürlich die Erben der großen Herrschaften, die der alten Durchlaucht gehört hatten. Recht verständlich sind mir diese häßlichen Dinge nicht geworden — genug, die Landgrafen von Bergfeld sind reich, ihre Stiefgeschwister aus zweiter Ehe, die Prinzen und Prinzessinnen von Heinrichstal heißen, sehr viel ärmer, die kleine Prinzessin von Grumbach aber, das unglückliche Nesthäkchen, am allerärmsten. Sie ist mit

einem sichergestellten Kapital von hunderttausend Talern abgefunden worden — ein hübsches Vermögen für eine Frau aus unseren Lebenskreisen, ein armseliges für eine Frau, die den Prinzessinnentitel führt. Dazu hat der alte Landgraf den schlimmen Einfall gehabt, dies Vermögen der nächstältesten Stiefschwester, einer Prinzessin von Heinrichstal, die an irgend einen Vetter verheiratet gewesen ist und verwitwet gleichfalls hier im Schlosse lebt, zuzusichern, falls Prinzeß Hildegard unverheiratet und kinderlos stürbe! Seitdem steht, wie mir der alte Kammerdiener vertraut hat, Prinzessin Luise, die Stiefschwester, zwischen dem armen Kinde und jedem Bewerber, zwischen ihr und dem Glück, zwischen ihr und dem Leben!"

„Aber was sollen wir damit? Was geht all dies vornehme Elend, all dieser Greuel uns an?" rief Erwin wieder drein. Seine Erregung, die Professor Heiding mit seinem Bericht zu stillen gedachte, wuchs in jeder Minute; das bittere Gefühl, dem geliebtesten, verehrtesten Manne fremd und ohne Verständnis gegenüberzustehen, gesellte sich zur quälenden Mißempfindung über das Stück Weltlauf und Menschenelend, das sich hier unerwünscht vor ihm auftat. Der berühmte Arzt schaute seinem jungen Paten tief in die blitzenden Augen, sein Blick schloß einen stillen Vorwurf ein, vor dem Erwin die Stirn senkte, ohne doch überzeugt zu sein, daß er den Vorwurf verdiene.

„Was wir damit sollen?" fragte Professor Heiding. „Ein so schweres Gewicht, wie die ganze trostlose Lage des armen kranken Mädchens, ist bei unseren Entschlüssen nicht achtlos zur Seite schieben! Nichts weiter, Erwin! Ich könnte dir noch hundert Dinge erzählen, die hier aus den Wänden schwitzen und aus den Taxushecken

des Gartens wachsen. Alles führt auf das eine hinaus, daß Prinzeß Hildegard unter bösem Stern geboren ist, und daß es gleich schmerzlich ist, daran zu denken, dies blühende Leben müsse erlöschen oder werde durch unsere Kunst zu langjährigem hoffnungslosem Gram und dumpfem Druck verurteilt. Laß uns alles wägen, mein Freund, und bedenken, daß, wenn wir hier die moralische Gewalt ausüben, die der Arzt hat, den Willen der Kranken zu lenken, zu bestimmen — wir eine schwere Verantwortlichkeit auf uns laden."

„Und wenn wir dies nicht tun, Meister, nichts tun und die junge Prinzessin hilflos verderben lassen, wird die Verantwortlichkeit minder schwer sein?" fragte Erwin. Er legte beide Hände auf die Schultern seines Lehrers, als müsse er ihn rütteln und aus der Gedankenreihe reißen, in deren Bann er ihn erblickte.

„Denk's aus, Erwin, was es heißt, wenn wir uns sagen müssen: wir haben das arme Mädchen überredet, genötigt, moralisch gezwungen, sich einer Operation auf Leben und Tod zu unterwerfen, brüsten uns mit dem Triumph, sie am Leben erhalten zu haben, und sind die Ursache, daß sie lange, lange Jahrzehnte ein verödetes, vergiftetes, unseliges Dasein führt! Ich möchte es nicht tragen — wenn du mehr Mut hast —"

„Um Gottes willen, lieber Professor, wo handelt es sich hier um Mut oder nicht Mut? Es ist des Arztes höchste unerschütterliche Pflicht, zu helfen, soweit er kann — nach allem anderen nicht zu fragen, das leibliche Übel zu heilen und im übrigen zu vertrauen, daß das Leben tausend Mittel hat, da zu helfen, wo kein Arzt hilft! Das alles hab' ich tausendmal aus Ihrem eigenen Munde gehört, mein teurer Pate und Lehrer, auf alles in der

Welt wäre ich gefaßt gewesen, nicht darauf, daß ich meine Empfindung, meinen Pflichtbegriff gegen den Ihren setzen müßte. Bitte, lassen Sie mich noch einmal sagen, wie ich die Dinge ansehen muß!" rief Erwin Buchhoff.

„Es ist nicht nötig, ich ehre dein Gefühl, mein Junge, aber dein Gefühl führt dich diesmal irre!" sagte Heiding, jetzt mit eherner Bestimmtheit im Ton. „Du hast hier nicht erlebt, was ich erleben mußte: das Leid und Mitleid beinahe aller Diener, aller Leute des Ortes über die unglückliche Lage der Prinzessin, den achselzuckenden Gleichmut des Bruders, die unedle Geldgier und den schlecht verhohlenen Haß der Stiefschwester, die hoffnungslose Todesmüdigkeit des armen Kindes selbst! Ich leugne dir's nicht, daß mir leichter ums Herz ward, als sie ihren Entschluß aussprach, keine Operation an sich vollziehen zu lassen! Und weil ich gleich fürchtete, daß du mich oder die Prinzessin wanken machen würdest, so schickte ich das zweite Telegramm ab, das dich nicht mehr erreicht hat."

„Die Prinzessin selbst versagt die Operation?" fragte Erwin. „Und Sie haben ihr gesagt, daß dies die sicherste, die einzige Hilfe sei?"

„Was anders?" versetzte der Professor rasch. „Nicht so schroff, wie du es vielleicht sagen würdest, aber für ein gescheites Mädchen — und die kleine Prinzessin ist gescheit — hinreichend verständlich. Und nun, Erwin, da sie so entschieden hat, du aber doch da bist, überwinde dich so weit, daß du ihrem Willen keine Gewalt antust; sie selbst muß wissen, und ich fürchte, sie weiß es, was ihr das Leben wert ist."

„Es ist doch eine Gewissensfrage, ob der Arzt einem Kranken — und vollends einer solchen Kranken — das

Urteil darüber überlassen darf!“ wendete Erwin Buchhoff ein. Aber die leisere Stimme, die gesenkte Stirn verrieten, daß er jetzt zum erstenmal an diesem Abend seinen väterlichen Freund begriff. Durch seine Seele wogten unbestimmt noch hundert Einwände, deren Ursprung und Natur ihm so fremd dünkten wie alles, was er seit dem Spätnachmittag erlebt hatte, doch rang er zunächst vergeblich nach Worten — und wenn er sie gefunden hätte, so würden sie ihm abgeschnitten worden sein. Ein Diener, nicht in der Livree des Hauses, sondern im schwarzen Frack, trat ein und meldete, daß das Souper bereit sei. Professor Heiding nahm auf die Meldung sofort den Arm des jungen Arztes und sagte mit einem Blick nach dem Kammerdiener:

„Laß uns alles morgen früh weiter erörtern! Gewissen Fragen sieht man bei Tageslicht klarer ins Auge! Du wirst müde und hungrig sein — brauchst Rast und bist mir überdies den Bericht über deine letzten Wochen in Berlin und deine Reise schuldig.“

Erwin widerstrebte nicht, er fühlte, daß der Professor recht hatte, daß er der Erquickung bedürftig sei, wenn er auch an keine Ruhe glaubte — folgte daher seinem Führer aus dem Bibliothekzimmer, über den großen Gang und eine erleuchtete Treppe hinab in ein Zimmer, in dem eine Tafel mit nur zwei Gedecken der Herren wartete. Da der ältere Diener fortdauernd hinter den Stühlen der Ärzte blieb und zwei jüngere Diener mit Tellern und Flaschen ab- und zugingen, so mußte es Erwin in Ordnung finden, daß Heiding nicht von dem sprach, was beider Seelen erfüllte und belastete, sondern sich nach Berliner wissenschaftlichen Freunden erkundigte und sich dann zwischen den Schüsseln der reichen Abendmahlzeit

von Ilmenau, der Wartburg und dem Rennsteig erzählen ließ. Es fiel dem jungen Mann schwer genug, den leichten Ton anzuschlagen, der hier geboten war, er gab einsilbigere Antworten, als sein Pate von ihm gewöhnt war, er hatte Mühe, sich zu vergegenwärtigen, daß beinahe alles, wonach der Professor fragte, erst wenige Tage, ja zum Teil erst Stunden hinter ihm lag. Das Erlebnis der letzten Stunde wollte noch nicht zurücktreten, ihm, der Heidings Lebensgewohnheiten so gut kannte, war es heute peinlich, daß der Professor zum letzten Glas Wein eine Zigarette anzündete und das Gespräch mit einer Art Behaglichkeit fortspann. Und dabei hoffte er im stillen, daß die Unterredung, nach der es ihn allein verlangte, im Zimmer Heidings fortgesetzt werden würde. Aber schon, wie er sich endlich von der Tafel erhob, sagte der Professor: „Du mußt müde sein und hast Ruhe nötig! Bist du noch ein Frühaufsteher wie ehedem, so komm alsbald zu mir herüber und wecke mich!“ Und wie sie die Treppen zu ihren Zimmern emporstiegen und Erwin noch auf einer der breiten Stufen fragte: „Gehen Sie sogleich zu Bett, lieber Meister?“ da klang wieder die Antwort: „Gewiß, sogleich, wir werden morgen Kraft nötig haben, wofür wir uns auch entscheiden mögen.“ Als Erwin, unbekümmert um den Diener, der die Lichter in seinem Gemach entzündete, Heiding zu seiner Tür geleiten wollte, wies ihn der Professor freundlich zurück, sagte noch einmal: „Du bedarfst Ruhe und sollst sie haben!“ und schied vor der Schwelle, indem er ihm zuflüsterte: „Wenn es dich drängt, den Fall noch einmal zu überdenken, so verliere den Hauptpunkt nicht aus dem Auge: der Wille der jungen Prinzessin muß entscheiden!“ und dann ein lautes: „Gute Nacht, Erwin!“ hinzufügte.

Eine Minute später hatte sich der Diener entfernt, da ihm der junge Arzt nichts mehr zu befehlen hatte. Erwin Buchhoff war allein in dem reich ausgestatteten und dennoch öden Gemach, das drei Wachskerzen auf dem großen silbernen Armleuchter nur mäßig erhellten. Er setzte sich tiefatmend ein paar Augenblicke in einen der schwellenden Lehnsessel, die den Tisch umstanden. Der alte Freund hatte recht gehabt — er fühlte jetzt, wie sehr ihn die Wanderung des heißen Sommertages auf dem Rennsteig, die plötzliche Fahrt hierher, der jähe Wechsel aller Gedanken, der Anblick der kranken Prinzessin, die fieberhafte Spannung des Gesprächs und des inneren Zwistes mit seinem Lehrer erschöpft hatten. Vielleicht war es diese Erschöpfung, die ihn die Luft der Gemächer dumpfig und verstockt finden ließ. Er öffnete in dem vorderen Raum wie im Schlafzimmer die breiten Fensterflügel und erfrischte sich an der Kühle, die vom Garten heraufquoll. Der reich gestirnte Nachthimmel spannte sich über den dunklen, langgedehnten Bau des Schlosses, in dem da und dort eine Folge von Fenstern noch erhellt war. Zu seinen Füßen sah der Hinabblickende dunkle Laubmassen, in denen er nur Reihen hoher, geradlinig geschorener Taxuswände unterschied. An der Ballustrade, die Schloß und Garten trennte, erkannte er mächtige Sandsteingruppen — Heiding hatte ihm ja vorhin gesagt, daß es hier einen ungewöhnlich wohlerhaltenen französischen Garten gebe. Aber nur flüchtig zog eine Erinnerung an Eichendorffsche Schilderungen durch Erwins Sinn — das Erlebnis des Abends hatte zu mächtig auf ihn gewirkt. Er rief sich in ernster Betrachtung alles, alles zurück, was er von Heiding gehört hatte. Er mußte seinem Meister abermals wider Willen recht geben: es war ein

trauriges, hoffnungsloses Dasein, in das er vor wenigen Stunden den ersten Blick getan hatte — und doch sträubte sich jeder Nerv gegen die trostlose Ergebung, die Heiding predigte. Der Ehrgeiz des Arztes, der Mut des Jugendlichen, der sein dreißigstes Jahr kaum zurückgelegt hatte — ein dunkles, unfaßbares Etwas, das ihn erregte und sein Gesicht, trotz des kühlen Nachthauches, wie im Fieber glühen ließ, widersprachen der herben Weisheit des Professors. Erwin blickte nach den Fenstern hinüber, hinter denen er die Kranke vermutete. Wunderlich genug: jetzt erst, wo er träumte und sein Hirn mit tausend Möglichkeiten zerquälte, der harten Wirklichkeit zum Trotz zu heilen, zu retten, jetzt besann er sich, wie lieblich der Mädchenkopf sei, der ihm wieder von den Kissen entgegenblickte. Ein Schauer durchrieselte ihn in Erinnerung an den holden, schlanken Leib, den er berührt hatte, den er nicht hilflos verderben lassen durfte. Er mühte sich umsonst, kälter und klarer zu denken — immer wieder wallte es heiß und leidenschaftlich bitter gegen die Menschen hier auf, die er nicht kannte, und er mußte sich gestehen, daß er auch dem Manne zürnte, dem er auf der Welt am meisten dankte und den er bis heute am höchsten verehrt hatte.

Indem er in Gedanken seine junge Erfahrung durchlief und sich der kühnsten Wagnisse seiner Wissenschaft zu seiner Kräftigung zu erinnern suchte, mischte sich eine wunderlich phantastische Stimmung, der Nachklang eines Knabenentzückens in die ernsten Bilder. Wie lange Jahre war es her, daß er das Märchen vom Paten des Todes begierig gelesen hatte, der ein hilfreicher, gefeierter Arzt geworden war, weil er helfen durfte, so oft der ernste Pate unsichtbar zu Füßen des Bettes stand. Und als

man ihn zu einer schönen, schwer erkrankten Prinzessin berief und der Tod zum Zeichen, daß hier nicht zu helfen sei, warnend zu Häupten der Kranken stand, da war das Herz des Jünglings in Liebe aufgewallt — um der schönen Leidenden zu helfen, hatte er den Tod überlistet und plötzlich das Bett, auf dem die Prinzessin lag, so herumwenden lassen, daß der Tod sich am Fußende fand und besiegt wurde. Wie kam ihm, dem ernst Prüfenden, ruhig Blickenden der Gedanke an diese Kindergeschichte? War er, der Schüler von Heiding und Willovius, ein Märchenarzt, war er in die Prinzessin von Grumbach verliebt? Er mußte mitten in seinen Sorgen, mitten im gespannten Nachdenken über alle Möglichkeiten des ernsten Falles lächeln und strich mit der Hand über die Stirn, um die wirren Traumbilder zu scheuchen. Nein — nein — das gütige, klare Gesicht seines Paten und väterlichen Meisters war nicht das drohende Antlitz des Todes — die Zeit der Wundertränke lag in grauer Sagenferne. Heute ließen sich Krankheit und drohende Verhängnisse nur mit scharfem Blick, mit sicherer Hand besiegen — vielleicht siegten sie auch hier!

Erwin Buchhoff blickte noch einmal über den lautlosen Gartenraum nach den halbverhüllten Fenstern hinüber — er faßte den Vorsatz, das Äußerste zu tun, damit er niemals zugleich an seinen Freund und Lehrer und an einen Tod denken müsse, den ärztliche Wissenschaft und Kunst nach seiner heiligsten Überzeugung noch abwenden konnten.

* * *

Als Doktor Erwin Buchhoff am nächsten Morgen die Augen aufschlug, belehrte ihn der erste Blick in die dämmernde Helle des Zimmers und auf die Uhr, daß er nach seiner Gewohnheit fest, aber kurze Stunden — ja kürzer als sonst — geschlafen habe. Ob auch ruhig und traumlos wie sonst, hätte er nicht zu sagen gewußt, er spürte bloß, daß alle Vorstellungen, die ihn, bevor er sein Lager suchte, mächtig bewegt hatten, jetzt mit ihm zugleich erwachten. Der junge Mann erhob sich und kleidete sich rasch an. Wieder war es sein erstes, ein Fenster nach dem Garten zu öffnen — er klirrte recht absichtlich damit, in der Hoffnung, daß es der nebenan schlafende Professor hören werde — und durch das Morgengrau, das noch über den geradlinigen Laubwänden und Baumkronen des Gartens lag, nach dem Teile des Schlosses hinüberzublicken, wo er die Gemächer der kranken Prinzessin von Grumbach vermutete. Wahrnehmen konnte er freilich nichts als Reihen von Spiegelscheiben, herabgelassene Rouleaus und Vorhänge — aber seine Phantasie war nur allzu geschäftig, sich Leiden und Leid der jungen Kranken auszumalen. Er versuchte wohl, sich in Heidings Empfindung und Anschauung zu versetzen, fand es aber auch in der klaren Stimmung der Frühe so unmöglich als am Abend zuvor. Aus allem Zwiespalt mit der Auffassung seines Lehrers — aus dem tiefen Mitleid für das junge Leben da drüben, das von den Fittichen des Todes überschattet war — rang sich ein trotziger Entschluß empor: jede Rücksicht beiseite zu setzen, seine Zuversicht auf ihre Rettung frei zu bekennen und auf die Operation zu dringen. Über den Grund so ungewöhnlicher Erregung, so leidenschaftlicher Teilnahme sann der junge Mann nicht nach — jeder, der das erlebte, was

ihm ans Herz gegriffen hatte, mußte denken und handeln wie er. Da das Geschick einmal gewollt hatte, daß er mit dem älteren Freunde nicht eines Sinnes war, so sollte der traurige Zwiespalt wenigstens der kranken Prinzessin zugute kommen.

Gestählt von seinem Vorsatz, pochte er eine halbe Stunde später an die Tür des Professors, fand Heiding in der Tat wach und ward, wie in besseren Tagen, mit einem so herzlichen Gutenmorgen empfangen, daß der trotzige Ernst, mit dem er aus seinem Zimmer gegangen war, schon hieran Schiffbruch litt.

„Sei willkommen, Erwin! Ich hoffe, du hast dich von der starken Anstrengung, die ich dir gestern zugemutet, gebührend erholt? Ich habe unser Frühstück hier im Nebenzimmer bestellt, wo wir ruhig und ungestört miteinander sprechen können. Wir haben ein paar Stunden vor uns — der Landgraf hat mir den Wunsch ausdrücken lassen, daß wir uns zur Konsultation gegen acht Uhr im Salon der Prinzessin einfinden möchten. Ich habe natürlich zuerst Jakob Franke zu mir beschieden und gefragt, ob Prinzeß Hildegard uns oder einen von uns schon früher bedarf — doch erfuhr ich, daß sie eine leidliche Nacht gehabt hat und vor kurzem zum zweitenmal eingeschlafen ist. Wir können also Seiner Durchlaucht den Willen tun!"

Erwin fühlte kleinlaut, daß die Zügel, die er so fest ergreifen wollte, doch noch in der Hand seines Paten ruhten. Er konnte zunächst nichts tun, als sich den Anordnungen des Professors fügen und diesem in das Frühstückszimmer folgen; er war entschlossen unnötige Dienerschaft wegzuscheuchen, um ruhig und dennoch eindringlich mit seinem Lehrer sprechen zu können. Aber der Kaffee-

tisch zeigte sich einladend hergerichtet — kein Diener war in dem kleinen Gemach — es schien, daß der Professor wiederum die geheimen Wünsche seines Schülers erraten habe. Heiding sagte lächelnd: „Ich muß wohl in diesem verwunschenen Schlosse den Wirt spielen!" — schenkte dem jungen Freunde und sich selbst ein und drängte Erwin, sich niederzulassen, da dieser mit großen Schritten den engen Raum durchmaß. Schweigend setzte sich der junge Mann Heiding gegenüber — er war entschlossen, jedes andere Gespräch abzubrechen, um zur Hauptsache zu kommen. Der Professor aber schlürfte schweigsam seine Tasse und hub an:

„Da wir allein sind, Erwin, wollen wir uns über das, was zunächst zu geschehen hat, verständigen. Ich nehme an, daß alles, was ich dir gestern vertraute, dich über die Grenzen unserer Pflicht und unseres ärztlichen Rechtes nachdenken ließ. Auch ich habe mich in deine Empfindung zu versetzen gesucht und sehe ein, daß du dich nicht schlechthin bei meiner trüben Resignation beruhigen kannst. Du hast mich möglicherweise im Verdacht, da ich die Operation für schwer bedenklich und selbst bei glücklichem Gelingen das Leben, das wir der Prinzessin erhalten, für ein zweifelhaftes Geschenk erachte, den Entschluß der armen jungen Dame ungünstig beeinflußt zu haben. Das nehme ich dir nicht übel, mein Junge; ich habe gestern abend zu wenig daran gedacht, daß du seit drei Jahren nicht mehr Tag für Tag an meiner Seite gelebt hast, daß du inzwischen ein Mann geworden bist! Ein ganzer Mann, zu meiner Freude! Ich meine nun, wir besiegen jeden Zwiespalt, ersticken jedes Mißgefühl zwischen uns, daß, wenn wir heute, nach nochmaliger genauester Untersuchung, der Prinzessin ihre Lage klar

vorstellen und die Rätlichkeit und die Dringlichkeit einer Operation betonen, du das Wort führst; du wirst selbst fühlen, wie weit du gehen darfst, ohne grausam zu werden, und du wirst dich gleich mir bescheiden, wenn Prinzeß Hildegard unseren Rat dennoch zurückweist."

Der junge Arzt ward bei diesen milden Worten seines Paten von widerstreitenden Empfindungen bewegt. Heiding erriet seine geheimsten inneren Wünsche und kam ihnen entgegen; er hätte dankbar sein sollen und fühlte gleichwohl ein dunkles Mißtrauen, einen unerklärlichen Schmerz, als der Professor auf die verhängnisvolle Vorstellung zurückkam, daß die Kranke selbst nicht gerettet sein wolle. So entschlüpfte ihm die Frage:

„Was nennen Sie grausam, Herr Professor? Soll ich der Prinzessin verhehlen, daß es um sie geschehen ist, sobald sie die Operation versagt?"

„Ich würde es ihr weder verhehlen noch sagen, sie errät es ohnehin!" entgegnete Heiding. „Laß es bei dem, was ich gesagt — im Augenblick wird dir das rechte Wort nicht fehlen. Und da wir jetzt noch ein paar Stunden vor uns haben — erzähle mir zusammenhängend von deinen Berliner Erlebnissen und Aussichten. Wenn man dich und mich hier nicht bedarf, ist's genug, daß ich zurückbleibe, und ich bin der Meinung, daß du deine unterbrochene Fußreise sofort wieder antrittst. Umgekehrt werden wir auch wenig Zeit für uns behalten und unsere ganze Aufmerksamkeit auf die schwierige Operation lenken müssen — jetzt erzähle also, laß hören, was dir in Aussicht steht — laß sehen, von wo noch ein Hindernis kommen kann. Und in breitem, epischem Stil, mein Junge, wir sind in Würzburg nicht so gehetzt und knapp, wie ihr in der Millionenstadt."

Ein wahrhaft heiteres und dabei gütiges Lächeln, aus dem Erwin wie in alter Zeit die ganze Seele seines Meisters herausschauen sah, begleitete diese Aufforderung — der Professor hatte nichts gesagt, bei dem ihm sein Schüler an jedem anderen Tage und jeder anderen Stelle nicht unbedingt recht gegeben hätte — und dennoch fiel es dem jungen Arzte schwer wie nie, gerecht und verständig zu sein. Der dunkle Drang, allein einzugreifen, allein helfen zu wollen, den er seit gestern abend verspürte, schwand auch jetzt nicht — Heidings ruhige Fassung dünkte ihm schier unheimlich, und er mußte seine ganze Willenskraft anstrengen, um den Widerwillen zu besiegen, den er vor jedem anderen Gespräch empfand. Er sagte nur noch:

„Wir sollten vielleicht noch ein wenig darüber nachdenken, lieber Meister, wie wir unserer armen Kranken die gewisse Rettung — mich dünkt sie gewiß, ich weiß selbst nicht, woher mir das Vertrauen kommt! — annehmbar und wünschbar machen. Wenn Sie indes meinen, daß wir dem Augenblick sein Recht lassen müssen, so wünsche ich, daß jener bald komme. Mir ist, als vermöchte ich bis dahin gar keinen anderen Gedanken zu fassen."

„Versuch's doch und wär's auch mir zulieb, mein Junge," antwortete Heiding, seine Zigarre in Brand setzend. Dem Klang in seiner Stimme, dem Blick, den er über den Tisch sandte, widerstanden auch die innere Erregung und das Mißtrauen Erwins nicht länger. Der junge Arzt holte tief Atem, beinahe klang es wie ein Seufzer, dann hub er an von seinen wissenschaftlichen Erlebnissen, seinen Arbeiten, Hoffnungen und Plänen zu berichten. Es ward ihm selbst freier und wohler zumut,

mit der Morgenluft des Sommertags, die ins Zimmer strömte, schien ihn zugleich ein Hauch aus der alten Zeit anzuwehen — es kamen Minuten, Viertelstunden, in denen er vergaß, wo er sei und warum er hier sei. Und selbst wenn er an die arme kranke Prinzessin drüben im andern Schloßflügel dachte, mischte sich der Spannung seiner Seele eine lösende tröstliche Hoffnung hinzu — die Hoffnung, wenigstens im entscheidenden Augenblick den väterlichen Freund und Lehrer, der auch jetzt mit jeder Frage, jedem Ausruf die treueste Teilnahme bewährte, zu sich und dem, was er sann, herüberzuziehen.

Der taunasse Garten, in den man auch aus diesem Gemach hinabsah, ward eben von den ersten Sonnenstrahlen beglänzt, als ein Diener mit der Meldung hereintrat, daß Seine Durchlaucht der Landgraf die Herren im Vorzimmer der Prinzeß Hildegard erwarte. Erwin Buchhoff schnellte aus seinem Sessel empor, während der Professor sich ruhiger und gefaßter erhob. Er schritt dann schweigend neben Erwin durch die langen Gänge und flüsterte ihm nur, als sie vor den Gemächern der Kranken ein paar Augenblicke stillstanden, zu:

„Ich lasse dich sprechen, Erwin — hab' wohl acht, daß du nicht mehr verheißest, als wir verheißen dürfen, und nicht stärker in die Arme dringst, als wir in diesem traurigen Falle verantworten können."

Der jüngere Mann hatte bei der Wiederkehr dieser Mahnung abermals ein Gefühl, als verschleiere sich sein scharf blickendes Auge und als werde ihm die Zunge zum voraus gelähmt. Zeit zu einer Erwiderung war nicht mehr — eben meldete Jakob Franke sie Seiner Durchlaucht an, und der Herr des Hauses kam beiden Ärzten bis zur Mitte des großen Vorzimmers entgegen. In den

ein wenig schlaffen und ausdruckslosen Zügen des Landgrafen Heinrich war heute morgen doch eine gewisse Befriedigung zu erkennen, er reichte mit freundlichem Morgengruß Heiding und danach Erwin Buchhoff die Hand und sagte zu letzterem so laut, daß er auch im Schlafzimmer der Kranken gehört werden mußte:

„Ein neuer Doktor wirkt immer Wunder. Meine Schwester Hildegard hat eine ungewöhnlich gute Nacht gehabt, meine Herren, und fühlt sich kräftiger als seit vielen Tagen."

„Das ist erfreulich zu hören, Durchlaucht!" entgegnete Erwin. „Es wird der Prinzessin und uns die notwendige und entscheidende Untersuchung erleichtern, die jeder weiteren Entschließung noch einmal vorangehen muß. Wird uns verstattet sein, Ihre Durchlaucht zu begrüßen?"

Der Professor vernahm in Erwins Erwiderung einen Klang von drängender Ungeduld, der dem Landgrafen entging. Zuvorkommend sagte dieser:

„Meine Schwester ist bereit, die Herren sogleich zu empfangen. Nur möchte ich bitten," fügte er leiser hinzu, „mit der Untersuchung so schonend und diskret als möglich zu verfahren, Sie hörten schon von Professor Heiding, daß Hildegard wenig Glauben an ihre Heilung hat."

„Vielleicht gelingt uns, der Prinzessin ein besseres Vertrauen einzuflößen," antwortete Erwin rasch, denn er wollte jedem abschwächenden resignierten Worte Heidings zuvorkommen.

Der Landgraf begnügte sich, dem Professor zuzuflüstern: „Gut, daß die jüngeren Männer stärkeren Glauben an die Allmacht der medizinischen Wissenschaft haben als die älteren Meister!" und führte dann die beiden Ärzte selbst in das Zimmer der Kranken ein. Erwin mußte sich be-

sinnen, daß er nicht voraufeilen dürfe — er sah mit so leidenschaftlicher Spannung, so wunderlich verworrenem Gefühl nach dem Lager der Prinzessin hinüber, daß er fast vergaß, die respektvollen Begrüßungen der Wärterin und der Kammerfrau zu erwidern. Er hatte sich vorgesetzt, die nächste Stunde zu nützen — sich selbst durch die Gegenwart des Landgrafen weder hemmen noch befangen zu lassen, und jetzt befing ihn der Anblick der Kranken, ließ ihn verstummen und sich umsehen, ob Heiding ihm zur Seite geblieben sei. Noch eben hatte er gewähnt, daß alles besser stehen werde, wenn er allein versuchen könne, der Leidenden Mut und Hoffnung einzuflößen — und mit einemmal fühlte er, daß der liebenswürdige Gruß der Prinzessin dem Professor und ihm — ja ihm vielleicht nur gelte, weil er seines Lehrers Schüler sei.

Das Morgenlicht fiel durch schleierartige Vorhänge an den Fensterscheiben nur matt gedämpft in den großen Raum, wob einen rosigen Schein um alles, selbst um das bleiche Gesicht der Kranken. Prinzeß Hildegard saß wie gestern an die Kissen ihres Lager gelehnt, aber sie schien sich heute kräftiger aufrecht zu halten, die tiefen blauen Augen glänzten frischer, die Lippen waren röter als am Abend zuvor, ihr blondes Haar, schlicht gescheitelt und sorglich in einen Knoten geschlungen, umrahmte Stirn und Schläfen sehr anmutig — Erwin ward sich nicht zum erstenmal bewußt, wie schön das junge Mädchen sei, das er so gern dem Tode entrissen hätte. Wiederum durchzuckte ihn die Erinnerung an das Kindermärchen: wie im Märchen stand er zu Füßen des Bettes der kranken Prinzessin — und schier unwillkürlich blickte er zu Häupten — und gewahrte nichts als den blauen Atlas des Bett-

Himmels und die lichte Tapete der Wand. Er raffte sich aus der Traumanwandlung auf, als er Professor Heiding hörte, der zur Prinzessin sagte:

„Wir freuen uns, Sie heute morgen gestärkter zu finden, Durchlaucht. Wir kommen mit der Bitte, uns noch eine eingehende Untersuchung zu gestatten — und Ihnen danach Maßregeln vorzuschlagen, die Ihrer Krankheit ein Ziel setzen. Wie ich Ihnen schon vorgestern sagte, muß ich dabei vor allem auf den Blick, die Erfahrung und die Hand meines jungen Kollegen zählen, der auf eine Reihe von schweren Fällen und glücklichen Heilungen zurücksieht und mit dem ich Ihre Krankheit seit seiner Ankunft durchgesprochen habe."

Erwin erglühte bei diesem Lob seines Paten — es wehte ihn an wie ein Hauch frischer Hoffnung; Prinzeß Hildegard, die im Tageslicht noch besser als gestern abend unterscheiden mochte, wie jung der als erfahren gepriesene Arzt sei, senkte die Augen und entgegnete einfach:

„Der Untersuchung, die Sie für nötig finden, muß ich mich eben unterwerfen, Herr Professor — und — Herr Doktor! Alles, was Sie für meine Genesung tun wollen, danke ich Ihnen von Herzen, muß Sie aber bitten, mir genau und klar zu sagen, was Sie vorhaben, und mich in nichts zu täuschen! Ich sagte Ihnen meine Gründe schon gestern, Herr Professor, und hoffe, Sie haben Herrn Doktor Buchhoff unterrichtet."

Ehe Heiding zu antworten vermochte, fiel eine dritte Stimme, nicht die des Landgrafen, plötzlich ein: „Gewiß hast du recht, liebe Hildegard, und es fragt sich sogar, ob die Herren dir die Pein einer erneuten Untersuchung nicht ersparen könnten! Wenn sie dir eine Hilfe vorzuschlagen

haben, die dich nicht mit neuen Qualen bedroht, so müßten sie es jetzt vermögen."

Erwin fühlte sich beim völlig sanften Klange dieser Stimme durchschauert, er blickte von der Prinzessin, auf deren Zügen sein Auge mit teilnehmendem Ernst geruht hatte, hinweg und sah zwischen sich und dem Landgrafen eine Dame stehen, die unhörbar in das Krankenzimmer gekommen war. Sie war eine Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren mit nicht unregelmäßigem, aber starrem Gesicht, aus dem ein Paar kluge graue Augen lebendig genug hervorschauten, eine hagere Gestalt mit etwas steifer Haltung. Sie trug ein Morgenkleid von grauer Seide mit schwarzen Spitzen und gab durch ihr Äußeres zu dem tiefen Widerwillen und dem Schauer keinen Anlaß, mit dem sie der junge Arzt erblickte. Der Schloßherr deutete sich den Blick Erwins falsch, er beeilte sich, vorstellend, zu sagen:

„Herr Doktor Buchhoff aus Berlin, Professor Heidings Schüler — meine Schwester, die Prinzessin von Heinrichsthal Durchlaucht."

Erwin blieb der Dame die Verbeugung nicht schuldig, die ihrem Rang geziemte, wandte sich aber sofort zu Prinzeß Hildegard zurück und sagte:

„Sie verzeihen dem Arzt, der in seiner Pflicht steht — die erneute Untersuchung ist durchaus unvermeidlich, um uns zu den klaren Vorschlägen zu führen, die Sie fordern!"

Aus Erwins Stimme klang eine innere Festigkeit, der sich die Kranke ohne weiteres fügte. „Gewiß, Herr Doktor, lieber Herr Professor, ich schulde Ihnen ja Dank, daß Sie hierher gekommen sind — ich will Ihnen nicht erschweren, was Sie für notwendig halten. Laß es gut

sein, Luise, es wird nicht oft mehr nötig werden," sagte die junge Prinzessin, die inzwischen ihrer Stiefschwester die Hand gereicht hatte und den mißbilligenden, den Ärzten geltenden Ausdruck im Gesicht der Dame wahrnahm.

„Ich will bei dir bleiben, armes Kind," versetzte die Prinzessin von Heinrichsthal. „Und ich hoffe, da dies nach Gottes Fügung einmal ein schwerer Fall ist — die Herren verschweigen uns nichts, was wir wissen müssen?"

Professor Heiding tauschte mit Erwin einen Blick und sagte dann trocken: „Ew. Durchlaucht können gewiß sein, daß wir Ihnen nichts vorenthalten, was wir nach unserer Pflicht auszusprechen haben. Und jetzt möchten wir gehorsamst bitten, die Gunst der Stunde nützen zu dürfen — mein junger Freund und Kollege legt vor allem Wert darauf, seine Beobachtungen von gestern abend bei Tage zu wiederholen."

Landgraf Heinrich und der alte Kammerdiener, den die Sorge um Prinzeß Hildegard gleichfalls ins Zimmer getrieben hatte, zogen sich zugleich in das große Nebengemach zurück, die Schwester der Kranken, die Wärterin und die Kammerfrau schickten sich an, den Ärzten beizustehen. Doktor Erwin hatte den Frauen und seinem älteren Freunde zartsinnig alle Vorkehrungen überlassen, er war an das Fenster getreten und sah mit stummer Sorge für den Verlauf der nächsten Stunde auf die zierlichen Anlagen und Blumenparterres hinaus, die sich zu beiden Seiten der Freitreppe an der Vorderseite des Schlosses hinzogen. Der schöne Sommermorgen mahnte ihn an den gestrigen, den er in glücklicher Freiheit auf dem waldstillen Rennsteig verbracht hatte, aber kein anderer Wunsch regte sich mehr in der Seele des jungen Arztes, als hier bleiben und helfen zu dürfen. Wunderliche Bilder

mischten sich in die Gegenstände, die er vor Augen sah; so fest er sich vorgesetzt hatte, ganz klar, ganz bei der Sache zu sein, so schreckte ihn der Anruf Heidings: „Erwin“ dennoch aus träumerischer Selbstvergessenheit. Indem er sich umwandte, begegnete sein Blick einem Augenaufschlag der Prinzessin, der ihn aufs schmerzlichste ergriff — so viel stumme Duldung, so schmerzvolle Ergebung meinte er in ihm zu lesen. Er eilte seinen Platz neben dem Lager der Kranken einzunehmen und in der nächsten halben Stunde, in der er nur einzelne Worte mit dem Professor tauschte, in seiner nächsten Aufgabe unterzugehen. Er fühlte sich jetzt wieder im Vollbesitz seiner eigensten Kraft, er war ganz scharfes Auge, ganz sichere rasch erwägende und vergleichende Beobachtung. Leicht und unmerklich handhabte er seine Instrumente, er flüsterte Heiding, der mit der Schreibtafel neben ihm stand und kniete, für die Frauen unverständliche Zahlen und Silben zu. Wenn von Zeit zu Zeit das unregelmäßige Atmen der Kranken oder ein halbunterdrückter Seufzer an sein Ohr drang, so beirrte ihn dies heute nicht und dünkte ihm eine unwiderstehliche Mahnung zu rascher Hilfe. Er sah die meisten der verdrossen geringschätzigen Blicke nicht, mit denen die Prinzessin von Heinrichsthal seine wie Heidings ernste Bemühungen begleitete, und wenn er ab und zu einem dieser Blicke nicht entging, so ward ihm der unverhohlene Widerwille der Dame nur zum Sporn stiller Sorgfalt und ernsten Eifers. Er überließ es Heiding, mit einem stummen Wink die Untersuchung für beendet zu erklären, und zog sich mit ihm in das Vorzimmer zurück, in dem der Landgraf in gespannter Erwartung und sichtlicher Ungeduld auf und ab ging. Er trat den beiden Ärzten entgegen und suchte, schon ehe sie gesprochen hatten, von

ihren Lippen zu lesen: „Sind die Herren einig — was haben wir zu hoffen oder zu fürchten?“

„Einen Augenblick noch, Durchlaucht!“ entgegnete Erwin Buchhoff. „Vielleicht haben Sie die Gnade, uns drinnen zu erwarten — wir werden uns sogleich erklären. Wir haben nur noch unsere Beobachtungen in ein paar unwesentlichen Punkten zu vergleichen.“

„Verstehe — verstehe — Kunstgeheimnisse!“ sagte der Herr lächelnd und rief über die Schwelle des Krankenzimmers hinüber: „Ist's erlaubt, liebe Hildegard?“

Die junge Prinzessin, die wieder wie vorhin unter ihren Decken und an die Kissen ihres Lagers gelehnt saß, winkte ihrem Bruder zu kommen. Erwin Buchhoff war währenddes seinem Lehrer in eine Ecke des Vorzimmers gefolgt, wo ein rascher Meinungsaustausch, unhörbar für die im Schlafzimmer Prinzeß Hildegards Versammelten, vor sich ging.

„Ich habe keinen Zweifel mehr, lieber Meister,“ hob Erwin an. „Nicht den leisesten. Es handelt sich um den Leberwurm, und eine augenblickliche Operation ist die einzige Hilfe.“

„Und du hegst keine Furcht, gibst keine Möglichkeit zu, daß eine Geschwulst vorliegt, die nicht zu operieren ist?“ fragte Heiding, blickte aber dabei wohlgefällig in das kluge und entschlossene Gesicht des jungen Arztes.

„Nein, und aber nein! ich war meiner Sache nie gewisser!“ versetzte Erwin. „Und auch Sie, Professor Heiding, würden keinen Zweifel hegen, wenn es Ihnen nicht wie eine Beruhigung erschienen wäre, daß Ihre klare Erkenntnis doch ungewiß sein könnte!“

„So sprich denn, wie du es für geboten hältst,“ sagte Heiding. „Die Entscheidung steht bei der armen

jungen Dame, gebe das unerforschliche Schicksal, daß sie für sich die rechte trifft."

Erwin vernahm das Wort und den Ton, in dem es gesprochen ward, mit geheimem Unmut. Er erkannte deutlich den Punkt, bis zu dem der väterliche Freund mit ihm gehen wollte. Doch blieb jetzt keine Zeit zu Erörterungen und mit Heiding zugleich trat er wieder in das Krankenzimmer und vor das Bett der Prinzessin.

Neben diesem standen Landgraf Heinrich und seine ältere Stiefschwester — die Krankenpflegerin und die Kammerfrau hatten sich bescheiden in den hinteren Teil des großen Gemachs gezogen, blieben aber nahe genug, den Ausspruch der Ärzte hören zu können. Prinzeß Hildegard blickte mit einem Ausdruck von Ruhe und mildem Gleichmut den Wiederkehrenden entgegen, und doch meinte Erwin ein leises schmerzliches Zucken der Lippen und jenes Licht in den Augen zu erkennen, mit dem die verlöschende Hoffnung noch einmal aufzuleuchten pflegt. Er war in einer Stimmung, die ihn noch an keinem Krankenbett überkommen hatte, der Anblick des leidenden und doch so lieblichen Mädchens ergriff ihn mit unwiderstehlicher Rührung und weckte selbst eine leise Sehnsucht in seiner Seele, die Entscheidung noch verzögern zu können.

Doch wußte Erwin Buchhoff zu gut, was seine klare Pflicht sei, und mit einer Stimme, aus der nur sein alter Lehrer und vielleicht die junge Kranke selbst eine ungewöhnliche Bewegung heraushörten, sagte er einfach:

„Durchlauchtigste Prinzessin — Professor Heiding und ich haben nach sorgfältiger Untersuchung und nach Austausch unserer Beobachtungen keinen Zweifel mehr, daß ein Leberechinokokkus Ursache Ihrer Leiden ist. Eine schleunige Operation erscheint uns geboten, und da wir

zuverlässig versichern können, daß die Mehrzahl dieser Operationen glückt, und ich sagen darf, daß ich einige glückliche Erfahrungen habe, so bitten wir Ew. Durchlaucht, sich der Notwendigkeit zu unterwerfen, die Ihnen volle Genesung in Aussicht stellt."

Ohne daß er es wußte und wollte, hatte Erwin seine Ansprache mit einem bittenden Blick begleitet, den Prinzeß Luise mit ihrem geringschätzigsten Lächeln vergalt. Prinzeß Hildegard erbleichte, als das gefürchtete Wort Operation fiel — ihre Augen senkten sich, aber sie blickte alsbald wieder auf und fragte, beide Ärzte fest ansehend:

„Und die Operation, die Sie vorschlagen, ist sie gefährlich und sehr schmerzlich?"

„Wir dürfen nicht sagen, Prinzeß, daß sie völlig gefahrlos sei, aber Professor Heiding wie ich würden sicher alles aufbieten, was unsere Wissenschaft uns an die Hand gibt, und wir haben ein Recht, den glücklichsten Ausgang zu hoffen. Auch die Schmerzen lassen sich mindern und mildern — und Durchlaucht haben viel härter gelitten und würden schwerer zu leiden haben, wenn Sie die Operation versagen wollten."

„Und — und ist keine Aussicht auf meine Wiedergenesung, wenn ich mich der gefährlichen Operation nicht unterwerfe?" fragte Prinzeß Hildegard.

„Die sicherste Aussicht ist die Operation, Durchlaucht," entgegnete Erwin rasch. „Und Sie stellen sich die Gefahr größer vor, als sie ist; mit Mut und Vertrauen, bei Ihrer Jugend, werden Sie die Tage der Krisis leicht bestehen und — durch ein gesundes glückliches Leben belohnt werden."

Es war wunderlich, wie diese eindringlichen und mit einer bittenden Miene gesprochenen Worte klangen — der

junge Mann, der sie sprach, erschauerte beinahe selbst vor ihnen. Die Prinzessin von Heinrichsthal hatte den Arm zärtlich um die kranke Schwester geschlungen, sie redete ihr mit weichem Ton, aber ohne daß ihre starren Züge weicher wurden, vernehmbar zu:

„Laß dich zu nichts drängen, zu nichts überreden, liebste Hildegard, wenn dein Gefühl widerstrebt! Die Herren wissen nicht, was eine Frau, ein junges Mädchen zumal, opfern und überwinden muß, um ihren Ratschlägen zu folgen. Wenn du Furcht hegst, gib dich in Gottes Hand — du kannst gesund werden ohne die schwere Gefahr und Qual, die man dir ansinnt."

Prinzeß Hildegard schüttelte leise das Haupt; Erwin, der in fieberhafter Spannung den ganzen Vorgang verfolgte, sah, daß in ihren Augen Tränen standen, der Landgraf, der in den Zügen des Arztes und in den ruhig erwartenden Professor Heidings mehr las, als ihm lieb war, zog den Arm seiner älteren Stiefschwester zurück und rief:

„Nicht zusprechen, nicht abraten, Luise! Hildegard muß allein entscheiden. Wird schon selbst das Rechte treffen — wär' vielleicht besser, wir ließen sie mit den Ärzten — mit dem Professor allein — hat vielleicht ein oder die andere Frage —"

„Wo denkst du hin, Heinrich?" rief Prinzeß Luise. „Die Herren könnten sie gegen ihr eigenes Gefühl überreden. Ich leugne es nicht, daß mich der bloße Gedanke an diese Operation mit Abscheu erfüllt. Und Hildegard, die gestern so sehr dagegen war, scheint heute wankend — willst du wirklich dem gewissen Tode selbst die Hand bieten, Kind?"

Aber die Kranke machte eine heftige verneinende Be-

wegung und richtete sich von den Kissen wieder empor, auf die sie einen Augenblick ihr blondes Köpfchen gelegt hatte. Sie winkte den beiden Ärzten, näher zu treten, und sagte dann mit bebender Stimme:

„Ich danke Ihnen, meine Herren, und ich glaube Ihnen, daß Sie alles für mich tun würden, was in der Hand so ausgezeichneter Männer liegt. Aber ich — ich glaube nicht an ein glückliches, gesundes Leben!"

In diesem Augenblick brach Professor Heiding sein ernstes Schweigen und sagte in gütigem Tone:

„Sie sind jung, Prinzeß, Sie müssen hoffen! Wir dürfen Sie nicht überreden, noch bedrängen, Sie aber müssen jetzt nur an Ihre Genesung denken und von sich scheuchen, was Sie sonst vielleicht bedrückt."

Prinzeß Luise richtete starr den Kopf auf — der Mediziner überschritt in ihren Augen seine Befugnis in unerhörter Weise, auch Landgraf Heinrich sah den Professor verwundert an. Doch erntete Heiding einen dankbaren Blick seines Schülers und einen Händedruck der Kranken, die mit lieblichem Ausdruck sagte:

„Lieber Herr Professor! Ich weiß, daß Sie es herzlich wohl meinen — aber lassen Sie mich bei meinem Entschluß — und haben Sie und der Herr Doktor Buchhoff tausend Dank!"

Erwin, vor dessen Augen das Zimmer, die Gestalten am Bett und alles außer der vom Todesschauer berührten anmutigen Gestalt unter der blauseidenen Decke verschwand, sah im wachen Traum wieder einen Schatten zu Häupten des Bettes, eine Gestalt, die jetzt die Züge des geliebten Paten, dann die der unholden Prinzessin Luise trug, aus seiner Seele und vor seinen Ohren brauste es: Du kannst und mußt solches Ende abwenden! Als er aus dem

Traum wieder zum klaren Bewußtsein erwachte, standen seine eigenen Augen voll Tränen und er hörte sich plötzlich sprechen:

„Ew. Durchlaucht verzeihen mir, daß ich Sie noch einmal beschwöre, unsere Hilfe anzunehmen. Ich wage zu sagen, daß der glückliche Verlauf beinahe gewiß sei — und — ich fürchte, daß im anderen Fall ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wird.“

„Ich verstehe Sie, ich danke Ihnen nochmals,“ antwortete die Prinzessin mit immer leiserer Stimme. „Wie Gott will!“ Und sie verhüllte das bleiche Gesicht mit beiden Händen, nicht ohne zuvor noch einmal in das schmerzlich bewegte, teilnahmvolle Gesicht des jungen Arztes geschaut zu haben, der eine stumme, peinlich lange Minute auf eine bessere Antwort harrte. Professor Heiding faßte seinen Arm und sagte mild: „Komm, Erwin — wir müssen die Prinzeß jetzt allein lassen. Du bleibst heute noch hier — mir zur Hand, falls Durchlaucht noch ihre Entschließung ändern sollte.“

Er führte den willenlos Folgenden, Halbbetäubten dem Ausgang des Krankenzimmers zu, an dessen Schwelle der alte Jakob Franke, den Türvorhang zurückschlagend, stand. Der Kammerdiener ließ unbeweglich die Ärzte an sich vorübergehen, aber seine großen grauen Augen hefteten sich fest auf die schmerzlich bewegten Züge des jungen Doktor Buchhoff. Hinter den Ärzten kamen der Landgraf und die Prinzessin von Heinrichstal so dicht drein, daß ihre Bemerkungen bis zu Erwins Ohr drangen.

„Der junge Mann führte ja eine förmliche Rührszene auf. Ist es den Herren denn gar so empfindlich, wenn sie um einen wissenschaftlichen Ruf kommen, für den andere die Gefahr laufen müssen?“

Der Landgraf antwortete nur mit einem Seufzer, seine Gedanken weilten offenbar bei der kranken Schwester, die um völliges Alleinsein mit ihrer Pflegerin gebeten hatte. Erwin Buchhoff aber sagte, sobald ihn Heiding einlud, mit ihm in sein Zimmer zurückzukehren:

„Verzeihen Sie mir, liebster Professor — mir ergeht es wie unserer Kranken. Ich muß allein mit mir sein, muß in freier Luft den schweren Eindruck dieser Stunde zu überwinden trachten! Sie haben recht behalten, und vielleicht lehrt mich mein Nachdenken, Ihnen auch darin recht zu geben, daß dieser trostlose Ausgang das beste sei.“

„Wenn es dir schwer fällt, heute noch hier auszuhalten, so tritt deine Reise wieder an,“ entgegnete der Professor bekümmert. „Der Fall ist schmerzlich — unsäglich traurig. Doch wenn du dich in allen ähnlichen Fällen so tief erregen, bis ins Innerste erschüttern lassen willst, so müßte ich eine kurze Laufbahn für dich fürchten!“

„Sie mögen recht haben!“ versetzte Erwin mit trübem Lächeln. Mir ist aber wahrlich, als ob ich keinen zweiten Fall dieser Art erleben würde, als ob die Welt keinen zweiten gleich herben und trostlosen hätte! Ich bleibe heute zu Ihrer Verfügung und gehe nicht weit. Ich will mir den Schloßgarten ansehen, den Sie ja so gerühmt haben.“

Der Professor hatte eine Erwiderung auf den Lippen, hielt sie aber zurück und sah mit erstauntem Ausdruck in seinen Zügen dem jungen Mann, der die große Treppe des Schlosses hinabeilte, nach. Erwin Buchhoff wandte sich nicht nach dem älteren Freunde um — er wollte in Wahrheit so rasch als möglich allein sein. Am Fuße der Treppe wartete er, ob ihm ein Diener den Weg zum

Garten zeigen könne; da er keinen wahrnahm, ging er kurz entschlossen den langen Gang an der Hinterfront des Schlosses hinab. In der Mitte öffneten sich zwei Flügeltüren, eine Stufenreihe führte von beiden in den Garten, den Erwin hochatmend betrat.

Es war zehn Uhr morgens geworden, die Sommersonne schien hell in die zwischen hohen Taxuswänden hinführenden Gänge herein, vergoldete wunderliche Ziersträucher und trank den letzten Tau, der noch auf den untersten Zweigen zitterte. Erwin irrte durch die geradlinigen Hecken und gelangte in die große Mittelallee von Rüstern, die den Park seiner ganzen Länge nach durchschnitt. Hier waren die mächtigen runden Laubkronen im Laufe der Zeit nicht mehr gestutzt worden, die Äste von hüben und drüben verschränkten sich zu einem schattenden Dach und verhinderten den Rückblick auf das Schloß mit seiner malerischen Anlage, seinen steinernen Vortreppen und barocken Statuetten, seinen tausend üppigen Frucht- und Muschelschnüren, die so lustig und festlich aussahen und hinter denen so unaussprechlicher Jammer wohnte. Die Erregung des jungen Mannes ward einen Augenblick gesänftigt, als er wie gestern morgen unter herabschwankenden Zweigen und auf moosbewachsenem Boden hinging, allein schon in der nächsten Minute wachte das Bewußtsein wieder auf, welche Eindrücke, welche herbe Erfahrungen zwischen gestern und heute lagen. Eben indem er sich zu fassen und kühler über das Erlebte nachzudenken versuchte, empfand Erwin, wie unmöglich dies sei. Sein Blut war in Wallung — alles, was er seit gestern Abend gesehen und gesprochen hatte, jagte in immer wiederkehrender Folge durch sein Hirn, und dazu quälte ihn die Frage, ob er nicht ganz anders und viel eindring-

licher zu der Prinzessin von Grumbach hätte sprechen können und müssen. Sie war die erste Kranke, der er helfen zu können meinte, die er hilflos verlassen sollte, und sie flößte ihm das tiefste Mitleid ein, das der junge Arzt noch gefühlt. Ja, war es allein Mitleid, das ihm das Bild des schönen kranken, so vornehmen und doch so armen Mädchens immer aufs neue vor Augen stellte und den Wunsch, sie zu retten, immer stärker und heißer werden ließ? — Er sah klar genug, daß mit der verflossenen Stunde alles zu Ende sei, und dennoch bezwang er die aufsteigenden Bilder, halb Träume, halb Pläne, nicht. Während er die schattige Allee durchschritt und dann wieder in den Sonnenschein hinaustrat, der über Rasenflächen und Laubwänden, über wasserlosen Becken und zerbröckelnden Sandsteingruppen glänzte, rang er mit geheimen Schmerzen, die nicht milder wurden, mit bitterem Groll über die dunkle Härte des Weltlaufs und tiefem Schmerz über seine eigene Ohnmacht.

Immer aufs neue setzte er sich vor, noch einmal den Landgrafen von Bergfeld zu bestürmen und ihm ohne Scheu ins Gewissen zu reden — während er doch zugleich wußte, daß jedes Wort nach dieser Seite in den Wind gesprochen sein werde. Und dann überkam es ihn mit wilder Gewalt, ein Traum: als sei er berufen, das süße Mädchen dem Tode zu entreißen und auf seinen Armen aus dem Schlosse hinter sich in grüne Waldfreiheit, in irgend ein neues Leben zu tragen, von dem tausend Schattenbilder durch seine Seele schwankten. Bis heute hatte er, der Mann strenger Beobachtung und Wissenschaft, keine phantastischen Anwandlungen verspürt — und nun fühlte er sich im Bann von Träumen und Wünschen, über die er beim Vergleich mit der Wirklichkeit

bitter lächeln mußte und die er mit keinem raschen Entschluß aus seiner Seele zu drängen wußte. Sollte er zur bitteren Erinnerung an dies erste Abenteuer seines klaren Lebens eine hoffnungslose Sehnsucht mit hinwegtragen?

Erwin hatte wieder einen Blick nach dem Schloß zurückgetan und abermals im Geiste durch Mauern hindurch in das Krankenzimmer der jungen Prinzessin geblickt — eine tröstliche Hoffnung, daß sie jetzt schlummere, zog durch seine Seele. Er kehrte in den Schatten des großen Baumganges zurück, um noch einmal in Ruhe alle Möglichkeiten zu überdenken, und fühlte sich nicht angenehm berührt, als er wahrnahm, daß er in der Allee nicht mehr einsam wie bisher sei. Erst wähnte er, daß Heiding vom Schlosse herabkomme, um ihn zu suchen, dann, als er die heranschreitende Gestalt zu unterscheiden vermochte, erkannte er den alten Kammerdiener, den er im Vorzimmer der Prinzessin von Grumbach gestern abend wie heute morgen gesehen hatte. Er wäre ihm wie jedem Menschen am liebsten ausgewichen und mochte sich doch die nutzlose Frage nach dem augenblicklichen Befinden der Prinzessin nicht versagen. Als er vollends entdeckte, daß jede Falte im Gesicht Jakob Frankes schwere Bekümmernis ausdrückte, ging er dem pensionierten Kammerdiener entgegen und redete ihn an, sobald jener seinen hohen Hut zur Begrüßung lüftete.

„Nichts Neues, Besorgliches drinnen — Herr Franke?“

Der Alte sah den jungen Arzt ernsthaft an, seine scharfen grauen Augen hefteten sich fest auf Buchhoffs bewegte leidvolle Mienen, dann entgegnete er leise: „Besorgliches? Was kann's für Sie noch Besorglicheres geben, Herr Doktor — nachdem Sie uns das gesagt!“

„Eure junge Durchlaucht macht Professor Heiding und mir das Herz schwer!" rief Erwin. „Wahrhaftig, ich habe mich nie gerühmt, doch meinen Kopf hätte ich zum Pfande setzen wollen, daß unsere Operation Prinzeß Hildegard Gesundheit und Leben zurückgab. Sie sollte sich selbst lieber haben!"

„Das ist's! 's hat sie niemand — verstehen Sie, niemand Rechtes — je lieb gehabt — und so liegt ihr wenig an ihr selbst!" erwiderte der Alte. „Und sie ist das weichste frommste Herz. Aber eine so junge Person kann doch nicht zeitlebens mit der Anhänglichkeit von uns paar Alten aus ihres Vaters Zeiten her wirtschaften! Sie fühlt sich verlassen und nimmt ihre schwere Krankheit für eine Schickung des Himmels."

Erwin schlug sich mit der Hand vor die Stirn: „Aber das ist ja rein zum Verzweifeln mit euch allen — was weiß eure kranke Prinzessin — was wißt ihr alle, was ihr das Leben noch bringen könnte! Helft sie überreden, daß sie sich fürs Leben erhalten läßt — mit so viel Jugend und Schönheit und Güte, wie Sie sagen, wird es ihr am Ende nicht fehlen! Bringen Sie die Prinzessin nur dazu, daß sie hört und tut, was nun einmal unvermeidlich ist!"

Jakob Franke sah, daß in den Augen des jungen Mannes wiederum Tränen standen, und hörte aus den leidenschaftlichen Worten einen Ton heraus, der ihm zu Herzen ging. Aber er machte eine abwehrende Bewegung und Miene.

„Unsere arme Prinzeß denkt doch, daß sie das Rechte wählt. Und Sie, Herr Doktor, sind jung, können nicht wissen, was hier alles vorgegangen ist und was in der Luft hängt, hätten viel früher kommen müssen — früher

auch als der Herr Professor, dann wäre vielleicht manches gut gegangen, was heute bös läuft."

Der junge Arzt verstand nur halb, was der ehemalige Kammerdiener erwiderte; abermals traf er auf den Wahn, der hier alle ergriffen und von dem er auch seinen geliebten Paten und Lehrer befangen gesehen hatte. Im Gesicht des Alten aber las Doktor Erwin etwas, das wie ein Hoffnungslicht zu ihm hinüberblinkte, und als Jakob Franke bedächtig hinzusetzte: „Ich meine, Herr Doktor, wenn unser armes Prinzeßchen zuerst Sie gesehen und gehört hätte — und —" da fiel er ihm ungestüm ins Wort:

„Macht, daß sie mich noch hört, Herr Franke. Mich allein hört — vielleicht — nein, gewiß! gewiß! retten wir das junge blühende Leben doch noch!"

„Sie allein?" fragte der Kammerdiener gedehnt zurück. „Wahr ist's: Morgenstunde hat Gold im Munde, und das mag wohl auch anderweit gelten. Aber, Herr Doktor, wenn Durchlaucht selbst einwilligt, Sie noch einmal zu sehen und zu hören, und Ihnen dann doch den gleichen Bescheid wie vorhin gibt — so tragen Sie ein Leid mehr mit von hier hinweg — und mich dünkt, Sie haben schon genug, junger Herr?"

Erwin Buchhoff und sein Begleiter standen eben an einer Kreuzung der Allee, und indem volles Licht auf sie fiel, mußte der alte Mann wohl wahrnehmen, wie bleich und angegriffen der Arzt aussah. Doktor Erwin aber faßte die Hand des Hilfswilligen und sagte eindringlicher:

„Gleichviel — ich fühle, daß ich es muß! Tun Sie das Ihre, daß Durchlaucht mich empfängt."

„Sachte — sachte," flüsterte Jakob Franke. „Jetzt schläft das Prinzeßchen, und in einer kleinen Weile" —

er zog dabei die prachtvolle goldene Uhr, ein Vermächtnis des alten Landgrafen — „ist's halb zwölf Uhr und Zeit zum Dejeuner. Gehen Sie hinein, damit Sie nicht gesucht werden. Zwischen Dejeuner und Diner wäre die rechte Zeit — um zwei Uhr bin ich wieder bei der Kranken, da ist sie in der Regel wach und da kann ich mein Wort anbringen. Halten Sie sich in Ihrem Zimmer, wenn's gelingt, werde ich Sie rufen und holen, Herr Doktor. Aber machen Sie sich nicht zu viele Hoffnung — wenn noch Wunder geschähen, hätte es um Prinzeß Hildegard längst eins gegeben."

Er hatte die letzten Worte warnend und lauter gesprochen, als er sah, wie Doktor Erwins Gesicht jäh erglühte, Erwin verstand selbst nicht mehr, was in seiner Seele geschah, er mußte dem Alten ja recht geben, und doch war's ihm, als ginge ihn die Mahnung nichts an und mit der bereitwillig dargebotenen Hand Jakob Frankes sei nicht nur Hoffnung, sondern lichte Gewißheit in ihn übergeströmt. Er sah dem alten Manne, der durch die Rüsternallee dem Ausgang des Parkes und seinem kleinen Hause zuwandelte, mit gerührtem Blick nach: warum hatte er vorhin bei seinem Sehnen nach rettenden Auswegen nicht einmal an diesen Helfer gedacht?

In gehobenerer Stimmung, äußerlich besser gefaßt als vorhin, kehrte Doktor Erwin in das Schloß zurück. Seiner neuen Hoffnung war ein Stück verschlossenen Trotzes beigemischt — er setzte sich vor, sein Heil allein zu versuchen und seinem Meister nicht eher ein Wort zu gönnen, als bis er Gewißheit habe. Er traf, noch ehe er sein Zimmer erreichte, den Diener, der ihn zum Frühstück rufen sollte, und erteilte kurzen Bescheid, daß er zur angegebenen Stunde sich einfinden werde. Wenige Minuten

später pochte Heiding an seine Tür; Erwin gewann es über sich, ihm eine ruhige Miene zu zeigen und seine besorgten Fragen mit halb gleichgültigen Worten zu erwidern. Er merkte wohl, daß der Professor die plötzliche Wandlung seines Schülers mit Kopfschütteln wahrnahm — auch fiel es ihm schwer, dem Paten und Lehrer etwas zu verschweigen, aber der Gedanke, daß er allein glücklicher sein könne als mit Heiding zusammen, wich nicht aus seiner Seele und stählte ihm die trotzige Verschlossenheit.

Während der nächsten Stunden erfuhr Erwin, daß es Kraft fordere, mit einer brennenden Erwartung, einem entscheidenden Vorsatz in Hirn und Herzen, völlige Selbstbeherrschung und ruhige Teilnahme an anderen Dingen zu zeigen. Von der heimlichen Sorge, wie er wohl, wenn Jakob Frankes Vermittelung glückte — sie mußte ja glücken, er konnte das Gegenteil schon nicht mehr denken! — allein nach dem Krankenzimmer gelangen werde, befreite ihn bei Tafel der Landgraf selbst. Er lud beide Ärzte zu einer Ausfahrt nach einer nahegelegenen Waldhöhe ein. Professor Heiding, der erklärte, daß er Prinzeß Hildegard vorhin besucht habe und sie gegen abend wieder besuchen wolle, nahm die Einladung seines erlauchten Wirtes sogleich an — Erwin aber schützte Übermüdung und Abspannung vor und bat, in seinem Zimmer bleiben zu dürfen. Der Professor, der ihm zur Seite saß, blickte ihn aufmerksam an, das Aussehen des jungen Freundes strafte seine Worte nicht Lügen.

Erwins Herz schlug hörbar, als eine halbe Stunde später der Wagen an der Freitreppe von Schloß Bergfeld hielt und Landgraf Heinrich, Professor Heiding und ein belgischer Obristleutnant, der seinen Besuch gemacht hatte

und zum Frühstück geblieben war, davonfuhren. Er kehrte in sein Zimmer zurück, in dem er Jakob Frankes, er wußte nicht wie lange, zu harren hatte. Er versuchte in einem Buche, das er auf dem Tische fand, zu lesen — gab es jedoch alsbald als unmöglich auf. Jetzt, wo ihn schon sein Alleinsein ein Unterpfand des Gelingens dünkte und er mit Bangen jede Viertelstunde zählte, die verstrich, ohne daß der alte Kammerdiener erschien, durfte er nichts bedenken, als was er der kranken Prinzessin sagen könne und müsse.

Nie zuvor hatte er empfunden, wieviel stumme Qual sich in eine Stunde zusammendrängen könne.

Als endlich — es war drei Uhr nachmittags vorüber — Jakob Franke leisen Schrittes über die Schwelle trat, war das erste, was Erwin wahrnahm, der finstere sorgenvolle Ausdruck in dem Gesicht des alten Herrn. „Prinzeß Hildegard will mich nicht sehen, nicht hören?“ rief er ihm tonlos entgegen, indem er vom Sitz am Fenster emporschnellte.

„Doch, Herr Doktor, doch!“ antwortete der Kammerdiener. „Aber ich weiß nicht, ob ich recht getan habe, ihr so zuzusprechen! Denn mir ist's, als würden Sie nichts erreichen — und dem armen Kinde, die überwunden hatte, neue Unruhe, neues Leid bereiten. Sie hat zuletzt wahrhaftig mehr aus Mitleid mit Ihnen, als mit sich selbst eingewilligt.“

„Lassen sie uns keine Zeit verlieren!“ sagte Erwin, sich bezwingend. „Ich denke nicht, daß sie mich wiederum hinwegweisen wird, wie diesen Morgen — und wenn — so nehme ich's doch mit mir, daß ich's noch einmal, daß ich mehr versucht habe, als ich sollte!“

„So kommen Sie mit Gott!“ versetzte Jakob Franke.

„Das Hoffen für unsere arme kleine Durchlaucht habe ich verlernt — aber ein junger Nart macht alte, heißt's bei uns in der Ruhl!"

Mit diesem wunderlichen Trostspruch geleitete er den jungen Arzt durch einen Seitengang und eine lange Galerie mit zahlreichen Bildern des achtzehnten Jahrhunderts nach der Bibliothek, die Erwin gestern abend zuerst betreten hatte. Wie er den stillen Raum durchschritt, fühlte der Erregte, daß er denselben nie vergessen werde, ob er ihn nun wieder erblicke oder nicht. Ein inneres Fieber der leidenschaftlichen Spannung, ein dunkles Gefühl, als werde er unwiderstehlich getrieben, während er doch klar zu wissen meinte, was er wolle und was seine Pflicht sei, ließ ihn die Zuflüsterungen des alten Franke völlig überhören — seine Seele wie seine Augen eilten den Füßen voraus, und als er mit seinem Begleiter über die Schwelle des Krankenzimmers trat, hatte er das blasse, liebliche Gesicht durch Mauern und Vorhänge hindurch schon längst erblickt. Was er nicht erblickt hatte, war ein Ausdruck anmutiger Verlegenheit und ein Hauch von Munterkeit auf dem leidenden Gesicht, ein Lächeln, das zu anderer Stunde und an anderem Orte ein fröhliches geheißen hätte. Die Prinzessin von Grumbach hatte sich, als ob sie trotz des Hochsommers fröstle, in einen Schal gehüllt — Erwin sah in diesem Augenblick nur ihren Kopf, um den das blonde Haar wirklich wie ein Glorienschein lag. Ehe er mit ehrfurchtsvoller Verbeugung näher trat, rief sie ihm bereits entgegen:

„Mein alter Jakob vertraut mir, daß Sie sich um meinetwillen sorgen und quälen, Herr Doktor, sich wohl gar vorwerfen, daß Sie mir eben nicht helfen können. Da habe ich Sie denn doch noch sehen und Ihnen zeigen

wollen, daß mir nicht schlimm zumut ist, daß Sie um meinetwillen getrost von hier weggehen, in Ihr schönes Leben, Ihren hohen Beruf zurückkehren dürfen —"

Wie um sich selbst Mut zu machen, lächelte sie jetzt noch heller, und in ihrer Stimme war ein Klang, der Erwins Mark durchrieselte. Er fühlte, daß er hier keine Minute in unnötigem Gespräch verrinnen lassen dürfe, er fiel ihr rasch ins Wort:

„Ich bin geblieben, Prinzeß, weil ich noch einmal alles versuchen möchte, um Ihren Entschluß zu erschüttern, zu wenden. Von meinem Leben habe ich kein Recht zu reden, aber ich sage Ihnen, wenn mir mein Beruf der hohe bleiben, wenn ich ihn lieb behalten soll, wie ich muß, so senden Sie mich nicht von hier mit dem Gefühl hinweg, daß ich da nicht helfen durfte, wo es mir vom höchsten Wert für alle Zukunft gewesen wäre, mich bewährt zu haben."

Die bleichen Wangen Prinzeß Hildegards wurden von einem flüchtigen roten Schimmer überhaucht:

„Sie sprechen ja, als ob ich Ihnen ein Unrecht zufügte, Herr Doktor, weil ich mich zu dem nicht entschließen kann, was Ihre Wissenschaft in meinem traurigen Falle rät. Ich wiederhole Ihnen, es ist kein Mißtrauen gegen die Wissenschaft, keines gegen Ihre Kraft! Ich glaube Ihnen gern, daß Ihre Kunst mir helfen würde — und wenn ich Ihnen dies sage, so scheiden Sie vielleicht zufriedener und ehren schweigend auch meine Empfindung."

Erwins Züge verdüsterten sich — er mußte sich einen Augenblick wegwenden, die Unterredung nahm wieder die Wendung zum trostlosen Verzicht auf Leben und Gesundheit. Dann sagte er langsamer, als er bis jetzt gesprochen, und nachdrücklicher: „Wenn ich dächte, Durchlaucht, daß

es Ihren letzten Entschluß günstig beeinflussen könnte, so sagte ich, Sie tun mir Unrecht!"

„Ich will Ihnen aber keines tun! Ihnen, dem ich nur zu Dank verpflichtet bin, wahrlich nicht!" versetzte Prinzeß Hildegard lebhafter.

„Das hilft mir nicht!" antwortete er und vermied es, sie dabei anzusehen, um nicht von den bittenden blauen Augen entwaffnet zu werden. „Wenn mir in meinem Sinn kein Unrecht geschehen soll, müssen Sie sich retten lassen! Ich scheue jedes frevle Wort — aber ich muß Ihnen sagen: niemals zuvor bin ich so sicher gewesen, daß meine Hand glücklich sein, daß alles, alles wohl gehen wird, als in Ihrem Falle, Durchlaucht."

„Und wenn alles wohl geht — wer sagt Ihnen denn, daß es mir wohl tut?" fragte die Kranke plötzlich. „Was wissen Sie davon, wie ich zur Überzeugung gekommen bin, daß ich diese Krankheit nicht überstehen werde?"

Jetzt mußte er aufsehen und den zürnenden Blick aushalten, der doch auch aus diesen sanften Augen leuchten konnte. Aber er holte leichter Atem — die schöne Feindin, die ihm sein Leben zu zerstören drohte, hatte jetzt selbst den Streit auf ein Feld gespielt, von dem ihn Ehrfurcht und innige heilige Scheu und noch etwas, das seit Stunden in seiner Seele immer stärker gewachsen war, seither zurückgehalten hatten.

„Vielleicht weiß ich auch davon," entgegnete er zögernd. „Vor uns Ärzten birgt sich ja kein Geheimnis! Aber Sie verzeihen mir, Prinzeß, ich bin aus härterem Stoff als mein geliebter Lehrer! Ich weiß, worauf Sie hindeuten, und beklage Sie tief, daß Ihr junges Leben Ihnen schon so herbe Erfahrungen gebracht hat. Dennoch sage ich Ihnen: eben darum möchte ich, muß ich Sie retten, damit

Sie erfahren, wie viel Gutes, Großes, Schönes Ihnen das Leben noch bringen kann."

„Ich wußte nicht, daß ich zum berühmten Chirurgen auch einen Seelenarzt vor mir hätte," sagte die Prinzessin, und jetzt war es ein unselig bitteres Lächeln, das sich über ihre Züge stahl. Gleich darauf senkte sie wie ermattet das Haupt und streckte die Hand nach Erwin hin. „Nein, nein, verzeihen Sie mir, Herr Doktor. Ich fühle es, wie edel teilnehmend Sie sind! Aber dies Gespräch kann zu nichts führen; wenn die Kranke dem Arzt glauben muß — muß nicht auch einmal der Arzt der Kranken glauben?"

„Nein, Durchlaucht, er muß nicht, wenn er tief wie ich überzeugt ist, daß auch die Lebensfurcht und Sehnsucht nach der letzten großen Ruhe, die uns allen früh genug kommt, krankhaft sind," erwiderte Erwin und trat dem Lager der Prinzessin näher, als er seither gestanden hatte. „Er muß nicht, wenn er weiß, daß seine Kranke nur zu wollen braucht, um mit der Gesundheit jedes Gut und neues Leben zu gewinnen."

Prinzeß Hildegard sah das Gesicht und die mahnenden bittenden Blicke Erwins bei diesen Worten nicht, sie hatte sich halb zurückgelegt und die Augen geschlossen, die Bilder, die der junge Arzt beschwor, schienen ihr Schmerz zu bereiten. Ihre Hände winkten ihn hinweg, er blieb wie gebannt und starrte auf das Kissen und das leidende Gesicht herab, das pötzlich in Tränen gebadet war. Als sie merkte, daß er nicht wich, hauchte sie wieder: „Sie haben getan, was Sie konnten, Sie werden dennoch versuchen müssen, mir zu glauben!"

„Ich werde es nicht, Prinzeß, bis ich noch eins gesagt! Sie müssen meinem Schmerz um Sie, der tiefen

Sehnsucht, Sie zu retten — die Kühnheit verzeihen! Mir ist seit heute zumut, als wäre es meines Lebens höchste Aufgabe, Ihnen zu helfen, als hätte ich keine andere mehr —"

Er hielt inne, die Kranke richtete ihr Haupt empor, aus seiner zitternden Stimme hatte ein Ton geklungen, der sie den Sprecher aus großen Augen halb erschrocken, halb zweifelnd ansehen ließ, und ehe er weiter zu sprechen vermochte, sagte sie: „Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal — doch es muß bleiben, wie es ist — ein armes verlorenes Leben!"

Erwin aber ließ sich jetzt weder durch erschrockene Blicke, noch durch bittere Worte mehr aufhalten — er hatte auf den Grund ihrer Seele hinabgeblickt, ein heißer Schauer neuer Lebenshoffnung ging über ihn hin und strömte von ihm aus, er faßte die Hände Prinzeß Hildegards zwischen die seinen und hub noch einmal an:

„Sie fürchten, Prinzeß, daß auf der weiten Welt keine Seele lebt, die Ihnen ganz zugetan, ganz zu eigen sei — Sie sehen der Zukunft freudlos entgegen, und ich, der Fremde, muß Ihnen sagen, daß Sie irren, daß Sie vielleicht nicht einmal ahnen, welch wahrhaftes überschwengliches Glück Sie zu geben und zu gewinnen vermögen."

„Sie träumen Herr Doktor!" sagte Hildegard matt. Sie hatte nicht mehr die Kraft oder den Willen, ihre Hände aus denen Erwins zu lösen. „Bitte, lassen Sie dies Gespräch enden, es schmerzt mich tiefer als meine Krankheit! Wo lebt der Mensch, der mich in ein neues Leben tragen, mir nur den Pfad dazu zu zeigen vermöchte?"

„Er lebt, lebt vielleicht tausendmal!" rief der junge Arzt. „Da es mein Geschick oder Glück gewollt hat, daß

ich Ihnen nahen, in Ihr Leben und Ihre Seele blicken durfte, so bin ich der Mann! Ist Ihnen das Opfer meines Lebens, meiner Zukunft nicht zu schlecht, Hildegard, müssen Sie nicht die Prinzessin von Grumbach bleiben — ich legte so gern alles zu Ihren Füßen, was meine Kraft, mein reiner Wille im Leben erreichen und erobern mag! Doch auch wenn ich Ihnen der Mann nicht bin, nehmen Sie das Gefühl, das Sie in mir erweckt, und meine tiefe, alles vergessende Sehnsucht als ein Unterpfand, daß ein Besserer, viel Besserer kommen wird — gönnen Sie mir das Bewußtsein, Ihre holde Jugend, Ihr Leben gerettet zu haben!“

Die Prinzessin schauerte unter dem Strom diseer flehenden Worte zusammen; aber es war ein süßer Schauer, der sie ergriff; sie schlug die geschlossenen Augen wieder voll auf und flüsterte leise: „Wenn Sie mich denn retten wollen, so retten Sie mich für sich!“

Ein einziger jauchzender Laut, ein flüchtiger Kuß auf das blonde Haar Hildegards — und dann richtete sich Erwin auf, er besann sich, daß er hier nicht als Liebhaber, sondern als Arzt stehe. Die lauter gewordenen Stimmen schienen doch ins Vorgemach gedrungen, Jakob Franke und die Fuldaer Pflegerin traten zu gleicher Zeit ein. Sie hörten Doktor Erwin ruhig sagen:

„Ihr Entschluß, Durchlaucht, ist also gefaßt — wir dürfen alle Vorbereitungen treffen — Sie wollen sich der rettenden Operation unterwerfen?“

„Ja — ja, Herr Doktor,“ entgegnete Prinzeß Hildegard, während ihre bleichen Wangen sich höher färbten. „Ich bin bereit auf Leben und Tod!“

„Auf Leben und Leben, nur Leben!“ rief Erwin. Aus seinem Auge glänzte eine Zuversicht, eine Fülle von

Verheißungen, der die Kranke nicht widerstand und mit gläubigem, ja frohem Ausdruck lauschte. Erwin wandte sich ihr noch einmal zu, strich ihr sorglich das Kissen zurecht und legte ihren Kopf zärtlich auf dasselbe nieder, dann winkte er Jakob Franke, ihm zu folgen. Was auch noch zu tun und zu fürchten blieb — seine Haltung war die eines Siegers, und doch sprach der letzte Blick, den er von der Schwelle aus Hildegard zuwandte, nur demütigen Dank aus.

Sowie er das Krankenzimmer hinter sich hatte, war der junge Arzt wieder ganz Besonnenheit und Selbstbeherrschung. Dem stürmischen Dank und der schlau fragenden Miene des alten Kammerdieners begegnete er mit der Bitte, jetzt wohl acht zu haben, es sei viel zu tun und vorzubereiten, die Operation müsse morgen in der Frühe stattfinden. Er ging in sein Zimmer, mehrere Drahtbotschaften nach Berlin aufzusetzen, um deren augenblickliche Beförderung zur Bahnstation er bat. Jakob Franke zeigte sich willig und geschäftig. Erwin schrieb in seiner Gegenwart noch einen längeren Brief an Geheimrat Willovius — der alte Mann eilte mit allem davon, und Erwin blieb allein zurück. Er trat still an das Fenster und durchlebte die letzte Stunde und jede Stunde, seit er gestern hier angelangt war, noch einmal. Daß sein Leben, sein Geschick an dem kommenden Tage hing, wußte er wohl — doch er hatte keine Wahl gehabt — wie im Märchen war es über ihn gekommen, daß er dies junge reine Leben retten müsse, auch wenn er sich selbst und seine Zukunft dabei einzusetzen habe. Das war es nicht, was ihn jetzt bekümmerte und in den lichten Glücksschimmer, der auf seinen Zügen lag, einen tiefen Schatten warf. Er allein hatte den Widerstand des Mädchens

besiegt, ihm hatte sie vertraut — gleichviel warum, er allein mußte ihr den ärztlichen Beistand leisten. Mit aller Zuversicht, die ihn erfüllte, wußte Doktor Erwin Buchhoff, daß es sich bei dem Bevorstehenden dennoch um Leben und Tod handle, und so kühn und entschlossen er sonst war, so begann der Gedanke, daß seine Hand der kaum gewonnenen Geliebten Tod oder Leben geben müsse, schwer und ernst auf seiner Seele zu lasten. Doch war er entschieden, seinem Paten und Lehrer jede Teilnahme an der Operation zu versagen — und sorglich bedachte er, wie er Heiding mit dem Geschehenen und Beschlossenen versöhnen werde.

So unablässig, so tief sann er, auf die Taxushecken und die steinerne Balustrade zu seinen Füßen herabblickend, der einen Frage nach, daß er weder sah, wie die Sonne sich nach West neigte, noch die lauten Schritte aus dem schweigsamen Schloß vernahm. So kam es, daß sich mit einemmal eine Hand auf seine Schultern legte und daß er emporblickend, dicht in die Augen des mit Scheu und Sorge Erwarteten blickte.

„Was ist geschehen, Erwin? Was hör' ich vom Kammerdiener des alten Landgrafen? Was planst und bereitest du vor?“

„Die Prinzessin von Grumbach hat in die Operation, die ich ihr nochmals vorschlug, eingewilligt, lieber Professor!“

„Du warst ohne mich bei der Kranken, Erwin — du hast sie bestürmt und ihren Willen nach deinem gelenkt —? Du scheinst ihr schrankenloses Vertrauen eingeflößt zu haben? —“

„Ich habe ihr meine tiefe Überzeugung, daß ich sie retten werde, noch einmal dargelegt! Ich habe das Mittel gefunden, ihr Verzagen am Leben zu besiegen —“

„Du hast ihr in plötzlicher Leidenschaft dein eigenes Leben zum Opfer geboten!“ sagte Heiding ernst, beinahe gramvoll. „Weißt du auch, was du auf dich genommen hast, in welchen Kämpfen und Enttäuschungen deine hoffnungsreiche Zukunft zugrunde gehen kann?“

„Gewiß weiß ich das — ich bin kein Romanheld, der sich über den Ernst und das Gewicht der Weltverhältnisse täuscht. Aber ich habe die Hand nicht nach einer Blüte ausgestreckt, die zu hoch für mich hängt, sondern nach einer, die die Welt unter ihre Füße treten wollte, die von allen, allen aufgegeben war, selbst von Ihnen, lieber Pate! Es kann sein, daß die Hoffnung, die zur Stunde Prinzeß Hildegard und mich belebt, nie Wirklichkeit wird — daß ich jahrelang an der Entscheidung zu tragen habe, die ich mir heraufbeschworen habe. Doch wird mir immer das beglückende Bewußtsein bleiben, daß dies holde Geschöpf nur dadurch gerettet werden konnte, daß ich doch den Willen hatte, sie auf meinen Armen in ein neues, besseres Leben hinüberzutragen, und das wird mir Trost und Genugtuung sein.“

Professor Heiding blieb einige Augenblicke schweigend, dann sagte er: „Geschehe das Beste, was du hoffst! Und wie denkst du dir die Operation — wessen Hand soll sie vollziehen?“

„Keine andere als die meine!“ entgegnete der junge Arzt fest. „Ich allein habe die Hoffnung festgehalten, mir allein hängt meines Lebens Seele und Seligkeit am Gelingen des entscheidenden Schnittes.“

Er blickte bei diesen trotzigen Worten von Heiding hinweg, der Professor sah wohl den Ausdruck von Mißtrauen, der die Züge seines jungen Schülers entstellte. Er faßte Erwins Arm, so daß ihm der junge Mann sein

Gesicht voll zuwenden mußte, und sagte leise, aber nachdrücklich:

„Schäme dich, schäme dich in den Grund hinein, mein Junge. Deines alten Paten Hand wird in diesem Falle sicherer sein als die des Liebhabers, des heimlich Verlobten! Wenn du dich anstellst, als ob in deiner Hand das Leben liege, in meiner der Tod, so glaubst du ja selbst kein Wort davon und weißt, daß Erwin Heiding euch alle noch hinter sich läßt, weißt auch, daß er nicht vergißt, was ihm die Prinzessin von Grumbach jetzt außerdem sein muß! Ich habe dich zu meinem Beistand hierher gerufen — Beistand sollst du mir leisten, mehr aber nicht, Erwin, und ich denke, du gibst dich!“

Erschüttert und überwunden warf sich Erwin in die Arme seines väterlichen Freundes und Lehrers; er wußte, daß dieser der Pate des Lebens und nicht der des Todes sei. Die Umarmung beider Männer wurde durch den plötzlichen Eintritt des Landgrafen unterbrochen, der mit einiger Verlegenheit auf die Ärzte sah und dann ausrief:

„Die Herren verzeihen — aber bei der Nachhausekunft vernehme seltsame Dinge. Meine Schwester Hildegard hat mich rufen lassen — plötzlich anders gesinnt — will die Operation wagen und leiden. Verstehe nicht, was vorgegangen ist — höre heraus, daß Herr Doktor Buchhoff neue Gründe für die Operation gefunden hat.“

„So ist's, Durchlaucht!“ erwiderte Heiding. „Der Beredsamkeit meines jungen Freundes ist heute nachmittag gelungen, was wir noch diesen Morgen umsonst gewünscht haben. Der Jugend gelingt, was uns nicht mehr glücken will. Wir wollen denn auch nicht länger zögern, wollen unsere Vorbereitungen treffen und morgen zum Werke schreiten.“

Der stolze Blick, den Professor Heiding auf seinen jungen Freund und Schüler warf, gab dem Landgrafen zu denken. Er musterte Erwin von der Seite, und dann murmelte er in seiner abgerissenen Weise vor sich hin:

„Wär's möglich? Im Handumdrehen andere Entschlüsse gefaßt? Was sich so ein Mädchen nur denkt! — Glaubt, daß die Welt auf dem Kopfe stehen kann! Wird Augen machen, unsere Schwester Luise! Da es denn Hildegard selbst will — Glück zu, tut euer Bestes, ihr Herren, das Nachher wird sich auch finden — wie sich's — lieber Gott — immer gefunden hat!"

* * *

Frau Hildegard Buchhoff an Professor Heiding, Würzburg.

Berlin, Lessingstraße, 1. Oktober 1889.

Wir sind Ihnen, liebster Professor und Freund, die Nachricht von unserer glücklichen Einkehr in das eigene Nest noch schuldig. Die letzten Tage unserer Hochzeitsreise, bei Ihnen in Würzburg, stehen in so gutem Andenken wie die ganzen goldenen sonnigen drei Monate! Erwin hat die gehoffte Ernennung zum Ordinarius an der medizinischen Fakultät — Sie sehen, daß ich mich schon ganz ausdrücke wie eine Professorsfrau — hier vorgefunden, ist glücklich in seiner großen und segensreichen Tätigkeit. Er meint freilich, eine Kur, wie sie Ihnen und ihm im Schlosse Bergfeld geglückt, werde er nicht zum zweitenmal unternehmen. Er schauert noch immer leise zusammen, wenn er an die Monate des vorigen Herbstes, an die bangen Wochen denkt, die bis zu meiner völligen Genesung verflossen. Umgekehrt denke ich an

nichts lieber als an jene Zeit, in der ich meinen Mann erst ganz kennen gelernt und mit jedem Tage mehr empfunden habe, was Sie unbewußt für die arme kleine Prinzeß Grumbach taten, als Sie sich Erwins annahmen. Die schlimmen Tage des vorigen Winters, in denen ich meinen Entschluß, Erwins Frau zu werden, gegen Luise und all meine Umgebung (den treuen Jakob Franke ausgenommen) standhaft zu verfechten hatte, schwinden schon völlig aus meinem Gedächtnis. Sie sind mir, da ich mich geliebt wußte und Erwin liebte, auch nicht allzu schwer geworden. Und vollends habe ich es leicht gefunden, mich in die veränderten Verhältnisse zu schicken. Ich trinke mit durstigen Atemzügen die neue Lebensluft und fühle mich täglich gesunder und glücklicher in ihr.

Mein Bruder, Landgraf Heinrich, hat uns, als er zum Kauf von Jagdpferden hier war, seinen Besuch gegönnt. Er geruht, unsere Einrichtung „scharmant, gar nicht mesquin“ zu finden, ist verbindlich und achtungsvoll gegen Erwin, und ich rechne es ihm hoch an, daß er das immer gewesen. Natürlich findet er es nach wie vor „seltsam“, daß ich lieber Frau Professor Buchhoff als Gräfin Schlichta werden mochte, obschon ihm die Ahnung aufgeht, daß ich das bessere Teil erwählt habe.

Als wir gestern im Tiergarten spazieren gingen, begegneten wir dem Jagdkameraden meines Bruders, dem Obristleutnant d'Ardenne, der hier Militärattaché bei der belgischen Gesandtschaft ist. Er blieb stehen und redete mich in wunderlicher Verwirrung als „Durchlaucht Frau Professorin“ an. Ich bat ihn, es bei der gnädigen Frau bewenden zu lassen, worauf er mir sehr erleichtert die Hand schüttelte.

Nun leben Sie wohl, liebster Freund, lassen Sie

Gutes von sich, wie Sie versprochen, alle Monate hören. Ich schreibe Ihnen, wie ich verheißen, wöchentlich, und Sie sollen viel Gutes von uns vernehmen. Es ist gar keine Kunst, Gutes zu schreiben, wenn man Hildegard Buchhoff heißt und an Leib und Seele so gesund ist, wie ich mir niemals hatte träumen lassen, daß ein Menschenkind sein könne!

Der erste Stein.

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — es ist —"

„Zum Donnerwetter, ich will nicht gestört sein!", rief eine verdrießliche Stimme hinter der verriegelten Tür, vor der ein zitternder, bejahrter Diener in dunkelblauer Livree stand, der nach wiederholtem vergeblichem Druck auf die Türklinke noch einmal drängend anpochte:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul —"

„Der Herr Konsul wird's wohl nicht so eilig haben!" klang es womöglich noch verdrossener von innen heraus — ein zurückgeschobener Riegel knarrte, die Tür flog auf, das rote, zornige Gesicht des Hausherrn sah in das aschfarbige des alten Matthias, und dieser stotterte zum drittenmal mit einer halb erwürgten Stimme:

„Entschuldigen der Herr Kommerzienrat — der Herr Konsul haben sich — haben sich — in ihrem Zimmer erschossen!"

Der Kommerzienrat, eine kurze aber kräftige Gestalt, mit breiten Schultern, fuhr bei diesen Worten wie von einem Stoß getroffen zurück und sagte heftig: „Bist du verrückt, Matthias?" Doch die plötzliche Heiserkeit des Tones, die blassen Lippen und die erschrockenen Augen verrieten, daß er von der Wahrheit der Schreckensnachricht schon durchdrungen war. Ging denn die Welt aus den Fugen, verschwor sich alles, ihn niederzuwerfen? Eben

hatte er in seinem Zimmer über einer ärgerlichen Enttäuschung gebrütet, der Brief, der sie ihm gebracht, lag noch offen auf dem Schreibtisch. Seit zwei Jahren hatte Kommerzienrat Frehse den Unterhalt einer jungen Dame, die das Konservatorium der Stadt besuchte und die Tochter eines seiner Fabrikaufseher war, freigebig bestritten, seit einem Jahre der Erwartung gelebt, daß sie seine bewundernden Blicke und die wiederholten Bitten, sie in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen, einladender beantworten würde, als mit verlegenem Augenniederschlag und hastigen Versicherungen ihrer ewigen Dankbarkeit. Er war drauf und dran gewesen, die allzu schüchterne junge Sängerin zu fragen, ob sie ihn nicht auf einer demnächst stattfindenden Reise nach Hamburg begleiten wolle — als ihm der Brief überbracht wurde, in dem Fräulein Fanny Larisch ihrem Wohltäter freudig erregt mitteilte, daß sie eine bescheidene aber für sich durchaus passende Stellung an einem schweizerischen Pensionat in Yverdon erhalten und angenommen habe. Da der Antritt sogleich gewünscht werde, habe sie ihre Abreise beschleunigen müssen. Die Zuschrift hatte Otto Frehse im ersten Augenblick mit sprachlosem Ingrimm über die listige kleine Person erfüllt, die so gewandt dem für sie gestellten Garn zu entschlüpfen wußte; im nächsten hatte er sich selbst einen Narren gescholten, daß er der Schönen nicht früher, deutlicher und ein wenig brutaler seine wohlberechtigten Wünsche kundgegeben habe. Ein nächstes Mal — so hatte er sich eben gelobt, als der alte Matthias zum erstenmal anpochte — wollte er sich nicht mit luftigen Hoffnungen hinhalten lassen, wollte Opfer und Lohn besser gegeneinander abwägen, was seiner reifen Lebenserfahrung ohnehin ziemte. Und nun stand er, aus so tröstlichen Vorsätzen auf-

geschreckt, der selbstbewußten straffen Haltung, die er sonst zur Schau trug, völlig beraubt, mit zitternden Knien und einem halbblöden Blick unter den buschigen Augenbrauen hervor, neben dem alten Diener, über dessen fahles Gesicht die schweren Tränen unaufhaltsam rannen und in dessen welken Händen er wiederum einen Brief erblickte. Er brauchte die Aufschrift „Meinem Vater!“ nicht erst zu lesen — er wußte ohnehin, daß es das letzte Schreiben des Sohnes an ihn sei, und gewaltsam preßte er die Frage hervor:

„Hat der Konsul denn wirklich? — haben wir keine Hoffnung, Matthias? und ist nach Sanitätsrat Bellinger geschickt worden?“

Da der Alte alle drei Fragen mit heftigem Kopfschütteln verneinte und wiederholt krampfhaft schluchzte: „Ach Herr — Herr!“ so mußte der Kommerzienrat sich als Mann zeigen. Er herrschte den Diener an: „Laß uns hinübergehen, Matthias!“ und riß den Brief auf, um ihn im Hinübergehen zu lesen. Nun war's zuerst, als ob seine Füße an der Schwelle angewurzelt wären, so schwer wurde ihm ein Schritt vorwärts, und dann tanzten die Buchstaben auf dem Papier vor seinen Augen, und er las plötzlich wieder Zeilen aus dem anderen Brief, den er vorhin erhalten hatte, und sah — verdammt! — die zierliche Fanny statt des toten Sohnes vor sich. Über den langen stattlich geräumigen Vorsaal des alten Patrizierhauses hinweg, an den fünf Bogenfenstern vorüber, stürmte er keuchend jetzt dem Gange zu, an dem die Zimmer lagen, die sein Sohn, der Konsul, zuletzt bewohnt hatte. Weit offenstehende Türen und eine Gruppe händeringender weiblicher Gestalten auf dem Gange belehrten ihn, daß der alte Matthias keine

Gespenster gesehen habe, wie er während der wenigen Schritte in irgendeinem Winkel seines Gehirns gehofft hatte.

Die schluchzenden, flennenden Hausmädchen wichen vor dem Kommerzienrat erschrocken-mitleidig zurück, dem Kutscher, der sich drinnen im Zimmer zu schaffen machte, rief er mit der heiseren Stimme, die doch so merkwürdig scharf und vernehmlich klang, zu: „Anspannen, Friedrich! zum Sanitätsrat fahren, er muß gleich mitkommen! Muß! — hören Sie wohl?“ und der Angerufene schien froh genug, den Ausgang aus dem Gemach und einen Vorwand zu gewinnen, das Unglückshaus zur schlimmsten Stunde zu verlassen. Der Kommerzienrat wollte noch einige Befehle geben, als er auf einmal entdeckte, daß er allein in dem großen, üppig ausgestatteten Zimmer sei. Der alte Matthias war ihm freilich auf dem Fuße gefolgt, doch sah Otto Frehse weder den Kopf des Alten, der hinter dem linken Türpfosten hereinlugte, noch hörte er das verhaltene Schluchzen des Dieners.

Er hatte im Hereinkommen ein Gesicht gehabt, als säße sein Sohn Franz in der Ecke eines niedrigen Diwans, und hatte gewaltsam von dort hinweg und nach den Lebendigen geblickt, die er auch ohne ein Wort gebieterisch hinausscheuchte. Wie er sich jetzt allein wähnte, mußte er seine Augen vom Smyrnateppich und der Pistole erheben, die zwischen dem Diwan und den nächsten Lehnsesseln lag. Der Konsul lehnte dort fast aufrecht zwischen den Kissen, den schwarzen Gehrock und die helle Weste weit offen, das weiße Oberhemd zeigte einen mächtigen kreisrunden Blutfleck. Franz Frehse mußte sich durchs Herz geschossen und so sicher getroffen haben, daß er nur um ein weniges tiefer in die Kissen geglitten war, als er gesessen hatte, als er die weißen Vorderzähne auf die Unter-

lippe setzte und den Hahn abdrückte. Den Kommerzienrat wandelte es an, den toten Sohn an den Schultern zu fassen und ihn zu rütteln, wie er ihn in mancher schlimmen Stunde und noch vor acht Tagen gerüttelt hatte, damit der Unselige sich auf sich selbst und auf den gesunden Instinkt besinnen möchte, oben zu bleiben, der im Blute der Frehses lag und den Franz geerbt haben mußte, wenn nur ein Tropfen dieses Blutes in seinen Adern rann. Dann besann er sich, daß er vor Toten Scheu trage, daß er keine Leiche berührt habe, seit er vor länger als dreißig Jahren von seiner Mutter im Sarge Abschied genommen hatte, daß es ihm beim Verlust seiner Gattin, die in Nizza gestorben war, eine Erleichterung gewesen war, daß er — ohne seine Schuld natürlich — nach der Bestattung angelangt war und die Tote nicht mehr zu sehen gebraucht hatte. So sah er jetzt regungslos, ohne daß ihm eine wohltätige Träne oder nur ein Zorn über den Ungeratenen, Unsinnigen kommen wollte, in die starren Züge des Toten, der fünfunddreißig Jahre jünger als sein Vater und von stattlicherem Wuchse, doch das weiße Haar an den Schläfen und die tiefen verlebten Einschnitte von der Nase bis zum Munde mit ihm gemeinsam hatte. Der Kommerzienrat hatte den Brief, den er beim Hereinkommen in der Hand trug, vor sich auf den Tisch zwischen die eleganten Rauchgerätschaften geschleudert, er brauchte ihn nicht erst zu lesen. Da vor ihm, in der Bronzeschale, lag ein Zigarettenstummel, der von den letzten Gedanken des Davongegangenen mehr wissen mußte als der einfältige Brief, der die ungerechten Vorwürfe noch einmal erneuern würde, daß er sich selbst nicht in den rasenden Lauf des Sohnes zum sicheren Untergang hineinreißen lassen gewollt hatte. Freilich, wenn er bei der letzten bösen Unterredung

mit Franz gewußt, geahnt hätte, daß dieser dem verzweifelten Ende so nahe stehe, vielleicht daß er doch zu einem Arrangement die Hand geboten, ihn wenigstens nicht so kurz und schnöd auf seinen stattlichen Gehalt als deutscher Konsul in Tripoli verwiesen hätte. Warum hatte der unselige Mensch seine unsinnigen Forderungen so beihin ausgesprochen, nicht gesagt, daß es sich um Leben oder Tod handle!

Dies alles schwirrte in halben Gedanken, die sich stoßweise, schmerzlich drängten, durch sein Hirn, und dabei konnte er jetzt seine Augen so wenig von der Leiche des Sohnes abwenden, als er sich vorhin getraut hatte, nach ihr hinzublicken. Weil er aber sah, daß der große rote Blutfleck immer wachse, und weil ihm war, als ob der Tote in seiner Diwanecke mehr und mehr zusammensinke, stieg mit einemmal ein alles überwallender erlösender Zorn in ihm auf, er herrschte den alten Matthias und den jungen Diener, der sich vor der offenen Tür herumdrückte, an: „Will mir denn keiner von den verfluchten unnützen Kerlen den Herrn Konsul in sein Schlafzimmer bringen helfen?"

Und da war's schon geschehen, Matthias hatte den Toten zwischen den Armen untergefaßt und lehnte vorsichtig das Haupt an seine Brust; Gottfried ergriff die Füße — man hörte die Zähne des langen Burschen dabei aneinanderschlagen — und so trugen sie ihn zwischen den buntgestreiften seidenen Portieren, die er erst vor drei Monaten beim Beginn seines Urlaubes aus Afrika heimgebracht hatte, hinaus in sein Schlafzimmer und streckten ihn auf sein Bett, das er heute morgen eben nur zum Ende verlassen hatte. Der Kommerzienrat blieb in dem Zimmer, in dem ein Schuß den letzten Punkt hinter eine

lange Reihe schlimmer Erlebnisse gemacht hatte, und atmete, ohne es selbst zu wissen, freier auf, als die Leiche aus dem Zimmer war. Mechanisch hob er die Pistole auf, legte sie neben den Brief auf den Tisch und sah sich dann weiter um.

Der Schreibtisch des Sohnes war aufgeräumt, wie er ihn niemals erblickt hatte, auf dem grünen Tuch stand nur das große Schreibzeug von Serpentin, das er dem Sohne geschenkt hatte, als dieser zur Universität ging, daneben lag ein vergilbtes Papier, über das sorgfältig ein weißglänzender Papierstreif quer gelegt war. Frehse trat an den Schreibtisch hin, seine Augen senkten sich auf den Streifen, und in der Handschrift des Sohnes starrten ihm ein paar Zeilen entgegen, die er diesmal doch sogleich las. „Dieser Brief von Hildegard Lindner war der erste, der schwerste Stein unter den vielen, die mich zum Tode getroffen haben. Ich wünsche, daß er im Sarge unter meinen Kopf gelegt werde, vielleicht ist er im Tode ein sanfteres Kissen, als er mir im Leben war. Franz." Die Handschrift des Mädchens, das ehedem die Braut seines Sohnes gewesen war, erkannte der Kommerzienrat auch noch, obschon er sie seit manchem Jahr nicht erblickt hatte. Otto Frehse murmelte etwas Unhörbares vor sich hin und spürte jetzt doch den Drang, Franzens Abschiedsbrief zu lesen. Er überflog ihn rasch — kurz genug war er — und dann langsamer, bedächtiger, um nichts in und zwischen den Zeilen zu übersehen. Dann nickte er und barg den Brief in seiner Brusttasche, zu Matthias aber, der mit einer stillen Handbewegung nach dem Schlafzimmer an ihm vorbeischleichen wollte, sagte er, nachdem er den jüngeren Diener hatte hinausgehen lassen: „Komm mit, Matthias, ich will draußen sehen, wie ihr meinen

armen Jungen gelegt habt. Wir Frehses haben Unglück mit Weibern!" und bezwang sich, die Schwelle des Schlafzimmers zu überschreiten. Vor seinen Augen aber flirrte und flimmerte es, er vermeinte weibliche Züge zu unterscheiden — Hildegard Lindner und wiederum diese kleine Fanny, bis, Gott sei Dank, ein Strom dicker Zähren unter den buschigen Brauen hervorbrach und über sein glattrasiertes Gesicht hinrann.

Während all dies im Hause Frehse vorging, ließ Friedrich, der Kutscher, des Kommerzienrats Pferde durch verschiedene Straßen der Stadt rasen. Sanitätsrat Bellinger war nicht daheim und nicht im Fräuleinstift zu finden gewesen, wohin er jeden Morgen seine erste Ausfahrt richtete; jetzt rasselte das elegante leere Coupé an der Schwanenapotheke vor, wo der begehrte Arzt allmorgendlich einen Likör trank und seinem Freunde, dem Herrn Apotheker, gelegentliche Belehrungen über kleine notwendige Abweichungen in den Rezepten erteilte. Und, Gott sei Dank, Doktor Bellinger war zwar auch hier schon fort, aber Friedrich erfuhr wenigstens, nach welcher Straße und welchem Hause der Südvorstadt sich der Sanitätsrat zunächst gewendet habe. Der kommerzienrätliche Kutscher begriff zwar nicht, was der Arzt dem toten Konsul noch helfen sollte, aber er kam pflichtgetreu dem erhaltenen Auftrag nach; je länger es dauerte, um so besser konnte man ja dem unheimlichen, verstörten Wesen zu Hause entrinnen. Er ließ also getrost die Rappen nach der weiten Südvorstadt hinauslaufen.

In dem Hause der Rheinstraße, dessen Nummer Elf sich der Kutscher in der Schwanenapotheke ordentlich eingeprägt hatte, lag in der Tat im dritten Stockwerk ein Kranker, dessen Genesung von einer ziemlich bedenklichen

Lungenentzündung Sanitätsrat Bellinger nach Kräften gefördert hatte. Dennoch sehnte sich der Bewohner des dritten Stockwerks weder nach seinem Arzt, noch dachte er zu dieser Stunde an ihn. Er hatte in aller Morgenfrühe auf Anordnung Bellingers ein Bad genommen und danach, zum erstenmal seit Wochen, sein Wohnzimmer, das in peinlicher Sauberkeit prangte, wieder betreten. Freilich, nach dem Arbeitstisch unmittelbar unter dem hohen breiten Fenster, das das Licht schräg auf seine Platten und Werkzeuge fallen ließ, hatte Professor Herbert Rothe, der berühmte Kupferstecher, heute nur erst einen sehnsüchtigen Blick hinüberschicken dürfen. Aber an den beiden hohen Bücherborden, die eine ausgewählte, in geschmackvollen Einbänden prangende Bibliothek trugen, war er matten Fußes hingegangen und hatte sich im Vorüberstreichen ein paar Bände Raabescher Novellen aus den Reihen genommen und sie auf den kleinen Tisch neben der Ottomane gelegt, auf der er jetzt sorgfältig in eine Decke gehüllt und von Kissen gestützt sich niederlegte. Er wollte lesen, aber er brachte es nur dazu, eines der Bücher aufzublättern. Erst sah er mit befriedigtem Ausdruck im Zimmer umher und erinnerte sich, wie fest überzeugt er während der schlimmsten Fiebertage gewesen war, daß er diese Wände mit ihren Stichen und Gipsen, die alten Schränke mit florentinischen Majoliken nicht wiedersehen werde. Dann verweilten die Augen des Genesenden auf der lustig im Kamin lodernden Flamme und hafteten zuletzt auf einem roten Nelkenstrauß, der seinen Platz neben den Büchern auf dem Tischchen gefunden hatte. Allerlei Traumhaftes schien ihm mit dem Duft der Nelken entgegenzuhauchen, er schloß die Augen und lehnte den Kopf in die Kissen zurück. Aber er sollte jetzt nicht Ruhe finden. Der Kranken-

wärter, ein hagerer, leis vor sich hin hüstelnder Mann, der vorhin das Feuer aufgeschürt, die Decke um seinen Pflegebefohlenen gelegt, draußen im Schlafzimmer aufgeräumt und sich zuletzt still in den Vorraum zum Lesen des städtischen Morgenblattes zurückgezogen hatte, trat plötzlich wieder ein; auf seinen Zügen hätten auch minder scharfe Augen, als die dunklen des Kupferstechers waren, eine gewisse feierliche Erschütterung wahrgenommen. Er winkte mit drei mageren Fingern seiner Rechten: „Herr Professor erhalten Besuch. Die beiden Damen sind draußen."

Der kranke Künstler richtete sich jäh auf, so hoch es seine liegende Stellung und der Wärter Martin Stühmke, der ihn sanft bei den Schultern wieder niederdrückte, erlauben wollten. „Wer — sagen Sie?"

„Die beiden Damen, die ein paarmal nach dem Herrn Professor gefragt und alle Tage geschickt — und gestern gegen Abend den Blumenstrauß gebracht haben."

„Fräulein Hildegard — die Damen sind selbst draußen und wollen nach mir sehen?" Herbert Rothe schickte einen Blick an seinem Oberleib herab, er trug eine noch leibliche braunsamtene Ärmelweste, unter der das weiße Oberhemd hervorschien — so durfte er wohl einen Krankenbesuch annehmen. In merklicher Aufregung sagte er: „Aber so lassen Sie doch die Damen draußen nicht warten, Stühmke! Und setzen Sie Stühle hierher," und seine Hand wies auf den Teppichrand zwischen Ottomane und Kamin.

Die Augen des Künstlers waren schon sehnsüchtig der Tür zugewandt, der Krankenwärter verstand auch, daß er zuerst die Besuchenden eintreten lassen solle, er ging rasch hinaus und öffnete dann von außen her die

Tür noch einmal weit und respektvoll. Über die Schwelle traten zwei Damen, voran eine kleine ältliche, die dem Kranken gleich beide runzelige Hände entgegenstreckte und mit der lautschallenden Stimme, mit der Schwerhörige zu sprechen pflegen, ihn anrief: „Guten Morgen, guten Morgen, lieber Professor, und Gott sei gepriesen, daß es endlich ein guter Morgen für Sie ist! Sie können sich denken, wie Hilde und ich um Sie gesorgt haben." Sie hielt ihm dabei das Mundstück eines Hörrohres hin, um nichts von seiner Antwort zu verlieren, er aber nahm es zunächst nicht, denn seine Rechte hielt jetzt die Hand der jüngeren Dame umschlossen, die noch auf der Schwelle ihren Schleier über den Hut zurückgeschlagen und aus großen dunkelblauen Augen einen Blick auf ihn gerichtet hatte, der einen freudigen Schein im blassen Gesicht Herberts erweckte. Und dann war sie an sein Lager getreten und hatte ein Veilchensträußchen in seine linke Hand gelegt — „Ich sage wie die Tante, Gott sei Dank, lieber Professor. Aber jetzt legen Sie auf der Stelle den Kopf zurück — wenn Sanitätsrat Bellinger Sie so sähe, würde er die Erlaubnis zum Besuch bei Ihnen bereuen, die er uns gegeben hat."

Der Genesende hielt die feine Hand der Besucherin, die er mit seinen bleichen Lippen zuerst geküßt, noch immer fest, und achtete nicht darauf, daß er die schlanken Finger mit Tränen feuchtete. Die junge Dame zog den Stuhl, den der Krankenwärter für sie hingestellt hatte, ein wenig mehr nach dem Fußende des Sofas, vielleicht um ihre Hand frei zu bekommen, vielleicht auch um den bewegten Mann auf die Tante hinzuweisen, die eine Ansprache erwartete. Rothe besann sich, ergriff endlich das Schallrohr und rief der älteren Dame ein paar begrüßende

und dankende Worte durch das Hörnchen zu, das sie an ihr Ohr preßte. Sie nickte befriedigt und sagte: „Alles recht — alles recht, Professor. — Kommen Sie rasch zu Kräften, daß wir Sie bald bei uns sehen. Und nun wird Hildegard eine Welt mit Ihnen zu reden haben, was für mich zu beschwerlich wäre. Ich sehe dort auf Ihrem Tisch noch die Raffaelblätter von Amor und Psyche — freue mich, sie einmal ruhig genießen zu können."

Ehe der Kupferstecher etwas einzuwenden vermochte, war sie entschlossen auf den Tisch losgeschritten, schob sich einen Lehnstuhl heran und schlug die braune Leinwandmappe auf, die Rothes Stiche nach dem anmutigen Freskenzyklus der Farnesina barg. Herbert Rothe und ihre Nichte blickten ihr nach, ehe sie einander zum zweitenmal ansahen, und Fräulein Hildegard, die bemerkte, daß die Augen ihres Gegenüber noch feucht schimmerten, nahm rasch das Wort: „Wir sind gekommen, lieber Freund, sobald es nur möglich war. Die bösesten Tage liegen ja nun hinter uns — es waren wirklich ein paar recht böse dabei."

„Das soll Gott wissen!" sagte der genesende Künstler, und ein eigentümlicher Ausdruck trauriger Rückerinnerung ging über sein Gesicht. „Das Ende ist nie willkommen, wenn man sich einbildet, noch viel zu tun zu haben. Aber doch war mir am schlimmsten Tage nicht der Tod das Schmerzlichste! Mitten im Fieber fühlte ich, daß die Sehnsucht nach Ihnen noch brennender war, und der Verzicht auf ein gutes Wort zum Abschied fiel mir gewaltig schwer, Fräulein Hildegard!"

„Warum ließ mich auch Bellinger nicht wissen, daß es so mit Ihnen stand, lieber Professor?" sagte Hildegard befangen vor sich hinblickend. „Sie können doch nicht

zweifeln, daß ich zu Ihnen gekommen wäre, wenn ich geahnt hätte, daß Gefahr im Verzug war."

„Wie darf ich zweifeln, da ich Sie heute hier sehe?" entgegnete Rothe und legte jetzt wirklich seinen Kopf auf das Kissen, als wolle er sie die Bewegung nicht sehen lassen, die er niederkämpfte. „Ich bin ja glückselig, Sie wiederzusehen, und so dankbar, daß Sie mit Tante Anna gekommen sind. Aber es bleibt doch wahr, daß ich beinahe gestorben wäre, ohne Ihnen Lebewohl sagen zu können. Seit ich wieder hoffe, habe ich viel nachdenken müssen, wie sich nun unser Nebeneinanderleben gestalten soll."

„Ich denke gut, wie zuvor!" rief Hildegard, die mit mutigem Lächeln eine Art Verlegenheit verdeckte. „Bis Sie wieder ausgehen können, besuche ich Sie mit der Tante noch ein paarmal. Und Ihr erster Ausgang muß zu uns sein. Sie kommen dann wieder wöchentlich dreimal, und wenn Sie wollen auch öfter, ich nehme wieder italienische Stunden bei Ihnen — wir lesen wie ehedem und Sie bleiben dann zum Tee oder gehen in den Klub — wie Ihnen gerade zumute ist. Ihre Krankheit ist eine Erschütterung für uns alle gewesen, aber nun soll sich unser Leben wieder einrichten, friedlich wie vor Ihrer Erkältung, die sich Ihr Eigensinn geholt hat, als Sie uns durchaus über den Erlensee rudern wollten."

„Gut und friedlich wie zuvor, Fräulein? In der Phantasie eines Genesenden leuchteten bessere Worte. Warum nicht schöner, glücklicher?"

„Weil wir froh sein müssen, wenn das Gute, das wir haben, dauert!" sagte Hildegard. Sie sprach unwillkürlich leiser, aber in ihrer angenehmen Stimme war ein scheltender Klang. „Wir sollen uns nicht mehr wünschen, wenn das, was wir besitzen, uns wirklich etwas ist."

„Sie wissen gut genug, daß es mein alles ist, Hildegard!“ erwiderte Herbert Rothe und richtete sich von seiner Ottomane wieder empor, um seiner Besucherin fest ins Gesicht zu sehen. „Wie ich fiebernd dort draußen lag“ — er zeigte nach seinem Schlafzimmer — „habe ich mir nichts Besseres gewünscht, als noch einen solchen Abend mit Ihnen und Tante Anna, aber mit jeder Stunde, die es besser wurde, stand es mir auch vor den Augen, daß noch etwas Besseres in der Welt sei und daß das Leben, was wir uns aufgebaut haben, alsbald zusammenfallen kann, wie ein Kartenhaus.“

„Alles Leben ist ein Kartenhaus!“ unterbrach ihn Hildegard. Sie hatte sich vom Stuhle erhoben, als ob sie vom Lager des Mannes hinwegtreten wolle, doch entweder besann sie sich oder der bescheiden bittende Blick des Künstlers tat seine Wirkung, sie setzte sich langsam wieder auf den Rand des Stuhles nieder, indes er fortfuhr: „Es wird doch noch ein Unterschied sein, ob man nur gute Stunden oder gute Jahre miteinander lebt. Und Fräulein Hildegard — Tante Anna wird älter; wenn sie vor der Zeit heimginge, in der wir beide grau werden, dann stehen Sie allein wie ich, und um der Welt willen muß der freundschaftliche Verkehr, der mich so unendlich und auch Sie wohl ein wenig beglückt, aufhören. Ich mag's nicht denken, was dann über uns kommt, und muß denken, daß dies alles nicht zu sein brauchte, wenn Sie mir erlauben wollten, eine Frage noch einmal zu tun, die ich vor anderthalb Jahren an Sie gerichtet habe.“

Jetzt erhob sich die junge Dame wiederum von ihrem Sitz und diesmal so ungestüm, daß die schwerhörige Tante nach ihr herübersah und gutmütig sagte: „Streitest du schon wieder mit dem Professor? Schickt sich das

auch für einen Krankenbesuch?" Hildegard aber tat nur einige Schritte im Zimmer hin und her und trat dann doch wieder an das Lager Rothes.

„Sie regen sich unnötig auf, lieber Professor! Und die Tante hat recht, das ist kein Gespräch für einen ersten Besuch. Doch auch für später bitte ich Sie inständig, um meinetwillen wie um Ihretwillen, die Frage nicht zu tun."

„Um Ihretwillen auch, Hildegard? Um meinetwillen, das verstehe ich, so schmerzlich es ist, daß Sie keinen Glauben daran fassen können, daß ich mich herausarbeite. Aber auch Sie?"

„Um meinetwillen vor allem, mein Freund!" gab Hildegard zurück, deren Wangen sich leicht gerötet hatten und die mit einem offenen mutigen Blick dem etwas verdüsterten Ausdruck ihres Gegenüber begegnete. „Ich habe niemals davon gesprochen — Sie wissen, daß ich vor zehn Jahren, ich war noch nicht achtzehn, schon verlobt war. Ich denke nur mit Schmerzen an die Zeit, aber ich habe meinen Bräutigam geliebt und bis heute nicht vergessen, was mir die notwendige Losreißung von ihm gekostet hat. Damals habe ich mir gelobt, nie wieder einen Traum von Glück in mir lebendig werden zu lassen!"

„Sie haben sich Ihr Wort gehalten, wahrlich! Und wenn ich freilich an Franz Frehse, den Konsul, denke — er war doch Ihr Verlobter? — nimmt mich's nicht wunder, daß Sie an keinen von uns glauben — obschon wir doch nicht alle ihm gleichen. Je mehr Sie gelitten haben, um so näher läge es freilich einem ehrlichen Herzen, Sie für alles zu entschädigen, was der wüste herzlose Gesell Ihnen angetan hat. Doch Sie wollen nichts davon hören, und ich schweige wieder, wie ich schon Jahre geschwiegen habe."

„Nicht so, mein Freund, nicht so!“ rief Hildegard, den Empfindlichen beschwichtigend. Aus ihren Augen sprach eine stumme Bitte, ihr nicht weh zu tun, vor der er beschämt die seinen niederschlug. Sie bedachte sich einen Augenblick, ob sie mehr sagen solle, und fuhr dann leise fort: „Wir wollen nicht niederschweigen, was zwischen uns ist, Herbert. Ich will Ihnen Rede stehen, nur eine Stunde dazu abwarten, die sich besser eignet als diese erste Stunde, in der ich nichts wollte, als mich an Ihrer Genesung freuen! Brauche ich Ihnen denn noch zu sagen, daß ich wohl weiß, wie anders, wie ganz anders Sie sind, als der unselige Mensch, der über alles wegstürmend nur sich selbst, ach nicht einmal sich selbst, nur seinem prahlerischen Genuß lebte? Aber ich habe doch einmal die hoffnungsfrohe Jugend an ihn verloren und bin von dem Gifte, das ich damals trinken mußte, nur kümmerlich genesen. Als Sie mir vor zwei Jahren zu Weihnachten Ihre prächtige Radierung, den Eros mit gebrochenem Flügel, schenkten, verstand ich Ihre leise Mahnung ganz gut und wäre froh gewesen, wenn ich mit Ihnen glauben könnte, daß Eros sich auch mit einem Flügel wieder erhebt. Ihr Bild ist köstlich, aber ich weiß leider, daß dem kleinen Gott immer beide Schwingen zugleich geknickt werden. Ich trage keine Schuld, daß mir dies widerfahren ist, und Sie keine, daß Sie vierzig Jahre alt geworden sind, ehe Ihnen der Wunsch erwacht ist, am eigenen Herde zu sitzen.“

Hildegard wollte dem Freunde ihre Hand reichen, er nahm sie nicht und sah mit bitterem Ausdruck in den leidenden Zügen auf die Decke seines Lagers herab. Und dann sagte er vor sich hin, und im Ton seiner Stimme war ein leiser Groll: „Vierzig Jahre alt geworden und

mit allen schlimmen Eigenschaften eines hartnäckigen Junggesellen. Er hat Gewohnheiten, die man an einem Freund mildlächelnd erträgt, aber niemals an seinem Manne. Er lebt tiefer in die Nacht hinein, als ihm gut ist, und die Flasche ist, wie Sie fürchten, Herr über ihn. Eine feinfühlende Frau kann sich damit nicht zurecht finden."

Er hätte wohl noch eine Weile in diesem Ton weiter geredet, wenn er nicht mit einmal gewahrt hätte, daß die schlanke Gestalt seiner Besucherin von einem heftigen Beben durchschüttelt wurde, und nun jäh aufblickend in Zügen und Augen des Mädchens schmerzliche Vorwürfe las. Über die Lippen Hildegards kamen nur ein paar schwerwiegende Worte: „Wir müssen abbrechen, lieber Professor! Was doch alle Männer grausam sind gegen sich und gegen Menschen, die sie lieb haben, und am liebsten gegen beide zugleich! Ein andermal — nicht heute — mehr, ich bitte Sie wieder um Ihretwillen und meinetwillen!"

Sie hätten ohnehin die seltsame Unterredung nicht fortsetzen können; Tante Anna, die schwer hörte, aber scharf sah, war allmählich doch sehr aufmerksam geworden, und Stühmke, der Krankenwärter, steckte seinen Kopf wieder einmal zur Tür herein: „Der Herr Sanitätsrat kommt eben die Treppe herauf!" Fräulein Hildegard gewann auf der Stelle die Haltung, die sie für den Eintritt des Arztes wünschte, zurück, sie mußte dem erregten Künstler erst noch einmal die Hand reichen, diesmal als stumme Mahnung, sich zu fassen. Ein dünnes Lächeln, über dem die Augen Herberts noch immer fast düster standen, sagte ihr, daß er ihre Mahnung verstehe, und so flüsterte er nur noch: „Haben Sie Dank für Ihren Besuch, Fräulein Hildegard. Ein andermal erlauben Sie mir nur noch

eine Frage zu tun — nicht die, die Sie fürchten. Nein, eine andere — aber nicht heute. Heute will ich Ihnen nur danken, Ihnen und Tante Anna, und mich beeilen, daß ich Ihnen den Besuch sobald als möglich zurückgeben kann."

„Aber nicht zu früh, Herr Professor — nicht zu früh!" rief die alte Dame, die jetzt wieder an seinem Lager stand und der er die letzten Worte ins Höhrrohr gerufen hatte. „Pflegen Sie mir den Professor gut, Stühmke, und passen Sie wohl auf, wenn der Sanitätsrat den ersten Ausgang erlaubt!"

Man reichte sich noch einmal die Hände, und die Damen beeilten sich, den Ausgang zu gewinnen, ehe der Sanitätsrat, den sie draußen prusten hörten, in das Zimmer eintreten konnte. Auf dem Treppenabsatz vor der Wohnung des Professors trafen sie doch mit Doktor Bellinger zusammen, der die alte Dame und Fräulein Hildegard gleich jovial begrüßte und letztere ansprach: „Guten Morgen, Fräulein Lindner, ich werde Sie auf Störung meiner Praxis verklagen. Ihr Besuch hat sicherlich alles unnötig gemacht, was ich unserem Professor heute verschreiben könnte! Wiederholen Sie nur Ihren Besuch, übermorgen etwa — 's hilft immer der Genesung nach, und Herbert Rothes Geduld als Kranker hat vielleicht am längsten gewährt. Nun will ich sehen, was Sie ausgerichtet, hoffentlich haben Sie nicht zu viel getan, wie die meisten jungen Ärzte!"

Er konnte die Röte nicht verstehen, die die Wangen der jungen Dame in Erinnerung an die letzte Wendung, die das Gespräch mit dem Künstler genommen hatte, jetzt überflog. Denn Hildegard Lindner stieg an der Seite der Tante so eilig die Treppe hinunter, als halte sie es für möglich, daß der Sanitätsrat sie noch einholen und

ihr Vorwürfe machen könne. Verwundert sah die Tante auf die erregte Nichte und wollte sich eben in sanften Vorwürfen ob der unnötigen Hast ergehen, als plötzlich ihre Augen blitzgeschwind denen Hildegards folgen mußten, die durch das offene Haustor betroffen auf die Straße hinausblickten. Draußen hielt die Privatdroschke des Sanitätsrats Bellinger mit dem melancholischen Braunen, der nach des Arztes oft wiederholtem Bericht aus dem Gradiger Gestüt stammte und sich wahrscheinlich dorthin zurücksehnte. Auf dem Bock hatte Jakob Richter, der Kutscher und Diener in einer Person war, im Halbschlaf gesessen, und plötzlich war das Coupé des Kommerzienrats herangedonnert, Frehses Friedrich hatte die Rappen neben dem Braunen pariert, den auffahrenden Jakob mit dem Ende seiner Peitschenschnur ein wenig um Nase und Schnurrbart gekitzelt und dem Erstaunenden zugeherrscht: „Gib deine Zügel, Jakob, und hole sogleich deinen Alten herunter. Er soll sich eilen — und in unserem Wagen zu uns kommen — du kannst heimfahren, und ich will meinen Schwarzen Beine machen. Bei uns ist der Teufel los, der Junge hat sich erschossen!“

„Hat er sich? Was soll da mein Sanitätsrat noch?“ fragte der ärztliche Kutscher, stieg aber doch gehorsam vom Bock herunter und vertraute sein Pferd der Obhut Friedrichs an.

„Gib nur und geh' und bring' den Doktor bald — er soll's wohl untersiegeln, daß der Konsul wirklich tot ist!“ sagte dieser laut genug, um in jeder Silbe von der drei Schritt vor dem Haustor stehenden jungen Dame verstanden zu werden. Hildegard Lindner hatte mit der Rechten den Arm ihrer Tante umfaßt, ihr erstes leichtes Erschrecken war rasch von einem heftigeren tieferen abgelöst

worden. Sie hatte vorhin den Wagen des Kommerzienrats Frehse erkannt und besorgt, daß der Bankherr selbst oder gar sein Sohn, der Konsul, heraussteigen und ihr begegnen würde. Und nun war die Schreckensnachricht von der Katastrophe im Hause Frehse an ihr Ohr geschlagen — ein plötzlicher Frostschauer durchschüttelte sie, sie hatte bis zu dieser Minute nicht gewußt, daß die Vergangenheit mit so harter Hand ins Heute des Menschen eingreifen könne. Ohne sich nur Zeit zu lassen, um der schwerhörigen Tante, die nichts begriff und doch die Bestürzung ihrer Nichte wahrnahm, ein Wort der Erklärung zu geben, zog sie Tante Anna auf das Trottoir hinaus und wandte das bleiche Gesicht zu Friedrich empor, der von seinem Bock mit völlig gleichgültigem Gesicht dem ärztlichen Kutscher ins Haus hinein nachgeblickt hatte und jetzt zusammenfahrend die Dame erkannte.

„Sie sind im Dienst von Kommerzienrat Frehse! Habe ich recht verstanden, daß Herr Franz Frehse, der Konsul, plötzlich gestorben ist?“

„Hat sich diesen Morgen erschossen!“ entgegnete Friedrich mit allem Gewicht, das ihm der Besitz der düsteren und erschreckenden Neuigkeit verlieh.

Dabei starrte er das schöne Mädchen an, das mit bebenden Lippen weiter fragte: „Der unglückliche Vater weiß es schon?“

„Hat mich nach dem Sanitätsrat bis hier heraus geschickt,“ versetzte der Kutscher.

Sein Ton brachte es Hildegard zum Bewußtsein, daß sie beobachtet werde, und so bezwang sie sich, nur noch eine einzige Frage zu tun: „Ist Fräulein Riekchen, die alte Wirtschafterin, noch beim Herrn Kommerzienrat im Hause und Matthias noch im Dienste?“

„Zu Befehl, Fräulein Lindner, sind beide noch im Dienst,“ gab der Kutscher zurück, der es sich nicht versagen mochte, die bestürzte Dame wissen zu lassen, daß er sie kenne.

Hildegard aber wandte sich mit kurzem Dank von ihm ab, sie hatte ein Gefühl, als ob eine Tränenflut an ihre Augen poche, und sie hätte um alles in der Welt nicht hier auf der Straße weinen mögen. Sie zog mit fast ungestümer Bewegung Tante Anna noch einige Schritte hinter sich drein, bis sie sich besann, daß sie der alten Dame ganz sinnlos erscheinen müsse, und das Hörrohr zu Hilfe nahm, um ihr zuzurufen, daß sie soeben den Tod des Konsuls Franz Frehse, ihres früheren Verlobten, erfahren habe. Die Folge war, daß Tante Anna auf der Stelle stehen blieb und mit einem tiefen Seufzer in die feuchten Augen Ihrer Nichte sah: „Franz Frehse, Kind? Nun, wir danken ihm im Leben wenig Gutes, und wo mir recht ist, ist er wieder zu böser Stunde für uns gestorben.“

Hildegard mochte ihr nicht erwidern, daß sie gerade das Gegenteil denke. Seit wenigen Minuten stürmten dunkle und schlimme Erinnerungen verworren auf sie ein, die Nachricht vom jähen Ende des ehemaligen Bräutigams erschütterte sie um so tiefer, als mit einem Schlage die trostlosen Tage und die schlaflosen Nächte wieder vor sie traten, in denen sie dies Ende vorausgeahnt hatte. Doch dabei war's ihr zumut, als ob es eine Warnung für sie selbst sei, daß sie eben zu dieser Stunde und vor diesem Haus von der düsteren Kunde betroffen worden war. Mehr als einmal hatte sie in der Stunde dort oben in der Wohnung Herbert Rothes ein Verlangen überwallt, die Schranke niederzubrechen, die sie so fest

zwischen sich und dem Freunde aufgerichtet hatte. Und jetzt, wo sie allen Schmerz, alle Bitterkeit erwachen fühlte, die die Liebe zu Franz Frehse vor Jahren über sie gebracht hatte, jetzt meinte sie zu erkennen, daß es Täuschung und schmeichelnder Selbstbetrug gewesen sei, der sie schon so oft und zumal während der Krankheit des Künstlers weicher gestimmt hatte. Kein Mann war es wert, daß ein Mädchen ihr Leben und ihre Zukunft ihm rückhaltlos vertraute — gewiß, Herbert Rothe war besser als jener Unselige, der sich selbst den Tod gegeben hatte, war treuer und reiner als hundert andere. Am Ende war er doch ein Mann mit Neigungen und Gewöhnungen, die einem schwere Enttäuschung und den kargen Rest Sonnenscheins kosten konnten, der ihrem Leben geblieben war. Das erregte Mädchen bat die alte Verwandte, ihr die wortlose Eile zu verzeihen, mit der sie jetzt nur ihrer Wohnung zustrebte. Daheim sollte Tante Anna alles, alles erfahren.

Doch auch längst nachdem Hildegard Lindner mit ihrer Tante das kleine Gartenhaus, das sie in der Ostvorstadt bewohnten, erreicht hatte und zwischen ihren Blumen, Bildern und Büchern rasten durfte, blieb sie wortkarg genug. Sie erzählte mit plötzlichem krampfhaftem Schluchzen der Tante, was sie über Franz Frehses Tod vernommen hatte, und gab auf das verwunderte Wort der alten Dame: „Du weinst, Hildegard? Du liebst ihn noch?“ nur die herbe Antwort: „Ich weine, daß ich ihn je geliebt habe,“ setzte sich aber dann trockenen Auges und völlig stumm an ihren Schreibtisch, um ein paar kurze Briefe aufs Papier zu werfen. Tante Anna mochte sich das, was in der Seele ihrer Nichte emporgestürmt war, nach ihrer Weise zurecht legen und deuten. Hildegard fühlte mit dumpfer Überraschung, daß sie von Schatten umringt

sei, die sie längst, längst hinter sich gewähnt hatte. Wieder einmal mußte sie der trügerischen Glücksschauer denken, die sie damals durchrieselten, als der stattliche, ritterliche Franz um sie geworben und sie zuerst in seinen Armen gehalten hatte. Und wieder der Stunden, wo sie an der Natur ihres Verlobten irr geworden war, sich unter heißen Tränen über die Niedertracht der Welt gegen Warnungen von außen und gegen die erkältende Sorge gewehrt hatte, die wie ein Wurm zu ihrem Herzen emporkroch und, hundertmal abgeschleudert, hundertmal wiedergekommen war. Und wieder endlich der dunklen Tage, da sie klar gesehen hatte, daß Franz Frehse in zügelloser Genußsucht einem Abgrund entgegentreibe, da seine Küsse und Beteuerungen ihre Klagen nicht mehr erstickt, ihre Augen nicht mehr geblendet hatten, alle die Tage bis zu dem letzten, wo sie jeden Buchstaben eines Trennungs- und Abschiedsbriefes sich abgerungen hatte. Und mit den Erinnerungen dieser Tage wirbelten andere herauf, an leere, hoffnungslose, zu Jahren gedehnte Zeiten, in denen Hildegard ihr zuckendes Herz vergeblich zur Ruhe zu sprechen gesucht hatte, in denen ihr schließlich nur die betäubende Arbeit wohltätig geworden war. Sie hatte sich auferlegt, an einer Frauen-Kunstgewerbeschule der Stadt unentgeltlich Unterricht zu erteilen, Sorge für ihre Schülerinnen zu tragen, sich selbst zu bescheiden, um mit den Zinsen ihres Vermögens anderen beistehen zu können. Und mit alledem, wie schwer war es dennoch geworden, zuerst den Unwürdigen zu vergessen und dann jedes Glückverlangen zu verscheuchen, das ihre noch immer jugendliche Stirn umspielen wollte! Wie lange hatte sie gerungen, ehe sie ruhig geworden war und das Glück gleichmäßig ruhiger Tage über alles schätzen gelernt hatte! Ja, und hatte sie es denn gelernt?

Durchschauerte sie nicht eben jetzt die Gewißheit, daß sie im Begriff gewesen sei, alles Errungene für einen neuen trügerischen Traum aufs Spiel zu setzen? Sie wußte seit langem, daß Herbert Rothe mit leidenschaftlicher Neigung an ihr hing und doch nicht wagte, sie zum Weibe zu begehren, und sie hatte seit kurzem gefühlt, daß sie selbst nicht mehr völlig Herrin ihrer Empfindungen sei. Wenn es denn so war, wenn sie den Künstler liebte, so mußte diese Liebe der tief verborgene Untergrund ihrer Freundschaft bleiben. Aber nimmermehr durfte sie einem Manne unabweisliche Rechte über ihr Leben und ihre Person geben — wußte sie doch, daß sie einen zweiten Sturz, gleich jenem ersten, nicht überleben würde. Und die Wucht schmerzlicher Erinnerungen, die so plötzlich auf sie drückte, galt ihr vor allem als ernste Mahnung, auf der Hut zu sein und ihre dunklen Empfindungen erbarmungslos ans Licht zu ziehen und zu überwinden.

Doch während Hildegard mit schmerzendem Kopf, stumm vor sich niederblickend, dies alles bedachte, wühlte zugleich ein dunkles Verlangen in ihrer Seele, das vorhin bei der ersten Kunde von Franz Frehses frühem Tode jäh erwacht war. War es irgend möglich, so wollte sie den Toten noch einmal sehen, ihr war's, als könnte ihr der Blick in sein Gesicht noch irgend etwas offenbaren. Und wenn auch nicht, so hatte sie den Geschiedenen doch ehedem geliebt, geliebt mit aller Kraft eines achtzehnjährigen Herzens; es ziemte sich nicht, daß sie feig vor dem Abschied zurückschrak. Zweifel und bange Bedenken, die sie beschlichen, solange der Tag noch währte, kämpfte sie nieder, und als die Dämmerung hereinbrach, erhob sie sich aus ihren Träumen, ging in ihr Schlafzimmer und kehrte nach einer Viertelstunde, zu einem zweiten Ausgang

unscheinbar und dunkel gekleidet, an den Teetisch Tante Annas zurück.

„Du willst ausgehen, Kind?" fragte die alte Dame, die ungefähr erriet, was im Herzen ihrer Nichte vorging, und in den letzten Stunden mit tiefer Bekümmernis nicht an den Konsul Frehse, wohl aber an den Kupferstecher gedacht hatte, der ihr lieb wie ein Sohn war. Sie fühlte, daß alles, was auf gutem Weg gewesen, durch diesen erschütternden Zwischenfall gehemmt, vielleicht zerstört sei. Und zum Überfluß beschlich sie, wie sie Hildegard gegenüber saß, die im Schein der Lampe doppelt bleich aussah, die quälende Frage, ob damals, in der bösen Zeit, als Ringe und Briefe zurückgegeben wurden, ihre Nichte unbedingt im Rechte gewesen und heute vollkommen ruhig in ihrem Gewissen sei. Nie bis zu dieser Stunde hatte sie daran gezweifelt, und darum klang die Frage: „Du willst ausgehen, Kind?" bekümmerter, als es dem Sinn der Worte angemessen war.

„Nur zu Gärtner Harkort, Tante!" rief Hildegard. „Ich will bei Harkorts einen Palmenzweig bestellen und Riekchen, der Wirtschafterin von Kommerzienrat Frehse, sagen, daß sie den Palmenzweig ohne Karte und Namen zwischen die anderen legen soll."

„Wenn du es für nötig hältst und wenn es dich beruhigt," gab die alte Dame offenbar ein wenig bestürzt zurück.

„Es würde mir unnatürlich erscheinen, wenn es unterbliebe," entgegnete Hildegard. Sie senkte den Kopf auf ihre Teetasse herab, damit Tante Anna den Schimmer nicht sehen sollte, der plötzlich ihre Augen feuchtete. Wie war es widerspruchsvoll, daß sie zugleich mit finsterem Groll an alles denken mußte, was der Tote ihr vorzeiten

zugefügt hatte, und nun doch wehmütige Trauer um ein verwüstetes Menschenleben und um lichte Hoffnungen von ehedem empfand! Gewaltsam raffte sie sich auf. „In einer Stunde bin ich zurück, Tante — ich werde alles so ordnen, daß wir uns nicht wieder darum zu bekümmern brauchen." Wozu hätte es frommen sollen, wenn sie der zaghaften alten Dame durch das Hörrohr kundgegeben hätte, daß sie noch einen ganz anderen Weg vorhabe als den zum Gärtner und der alten Wirtschafterin des Frehseschen Hauses. Besser war, sie tat zuerst, wozu es sie trieb, seit sie vorhin vom Kutscherbock herab die Kunde vom Tode des Konsuls vernommen hatte, und sagte dann offen, was geschehen war.

Es war völlig dunkel geworden, als Hildegard Lindner ihren Weg antrat. Bis zum Blumenladen des Gärtners ging sie mit ihrem gewöhnlichen Schritt und grüßte ein paar Begegnende, die sie im Licht der eben entzündeten Straßenlaternen erkannten, unbefangen freundlich, wie sie zu grüßen gewohnt war. Doch sobald sie den Palmenzweig bestellt und bezahlt und seine unauffällige Abgabe im Frehseschen Hause angeordnet hatte und nun wieder hinaus trat, zog sie ihren Schleier ins Gesicht und schob den breiten Kragen des Regenmantels höher. War es ihr doch schon im Laden gewesen, als ob die Verkäuferin ihr mit Neugier ins Gesicht geschaut hätte, und wünschte sie doch jetzt womöglich von niemand gesehen zu werden. Sie näherte sich durch winkelige und dunkle Gäßchen, die sie sonst kaum je betrat, dem Hause des Kommerzienrats und entschuldigte den wunderlichen Weg bei sich selbst mit den Erinnerungen, daß ja Friederike Weiland, die Wirtschafterin, ihre Zimmer im Hinterhause des großen alten Baues habe. In Wahrheit war es ihr nur um

Verborgenheit zu tun. Und ein paarmal unterbrach sie ihren Gang und erinnerte sich, daß nichts in der Welt sie zwinge, den toten Franz Frehse wiederzusehen. Dennoch eilte sie jedesmal weiter und durchschritt, am hinteren Tor des Hauses angelangt, ohne Zögern und Besinnen den Hof bis zu einer rechten Seitentreppe, die, wie sie aus alten Zeiten wußte, zu den Wohnräumen der Dienerschaft führte. Sie traf hier auch schon auf den ersten Stufen ein junges Dienstmädchen, an die sie die Frage richtete, ob Fräulein Weiland zugegen und in ihrem Zimmer sei? Das Mädchen erwiderte ein trockenes: „Jawohl, dort rechts die dritte Tür," sie hatte heute schon zu viel fremde Gesichter im verstörten Hause erblickt, als daß ihr eines mehr aufgefallen wäre. Hildegard, die auch diese Tür von früher her gut genug kannte, stand im nächsten Augenblick davor und pochte nun doch etwas schüchtern und zaghaft an. Mit um so festerem Schritt trat sie über die Schwelle, sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und ihr prüfender Blick begegnete dem fragenden, den eine kleine alte Dame, die sich, das Metermaß in der Hand, aus einer Woge schwarzen Stoffes erhob, der Eintretenden entgegenrichtete.

Der Ausruf: „Jesus, Fräulein Lindner!" gab ihr wenigstens Gewißheit, daß sie auf der Stelle erkannt sei. Mühsam haspelte sich Fräulein Riekchen aus den hoch aufgebauschten Lagen des Stoffes hervor, den sie eben zu Trauerkleidern für die sämtlichen weiblichen Domestiken zuschnitt. Sie selbst war schon in Trauer und trat in ihrem schwarzwollenen Kirchenkleid, aus dessen Ärmel eine kleine vertrocknete Hand sich vorstreckte, der unerwarteten Besucherin gegenüber. Ihre Augen feuchteten sich beim Vergleich zwischen ehedem und heute, den Hildegards Er-

scheinung erweckte, zaghaft stammelte sie: „Sie wollen hören, ob das Schreckliche wahr ist, gnädiges Fräulein?"

„Ich weiß, daß es wahr ist, und wußte seit langem, daß es einmal so zu Ende gehen mußte!" gab Hildegard zurück. Ihr Ton klang entschlossener und härter, als ihr zumut war, sie wehrte sich gegen die Weichheit, die sie zwischen diesen Mauern und angesichts der vertrockneten Zeugin längst zerstörter Hoffnungen überkommen wollte. Leiser, vertraulicher fuhr sie fort: „Ich bin gekommen, liebes Fräulein Riekchen, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Ich fühle, daß ich — ich möchte, wenn es ungesehen geschehen kann, den unglücklichen Mann, dessen Braut ich doch war, noch einmal im Sarge sehen. Vielleicht sollte ich es nicht tun."

„Tun Sie es immer, Fräulein Hildegard. Sie glauben gar nicht, wie schön und stolz er wieder im Tode aussieht," sagte Fräulein Weiland unter Schluchzen. „Der Herr Konsul ist in seinem Zimmer aufgebahrt — es sind schon viel Palmenzweige und Blumen gekommen."

„Ein schlichter Palmenzweig wird morgen von Harkorts gebracht werden, den legen Sie still zwischen die andern, liebes Riekchen. Und Sie verstehen, wenn ich hinübergehe — so muß ich ganz, ganz allein sein und sicher, daß niemand aus dem Hause mich sieht, denn" — setzte sie mit düsterem Ausdruck hinzu — „Abschied von den anderen habe ich längst genommen!"

„Es schadet gewißlich nichts, wenn man auch zweimal Abschied nimmt," entgegnete die alte Wirtschafterin und wischte ein paar Tränen von den runzeligen Wangen. „Ach, Fräulein Hildegard, wenn Sie sich damals doch entschlossen hätten, des jungen Herrn Frau zu werden, wer weiß, ob nicht alles gut geworden wäre."

Hildegard Lindner hatte das Gefühl, daß eine wunde Stelle in ihrer Seele ungeschickt berührt wurde. Sie wandte ihr Gesicht von der Wirtschafterin ab und sagte rasch, fast hart: „Reden Sie doch nicht so, Fräulein Rieckchen! Wer weiß denn besser als Sie, wie schlimm es war. Lieber wäre ich ja gestorben, als daß ich nur ein Jahr neben Franz Frehse auf mich genommen hätte! Ich hätte, ehe ich hierher ging, freilich daran denken sollen. Und ich wollte auch nur —"

Sie sagte nicht, was sie wollte; Fräulein Weiland, die besorgen mochte, daß das schöne Mädchen, die jetzt hochaufgerichtet neben ihr stand, sich plötzlich eines anderen besinnen könnte, fiel der Zürnenden ins Wort: „Lassen Sie das Alte ruhen, Fräulein Hildegard, gönnen Sie ihm den Frieden und sehen Sie ihn noch einmal! Ich schaue sogleich, ob der Weg frei ist; warten Sie nur einen Augenblick, und dann führe ich Sie hinüber!"

Hildegard Lindner machte eine zustimmende Bewegung, aber in ihren Augen konnte die Wirtschafterin die stumme Bitte lesen, sich zu beeilen. Ihr war, je länger sie unter diesem Dache weilte, immer schwerer zumut geworden. Als sie sich jetzt allein im Zimmer von Fräulein Weiland fand, an den Wänden die Miniaturporträts von deren Eltern und Großeltern und ein Bildchen des Pfarrhauses im hessischen Vogelsberg, aus dem sie stammte, über dem Fenstersitz die Korblaube mit dem verkümmerten Efeu, auf dem Lehnsessel den mürben braunen Lederbezug sah, was alles sie kannte, fühlte sie ihren Herzschlag stocken. Dort auf der alten Nußbaumkommode waren die wenigen Bücher der alten Dame aufgereiht, und Hildegard fiel der rote Maroquinband von Klaus Harms Postille in die Augen, ihr Geschenk

an Friederike Weiland an dem einen Weihnachtsfeste, das sie als Braut Franz Frehses in diesem Hause gefeiert hatte. Ein Springquell trüber und bitterer Erinnerungen schoß mit dem Rückblick auf dies Weihnachtsfest in ihrer Seele empor. Es war der Abend des Tages gewesen, an dessen Morgen sie unwiderleglich erfahren hatte, daß ihr Verlobter, dem sie schon so vieles verzeihen müssen, ein verzweifelter Spieler sei und dem Bruder ihrer Freundin Lotte von Hornemann, einem mäßig begüterten Offizier, zwanzigtausend Mark im Spiel abgewonnen habe, der Abend, an dem sie als Hauptstück ihrer Bescherung ein kostbares Perlenhalsband gefunden hatte, an dem sie dem Verlobten unter Tränen und mit halb erstickter Stimme erklärt hatte, daß sie dies Geschenk aus seinem Spielgewinn niemals tragen noch auch nur an sich nehmen werde, an dem Franz Frehse ihrem tiefen Schmerz und ihrer jugendlich heißen Entrüstung nur spöttisch überlegenes Gelächter entgegengesetzt, an dem sie beim Abendessen in schmerzlichem Schweigen neben ihrem Bräutigam gesessen hatte, an dem sie endlich, als es zum Aufbruch kam, ihre anderen Geschenke zusammengepackt und das Kollier mit stummer Verachtung weit von sich geschoben hatte. Es überlief sie heiß, daß sie jetzt an alles dies zurückdenken mußte, und es war gut, daß Fräulein Riekchen wieder eintrat und mit verweinter Stimme flüsterte: „Wollen Sie jetzt gleich kommen, Fräulein Hildegard? Er schlummert drüben ganz allein — und es ist niemand um den Weg. Besser können Sie's nicht treffen, ich lasse Sie eintreten und warte auf dem Gange vor der Tür, daß niemand Sie stört."

Hildegard raffte sich zusammen, es erschien ihr doch zu kläglich, der geheimen Empfindung zu folgen, die sie

jetzt von hier hinwegtrieb. „Es ist nur für wenige Minuten, Riekchen, ich sehe, Sie haben noch viel zu tun!“ sagte sie mit einem Blick auf die schwarzen Stoffmassen, denen sich Fräulein Weiland vorhin entwunden hatte.

„Es ist alles so plötzlich, so über Nacht gekommen,“ wehklagte die Wirtschafterin von der Schwelle her und drückte sich gegen den Pfosten, um Hildegard an sich vorübergehen zu lassen. Diese empfand im Augenblick, wie dünn und dürftig das alte Fräulein aussehe, wie viele Jahre verstrichen seien, seit sie in diesem großen Hause heimisch gewesen und den langen Gang mit seiner Galerie nach der Hofseite öfter hinabgehuscht war. Und dort kam die Zimmerflucht, aus der das Licht der Kerzen herausstrahlte — Gott sei Dank, daß wenigstens diese sie fremd berührte, denn zu ihrer Zeit hatte Franz Frehse andere Räume des Familienhauses innegehabt. Die Türen, die gegen den Gang hin offen standen, hatten noch vor wenigen Stunden zu einem Gemach geführt, in dem der maurische Diener des Konsuls wohnte. Jetzt war dies Gemach fast leer, nur mit einem Teppich und zwei schwarz bezogenen Gestellen versehen, auf denen zwei große silberne Armleuchter mit je sechs Wachskerzen brannten, und diente als Vorraum zu dem Zimmer, wo man am Vormittag den Toten auf sein Bett gelegt, jetzt aber bereits einen Katafalk zwischen mächtigen grünen Blattpflanzen errichtet hatte, auf dem der kostbare Sarg stand, in dem der Sohn des Hauses, in seiner kaiserlichen Konsulatsuniform, eng gebettet lag. Auch hier waren der prächtige Teppich und die Türvorhänge beim Ausräumen belassen worden. Im Halbkreis um den Katafalk erhoben sich sechs Gestelle mit silbernen vielarmigen Leuchtern. Zu Füßen ruhte auf einem kleinen Sessel das Kissen mit

den Orden des Konsuls. Am Sarg und an den Wänden überall lehnten riesige Fächerpalmen, große Kreuze und Kränze von frischen Blumen; schier die halbe Stadt hatte sich beeilt, ihre Teilnahme an dem Trauerfall des Frehseschen Hauses zu bezeigen.

Hildegard Lindner war lautlos über die Schwelle dieses Zimmers getreten, sie hatte es nicht beachtet, daß Fräulein Riekchen schon im Vorgemach leise von ihr hinwegglitt. Sie näherte sich gesenkten Hauptes dem offenen Sarge, und ein langer, langer Blick aus den klaren blauen Augen ruhte auf den Zügen des Toten. Der Ausdruck tiefen Ernstes und wehmütiger Teilnahme im Gesicht des Mädchens verlor sich nicht, aber ein Zug gespannter Erwartung, der außerdem um ihre Lippen geschwebt hatte, verflüchtigte sich, je länger sie in das kalte, bleiche Gesicht des Konsuls sah. Seit Stunden hatte ihr die Vorstellung keine Ruhe gelassen, daß im Tode das ursprüngliche Antlitz des Mannes wiedergekehrt sein könne, das Gesicht, das ihr Franz Frehse bei den ersten Begegnungen und am Tage ihrer Verlobung gezeigt, das sie als seine Verlobte in den wenigen glücklichen hoffnungsfrohen Stunden ihres Brautstandes erblickt hatte. Es war ihr zumut gewesen, als würde sie sich in späteren Tagen nie verzeihen können, dies Gesicht nicht noch einmal gesehen zu haben. Jetzt stand sie erschüttert und schwer enttäuscht neben dem Sarge und hätte über sich selbst lächeln mögen, wäre sie nicht vor dem bangen Ernst des Todes befangen gewesen. Aber Hildegard fühlte doch, daß eine Last dumpfer Besorgnis von ihrer Seele genommen wurde. Nein, nein — kein geheimes Band verknüpfte sie mehr mit diesem Toten, sie hatte nichts mehr mit ihm gemein! Diese herrischen, trotzigen Züge, diese

blassen und doch noch üppig geschürzten Lippen, diese Falte höhnischer Menschenverachtung, die von der stolz geschwungenen Nase des stillen Mannes zum Munde lief, sie forderten nichts mehr von ihr als das dumpfe Mitleid mit einer verwüsteten Natur, die sich selbst zugrunde gerichtet hatte. Mitten in ihrer Erschütterung atmete Hildegard frei auf, leise sprach sie vor sich hin: „Möge er Frieden und Gnade finden!" Da ihr war, als hörte sie Friederike Weiland draußen auf dem Gange hüsteln, so wollte sie nun in den Vorraum zurückgehen. Sie war vom Duft der Tausende von Blumen rings umher, wie vom Eindruck der Stunde halb betäubt, die Lichter, die im Nebengemach nach links brannten, täuschten sie darüber, daß sie durch die Tür rechts eingetreten war, und indem nun ihr Blick in diesem neuen Zimmer auf eine verhüllte Ottomane, auf einen großen Schreibtisch und anderes Hausgerät traf, die sie vorhin nicht wahrgenommen hatte, sah sie doch auch eine Flügeltür, die auf den langen Gang hinaus führen mußte. Sie tat eben den ersten Schritt nach der Tür hin, als diese geöffnet wurde, und Hildegard, die erschrocken den Nacken senkte, sah gerade in das gramverstörte und finstere Gesicht des Kommerzienrats Otto Frehse. Hätte sie die Minute unsicherer Bestürzung benutzt, in der der Hausherr ihre völlig unerwartete Erscheinung vom Kopfe bis zu den Füßen maß, so würde sie den Ausgang noch leicht gewonnen haben.

Da sie aber befangen stehen blieb und nach einem Wort des Grußes, der Erklärung und der Teilnahme umsonst rang, so kam der Eingetretene zur Besinnung. Eine unheimliche Röte stieg in seinem blassen Gesicht auf, ein dumpfer unverständlicher Laut schlug verletzend an

das Ohr der jungen Dame, dann klangen Frehses Worte scharf und deutlich: „Eine wunderbare Überraschung in der Tat, Fräulein Lindner! Haben Sie sich überzeugen wollen, ob mein armer Franz fest und gut genug auf dem Steine schläft, mit dem Sie ihn zuerst ins Schwanken gebracht haben, bis er so — so wie heute geendet hat?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kommerzienrat!" entgegnete Hildegard, die bei dem zürnend feindseligen Blick, dem höhnischen Ton des Hausherrn ihre Fassung wieder gewann. „Ich hatte ein Bedürfnis, den Mann, dem ich vor Zeiten nahe gestanden habe, nicht in die Gruft senken zu lassen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben. Ich habe diesem Gefühl gehorcht und wollte still wieder gehen — da ich Ihnen wider meinen Wunsch begegnet bin, spreche ich Ihnen mein herzlichstes Beileid an Ihrem Verluste aus."

„Beileid steht dem schlecht zu Gesicht, meine Gnädigste, der das Seine zu dem traurigen Ende getan hat," sagte der Kommerzienrat heftig und vertrat dabei sichtlich der nach dem Ausgang strebenden jungen Dame den Weg. „Auf mein Wort: mein unglücklicher Sohn schläft auf dem ersten Stein, der ihn aus Ihrer Hand getroffen hat, es ist sein letzter Wunsch gewesen, ihn mit ins Grab zu nehmen!"

Er deutete dabei auf den Schreibtisch, auf dem der Papierstreif noch immer lag, den er am Vormittag quer über Hildegards altem Abschiedsbrief an seinen Sohn gefunden hatte.

Mechanisch, gleichsam wider Willen folgte das befangene Mädchen dem Fingerzeig des Kommerzienrats. Doch sobald sie die Zeilen des Toten mit der unwahren, pharisäisch selbstgerechten Anklage gelesen hatte, wandte sie

sich zu dem Hausherrn zurück: „Sie müssen selbst am besten wissen, Herr Kommerzienrat, daß mein Brief, den Sie Ihrem Sohne mit in den Sarg gegeben haben, die letzte unter bitteren Tränen ergriffene Notwehr einer Wehrlosen war. Sie wissen, daß ich tausendfältige Ursache hatte, ein Band zu lösen, das Ihren Sohn nicht beglücken konnte und mich tief unglücklich machen mußte. Doch es ziemt mir nicht, von diesen längst vergangenen Dingen hier neben ihm zu reden, der draußen den letzten Schlaf schläft und mir nichts mehr erwidern kann."

„Ich weiß von allem, wovon Sie sprechen, nichts, oder es ist nichts in meinen Augen!" antwortete Otto Frehse und richtete einen bösen Blick starr auf Hildegard. „Ich weiß bloß, daß bis heute noch kein Frehse je durch eigene Hand gestorben ist, obschon wir alle von der Art sind, die etwas von ihrem Leben hat und haben will. Wenn ich mich frage, warum in meinem armen Franz unser Blut gar so unbändig brauste, warum es für ihn kein Maß noch Ziel gab, so muß ich denken: es war, weil er keine pflichttreue Frau gefunden hat, die zur stillen Schranke zwischen ihm und seiner wilden Lebenslust geworden wäre. Fräulein Hildegard Lindner dachte nur an sich selbst!"

Hildegard hörte die erneute Anklage in schmerzlicher Empörung, es war etwas in den Worten des Kommerzienrats, das sie erschauern ließ, so sehr mahnte es sie an dunkle Stunden und manchen herzzerschneidenden Wortwechsel mit dem toten Konsul. Sie bezwang indes ihre Aufwallung und entgegnete ruhig, ja sanft: „Sie sollten nichts zu mir sagen, Herr Frehse, was Ihnen in wenigen Tagen und vielleicht heute noch leid tun wird gesagt zu haben. Ihrem Schmerz muß ich viel verzeihen. Wenn

Ihr armer Sohn, wenn Franz wirklich gemeint hat, mein Abschiedsbrief sei der erste Stein von denen gewesen, die ihn niedergeworfen haben, so hat er sich selbst und Sie getäuscht. Die Steine sind wahrhaftig damals, als ich meinen eigenen einsamen Weg suchen mußte, nicht wider ihn, sondern wider mich erhoben worden. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß es ihn nicht gerettet hätte, auch wenn ich seine Frau geworden wäre."

„Das beliebt Ihnen so anzunehmen, mein Fräulein!" rief der Kommerzienrat, dem es wohltätig war, seine Bitterkeit wider Hildegard zu ergießen, der er seit Jahren gegrollt hatte und seit heute unversöhnlich grollte. „Zu meiner Zeit war das beste und schönste Mädchen unserer Stadt froh, unter diesem Dach als Frau zu wohnen; keine, der ein Frehse die Ehre erwies, sie zur Gattin zu begehren, hätte sich erlaubt, nach dem Vorleben ihres Bräutigams zu forschen und die Partei einer Opernchoristin zu nehmen, mit der Franz in einem flüchtigen Verhältnis gestanden hatte und die mehr als reichlich abgefunden worden war."

„Ich habe nach nichts geforscht, Herr Kommerzienrat!" unterbrach ihn Hildegard jetzt mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen. „Ich war ein unerfahrenes vertrauendes Kind. Aber die Dinge kamen gewaltsam an mich, immer mehr, immer häßlicher, täglich aufs neue. Ich wäre wahnsinnig geworden, wenn das alles geschehen wäre, nachdem ich meine Hand unwiderruflich in die Ihres Sohnes gelegt hätte."

„Man wird nicht so leicht wahnsinnig, wenn man im reichen und weichen Neste sitzt," erwiderte der Kommerzienrat höhnisch. „Weil Ihnen der gute Wille gebrach, kam es zu jener Trennung. Im Menschenleben geht's

eben nicht wie im Hauptbuch, wo alle Zahlen hüben und drüben stimmen müssen. Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich selbst leben will. Hätte Franz eine brave Frau heimgeführt, wäre die Schranke zwischen ihm und dem Verderben dagewesen! Sie — Sie, Fräulein Hildegard, tragen die Hauptschuld, daß er dort draußen liegt und so dort draußen liegt. Ich bin auch mein Lebtag kein Duckmäuser und kein Kandidat für Heiligsprechung gewesen. Aber da ich zum Glück die Frau hatte, die Sie für Franz nicht werden mochten, so hatte ich auch die Schranke, an der ich innehielt, und die dem armen Jungen nicht zuteil ward."

Jetzt war es Hildegard, die den heftig und gehässig scheltenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen maß und dann leise aber nachdrücklich sagte: „Danach, wie es Ihrer belobten Frau, als sie lebte, zumute gewesen ist, während Sie bis zu der besagten Schranke etwas vom Leben hatten, haben Sie wohl nie gefragt, Herr Kommerzienrat! Ich aber habe es, und hielt mich allerdings zu gut dafür, die Folge der Dulderinnen in diesem Hause fortzusetzen. Guten Abend, Herr Kommerzienrat, ich wünsche Ihnen besseren Trost in Ihrem Leid, als ich Ihnen bieten kann!"

Sie schritt jetzt der Tür des großen Zimmers so entschlossen zu, daß Otto Frehse sie nicht zum zweitenmal aufzuhalten versuchte. Auch hatte ihn die letzte schroffe Frage des Mädchens doch so getroffen, daß er noch vergeblich nach einer Antwort suchte, als sie schon längst draußen den Gang durcheilte, neben sich die schluchzende alte Wirtschafterin, aus deren verworrenen Entschuldigungen hervorging, daß sie Fräulein Hildegard beim unerwarteten Herannahen des Kommerzienrats sogleich abgerufen habe, daß aber die junge Dame ins falsche Zimmer

und so dem Herrn Kommerzienrat beinahe in die Arme gelaufen sei.

Hildegard mäßigte ihre Schritte aus Rücksicht auf die trippelnde Alte, lehnte es mit leichtem Kopfschütteln ab, nochmals in Fräulein Weilands Wohnraum einzutreten, und sagte Abschied nehmend nur: „Ich hätte nicht hierher kommen sollen, Fräulein Riekchen! Haben Sie Dank für Ihre Freundlichkeit, schlafen Sie wohl und überstehen Sie diese schweren Tage gut — die Herren Frehse sind es nicht wert, daß ein treues Gemüt viel um sie leidet!"

Sie sah das erschrockene Gesicht nicht mehr, das noch zu ihr auf und ihr über die Treppe hinab nachblickte. Die tief Erschütterte wußte bei diesem Weggang zum erstenmal, was es heiße, den Staub von seinen Füßen schütteln — sie konnte sich keine Möglichkeit denken, die sie jemals wieder zwischen die Mauern dieses Hauses führen würde. Und sie atmete tief und frei, als sie endlich draußen stand und eine laue Frühlingsluft ihr entgegenwehte. Sie schlug auch alsbald den Weg zu den städtischen Promenaden ein. Obwohl es über diese etwas weiter nach der Ostvorstadt und ihrem Hause war, so fühlte Hildegard, daß ihr der Gang und das Mitsichalleinsein wohltun würde. Der Auftritt mit dem Kommerzienrat hatte eine wundersame Wirkung hinterlassen. Jeder ungerechte Vorwurf, den er ihr entgegengeschleudert hatte, jeder Ausbruch seines egoistischen Familiengefühls, seiner rohen Geringschätzung eines Frauenlebens zitterte in ihrer Seele nach und galt ihr als die letzte Befreiung von manchen Zweifeln. Sie hatte recht, tausendfach recht gehabt, sich nicht zu opfern und die stille Schranke zwischen Franz Frehse und seinem Untergang zu bilden. Der tote Sohn und der lebende Vater hatten sie gleichmäßig frei-

gesprochen. Und dennoch war etwas in den wilden Reden des alten Kommerzienrates gewesen, das sie jetzt mit stiller Gewalt ergriff und dem sie nachsinnen mußte. „Man muß etwas vertrauen, etwas wagen, wenn man für andere und nicht bloß für sich selbst leben will.“ Sie hörte diese Worte wie einen eintönigen Sang, der von fern immer näher kam, bald stärker, bald wieder leiser wurde, aber nicht verhallen wollte. Und wenn alles, was sie dort in dem Unglückshause gehört hatte, sie nicht mehr berühren durfte, dies Wort ging sie etwas an. Franz Frehse, als er lebte, hatte so wenig ein Recht gehabt, als sein Vater, ihr dieses Wort zuzurufen — aber gab es wirklich niemand in der Welt, der dieses Recht hatte?

Hildegard zog den Capuchon ihres Mantels nach den Schultern herauf — der Abend war kühler, als sie gedacht hatte — oder schauerte sie innerlich in Rückerinnerung an die eben verflossene Stunde? Mit einemmal rückten die Erlebnisse dieses Abends und des Morgens zusammen, sie erblickte sich selbst, wie sie Herbert Rothe abweisend, abwehrend gegenüber gestanden hatte. Sie besann sich, daß ihr die Nachricht vom Selbstmord des Konsuls lediglich als eine Mahnung gegolten hatte, sich gegen die stumme Werbung dieses treuen Verehrers zu wehren. Ja, sie hatte Herbert in ihren Gedanken neben Franz Frehse gestellt, seine Junggesellengewöhnungen und kleinen Mängel, die ihren Mädchensinn störten, als so schwerwiegend betrachtet wie die wilden Leidenschaften und Laster des früheren Verlobten. Sie hatte den Schatten Franz Frehses zwischen sich und ihren Freund treten lassen und die oft aufsteigende Frage, ob sie ihm nicht mehr schuldig sei als den geselligen Verkehr, der ihr wie ihm selbst unentbehrlich geworden war, jedesmal ungestüm

verneint. Herbert Rothe war aber schwerkrank — dem Tode nahe gewesen — wie nun, wenn sie diesen Abend an seinem Sarge, statt an dem des Konsuls gestanden hätte und dann plötzlich eine Stimme erklungen wäre, daß Vertrauen und Wagen zum vollen Leben gehören? Hätte sie dieser Stimme auch antworten können, was sie dem zürnenden Kommerzienrat mit freiem Bewußtsein entgegnet hatte?

Hildegard fühlte ihr Herz höher und unruhiger schlagen, wie diese Vorstellung sie überkam. Glück genug, daß sie vorhin, als sie Otto Frehse abzuwehren und zu besiegen hatte, nur an die Vergangenheit und nicht an das Heute gemahnt worden war. Denn jetzt empfand sie, daß sie dann dem harten Manne gegenüber beschämt, erschüttert, ja zerbrochen gewesen sein würde. Jetzt rannen ihr unaufhaltsam heiße Tränen an den Wangen herab, halb in Trauer über verlorene Jahre, halb im glücklichen Bewußtsein, daß es noch nicht völlig zu spät sei. Sie ließ diesen wohltätigen Tränen freien Lauf und ging mit immer langsameren Schritten nach ihrem Hause zurück. Tante Anna brauchte heute nichts mehr zu erfahren, morgen war auch noch ein Tag. Sie dachte kaum einmal an den Katafalk mit seinen feierlichen Kerzen, aber fort und fort an das stille Künstlerzimmer in der Rheinstraße. Sie wollte fortan wagen und vertrauen. Einerlei, aus wessen Munde sie das Wort vernommen: es hatte ein Band um ihre Stirn und ihr Herz gesprengt; Hildegard erschrak freudig über sich selbst, als sie an ihrer Gartenpforte stumm verglich, wie sie vorhin ausgegangen war und wie sie jetzt heimkehrte.

Am Morgen nach diesem Abend fand Professor Herbert Rothe, der Genesende, als er sein Lager verließ, auf dem Tisch seines Zimmers eine Blumensendung und

einen kurzen Brief von Hildegard Lindner. Die Zeilen lauteten:

„Ich muß in aller Frühe nach Ihrem Befinden fragen, mein Freund. Das traurige Tagesereignis unserer Stadt wird Ihnen schon durch die gestrige Abendzeitung bekannt sein. Ich habe mir nicht versagen wollen, gestern abend das Frehsesche Haus noch einmal zu betreten. In wunderbarem Zusammenhang sind mir aus dem Anblick des Todes Gedanken des Lebens erwachsen. Ich habe begriffen, wie arm unser Dasein werden kann, wenn wir nicht etwas glauben, etwas einem freundlichen Schicksal anheimgeben, alles zu fest in der eigenen Hand behalten wollen! Wenn Doktor Bellinger Sie noch lange auf Ihr Zimmer bannt, so komme ich mit Tante Anna alsbald wieder zu Ihnen. Wenn er Ihnen umgekehrt eine Ausfahrt gestattet, so kommen Sie zuerst zu uns, lieber Freund. Ich habe nichts mehr dagegen, das Gespräch, dessen Abbruch Sie gestern schmerzte, sobald Sie es wollen, wieder aufzunehmen. Ich will vertrauen, will selbst wagen und bin mit treuen Grüßen und Wünschen für Sie Ihre Freundin Hildegard."

Als der Kupferstecher nach Lesung dieses Briefes mit einem Gesicht halb glückselig, halb zweifelnd vom Papier emporsah, fiel sein Blick auf die Blumensendung. In einer Fülle von Veilchen sah er sorgfältig versteckt ein Reislein Myrte. Er starrte die grünen Blättchen an, seine Augen leuchteten auf, er hob den Strauß zu den Lippen, und ihm war's, als ob er mit dem Duft der Veilchen einen vollen Strom von Genesung und neuem Leben trinke.

Das Weihnachtsoratorium.

Der Schnee fiel in großen Flocken, so still, so dicht, so unablässig, als er zwischen Weihnacht und Neujahr nur herabfließen kann, in das breite Tal hinein, durch das die beeiste Mulde ihre Schollen langsam elbwärts trieb. Tausend Schritte vom Strom und der Mühle, vor der ein Steg über das Wasser führte, hoben sich die Häuser und Dächer eines mäßig großen Dorfes über die weiße Fläche. Wirklich und weit sichtbar ragte nur der Kirchturm empor, auf dessen spitzem, steil abfallendem Schieferdach der Schnee keinen Anhalt zum Bleiben fand; schon die Kirche selbst, deren Mauern hinter den beschneiten Grabhügeln des Friedhofs fast verschwanden, war in dem Gestöber kaum noch zu unterscheiden. Vollends das Pfarrhaus, ein unansehnlicher Bau dicht an der Kirchhofsmauer, trug auf Dach und Rebenspalieren, die seine nach Süd gekehrte Vorderseite bedeckten, so reichlichen Schnee und war so dicht von einem Garten weißglänzender Bäume umgeben, daß einer, der vom Mühlsteg aus nach dem Dorfe hinüberblickte, das Dasein des Pfarrhofs mehr aus der dünnen Rauchsäule erriet, die aus dem einen der beiden Schornsteine aufstieg, als das Haus selbst wahrnahm. Es war Nachmittag gegen drei Uhr, aber die dicht ins Tal herabhängenden Wolken hatten schon eine Art Dämmerlicht erzeugt, und es bürgte für die guten Augen des Mannes, der sich am Stangengeländer des Stegs

festhielt, daß er sich trotz des Zwielichts ganz gut zurecht fand und den schmalen Dorfweg, der vom Ufer und der Mühle der Kirche zulief, durch alle Schneewehen hindurch mit seinen Blicken maß. Befriedigt nickte er und begab sich, immer die Arme übereinander schlagend und mit den Füßen den Boden stampfend, wie vorher das Brett, aufs rechte Ufer der Mulde, wo er im Schneegeriesel sich bei einem Haufen Bruchsteine, die rötlich unter der Schneedecke vorschimmerten, zum Warten anschickte. Er sagte etwas lauter und pathetischer, als Selbstgespräche sonst gehalten werden, vor sich hin: „Der Bursch da drüben hatte schon vor zwanzig Jahren die beste Altstimme, die gutmütigste Haut und das größte Hasenherz in Kursachsen! Wer weiß, was aus der Stimme und der Haut geworden ist — aber mehr Courage hat Gottfried Döhler im Pfarramt schwerlich gewonnen. Man muß Leute seines Schlags nicht mehr erschrecken, als nötig ist, muß den Labetrunk ein wenig verdampfen lassen, ihm auch einen Gast von so lumpigem Exterieur nicht vor Nacht ins Haus schicken."

Und geduldig maß der Sprecher wieder und wieder die kurze Strecke zwischen dem Mühlsteg und dem Steinhaufen, roch mit unzufriedener Miene den Hauch, der seinem Munde entquoll, und schaute mit höhnischem Blick an sich hinunter. Er hatte eine hohe, derbknochige Gestalt und einen mächtigen Kopf mit dunklem Kraushaar, unter der alten, mürbe geriebenen Tuchmütze wurden eine geschwungene Stirn, blitzende braune Augen und eine große Nase von edlem Schnitt sichtbar. Aber der untere Teil des Gesichts zeigte sich minder gewinnend; wulstige Lippen, ein allzu trotzig vorspringendes Kinn, dazu auf den Wangen graue Bartstoppeln und eine ungesunde Röte,

die nicht von dem Winterwetter herrühren konnte, verschönerten ihren Träger nicht. Der Widerspruch in den Zügen des Mannes setzte sich in seine Kleidung hinein fort. Der Oberkörper war in einen kurzen, zwar schlecht gehaltenen, doch ursprünglich kostbaren Pelzrock von polnischem Schnitt gehüllt, der an den Ärmeln und Brustaufschlägen das hellbräunliche Fell des Steinmarders zeigte; darunter aber trug der Wanderer alte Beinkleider, die über ihre Zeit hinaus gedient hatten, die zum Knie heraufgezogenen schwarzen Wollstrümpfe zeigten Löcher und üble Flicken, die derben Schuhe vollends waren arg mitgenommen und klafften zwischen Oberleder und Sohle derart, daß der Hin- und Herschreitende fortgesetzt an den Steinen die Schneeballen abklopfen mußte, die ihm den Fuß näßten. Er betrachtete, als ihm dies wieder einmal gelungen war, mit Kopfschütteln den Zustand seines Fußwerks und erhob dann aufs neue seine tiefe Stimme, indem er deklamierte:

„Jetzt bin ich voller Scham, ja fast verzweiflungsvoll,
Daß ich euch ehren muß, da ich euch hassen soll!“

„Professor Gottscheds Magnifizenz würden sich schier entsetzen, daß ich mit seinen wohlgeschroteten Alexandrinern meine zerrissenen Schuhe apostrophiere, aber hat er uns nicht selbst gelehrt, daß großer Dichter Sentenzien allezeit eine Wirkung tun, auch wenn sie nicht an ihrem rechten Platz erklingen? Bin brennend neugierig, wie mich mein Unterzellbursch Gottfried begrüßen und ob er ein treffend Wort für den Jammer meines Untergestells übrig haben wird. Gott sei Dank, daß es schon hübsch dämmert — sowie ich drüben das erste Licht auf dem Schnee blinken sehe, poche ich, gleich Nikodemus beim Herrn, an Gottfrieds Tür.“

Zur selben Stunde, wo vor dem Dorfe Lostau ein wunderlicher Mann so wunderliche Selbstgespräche hielt und nach dem ersten Lichtschein zwischen den verschneiten Mauern und Dächern ausspähte, brannte in dem zu ebener Erde gelegenen Zimmer des Pastors Gottfried Döhler wohl schon seit einer halben Stunde eine Lampe, deren grüner, innen weiß lackierter Schirm freilich kaum einen Strahl durch die Fenster dringen ließ und selbst das Gemach mit seinem Klavier, seinen wohlbesetzten Bücherbrettern, seiner Schreibkommode und den alten Lehnstühlen nur im Umkreis des Tisches völlig erhellte, an dem der Pfarrer einen Gast, einen kleinen weißhaarigen, aber kläräugigen und rüstig auftretenden Herrn mit einer Schale Warmbier bewirtete. Magister Döhler selbst war noch ein junger Mann, höchstens fünf- oder sechsunddreißig Jahre alt, er überragte seinen kleinen Gast um eine Kopflänge, obschon er nur von mittlerer Größe und ein wenig hager war. Sein längliches Gesicht zeigte, namentlich um Mund und Augen, den Ausdruck von Milde, der dem Prediger wohl anstand und offenbar der bleibende Ausdruck seines Wesens war. Das Gespräch, das er mit seinem Gast führte, schien ihn nicht froh gestimmt zu haben, nichtsdestoweniger blieben seine schönen, dunkelblauen Augen mit ruhiger Freundlichkeit dem alten Herrn zugekehrt, der seinerseits in einer gewissen ungeduldigen Erregung sein mochte. Wenigstens schob er die bräunliche Perücke, unter der ohnehin schon die silbernen Haare hervorlugten, ein paarmal von links nach rechts, wehrte es mit beiden Händen ab, als ihm der Pfarrer aus der glänzenden Bunzlauer Kanne noch einmal von dem stärkenden Getränk einschenken wollte, und rief: „Nein, nein, lieber Herr Magister, ich bin für meinen Heimweg nach Colditz reichlich und eigentlich schon zu viel

gestärkt. Hätte ich Ihnen wenigstens gute Nachricht gebracht — so möchte ich mich mit besserem Gewissen Ihrer Bewirtung erfreuen. Nun aber mein Gang nach Leipzig Früchte getragen hat, gegen die man Schlehen billigerweise noch süß nennen darf — so hätte ich mit Glimpf nicht einmal länger verweilen dürfen, als um mich meiner betrübten Botschaft zu entledigen."

„Verschütten wir doch nicht das Kind mit dem Bade!" sagte der Pastor von Lostau ernst, aber mit einer Stimme, in der ein fester, erquicklicher Klang war. „Eins wissen wir wenigstens gewiß, daß es weder ein Gesetz, noch eine Verordnung des hohen Konsistoriums gibt, wonach mir verwehrt werden kann, Ihre Pflegetochter zu meiner Hausfrau zu nehmen. Was der Herr Rat uns sonst zur vorsichtigen Erwägung gegeben hat, daß es für einen Diener am Wort besser sei, mit der Kopulation zu warten, bis der Beweis für Johannas eheliche Geburt beigebracht sei, das wollen wir uns nicht mehr das Herz beschweren lassen, als leider unvermeidlich ist. Wenn der Herr Kantor und seine Frau Liebste sonst keine Bedenken haben, als die Sorge um mich und meine Zukunft, so steht nichts im Wege, daß wir am heiligen Dreikönigstage hier bei einem bescheidenen Festtagsbraten und einem Glas Würzburger ein christliches Verlöbnis feiern. Wir haben getan, was wir konnten, und uns redlich Mühe gegeben, sotanen Bedenken gerecht zu werden, aber das Unmögliche bleibt eben unmöglich. Und darum meine ich nun auch, das Warten und die Vorsicht, die einem bescheidenen Prediger wohl ansteht, müssen einmal einem Entschluß in Gottes Namen Platz machen, und bitte wiederholt, der Herr Kantor wolle seiner Frau und seinem Pflegekind die Dinge im besten Licht berichten und vor allem keinen

Zweifel darüber lassen, daß mich der Bescheid des Konsistorialrats nicht mehr bedrückt als nötig!"

Gottfried Döhler hatte sich von dem Kantor abgekehrt und durch das Fenster in seinen Pfarrgarten hinausgeblickt, wo die Dämmerung schon zu Dunkelheit wurde und die wirbelnden Flocken kaum noch unterscheiden ließ. So sah er nicht, daß der Kantor seine Hände ein paarmal abwehrend hob, und hörte nur, wie der kleine Herr wiederholt stöhnte und jetzt, halb zürnend, halb flehend, sagte: „Wollen der Herr Magister nichts übereilen! Wir haben unsre Johanna gewiß, trotz allem, herzlich lieb — aber es würde uns schlecht anstehen, des Mädchens Versorgung mit eines braven Mannes zeitlichem Unglück zu erkaufen. Vielleicht empfiehlt sich's, dem Wink des Herrn Konsistorialrats, der doch wohl die Meinung eines hohen Konsistoriums ausdrückte, Folge zu geben, Verlöbnis und Hochzeit nach Gottes Willen aufzuschieben und noch einmal ernstlich danach zu forschen, ob Jungfer Johannas Mutter uns oder sich nicht getäuscht hat, da sie sterbend ihr Würmchen in unsre Hände legte und feierlich beteuerte, daß die Kleine in guter, rechter, wenn auch trauriger Ehe geboren sei. Es würde Ihnen wie uns zum Trost gereichen, wenn wir den Beweis dafür finden könnten." — „Gewiß wäre es das beste, Herr Kantor," entgegnete der Pfarrer. „Aber wie sollen wir suchen? Sie haben sorglich aufgeschrieben, daß Johannas Mutter nach ihrer Versicherung im Dorfe Zschepplin zwischen Düben und Eilenburg kopuliert worden sei. Und als wir uns dahin wandten, ist uns die Auskunft geworden, daß Kirche und Pfarrhaus im zweiten Jahre des gegenwärtigen unseligen Kriegs, bei Haddiks Zug gegen Berlin, von streifenden Panduren ausgeplündert worden sind und Pastor Geißler ein halb Jahr später

an den Folgen des Schrecks gestorben ist. Die Kirchenbücher verbrannt und der alte Pfarrer, der vielleicht mündliche Auskunft hätte erteilen können, tot — was wäre da noch zu hoffen?"

„Wenn wir nicht ungeduldig werden, Herr Magister, gibt es vielleicht doch noch andere Wege. Es ist ja gewiß, daß die Lorenzin, Johannas Mutter, bei der Truppe deutscher Komödianten gestanden, die die vielberühmte Frau Karoline Neuberin geführt hat. Seitdem der Krieg ihre Truppe in alle Winde versprengte, soll besagte Prinzipalin in Dresden oder in der Nähe von Dresden leben. Da glaubwürdig bezeugt ist, daß die Neuberin bei ihrem Völklein einigermaßen auf Ordnung und Moral gehalten hat, so wäre wohl zu hoffen, daß sie vielleicht etwas über die Heirat der Lorenzin wüßte. Und weiterhin, mein Herr Magister, läßt sich allenfalls ersprießliche Nachfrage nach dem Kasten mit Wäsche und Kleidern anstellen, den die arme Person, als sie sich unter unserem Dach legte, von Halle oder Weißenfels her so begierig und leider umsonst erwartete. Wo mir recht ist, sollte der Kasten auch Papiere enthalten — und könnte sein Auffinden vielleicht Licht in das betrübliche Dunkel bringen."

„Bedenkt der Herr Kantor aber auch, daß darüber ein unwiderbringliches Stück Lebenszeit verrinnt?" fragte Magister Gottfried zurück. Sein offenes Gesicht verriet eine erwachende leichte Ungeduld. „Und wenn am Ende doch das Gegenteil von dem, was wir hoffen und inbrünstig wünschen müssen, aus einem mit jahrelanger Mühsal herbeigeschafften Schriftstück erhellte? Müßten wir nicht zur Trauer um solch Mißgeschick auch noch um unnütz verlorene Tage trauern? Ja, fast will mich's bedünken, als könnte Gott wollen, wenn er uns eine so leidvolle

Prüfung aufbehalten hätte, daß wir, Johanna und ich, sie gemeinsam tragen sollten. Ich bitte den Herrn Kantor Unbescheid, nicht zu vergessen, daß ich auf alle Fälle mit seiner Jungfer Tochter zum Altar treten will."

Erschrocken richtete der kleine weißhaarige Herr seine großen, klaren, grauen Augen zu dem jetzt dicht bei ihm stehenden Pfarrer empor: „Auch wenn sich ausweisen sollte, daß das arme Hannchen ein — ein Fallkind wäre? Das kann der Herr Magister im Ernst nicht wollen! Ein Priester soll unsträflich sein; meinen der Herr Magister nicht, daß keiner unsträflich ist, der Anstoß gibt? Schreibt nicht Sankt Paulus an Timotheum: ‚Er muß ein gut Zeugnis haben von denen, die draußen sind, auf daß er nicht falle dem Lästerer in die Schmach und Stricke?' Wollen Sie das alles vergessen oder achtlos zur Seite schieben?"

„Haben Sie und Ihre brave Hausfrau daran gedacht, da Sie in Gottes Namen das hilflose Kind der fahrenden Komödiantin an- und aufnahmen, wie Ihr eigenes Kind erzogen und wie Ihren Augapfel behüteten?" fragte Pfarrer Döhler zurück.

„Nein doch, Herr Magister!" gab Kantor Unbescheid kleinlaut zur Antwort. „Wir hätten freilich daran denken sollen, ehe uns die Johanna ans Herz wuchs. Aber wir sehnten uns recht herzlich und vielleicht töricht nach Kindeslachen in unserem einsamen Schulhaus! — Und dann auch — wir mochten der armen todkranken Person den Glauben nicht versagen — in den ersten Jahren ist uns kein Zweifel gekommen. Haben doch ich und meine Magdalena ihn noch lange voreinander versteckt, als er endlich kam. Es war uns gar weh zumut, daß die bösen Mäuler der Johanna einen Makel fürs Leben aufheften sollten — aber unser Kind blieb sie doch!"

„Und an solchem Mut im Herrn sollte ich nicht teilhaben?“ rief der Pfarrer erregt. „Sehen der Herr Kantor denn nicht, daß Sie unendlich mehr für das Mädchen getan und gewagt haben als ich? Sie haben das dürstende Kind getränkt und das nackte gekleidet und dabei kaum an sich selbst gedacht. Mein Wunsch, Johanna heimzuführen, ist viel selbstischer, ich sehne mich, ihr blühendes Leben dem meinen zu gesellen und ihrer häuslichen Tugenden froh zu werden. Und da sollt' ich zagen, um ihretwillen etwas auf mich zu nehmen? Oder gar zurücktreten und eine Treue brechen, die ich, wo nicht ihr, doch längst mir selbst gelobte? Wenn der Herr Kantor und seine Frau Liebste alles wohl bedenken, werden Sie nicht weiter zögern, meiner Einladung zum Dreikönigstag stattzugeben, mir auch vergönnen, mich am Neujahrsfest nach der Predigt vom Befinden der Demoiselle Johanna persönlich zu überzeugen.“

Kantor Unbescheid sah in Gedanken verloren vor sich nieder und besann sich unterschiedliche Minuten, ehe er wieder anhub: „Ich darf dem so dringenden Wunsch des Herrn Pastors nicht ferner widerstreben. Aber ich entnehme aus der Art, wie Sie um Johanna werben und das Gewicht meiner wohlmeinenden Warnung emporschnellen, daß wir in verwandelter Welt leben. Verstehe ich Sie recht, so könnte Ihnen die Betrachtung, daß Sie Ihrem Amt einen Wunsch geopfert hätten, nicht tröstlich werden?“

„Nein — wahrlich nein — das könnte sie nicht!“ rief Gottfried Döhler. „Der Gottesfügung würde ich mich schicken und mein Verlangen, wenn auch niemals meines Herzens Neigung besiegen! Aber ein unbilliges Vorurteil der Menschen, das ein mögliches Unrecht der Eltern am Kinde straft, darf mir das Glück nicht rauben, das ich

gelernt habe, als mein einziges und wahres Glück anzusehen."

„Ich sag's ja, daß die Welt verwandelt sei," murmelte der Kantor, der sich jetzt zum Abschiednehmen erhob. „Habe meine Magdalene recht von Herzen lieb gewonnen, da sie einmal meine Frau war, aber hätte mir vor der Heirat nicht träumen lassen, daß es just sie und keine andere sein müsse, die ich zum Weibe nähme! — Wollen der Herr Magister dennoch den Brief an die Neuberin und alles, was ich sonst zur Erwägung gegeben habe, nicht vergessen. Wünsche eine geruhsame Nacht und gute Tage bis zum Neujahr, wo wir Sie bei uns in Colditz sehen werden."

Der Pfarrer versuchte seinen Gast nicht länger aufzuhalten, er wußte, daß dieser, wenn er in der Küche seine Laterne angezündet und das Haus verlassen hatte, noch einen beinahe zweistündigen Weg zurücklegen mußte. Dazu spürte Herr Gottfried das entschiedene Verlangen, allein zu sein. Das Gespräch mit dem Pflegevater seiner Geliebten hatte ihn im Innersten aufgeregt. So zweifellos ihm das Herz gebot, an Johanna festzuhalten, so mußte er sich doch mit all den Sorgen und Bedenken abfinden, die dieser Nachmittag ihm abermals gebracht hatte. Er geleitete den kleinen Herrn auf den mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur hinaus, legte ihm sorgfältig den Mantel mit einer ganzen Stiege übereinander liegender Kragen um und befahl seiner alten Hausmagd Beate, die Laterne des abschiednehmenden Gastes anzuzünden. Der Kantor tastete an den Taschen seines Mantels herum, ob auch alles von Leipzig Mitgebrachte noch vorhanden sei, reichte Magister Gottfried noch einmal seine Rechte und bewaffnete sich an der Haustür mit einem gewaltigen Knotenstock.

„'s ist immer eine gute Stütze — eine Waffe hat man nicht nötig. Man muß es den Preußen lassen, seit wir sie im Lande haben, gibt's keine gefährlichen Strolche als ihre Werber, na, und bei denen gilt ein alter Kantor von sechzig Jahren nicht einmal mehr als Futter für Pulver." Bei den letzten Worten schritt er, die Laterne in der Linken erhebend und sich selbst den Weg erhellend, in die Nacht hinaus — das Schneetreiben schien ein wenig nachgelassen zu haben, die Flocken rieselten sichtlich leiser, zögernder zur Erde, als vorhin. Der Pastor rief dem rüstig durch das Dunkel Dahinstampfenden noch einmal Grüße an die Frau Kantor und Jungfer Johanna nach, sah zufrieden zum nächtig gewordenen Himmel empor, an dem ein paar Sterne zwischen den Schneewolken hindurchblitzten, und zog sich von dem Hausflur alsbald wieder in sein wohlerwärmtes Gemach zurück, wo Beate eben vom Tisch die Überreste und Geräte des einfachen Vespermahls wegräumte. Gottfried Döhler setzte sich vor seiner Schreibkommode nieder, auf der neben dem aufgeschlagenen Neuen Testament ein paar Blätter lagen, der Anfang seiner Neujahrspredigt. Ihm war nicht zu Sinne, an seinen mutig erbaulichen Betrachtungen beim Jahreswechsel weiter zu arbeiten. Die Bitte um Frieden für Welt und Land, die er an seinen Text anzuknüpfen gedacht hatte, hätte er jetzt für sich selbst sprechen mögen. Er sann den treugemeinten Warnungen des Pflegevaters seiner Herzallerliebsten nicht ohne Bekümmernis nach und mußte sich in der Stille, die ihn nun umfing, eingestehen, daß diese Warnungen nicht nur redlich gemeint, sondern in ihrer Art wohl berechtigt waren. Seine Pfarrstelle war ziemlich dürftig. Mit der Aussicht auf ein stattlicheres Amt war es vorbei, wenn sich die häßlichen Befürchtungen über die

Geburt des Mädchens bewahrheiteten, das er arglos als die anmutige, vorzüglich erzogene Tochter des braven Kantors kennen gelernt hatte. Als die erste flüsternde Kunde über Johannas eigentlichen Ursprung an sein Ohr gedrungen war, war es für ihn viel zu spät gewesen, eine tiefe, warme und leidenschaftlich verlangende Liebe zu dem einfachen, blühenden Kinde in seiner Seele und seinem Blute zu ersticken. Und als er dem Vater Johannas sein Herz geöffnet hatte, war ihm wohl die Wahrheit nicht verhehlt worden, daß die liebliche Johanna das Kind landfahrender Leute und noch in ihrem ersten Lebensjahre von dem kinderlosen Kantorehepaar als Tochter aufgenommen worden sei, aber Kantor Unbescheid hatte dem jungen Pfarrer zugleich die Hoffnung gelassen, daß Johanna trotz allem einer christlichen, unanfechtbaren Ehe entstamme. Dem besonnenen und ehrbaren Magister Gottfried war es gewesen, als ob er sich an diese Hoffnung klammern müsse, und dabei hatte er deutlich gehört, wie in seinem Innern eine Stimme gegen all diese Besonnenheit und Ehrbarkeit aufschrie. Wenn das Schlimmste wahr wäre und Johanna nur eine Mutter und keinen Vater hatte, der im Kirchenbuch stand — war sie darum weniger schlank und helläugig, weniger liebreizend und sittig, weniger frohmütig und häuslich? Dem wackeren Geistlichen war in all dem Grübeln und Zweifeln über Johannas Abstammung zum erstenmal seine Welt wankend geworden! Alle wohlangesehenen Leute und der eigene Pflegevater des Mädchens erzählten ihm, daß ein geistlicher Hirt wie er keine Frau heimführen dürfe, auf deren Geburt ein Makel hafte, und er im Gegenteil ward mit jedem Tag gewisser, daß er Johanna seine Liebe schon viel zu deutlich gezeigt und von ihr viel zu viele Zeichen warmer Gegenliebe erhalten

habe. Gerade weil eine trostlose verkümmerte Zukunft vor dem schuldlosen schönen Kinde lag, wenn das Gerücht recht behielt, gerade darum mußte er ihr und sich selbst auf jede Gefahr hin Wort halten. Magister Gottfried fühlte sich im Gedanken gestählt, eine Pflicht christlicher Barmherzigkeit zu üben, und nur das beengte ihn, daß er daneben wohl merkte, wie unmöglich ihm der Verzicht auf das warme junge Leben geworden sei, das er für sein eigenes Leben begehrte. Und obschon sein Entschluß gefaßt war, erwehrte der Pfarrer sich jetzt, in einsamer Stille, der bedächtigen Mahnungen des Kantors nicht, hörte abermals dessen warnende Worte nachklingen und wollte sie eben einzeln und gründlich im eigenen Gemüt widerlegen, als er mit einmal aufgeschreckt wurde. Harte Knöchel pochten an das Fenster, nicht schüchtern, sondern eine Art Sturmmarsch, und gleichzeitig erklang eine ursprünglich mächtige, jetzt seltsam heisere, aber wohlgeschulte Baßstimme von draußen. Gottfried Döhler unterschied die Worte „Großer Herr und starker König!" Der junge Pfarrer lauschte nur einen Augenblick, ward bleich und versuchte mit zitternden Händen den Fensterflügel aufzureißen, durch den die Töne merkwürdig deutlich hereinschollen. Er stammelte: „Das muß der wilde Bernhard sein, das ist Bernhard Folz, so wahr ich lebe!" Mit einer Anstrengung, die ihm die erblaßten Wangen wieder rötete, gelang es ihm, das Fenster zu öffnen. Er wollte der langen Gestalt, die er draußen zwischen dem Fenster und der Friedhofmauer erblickte, eben zurufen, wo Hoftür und Haustür zu finden sei. Aber ehe ein Wort über seine Lippen kam, sah er, daß der Lange sich auf die gegen die Kirchhofsmauer ansteigende gefrorene Erde setzte und blitzschnell, die Beine voran, über das Fensterbrett hereinglitt. Wie er sich innen aufrichtete und die Arme,

die das Fensterkreuz gefaßt hatten, gegen die Decke streckte, erreichte er diese beinahe. Aus seinem Munde aber sprudelte es unaufhaltsam hervor: „Guten Abend, Unterzellbursch! Hättst du mich in der weiland Frankensteinschen Kammer so lange vor dem Fenster harren und frieren lassen, wie vor deinem gegenwärtigen Kubikulum, möcht' ich dir unsanft begegnet sein, Gottfried. Zum Glück ist die Gefahr des Absturzes hier minder groß, als seiner Zeit in der hochpreislichen Leipziger Thomana — wenn ich zu deinem Entsetzen einen nächtlichen Ausstieg gewagt hatte. Gedenkst du noch an den zweiten Weihnachtstag, wo ich dich morgens um zwei Uhr weckte und erschreckte, just da wir um zehn Uhr die beiden großen Duette für Alt und Baß zu singen hatten, die Meister Johann Sebastian apart für uns komponiert hatte, und du in der Zelle verbotene heiße Getränke kochtest, meiner Stimme wieder aufzuhelfen? Die deine scheinst du vollständig verloren zu haben — der meinen aber würden ein paar Glas Krambambuli auch heute nicht schaden!"

Magister Gottfried hatte sich inzwischen etwas gesammelt, und vor dem prüfenden Blicke seiner ehrlichen klaren Augen schlug der lange Gesell seine blitzenden braunen nieder, während der Pfarrer ihm zurief: „Gott willkommen, Bernhard! Mag's ein guter Wind sein, der dich hergeweht hat. Warum bist du nicht durch meine Tür eingetreten, die dir, wie du wohl wußtest, offen stand?"

Der Hüne, denn wie ein solcher stand Bernhard Folz neben dem mittelgroßen Prediger und in dem niedrigen Studierzimmer des Pfarrhauses, brach in ein halb lustiges, halb verlegenes Gelächter aus: „Soviel ich weiß, ist bei uns Lutherschen die Ohrenbeichte noch abgeschafft, Herr Pastor! Kannst mir ja leicht ansehen, daß mir besser mit

einem heißen Getränke, wenn's sein muß, mit einer Suppe, warm gemacht würde, als mit Fragen. Bin im Auweh seit zwei Monaten auf der Landstraße. Mußt mich von unten auf messen, Unterzellbursch, den stattlichen Pelzrock, den mir der Starost von Jarotschin zugeworfen hat, darfst du nicht rechnen, obschon ich ohne ihn mutmaßlich erfroren wäre. Aber sieh hier und hier" — er hielt dem Angesprochenen abwechselnd beide lange Beine entgegen —, „da hapert's, da ist die Welt mürb' und naßkalt zugleich."

„Es wird sich aushelfen lassen, Bernhard!" sagte Gottfried Döhler hastig. „Meine eigenen Sachen werden dir nicht passen, wie du von der Zeit her weißt, wo dich's manchmal gelüstete, mit mir zu hutschen, aber wir wollen, da du doch wohl ein paar Tage bleibst, gleich morgen den Schuster aus Colditz kommen lassen, — vielleicht auch den Flickschneider," fügte er mit unsicherer Stimme hinzu.

„Recht so — die Rolle als Samariter steht dir so gut zu Gesicht, wie vor zwanzig Jahren!" lobte der Eindringling. „Ich warte seit einer Stunde hier draußen, dich endlich allein zu sehen; wußte wohl, daß du noch kein Ehegespons hast — was mich für einen Landpfarrer schier erstaunlich dünkt — fürchtete aber, deine alte Haushälterin könnte zu meinem Fußgestell und Unterteil scheel blicken. Oder hältst du dir wie die katholischen Konfratres eine junge Pfarrköchin? Jetzt hilf mir mit einem Paar alter Pantoffeln und ein Paar Wollstrümpfen, daß ich das Gefühl naßkalter Unbehaglichkeit los werde. Und dann schaff etwas zu beißen und etwas Warmes — rühre dich, denn du siehst ja wohl, wie nötig ich es habe, auch ohne daß ich Konfessionen mache."

Gottfried Döhler spürte eine Regung, sich gleich in dieser ersten Stunde mit dem wilden Kameraden seiner

Schülertage aus der Leipziger Thomasschule klar auseinanderzusetzen. Doch schien's ihm im nächsten Augenblicke so unedel, den Bedürftigen erst nach seinen Schicksalen zu fragen, und zudem blickte Bernhard Folz genau so auf ihn herunter, wie der Oberprimaner auf den Untertertianer, der Präfekt auf den Altisten seines Chors hinabgesehen hatte, daß Magister Gottfried, dienstwillig wie er als Schüler gegen den ein Jahrzehnt älteren Oberzellburschen gewesen war, nur erwiderte: „Komm wenigstens mit ins Vorhaus, daß Beate, meine alte Magd, nicht gleich merkt, daß du durchs Fenster eingestiegen bist. Zudem muß ich dir oben, eine Stiege hinauf, deine Gastkammer anweisen und dir geben, was du am nötigsten bedarfst. Du sagst dir wohl selbst, daß ein Landpastor auf kleiner Stelle, und zumal in diesen Kriegsläuften, an nichts Überfluß hat, du mußt eben vorlieb nehmen.“

Er war, leiser sprechend, mit dem Ankömmling in den Flur hinausgetreten und schien auch noch die Haustür zum Schein öffnen zu wollen. Doch plötzlich ließ er errötend davon ab, wiederholte nur das Wort: „Du mußt eben vorlieb nehmen!“ und rief dann lauter nach Beate, die alsbald aus ihrer Küche hervorkam und mit mißtrauischem Ausdruck in ihren breiten bäuerischen Zügen auf den Fremden neben ihrem Herrn blickte.

„Wir haben Besuch erhalten, Beate, Herr Bernhard Folz, ein alter Schulkamerad — und Freund von mir,“ sagte der Pfarrer. „Sorge nach Kräften für ein Abendessen — und bring' uns später die Rumflasche, die im oberen Fach des Speiseschrankes steht, und koche das Wasser. Der Herr hat einen weiten Marsch durch das Schneegestöber getan und braucht etwas Heißes. Ich zeige ihm oben sein Bett und helfe ihm, es sich ein wenig

bequemer zu machen, du wirst uns zur rechten Zeit den Tisch beschicken."

Die Augen der alten Beate ruhten unablässig auf dem unerwarteten Besuch, sie spähte offenbar nach anderm Reisegepäck, als dem knorrigen Stock, auf den sich Bernhard Folz stützte. In ihrer singenden sächsischen Mundart entgegnete sie: „Der Herr Pfarrer wissen wohl, daß wir nicht viel im Hause haben. Eier auf Speck und einen Altenburger Ziegenkäse, vielleicht vorher eine Kartoffelsuppe?"

Gottfried Döhler machte eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß er seinen Abendtisch für genügend bestellt halte — sein Gast aber horchte scharf auf, kehrte sich von der ersten Stufe der Treppe her zu der verdrossen nachschauenden Haushälterin und rief: „Kartoffelsuppe ist ein treffliches Vorgericht, wenn Sie's trifft, Jungfer Beate. Viel frische Zwiebeln und noch mehr frische Butter hinein, dann gibt's ein Götteressen!"

Hätte der hinter Magister Gottfried Emporsteigende, der immer zwei Stufen nahm, wo der Hausherr sich mit einer begnügte, sich noch einmal nach Beate umgesehen, so würde er einem so bösen Blick begegnet sein, als ihn die Augen der alten Jungfer nur aufzubringen vermochten. Der Pfarrer von Lostau aber, so wenig er bisher von den schlimmen Schicksalen des ehemaligen Kommilitonen in Erfahrung gebracht hatte, erriet aus dem hochpathetischen Ton, mit dem sein Gast selbst ein Küchenrezept gab, daß der wilde Bernhard die schlechten Schuhe, in denen er neben seinem Gastfreund ging, wohl zuerst auf den Brettern abgenutzt und zuletzt auf der Landstraße zerrissen hatte.

Und nun standen sie im Obergeschoß des Pfarrhauses, wo Gottfried Döhlers eigene Schlafstube und ihr gegen-

über ein sauber gehaltenes, wenn schon nur dürftig eingerichtetes Gastgemach lag. Der hochgewachsene Ankömmling mußte sich unter der Tür beinahe bücken, dann zeigte sich zwischen den geweißten Wänden ein grüner Kachelofen mit umlaufender Bank, ein Bett und ein Tisch mit Wasserkrug und Waschschüssel, darüber ein kleiner Spiegel und zwischen Fenster und Tür ein paar Wandhaken. Bernhard Folz nickte gravitätisch, er mochte im Geist diese Herberge mit der letzten, in der er genächtigt hatte, schon verglichen haben. Der Wirt aber richtete einen schüchtern fragenden Blick auf seinen Gast und setzte dann hinzu: „Du hast keine Habseligkeiten bei dir oder irgendwo abzuholen, Bernhard?"

„Omnia mea mecum porto!" antwortete der Lange mit trotzigem Ausdruck. „Der Weg von Polen nach Sachsen ist weit genug, um unterwegs zu verzetteln, was man etwa aus dem Schiffbruch noch gerettet hätte. Ich will dir nichts vorlügen, hilf mir aus, soweit es angeht! Du siehst ja ungefähr, was ich brauche. Der brave Ofen da steht hoffentlich nicht bloß zur Schau?"

„Beate soll, während wir zu Abend essen, eine Reiswelle und Scheitholz hineinwerfen!" versetzte der Pfarrer. „Ich eile jetzt und bringe dir, was ich vermag, dann gehen wir hinunter und indessen wird's warm bei dir werden!"

„Du sorgst gut — ich habe auf der Pilgerfahrt von der Warthe zur Mulde wohl kälter geschlafen als hier!" sagte Folz mit leiser Stimme und einem Anhauch von Rührung, der so rasch verflog, als er gekommen war. „Mach hurtig, Unterzellbursch, sonst schilt schließlich deine Beate, daß wir sie warten lassen."

Gottfried Döhler schüttelte den Kopf. „Gehext wird hier nichts, Bernhard!" und ging in sein Schlafzimmer hinüber, mit hilfsbereitem Eifer in seinem Kleiderspind

und Wäschekasten kramend, aber wunderlich bewegt und bedrückt zugleich. Des Wiedersehens mit dem alten Schulgenossen hatte er sich zwar von Herzen gefreut, in seinem treuen Gemüt hatte er dem wilden Bernhard immer eine warme Erinnerung bewahrt und das Gedächtnis mancher bösen Stunde, die ihm dieser bereitet, weit zurückgedrängt. Er war immer darauf gefaßt gewesen, den trotzigen Gesellen in üblen Umständen wieder zu begrüßen. Jetzt schien's, daß die Umstände schlimmer waren, als sich der junge Pfarrer jemals vorgestellt hatte, und dazu kam der Genosse und Tyrann seiner Schülertage zu unglücklicher Stunde ins Haus. Jetzt, wo er kaum an anderes denken mochte, als an seine Liebe und an den Stein des Anstoßes, der sich seinem Glück in den Weg legte, jetzt hätte Gottfried am liebsten keinen, am wenigsten solchen Gast im Hause haben mögen. Sein ehemaliger Präfekt sah nicht aus, wie der Freund, dem der schamhafte Gottfried das Geheimnis seines Lebens und seiner Seele allenfalls enthüllt hätte. Und dazu überkam ihn eine Ahnung, daß der Wilde nicht auf einen oder zwei Tage Obdach und Zuflucht bei ihm gesucht habe, und er konnte sich gewisser Besorgnisse nicht erwehren, die er selbst, kaum daß er sie empfand, unchristlich und ungastlich schalt.

Doch unter diesen stillen Selbstvorwürfen hatte Magister Döhler zusammengerafft, was dem Ankömmling, dessen Tritte er draußen auf dem Gange hörte, dienen konnte. Er lauschte, wie er vor zwanzig und mehr Jahren im Obergeschoß der Leipziger Thomasschule in der Zelle an der Treppe dem Heimkehrenden entgegengelauscht hatte. Und etwas von der Angst um den Wilden, der immer gewagte Wege ging, wollte ihn auch heute beschleichen. Als er aber die Tür zum Gange auftat, sah er, daß die

Tür des Gastes weit offen stand und über die Schwelle rief ihm Bernhard Folz entgegen: „Ich war einen Sprung unten bei Jungfer Beate. Mein alter Abscheu vor dem kalten Wasser zum Trinken und zum Waschen ist von der Staude zur Eiche gewachsen, ich habe mir in der Küche warm Wasser geholt und der Köchin unten den Rat erteilt, bei den Eiern mit Speck die Scheiben nicht zu dünn zu schneiden und weder zu viel noch zu wenig zu bräunen."

„Du verstehst noch immer, es dir bequem zu machen, wie als Präfekt der Alumnen," versetzte Magister Gottfried. „Hier sind die größten und nachgiebigsten meiner Wollstrümpfe, ein Paar Filzpantoffeln und ein leichtes Kamisol aus dem Nachlaß meines Vaters selig, der ein größerer Mann war als ich; auch ein frisches Leinenhemd zur Nacht wird dir vielleicht gut tun."

Der Gast hob sein triefendes Gesicht aus der Waschschüssel und rief in halb singendem Tone: „Den edlen Geber ehrt, wer sich der Wohltat freut, dem frommt die Gabe nicht, der sich des Nehmens scheut! Du sollst bedankt sein, daß du nicht vergessen hast, wie vielmal ich dir übergeholfen habe, wenn du im Begriff warst, falsch zu singen und Meister Bachs zornblitzende große Augen auf dich zu lenken! Träumst du nicht auch manchmal nachts, daß er über dir ist und dich anherrscht, fest einzusetzen und Takt zu halten? Wir wollen des Alten gedenken, Gottfried — seiner Witwe und den Töchtern soll's gar übel ergehen, seitdem sich der König und die Kaiserin wegen Schlesiens in den Haaren liegen! Sieh zu, daß Jungfer Beate uns das heiße Getränk weder zu dünn noch zu karg zumißt — so kann's ein hübscher Abend werden! Laß den Pastor beiseite, mein Zellbursch, die Gaben und Humore

der Menschen sind verschieden, für ein gut Glas aber sind alle empfänglich!“

Währenddessen hatte sich Bernhard Folz in aller Eile trocken gerieben, seine Füße in die dargebotenen warmen Hüllen gezwängt, den Pelzrock abgeworfen und das alte stahlfarbige Kamisol angelegt — er blickte etwas bekümmert auf die abgelegten, vom Schnee halb zerweichten Schuhe herunter. „Laß den Schuster von Colditz gleich morgen kommen, Gottfried. In diesen Schuhen kann ich schwerlich davon gehen, je bälder du mich neu versohlen lässest, um so bälder wirst du mich los! Und nun komm hinunter, ich muß ins Warme, wenn ich dem Schnupfenfieber, das wider mich heranschleicht, ein Schnippchen schlagen soll.“ Und ohne auf den Vorangang des Pfarrers zu warten, schritt er hinaus und trat fester in den alten Filzpantoffeln auf, als Magister Gottfried in seinen guten Klappstiefeln. „Hast du etwas wie ein Clavicembalo und ein paar von den guten Sachen, die du so fleißig abschriebst, im Hause, daß wir gleich ein paar Stücke Musik machen könnten? Du wirst doch der edlen Musika nicht abgesagt haben?“ fragte er ungestüm und stimmte dann, ohne die Antwort seines Wirtes zu erwarten, die Baßarie des Simeon: „Schlummert ein, ihr matten Augen!“ so kräftig an, daß es das ganze stille Haus durchklang. Gottfried hörte wohl, daß noch ein guter Rest von der Prachtstimme vorhanden war, die in seinen Schülerjahren ihn und mit ihm Tausende entzückt hatte. Einzelne Töne waren noch wunderschön, andere klangen so heiser und verwüstet, daß dem hinter seinem Gast die Treppe Herabgehenden die Augen feucht wurden. Der Gast achtete darauf nicht, er sang seine Arie weiter und langte im Studierzimmer drunten wieder an, als Beate eben den Tisch in die Nähe des Ofens rückte

und zum Abendessen deckte. Auch die alte Jungfer lauschte verwundert dem Gesang, der ihrem ungeübten Ohr wunderbar deuchte — mit hilflosem Ausdruck sah sie ihren Pfarrer an, als ob sie von ihm eine Erklärung der Wunder dieses Abends erwarte. Bernhard Folz aber hatte nach einem flüchtigen und doch scharfen Blick alsbald in der rechten Ecke des Gemachs das tafelförmige, mit Büchern und Noten stark belastete Spinett des Freundes ausgemittelt, schritt, noch immer singend, auf das Instrument zu, schlug den Deckel zurück und begleitete mit einigen Griffen sich selbst. Ein paar Töne waren arg verstimmt, so daß der Gast sich gleich nach dem letzten Wort der Arie zu Gottfried zurückwandte: „Die Saiten schwirren übel, du mußt lange nicht musiziert haben und wenig auf das Clavicembal halten; Meister Johann Sebastian würde dich nicht drum loben. Wir müssen Rat schaffen, damit wir wieder mal gemeinsam singen können, du warst ehedem stärker auf den Tasten als ich, Gottfried."

„Mir ist seit längerer Zeit nicht wie Spielen oder Singen und Spielen zumut gewesen," fuhr es dem Pfarrer wider Willen heraus. Er sah die Augen des wilden Schulfreundes erstaunt auf sich geheftet und ehe er etwas hinzufügen konnte, rief der andere: „Hoho Magister — schaut's da hinaus? Nisten sich Sorgen auch unter niederes Dach — unter dem weder Weib noch Kind hausen und wo die Tage nüchtern verrinnen? Aber unrecht ist's, zu verstummen, richtig eingesetzt und fest durchgehalten schlägt jeden Teufel! Ich fange an zu glauben, daß mich der Wind zu rechter Zeit über deine Schwelle geblasen hat. Wir wollen musizieren und uns in Johann Sebastians Musik wiederfinden."

„Vorderhand laß uns essen!" sagte Gottfried Döhler;

Beate trat eben mit einer vollen Suppenschüssel ein und legte blanke Zinnlöffel neben die beiden tiefen Teller auf dem Tische. Der wilde Bernhard warf augenblicklich die Notenhefte, in denen er geblättert hatte, auf das Spinett. Er wollte in steifer Langsamkeit den grimmigen Hunger verleugnen, den er fühlte, aber das Funkeln seiner Augen verriet ihn. Der Hausherr verstand die stumme Sprache und beeilte sich, den Gast auf seinen Sitz zu nötigen und ihm den Teller voll zu schöpfen. Folz nickte dankend, stopfte das Tellertuch zwischen Hals und Hemd und kühlte mit hastigem Blasen die Suppe im Löffel. Er kostete und sog zugleich begierig den kräftigen Duft ein, der von der Suppenschüssel aufstieg. Magister Gottfried merkte, während sie die Kartoffelsuppe aßen, mit einigem Erstaunen, daß seine sparsame Haushälterin pünktlich die Weisungen des Eindringlings befolgt hatte. Bernhard Folz war rasch mit seinem Teller fertig, der Pfarrer füllte ihn mit ermunterndem Blick zum zweitenmal und schenkte sich und dem Gast ein dunkelbraunes Bier ein. Der letztere leerte das erste Glas so hastig und gierig, wie er die Mahlzeit begonnen hatte. Nach und nach schien er ruhiger zu werden und legte ein paarmal den Löffel nieder, um sich behaglich zu dehnen und dem Schulfreunde einen anerkennenden Blick zu gönnen. „Ich komme dir, Gottfried! Wie's auch mit deiner Musik stehen mag, ein braver Gesell bist du geblieben. Du siehst natürlich, daß ich mich ins Unheil hineingeschwungen habe, fragst aber nicht danach, sollst wachsen und gedeihen, alte Haut! Und darfst sicher sein, daß ich dir heute Nacht nicht aussteige. Und da ist auch schon Jungfer Beate mit allem Guten, das sie uns noch zugedacht hat! Schade um den Rest Suppe in der Schüssel, aber gebratener Speck wird vom Verkühlen nicht besser.

Sie soll belobt sein, Jungfer, Sie hat's mit dem Bräunen getroffen, daß es eine Augenweide ist und eine Schnabelweide sein wird."

Beate verzog das Gesicht, die freche Gönnermiene des seltsamen Gastes beleidigte sie, während ihr sein Lob schmeichelte. Wer war der Mensch, der beinahe einem Landstreicher glich und der dennoch ihren Magister duzte und sich breit hinsetzte, als sei er Herr im Hause? Sie begriff heute den Pastor überhaupt nicht, eine ungewöhnlich reiche Bewirtung folgte der anderen, jetzt sollte sie noch Zucker, eine Zitrone und frisches Wasser bereit halten, während doch erst übermorgen Silvesterabend war, an dem herkömmlich ein Glas Punsch getrunken wurde. Gottfried Döhler sah wohl, was in der Seele der Alten vorging, er würde ihr ein beruhigendes Wort gegönnt haben, wäre er nur selbst erst über Wesen und Wünsche des wilden Gesellen beruhigt gewesen. Die Haushälterin ging nach ihrer Küche, Bernhard Folz nahm, da der Pfarrer sich für gesättigt erklärte, das ganze Eiergericht allein in Angriff und war in wenigen Minuten so weit, daß er über dessen Rest hinweg mit der frischen Butter und dem Ziegenkäse liebäugelte, die noch auf dem Tische standen. Halb besorgt, halb belustigt sah Gottfried, wie energisch der Schulfreund Messer und Gabel handhabte, und saß ihm längere Zeit schweigend gegenüber, bis er bemerkte, daß Bernhard langsamer und behaglicher aß und Pausen eintreten ließ. Nun endlich wollte er die lang aufgeschobene Frage nach den schlimmen Schicksalen seines ehemaligen Oberzellburschen und Präfekten tun. Aber wieder kam ihm der Ankömmling zuvor, er goß sich, da Gottfried es vergaß, den Rest des Bieres in sein Stangenglas und rief: „Bist du ein ganzer Duckmäuser geworden, Gottfried

Döhler? Essen und Trinken scheinst du dir schier ebenso abgewöhnt zu haben, als Spielen und Singen? Glaub's schon, daß dir mein Wesen für den Augenblick fremd ist, wie mir das deine, aber wir sind doch aus einer Wurzel gewachsen. Wenn du etwas Besseres erlebt hast und weißt, Unterzellbursch, als die Weihnacht vor dreiundzwanzig Jahren, da uns Meister Bach mit den großen Zweigesängen für Alt und Baß in seinem Weihnachtsoratorium vor aller Welt und für alle Zeit aneinander band, so sag's frei heraus. Ich habe seitdem gutes und schlechtes Glück erfahren, doch das Beste bleibt immer die Zeit, da wir des Thomaskantors und hochfürstlichen Kapellmeisters Lieblinge waren!"

In den Augen der beiden grundverschiedenen Männer glänzte jetzt der gleiche feuchte Schimmer, Magister Gottfried sagte stockend: „Daß du recht hast!" und drückte dem Schul- und Sanggenossen die Hand, der wilde Bernhard aber schlug auf die Tischplatte: „Laß abräumen, Gesell, und etwas auffetzen, womit man ein Wiedersehen nach langen Jahren feiern kann. Dich hab' ich zuletzt noch mit dem Alumnenhut gesehen, da ihr den hochwürdigen Bürgermeister Jakob Born von Leipzig zu Grabe sangt — und mochte dir derzeit nicht mit der Botschaft das Gemüt verstören, daß ich die Theologie an den Nagel gehängt hatte. Gehört hab' ich danach mehr von dir als du von mir, weiß auch, daß du fleißig, sittig die Hühnersteige zur Ehrwürde des Candidatus reverendi ministerii erklettert hast. In den letzten Wochen war's gut, daß ich dich hier in Amt und Brot wußte, sonst wäre mir der Weg noch saurer geworden."

„Bist du auf Wanderschaft geblieben, seit du von Leipzig nach Wittenberg aufbrachst?" fragte Gottfried, dem

der Morgen ins Gedächtnis trat, an dem ihn, wenige Wochen, bevor er selbst die Hochschule bezog, die Nachricht von der heimlichen Flucht seines früheren Schulgenossen und Chorpräfekten erschüttert hatte.

„Kein Wort sag' ich mehr, bis mir der Krambambuli oder der heiße Punsch die Zunge löst," rief der Gast. „Wer mich speist, tut nichts Überflüssiges, aber danken werde ich ihm doch erst, wenn er mir die Kehle wärmt und schmeidigt!" Ein übermütiger, befehlshaberischer Ausdruck, der gleichfalls in der Erinnerung des Predigers lebte, zeigte sich in seinen Zügen, Gottfried selbst eilte in die Küche hinaus, und vielleicht zum erstenmal, seit sie im Dienst des Pfarrhauses stand, sah sich Jungfer Beate angeherrscht, warum sie mit dem heißen Wasser so zögere. Mit zitternden Händen setzte die Alte die große Kanne mit kochendem Wasser auf ein Blechbrett, stellte den Kasten mit Zucker darauf und legte zwei Zitronen daneben. Ihr Herr hatte inzwischen die Rumflasche aus dem Schranke genommen, die dort schon seit Weihnachten wohlversiegelt und unangerührt stand. Er suchte noch nach dem Pfropfenzieher und trat unmittelbar nach Beate wieder in sein Studierzimmer, wo sich Bernhard Folz soeben eines Lehnstuhls bemächtigt hatte, den seine große Gestalt gerade ausfüllte und in dem er sich mit einem Wohlbehagen dehnte, dessen er sich offenbar seit langer Zeit nicht erfreut hatte. Er trommelte vergnügt auf den Tisch, daß Brett, Gläser und Kannen klirrten und rief dann: „Eigentlich sollt' ich nicht trommeln, 's ist ein schlimmer Ton für mich, wo's ernst wird. Jedesmal, daß ich von Schlesien herüber die Trommeln der Blaufräcke gehört habe, bin ich auch ein paar Stunden später auf einen ihrer Werber gestoßen. Und die Kerls haben

mich jederzeit angeschaut, als dürften sie nur in die Taschen greifen, um mich mit einem halben Schock Ephraimiten dingfest zu machen. Seh' ich aus wie ein Bursch, der Handgeld von den Preußen nehmen muß? Gib her, Gottfried, das da, das Korkausziehen, war zu Sankt Thomä meines Amts und ist's geblieben!"

Es war ein Glück, daß sich der Gast der Flasche bemächtigt hatte und auf sie herabsah, so daß er das Gesicht des Gastfreundes nicht wahrnahm. Denn der ehrliche Pfarrer hatte bei der wild ausgestoßenen Frage des Schulgenossen unwillkürlich genickt und die bestürzte Überzeugung, daß der wilde Bernhard sich selbst das Urteil gesprochen habe, war noch in seinen Zügen zu lesen. Wie zur Bekräftigung seines schlimmen Eindrucks sah Gottfried auch noch, daß sein Gast im Augenblick, wo er den Pfropfen zog, den Hals der Rumflasche zum Mund führte, um sich zuvörderst von der Güte des Stoffs zu überzeugen. Voll Eifer begann er dann zu mischen, nachdem Jungfer Beate auf seine Anordnung noch ein großes irdenes Gefäß herzugeschafft hatte. „So wie ihr das gewohnt seid, ein Glas und etwa noch ein halbes im Glase gemischt, unbillig verdünnt, feiern alte Genossen aus Johann Sebastian Bachs Kantorei kein Wiedersehen. Reib die Zitrone mit Zucker ab — und presse den Saft in den Pott! — Mit Rum und Wasser weiß ich Bescheid, und dann mag's dampfen, der feinste Duft entfaltet sich erst im Schöpfen."

Eine Viertelstunde später hatte Bernhard die Gläser gefüllt: „Schmollis, Herzbruder!" rief er, das seine erhebend, dem Pastor von Lostau kräftig zu. Gottfried Döhlers „Fiduzit" erklang leiser, aber er rückte dem lärmenden Gaste vertraulich näher und sagte: „Der alten Tage haben wir gedacht, Oberzellbursch, nun laß hören,

wie es dir später ergangen ist. Mir scheint, ich war recht berichtet, daß du von Wittenberg weiter nach Lüneburg zu Schönemanns Komödiantengesellschaft gegangen bist? Du träumtest schon in unserer Schulzeit von Komödien und Opern und trugst, wenn die Neuberschen in Boses Garten agierten, die eben verteilten Kurrentgelder in die Gauklerbude!"

„Bude — Gaukler!" brauste Bernhard Folz auf. „Hast du in Übung der Musik nicht gelernt, mit größerem Respekt von der einen auf die andere Kunst zu schließen? Schäm dich — schäm dich, Unterzellbursch! Denn von der Schauspielkunst habt ihr sehr wenig Licht, weil's euch an zartem Sinn, Natur und Kunst gebricht! Und hast du gar nichts von dem stattlichen Aufschwung verspürt, den die deutsche Schaubühne genommen, bis das Wirrsal dieses Kriegs kam, in dem nun freilich keine Truppe mehr zusammenhalten will? Meinst du, ich wär' danach angetan gewesen, mich mit Freitischen und Konviktbrot durchzuhungern, um hernachmals mit Informationen das liebe Brot zu erringen? Erinnerst du dich nicht, wie mir schon als Kammer- und Chorpräfekt auf der Schule das Blut brauste? Weißt du nicht mehr, wie mir Meister Bach zurief: ‚Er hat nicht den genügsamen Sinn, den ein Diener am göttlichen Wort haben muß. Sehe Er zu, daß Er mit seinem herrlichen Baß einen guten Platz unter den Operisten in Weißenfels oder an sonst einem Hof findet.'? Hast du vergessen, was ich dir an einem Dreikönigstag anvertraut habe, da wir mitsammen zu einem Kaffee auf das Brandvorwerk wanderten? Wie kann dich's wundern, daß ich's in der kläglichen Enge nicht aushielt? Freilich wär' ich lieber als Kavalier mit vieren durch die Welt gefahren — aber besser noch in Wind und Wetter

mit Schönemanns Thespiskarren, als im Winkel verkümmern!"

Der Sprecher unterbrach sich und tat einen mächtigen Zug aus seinem Glase und füllte sich's wieder, auch Gottfried, der ihm gespannt lauschte, ließ sich ohne Widerspruch nachschenken, obschon er von seinem Punsch nur genippt hatte. Nachdenklich hatte er dem Redestrom des wilden Bernhard gelauscht, jetzt fragte er nur: „Und' du hast deinen Entschluß nicht zu bereuen gehabt, es ist dir gut ergangen?"

„Nein doch und aber nein!" rief Bernhard Folz noch lauter und wilder als zuvor. „In deinem Sinne, Gottfried, schlecht genug — aber ich habe etwas erlebt, habe gelebt. Man hat doch immer Gottes freie Luft gespürt, man hat aus dem Vollen, hat schallend geatmet, wo ihr durch Strohhalme einen kümmerlichen Hauch sogt! Wir sind weit umher gekommen, Mann, ein gut Stück Welt und ein gut Stück Leben — hundertmal hat's ausgesehen, als ob es nicht weiter gehen könnte, und 's ist immer wieder gegangen, bis heute und bis hierher."

Der Pfarrer mußte unwillkürlich daran denken, wie es um Folz morgen aussehen würde, wenn er ihm heute nicht gastlich seine Tür aufgetan hätte. Aber die dunklen Augen des Abenteurers schienen auch Gedanken lesen zu können. Bernhard Folz leerte sein Glas von neuem: „Sollst noch einmal leben, Gottfried, und bedankt sein. Glaub' aber darum nicht, daß mich eine Nacht auf der Straße umgeworfen hätte. Wir haben schon mehr dergleichen Nächte gesehen, hinter denen doch wieder ein Morgen und auch ein Tag aufgegangen ist. Die Haut wird hart, wenn man gelernt hat, sie durch alle Wetter zu tragen."

„Doch gibt's Wetter, bei denen uns auch das schlechteste Dach zum Segen gereicht," wandte Magister Gottfried ein.

„Das habt ihr euch und nachher der Welt eingeredet," entgegnete der Gast und seine Stimme wuchs zum Donner. „Zigeuner, Ziegenhirten und Seefahrer mögen gar nicht unter Dach, und wer klug ist, der eifert ihnen nach. Mir ist bloß in schwachen Stunden leid, daß ich nicht untergekrochen bin. Ihr wißt alle nicht, wie hoch ihr das Stück Brot bezahlt, das sie euch nicht einmal in Frieden essen lassen."

Gottfried Döhler dachte an das Gespräch von diesem Nachmittag, an die große Sorge, die auf seinem Herzen lastete, und widersprach nicht. Bernhard, der sich sein Schweigen falsch deutete, fuhr plötzlich von seinem Stuhl auf: „Aber wir, wir müssen singen, Unterzellbursch, müssen uns beim großen Bach wieder zusammenfinden! Du hast sicher noch Abschriften von den Prachtzweigesängen, die der große Kantor für uns schrieb. So du nicht alles vergessen hast, laß uns loslegen!"

Gottfried war's, als hätte ihn sein Chorpräfekt aufgerufen, willenlos ging er mit Bernhard zum Spinett und begann, Kopf an Kopf mit ihm herabgebeugt, einen Stoß geschriebener Noten zu durchsuchen. Die Augen des Gastes funkelten, so oft sein Blick auf Bekanntes traf. Hastig griff er nach verschiedenen Bogen und Heften: „Da hast du ja alles, Duckmäuser, was wir brauchen! Da sind die Duette, bei denen damals der alte reiche Romanus weinte und für die er uns einen doppelten Speziestaler schickte — ‚Herr, dein Mitleid' und ‚Immanuel, du süßes Wort', und hier stecken ja noch mehr — auch ein paar, die ich gar nicht kenne."

„Du bist nach deinem Weggang von der Schule selten mehr zur Kirchenmusik gekommen," sagte Gottfried und jetzt schlug zum erstenmal der Laut eines scharfen Vorwurfs aus seiner Stimme. „Viel öfter als du denkst, Amice!" rief Bernhard lautschallend. „Wenn wir nicht gerade draußen auf den Gosendörfern lagen, — na und wie vielmal hab' ich hinter einer von den dicken Säulen zugehört. Wenn ich im schlechtgeflickten Flausch, der mein ein und alles war, zur Musik kommen mußte und der stattliche Bach stand oben, im schwarzen gestickten Kleid und mit der weißen Prachtperücke, da kniff es mich, daß mir der Alte die Lumpen zum voraus prophezeit hatte. Aber anfangen, anfangen, Gottfried! — sind wir doch schier um ein Vierteljahrhundert älter geworden, seit wir nicht miteinander musiziert haben."

Der Pfarrer rückte sich wirklich den Schemel zurecht, setzte sich vor dem Spinett nieder und schlug ein A an, der lange Komödiant räusperte sich und schickte einen sehnsüchtigen Blick nach der Punschschale hinüber, aus der ein letztes leichtes Rauchwölkchen aufstieg. Doch da Gottfried jetzt anhob: „Herr, dein Mitleid tröste uns!" und er alsbald einzusetzen hatte, so überwand er für diesmal beherzt sein Verlangen und sang tapfer mit dem Genossen das Duett durch. Staunend und schmerzlich bewegt verglich der Pfarrer in Gedanken aufs neue die traurigen Reste mit der ehemals prachtvollen Baßstimme des wilden Gastes, der trotz der gebrochenen, belegten Töne alle Sicherheit und feine musikalische Schulung bewährte, die er Johann Sebastian Bach verdankte. Gottfried Döhlers gepriesener Knabenalt hatte sich in einen nicht starken, aber wohlklingenden Bariton verwandelt, er ward, obschon er leiser sang, als sein alter Gefährte, der Musik des Meisters

heute besser gerecht, als Bernhard Folz. Der Wilde schien etwas dergleichen zu fühlen. „'s ist nicht ganz wie ehedem, Gottfried — der Alte hat eben zu gut deine damalige Stimme vorm Ohr gehabt, schier will mich's bedünken, als ob auch mein Baß gegen Anno vierzig zu sehr in die Tiefe gegangen wäre. Aber einerlei, wir sind beisammen und das alte Feuer brennt noch und schlägt da und dort heraus." Und hastig die Saiten anschlagend und mit einem Blick die Begleitung fordernd, sang er wieder: „Mein Jesus heißt mein Hirt, mein Leben!" Kaum war das mächtige Rezitativ verhallt, so unterbrach er sich und eilte an den Tisch zurück, wo der Punsch stand: „Wir dürfen ihn nicht lau werden lassen, Gottfried. Ganz heiß oder ganz kalt war immer meine Losung. Und fürs Kaltwerdenlassen ist's zu wenig — stärken wir uns mit dem Rest, Zellbursch. Und dann weiter, weiter!"

Der Baßsänger hatte beide Gläser, sein leeres und das halbleere des Pastors bis zum Rande gefüllt. Er schien die Gläser zum Instrument hintragen zu wollen, obschon Gottfried abwinkte. Plötzlich besann er sich eines andern, trank sein Glas über die Hälfte aus, brachte dem Gastfreund das seinige und kehrte noch einmal zum Tische zurück, leerte sein Glas vollends und stand mit dem abermals vollgeschenkten Glase plötzlich wieder neben Gottfried, der die Tasten seines Instrumentes zu zählen schien, so hartnäckig hielt er seine Augen auf die Klaviatur geheftet.

„Also weiter, weiter, Gottfried. Nun kommt das große Duett, bei dem wir uns weiland die Seele aus dem Leibe gehaspelt haben — Mensch, ich bitte dich, trink' einmal dein Glas leer, damit ich dich noch für einen Menschen estimieren darf! So — so recht! — frischen

Ansatz, tiefen Zug! Und nun — ‚Erleucht' auch meine finstren Sinnen!'"

Magister Gottfried folgte wie betäubt jedem Winke, jedem Ton des erregten Gastes. Die Jugenderinnerungen waren über ihn gekommen und mit ihnen die alte Bewunderung für den musikkundigen Chorpräfekten, der im besonderen Vertrauen des Meisters gestanden hatte. Dazu rührte ihn die treue Anhänglichkeit, die der wilde Kamerad in seinem offenbar zerfahrenen Leben dem Werke bewahrte, in dem sie beide vorzeiten gewirkt und geglänzt hatten. Bernhard Folz tauchte den Gastfreund immer gewaltsamer, immer tiefer in die Flut vergangener Stunden. Gottfried glaubte auf Augenblicke selbst die unvergessene Stimme des Zellgenossen in all ihrer Pracht und Fülle wieder zu vernehmen, aus den scharfen Zügen des verwüsteten, verlebten Gesichts schwebte ihm der leichtherzige und jugendmutige Gesell seiner Schülerjahre hervor. Von Zeit zu Zeit durchzuckte ihn, wenn der Baß des Gastes zu lautschallend wurde, die Erinnerung an sein Dorf, und er wünschte im stillen, daß heute kein Lostauer in die Nähe des Pfarrhauses kommen möchte. Gottfried merkte, daß ihm selbst, während die Stunden hinrannen, immer heißer wurde, daß die Reden, die er mit dem wilden Bernhard wechselte, immer abgerissener, halb verworren erklangen, jetzt Schulstreiche und halbvergessene Alumnenabenteuer, jetzt Stücke aus seinem stillen Studenten- und Kandidatenleben, und dazwischen bunte, wechselvolle Fahrten des Komödianten neben ihm, in seiner Seele wogte es und vor seinen Ohren brauste es, daß er nicht mehr unterschied, ob er selbst oder sein lauter Gast in seltsamem, halb lallendem Tone sprach. Gewiß war ihm nur, daß er zwischen dem unablässigen Spielen und Singen auf fortgesetztes Drängen

Bernhards mehr Punsch getrunken hatte, als jemals zuvor, daß der Abend tief in die Nacht rückte und der Unersättliche nicht müde wurde, sein Glas zu füllen, in dem Notenstoß umherzuwühlen und alles, was er fand und was ihm irgend lag, durchzusingen. Dabei richtete sich die lange Gestalt immer höher empor und wuchs der niedrigen Decke förmlich entgegen, mit jedem Glase mehr wurde Bernhards Rede gönnerhafter, prahlerischer, und als er einmal, wieder zum Tisch zurückkehrend, in der Flasche ein Restchen Rum erblickte, das Gottfried vorhin zurückgelassen hatte, goß er es schweigend in den Punschnapf, schüttete dessen letzten also verstärkten Inhalt in sein Glas und rief seinem Wirt zu: „Noch eins, Pastor, du darfst dich fortunae filius preisen, daß ich dich heute aufgerüttelt! Kein Glück als im Gedächtnis, und das deine war schwach geworden! Wenn ich von Posen durch die Lausitzer Wälder daher erfroren wäre, wär's schade um mich und noch mehr um dich gewesen. Nun wollen wir gute Tage leben — du mußt wieder fest im Bach und allem Guten werden, was uns gemeinsam war. Ich bringe dir Glück ins Haus, Unterzellbursch, — die alten Zeiten sollen leben!"

Schmerzlich durchzuckte es Gottfried Döhler, daß er ein besseres Glück wisse und verlange als das, was der wilde Schulgenosse unter sein Dach getragen hatte. Und mit einmal sah er ihn und sich und unterschied deutlich, daß Bernhard Folz mit wankenden Schritten zum Spinett zurückkam und sich halb taumelnd an dem Kasten des kleinen Instrumentes festhielt. Gottfried versuchte zu lächeln, denn auch das gehörte zu den Erinnerungen aus den Jugendtagen, die sein Gast über alles pries. Dieser aber deutete sich das Lächeln ganz richtig und erhob die Stimme dröhnender als zuvor: „Glaubst du gar, Magister Hasenfuß, daß mich

die paar mäßigen Becher, die wir getrunken haben, umwerfen könnten? Du hättest sehen sollen, wie ich, da uns der Reichsgraf auf Librose bewirtete, zwei Stüblein Ungar auf einem Sitz austrank und am Nachmittag selbigen Tages den Mithridates in Racines Tragödie vor Seiner Gnaden spielte. Nein, nein, Gottfried, soviel Stoff hast du nicht im Hause, mir einen Rausch anzutun. Mach' kein verdrossenes Gesicht — laß uns noch eins singen — laß mich etwas von dir allein hören. Du hast da eine Arie vom Alten: ‚Wann, o wann erscheint die Stunde?‘ Die kenne ich nicht —“

Gottfried riß ungestüm das Blatt mit der Arie aus Bernhards Händen, machte eine hastig verneinende Bewegung, so daß ihn der trunkene Gefährte verwundert anstarrte. Er konnte nicht ahnen, daß die Komposition ein Bild vor die Augen seines Gastfreundes rief, zu dem das Bild dieser Stunde nicht stimmen wollte. Als Gottfried, schüchterner wie heute, vor Monaten zum letztenmal gesungen, hatte Kantor Unbescheid am Clavicembal begleitet und dort, wo um den ausgelöffelten Punschnapf, um die leeren Flaschen und Gläser jetzt ein häßlicher Dunst schwebte, hatte ein schlankes, blauäugiges Mädchen gesessen und seine Augen hatten auf ihr geruht, eine andere Sehnsucht, als die nach der ewigen Seligkeit, hatte die Seele des Sängers erfüllt, während Johanna der ernsten Bachschen Musik in glückseliger Ergriffenheit lauschte. Und mit dieser Erinnerung überkam Gottfried auch ein beherzter Entschluß, er faßte den Arm des wilden Bernhard und sagte: „Laß es genug sein für heute. Wir haben beide Ruhe und Sammlung nötig und werden bei Tageslicht manches klarer sehen, als bei der Lampe, die schon zu verlöschen droht. Du bist erschöpfter, als du weißt, ich

bin's nicht minder. Komm mit hinauf und sträube dich nicht wider den Schlaf."

Der Gast brach in ein Gelächter aus und versuchte sich von der führenden Hand freizumachen: „Jetzt ziehst du einen Zipfel des heiligen Maßes herfür, der großen Weltwindel, die ihr mit aus Noahs Arche gebracht und darein ihr das Menschengeschlecht seit drei Jahrtausenden oder länger gewickelt habt! — Na, ich muß mir's wohl gefallen lassen — ich weiß Bescheid:

Denn fast kein tugendhafter Mann
Lebt ohne Milzsucht, lahmen Fuß
Und ohne Buckel oder Star;
Ihn foltert Schwermut, weil er lebt!

Laß mich nur allein gehen — deine Jungfer Beate müßte ja sonst Arges von mir denken. Und sei froh, Gottfried, wenn du ohne Stütze nach oben kommst!"

Magister Gottfried ließ die Wortflut des Trotzigen über sich ergehen, froh, daß Schwelle und Tür erreicht wurde. Vom Flur aus rief er in die Küche hinein, daß Beate das Studierzimmer aufräumen, für die Nacht die Tür nach dem Flur öffnen und schlafen gehen möge. Dann geleitete er Bernhard Folz die Treppe hinauf und faßte, als er dessen gespreizten und doch unsicheren Tritt sah, ihn wieder unterm Arm, diesmal wirklich als Stütze. Er überzeugte sich, daß das Schlafgemach seines Gastes zugleich erwärmt und wohlgelüftet sei, schloß selbst das Fenster nach dem beschneiten Garten hinaus und wollte mit einem raschen Gutnachtwunsch davongehen. So leicht sollte er indes nicht entrinnen, der Hüne, der sich voll Behagen auf dem Bettrand niedergelassen hatte, wandte ihm das gerötete Gesicht noch einmal voll zu.

„Leg dein Ohr auf gute Gänsefedern und dein Gemüt

auf's Bewußtsein des barmherzigen Samariters, Gottfried. Gehab dich aber nicht zu feierlich dabei. Komme dir nicht tugendhafter vor, als du bist, Unterzellbursch! Glaube mir, der tolle Bernhard hat auch seine Tugend; hätte er sie nicht, er fräße deine magere Pfarre und dich dazu binnen vierzehn Tagen auf! Gute Nacht, Gottfried, dein Bett soll mir nach mancher verdammten Streu besser tun, als du dir träumen lässest. Morgen früh eine Schale Kaffee — keine Mehlsuppe!"

Und ehe der Pastor noch hinaus war, schleuderte Bernhard die erborgten Schuhe und Strümpfe auf die Ofenbank und begann Kamisol und Weste auszuziehen. Gottfried Döhler schritt mit einem letzten Gutenacht eilend hinaus und erreichte sein eigenes Schlafzimmer wie auf der Flucht. Schwere Gedanken kreuzten sich wirr in seinem Hirn — er selbst und nicht bloß sein wilder Gast hatte zu viel Punsch getrunken, er sehnte sich nach Ruhe und fühlte, daß ihm sorgenvolle Unruhe an Herz und Schläfen pochte. Die Erinnerungen an die Knabenzeit, die Bernhard Folz so beweglich heraufbeschworen hatte, konnten doch den Eindruck nicht verscheuchen, daß der ehemalige Schulgenosse und Chorpräfekt ein wüster, halbverkommener Gesell geworden sei, dem vielleicht selbst als Komödiant keine Zukunft mehr bevorstand. Die augenblickliche dürftige Hilfe, die in Gottfrieds Mitteln lag, mochte dem alten Genossen nur auf Tage oder Wochen frommen. Auch war es eine harte Prüfung, daß ihm die Sorge um den Wilden eben jetzt aufgebürdet ward, wo es ihm die Welt schwer genug machte, ein bescheidenes Glück zu gewinnen. Zu anderer Zeit hätte er freieren Herzens und klareren Blicks dem Bedrängten zu helfen gesucht — jetzt sagte er sich, daß er tiefere und heiligere Verpflichtungen habe.

Und doch wußte er, daß er Bernhard Folz nichts versagen werde, was er nur irgend vermochte. Im Widerstreit dieser Gedanken lag Gottfried noch lange wach und sie folgten, als er endlich einschlief, ihm in seine Träume hinein. Denn wechselnd stand ihm bald das Mädchen, bald der wilde Genosse vor Augen, aus dem großen Wohngemach des Kantors Unbescheid sah er sich um Jahre zurück, in die Schlafzelle der Leipziger Thomasschule versetzt, jetzt stand er mit Bernhard neben dem Kielflügel, an dem Johann Sebastian Bach eine neue Kantate studierte und jetzt erblickte er ihn gar an seiner Seite vor dem hohen Konsistorium — er selbst im Amtstalar, der andere in dem polnischen Pelzrock, mit drohender Gebärde und theatralischem Donner auf die ehrwürdigen Beisitzer einredend, so daß der junge Pfarrer noch beim Erwachen gegen Morgen an seiner nassen Stirn merkte, wie ihm im Traum das verwegene Gebaren seines alten Oberzellburschen den Angstschweiß ausgetrieben hatte.

Trotz der Dezemberfrühe drang von draußen bereits ziemliche Helle in Gottfrieds Schlafzimmer und er erkannte, daß er verworren träumend tief geschlafen hatte. Eine Minute lang, während er seinen Kopf vom Kissen erhob und durch das halbbeeiste Fenster über die schneeschimmernden Gärten und die nächsten Dächer seines Dorfes hinwegblickte, fragte er sich, ob er nicht überhaupt von Bernhard Folz nur geträumt habe. Dann besann er sich, daß nur dünne Wände und ein schmaler Gang zwischen ihm und dem seltsamen Gast lagen. Um so mehr eilte er, seinen Tag anzutreten. In zehn Minuten war er gewaschen und angekleidet und schritt über den schmalen Gang — an der Tür zur Gastkammer lauschend, hörte er augenblicklich, daß deren Insasse noch schlief. Er ging in der

Hoffnung, eine ruhige Stunde für seine Neujahrspredigt zu gewinnen, die Treppe hinab. Aber drunten erwartete Jungfer Beate mit gefalteten Händen ihren Gebieter: „Was soll nun werden, Herr Magister? Bleibt der Fremde heut und über Neujahr im Haus? Dann muß ich noch Geld haben, Herr Magister, oder der verwöhnte Herr wird sich mit Salzfleisch und Rüben begnügen müssen."

„Koche nur ruhig, was du hast!" versetzte der Pfarrer. „Mein Gast braucht uns nicht für reicher zu halten, als wir sind. Aber geh' in einer Stunde hinauf, poch an und sorge, daß der Ofen geheizt wird. Ich warte mit dem Frühstück, bis der Herr herunterkommt."

Mit einigem Zagen betrat er seine Studierstube — er fürchtete noch auf Spuren des Gelags von gestern abend zu stoßen. Doch war alles gefegt, gewaschen und wohlgelüftet, im behaglich erwärmten Gemach nur ein Rüchlein vom Punschdunst zurückgeblieben, der Kasten des Spinetts stand noch offen und auf dem Notenhalter lag die Arie, die er zuletzt dem wilden Bernhard ungestüm weggenommen hatte. Mit dem ersten Blick darauf sah der junge Prediger auch das Bild des Mädchens, das ihn in seinen wachen, wie in seinen Schlummerträumen begleitete. Und da er mit allen treuen Gedanken, die Johanna galten, die Sorge um den Mann, der über ihm in den Wintertag hineinschlief, nicht verscheuchen konnte, so erinnerte er sich, daß er heute nach der kleinen Stadt hinein müsse, um die dürftige Ausrüstung des Wanderers ein wenig zu verbessern. Kam er aber im Laufe des Tages nach Colditz, so brauchte er das Wiedersehen Johannas nicht bis zum Neujahrsmorgen zu verschieben — und die Aussicht auf eine Begegnung erfüllte ihn mit stillem Wohlgefühl. Gottfried machte das Fenster auf, durch das

gestern abend der wilde Bernhard ins Haus geglitten war, und sah voll Befriedigung in den Wintermorgen hinaus. Es war heute ein paar Grad kälter als gestern, über dem Friedhof und den weißen Feldern und Gärten stand der stahlblaue Himmel, nur jenseits der Mulde im Westen hingen noch ein paar Schneewolken mit rotbraunen Rändern. Gottfried atmete die kalte klare Luft, er hoffte auf einen guten Weg und eine gute Stunde. Dann schloß er das Fenster wieder und setzte sich zu seiner Predigt. Im Anfang wechselte er ein paarmal unnötig die Gänsekiele, deren wohl ein Dutzend auf dem altväterischen Schreibzeug lag, dann aber glitt die Feder leiser, rascher, anhaltender über das Blatt. Gottfrieds Seele war bewegt und sich selbst sprach er Trost zu in den stärkenden Worten, die er für seine Dorfleute aus der Schrift schöpfte. So vergingen zwei Stunden und mehr, über ihm regte sich nichts und der Gast wollte sich nicht zeigen. Als er seine Predigt beinahe bis zum Amen geführt hatte, bemerkte er, daß Jungfer Beate mit halb entrüsteter, halb furchtsamer Miene vor ihm stand und seinen fragenden Blick eifervoll beantwortete: „Sie hätten nicht warten sollen, Herr Pastor. Der fremde Herr will nicht aufstehen. Er hat verlangt, daß ich ihm den Kaffee und Weißbrot an sein Bett bringe, und will nun weiter schlafen, bis an den Mittag. Sie aber dürfen nicht länger nüchtern bleiben. Ich bringe sogleich Ihr Frühstück — 's ist eine Sünde und Schande, daß Sie für solchen Gast gehungert haben!"

„Er ist von weit hergekommen und immer zu Fuß," sagte Gottfried begütigend. „Hoffentlich fühlt er sich nicht krank!"

„Der krank?" lachte die alte Haushälterin. „Unsereins stirbt eher, ehe der Art ein Finger weh tut. Der

weiß sich zu pflegen, wenn's aus anderer Leute Beutel geht. Und passen Sie auf, Herr Magister, der ist schlimmer als der preußische Hauptmann, den wir vergangenes Jahr im Quartier hatten."

Der Pfarrer befahl Beate ihn allein zu lassen, er wußte nichts zu erwidern und spürte die Unruhe wieder, die er vorhin mit der stillen Arbeit an seiner Predigt besiegt hatte. Er mußte dem hart umhergetriebenen Jugendgenossen die Ruhe wohl gönnen, die dieser unter seinem Dach fand, aber er merkte selbst an diesem In-den-Mittag-hinein-schlafen, welche Kluft das wilde Leben Bernhards und sein eigenes, streng gebundenes zwischen ihnen aufgerissen hatte. Dem fahrenden Komödianten tat ein ernster und treuer Zuspruch gewaltig not, und gleichwohl sträubte sich Gottfrieds feines Gefühl, die bescheidene Hilfe, die er bieten konnte, durch harte Worte zu verkümmern. Und während er besorgt nachsann, was sich tun lasse, umspannen ihn die Erinnerungen, die der Gast in ihm geweckt hatte, abermals, er ging unwillkürlich an sein Instrument und seine Blicke glitten über die Arie des großen Bach hin, die sein Lieblingsstück und ein Markstein in seinem Leben geworden war, wie das Weihnachtsoratorium des Meisters. Ob ein besserer Markstein, mußte sich erst erweisen — doch leistete sich Gottfried, indem die bange Frage durch seine Seele zitterte, ein stummes Gelübde, daß er jedes Hemmnis zwischen sich und Johanna besiegen werde. Leise, fast unbewußt griff er die Begleitung der Arie, begann eine Strophe mehr zu summen als zu singen und ließ sich zuletzt in die Stimmung, die ihm diese erweckte, so tief hineinziehen, daß mit einemmal der laute Gesang: „Wann, o wann erscheint die Stunde," das Zimmer durchklang. In seiner Ergriffenheit sah Gottfried

nicht, daß sich die Tür vom Flur her auftat, Bernhard Jolz unweit der Schwelle stehen blieb, und hörte erst am schallenden Händeklatschen seines Gastes, daß dieser gelauscht hatte.

„Bravo — bravo — ancora!“ rief der Eingetretene. „Das ist ein kostbares Musikstück, und du singst es, als ginge Bachs Odem noch über deinen Scheitel. Soviel Wärme — so tiefe Inbrunst — nach welcher Stunde sehnst du dich so gewaltig, mein Bursche?“

„Die Worte der Arie sind deutlich!“ antwortete Gottfried ein wenig empfindlich, konnte jedoch nicht verhindern, daß eine feine, fliegende Röte seine Wangen bedeckte.

„Nicht doch, Freund — noch keiner ist rot geworden, dessen Verlangen nur nach dem Himmel ging!“ lachte Bernhard. „Beinahe klingt's, als wandelst du auf Freiers Füßen oder vielmehr, als ob du um eine unbarmherzige Schöne vergeblich freitest! Guten Morgen auch, Unterzellbursch, ich habe in unserem neuen Kubikulum so fest und so süß geschlafen, wie kaum in der seligen Alumnenzeit.“ Der Gast schüttelte endlich seinem Wirt die Hand und Gottfried fühlte wieder einen Augenblick die Versuchung, sich dem Jugendgenossen zu vertrauen. Er sah, daß dieser mit Beates Hilfe das möglichste getan hatte, sich von den Spuren der Landstraße zu befreien, um ihm in stattlicher Haltung gegenüberzutreten. Als aber Bernhard dicht neben ihm stand, merkte Gottfried, daß jener — wahrscheinlich aus einer Flasche, die er bei sich trug — sich schon am Morgen mit Branntwein gestärkt hatte, und fühlte, daß es besser sei, zu schweigen. Nur die Frage, ob Bernhard auf seinen Schauspielerfahrten jüngsthin der vielberufenen Prinzipalin Karoline Neuber begegnet sei, glitt wie zufällig über des Magisters Lippen.

Der Gast schaute verwundert auf: „Die Neuber ruht in Frieden! Sie ist seit länger als einem Jahr in einem Dorfe bei Dresden gestorben; hast du sie in deiner Studienzeit etwa agieren sehen, daß du dich um sie bekümmerst? Sie soll zuletzt gar gespreizt und geschwollen gewesen sein, wie sie denn niemals natürliches Feuer und Ingenium gehabt hat."

Gottfried hatte Mühe, die schmerzliche Überraschung zu verbergen, die ihm Bernhards Antwort bereitete. Auch der dünne Hoffnungsfaden, den er für Johanna und für sich an die ehemalige Schauspielprinzipalin geknüpft hatte, zerriß — es war nutzlos, weitere Fragen an Folz zu richten. Ein wenig bleich, aber mit ruhiger Miene wechselte Gottfried das Gespräch und schlug seinem Gast vor, ihn am Nachmittag nach dem Städtchen zu begleiten, wo man vielleicht gleich fertige Schuhe kaufen und sonst etwas für die bessere Ausrüstung Bernhards tun könne. Der Hüne sah beschämt auf sein Fußwerk und die erborgten Strümpfe hinab und erklärte sich, aus dem Fenster blickend, bereit, den hilfreichen Freund zu begleiten.

„Den Rückweg wirst du freilich allein einschlagen müssen," setzte Gottfried hinzu. „Ich habe in Colditz den Kantor zu besuchen, glaube nicht, daß du Verlangen trägst, den bescheidenen Mann kennen zu lernen, obschon er wie du und ich Meister Bach treulich verehrt."

„Nein, Gottfried, ich spüre keinen Drang, euern Würdenträgern in Kirche und Schule aufzuwarten," gestand Bernhard. „Mit dir ist's ein anderes, du kannst die Weihnachtsliturgie so wenig jemals vergessen, wie ich! Doch die wohlehrbaren Brillen — wen habe ich ihnen zu zeigen?"

Zum erstenmal, seit Gottfried Döhler seinen Schul-

genossen wieder erblickt hatte, klang dessen Rede niedergeschlagen. Wie ermüdet setzte Bernhard Folz sich auf einen Stuhl zunächst dem Fenster nieder und sah nach dem Friedhof hinaus, wo ein paar überschneite Gräber und schlichte Holzkreuze über die gefrorene Erde aufragten. Gottfried fing einen Blick des wilden Genossen auf, der ihm in die Seele griff und einen warmen Strahl des Mitleids emporspringen ließ. Er wähnte den seltsamen Gast jetzt in der Stimmung, ein teilnehmend verständiges Wort zu hören und hob daher nach längerem gepreßten Schweigen an: „Wenn wir heute abend wieder hier und daheim sind, Präfekt, wollen wir wie zwei Freunde über deine Lage sprechen. Aus allem was du sagst, klingt es heraus, daß, solange der Krieg währt, für die Schauspielkunst üble Aussichten sind; könntest du dich nicht entschließen, einstweilen bescheidene Zuflucht zu suchen, eine kleine Stelle meinethalben, wie ein Wetterdach, das man über sich nimmt?"

Der wilde Bernhard fuhr aus seinem träumerischen Hinbrüten empor: „Was denkst du dir? Wo ist die Stelle, zu der man mich passend glauben würde? Soll ich als Torschreiber Gänse oder Kornsäcke zählen — oder meinst du, ich würde mich als Küster mit dem Klingelbeutel wohl ausnehmen? Lang genug wäre mein Arm, um bis zum filzigsten Kleinbauern hinter zu reichen, der sich in die letzte Bankecke verkriecht. Aber ich sage dir, daß ich lieber im Walde verhungern oder erfrieren möchte, als mich in solch Glück fügen. Auch rechnest du falsch — auf die Stelle lauernd, müßte ich dir länger zur Last fallen, als wenn ich auf neuen Sohlen meinen Stab in die Weite setzte, vor der euch braven, seßhaften Leuten so graut. Alle Hagel, Gottfried, wenn du eine ältliche Frau

Magisterin und ein halb Dutzend Kinder hättest, könntest du nicht zaghafter auf die Landstraße und ins Leben hinaussehen, als du tust!"

Der junge Pfarrer errötete ein zweites Mal und entgegnete nur kurz, daß sein alter Schulgenosse wohl wisse, daß er nicht daran gedacht habe, ob Bernhard ein paar Tage länger oder kürzer unter seinem Dach verweile. Der Gast erwiderte hierauf nichts, die dumpfe Verdrießlichkeit, die er vorhin gezeigt hatte, kam aufs neue über ihn. Und da nun auch Gottfried nur ab und zu ein Wort hinwarf, in der Meinung, den Freund seinem Hinbrüten zu entreißen, so war es nahe an Mittag, als Folz, vor den Bücherreihen des Hausherrn hin und her gehend, plötzlich einen Griff zwischen die Bände tat und funkelnden Auges ausrief: „Du häufst Schätze, Gottfried! Hier ist der Mithridat des Racine, in des gelehrten Doktor Wittern Übersetzung — just die, die wir bei Schönemann spielten. Hättest du mich einmal gehört:

Nach einem vollen Jahr siehst du mich neu, Arbat,
Der nicht mehr, der ich war, der große Mithridat.
Ich bin besiegt, besiegt! Pompejus kam zu gut
Der Vorteil einer Nacht, die Raum nicht ließ dem Mut!"

Mit steigendem Feuer las sich der wilde Bernhard in den Verspomp des französischen Trauerspiels hinein und halb bewundernd, halb mit schmerzlicher Teilnahme lauschte Gottfried dem Erregten, dessen Stimme, mitten in allem Donner, binnen kurzem bedenklich leiser wurde und den er nicht unterbrechen mochte. Bald in der Übersetzung blätternd, bald aus dem Gedächtnis, schüttete der fahrende Komödiant einen Wortstrom aus und begleitete, indem er zwischen Fenster und Schreibkommode auf und ab schritt, seine Deklamation mit leidenschaftlichen Gebärden.

Er sah kaum, daß sein Gastfreund die alte Jungfer Beate, die mit einem Korbe eintrat, um den Tisch zu decken, zurückzuwinken versuchte, und sah noch weniger, daß die Haushälterin sich nicht abweisen ließ und, unbekümmert um den Rededonner des seltsamen Hausgenossen, ein weißes Tuch aufbreitete und geräuschlos Teller und Bestecke auflegte. Sie zeigte ihrem Herrn, daß es zwölf Uhr und damit Eßstunde sei, ging hinaus und trat wieder mit zwei verdeckten Schüsseln, mit dem Bierkrug und den Gläsern ein. Bernhard Folz fuhr fort den Mithridat zu lesen und zu agieren, bis der Pfarrer den über das ganze Gesicht Glühenden und gewaltsam Ausgestreckten mit ruhig einladendem Ton unterbrach: „Laß mich den vierten und fünften Akt ein andermal hören, Bernhard, und komm jetzt zu unserm schlichten Essen."

Gottfried rückte einen Stuhl für seinen Gast an den Tisch, der Sprecher unterbrach sich mitten in einer Sentenz, schleuderte den Racine auf die Platte der Schreibkommode und kam, noch mit dem tragischen Schritt, auf den Tisch zu. Wie im Traum hob er die Deckel von den Schüsseln ab und warf einen Blick auf das Salzfleisch und die weißen Rüben, die Beate aufgetragen hatte. Mit einem Satz war er beim nächsten Fenster, riß dessen rechten Flügel klirrend auf, rief mit doppelt gerötetem Gesicht und gewaltiger Baßstimme: „Ist dies ein Mittagsessen für einen König?" und packte mit kräftigem Schwung beide Schüsseln an. Gottfried, der eben die Hände zum Tischgebet gefaltet hatte, begriff, trotz seiner Bestürzung, die Absicht Bernhards, das Mittagsessen auf den blinkenden Schnee hinauszuschleudern. Er fiel dem Erregten in den Arm und sagte mit erbleichten Lippen und einer Stimme, die von schmerzlichem Zorn bebte: „Schäme dich, Bernhard Folz! Ist dir

die Gottesgabe zu schlecht, so mag Beate sehen, ob sie noch irgend was im Hause hat, was deinen Gaumen besser letzt! Aber vergiß nicht, daß wir Arme in diesem Dorf haben, die kaum an hohen Feiertagen einen Mund voll solcher Kost erhalten."

Der wilde Bernhard hatte die Schüsseln zitternd wieder auf das Tischtuch gesetzt, er war seinerseits erblaßt und schien aus einem wirren Traum zu erwachen. Sein Gesicht zeigte seltsame Wandlungen; während ihm Tränen aus den Augen brachen, versuchte er rauh zu lachen: „Du bist und bleibst ein Narr, Gottfried Döhler. Mir zu schlecht, die Gottesgabe, das Essen, das Jungfer Beate so gut gekocht! Mir, der ich oft genug nur ein Stück Schwarzbrot, mit einem Schluck Schnaps befeuchtet hatte, und haben werde. Weißt du nicht, daß man Besessene und Nachtwandler nicht anrufen soll? Verwünscht sei der Mithridat und mein Königstraum! Tu mir die Liebe und sprich dein Tischgebet und du sollst mich tapfer und mit Dank einhauen sehen."

Der Pfarrer sah die nassen Wangen des alten Kameraden und hörte aus den Worten die tiefe Beschämung heraus, die seinen Genossen durchschüttelte. Auf den Zehen schlich Bernhard zum Fenster und schloß das gewaltsam geöffnete ganz unhörbar, dann nahm er am Tisch Platz und faltete wie ein Kind die Hände. Versöhnt sprach der Pfarrer ein kurzes Gebet und legte dem Gaste und sich selbst vor, während Bernhard leise sagte: „Lassen wir Trauerspiel und Komödien draußen, solange mich dein Haus birgt. Du siehst, wären wir bei unserm alten Bach geblieben, so hätte ich mich nicht vergessen, dich nicht gekränkt. Diesen Nachmittag begleite ich dich nach dem Nest, dessen Namen ich vor Jahren als prophetisch Omen für mich selbst

über den Schusterbuden auf der Leipziger Messe gelesen habe. Und diesen Abend singen wir wieder, Unterzellbursch, singen aus dem Weihnachtsoratorium, wir sind noch bei weitem nicht durch und wer weiß, wie lange es uns noch gegönnt ist.“

Etwa eine Stunde nach dem Mittagsessen brachen die beiden ungleichen Männer zum Gang nach der kleinen Stadt auf, nach der es Gottfried aus bessern Gründen trieb, als sein Genosse ahnte. Der Wintertag war hell und klar geblieben, der Weg am Fluß, in dem die Eisschollen zu stehen begannen, zeigte sich minder beschwerlich, als ihn Bernhard Folz gestern erprobt hatte. Die weichere Stimmung, die der wilde Gast nach dem Ausbruch vom Mittag kundgegeben hatte, hielt auch auf dem gemeinsamen Gange an. Zum erstenmal tat der Ankömmling ein paar teilnehmende Fragen nach Gottfrieds Erlebnissen. Und wieder spürte der junge Pfarrer die Versuchung, dem, der neben ihm ging, sein Herz zu erschließen und die tiefe Sorge zu vertrauen, die sich auf sein schlichtes und friedliches Leben gelegt hatte. Was ihn aber abhielt, war nicht nur der trotzig prahlende Ton, der zwischen den ruhigen und herzlichen Worten Bernhards immer aufs neue hervorklang, sondern eine innere Scheu, die Herkunft des geliebten Mädchens aus der Welt zu verraten, in der sein Schulkamerad so schlimm verwandelt worden war. Wohl sagte er sich, daß Johanna, dank dem wackern Kantor Unbescheid, von klein auf andere Luft geatmet habe, als die, aus der Bernhard Folz zu kommen schien; dennoch drückte ihn der bloße Gedanke, daß sein Mädchen je von dieser Luft umhaucht worden sei. So waren die Gefährten gegen das Ende ihres Wegs wiederum schweigsam geworden. Und der Pfarrer von Lostau betrat weder erhobenen Hauptes,

noch mit dröhnenden Schritten, wie der wilde Bernhard tat, das schlechte Pflaster von Colditz.

Besser und leichter wurde ihm zumute, als er mit seinem Begleiter unter verschiedene niedere Dächer, in kleine Läden und Werkstätten eintrat. Ehe eine Stunde verging, stand Bernhard Folz in neuen derben Schuhen, prangte in guten Wollstrümpfen, hatte zwei andere Paare in den Taschen seines Pelzrockes versenkt und die Schirmmütze mit einer neuen wärmeren Kopfbedeckung vertauscht. Jedesmal, wenn Gottfried den schmalen Beutel zog, um die gekaufte Ausrüstung zu bezahlen, wandte sich der Hüne verlegen trotzig hinweg, drückte aber draußen dem hilfreichen Genossen die Hand. Aufatmend, fast fröhlich sagte der Pfarrer endlich: „So es dir recht ist, Bernhard, schlägst du nun noch bei Tageslicht den Heimweg an der Mulde ein, besprichst mit Beate, was der schmale Haushalt für heute vermag, und erwartest mich gegen Abend."

Bernhard bezeugte sein Einverständnis und Gottfried trennte sich unweit des Marktes der kleinen Stadt von dem Gefährten, den die wenigen Begegnenden, die alle den Pfarrer von Lostau kannten, mit betroffenen und erstaunten Blicken an seiner Seite gesehen hatten.

Er hörte nur noch, wie der wilde Bernhard den Knotenstock dröhnend auf den gefrornen Boden stieß und mit langen Schritten die Straße hinabging. Er sah nicht, daß sein Gast an der nächsten Ecke, wo vor einer Tür das Rebenzeichen eines Weinwirts hing, stehen blieb, und mit sich zu Rate gehend ein paar Schritte vorwärts, ein paar zurücktat und endlich zögernd die Tür zur Weinstube öffnete. — Gottfried war zu dieser Zeit bereits in ein dicht neben der Kirche gelegenes Haus eingetreten. Als er die Schwelle überschritt, war's ihm, als weiche

ein Druck von seinem Herzen, ja von seinen Schläfen, den er seit gestern abend bald stärker, bald leiser gefühlt hatte. Er hoffte Kantor Unbescheid und die Seinen froh zu überraschen und pochte, selbst frohbewegt, an eine schlichte, weiß gestrichene Tür, die unmittelbar vom Flur des Schulhauses, zur Wohnung des Kantors führte.

Als aber Gottfried auf ein verdrießlich klingendes Herein die Tür öffnete, bot sich von der Schwelle aus ein Anblick, der ihn aufs äußerste bestürzte. Zwar saßen der Kantor und seine grauhaarige Gattin in scheinbarer Behaglichkeit am Kaffeetisch, aber aus einem Sessel auf dem Trittbrett am blumenbesetzten Fenster erhob sich ein schlankes Mädchen mit nassen Augen und tränenüberströmten bleichen Wangen, über die sich doch beim Gewahrwerden des jungen Pfarrers eine rasche Glut breitete. Noch bevor er sie begrüßen konnte, hatte Johanna sich blitzschnell auf die Hyazinthen und Tulpen des Fensterbretts gebeugt, ihr Taschentuch heftig an ihr Gesicht gedrückt und danach erst einen Gruß mit dem Eintretenden getauscht. Der eine Augenblick auf der Schwelle aber hatte hingereicht, Gottfried mit einem doppelten Schrecken zu durchzucken. Daß er die Liebste weinend antraf, war peinlich genug. Aber dem offenen Schmerz gesellte sich ein dunkles, jähes Schreckgefühl. Als er Johannas Profil in dem Abendlichte gewahrt hatte, das voll durchs Fenster fiel, war es ihm gewesen, als gliche ein Zug ihres Gesichts den Zügen des wilden Kameraden, die er seit gestern beständig sich gegenüber gesehen hatte. Noch ehe sich der junge Pfarrer gesammelt hatte, klang ihm auch die Begrüßung des Kantors seltsam und beinahe unfreundlich. In steifer Haltung bot Kantor Unbescheid dem Besucher die Hand und sagte: „Der Herr Magister ließen uns dero

Besuch erst für den Neujahrstag hoffen. Es ist eine unerwartete Überraschung, Sie schon heute bei uns zu sehen, und wir müssen um Nachsicht bitten, wenn wir nicht vorbereitet für so schätzbare und ehrenvolle Aufmerksamkeit sind. Wollen sich der Herr Magister zu setzen belieben? — Johanna, eine Tasse für den Herrn Pastor! Hat Sie ein Geschäft oder ein Gespräch mit dem Herrn Oberpfarrer zur Stadt geführt?"

In dem klugen Gesicht des Kantors Unbescheid malte sich ein unverkennbares Mißbehagen; die Augen des kleinen Herrn wichen denen Gottfrieds aus und hefteten sich zürnend auf Johanna, die in lieblicher Verwirrung jetzt neben dem Besucher stand, ihm einen Stuhl zum Tisch rückte, zu lächeln versuchte und es doch nicht verbergen konnte, daß sie geweint hatte und über die steife Begrüßung des jungen Geistlichen tief traurig war. Gottfried Döhler aber fand in seiner Betroffenheit nicht einmal das Wort, den Kaffee abzulehnen, den ihm die Frau Kantor, im übrigen wortkarg und rückhaltend wie ihr Gatte, feierlich eingeschenkt hatte. Gottfried ließ das Getränke verdampfen, ohne die Hand danach auszustrecken; er suchte aus den feucht glänzenden Augen der anmutigen Johanna herauszulesen, was geschehen sei, und seiner Betroffenheit dadurch Herr zu werden, daß er mehr als einmal mit stockender Stimme erzählte, was er seit dem Abschied des Kantors am gestrigen Spätnachmittag erlebt hatte. Während er sprach, hingen seine Augen am Gesicht des jungen Mädchens, die wieder auf ihren Sitz am Fenster zurückgekehrt war und die Hände im Schoße gefaltet hielt, seinen Worten aufmerksam lauschte, aber seine Blicke nicht wie sonst erwiderte. Auf einen Wink ihrer Pflegemutter verließ Johanna zu einem kleinen häuslichen Geschäft das Zimmer; sowie sie die Tür schloß,

fügte der Prediger von Lostau seinem Bericht mit leisem Tone noch hinzu: „Leider hat mir mein alter Stubengenosse auch eine der Hoffnungen genommen, die der Herr Kantor und ich noch hegten — die Neuberin lebt nicht mehr und von ihr werden wir keine tröstliche Gewißheit erlangen!“

„Ich fürchte, wir werden auf sotanen Trost überhaupt verzichten müssen, und bitte den Herrn Magister inständig, noch einmal reiflich zu bedenken, was ich ihm gestern, wie öfters, vorstellig gemacht habe,“ erwiderte Kantor Unbescheid. „Was aber den fahrenden Gesellen anlangt, so sprech' ich dem Herrn Magister mein herzlich Bedauern zu so übel geratenem Kommilitonen und bedrohlicher Kameradschaft aus. Wär's aber nicht besser gewesen, Sie hätten den ungerufenen Gast mit einer Wegzehrung alsbald weitergeschickt? Wollen es der Herr Magister darauf ankommen lassen, daß man in der Gemeinde erfährt, daß ein Komödiant unter dem Dach des Pfarrhauses Aufnahme gefunden hat? Mir ziemt nicht, dem christlichen Erbarmen des Herrn Pastors Schranken zu setzen — dennoch scheint mir, daß auch das Mitleid zu weit gehen kann.“

„Der Herr Kantor vergessen, daß Bernhard Folz und ich fünf Jahre im Gymnasium St. Thomä zu Leipzig nicht nur Kontubernalen gewesen sind, sondern daß der Baßsänger seinen kleinen Altisten damals nach Kräften beschützt und behütet hat, daß der große Johann Sebastian unserer Gemeinschaft in wunderbar schönen Nummern seiner Weihnachtsliturgie ein Denkmal aere perennius gesetzt hat!“ rief Gottfried und erhob in warmherziger Wallung die Stimme um so lauter, als Johannas schlanke Gestalt wieder in der Tür erschien und er einen Zusammenhang

zwischen den herben Worten des braven Kantors und dem stillen Trübsinn des geliebten Mädchens zu verspüren meinte.

Kantor Unbescheid ließ den Gesprächsgegenstand fallen. Gottfrieds Besuch dehnte sich eine weitere Stunde aus, in der es nach und nach dämmerig und zuletzt beinahe dunkel wurde. Man wechselte Worte über Wind und Wetter und über die Kriegswolken, die wieder bedrohlich über dem Lande hingen. Gottfrieds Seele war um so weniger bei diesem Gespräch, als Johanna völlig stumm blieb, bis sie auf einen Wink der Frau Kantor die Lampe anzündete und sie mit den Worten: „Gesegneter Abend!" auf den Tisch setzte. Dabei wandte sie ihr Gesicht dem jungen Pfarrer mit einem Ausdruck zu, der Gottfried keinen Zweifel ließ, daß ihr Segenswunsch vor allem ihm gelte. Zugleich aber mahnte ihn das Licht, seinen Besuch zu beenden. Er erhob sich zögernd, sprach seine Hoffnung aus, den Herrn Kantor, seine Frau Liebste und die Demoiselle am Neujahrsmorgen zu begrüßen und wie es besprochen sei, alle drei am heiligen Dreikönigstage bei sich zu sehen. Kantor Unbescheid faltete die Stirn und erwiderte nur kurz: „Wünsche zunächst glückliche Heimkunft nach Lostau. Und wollen der Herr Magister gestatten, daß ich ihm wegen der Einladung zum hohen Neujahrstag noch schriftliche Eröffnung tue! Johanna, leuchte dem Herrn Magister über den Flur. Geruhsame Nacht!"

Die Aufforderung an die Pflegetochter war von einem streng mahnenden Blick begleitet. Johanna ergriff ein schlichtes Blechlämpchen, das auf dem Seitentisch stand, auf dem sie vorher die Schirmlampe angezündet hatte; ihre Pflegeeltern reichten dem Besucher, der sich mit dem abgelegten Mantel umhüllte, die Hand, sie aber leuchtete

dem Gast über die Schwelle und stand ihm, wie sich die Tür schloß, zum erstenmal an diesem Abend allein gegenüber. Die Rinde der von der Sitte gebotenen ehrbaren und schüchternen Haltung sprang mit einmal vom Pfarrer ab, zitternd haschte Gottfried nach der Hand des Mädchens, leise, aber flehentlich drängend fragte er: „Liebste Demoiselle — liebste Johanna, sagen Sie mir, was dieser Empfang zu bedeuten hat? Und auch Sie, Sie waren heute anders, als Sie mich hoffen ließen, als ich um Sie verdiene."

Ein schluchzender, wehevoller Laut brach aus der Brust des jungen Mädchens hervor, hastig flüsterte sie: „Der Herr Vater ist der Meinung, daß es seine Pflicht sei, Sie vor einer Übereilung zu behüten, und daß ich, wenn Sie bei Ihrem unbedachten Vorsatz beharren, mich heimzuführen, Ihnen nicht folgen dürfe! Er hat mir meine Lage hart vor Augen gestellt, und ich will, ich darf Sie nicht in mein unseliges Geschick hineinziehen! Sie müssen auf mich Verzicht leisten."

„Niemals — niemals, mit Gottes Hilfe!" entgegnete Gottfried, der mehr vom Ton und den schmerzlich zuckenden Lippen des Mädchens erschüttert wurde, als von dem, was sie ihm sagte und was er in der eben erlebten peinlichen Stunde beinahe erraten hatte. „Ich will nicht wissen, wie mein redlicher, allzusorglicher Freund, Ihr Herr Vater denkt, ich will hören, was Ihnen das Herz sagt, Johanna!"

„Ich darf die Eltern nicht warten lassen," gab sie zögernd zur Antwort. „Ich versprach Ihrer alten Beate, ihr einiges für die Wirtschaft zu bringen, morgen am Vormittag! Gönnen Sie mir Zeit, mich zu sammeln, lieber Gottfried — der Herr Vater wird mir erlauben, Sie noch einmal zu sprechen, damit alles zwischen uns klar werde. Morgen früh, wenn es sein kann, und gute Nacht!"

Abwehrend war Johanna vor den Armen, die nach ihr ausgestreckt wurden, zurückgewichen und hatte doch beim Schein des Lämpchens, das sie hochhielt, die wehmütige Bitte in Augen und Zügen des tiefbewegten Mannes wohl erkannt. Zum guten Glück löschte, als sie die kleine Leuchte im Fensterbrett abstellte und mit bebender Hand die Klinke der Haustür faßte, ein barmherziger Luftzug die dürftige Flamme, und im Dunkel schlug die Glut der beiden gequälten Menschen hoch auf. Gottfried umklammerte mit beiden Armen die schlanke Gestalt, Johannas Mund preßte sich einen flüchtigen Augenblick auf den verlangenden des Mannes, dann stammelte sie: „Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund!“ und er ein „Gutenacht!“ das im Kusse unterging. In unwillkürlicher Furcht drängte das Mädchen jetzt den Verweilenden über die Schwelle — schmetternd schlug die schwere Haustür zwischen ihnen beiden zu, lauschend vernahm Gottfried nichts mehr aus dem Vorflur drinnen, als einen tiefen Seufzer und flüchtige leise Tritte. Seiner selbst kaum mächtig, trat er den Heimweg an, er hatte nicht acht, durch welche Gassen er ging, und sah eine Viertelstunde später erstaunt um sich, daß er auf dem Damm am Fluß, längs des beeisten Weidengestrüpps, seinem Dorfe zuwanderte.

Der Winterabend war nicht so klar, als ihn der Tag verheißen hatte, und der Pfad am Muldeufer nur halb erhellt. Ein leiser Südwest, der um die Dämmerstunde aufgesprungen war, trieb neue Schneewolken aus der großen Ebene über die Hügel und im raschen Zug des dunklen Gewölks ging der im ersten Viertel stehende Mond von Zeit zu Zeit unter. Es war tief einsam und lautlos still zwischen den breiten endlosen Schneefeldern, den beschneiten Wiesenabhängen und Gebüschen, Gottfried

hörte nichts erklingen als seine eigenen Schritte auf dem gefrorenen Wege. Er hätte die Stille durstig in sich trinken mögen und atmete die Luft ein, als ob in ihr Frieden wäre. Zum erstenmal in seinem schlichten Leben sah er sich im Zwiespalt mit der Welt und mit sich selbst. Der Augenblick, wo er die Brust Johannas wider die seine wogen gefühlt hatte, galt ihm freilich als Verheißung, daß er die Anmutige dennoch zum Weibe gewinnen werde. Er sagte sich auch getrost, daß seine Liebe an keiner Ordnung Gottes rüttle und daß er um der alten Schulfreundschaft und um des unvergeßlichen Meisters willen dem wilden Kameraden Treue halten müsse. Aber es tat ihm tief weh, daß er plötzlich mit allem, was er fühlte und wollte, der Welt Anstoß gab. Kantor Unbescheid maßte sich freilich nicht an, für die Welt zu stehen, doch Gottfried wußte, daß aus den Worten des redlichen, beschränkten Mannes seine Welt, die enge, kleine unabänderlich harte Welt sprach. Wer bürgte ihm, daß es nicht hochmütige Selbstgerechtigkeit sei, mit der er sich gegen Rat und Urteil aller setzte, die er kannte? Und bitter empfand er, wieviel leichter es seinem abenteuerlichen Gast und ehemaligen Genossen sein würde, solchen Kampf zu bestehen, dem auch er nicht feig und klein ausweichen durfte. —

Der Brückensteg, der nach der Mühle führte, lag hinter dem Heimkehrenden, er schlug zur Abkürzung den Fußpfad über den Friedhof ein und sah schon von fern das Licht aus seiner Unterstube schimmern. Da der Mond jetzt einmal wieder aus den Wolken hervortrat, konnte der Pfarrer sogar die Stelle erkennen, an der gestern abend Bernhard Folz zu seinem Fenster herabgeglitten war. Er fühlte sich flüchtig versucht, die Rolle mit Bernhard

Folz zu wechseln und heute seinerseits anzupochen, zog es aber dann doch vor, durch das Friedhofspförtchen den kleinen Platz zwischen Kirche und Pfarrhaus zu überschreiten und mit dem üblichen Anruf für die alte Beate sein Haus zu betreten. Er brauchte die Haushälterin heute nicht aus der Tiefe ihrer Küche hervorzuscheuchen, sie stand schon und — wie Gottfried auf der Stelle wahrnahm — mit gerungenen Händen auf der Schwelle.

„Zeit ist's und gut dazu, daß der Herr Pastor heimkommen!" rief sie ihm entgegen. „Der Herr da drinnen wartet schon seit einer halben Stunde und braut wieder Punsch wie gestern abend, ich habe ihm Krug und Topf, heiß Wasser und Zucker hineinschaffen müssen, was sonst not tut, hat er von Colditz mitgebracht! Den Schinken, den ich für Neujahr aufgehoben, habe ich ans Feuer schieben müssen."

Gottfried Döhler hörte mit Bestürzung, was Jungfer Beate mit verhaltenem Groll hervorsprudelte. Er beherrschte sich dennoch so weit, daß er mit gezwungenem Lächeln sagte: „Beruhige dich, Herr Folz feiert heut einen Geburtstag — von morgen ab wird es bei uns wieder so bescheiden zugehen, wie du's hier gewohnt bist, Beate!"

Er legte Hut und Stock ab und wollte noch rasch nach oben in sein Schlafzimmer gehen, um die Schuhe zu wechseln. Doch soeben wurde die Tür seines Studierzimmers aufgerissen, aus der ein würziger Dampf hervorquoll, und der Hüne, der die Tür fast ausfüllte, jauchzte dem Gastfreund entgegen: „Was säumst du, treuloser Unterzellbursch? In wenigen Minuten ist die Flut auf der Höhe — der Krambambuli so göttlich, so duftig, wie ihn die stolzen Kaufherren vom Artushof in Danzig nicht besser trinken. Ich führe ein Rezept in der Tasche, aber

ich dacht's wohl, daß in deinem Pfarrhaus weder Portwein noch Muskatnuß zu finden wäre, und trug's von drinnen heraus, wo zu meinem höchsten Erstaunen eine ganz tolerable Weinstube aufgetan ist."

Gottfried zog unwillig die Tür hinter sich zu und setzte das Glas mit dem heißen Getränk, das ihm der wilde Bernhard entgegentrug, unangerührt neben die dampfende Schale.

„Du hättest etwas Klügeres tun können, als dein spärliches Reisegeld für ein Gelage auszugeben, nach dem mir der Sinn nicht steht," sagte er leise, da er fürchtete, daß Beate draußen lausche. „Ich habe übermorgen zu predigen und morgen zum Jahresschluß einen Rundgang durch meine Gemeinde zu tun. Es tut mir leid, daß sich mein Gast beraubt, um mich zu bewirten."

„Du bist und bleibst ein gutherziger Narr!" lachte Bernhard, der beim Mischen seines Krambambuli schon von dem Portwein wie von dem heißen Getränk gekostet hatte. „Glaubst du denn wirklich, Mensch, wenn ich mehr als ein paar Groschen in der Tasche führte, ich hätte mir von dir Schuhe und Strümpfe bezahlen lassen? Deine Armut geplündert? Die Kunst wirbt hilfreiche Freunde — ich geriet in der Colditzer Weinstube an einen solchen, mußte ihm Elias Schlegels halben Kanut vorsprechen. Du wirst es wohl für keinen Raub achten, daß ich mir von ihm zwei Flaschen Portwein und ein paar Muskatnüsse zahlen ließ?"

„Dein Kunstfreund hätte dir Besseres erweisen können," sagte Gottfried, schon milder gestimmt. „Verüble mir's nicht, mir ist heute nicht zumut, als dürften wir einen lustigen Abend haben."

„Weil du mit all deiner Gottesgelahrtheit und Welt-

weisheit noch nicht einmal gelernt hast, die gute Stunde als das kostbarste Geschenk des Himmels anzusehen. Sieh mich an, ich weiß nicht, wohin mich widriger Wind verschlägt und ob ich mein Haupt zuletzt auf ein Kissen oder auf einen Stein legen werde. Aber heute abend habe ich nicht daran und nichts weiter gedacht, als daß ich dich mit Danziger Krambambuli überraschen, dir warm machen wollte. Dort hab' ich auch schon unter deinen Noten drei, vier gute Sachen des Alten hervorgewühlt, die wir nachher vornehmen können. Und nun tu mir Bescheid, trink, Gottfried! trinke herzhaft, stimme in Simon Dach ein:

Der Mensch hat nichts so eigen,
Nichts steht so wohl ihm an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann!"

Der wilde Gast hatte die alten Verszeilen mit lauter Stimme gesungen und dabei dem Pfarrer ein Glas aufgenötigt. Wieder fühlte sich Gottfried Döhler überwunden, wieder war's, als ob ihn die Mauern der alten Thomasschule umfingen und er um die Zufriedenheit seines Präfekten zu werben habe. Der glückseligen Lebenslust, die aus Bernhards Augen blitzte, war um so weniger zu widerstehen, als auch der junge Pfarrer ein geheimes Verlangen spürte, sich über die Stimmung zu erheben, die er von seinem Stadtgang und dem Besuch im Kantorhaus mitgebracht hatte. Vom gerühmten Kunstgebräu des Genossen trank Gottfried freilich wenig, aber widerstandslos ließ er sich an sein Spinett ziehen und erstaunte abermals über den sicheren Blick und Geschmack des abenteuerlichen Gastes, als er sah, was Bernhard Folz aus dem Notenstoß hervorgezogen hatte. Wechselnd und gemeinsam erklangen beider

Stimmen durch das stille Gemach und mit wahrer Inbrunst lauschte Gottfried aufs neue der Baßarie: „Großer Herr und starker König!“, mit der sich Bernhard gestern abend bei ihm angekündigt hatte. Trotz allem aber gelang es Gottfried heute abend nicht, die Sorgen, die seine Stirn streiften, völlig zu verscheuchen — selbst Folz, obschon er seine Aufmerksamkeit nur zwischen dem heißen Getränk und dem fortgesetzten Musizieren teilte, sah den umwölkten Blick seines Gastfreundes, er deutete dann gebieterisch auf das Glas, oder warf ein paar Worte, die den Freund ermuntern sollten, dazwischen. Gottfried ließ sich auf Minuten, ja auf eine Viertelstunde von Bernhards Eifer mit fortziehen, bis dieser auf einmal wieder merkte, daß der jüngere Genosse nicht ganz bei der Musik Bachs sei, und ihn scheltend aus seinen verborgenen Träumen aufrüttelte. Beim Abendessen sprach Bernhard beinahe allein, auch heute mischte sich in seine prahlerische Erzählung von den wenigen Glanztagen seiner Fahrten ein müder, bitterer Ton, Gottfried saß träumerisch still, er wußte jetzt, daß jeder Ausdruck besorgter Teilnahme das Selbstgefühl seines Gastes ungestüm aufwallen ließ, auch faßte er, an Johanna denkend, die wechselnden Schicksale, die den wilden Bernhard durch Schlösser und Scheunen geführt hatten, nur halb. In langen Zügen trank der Erregte Glas auf Glas, er merkte, daß, wie er beinahe allein sprach, er auch beinahe allein die große Schale mit seinem gepriesenen Krambambuli leeren mußte.

Die beiden Männer wollten sich eben vom Tisch erheben, als draußen vom Flur des stillen Pfarrhauses fremder Lärm hereindrang, laute, rauhe Stimmen, denen die Stimme Jungfer Beates entgegenschallte, Geklirr wie von Waffen auf dem Ziegelboden des Vorhauses und dann

wieder ein scharfer schnarrender Ruf: „Ich weiß aber bestimmt, daß der Monsieur hier Unterschlupf gefunden hat!“ und ein Pochen mit harten Knöcheln an die Zimmertür. Der Hausherr und sein Gast waren zugleich von den Stühlen aufgesprungen, Gottfried sah, daß Bernhard Folz' gerötetes Gesicht mit einmal aschfahl wurde und daß er einen Schritt gegen das Fenster hin tat, durch das er gestern seinen Einzug gehalten hatte. Und ehe es der Pfarrer noch zu einer Frage brachte, stand zwischen ihm und Bernhard eine soldatische Gestalt im dunkeln Mantel und dreieckigem Hut, die den nachschleppenden Degen mit dem Fuße zur Seite stieß und mit heftigen Worten auf Bernhard lossprach: „Will der Herr seinen Dienst mit Desertion anheben? Wer Handgeld genommen hat, darf nicht ohne Erlaubnis davongehen und über Nacht ausbleiben. Der Herr wird uns auf der Stelle folgen!“

Durch die offen gebliebene Tür zeigte der Eindringling auf zwei Füsiliere des preußischen Freibataillons, das schon seit November in Colditz im Winterquartier lag. Während Gottfried sich inzwischen gefaßt hatte, mit ruhiger Stimme fragte, wen er die Ehre habe, in seiner Predigerwohnung zu begrüßen, und die kurze Antwort: „Hauptmann von Schmettau vom Werbekommando“ empfing, brachte Bernhard Folz Gottfrieds Schreibkommode zwischen sich und den Hauptmann und rief mit entrüstetem Tone: „Der Herr Hauptmann irren — von Dienst und Handgeld ist zwischen ihm und mir nicht die Rede gewesen. Ich habe im Gegenteil, als der Herr mich zu einem Glas Wein einluden und dabei ein Wort vom stattlichen Flügelmann und Unteroffizier fallen ließen, solenniter und sogleich protestiert und den Herrn Hauptmann mit einer Probe von meiner Kunst regaliert. Wollen Sie

leugnen, mein Herr von Schmettau, daß Sie mir, weil ich für meine kleinen Einkäufe in der Weinstube kein Geld zu mir gesteckt, die wenigen Taler als freundschaftliches Darlehen aufdrangen, wollen Sie leugnen, daß ich Rückerstattung versprach —?"

„Gar nichts will ich!" unterbrach der Werbeoffizier mit eigentümlichem Lächeln die Redeflut des wilden Bernhard. „Wenn der Herr hier vor Zeugen mein Darlehen von vier Talern preußisch Kurant zur Stelle wiedererstattet, so habe ich keinen Anspruch an ihn. Andernfalls weiß er, daß nach Brauch und Regel Geld aus meiner Hand in andere Hand als Handgeld gilt."

Bernhard Folz sandte einen hilflosen Blick nach seinem Gastfreund hinüber. Die große Gestalt erschien jetzt mit einemmal kleiner, er zog unwillkürlich das Haupt in die Schultern, aber er sagte trotzig: „Sogleich, mein Herr Hauptmann, sogleich! Erlauben mir der Herr Hauptmann nur auf mein Zimmer — aus meinem Zimmer —"

„Der Herr werden sich Begleitung gefallen lassen müssen," versetzte der Werbeoffizier in voller Ruhe — und ließ einen listig begehrlichen Blick aus seinen dunklen Augen über den stattlichen Komödianten hinstreifen. Gottfried hatte seinen Entschluß gefaßt: „Es braucht's nicht, Herr Hauptmann, daß mein Freund erst nach oben geht. Und es versteht sich um so mehr, daß Herr Folz nur ein Darlehen aus Ihrer Hand genommen hat, als es sich um ein paar kleine Besorgungen für mein Haus handelte."

Der junge Pfarrer trat an seine Schreibkommode — und zog einen kleinen Kasten, an dem der Schlüssel steckte, heraus. Bernhard Folz, der mit gesenkten Augen noch neben der Schreibkommode stand, sah wohl, daß die Schatzkammer des geistlichen Freundes nur dürftigen Geldvor-

rat barg und daß, nachdem ihm Gottfried vier Talerstücke übergeben hatte, nur wenige Taler im Kasten zurückblieben. Gleichwohl richtete er sich, sowie er das Geld in seiner Hand fühlte, straff empor, warf den Kopf zurück und sagte: „Der Herr Hauptmann wollen mit geziemendem Danke dero Darlehen zurücknehmen. Es tut mir nur leid, daß Sie sich durch Wind und Wetter persönlich hierher bemüht haben, ich würde nicht ermangelt haben, vor meiner Abreise von hier meine Schuld in Colditz persönlich zu erstatten."

Der Werbeoffizier zog gleichmütig seine Börse und barg die Taler, indem er scharfen Tones erwiderte: „Der Herr wolle nicht ermangeln, sein gutes Glück zu preisen, das ihn unter ein geistliches Dach geführt hat. Der König hat streng befohlen, die Predigerhäuser besonders zu schonen, sonst dürfte der Herr gewiß sein, daß ein preußischer Hauptmann nicht um vier Taler Kurant auf Exekution zieht und, wo er sich einen Flügelmann holen will, mit der Gewißheit leer abgeht, daß der lange Kerl doch über kurz oder lang einem Kameraden in die Hände läuft. Guten Abend, Herr Prediger! Kehrt! marsch!"

Der letzte Zuruf galt den beiden Füsilieren, die alsbald die Türe freigaben und das Haus verließen. Hauptmann von Schmettau folgte ihnen, ohne den Zurückbleibenden noch einen Blick zu gönnen, sein Gruß mit dem Hute hatte Gottfried gegolten. Gottfried winkte Jungfer Beate, die noch zitternd vor der Schwelle stand, ins Zimmer, um die Reste der Abendmahlzeit abzutragen. Sowie die Alte mit ihren Schüsseln hinaus war, schöpfte sich der wilde Bernhard mit einem langen Atemzug ein Glas seines ziemlich verkühlten Gebräus, brummte halb gegen den Pfarrer gewandt: „Trink einen Schluck auf den Verdruß!" und ließ sich schwer in den Lehnsessel fallen,

während der Hausherr ruhelos im Zimmer hin und her ging. Als sich das Schweigen des Hin- und Hergehenden merklich verlängerte, blickte Folz halb spöttisch, halb verlegen auf und sagte schon wieder im alten zuversichtlichen Ton: „Sei kein Tor, Gottfried, daß meines Bleibens bei dir nicht sein kann, wußt' ich, ehe der miles gloriosus daherfuhr! Laß mich morgen und den Neujahrstag noch hier rasten und die Erinnerung an unsere grünende Jugend pflegen — dann will ich meiner Straße ziehen. In Hof und Kulmbach soll Theophil Leineweber spielen, der seinerzeit schon die Angel nach mir ausgeworfen hat. 's hängt ein magerer Köder dran — ich will die Augen schließen und zubeißen. Aber um Gottes willen, Mensch, such' dein Thomanergesicht wieder hervor — jetzt siehst du aus wie eine Aschermittwocherbauung."

„Soll ich lachend den Schulfreund ins Verderben rennen sehen?" fragte Gottfried mit schmerzlichem Groll. „Bin ich auch nur sicher, daß du in den zwei Tagen nicht neues Unheil auf dich beschwörst? Wiederholte sich morgen, was heut abend geschah, ich könnte dir nicht zum zweitenmal beistehen."

„Ich sah es und danke dir's!" rief der wilde Bernhard und haschte nach Gottfrieds Hand, doch der Pfarrer schritt in verdrießlicher Hast an ihm vorüber. „Aber dünke dich doch nicht zu tugendhaft. Und spare mir für die paar Stunden, die wir noch miteinander sind, das Schelten! Komm, komm, setz dich zu mir — ein Glas für jeden gibt's noch her. Hast recht — hast recht, Amice, hätte dem törichten Kitzel nicht erliegen sollen — aber des Kerls Gesicht, wie er mich mit seinem angebotenen Darlehen zu betrügen und in die blaue Montur hinein zu locken meinte, reizte mich unwiderstehlich."

„Ich könnte jetzt keinen Tropfen trinken!“ entgegnete Gottfried. „Auch keinen Ton singen,“ fügte er hinzu, da er einen Blick des Gastes nach dem Spinett hinüber wahrnahm. Und abermals ging er schweigend im Studierzimmer auf und ab, um, wie er sich in seiner Einsamkeit gewöhnt hatte, was ihn bedrängte und sorglich stimmte, stumm mit sich abzumachen. Bernhard Folz konnte unmöglich erraten, daß der Pfarrer nicht nur ihm, sondern vor allem sich selbst zürnte. Hatte den Bedrängten doch vorhin in Erinnerung an Kantor Unbescheid einen Augenblick der Wunsch angewandelt, daß sein wilder Schulgenosse dem preußischen Hauptmanne folgen und die Muskete schultern müßte. Gottfried war nicht der Mann, der sich eine Wallung dieser Art, wenn sie ihm zum Bewußtsein kam, leicht verzieh. Sein Gast aber, der den Grund der Schweigsamkeit mißdeutete, fühlte sich von dieser gereizt und hob an, die eigene Demütigung mit großen Worten aufzusteifen: „Man merkt's, Gottfried, daß du und deinesgleichen Rechner, nicht Würfler sind! Weil ihr von heut auf morgen, von einem Jahr ins andere haushalten müßt, zählt ihr euch eure Taten und Tugenden auf, wie Groschen. — Es verschlägt euch nichts, daß ihrer etliche gar abgegriffen sind, sie gelten doch noch. Ihr, die ihr nichts aufs Spiel setzt, könnt auch nicht zu großem Verlust kommen, unsereiner gibt Haut und Haar, Haus und Hof, Ehr' und Reputation dran, um die Welt ein Stück vorwärts zu bringen. Euch wird's nicht widerfahren, daß ihr weder Mahlzeit noch Obdach zu finden wißt, ihr werdet keinen Freund plündern, der selbst wenig hat, ihr kommt nicht in Versuchung, euch am nächstbesten Baum ein Ende zu machen, so euch nur der Strick zur Hand wäre.“

Der Pfarrer fuhr wie aus einem tiefen Traum auf und sagte nur nachdrücklich: „Das ist Gotteslästerung, Bernhard!"

„So sagt ihr — habt auch recht, wißt aber nicht, was es unsereinen zurzeit kostet, euch recht zu geben! Dir reiht sich ein leidlicher Tag zum andern; kennst du keinen, den du verfluchst, so erlebst du auch keinen, da dir Lust und Stolz durchs Herz rinnt, wie der Krambambuli durch die Kehle."

„Wer vertraut dir dergleichen und was weißt du eigentlich von meinem Leben?" rief Gottfried, der nicht verstand, daß das gebeugte Selbstgefühl des alten Genossen nach einer Auffrischung lechzte. Die rasche Frage des Gastfreundes steigerte denn auch nur den herausfordernden Ton des wilden Bernhard: „Genug weiß ich, um zu wissen, daß dir's immerdar wohlgehen und du lange leben wirst auf Erden. Du bist wahrlich brav, Gottfried, tust Gutes an mir, wie an männiglich — aber jede Guttat wird dir heut oder morgen vergolten. Einer großen Sorge, einem großen Entschluß, einem großen Opfer wißt ihr aus dem Wege zu gehen — vielmehr sie gehen euch aus dem Wege!"

„Sie tun es nicht immer, Folz!" entgegnete der junge Magister schlicht. Das Blut begann ihm zu wallen, er trat dicht vor den Schulkameraden, der den Kopf mit beiden Armen auf den Tisch stützend, über neuen großen Worten zu brüten schien. „Was ist vor Gott groß von allem, was wir tun und fühlen, Mann? Doch so du meinst, daß in einem bescheidenen Leben schwere Sorge und ein tapferer Entschluß keinen Raum haben, so magst du wissen, daß sie auch unter meinem Dach weilen. Ich habe ein Mädchen herzinnig lieb und begehre sie zum

Weibe, und daraus erwachsen mir herbere Kämpfe und bittrere Tage, als deinen tragischen Helden, obschon ich nur ein kursächsischer Landpastor und kein Held bin. Nur daß alles still und schier wortlos verläuft. — Während du hier an nichts dachtest als an dein Gebräu und einen frohen Abend, hatten mein armes Mädchen und ich drinnen im Kantorhause eine so herbe Stunde zu bestehen, als bescheidenen Herzen nur aufgelegt werden kann."

Bernhard Folz starrte betroffen in die Züge Gottfrieds, die den Ausdruck milder Trauer trugen. „Zum Donnerwetter," fragte er verwirrt, „was kann dich da so verstören? Ist's denn nicht das Einfachste von der Welt, daß der Prediger des Kantors Tochter freit?"

„Meine Johanna ist nur des Kantors Pflegetochter!" versetzte der Pfarrer mit Selbstüberwindung. „Das schlichteste, herzigste Kind, eine lebendige Verheißung stillen Glücks — aber die Tochter eines armen Weibes, einer verlassenen Künstlerin, von deiner Kunst, Bernhard, von der wir nicht einmal nachweisen können, daß sie die ehrliche Frau eines ihrer Gesellen gewesen ist."

„Und daran nimmst du Anstoß?" rief Bernhard zwischendrein, und aus seiner Stimme klang ein leiser Hohn.

„Nicht ich nehme, aber ich gebe ihn, wenn ich tue, wozu mich das Herz treibt!" antwortete Gottfried. „Gott ist mein Zeuge, daß ich die Welt nicht schelten will, weil sie Schranken aufgerichtet hat, deren sie bedürftig ist, hart aber bleibt's, wenn ein bescheidenes Glück, das einzige, was zwei Menschen zu hoffen haben, daran zerbricht. Ich habe, als es zu spät war und mein Herz und Leben Johanna schon gehörten, erst erfahren, daß sie nicht als des Kantors Kind geboren ist. Ich nähme Johanna zum

Weib, auch wenn sich herausstellte, was wir bis jetzt nur fürchten. Doch Kantor Unbescheid und seine Frau und das Mädchen selbst denken so streng ehrenhaft, sind so um meinen Ruf und mein irdisch Fortkommen besorgt, daß sie mir weigern, was ich wagen will. Nur um Johannas willen tat ich die vergebliche Frage nach der Neuberin an dich. Und jetzt sage mir, Mensch, ist's häufig in eurer Welt, was das Gerücht von Johanna und ihrer Mutter sagt?"

„Eine böse Frage," gab der Schauspieler zurück. „Zu selten ist's nicht — und leider nicht das Schlimmste. Ich könnte dir ein Lied singen, das deinen verwöhnten Ohren arg mißfiele. Wenn jedoch die Mutter deiner Herzliebsten in der Schule der Frau Neuberin lebte und agierte, ist's immer wahrscheinlich, daß sie nicht ohne Trauring ihre Gunst verschenkte. Sie wußten sich wahrlich was bei den Neuberschen mit ihrer Tugend. Wie nannte sich denn die Mutter deines Mädchens, Amice?"

„Die Lorenzin — Johanna Lorenz, was glaub' ich ein Name war, der unter den deutschen Komödianten Klang hatte," gab der Pfarrer bekümmert zur Antwort. Er wollte offenbar mehr sagen, aber die plötzliche Wandlung, die mit seinem wilden Gast vorging, ließ ihn verstummen. Bernhard Folz ließ, wie von einem Schlag getroffen, beide Arme am Leib herabsinken, das rötlich angehauchte Punschgesicht wurde einen Augenblick hochrot und im nächsten ganz bleich, der offene Mund verzog sich zuckend, bis ein schallendes Gelächter, das Gottfried durch und durch ging, aus ihm hervorbrach: „Die Lorenzin, Johanna Lorenz, die Mutter deiner Schönen! Nun denn vortrefflichster aller vortrefflichen Magister, sag' mir nur noch ein Wort, wie alt die junge Johanna ist?"

„Neunzehn Jahre alt!“ entgegnete tonlos Gottfried, dem beim Gebaren des ehemaligen Kommilitonen immer peinlicher zumute ward.

„Neunzehn Jahre?“ schrie der wilde Bernhard. „Bei der Juno Lucina, so stimmt alles, so heißt dein Hannchen nicht wie der gesegnete Kantor, der sie wiegte und erzog, sondern Johanna Folz, die Lorenzin war meine Frau, die mich als grünen unerfahrenen Burschen zur Heirat verlockte und gern von Schönemanns Truppe unter die Hand ihrer gestrengen Neuberin gelockt hätte. Dein damaliger Amtsbruder in Zschepplin bei Eilenburg hat uns kopuliert, der Schein sub sigillo et fide pastorali ist in meinen Händen! Daß mir meine Frau eine Tochter geschenkt, erfahre ich erst hier, und daß mich mein schlimmes Geschick just zur rechten Stunde, wo ich hier etwas zu stiften vermag, an deine Schwelle wirft, ist ein Scherz der Götter, den zu feiern eine Tonne Punsch noch zu knapp wäre!“

Bernhard Folz hätte gern noch einmal aufgelacht, aber das Gesicht seines Gastfreundes erschien ihm zu blaß und ernst dazu, und der Ton, in dem Gottfried Döhler fragte: „Wie ist's gekommen, daß dein Weib in Not und allein ihre letzten Stunden verbrachte und Johanna fremdem Erbarmen anheimfiel?“ ließ ihn erschrecken.

„Die Lorenzin schlug mir mit ihrem Pfennigwenden allen freien Mut nieder,“ gab er halb trotzig, halb befangen zur Antwort. „Ich hatte, wie du leicht ermissest, immer mehr natürlich Ingenium für Könige und Prinzen, große Tyrannen und zärtliche Schäfer, als für die Rolle als pater familias. Und das Mädchen mag ja Gott preisen, daß sie mich gar nicht gekannt hat und in eure Welt hineinwuchs. Zieh kein sträflich Gesicht, Unter-

zellburſch, laß lieber die beſte Flaſche aus deinem Keller ſpringen, damit die fürtreffliche Fügung gelobt werde, die das Schlimme zum erwünſchten Ende geführt hat. Jetzt wird ja alles gut!"

Bernhard bekräftigte ſeine Zuverſicht mit dem letzten Schluck im Glaſe. Aber jetzt ſeinerſeits ſo beſtürzt, als Gottfried ſich vorhin gezeigt hatte, ſetzte er das Glas aus der Hand in die freie Luft, daß es ſplitternd zu Boden fiel. Der Pfarrer war ihm gegenüber auf den Stuhl geſunken, barg ſein Geſicht in beiden Händen und ſagte zwiſchen ſchweren tiefen Atemzügen vernehmlich nur: „Jetzt iſt alles aus!"

Der Gaſt lauſchte noch, als ob er nicht recht gehört hätte, wollte auffahren und wieder der Decke entgegenwachſen. Aber er richtete ſich ungeſchickt nur halben Leibes empor, und nachdem er noch einen ſcheuen Blick auf den lautloſen, hinter ſeinen Händen vermutlich weinenden Gottfried geworfen hatte, wiederholte er: „Jetzt iſt alles aus? Eben jetzt? Ja, ſo — du haſt ja recht — zum Mädchen ohne Vater konnten ſich der Herr Paſtor noch aufraffen — mit ſolchem Vater geht's nimmermehr." Er nickte drei-, viermal, wie völlig überzeugt und einverſtanden. Und ſtand nun wirklich auf, ſagte, den Stuhl des Pfarrers umgehend: „Gute Nacht, Gottfried Döhler!" und wandte ſich, ehe er zur Tür ging, noch einmal dem Spinett zu. Dort war das Talglicht im kupfernen Leuchter, das außer der Schirmlampe das Gemach mäßig erhellt hatte, bis zum letzten Stumpf herabgebrannt. Der wilde Bernhard nahm den glänzenden Löſcher und drückte ihn auf den dürftigen Lichtreſt. Zuvor hatte er noch einen ſchmerzlich-ſehnſüchtigen Blick auf die über das Inſtrument verſtreuten Noten getan und ſagte

jetzt: „Schade, schade — aus Bachs Weihnachtsliturgie werd' ich schwerlich mehr einen Ton singen."

Er war hinausgegangen, nicht besonders leise, hatte von Jungfer Beate, die mürrisch an ihrem Herd hockte, Licht gefordert und war dann mit seinen großen Schritten die Treppe zum Oberstock hinaufgestiegen. Gottfried hatte nichts von allem unterschieden und hörte und sah ebensowenig, daß der Ostwind schärfer um das Haus strich, an ein paar morschen Läden rüttelte und von den Gräbern des Friedhofs halbgefrorener Schnee emporstiebte. Die Aussage des wilden Gefährten hatte ihn völlig daniedergeworfen. Er meinte klar zu erkennen, daß nun unmöglich sei, was er so lange mit sehnendem Herzen erhofft und erwünscht hatte, aber er fand es unsäglich hart, daß es so gekommen sei. Keinen Augenblick setzte er Zweifel in Bernhards Aussage, das wunderliche Gefühl, das ihn am vergangenen Abend Johannas Zügen gegenüber durchzittert hatte, war nun natürlich genug erklärt. Gewohnheitsmäßig schickte er sich an, zur Ruhe zu gehen, obschon er gut genug wußte, daß er nicht schlafen würde. Aber aus der Nachtstille und dem Dunkel in seiner Kammer mochte ihm, wie schon manches Mal zuvor, ein tröstlicher Gedanke in die Seele quellen. Stunde um Stunde hörte er von der heiser rasselnden Uhr des Dorfkirchturms schlagen, ohne daß ein anderer Gedanke kommen wollte, als der, daß die Prüfung schwer und schier über seine Kraft und daß alles aus sei.

Ohne Schlummer gefunden zu haben, sann Gottfried noch beim ersten Dämmerschein des Wintertags über die trostlose Gewißheit und über die Entsagung nach, die ihm und seinem armen Mädchen auferlegt wurde. Wie eine Strafe für die halbe Verzagtheit, mit der er Johannas

dunkler Abkunft gegenübergestanden hatte, erschien ihm die Enthüllung seines ehemaligen Kommilitonen, und doch meinte er zugleich Gottes warnenden Finger im unerwarteten Hereinbruch Bernhards und in der Wallung zu erkennen, mit der er sich durch die prahlerischen Herausforderungen des fahrenden Komödianten das Geheimnis seiner Liebe und seines stillgetragenen Kummers hatte entreißen lassen. Hundert traurige Bilder der Zukunft stiegen vor seinen Augen auf und verdrängten eines das andere — er überdachte das Leben Bernhards, das Johannas, das über Nacht und ohne daß es die Betroffene noch ahnte, an jenes des wilden Wanderers geknüpft worden war, sein eigenes, voraussichtlich einsames Dasein und sah nirgends einen Schimmer des Trostes, der auch nur dem matten Dämmerlicht geglichen hätte, das sich durch die Eisblumen der beiden Fenster stahl. Nur eins ward ihm in diesem Gewog leidvoller Gedanken klar, daß er Bernhard Folz zu einer langen ernsten Unterredung zwingen müsse, bevor Johanna und Kantor Unbescheid ein Wort vom Geschehenen erfahren durften.

Über all dem Sinnen und Grübeln hatte, schon hoch am Morgen, den Tieferschöpften der Schlaf doch noch befangen, eine Stunde mochte er traumlos geruht haben, als ihn wiederholtes Pochen und der Ruf: „Herr Magister, Herr Pastor!“ erweckte. Er erkannte augenblicklich die Stimme seiner alten Beate und war, wie er aufsprang, zu seiner Waschschüssel und seinen Kleidern eilte, auf der Stelle wieder in der traurigen Wirklichkeit, die ihm die Nachtruhe geraubt hatte. Rasch war er angekleidet und schritt der Treppe seines Pfarrhauses in der Erwartung entgegen, zu einer Amtshandlung gerufen worden zu sein. Doch an der obersten Treppenstufe stand Beate und

raunte ihm zu: „Der Herr Magister nehmen es nicht für ungut, daß ich Sie wecken mußte. Die Mamsell Johanna des Kantors aus Colditz ist unten, hat mir allerhand für Neujahr gebracht und sagt, daß sie den Herrn Magister sprechen müsse."

Gottfried fühlte, daß ihm die Knie wankten. In den kummerschweren Gedanken und Sorgen der letzten Nacht hatte er das Einfachste und Nächste vergessen, daß Johanna ihm gestern ihr Kommen für diesen Morgen in Aussicht gestellt hatte. Schmerzlich ergriff es ihn, daß er nun auch das Schwerste noch tun und dem geliebten Mädchen sagen mußte, was seit gestern geschehen und entschieden sei. „Ist unser Gast, Herr Folz, schon wach?" fragte er Beate, die, über die Frage verwundert, nur brummelte: „Kaffee hat er sich längst ans Bett gefordert, ob er wieder eingeschlafen ist, weiß ich nicht." Der Pfarrer besann sich kurz: „Wenn ich die Demoiselle Johanna unten begrüßt haben werde, dann poche an der Gastkammer an und sage Herrn Folz, daß Kantor Unbescheids Pflegetochter in der Unterstube sei." Einen Augenblick stand Gottfried, die Hände faltend, auf dem unteren Absatz der Treppe still, dann ging er gefaßt über den Flur nach seinem Studierzimmer. Er bemerkte, daß trotz des kalten Dezembermorgens die Tür des geheizten Raumes offen war, er erriet, daß dies von Johanna ausging, und trat nun auch über die Schwelle, ohne die Tür zu schließen. Johanna stand in der Mitte des Zimmers und blickte ihm entgegen, ihr liebliches Gesicht war nicht bleich, sondern vom Gang durch die Winterluft frisch gerötet, doch sah Gottfried den feuchten Schimmer in den blauen Augen des Mädchens und den wehmütigen Ausdruck des Mundes. Er selbst mochte schwerlich mutiger dreinschauen als Johanna,

er bot ihr herzlichen Morgengruß, und sie legte ihre kleine, noch durchkältete Hand in die seinige, die fieberheiß war. Dann aber wich sie rasch ein paar Schritte von ihm zurück und sagte: „Der Herr Vater hat mir erlaubt, voranzugehen, er selbst will später zu Ihnen kommen. Aber, liebster Gottfried, lieber, lieber Herr Magister, ich bringe gar traurigen Bescheid. Ich habe alles noch einmal mit dem Herrn Vater und der Frau Mutter beredet, und sie bleiben bei der Meinung, daß es unsere Pflicht sei, Ihre Gutheit und treue Meinung nicht zu mißbrauchen. Ich habe am Unrecht meiner unbekannten Eltern nichts verschuldet und muß es als Gottes Schickung tragen, aber ich würde schwere Schuld auf mich laden, wenn ich täte, was ich gleichwohl von ganzem Herzen wünsche. Und Sie, lieber Gottfried, können doch auch nicht Jahr für Jahr erwarten, ob sich's nicht am Ende mit mir besser erweist, als wir fürchten. Ich hätte gern, ach wie gern noch ein Weilchen gehofft, aber der Pflegevater sagt, es dürfe nicht sein. Wir sollen den traurigen Faden nicht ins neue Jahr hinüberspinnen, und so muß es denn aus sein zwischen uns!"

„Es muß aus sein zwischen uns!" stammelte Gottfried, den der Widerhall seiner eigenen Worte im Munde des Mädchens tief erschütterte. Er atmete schwer, und was ihm am Abend und in der Nacht so fest, so unabänderlich erschienen war, schwankte mit einmal wieder vor ihm, er streckte beide Hände nach Johanna hin, und als sie noch einen Schritt weiter gegen das Fenster zurückwich und ihr einfaches Kleid dabei den Boden streifte, war's ihm doch wie das leise Rauschen des entweichenden Glücks. Er haschte mit zuckenden Lippen nach einem Wort, das der Nichtsahnenden verraten, sagen, deuten

sollte, wie es jetzt stehe. Johanna aber, der der Kampf in den Zügen des geliebten Mannes nicht entging, raffte sich zu einer Mahnung auf: „Bitte, lieber Freund, machen Sie sich's und mir nicht zu schwer. Und betrügen Sie Ihr Herz nicht mit einer Hoffnung, von der meine Pflegeeltern sagen, daß sie schwerlich erfüllt werden kann. Ich muß ja dem lieben Gott danken, daß mich der Herr Kantor und seine Frau wie ihr rechtes Kind halten, wenn ich auch niemandes Kind bin, als das der armen Lorenzin!"

Jetzt stürzten doch Tränen aus Johannas Augen hervor, mit Anstrengung faßte sie sich, weil sie den Eindruck hatte, daß draußen Schritte klängen und daß irgendwer auf dem Flur verweile. Gottfried, den die schmerzliche Bewegung des Mädchens ganz überwältigte und der noch immer nach dem entscheidenden Worte rang, stammelte jetzt: „Weinen Sie nicht, liebste Johanna, denn so, wie wir fürchteten, ist's nun nicht. Wenn es nur darauf ankäme, nur das eine zu bedenken wäre! Das Dunkel über Ihrer Geburt ist ja jetzt gelichtet, das Trauzeugnis Ihrer wirklichen Eltern, ja mehr als das, ein lebendiger Zeuge der Heirat ist wider Erwarten gefunden — der — der"

Doch ehe Gottfried seine stockenden Mitteilungen zum schlimmen Ende führen konnte, glitt Johanna plötzlich auf die Knie und rief mit einer Stimme, die den zagenden Mann auf's tiefste bewegte: „Gott sei ewig Lob, er ist der Allerbarmer! Darauf allein kam's an, daß ich mit gutem Gewissen Ihre Frau werden darf, mein einziger, mein liebster Freund. Ich hätte es wohl nicht überlebt, wenn wir darum getrennt worden wären. Was sonst noch schwer ist, werden wir treuen Herzens überwinden. Nicht wahr, herzallerliebster Gottfried?"

Keines Lautes mächtig, sah und hörte Gottfried den

gewaltsamen Ausbruch der Natur und Neigung des jungen Mädchens. Wie ein Blitz schlug's in seine Seele, daß er, der sich vermessen hatte, die Liebste vor der ganzen Welt zu schützen, sie allein davor schützen konnte, in die rauhen Wege und das prahlerische Elend des wilden Bernhard hineingezogen zu werden. Eine Offenbarung ward ihm, daß nicht ihre Pflegeeltern, wohl aber ihr Gatte das Recht hätte, allen Anforderungen, die Bernhard Folz an sein Kind erheben möchte, zu widerstehen. Und als Johanna sich jetzt von ihm emporrichten ließ, sich an seine Brust lehnte und leise sagte: „Jetzt darf ich so bei Ihnen stehen, Liebster, warum auch nicht?" da schrie es in Gottfrieds Seele auf: „Warum auch nicht?", aber er umfing nur zärtlich den blonden Mädchenkopf, der an seiner Schulter ruhte und sagte fest: „Es soll uns nichts trennen, Johanna, da überwunden ist, was Ihnen und Ihren Eltern Anstoß gab. Alles andere muß sich mit Gottes Hilfe finden und schicken. Wir bleiben für das Leben beisammen, und nun Sie das wissen, Herzliebste, können Sie wohl auch hören, was ich Ihnen sonst sagen muß."

Er küßte das leise zitternde, ihn glückselig anschauende Mädchen zärtlich einmal, drückte sie auf einen Stuhl, setzte sich neben sie und begann nun mit gedämpfter Stimme lange, lange auf sie einzusprechen. Wohl eine Stunde rann hin, während deren ihre Hand fest in der seinen ruhte und sie mit großen Augen, aus denen zagende Sorge und gläubiges Vertrauen zugleich sprach, seiner Erzählung lauschte. Hand in Hand erhoben sich Gottfried und Johanna, um nach oben zu gehen und dem Urheber von Johannas Tagen in ernster Fassung unter die Augen zu treten. Sie kamen nicht weiter als bis zum Vorhaus, wo ihnen Beate mit einem schlecht verschlossenen dicken

Brief in der Hand entgegentrat. „Dies soll ich vom Herrn Folz dem Herrn Magister übergeben. Der Herr Folz war zweimal hier unten, dann ist er nicht wiedergekommen, aber er muß fort sein. Die Kammer ist leer, es sieht aus, als ob er aus dem Fenster am Weinspalier hinausgestiegen und unten in die große Schneewehe bei der Kirchhofsmauer gesprungen wäre."

Magister Gottfried Döhler hatte betroffen den Brief des wilden Gastes geöffnet, ein vergilbtes und ein frisches Papierblatt fielen ihm entgegen. Er trat mit der Braut in sein Zimmer zurück, die Augen Johannas folgten ihm durch die Zeilen, die er ihr las: „Du hast Dich wacker gefaßt und gefunden, Unterzellbursch, und mit tausend Dank gesteh' ich: Du bist wieder der bessere Mann, wie Du zu St. Thomas der bessere Schüler warst. Ich aber habe nicht Lust, mich von Dir fort und fort übertreffen zu lassen, und tue das Beste, was ich für Dich, für das herzige Kind, das ich nicht verdiene, wie für mich selbst tun kann. Ich gehe von hier zum Hauptmann von Schmettau, der für Prinz Heinrichs Armee wirbt. Fall' ich im Krieg, so hab' ich doch Helden nicht bloß gespielt. Werde ich nur flügellahm geschossen, so erwerb' ich mir ein Recht, an Eure Tür zu pochen, und des würdigen Herrn Pastors Schwiegervater werden sie dann den Torschreiberposten nicht versagen. Jetzt, heute, bin ich nicht reif, so klein, so schamvoll, als ich mich fühlen müßte, dem Herrn Kantor Unbescheid, seiner Frau Liebsten und ihrer und meiner schönen Johanna zu begegnen. Die preußische Montur wird mir vorderhand wohler tun und besser zu Gesicht stehen. Ich gebe Johanna das einzige, was ich ihr geben kann: den zu gutem Glück bewahrten Trauschein und meinen Segen, so viel Euch an ihm liegen

mag. Vergiß nicht, Deine Braut und Frau in Johann Sebastian Bachs Musik, in das Weihnachtsoratorium zumal einzuweihen, sie hat mehr als eine Ursache, den Prachtgesang: ‚Ich weiß gewiß, er liebet mich, mein Herz auch liebt ihn inniglich und wird ihn ewig ehren‘, sich treulich zu eigen zu machen.“

Aus Johannas Augen quollen die Tränen auf den Brief und das vergilbte Trauzeugnis des Komödianten Bernhard Folz und der Jungfer Johanna Lorenzin. Gottfried Döhler nickte ernst und flüsterte: „Er hat sich selbst das Rechte gesagt, besser als ich's ihm hätte sagen können. Komm, komm, Johanna, es rieseln nur noch wenige Schneeflocken — laß uns den Weg am Muldendamm deinen Eltern entgegengehen!“

Die Totenmaske.

In stürmischem Takte bewegten sich am frühen Oktoberabend die Wellen der großen Lagune zwischen der Hauptinsel der Stadt Venedig und dem Innenrand des langgestreckten Lido. Ein rasch aufgesprungener scharfer Oststurm hatte Eingang durch die Meerpforte bei San Niccolo Tolentino gewonnen und die sonst so stille Flut in rollende, rauschende Bewegung gebracht. Von dem der Piazzetta gegenüber gelegenen Eiland aus, auf dem sich die große Kirche von San Giorgio Maggiore eben anfing zu erheben und an dessen Westufer zahlreiche Hütten der Bauleute um die Grundmauern des Tempels und des bereits halb emporgestiegenen Glockenturms standen, sah man im letzten Dämmer des Tages die hochgehenden schaumgekrönten Wogen immer wilder in den großen Kanal hineinschwellen. Die Gondeln schossen überall wie Tauben, die vom Habicht gejagt werden, dem bergenden Lande zu. Das Wasser schwärzte sich, und um die Häuserreihen drüben begann es zu dunkeln, nur über die Kuppeln von San Marco fiel noch ein Strahl aus der roten Wolkenwand im Westen. Am Ufer, just da, wo sich die Marmorschwellen vor dem neuen Portal seines Bauwerks in die Flut hinabstrecken sollten, zurzeit aber nur eine Kiesaufschüttung vorhanden war, von der die erregten Wogen heute Stück um Stück hinwegspülten, stand Signor Andrea Palladio, der Baumeister, und

blickte mit wachsendem Unmut nach dem Slawonierufer hinüber, von dem keine Gondel mehr abstieß. Er war vor etwa drei Stunden nach San Giorgio herübergekommen, hatte, als der Sturm immer stärker wurde, die Festigkeit der Gerüste an seinem Bau prüfen lassen und danach seine Arbeiter heimgeschickt. Sie waren in ihre Hütten dicht beim Bau gekrochen, hatten sich über das Eiland zerstreut und auf dem Fährschiff auch die Giudecca erreicht, wo ein Teil von ihnen wohnte. Palladio war schließlich allein geblieben und begann, während der heraufspritzende Wellenschaum seine Schuhe näßte und der Sturm ihm das Haar und den dunklen Mantel zerwühlte, allmählich zu merken, daß Christoforo, sein Gondolier, nur zu gut wisse, daß er der erlauchten Republik ihren Baumeister nicht gefährden dürfe, und die Überfahrt für allzu bedenklich halte. Da nun der letzte Tagesschein zu erlöschen drohte, der Stand am Wasser mit jeder Minute unerfreulicher ward, so besann sich Meister Palladio, wo er einstweilen eine Zuflucht finden könnte. Zu den Hütten der friaulischen Steinmetzen war es nur wenige Schritte, er konnte vom Ufer aus das Herdfeuer leuchten sehen, bei dem sie ihren zähen Maisbrei kochten, und wußte wohl, daß sie ihm mit gastlicher Ehrfurcht den besten Sitz bei diesem Feuer und einen Trunk herben Weines gönnen würden. Auch am benachbarten Kloster hätte er anläuten können und wäre eines stattlichen Vespermahles und eines gelehrten Gesprächs mit Fra Silvestro, dem Prior, sicher genug gewesen. Während er noch unschlüssig dastand, hörte er sich plötzlich von einer wohlbekannten jugendfrischen Stimme verwundert angerufen, und hinter der rechten Seitenmauer des Baues trat ein schlank gewachsener junger Mann hervor, der mit beiden

Händen den spitzen dunklen Hut festhielt, den er vor Meister Palladio abgenommen hatte. In eine lange Jacke aus zottigem Stoff bis an den Hals eingeknöpft, vermochte er dem Wetter besser zu trotzen als der Baumeister, dessen Mantelfalten von Zeit zu Zeit wie ein Segel aufgebauscht wurden. Andrea Palladio entgegnete auf die Frage, was ihn bei solchem Sturm hier festhalte, sofort:

„Zuerst erzeigt mir die Liebe, Carlo Rocca, wenigstens Euer Haupt wieder zu bedecken! Ich bin hier wie ein Gestrandeter und will eben als solcher bei den frommen Brüdern anklopfen. Mein Gondolier traut sich nicht herüber, und auch wenn er da wäre, hieße es vielleicht Gott versuchen, so ich hinüber wollte. Aber was habt Ihr noch im Bau zu suchen?"

„Ich habe rasch noch ein paar Bretter vor meinen Marmor genagelt, der Wind peitscht schmutzigen Flugsand vom Lido herein. Ihr wißt, die Pieta in der Nische der Sakristei —"

Der Baumeister machte ein Zeichen, daß er wohl verstanden habe, und wollte eben noch ein Wort hinzufügen, als der junge Mann rasch weiter sprach:

„Aber Eure Herrlichkeit kann nicht hier stehen bleiben, Meister Andrea! Wollt Ihr nicht mit mir kommen und meinen alten Marcantonio mit Eurem Besuch erfreuen? Ihr findet ein sicheres Dach und einen Krug Wein aus seinen eigenen Gärten in Primolano."

„Eure Einladung klingt gar verlockend, Signor Carlo," versetzte der Baumeister. „Auch beglückwünsche ich Euch, daß Ihr zum Haus Meister Marcantonios auch noch einen Weingarten in Primolano zu hoffen habt. Denn die Welt sagt doch, daß Ihr Eures Meisters

einziger Erbe seid, und je reicher die Hinterlassenschaft, um so mehr freut mich's für Euch."

Der junge, Carlo angesprochene Mann hatte sich weggekehrt, und der Ausdruck seines jugendlich offenen wohlgebildeten Gesichts war merklich finsterer geworden; er schlug vor dem Baumeister, der ihn mit überlegenem Lächeln anblickte, die Augen nieder und sagte in einem Tone, durch den hörbar ein Vorwurf hindurchklang:

„Eure Herrlichkeit weiß am besten, daß ich mehr um Meister Marcantonios Leben und Gesundheit besorgt bin als um das Erbe, das seine väterliche Güte mir verheißt. Und Ihr wißt ebensowohl, edler Herr, warum mir die einzige Freude genommen ist, die ich aus den guten Hoffnungen, die Ihr preist, für mich hätte schöpfen können. Doch verzeiht — Meister Marcantonio wird auf mich warten, und es steht bei Euch, ob Ihr mich zu ihm begleiten wollt oder es vorzieht, hier dem Sturm zu trotzen!"

„Gewiß will ich mit Euch gehen, Carlo Rocca!" rief Palladio und folgte, den Mantel fest an sich ziehend, dem jungen Mann. „Ich wollte Euch wahrlich nicht kränken und hielt Euch, nachdem Ihr so viele Monate zur Überlegung gehabt, für klüger geworden. Mit Eurem Groll wider mich seid Ihr im Unrecht. Das Fürwort für Euch, damit Euch mein Bruder seine Tochter Chiara gebe, kann ich nicht sprechen. Was ich Euch zuerst gesagt habe, gilt noch heute: die Eltern haben einen anderen Plan mit dem Mädchen, und ich halte es für Sünde, solchem Plan zu widersprechen. Ich kann nichts Gutes von Euch sagen, Signor Carlo, was von dem jungen Lorenzo Stechetti nicht auch gilt. Und Lorenzo ist ein Bürger von Vicenza, ein naher Nachbar

dazu, Ihr aber lebt hier in Venedig und könnt nicht wissen, wohin Euch Eure Kunst noch führt. Das alles solltet Ihr freundlich erwägen und mir nichts ansinnen, was wider Pflicht und Gewissen streitet."

Carlo Rocca, der den Führer auf dem Pfade quer durch die Insel abgab, war dem Baumeister immer um einige Schritte voraus und suchte ihn mit seinem Leibe gegen den Anprall des Sturmes zu decken. Der Ost trieb beiden Männern große Flocken Flugschaums ins Gesicht, und das Brausen der erregten Flut drohte jedes weitere Gespräch zu verschlingen. Doch vernahm Andrea Palladio noch ganz deutlich, wie sein junger Begleiter vor sich hinsagte: „Daß ein armes junges Herz in Leid und Entsagung hinsiecht, läßt ihr Gewissen ruhig" — und sich dicht ans Ohr des jungen Mannes drängend, rief der Baumeister mit starker Stimme:

„Merkt Euch, Carlo, und glaubt mir: eine brave Tochter aus gutem Hause siecht niemals dahin, wie Ihr wähnt, sondern nimmt jedes Schicksal aus Elternhand als Willen des Himmels, wird glücklich in dem Mann, dem ihr Vater sie gibt, und den Kindern, die der Himmel ihr schenkt!"

Was Carlo Rocca etwa darauf entgegnete, konnte der große Baumeister nun in der Tat nicht mehr vernehmen, denn sie gingen jetzt ein hundert Schritte ganz nahe dem Ostufer des Eilandes hin, wo die erregten Wellen, jeden Laut übertönend, gegen den steinernen Uferrand herandonnerten. Vor den beiden erhob sich, auch im Dunkel noch erkennbar, ein stattliches, mehr langgezogenes als hohes Haus, an dessen Mitteltür der junge Mann, der wieder vorangeschritten war, dreimal in kurzen Abständen mit dem bronzenen Türringe pochte, darauf sich die Tür

ohne weiteres auftat. Dem grauköpfigen Diener, der mit einer dreistrahligen Lampe die Schwelle und den dahinter gelegenen Gang erhellte, sagte der junge Mann rasch: „Guten Abend, Gregorio! Meister Marcantonio erhält ehrenden Besuch: der erlauchte Baumeister von San Giorgio! Melde es dem Meister und rüste unser Gastgemach für die Nacht. Erlaubt, Signor Andrea, daß ich Euch den nassen Mantel und Hut abnehme."

Während Carlo Rocca sich so um Palladio bemühte und Gregorio dazu leuchtete, öffnete sich schon auf der rechten Seite des Flurs und über vier breiten Treppenstufen die Tür, die zur Werkstatt des Hausherrn führte, und Marcantonio da Primolano trat hervor, eine mächtige Gestalt, die selbst den hochgewachsenen Schüler überragte und, obwohl der Bildhauer den siebzig näher als den sechzig war, von gesunder Kraft zeugte. Nacken und Haupt des alten Künstlers hoben sich noch fest und ungebeugt aus den Schultern, der breite graue Bart um Kinn und Mund, das kurze aber dichte Haar um Stirn und Schläfen, die weißen wohlerhaltenen Zähne und die ungeschwächten dunklen Augen, die sich fest auf Palladios Gesicht richteten, ließen heute noch etwas von Meister Marcantonios vorzeiten gepriesener Schönheit wahrnehmen. Carlo Rocca hatte seinen Lehrer rasch verständigt, und der Bildhauer streckte dem unerwarteten Gast die Hand entgegen: „Seid willkommen unter meinem Dach, laßt es Euch gefallen, wie Ihr es findet."

Marcantonio ließ seinen Gast in die geräumige Werkstatt eintreten, führte ihn aber rasch zwischen angefangenen Arbeiten und verstaubten Blöcken und Abgüssen hindurch nach einem kleinen Gemach, in dem außer dem Eßtisch, der für den Meister und seinen Schüler bereits gedeckt

stand, ein paar bequeme Sitze vorhanden waren. Mit venetianischer Höflichkeit nötigte der Alte Palladio auf einen dieser Sitze, während er selbst vor ihm stehen blieb und noch einmal das Unwetter pries, das ihm so unverhoffte Freude und Ehre gebracht habe. Der Vicentiner drückte lebhaft seinen Dank für die Gastfreundschaft aus, mit der ihn sein greiser Kunstgenosse aufnahm, und verhielt sich dann bei den schnellen Zurüstungen zum Mahl schweigsam, bis er wahrnahm, daß Carlo Rocca zögerte, seinen gewohnten Platz am Tische des Meisters einzunehmen. In Erinnerung an das auf dem Wege geführte Gespräch rief er lebhaft: „Ich will nicht fürchten, daß ein Gast, der beinahe ein Eindringling ist, den Sohn des Hauses verdrängen soll?“ worauf der Hausherr seinen Schüler herzuwinkte und mit ruhiger Würde entgegnete:

„Ziemt es Euch, Meister Palladio, Euch Carlo Rocca freundlich zu zeigen, so ziemt es ihm, Eure Freundlichkeit zu erwarten.“

Der junge Bildhauer ließ sich mit bescheidenem Anstand bei den Meistern nieder und lauschte dem Gespräch der beiden, das sich noch während des Essens entspann und, nachdem Gast und Wirt ihren Hunger gestillt hatten, immer rascher, bewegter wurde. An ein aufrichtiges Lob, das der berühmte Baumeister den Bildwerken Carlos für San Giorgio gespendet hatte, war doch die Bemerkung angeknüpft worden, daß sich der junge Künstler ein wenig mehr und strenger an das Studium der Antike hingeben müsse. Marcantonio Primolano wie sein Schüler lauschten gleich aufmerksam den Worten des Gastes, der beredt die Herrlichkeit und Kunstvollendung der Alten pries und im Eifer nicht bemerkte, wo sein Gastfreund mit Carlo Rocca beistimmende Blicke tauschte und wo er den Kopf schüttelte

oder die prachtvolle Stirn krauste. Als Palladio seine Auseinandersetzung geendet hatte, sagte Marcantonio nur:

„Ihr könnt die Alten kaum hoch genug rühmen, Meister Andrea! Und doch, der Urquell auch ihrer Schönheit und Kraft war Leben, lebendiges, warmes, zwingendes Leben, und ich preise den Künstler glücklich, der mit eigener Hand aus diesem Urquell schöpft. Ich schelte die hohen Muster nicht, aber höher als sie steht das Leben! Alles Beste, was mir gelungen, alles, was ich erstrebt, kam nur durch das Leben — jeder ist der Mutter, die ihn genährt hat, am anhänglichsten, und so mögt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch sage, daß ich dem Leben viel, den Alten kaum mehr danke, als ihnen jeder danken muß, der sich mit Recht einen Bildhauer nennt."

Der Gast sah überrascht auf seinen Wirt und dessen ernsten Gesichtsausdruck. Er zögerte offenbar mit seiner Antwort und schwieg, während ihm Carlo Rocca den Becher aufs neue füllte; dann aber entgegnete er mit gewinnendem Freimut:

„Ihr setzt mich in Erstaunen, Meister Marcantonio; eben von Euch habe ich geglaubt, daß Euch die stille Hoheit und Einfalt der Antike zum Segen geworden sei. Ihr wißt doch selbst, daß Eure Jugendwerke etwas gewaltsam, schier zügellos in die Welt hineinsprangen, daß sie von Leben strotzten — aber vieles missen ließen, was Ihr später selbst gefordert und gegeben habt. Darf ich nicht meinen, daß Ihr die reine Größe, die Würde und selige Innigkeit, die Eure späteren Werke beseelt und so wunderbar von Euren Erstlingen unterscheidet, nur von meinen geliebten Alten empfangen habt?"

„Ihr rühmt, was ich geschaffen habe, über Gebühr, Meister Palladio!" sprach der Hausherr plötzlich abbrechend

und mit einem Blick auf den jungen Carlo Rocca. „Hört Ihr, wie der Sturm noch zunimmt und an den Wänden rüttelt? Laßt uns in meine Werkstatt treten, wo Gregorio ein Feuer auf dem Herde entzündet hat, das erste in diesem Jahre. Das Sprichwort ‚Erste Flamme bringt Freude ins Haus‘ ist schon wahr geworden, ich durfte Euch begrüßen und unter meinem Dach beherbergen. Kommt, kommt, der Sitz da drinnen wird um vieles besser sein als dieser hier.“

Er stieß die Tür zu seiner Werkstatt auf, an deren Südwand ein mächtiger Herd stand, von dem die Flammen eines kleinen Stoßes knorriger Holzstücke leuchteten. Vor den Herd hatte Gregorio drei Sessel geschoben, von denen der eine jedoch leer blieb, da der junge Mann, der das Mahl geteilt hatte, sich vom Gast wie von seinem Meister mit ehrerbietigem Gutenachtgruß verabschiedete. Andrea Palladio blickte ein wenig befangen hinter Carlo drein, er verstand, daß der wackere Künstler nicht länger mit ihm beisammen sein wollte, als es eben unumgänglich nötig sei. Es war ihm aus gleichem Grunde nicht unlieb, daß der junge Bildhauer sich verabschiedet hatte und daß er jetzt mit dem Alten allein am Feuer saß, daß Gregorio einen frischen Krug alten Weines herzubrachte und alles ihn auf eine gute Stunde vertrauten Gespräches mit seinem Gastfreund hoffen ließ. Seine Augen blickten in die Tiefe der geräumigen Werkstatt, wo dunkle breite Schatten die Figuren und Gegenstände phantastisch einhüllten. Rechts und links des Herdes hatte Gregorio die beiden römischen Lampen, die den Eßtisch erhellt hatten, auf hohen Simsen aufgestellt, ihr Strahl beleuchtete eine beinahe vollendete Gruppe: ein engverschlungenes jugendliches Menschenpaar, das auf einer Wolke zu schweben schien, während vom

unteren Sockel her Teufelsfratzen und Schlangenhäupter vergebens nach ihm schnappten und züngelten; Palladio erkannte augenblicklich, daß hier Paolo und Francesca von Rimini, die der Hölle trotzenden Liebenden, dargestellt seien. An der erhellten Rückwand rechts vom Feuer, wo sich der Hausherr gesetzt hatte, waren einige Abgüsse nach der Antike und nach dem Leben befestigt; einer davon, der durch einen Glasdeckel sorgfältig gegen Staub geschützt war, die Totenmaske eines jungen Weibes, dem der Tod nichts von seiner Schönheit genommen hatte, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Baumeisters auf sich. Während Palladio fortfuhr, mit seinem Wirt über den Bau von San Giorgio zu sprechen, nach dem dieser gefragt hatte, richteten sich seine Blicke in immer kürzeren Zwischenräumen wieder und wieder auf das Bildwerk, und die Spannung und Teilnahme in seinen Zügen mußte zuletzt auch für Marcantonio sichtbar werden. Seine Augen folgten den Augen des Gastes, und auf die Frage: „Wer war das — wessen ist dies wunderbare Gesicht?“ versetzte er mit sichtlicher Selbstüberwindung und gewichtigem Ernst: „Ein glückloses, reines Weib, deren Name Euch fremd und gleichgültig klingen würde, Meister Andrea. Eine der Edelsten ihres Geschlechts, die mit scheuen flüchtigen Tritten unsere Erde nur berührt hat, und deren Gedächtnis wohl nur noch in mir und meiner armen Kunst lebt.“

Andrea Palladio machte eine zustimmende Gebärde und sagte leise: „Es war mir, als ob ich in dieser Totenmaske den Typus mehr als eines edlen Frauenkopfes erkenne, der aus Eurer Hand hervorgegangen ist, Marcanton!“ Dann aber, als er die heftige Bewegung und den düstern Ausdruck im Gesicht seines Gastfreundes wahrnahm, schwieg er und wollte es offenbar dem Bildhauer überlassen, ein

anderes Gespräch einzuleiten, wandte auch seine Blicke von dem Abguß hinweg und bannte sie geflissentlich auf den Sims, der den Herd umrahmte und den Carlo Rocca mit kleinen Bildern geziert hatte. Der greise Marcantonio saß indessen lange peinliche Minuten wortlos, er hatte noch einmal nach der Totenmaske emporgesehen, danach war sein Haupt auf die Brust gesunken, und jetzt verbarg er sein Gesicht in die erhobenen Hände. Die Atemzüge beider Männer und das Knistern der flammenden Holzscheite waren allein hörbar, bis auf einmal der Hausherr sich wieder zu Palladio wandte und mit gedämpfter, aber fester Stimme sagte:

„Verzeiht mir, lieber Herr und Meister. Ich habe es bedacht, daß es mir und Euch besser sein wird, ich beichte Euch und lasse Euch einen Blick in eine Vergangenheit tun, die in jenem Bild und meiner Seele lebendig ist, als daß Ihr Falsches, Halbwahres, schnöd Ersonnenes aus dem Munde anderer vernehmt. Ich habe nicht so dürftig gelebt und so Armseliges geleistet, daß ich ohne Feinde wäre und Lob aus jedem Munde erwarten könnte. Ich will's als Fügung ansehen, daß mein Carlo sich um Euretwillen zurückgezogen hat. Und ich bin's Euch vielleicht schuldig, Euch wissen zu lassen, warum ich das Leben, das will sagen des Lebens Schmerzen, über alles preise. Wenn es mir schwer fällt, den eigenen alten Schmerz zu erneuern, so muß mich trösten, daß Ihr Andrea Palladio seid und daß Euch die traurig süßen Züge des Bildes dort, sobald ich sie Euch gedeutet habe, in alle Zukunft kein Bild mehr bleiben werden.

Achtunddreißig Jahre sind verstrichen, Signor Palladio, seit ich auf der Stelle, an der Ihr sitzt, meine erste eigene Künstlerwerkstatt auftat. Das Kloster vor uns stand da-

mals schon — nicht halb so stattlich wie heute, aber das Refektorium ward unter Prior Baldassare gebaut — und mir war der Auftrag geworden, die große Speisehalle auszuschmücken. Prior und Brüder meinten, daß sechs Reliefs an der Langwand den Fenstern gegenüber dem Raume besser zum Schmuck gereichen würden als ein paar Wandbilder, und sie sannen mir an, etwa die Hochzeit zu Kana und das Mahl des Herrn in Bethanien in der Weise darzustellen, wie es Luca Robbia der Florentiner getan haben würde. Nun wißt Ihr selbst, daß das noch heute keine Aufgabe für mich sein würde, doch damals hatte ich Mühe, meinen frommen Gönnern nicht ins Gesicht zu lachen. Ich war in jener Zeit ein wilder, trotziger Bursche, so ungezähmt, aber längst nicht mehr so unschuldig, wie ich aus den Bergen von Primolano gekommen war. Was ich in der Schule des Begarelli zu Modena gelernt hatte, dünkte mich genug, es mit jedem Bildner der Welt aufzunehmen, das Leben aber wähnte ich zu verstehen und zu meistern wie keiner! Ihr werdet genug gehört haben, wie durstig wir jungen Gesellen von damals aus jedem Lustbecher schlürften, wie wohl uns im Taumel dieser üppigen Stadt war, wie gern wir sahen und glaubten, daß die Welt ringsum voller Frevel, ja, zur Hölle reif wäre. Je ruchloser, um so besser für uns! — gediehen auf Erden keine Heiligen, brauchten wir nicht erst Mühe anzuwenden, um heilig zu werden. So dachten und lebten die meisten meiner Genossen, und wie ich trachtete, hinter keinem zurückzubleiben, wo es Kunst und Können galt, so wollte ich auch nicht der Tor sein, der sich irgendwo um das Beste des Lebens betrügen ließe. Ich schwelgte im ersten Glück einer großen Arbeit und im Genuß ungezügelter Jugend, und mir schien es ein Vorrecht von uns Künstlern,

daß unsere Arbeit immer frische Gier nach Genuß weckte und unser Genuß der Arbeit wieder zugute kam. So versteht Ihr wohl, daß ich meinen Freunden im Kloster andere Zier für ihr Refektorium vorschlug und ihnen die Geschichte Simsons aufredete. Da fand ich Gelegenheit, Leben darzustellen, das mir als Leben galt, Manneskraft und weiblichen Reiz; Ihr kennt ja die Bildwerke und wißt, wie sich mein junger Überschwang in ihnen genug getan hat. Simson, wie er den Löwen zerreißt, wie er die Tore von Gaza davonträgt, wie er, dreimal im Schoß der Delila gefesselt, sich befreit und endlich überwunden wird, und wie er die Säulen im Festsaal der Philister niederstürzt, um seine Feinde und sich selbst zu begraben — mich deuchte die Geschichte für mich und meine Kunst wie geschaffen. Ich wähnte damals, es mit Simson an Kraft und Trotz aufnehmen zu können, und kannte auch der Delilen mehr als eine. Dann fühlte ich mich um ein gut Teil klüger als der starke Richter in Israel; mich sollten die Weiber weder mit Bastseilen binden, noch mir die Locken scheren, ich spottete jedes Gedankens, daß mir eine das Leben verderben, mich meiner Kunst abtrünnig machen oder es sonst über mich gewinnen könne. Fra Baldassare, der Prior, der bald merkte, wie es um mich stand, ließ es an mahnenden und strafenden Worten nicht fehlen; ich lachte ihrer, sagte mir, wenn er in mich drang, daß er sein Handwerk übe gleich mir, wenn ich an meinem Marmor stand, und freute mich, daß ich härter und spröder sei als der Stein, den ich zu bändigen wußte. Wenn er mich in meiner Werkstatt heimsuchte, ließ ich ihn sprechen, denn immer war er ein kluger und beredter Mann, und an seinem schönen Florentinisch schulte ich meine Zunge, die oft noch bäuerisch rauh war, aber im stillen pries ich

meine Kunst, die mich nicht zum Heucheln zwang. Was des Lebens Ziel und letzter Zweck sei, wußte er so wenig als ich, und ich meinte zu sehen, daß alle, die dachten wie er, das Leben selbst verlören. Wie oft, wenn er wieder hinausgetreten war, habe ich hinter ihm drein gejauchzt, nicht nur, um wieviel glücklicher, auch um wieviel klüger ich sei, obschon ich wenig Bücher las und kein ehrfurchtgebietendes Aussehen hatte.

Zwei Jahre hatte meine Arbeit für das Refektorium gewährt, und als sie vollendet war, hätte ich die Bretter- und Backsteinhütte, die ich hier aufgerichtet, nun wieder abbrechen dürfen — doch daran dachte ich so wenig als die Brüder. Ich hatte, noch ehe meine Simsonbilder fertig in der Mauer drüben prangten, einen anderen Auftrag übernommen, ein Grabmal für einen der Crispi, den Seehelden, der in San Zaccaria seine Ruhestätte gefunden hat. Ich geriet zum erstenmal ins Gedränge — die Familie ließ sich nur schwer die Najaden und Tritonen aufreden, die den Sarkophag tragen und zieren sollten, und forderte unerbittlich, daß der alte Admiral selbst still und das Kreuz zwischen den gefalteten Händen auf dem Grabmal liegen sollte, während ich ihn gern dargestellt hätte, wie er am Bord seiner Galeere im Türkenkampf gefallen war, totwund und doch noch halben Leibes emporbäumend und zum letzten Schwertschlag ausholend. Da ich aber die Zechinen der Erlauchten brauchte, so mußte ich wohl schließlich nachgeben und fluchte Tag für Tag in mich hinein, oder auch gegen die Wände, daß die Leute die Augen nicht besser offen hätten. Ich tat die meinen dafür um so weiter auf und schaute umher, ob sich mir nicht ein Bild zeigen wollte, an dem sich mein Sinn mehr erlaben könnte als an dem toten Herrn Niccolo

Crispo. Ich weiß nicht, an wieviel Gestalten und Zügen, die mich späterhin berührt, ergriffen und belebt hätten, ich damals kalt und stumpf und blind vorbeigegangen bin, denn Ihr wißt, Meister Palladio, unsere Augen sehen nur, was sie sehen wollen, was uns aus Blut und Hirn heraus zum Sehen zwingt. Aber was in mir lebte, erfaßte ich auch außer mir gut: und so haschte ich, eines schönen Tages über die Riva dei Schiavoni schlendernd, ein so köstliches Stück Leben, als es nach meinem Sinn für einen Bildhauer nur geben konnte. Im Sonnenschein flogen dort die grauen Tauben vom Markusplatz ab und zu, und dreist, wie sie noch heute sind, setzten sie sich auf Arme und Schultern jedes Menschenkindes, das ihnen ein paar Brocken Brot hinwarf. Und auf den runden, heißen Steinen, von dem Taubenvolke umflattert, lag halb und saß halb eine schlanke Fischerdirne von Chioggia — dreizehnjährig, halbwüchsig, die mit großen schwarzen Augen unter der Kopfhülle hervorblickte und halb erschrocken, halb neugierig das verliebte Taubenpaar anstarrte, das sich auf ihrem braunen nackten Arm flügelschlagend ergötzte. Der Tauber fragte nichts nach der ganzen Welt, liebkoste sein Täubchen, wo er ihrer habhaft ward; die Kleine aber, der in diesem Augenblick ein Geheimnis erschlossen wurde, saß mit schambrennenden Wangen und scheute sich doch, die Tiere zu scheuchen, bis ich hell auflachte, sie mich wahrnahm und aufsprang, das zärtliche Taubenpaar und den ganzen Schwarm, ihr Brot und selbst ihr rotes Kopftuch hinter sich ließ, in die Fischerbarke am Ufer hinabsprang und sich hinter dem rot und gelben Segel niederduckte. Ich aber sah ihr, so hübsch sie mir schien, wahrlich nicht nach, ich war ganz voll von dem Motiv, das ich eben erhascht hatte, warf mich noch

lachend in eine Gondel und ließ mich nach der Klosterinsel hinüberfahren. Ich hatte einen Klumpen Wachs in meiner Werkstatt liegen und machte mir im ersten Feuer eine Skizze der Gruppe. Wie ich damals beschaffen war, konnte ich das Stück Leben nicht einmal schlicht wiedergeben, wie ich's geschaut hatte, unter der Hand ward mir das neugierig verschämte Mädchen zur kecken Bacchantin, deren Brust und jugendliche Glieder aus den Hüllen hervor wildem Liebesleben entgegenblühten und der das Taubenpaar wahrlich nichts Neues mehr sagte. Ich war sicher genug, daß mein Werk Liebhaber finden würde, und im Eifer, es bald zustande zu bringen, ließ ich den erlauchten Signor Crispo auf der Marmordecke seines Sarges, kaum halben Leibes vollendet, liegen und bosselte an meinem Fischermädchen, das ich in Marmor ausführen wollte, sobald ich die verhaßte Arbeit an dem Grabdenkmal hinter mir hätte. Nie zuvor war ich so eifrig bei der Arbeit gewesen, nie meinte ich so sicher gewußt zu haben, was die Kunst allein kann und soll, und nie hatte ich Fra Baldassare so fröhlich verlacht als am Tage, wo der wackere Herr kam und zu meinem frechen, wild begehrlichen Bild den Kopf schüttelte und mir erzählte, daß ich Besseres vermöchte!

Und wie ich dastand, selbst ein kalter, halb kindischer, halb frevelnder Tor, der sein ungestümes Blut und seine ungezügelte Genußgier für Offenbarungen der großen Mutter Natur hielt, sollte mir meine Stunde schlagen! Am Nachmittag eines Tages, an dem ich in der Frühe den letzten Fingerdruck an meiner wächsernen Skizze getan und danach zum Glück den dicken Staub vom Sarkophag des Niccolo Crispo geblasen hatte, stürmte der Bruder Pförtner aus dem Kloster vornen zu mir herein und

meldete mir vornehmen Besuch an. Der Senator Enrico Crispo, mein Auftraggeber, sein hoher Verwandter, der erlauchte Herzog von Naxos, der gerade in Venedig weile, und die Tochter des Herzogs seien ans Kloster gekommen, hätten nach meiner Werkstatt geforscht und folgten ihm auf dem Fuße. Ihr wißt, Meister Andrea, zu jener Zeit regierten noch ein paar große Geschlechter Venedigs über die Inseln des Ägäischen Meeres, und die Crispi auf Naxos waren die Vornehmsten von ihnen. Sie waren damals schon samt all ihrer Fürstenherrlichkeit arme Knechte des Türkensultans, die Republik konnte sie nicht, konnte kaum sich selbst schützen, und sie mußten zusehen, wie sie mit unterwürfigen Diensten und Geschenken ihre heidnischen Gebieter bei Laune hielten. Aber die Herzogskrone schimmerte doch der Welt in die Augen — und sie klammerten sich an den elenden Rest ihrer Macht, wie es Fürsten tun, und die Crispi hier in Venedig und die drüben in Citadella an der Brenta waren auf die erlauchte Verwandtschaft stolz. Von alledem wußte ich freilich an jenem Nachmittag wenig, so gut wie nichts, der Herzogsname schlug mir, so hochfahrend und keck ich war, in die Glieder, und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, mich ein wenig zu sammeln, waren sie durch den Klostergarten herangekommen, standen auf der Schwelle meiner Werkstatt, und sie, die Tochter des Herzogs von Naxos, des Tommaso Crispo, stand just dort, wo Ihr heute ihre Totenmaske seht! Durch die offen gebliebene Tür flutete ein Strom hellen Sonnenlichtes herein, und ich verneigte mich tief, doppelt geblendet vom Licht und von der Erscheinung, nicht der beiden Crispi, aber der jungen Herrin an ihrer Seite. Meine Augen waren damals nicht geschult, das Beste in dem edlen süßen Gesicht der schönen Maddalena wahrzunehmen

— doch den königlichen Wuchs ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Züge sah ich mit einem, mit dem ersten Blick, und ein innerer Jubel, daß diese Holdseligkeit für eine Viertelstunde im Bereich meiner Augen sei, erfüllte mich. Der Senator nannte dem Herzog und seiner Tochter meinen Namen, der Inselfürst gönnte mir kaum einen Blick der harten, dunklen, stechenden Augen. Madonna Maddalena sah mich aus ihren lichtbraunen gütiger an, wandte sich aber zu dem Sarkophag und den Bildwerken an dessen beiden Langseiten. Sie wie ihr Vater und ihr Verwandter verrieten, daß sie gewohnt waren, viel und gut zu sehen, die junge Dame machte nur eine Bemerkung über eine meiner Najaden, bei der ich beschämt stand, da sie augenblicklich das Rechte getroffen hatte. Und die Beschämung wirkte auf mich wie immer, sie weckte den Trotz in meiner Seele, ich hörte kaum darauf hin, was sie an mildem verständigem Lob meiner Erfindung und Kunst hinzufügte. Ich hatte eben eine Anwandlung verspürt, die Skizze zur Figur des Mädchens mit den Tauben, die vor mir auf der Drehscheibe stand, mit einem Tuche zu überdecken; ich wußte selbst nicht, woher mir die plötzliche Scheu kam, der Fürstentochter mein Stück Leben vor Augen zu stellen. Jetzt aber faßte mich der Trotz — und ich dachte grollend, wer seinen Fuß in eines Künstlers Werkstatt setze, müsse sich gefallen lassen, was ihm dieser Künstler aus der Wahrheit seiner Natur heraus darbiete. Und zugleich senkte ich meine heißen Blicke auf die schöne Gestalt, die dort zu meinem Marmor gebeugt stand. Ich suchte, wie ich gewohnt war, in den Falten ihres Sammetgewandes die Pracht ihrer jungen Glieder zu erhaschen, und fühlte selbst, daß in meinen Augen ein dunkles Feuer brannte. Plötzlich richtete sich die Prinzessin empor,

sah flüchtig nach mir, und in ihrer Gebärde, ihrer leisen Bewegung war ein Etwas, als ob sie dichte schwere Hüllen um sich ziehe und mich zwinge, meinen Blick auf ihre reine Stirn zu heften und in die unergründlichen schönen Augen zu versenken. Zugleich trat sie an mein Wachsmodell heran, und statt sich, wie ich gemeint hatte, entrüstet oder verächtlich abzuwenden, betrachtete sie die Skizze mit der gleichen ruhigen Aufmerksamkeit wie vorhin die Basreliefs am Sarkophag ihres Verwandten. Eine leichte Wolke des Unmutes stieg von den schön geschwungenen Augenbrauen nach der Stirn hinauf, um die Lippen zuckte es wie ein leises Bedauern, und schließlich sagte sie mehr zu ihrem Vater, dem die dreiste Fischerdirne nicht zu mißfallen schien, als zu mir: ‚Schade um das schöne Motiv, so wie es ist, wirkt es arm und flach!‘

Ich aber fand im ersten Aufwallen ob dieses Wortes die Sprache wieder und rief aus: ‚Eure Herrlichkeit mag mir vergeben, aber Ihr scheltet den Anfänger um eine Armut seiner Kunst, die auch der Meister nicht besiegt. Wir sind, wo wir wahr bleiben wollen, an das Leben des Leibes gebannt, und mich deucht, daß ich hier in einer Erscheinung und Bewegung ein Stück warmes Leben festgehalten und ausgedrückt habe.‘

‚Gewiß — gewiß — Marcantonio, und darum nannte ich das Motiv schön!‘ entgegnete Signora Maddalena ruhig und mit einer Stimme, die mich so seltsam berührte, daß ich meinte, einen Ton wie diesen noch nie gehört zu haben. ‚Wenn Ihr schon darstellen wollt, was wir hier sehen, warum muß es eine wilde, zuchtlose Dirne sein? Euer Bild würde anmutig und gewinnend wirken, wenn hier ein sittiges Mädchen stünde, deren Haltung und Gesicht

süße Scham und einen leisen Schauer vor den Rätseln der Natur verkörperten!'

Sie wandte sich hinweg und kümmerte sich weder um den Widerspruch des Herzogs, der mir zunickte, als ob er sagen wollte, daß sich meine wackere Arbeit dem Verständnis einer Dame entziehe, noch um mich, der ohne einen Laut zur Seite seines Machwerkes stand. Das Lächeln der väterlichen Hoheit tat mir nicht wohl und ich fühlte mich in meinem Sinne wie zu Boden geworfen. Hätte ich mich nicht vor den beiden Alten geschämt — ich hätte meine Figur wieder zum Wachsklumpen zusammengedrückt, denn ich sah mit einem Schlag die Gestalt vor meinen Augen, wie sie vor den ihren stand, und verächtlicher als das Fürstenkind maß ich meine derb lüsterne Dirne. Gleich einem Blitz war es in mich geschlagen, daß die lebendige Wirklichkeit ihrer Forderung viel mehr geglichen habe als meine Skizze, und ich stand beschämt wie ein Bettelbube, den man auf einem kleinen Betrug ertappt hat. Ob sie es merken mochte, daß ihr flüchtiges Wort stark auf mich gewirkt hatte, oder ob sie nur der Güte ihrer Natur folgte: sie trat auf meine Seite und redete für mich, als Herr Enrico Crispo mein Grabbild seines Großohms unverständig zu tadeln anhub. Und als der Herzog endlich ungeduldig wurde und gelangweilt gähnte — sprach sie mich vor dem Aufbruch noch einmal an und sagte: ‚Lebet wohl, Marcantonio! Ich danke Euch für das Schöne, was Ihr uns schauen ließet — ich hoffe mehr von Euch zu sehen, falls uns das Schicksal wieder einmal nach Venedig führt.'

‚Ich hoffe, Ihr sollt Besseres von mir sehen und zum mindesten hören, Madonna!' erwiderte ich verwirrt, meiner Sinne kaum mehr mächtig. Und wie sie grüßend

davonschritt, auf den Arm des Senators gestützt, wallte doch mein Künstlerblut, dessen ich mich eben geschämt hatte, wieder hoch auf, ich verschlang die stolze hohe Mädchengestalt im Hinweggehen mit trunkenen, entzückten Blicken und stand noch, ihr sehnsuchtsvoll nachstarrend, auf der Schwelle meiner Werkstatt, als meine Besucher schon längst hinter den Zypressen des Klostergartens verschwunden waren. Mein Hirn glühte wie im Fieber, und eine wilde Jagd von scham- und reuevollen, von verbitterten und höhnischen, von dunklen und verworrenen Gedanken tobte hindurch. Das Nächste war, daß ich das Wachsmodell mit ein paar Faustschlägen zusammenhieb und dann einen Versuch machte, die Figur nach ihren Gedanken neu aufzubauen. Ich hätte wahrlich eher mit meinen Füßen als mit den zitternden Händen zu schaffen vermocht, und als ich spürte, wie es um mich stand, rannte ich hinaus, den Sturm in mir ausrasen zu lassen. Das Eiland hier war mir zu eng, und ich hatte, als ich in eine Gondel sprang, einen Augenblick den wahnsinnigen Gedanken, die Prachtbarke des Hauses Crispi zu erreichen. Doch besann ich mich zu rechter Zeit, wer ich und wer die sei, der ich meinen Anblick aufdrängen wollte. Nachdem ich mich ratlos eine Stunde den Großen Kanal hatte auf und ab treiben lassen, befahl ich, zu Herrn Pietro Aretino zu fahren. Ihr könnt denken, Meister Andrea, daß ich, wie ich damals beschaffen war, mich im Hause des Aretiners heimisch gemacht hatte. Hätte ich Stärkung für meine frevle Weise bedurft, das Leben anzusehen, so würde ich sie bei Herrn Pietro gefunden haben — doch ich sagte Euch schon, daß ich keine bedurfte. Auch wußte ich wohl, als ich auf dem Wege zum Aretino war, daß ich ihm von allem, was ich heute erlebt und was mich jetzt in grimmigen Zwiespalt

mit mir selbst brachte, nichts verraten dürfe, wenn ich nicht sein hellstes Hohngelächter wecken wollte. Aber ich hoffte, daß er, der in der ganzen Welt zu Hause war und jedes Bildes Kehrseite kannte, mich über den Herzog von Naxos und seine Prinzessin, über das wundersame Frauenbild belehren könnte, das mich so jäh in so dumpfes törichtes Leid hineingestoßen hatte. Vielleicht meinte ich sogar an seiner Bosheit zu genesen — ich war so manches Mal, wo ich mit dem Leben nicht fertig zu werden wußte, wo mich eine dumme Ehrfurcht überkommen wollte, verzagt zu ihm gekommen und getröstet hinweggegangen. Was ich mir an diesem Abend auf seiner Terrasse unter den Granatbäumen holte, war freilich kein Trost. Er kannte die Crispi alle und den Inselfürsten Tommaso, den Jammerherzog, wie er ihn nannte, besser als die anderen. Das Blut des Hauses sei schon in Venedig nicht mehr rein und der Zweig auf den griechischen Inseln vollends entartet. Die ganze Herzogherrlichkeit hänge an der Laune eines türkischen Paschas, von der Höhe der Bestechungen ab, die der Bailo Venedigs und der Gesandte des Herzogs in Konstantinopel aufzuwenden vermöchten — und offenbar habe sich der Herzog von Naxos der Heimatstadt seines Geschlechtes und seiner Verwandten nur erinnert, weil es wieder einmal gelte, Opfer für den Fortbestand seiner Herrschaft zu beanspruchen. Herr Pietro fuhr noch in diesem Tone fort, als ich längst seine Erzählung nicht mehr hörte, sondern ihn ungeduldig wieder und wieder nach des Herzogs Tochter frug. ‚Ja so,‘ lachte er. ‚Hat Euch Madonna Maddalena in die Augen gestochen? Nun, sie ist eine Schönheit — obschon für meinen Geschmack um ein gut Teil zu klostermäßig. Mit all ihrer Heiligkeit ist sie für keinen Christenmenschen gewachsen, es fragt sich nur,

welchem Türkenherrn sie zu teil wird — mit ihrem schönen Leib erkauft der Herzog von Naxos wohl noch einmal die Fortdauer seiner Fürstenherrschaft! Was schneidet Ihr für Gesichter, Marcantonio? Habt ihr wirklich Feuer gefangen, so tretet so hoffnungslose Glut aus und stürzt Euch in die Arme einer anderen. Die rote Nettuna von der Fondamenta Nuova hat mich schon zwei- oder dreimal nach Euch gefragt!' Ich rannte schier ohne Abschied wieder aus dem Hause, und was hätte ich dem üppigen Spötter auch sagen sollen? Ich hatte an tausend Tagen seiner Art, das Leben anzusehen und in schlammiger Flut zu baden, kräftig zugestimmt — und ich wußte selbst nicht, was über mich gekommen war! Was konnte die gewaltsame Erschütterung und der plötzliche tiefe Ekel an mir selbst anderes sein als ein Fieber, ein Anfall von Wahnsinn, ein toller Traum, der vor dem nächsten Tagesgrau zerstiebte? Seit ich im kalten Herbstregen, ein altes Schaffell um die Schultern und mit einem Stück grober Polenta im Sack, an den Berghalden von Primolano die Ziegen gehütet hatte, war mir niemals so elend und trostlos zumute gewesen wie am Abend jenes Tages. Ich weiß nicht, wie ich nach der Rialtobrücke gekommen war. Ich weiß nur, daß ich mich todmüde auf eine der Stufen gerade über einem dalmatinischen Messerhändler niedersetzte, der am Tage hier seine Ware feilgeboten hatte und die milde Nacht im Freien verbrachte. Er merkte, so fest er schlief, daß er einen Genossen erhalten habe, fuhr einmal empor und klirrte wild mit den Griffen seiner Messer und Dolche, die ihm am Gürtel hingen, aber beruhigte sich alsbald wieder, nachdem er mich, was beim Mondlicht leicht genug war, scharf ins Auge gefaßt und als völlig ungefährlich befunden hatte. Was er sich auch denken mochte, er störte mich nicht wieder

und sein Atemholen und gelegentliches Schnarchen gab einen wunderbaren Takt zu den wilden und trostlosen Gedanken ab, in denen ich schlaflos auf der Brückenstufe saß. Ich zersann mir das Hirn und sah nur immer wieder das eine Bild, daß eine weiße Hand das Tor zu einem Wundergarten, dessen Dasein ich nicht gekannt noch geahnt hatte, aufriß und nachdem sie meine Augen geblendet hatte, wieder jäh zuschlug. Meinte ich doch selbst ein höhnisches Lachen dabei zu hören, so wenig solch Lachen zu dem lichten Gesicht passen wollte, das ich in der Mondnacht fort und fort vor mir sah. Und erst nach bangen Stunden rang sich aus dem wirren Gewühl meiner schmerzlich ingrimmigen Gedanken der Vorsatz heraus, daß ich die Gruppe treu nach der Forderung von Maddalena Crispo ausführen und der Inselprinzessin zeigen wollte, daß ein Künstler, wenn er ein rechter ist, sich auch in ein Leben hinüberschwingen könnte, das ihm das Schicksal versagt hat.

Ich will Euch nicht erzählen, Meister Andrea, wie mir die nächsten Wochen und Monde verliefen. Ich würde lügen, wollte ich sagen, daß die Erschütterung der einen Stunde mein ganzes Leben umgewandelt hätte — erfuhr ich doch eben damals erst, wie tief mir meine Art, die Welt zu schauen und zu genießen, im Blute saß. Es brauchte nur weniger Tage, und ich schwamm wieder auf den gewohnten Wogen, nur das freche Selbstgenügen wollte nicht wiederkehren. Ich nahm eine Bestellung auf eine dem Bade entsteigende Nymphe für den Dogen Grimani an und war fleißig beim Werke, sobald ich das Grabmal des Admirals vollendet hatte. Aber ich erwarb mit dem Marmor für diese zugleich ein prächtiges Stück für die Figur der jungen Fischerin, die ich wieder zu bilden

begann. Und freilich war mir's, als hätte ich, seit ich in Maddalena Crispos Gesicht geblickt, neue Augen erhalten. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte jetzt Tag für Tag erkennen, daß ich an gar vielen Zügen und Formen blind vorübergegangen war, die ich nun mit einemmal sah. Wie einer von Dantes heidnischen Schatten, die unverwandt nach dem Paradies hinüberschauen, das ihnen nicht vergönnt ist, suchte ich mein Werk mit einem Hauch aus jener Welt zu beleben, der die Tochter des Herzogs von Naxos entstammte und angehörte. Und fest hatte ich mir vorgesetzt, daß, wenn meine Gruppe nur irgend geriet, wie sie es fordern durfte, daß sie das Werk besitzen sollte. Dabei gab ich nicht auf, Madonna Maddalena wiederzusehen; die ungezählten Stunden, in denen ich den Palast der Crispi umkreiste, brach ich, ohne es zu merken, den Freuden ab, die mich sonst nach der Arbeit in meiner Werkstatt gelabt hatten. Auch vermißte ich nichts dabei, ich fühlte Genügen, ja Glück, wenn es mir nach Tagen und Wochen gelang, sie im Torbogen und auf den Stufen zum Kanal zu erblicken, wenn sie die Prachtgondel bestieg und sich zu den Festen begab, mit denen die meisten edlen Häuser den Fürsten von Naxos ehrten. Am Ende faßte ich mir hinter dem Rücken des Aretiners das Herz, in den Palazzo einzutreten, allerhand Bekanntschaft unter dem Dienerschwarm zu suchen und nun beinahe Tag für Tag zu wissen, wohin sich die erlauchte Familie begab. So gelang mir's, die schlanke Gestalt, das edle Gesicht der jungen Fürstin, das so tief ernst, fast trauervoll und dabei doch so leuchtend schön war, ein und das andere Mal wiederzusehen, sie ehrfurchtsvoll zu grüßen. Sie dankte mir mit vornehmer Freundlichkeit, und es schien ihr nicht aufzufallen, daß ich öfters vor ihre Augen trat.

Mir aber hinterließ jede solche Begegnung ein wunderbar dumpfes Gefühl — das Glück, ihre Holdseligkeit und Jugendblüte zu schauen, ging im Ingrimm unter, daß ich nach solcher Blüte meine begehrliche Hand nicht ausstrecken durfte; und daneben sah ich doch im Schimmer ihres Blickes ein Etwas, von dem ich nicht wußte, war's ein feiner Spott über meine innere Armut und meinen Bettlerdünkel, war's eine Lockung, eine Verheißung? Sicher ein Rätsel, dessen Lösung mich reizte, und mich bei meinem hoffnungslosen Treiben festhielt. Ich glich einer Motte, Signor Andrea, aber einer Motte, welche die verzehrende Flamme umflattert und dennoch weiß, daß sie weder dem Lichtkreis entrinnen, noch sich hineinstürzen kann. Und bis heute weiß ich nicht, wie dies Treiben hätte enden sollen, wenn nicht sie, die die Ursache von alledem war, ihm selbst ein Ende bereitet hätte.

Denn wie ich eines Tages wieder in den Palast am Rio Margherita eingetreten war und mit einer Schnur guter Korallen in der Tasche ganz kecklich nach dem Gemach von Signora Irene Demetros, der griechischen Kammerfrau der Prinzessin, emporstieg, von der ich erfahren wollte, wohin heute die Gondel des Herzogs und ihrer Herrin fahre, tat sich, ehe ich das Gemach der Griechin erreicht hatte, auf dem großen säulengetragenen Vorflur des Obergeschosses eine der Prachttüren auf, und Madonna Maddalena trat mir, im Begriff, quer über den Flur zu gehen, unverhofft gegenüber. Es war ein Zufall, daß in dem ganzen großen Raum keine Diener zugegen waren, die Fürstentochter schien darüber wie über meine Gegenwart befremdet, ich hatte gerade noch Geistesgegenwart genug, mein Knie vor ihr zu beugen und ein paar verworrene Worte zu stammeln, daß ich zur Frau Irene wollte, durch die ich

eine Bitte an die Herrlichkeiten zu richten hätte. Sie winkte mir, mich zu erheben, und sagte dann mit ruhiger Würde:

‚Wozu bedarf es der Kammerfrau, wenn Ihr eine Bitte an meinen Vater oder mich habt, Marcantonio? Ihr seid ein freier Künstler, sobald Ihr Euch geziemend melden laßt, wird man Euch Gehör nicht versagen. Der Herzog ist im Dogenpalast, vielleicht kann ich Euch Antwort geben.‘

Sie entglitt durch die Tür, aus der sie herausgetreten war, ich starrte ihr bestürzt nach, aber noch ehe ich mich gesammelt hatte, trat eine ältere Dame heraus, ihre venezianische Aja, wie ich viel später erfuhr, die mit vollkommener Ruhe zuerst eine Glocke läutete, worauf drei, vier Diener die Treppe emporkamen. Sie wandte sich zuerst zu den Dienern: ‚Tut eure Pflicht, die Hoheit will Meister Marcantonio Primolano empfangen, öffnet die Türen zum Audienzsaal,‘ und dann zu mir: ‚Wenn es Euch gefällig ist, Signor Marcantonio?‘ Sie schritt mir voran, die gescholtenen Türhüter standen schon auf ihrem Platz und verneigten sich vor ihr wie vor mir bis zum Marmorpflaster des Flurs, ich trat in ein prächtiges Gemach, in dem ich Madonna Maddalena erblickte, die zwei junge Damen in ihrem eigenen Alter neben sich hatte. Jetzt erst verstand ich, daß ich die Fürstentochter nicht allein sprechen dürfe, obschon ich bis heute nicht weiß, ob die plötzliche Begegnung auf dem Flur des Palazzo Crispi nur der Gunst des Glückes oder einer ersten Regung geheimen Anteils an mir entstammte. Ich trug ehrerbietig die Bitte vor, daß der erlauchte Herzog und seine Tochter nochmals meine Werkstatt auf San Giorgio besuchen möchten. Wie ich hinzufügen wollte, daß ich die Gruppe der jungen Fischerin mit den Tauben nach dem Rate der

Hoheit umgebildet habe, versagte mir die Zunge, denn bei den ersten Worten sah ich auf den Wangen der Herzogstochter Glut und Blässe im Kampf, und ihre Augen schienen mir plötzlich Schweigen zu gebieten. So schlang ich halb wieder hinab, was ich der schönen Herrin gern gesagt hätte. Die Prinzessin aber antwortete mit anmutiger Bewegung: ‚Ich danke Euch im Namen des Herzogs, meines Vaters, daß Ihr uns zu Eurer Werkstatt geladen habt. Ich weiß nicht, ob wir noch eine Stunde finden werden; unsere Galeere liegt zur Abfahrt nach den Ägäischen Inseln schon seit Tagen bereit. Seid jedoch gewiß, daß wir, wenn es irgend möglich ist, uns gern noch einmal an Eurer Kunst erquicken und es bedauern werden, wenn andere Pflichten uns dieses Genusses berauben sollten.‘ Sie machte ein Zeichen, daß ich verabschiedet sei; die Aja geleitete mich zur Tür, deren Flügel sich wie von selbst öffneten. Ich taumelte über den Flur hinweg, die große Treppe hinab und aus dem Palast Crispi hinaus und sah nichts, nichts als den Blick, den mir Madonna Maddalena zuletzt gegönnt hatte. Ein Blick voll tiefer Güte, voll reiner tröstlicher Teilnahme, wie ihn der Erlöser der Ehebrecherin gegönnt haben muß, ein Blick, der mir verriet, wie gut sie wußte, daß all meine guten und schlimmen Gedanken bei ihr verweilt hatten. Als ich mich selbst wieder zurechtfand, war ich gewiß, daß sie meine Bitte erfüllen würde, und mit Fieberhast räumte ich, nach San Giorgio zurückgekommen, meine Werkstatt auf und ließ des Tags wohl hundertmal einen prüfenden Blick über die Figur meiner Fischerin gleiten, ob sie nun magdlich und süß bewußtlos genug erscheine.

Ich hatte mir den milden Strahl aus den Augensternen Maddalena Crispos recht gedeutet: am zweiten

Tage nach meinem Besuch kam in aller Frühe ein Hausbeamter des Herzogs von Naxos, ein gelblicher, hagerer, langnasiger Grieche, dessen spitzbübisches Antlitz ich zu meinem Leid nicht nur diesmal schauen sollte, und kündigte mir den Besuch der Herrlichkeiten für den Nachmittag an. Ich konnte nichts tun, als meinen demütigen Dank vermelden zu lassen, und nachher die Minuten zählen, in deren jeder das Bild der Fürstentochter vor mir stand und ich mich zum tausendstenmal frug, warum wohl dies fremde Licht in mein Leben gefallen sei.

Sie kamen wie verheißen und sahen das fertige Grabmal ihres Verwandten, meine begonnene Nymphe und die Figur der Fischerin im Modell und soweit sie im Marmor fertig stand; sie lobten die Vollendung, die ich dem Grabmal inzwischen gegeben hatte. Als aber Vater und Tochter vor der Gruppe standen, blitzte ein häßliches Lachen um den Mund des Herzogs, er maß langsam meine Arbeit, warf einen schnellen, halbscheuen Blick auf Madonna Maddalena und einen höhnischen auf mich und rief dann wegwerfend: ‚Schade, Marcantonio, Ihr habt das hübsche Bild durch Eure Änderung verdorben!‘ Es überlief mich heiß, daß ich ehrerbietig schweigen mußte, die Prinzessin jedoch, welche fortfuhr die Gruppe zu betrachten, ließ sich durch den Ton Seiner Herrlichkeit nicht beirren und sagte: ‚Ich fasse es anders auf, mir ist Euer Werk erst erquicklich geworden, wie es jetzt steht. Ich sollte meinen, Ihr hättet bei diesem Anlaß erfahren, daß die reinsten und zartesten Motive in der Kunst eine geheime Gewalt haben, die alle falsche Stärke und alles Scheinfeuer überwindet.‘

Sie sprach es mit einem Tone in der Stimme, der mich seltsam ergriff, der kalt und fast hochmütig klang

und in dem sie doch einen inneren Anteil barg. Solange es ihr Vater noch zuließ, verweilte sie vor meinem Bildwerke, und ihre Augen senkten sich immer aufs neue auf die Stirn und die Züge des süß verschämten Mädchens herab, dessen kindliches Antlitz ein Spiegel ihres eigenen edlen Gesichtes war. Als Tommaso Crispo dann plötzlich aufbrach und eine kostbare Gemme zum Siegelring in meine Hand legte, blieb sie hinter ihm zurück, und über die Schulter des Herzogs hinweg gönnte sie mir wiederum einen Blick, der Ermutigung und Trost, ja, eine Verheißung in meine Seele goß, während sie selbst sich von mir in einer Weise verabschiedete, als geschehe es auf Nimmerwiedersehen.

„Habt Dank, Meister Marcantonio,‘ hörte ich sie sagen. ‚Nein, nein, wehrt den Meisternamen nicht ab. Bis ich Euch wiedersehe, wenn es je geschieht, werden Jahre und Jahrzehnte vergehen, und bis dahin wird Euch längst die ganze Welt Meister nennen. Ihr seid auf dem besten Wege, wenn Ihr festhalten könnt, was Ihr in den letzten Wochen gefühlt und erkannt habt.‘ Ihr Vater fügte noch ein paar Worte hinzu, die huldvoll klingen sollten und aus denen ich doch erriet, daß nur sie es gewesen, die ihn zu diesem zweiten Besuch in meiner Werkstatt bestimmt hatte. Wiederum sah ich sie durch die Tür meiner Bretterhütte, durch den Klostergarten entschweben, das dunkelgrüne Sammetgewand und der Schleier von dunklen Spitzen blieben noch vor meinen Augen, als ich ihr Gesicht schon längst nicht mehr erblickte. Ich mußte im Wahn gestanden haben, sie werde sich noch einmal nach mir umwenden, denn als dies nicht geschah und endlich auch die Gestalt entschwand, warf ich mich wie ein Unsinniger auf den Boden meiner Werkstatt nieder, verbarg

mein Gesicht in den Händen und fühlte, wie mir heiße, schwere Tränen zwischen den Fingern herabquollen. Als ich wieder zu mir selbst kam, erschrak ich über die Heftigkeit meiner dunklen Leidenschaft; was wollte, was träumte, was begehrte ich? Wohin trieb mich die Empfindung, die Herr über mich geworden war? Es war im Grunde lächerlich genug, daß ein schönes Weib, die zu hoch, zu fern für mein Verlangen stand, mich zwang, zu ihr wie zu einer Heiligen aufzuschauen, es war noch lächerlicher, daß ich der nachschluchzte, die ich nicht das Herz hatte zu umfangen, an mich zu reißen, und doch konnte ich nicht lachen! Ich blieb im Bann einer unerklärlichen Macht und mußte mich treiben lassen wie einer, der wider Wissen und Willen auf die Wogen geraten ist. Meine alten Genossen, die mich blasser, unlustiger und täglich verschlossener fanden, zeigten mir mit Blick und Gebärde, wie töricht es ihnen erschien, aber sie blieben stumm, nachdem sie ein- oder zweimal gemerkt hatten, daß ich weder Scherz noch Hohn über mein geheimes Leid ertrug. Zum sicheren Zeichen, daß mir die Schönheit und Reinheit der Prinzessin von Naxos nicht nur die Sinne, sondern auch die Seele gerührt hatten, konnte ich wenigstens schaffen, arbeiten wie in meinen mutigeren Tagen, und vor allem trieb's mich, die Fischerin mit den Tauben zu vollenden. Ich hatte mir geschworen, daß dies Bildwerk, das durch den Hauch ihres Wesens sein Leben erhalten hatte, ihr auch gehören sollte. Obschon ich mir nicht verhehlte, daß das Geschenk eines armen Künstlers an die Fürstentochter leicht schroff und herrisch zurückgewiesen werden konnte, lebte doch eine geheime Zuversicht in mir, daß dies nicht geschehen, ja, daß meine Schenkung eine Brücke zur Wiederbegegnung mit der Holdseligen werden

könnte, deren Züge ich zu jeder Stunde vor mir sah und deren Stimme ich wievielmal im Traum hörte, um dann in heftiger Sehnsucht nach dem verhallten Laute zu erwachen.

So gingen Monate, ging ein Jahr hin, Meister Palladio, und ich war nicht mehr der alte und doch der alte Marcantonio! Ihr werdet nicht meinen, daß ich mich besser zum Heiligen geschickt haben würde, als bis dahin, wahrlich nicht, aber das Licht, das plötzlich auf meinen Weg und mein Bild von der Welt gefallen war, verlosch so wenig mehr, als die geheime Hoffnung, Madonna Maddalena wiederzusehen. Bei männiglich zog ich Kunde über den Stand der Dinge im Osten ein und wußte bald für gewiß, daß die Regierung der Republik nicht daran denke, den Herrengeschlechtern auf den griechischen Inseln ihre morschen Kronen zu erhalten, sobald eine ernste Gefahr eintrete. Die Signori im Dogenpalast zögerten, selbst für den eigenen Besitz das Schwert zu ziehen, und die Gebieter auf den Inseln, die schon lange Vasallen der Türken waren, konnten sich jeden Tag in armselige Flüchtlinge verwandeln. Der Himmel weiß, was ich mir dabei dachte, wenn ich solchen Ausgang für mich wünschenswert hielt! So sehr war ich auf ihn gefaßt, daß ich, als eines Morgens die Botschaft kam, ich sollte im Palast der Crispi vor dem Senator erscheinen, ich mich des Wahns nicht erwehren konnte, dort dem gestürzten Herzog und seiner Tochter gegenüberzutreten. Als ich aber dem Herrn des Palastes meine Verbeugung gemacht hatte, erfuhr ich alsbald, daß der Fürstenthron von Naxos noch stehe, und vernahm eine Botschaft von dem Eiland, die mir das Blut dreifach schneller durch die Adern trieb. Im Auftrag seines erlauchten Vetters meldete mir der Senator, daß

die Marmorgruppe, die ich mit einer Galeere von Venedig an Ihre Herrlichkeit die Prinzessin gesendet hatte, glücklich angelangt sei, daß der Herzog ihr gestattet habe, das unverlangte Kunstwerk anzunehmen, mich zu gelegener Zeit dafür zu belohnen hoffe und mir einstweilen eine goldene Kette überreichen lasse, ein Geschenk, das alsbald in meine Hand gegeben wurde. Meine Sendung habe dem Herzog den Gedanken nahegelegt, ob ich mich wohl entschließen möchte, ein oder zwei Jahre nach dem Archipel zu kommen, um in der Erlöserkirche seiner Hauptstadt auf Naxos ein Denkmal für die früheren Fürsten seines Geschlechts zu schaffen, auch seine Gärten mit einigen Bildwerken zu schmücken. Ich sei jung, ohne Haus und Familie, soviel er wisse ohne große Aufträge, mir werde vielleicht gut tun, ein Stück Welt zu sehen, und er verheiße mir, daß ich nicht ohne Ruhm und Gold nach Italien zurückkehren solle. Der Senator fügte von sich aus hinzu, daß er zwar kaum begreife, woher sein fürstlicher Vetter, der Herzog, in der schweren Bedrängnis dieser Zeiten die Lust und den Mut nehme, sich mit Kunstwerken und Künstlern zu umgeben, daß er aber eben daraus schließen müsse, daß der Herzog, entgegen der allgemeinen Annahme, keinen Krieg und keinen Umsturz seiner Herrschaft besorge. Ob ich Lust habe, nach Naxos und den griechischen Inseln zu gehen, müsse er völlig mir überlassen, er glaube, wenn er an meiner Stelle stehe, daß ihn das Abenteuer locken werde. Er gab mir für meine Antwort zehn Tage Zeit, da es so lange daure, bis das nächste Staatsschiff nach Kandia, dem Archipel und Cypern auslaufe. Für den Fall ich mich entschlösse, dem Rufe des Herzogs zu folgen, riet er mir, mich rechtzeitig bei ihm zu melden, damit er mir einen Platz auf einer dieser Galeeren zu

sichern vermöge. Und damit entließ er mich, ohne mir den Brief des Herzogs vorzuweisen, und ein Lächeln, das mir nicht gefiel, stahl sich in Herrn Enricos Bart hinein; kurz, ich ging mit dem Gefühl davon, daß ich nicht alles wisse und daß der Senator etwas verberge oder mutmaße, das die kälteste Überlegung fordere. Doch wann hat Überlegung in einem fiebernden Hirn Raum, wann hält sie einer Einbildung stand, die sich aus einem Nichts hundert und aber hundert glückliche Bilder schafft! Ich meinte hinter dem Antrag des Herzogs die lockende Hand der schönen Herrin zu sehen, die mich zu sich winkte. Wohl hätte ich die Frage tun sollen, ob ich nicht ein eitler Tor sei, ob die Huld der Prinzessin für mich irgend etwas mit meinen heißen, wilden Wünschen gemein habe, doch wer tut solche Frage, wenn er das erste Drittel des Lebens kaum hinter sich hat, wenn ihn eine dunkle Hoffnung treibt? Ich schwieg gegen jedermann und täuschte mich selbst, indem ich den Antrag des Herzogs von Naxos tagelang nach allen Seiten erwog. Im Grunde wußte ich, daß die Entscheidung schon in der Stunde gefallen sei, in der ich aus dem Palazzo Crispi herauseilte und vor meinen Blicken ein Wundereiland mit Gärten und Lauben und Grotten aufstieg, in denen manche Träume Leben werden mochten. Zur festgesetzten Stunde trat ich vor Herrn Enrico und überreichte ihm meinen Brief an den Herzog von Naxos, in dem ich seinem Rufe zu folgen verhieß, und einen Monat später hatte ich das Wenige, das ich besaß, der frommen Obhut meiner Nachbarn, der Klosterbrüder, vertraut und sah im Morgengrauen eines Sommertages von der großen Galeere, die drüben am Lido hinfuhr, für lange Zeit, wer konnte es wissen vielleicht zum letztenmal, zurück auf Venedig. Erst wie Giovanni Morosini, der das Schiff befehligte,

bei Malomocco hinaus nach Ost steuern ließ, ward mir zumut wie einem Spieler, dem die Hand zu zittern beginnt, wenn die Würfel im Becher schon geschüttelt sind! Er schließt die Augen, um ihren Fall nicht zu sehen, just wie ich mich jetzt gegen die leidenschaftlichen Wallungen zu wehren versuchte, die mich an Bord der Galeere und aufs Meer getrieben hatten.

Ihr müßtet den Tag heranwachen, so ich Euch erzählen wollte, was alles auf der langen Meerfahrt und bis zur Landung auf Naxos in mir wühlte. Die gepreßte Enge des Schiffsraumes und die endlose Weite der blauen See waren das rechte Bild meines Zustandes, ich fühlte mich beklommen und gefesselt und schwelgte zugleich in ungemessenen Hoffnungen und farbigen Träumen. Und je näher wir dem Ziel kamen, um so wilder und ungeduldiger wurde mein Erwarten, ich schritt ruhelos über die Planken des Decks und sah die ersten Inseln, die zum Herzogtum des Crispo gehörten, heraufdämmern und vorübergleiten. Wir ließen Santorin, Polykandro hinter uns, durchfuhren die Meerenge zwischen Paros und Naxos und warfen im Hafen der Hauptstadt dem Kastell gegenüber Anker. Morosini hatte nur mich, die Briefe an den Herzog, mancherlei Stoffe und Geräte, die in Venedig bestellt waren, auszuschiffen; er schickte ein Boot und seinen Schiffsmeister ans Land, um sein Kommen anzumelden und nach den Befehlen Seiner Herrlichkeit fragen zu lassen. Bis die Antwort des Inselherrn zurückkam, durfte ich nicht ans Land und rüttelte nacheinander an allen Seilen des Tauwerks, als ob ich mit ihnen an Bord gebunden wäre. Die fremde neue Welt lag vor mir, und statt mich blindlings auf Glück und Verderben in sie hineinstürzen zu können, mußte ich gepeinigt an ihrer Schwelle

harren. Abergläubisch wie ich war, schien mir dies ein schlimmes Vorzeichen. Und als nach Stunden der kurze Bescheid kam, daß sich Marcantonio Primolano im Palast des Herzogs vorstellen solle, wußte ich nicht, war es die Gluthitze des inzwischen heraufgestiegenen Mittags, war es die Wirkung des müßigen Wartens, daß ich einen dumpfen Druck über mir fühlte. Wie durch einen Nebel sah ich, ans Ufer gelangt, die fremdartige Stadt, das Gewühl am Hafen, die schönen blitzenden Augen und hageren Gestalten der Inselgriechen, die schwarzbraunen Gesichter der Levantiner und Türken, die Frauen mit den lang über den Rücken herabfallenden Zöpfen, die halbnackten Leiber der Mohren; deutlich erkannte ich nur eines, das Raubvogelgesicht des Haushofmeisters des Herzogs Tommaso, das ich schon in Venedig erblickt hatte. Herr Gemisthos wies mir die blanken Zähne und sagte, daß er Auftrag habe, mich vor seinen Gebieter zu geleiten; dabei prüften seine kalten unergründlich schwarzen Augen meine Züge, die mehr von meiner Erregung verrieten, als ich kundgeben wollte. Da wir über den Platz gingen, der das Kastell von Naxos vom Sommerschloß des Fürsten trennte, nahm mein halbgeblendetes Auge ein Schreckensschauspiel wahr. Nicht hundert Schritte von der Prachttreppe, die zum Wohnsitz des Herzogs hinaufführte, sah ich einen Pfahl eingerammt und an diesem einen Unglücklichen, in dessen Körper eben die letzten Zuckungen des Lebens erloschen. Ich konnte einen Laut des Entsetzens nicht unterdrücken — der Haushofmeister aber lächelte freundlich und erläuterte mir, daß der am Pfahle ein Schelm gewesen sei, der den Herzog an den Pascha von Smyrna verraten und für böses Gewerbe bösen Lohn geerntet habe. Mir aber rann mitten in der Sommerhitze ein eisiger Frost durch die

Adern, und ich folgte meinem Führer gesenkteren Hauptes, als ich gewohnt war. So trat ich vor den fürstlichen Kunstfreund, der mich gerufen hatte, ungewiß über den Empfang, den ich finden würde. Und obschon mir der Herzog einen lautschallenden Gruß entgegenrief, gnädig seine Hand zum Kuß reichte, mir eine gute Werkstatt verhieß und lächelnd hinzufügte, die Hauptsachen meiner Kunst, schönen Marmor und schlanke Mädchen zum Modell, würde ich auf seiner Insel nicht vermissen, obschon er hundert heitere Fragen nach Venedig tat, so spürte ich doch augenblicks, daß der erlauchte Herr in all seiner scheinbaren Offenheit irgend einen schlimmen Rückhalt berge, daß ihm mein Kommen eher ein Verdruß als erfreulich sei, und die schwüle Stickluft in seinem Prachtzimmer, in dem er mich empfangen hatte, umfing mich mehr und mehr. Erst als er mir schließlich befahl, auch der Prinzessin Maddalena, seiner Tochter, meine Aufwartung zu machen, die mir noch den Dank für mein prächtiges Geschenk schulde, und wiederum Herrn Gemisthos herzurief, der mich zu Ihrer Herrlichkeit geleiten sollte, stand wieder eines der Bilder vor mir, mit denen ich Sinne und Seele während der Meerfahrt gewiegt hatte. ‚Ihr werdet Madonna Maddalena in den Gärten finden, ich habe ihr soeben Eure Ankunft melden lassen, und Ihr mögt ihr sagen, daß ich Euch schon morgen in Tätigkeit setzen will. Eure Wohnung und Eure Werkstatt sollen Euch noch heut angewiesen werden; du wirst selbst für Meister Marcantonio Sorge tragen, Gemisthos! Und wir heißen Euch in unserem kleinen Reich nochmals willkommen!‘ So verheißungsvoll das alles klang, so war ich doch gewohnt, meinem Auge mehr als meinem Ohr zu trauen, und selbst dies Ohr hörte aus den gnädigen

Worten Seiner Herrlichkeit heraus, daß irgend etwas den hohen Herrn störte und bedrückte. Doch war ich entlassen, ich verbeugte mich und folgte zum anderenmal Herrn Gemisthos Kanakaris, der halb unterwürfig, halb frech an meiner Seite ging und mir die Herrlichkeiten des Palastes und die Gärten seines Gebieters pries. Aber mein Auge lechzte nur einem Bild entgegen, und die Gärten des Herzogs mit der Sicht auf das blaue Ägäische Meer galten in dieser Stunde mir nichts.

Unerwartet plötzlich stand sie, um derentwillen ich gekommen war, vor mir, doch war es kein Licht, das mir mit ihrem Erscheinen aufging, sondern ein Wetterstrahl, der mich beinahe zu Boden warf. Der Wonneschauer, der mich beim Wiedersehen ihrer Schönheit ergriff, verflog, als ich die Wolke auf ihrer Stirn, den schmerzlich zürnenden Mund fast im gleichen Augenblick wahrnahm, als sie, ihre Frauen hinter sich, vor mir auftauchte. Die Stimme, nach deren Ton ich so sehnsüchtig verlangt hatte, klang nicht klar und mild, wie meine Seele sie noch hörte, sondern gepreßt und verhalten grollend, als sie mir entgegenrief: ‚Man meldet mir Eure Ankunft, Marcantonio, und weil es mein Vater befiehlt, heiße ich Euch willkommen. Ich wüßte Euch jedoch lieber in Venedig als hier — ja, ich müßte Euch für einen frevelnden Toren halten, wenn Ihr meinen Brief nur halb verstanden und dennoch die Fahrt gewagt hättet. Ich freilich hätte bedenken sollen, daß Ihr besser lebendige Züge als tote Buchstaben zu lesen versteht.‘ Ich unterbrach sie und stammelte bestürzt: ‚Euer Schreiben, Madonna? Nie ist mir die Ehre geworden, einen Zug Eurer Hand zu erblicken!‘ Ich war erblaßt und sah die fürstliche Jungfrau erblassen. Sie las es in meinem Gesicht und

aus meiner Haltung, daß ich Wahrheit sprach, und an die Stelle der zürnenden Mienen trat ein Ausdruck tiefen Mitleides und einer Erregung, die ich nicht verstand. Sie schien etwas sagen zu wollen, was sie nach einem Blick auf den Haushofmeister zurückhielt. Und nach einigem Besinnen brachte sie mühsam hervor: ‚Vielleicht wäre es noch immer das Beste, Ihr schifftet Euch auf der ersten Galeere wieder ein, die über unsere Insel nach Italien oder auch nur nach Kandia zurückgeht. Der Herzog wird Euch Urlaub geben — wenn Ihr ihn begehrt. Hier ist ein Boden, auf dem eher alles gedeiht als gute Kunst und eines Menschen Glück. Da Ihr im guten Glauben gekommen seid — so muß man für Euch Sorge tragen, aber geht — geht wieder, sobald Ihr es vermögt, Marcantonio!‘ Und die Prinzessin eilte durch den gleichen Säulengang hinweg, durch den ich eben dahergekommen war, und ich stand im heißen Sonnenschein neben dem Griechen, der vor dem zürnenden Gesicht der königlichen Maddalena dei Crispi seine schwarzen Augen gesenkt hatte und jetzt wieder mit höhnischem Lächeln zu mir aufschaute: ‚So es Euch beliebt, Meister Primolano, wollen wir Euch Wohnung und Werkstatt anweisen.‘

Ihr werdet leicht ermessen, Meister Andrea, daß mich so rätselvoll-unerwarteter Empfang unter allen Umständen erschüttern mußte, aber unter den obwaltenden ward er für mich zuviel. Die Anstrengung der Seereise, die Sommerglut, die wilde Erwartung, mit der ich das Land begrüßt und betreten hatte, die ersten jäh wechselnden Eindrücke und nun die dunkle drohende Ungewißheit, vor die ich mich gestellt sah, eine dumpfe Furcht — dies alles brach meine Kraft, und ich glühte schon im Fieber, als ich mich noch trotzig aufrecht hielt, mir von Herrn Kana-

karis die für mich bestimmten Gemächer und einen kühlen Saal zeigen ließ, der mir zur Werkstatt dienen sollte. Ich forderte Eiswasser und Früchte, vermochte von dem Mahl, das man mir auftrug, keinen Bissen über meine Lippen zu bringen — und als ich mich nach ein paar schlimmen Stunden mit unerträglichem Kopfweh auf ein Ruhebett warf, stand ich nicht so bald wieder auf als ich gemeint hatte. Ein Nervenfieber der heftigsten Art durchraste mein Blut, beraubte mich jedes Willens und Bewußtseins. Es erhielt mir das Leben, daß die Prinzessin vor Einbruch der Nacht noch eine ihrer Kammerfrauen zu mir sandte, um zu sehen, ob ich wohl untergebracht sei. Die beiden Diener, die mir Herr Gemisthos zugewiesen hatte, waren davongegangen, als sie mich krank und hilflos zusammenbrechen sahen, ich merkte erst nach Wochen, daß sie mir eine kleine Summe und ein paar Kostbarkeiten aus meinem Mantelsack entwendet hatten.

Drei Wochen verstrichen, bevor ich wieder zu mir selbst kam und mich zu besinnen anfing, daß ich nicht in Venedig, nicht auf den Bergen meiner Heimat, sondern auf Naxos sei, daß mein Lager in dem umschatteten Gemach neben meiner noch leeren Werkstatt stehe und daß fremde Gesichter, die ich nie zuvor gesehen hatte, auf mich herabsahen. Es währte dann noch Wochen, bevor ich länger als Viertelstunden Herr meiner Sinne war und zwischen Träumen und Erlebnissen klar unterschied. Im Traum hatte ich in den ersten Tagen meiner Genesung den Herzog und seine Tochter an meinem Lager stehen zu sehen gewähnt und Tommaso Crispo sprechen hören: ‚Ihr habt Unglück, Maddalena. Um Euretwillen habe ich diesen Mann kommen lassen und hoffte Euch damit den Gehorsam, den ich von Euch begehren muß, zu erleichtern, und jetzt

möchte ich um Euretwillen wünschen, daß er nicht wieder aufstünde.' Und dann war mir's gewesen, als hätte das bleiche Gesicht des Mädchens sich vorwurfsvoll, beinahe drohend gegen das ihres Vaters gewandt und voll bekümmerter Besorgnis auf mich geblickt. Das aber war kein Traum, daß ich wachend die junge italienische Zofe Isotta auf einem Schemel neben meinem Bett fand, daß sie mir auf meine Bitte einen labenden Trunk reichte und dann zu mir sagte: ‚Ich bin Eure Landsmännin, Meister Marcantonio — Isotta Longhi aus Castelfranco. Ich soll Euch pflegen, bis Ihr für Euch selbst stehen mögt — und ich muß Euch bitten, daß Ihr Euch bezwingt, so oft ich nicht neben Euch sein kann — und aus niemandes Hand Speise und Trank nehmt als aus meiner oder aus der unserer Herrin selbst! Hört es wohl, aus niemandes Hand selbst kein Wasser.' Und wie sie gesprochen, kam mir wieder zum Bewußtsein, was ich in den ersten Stunden auf dem fremden Eiland erlebt hatte. Aber ich spürte auch, daß ich genesen sei, spürte es an dem Zorn, der in mir aufwallte, an der Kraft, mit der ich mich aufrichtete und der kleinen Landsmännin in ihr klares Auge schaute. Ich dankte ihr für die Warnung, aber sagte ihr auch, daß ich mehr wissen müsse, wenn ihr Wort mir fruchten sollte. Sie schüttelte den Kopf und gab zögernd zurück, daß sie nichts wisse, als was ihr Prinzessin Maddalena befohlen und vertraut habe. Sie wiederholte den Zuruf der Herzogstochter: ‚Ihr hättet nicht kommen dürfen!' Und wie ich dann versuchte, von ihrer Herrin zu sprechen, brach sie in heftiges Weinen aus und rief einmal um das andere: ‚Die Arme! die Unselige!' — bis sie an meinem Zurücksinken in die Kissen und meinen ohnmächtig geschlossenen Augen merkte, was sie angerichtet. Von Stund an aber

mochte ich fragen, drängen, beschwören, soviel ich wollte — die braune Isotta setzte trotzig die Zähne auf die Unterlippe und schwieg — schwieg oder mahnte höchstens ungeduldig: ‚Haltet Euch ruhig, Signor da Primolano, und macht, daß Ihr gesund werdet!‘ Die Herzogstochter aber, die in diesen Tagen ab und zu einige Minuten an meinem Bett erschien, sprach zwar kein ungeduldiges Wort, aber ihr Auge ruhte halb mit Mitleid, halb mit Vorwurf auf mir, und ich merkte wohl, daß sie absichtlich niemals allein, sondern stets mit ihren Frauen kam. Sie erteilte selbst ihre Weisungen an Isotta in romäischer Sprache, ich konnte das Geheimnis, das mich umgab, nicht ergründen und ich ertrug es leichter, weil mein Entschluß gefaßt war. Sobald es der Arzt mir erlaubte, mein Lager zu verlassen und erst in meiner leeren, sonnumschienenen Werkstatt und dann in dem Säulengang davor mich der Sommerluft und des Duftes der fürstlichen Gärten zu erfreuen, und als meine Pflegerin ihren Platz auf Stunden verließ, zählte ich zusammen, was ich besaß und dem schurkisch schlauen Haushofmeister für ein erklärendes Wort bieten konnte. Ich traute mir die Schärfe des Auges und der Ohren wieder zu, daß ich Wahrheit und Lüge selbst in seinem Munde unterscheiden könnte, und als Herr Gemisthos Kanakaris mit seiner unterwürfigen Verneigung und dem lächelnden Spitzbubengesicht wieder vor mir stand, hielt ich ihm eine Hand voll Goldmünzen unter die begehrlich funkelnden Augen und sagte ihm: ‚Dies ist Euer, wenn Ihr mir klare und glaubliche Antwort auf zwei Fragen gebt, Herr Gemisthos! Warum hat mich Seine Herrlichkeit der erlauchte Herzog hierher gerufen und warum ist's ihm leid, daß ich gekommen bin und er hätte seine Heiligen gelobt, wenn ich dem Fieber erlegen wäre?‘ Der

Grieche sah mich listig mißtrauisch, meine Goldstücke aber gierig an und versuchte mit hundert Beteuerungen, daß Herzog Tommaso ein Beschützer der Kunst sei und schon in Venedig im Palast Crispi zu meinem Ruhme gesprochen habe, meinen festen Fragen zu entrinnen. Wie er merkte, daß das nicht möglich war, rief er einmal um das andere: ‚Wer sagt Euch, daß sich der Herzog Eurer nicht freue — was seht Ihr für Gespenster, Meister Marcantonio?‘ Ich hielt mein Geld fest in der Hand und blieb taub bei all seinem Wortschwall. Da fing er an heiser zu reden und räumte ein, daß der Herzog an Bilder und Bildwerke nicht gedacht habe — daß keine Zeit dazu sei, daß bei der hohen Pforte in Stambul längst die Absicht bestehe, das christliche Herzogtum des Archipelagus zum großen Reich des Sultans zu schlagen. Der Herzog sei verzweifelt und opfere alle Schätze seines Hauses, um sich Krone und Land zu erhalten, immer schwerer werde der Druck, immer ungestümer die Forderung aller, die er sich günstig erhalten müsse. Am Ende habe der Smyrna-Pascha, ein Anatolier von niedriger Herkunft, der ehedem Leibbarbier des Großherrn gewesen sei, die schöne Tochter Seiner Herrlichkeit, Prinzessin Maddalena, für seinen Harem begehrt. Der Herzog habe vor Wut und Furcht geschäumt, habe sich verschworen, dem frechen Sklaven die stolzeste Antwort zu erteilen, und dann doch verraten, daß ihn die Umstände zwingen könnten, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Er habe dem Pascha von Smyrna einen Brief geschrieben, in dem er ihn vertröstet und viele Gegenforderungen erhoben habe. Am Tage nachher wäre mein Bildwerk für Madonna Maddalena eingetroffen, der Herzog habe sich meiner erinnert, mit seiner Tochter viel von mir gesprochen und mit der nächsten venetianischen

Galeere, die Naxos anlief, die Einladung an mich gerichtet, mit meiner Kunst zu ihm zu kommen. Das sei die Wahrheit, die er mit tausend Eiden bekräftigen könne. Ich hörte seine Geschichte an, schloß meine Hand fest um die Goldstücke und fragte ruhig: ‚Was wollt Ihr mit Eurer Erzählung sagen? Meint Ihr, mir einzubilden, daß der Herzog mich zum Schutz der Prinzessin wider den Pascha Barbier gerufen habe? Heraus mit der Wahrheit, wenn Ihr nicht mit leerer Tasche davongehen wollt, wie Ihr gekommen seid.‘ Der Hausmeister besann sich, sah mich mit einem unergründlichen Blick an, von dem ich nicht wußte, war er höhnisch, war er böse oder um Erbarmen bittend, und dann raunte er mir zu: ‚Kennt Ihr die Geschichten im Buch der Richter, Meister? Ehe Jephta seine Tochter zum Opfer brachte, ließ er ihr zwei Monate Freiheit auf den Bergen! Vielleicht hat die Herrlichkeit des Herzogs gedacht wie der jüdische Richter, vielleicht hat er gewußt, daß Madonna Maddalena Euch gern sieht, und hat gemeint — was weiß ich, Signor Marcantonio? Der Herzog war voller Freuden und guter Laune, als ihm gemeldet ward, daß Ihr kämet.‘ Ich fiel dem Leisesprecher, der scheu um sich sah, kräftig ins Wort: ‚Und nun ist er's nicht mehr — und warum nicht?‘ Gemisthos Kanakaris öffnete und schloß die dünnen Lippen zwei-, dreimal, umklammerte mit seinen knöchernen Fingern die Hand, in der ich das Geld hielt, und sagte: ‚Ihr fordert zuviel, Meister Marcantonio, ich bin nicht des Herzogs Geheimschreiber. Die es wissen können, sagen, daß seitdem Sultan Suleiman die Prinzessin für sich selbst begehrt habe, und daß der Herzog sie für den allgewaltigen Großherrn ängstlicher hüten müsse als für dessen Sklaven, den Dschem von Smyrna. Ich danke Euch, Herr — und

Ihr werdet schweigen, wenn nicht um meinetwillen, doch um Euretwillen!“ Ich ließ mir, halb geblendet von dem unheimlichen Licht, das da vor mir aufzuckte, halb willig entreißen, was für ihn bestimmt war. Ich hatte ihn gut verstanden und wußte auch, daß er wenigstens in der Hauptsache Wahrheit geredet hatte! Und soviel hundertmal ich's wohlgefällig nachgesprochen hatte, daß der Mensch ruchlos und die Welt ein Ungeheuer sei, so gerann mir doch das Blut in den Adern, als ich das Ungeheuer die Tatzen solchergestalt nach mir ausstrecken sah. Ich sah mit einemmal jedes Rätsel gelöst — und nur eines blieb Geheimnis, wieviel sie, um derentwillen ich gekommen war und die mich einzig hier kümmerte, von dem wußte, was auf dieser Insel, an diesem Hofe vorgegangen war und noch vorging. Etwas mußte sie wissen, wenn ich anders die Sorgfalt, mit der sie durch ihre Zofe Isotta in meiner Krankheit über mich gewacht hatte, richtig deutete. Ich atmete schwer beklommen, wenn ich mir vorstellte, daß sie alles wisse oder auch nur ahnte, was der geldgierige Gemisthos, der mit würdevollem Schritt nach dem Hauptbau des Schlosses zurückwandelte, mir verraten, verschwiegen und im Verschweigen doch gesagt hatte! Dem Lästerer in Venedig, Herrn Peter Aretino, bat ich in dem Augenblick ab, daß ich um des Herzogs von Naxos willen seiner Lästerzunge je widerredet hatte. Das Schlimmste, was er ihm nachgesagt, wurde von der Niedrigkeit und dem Greuel dieser Menschenlarve, die sich einen Fürsten nannte, weit übertroffen.

So dachte ich damals, Meister Andrea, und viel milder denke ich auch heute nicht, obschon ich seitdem leider reichlich erfahren habe, was die Großen tun, um von einer vermeinten Höhe nicht herabzusteigen und das

jämmerlichste Restchen von Macht festzuhalten. Ihr werdet fühlen, welchen Sturm mir die erkaufte Wahrheit im Sinn und im Blut erregte. Ich will gar nicht leugnen, daß sich mit einemmal die Kluft zu füllen, fast zu schließen begann, die ich bis dahin zwischen dem Fürstenkinde und mir gesehen hatte — mit dem türkischen Leibbarbier, und wenn er zehnmal ein mächtiger Pascha geworden war, meinte ich in die Schranken treten zu können. Und mir war's, als sei mir die Jungfrau, das Weib Maddalena näher gerückt, als hätte ich ein Recht erhalten, sie mit heißer Sehnsucht zu begehren! Und doch wußte ich zugleich, daß die Prinzessin, soviel an ihr war, mein Kommen abzuwehren versucht hatte, und blitzschnell folgte die Einsicht, daß sie sich nur spröder und stolzer in den Mantel ihrer jungfräulichen Unnahbarkeit, ihrer Heiligkeit hüllen könne, der frevlen Wallung, die mich übermannte. Ich fragte wohl höhnisch, wie sich diese heilige Reinheit im Frauengemach des türkischen Großherrn ausnehmen würde, aber mir ward dabei nicht besser und hoffnungsreicher zumute. Vor mir schwankte Vergangenes und Künftiges auf und nieder, sicher war nur eins, daß ich auf jede Gefahr hier bleiben und selbst dem Wunsche der Prinzessin trotzen wollte. Ich wartete nicht erst ab, daß sie nach mir Genesenem sehen würde, sondern ließ mich am folgenden Morgen bei Herzog Tommaso melden, der mir mit lächelndem Mund, aber bösem Blick zu meiner Genesung Glück wünschte, und bat um meine Aufträge. Er nannte mir ein halb Dutzend Namen griechischer Göttinnen, mit denen er seine Gärten zieren wollte, und verhieß mir, daß ich alsbald die Marmorblöcke zu den Arbeiten in mein Gartenhaus geliefert erhalten solle. Er entließ mich mit der Mahnung, mich um nichts anderes zu bekümmern als um meine Kunst,

und ich verstand wohl, daß die Mahnung eine Warnung und Drohung in sich einschloß. Doch ich achtete dessen nicht, obschon ich wußte, daß er mit seiner grausamen Härte wohl verdiente, ein Vasall der Türken zu sein. Mich kümmerte jetzt nichts als seine Tochter, und in meinen wachen Träumen wandelte sich das schimmernde stille Meer, auf das ich aus dem Garten hinblickte, zur dunklen tobenden Flut, über die ich die schöne Maddalena auf den Armen dahintrug. Was ich der Flut entreißen würde, durfte ich doch auch wohl an mich reißen? Ich spürte, daß mir das Blut wieder heißer durch die Adern rann, daß sich brennendes Verlangen an ihre Schönheit und Holdseligkeit heftete, und doch, Meister Andrea, war es anders und ich ein anderer als ehedem! Fühlte ich doch auch, daß ich, um die Reine und Edle vor dem schnöden Schicksal zu retten, das ihr drohte, selbst auf den Preis Verzicht leisten könnte, den mir die glühende Einbildung vor Augen stellte, gelobte ich mir doch, mein Leben für nichts anzuschlagen, wenn es ihrem Dienste gelte. Nur in feiger Flucht sie ihren schlimmen Gestirnen überlassen wollte ich nicht, und auf ein Eingreifen des Himmels vertrauen konnte ich nicht mehr!

Ich sehe Euch lächeln, und Ihr habt recht — solche Opferfähigkeit der Jugend gleicht zuletzt doch dem Vesuv, er trägt Reben und Rosen, aber im Grunde bleibt er Glut und nichts als Glut! Ich hoffte schon an diesem Tage Madonna Maddalena wiederzusehen, aber nur Isotta, meine Pflegerin, kam und sah, daß ich in meiner Werkstatt stand, Pergament an der Wand aufgespannt hatte und mit roter Kreide Figuren umriß, wie sie der Herzog begehrte. Ich lechzte natürlich nach dem Augenblick der schönen Herrin, um derentwillen ich hier war, sie ließ

mich jedoch noch bis gegen Abend des zweiten Tages harren und betrat vom Garten aus meine Werkstatt erst, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich schon bei meiner Arbeit sei. Als sie eintrat, gönnte sie mir zwar ein ernstes Lächeln als Glückwunsch zu meiner Genesung, aber ich las gleichwohl von ihrer Stirn und aus ihren Augen, daß sie mir zürne. Sie warf auch kaum zum Schein einen Blick auf meine Zeichnungen und die prächtigen Marmorblöcke, die man inzwischen in den Raum geschleppt hatte. Sie wandte sich vielmehr zu mir und sagte: ‚Da Euch Gott in der Krankheit glücklich bewahrt hat, was versucht Ihr ihn ferner, Marcantonio? Ihr seid hier nicht an Eurem Platz, Ihr seid Eurer Zukunft und vielleicht noch jemand schuldig zu gehen, solange Ihr noch gehen könnt. Der Herzog, mein Vater, gibt Euch Arbeit, weil er Euch einmal gerufen hat, doch er wird Euch um der Arbeit willen nicht halten.‘ Ich hörte, was sie sprach, und gab ihr durch Zeichen und halbe Worte zu verstehen, daß ich ihr nicht antworten könne, da ich nicht wisse, ob sie ihrer Begleitung sicher sei. Sie sah sich nach den Frauen und Mädchen, die hinter ihr standen, gar nicht um und entgegnete ruhig: ‚Um diese kümmert Euch nicht, sie sind sämtlich Griechinnen dieser Insel, keine spricht und versteht Toskanisch. Redet immerhin, wenn Ihr etwas zu sagen habt.‘ So fand ich mich schroff vor die offene Entscheidung gestellt und versetzte ohne Zögern: ‚Ich will nicht gehen — nicht von Euch gehen, Madonna! Wißt Ihr es nicht, wie ich zu Euch emporblicke? Was ich Euch danke? — ich weiß es! Ihr habt mich über den Staub erhoben, in dem ich hinkroch —‘ Sie fiel mir hastig ins Wort: ‚Jeder erhebt sich nur aus eigener Kraft. Hab ich die Eure erweckt, Marcantonio, so wird es mich

auf immer freuen! Aber so weh es mir tut — jetzt und hier bin ich ohnmächtig, Euch ferner zu nützen. Ich sage Euch noch einmal, daß wir uns hier Eurer Kunst nicht erfreuen können. Wir haben kein Recht mehr, eines wackeren Landsmannes Geschick an das unsere zu fesseln.' Die Prinzessin versuchte, mich dabei ruhig und selbst heiter anzublicken, mir aber entging der Schatten von düsterer Fassung und Trauer nicht, der sich über ihr schönes Gesicht breitete; ich rief ihr zu: ‚Eine Gunst, die erbeten wird, ist keine Fessel — ich bitte Euch, mir zu gönnen, daß ich in Eurer Nähe bleibe. Mir deucht, Ihr könntet eines Landsmannes, der Euch bis zum Tode ergeben ist, wohl bedürfen.' Sie richtete den schönen Kopf, den sie leicht geneigt hatte, hoch empor, und aus ihren Augen traf mich ein Blitz königlichen Stolzes: ‚Wessen vermeßt Ihr Euch, Antonio Primolano?' Ich aber wallte auf und sagte trotzig: ‚Auch wer hoch im Licht wandelt, kann wohl eine Stunde erleben, in der ihm Auge und Arm, Herz und Blut des Dunkelgeborenen viel gelten.' Da wandelte sich ihr flammender Blick in einen lichten, mild bedauernden, und leiser, gemessener als seither sagte sie: ‚Ihr bleibt ein Tor, Marcantonio. Wenn Ihr nur etwas von meinem Leben erfuhrt, nur entfernt ahnt, was mir das Schicksal auferlegt hat, so müßtet Ihr auch fühlen, daß uns aus solcher Nacht nur der eigene Wille, unser innerster Sinn und ein Strahl von oben herausführen kann. Ich danke Euch dennoch — und hoffe, daß Ihr bald völlig genesen werdet.'

Sie ging mit ihren Begleiterinnen hinweg, meine Augen folgten ihr durch die Schattengänge des Gartens. Sie hatte mich schließlich nicht nochmals gehen geheißen, und ich war zum Bleiben fester als je entschlossen, komme was wolle!

Von diesem Abend an vergingen wohl sieben Wochen, in denen ich die Fürstentochter beinahe täglich sah und sprach, ohne daß wiederum ein Wort solcher Art gewechselt wurde, wie wir sie zwischen den Fenstern und der Gartenpforte meiner Werkstatt ausgetauscht hatten. Maddalena kam bald auf einige Augenblicke, bald erschien sie auf längere Zeit, ein paarmal im Geleit ihres erlauchten Vaters, öfter mit ihrer griechischen Kammerfrau und der kleinen Isotta, immer aber schlossen die Stunde oder die Minuten, die sie mir gönnte, mein eigentliches Leben auf jenem Eiland ein. Ich war tätig, ich mußte es wohl sein, denn Herzog Tommaso überwachte die Fortschritte meiner Arbeit, wie mich selbst mit Argwohn, und ich blieb in dieser wunderlichen Welt einsam genug, um schließlich bei meinem Marmor Zuflucht vor allen Gedanken und Träumen zu suchen. Aber Ihr versteht, daß ich nicht mit ganzer Seele und allen Sinnen bei den Figuren der Daphne und der Chloris war, daß ich Tag und Nacht an eine andere Zukunft als an die meine dachte, und doch die eigenen heißen Wünsche und verworrenen Hoffnungen mit dem Geschick der anderen verknüpfte. Umgekehrt schien es bei Madonna Maddalena zu sein. Von ihren Lippen fiel kein Wort, das dem Leid ihres Daseins galt, kein Laut der bitteren Sorge, der Furcht, die ich doch in ihren Augen und aus ihren müden Schritten las. Wie könnte ich Euch schildern, was ich in jenen reichen und doch so düsteren Wochen gewann! Im flüchtigsten Wort wie im längeren Zwiegespräch, zu dem es an einigen Tagen kam, erschloß mir die Herzogstochter die Tiefe ihrer großen Seele und erfüllte mich mit brennender Scham, wie rauh und roh ich durchs Leben getaumelt sei. Schlicht und absichtslos klangen aus dem Munde des

schönen Mädchens ergreifende Worte, die mir Offenbarungen wurden. Sie lehrte mich fühlen, daß die Kraft ohne Milde und die Leidenschaft ohne innere Reinheit, und alles Menschensein ohne ein leuchtend Trostgestirn nichts frommen könne. Ich meine, daß sie gläubig war, wie es die Kirche von uns fordert, doch wies sie mich nicht an die Heiligen und fragte nichts nach meinem Glauben. Ich galt ihr als ein Mensch, der es wert war, sich über den dumpfen Drang seiner Sinne zu erheben, ich hatte ihr gezeigt, daß ich es wollte und vermochte, und sie blieb genug Weib, es mir zugute zu rechnen, daß jede edle Regung in mir ein Abglanz ihrer Schönheit und ihres hohen Sinnes war.

Ob sie ahnte oder erriet, was daneben in mir vorging, daß ich in schlummerlosen Nächten und in hundert einsamen Stunden ihre Gestalt schaute und mich in heißem Verlangen nach ihrem Reiz verzehrte, ich habe es nie ergründet. Ihr wißt, Palladio, daß wir nicht viel mehr vermögen, als unser Blut zu beschwichtigen und zu beherrschen — daß es aber in den Adern weiterrollt und sein Recht will. Und eine Stimme, von der ich nicht wußte, ob sie aus meinem Blut oder aus meiner Seele drang, schrie in jedem unbewachten Augenblick auf, die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen und die Vergötterte einer traurig schmachvollen Zukunft zu entreißen. Und doch, wenn ich sie wieder erblickte und ihre Stimme an mein Ohr klang, so fand ich nicht den Mut, sie mit meinem Ungestüm und meinem wilden Schmerz zu erschrecken, so stand ich betroffen, beschämt vor ihrer stillen Sicherheit und ließ meine Besorgnis wie mein leidenschaftliches Verlangen einschläfern. Durch alle die Wochen hindurch wagte ich einmal ein drängendes

Wort, als ich eines Tages von der Teilnahme, der Sorge, die die Prinzessin für mich und meine Zukunft zeigte, überwältigt wurde und ihr zurief: ‚Ihr möchtet mich auf den Schwingen Eurer Güte zum Ziel tragen, Herrin, aber Ihr — wollt Ihr vergessen oder auf Euch nehmen, was Euch droht?‘ Da war's einen Augenblick, als ob sie die Maske gebieterischen Stolzes über die schönen Züge legen wollte, aber sie besann sich alsbald eines Besseren, lächelte und sagte ruhig: ‚Laßt uns dennoch von allem sprechen, was Ihr daheim tun und schaffen sollt, Marcantonio. Gönnt mir die Freude zu denken, daß Ihr die Via Sacra des Ruhmes emporschreiten werdet. Was mich anlangt, so wißt, wer nicht unwürdig empfindet, dem kann Schweres, doch niemals Unwürdiges geschehen.‘ Und dann fuhr sie fort von meinen Künstlerträumen und künftigen Bildnertaten zu reden, in ihrem Auge spiegelten sich lockende, schimmernde Fernen, in ihrer Stimme war ein Ton, der mich durchschauerte. Ich war jung, ich wußte nicht, daß die Totgeweihten, die des Lebens Kümmernisse hinter sich haben, sprechen, wie Madonna Maddalena damals zu mir sprach. Ich begann zu wähnen, ich sei von Gemisthos Kanakaris belogen und betrogen, der Teufel mochte wissen zu welchem Zweck, und die Herzogstochter fühle sich in unnahbarer Fürstlichkeit hoch über mir und allem Drang niederen Lebens. Nur die Augen des Herzogs, die mich bei jeder Bewegung mit einem Blick des Mißtrauens oder tückischen Hohnes streiften, die Späher, die ich auf meinen Wegen vor allem dann merkte, wenn ich einmal den Umkreis des Schloßhofes und der Gärten verließ und meine Schritte nach der Stadt und ihrem Hafen lenkte, warfen mich in die dumpfe Bangnis zurück, die Gemisthos Kanakaris in mir erweckt

hatte. Es war ein Unglück, daß ich nicht Romäisch verstand und schon darum halb wie ein Gefangener auf der Insel lebte.

Gegen Ende des zweiten Monats nach meiner Genesung geschah es zum erstenmal, daß eine Woche verstrich, in der ich weder den Herzog noch die Prinzessin sah. Ich würde leidenschaftliche Unruhe empfunden haben, auch wenn keine schlimme Kunde mich aufgeschreckt hätte. Am Ausbleiben Maddalenas ermaß ich, was mein Leben hier ohne sie sei. Aber zum Überfluß zeigte sich nach wenigen Tagen des Herzogs Haushofmeister wieder einmal an der Pforte meiner Werkstatt. Er kam nur, um mir zu sagen, daß am vergangenen Tage ein Tschausch, ein besonderer Bote des Großherrn von Stambul, mit Briefen für den Herzog gekommen sei; aus dem heftigen Spiel seiner Hände mochte ich erraten, was er sonst wußte oder vermutete. Und wieder zwei Tage später huschte zu mir, der mit innerer Pein und gramvoll in einem der schattigen Gänge auf und ab schritt, die allesamt auf die große Terrasse hoch über dem Meere ausliefen, meine Landsmännin Isotta heran und vertraute mir schluchzend, daß Madonna Maddalena nach einer langen und heftigen Unterredung mit dem Herzog, ihrem Vater, ihren Entschluß erklärt habe, in den strengen Orden der Karmeliterinnen in Venedig oder Rom einzutreten. Sie begriff nicht recht, was eigentlich vorgehe, sie wußte jedoch, daß Herzog Tommaso seine Tochter, die vor ihm kniete, an den Schultern gefaßt, sie emporgerissen und sie angeherrscht habe, ob sie ihres Vaters Leben und Krone und das Dasein des christlichen Volkes retten wollte, dessen Fürsten die Crispi seit dreihundert Jahren gewesen seien, oder ob sie sein Haupt auf dem silbernen Becken vor der hohen

Pforte zu sehen begehrte? Wohl war's ein eitles Unterfangen, daß ich die schluchzende Kleine zu beruhigen und zu trösten suchte, mir selbst durchrüttelte wilde Trostlosigkeit die Glieder. Ich erfaßte jetzt mit einemmal klar den Zusammenhang des Furchtbaren, was hier vorging, verstand alles, alles, nur das eine nicht, warum Madonna Maddalena nicht früher an Widerstand gedacht, jeden Gedanken an Flucht und Rettung von sich gewiesen habe. Ich zersann mein Hirn tief in die Nacht hinein an der dunklen Frage und begann sie im Morgengrau wieder nach allen Seiten zu wenden; Antwort fand ich so wenig, wie einen klaren Entschluß, was nun zu tun sei.

Ich hegte keinen Gedanken an mich selbst, weilte mit Sinn und Seele bei der bedrohten Fürstentochter, für die ich glühte und zur Stelle mein Leben gewagt hätte — und doch war's vielleicht eine Regung des eigenen Ich, die mich in der Frühe wieder nach der Terrasse über dem Meere trieb. Ich wollte sehen, wie man an den Fuß der Felsen, auf denen sie lag, gelangen könnte, ich hatte wahrgenommen, daß Fischerbarken dort unten anlegten. Da mich das Meer wie eine Mauer umfing, war es natürlich, nach irgend einer Pforte zu spähen, durch die sich entrinnen ließe. Und allerhand wirre Bilder von einer Flucht zu zweien oder mehreren flatterten durch mein schmerzendes Hirn, wie ich aus der Wölbung der taufeuchten Riesenlorbeeren hervor mich über die Steinbrüstung der Terrasse beugte und die Felswand hinab zum Ufer und auf die leise heranwogende Flut sah. Der Morgen ging mit kühlem Ostwind auf, die blaßroten Wolken über dem weiten Meereskreis begannen sich purpurn zu färben und ich stand halb in ratloser Bekümmernis und halb in der Zuversicht, die der neue Tag in unserer

Seele weckt. Da klang ein Gruß an mein Ohr, den ich kaum mehr zu vernehmen gehofft hatte, am wenigsten heute und hier. Madonna Maddalena war denselben Laubgang herabgekommen, von dessen Ende ich auf die See und in den Morgen hinausstarrte. Sie schien allein, ich bemerkte nicht, daß ihre Zofe Isotta und eine griechische Kammerfrau Maddalenas in einem Seitengange zurückgeblieben waren. Ich fühlte beim Anblick der Prinzessin eine gewaltsame Erschütterung, das unverhoffte Glück sie zu sehen, ging im Leid unter, wie ich sie sehen mußte. Kein Blutschimmer in dem edlen Antlitz, die schönen Augen tief in den Höhlen liegend, ein Ausdruck in allen Zügen, den ich mir nicht zu deuten wußte, und von dem ich erst spät, viel zu spät begriffen habe, daß er der Ausdruck derer sei, welche die Erde überwunden haben. Madonna Maddalena blieb wenige Schritte vor mir stehen und sprach mich an: ‚Ich wünsche Euch einen gesegneten Tag, Marcantonio, Ihr habt ungewöhnlich früh Eure Werkstatt verlassen!‘ Ich fand nur eine gestammelte Frage zur Antwort: ‚Und Ihr, Herrin, ist es für Euch nicht auch zu früh?‘ Die Prinzessin versetzte ruhig: ‚Ich wünschte die Sonne aufgehen zu sehen,‘ und ich konnte am Ton ihrer Worte merken, daß sie erriet, was in mir tobte, und daß sie jeden gewaltsamen Ausbruch hindern und mich beschwichtigen wollte. Nach allem aber, was gestern am Abend und in schlafloser Nacht auf mich eingedrungen war, hatte ihre Stimme und ihre überirdische Ruhe die alte Macht über mich verloren. ‚Ihr schaut bleich und leidvoll in die Welt, und ich weiß es warum. Wollt Ihr auch in der Stunde der Not Eure Seele umhüllen? Ich weiß, daß Euer blühendes Leben schnöde bedroht ist, daß der Herzog Tommaso sein eigen Fleisch und Blut opfern will!‘

rief ich aufwallend. Maddalena trat mir um einen Schritt näher und unterbrach mich bebend: ‚Sprecht nicht von meinem Vater! Ihr wißt nichts von ihm, von seiner Bedrängnis. Ihr versteht es nicht, daß ein Fürst, auch ein machtloser und kleiner, den Verlust des Thrones mit dem Tode gleich achtet! Wär's nicht ein Wahn, daß meine Aufopferung unsere Untertanen und die Herrschaft unseres Hauses im Archipel retten würde, ich müßte mich fragen, ob nicht der Gehorsam und die Selbstüberwindung so weit zu reichen hätten — selbst so weit!‘ Sie schloß die Augen und lehnte sich, wie von einem Schauer geschüttelt, an die Brüstung, ich bezwang mit letzter Kraft die Regung nieder, ihre Knie zu umfassen und blieb in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihr stehen, aber fuhr leidenschaftlich auf: ‚Ihr frevelt an Euch und wider den Himmel, Herrin!‘ Sie schaute mich aus den großen Augen fast geisterhaft an: ‚Was meint Ihr, Marcantonio? was wißt Ihr? Habt Ihr die Tiefen der Pflicht ergründet, wie die des Schönen? Doch beruhigt Euch, ich weiß, daß das höchste, schmerzlichste Opfer ein vergebliches sein, meinem Vater doch die Krone dieses Inselherzogtums nicht retten würde.‘ Ich aber ließ mich nicht mehr beschwichtigen und rief grollend: ‚Und wenn Ihr Eurem Hause zehn Kronen auf ein Jahrtausend erhalten könntet, Ihr dürftet Euch nicht in solche Schmach stürzen!‘ Wieder fiel ein prüfender Blick auf mich, wieder sagte sie stockend: ‚Ihr wißt nichts, Ihr täuscht Euch über die Dinge, wie über mich,‘ und dann versuchte sie zu lächeln, aber dies Lächeln war so müde, so traurig, daß meine letzte Zurückhaltung schwand, und in wilder Erregung stürzte alles hervor, was ich wußte und zu wissen wähnte. Sie hörte mich stumm, wie in sich selbst zurückgescheucht an und schauderte, wieviel von dem, was sie tief in der

eigenen stolzen Seele verschlossen hatte, offenkundig vor den Blicken des Fremden lag. Als ich aber zuletzt rief: ‚Zieht Ihr es nicht vor, Herrin, Euch durch die Flucht dem trostlosen Geschick zu entziehen? Wollt Ihr der Spielball so schnöder Staatskunst bleiben oder wirklich unter den tausend Frauen des Sultans Soliman enden? Gebietet über mich, und wenn Ihr mir nur halb so vertraut wie ich's verdiene, so will ich Euch als Euer getreuer Diener überall hin, in jede Gefahr folgen!‘ Sie machte mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung: ‚Sprecht nicht weiter, Marcanton! Mein Vater hat Späher, auch wo er keine hinsendet. Euer guter Wille könnte mich vor dem nicht retten, wovon Ihr mich bedroht glaubt, und Euch jammervoll verderben. Auch belügt Ihr Euch und mich. Ihr würdet schwerlich lange der Diener bleiben wollen.‘ Ich fühlte, wie heiße Scham mein Gesicht rötete, und blickte von ihr hinweg aufs Meer hinaus, gewann aber doch alsbald den Mut zu einem offenen Wort: ‚Wenn es so käme, was täte es Euch? Es wäre Euch ein Leichtes, den Diener, dem Ihr nicht mehr sein wollt, als die angebetete Herrin, von Euch zu weisen. Und dann — seid Ihr denn so heilig oder so herb, daß Ihr an das Glück nicht glaubt, das Menschen sich geben können! Hat in Eurer Welt die irdische Liebe niemals ein Recht?‘ Durch ihr bleiches Gesicht ging ein Ausdruck schmerzlicher Rührung, in ihren Augen sah ich Tränen, aber leise sagte sie: ‚Ihr seid ein Tor, Marcantonio, doch ein Tor voll edlen Willens. Wehe Euch, wenn ich Eure Torheit teilte — ich sänne Euch ein Opfer an, das ich Euch niemals bezahlen könnte. Begreift Ihr nicht, daß ich den Hauch des Glückes und jedes Gedeihen von Euren Wegen scheuchen würde? Ihr mögt den Herzog von Naxos für gar machtlos halten,

und Ihr habt recht, der Himmel läßt es geschehen, daß der Gebieter seine Tochter vor den Forderungen seiner Gebieter nicht mehr schützen kann. Wißt jedoch, daß selbst dem Gestürzten noch Macht genug bleiben würde, seinen Ingrimm und seine Rache an dem zu sättigen, der ihm die letzte Hoffnung raubte. Wenn Gott den Stab zerbricht, auf den der Herzog sich stützen will, so dürft Ihr keinen Anteil daran haben. Und liebte ich Euch, Marcantonio, so müßte ich Euch erst recht hinwegscheuchen, weit, weit, wohin kein Schatten meines dunklen Loses fallen kann. Ich hätte selbstsüchtig schon zu lange gezögert und zu viel zu Euch gesprochen.‘

Sie verhüllte ihr Haupt und floh in den Baumgang zurück, ihre Kammerfrau, die ich jetzt erst bemerkte, kam ihr entgegen und fing die Schwankende in ihren Armen auf. Ich wollte ihr nachstürmen, aber mit gebieterisch erhobener Hand scheuchte sie mich zurück, und indem sie im Seitengang des Gartens verschwand, fühlte ich, wie meine Sinne vergingen. Aus ihren letzten Worten war ein Strahl geblitzt, der mich blendete und dann um so tiefer die Nacht des Daseins empfinden ließ. Ich durfte nicht zweifeln, daß meine Leidenschaft, die aus heißen Wünschen erwachsen und dennoch selbstlos und hingebend geworden war, ihr Herz berührt hatte. Aber eine Hoffnung weckte der Strahl nicht, und das Weh der Macht- und Ratlosigkeit lag bergeschwer über mir. Bis heute zittert in mir die dumpfe Trostlosigkeit, die erdrückende Glut jenes Tages nach, ich sehe mich stundenlang ohne Rast wie ohne Rat durch die Gärten des Lustschlosses streifen, stundenlang von verworrenen Gedanken und unmöglichen Plänen gequält, wie tot auf der Reisstrohmatte zu Füßen meiner halbfertigen Figuren liegen, und so oft ich's sehe, überkommt mich das nie erstorbene Leid.

Am Nachmittag dieses unseligen Tages trat Gemisthos Kanakaris in meine Werkstatt und beschied mich für den Abend in die Festsäle Seiner Herrlichkeit des Herzogs. Da ich trübselig verwundert aufschaute, er auch wissen konnte, daß mir sein Fürst vor wenigen Tagen eine Summe zur Bestreitung meiner Bedürfnisse hatte auszahlen lassen, mochte er wähnen, daß ich seine Erzählungen wiederum mit Gold aufwiegen würde. Er vertraute mir zuerst, daß das Fest an diesem Abend das letzte sei, dem die Prinzessin Maddalena beiwohne, und fügte mit leiserer Stimme hinzu: ‚Es ist entschieden, die junge Herrlichkeit hat sich gefügt, in einigen Tagen wird sie dem Sultansboten übergeben, der sie auf unserer Galeere nach Chios geleitet, wo eines der Prachtschiffe des Großherrn ihrer harrt. Sie hat endlich eingesehen, daß es sein muß und daß es dem erlauchten Herzog gegen die Türken nichts helfen kann, wenn sie sich im schwarzen Karmeliterinnenschleier lebendig begräbt.‘ Und als ich noch immer gleichgültig vor mich hinstarrte, sagte er: ‚Ihr werdet schon alles wissen, Meister Primolano. Die Prinzessin hat sichs ja bedungen, während der letzten Tage ganz frei zu sein. Heute abend wird keiner fehlen, der am Hofe erscheinen darf, sie nochmals zu sehen und sich ihr zu empfehlen. Wer kann voraussehen, ob sie nicht in Stambul die Gebieterin des Großherrn wird?‘ Ich ermaß die Tiefe meines hilflosen Jammers an der Ruhe, mit der ich das freche Geschwätz des gelbhäutigen Schelmes anhörte. Wie er hinweg war, hätte ich freilich den Kopf an dem großen grünlichen Marmorblock zerschmettern mögen, der mir frech im Wege stand, und umschritt ihn doch sorgsam, denn ich mußte Madonna Maddalena ja am Abend sehen. Ich glaubte nicht, daß sie zum Opfer ihrer selbst bereit sei,

ich hatte ja jedes Wort, das sie am Morgen zu mir gesprochen, im Gedächtnis, ich meinte gewiß zu sein, daß der Haushofmeister lüge, und fuhr fort, fiebernd Möglichkeiten zu ersinnen, die alle, alle unmöglich waren.

Sicher habt Ihr auch schon erfahren, Meister Andrea, daß es den Menschen hart ankommen, zur Marter werden kann, ein festliches Kleid anzulegen. Zu welcher Marter, lernte ich kennen, als die Sonne jenes Tages tiefer nach West sank. Am Ende der Qual schritt ich aber doch im besten Gewand, das ich von Venedig mitgebracht, nach dem vorderen Schloß, dem an diesem Abend aus den Nebenbauten wie aus der Stadt her mehrere Hundert prunkvoll geschmückte Menschen zuströmten. Ich hatte an dem Abend weder Augen für Marmorwände und Fußböden, noch für Bilder und Teppiche, ich ging den Herzog zu begrüßen, dessen Blick kälter und lauernder als je an mir herab- und wieder emporglitt. Ich hatte schon beim Eintritt wahrgenommen, daß die Prinzessin noch nicht zugegen sei, und all die fremden Menschen, die Hofdiener des Herzogs, die Hauptleute seiner kandiotischen Leibwache, die Primaten der Stadt waren trotz ihrer Köpfe und prächtigen Gestalten heute selbst dem Bildner gleichgültig, und nur einer, den ich beständig in der Nähe des Herzogs wahrnahm, zog mein Auge wieder und wieder auf sich, der Tschausch Sultan Solimans, ein greiser Türke mit dunklem Gesicht und weißem Bart, der mit ruhigem Ernst und mit sichtlicher Geringschätzung des festlichen Gewühles gleich mir auf die Erscheinung Maddalena dei Crispis zu harren schien. Mir stockte der Herzschlag, wenn ich bedachte, daß einer von uns beiden der Betrogene sein mußte — einer von uns — und warum nicht ich? Ich eilte, um Atem zu schöpfen, durch die offenstehenden Türen auf

die offene Galerie, die sich vor den drei Prunksälen des Schlosses hinzog. Sie hing hoch über dem Spiegel des Innenhafens, dessen letzte Wellen drunten die Pforten des Sommerschlosses netzten. Tief unter dem steinernen Gang dunkelte schon die Flut, draußen auf der See glänzten die Lichter von ein paar Fischerbarken, am Horizont sogen große, dunkelviolette Wolken mit goldenen Rändern den letzten Rest des Abendlichtes auf. Der zauberhafte Anblick nahm mich eine Minute gefangen, doch schon hörte ich hinter mir in den Sälen eine rauschende Bewegung — ich wußte, daß die Prinzessin eingetreten sein mußte. Ich eilte ihr unter vielen anderen entgegen, wie andere begrüßte sie mich mit einer leichten Neigung des Hauptes. Sie trug ein weißes Gewand und eine kleine Krone von Perlen, ihr Antlitz konnte an reiner Blässe mit beiden wetteifern. Ich fühlte, daß es nicht schicklich sei, mich dauernd in ihre Nähe zu drängen, aber ich lag im Bann des Augenblicks, ich folgte ihren Schritten; ich erriet mehr als daß ich verstand, daß die Prinzessin von den sie umdrängenden Männern und Frauen Abschied nahm, ich hörte immer und immer wieder das Wort Chios aus ihrem Munde, und ein tiefes Grauen durchkältete die Glut, die mir Leib und Seele befing. Vor Jahren hatte mir der gelehrte Molza in Modena, der meiner Unwissenheit abzuhelfen trachtete, viel von den Römern und Puniern erzählt, jetzt zuckte die Erinnerung in mir herauf, daß die Karthager, wenn sie ihrem Moloch opfern wollten, die Kinder dazu auch nicht mit dürren Worten gefordert hatten. Madonna Maddalena reiste nach Chios! — und schwieg von dem, was dahinter lag; der schuftige Haushofmeister des Herzogs sollte doch recht behalten, und alles, alles, was die fürstliche Jungfrau mir von der ersten Stunde bis

diesen Morgen gesagt, womit sie mich bezwungen und mein Leben umgewandelt hatte, waren Worte im Wind, klingende Schellen gewesen! Der Schmerz, den ich um ihr Geschick und um meine Ohnmacht gefühlt hatte, wurde plötzlich von schamvoller Erbitterung überwältigt. Das Verhängnis auf unseren Häuptern lenkte eben jetzt die Augen Maddalenas auf mich und ließ sie wahrnehmen, daß ich ihr näher war als die anderen. Da sagte sie: ‚Ich werde Euch heute lebewohl sagen, Marcantonio. Ich hoffe, daß Ihr nicht an mir zweifeln und wissen werdet, daß ich keinen Schritt tun kann, der meiner oder Eurer unwert wäre! Und so sei Gott mit Euch und das Glück, das ich nie gekannt habe, das aber nicht allen Guten versagt bleibt!‘ In der Verblendung des Augenblickes — ich habe sie mir in vierzig Jahren nicht vergeben, Palladio! — entgegnete ich ihr trotzig; ‚Ich werde glauben, was meine Augen sehen, Madonna. Wenn Ihr an Bord des Schiffes steht, das Euch nach Chios tragen soll, kann ich Euch ins Meer nachwerfen, was Ihr mir von Reinheit und Erhebung des Lebens gelehrt habt!‘ Mit schmerzlicher Bewegung preßte Maddalena die Hand aufs Herz, sie sah mich mit einem Blick an, der mir bis heute in die Seele brennt und mich zwang, die Augen vor ihr niederzuschlagen. ‚Ihr tut mir unrecht, aber vielleicht könnt Ihr nicht anders. Lebt denn wohl!‘ und so trat sie von mir hinweg. Sie schüttelte gegen ein paar Primaten von Naxos, die sie ansprechen wollten, den Kopf, und ich sah sie langsam auf die offene Galerie hinaus und diese entlang gehen, ohne daß sie sich wieder umblickte. Mich trieb es, ihr zu folgen, aber daran verhinderte mich der Herzog, der mit einemmal zu mir trat und mich zu einem Gespräch über meine jüngsten Arbeiten

zwang, bei dem mich jedes Wort, das ich ihm entgegnete, zu erwürgen drohte.

Da, mit einemmal, während ich noch mit krampfhaft erzwungener Ehrfurcht vor Tommaso Crispo stehe — erhebt sich ein verworrenes Getös an den Ausgängen des Saales — ein wirres Durcheinanderrufen von Stimmen, ein Hinausblicken und Deuten und Fragen, und wie der Herzog befremdet aufsieht, ich aber mit zehn, zwölf anderen zugleich den Türen nach der offenen Galerie zustürme, zeigt sich ein Schwarm der Festgäste, die alle über die Brüstung des Ganges in die Flut des Hafens hinabblicken und offenbar nicht sehen können, was ihnen gezeigt werden soll. Madonna Maddalena aber ist am Ende des Steinganges, wo ein paar Stufen hinaufführen, auf die Platte der Brüstung gesprungen, beugt sich weit, weit hinaus und deutet mit Arm und Hand in die Tiefe hinab. Ich brauche es nicht zu sehen, was da unten vorgeht — ich sehe sie und nehme einen Anlauf, alles hinwegzudrängen, was zwischen mir und ihr ist! Ich reiße einen Hauptmann von des Herzogs Leibwache am Arm zurück — da gellt ein hundertstimmiger Aufschrei! im gleichen Augenblick stürzt Madonna Maddalena hinab in die aufspritzenden Wogen, brechen mir auf der Stufe, die ich erreicht, die Knie zusammen, und über mich, den Daniederliegenden, hinweg schiebt sich ein Knäuel entsetzter, hilflos hinunterstarrender Menschen, während andere durch die Säle davonrasen, um nach unten zu gelangen. Dann unterschied ich nichts mehr, und als ich zum Bewußtsein und zu tausend Schmerzen wieder erwachte, war es gespenstisch leer in den Sälen, von den Treppen her hörte ich das Getös der Davoneilenden, aus der Tiefe klangen Wehgeschrei und barsche Befehlsworte, und am Ufer

leuchteten hin und her irrende Fackeln. Ich erhob mich und folgte dem Strom nach unten — im großen Mittelsaale, beinahe an der Stelle, wo ich die letzten Worte mit der so jäh Geschiedenen getauscht hatte, sah ich den Boten des türkischen Großherrn, der sich von seinem Kissen erhoben hatte und ruhig zum Hinweggehen anschickte, da seine Sendung so unerwartet zu Ende gegangen war.

Warum sollt' ich Euch mit der Schilderung der schaurigen Stunde quälen, die ich drunten am Innenhafen erlebte, bis es gelang, die tote Hülle Maddalenas der Flut zu entreißen? — Drei- oder viermal hörte ich während dieser Stunde erzählen, daß die Prinzessin einen Fischerbuben ins Meer gleiten sehen — daß sie im Erschrecken darüber Besinnung und Halt verloren habe und so der Flut zum Raube geworden sei, während der vermeintlich Verunglückte nach seinem Fahrzeug zurückschwamm. Die Lüge ward mit bleichen Lippen berichtet und mit gesenkten Stirnen gehört, wohl die meisten im Kreise wußten es, wenn auch nicht so unheimlich klar und gewiß wie ich, warum die schöne Herrin aus dem Leben geflohen war. Ich stand unter denen, die ihre Leiche ans Land bringen sahen, und half sie auf eine Tragbahre betten, die inzwischen herbeigebracht war, dann trieb mich's in die Nacht hinaus- und hineinzustürmen und mit dem herben Geschick zu zürnen, daß sie mir nicht einmal im Tode gegönnt hatte, ihr zur Seite zu bleiben.

Ein paar Stunden mochten so verronnen sein — ich hatte aufgehört die Zeit zu messen —, als ich mich plötzlich emporraffte und in meine Werkstatt zurückkehrte. Mit aufrüttelnder unwiderstehlicher Gewalt hatte mich der Gedanke erfaßt, mir und der Welt ein Abbild Maddalenas

zu sichern, ihre Totenmaske abzudrücken. Die Schmerzen, die diese Pflicht mit sich brachte, durften mich nicht kümmern; ich durfte nur der Leiden gedenken, die die Geschiedene erlitten haben mußte, um mein Leid klein und ärmlich zu finden. Ich rüstete, was ich zu meinem Vorhaben bedurfte, warf einen Mantel über und ging nach dem Schlosse, in dem noch gespenstisches Leben durch die Gänge huschte. Mich deuchte in meiner Verstörung, daß mich die Begegnenden mit scheuen Mienen ansahen — es dauerte lange, ehe ich erkunden konnte, daß man die Tote in ihr Schlafzimmer gebracht habe. Endlich gelang es mir, meine Landsmännin, die junge Isotta, zu finden, die mich weinend mit den Worten begrüßte: ‚Unsere Fürstin hat sterben wollen, Meister Primolano! Heute mittag noch schenkte sie mir ein Kreuz aus ihrem Schmuck zum Andenken und befahl mir, sobald ich höre, daß sie nicht nach Chios gekommen sei, für ihre arme Seele zu beten.‘ Ich unterbrach ihre Klagen und eröffnete ihr, was ich wollte; sie blickte mich scheu an und entgegnete, daß der Herzog Wachen vor die Gemächer seiner Tochter gestellt habe. Ich beschwor sie mit dringenden Worten, mir zu helfen; sie besann sich, nahm Rücksprache mit einigen Frauen aus der trostlos verstörten Dienerschaft der Prinzessin und geleitete mich endlich durch das Zimmer der ersten Kammerfrau in das Gemach, in dem die Entseelte auf einem niedrigen blauen Ruhebett lag. Man hatte ihre durchnäßten Gewänder mit einer schlichten weißen Hülle vertauscht, eine Sammetdecke um sie geschlagen und den Kopf, wie zum Schlummern, auf Kissen gelegt. Ich zögerte nicht, zu tun, was ich mir vorgenommen und wofür ich mein Leben eingesetzt hätte — ich gewann es über mich, das süße holde Gesicht, auf dem der Ausdruck kampflosen

Friedens lag, in Wachs zu hüllen und alles in mir niederzukämpfen, was meine Arbeit hätte gefährden können. Doch als die Arbeit vollbracht, als ich gewiß war, das Abbild der edlen im Tod erstarrten Züge zu besitzen, da sank ich am Lager der angebeteten Toten nieder, und wie sie stumm und kalt dort lag, war mir, als wehe ein warmer Hauch von der schönen reinen Gestalt zu mir herüber, ein Hauch, der mir erlösende Tränen bringen könnte. Doch ehe ich noch eine Träne geweint hatte, schreckte mich ein fester harter Tritt empor, die Tür gegenüber dem Lager war aufgerissen worden, der Herzog von Naxos stand vor mir. Sein Gesicht zeigte mehr Ingrimm als Gram, auf seiner Stirn standen schwere Schweißtropfen, und indem er seine Arme über der Brust kreuzte, sah ich, daß er zitterte. Mit drohendem Blick und rauher Stimme herrschte er mir zu: ‚Seid Ihr hier, Marcantonio, um der Toten zu rauben, was Ihr von der Lebenden nicht zu bitten gewagt habt?‘

Wie ein Keulenschlag fiel sein ruchloses Wort auf mein Haupt, doch zugleich sah ich mein eigenes früheres Selbst in diesem grellen Spiegel. Ich begnügte mich, stumm auf die Leiche zu weisen, die keuscher und dichter verhüllt als im Leben vor mir lag. Er zuckte die Achseln und warf geringschätzig hin: ‚Ich könnte Euch pfählen lassen und sollte es vielleicht — denn Euch danke ich's, wenn meine Krone ins Meer fällt. Die trotzige Törin, die das Dasein so gleichmütig wegwarf, hätte es um meinetwillen vielleicht noch ein paar Tage getragen — um Euretwillen — damit Ihr hoch dächtet von ihr — hat sie sich allzusehr beeilt! Wäre sie zwischen Chios und Stambul über Bord gefallen, würde der Sultan doch vielleicht an meinen guten Willen, sie ihm zu senden, geglaubt und

den Willen geehrt haben.‘ Ich erhob meine Hände abwehrend: „Herzog! tut mir das Ärgste — aber sprecht so nicht von Eurem Kinde!“ Er sah finster auf die reine, ruhende Gestalt: ‚Sie hat nichts nach ihrem Vater gefragt — und mir nur gehorcht, solange ihr Gehorsam kein Opfer ihres Eigenwillens und ihres Lebenstraumes einschloß! Ich tue mehr für sie, als sie für mich, wenn ich Euch unversehrt heimsende. Ihr könnt Euch in Venedig rühmen, daß Ihr den letzten der Crispi um sein Herzogtum gebracht, seine Tochter mit sinnloser Liebe erfüllt und in den Tod getrieben habt.‘ Er lachte auf, ein heiseres bitteres Lachen, das in diesem Raum klang wie ein Fluch am Altar; ich rief empört: „Herzog — ich habe kaum die Hand Eurer Tochter geküßt, ich habe sie verehrt wie einen der lichten Strahlen, die uns Gewißheit geben, daß eine Sonne über diesem dunklen Erdball steht.‘ Er lachte noch einmal, nickte und starrte unverwandt auf die Leiche Maddalenas. ‚Um so schlimmer,‘ hörte ich ihn sagen. ‚Sie liebte in Euch das Geschöpf ihrer Träume von Reinheit und Würde und Größe der armseligen Menschenbrut, sie wollte lieber sterben, als Euch einen Zweifel an diesen Hirngespinsten in der Seele lassen. Geht, geht — Ihr hochfahrenden edlen Seelen seid härter und schlimmer als wir — mag die Welt vergehen, wenn nur euer Wahn besteht! Ich habe mich zweimal geirrt und muß es büßen. Ich hoffte, weil sie klug war, daß sie zuletzt das einzig Gewisse, das warme Leben mit seinen Hoffnungen, doch den Schatten vorziehen würde. Und ich meinte, daß in Euch das Blut mächtiger sei als der Dünkel der Gottähnlichkeit, den Euch Maddalena eingeflößt hatte. Ich hätte Euch nie rufen sollen! Geht, wohin Ihr mögt — aber sorgt dafür, daß Ihr mir nicht oft mehr vor Augen kommt!‘

Er ging ungestüm hinaus, ich hatte es wohl verstanden, daß Gefahr im Verzug sei, aber Leben und Sterben waren mir angesichts dieser Toten gleichgültig. Ich trug die Totenmaske in das anstoßende Gemach, kehrte noch einmal zurück, küßte die Stirn und die erstarrten Hände Maddalenas und riß mich dann los, um nicht mit meinen gewaltsam hervorbrechenden Tränen die reine Hülle zu beflecken. Ich wandte mich nach meiner Wohnung und Werkstatt, und mir ist, als hätte ich den wahnsinnigen Gedanken gehegt, dem Groll und Grimm des Herzogs zu trotzen und auf Naxos zu bleiben, solange die Leiche der Prinzessin über der Gruft sei. Im Ungestüm und der Dumpfheit meines Schmerzes schien mir die eigene Erhaltung keines Schrittes wert. Doch bevor sich diese Nacht, die zweite, in der mich der Schlaf floh, in den Morgen wandelte, pochte Isotta an meine Tür und eröffnete mir, daß in etwa zwei Stunden der Schiffer Athanasios mit seiner Barke nach der Insel Santorin unter Segel gehe. Dort könnten wir, die drei Landsmänninnen, die noch im Dienst der Prinzessin gestanden hatten, und ich das Anlaufen eines venetianischen Schiffes erwarten und würden vor einem plötzlichen Zornausbruch des Fürsten geschützt sein. Es kam zu Tage, daß auch diese armen Frauen sich ihres Lebens nicht sicher wähnten, wenn sie im Augenbereich Tommaso Crispos verblieben. Ich durfte mich nicht weigern, ihnen das Geleit zu geben — denn immer war es eine Art Pflicht, ihrem Ruf zu folgen, und keine höhere Pflicht hielt mich hier. Mit dem Zusammenschnüren meiner Habseligkeiten verlor ich nicht eben viel Zeit, den größeren Teil ließ ich in den Gemächern so liegen und stehen wie die unvollendeten Figuren und die angehauenen Marmorblöcke in der Werkstatt. Mit Sorge und Sorgfalt trug

ich nur die Totenmaske Madonna Maddalenas mit mir hinweg und so dunkel mir die eigene Zukunft an jenem lichten Morgen war, so gewiß wußte ich, daß alle meine Tage der Erinnerung an die teure Herrin gehören würden, deren sterbliches Teil ich hinter mir ließ, als wir auf der Barke des Griechen, Santorin entgegen, in See gingen.

So ist es gekommen, Signor Andrea, und so hat mein Leben und Schaffen unter dem Gestirn gestanden, das für mich aus jener Totenmaske dort herabblickt. Ihr versteht jetzt, warum ich alles daran gesetzt habe, mein Haus auf diesem Boden zu gründen, der mir heilig war, und warum ich fähig gewesen bin, meinen Bildwerken einen Abglanz von dem zu leihen, was unser großer Dante das höchste Licht nennt! Die selige Gewißheit, daß es eine Liebe gibt, die nichts sucht, nichts weiß und will als das Heil des anderen, die Zuversicht, daß mitten in der Nacht der Ruchlosigkeit und des irdischen Jammers dies Licht nicht erlischt, hat mich mit dem Andenken an Maddalena Crispo begleitet. Ich wähne nicht, daß ich des Opfers wert gewesen wäre, das die Unvergeßliche mir gebracht hat, ich bin nicht halb so gut und groß geworden, als sie in ihrer hochherzigen Selbstvergessenheit geträumt haben mag. Doch habe ich gerungen, ihrer niemals völlig unwert zu sein, und habe Stunden gehabt, in denen ich ihr Auge auf mir ruhen, einen Hauch ihrer Seele in der meinen gefühlt habe.

Verzeiht, daß ich Euch mit meinen alten Geschichten einen Teil der Nacht und Eurer Ruhe geraubt habe. Unser Feuer ist herabgebrannt, dafür hat der Sturm nachgelassen — Ihr werdet morgen früh ohne Gefährde nach San Marco übersetzen können. Mein alter Gregorio ist wohl schon zwanzigmal bis zur Tür geschlürft, er

wird Euch alles bringen, was Ihr nötig haben könntet. Jetzt erlaubt mir, daß ich Euch in Euer Schlafgemach geleite, Euch gute Ruhe wünsche und Euch danke, daß Ihr mein Dach der Ehre gewürdigt habt, Meister Palladio."

Der Baumeister hatte sich mit dem Hausherrn zugleich von seinem Sitz erhoben. Während Marcantonio Primolano gedankenvoll in die zusammensinkende Glut der Holzscheite hineinsah, erhob Andrea Palladio sein Auge nochmals nach der Totenmaske der Herzogstochter, über die nach wie vor der Schimmer der römischen Lampe fiel. War es das Spiel des Lichtes, war es die eigene, vom Gehörten belebte Einbildungskraft — in den feinen Zügen der Maske schien ein geheimnisvolles Leben erwacht. Meister Andrea vermochte seinen Blick lange nicht hinwegzuwenden und ließ ihn endlich von der Totenmaske zu der Gestalt der Beatrice gleiten, in deren Antlitz die edlen Züge Maddalenas unverkennbar wiederkehrten. Er hätte vielleicht auch hier noch lange verweilt, aber er hörte jetzt deutlich Gregorios Hin- und Herschreiten auf dem Gange. So entriß er sich seinem Schauen und Nachsinnen zugleich und legte die Hand auf die Schulter des Bildhauers, der, ohne es zu wissen, auf seinen Sitz zurückgesunken war, und dem aus den Funken und zuckenden Flämmchen die Bilder ferner Tage aufblitzten.

„Glückliche Nacht!" sagte der Baumeister. „Und laßt mich Euch dreifach Dank sagen, Marcantonio. Für Eure Gastfreundschaft zuvörderst. Für das Vertrauen, das Ihr mir mit Eurer Erzählung schenktet, sodann; ich weiß die Ehre, die Ihr mir damit erwiesen habt, nach Verdienst zu schätzen. Ihr habt recht, tausendmal recht, daß das Leben des rechten Künstlers mehr sein kann als die Antike, wenn man es lebt wie Ihr! Und zuletzt noch

eins, Eure Geschichte ist auch mir ein Spiegel oder besser ein Stachel geworden. Ich will sie nicht umsonst gehört haben. Traget Sorge, daß mich morgen früh Euer Schüler Carlo Rocca nach San Giorgio zurück und zur Stadt hinüber begleitet, ich werde mit ihm und danach mit meinem Bruder ernste Rücksprache halten. Meine Nichte Chiara Palladio ist sicher keine Prinzessin Maddalena, aber vielleicht gehört sie doch auch zu den Frauen, die nicht alles für Glück halten, was aus der Hand ihrer Väter kommt! Zeigt mir, wohin Ihr mich gastlich betten wollt, und gönnt dann Euch einen tiefen süßen Schlaf, in dem Euch die verklärte Maddalena mit Engelsfittichen streift!"

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.